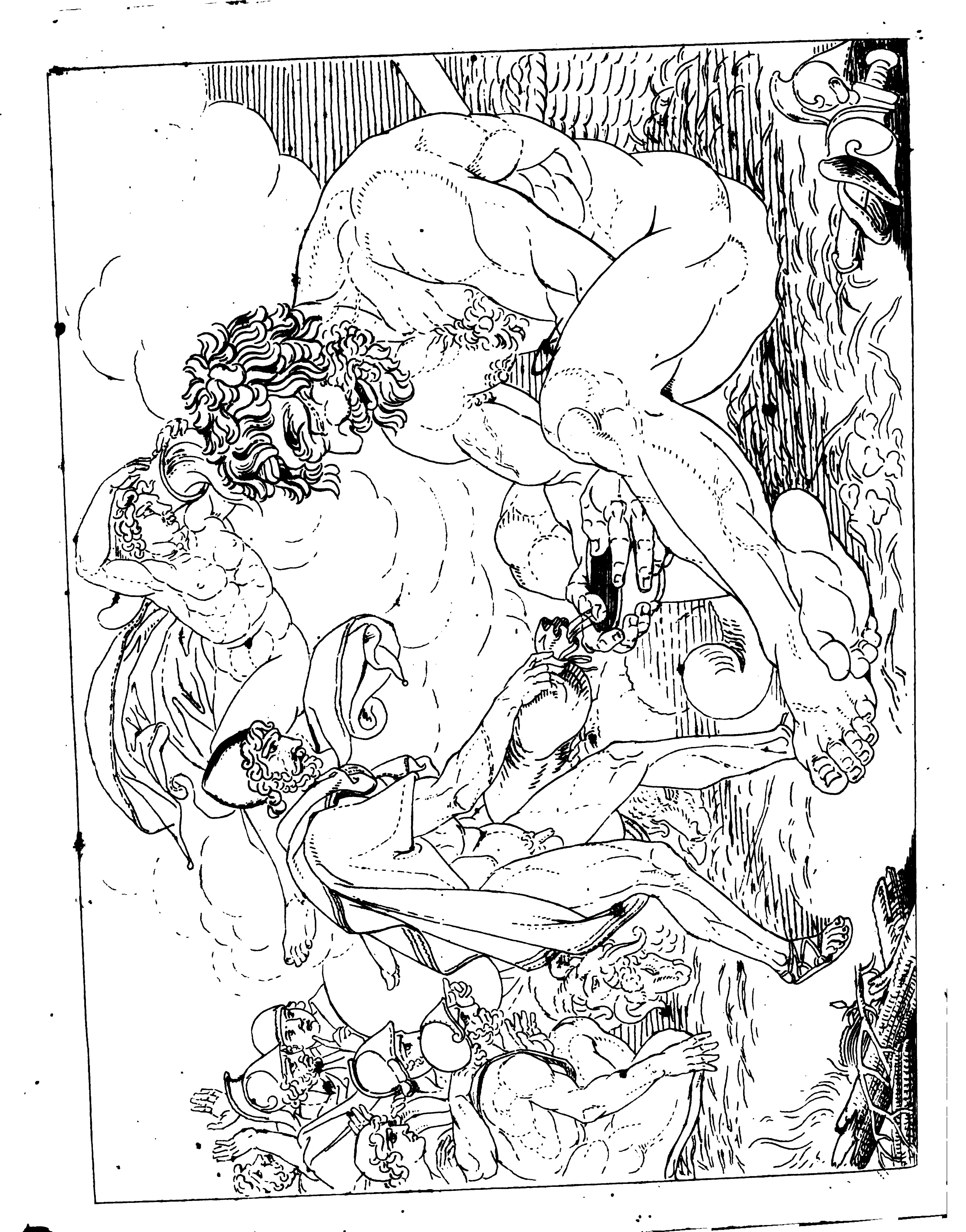






JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1804.

ERSTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.

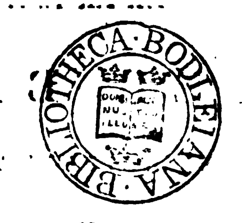
MIT ZWEY KUPFERTAFELN.

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1804.

Kein Buch, auch nicht das vortrefflichste, ist über *der Kritik eines denkenden und erweisenden Beurtheilers; aber auch alle nur von einem gewissen Werthe sind* über *der Kritik solcher Leute, die gar nichts von dem zu wissen scheinen, was* unter *der Kritik ist.*

Klopstock in einem Briefe an Voſs, 1781.



Vor-

Vorerinnerung.

Die Hauptsumme einer kritischen Anstalt, welche unter günstigen Vorbedeutungen erwartet, durch willfährige Theilnahme kundiger Männer in allen Gegenden unterstützt, und mit heiterer Stimmung vieler Einsichtsvollen empfangen wurde, gegen das gröfsere Publicum auszusprechen, ist ein Gedanke, der uns schüchtern macht. Durchdrungen von dem Gefühle, dafs, durch die That zu reden, das anständigste sey, wollen wir uns, anstatt einer ausführlichen Ankündigung, vor dem jetzt eröffneten Jahrgange nur einige einfache Bemerkungen erlauben.

Die Pflicht der **Unpartheylichkeit** und **Wahrheitsliebe** wird bey kritischen Blättern mit Recht für die erste und heiligste geachtet: doch darf sie, unseres Bedünkens, nicht blofs auf die Ueberzeugung der Einzelnen bezogen, sondern sie mufs überhaupt als Maxime der ganzen Anstalt betrachtet werden. Weit demnach entfernt, Einer Parthey anzugehören, Einem System zu schwören, und Einer Schule ausschliefsend zu huldigen, sind vielmehr unsere Blätter zur Aufnahme von freyen Ansichten und freyen Urtheilen solcher Männer bestimmt, welche neben der Nothwendigkeit, bey jeder Kenntnifs nach dem Höchsten zu streben, und, mit Verleugnung seiner selbst und kleinlicher Einseitigkeit, sich den Gegenständen unterzuordnen, und neben der Verpflichtung, seine Meinung durch erwogene Gründe zu bewähren, zugleich die oft schwierigere Kunst, abweichende, wie hergebrachte Meinungen, mit Scheu und ruhiger Besonnenheit, vorzutragen, nicht blofs anerkennen, sondern auch gewissenhaft ausüben. Es befremde daher nicht, wenn über die Bearbeitung wissenschaftlicher Gegenstände, zumal solcher, von welchen in unseren Tagen eine merkwürdige Reform versucht oder herbeygeführt wird, wenn namentlich über Werke der Philosophie, Medicin, Physik, Pädagogik u. s. w. die einzelnen, in unserer Zeitung gesammelten, Stimmen nicht immer einhellig ertönen; noch weniger sey es anstöfsig, wenn zuweilen über Ein wichtiges Werk die Urtheile zweyer in ihren Ansichten und Meinungen verschiedenen Männer dargelegt werden. Die Gründe für das eine, wie für das andere Verfahren, fliefsen unmittelbar aus jener Pflicht der Unpartheylichkeit her.

Aus denselben Gründen, und weil ein so ausgebreitetes kritisches Institut, an welchem schon jetzt eine sehr bedeutende Anzahl, dem Orte nach zerstreueter und den Gesinnungen nach selten verbundener, Männer thätigen Antheil nehmen, sich keinesweges vor den Augen des Kenners als eine Einheit behandeln läfst, haben wir es rathsam gefunden, die unvermeidliche Verschiedenheit der Grundsätze und Ansichten sogleich durch eigene Bezeichnung der

der Recensionen selbst anzudeuten, und diese, nach dem Beyspiel früherer und noch bestehender kritischen Anstalten, durch Buchstaben oder Zeichen zu unterscheiden. Erst dadurch schien eine wahrhaft unpartheyische Redaction möglich zu werden, welcher auf diese Weise vergönnt ist, entgegengesetzte Ueberzeugungen zur Sprache zu bringen, und alles Bedeutende aufzunehmen; dagegen die Bemühung, aus so vielfachen Anstrengungen unserer Tage durch Hervorheben und Zurücksetzen, durch ein leises Ab- und Zuthun, eine Art von Einheit zu erkünsteln, sich endlich in Nichtigkeit auflösen muſs. Dem Kundigen wird dabey nicht entgehen, daſs zuweilen auch Gleichdenkende ihre Stimme, obwohl verschieden im Ton, doch dem inneren Sinne nach harmonisch, abgeben. Wenn solche sich, wie zum Theil geschieht, einerley Chiffer bedienen: so wird das Zerstreuete wiederum in übersehbare Massen vereint, welche dem aufmerksamen Leser vielleicht neues Interesse gewähren.

Ein kritisches Blatt, welches als ein allgemeines sich ankündiget, berechtiget zwar zu den Foderungen der möglichsten Vollständigkeit; aber kein Verständiger wird diese Foderungen unerfüllt achten, wenn das Institut Sorge trägt, den gesammten Ertrag unserer Literatur und die wichtigsten Producte des Auslandes jährlich so aufzuführen, daſs auch von jenem nur das Ausgezeichneteste und Merkwürdigste umständlich beurtheilt, das Mittelmäſsige hingegen und das Unbedeutende kurz angezeigt werde. Um in diesen Grenzen Allgemeinheit zu erreichen, sind von unserer Seite alle Vorbereitungen getroffen worden. Was redlichem und ausdauerndem Fleiſse, was sorgfältig genutzten Erfahrungen möglich seyn wird, das werden wir zu leisten uns bestreben, überzeugt, daſs ein freundliches Annähern der Schriftsteller sowohl, als der Verlagshandlungen, uns dieses vielumfassende Geschäft erleichtern werde.

Indem wir diese Pflicht der Vollständigkeit, welche einer kritischen Anstalt dieser Art obliegt, und die Mittel, ihr Genüge zu leisten, bey uns im Stillen erwogen, wurden wir, aus leicht begreiflichen Ursachen, zu dem Vorsatz hingeleitet, auch die Beurtheilung älterer wichtigen Werke, welche ungefähr im letzten Decennium erschienen, und von berühmten kritischen Zeitschriften seither unbeachtet geblieben sind, in unseren Blättern allmählich nachzuholen. Auch davon haben wir bereits jetzt im ersten Monat den Anfang gemacht: die Fortsetzung wird lehren, ob unser Vorhaben gelingt, die Würdigung solcher hie und da verabsäumten Werke an die Recension neuerer Schriften verwandten Inhalts lehrreich anzuschlieſsen.

Daſs übrigens, auch für die vierteljährigen Beylagen und Kupfer, Herr Geheime-Rath von Goethe seine Bemühungen fortzusetzen, daſs ein anderer Freund der Wissenschaften von den Früchten seiner literarischen Forschungen Manches auch in diesen Beylagen auszustellen gedenkt, darauf geziemt uns, das Publicum bloſs aufmerksam zu machen.

Jena, den 31 Januar 1804.

Die Unternehmer
der
Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung.

WEIMARISCHE KUNSTAUSSTELLUNG
VOM JAHRE 1803
UND
PREISAUFGABE
FÜR DAS JAHR 1804.

I.
Kunstausstellung von 1803.

I. Vorerinnerung.

Von dem Triebe teutscher Künstler, sich in die Region der Poesie zu erheben und zugleich das Alterthümliche wieder aufzufassen, legte diessmal die Weimarische Ausstellung ein unzweydeutiges Zeugniss ab; denn, nicht nur ward jene bedenkliche Aufgabe, welche den Odysseus beym Kyklopen vorstellen sollte, mit vierzehn concurrirenden Stücken geehrt, sondern, auch unaufgefordert, sendeten uns denkende Künstler eine Wiederbelebung alter, verlohrner Kunstwerke, nach überbliebenen Beschreibungen. Wir werden, auf die gewohnte Weise, erst von dem Gegenwärtigen Rechenschaft geben, dann auf das Vergangene zurückblicken, und sodann unsere Wünsche für die Zukunft eröffnen.

II. Verzeichniss der sämmtlichen ausgestellten Kunstwerke.

A.

Odysseus, der den Kyklopen, hinterlistig, durch Wein besänftigt.

Die Künstler haben alle Momente der Fabel überhaupt, vom Anbieten des Weines an, bis zum Blenden selbst, darzustellen versucht.

Der Kyklop ist nüchtern, auch wohl bis zur barbarischen Heiterkeit belebt.

A. Federumriss und Bistre. Wien.
B. Desgleichen. Wien.
C. Oelgemählde. Ratzeburg.

Er ist mehr oder weniger trunken.

D. Schwarze Kreide, auf weiss Papier. Dresden.
E. Schwarze Kreide, auf dunkelgrau Papier. Göttingen.
F. Desgleichen. Würzburg.
G. Oelgemählde. Düsseldorf.
G. a. Umriss, auf weiss Papier.
G. b. Schwarze Kreide, auf dunkelgrau Papier. Kassel.
G. c. Schwarze Kreide, auf weiss Papier. Manheim.

Er ist todt-trunken.

H. Federumriss. Bistre. Düsseldorf.

Die Griechen bereiten den glühenden Stab.

I. Oelgemählde. Paris.

Sie gehen damit auf den Schlafenden los.

K. Sepia. Kassel.

Sie stossen ihm den Stab ins Auge.

L. Federzeichnung, Tusche.

B.

Kyklopische Landschaften.

1) Oelgemählde. Eutin.
2) Oelgemählde.
3) Zeichnung, blau Papier. Paris.

C.

Poetische und historische Gegenstände.

Von Nahl, in Kassel.

4) Polyidus und Glaukus.
5) Telemach und Odysseus. Oelgemählde.
6) Telemach und Penelope. Oelgemählde.

Von Langer d. j. in Düsseldorf.

7) Coriolan. Oelgemählde, grau in grau.
8) Vergötterung des Homers. Federzeichung, leicht getuscht.
9) Orpheus und die Parcen, gleiche Behandlung.
10) Cato von Utica. Grau Papier, getuscht, weiss gehöht.

11) Perseus und Andromeda. Vorjährige Aufgabe, nachgesendet.
12) Copia nach Guido, von Jagemann. Oelgemählde.
13) Copia nach Leonard da Vinci, von Riepenhausen. Aquarell.
14) Copia nach Leonard da Vinci.

15) Po-

15) Polygnots Gemählde in der Lesche zu Delphi, restaurirt von Riepenhausen. Bleystiftumrisse, auf weiss Papier. Zwölf Blätter.
16) 17) 18) Drey Nachtbrände, von Oldendorp, in Dresden.
19) 20) Zwey Viehstücke. Copien, von demselben.
21) Verklärung nach Raphael, Kupferstich.
22) Minerva und Amor. Basrelief.
23) Madonnenprofil. Flachrelief. Beide von Döll, in Gotha.
24—29) Büsten von Tiek.
30) Büste von Schadow.

III. Beurtheilung der eingesendeten Arbeiten, im einzelnen.

A.

Odysseus und Kyklop.

Lit. E. Zeichnung mit schwarz- und weisser Kreide, auf grau Papier, von Martin Wagner, aus Würzburg, welche den Preis erhalten. Der vorgesetzte Umriss stellt solche, nach ihrem ganzen Inhalt, verkleinert dar.

Wenn auch keiner von den mitwerbenden Künstlern den Punkt der Aufgabe, nach Maasgabe einer nachzubringenden Entwickelung, völlig getroffen: so hat sich doch unstreitig der erstgenannte dem Rechten am meisten genaht. Auf keinem der andern Bewerbstücke geht, sowohl aus der Handlung der Figuren, als aus dem ihnen beygelegten Charakter, in solchem Grad, anschaulich hervor, dass Polyphem zu trinken gelüstet und Odysseus ihn überlistet. In keinem sind die Nebenfiguren, der Gesellen des Odysseus, so bedeutend, einfach und zweckgemäss, durch Aeusserungen von Furcht, Hoffnung, Neugierde motivirt. Die Zeichnung ist hier so fest, der Ausdruck geistreich, die Anordnung des Ganzen kunstgerecht; man bemerkt keinen müssigen Raum. Die über dem Polyphem schwebende und ihr Horn ausgiessende Figur des Schlafs ist, als allegorisch, gewissermasen tautologisch und überhaupt fremdartig, nicht zu billigen; sie greift aber übrigens recht gut in die Anordnung des Ganzen mit ein.

Das Licht ist von dem auf der Seite brennenden Feuer hergenommen, und fällt vornehmlich auf den Odysseus, als Hauptfigur.

Lit. G. b. Grosse Zeichnung, mit schwarzer und weisser Kreide, auf grau Papier. Dem sitzenden Riesen nahet Odysseus, mit gefülltem Krater, zwey Gesellen sind gleich hinter ihm, von denen einer den Schlauch trägt, zwey stehen entfernter in der Höhle, in welche von oben herein Licht fällt.

Wegen der gutgesparten Lichtmassen, der freyen, kräftigen Behandlung, dem vollen Styl der Formen und einer gewissen durchherrschenden gefälligen Einfalt des Geschmacks, wurde dieses Werk vor andern mit Beyfall gesehen.

Odysseus nimmt sich, als handelnde Figur, vor allen aus; der Kyklope, riesenhaft, derb und schwerfällig, scheint uns in Betracht des Charakters recht gutgedacht; das Auge auf der Stirn, nach dem Odysseus hinverwendet, erinnern wir uns nie von so passendem Ausdruck gesehen zu haben. Einer der nähern Gesellen des Odysseus betrachtet neugierig, der andere mit zweifelndem Argwohn den Riesen. Von den beiden entferntern ist der eine nachdenkend, der andere bekümmert dargestellt.

Die Leser werden, aus unserer Beschreibung, merken, dass die Gefahr, welche dem wandernden Helden in der Höhle des Kyklopen droht, nicht hinlänglich angedeutet sey. Dadurch ist der Zweck der Aufgabe, ja die blosse Darstellung der Fabel, ohne weitere Beziehung, verfehlt, und deshalb der vorerwähnten Wagnerischen Zeichnung der Vorrang nicht abgewonnen worden.

Lit. K. Zeichnung mit Sepia getuscht. Die Höhle ist gross, weit, tief; menschliche Figuren, Thiere und Nebenwerke gut in den Raum vertheilt. Dem auf eine Art von Lagerstelle hingesunkenen Riesen ist eine Kuhhaut untergebreitet. Er liegt in tiefem Schlaf, und Odysseus, der sich, durch edlern Charakter und muthvolle Annäherung an den Riesen, vor seinen Gefährten auszeichnet, befiehlt dreyen derselben den glühenden Pfahl in des Kyklopen Auge zu stossen, und eben sind sie im Begriff dem Befehl zu gehorchen. Neben ihnen erblickt man die mit vieler Anmuth gedachte Figur eines Jünglings, der das Feuer geschürt hat, und noch den Blasebalg in der Hand hält; auf der entgegengesetzten Seite ist ein anderer, der sich furchtsam naht, um eine Schaale anzufangen, welche dem schlafenden Riesen eben aus der Hand sinken will, und, durch den Klang ihres Falls, denselben wecken könnte; noch ein anderer von den Gefährten entsetzt sich über das Wagestück, welches unternommen wird, und noch einer, beide Hände auf ein Felsstück gestützt, sieht mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Vermuthlich in Bezug auf eine Stelle beym Theokrit, hat der Künstler, bey der Lagerstelle des Kyklopen, einen mit dem Schweife der Kuhhaut spielenden jungen Bären angebracht. Das Licht wird von einer in der Höhle aufgehangenen Lampe verbreitet und vertheilt sich, in schönen Massen, über die Figuren.

Wenn man die hübschen Formen der Zeichnung, die Zierlichkeit des Wurfes der Falten, den Reichthum und die geschickte Anordnung des Ganzen in Anschlag brächte, übrigens aber, in der Aufgabe, nichts weiter als Nachbildung der homerischen Erzählung beabsichtigt hätte: so müsste dieser Zeichnung, deren Verfasser, jedesmal, wenn er concurrirte, sich in der vordersten Reihe befunden, vermuthlich der erste Platz eingeräumt werden; allein von der Seite, wie hier der Gegenstand genommen worden, ist solcher für die bildende Kunst nicht vollkommen günstig. Dem Scheine nach begeht Odysseus, mit seinen Gesellen, ein Unrecht, nicht eine Heldenthat, indem sie den schlafenden Kyklopen zu beschädigen drohen; der ihnen, auch wachend, an Stärke nicht überlegen seyn dürfte, und von dessen vorher verübten Grausamkeiten keine Spur in die Augen fällt.

Lit.

Lit. F. Oelgemählde. In Verkürzung, auf dem Rücken, den Kopf heraus nach dem Beschauer gewendet, liegt der Riese, volltrunken, in seiner Höhle, neben ihm, links, ein paar Schafe, rechts der Schlauch, die Schaale. Weiterhin steht Odysseus, welcher, zu vier seiner Gefährten, die beschäftigt sind den Pfahl zu brennen, befehlend spricht; drey andere sehen zuschauend, etwas entfernter.

Polyphem verdient das Lob einer wohlgezeichneten, mit vorzüglicher Kunstfertigkeit gemahlten Akademiefigur, von guten, kräftigen, doch eben nicht riesenhaften Formen. Sie erinnert im Ganzen an carraccische Kunst und Geschmack, welches allerdings vorzügliche Eigenschaften anzeigt. Odysseus ist ein rüstiger Held, in edler Stellung, die purpurne Chlamys, die ebenfalls purpurne Mütze, das kurze, an der Seite hängende Schwerdt und die Sohlen zeichnen ihn vor seinen Gefährten aus, die meist nackt sind, und minder edle Formen haben. Die verkürzte Lage des Riesen, so wie der hochgenommene Horizont, mögen zum Theil Ursache seyn, dass der Beschauer, auf den ersten Anblick, in Zweifel geräth, ob der Held und die Seinen wirklich an Gestalt kleiner als der Kyklope sind, oder nur tiefer im Bilde stehen. Das Licht kommt von dem Feuer her, an welchem der Pfahl gebrannt wird, und thut ganz gute Wirkung.

Lit. H. Mit Bistre getuschte Federzeichnung, verdient, wegen Kunst und Willen, zunächst einen Platz. Polyphem liegt, von Wein und Schlaf überwältigt, am Felsen in der Höhle und hält, mit erschlaffter Hand, weinverschüttend, seinen Becher, den ihm Odysseus nocheinmal füllt; dieser horcht auf die in Wolken sitzende Minerva; eine schwebende Victorie reicht ihm Lorberkranz und Palmzweig. Auf der einen Seite des Bilds erblickt man Schafe, auf der andern lauern, hinter einem Felsklumpen, die Gefährten des Odysseus.

Das Ganze ist mit sicherer Hand gezeichnet, desgleichen die Anordnung gut gelungen; nur gegen den Kyklopen läßt sich erinnern, dass sein Charakter, zu athletisch ausgebildet, nicht die plumpe Rohheit andeutet, welche ihn, für den Kunstzweck so günstig, mit den Figuren des Odysseus und seiner Gefährten in Contrast stellt.

Lit. C. aus Ratzeburg. Das physische und moralische Verhältniss des Odysseus zum Polyphem fanden wir in keinem der eingesendeten Stücke richtiger ausgedruckt als in diesem Oelgemählde. Mit grässlichem Grinzen klopft der sitzende Kyklop dem Odysseus, der vor ihm steht, und den gefüllten Becher darreicht, auf die Schulter, und scheint zu ihm zu sagen: „dich, Niemand, will ich zuletzt nach allen andern verzehren." Dass von den aufgefressenen Gefährten noch Geripp, Knochen und Schädel zu des Kyklopen Füssen zu sehen sind, ist zwar bedeutend; aber dem guten Geschmack nicht gemäss. Ein ganzer Leichnam, nach dem Beyspiel eines antiken Werks in der Villa Borghese, hätte ohne Zweifel bessere Wirkung gethan. Eine ausführliche Beschreibung des Bildes würde uns zu weit führen; im Ganzen aber sind wir veranlasst, unsere vorjährige Bemerkung zu wiederholen. Der Verfasser hat, als blosser Liebhaber der Kunst, das Technische wenig in seiner Gewalt; aber seine vorleuchtenden Talente haben uns schon öfters zu dem Wunsche veranlasst, dass Umstände ihm hätten erlauben mögen, ganz der Kunst zu leben und gehörigen Unterricht zu geniesen.

Wenn die Geschichte erzählt, in der carraccischen Schule hätten sogar Farbenreiber sich, gleichsam unversehens, zu vorzüglichen Mahlern gebildet, so klingt es allerdings etwas mährchenhaft; indessen sind wir völlig überzeugt, unser Freund, mit seinen so ausgezeichnet günstigen Anlagen, würde, schnell und überraschend, als ein Meister der Kunst aufgetreten seyn, falls das Geschick ihn, gleichviel unter welchen Bedingungen, in eine gute Schule hätte gerathen lassen.

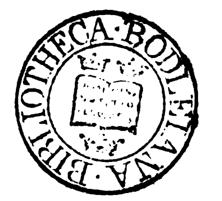
Lit. G. c. aus Manheim. Wiewohl diese Zeichnung, mit schwarzer Kreide auf weiss Papier, in Hinsicht fehlerhafter Umrisse und nicht beobachteter Regeln der Verhältnisse, unter die allerschwächsten gehört; so weisen wir derselben doch hier ihren Platz an, weil der Verfasser von dem nöthigen Motiv Gebrauch machte, dass Polyphem einen Leichnam, der ihm zwischen den Füssen liegt, fest hält. Diese Andeutung wilder, unmenschlicher Roheit des Riesen, gegen die Gefährten des Ulysses, hat sich sonst keiner der Preisbewerber in der Maasse bedient. Auch ist die Anordnung der Gruppe von Polyphem, Odysseus und einem Gefährten des letztern, welcher den Weinschlauch trägt, nicht übel gelungen. Dass hingegen Odysseus den Becher hält, und Polyphem selbst beschäftigt ist, aus dem Schlauche Wein in denselben laufen zu lassen, kann nicht gut geheissen werden. Der Künstler hat gute Anlagen; allein dringend muss man ihm empfehlen, sich die nöthigen Kunstkenntnisse zu erwerben.

Lit. G. Oelgemählde, aus Düsseldorf eingesandt. Die Hauptfarbe ist grau in grau, aber die Gewänder sind verschieden nüancirt, so dass einige etwas ins gelbe andere ins röthliche fallen.

Zeichnung, Styl und Geschmack der Formen in diesem Bild fodern uns nicht zu Lobsprüchen auf: man stösst, wechselsweise, auf Unrichtigkeiten der Anatomie und der Proportionen und auf Stellen mit kleinlichem Detail überladen; demungeachtet hegen wir von den Fähigkeiten des Verfassers keine geringe Meynung, denn der Inhalt seines Bildes ist mit Fleiss zusammengedacht. Seine Gedanken haben zwar eine für bildende Kunst nicht ganz passende Richtung; aber doch, so wie sie dargestellt sind, innerlichen Zusammenhang.

Polyphem scheint, in trunkener Verwirrung, laut zu stöhnen, und, im Begriff von seinem Sitz herunter zu sinken, stützt ihn kaum noch die Keule, welche er mit der Rechten gefasst hält. Odysseus, das leere Gefäss in der Hand, macht gegen die Gefährten Zeichen, dass der Wein an dem Riesen zu wirken beginne. Der Vornehmste unter den Gefährten antwortet ebenfalls mit Zeichen; ein anderer entsetzt sich über das Gebrüll des Kyklopen, ein dritter nimmt er-

schro-


BIBLIOTHECA·BODLEIANA

welches ungemeiner Fleiſs und Reinlichkeit der Ausführung, blühende Fleiſchtinten, fröhliche Farben überhaupt, zarte Formen und edle Charaktere zu einem der angenehmſten machen. Was, an Zeichnung und Verhältniſſen, in einigen Theilen noch zu wünſchen ſeyn möchte, iſt von wenig Bedeutung gegen die mannigfaltigen Verdienſte, welche ohne Widerrede zugeſtanden werden müſſen, und an Reinheit des Gedankens möchte vielleicht von keinem lebenden Künſtler ein übertreffendes Werk aufzuweiſen ſeyn.

Das Gegenbild ſtellt Penelopeia dar, welche, vom Stickrahmen aufgeſtanden, ihren wieder nach Hauſe gekommenen Sohn umhalſet. Die Amme Antikleia ſchreitet, mit treuherziger Freude, auf Telemachos zu. Drey andere weibliche Figuren nehmen an der Handlung keinen Theil, ſondern ſind bloſse Zuſchauer. Wiewohl der Künſtler die Penelopeia, mit Recht, ſchön und gar nicht veraltet, den Telemachos hingegen als einen erwachſenen Jüngling bildete: ſo iſt ihm nichts deſto weniger gelungen, das Umfangen dieſer beiden Hauptfiguren mit ſolcher Zartheit zu nüanciren, daſs über ihr wahres Verhältniſs durchaus kein Zweifel entſtehen kann. Uebrigens iſt der Gegenſtand dieſes Bildes nicht ſo reichhaltig poetiſch, wie der des erſterwähnten Gemähldes, und daher möchte es wohl kommen, daſs die meiſten Beſchauer ſich für jenes erklärten. Im Fleiſs der Ausführung ſind beide Stücke einander ähnlich; die Farben aber ſcheinen hier nicht ſo harmoniſch gewählt wie dort; auch die Compoſition des Ganzen hat weniger Anziehendes.

Von Langer, dem jüngern, in Düſſeldorf.

Auch dieſem Künſtler ſind wir für abermahlige Mittheilung mehrerer ſchätzbaren Arbeiten vielen Dank ſchuldig.

Nr. 7. Ein Oelgemählde, grau in grau: Coriolan nimmt Abſchied von ſeiner Familie.

Der Held, mit Schild, Helm und Schwert verſehen, will ſich eben wegbegeben, die Gattin jammert, ein Jüngling lehnt ſich troſtlos an ſie an, und ſcheint, mit der ausgeſtreckten Rechten, den ſcheidenden Vater zu halten, eine alte Frau, vermuthlich Coriolans Mutter, ſitzt, mit auf die Knie geſtütztem Ellenbogen, das Geſicht in beide Hände verborgen; zu ihren Füſsen, in harmloſer Unſchuld, ein nackendes Kind, mit Knöchelchen ſpielend. Das Verbannungsdecret liegt an der Erde.

Wohlgegründete Kenntniſſe der Anatomie, die den übrigen Arbeiten des Künſtlers zum Ruhm gereichten, zeigen ſich auch in den Umriſſen dieſes Bildes; wobey man aber doch einige ſteiſe geradlinichte Stellen bemerkt. Die Schenkel am Coriolan ſind, im Verhältniſs gegen die Beine, zu kurz, auch ſcheint die Figur des gröſseren Knaben etwas zu lang gehalten. Die Falten der Gewänder ſind, mit Ausnahme weniger einzelner Theile, von ſehr gutem Geſchmack, Licht und Schatten kräftig und in groſsen Maſſen vertheilt. Die Ausführung iſt wegen des Fleiſses zu loben, und mehr noch, weil der Künſtler den Charakter des Fleiſches vorzüglich wohl getroffen hat. Durch das ganze Bild leuchtet ſein Streben hervor, den Geſchmack des Nic. Pouſſin mit der auffallenden Wirkung, wodurch ſich die Producte der neuern franzöſiſchen Schule auszeichnen, zu verbinden.

Nr. 8. Zeichnung, die Vergötterung Homers vorſtellend, mit der Feder ſchraffirt und leicht getuſcht.

Homer ſitzt, die Leyer in der einen Hand und in der andern eine Schriftrolle haltend; ein ſchwebender weiblicher Genius hält, über des Dichters Haupt, einen Lorbeerkranz, nebſt dem Sinnbild der Ewigkeit; vor dem Homer ſteht ein Altar und zwey weibliche Figuren, wahrſcheinlich die Ilias und die Odyſſee; die erſte iſt mit einem hohen Diadem geſchmückt, hält eine Keule, und gieſst aus einer Schale Opfertrank auf den Altar. Die andere Figur, mit leicht fliegendem Gewand, hat einen Kranz in den Haaren, und hält einen Opferkrug empor.

Zeichnung und Geſchmack ſind an dieſem Werk von untadelicher Reinheit; die Falten der Gewänder fallen zwar ſehr zierlich, nur wird man einen etwas ſteifen Charakter an denſelben gewahr.

Nr. 9. Zeichnung von ähnlicher Gröſse und Behandlung, wie die vorige. Orpheus, begleitet vom Eros, ſpielt auf der Leyer, die Moeren unterbrechen ihr ewiges Geſpinnſt und merken auf; der dreyköpfige Wächter des Erebos ſelbſt ſcheint, mit leiſem Heulen, zu horchen, und Eros ihn, mit kindiſchem Muthwillen, drohend zu beſchelten. Dieſe Zeichnung hat eben ſolche Verdienſte wie die vorerwähnte, und giebt, ſo wie jene, zu Einwendungen, gegen die etwas ſteifen Falten der Gewänder, Anlaſs.

Nr. 10. Cato von Utica, im Begriff ſich ſelbſt zu entleiben. Fleiſsig ausgeführte und kräftige Zeichnung, auf grau Papier, getuſcht und weiſs gehöht. Unſere Leſer erinnern ſich vielleicht des, in den Nachrichten von der vorjährigen Ausſtellung, mit Lob angeführten kleinen Entwurfs von dieſem Gegenſtand, welcher nun hier, in einer Figur, von ohngefähr 18 Zoll, zwar ſehr fleiſsig, aber doch nicht ängſtlich ausgearbeitet worden. Beſonders der obere nackte Theil der Figur hat ungemein viel Verdienſte: dem Kopf allein dürfte vielleicht ein edlerer Charakter zu wünſchen ſeyn.

Nr. 11. Perſeus und Andromeda. Aufgabe des vorigen Jahres, nachgeſendet. Zeichnung. Sepia auf weiſs Papier.

Am felſigen Ufer ſieht man Andromeda, nackt und gefeſſelt, ausgeſetzt, ſie liegt Vater und Mutter ohnmächtig in den Armen. Das Ungeheuer nahet und Perſeus ſchwebt herab, um es mit ſeiner Harpe zu bekämpfen. Die Ausführung iſt äuſserſt fleiſsig, auch der Geſchmack, oder vielmehr die Abſicht des Künſtlers, in Formen und Falten, nicht tadlenswerth; aber die Zeichnung fehlerhaft und mehrere Stellen ſind etwas ſteif gerathen.

Nr.

Nr. 12. Eine, mit vieler Keckheit des Pinsels und mit lebhaftem Sinn für die, einem Gemählde zukommenden Eigenschaften, verfertigte Copie, von Guido's berühmtem Kindermord, in der Grösse des Originals, von Jagemann, zog, wie billig, die Aufmerksamkeit der Beschauer an. Unser junger Landsmann, der gegenwärtig in Paris studirt, gab durch dieses Werk einen Beweis von seinen Fortschritten im Lauf des vergangnen Jahrs.

Nr. 13. Unter den Schätzen der Gallerie zu Kassel verdient die Charitas, von Leonard da Vinci, die Aufmerksamkeit der Künstler und Liebhaber im höchsten Grad. Herr Riepenhausen hat den schönen Kopf dieser Figur, in Aquarellfarben, trefflich copirt, zur Ausstellung eingesandt. Die süsse Traurigkeit des Mundes, das Schmachtende der Augen, die sanfte, gleichsam bittende Neigung des Haupts, selbst der gedämpfte Farbenton des Originalbildes, waren durchaus rein und gut nachgeahmt. Die grösste Zahl derer, welche die Ausstellung besuchten, haben diesen Kopf mit vielem Vergnügen gesehen; ja derselbe muss einen Kunstliebhaber im höchsten Grade angezogen haben, indem wir die unverkennbaren Spuren eines herzlichen Kusses, von angenehmen Lippen, auf dem Glase, da wo es den Mund bedeckt, aufgedrückt fanden.

Nr. 14. Noch liegt uns ob dieser Zeichnung zu gedenken, in welcher ein hiesiger talentvoller Liebhaber der Kunst einen durchaus günstig aufgenommenen Beytrag geliefert hat, es ist ein weibliches Brustbild nach L. da Vinci, das, unter dem Nahmen *La belle ferroniere*, als Geliebte Franz I bekannt ist. Glatt, gemüthlich, voll von Gesicht, einfach geputzt, und eben darum desto anziehender.

Bestimmter Umriss, ohne Härte, nebst vorzüglicher Zartheit und Reinlichkeit in der Ausführung, sind die Verdienste, welche dieser Zeichnung, auf weiss Papier, mit schwarzer Kreide, den ungetheilten Beyfall aller Beschauer erworben, und uns zu dem Wunsche veranlasst haben, dass es dem Verfasser gefallen möge, unseren Ausstellungen, künftig jedesmal, neue Beweise seiner Kunstliebe und seines Fleisses zuzuwenden.

Nr. 15. Ein Theil der Gemählde Polygnots in der Lesche zu Delphi, von den Gebrüdern Riepenhausen in Göttingen. Es war ein glücklicher Gedanke der Künstler, diese so lange untergegangenen Gemählde, nach des Pausanias Beschreibung, wieder herzustellen, welches in sehr saubern Bleystiftumrissen, auf weiss Papier, geschehen. Da wir nachher auf diesen, für bildende Kunst und Alterthum so wichtigen Gegenstand nochmals zurückkommen werden: so stellen wir hier nur wenige Bemerkungen, welche die künstlerische Ausführung betreffen, auf.

Nicht immer ist die Zeichnung der Figuren untadelhaft, aber der Geschmack, in welchem sie gehalten sind, durchaus zu loben, wie auch der gutgerathne Ausdruck mancher Köpfe. In einigen schienen uns die Augen zu aufgerissen und zu rollend. Auch bemerkt man Profile, an welchen sich die Stirne von der Nasenlinie zurück zieht, anstatt vorzutreten. Dem Charakter der Gestalten überhaupt wäre mehr Verschiedenheit und kräftigere Andeutung zu wünschen; dass der Greis mehr als Greis, das Kind kindlicher, Herren und Knechte merklicher unterschieden dargestellt wären. Die Falten sind meist gut geworfen, nur die klein gefalteten Gewänder, wie z. B. an einem der Knechte, welche das Maulthier befrachten, würden wir dem Künstler abrathen. Freylich ist es wahr, man findet dergleichen nicht selten auf antiken Vasengemählden. Allein wenn schon diese als sehr schätzbar anerkannt werden, so sind sie doch nicht in allen Stücken nachahmungswerth.

Nr. 16. 17. 18. Drey Brandstücke, von Oldendorp in Dresden. Gegen die vorjährigen gehalten, haben wir einige Fortschritte wahrgenommen. So ist, in dem einen kleinern Gemählde, das Schloss ungemein mahlerisch auf den Felsen gebaut, und der Aufgang des Monds mit Wahrheit dargestellt; allein übrigens hat der Verfasser viel zu wenig auf unsern treu gemeynten Rath geachtet. Seine Bilder werden den Kenner nicht erfreuen, auch nicht einmal Liebhaber finden, wenn er nicht seine Vordergründe, durch bessere Silhouetten der Bäume und anderer Gegenstände, durch zweckmässige Staffage, durch Abstufung von Lichtern belebt, und auf diesem Wege dem Ganzen durch ein abwechselndes Colorit aufhilft. Noch ist das Feuer mit seinem Widerscheinen zu eintönig, die Rauchmassen zu schwer, der Himmel meist zu finster und todt, und die Vorgründe zu wüst; Mängel, die durchaus gehoben werden können und müssen. Wir ersuchen ihn, die verdriesslichen Fichten zu lassen, und zu den Baumgruppen, die er seinem Feuer entgegenstellt, glücklichere Umrisse von Laubhölzern aufzusuchen.

Hierbey können wir uns einer allgemeinen Bemerkung nicht enthalten: Die Talente werden auf gar verschiedenen Wegen in die Kunst hineingelockt. Einen Künstler zieht die menschliche Gestalt, den andern die untergeordnete thierische Bildung an; einer wählt sich die grün bewachsene und von Menschenwohnungen durchsäete äussere Form der allgemeinen Welt, ein anderer findet sich, durch die Wirkungen des Tageslichtes, von den atmosphärischen Erscheinungen gereizt: jeder greift nun vorzugsweise seine Gegenstände, so gut er kann, künstlerisch an; allein wie er vorwärts gelangt, sieht er, dass er vieles nebenher, ja den Sinn für alles braucht. Unser Künstler scheint auf eine wunderbare Weise durch Nachtbrände frappirt worden zu seyn. Durch diese ungeheure elementare Wirkung begeistert, tritt er in den Kreis der Kunst. Schon hat er sich der Architectur genähert; denn es ist billig dass er die Werke des Baumeisters kenne, die er zerstören will. Ein Studium nach Canalett würde ihn vielleicht zu seinen Zwecken am geschwindesten fördern. Möchte er uns im nächsten

Jah-

Jahre ein brennendes Ritterschloss darstellen, so würde uns ein solcher Beytrag willkommen seyn.

Nr. 19. 20. Zwey Viehstücke, nach Berghem copirt, von Oldendorp eingesandt; mit fertigem Pinsel gearbeitet und der Farbenton der Originale nicht übel nachgeahmt. Möge er dergleichen Nachbildungen als Studien ansehen, um künftig damit seine Nachtbrände zu schmücken, bis er, nach und nach, sie aus eigenem Vorrath zu staffiren sich einrichtet!

Nr. 21. Verklärung nach Raphael. Kupferstich, von den Gebrüdern Raphael und Anton Morghen, gemeinschaftlich, in sehr grossem Format, gestochen. Wir setzen voraus, dass unsern Lesern der Inhalt des Originalgemähldes nicht fremd seyn könne, und beschränken uns auf die Würdigung der Arbeit der Kupferstecher.

Alles, was zur Glorie gehört, ist sehr leicht und duftig behandelt. Das im Vorgrund knieende Mädchen, so wie der besessene Knabe und der zu vorderst sitzende Apostel, zeigen eine ungemeine Kunst des Grabstichels. Hingegen mangelt es mehrern der weiter zurückstehenden Apostel an geistreichem Ausdruck und selbst an kräftigem Charakter und Richtigkeit der Formen. Deswegen lässt sich mit Grund vermuthen, die Zeichnung, nach welcher dieses Blatt gestochen worden, sey nicht vorzüglich gewesen. Ob übrigens die Sage, Raphael Morghen beschäftige sich gegenwärtig, nach einer besseren Zeichnung von gleichem Bild eine andere Platte zu stechen, gegründeter sey als das Vorgeben, gerade über dieser gegenwärtigen Platte sey er erblindet, und eben um desswillen habe sein Bruder dieselbe vollends ausgearbeitet, überlassen wir denen zu entscheiden, die von der Sache besser unterrichtet sind.

Nr. 22. Basrelief von Döll, in Gotha. Athene hält den Eros gefangen. Recht angenehm gruppirt. Das Kind an Gestalt rund, weich und kindlich gehalten, sein Widerstreben lebhaft ausgedruckt. Athene sitzt ein wenig zu sehr gebückt, dem Edeln und Würdigern zu einigem Nachtheil.

Nr. 23. Madonnenbrustbild. Basrelief, sehr flach gehalten, von demselben. Ein edles schönes Profil. Der über das Haupt geworfene Schleyer ist von der besten Wirkung. Wäre der Kopf etwas mehr vorwärts geneigt, und das Auge niedergeschlagen: so würde der charakteristische Ausdruck des jungfräulich demüthigen und sanften noch mehr gewonnen haben.

Nr. 24—29. Portraitbüsten, von Tiek. Auch dieser, bey uns noch immer verweilende, wackere Künstler hatte in diesen Arbeiten rühmliche Zeugnisse seines Talents aufgestellt. Am besten ist ihm das Brustbild der Dem. Jagemann geglückt, worin, bey der sprechendsten Aehnlichkeit, das Bedeutende mit dem Zarten in einem schönen Gleichgewichte steht. Betrachtet man das Werk Theilweise, so scheinen Mund, Hals und die Fläche der Wangen vorzüglich Lob zu verdienen. Einige Beschauer wollten den Charakter des Ganzen etwas zu ernst und strenge finden, woran die zu eckig gehaltenen Formen der Nase und der Augenknochen, so wie die scharfen Umrisse der Augen selbst schuld seyn mögen. Haare und Drapperie sind mit Geschmack angelegt.

Nicht mindern Anspruch auf Beyfall hatte auch das Brustbild des Hrn. Brentano. Ein junger männlicher Kopf, von kurzen, krausen Locken umgeben, so geistreich als fleissig ausgeführt.

Herr geheime Rath Voigt, ebenfalls ein Brustbild, welches zwar, in Hinsicht auf Geschmack und fleissige Ausführung, den vorigen beiden nicht gleich steht, doch in Betracht der Aehnlichkeit wohl gerathen ist. Die Fleischpartieen haben überdem einen vorzüglich fliessenden Charakter. Der Ausdruck ernsten Nachdenkens mag dem Bildniss eines geschäfteführenden, thätigen Staatsmannes geziemen, und motivirt also die etwas zu sehr in die Höhe gehende Richtung des Haupts und des Blickes der Augen.

Noch zwey weibliche Büsten. Die eine, ein verstorbenes vierzehenjähriges Mädchen vorstellend und nach einem gemahlten Bildniss desselben gearbeitet, ist einfach und jugendlich gefällig, die andere eine hübsche junge Frau, zierlich aufgesetzt.

Nr. 30. Zwischen diesen Werken war Hn. Hofrath Wieland's Büste, von Schadow, aufgestellt, welche auch eher kenntlich, als ähnlich zu nennen wäre. Bey sehr geringem Verdienst der flüchtigen, ja nachlässigen, skizzenhaften Behandlung, bemerkt man jedoch gewisse momentane Züge des Lebens und der Natur, die glücklich aufgefasst sind, und von des Verfassers Anlagen einen recht vortheilhaften Begriff geben. Nur hat er dieselben weder durch ernste Studien, noch ernste Uebung, in gehörigem Grad ausgebildet.

Pol

Polygnots Gemählde in der Lesche zu Delphi.

An diesem Versammlungsorte, einem Porticus, den man, um einen länglich viereckten Hof herum gezogen, und nach innen zu offen, denken kann, fanden sich, noch zu Pausanias Zeiten, wohl erhalten, einige Werke Polygnots.

Das an der rechten Seite befindliche Gemählde bestand aus zwey Abtheilungen, wovon die eine der *Eroberung Troja's* die andere, nach unserer Ueberzeugung, der *Verherrlichung Helena's* gewidmet war.

Die Bildung der Gruppen aus einzelnen Figuren, ihre Zusammenstellung unter sich, so wie die Nachbarschaft beider Vorstellungen, kann unsere erste Tafel vergegenwärtigen.

Pausanias beschreibt das Ganze von der Rechten zur Linken, so wie die Gruppen dem Hereintretenden, und an dem Bilde Hergehenden, vor die Augen kamen; in welcher Ordnung sie auch nun von uns mit Numern bezeichnet worden; obgleich eine andere Betrachtungsweise, die wir in der Folge darlegen werden, Statt finden möchte.

Zur Linken sah man ein einzelnes, grosses Bild, den *Besuch des Odysseus in der Unterwelt* vorstellend.

Wir nehmen an, dass Pausanias, nach Beschreibung der beiden oben gemeldeten Bilder auf der rechten Seite, wieder zum Eingange zurück gekehrt sey, sich auf die linke Seite des Gebäudes gewendet und das daselbst befindliche Gemählde, von der linken zur rechten, beschrieben habe; wie es denn auch, auf unserer zweyten Tafel, vorgestellt ist.

Wir ersuchen unsere Leser, sich zuerst mit dieser unserer Darstellung, so wie mit der Beschreibung des Pausanias, die wir im Auszuge liefern, bekannt zu machen, ehe sie zu unsern Muthmassungen übergehen, wodurch wir den Sinn dieser Kunstwerke anzudeuten gedenken.

Dabey werden sie durchaus im Auge behalten: dass die Gruppen keineswegs perspectivisch, sondern, nach Art damaliger Kunst, neben, über und unter einander, jedoch nicht ohne Weisheit und Absicht gestellt gewesen.

Gemählde auf der

Anchialos Laomedon Sinon

Agenor
Eresos Axios Priamos

XV.

Frau u. Kind Becken Laodike

XIII.

Altar Kind Astynoos Elasos Neoptolemos

XII.

Pferdekopf.

Maulthier Knechte Krino Antenor Eurymachos Glaukos Theano Gebäude

XVI.

Koroibos Leokritos
Pelis
Admetos Euoneus

XIV.

Menelaos Agamemnon Kassandra Ajas

XI.

Odysseus Akamas Polypoites Mauern Epeus

X.

Eroberung von Troja.

rechten Seite der Lesche.

VIII. Deinome, Metioche, Peisis, Kleodike

VII. Klymene, Kreusa, Aristomache, Xenodike

IV. Eurysakes, Lykomedes, Meges, Helenos

II. Knabe, Amphialos, Amphios, Strophios, Polites

IX. [illegible], Nestor

VI. Polyxena, Medesikaste, Andromache

V. Demophon, Aithra

III. Panthalis, Helena, Elektra, Talthybios, Diomedes, Iphis, Briseis

I. Soldaten, Echeiax, Phrontis, Matrosen, Ithaimenes

Verherrlichung der Helena.

Er-

Eroberung von Troja.

X.

Epeus, nackend vorgestellt, wirft die Mauern von Troja nieder. Das berühmte hölzerne Pferd ragt mit seinem Haupte über dieselben hervor.

Polypoites, Sohn des Peirithoos, hat das Haupt mit einer Art von Binde umwunden. Akamas, Sohn des Theseus, ist neben ihm. Odysseus steht in seinem Harnisch.

XI.

Ajas, Sohn des Oileus, hält sein Schild, und naht sich dem Altar, als im Schwur begriffen, dass er Kassandren, wider Willen der Göttin, entführen wolle.

Kassandra sitzt auf der Erde, vor der Statue der Pallas, sie hält das Bild umfasst, welches sie von dem Fussgestelle hob, als Ajas sie, die Schutzflehende, wegriss.

Die zwey Söhne des Atreus sind auch gehelmt, und überdiess hat Menelaos den Schild, worauf man jenen Drachen sieht, der bey dem Opfer zu Aulis, als ein Wunderzeichen, erschien. Die Atreiden scheinen den Ajas abhalten zu wollen.

XII.

Gegen jenem Pferd über verscheidet Elassos, unter den Streichen des Neoptolemos: er ist sterbend vorgestellt. Astynoos kniet, nach ihm haut Neoptolemos. Dieser ist der Einzige auf dem Bilde, der die Trojaner noch verfolgt.

Ferner ist ein Altar gemahlt, wohin sich ein furchtsames Kind flüchtet. Auf dem Altar liegt ein Harnisch, wie man sie vor Alters trug, aus einem Vorder- und Hintertheil zusammengesetzt und durch Spangen befestigt.

XIII.

Laodike steht jenseit des Altares, sie befindet sich nicht unter der Zahl der Gefangenen. Neben ihr ein kupfernes Becken, auf einem steinernen Fussgestell.

Medusa, eine Tochter Priamos, liegt an dem Boden und umfasst es mit beiden Armen.

Daneben seht ihr eine alte Frau, mit geschorenem Kopf, ein Kind auf ihren Knieen haltend, welches, furchtsam, seine Augen mit den Händen bedeckt.

XIV.

Der Mahler hat nachher todte Körper vorgestellt. Der erste, den man erblickt, ist Pelis, ausgezogen und auf dem Rücken liegend. Unter ihm liegen Euoneus und Admetos, welche noch geharnischt sind: höher seht ihr andere. Leokritos, Sohn des Polydamas, liegt unter dem Becken.

Ueber Euoneus und Admetos sieht man den Körper des Koroibos, der um Kassandra freyte.

XV.

Ueber ihm bemerkt man die Körper des Priamos, Axios und Agenor.

Ferner seht ihr Sinon, den Gefährten des Odysseus und Anchialos, welche die Leiche des Laomedon wegtragen.

XVI.

Vor der Wohnung des Antenor zeigt sich eine Leopardenhaut, als ein Schutzzeichen, dass die Griechen dieses Haus zu verschonen haben.

Theano wird auch mit ihren beiden Söhnen, Glaukos und Eurymachos, vorgestellt. Der erste sitzt auf einem Harnisch von der alten Art, der zweyte auf einem Stein. Neben diesem sieht man Antenor, mit Krino, seiner Tochter, welche ein Kind in den Armen hält.

Der Mahler hat allen diesen Figuren solche Mienen und Gebärden gegeben, wie man sie von Personen erwartet, welche von Schmerz gebeugt sind.

An der Seite sieht man Diener, die einen Esel mit Körben beladen und sie mit Vorräthen anfüllen. Ein Kind sitzt auf dem Thiere.

Ver-

Verherrlichung der Helena.

I.

Hier wird alles für Menelaos Rückkehr bereitet. Man sieht ein Schiff, die Bootsleute sind, untermischt, Männer und Kinder.

In der Mitte steht Phrontis, der Steuermann, die Fährstangen bereit haltend.

Unter ihm bringt Ithaimenes ein Kleid, und Echoiax steigt, mit einem ehernen Wassergefäfs, die Schiffstreppe hinab.

II.

Auf dem Lande, nicht weit vom Schiffe, sind Polites, Strophios und Alphios beschäftigt, das Gezelt des Menelaos abzubrechen.

Amphialos bricht ein anderes ab.

Zu den Füfsen des Amphialos sitzt ein Kind, ohne Namensbeyschrift.

Phrontis ist der Einzige, der einen Bart hat.

III.

Dann steht Briseis, etwas höher Diomedes und Iphis zunächst; beide als wenn sie die Schönheit Helenens bewunderten.

Helena sitzt, bey ihr steht ein junger Mann, wahrscheinlich Eurybates, der Herold des Odysseus. Zwar unbärtig. . .

Helena hat ihre zwey Frauen neben sich, Panthalis und Elektra; die erste steht bey ihr, die andere bindet ihr die Schuhe.

IV.

Ueber ihr sitzt ein Mann, in Purpur gekleidet, sehr traurig; es ist Helenos, der Sohn des Priamos. Neben ihm steht Meges, mit verwundetem Arm, neben diesem Lykomedes, am Gelenke der Hand, am Kopfe und an der Ferse verwundet. Auch Euryalos hat zwey Wunden, eine am Kopfe, eine am Handgelenke.

Alle diese Figuren befinden sich über der Helena.

V.

Neben ihr sieht man Aithra, die Mutter des Theseus, mit geschornem Haupte, als Zeichen der Knechtschaft, und Demophon, den Sohn des Theseus, in nachdenklicher Stellung. Wahrscheinlich überlegt er, wie er Aithra in Freyheit setzen will. Er hatte den Agamemnon darum gebeten, der es, ohne Beystimmung der Helena, nicht gewähren wollte. Vermuthlich steht Eurybates bey Helena, diesen Auftrag auszurichten.

VI.

Auf derselben Linie sieht man gefangene, höchst betrübte Trojanerinnen. Andromache, ihren Sohn am Busen, auch Medesikaste, eine natürliche Tochter des Priamos, an Imbrios verheyrathet. Diese beide Fürstinnen sind verschleyert.

Darauf folgt Polyxena, ihr Haar hinten aufgeknüpft, nach Art junger Personen.

IX.

Nestor steht zunächst: er hat einen Hut auf dem Kopf und eine Pike in der Hand. Sein Pferd ist bey ihm, das sich auf dem Ufer wälzen möchte.

Man erkennt das Ufer an kleinen Kieseln um das Pferd her; sonst bemerkt man nichts, was die Nachbarschaft des Meers bezeichnete.

VII.

Ueber jenen Frauen, die sich zwischen Nestor und Aithra befinden, sieht man vier andere Gefangene: Klymene, Kreusa, Aristomache und Xenodike.

VIII.

Ueber ihnen befinden sich abermals vier Gefangene, auf einem Bette: Deïnome, Metioche, Pisis und Kleodike.

Gemählde auf der

Tityos

Perimedes, Eurylochos, Elpenor — Gefährten.
Odysseus, Grube — Befucher des Hades.
Teiresias — ehrwürd Alter.

Eurynomos

Auge, Iphimedeia
Okneos, Eselin — vergeblich Bemühter.
Ariadne, Phaidra, Tyro, Eriphile — unglückliche Gattinnen.
Theseus, Peirithoos — Stürmer des Hades.
Kameiro — jung Verftorb

Tellis, Charon, Kleoboia — Schiff. Acheron.

Sohn, Vater, Weib, Gottesl. — niedrige Verbrecher.
Chloris, Thyia — Freundinnen.
Prokris, Klymene — Nebenbuhlerinnen.
Megara — verftofsene Gattin.

linken Seite der Lesche.

Phokos, Iaseus, Maira, Aktaion, Autonoe — Kallisto, Nomia, Pero — Namenlose, Fels, Sisyphos, Stein

Liebende.

Antilochos, Agamemnon, Protesilaos, Achilleus, Patroklos

Griechen
Freunde Odyſſeus.

Ajas, Palamedes, Thersites, Ajas, Meleager

Griechen
Feinde Odyſſeus.

Waſſer, Tragende, Gefäſs. Tantalos

vergeblich
Bemühte.

Orpheus, Promedon, Schedios, Pelias, Thamyris, Marsyas, Olympos

Dichter. Gönner. Lehrer. Schüler.

Hektor, Memnon, Sarpedon, Paris, Penthesileia

Trojaner.

Be-

Besuch des Odysseus in der Unterwelt.

Hier sieht man den Acheron, schilficht, und Schatten von Fischen im Wasser. In einem Schiffe ist der greise Fährmann, mit den Rudern abgebildet.

Die im Fahrzeug sitzenden sind keine berühmten Personen. Tellis, ein reifender Knabe und Kleoboia, noch Jungfrau. Diese hält ein Kästchen auf den Knieen, wie man sie der Demeter zu widmen pflegt.

Unter Charons Nachen wird ein vatermördrischer Sohn von seinem eigenen Vater erdrosselt.

Zunächst wird ein Tempelräuber gestraft. Das Weib, dem er überliefert ist, scheint sowohl jede Arzneymittel, als alle Gifte, mit denen man die Menschen schmerzlich tödtet, sehr wohl zu kennen.

Ueber diesen benannten sieht man den Eurynomos, welcher unter die Götter der Unterwelt gezählt wird. Man sagt, er verzehre das Fleisch der Todten, und lasse nur die Knochen übrig. Hier ist er schwarzblau vorgestellt. Er zeigt die Zähne und sitzt auf dem Felle eines Raubthiers.

Zunächst sieht man die Arkadierin Auge, und Iphimedeia. Die erste hat, unter allen Weibern, welche Herkules erkannt, den vaterähnlichsten Sohn gebohren. Der zweyten aber hat Mylassis, eine Stadt in Carien, grosse Verehrung erwiesen.

Höher als die erwähnten Figuren sieht man die Gesellen des Odysseus, Perimedes und Eurylochos, welche schwarze Widder zum Opfer bringen.

Zunächst sitzt ein Mann, mit dem Namen Oknos bezeichnet: er flicht einen Strick aus Schilf, dabey steht eine Eselin, die das was er flicht, sogleich aufzehrt.

Nun sieht man auch den Tityos, dergestalt abgebildet, dass er nicht mehr Strafe zu leiden, sondern durch die langwierige Strafe verzehrt zu seyn scheint; denn es ist ein dunkelnder Schatten.

Zunächst bey Oknos findet sich Ariadne, die auf einem Felsen sitzt, und ihre Schwester Phaidra ansieht. Diese schwebt an einem Strick, welchen sie mit beiden Händen hält.

Unter Phaidra ruht Chloris, auf den Knieen der Thyia. Man glaubt in ihnen zwey zärtliche Freundinnen zu sehen.

Neben Thyia stehet Prokris, die Tochter des Erechtheus und nachher Klymene, die ihr den Rücken kehrt.

Weiterhin sehet ihr Megara von Theben, die verstossene Frau des Herkules.

Ueber dem Haupte dieser Weiber sitzt, auf einem Stein, die Tochter Salmoneus, Tyro.

Zunächst steht Eryphile, welche die Fingerspitz durchs Gewand am Halse hervorzeigt, wobey m in den Falten, das berüchtigte Halsband vermuth kann.

Ueber der Eryphile ist Elpenor, in einem geflo tenen Bastkleide, wie es die Schiffer tragen; da Odysseus kaurend, der das Schwert über der Gru hält: zu dieser tritt der Wahrsager Teiresias, hin demselben sitzt Antikleia, die Mutter des Odysseus.

Unter dem Odysseus sitzen Theseus und Pei thoos, auf Thronen, auf denen sie, durch unsic bare Macht, festgehalten werden. Theseus hat Schwerter beider in Händen. Peirithoos sieht auf Schwerter.

Sodann sind die Töchter des Pandaros gemal Kameiro und Klytie, mit Blumenkränzen geziert u mit Knöchelchen spielend.

Dann sieht man den Antilochos, der, mit ein Fuss auf einen Stein tretend, Gesicht und Haupt n beiden Händen hält.

Zunächst steht Agamemnon, der die linke Schul mit einem Scepter unterstützt, in Händen aber ei Ruthe trägt.

Protesilaos, sitzend, betrachtet den gleichfa sitzenden Achilleus. Ueber dem Achilleus steht I troklos. Alle sind unbärtig, ausser Agamemnon.

Höher ist Phokos gemahlt, unmündigen Alte mit einem Siegelring an der linken Hand, die er de Jaseus hinreicht, welcher den Ring betrachtet, u ihn abzunehmen im Begriff ist.

Ueber diesen sitzt Maira, auf einem Stein, Tochter des Prötos.

Zunächst sitzt Aktaion und seine Mutter Auton auf einem Hirschfelle. Sie halten ein Hirschka Auch liegt ein Jagdhund bey ihnen.

Kehrst du nun zu den untern Theilen des Bild wieder deine Augen; so siehst du, nach dem Pat klos, den Orpheus auf dem Rücken eines Grabmah sitzen. Mit der linken berührt er die Zither, mit d andern die Zweige einer Weide, an die er sich leh Er ist griechisch gekleidet, weder sein Gewand no sein Hauptschmuck hat irgend etwas thracisches. der entgegengesetzten Seite des Baums lehnt Prom don, der, nach einigen, die Sänger überhaupt, b sonders aber den Orpheus zu hören Freude gehab

In diesem Theile des Bildes ist auch Schedi der die Phocenser nach Troja führte, nach ihm F lias, auf einem Throne sitzend, mit grauem B und Haupthaar. Dieser betrachtet den Orpheus. Sch di

dios hält einen kleinen Dolch, und ist mit Gras bekränzt.

Nächst dem Pelios sitzt Tamyris, des Augenlichtes beraubt, kümmerlichen Ansehens, mit starkem Haupt- und Barthaar. Vor seinen Füssen liegt die Leyer, mit zerbrochnen Hörnern und zerrissenen Saiten.

Etwas höher sitzt Marsyas, welcher den Olympos, einen reifenden Knaben, die Flöte behandeln lehrt.

Wendest du wieder deine Augen nach dem obern Theile des Gemähldes: so folgt, auf Aktaion der salaminische Ajax; sodann Palamedes und Thersites mit Würfeln spielend. Der andere Ajax sieht zu. Dieser hat das Ansehen eines schiffbrüchigen, mit schäumender Meeresfluth besprengten Mannes.

Etwas höher als Ajax steht des Oineus Sohn, Meleager, und scheint jenen anzusehen. Alle haben Bärte, der einzige Palamedes ist ohne Bart.

Zu unterst auf der Tafel, hinter Thamyris, sitzt Hektor und hält, mit beiden Händen, das linke Knie umschlossen, sehr traurig von Ansehen.

Nach Hektor sitzt Memnon, auf einem Steine, zunächst Sarpedon, welcher sein Gesicht in beide Hände verbirgt. Auf seiner Schulter liegt die eine Hand Memnons, in dessen Kleid Vögel gewirkt sind. Zunächst bey Memnon steht ein äthiopischer Knabe.

Ueber Sarpedon und Memnon steht Paris, sehr jugendlich abgebildet, er schlägt in die Hände. Durch dieses Zeichen, wie es die Landleute geben, will er Penthesileia zu sich locken. Diese schaut auf den Paris mit einer Miene, woraus Verachtung und völlige Geringschätzung hervorblickt. Sie ist auf Jungfrauen-Art geziert. Ein Pantherfell hängt von ihren Schultern.

Ueber ihr tragen zwey Frauen Wasser, in zerbrochenen irdenen Gefässen; eine schön und jung, die andere schon bejahrt. Kein Name ist beygeschrieben; eine gemeinschaftliche Inschrift zeigt jedoch, dass sie nicht eingeweiht waren.

Ueber ihnen sieht man Kallisto, Nomia und Pero, die erste hat ein Bärenfell zum Teppich, und berührt, mit den Füssen, die Kniee der zweyten.

Ueber diesen Frauen steigt ein Fels in die Höhe, auf dessen Gipfel Sisyphos den Stein zu wälzen trachtet.

Derselbe Theil des Bildes zeigt auch das grosse Wassergefäss.

Auf dem Felsen befinden sich ein Alter, ein Knabe und einige Weiber; bey dem Alten ein altes Weib: andere tragen Wasser, und jene Alte mit dem zerbrochenen Gefäss giesst, aus der Scherbe, das übrige Wasser wieder in das Fass.

Unter dem Fasse befindet sich Tantalos, mit allem dem Unheil umgeben, das Homer auf ihn gedichtet hat. Dazu kommt noch die Furcht vor dem niederstürzenden Steine.

Polygnots Kunst überhaupt.

Polygnot, Aglaophons Sohn, von Thasus, lebte vor der neunzigsten Olympiade, zu einer Zeit, wo die Plastik sich schon beynahe völlig ausgebildet hatte, die Mahlerey aber ihr nur mühsam nacheiferte.

Den Gemählden fehlte damals fast alles, was wir jetzt an solchen Kunstwerken vorzüglich schätzen: Richtigkeit der Perspectiv, Einheit einer reichen Composition, Massen von Licht und Schatten, liebliche Abwechselung des Helldunkels, Harmonie des Colorits. Auch Polygnot befriedigte, so viel sich vermuthen lässt, keine dieser Forderungen; was er besass war Würde der Gestalt, Mannigfaltigkeit des Charakters, ja der Mienen, ein Reichthum von Gedanken, Keuschheit in den Motiven und eine glückliche Art, das Ganze, das für die sinnliche Anschauung zu keiner Einheit gelangte, für den Verstand, für die Empfindung, durch eine geistreiche, fast dürfte man sagen witzige Zusammenstellung, zu verbinden. Diese Vorzüge, wodurch er den ältern Meistern der, in unserm Mittelalter, auflebenden Kunst, besonders den florentinischen verglichen werden kann, verschafften ihm, bis zu der Römer Zeiten, lebhafte Bewunderer; welches wir um so eher begreifen, als jene Naivetät, mit Zartheit und Strenge verbunden, auch bey uns noch enthusiastische Gönner und Liebhaber findet.

Ferner können wir uns jene Art darzustellen am besten vergegenwärtigen, wenn wir die Vasengemählde, besonders die des älteren Styls, vor uns nehmen. Hier sind auch nur umrissne Figuren und bedeutende Gestalten, in gewissen Verhältnissen, zusammen gestellt, manchmal in Reihen, manchmal übereinander. Von einem Local ist gar die Rede nicht; wenn eine Person sitzen soll, wird ein Fels zugegeben, ein viereckter Rahmen bedeutet ein Fenster, eine Reihe Kügelchen die Erde. Stühle, Gefässe, Altäre sind nur Zugaben. Die Pferde ziehen ohne Geschirr und werden ohne Zaum gelenkt. Kurz, was nicht Gestalt ist, was man nicht zur nothwendigsten Bezeichnung bedurfte, wird übergangen, oder höchstens angedeutet.

Sehen wir eine rothe Figur auf schwarzem Grunde: so können wir uns von der Monochromatischen Behandlung einen recht guten Begriff machen. Ist die Gestalt genau umrissen und der Inhalt mit wenig Strichen bezeichnet: so darf sie sich nur vom Grund ablösen, um mit einer Art von Wirklichkeit hervorzutreten.

Die Farbe des gebrannten Thons nähert sich der Fleischfarbe, und kann, mit einigen Schattirungen, ihr nahe genug gebracht werden. Schwarze Bärte und Haare, dunkle Säume der Kleider hatten schon auf die Localfarbe aufmerksam gemacht, und nun strich Polygnot die Kleider farbig an, besonders gelb; er zierte die Frauen mit einem bunten Kopfputz, ternahm noch andere Darstellungen, die ihn zu wechselung der Farbe nöthigten, und so war Weg eröffnet, der nach und nach weiter führen so

Was er nun an Gedanken, sowohl im Gan als einzelnen, an Gestalt, Bedeutsamkeit der M ve, Mannigfaltigkeit der Charaktere, Absonder des Ausdrucks, Anmuth des Beywesens und sonst leistet haben mag, werden unsere Leser sich sel zum Theil aus dem vorhergehenden entwickelt ben, wozu wir noch einige Betrachtungen hinzu gen, die sich uns, bey Behandlung dieser Gegenst de, aufgedrungen.

Noch einiges Allgemeine.

Von der Höhe, auf welche sich, in den neuern Zeiten, die Mahlerey geschwungen hat, wieder zurück, auf ihre ersten Anfänge, zu sehen, sich die schätzbaren Eigenschaften der Stifter dieser Kunst zu vergegenwärtigen und die Meister solcher Werke zu verehren, denen gewisse Darstellungsmittel unbekannt waren, welche doch unsern Schülern schon geläufig sind, dazu gehört schon ein fester Vorsatz, eine ruhige Entäusserung und eine Einsicht in den hohen Werth desjenigen Styls, den man, mit Recht, den wesentlichen genannt hat, weil es ihm mehr um das Wesen der Gegenstände, als um ihre Erscheinung zu thun ist.

Indem wir nun bey Behandlung der polygnotischen Gemählde, und manchem deshalb geführten vertraulichen Gespräch besonders bemerken konnten, dass es den Liebhabern am schwersten falle, sich die aufgeführten Gruppen, nicht perspectivisch hinter einander, sondern plastisch über einander zu denken: so hielten wir eine Darstellung des wechselseitigen Bezuges auf einigen Tafeln fur unerläslich. Und ob wir gleich dieselben nur mit typographischen Mitteln auszuführen im Stande waren: so glauben wir doch einem jeden, dem es nicht an Einbildungskraft mangelt, besonders aber dem Künstler, der sich mit diesen Gegenständen weiter zu beschäftigen gedenkt, dadurch schon bedeutend vorgearbeitet zu haben.

Eben so denken wir auch durch unsern Auszug aus dem Pausanias, wobey wir alles weggelassen, was die Beschreibung des Gemähldes nicht unm telbar betrifft, die Uebersicht des Ganzen um vie erleichtert zu haben. Jedoch würden beide Bem hungen nur ein mageres Interesse bewirken, we wir nicht auch dasjenige, was uns wegen sittlich und poetischer Beziehung der Gruppen unter eina der bedeutend geschienen, dem Leser mitzutheile und die Künstler dadurch zu Bearbeitung, des Ei zelnen sowohl als des Ganzen, aufzumuntern g dächten.

Schon aus der blossen Beschreibung leuchtet he vor: dass Polygnot eine grosse Mannigfaltigkeit vo Zuständen dargestellt; wir finden die verschiedene Geschlechter und Alter, Stände, Beschäftigungen, ge waltiges Wirken und grosses Leiden, alles in so fer es Heroen und Heroinen ziemt, deren Charakter un Schönheit er wahrscheinlich dadurch auf das Höchst zu steigern vermochte, dass er die Vorstellung der hö heren Götter, auf diesen Gemählden, durchaus ver mieden.

Wenn nun auf diese Weise schon eine grosse un würdige Mannigfaltigkeit in die Augen springt: s sind doch die Bezüge der Gruppen unter einande nicht so leicht aufgefunden. Wir wollen daher die schon oben erwähnte, glückliche Art des Künstlers das Ganze seiner Werke, das für die sinnliche An schauung zu keiner Einheit gelangen konnte, für der Verstand, für das Gefuhl zu verbinden, nach unsere Ueberzeugung vortragen.

Die Gemählde der Lesche überhaupt betrachtet.

Die drey Gemählde machen unter sich ein Ganzes; in dem einen ist die Erfüllung der Ilias und die Auflösung des zehenjährigen Räthsels dargestellt, in dem andern, der bedeutendste Punkt der Rückkehr griechischer Helden; denn muss nicht, sobald Troja erobert ist, die erste Frage seyn: wie wird es Helenen

erge-

ergehen? In dem dritten schliesst sich, durch Odysseus und die vor seinem Besuch des Hades umgekommenen Griechen und Trojaner, diese grosse Weltepoche an die heroische Vergangenheit, bis zu den Titanen hin.

Wir freuen uns schon auf die Zeit, wenn durch Bemühung tüchtiger teutscher Künstler, alle diese Schatten, die wir jetzt mühsam vor die Einbildungskraft rufen, vor unsern Augen, in bedeutenden und schönen Reihen, dastehen werden.

Ueber die Eroberung Troja's.

Das erste Gemählde, ob sich gleich in demselben auch manche feine Bezüge, der Denkart des Künstlers gemäss, aufweisen lassen, kann doch eigentlich unter die historischen gezählt werden. Alles geht unter unsern Augen vor. Epeus reisst die Mauern ein, das unglückbringende Pferd, durch dessen Hülfe er solches bewirkt, ist dabey angedeutet. Polypoites und Akamas folgen dem klugen Anführer, Odysseus.

Ueber und neben ihnen erscheinen die Gewaltthätigkeiten gegen Ueberwundene. Dort rächt Neoptolem den Tod seines Vaters, hier vermögen die Atreiden selbst eine heilige Jungfrau nicht zu schützen.

Doch ohnfern dieser gewaltsamen Ereignisse ist eine Verschonte zu sehen. Laodike, es sey nun als Geliebte des Akamas, oder als Schwiegertochter des Antenors, steht, ruhig, unter so vielen Greueln. Vielleicht ist das Kind auf dem Schosse der alten Frauen ihr Sohn, den sie von Akamas empfing. Auch liegt ein trostloses Mädchen, Medusa, an dem Fusse des dabeystehenden Beckens.

Unter und neben dieser Gruppe sieht man gehäufte Todte liegen; dort Jünglinge, hier Greise. Die feineren Bezüge, warum gerade die Benannten gewählt worden? entdeckt uns künftig der Alterthumsforscher.

Nach diesen stummen Trauerscenen wendet sich das Gemählde zum Schluss; man beginnt die Leichname zu begraben, der Verräther Sinon erzeigt den Abgeschiedenen diesen Liebesdienst, und zu völliger Befriedigung des Zartgefühls, entweicht der gastfreye Antenor, verschont, mit den Seinigen.

Ueber die Verherrlichung der Helena.

Haben wir das erste Gemählde, mit Pausanias, von der rechten zur linken betrachtet: so gehen wir dieses lieber von der Linken zur Rechten durch. Hier ist von keiner Gewaltthätigkeit die Rede mehr. Der weise Nestor, noch, in seinem höchsten Alter, als Pferdebändiger angedeutet, ist am Ufer, als Vorsteher einer, mit Vorsicht, vorzunehmenden Einschiffung gestellt; neben ihm, in drey Stockwerken, über einander gehäuft, gefangne trojanische Frauen, ihren Zustand mehr oder weniger bejammernd. Nicht mehr, wie sonst, ausgetheilt in Familien, der Mutter, dem Vater, dem Bruder, dem Gatten an der Seite, sondern zusammengerafft, gleich einer Heerde in die Enge getrieben, als Masse behandelt, wie wir vorhin die männlichen Todten gesehen.

Aber nicht schwache Frauen allein finden wir in dem erniedrigenden Zustande der Gefangenschaft, auch Männer sieht man, meist schwer verwundet, unfähig zu widerstehen.

Und, alle diese geistigen und körperlichen Schmerzen, um wessentwillen werden sie erduldet?

Um eines Weibes willen, dem Sinnbilde der höchsten Schönheit.

Hier sitzt sie wieder, als Königin, bedient und umstanden von ihren Mägden, bewundert von einem ehemaligen Liebhaber und Freyer, und ehrfurchtsvoll durch einen Herold begrüsst.

Dieser letzte merkwürdige Zug deutet auf eine frühere Jugend zurück, und wir werden sogleich auf eine benachbarte Gruppe gewiesen. Hinter Helenen steht Aithra, Theseus Mutter, die schon um ihrentwillen, seit langen Jahren, in der Gefangenschaft schmachtet, und sich nunmehr, wieder als Gefangene, unter den Gefangenen findet. Ihr Enkel Demophon scheint, neben ihr, auf ihre Befreyung zu sinnen.

Wenn nun, wie die Fabel erzählt, Agamemnon, der unumschränkte Heerführer der Griechen, ohne Helenens Beystimmung die Aithra loszugeben nicht geneigt ist; so erscheint jene im höchsten Glanze, da sie, mitten unter der Masse von Gefangenen als eine Fürstinn ruht, von der es abhängt zu binden oder zu lösen. Alles, was gegen sie verbrochen wurde, hat die traurigsten Folgen; was sie verbrach, wird durch ihre Gegenwart ausgelöscht.

Von Jugend auf ein Gegenstand der Verehrung und Begierde, erregt sie die heftigsten Leidenschaften

ten einer heroischen Welt, legt ihren Freyern eine ewige Dienstbarkeit auf, wird geraubt, geheyrathet, entführt und wieder erworben. Sie entzückt, indem sie Verderben bringt, das Alter wie die Jugend, entwaffnet den rachgierigen Gemahl; und, vorher das Ziel eines verderblichen Krieges, erscheint sie nunmehr als der schönste Zweck des Sieges, und erst über Haufen von Todten und Gefangenen erhaben, thront sie auf dem Gipfel ihrer Wirkung. Alles ist vergeben und vergessen; denn sie ist wieder da. Der Lebendige sieht die Lebendige wieder, und erfreut sich in ihr des höchsten irdischen Gutes, des Anblicks einer vollkommenen Gestalt.

Und so scheint Welt und Nachwelt mit dem idäischen Schäfer einzustimmen, der Macht und Gold und Weisheit, neben der Schönheit, gering achtete.

Mit grossem Verstand hat Polygnot hiernächst Briseis, die zweyte Helena, die nach ihr das gröste Unheil über die Griechen gebracht, nicht ferne hingestellt, gewiss mit unschätzbarer Abstufung der Schönheit.

Und so wird denn auch der Moment dieser Darstellung, am Rande des Bildes bezeichnet, indem des Menelaos Feldwohnung niedergelegt, und sein Schi[ff] zur Abfahrt bereitet wird.

Zum Schlusse sey uns noch eine Bemerkung e[r]laubt! Ausserordentliche Menschen, als grosse Natu[r]erscheinungen, bleiben dem Patriotismus eines jede[n] Volks immer heilig. Ob solche Phänomene genutz[t] oder geschadet, kommt nicht in Betracht. Jede[r] wackere Schwede verehrt Karl XII, den schädlichste[n] seiner Könige. So scheint auch den Griechen das An[-]denken seiner Helena entzückt zu haben. Und wen[n] gleich, hie und da, ein billiger Unwille über da[s] Unsittliche ihres Wandels entgegengesetzte Fabeln e[r]dichtete, sie von ihrem Gemahle übel behandeln, [ja] sogar den Tod verworfner Verbrecher leiden liess, so finden wir sie doch schon im Homer als behaglich[e] Hausfrau wieder; ein Dichter, Stesichorus, wird mi[t] Blindheit gestraft, weil er sie unwürdig dargestel[lt] und so verdiente, nach vieljähriger Controvers, Eu[-]ripides gewiss den Dank aller Griechen, wenn er si[e] als gerechtfertigt, ja sogar als völlig unschuldig, da[r]stellte, und so die unerläsliche Foderung des gebi[l]deten Menschen, Schönheit und Sittlichkeit im Ei[n]klange zu sehen befriedigte.

Ueber den Besuch des Odysseus in der Unterwelt.

Wenn in dem ersten Bilde das Historische, im zweyten das Symbolische vorwaltete: so kommt uns, im dritten, ohne dass wir jene beiden Eigenschaften vermissen, ein hoher poetischer Sinn entgegen, der, weitumfassend, tiefeingreifend, sich, anmasungslos, mit unschuldigem Bewusstseyn und heiterer, naiver Bequemlichkeit, darzustellen weiss.

Dieses Bild, das gleichfalls aus drey Stockwerken übereinander besteht, beschreiben wir nunmehr, den Pausanias auf einige Zeit vergessend, nach unsern eigenen Einsichten.

Oben, fast gegen die Mitte des Bildes, erblicken wir Odysseus, als den frommen, nur um sein Schicksal bekümmerten Besucher des Hades. Er hat das Schwert gezogen; aber nicht zur Gewaltthat gegen die unterirrdischen Mächte, sondern die Erstlinge des blutigen Opfers dem Teiresias zu bewahren, der gegen ihm übersteht, indess die Mutter, Antikleia, ihren Sohn noch nicht gewahrend, weiter zurücksitzt.

Hinter Odysseus stehen seine Gefährten; Elpenor, der kaum Verstorbene, noch nicht Begrabene, zunächst, entfernter Perimedes und Eurylochos, schwarze Widder zum Opfer bringend.

Gelingt nun diesem klugen Helden sein Besuch, so ist frevelhaften Stürmern der Unterwelt, früher, ihre Unternehmung übel gerathen. Unter ihm sie[ht] man Theseus und Peirithoos, mit Betrachtung ihre[r] Schwerter beschäftigt, die ihnen, als irrdische Waffe[n] im Kampfe mit dem Geisterreich wenig gefruchte[t.] Sie sitzen, auf goldene Throne gebannt, zur Stra[fe] ihres Uebermuths.

An ihrer Seite, unter jenen ehrwürdigen Alte[n] sieht man völlig unähnliche Nachbarinnen, Kamei[ro] und Klytie, die zur Unterwelt allzufrüh entführte[n] anmuthigen Töchter des Padaros, bekränzt, den u[n]schuldigsten Zeitvertreib, das Kinderspiel der Knöche[l]chen, gleichsam ewig fortsetzend.

An der andern Seite des Theseus und Peirithoo[s] befindet sich eine ernstere Gesellschaft; unglücklic[he] Gattinnen, theils durch eigene Leidenschaft, thei[ls] durch fremde beschädigt. Eriphile, Tyro, Phaid[ra] und Ariadne, die erste und dritte sonderbar bezeichne[t.]

Unter ihnen Chloris und Thyia, zärtliche Freu[n]dinnen, eine der andern im Schoose liegend. S[o]dann Prokris und Klymene, Nebenbuhlerinnen, die [sich] wendet von jener sich weg. Etwas entfernt, f[ür] sich allein, steht Megara, die erste, würdige, ab[er] leider in ihren Kindern unglückliche, verstossen[e] Gattin des Herkules.

Hat nun vielleicht der Künstler dadurch, dass [er] den Odysseus und seine Gefährten in die obere Rei[he]

gesetzt, die höhere Region des Hades bezeichnen wollen; da Odysseus, nach homerischer Dichtung, keineswegs in die Unterwelt hinabsteigt, sondern sich nur an sie heranwagt: so ist wohl nicht ohne Absicht der Acheron und jener den abgeschiedenen Seelen eigentlich bestimmte Eingang zum Schattenreiche unten an der Seite vorgestellt.

In dem Schiffe befindet sich Charon, neben ihm zwey junge Personen, weder durch sich, noch durch ihre Verwandtschaft berühmt, über welche wir folgende Muthmaßungen hegen.

Tellis scheinet dem Alterthum als ein gegen seine Eltern frommes Kind bekannt gewesen zu seyn; indem ausserhalb des Schiffes, unter ihm, wahrscheinlich auf einer vorgestellten Landzunge, ein unfrommer Sohn von seinem eigenen Vater gequält wird.

Kleoboia trägt das heilige Kistchen, ein Zeichen der Verehrung gegen die Geheimnisse, mit sich, und unter ihr, ausser dem Schiffe, wird, zum deutlichen Gegensatz, ein Frevler gepeinigt.

Ueber dem Charon sehen wir ein Schreckbild, den Dämon Eurynomos, und in derselben Gegend den zum Schatten verschwindenden Tityos. Diesen letzten, würden wir den Künstlern rathen, noch etwas weiter herunter zu setzen, als in unserer Tafel geschehen, damit dem Odysseus und seinen Gefährten der Rücken frey gehalten werde.

Warum Auge und Iphymedeia zunächst am Schiffe stehen, wagen wir nicht zu erklären; desto mehr finden wir bey der sonderbaren Gruppe zu bemerken, wo eine Eselin die Arbeit des beschäftigten Seildrehers aufzehrt.

Die Alten scheinen, und zwar mit Recht, ein fruchtloses Bemühen als die größte Pein betrachtet zu haben.

Der immer zurückstürzende Stein des Sisyphos, die fliehenden Früchte des Tantalos, das Wassertragen in zerbrechenden Gefäßen, alles deutet auf unerreichte Zwecke. Hier ist nicht etwan eine dem Verbrechen angemessene Wiedervergeltung, oder specifische Strafe! Nein, die Unglücklichen werden sämmtlich mit dem schrecklichsten der menschlichen Schicksale belegt, den Zweck eines ernsten, anhaltenden Bestrebens vereitelt zu sehen.

Was nun dort, als Strafe gewaltsamer Titanen und sonstiger Schuldigen, gedacht wird, ist hier durch Oknos und seine Eselin als ein Schicksal, ein Zustand, auf das naivste dargestellt. Er flicht eben von Natur, wie sie von Natur frisst; er könnte lieber aufhören, zu flechten; aber was alsdann sonst beginnen? Er flicht lieber, um zu flechten, und das Schilf, das sich auch ungeflochten hätte verzehren lassen, wird nun geflochten gespeist. Vielleicht schmeckt es so, vielleicht nährt es besser? Dieser Oknos, könnte man sagen, hat auf diese Weise doch eine Art von Unterhaltung mit seiner Eselin!

Doch, indem wir unsern Lesern die weitere Entwicklung dieses profunden Symbols überlassen, bemerken wir nur, dass der Grieche, der gleich in's Leben zurücksah, darin den Zustand eines fleissigen Mannes, dem eine verschwenderische Frau zugesellt ist, zu finden glaubte.

Haben wir nun diese Seite des Bildes vollendet, wo wir fast nur frühere heroische Gestalten erblickten: so treffen wir, bey fernerem Fortblick, auf Gegenstände, die zu Odysseus einen nähern Bezug haben. Wir finden hier die Freunde des Odysseus, Antilochos, Agamemnon, Protesilaos; Achilleus und Patroklos. Sie dürfen sich nur in den freyen Raum, der über ihnen gelassen ist, erheben, und sie befinden sich mit Odysseus auf Einer Linie.

Weiterhin sehen wir des Odysseus Gegner versammelt, die beiden Ajanten nebst Palamedes, dem edelsten der Griechen, der sein erfundenes Würfelspiel mit dem sonst so verschmähten Thersites zu üben beschäftigt ist.

In der Höhe zwischen beiden, sich der Gesinnung nach widerstrebenden, durch einen Zwischenraum abgesonderten Gruppen der Griechen, finden sich Liebende versammelt; Phokos und Iaseus, mit einem Ringe, dem zartesten Zeichen der Freundschaft, beschäftigt. Aktaion und seine Mutter, mit gleicher Lust am Waidwerke theilnehmend, Maira, einsam zwischen beiden, könnte räthselhaft bleiben, wenn ihr nicht eine herzliche Neigung gegen ihren Vater, diesen Platz unter den anmuthig- und naivliebenden verschaffte.

Man wende nun seinen Blick nach dem untern Theile des Bildes! Dort findet man die Dichterwelt vortrefflich geschildert, beysammen. Orpheus, als treuer Gatte, ruht auf dem Grabe seiner zweymal Verlohrnen; als berühmtester Dichter hat er seine Hörer bey sich, Schedios und Pelias, deren Bezeichnung, so wie das Recht, in dieser Gesellschaft zu seyn, noch zu erklären wäre. Thamyris, das schönste Talent, in dem traurigsten Zustande der verwelkenden Abnahme. Gleich dabey Lehrer und Schüler, Marsyas und Olympos, auf ein frisches Leben und künftige Zeiten deutend.

Befanden sich nun über dieser Dichterwelt die abgeschiedenen Griechen: so sind, neben ihnen, als wie in einem Winkel, die armen Trojaner vorgestellt; Hektor, sein Schicksal immer fort betrauernd, Memnon und Sarpedon.

Aber, um diesen düstern Winkel zu erheitern, hat der Künstler den lüsternen, weiberschätzenden Knaben, Paris, in ewiger Jugend dargestellt. Noch als roher Waldbewohner, doch seiner Macht über Frauen sich bewusst, schlägt er in die Hände, um, das Gegenzeichen erwartend, irgend einer horchenden Schöne anzudeuten, wo er zu finden sey.

Aber Penthesileia, die Heldin, im kriegerischen Schmuck, steht vor ihm, ihre Gebärden und Mienen zeigen sich abstossend und verachtend; und so wäre denn auch der peinliche Zustand eines anmasslichen Weiberbesiegers, der endlich von einer hochherzigen Frau verschmäht wird, im Hades verewigt.

Warum übrigens Meleager und ferner Kallisto, Pero, Nomia in der höhern Region einen Platz einnehmen, sey künftigen Auslegern anheim gestellt.

Wir

Wir betrachten nur noch, am Schlusse des Bildes, jene Gesellschaft vergeblich Bemühter, die uns eigentlich den Ort zu erkennen giebt, wo wir uns befinden. Sisyphos, Tantalos, Unbenannte, welche sich in die höhern Geheimnisse einweihen zu lassen verabsäumt, zeigen sich hier. Konnten wir noch über Oknos lächeln, so sind nun die Motive ähnlicher Darstellungen in's Tragische gesteigert. An beiden Enden des Hades finden wir vergeblich Bemühte und innerhalb solcher trostlosen Zustände Heroen und Heroinen zusammengedrängt und eingeschlossen.

Bey den Todten ist alles ewig. Der Zustand, in welchem der Mensch zuletzt den Erdbewohnern erschien, fixirt sich für alle Zukunft. Alt oder jung, schön oder entstellt, glücklich oder unglücklich, schwebt er immer unserer Einbildungskraft auf der grauen Tafel des Hades vor.

Nachtrag.

Indem die Künstler immer mehr Trieb zeigen, sich dem Alterthume zu nähern: so wird es Pflicht, ihnen zweckmäſsig vorzuarbeiten, damit eine höchst lobenswerthe Absicht rascher gefördert werde. Wir wünschen, daſs man dasjenige, was wir an den Gemählden der Lesche zu leisten gesucht, als eine Probe dessen, was wir künftig weiter fortzuführen gedenken, günstig aufnehme.

Pausanias ist ein, für den heiteren Künstlersinn, beynahe unzugänglicher Schriftsteller; man muſs ihn recht kennen, wenn man ihn genieſsen und nützen soll. Gegen ihn, als Beobachter überhaupt, als Bemerker in's Besondere, als Erklärer und Schrifsteller, ist gar viel einzuwenden; dazu kommt noch ein an vielen Stellen verdorbener Text, wodurch sein Werk noch trüber vor unsern Augen erscheint: daher wäre zu wünschen, daſs Freunde des Alterthums und der Kunst sich vereinigten, diese Decke wegzuziehen, und besonders alles, was den Künstler zunächst interessirt, vorerst in's Klare zu stellen.

Man kann dem Gelehrten nicht zumuthen, daſs er die reiche Aernte, zu der ihn die Fruchtbarkeit seines weiten Feldes und seine eigene Thätigkeit berechtigt, selbst auseinander sondere; er hat zu viel Rücksichten zu nehmen, als daſs er eine der andern völlig aufopfern könnte; und so ergeht es ihm gewöhnlich, wie es dem Pausanias erging, daſs ein Kunstwerk, oder sonst ein Gegenstand, ihn mehr an sein Wissen erinnert, als daſs es ihn aufforderte, sich des groſsen Umfangs seiner Kenntnisse, zu Gunsten dieses besondern Falles, zu entäuſsern. Deſshalb möchte der Kunstfreund wohl ein verdienstliches Werk unternehmen, wenn er sich zwischen dem Gelehrten und Künstler in die Mitte stellte, und aus den Schätzen des ersten für die Bedürfnisse des andern auszuwählen verstünde.

Die Kunst überhaupt, besonders aber, die teutsche, steht auf dem bedeutenden Punkte, daſs sich Künstler und Liebhaber dem wahren Sinne des Alterthums mit starken Schritten genähert. Man vergleiche die riepenhausischen Blätter mit Versuchen des sonst so verdienten Grafen Caylus, und man wird, mit Vergnügen, einen ungeheuern Abstand gewahr werden.

Fahren unsere Künstler nun fort, die Restauration verlohrner Kunstwerke, nach Beschreibungen, zu unternehmen: so läſst sich gar nicht absehen, wie weit sie solches führen werde. Sie sind genöthigt aus sich selbst, aus ihrer Zeit und Umgebung herauszugehen, und indem sie sich eine Aufgabe vergegenwärtigen, zugleich die Frage aufzuwerfen, wie eine entfernte Vorzeit sie gelöſ't haben würde. Sie werden auf die einfach-hohen und profund-naiven Gegenstände aufmerksam, und fühlen sich gedrungen Bedeutung und Form, im höchsten Sinne, zu cultiviren.

Betrachtet man nun den Weg, welchen die Alterthumskunde schon seit geraumer Zeit einschlägt, so bemerkt man, daſs auch sie dem wünschenswerthen Ziele nachstrebt, die Vorzeit überhaupt, besonders aber die Kunst der Vorzeit, zur Anschauung zu bringen.

Setzt sich nun zugleich die Manier, bloſs durch Umrisse, eine geistreiche Composition auszudrücken und ganze epische und dramatische Folgen darzustellen, beym Publicum in Gunst: so werden die höheren Kunstzwecke gewiſs mehr gefördert, als durch die endlose Qual, womit Künstler, oft unglücklich erfundene Bilder auszuführen, Jahre lang bemüht sind. Das, was ein glücklicher Gedanke sey, wird mehr offenbar werden, und eine vollendete Ausführung wird ihm alsdann den eigentlichen Kunstwerth, zu allgemeinem Behagen, geben können.

Um zu diesem schönen Zweck das Mögliche beyzutragen, werden wir unsere künftigen Aufgaben dahin lenken, und indessen, durch successive Bearbeitung des Pausanias und Plinius, besonders auch der Philostrate, die Künstler zu fördern suchen.

Auch würde die Vergleichung der homerischen, virgilischen und polygnotischen Höllenfahrten dereinst, wenn die letztere vor den Augen des Publicums aufgestellt seyn wird, erfreuliche Gelegen-

ge

geben, Poesie und bildende Kunst, als verwandt und getrennt, zu beobachten und zu beurtheilen.

Auf ähnliche Weise wird sich eine Vorstellung der Eroberung von Troja, wie sie auf einer antiken Vase vorkommt, mit der polygnotischen Behandlung vergleichen und dergestalt benutzen lassen.

Wir hatten eine Zeichnung des Vasengemähldes neben den riepenhausischen Blättern aufgestellt. Hier ist nichts, das mit der polygnotischen, von uns oben entwickelten, Darstellungsweise übereinstimmte; alles scheint mehr in's Kurze zusammengezogen. Thaten und Handlungen werden, mit voller Wirklichkeit, neben einander aufgezählt; woraus sich, wie uns dünkt, ohne die übrigen, von Geschmack, von Anordnung, u. s. w. hergenommenen Gründe in Anschlag zu bringen, schon mit grosser Wahrscheinlichkeit auf eine jüngere Entstehung schliessen lässt.

Wir wünschen, diese Abbildung gedachten Vasengemähldes künftig der riepenhausischen Arbeit beygefügt zu sehen. Denn obgleich, so viel wir wissen, Herr Tischbein solches bereits in Kupfer stechen lassen, so ist es doch immer noch viel zu wenig bekannt.

Und so wenden wir uns, nach diesem weiten, doch hoffentlich nicht für zwecklos gehaltenen Umweg, wieder zu dem eigentlichen Gegenstand dieser Blätter, zu unserer Kunstausstellung, wovon noch einiges zu erwähnen übrig blieb.

IV. Preisertheilung.

Haben wir nun oben die sämmtlichen eingesandten Kunstwerke, nach unserem besten Vermögen, dem Zwecke gemäss, darzustellen, und nach unserer besten Einsicht zu beurtheilen gesucht: so sey es vergönnt, uns nochmals zu der wagnerischen Zeichnung zu wenden, welcher, aus oben schon angeführten Gründen, der Preis zuertheilt worden, wobey wir noch folgendes zu erinnern finden.

Sollte man nämlich einige Aehnlichkeit gedachter Zeichnung, mit dem flaxmannischen Entwurf von eben diesem Gegenstande, bemerken wollen, und die Arbeit unseres Freundes ungünstiger deshalb ansehen: so empfehlen wir die Beherzigung nachstehender Betrachtungen, welche, in manchem Sinne, hier einen Platz verdienen.

Flaxmann's Entwürfe zum Homer, Aeschylus und Dante, welche jetzt eben in Teutschland mit lebhaftem Betrieb copirt und verbreitet werden, sind allerdings Producte eines Künstlers von Geist und Talenten; doch müssen wir, bey aller Achtung, welche wir für dieselben hegen, beyläufig anmerken, dass, überhaupt genommen, ihnen doch etwas zu viel Ehre widerfährt. Wenn indessen eine Auswahl der besten dieser Entwürfe gemacht werden sollte, so wäre zuverlässig das Blatt, wo Odysseus dem Polyphem Wein in die Schale giesst, nicht darunter begriffen. Gleichwohl wird man an demselben doch auch den vernünftigen Künstler nicht verkennen, der seinen Gegenstand von der rechten Seite anfasst; und so wäre es kein Wunder, wenn eines andern wackeren Künstlers Arbeit, der ungefähr von demselben Standpunkt ausgegangen, mit der flaxmannischen im allgemeinen zusammenträfe.

Indessen würde Wagner's Verdienst, in unsern Augen, im geringsten nichts verlohren und wir ihm dennoch, mit völliger Ueberzeugung, den Preis ertheilt haben, wenn er auch wirklich Flaxmann's Entwurf seinem Werke zum Grund gelegt hätte.

Denn der Künstler hat das Recht, ja die Pflicht, das unvollkommen Gebildete als Stoff zu behandeln und sich es anzueignen, als wenn es, von Hause aus, sein gehörte. Er leistet allerdings etwas rühmliches, wenn er einem flüchtigen, mangelhaften Entwurf mehr Gehalt verleiht, die Anordnung verbessert, die Charaktere mehr bestimmt und entwickelt. Wer hingegen aus einem guten Kunstwerke borgt, und das Erborgte eben so unzweckmässig anwendet, als verschlechtert darstellt, setzt sich dem schärfsten Tadel aus; denn er zeigt schwache Fähigkeiten, und ist auf dem geraden Wege zur Pfuscherey begriffen.

V. Rückblick.

Verschiedene Kunstfreunde, ja mehrere von den Preiswerbenden Künstlern selbst, haben die oft erwähnte Preisaufgabe für ein der bildenden Kunst beynahe unauflösliches Räthsel halten wollen, worüber wir denselben einige Erklärung schuldig sind. Bey dieser Gelegenheit dürfte es nicht unzweckmässig seyn, auch von allen bisherigen Preisaufgaben kurze Rechenschaft abzulegen; ja selbst über die Ursachen, warum man dieses Institut begründete, ein Wort zu sagen.

Der Hang zum Historischen, zum Sentimental-Unbedeutenden und zum Platt-Natürlichen schien in der Kunst immer mehr um sich greifen zu wollen; man suchte daher in den Propyläen auf die grossen Vortheile einer sorgfältigen Wahl günstiger Gegenstände den Künstler aufmerksam zu machen: allein es zeigten sich, gleich anfangs, so viele Missverständnisse, dass wir uns überzeugten, hier sey weder ein gedrucktes Wort, noch eine Erläuterung desselben hinlänglich; man müsse zur That schreiten, und andere dazu auffordern. Durch Aufgaben glaubte man dem Künstler die Wahl zu erleichtern, seine Thätigkeit auf ein sicheres Ziel zu richten, und bey Gelegenheit dasjenige deutlich und wiederholt auszusprechen, was an und für sich, Einmal, als Anleitung aufgestellt, nicht einem jeden anzumuthen schien.

Weil aber die höhern Gegenstände, poetisch und heroisch, wie sie seyn mögen, doch immer wieder in höhere und niedere Eintheilungen zerfallen: so sollte bey den Aufgaben eine allmähliche Steigerung beobachtet, und der Künstler, Stufenweise, in die vielleicht nicht einem jeden bekannten Wege gelenkt werden.

Bey

Bey der ersten Aufgabe, im Jahr 1799: Aphrodite, dem Paris die Helena zuführend, verlangte man von den concurrirenden Künstlern keinesweges die Darstellung dieser Figuren in ihrer ganzen Herrlichkeit, wie etwa die idealischen Typen der Antike sie uns zeigen; diese Forderung wäre allerdings viel zu gross gewesen; sondern man wählte den Gegenstand vornehmlich darum, weil er zu einem anmuthigen Bilde Gelegenheit gab. Falls der Künstler, Mahler oder Bildhauer, Kunstfertigkeit mit Geschmack verband, so war er durchaus begünstigt, und in kein ganz fremdes Feld gewiesen. Der Gegenstand ist gefällig, poetisch, er lässt sich deutlich darstellen und höhere Anforderungen, als diese, wurden vor's erste nicht gemacht.

Beide Aufgaben im Jahr 1800 beabsichtigten schon höhere Kunstzwecke. Bey Hektor's Abschied von Andromache kam es vornehmlich darauf an, durch Innigkeit, Zartgefühl und lebendigen Ausdruck an das Gemüth zu sprechen. Die Charaktere waren nicht weniger edel, die Figuren gegenseitig in einem schönen menschlichen Verhältniss. Hiernächst durfte man auch von den Nationalanlagen der Deutschen, für diesen Gegenstand, Vortheile erwarten, welche Vermuthung durch den Erfolg wirklich bewährt worden.

Der andere Gegenstand: Odysseus und Diomedes, welche die Pferde des Rhesos rauben, sollte diejenigen Talente begünstigen, denen Bewegung, Kraft und That besser darzustellen gelingt, als stille Rührung des Gemüths. Dieser Gegenstand war ebenfalls völlig bequem, und konnte den geschicktesten Künstler würdig beschäftigen, indem er Gelegenheit zu interessanten Gruppen und gewaltigen Wirkungen von Licht und Schatten gab. Nicht weniger günstig contrastirten die Figuren in Hinsicht ihres Charakters.

Die erste Preisaufgabe von 1801 sollte, mehr als eine der vorhergegangenen, das künstlerische Erfindungsvermögen in Thätigkeit setzen; denn das romantisch-heroische Sujet, Achilles in Skyros, ist reich, und es entwickeln sich aus demselben Motive der verschiedensten Art.

Achilles im Kampf mit den Flussgöttern ist unstreitig eine Aufgabe noch höherer Art; weil sie aber, man möchte wohl sagen, auf der Grenze des Erhaben-Poetischen und Phantastisch-Wunderbaren steht, so will sie nicht nur vom Künstler klar gedacht, sondern auch die Darstellung derselben mit einem glücklichen Griff des Geschmacks gehascht seyn. Welches wir für die Ursache halten, dass keine der eingegangenen Darstellungen volle Befriedigung gewährte.

Man beliebte desswegen für das Jahr 1802 den ganz reinen Gegenstand, Perseus und Andromeda, der ebenfalls sehr hoch steht und mit dem Wunderbaren, Schönen und Anmuthigen, noch das Pathetische verbindet.

Endlich wurde, durch die Aufgabe für's vergangene Jahr, beynahe das ganze Vermögen der Kunst in Anspruch genommen. Einer rohen plumpen Riesenkraft schlaue Klugheit und muthiges Erkühnen gegenüber.

Soll dieser Gegenstand wahr und treffend dargestellt werden, so muss der Künstler ahnden lassen, oder bedeuten: dass der ungeschlachte Riese dem weisen Helden unterliegen müsse. Dadurch wird dem Beschauer eine grosse Wahrheit und Lehre, symbolisch, vor die Augen gebracht und in's Gemüth geprägt.

Wenn Menschen gegen Elemente kämpfen, oder, von solcher Gewalt bedrängt, sich zu retten suchen, finden sich immer die günstigsten Gegenstände für bildende Kunst. Raphael gewann auf diesem Felde den Stoff sowohl zur Sündfluth, als zum Brand des Borgo. Auch unsere Aufgabe, wenn sie im höchsten Sinne genommen wird, gehört eigentlich zu derselben Art. Dort erscheinen Menschen in Gefahr, und trachten, auf verschiedene Weise, sich der Gewalt roher Naturkräfte zu entziehen; hier sucht Odysseus, mit listig besonnenem Muth, Polyphem's Uebergewalt zu bändigen. Das Element senkt sich schon und weicht der Manneskraft.

Oben erwähnte Bilder mögen vielleicht mehr Pathos, mehr sinnlich- und herzlichrührendes enthalten: unsere Aufgabe hingegen würde, bey eben so vortrefflicher Ausführung, ohne Zweifel ergötzender für die heiteren, unabhängigen Gemüthskräfte seyn. Ihr kommt zu statten, dass im Polyphem das Element personificirt erscheint, und der so herrlich contrastirende Charakter des Odysseus, als triumphirende Hauptfigur des ganzen Bildes, dem Künstler nicht geringen Vortheil gewährt. Hingegen bleiben die Gesellen, wiewohl für sich interessant genug, und zur Bedeutung unentbehrlich, doch in Absicht auf Ausdruck des Alters, des Geschlechts, der Bewegung, der Leidenschaft, weniger mannigfaltig und anziehend darzustellen, als die Figuren, welche von einer Wasser- oder Feuersnoth bedrängt werden.

VI. Preisaufgabe für's laufende Jahr.

Wir haben uns im Vorhergehenden bloss desswegen umständlicher über einiges erklärt, weil wir *das Menschengeschlecht, vom Elemente des Wassers bedrängt*, zur Aufgabe für das laufende Jahr ausgewählt haben. Man mag sich diese Bedrängniss nun als allgemeine, oder besondere Ueberschwemmung, als Austreten eines Berg- oder Thalstromes, als Zerreissen eines Dammes, oder sonst denken: jede Bearbeitung soll von uns wohl aufgenommen seyn, welche die höchsten und mannigfaltigsten Motive der Thätigkeit und des Leidens, in gebildetem Kunstsinne, vorzulegen weiss.

Womit wir uns denn Gönnern und Freunden, in Hoffnung einer öftern Unterhaltung, zu geneigtem Andenken und Antheil empfehlen.

Weimar,

d. 1 Jan. 1804.

J. W. v. Goethe,

im Namen der vereinigten Kunstfreunde.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JANUAR, 1804.

THEOLOGIE.

Die letzten Jahre des abgeschiedenen Jahrhunderts haben endlich, nach einem langen trägen Stillstand, einen neuen Lauf zur Berichtigung und Aufklärung der Urkunden des Christenthums begonnen, wie er, seitdem sie vorhanden sind, noch nie versucht worden war. Ihr kleinstes Verdienst ist vielleicht, dass sie den gesamten kritischen Vorrath, an dem nun länger als drey Jahrhunderte gesammelt worden, in eine leichtere Uebersicht gebracht, und mit einigen merkwürdigen Zugaben vermehrt haben; ein grösseres ist schon, dass sie die historische Interpretation, die bis dahin nur in einzelnen lichtvollen Beyspielen aufgestellt war, auf den ganzen historischen Theil des neuen Testaments überzutragen versucht haben; das grösste, dass sie in noch höherem Aufschwung des Genies den kühnen Versuch gewagt haben, an dessen Möglichkeit man noch vor 26 bis 30 Jahren hätte verzweifeln mögen, und woran von so vielen tausend Lesern während 17 verflossenen Jahrhunderten auch nicht Einem ein nur entfernter Gedanke mag aufgestiegen seyn, — den Versuch, unsere Evangelienbücher kritisch zu analysiren, und auf diesem Wege ihrem Ursprung auf die Spur zu kommen, ihn zu entwickeln und zu beweisen.

Die kleine und grosse, die niedere und höhere Kritik, die Sprach- und Alterthumskunde haben daher neben einander gewetteifert, ihre Kräfte an diesem wichtigen Nachlass des Alterthums zu versuchen, um Vermächtnisse an die Nachwelt zu liefern, wie sie die früheren Zeiten zu geben nicht im Stande waren. Wie sind nun aber diese Versuche ausgefallen? wie weit sind sie gelungen oder misslungen? und zu welchen Resultaten führen sie?

Es ist unseres Institutes würdig, einen dieser Gegenstände nach dem anderen herauszuheben, um dankbar und gerecht in einem Zeitalter zu seyn, das bey ernsthaften Werken des Verdienstes und der schweren und mühsamen Gelehrsamkeit so gerne vorübereilt, und diese nicht beachtend, sich lieber bey leichteren Spielen der Literatur und dem sogenannten allgemein Interessanten und Angenehmen verweilt, weil das Leichte, oft auch das Gemeine, dem grossen Haufen eine grössere Unterhaltung verspricht.

Die Ordnung erfodert, dass wir von der sogenannten niederen Kritik des Textes ausgehen, obgleich diese nicht den glänzendsten Theil der neuesten Versuche über die Evangelien ausmacht: er hat aber auf der anderen Seite wieder den Vorzug, dass ohne ihn die letzten nicht möglich geworden wären.

Das Gebäude der Kritik des N. T., welches *Semler* aufgeschlagen und *Griesbach* ausgebaut hat, schien den meisten Theologen so fest, dass man an seiner Ewigkeit nicht zu zweifeln wagte, als Hr. Professor *von Matthäi* ihm unvermuthet alles Fundament absprach, und in seinem *Novum Testamentum, XII Tomis distinctum* (von 1782—1788) eine völlige Zerstörung drohete. Voll Vertrauen auf die Festigkeit desselben, revidirte *Griesbach* im Jahr 1796 noch einmal seinen ehemaligen Bau, bis auf seine kleinsten Theile, und führte mit ihnen und den neuen seit seinem ersten Versuch hinzugekommenen Materialien erst einen neuen prunklosen Bau, bequem und leicht übersehbar dem ernsteren Kritikus, auf, und liess darauf denselben von Göschen durch äussere Verzierungen in einen Prachtpallast verwandeln. Ehe noch letzterer vollendet war, arbeitete schon wieder der gelehrte *Matthäi* an der Zerstörung des erstern:

Wittenberg: *Novum Testamentum Graece.* Ad Codices Mosquenses utriusque Bibliothecae SS. Synodi et Tabularii imperialis, item Augustanos, Dresdenses, Goettingenses, Gothanos, Guelpherbytanos, Langeri, Monachienses, Lipsienses, Nicephori et Zittaviensem, adhibitis Patrum Graecorum lectionibus, editionibus N. Testamenti principibus et doctorum virorum libellis criticis, iterum recensuit, sectiones majores et minores Eusebii, Euthalii et Andreae Caesariensis notavit; primum quoque nunc lectiones ecclesiasticas ex usu ecclesiae Graecae designavit ac Synaxaria Evangeliarii et Praxapostoli addidit et criticis interpositis animadversionibus edidit *Christianus Fridericus de Matthaei*, Collegiorum imperial. Ross. Assessor et Prof. Wittenbergensis. Tomus Primus. 1803. IV und 784 S. 4.

Gerüstet und geübt, wie wenige, kam der Herausgeber zu seiner Arbeit. Ueber hundert Handschriften hatte er, seitdem er sich mit der Kritik des N. T. beschäftiget, vor Augen gehabt und untersucht, und manche mehr als einmal verglichen. Mit einer Genauigkeit und Treue, die bis an Ueberspannung

nung grenzt, wenn man die Kürze des menschlichen Lebens bedenkt, aber die desto verdienstlicher ist, weil sie die Nachwelt neuer Mühe überheben kann, hat er, in der vormahligen und gegenwärtigen Ausgabe, seine Materialien verarbeitet, und eben deswegen auch nicht Eine Lesart aus seinen Vorgängern aufgenommen, sondern sich auf das eingeschränkt, was er selbst gesehen, selbst geprüft, selbst gesammelt, aus lauter Besorgniss, seine Vorgänger möchten nicht mit der scrupulösen Treue zu Werke gegangen seyn, die er sich zu Gesetz und Pflicht gemacht hatte. Nicht zufrieden, dass er die Lesarten der Kirchenväter selbst aus ihren Werken ausgezogen, und ihren gedruckten Text, so oft er Handschriften von ihnen erhalten konnte, mit den Manuscripten verglichen hatte, schlug er bey jeder aus den Kirchenvätern geborgten Lesart, die er aufnahm, nochmals die Stellen, wo sie vorkommt, nach, um sich vor allen Fehlern zu sichern. Er hat (was vor ihm noch kein Herausgeber des N. T. so genau und bestimmt gethan hat, und doch zur Beurtheilung mancher Variante von so grosser Wichtigkeit ist) die kirchlichen Lectionen und Synaxarien in der grössten Vollständigkeit (selbst vollständiger und genauer als Assemani) mitgetheilt und die grösseren und kleinern Sectionen des Eusebius, Euthalius und Andreas Cäsariensis vollständig in seine Ausgabe eingetragen: im Texte selbst den Anfang und das Ende jeder Lection und dessen, was übersprungen werden sollte, durch ein eingeklammertes ἀρχή, ὑπέρβα, ἄρξου, ὑπάντα und τέλος angezeigt, am Rande die Zahl der Lectionen nach den Synaxarien, und unter dem Texte Verzeichniss und nähere Bestimmungen der Lectionen mit den griechischen Worten seiner Handschriften mitgetheilt. Nächstdem sind unter dem Text einzelne Bruchstücke von den handschriftlichen Schätzen, in deren Besitz Matthäi ist, aus biblischen Manuscripten, Auslegern, Scholien und Catenen mitgetheilt, und dabey die Evangeliarien weit kenntlicher gemacht, als man sie durch die bisherigen Herausgeber und Kritiker des neuen Testaments hatte kennen lernen. Wie sehr ist es zu bedauern, dass er, auf einen zu engen Raum (worüber er öfters klagt) eingeschränkt, nicht die ganze Fülle seines kritischen Apparats, seine neuerdings gesammelten Lesarten aus Handschriften, seine ausführlichen und genauen Vergleichungen der Kirchenväter oben von Clemens aus Alexandrien und Origenes an bis auf Euthymius Zigabenus herab, nicht bloss nach den gedruckten Ausgaben, sondern auch nach Handschriften, deren er von einigen Kirchenvätern mehrere zur Hand hatte; seine kritischen Auszüge aus den Commentatoren und seinen ungedruckten Catenen mittheilen konnte! Möge er sie nur nunmehr bald in einem besondern Werke, das er öfters als bereits ausgearbeitet citirt, ans Licht fördern! Auszüge aus Handschriften des N. T. können wir nach dem Vorrath, den wir bereits besitzen, ohne Schaden entbehren: aber die Auszüge aus Kirchenvätern, so genau, so vollständig, wie sie Hr. *von M.* geben könnte, sind das wichtigste Bedürfniss zur Vollendung der Kritik des N. T., der wir uns immer mehr nähern.

Um diesen, so wichtigen kritischen Vorrath des würdigen Herausgebers zu erhalten, hätte man wünschen mögen, dass lieber der *Text* des N. T. nicht mit abgedruckt worden wäre. Es ist ja derselbe, den wir schon in den 12 Bänden seiner früheren Ausgabe besitzen, wenigstens haben wir nirgends eine Abweichung von demselben gefunden; und wie wäre sie auch denkbar, da er noch immer fest auf seinen früherhin angenommenen Grundsätzen der neutestamentlichen Kritik hält? Der von ihm ehedem festgesetzte Text wird in dieser Ausgabe nur mit den Lesarten der nach der Zeit von dem Herausgeber selbst noch verglichenen Handschriften bestätiget, und gegen Anfechtungen vertheidiget.

In einer Abhandlung, hinter dem Text der vier Evangelien recensirt der Herausgeber ausführlich die Ausgaben seiner Vorgänger. In seinem Urtheil über die meisten ist er eher zu glimpflich als zu strenge; und doch können wir auch die mildesten davon nicht unbedingt unterschreiben. Es ist gegründet, wenn er den Complutensischen Herausgebern und Erasmus verwirft, dass sie ihre Handschriften nicht genau und bestimmt angegeben haben, und es verdient kein grosses Aufheben, dass er ihre Ausgaben selten gebraucht hat, da ihr Apparat aus Handschriften weder an Zahl noch Güte von Bedeutung war, und sie selbst in der Wahl der Varianten und dem Urtheil über sie für keine Führer gelten können, da sie noch während der Kindheit der neutestamentlichen Kritik lebten. Es ist richtig, wenn er ihnen eine zu grosse Bewunderung der Vulgata Schuld giebt, welche ihr Urtheil häufig bestochen und sie für die Lesarten ihrer Handschriften eingenommen hat, die sich zur Vulgata neigten. Und wer möchte sie jetzt noch von dem Verdacht willkührlicher Aenderungen, selbst gegen die Stimme ihrer Handschriften, völlig lossprechen, wenn sich gleich bey manchen Stellen ihre Vertheidigung führen lässt? Aber es ist nicht ganz richtig, wenn er ihre Handschriften für ganz unbekannt ausgiebt. Die Zahl der bey der Complutensischen Ausgabe gebrauchten Manuscripte ist zwar unbekannt, weil sie die Herausgeber nicht ausdrücklich angegeben haben; aber vergleicht man ihre singulären Lesarten mit den Excerpten bey Mill, Wetstein und Birch, so ergiebt sich, dass es etwa sechs waren. Erasmus brauchte (wie er selbst sagt) bey seiner ersten Ausgabe vier, bey seiner zweyten fünf Handschriften u. s. w.: und vergleicht man seine eigenthümlichen Lesarten mit unserm kritischen Apparat, so kann man noch die von ihm gebrauchten Handschriften nachweisen. Aber im Ganzen hat Hr. *v. M.* recht: mit der nöthigen kritischen Genauigkeit hat Erasmus seine Quellen nicht angegeben; jedoch wenn man auch dieses einräumt, so ist dadurch seine Brauchbarkeit in der Kritik noch lange nicht auf-

ge-

gehoben. Und wer kann es zugeben, dass von Erasmus kritischen Einsichten klein und verächtlich gesprochen würde? Sein kritisches Genie verdient alle Achtung; was ihm abging, war Schuld seiner Zeit und seiner Lage. Die letzte, da er nur auf so wenige, neue und unbedeutende Handschriften eingeschränkt war, führt ihn auf eine zu grosse Schätzung der Vulgata, und das Geschrey seiner Gegner machte ihn schüchtern, bey seiner grossen Abneigung zur Polemik, wie er selbst bey dem Sprichwort: *dulce bellum inexpertis*, deutlich genug erklärte. Dagegen ist gegen das Verdammungsurtheil nichts einzuwenden, das über Beza's Nachlässigkeit und Unkunde, die den gesammelten Varianten-Vorrath gar nicht zu brauchen wusste, ausgesprochen wird. Und gegen Stephanus lässt sich noch weit mehr Böses sagen, als hier geschieht.

Wetstein dagegen ist des Vfs. Held, weil dessen Kritik der seinigen am nächsten kommt, und darum ist er auch gegen Mill und Bengel (die vortrefflichsten Kritiker, die das N. T. gehabt hat) nicht so gerecht, als er sonst seyn würde. So sehr er Mill's unermesslichen Fleiss und Genauigkeit anerkennt, womit er den kritischen Vorrath seiner Vorgänger untersucht, gebessert, geordnet und mit den reichsten Beyträgen vermehrt hat: so ist ihm doch dessen Neigung zur lateinischen Uebersetzung ein solcher Anstoss, dass er ihm (was doch an ihm so respectabel war) kritische Sagacität abspricht. Und so wie ihm Bengel's Recensionen ein Aergerniss sind: so ist ihm dagegen Christian Benedict Michaelis mit seinen *variis lectionibus N. T.* desto werther, weil er gegen die sogenannten latinisirenden Handschriften entschieden hat.

Vor allem aber liegt auf Semler's hermeneutischen Vorbereitungen, und auf Griesbach's Schriften der Fluch: und der Eifer, mit dem er von ihnen und ihrem Recensionensystem spricht, ist eine Schwäche, die wir ungern an einem so gelehrten und so verdienstvollen Manne sagen.

Auch in dieser Ausgabe ist Hr. *v. M.* von den Grundsätzen nicht zurück gekommen, die er sicher nie würde angenommen haben, wenn er nicht zu Moskau, entfernt von einem vollständigen Apparat zur Kritik des N. T., oder wofern er diesen auch von Anfang an besessen hat, wenn er nicht aus rühmlichem Eifer, etwas ganz Neues über das N. T. zu leisten, mit dem Vorsatz an sein kritisches Studium desselben gegangen wäre, die handschriftlichen Schätze, welche er in der grossen Synodalbibliothek vor sich fand, einzig und allein zu gebrauchen. Handschriften vom Berge Athos konnten, wie sich aus den Schicksalen des neutestamentlichen Textes zum voraus erwarten liess, nur einen der Haupttexte, den byzantinischen, enthalten. Er fand nun, dass die Handschriften, welche den Text des N. T. allein lieferten, mit einander auf das vollkommenste in Lesarten übereinstimmten, und dass nur dann die ursprüngliche (harmonirende) Lesart vertilget war, wenn seine Handschriften den Text, mit Commentarien und Scholien verbunden, enthielten. Daraus ging dann leicht die Folgerung hervor: „da die *Codices textus perpetui* übereinstimmen, und was in ihnen geändert ist, in den Commentarien und Scholien vorkommt, so sind letztere offenbar die Quelle der Aenderungen gewesen. Der sicherste Weg zu einer reinen Recension des N. T. sey daher, den *Codicibus textus perpetui* allein zu folgen, und was aus Commentarien und Scholien genommen worden, für Corruption zu erklären. Eine Vergleichung der Catenen, Scholien und Commentare mit jenem reinen Texte müsse daher das sicherste Mittel seyn, die Textescorruptionen zu entdecken."

An dem Urtheile wäre nichts zu tadeln, wenn bloss die Frage von der Wiederherstellung des *byzantinischen* Textes wäre: aber die Zwecke der Kritik gehen höher; sie will den ursprünglichen Text der Verfasser haben: und hat man immer wie die Byzantiner gelesen? *Matthäi* antwortet: „Ja; denn was ich anders finde, steht bloss in Catenen, Scholien und Commentaren, und muss also aus ihnen geflossen seyn." Aber sind denn die Lesarten der letzten an und für sich verwerflich? Sie sind ja nicht alle erst von den Kirchenvätern gemacht, erdacht, erfunden worden, oder Folge ihrer Unkritik, ihrer Nachlässigkeit, ihres Anführens aus dem Gedächtnisse gewesen; sie sind vielmehr grösstentheils (bis auf einzelne Fälle der Unachtsamkeit, des Citirens aus dem Gedächtnisse und andere ähnliche, denen sich aber sehr gut auf die Spur kommen lässt) aus Handschriften ihrer Gegend genommen, weil die älteste Version, die lateinische, welche auf die griechischen Väter keinen Einfluss hat äussern können, dieselben Lesarten bietet. Es hat mit dem Text des neuen Testaments, oder, da gegenwärtig bloss von einer Ausgabe der Evangelien die Rede ist, — mit dem Text der Evangelien eine gar eigene Bewandniss, die in der Literatur zwar nicht ohne Beyspiele ist, aber doch nur wenig völlig Analoges hat. Es gab in sehr frühen Zeiten äusserst abweichende Codices: Clemens von Alexandrien, Origenes, Chrysostomus, Cyrillus merken, wenn gleich nicht sehr häufig, doch mehrmals die Verschiedenheiten der Handschriften ihrer Zeit an; und wenn sie häufigere Veranlassungen gehabt hätten, und es nicht mit so grossen Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre, Manuscripte nachzusehen, so würden sie in ihren Werken mehrere und umfassendere Beyspiele von Varianten aus den ältesten Zeiten beygebracht haben. Denn so bald ein Kirchenvater Veranlassung hat, genau und vollständig über Textesabweichungen zu sprechen, wie grosse Verschiedenheiten zeigen sich! wie wimmelt es von Varianten! Damit nichts ohne Beweis gesagt sey, so wollen wir uns der Kürze wegen bloss auf Epiphanius Excerpte aus Marcion's Evangelium berufen, dessen Abweichungen, wie jetzt erwiesen ist und fast allgemein angenommen wird, keine boshafte

Wenn man auch nicht mit dem Vf. rechten will, dafs er nicht feinen Vorrath vollständig auf einmal mitgetheilt hat: fo läfst es fich doch mit der Sitte, die unter Kritikern mit Recht herkömmlich ist, nicht vereinigen, dafs er fie nirgends (aufser im Allgemeinen auf dem Titel) namentlich aufgeführt hat, weder in einer ausführlichen Befchreibung; noch in einem Verzeichnifs, weder hinter der Dedication an den Ruffifchen Kaifer, hinter welcher vielleicht die Ehrfurcht einer *Vorrede* den gewöhnlichen Platz verweigerte, noch in der *Nachrede*, welche diefen Band fchliefst. Man kennt zwar die meiften fchon aus andern Schriften des Vf., und findet auch zerftreut ihre Namen in den Noten: aber wie viele haben diefe immer in jedem Augenblick, da fie von den Auszügen diefer Ausgabe Gebrauch machen wollen, gegenwärtig? und ift es nicht auch Pflicht des Kritikers für die Bequemlichkeit feiner Lefer zu forgen? Aus den Kirchenvätern ift nicht mehr beygebracht, als wozu die Polemik Anlafs gab; die aus ihnen von dem Vf. gemachte vollftändige Ausbeute ift wieder für die Zukunft zurückgelegt worden. Der gröfste Theil der Anmerkungen befteht daher in Polemik gegen den *Cod. D* (*Cantabrig. graeco-lat.*), gegen die *recenfio Occidentalis* (oder wie fie in der Kraftfprache des Vf. genannt wird, gegen die *recenfio fcurrilis*), gegen den Gebrauch der Kirchenväter in der Kritik, befonders des Origenes, Chryfoftomus und Hieronymus. Der übrige Theil enthält allerley Beobachtungen über Eigenthümlichkeiten der Handfchriften, über den Einflufs der Evangeliarien auf den griechifchen Text der Evangelien, über einzelne fynonyme Worte, bey denen die Abfchreiber immer wanken, und dadurch in manchen Stellen die Kritik ungewifs machen, u. dgl. m. wozu auch noch einige kritifch-polemifche Excurfe am Ende gehören.

An hundert Stellen macht er feiner Galle gegen den *afinus Latiniftarum* (den Abfchreiber des *Cod. D*), auch hie und da gegen den *fcriba Cod. L. et Vat.* 1209 Luft „*qui nec conjugationes nec declinationes in quinta claffe Lycei Jenenfis fatis didicerat.*“ Einmal nach dem andern wird an die Manen des Stephanus bey den ungriechifchen Wörtern und Formen des Cod. D apoftrophirt: *heus, Stephane, transporta hoc ex Cod. D in thefauros tuos!* und bey den Lesarten der fogenannten Alexandriner heifst es, mehr oder weniger energifch: *ad fterquilinia cum iftis!* Der Cod. D macht es freylich arg: er hat φῶς μέγαν aus dem Lateinifchen *lucem magnam*; er fagt ὁ πνεῦμα, weil *fpiritus* ein Mafculinum ift u. f. w. und Matthäi's Eifer gegen ihn wäre allerdings gerecht, wenn man den *Cantabrigienfis* zu einem andern Zweck brauchte, als um den Text der alten lateinifchen Verfion aus einem Codex zu erforfchen, der älter ift als alle Handfchriften, aus welchen wir die Fragmente der fogenannten Itala gefammelt haben, da fein Text, fo barbarifch er auch lautet, mit der Itala, dem Tertullian und Cyprian da einftimmt, wo der alexandrinifche Text, wie er fich aus den alexandrinifchen Kirchenvätern mit Zuziehung einiger Haupthandfchriften erkannen läfst, völlig andere Lesarten hat. In diefem Lichte betrachtet wird jeder Eifer gegen feine *Graecitas culinaria* komifch. Im übrigen giebt, wenigftens der Recenfent, nach feiner Ueberzeugung zu, dafs der Cod. D ein wahrer Cento ift, aus den verfchiedenften Lappen zufammengefetzt. Auch entfcheidet er bey keinem verftändigen Kritiker allein etwas: aber es läfst fich für die Gefchichte des Textes der Evangelien aufserordentlich viel aus ihm nehmen. Diefe Erfahrung glaubt wenigftens der Recenfent gemacht zu haben, und er möchte ihn daher unter den Handfchriften des N. T. auf keine Weife entbehren, follte er gleich *Afinus Latiniftarum, recenfionem Alexandrinam et Occidentalem dorfo fuo bajulans*, feyn.

Nächft dem *Afinus Latiniftarum* treffen die Streiche des Verfaffers am häufigften den armen Adamantinus. Mögen es feine überfpannten Bewunderer bey ihm verantworten, dafs kein heiler Fleck an ihm bleibt! Aber ein fo hartes Schickfal hat doch der gute Kirchenvater felbft auf keine Weife verwirkt; es fehlte ihm, um der kritifchen Nachwelt nützlich zu feyn, weder an Willen noch an Einfichten; und was fie etwa anders wünfchen möchte, das war Fehler feiner Zeit, über die fich zu erheben oft über menfchliche Kräfte geht. Wir geben dem Vf. zu, dafs er eine Quelle mancher unrichtiger Lesarten geworden ift (aber was kann er für unkritifchen Gebrauch feiner Werke und unverftändige Nachbeterey?); wir geben zu, dafs er den biblifchen Text nicht überall kritifch genau citirte (aber wollte er denn überall den biblifchen Kritikus machen?); wir geben zu, dafs er hie und da gegen feine Handfchriften lefen will (aber verfchweigt er etwa, dafs die Handfchriften feiner Zeit anders haben? fagt er es nicht vielmehr offen und unverhohlen?) Womit hätte er nun verdient, fo ganz in die Pfanne gehauen zu werden, dafs dem Herausgeber zu feinem hochpeinlichen Gericht die teutfche und lateinifche Sprache nicht reich und ftark genug war, fondern auch die griechifche an ihn apoftrophiren mufs: ὦ πλοῦτος σοφίας! ἀνεξάντλητα τὰ βορβορώθη βάθη τῆς φρενοβλαβοῦς συνέσεώς σου. Selbft die Stelle, an welche Matthäi als an das augenfcheinlichfte Beyfpiel der leichtfinnigen Willkür, mit welcher Origenes den Text der Evangelien anführe, appellirt, Mark. 11. kann man für keinen unwiderleglich beweifenden Beleg gelten laffen. Origenes Text ift dafelbft von dem gegenwärtigen allerdings fo abweichend, wie nirgends; am allerwenigften da, wo er fonft eine Stelle *de induftria* behandelt: er ift vielmehr dafelbft von Markus eben fo verfchieden, wie diefer von Matthäus und Lukas ift, und fieht aus, als ob es eine vierte Behandlung des Auffatzes wäre, welche bey den drey erften Evangelien zum Grunde gelegt war: und es ift diefe Stelle der Hypothefe der neuern Gelehrten fehr günftig, die verfchiedene Ueberfetzungen eines und deffelben Urtextes annehmen. Sowie wir noch drey verfchiedene Bearbeitungen deffelben (im Matthäus, Markus und Lukas) übrig haben: fo konnte ja auch wohl noch eine vierte vorhanden feyn, aus welcher durch einen Zufall die-

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JANUAR, 1804.

THEOLOGIE.

WITTENBERG: *Novum Testamentum, Graece* etc. Edidit *Christianus Fridericus de Matthaei*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Und warum mag der Herausgeber dem Bengelischen Recensionensystem so gram seyn? Es ist ja nichts, als der Faden der Ariadne, der den Weg durch das Labyrinth der aus mehreren hundert Handschriften gesammelten Varianten sichert. Selbst Matthäi, so wenig er es Wort haben will, erkennt ein solches Recensionensystem; er spricht ja von falschen Lesarten, die aus Origenes und Chrysostomus geflossen sind: machen nun nicht die Handschriften, welche in ihren Lesarten mit jenen Vätern zusammenhängen, Eine Familie aus? Er spricht von verschiedenen Classen von Handschriften: ist das etwas anderes? ist dabey mehr als der Name verschieden? Der Unterschied ist nun nur: die Semlerische Schule sagt: der Text, der es mit Origenes hält, ist genau und gut: Matthäi sagt: ein solcher Text ist unzuverlässig und schlecht. Die Semlerische Schule giebt den Einfluss der Scholien auf Handschriften zu (und wer könnte ihn ableugnen?); nur setzt sie diesen Einfluss in spätere Zeiten herab: Matthäi sagt: sie sind älter als Chrysostomus; schon dieser Vater hatte Scholien vor sich, die aus Origenes und andern Vätern gezogen waren. Läfst sich nun über diese Punkte nicht kaltblütig streiten? Polemik ist in jeder Wissenschaft unentbehrlich, wenn sie im Schwung bleiben soll: jeder gelehrte Waffenstillstand ist Anfang einer gelehrten Lähmung; ein allgemeiner Friede gar bringt die Wissenschaften, in denen er geschlossen wird, um ihr Interesse und die Schätzung des grofsen Haufens, um Geist und Leben. Gewifs würde Matthäi's Opposition von erspriesslichen Folgen für die Kritik des N. T. in den letzten funfzehn Jahren gewesen seyn; wenn der Wortkampf weniger einem Schaukampfe ähnlich gesehen hätte, der nur die Zuschauer divertirt, zumal da Griesbach's Gravität bey der Abhaltung der auf ihn gerichteten Angriffe, und die Heftigkeit des Gegentheils, so sonderbar contrastirten.

An letzterer hat freylich die Festigkeit seines Gegners in der Behauptung seines Systems, die auch nicht von Partheylichkeit frey ist, einige Schuld. Das Fundament des ganzen Streits ist Origenes. Nun soll noch niemand eine Lesart genannt haben, die Origenes gegen die Uebereinstimmung der Handschriften in den Text gebracht habe. Nach unserem Ermessen sind doch mehrere genannt worden, bey denen die höchste *kritische* Probabilität ist. Ehe diese zugegeben wird, werden lieber scharfsinnige Wendungen und Ausflüchte ausgesonnen; was Gegner so leicht erbittert. Aber wozu kann es schaden, wenn auch Origenes in einigen Stellen aus Vorurtheilen, die er hatte, Lesarten dem Text aufdringt, die er ihm nicht hätte aufdringen sollen? Wo er es gethan hat, da läfst sich ihm ja noch auf die Spur kommen. Hindern denn diese den Gebrauch seines übriges Textes? kann er nicht anderwärts gut seyn?

Nächstdem hält Griesbach zu streng auf seinem Recensionensystem, das ihn mehrmals im Punkte der Entscheidung die rechte Wahl zu treffen hindert, und zur Selbstbelehrung ist es sehr instructiv, wie doch in manchen Fällen beide Gegner zu einem Resultat kommen, so verschieden auch ihre Wege sind. Εἰκῆ (Matth. 5, 22) vertheidigen beide: Griesbach, weil seine beiden Recensionen in der Auslassung desselben nicht zusammenstimmen: (nach der einen Hälfte muss es stehen; nach der andern Hälfte müsste es ausgelassen werden: nun nimmt er die erste Hälfte zur Widerlegung der zweyten zu Hülfe: „weil jene εἰκῆ hat, so sollte es auch diese haben, und nicht auslassen" *testes contra εἰκῆ adhuc producti, utut vetusti et, si spectentur in se, satis graves, redarguuntur ab aliis ex iisdem familiis oriundis, aeque vetustis et gravibus*): Matthäi dagegen: es mufs stehen, *nam ascetice tantum, non critice, disputatum est contra hoc vocabulum*. Auch ohne jedes System der Moral, das man haben mag, gehört das Wort nicht in den Text, und die Stelle ist eine von den vielen, wo das Recensionensystem gar nicht hinreicht, um über die Richtigkeit der Lesart zu urtheilen. Es läfst sich aber erweisen, dafs πᾶς ὁ ὀργιζόμενος ohne εἰκῆ die älteste Lesart war, weit älter, als eine mönchische Moral Einfluss auf den evangelischen Text haben konnte: und diefs nebst dem exegetischen Grunde, der aus der wahren Bedeutung von ὀργίζεσθαι abfliesst, entscheidet, was das Recensionensystem unentschieden läfst; und es ist mit nichten an dem, was Matthäi sagt: *Hieronymi fides critica passa est naufragium;* vielmehr die einseitige Kritik treibt hier in Trümmern.

Die *Anmerkungen* unter dem Text enthalten aufser verschiedenen Lesarten einen Schatz von brauchbaren Observationen. Die ersten bieten einen Theil der Lesarten von eilf Handschriften dar, die der Vf. über die Evangelien seit der Erscheinung seiner ersten Ausgabe selbst, zum Theil wiederholt, verglichen hat. Die vollständigen Lesarten derselben sind, einer Stelle zufolge, einer eigenen Schrift aufbewahrt.

graphischen Eigenschaften gebe, die sie in den Zeiten der blühenden griechischen Kunst (wenn sie damals gebräuchlich gewesen wäre), nach den Regeln, welche sie befolgte, gehabt haben müsste: runde, fliessende Züge, ohne Ecken, Winkel und gerade Züge, die sich im Schreiben bequem und leicht mit den vorhergehenden und folgenden Buchstaben verbinden liessen; mit rechtshin geneigter Stellung der Buchstaben, um das Steife der geraden Richtung zu vermeiden, mit der nöthigen Proportion derselben unter sich und zur Harmonie des Ganzen, mit der regelmässigsten Vertheilung des Lichts und Schattens in den Zügen einzelner Buchstaben, mit der gehörigen Reinheit der Spatien zwischen den Zeilen, mit möglichster Vermeidung der Verlängerung einzelner Buchstaben über die Höhe und unter die Basis der Zeilen u. s. w. Mit der griechischen Minuskel, wie sie sich in Handschriften und Drucken selbst der grössten Meister, eines Didot und Bodoni, findet, liess sich dieses Ideal ohne mannichfaltige Abänderung nicht erreichen. Nach vielen und mancherley misslungenen Versuchen blieb man endlich (wie die Vorrede beschreibt) bey folgenden Veränderungen stehen: das verlängerte ſ und] wurde ausgemerzt, s, ζ und ξ auf die Basis der Zeile gestellt, φ aber herabgezogen. Nach dieser abgeänderten Minuskel wurde auch die Majuskel eingerichtet: um aus ihr das Steife, Geradlinichte wegzubringen, wurde für sie die lateinische Cursiv-Majuskel *A*, *B*, *C*, *D* u. s. w. zum Grunde gelegt, oder eine geschwungene Figur angenommen, Σ wurde wie in Handschriften mit C, Δ mit *D* vertauscht u. s. w. Daraus ist, was sich auch über das Einzelne möchte erinnern lassen, eine im Ganzen vortreffliche Schrift, voll Geschmack, Ebenmaass, Bestimmtheit und Deutlichkeit erwachsen, und ein eleganter herrlicher Druck, der dem Auge wohlthut, durch seine Reinheit der Zwischenräume zwischen den Zeilen, durch seine Harmonie der einzelnen Theile zum Ganzen, durch seine regelmässige Vertheilung des Lichts und Schattens, dessen Wirkung durch das schöne geglättete Papier noch erhöhet wird: ein Prachtstück, das erste in seiner Art, das aus einer teutschen Presse gekommen ist, und eines der ersten, wenn man es mit dem Prachtausgaben des Auslandes vergleicht.

Nachdem durch diesen Versuch die griechische Minuskel ihrer Vollkommenheit so nahe gebracht ist, sollten alle teutsche Kunstkenner zu ihrer Vollendung durch Rathschläge und Erinnerungen beytragen, und ein ähnlicher Versuch zur Vervollkommnung der griechischen Majuskel, die von ihrer Vollendung noch entfernter zu seyn scheint, gemacht werden, um das Vaterland der Typographie, welches bey dem Mangel an Unterstützung durch den Bücherluxus seiner Grossen und bey der Armuth seiner Gelehrten, zufrieden mit dem rühmlichen Eifer, durch den inneren Werth seiner Werke das zu ersetzen, was ihnen am äusseren Glanze abging, nun vierthalb Jahrhunderte bey seinen altväterischen, unkalligraphischen griechischen Schriftarten geblieben ist, auch zum Vaterlande der vollendeten Typographie zu machen, und ihm den Bücherluxus des reicheren Auslandes nicht darin vorkommen zu lassen.

Recensent traut sich zwar nicht den Takt der Ku[nst] zu, der einem bestimmenden Urtheil und solchen V[or]schlägen nothwendig zur Unterlage dienen müss[te,] aber es sey ihm erlaubt, in seiner Herzenseinfalt [zu] sagen, was der erste Eindruck war, den dieser he[rr]liche Druck auf ihn machte. Das Sanfte, Weiche, [das] ihm aus dem Druck entgegen kam, machte, dass [sein] Auge mit Vergnügen und Genuss auf demselben v[er]weilte; es blieb ihm aber doch noch etwas, [was] er vermisste und suchte: bey näherer Untersuch[ung] entdeckte es sich ihm: es liegt in dem Sanften ni[cht] zugleich auch etwas Starkes und Kraftvolles, [das] Weiche neigt sich vielmehr zu etwas Süssem, da[s] die Länge nicht so interessirt, als Weiches mit K[räf]tigem vermischt. Die Wahl der lateinischen Form [für] den Majuskeln und die Umbeugungen einiger Figu[ren] der Minuskel hat dem Ganzen etwas von seinem G[rie]chischen genommen, und ihm ein mehr lateinisc[hes] Ansehen gegeben. So sehr Bodoni's Longus in [der] meisterhaften Vertheilung des Lichts und Schatt[ens] diesem Drucke nachsteht: so sticht doch darin [der] *griechische* Charakter zu einer eigenen Erhebung [der] Seele hervor. So billig die Foderung ist, dass [man] bey der Beurtheilung einzelner Figuren nicht auf i[hre] isolirte Stellung, sondern auf die Wirkung, wel[che] sie auf das Ganze haben, und ihre Harmonie in [der] Verbindung sehe: so können wir uns doch nicht [ver]leugnen, dass mehrere der neuern Figuren noch n[icht] ihre zur Symmetrie gehörige Gestalt haben. Mit [dem] ξ, mit dem ϑ, mit dem *ω* der Majuskel, selbst n[ach] der unter dem Druck getroffenen Abänderung u. [s. w.] will sich das Auge in der Gesellschaft, in der sie steh[en,] nicht recht familiarisiren; sie haben gegen ihre N[ach]baren noch etwas Hartes und Auffallendes. Die [ge]wählte Form von manchen hat auch das Unbeque[me,] dass sie nicht gleiche Breite der Spatien zwischen [ein]zelnen Buchstaben zulassen, wie hinter ξ, hinter [dem] Jota der Majuskel u. s. w. Etwas der Art ist sc[hon] während des Drucks geändert worden, und e[s ist] nicht zu zweifeln, dass wir bey der Fortsetzung [sol]cher Besserungen in Kurzem eine durch die Kunst [der] Typographie verschönerte griechische Minuskel (f[ür] sich nur der späteren Zeiten) erhalten werden.

Von dem abgedruckten Text haben wir w[enig] zu sagen: es ist der Griesbachische in der zu H[alle] (nicht *Jenae*, wie in der Vorrede steht) A. 179[6 er]schienenen Ausgabe der Evangelien. In die Druck[erey] ward die Knappische Ausgabe gegeben, nach [der] Griesbachischen Recension, auch hie und da in [der] Interpunktion abgeändert, aber ohne kritische [Zei]chen, zur Erhaltung der Einheit des Drucks. [Am] Rande stehen mit einer kleinern, nach der Textsc[hrift ge]bildeten Minuskel einzelne wichtige Lesarten, [nach] der Schätzung, welche ihnen das Recensionensy[stem] giebt, durch *β*, *γ*, *δ*, und die vulgäre Lesart d[urch] *κ* (*κοινὴ*) angezeigt.

Dieser Band enthält erst die beiden Evang[elien] des Matthäus und Markus.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 4 JANUAR, 1804.

JURISPRUDENZ.

1) Leipzig, b. Weygand: *Versuch einer systematischen Erläuterung der sämmtlichen Römischen Gesetze vom Pfandrechte*, von D. *Ernst Christian Westphal*, ordentl. öffentl. Lehrer des Rechts zu Halle. 1770. Zweyte Ausgabe. 1791. 456 S. Dritte Ausgabe. 1794. 465 S. gr. 8.

2) Ebendaselbst: *Interpretationes juris civilis de libertate et servitutibus praediorum, artis ordine digestae.* Von *demselben.* 1773. 762 S. gr. 8.

3) Ebendas.: *System des Römischen Rechts über die Arten der Sachen, Besitz, Eigenthum und Verjährung.* Von *demselben.* 1788. 804 S. gr. 8.

4) Ebendas.: *Lehre des gemeinen Rechts vom Kauf, Pacht, Mieth- und Erbzinscontract, der Cession, auch der Gewähr des Eigenthums und der Mängel.* Von *demselben.* 1789. 826 S. gr. 8.

5) Ebendas.: *Theorie des Römischen Rechs von Testamenten, deren Erblasser, und Erben, ihrer Form und Gültigkeit.* Von *demselben.* 1789. 912 S. gr. 8.

6) Ebendas.: *Systematischer Commentar über die Gesetze von Vorlegung und Eröffnung der Testamente, Annehmung und Ablehnung der Erbschaft, den Rechten und Pflichten des Erben, auch dessen possessorischen und petitorischen Rechtsmitteln.* Von *demselben.* 1790. 358 S. gr. 8.

7) Ebendas.: *Hermeneutisch-systematische Darstellung der Rechte von Vermächtnissen und Fideicommissen, deren Bestimmungen, Ungültigkeit und Aufhebung, Accretion, Transmission, Quarten, Cautionen, Erklärung und Rechtsmitteln; ingleichen von Codicillen.* Von *demselben.* 1791. In zwey Bänden. Ohne Vorrede 1382 S. gr. 8.

8) Ebendas.: *System der Lehre von den einzelnen Vermächtnissarten und der Erbtheilungsklage.* Von *demselben.* 1792. 435 S. gr. 8.

Nicht leicht haben die Arbeiten eines Schriftstellers ein so sonderbares Schicksal gehabt, als die hier mit einander verbundenen Werke eines unserer — wenn man auf die Masse sieht — arbeitsamsten und fruchtbarsten Civilisten. Ohne grosses Auffehen der literarischen Welt dargeboten, mehr mit Kälte als Wärme aufgenommen, und häufig mit bitterem Tadel verfolgt, sind sie allmählich im Stillen immer weiter verbreitet, und jetzt beynah auf dem Punct, von einer ziemlichen Anzahl gelehrter und geachteter Schriftsteller als äusserst schätzbare und unentbehrliche Werke dem Publicum, besonders dem jüngeren Theile desselben, empfohlen zu werden. Da eine Zeitschrift, welche einzig darauf bedacht ist, wissenschaftliche Cultur zu befördern, sehr wenig Rücksicht darauf zu nehmen hat, ob ein Werk gerade der letzten Messe sein Daseyn verdankt, oder etwas früher erschienen ist; da unser Institut, bey der Wahl der zu beurtheilenden Werke, sich namentlich auch das Nachholen älterer, wichtiger, in manchem kritischen Blätte verabsäumter Werke zur Pflicht macht, und da die hier angezeigten Westphalischen Schriften sich sämmtlich unter gewisse allgemeine Gesichtspuncte zusammenstellen lassen: so glauben wir den Wünschen des gebildeten Publicums entgegen zu kommen, wenn wir hier in einer Collectiv-Recension unser Urtheil über den Werth und Unwerth jener hermeneutischen Arbeiten, deren Inhalt schon durch die Titel bezeichnet wird, und im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden darf, unserer Ueberzeugung gemäss niederlegen.

Es war allerdings eine glückliche Idee des sel. *Westphal*, dass sich das gründliche Studium des Römischen Rechts durch nichts so sehr befördern lasse, als wenn man alle Theile desselben in systematischer Ordnung exegetisch behandle, die Ideen der bessern Ausleger in der Kürze anführe, und dabey zugleich einen wörtlichen Abdruck der Gesetze gebe. Vortrefflich war diese, in allen vorhin angegebenen Werken durchgeführte Idee. Denn wie wenige sind im Stande, sich selbst mit den überall zerstreut liegenden exegetischen Erläuterungen der bessern Civilisten bekannt zu machen! Wie unendlich wenig läfst sich aus den Noten zu den neueren Ausgaben des *Corpus juris* lernen! und wie viele ermüden nicht schon deswegen bey dem Studio des Römischen Rechts, weil ihnen die marternde mechanische Arbeit des Nachschlagens sehr bald völlig unleidlich wird! Wirklich fehlte es auch *W.* zu einem solchen Unternehmen in gewisser Maasse nicht an Scharfsinn und Fleiss; hätte ihn nur das Schicksal gegen Hypochondrie und die daher entspringende Tendenz, stets Beschäftigung zu suchen, aber immer die Arbeit zu umgehen, sicher gestellt. Allein schon sehr früh scheint ihn diese Stimmung angewandelt zu haben, und wird mit jedem neueren Werke von allen Seiten so offenbar, dass wir uns getrauen, aus dieser Schwäche allein den ganzen Charakter der Westphal'schen Schrif-

Schriften, und deren mannichfaltige Mängel, psychologisch erklären zu können.

Der wichtigste Fehler, welcher mehr oder weniger in allen jenen Werken sichtbar ist, scheint uns der zu seyn, dass der Vf. es sich überall nur zum Endzweck machte, die Fragmente der Haupttitel zu erläutern, dass er selten aus Titeln, deren Rubrik eine andere Materie ankündigt, die, auch für die abgehandelten Lehren wichtigen Fragmente herbeyzog, und als reiner Exeget fast niemals weiter ging, als ihn das Bedürfniss der Wortauslegung führte. Diese, einem lebendigen und kräftigen Kopf gewiss unerträgliche, Verfahrungsart herrscht schon, wiewohl nicht entscheidend, in dem Werke *über Pfandrecht*, worin sonst noch die mehrste jugendliche Munterkeit sichtbar ist, und in der lateinischen Schrift *über Eigenthum und Servituten*; in den späteren Arbeiten aber ist sie durchaus in allen kleinsten Theilen befolgt. Wie viel man bey dieser Methode verloren geben muss, ist nun wohl offenbar genug. Denn wem ist unbekannt, dass die Fragmente des Römischen Rechts direct bey weitem am wenigsten entscheiden? dass man durch viele künstliche Combinationen, Abstractionen und Analogien ein System erschöpfender Principien gewissermasen zu erringen gezwungen ist? und dass die Fragmente zur Begründung vieler wichtigen Lehren weder in den Pandekten, noch in dem Codex eigne Titel erhalten haben, und aus allen Titeln mühsam zusammengelesen werden müssen? Man schlage daher z. B. in dem Werke *vom Pfandrecht* die Lehre von dem prätorischen Pfande, und der Collision der Pfänder; in der Schrift *über die Arten der Sachen* die Lehre von beweglichen und unbeweglichen Sachen; in dem Werke *vom Kauf* die Grundsätze über den Irrthum beym Kaufe nach, und man wird die ungeheure Dürftigkeit und Unvollständigkeit fast unbegreiflich finden. So geht es durch alle Werke in allen Theilen. Wenn man daher auch das ganze *Corpus juris* in dieser Manier bearbeitet hätte: so wäre dadurch noch nicht einmal das rohe Material zu einem vollständigen System herbeygeschafft, und der Systematiker müsste noch immer erst eine Menge von Grundsätzen durch eigene Abstraction zu gewinnen suchen. Man gehe mithin bey dem Gebrauch der Westphal'schen Arbeiten nie von der Voraussetzung aus, dass man etwas Vollständiges erhalte. Denn im Ganzen leisten sie zur Erläuterung nicht mehr, als den älteren Juristen die Glosse nützte.

Ein zweyter Fehler liegt darin, dass fast alles Einzelne mit einer, nur dem Hypochondristen gewöhnlichen Schlaffheit, wir möchten sagen, mit einer offenbaren Unlust behandelt ist, wiewohl weniger in den ersten, als in den späteren Werken. Schon diess, dass der Vf. stets aus dem *Lipenius* die Dissertations-Titel, ohne Angabe der Vornamen und des Druckorts, flüchtig hingeschrieben, die wichtigern Hauptwerke selten namhaft gemacht hat, und sich überall rückwärts auf seine eigenen Ausführungen bezieht, ohne sich die Mühe zu geben, die citirten Stellen durch etwas weiter als ein: *oben* oder *unten*, bemerklich zu machen, schon diess ist Beweises genug, d ihm das Mühsame das Unleidliche war. Man läc nicht darüber, dass wir an solchen Kleinlichkeit hängen, und, wie *Lavater*, aus den Schriftzügen nes Menschen uns Schlüsse auf dessen geistige Na erlauben. Wer zu beobachten weiss, wird gera im Kleinlichen oft das Charakteristische entdecke und dass unsere Schlüsse nicht trügen, glauben v aus der Art, wie der Vf. in der Sache selbst verful hinlänglich documentiren zu können. Denn es herrschender Charakter aller Arbeiten desselben, d er bey dem Leichten mit besonderm Gefallen v weilt, und dagegen das Schwierige auf alle möglic Weise zu überhüpfen sucht. In Nr. 1 und 2 sind fre lich noch manchmal die leichteren Fragmente unt eine allgemeine Regel, als ihre Summe, zusa mengestellt, und die mehr schwierigen Gesetze dag gen mit ziemlicher Ausführlichkeit und Gelehrsamk erläutert; allein in den übrigen sind alle Verhältni aufgehoben. Fast jedes leichte Gesetz wird wörtli übersetzt, das Schwierige häufig ganz kurz abgef tigt, und von der Literatur selten mehr angegebe als sich aus *Hommel's Corp. jur. cum not. varior* schöpfen lässt. Man lese nur z. B. in dem Werke *üb die Arten der Sachen* das, was §. 18 über *res manci* gesagt ist. Der Vf. hatte die Absicht, in seine exeg tischen Schriften zugleich alles mit aufzunehmen, w sich aus *Schulting's jurispr. antejust.* und dem *C dex Theodosianus* schöpfen lässt. Es wird hier den auch *Ulp.* Tit. 19. §. 1 angeführt, und nun werde kurz, ohne die Gründe, einige Ideen der neuere Juristen angegeben. Am Ende erklärt sich der V über die *res nec mancipi* durch nichts, als: „*Conra* und andere glauben mit Recht, dass die *res nec ma cipi* nur im *dominio bonitario* gewesen. *Pufendorf* ab ist hierin andrer Meinung.“ In eben dem Werk kommt der Vf. §. 459 auf die Lehre von der Confi sion und Commixtion, und die, in Rücksicht derse ben so bestrittene L. 78 *de solutionibus*. Auf's wenig ste hätte man hier doch eine Uebersicht der verschi denen Meinungen erwarten sollen. Aber nichts w niger als das! Bloss *Cujacius* wird flüchtig erwähn und dann kurzweg von L. 5 de R. V. gesagt, da hier vernünftiger entschieden werde. Eben so durc aus unvollständig sind die Erörterungen in der Schri *von Testamenten* §. 724 über die Quasipupillar-Subst tution. Noch ärger verfährt der Vf. in dem Werk *über Vorlegung der Testamente* in Ansehung der schwie rigen Lehre von der Transmission. Ueber die *Trans missio Theodosiana* wird hier §. 275 nichts gesagt, als „*Theodosius* machte zuerst bey den emancipirten Kin dern eine Ausnahme, und verordnete, dass von die sen das Erbrecht, auch ohne bey Leben von ihne geschehene Annehmung der Erbschaft, auf ihre Nach kommen übergehen solle.“ Im §. 276 wird darau kurz der Inhalt der L. 19. C. *de jure deliberandi* ange geben, und am Ende hinzugesetzt: „*Faber* findet i dieser Justinianischen Transmission viel Unvernünfti ges, seine Kritik läuft aber auf Subtilität hinaus.“ Das ist alles! Kein Wort über die Gränzen diese

Trans-

Transmissions-Arten und das Verhältnifs derselben zu einander! Nicht einmal eine Silbe darüber, was denn eigentlich *Faber* gewollt hat! In dem Werke *über Vermächtnisse* giebt es auch genug Beyspiele dieser Art. Wir wollen nur Ein recht einleuchtendes anführen. Bekanntlich kommt in der äusserst subtilen Lehre vom *jure accrescendi* der Legatare alles auf eine richtige und scharfe Darstellung des *Princips* dieser Lehre, und die Unterscheidung zwischen einseitiger und zweyseitiger Conjunction, und bestimmten und unbestimmten Theilen an. Nun höre man den Vf.! Nachdem er in §. 1035 erst die wichtigsten Schriften, nach seiner gewohnten Weise, angegeben, und zum Theil die besten, namentlich *Heisler's* vortreffliche Abhandlung, ganz übergangen hat: so wird das Princip unbestimmt hingestellt: das *jus accrescendi* finde Statt, wenn einerley Sache mehreren gemeinschaftlich vermacht sey, ohne Absonderung nach gewissen Theilen. Im §. 1037 wird dann weiter bemerkt, die Benennung mehrerer Legatarien zu einerley Sache geschehe durch die Verbindungsworte *und* u. dgl. — Hieran schliesst sich gleich §. 1038 mit der Regel: „Die *verbis conjuncti* haben im *jure accrescendi* vor den *re conjunctis* den Vorzug", doch folgt gleich der Nachsatz: „*verbis tantum conjuncti* haben zwar, wie unten vorkommen wird, an sich kein *jus accrescendi*, im Fall aber, da sie es ausüben, gehen sie natürlich den *re tantum conjunctis* vor." Wir überlassen die Wahl der hier nöthigen Exclamationen dem eigenen Urtheil des Lesers.

Dafs die Sprache des Vfs. durchaus altfränkisch und steif ist, und dafs sich nirgend eine Spur von strenger Ordnungsliebe findet, läfst sich noch allenfalls übersehen und verzeihen, nicht aber der Hang desselben zu vagen und seichten Rechtsgrundsätzen; nicht das ewige Wehklagen über die Subtilität der römischen Juristen, ohne einiges Bestreben, in der Feinheit des Gedankens Consequenz des Raisonnements zu finden; nicht diese Schlaffheit der Interpretation, welche gleich bey der ersten Schwierigkeit die Unlust nicht verbergen kann, und sich sofort mürrisch zu einem anderen Gegenstande wendet! Wir wollen unsern Lesern nur einige Proben vorlegen. In Beziehung auf die schon oben erwähnte Lehre von der Confusion erklärt der Vf. sich so: „Dem L. 5. pr. de R. V. ist L. 78 *de solut.*, wie es scheint, zuwider. Cujac. vereinigt diese Stelle mit unserm L. 5 dergestalt, dafs in L. 5 von dem Fall die Rede sey, da das vermischte Ganze in den Händen des Vermischers ist, in L. 78 aber von dem, da die vermischte Masse einem Dritten von dem Vermischer, als sein alleiniges Eigenthum eingegeben worden. Es ist aber doch in beiden Fällen einerley Grund der Entscheidung. Also sollte sie selbst auch einerley seyn. Die Entscheidung in L. 5 ist vernünftiger. L. 5. §. 1 enthält eine blosse Subtilität, indem bey vermischtem Erz und Gelde etwas anderes angenommen wird, als bey gemachtem Honigtranke. Im letzten Fall werden die Theile der verschiedenen Flüssigkeiten zwar mehr unter sich aufgelöst, und im ersten weniger. Aber das: *majus et minus non variat rem*, hätte auch hier sollen in Obacht genommen werden." Kaum trauet man seinen Augen! Wir heben aus dem Werke *über Kauf* zwey andere Beyspiele aus. Bekanntlich ist es sehr bestritten, in wiefern der Käufer, wenn die *lex commissoria* wirksam wird, den vorausbezahlten Theil des Preises und die *arrha* verliere. *W.* ist der Meinung, der erste werde im Zweifel nicht verwirkt, wohl aber die letzte. Nachdem diess ausgeführt ist, so kommt der Vf. §. 713 auf L. 1. C. *de pact. int. emt. et vend.* Statt dieses Fragment mit der ganz leichten Bemerkung aus dem Wege zu räumen, dafs es nicht die geringste Schwierigkeit mache, weil man sich ja oft im gemeinen Leben bedingt, was sich ohnehin von selbst versteht, wirft dagegen der Vf. alles wieder über den Haufen. „Es ist inzwischen, fährt er fort, auch in Ansehung des Angeldes, und was dem ähnlich ist, die Sache noch zweifelhaft, weil man, dafs auf die Handlung gegen den L. *Commissoriam* (der Vf. sagt gern: *der Lex!*) der Verlust des Angeldes stehen sollte, ausdrücklich auszumachen pflegte. Die Strafe ist auch wirklich hart. Es ist genug, dafs der Käufer alle Rechte verliert. Dafs auch der Verkäufer mit seinem Schaden sich bereichern solle, ist unbillig. Wenn der, so ein Angeld gegeben, den Vertrag gar nicht erfüllen will, so ist verordnet, dafs er das Angeld einbüfsen soll. Aber der, so gegen den L. *Commissoriam* handelt, ist nicht von der Gesinnung, dafs er den Contract gar nicht halten wollte (?). Er hat nur versäumt, ihn zu rechter Zeit zu erfüllen, und ist jetzt bereit, ihm nachzukommen (?). Es ist also hart, dafs er mit jenem, der gar nicht erfüllen will, auf gleichen Fufs behandelt werden soll." Damit geht der Vf. frisch zur Zwölften Section über, ohne sich nach dem Leser, welchen er im Sumpfe stecken liefs, weiter umzusehen. Von gleichem Gehalt ist das Raisonnement in §. 972 über die, dem Pachter zu ertheilende Remission. Man weifs, wie consequent das Römische Recht nur bis dahin, dafs die Früchte in das Eigenthum des Pächters übergegangen sind, demselben Ansprüche auf Remission gestattet. Nun höre man, wie *W.* denkt: „Es ist hier Subtilität und Billigkeit in den Gesetzen unter einander gemengt. Man mufs aus diesen Grundsätzen erst die Römischen Rechtsstellen erklären. Hernach ist es eine andere Frage, ob wir das, worin die Subtilität in den Entscheidungen mit Antheil hat, nicht heutiges Tages aus dieser Lehre herauswerfen, und blofs das, was die Billigkeit an die Hand gegeben, beybehalten müssen. Die Gesetze machen einen Unterschied, ob die Früchte schon abgebracht sind, oder nicht. Man sieht, dafs hier der Grundsatz angewandt wurde, *quod fructus pendentes sint pars fundi.* Da aber doch der Verpächter diese Früchte nicht vergütete, sondern nur deshalb Remifs des Pachtgeldes ertheilte, weiter aber nichts bezahlte, so war hier ein Gemisch von Subtilität und Billigkeit." Im §. 977 wird denn weiter behauptet, dafs man sich jetzt an die Billigkeit halten müsse, ohne dafs es dem Vf. einfällt, zu fragen, welche scharfe Gränze man finden soll, wenn

das

das Princip der Römer verlassen wird; was denn eigentlich hier die belobte Billigkeit sagen wolle; und ob es erlaubt sey, sich mit Berufung auf die breite teutsche Billigkeit (welche nichts ist, als das Unvermögen, sich bewusst zu werden, dass A genommen wird, was man B giebt) über die bestimmten Vorschriften des positiven Rechts wegzusetzen. Nur noch Ein Beyspiel wollen wir anführen, um diesen Hang des Vfs. zum unbegreiflich Oberflächlichen darzulegen. In dem Werke *über Eröffnung der Testamente* musste natürlich auch etwas über die *Confusio* gesagt werden. Diess geschieht denn, mit Rücksicht auf das alte Recht, im §. 299, ohne ein Allegat, bloss in folgenden Worten: „Nützlich war dem Erben auf der einen Seite, aber auch schädlich auf der andern, die Confusion der Foderungen. Diejenigen, so der Erblasser vorher an den Erben gehabt, gingen verloren, aber auch der Erbe verlor, was er an den Erblasser zu fodern hatte. Wie es damit neuerlich geworden, wird bald folgen." Diese, durch das *bald* bezeichnete, Stelle ist §. 336. Man erinnere sich, dass der Vf. in seiner allgemeinen Theorie der Confusion nichts von den Fällen sagt, da Rechte und Rechte, Verbindlichkeiten und Verbindlichkeiten zusammentreffen. Nun höre man ihn weiter: „Da auf solche Art die Inventur (angeblich nach L. 22. *C. de jure delib.*) auch die Confusion hindert, entsteht die Frage: ob die Gläubiger des Erblassers noch die prätorische Separations-Wohlthat bey dem Schuldenwesen des Erben nöthig haben, davon in den Pandekten geredet wird. Pragmatische Rechtslehrer leugnen es. Aber Faber ist noch für Beybehaltung der alten Rechtswohlthat. Die Inventur, sagt er, hindert die Confusion nur zum Besten des Erben und seiner Gläubiger, nicht aber zum Besten der Gläubiger des Erblassers. — — Da sich jedoch Justinian wirklich des Ausdrucks: *non confunduntur* bedient, und wenn gleich des Gesetzgebers unmittelbare Absicht für den Erben ist, dennoch daraus auch mittelbar ein Vortheil des Gläubigers des Erblassers gefolgert werden kann: so ist die Meinung der Pragmatiker nicht so schlechthin zu verwerfen." Wir glauben kühn behaupten zu können, dass die neuere Literatur kein Beyspiel eines seichteren Raisonnements aufzuweisen hat. Kaum werden die verschiedenen Meinungen über diese schwierige Lehre durch eine leise Andeutung berührt, und selbst die Bekanntschaft mit Faber's Ideen konnte den Vf. nicht einmal dahin bringen, sich bewusst zu werden, dass die Vorschrift: die Foderung des A soll nicht erlöschen, wenn er den Schuldner B beerbt, durchaus nichts für den Fall entscheidet, wenn Jemand, welcher nicht Gläubiger des Erblassers ist, in dessen Stelle als Schuldner einrückt.

Wir wünschen, dass man diese tadelnden Bemerkungen nicht missverstehen, dass man nicht glauben möge, unsre Absicht gehe dahin, die ganze Reihe jener exegetischen Arbeiten durchaus zu verdammen, und den Vf. als Gegenstand des Mitleids dem Publicum darzustellen. Wir sind vielmehr der Meinung, dass man allerdings jedes dieser Werke empfehlen könne, dass der Vf. viele scharfsinnige und gute Ideen gehabt hat, und durch seine Bemühungen allen denen recht viel nutzen wird, welche sich vorläufig in den Gesetzen zu orientiren wünschen, und sich nicht in der Lage befinden, die zerstreuten Bemerkungen der bessern Exegeten durch eigenen Fleiss sammeln zu können. Unsre Absicht war nur, vor Missbrauch zu warnen, und uns einer einreissenden Anbeterey entgegen zu setzen, welche hier nothwendig zu einer höchst verderblichen Schlaffheit und Seichtigkeit führen muss. Recht sehr wünschen wir, dass Andere die Hauptidee des Vfs. weiter verfolgen und mit Kraft und Munterkeit vollenden mögen, was ihm, wie es scheint, nach seinen Anlagen, mit Energie durchzuführen unmöglich war.

L. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Erlangen*, b. Palm: *Commentatio medica de oculo organisque lacrymalibus ratione aetatis, sexus, gentis et variorum animalium.* Auctore *J. L. Angely*, D. M. 1803. 110 S. 8. (9 gr.) Diese kleine Schrift ist zwar eine blosse Compilation, aber mit vielem Fleisse verfertigt worden. Die Literatur ist ziemlich vollständig; doch vermissen wir ungern die schon im Anfange des vorigen Jahres herausgekommenen Schriften von *Rudolphi* (Anatomisch-physiologische Abhandlungen, Berlin 1802. 8), und *Alber's* (Beyträge zur Anatomie und Physiologie der Thiere, 1 Heft. Bremen 1802. 4), die so viel neue Untersuchungen über diesen Gegenstand enthalten. Zuerst beschreibt Hr. *A.* einen jeden Theil des Auges vom Menschen, nach Verschiedenheit des Alters und des Geschlechtes, dann die Abweichungen, welche man bey den Mohren und Kakerlaken findet, und endlich den Unterschied, welchen man im Bau dieses Organes, bey den vierfüssigen Thieren, Vögeln, Fischen u. s. w. trifft.

M. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 5 JANUAR, 1804.

MEDICIN.

Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Anatomisch-physiologische Abhandlungen* von *Karl Asmund Rudolphi*, d. Weltw. und Arzneygel. Doctor u. f. w. 1802. 251 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Diese treffliche, einem jeden Zergliederer nicht genug zu empfehlende Schrift, beschäftigt sich mit der Untersuchung mehrerer sehr wichtiger Gegenstände, von welchen die erste *das Auge* betrifft. Die Sehnen der geraden Augenmuskeln gehen nicht über die Hornhaut weg, wie auf's neue wieder von ein paar Engländern behauptet worden. *Blumenbach's* Meinung, dass man aus dem bekannten Baue der Sklerotika des Seehundes, die Fertigkeit dieses Thieres im Wasser und in der Luft zu sehen, sich erklären könne, sucht Hr. R. durch mehrere Gründe zu widerlegen, die aber durchaus nicht hinreichend sind. Die Gefäshaut besteht aus zwey Lamellen, wie man sehr leicht am menschlichen Auge, und noch leichter, wie Rec. versichert, an den Augen grösserer Fische sehen kann. Die Iris ist keine einfache Membran, und läfst sich bey den Thieren z. B. bey der Katze und dem Schubut, deren Iris eine ganz andere Farbe hat als das Pigment, leicht trennen. Die von dem Pupillarrande der Iris abstehenden schwarzen Flecken beym Pferde, (*pedoncules*) entstehen nicht von der vordern, sondern der hintern Lamelle der Iris, und es ist nicht wahrscheinlich, dass man sie als Ueberbleibsel der Pupillarhaut oder als Drüsen ansehen könne. Rec. möchte hier die Frage aufwerfen: haben diese schwarzen Flecken Aehnlichkeit mit den strahlenförmigen Bändern, die man am obern Rande der Pupille der Roche sieht? Das Strahlenplättchen *Zonula*, entspringt weder von der Netzhaut noch von der Glashaut, sondern ist eine für sich bestehende Membran. Der Kamm in dem Auge der Vögel hat mit der Netzhaut nichts als den Zusammenhang, und mit der Gefäshaut die Farbe gemein; man muss ihn daher auch als einen eigenen Theil des Auges betrachten. Die Röhre, welche *Home* und *Wantzel* im Auge mehrerer Thiere sahen, und die ersterer für ein lymphatisches Gefäss hielt, ist die *arteria centralis*. Beer's Methode, den grauen Staar sammt der Kapsel auszuziehen, hält Hr. R. wie ein jeder, welcher den Bau des Auges gehörig kennt, für unmöglich.

II. *Ueber die Durchkreutzung der Sehnerven bey den Fischen.* *Sömmerring* nahm bekanntlich die Durchkreutzung der Sehnerven bey den Fischen als etwas ausgemachtes an, wogegen aber die Untersuchungen des Vfs. streiten, welcher dieselbe beym rauhen Flunder, *Pleuronectes Flesus*, und Steinbutte, *Pleuronectes Maximus*, eben so wenig als Rec. fand.

III. *Ueber die Darmzotten.* In diesem sehr lehrreichen Auffatze findet man den Darmkanal von sechs und sechzig verschiedenen Thieren, aus dem Geschlechte der Vierfüser, der Amphibien, der Fische und der Würmer, in dieser Absicht untersucht. Es erhellet hieraus, dass man sie im Allgemeinen bey den vierfüssigen Thieren findet, doch giebt es mehrere, wie z. B. der Maulwurf, bey denen sie fehlen. Auffallend war es Rec., dieselben beym Raccoon (*Ursus Lotor*) zu vermissen, da sie doch bekanntlich beym gemeinen Bären so gross sind. Ebenfalls sind mehrere Vögel z. B. der Eisvogel, die Dohle, die Seeschwalbe u. s. w. zottenlos. Die Schildkröten sind mit keinen Zotten versehen, und Hr. R. vermuthet mit grosem Rechte, dass sie dieser ganzen Classe fehlen, da auch Rec. nicht die mindeste Spur davon bey der *Testud. Mid. Testud. Tabul. Walbaum. Testud. Graec.* und mehrern andern bemerkte. Durchgehends mangeln sie bey den Fischen, und Rec. kann die S. 76 geäusserte Vermuthung durch die neuerliche Zergliederung eines Lumps (*Cyclopterus Lumpus*) bestätigen. Der Darmkanal des Spulwurmes des Pferdes (*Ascaris Lumbricoides*) ist blofs gefaltet. Im II Abschn. dieser Abhandlung, welcher allgemeine Bemerkungen über die innere Darmhaut liefert, sagt Hr. R., dass in der Regel die Zotten nur im dünnen Darme vorhanden sind, und bey jedem Thiere eine gewisse Hauptform haben. Sie werden von der innersten Darmhaut gebildet, und man findet keine Blutgefäfse und Oeffnungen in demselben, welche letztere, von *Lieberkühn*, *Bleuland* und *Hedwig*, fälschlich angenommen wurden. Auch Rec., der zu diesem Ende die Zotten einer Gans, mit einem vorzüglich schönen Dollondschen Instrumente untersuchte, konnte nie die geringste Oeffnung entdecken. Die Klappen im Darmkanale der Fische können, in Rücksicht ihres Nutzens, mit dem Pförtner und der Grimmdarmsklappe verglichen werden. Bey heftigen Entzündungen des Darmkanales erscheint die Zottenhaut oft unverändert; durch einen gewissen krankhaften Zustand aber kann sie sich an einzelnen Stellen trennen, wovon Hr. R. beym Dachse ein merkwürdiges Beyspiel sah. Von allen bisherigen Abbildun-

dungen der Darmzotten, find diejenigen, welche *Hedwig* geliefert, die beften.

IV. *Ueber das Athemholen.* Ein paar Verfuche von *Florman* in Lund laffen vermuthen, dafs die Lungen eine eigene Bewegungskraft befitzen. Das Zwerchfell fehlt den Vögeln nicht, wie Hr. *R.* glaubt, und ift z. B. bey dem wilden Schwane und der Riefenfchildkröte fehr deutlich. Die Wiederholung von *Herholdt's* Verfuchen über das Athemholen der Frösche, gab Hn. *R.* ganz entgegengefetzte Refultate.

V. *Ueber die Zähne.* In diefer Abhandlung theilt der Vf. feine vergleichenden Unterfuchungen der Zähne mittelft der Säuren, fo wie einzelne Beobachtungen über das Zahnen, und die Form der Zähne bey einigen Thieren mit. Erftere lehren, dafs die Zähne des Menfchen nicht aus einem Punkte verknöchert werden, fondern die Schneidezähne haben gewöhnlich drey; die Eckzähne zwey; die zweyfpitzigen zwey bis drey, die Backenzähne vier bis fechs Knochenpunkte. Die Zähne des Delphins und des Rindviehs laffen fich nicht fpalten, defto leichter hingegen gefchieht es bey den Raubthieren. *Erxleben's* und *Blumenbach's* Meinung über den Mangel des Zahnwechfels bey Schweinen, wird mit Recht für falfch erklärt. Die verfchiedene Art des Zahnwechfels bey Thieren wird fehr fchön befchrieben. In Rückficht der Zähne des Wallroffes, kann Rec. dem Hn. *R.* verfichern, dafs die fünf Zähne in dem Oberkiefer feines Exemplars eine Abweichung von der Normal-Zahl find, da von vier Exemplaren, die von ganz verfchiedenem Alter find, keines mehr als vier an jeder Seite zeigt, welche man ebenfalls im Unterkiefer eines jeden völlig ausgewachfenen Wallroffes fieht. Das höhere Alter bewirkt übrigens die feltfamften Abweichungen in Rückficht der Zahl und der Form.

VI. *Ueber die Gehirnhölen.* Dafs das Waffer in den Gehirnhölen als das Seelenorgan anzufehen fey, ift die bekannte Sömmerring'fche Hypothefe, die auch hier für willkürlich und unhaltbar erklärt wird. Nur wenige Nerven endigen fich ganz oder theilweife an den Wänden der Hirnhölen, und im gefunden Zuftande enthalten fie kein Waffer. Diefes Kapitel enthält überdem treffliche Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie und der Pathologie, die aber keinen Auszug leiden.

VII. *Ueber die Hydatiden thierifcher Körper.* Sie find entweder bewohnt, oder nicht bewohnt. Nach des Vfs. Meinung find die in der Gebährmutter vorkommenden Hydatiden, Ausartungen der Saugadern und keine Blutgefäfse, weil fie nach feiner Verficherung kein Blut enthalten. Rec., welcher diefelben fehr häufig unmittelbar nach ihrer Ausleerung unterfucht, und unter mehrern Präparaten eines befitzt, welches an Schönheit das von *Gregorini* noch übertrifft, kann feft verfichern, diefelben nicht felten mit einer blutigen Feuchtigkeit angefüllt gefehen zu haben. Die bewohnten Hydatiden enthalten einen oder mehrere Würmer, die hier fehr genau befchrieben werden.

VIII. *Ueber die Peyerfchen Drüfen.* Aufser l Menfchen, wo fie durchaus kein pathologifches nomen find, findet man fie noch bey Hunden, fen, Kaninchen, Schweinen und Rindviehe; l Pferde kann man fie allenfalls läugnen. Nirg fah fie Rec. fchöner als im Darmkanale des Racc (*Urfus Lotor.*).

IX. *Ueber die Verbindung der Phyfiologie un thologie.* Diefer fehr lefenswerthe Auffatz er keinen Auszug. — Auf den acht Kupfertafeln *Brunner'fche* und *Peyer'fche* Drüfen, nebft Darmz des Menfchen und verfchiedener Thiere abgebil

M. H.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Ideenmagazin für haber von Gärten, englifchen Anlagen und fü fitzer von Landgütern.* Unter der Auffícht *Joh. Gottfried Grohmann*, Prof. der Philo Leipzig herausgegeben. 37—40 Heft. 1802. Der 37 u. 40 Heft hat jeder acht, der 39 und der 38 zehn Kupfertafeln, nebft Erklä derfelben in teutfcher und franzöfifcher Spr

Gefchmack und Einrichtung diefes noch in die Gunft des Publicums geniefsenden Werks ift unferen Beurtheilungen der früheren Hefte deffe in der Allgemeinen Literatur-Zeitung, fchon länglich bekannt. Noch der 36 Heft ward A. L 1803. Nr. 18 von uns angezeigt. Wir fchreiten her jetzt ohne Weiteres fogleich zur Betrachtung Inhalts von den vier zuletzt erfchienenen und uns liegenden Heften.

37 Heft Pl. 1. *Ein Landhaus von englifcher art*, auf deffen Dache *ein Telegraph von franzöfi Erfindung* angebracht ift; fowohl das Haus als Telegraph haben unangenehme Formen. Pl. 2. der *ein Landhaus;* welches aber von aufsen klö lich traurig ausfieht. Pl. 3. *Ländliches Obfervator* anfpruchlos, doch völlig zweckmäfsig; es würd Gartengebäude ohne Zweifel eine fehr gute kung thun. Pl. 4. *Achteckiger Pavillon* im türkifc und eine *Gartennifche* im gothifchen Gefchmack. 5. *Grotte*, allenfalls auch *Begräbnifshöhle*, von äg fcher Art, fehr fchwerfällig. Ein *Ruhefitz* und *Brunnenbedeckung*, an welcher der Herausgeber Mafke des Oceanus, Delphine und Dreyzacken n für fchickliche Zierathen erkennen will, weil che, nach feinem Dafürhalten, keine Beziehung Quellwaffer haben. Hr. Architekt *Heine* aber k fich gegen diefe Vorwürfe mit unzähligen Beyf len fchützen, wo Bildfäulen des Neptun oder derer Meergottheiten öffentliche Brunnen zieren, u die an der erwähnten Brunnenbedeckung angebr ten Zierathen find nichts anders als Attribute Neptun. Pl. 6. *Das Grabmahl des Abeillard*, *der Abbildung deffelben in den Monuments François.* 7. *Ein Tempel der Hygea oder des Aefkulap.* N zum beften gerathen. *Ein Sonnenfchirm.* Verdi eb

ebenfalls keine Empfehlung. Ein niedliches *rundes Gebäude* in Form eines Tempels mit dorischen Säulen, und ein *Gartencabinet*, dessen Dach zu schwer ausfieht. Pl. 8. *Gothischer Tempel im Garten zu Schönhofen in Böhmen;* unter allen *neuern Gothen* hat, wie uns dünkt, keiner den Geist seiner Muster so gut aufgefasst, als der Hr. Graf *Tscherum* — Erbauer und Besitzer dieses Gebäudes.

38 Heft Pl. 1. *Zwey*, durch einen bedeckten Gang mit einander verbundene *Gartengebäude*. Sie fallen recht gut in's Auge, nur sind an denselben die dorischen Docken in den Balconfenstern zu tadeln, weil sie die gröfseren, das Dach des Porticus tragenden Säulen gleichsam zu parodiren scheinen. Pl. 2. *Artige Verzierung eines Quellwassers.* Pl. 3. *Schiefshaus* in gothischem Geschmack. Mittelmäfsig. Pl. 4. *Badehaus.* Aeufserlich wohl etwas zu ernsthaft, und gegen die innere Einrichtung liefse sich wohl auch manches erinnern. Pl. 5. *Pavillon für Musik.* Völlig geschmacklos. Pl. 6. *Plan zu Wohn- und Wirthschaftsgebäuden eines grofsen Oekonomiehofs.* Pl. 7. *Englisches Gewächshaus.* Scheint inwendig zweckmäfsig eingerichtet, das Aeufsere aber ist etwas altmodisch. Pl. 8. *Gothisches Portal*, aus den Gartenanlagen um die Stadt Leipzig. Pl. 9. *Chinesische Brücke* im Park zu Laxenburg. Widerlich fratzenhaft. Pl. 10. Mahlerische *Ansicht eines Verbindungsbogens in Prinz George's Garten zu Dessau.*

39 Heft Pl. 1. 2. 3. *Aufrisse und Plan eines Landhauses*, woran nicht viel zu loben ist. Pl. 4. *Gerüst, um Blumentöpfe darauf zu stellen.* Die architektonische Form desselben dünkt uns in einigen Theilen äufserst fehlerhaft. Pl. 5. *Gartengebäude* in morgenländischer Manier, welches zum Badehaus zu gebrauchen wäre. Pl. 6. *Brunnenverzierung*, in eben derselben Art. Pl. 7. *Ansicht der Ritterburg im Gräfl. Lindenauischen Garten zu Machern.* Pl. 8. *Ansicht des grofsen Wasserfalls in den Gartenanlagen zu Weifsenstein bey Cassel.* Pl. 9. *Ansicht der Felsenbrücke zu Hohenheim bey Stuttgart.* Wenn der Herausgeber die Anmerkung beyfügt, jene jetzt vernachläfsigten Anlagen hätten 13 Millionen Reichsgulden gekostet: so ist solches ohne Zweifel sehr übertriebenen Berichten nacherzählt.

40 Heft. Pl. 1. *Eiskeller*, mit einer Grotte verbunden, aus deren vorderen Oeffnung Wasser herabstürzt. Gute Wirkung würde ein solches Gebäude vielleicht thun, aber die Grotte schwerlich ein angenehmer Aufenthalt werden. Pl. 2. *Pyramide*, womit es der Erfinder ganz ernstlich gemeint zu haben scheint; denn eine jede Seite derselben misst über 100 Ellen, und die Höhe beträgt etwa 60 Ellen, im Innern ist ein Saal angebracht, wohin man vom Eingang an auf 10 Stufen hinuntersteigen muss, von welchem 4 Wendeltreppen zu noch tiefern Behältnissen führen. Ein Ueberschlag der Baukosten einer solchen Pyramide wäre nicht überflüssig gewesen. Pl. 3. Wir bemerken von dem, was auf diesem Blatte enthalten ist, blofs das *Denkmahl auf einen abwesenden Freund*, welches von recht guter Form ist; allein umgekehrte Fackeln, wie man hier sieht, würden weit schicklicher auf einem Grabmahl angebracht seyn. Pl. 4. Einfaches *Fischerhäuschen.* Stellt sich mit der umgebenden Landschaft recht mahlerisch dar. Pl. 5. Gut angelegtes *Landhaus*, auswendig reich verziert. Die Festons über den Fenstern indessen sind überflüssig; auch würde das Ganze ohne Zweifel noch besser aussehen, wenn das Dachstübchen mit seiner Plateforme weggelassen wäre. Pl. 6. Von den 7 auf diesem Blatte gezeichneten *Brunnen* sind Nr. 1, 6 und 7 zur Nachahmung zu empfehlen. Pl. 7. *Das Haus der Laune im Garten des Kaiserlichen Lustschlosses Laxenburg bey Wien.* Eine architektonische Groteske, bey welcher Geschmack und Witz völlig unthätig geblieben sind. Pl. 8. *Ansicht der gothischen Kapelle im Garten zu Hohenheim.* Mahlerische Situation.

Breslau u. Leipzig, b. Buchheister: *Orpheus Leyer*; oder *Charakterzüge aus der Mythologie*, von *P. Wüsterich.* Erster Heft. 1803. Querfolio.

So gering auch immer die Meinung seyn mag, welche neuere kritische Geschichtschreiber über die Virtuosität des griechischen Leyerprincipals bey Dilettanten und Tonkünstlern erregt haben: so hätte man den alten göttlichen Leyermann doch gegen solche Zumuthungen des modernen Kunstpöbels gesichert halten sollen. Ein Stümper wagt, diese Sammlung von armseligen schlechtgemachten *Variationen für's Clavier* auf eine ganz platte Volksmelodie, und *Walzer*, in welchen durch ein paar Octaven hindurch die chromatische Tonleiter hinauf und hinunter gelaufen wird, und *Ecossoisen* und *Polonoisen*, nach denen kein Schotte und Pole tanzen möchte, und endlich gar einen *Bärentanz*, den man den Autor bis zu gehöriger Blutwärme, die selbst ein guter Bärentanz erfodert, tanzen lassen möchte, dem alten edlen Orpheus in einem Liede zuzueignen, dessen Composition der Poesie vollkommen würdig ist. Das Lied fängt an:

> Ein Mann mit Namen *Orpheus*
> Von hohem Götterstande
> Schuf durch Gesang den Frohgenuss
> Noch weit vor Trojas Brande.

Der erste Vers erinnert an einen armen Judenburschen, der die französischen Benennungen von Flüssen und Städten in den Zeitungen auf gut teutsch auszusprechen gewohnt war, und nun, da ein Judenmädchen von Paris nach Hannover heyrathete, ein Hochzeitgedicht glaubte fabriciren zu müssen, und solches also anhub:

> Sie kam wohl von der Seine
> Zu uns hier an der Leine.

Der höllenfeuerfarbne Umschlag des papiernen Geschenks ist für den alten Höllenstürmer wohl ausgedacht. Tr.

Hal-

Halberstadt, b. Dölle: *Gedichte* von *Karl Christian Sangerhausen.* 1803. 234 S. 8. (1 Rthlr.)

Nicht hoher Schwung der Phantasie, oder Originalität und Tiefe des Gefühls sind es, welche diese Gedichte hervorbrachten; ein leichter froher Sinn, ein immer muthiges Herz, welches die Launen des Schicksals mit Ergebung trägt, und diese Gesinnungen und Gefühle oft naiv verbindet, mit Laune auffasst und äussert, bezeichnen den Charakter derselben;

„Vielleicht auch, dass durch frohe Töne
Die Muse, die sie sang, gefällt,"

sagt der Dichter von seinen Liedern, und insofern sie keinen höhern Rang begehren, sind ihre Ansprüche nicht ganz ungerecht. Man sieht, *Bürger* war das Vorbild des Dichters. Ohne dessen Begeisterung, hat er nur die Keckheit seiner Leyer nachgeahmt, und, könnten diese Anfoderungen allein genügen ihm mit Glück nachgesungen. Allein seinen lyri schen Gedichten fehlt Phantasie und Begeisterung, se nen Romanzen Originalität, und so hat er sich i beiden kaum über die flache Alltäglichkeit erhober Desto leichter gelingen ihm Epigramm und Epistel bey beiden konnte sein Talent sich selbst treu ble ben und in seiner Eigenthümlichkeit gefallen; abe das Gebiet seiner Ansichten ist zu karg, und er ermi det durch das Einerley seiner Empfindungen. Gu müthiger, lauterer Erguss des Frohsinns, Freun schaftsgefühle und Genügsamkeit bey kleinem Glü sind der Inhalt seiner Lieder, die manches gleichge stimmte Herz treffen werden. — In prosodisch Hinsicht sind diese Gedichte fast durchgehends ma gelhaft, voll Fehler und Härten; was um so wen ger verzeihlich ist, da der Dichter seine Lieder, w er selbst sagt, über zwanzig Jahre zurückhielt, un man für das viele Rauhe nicht durch Stärke entsch diget wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Alterthümer. *Paris* u. *Strasburg*, b. Treuttel u. Würtz: *Inscriptionis Phoeniciae Oxoniensis nova interpretatio, auctore J. D. Akerblad.* 1802. 31 S. gr. 8. Der Vf., ein gelehrter Schwede, welcher sich, nach seiner Rückkehr von einer Reise nach dem Orient, durch die Erklärung einer griechisch-phönicischen, von ihm zu Athen copirten Inschrift, in den Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen schon bekannt gemacht hat, liefert hier eine neue Entzifferung einer andern, bereits mehrmals untersuchten phönicischen Steinschrift. Diese ward unter den Ruinen des alten *Citium* auf der Insel Cypern von *Pococke* zuerst entdeckt, und von ihm in seiner *Description of the East* T. II. p. 213 bekannt gemacht; jetzt wird sie in *Oxford* aufbewahrt; daher sie bald *Cypria* bald *Oxoniensis* genannt wird. *Barthelemy* machte zuerst den Versuch, sie zu erklären, in der *Histoire de l'academie des inscriptions* T. XXX. p. 405 und in seiner *Lettre à Mr. le Marquis Olivieri;* nach ihm wagte sich, aber mit wenigerem Glück, *Swinton* in den *philosophical transactions* T. LIV. p. 411 an ihre Entzifferung. Unser Vf. prüft die Erklärungen seiner beiden Vorgänger, und giebt mit Recht der Barthelemy'schen, bey allen ihren Mängeln, den Vorzug vor der Swinton'schen. Eine dritte Erklärung dieser Inschrift, die aber auch zum Theil verunglückt ist, war dem Vf. noch nicht bekannt geworden. Sie ist von dem gelehrten Dominicaner, *P. Fabricy* in Rom, und findet sich in seinem, jetzt durch seinen Tod unterbrochenen Werk: *De Johannis Hyrcani Hebraeo-Samaritico nummo musei Borgiani Velitris, Phoenicum literatura illustrando,* P. I. Vol. II. p. 555 seq. Nachdem das Unrichtige in beiden obengedachten Erklärungen von dem Vf. gerügt worden, untersucht er genauer die einzelnen schwierigen Stellen der Inschrift, und liefert dann, nachdem er über jede seine Meinung gesagt, folgende neue Entzifferung und Uebersetzung:

אבך עבדאסר בן עבדססם בן חר מצבת
למ(י) בחיי יענארת על משכב נחתי לעלם כלא
שתי לאשת(י) עשתרת בת תעם בן עבדמלך

Ego Abedasarus filius Abedsusami filii Churi, monumentum i quae, me vivente, discessit a placido meo thalamo in aeterni posui, (nempe) uxori meae Astarti, filiae Taami, filii Abedmele Unstreitig empfiehlt sich diese Erklärung durch ihre grösse Leichtigkeit und durch ihre Annäherung an die hebräisc Sprache vor den beiden älteren. Indessen läfst sie doch no einige Schwierigkeiten übrig, besonders in Ansehung des dr ten Worts der zweyten Zeile, das aus dem arabischen Di lekt erklärt wird, und für ענבה stehen soll, wie auch der Ei schiebung des Buchstabens Jod in למי und לאשתי. In A sehung des letzteren möchte Rec. lieber nach einem ande Vorschlage des Vfs. S. 35 לאמרת lesen. *Ammat-Asteret*, D [illegible] der Astarte oder Venus, wäre dann ein Name, der de [illegible]en *Abd-isar*, Diener des Osiris, *Abd-melek*, Diener d Königs, oder des Hercules, völlig entspräche. Was aber d schwere Wort der zweyten Zeile betrifft, so glaubt Rec., d der zweyte Buchstab desselben, den unser Vf. für ein ב, *F bricy* für ein פ nimmt, vielmehr ein ט Tet sey; ebenfalls mö te er den zweyten Buchstaben des ersten Worts in dieser Z le nicht für ein ס sondern für ein ע halten. Beide Buchs ben haben fast einerley Figur im Phönicischen. Es würde s daraus folgende Leseart ergeben:

לשבחיי יט נארת על משכב נחתי.

monumentum illi, quae in vita (dum viveret) expandit volupt super placidum meum thalamum, in sempiternam memoriam p Ammat-Astartae, filiae Taami etc. Die *Enallage pluralis c structi pro absoluto* in בחיי und die *Enallage generis* in יט חם oder חמה ist in den morgenländischen Sprachen, bes ders in der Chaldäischen, sehr gewöhnlich. Eine genaue zeichnung der Inschrift nach *Chandler*, nebst dem phön schen Alphabet nach drey Inschriften, der Maltesischen, serer Cyprischen, und der vom Vf. abgezeichneten Athen sischen, ist dieser Abhandlung in einem saubern Kupferst beygefügt. Sie macht der orientalischen Gelehrsamkeit ih Vfs., so wie Druck und Papier der Officin Ehre.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 6 JANUAR, 1804.

PHILOSOPHIE.

1) MEISSEN, b. Erbstein: *Ueber die verschiedenen Methoden des Philosophirens, und die verschiedenen Systeme der Philosophie in Rücksicht ihrer allgemeinen Gültigkeit.* Eine Beylage zum Organon. Von *Wilhelm Traugott Krug*, ausserordentlichem Prof. der Philos. in Frankf. a. d. Oder. 1802. XIV u. 53 S. gr. 8.

2) ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, in d. Darrnmannsch. Buchh.: *Fundamentalphilosophie*, von *Wilhelm Traugott Krug*. 1803. XXX u. 344 S. gr. 8.

Die Klage und Einrede des *Nichtverstandenseyns* ist bekanntlich von Jedem der berühmten und ruhmlosen *Begründer der Philosophie, als Wissenschaft*, welche seit 1781, fast mit jedem Jahre zahlreicher, aufgetreten sind, gegen die Meisten ihrer öffentlichen Beurtheiler, und zwar gegen alle diejenigen erhoben worden, welche die Gründlichkeit jener Begründungen geläugnet oder bezweifelt haben. Aber auch nur selten war jene Beschwerde ganz ungerecht, inwiefern sie sich auf den *Bericht* bezog, den der Beurtheiler von dem *Eigenthümlichen* eines neuen Lehrgebäudes abstattete; auf den er sein Urtheil gründete, und welchen er gleichwohl nur aus dem Standpunkte seines eigenen Lehrgebäudes, oder dessen, was bey ihm Stelle davon vertrat, abgefasst hatte. Der gegenwärtige *Bericht*, den Rec. von seinem *Urtheile* begleitet, dem Publicum vorlegt, ist von diesem Urtheile, und seiner eigenen Ansicht der Philosophie, gänzlich unabhängig, stellt das Eigenthümliche des Krug'schen Lehrgebäudes, nach der eigenen Ansicht des Urhebers dar; ist über allen Vorwurf des Missverstehens und Missdeutens erhaben; mit einem Worte, — ist Hn. *Krug's wörtlich eigene*, dem Directorium dieser Zeitung mitgetheilte Darstellung, und soll in dieser Recension von den Bemerkungen des Rec. abgesondert, und durch („) unterschieden werden.

„Der Vf. der beiden anzuzeigenden Schriften hatte durch seinen im Jahr 1801 herausgegebenen," [und von einem andern Rec. in der A. L. Z. angezeigten] „*Entwurf eines neuen Organons der Philosophie* ein neues System derselben zu begründen gesucht. N. 1. soll, nach seiner Absicht, den Inbegriff dessen, was im *Organon* gesagt ist, kurz und bündig, aber in einem neuen Lichte, darstellen; weil man den *allerwesentlichsten Punkt* des Organons übersehen, oder missverstanden, habe. N. 2. aber enthält das *neue System* selber, oder vielmehr den *ersten wesentlichsten* Theil desselben, die *philosophische Grundlehre.* Wir verweilen nur bey N. 2," [worin auch die Hauptgedanken von N. 1 wieder vorkommen.]

„Der Vf. versetzt sich, indem er in der *Elementarlehre* seiner Fundamentalphilosophie zu philosophiren anfängt, in den Zustand des *Nichtwissens*, weil er erst ein Wissen in sich *erzeugen will;* indem er bemerkt, dass die Philosophie nicht mit der *Skepsis*, sondern mit der *Agnosie*, anhebe. Da er aber doch schon ein angebliches Wissen in sich *vorfindet:* so nennt er dieses das *Ungewisse*, oder *Problematische;* dasjenige hingegen, welches er durchs Philosophiren sucht, das *Gewisse* oder *Apodiktische;* und zerlegt daher die Elementarlehre in zwey Abschnitte, die *problematische*, und die *apodiktische* Elementarlehre."

[Allerdings kann die Philosophie keineswegs von dem *skeptischen* Nichtwissen ausgehen, wenn unter dem Letztern jenes aus (angeblichen) Gründen hergeleitete *Fürwahrhalten der Ungewissheit des Wissens* verstanden wird, welches keineswegs der Speculation *vorhergehen* kann, sondern selber eine speculative Ansicht ist. Aber auch die *Wahrnehmung* (das Gewahrwerden) des Wahrheitsforschers: dass sein bisheriges Fürwahrhalten, noch kein *Ergründetes*, folglich kein *Wissen* sey, die *Agnosie*, die allerdings dem Philosophiren *vorhergehen* muss, kann eben darum *überhaupt kein Wissen* seyn. Es ist ein blosses, verschiedener Grade der Klarheit fähiges, *Gefühl* von der Grundlosigkeit *seines eigenen* Fürwahrhaltens, das von der *undeutlichen*, und eben darum auch noch *nicht wahren Erkenntniss des Fürwahrhaltens* unzertrennlich ist, wobey man aber auch diese *Undeutlichkeit*, diesen *Mangel* wahrer Erkenntniss, *gewahr wird.* Ganz etwas Anderes ist das *problematische Wissen* des Vfs. Dieses setzt, *ohne es zu merken*, einen *undeutlichen* Begriff des *apodiktischen* Wissens voraus, und wird wieder von demselben vorausgesetzt; und ist in beiden Rücksichten ein undeutlicher Begriff vom Wissen *überhaupt*, *ohne* Bewusstseyn dieser Undeutlichkeit, so wie es nur ein *scheinbar* deutlicher Begriff vom *noch nicht* ergründeten Fürwahrhalten ist, der, wie wir in der Folge sehen werden, den Vf. zu seinem ebenfalls nur *scheinbar* deutlichen Begriffe *des Ergründeten* hinleitet.]

„In der *problematischen* Elementarlehre legt sich der Vf. sein problematisches Wissen selbst vor, um die *Aufgaben* kennen zu lernen, die er in der Wissenschaft und durch dieselbe zu lösen habe, und sich da-

dadurch den Weg zur Auffindung derjenigen Bedingungen zu bahnen, von welchen die *Auflösung* jener Aufgaben abhängen, und wodurch er zu einem apodiktischen Wissen gelangen möchte. Im Anfange der *apodiktischen* Elementarlehre werden dann diese Aufgaben auf folgende *vier Hauptprobleme* reducirt: 1) Wovon soll ich bey meinen Nachforschungen ausgehen, oder, worauf mag sich die Erkenntniss, nach der ich strebe, stützen? 2) *Wie weit* kann ich in meinen Nachforschungen fortgehen, oder *wo* muss ich denselben ein Ziel setzen? 3) Wie *vielfach* ist *meine Thätigkeit*, oder auf wie *mancherley* Art kann *ich* überhaupt *wirksam* seyn? 4) Worauf bezieht sich meine gesammte Thätigkeit, oder wohin soll sie zuletzt gerichtet seyn? Der Auflösung dieser Probleme sind also 4 *Hauptstücke* gewidmet."

[Der wirklich *deutliche* Begriff von *dem Grunde*, ohne welchen kein *Ergründen* denkbar ist, würde diese *vier Hauptprobleme* in ein *Einziges* verwandelt, und dem Vf. die Fragen: *wo* jener Grund zu suchen sey? *wie weit* man beym Suchen desselben zu gehen habe? *wie* das *Ich* dabey geschäftig sey? und *was* das Ich dabey zuletzt zu *wollen* habe? gänzlich *unmöglich* gemacht haben.]

„*Von den obersten Principien der philosophischen Erkenntniss.* Der Vf. versteht darunter solche Gründe und Grundsätze, welche *unmittelbar*, oder *durch sich selbst gewiss*, mithin die *höchsten* und *letzten* Bedingungen der Gültigkeit alles dessen sind, was man in *philosophischer Hinsicht* behauptet, oder für wahr hält. Dass es solche Principien *gebe*, lässt sich nicht *demonstriren*, weil die Demonstration selbst aus solchen Principien geführt werden müsste. Es lässt sich aber auch nicht *demonstriren*, dass es solche Principien *nicht gebe*, weil eine solche Demonstration sich selbst widerlegen würde. Sie lassen sich also nur *postuliren* (das heisst, man *setzt* sie als *möglich voraus*, um sie wenigstens *suchen* zu können, und wenn sie gefunden sind, so werden sie bloss *monstrirt* (d. h. zur allgemeinen Anerkennung vorgelegt). Diese Anerkennung ist *frey* (d. h. man kann sie nicht erzwingen); *will* also jemand die gefundenen Principien nicht anerkennen: so lässt sich mit ihm nicht weiter darüber disputiren. Daher bleibt die *Eine* Philosophie, welche alle Philosophen bisher gesucht haben, bey aller objectiven Gewissheit, die sie haben müsste, wenn sie gefunden wäre, *subjectiv* (in Ansehung der philosophirenden Individuen) ungewiss, so lange die Principien derselben nicht *allgemein* anerkannt *sind*."

[Versteht man unter dem *Grunde*, ohne welchen kein *Ergründen* denkbar ist, (und der, weil sich *ohne denselben philosophische Principien überhaupt widersprechen*, auch das *Princip* dieser Principien seyn muss,) das *schlechthin Allgemeine*, welches, *als solches*, *im Erkennen*, und *im Seyn*, *Dasselbe* seyn muss: so würden *die Principien* nicht nur *demonstrirt* werden *können*, sondern sie, und *nur sie* allein, würden demonstrirt werden *müssen*. Denn das Philosophiren würde nun in *demjenigen Erkennen* bestehen, welches *von* dem *Besonderen*, *als solches*, nicht *in*, sondern *unter* dem *Allgem*[illegible] enthalten, (nicht *Grund*, sondern *Bedingung*, [illegible] Jenem, als dem Grunde) und welches das *allein* [illegible]*strable* ist, *hinwegweiset*, und *auf das Allgemeine*, den Grund, *hinweiset*, und also recht eigentlich [illegible]*monstrirt*. Etwas ähnliches geht bey der *mathe*[illegible]*schen* Demonstration vor sich. Sie geschieht *nicht* [illegible] ein *Besonderes*, nicht ohne die *blossen Bilder* de[illegible]guren und Zahlen, *über* welche aber, als *über* [illegible] *Besondere*, (die *Bedingung*, das *Zeichen*, das *Mon*[illegible]*ble*) hinweg, sich das *Allgemeine*, *unter* wel[illegible] *diess Besondere* u. s. w. enthalten ist, *demonstrirt*. F[illegible]lich so lange die Speculation in einem blossen [illegible]*schen* und *Trennen* des *Grundes* und der [illegible]*dingung* in der Erkenntniss, (welche in der *wa*[illegible] Erkenntniss eben so *unvermischbar*, als *unzertrenn*[illegible] sind) besteht; so lange sie, durch ein *Compara*[illegible] *allgemeines*, welches an sich nichts als eine [illegible]*schung*, und eigentliche *Verwirrung*, des *Allgeme*[illegible] und des *Besondern* ist, (und aus welchem durch T[illegible]*nung* seines doppelten Scheines der *Schein des A*[illegible]meinen und der *Schein* des Besondern hervorg[illegible] getäuscht, entweder in demselben das *Schlech*[illegible] *Allgemeine* schon zu besitzen wähnt, — oder aber [illegible] *gefühltes* Unvermögen, *über* dieses Comparatival[illegible]meine hinauszukommen, für die *kritisch erka*[illegible] Unmöglichkeit der Erkenntniss des *Schlechthin A*[illegible]*meinen* ansieht: so lange, mit einem Worte, die l[illegible]ge *Verwirrung*, *Mischung*, *Coalition* des *Grundes*, [illegible] solchen, und der *Bedingung*, als solcher, ihr *wi*[illegible]*ches Princip* ist: so lange können auch die P[illegible]*cipien*, welche sie sucht und findet, nichts [illegible] *scheinbare Antithesen*, und *Synthesen*, und die *De*[illegible]*strationen*, an welche sie glaubt oder nicht gla[illegible] nichts als *Verwirrungen* des *Monstrirens* und des [illegible]*monstrirens* seyn. Sie mag nun ihre sogenan[illegible] Principien, *in Einem*, oder *in Mancherley* vorau[illegible]zen, mag sie *postuliren* oder *construiren*, *monstr*[illegible] oder *demonstriren*, *intellectuell-anschauen*, oder p[illegible]*tisch-glauben*: so sind und bleiben dieselben e[illegible] was sie *an sich* sind, *Mischungen des Unvermischba*[illegible] und *Trennungen* des *Untrennbaren*, und durch [illegible] worrenheit der Begriffe versteckte *Widersprü*[illegible] *Frey*; im *wahren* Sinne dieses Wortes, kann die [illegible]*erkennung solcher* Principien unmöglich seyn. A[illegible] *willkührlich* ist sie unstreitig; weil der, in der *Misch*[illegible] des Allgemeinen mit dem Besondern enthaltene, [illegible]*pelschein* (Doppelsinn) es dem getäuschten Specu[illegible]ten anheimstellt, vom *Scheine* des *Allgeme*[illegible] *oder* des *Besondern*, als *seinem Ersten*, auszugeh[illegible]

„Die Principien selbst muss der Philosophire[illegible] *in sich selbst* suchen, da sie Principien einer *phil*[illegible]*phischen* Erkenntniss seyn sollen; die Erkennt[illegible] aber, sowohl als das Philosophiren, etwas *Inneres* [illegible] Er muss also von allem sogenannten *Aeussern abs*[illegible]*hiren*, und auf das *Innere* reflectiren, *um sich se*[illegible] *vor allen Dingen* zu erkennen."

[Dieselbe *Mischung* des *Besondern* und des *All*[illegible]*meinen*, welche sich als die *Mischung* der *Beding*[illegible]

und des *Grundes* durch das Wort: *Princip* ausspricht, hat sich, *als die Mischung* des *Subjectiven* und des *Objectiven*, in der *Fichteschen* Schule durch die *reine Ichheit*, in der *Schellingschen* aber durch die *absolute Identität des Unendlichen und des Endlichen* ausgesprochen. Sie liegt aber, als *dieselbe Mischung des Subjectiven und Objectiven*, auch dem *Kantischen Kriticismus*, und den aus demselben hervorgegangenen verschiedenen transcendentalen Speculationen nicht weniger zum Grunde, so sehr auch dieselben gegen jenes *reine Ich*, und gegen jene *absolute Identität* protestiren. Insbesondere wird diese *Mischung* durch die (von ihr unzertrennliche) *Trennung* des *blossen Subjectiven*, unter dem Namen des *Innerlichen*, und des *blossen Objectiven*, unter dem Namen des *Aeusserlichen*, für jedermann unsichtbar. Gleichwohl ist *dieses Innerliche*, so wie auch *dieses Aeusserliche*, *an* sich selbst, *dasselbe In- und Durcheinander* des Subjectiven und Objectiven, nur mit dem Unterschiede, dass sich bey dem Ersteren der *Schein* der Objectivität *hinter* den *Schein* der Subjectivität, bey dem Letztern der *Schein* der Subjectivität *hinter* den *Schein* der Objectivität *versteckt*. Den *versteckten* Schein, als den Charakter der noch *unbekannten* Wahrheit, aus dem *vorliegenden Scheine* als dem Charakter der *an sich bekannten* Wahrheit — herausholen, ist das Geschäft des *Speculirens*. Die *metaphysische* Speculation leitet auf diese Art das *Subjective*, unter dem Namen der *reinen Erkenntniss*, aus dem Objectiven; die *Transcendentale* das *Objective*, unter dem Namen des *rein Erkennbaren*, aus dem Subjectiven; und die *Absolute*, die *Schellingsche*, *Beides* aus dem *In- und durcheinander* von beiden ab. Hr. K. hält sich an die *transcendentale* Speculation, welche freylich zur Zeit die Gewöhnlichste ist, und die Bequemlichkeit mit sich führt, dass bey ihr das Gemische der Bedingung und des Grundes (das Princip) ganz in das *Innerliche*, in das, sich selber so einleuchtende, *Ich*, fällt; sonach das, zum Princip gewordene, *Ich*, in dem *bedingenden Begründen*, und *begründenden Bedingen*, seine *reine Reform* findet, und nun weiter kein Bedenken tragen kann, wo nicht das *Universum*, doch wenigstens seine *Philosophie* — *selbst zu machen*.]

„Der Vf. unterscheidet nun die *Grundbedingung*" (sage: *Grundbedingung!*) der philosophischen Erkenntniss selbst von den Bedingungen der Gültigkeit der unter und miteinander zusammenhängenden philosophischen Erkenntnisse. Jene nennt er das *Realprincip*, diese *Idealprincipien*. Jener ist ein *blosser Grund*, diese sind *Grundsätze*. Jenes ist nämlich das *philosophirende Subject selber*, oder das *Ich*, inwiefern es sich selbst zum Erkenntniss-Object macht. Die *Idealprincipien* aber bestimmen theils das *Wissen selbst* von dem was erkannt werden soll (die *Materie* der philosophischen Erkenntniss), theils die *Art und Weise* des Wissens, wodurch es ein systematisches oder *wissenschaftliches* wird (die *Form der Erkenntniss*). Sie sind also theils *material*, theils *formal*; jene *constituiren*, diese *reguliren* die Erkenntniss."

[Wir wollen zwar nicht im Namen der *Transcendentalphilosophie* mit Hn. K. darüber rechten, dass er das *Ideale* und *Reale*, *Materiale* und *Formale*, welches *im Transcendentalen*, als solchem, nur *Eines* und *Dasselbe* ist, und *eben darum* und insofern nur auch das *Transcendentale* heisst — auseinanderreisset, um es darauf *zusammenzusetzen*. — Aber wir müssen hier fragen: ob denn *durch das*, was Hr. K. die *Grundbedingung* der philosophischen Erkenntniss nennt, etwas *Anderes* begründet, *und* bedingt (denn das ist ihm Eines und Dasselbe) werde, als die *Gültigkeit* der philosophischen Erkenntniss *überhaupt*, folglich dieser Erkenntniss sowohl in dem, was man ihren *Inhalt*, als in dem, was man ihre *Form*, nennen mag? — Ob jene Grundbedingung, oder jenes *Realprincip*, eine *philosophische* Erkenntniss *ohne*, und *ausser* jenen *Bedingungen* der *Gültigkeit* der *zusammenhängenden* philosophischen *Erkenntnisse*, *ohne und ausser* den *Idealprincipien*, begründe und bedinge? Ob jener *blosse Grund* — *ohne* und *ausser* der *Bedeutung* jener *Grundsätze*, ein *philosophischer* Grund ist, — und ob diese *Grundsätze* durch etwas *anderes*, als durch den vermittelst desselben ausgedruckten *Grund philosophische Grundsätze* sind?]

„Die *Materialprincipien* müssen im eigentlichsten Sinne *erste Grundsätze* (!!) seyn, da ausser dem *Realprincipe* (welches aber *kein Grundsatz*, sondern *das Ich selbst* ist) kein *Idealprincip vorhanden* ist, aus welchem sie abgeleitet werden könnten. Sie müssen also etwas aussagen, was unmittelbar gewiss, mithin eines Beweises weder fähig noch bedürftig ist. Da nun für das philosophirende Subject nichts unmittelbar *gewiss seyn kann*, *als wessen es sich eben bewusst ist* (!!), so muss es die Materialprincipien seiner Erkenntniss *in seinem eigenen Bewusstseyn* suchen. Der Vf. nennt nun alles dasjenige, was sich in und durch das Bewusstseyn als etwas unmittelbar wahrzunehmendes und anzuerkennendes, mithin als etwas *factisches*, ankündiget, eine *Thatsache des Bewusstseyns*; und behauptet, die erste Function des philosophirenden Subjectes bestehe darin, jene Thatsachen *möglichst rein* aufzustellen, und darzustellen, d. h. von dem *Besondern*, welches in jeder einzelnen Thatsache vorkommt, zu abstrahiren, und bloss auf das *Gemeinschaftliche* in ihnen zu reflectiren, um dieses, in Worte gefasst, als *allgemeinen Satz* aufzustellen, der wieder andern Sätzen zur Grundlage dienen, und so als *Grundsatz* gebraucht werden könne. Er behauptet demnach: die *Thatsachen* des Bewusstseyns, inwieferne sie *in Begriffe* aufgefasst, und durch *Worte* dargestellt werden, seyen *die Materialprincipien* der philosophischen Erkenntniss (z. B. die Sätze: Ich schaue an, Ich empfinde, Ich denke, Ich will)." [Also auch wohl: Ich schlafe, Ich träume, — oder wenigstens: Ich phantasire, vernünftle u. s. w.] „Als das *Oberste* derselben stellt er den Satz auf: *Ich bin thätig*, weil dieser die *allgemeinste* Thatsache des Bewusstseyns ausdrückt, welche so unwidersprechlich gewiss sey, dass sie selbst der hartnäckigste Skeptiker nicht abläugnen werde; da sein *Zweifeln*, und Widersprechen, selbst eine

eine Thätigkeit sey, deren er sich bewufst seyn müsse.“

[Rec. mufs bedauren, dafs ihm der Vf. folgende Fragen nicht nur nicht erspart, sondern abnöthigt: Ist *Bewufstseyn* und *Gewifsseyn*, *Wahrnehmen* und *Wahrseyn* *Eins?* Ist das, was Hn. K. in *seinem* Bewufstwerden unmittelbar gewifs *scheint*, oder woran *Er nicht zweifelt*, *darum* überhaupt keines Beweises fähig und bedürftig? Und wodurch unterscheidet sein philosophirendes Subject den *Schein* der Gewifsheit von der *wahren* Gewifsheit? Sind nicht auch die *Thathandlungen* der träumenden, dichtenden, speculirenden *Phantasie Thatsachen des Bewufstseyns?* Müssen die Krugschen Thatsachen des Bewufstseyns nicht erst *gesucht*, und durch die Function des philosophischen Subjectes *möglichst rein* aufgefafst und dargestellt werden, um zu jenen *Thatsachen*, und um *unmittelbar gewifs* zu *werden?* Ist jede *einzelne* Thatsache nicht ein *Besonderes*, und wie kann also von dem *Besondern* in derselben abstrahirt werden, aufser etwa, dafs man das *mehr* oder *weniger Besondere* daran unterscheidet, das *weniger* Besondere für *Allgemein*, und in dem Allgemeinen wieder ein *mehr* oder *weniger* Allgemeines annehme? Und bleibt das *Comparativallgemeine*, wenn es von dem *Comparativbesondern* abgesondert wird, auch nur *als Comparativallgemeines* wahr und gewifs? Endlich bedarf man eben kein Skeptiker zu seyn, um den Satz: *Ich bin thätig*, *als den obersten materialen Grundsatz*, nicht nur zu bezweifeln, sondern geradezu zu läugnen. Denn zugegeben auch, dafs keine Veränderung im Bewufstseyn *ohne ein Zuthun*, ein *Mitwirken*, des sogenannten *Ichs* vor sich gehe: so geht auch keine *ohne* ein Zuthun, oder Mitwirken eines sogenannten *Nichtichs* vor sich. Oder wäre das *Zweifeln*, und *Widersprechen*, des Skeptikers, das Hr. K. als Beyspiel der Thätigkeit des *Ichs* anführt, *nichts*, als *blofses* Thun des Ichs?]

„Die *zweyte* Function des philosophirenden Subjects bestehe nun darin: auf jene Materialprincipien von Neuem zu reflectiren, um durch Vergleichung derselben, ihre gesetzmäfsige Beziehung auf einander kennen zu lernen, und so in der *Mannichfaltigkeit philosophischer Erkenntnisse* eine *gewisse* Einheit zu entdecken, nach welcher sie zusammengeordnet werden können. Dadurch entspringen die *Formalprincipien*, welche nichts anderes ausdrücken, als die *Gesetze der Thätigkeit des Ichs*, inwiefern sie in Begriffe gefafst, und durch Worte dargestellt werden. (Z. B. der Satz des *Widerspruches*, oder das *Sittengesetz*, als die obersten Regeln des *logischen* Denkens und *moralischen* Wollens, mithin als Principien der Einheit der *mannichfaltigen* logischen und ethischen Erkenntnisse.) Das *oberste* derselben müsse also auch, als Princip der Einheit der mannichfaltigen philosophischen Erkenntnisse, *die oberste Regel des Philosophirens selbst* ausdrücken.“

[Da die *materialen* Principien des Hn. K. von dem *Besondern* in jeder Function des Bewufstseyns *abstrahiren*, um auf das *Gemeinschaftliche* in jeder derselben zu *reflectiren:* so enthüllt ja auch jedes eine *gewisse Einheit* im Mannichfaltigen, und ein *Gesetz* der sogenannten *Thätigkeit* des Ichs, und ist also genau das, was Hr. K. hier ein *formales Princip* nennt. Ferner, da die *zweyte* Function des philosophirenden Subjectes darin besteht: dafs auf die *Thatsachen* des Bewufstseyns von Neuem reflectirt wird, um durch Abstraction von ihrer *Mannichfaltigkeit*, folglich wohl auch von dem *Besonderen an denselben*, eine gewisse Einheit zu entdecken; und da die auf diesem Wege gefundenen *Einheiten*, das *Gemeinschaftliche* von *besonderen* Thätigkeiten des Bewufstseyns sind: so sind sie auch, *im Wesentlichen*, *dasselbe*, was Hr. K. als *materiales Princip* charakterisirt hat.]

„Da aber diese (oberste Regel des Philosophirens) vom *obersten Zwecke* des *Philosophirenden* selbst abhänge, indem es *jedem frey stehe, sich den Zweck seines Philosophirens selbst zu setzen:* so sey das *oberste Formalprincip* kein *Gegebenes*, sondern *ein Gemachtes*. Der Vf. sagt nun: Er habe sich die durchgängige Einstimmung seiner gesamten theoretischen und praktischen Thätigkeit zum Zwecke seines Philosophirens *gemacht*, und erhebe daher aus freyem Entschlusse folgenden Satz zu jener *Dignität:* „Die absolute Harmonie des Ichs in aller seiner Thätigkeit, ist der oberste Zweck des Philosophirens; oder kürzer: Ich *suche* absolute Harmonie in aller meiner Thätigkeit. Er gesteht aber zugleich ein, dafs dieser Satz blofs zur *Hinleitung* der philosophischen Erkenntnisse auf ein *einziges* Ziel, als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, oder Brennpunkt, nicht aber zur Ableitung derselben aus einem *Einzigen Grundsatze*, als ihrer gemeinschaftlichen *Quelle*, oder *Wurzel*, dienen solle; indem eine solche Ableitung, weder *möglich*, noch *nöthig* sey.“

[Man erfährt hier mit Bedauern: dafs Hr. K. ein Philosophiren für möglich hält, dessen *Zweck* nicht schon durch sein *Wesen*, *als Philosophiren*, bestimmt ist, und welches, ohne eben dadurch aufzuhören ein *Philosophiren* zu seyn, die *Wahl* seines *Zweckes* der Willkühr anheimstellt. Aber dieses auch zugegeben: so scheint Hr. K. seiner *Freyheit* eine ganz *überflüssige* Mühe zu machen, indem der *Promotionsactus* des von ihm gewählten *Satzes* zum *obersten* (und zwar nicht blofs *formalen*, und auch nicht blofs *idealen* Princip) bereits *dadurch* vorgenommen ist, dafs er das *Realprincip* im philosophirenden *Ich* und die *Thätigkeit des Ichs überhaupt* in lauter *Einheitmachen* bestehen läfst.]

(Der Beschlufs folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JANUAR, 1804.

PHILOSOPHIE.

1) Meissen, b. Erbstein: *Ueber die verschiedenen Methoden des Philosophirens, und die verschiedenen Systeme der Philosophie in Rücksicht ihrer allgemeinen Gültigkeit.* Von *W. T. Krug* etc.

2) Züllichau u. Freystadt, in d. Darnmannsch. Buchh.: *Fundamentalphilosophie.* Von *W. T. Krug* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

II. „*Vom absoluten Gränzpunkte des Philosophirens.* So nennt der Vf. denjenigen *Punkt* in der Speculation, *über* welchen sie *nicht* hinausgehen *darf*, wenn sie nicht in ein grund- und gehaltloses Gedankenspiel ausarten soll. Er fixirt ihn auf folgende Art: Bewusstseyn überhaupt bedeutet eine *gewisse* (?) *Verknüpfung* (Synthesis) des *Seyns* (Reale) und des *Wissens* (Ideale) *im Ich.* Jedes wirkliche Bewusstseyn ist ein *Bestimmtes*, d. h. es bezieht sich auf etwas Bestimmtes, welches *ist*, und wovon man *weiss*. Bey jedem Bewusstseyn findet also auch eine bestimmte Art und Weise jener *Synthese* statt. Solche *bestimmte* Synthesen des Seyns und des Wissens, welche immerfort *wechseln*, würden nicht möglich seyn, wenn nicht Seyn und Wissen in uns schon *ursprünglich (a priori)* verknüpft wäre, d. h. wenn nicht schon *vor* allem Wechsel von Bestimmungen des Bewusstseyns Seyn und Wissen in einem solchen Verhältnisse *für uns* stünde, dass sich Beides wechselseitig auf einander beziehen, und durch einander bestimmen kann. Jede bestimmte Synthese des Seyns und des Wissens in irgend einem Zeitpunkte weiset also uns in der Reflexion auf uns selbst zurück, auf eine *ursprüngliche Verknüpfung des Seyns und des Wissens in uns (Synthesis a priori)*, als ihre *Bedingung*, und diese Synthese ist anzusehen als eine *ursprüngliche, factum a priori (!!!)* d. h. als eine solche, welche sich in keinem bestimmten Zeitpunkt *als factum* nachweisen läst, sondern jedem Momente, in welchem wir uns etwas bewusst sind, *vorhergeht.* Sie ist also eine *transcendentale* Synthese, und als *Urthatsache* unbegreiflich, weil sie von nichts weiter abgeleitet, mithin nicht erklärt werden kann, *wie* und *wodurch* Seyn und Wissen in uns verknüpft sey. Sie ist folglich auch der *absolute Gränzpunkt der Speculation*, so dass jede Philosophie, welche darüber hinausgeht, d. h. die Möglichkeit jener Synthese erklären und begreifen will, *transcendent*, d. h. in ihren Voraussetzungen *willkührlich*, und in ihren Behauptungen *anmassend* wird. In diesen Fehler verfällt sowohl der *Realismus*, als der *Idealismus*. Jener setzt das *Reale*, als das Ursprüngliche, oder Erste (*Prius*), und will daraus das Ideale, als das Zweyte (*Posterius*), ableiten. Dieser setzt das *Ideale*, als das Ursprüngliche, oder Erste, und will das Reale, als das Zweyte, daraus ableiten. Beide verfahren *willkührlich*, indem sie das Eine, *oder* das Andere, als Ableitungsprincip setzen, leisten in der Ableitung selbst nicht, was sie versprechen, und befriedigen die Vernunft weder in theoretischer noch in praktischer Rücksicht. Consequent *theoretisch* durchgeführt, löset sich der Eine in *Materialismus*, der andere in *Nihilismus* auf. Consequent *praktisch* durchgeführt, laufen beide auf *Immoralismus* und *Atheismus* hinaus. Der Eine macht das *All* zur Gottheit (*Pantheismus*), der Andere das *Ich* (*Autotheismus*). *Um* diese Klippen der Speculation zu vermeiden, *muss* man dieselbe *aus freyem Entschlusse* beschränken, und sich *innerhalb* jenes *absoluten Gränzpunktes* mit seinem Philosophiren halten. Daraus entsteht ein *drittes System*, welches sich zu den beiden vorhergehenden (der *These* und *Antithese*) als *Synthese* verhält, mithin Reales und Ideales, als ursprünglich gesetzt, und mit einander verknüpft, annimmt. Zu diesem Systeme bekennt sich nun der Vf. und nennt es *transcendentalen Synthetismus.* Er zieht zugleich daraus die Folgerung, dass die Ueberzeugungen des Menschen vom *eigenen Seyn*, vom *Seyn* anderer Dinge *ausser* ihm, und von der zwischen ihm und diesen Dingen statt findenden *Gemeinschaft*, *drey ursprüngliche* Ueberzeugungen des menschlichen Geistes, mithin von der *philosophirenden* Vernunft nicht erst durch Beweise zu begründen, aber nichts desto weniger unumstösslich gewiss seyen."

[Da die (angebliche) *Selbstthätigkeit*, welche, nach Hn. K., die *Ichheit* des *Ichs* überhaupt, und insbesondere auch das *Wesen* des *Krug'schen philosophirenden Subjectes* ausmacht, im *Einheitmachen, Verknüpfen, Synthesiren* besteht: so würde uns in der ganzen Theorie des *transcendentalen Synthetismus* nichts *unbegreiflich* vorkommen, als wie dieselbe ihre *transcendentale Synthese unbegreiflich* finden, und nennen könne, wenn nicht Hr. K. durch das *Bedürfniss* des Systemes genöthiget wäre, jene *Unbegreiflichkeit* zu *postuliren.* Ohne die wohlthätige Vermittlung einer absoluten Unbegreiflichkeit, welche die vorwitzigen Fragen: wie sich das Selbstthun mit dem Nichtselbstthun, das Ein-

Einheitmachen mit dem Mannichfaltigfinden, das unbedingte Selbstbestimmen, mit dem Durchgängig-Bestimmtseyn im Bewufstseyn vertrage? *als transcendent, willkührlich* und *anmafsend* von der Hand weisen, würden ja diese Fragen unvermeidlich, wo nicht das *Schellingsche Identitätssystem*, doch den *Fichtisch-rein-transcendentalen Idealismus* herbeyführen. Indessen scheint wenigstens die *Art* und *Weise*, wie das philosophirende *Subject des Hn. K.* den *Punkt* jener Unbegreiflichkeit *fixirt*, mehr *Willkühr*, als *Freyheit* zu verrathen. Offenbar willkührlich ist die Zumuthung: „Das Bewufstseyn *überhaupt* bedeutet eine „*gewisse Verknüpfung (Synthesis), des Seyns* (Reale) „und des *Wissens* (Ideale) im Ich", wenn sich Hr. K. nicht etwa *darauf* berufen will: dafs ja das *Wort: Bewufstseyn* augenscheinlich aus den *Worten: Bewufst* und *Seyn, zusammengesetzt* sey?? Oder verlangt Hr. K. im Ernste zu behaupten, dafs das Bewufstseyn *überhaupt*, folglich das *Thierische* und das *Menschliche*, das *Träumende* und das *Wachende*, das *Irrende*, und das *Nichtirrende*, das *Gedankenlose* und das *Denkende*, das *Scheinbardenkende* und das *Wirklichdenkende*, eine *gewisse (?)* Synthesis des *Seyns* und *Wissens* sey? Im *thierischen* Bewufstseyn, als solchem, kömmt nicht einmal der *Schein* des *Seyns an sich* und *des Wissens* vor, welcher in dem *menschlichen* Bewufstseyn täuscht. Und *worauf* gienge das Philosophiren sonst aus, als sich dieses *scheinbaren* Wissens zu erwehren, *dasjenige* Bewufstseyn zu erringen, welches *allein* das *wahre Wissen* ist, weil in demselben das *wahre Seyn*, als solches, erkannt wird? Dafs *dieses* Wissen nun in einer unbegreiflichen Zusammensetzung des, aufser dieser Zusammensetzung unbegreiflichen, *Seyns* und *Wissens* bestehe, in einer Synthesis, welcher man noch obendrein, damit sie *philosophisches* Wissen werde, durch einen *freyen Entschlufs:* dabey stehen zu bleiben, zu Hülfe kommen mufs, dieses hat Hr. K., der *Erste*, im Namen der philosophirenden Vernunft, behauptet, und dieses wird schwerlich sonst jemand *nach* ihm behaupten. Ob jene Synthesis *Coalition*, oder *Composition*, oder *Nexus* sey? kann Hr. K., dem sie *unbegreiflich* ist, freylich nicht erklären. Rec. aber, welcher dieselbe völlig begreift, erklärt sie für die *Coalition* (das *In- und Durcheinander*), die *Verwirrung des Nexus*, und der *Composition*, und der *Coalition* — in Eine und dieselbe *Mischung*, aus welcher Hr. K. gelegentlich den *Schein* des *Nexus* (im scheinbaren *Denken*) der *Composition* (im scheinbaren *Anschauen*) und der *Coalition* (im scheinbaren *Empfinden, Wahrnehmen, Fühlen*) hervorgehen läfst, und welche der *eigentliche Grund* seines Systems, so wie *derjenigen* Systeme ist, denen er das seinige *entgegenstellt*. Uebrigens erkennt Rec. die Geschicklichkeit für lobenswürdig, und die Sorgfalt für ehrwürdig, womit Hr. K. den *Klippen* des Materialismus, Nihilismus, Immoralismus, Atheismus, Pantheismus und Autotheismus vorbey zu steuren strebt. Mit Recht ehrt Hr. K. den *Beweggrund* des *freyen Entschlusses:* sich an seiner, (ihm übrigens mit der *Kantischen, Fichteschen, Schellingschen* Schule gemeinschaftlichen, aber von ihm eigenthümlich *modificirten*) *Coalition* (des Nexus und der Composition, und der Coalition) *zwischen Seyn und Wissen festzuhalten*, und sich das *wahre Seyn*, und das *wahre Wissen* in dieser Coalition, zum zweckdienlichen Gebrauch, wohl und sicher, aufbewahrt zu *glauben*.]

III. „*Von der ursprüglichen Form der Thätigkeit des Ichs.* Der Vf. rechnet dahin die Grundbestimmungen des Gemüthes, welche den *empirischen* Bestimmungen desselben als Bedingungen vorausgehen, mithin die ursprünglichen Vermögen des Ichs, die ursprünglichen Gesetze dieser Vermögen, und die daraus hervorgehenden Schranken derselben. Diefs zusammengenommen macht die *ursprüngliche (forma agendi originaria)* oder schlechtweg die *Urform des Ichs* aus; von der jedoch hier nur der allgemeine Grundrifs geliefert wird; indem die specielle Ausführung desselben den übrigen Theilen der Philosophie (Logik, Metaphysik, u. s. w.) vorbehalten bleibt. Der Vf. unterscheidet zuförderst zwey *Hauptarten der Thätigkeit*, eine *Immanente*, welche er *Ideal*, oder *theoretisch*, nennt, und im *Vorstellen*, und dem *davon abhängigen! Erkennen*, oder im Bestimmen des Subjectiven durch das Objective bestehen läfst — und eine *transeunte*, welche er *Real*, oder *Praktisch* nennt, und im *Streben*, und dem davon abhängigen Handeln (im engeren Sinne) oder im Bestimmen des Objectiven durch das Subjective bestehen läfst. Daher unterscheidet er auch ein *doppeltes* Vermögen, als Quelle dieser Hauptarten der Thätigkeit, ein *theoretisches* (Vorstellungs- und Erkenntnifsvermögen), und ein *praktisches* (Bestrebungs- und Handlungsvermögen). Ein mitten inne stehendes *Gefühlvermögen* aber will er nicht zulassen, indem er alle Gefühle als blofse *Folgen* der theoretischen oder praktischen *Thätigkeit* des Gemüthes betrachtet. Er unterscheidet dann weiter *in aller* Thätigkeit des Ichs, sie sey theoretisch oder praktisch, drey *Grade* oder *Potenzen*, welche er durch die Ausdrücke: *Sensualität, Intellectualität*, und *Rationalität* bezeichnet. Die Sensualität in theoretischer Hinsicht, sagt er, ist der eigentliche *Sinn* (Sinnlichkeit in engerer Bedeutung), in praktischer — der *Trieb*. Die Intellectualität in theoretischer Hinsicht, der eigentliche *Verstand*, in praktischer — der *Wille*. Die Rationalität in der ersten Rücksicht ist *theoretische;* in der zweyten Rücksicht, die *praktische Vernunft*. Die Gesetze des Letztern erklärt er für *Freyheitsgesetze*, und *deducirt* daraus die *innere* und *äufsere Freyheit* des Menschen, als eines vernünftigen Wesens. Bey der Exposition dieser Vermögen dringt er jedoch immer darauf, das, was wir *zum Behuf der Speculation in Gedanken trennen*, nicht auch *als so isolirt* im Gemüthe selbst zu betrachten."

IV. „*Von dem höchsten und letzten Zwecke der Thätigkeit des Ichs.* Der Vf. versteht darunter den Endzweck der Vernunft selbst, das Ziel *unserer* gesammten Thätigkeit. Als solches stellt er eine *moralische Ordnung der Dinge* auf, vermöge welcher das *Physische* dem Moralischen gehörig untergeordnet, und deren

deren Resultat die *Seligkeit* aller Sittlichguten ist. Er unterscheidet aber die Seligkeit als den Zustand eines vernünftigen Wesens, wo das *Sittliche* in ihm *herrschend*, und das *Physische* demselben dienstbar ist, *wesentlich*, von der *Glückseligkeit*, als dem Zustande, der gedacht wird, als entspringend aus der durchgängigen Befriedigung der Neigungen und Triebe. Diese lezterere erklärt er für eine *Schimäre*, die nie realisirt werden kann und soll. Nach der *Seligkeit* aber kann und soll der Mensch streben, denn in ihr besteht seine *Bestimmung*, sie ist sein *höchstes Gut*. Der Ausdruck *Seligkeit* zeigt also dasjenige in *subjectiver* Beziehung an, was der Ausdruck: *moralische Weltordnung* in *objectiver* Beziehung als ein allgemeines Verhältniss des Moralischen und Physischen gegen einander, wodurch jener Effect begründet wird, anzeigt. Es ist mithin völlig einerley, zu sagen: Nach seiner Seligkeit streben, und eine moralische Ordnung der Dinge zu *bewirken* suchen. Das Ziel selbst aber liegt vor dem Menschen in *unendlicher Ferne*. Er kann daher nur selig *werden*, ohne es je zu *seyn*. Nur von dem Unendlichen selbst, als dem allein Heiligen, kann man mit Recht sagen: er *ist* Selig. Der Vf. *deducirt* nun hieraus zugleich den *Glauben* an *Gott* und *Unsterblichkeit*, d. h. zeigt: wie sich dieser Glaube, oder die religiöse Gesinnung, aus jener *moralischen Idee* im menschlichen Gemüthe nothwendig entwickle, weicht aber in dieser Deduction *merklich* von der Kantischen Theorie ab."

[Gleichwie sich bey der Begründung dieses Systemes der wirklich achtungswerthe *Wille* seines Urhebers (welcher unter den mancherley Principien, durch *mehrere Entschlüsse*, auftretend, in der That *das Beste dabey thut*) sich vorzüglich an der Unschuld und Unschädlichkeit desselben bewiesen hat: so erprobt sich, besonders in den beiden letzten §. §., eine nicht gemeine Fertigkeit, die, sowohl *Fichteschen* als *Kantischen*, *transcendentalen* Ansichten, unter *eigenthümlichen* Modificationen, geltend zu machen. Denjenigen *neueren Eklektikern*, welche von den, zwischen der Kantischen und Fichteschen Schule, streitigen Punkten *wegsehend*, nur auf das, was beide gemeinschaftlich lehren, als die *Hauptsache* hinsehen, und dieses an den *Thatsachen* ihres sogenannten *moralischen* Bewusstseyns *bestätigt*, so wie diese Thatsachen dadurch *erklärt* finden, — können wir das Krug'sche System als dasjenige empfehlen, in welchem sie die ihnen angemessenste Befriedigung *ihrer philosophischen Bedürfnisse* finden werden.]

„Was die *Methodenlehre* des Vfs. anlangt, so zerfällt dieselbe zuförderst in einen *didaktischen* und einen architektonischen Theil. Die didaktische Methodenlehre handelt 1) von den *Arten des Fürwahrhaltens*, und den *Graden der Ueberzeugung*. Der Vf. unterscheidet hier *vier Arten* des Fürwahrhaltens und eben so viele entsprechende *Ueberzeugungsgrade*. a) *Wissen* — Einsicht; b) *Glauben* — Zuversicht; c) *Meinen* — Wahrscheinlichkeit; d) *Wähnen* — Ueberredung."

[Es dürfte Hn. K. schwer fallen, den *Gattungsbegriff* für diese vier *Arten* zur *Deutlichkeit* zu erheben. Was er unter *Wahrheit* und *Gewissheit überhaupt*, *verstehe*, oder auch nur verstehen *könne*, geht wenigstens aus seiner *Theorie* des Fürwahrhaltens und der Ueberzeugung so wenig, als aus dem ganzen übrigen Systeme hervor.]

2) „*Von den Methoden des Philosophirens.* Hier werden *drey* Methoden unterschieden. Die *thetische* oder *dogmatische*, die *antithetische* oder skeptische, und die *synthetische* oder *kritische*. Die sogenannte *eklektische* Methode aber will der Vf. gar nicht als eine besondere Methode des Philosophirens gelten lassen. Sie sey ein *unmethodischer Synkretismus*, wodurch die Philosophie in ein blosses Aggregat heterogener Meinungen verwandelt wird."

[Hr. K. will, so wie *Fichte*, nur von *Thesis*, *Antithesis* und *Synthesis*, und durchaus *nichts* von *Hypothesis* wissen. Er ahnet nichts davon, dass die *Thesis* nur in der Antithesis und Synthesis mit der *Hypothesis*, der *Grund*, als solcher, und nur die *Hypothesis* in ihrer *Antithesis* und *Synthesis* mit der *Thesis*, die *Bedingung*, als solche, seyn könne. Er lässt sich daher auch nichts von einer *analytischen Methode* beykommen, in welcher die *Analysis* keineswegs das *Gegentheil* der *Synthesis*, sondern die *Thesis in der Antithesis und Synthesis mit der Hypothesis ist.*]

„Die architektonische Methodenlehre endlich handelt 1) von dem Begriffe der Philosophie, welcher dahin bestimmt wird: Sie sey die Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmässigkeit der gesamten Thätigkeit des *menschlichen* Geistes, oder kürzer: *von der Urform des Ichs.* 2) von den *Theilen der Philosophie*, welche der Vf. am Schlusse der Schrift folgendermassen *systematisch* darstellt: I. *Fundamentalphilosophie* oder Grundlehre, (Archologie). II. *Derivativphilosophie.* A. Theoretische oder Speculativphilosophie. 1) Theoretische *Formalphilosophie* — *Logik* oder Denklehre (Dianoeologie) a) reine, b) angewandte. 2) theoretische Materialphilosophie. a) Metaphysik oder Erkenntnisslehre (Gnoseologie) α) reine, β) angewandte, b) *Aesthetik* oder Geschmackslehre (Kallologie) α) reine β) angewandte. B) Praktische, oder *Moralphilosophie.* 1) praktische Formalphilosophie, oder Rechtslehre (Dikaeologie) a) reine, b) angewandte. 2) praktische Materialphilosophie. a) *Ethik* oder Tugendlehre (Aretologie) α) reine β) angewandte b) Ethikotheologie, oder Religionslehre, (Eusebiologie) α) reine, β) angewandte."

Dr.

NATURGESCHICHTE.

NEAPEL, b. Raymund: *Vincentii Petagnae*, in Regio Neapolitano Lyceo Botanices Professoris, *Institutiones Entomologicae.* Tomus I. MDCCXCII. XII und 439 S. Tomus II. mit fortlaufender Sei-

Seitenzahl 441 — 718 und 10 S. Register und Erklärung der 10 zu beiden Bänden gehörenden Kupfertafeln. gr. 8.

Für den angehenden teutschen Entomologen, dem so viel ausgezeichnet gute Schriften sich zum Gebrauche darbieten, ist der Nutzen dieses Werkes nicht wohl abzusehen, doch für des Vfs. Landsleute hat es einen nicht zu verkennenden. Ohne Zweifel werden die Schwierigkeiten, sich in Italien die Producte unserer Literatur zu verschaffen, so grofs als die unsrigen seyn, die literarischen Producte Italiens zu erhalten. Auf den Dank des entomologischen Publicums seiner Nation kann daher der Vf. mit einiger Zuversicht rechnen, da er dasselbe mit dem Insectensysteme des *Fabricius* näher bekannt zu machen suchte. Diess ist der Zweck gegenwärtigen Werkes, das, der Vorrede nach, zu Vorlesungen über Insectenkunde bestimmt ist.

Es besteht aus II Haupttheilen, dem allgemeineren und dem specielleren. In dem ersten, welcher aus *Fabr. Philosophia entomologica*, und sogar stellenweise wörtlich, entlehnt ist, handelt der Vf. in vier Abschnitten, welche mehrere Kapitel in sich fassen, erstlich von den Insecten überhaupt, von ihren Theilen, ihrer Formenänderung, ihrem Geschlechte; sodann von der systematischen Anordnung und der Benennung der Insecten; ferner von den Wohnplätzen, den Erscheinungsepochen, der Oekonomie und dem Nutzen derselben; endlich von den Insectensystemen. Dem Vf. scheinen nur die Systeme *Linne's, Geoffroi's, Degeer's* und *Fabricius* bekannt z[u] seyn, wenigstens gedenkt er nur dieser, beleuch[tet] kürzlich ihre Vorzüge und Mängel, und räum[t] dem letzten, obgleich dem schwierigsten, de[n] Vorzug vor den übrigen ein.

Der speciellere Theil ist wieder nur ein bey[nahe] wörtlicher Abdruck der in den *Speciebus In[sectorum]* und in der *Mantissa Fabricii* vorkommen[den] Gattungen und der in diesen enthaltenen euro[päischen] Arten. Die Zusätze des Vfs. beschränke[n] sich beynahe lediglich auf Bemerkungen, dafs die[ses] oder jenes Insect, welchem Fabricius andersw[o] das Vaterland angewiesen hat, sich auch in de[r] Gegend Neapel's vorfinde. Hätte der Vf. an de[n] schicklichen Stellen, die bis jetzt noch unbeschrieb[enen], im südlichen Italien wohnenden Insectena[r]ten, die seit einigen Jahren daselbst entdeckt wo[r]den sind, eingeschaltet und beschrieben: so hätt[e] er auch auf den Dank der Entomologen aller Län[der] rechnen können, worauf er jetzt Verzicht thu[n] mufs, da in dem ganzen dicken Buche nur etw[a] sechs neue Arten vorkommen.

Die Kupfertafeln, unter welchen man lies[t] *Franciscus Morelli del. Gio. Brun sculp.*, sind rec[ht] gut gearbeitet. Sie enthalten aus jeder Gattung e[i]ne oder etliche Arten als Muster, und hiezu sin[d] gemeiniglich die bekanntesten gewählt worden.

Das Papier zu diesem Werke ist sehr schön, un[d] der Druck correct und gut.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Zürich*, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Eloisa to Abelard, by Alexander Pope.* 1803. 25 S. 4. (mit 4 Kupfern.)

Ebendaselbst: *Heloise an Abelard. Nach Pope frey übersetzt.* 1803. VIII u. 31 S. 4.

Mit dem Original und dieser teutschen Uebertragung hat die Verlagshandlung noch *Bürger's* Uebersetzung und *Colardeau's* Nachahmung der Pope'schen Heroide mit Geschmack und Eleganz abdrucken lassen. Der teutsche Uebersetzer, der sich *J. Rothstein* unterzeichnet, versichert in der Vorrede: „dafs er nicht zu der Classe der gewöhnlichen Uebersetzer gehöre, und kein Studium *davon* mache"; er bittet, ihn „*blofs als einen Liebhaber der englischen Literatur zu betrachten.*" Wollte sich der Uebers. in der Gunst seiner Geliebten dadurch festsetzen, dafs er ihre teutsche Nebenbuhlerin kränkte: so hat er sich doch ganz in den Mitteln vergriffen, da es auf Kosten des herrlichen Pope geschah. Wirklich! lernte ein Teutscher die Pope'sche Dichtung zuerst aus dieser lahmen Prose kennen, er müfste an *Warton's* Vernunft irre werden. Sogar nichts ist von der Lieblichkeit, von der za[rten] Phantasie des Originals übrig geblieben, die dieser b[e]kannte Lobredner Pope's so fein zu zergliedern weifs. Ka[um] liegen noch einzelne Federn umher, und auch diese könn[en] den Schwung der Flügel nicht andeuten, aus denen sie gra[u]sam gerupft sind. — Schon aus der Vorrede liefsen si[ch] Proben geben, wie der Uebers. sein Teutsch construir[t]; er ist noch nicht mit den Elementen der Grammatik einve[r]standen, und wagt es, in Prosa dem Fluge des Dichters nac[h]zuhinken, an dem sich schon Meister versucht hatten. — Ni[cht] ohne Prätension spricht Hr. R. von seiner Arbeit; [mit] Arroganz erwähnt er der vier Kupfertafeln, die er in En[g]land besorgt hat, und „die zu den vollkommensten gehör[en], welche jemals bey einem in Teutschland herausgekommen[en] Werke erschienen sind." — Kupfertafeln zu Pope's Eloise? Jakob's Traum an die Wand gemalt! — Hr. R. kennt [die] teutsche Kunst so wenig als die teutsche Sprache, wenn [es] ihm mit dieser Versicherung Ernst war. Wird der teutsc[he] Künstler nicht vor so steifen, charakterlosen Bildern, oh[ne] Ausdruck, ohne Kunst, erröthen!!

Num. 7.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JANUAR, 1804.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Geschichte des Hanseatischen Bundes*, von *Georg Sartorius*, Professor zu Göttingen. *Erster Theil.* 1802. XVI u. 478 S. *Zweyter Theil* in zwey Abtheilungen. 832 S. 8. Mit einem (heraldischen) Kupfer.

Der ganze Vorrath von Materialien, aus welchen die Geschichte besteht, läfst sich füglich unter zwey Titel bringen. Das *Werk physischer Gewalt*, wie in verschiedenen Zeiten und Ländern der und dieser, vermittelst angestammter oder durch gemeines Räuber- oder Eroberertalent zusammengebrachter Macht, alles was den Menschen lieb ist, sich zu eigen genommen, alles gemeine Recht untertreten, und seinen Willen den Erschrockenen zum Gesetz vorgeschrieben, das verdient eine blofs chronikmäfsige Darstellung, so wie die Ueberschwemmungen, die Erdbeben, die Historien der Heuschreckenzüge, des durch Feldmäufe, durch Wölfe angerichteten Verderbens. Leicht kann dadurch die Meinung von einer Würde der Menschheit, von einer wachenden Vorsehung, erschüttert werden; überhaupt ist Abspannung, Niedergeschlagenheit der davon bleibende Eindruck. Nicht so das *Werk moralischer Kräfte*, die Erzählung, wie durch irgend eine glücklich oder durch Weisheit gefundene, mit Anstrengung vieler Klugheit, List oder Tugend in Vollzug gesetzte Idee manchmal eine unbedeutende namenlose Gesellschaft von Menschen der gröfsten Macht gleich, ja überlegen ward. *Das* ist Menschengeschichte. *Jene* lieber nicht wissen zu wollen, läfst sich entschuldigen; wer *diese* verschmähet, ist ein gebohrner Sclav oder Narr. Nur ihretwegen verdient jene als Gegenstück, als erhebender Schatte, und wegen des unumgänglichen Zusammenhangs, die Ehre der Erhaltung. Wo diese aufhört, wird jene in der That nicht mehr geschrieben: denn, wann der Kampf aus ist, so stehen die Richter auf.

Wie in der dunkeln Anarchie rechtloser Heldenzeit, vor allem Landfrieden, und ehe Staatsrecht genannt wurde, und als von hundert Gliedern der jetzt alle Welttheile und Meere in Ein Gemeinwesen umschliessenden Kette kaum Eines da war, aus einigen hölzernen Städten der Wenden und Niederteutschen, ohne Plan, ohne Schrift, eine sehr unvollkommen zusammenhängende Vereinigung hervorging, bald Königen des Nordens Trotz bot, und von der Weichowa unzugänglichen Ufern bis zum vielbesuchten t'Zwyn, von den Inseln des hohen Nords bis mitten in Teutschland, Handelsgeist weckte, und nicht weniger Waaren als neue Begriffe in Umlauf brachte: dieser ehrenvolle Theil unserer Nationalgeschichte ist von gröfserer Wichtigkeit, als vieler berühmten Dynastien verwüstende Eroberungskriege. Jene Eidgenossen auf der südlichen Reichsgränze, die nur Freyheit wollten, und (einen Augenblick ausgenommen) in das Rad der Welthändel wenig eingriffen, haben Geschichtschreiber gefunden, deren Verzeichnifs bey Haller sechs Bände füllt: Endlich einmal mufste die Geschichte der Hansen doch auch von den Fabeln gesichtet, in kritischer Bearbeitung dem prüfenden, in weltbürgerlichem Resultate dem grofsen Publicum vorgelegt werden. Hr. Prof. *Sartorius* thut jenes in vorliegendem Werk, nach dessen Vollendung er in kürzerer Uebersicht auch letzteres Bedürfnifs zu befriedigen vor hat.

Zahlreich und grofs waren die Schwierigkeiten. Hier ist keine Rede von einem durch natürliche Gränzen bestimmten Land, wo man das Herkommen, worauf ihm alles ankam, baldmöglichst in Schrift verfafste, und welches lange Zeit unangetastet, in dem was es ist, lebende Urkunde dessen blieb was es *war*. Die hanseatischen Städte waren grofsentheils lang verbunden ohne einen Bundbrief, und verloren ist der erste (I, 107); viele Tage hielten sie, ohne schriftlichen Abschied. In der blühendsten Zeit verhehlten sie die Zahl ihrer Städte. Die Behauptung des Alleinhandels ist geheimnifsdürftiger als die der Freyheit, und vieles war zu verabreden, vieles zu vollziehen, was man lieber nicht urkundlich sagte. Daher in den ältesten Zeiten eben so viele Mangelhaftigkeit an diplomatischen Erweisen, als, da die Thaten aufgehört, lästige Redseligkeit über Formen, deren Geist verflogen war, und Geschichtschreiber, die nicht nur aus Partheygeist oder Eitelkeit, sondern schon darum die Vorzeit unrichtig darstellten, weil das grofse Werk, dessen Trümmer sie sahen, in der Entfernung ihnen älter und gleich anfangs wichtiger, als es war, gewesen zu seyn däuchte. Man erwäge den universalhistorischen Blick, den die Einsicht der Verhältnisse jeder Zeit in den vielen Staaten, wo hansische Niederlassungen waren, erfodert.

Hr. Prof. *Sartorius* hat alles, was mit Billigkeit sich fodern läfst, so genugthuend erfüllt, als man es kaum für möglich halten sollte. Von dem erstaunenswerthen Fleifs, und von der gesunden, scharfsinnigen Kritik zeugen die Noten und Beylagen; es ist

ist alles aus den besten Quellen tief geschöpft, und wohl geordnet. Seinen Gesichtspunkt behält er fest vor Augen. Der *Bund* ist was er sucht, von *Stadtgeschichten* bringt er nichts, dem Hansenbunde fremdes, bey. Wie die Natur dieser Gesellschaft es mit sich bringt, so ist ruhige, berechnende, abwägende Ueberlegung, nicht erschütternde Darstellung der Kriege oder Tumulte, Charakter seiner Manier. Ueber den Handelsinteressen vergisst er aber nie weder die der Menschheit, noch das neuerlich über viele Maximen verbreitete hellere Licht, so dass kein Mann von Kopf dieses Buch ohne lebhafte Theilnahme lesen, oder ohne mannichfaltige Belehrung und Befestigung in den wahren Grundsätzen aus der Hand legen wird. Es ist ein durchaus meisterhafter Bericht von einem Gegenstande, der dem Norden Teutschlands von dem dreyzehenten bis in das sechzehente Jahrhundert ein Gewicht und einen Einfluss gab, wovon die Folgen bis auf diesen Tag wohlthätig sind.

Jeder Theil umfasst einen Zeitraum, deren erster von der unmerklichen Entstehung der Hansen und ihrer Einung bis auf den vortheilhaften Frieden geht, wozu sie im J. 1370 den dänischen König Woldemar Atterdag nöthigten; der zweyte schliesst bey der Aufrichtung des Landfriedens in Teutschland, 1495. Vier Bücher stellen die erste, acht aber die zweyte Periode dar: wie der Bund sich bildete; was für gemeinsame Fehden er bestand; sein Hauptverkehr, die Grundfeste seiner Grösse, den nordöstlichen Handel; dessen Verbindung mit dem westlichen; wie er war mit Russland, Scandinavien, den Belgen, den Britten; die eigentliche Verfassung; derselben Einfluss auf die Reichsverhältnisse, auf die Freyheit und innere Ordnung der Städte, die Verbindungsmittel zwischen den Völkern, die Einführung eines gemeinen Seerechts und endlich auf die Vervollkommnung der Cultur und Industrie in dem teutschen Vaterlande. Die historische Ausführung ist mit Beylagen versehen, wo genauere Forscher, in des Vfs. Arbeitszimmer geführt, seine gedruckten und handschriftlichen Quellen, eine nach der andern, zur Einsicht bekommen, und über einiges näheren Aufschluss erhalten.

Wir haben genug gesagt, um auf diese wichtige Arbeit, welche bey Vergleichung teutscher und ausländischer, antiker und neuer, Historiographie einen ehrenvollen Platz einnehmen wird, wohlverdiente Aufmerksamkeit zu erregen. Es bleibt übrig, die Hauptresultate eines jeden Buchs auszuheben.

Dem Ganzen geht eine Einleitung voran, die kürzlich erinnert, wie aus den Ueberbleibseln altrömischer Städte, wie durch natürliches Zusammenrücken, besonders in der Furcht vor Ungarn und Normannen, auch bey uns neue Städte nach und nach wurden, und aus Italien gewisse Ideen bürgerlicher Freyheit erhielten; dass aber, zumal in Niederteutschland, wo sie, sich weniger nahe, von mächtigerm Adel umgeben, und bey Auflösung der welfischen Macht noch zu schwach fanden, die Entwicklung so langsam ging, dass, bis gegen Ende d dreyzehnten Jahrhundertes, teutsche Urkunden s ten, von Bürgermeistern und Räthen wenige M dung, wohl aber meist überall noch Burgen u Reichsvögte vorkommen. Endlich haben „in Zeit „des Zugreifens auch sie erstritten was sie konnt „und wenn schon immer noch sehr unvollkomme „doch die ersten besseren Muster einer wohlgeo „neten politisch-bürgerlichen Verfassung wieder a gestellt (S. 45).“

In dem ersten Buche (I, 49—130) wird grü lich gezeigt, wie unstatthaft man den Anfang d Bundes auf den im J. 1241 zwischen Hamburg u Lübek geschlossenen Verein zu fixiren gemeint. Ob schriftliche Vervollkommniss haben sich in dem ben Jahrhundert nach und nach zehen oder zw Städte (den Wendischen gehöre das Hauptverdien durch gemeinschaftliches Interesse zu Verabredung bewogen gefunden. Vor 1308 oder 15 oder 43 w de keine teutsche Hanse genannt, und von 1364 der erste sichere (jedoch verlorne) Bundbrief. I vorgebliche Theilnahme dieser Städte an den m genländischen Kreuzzügen wird, wie sie unstrei es war, als äusserst gering, die an den nordöstlich wodurch Livland, Kurland und Preussen zur chr lichen Republik kamen, als weit bedeutender an geben. Schutz ihres auswärtigen Handels, also cherheit der Strassen und Gewässer, und eine Schiedrichteramt gemeiner Seestädte unter sich der Zweck des Bundes, aber die Organisation höc schwankend gewesen: wie man denn weder treul einander beystand, noch der Stimmenmehrheit o den Abschieden der Tagsatzung, wenn Privatv theil widersprach, folgte. Sonst habe man ein Matricularanschlag, der ablösbar (reluitionsfäh war, und allenfalls einen Pfundzoll beliebt. Glei wohl umfasste der Bund gegen das Ende der ers Periode bereits eine (unzubestimmende) Menge v der Mündung der Schelde bis Ehstland geleger Städte, welche in drey Krayse getheilt waren.

Schon im zweyten Buch (I, 131—170) zeigt s die Ueberlegenheit der verbundenen Communen. half bey Bornhövet Lübek des zweyten Woldem furchtbare Macht brechen, und wagte 1234 (zum sten mal) selbst eine Seeschlacht gegen die Dän Nach solchen Proben stieg die Begierde der Städ sich anzuschliessen, und schon Erich, Norwege König, wurde zu vortheilhaftem Frieden (1215) nöthiget. (Es kommen S. 143 und 145 in den Z len Druckfehler vor.) Aber das furchtbarste Re blieb Dänemark. Der Gang der Verhältnisse w bis auf oberwähnten Frieden (1370), der die Ueb macht der Hansen, wie vorhin über Schweden, über Dänemark und Norwegen, ausser Zweifel setz beschrieben. Diese Fehden werden ohne begeiste de Gemählde, die bey Handelskriegen an der u rechten Stelle wären, kurz und immer mit A zeichnung des jedesmaligen Hauptzwecks erzählt.

Worauf der Vf. im dritten Buch (I, 171—2 ihren Handel im Ganzen, und dann vornehml

das hanseatische Verkehr im Nordost Europens beleuchtet. Nach allgemeinen Bemerkungen, wie nützlich oft allen war, was einzelne erworben (u. s. f.), wird gezeigt, wie entscheidend wichtig die Errichtung stehender Factoreyen gewesen. Die monopolische Absicht wird nicht verhehlt, vielmehr scharf getadelt. (Bey erster Gründung solcher, mit mannichfaltigen Gefahren verbundener, Unternehmungen war sie, wo nicht nothwendig, doch entschuldigungswerth. Wer hätte, ohne wenigstens die Sicherheit des guten Absatzes, dazumal, so weit hin, so viel wagen wollen! Zu leicht wäre der Eifersucht, dem Leichtsinne der vielleicht in Fehden wider sein Vaterland stehenden Concurrenten die Vereitlung seiner Speculation gewesen!) Der Vf. bemerkt alsdann vortrefflich den wohlthätigen Einfluss: Entstanden zu einer Zeit, wo keine Wechsel noch Assecuranzen, keine Posten, keine Zeitungen, kein fester Münzfuss noch bekannter Geldcurs war, wie viel erwürkte nicht dieser Handel! Milderung der barbarischen Strand- und Grundrührrechte, bessere Rechtspflege, viele dem rohen Zeitalter abgedrungene Handelsfreyheiten, die in Sitte übergingen. „Wo ihr Wesen blühete, war im Mittelalter „der Handel freyer als in späteren Zeiten. Die ewi„gen Gebote und Verbote, die mit den Launen und „Systemen der Minister wechseln, kannte man nicht „(S. 176 f.)" Wie der russische Handel die Grundfeste ihres ganzen Systems, die Niederlassung zu Nowogorod aller übrigen Vorbild war, wird hierauf gezeigt. „Sie wurden die Zwischenhand zwischen „diesem Reich und dem übrigen Europa (S. 205)." Das ging ohne Zweifel von Wisby aus, und blieb, als diese Stadt fiel, ihnen eigen. Der vermeinte orientalische Waarenzug nach Russland wird mit Recht als höchst problematisch dargestellt. (Auch die sogar geringe Kenntniss, z. B. der Geographen von Baku, von diesem Nord, und die Abgeschmacktheiten, worein die gelehrtesten Araber in Beschreibung dieses Erdstrichs verfallen, machen unwahrscheinlich, dass ein Handelsweg dahin je *direct*, lebhaft oder *von Dauer* gewesen.) Die Häringsfischerey an der schonischen Küste war einst auch den Hanseaten, was den spätern Bataven. Es wird gezeigt, wie genau sie hierüber mit den Landesfürsten gehandelt. In den Wapen vorn am 2ten Th. erscheint jedoch statt des Härings der *Stockfisch* vorzüglich. Dieser führt nach Bergen in Norwegen, welches neben dem Russischen ihr Hauptcomtoir gewesen. Wie die Hansen zuerst lang mit fremder Concurrenz, am gefährlichsten mit den eigenen Bürgern dieser Stadt, um das Uebergewicht gekämpft, und nach heftigem Widerstand in den Unruhen zur Zeit Königs Magnus um 1343 dasselbe behauptet, wird nach diesem erzählt. „Sie waren stets bemühet, den un„mittelbaren Handel und die Schifffahrt aller west„lichen Völker nach Nordost und der nordöstlichen „Völker nach dem West zu schwächen, und sich zu „Herren des wechselseitigen Verkehrs zu erheben. „Sie kannten gar wohl den Geist der englischen Na„vigationsacte (S. 241)."

Das vierte Buch (I, 243—328) eröffnet gleichsam die zweyte Scene ihres industriösen Gewerbes, den grossen belgischen Markt, wo sie ihre rohen Waaren aus Nordost gegen die Erzeugnisse niederländischer Manufacturen und die von Lombarden hingebrachten Früchte südlicher und orientalischer Natur und Kunst zu tauschen fanden. Wichtig, unentbehrlich war ihnen diese Verbindung, zu aufgeklärt aber der niederländische Handelsstand, sowohl um sich von ihnen despotisiren zu lassen, als um Grundsätze gegen sie anzunehmen, welche einer liberalen Denkungsart entgegen gewesen wären. Wir begleiten den Geschichtschreiber nach England, wo der Geist der Communen in der Maasse kleiner und hämischer war, in welcher sie nach ihren Kenntnissen und Unternehmungen hinter den Flamingen zurückstanden. Auf der andern Seite werden die Teutschen von den Königen, wegen Zolles und anderer Vortheile, von den Landeigenthümern wegen des erleichterten bessern Vertriebs der Producte begünstiget. Edwards I Urkunde von 1303 wird ein Fundamentalvertrag der Teutschen mit dem brittischen Reich. Nicht ihrem Zweck nach; aber sie hatten im Handel so viele Ueberlegenheit, dass sie sie zu ihrem Vortheil benutzen mochten. Mit Frankreich, mit Spanien geschah nicht viel; diese Reisen waren entbehrlich; den Welthandel zu umfassen, *den* Gedanken durften sie sich nicht erlauben. Endlich wird im allgemeinen bemerkt, wie sie mehr *umlegten*, als mit eigenem Fleiss *vervollkommneten*. Schon der Zunftgeist erklärt dieses; was hat er über den Hausbedarf hinaus je verfeinert! Nicht Speditionshandel, Eigenhandel, mit eigenem Capital, führten sie; und die dadurch in Thätigkeit erhaltene und unglaublich vermehrte Schifffahrt war zugleich Ursache und Wirkung.

Wie theils Urkunden genauere Aufschlüsse geben, theils der Fortgang selbst Ausbildung einer Bundesverfassung veranlasset, und eine solche, zwar ohne Einheit und an sich kraftlos, aber durch die glückliche Kühnheit einzelner Glieder über die noch viel unvollkommneren Zeitgenossen zu einer grossen Höhe von Macht erhoben, endlich doch glorreich bestand, wird in den folgenden Büchern ausgeführt; unter welchen das fünfte (II, 150) von der Verfassung handelt. Da zeigt Hr. *Sartorius* bündig, wie durchaus die Einheit fehlte, welche, eine selbstständige Republik zu errichten, so nöthig war. In der That, nur ein macedonischer, ein spanischer Philipp vermochten die Achäer und Holländer zu einer Vereinigung, welche auch die Schweiz nie *so* hatte; die Eidgenossen waren von dem Gedanken derselben so weit als die Hanseaten: aber wie ein See der Ursprung, so waren die Gebirge und die Lage der benachbarten Mächte der Grund der Perpetuirung ihres nicht viel zusammenhängendern Systems. Die Menschen werden, wozu das Land sie macht. Von den Hansetagen wird mit gebührender Umständlichkeit gehandelt. Es war alles höchst unregelmässig, aber hier

ward

ward Lübek noch mehr als was dort Bern oder Zürich, diese hinderten nie den kleinsten Canton, seine Stimme zu geben; bey den Hanseaten wurde nach den geringern Mitgliedern nicht viel gefragt; sie *mufsten* gehorchen. Billig; da ihnen das Ansehen jener auswärts Vortheile gab, welche zu erringen sie aufser Stand gewesen wären. Es ist in Conföderationen wie in Senaten; wo kein leitender Mann die übrigen führt, läfst sich nichts machen. Es giebt Verfassungen, die durch die Misbräuche bestehen. Der hanseatische Bund fiel durch Zufälle, welche er nicht hätte hindern können: die Macht Burgunds, die Trennung Preufsens, das Erwachen Englands. Vor diesem wurde der Mangel genauer Gesetze durch den Geist, besonders der mächtigeren Seestädte, durch ein gewisses Kraftgefühl und *bisweilen* gemeinschaftliches Interesse ersetzt. Uns ziemt nicht, über Unvollkommenheiten zu schreyen, wobey sie so viel geleistet, indefs (S. 150) „wir in Theorieen leben, „zweckmäfsiges Handeln aber in öffentlichen Angelegenheiten erstorben scheint." Wer wollte die Wehmuth nicht empfinden, mit welcher der edle Vf. dieses Buch endiget — über das „durch die Schlauheit „westlicher Nachbaren in seinem Innern zerrissene „Volk, seine endlose Verwirrung, seine schmachvolle „Vernichtung!"

Das Verhältnifs der Hanseaten zum Reich war, wie vom Anfang so in der zweyten Periode, nicht gesetzlich. Die fast auf Titulatur herabgesunkene höchste Macht liefs geschehen, dafs jeder für seine Interessen selbst sorgte; ohne Autorisation geschah das Beste und Gröfste, durch die Kraft des Verstandes einzelner Corporationen und Fürsten: Glück genug, wenn das Reichsoberhaupt vermeiden konnte, sich zu compromittiren. Eine Zeitlang mögen die Städte den Meister des reichen und mächtigen teutschen Ordens im Auslande bisweilen wie einen würdigen Repräsentanten ihres Gemeinwesens gebraucht haben. Enger wurde dieser Bund nie; als die Städte, welche es veranlasset hatten, polnisch wurden, verschwand auch der Schatten des Protectorates. Wie sollte der Bund mehr gestattet haben, da seine Absicht möglichste Unabhängigkeit von aller Fürstenmacht war! Ihr Hauptbetrieb, der Handel, und der demokratische Geist, welcher gegen das Ende der mittleren Zeiten kaum im Innern die angestammte Oberhand grofser Geschlechter zu erkennen geneigt war, machte die Städte immer freyer, als sie es urkundlich hätten seyn sollen. Denn *hochgefreyt*, nicht *unmittelbar* waren die meisten; aber Geld und Waffen, was mehr ist, bessere Ordnung und einen planmäfsigern Gang hatten sie. Dieses alles wird im sechsten Buche (II, 151—235) gründlich gezeigt, und mit welcher Mühe, nach wie grofsen Unruhen die aristokratische Parthey endlich die demokratische in jene Schranken zurückgebracht, welche für die innere Ruhe, nicht aber eben so vortheilhaft für den Schwung des Geistes war, der sie noch höher bringen konnte. Die Reichsstädte haben überhaupt seitdem gesetzliche Formen bekommen; hin war aber der Geist, wodurch sie, ehe ihr eigentliches Daseyn ausgeründet war, Schrecken um sich verbreiteten, und wichtige Mittelpunkte, jede eines Landbezirks, geworden waren.

(*Der Beschlufs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Hof*, b. Grau: *Neues theoretisch-praktisches Zeichenbuch*, zum Selbstunterricht für alle Stände. 1804. *Zweyter Supplementheft*. Mit VI Kupfertafeln und 56 S. Text gr. 4. Recensent, den die frühern, in der alten A. L. Z. zur gehörigen Zeit angezeigten Hefte dieses Werks nicht immer befriediget hatten, kann über dieses Heft ein günstigeres Urtheil, als vormals über die früheren, fällen: denn mit Vergnügen bemerkt er, dafs dasselbe sich vor allen übrigen vortheilhaft auszeichnet. — Die zwey ersten Kupfer (No. 7 u. 8) mit Gruppen verschiedener Fruchtarten, sind eben so niedlich gezeichnet, als sauber mit frischen Farben illuminirt. Zwey folgende Blätter (No. 9 u. 10) in Tuschmanier, kräftig und angenehm übereinstimmend gearbeitet, stellen Abraham und Isaak auf Morija, und die Auferweckung des Lazarus dar. Dieses letzte Stück ist besser gedacht und geordnet, auch in besserem Geschmack gezeichnet, als das erste. Die beiden nachfolgenden Platten (No. 11 u. 12) enthalten in Röthelmanier, ein paar menschliche Schädel, das Skelet einer Hand und noch andere dergleichen Dinge; die Schädel besonders haben wohl nicht die für Muster zum Nachzeichnen erfoderliche Richtigkeit im Umrifs. Im Text findet sich S. 3 - 20 eine Anleitung zu Verfertigung der Farbentusche, welche gute Recepte zu enthalten scheint. Von S. 20 — 32 wird von dem Nutzen gehandelt, der für Anfänger daraus entspringt, wenn sie Früchte nach der Natur zeichnen, und Anweisung gegeben, wie beym Nachzeichnen und Illuminiren der beiden Kupfertafeln mit Fruchtgruppen zu verfahren sey. Wir sind mit dem Vf. der Meinung, dafs es oft nützlicher seyn dürfte, angehenden Zeichenschülern, zur Uebung, natürliche Früchte und Blumen vorzulegen, als mittelmäfsige Landschaften und Figuren. Hierauf folgen (S. 32 — 46) kritische Betrachtungen, weder durchaus schlecht noch durchaus gut, über die beiden in Tuschmanier gearbeiteten Blätter, mit historischen Darstellungen, nebst Anweisung für diejenigen, welche diese Blätter nachzuzeichnen versuchen wollen. Der noch übrige Theil des Textes erklärt die zwey osteologischen Kupfertafeln.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JANUAR, 1804.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Geschichte des Hanseatischen Bundes*, von *Georg Sartorius*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. geht im siebenten Buch auf die auswärtigen Verhältnisse, und natürlich zuerst wieder auf der Hanseaten oben bemerkte eigentliche Machtquelle, die Handelsherrschaft im Nordost Europens über (II, 239—316). Vorübergehend war die Gefahr unter der Königin Margaretha, die durch weise Milde den Empörungsgeist, vor dem ihre Väter gezittert, bannte, und wie die meisten Beherrscherinnen der nordischen Männer, vom Glück begleitet wurde. Eben das Glück, welches auf ihrem Haupte drey Kronen vereinigte, legte, da der Zauber mit ihr verschwunden, zu der unauslöschlichen Eifersucht, zu den immer wiederkehrenden Kriegen den Grund, wodurch seit Erichs des Pomeraners schwacher Regierung die scandinavischen Reiche ausser Stand gesetzt wurden, gegen den hanseatischen Bund mit Vortheil zu fechten. Dieser war wechselsweise entscheidender Theilnehmer oder Vermittler; nie ohne *sein* System fester zu gründen, oder ohne es weiter durchzusetzen. In diesen Zeiten hatte er, nach Erichs Krieg (der zwischen 1426 und 1435 von beiden Theilen auf das ungeschickteste geführt worden), weniger die Landeseinwohner, als die aufkeimende Concurrenz der Niederländer und Engländer, zu fürchten. Grösstentheils, es ist wahr, behaupteten sie noch die errungenen Vortheile: aber die niederländischen Brüder hörten auf, einen Bund beyzuhalten, dessen Gewinn einseitig schien; und es offenbarte sich, dass, von ihres gleichen, von einer neuen Handelswelt, mit gleich grossem Capital und politischem Uebergewicht angegriffen, die schlaffe Conföderation nicht mit jener Leichtigkeit, die Präpotenz behaupten werde, wie sie gegen die Feudalanarchie sie zu errichten gewusst. Wenn man die stets grösseren Geschäfte der Belgen und Britten im Nordost, schon in dieser Periode, betrachtet: so sieht man die Zeit nahe, wo der Bund von Maximen, die sich nicht mehr behaupten liessen, zu einer liberalen Verbindung mit den unüberwindlichen Concurrenten übergehen sollte. Aber wann wissen die, welche beym Alten sich gutbefinden, den Augenblick zu erkennen, da die Zeit eine Modification fodert! Der Utrechter Vertrag zwischen den Britten und Hansen (1474) konnte so etwas einleiten; aber die Macht blieb die Auslegerin; sie war noch auf teutscher Seite, und man wollte lieber, so lang als möglich, alles allein geniessen, als zu gemässigtem Genuss auf längere Zeit einen sicheren Grund legen.

Das achte Buch (II, 317—390) enthält die höchst merkwürdige Geschichte des Bergenschen Comtoirs. Wie nach den, dem Könige Magnus abgedrungenen Freyheiten die Hansen, sowohl die Bürger der Stadt, als die Holländer und Engländer, verdrängt, und selbst ein Theil der Stadt ausschliesslich in Besitz genommen, wird hier gezeigt, (und erinnert an die nur weniger dauerhaft und ausschliesslich zur Ausführung gebrachten Pläne der Venetianer und Genueser zu Galata und Pera bey Constantinopel). Es erscheint hierauf das äusserst sonderbare Schauspiel einer engverbundenen Gesellschaft von dreytausend ehelosen Männern, die, nicht ohne Hintansetzung ehrbarer Zucht, halb oder ganz berauscht, die härtesten und fast unmenschliche Proben des Ausharrens an ihrem Körper muthvoll ausgehalten; von dem an für die Gesellschaft alles zu thun, alles zu leiden geübt und bereit, ganz in ihr und für sie, (wie dieses in Verbindungen, deren Zweck ohne Gefahr sich nicht durchsetzen lässt, und wo Innigkeit und Verschwiegenheit unentbehrlich sind, immer hat seyn müssen). Es herrschte aus dem gleichen Grund eine grosse Subordination; fest, oft willkürlich, war, oder schien, das Ansehen der Vorsteher. Mit einem Wort, wer das Comtoir von Bergen mit einem Kloster von alter Art, wer es mit einer Abtheilung eines recht wohl disciplinirten Heers vergleicht, wird nur den Unterschied finden, welchen die Verschiedenheit des Zwecks erwarten lässt, aber denselben ernsten Sinn, die Kraft welche die Alten hatten, das damit verknüpfte Glück.

Neuntes Buch (II, 391—474). In dem Sitz der Könige, im eigentlichen Dänemark, wurden die Hansen durch ihre Oberhand an Geld, Schiffen und Kenntnissen, mächtig, doch gemässiget, weil näher dem Mittelpunkte landesfürstlicher Macht. Das beschränkend scheinende Statut Christians des Ersten, 1475, war bedeutender ausgesprochen, als es nach den Umständen vollzogen werden konnte; ein dem Gefühl, dem Bedürfniss ausgepresster Laut, welcher zu verhallen schien, doch der Tendenz späterer Zeiten ein Ziel vorsteckte. Nach diesem wird beschrieben, mit welchem Geschick die Hanseaten den schonischen Häringsfang trieben, und wie ihnen immer noch glückte, die Concurrenz zu verdrängen. Die naturhistorisch-merkwürdige Geschichte der Züge des

„diese königliche Burg zurückzukehren, und in ihren alten Naturen vor mir aufzutreten. Bald hörte „ich Karln IX fluchen, und erblickte die wollüstigen „Hoffräulein seiner Mutter in leichtfertigem Reitze „an den hohen Fenstern. Ich sahe den ehrwürdigen „Michel de l'Hôpital, dem das Herz für sein Vaterland blutete, durch diesen reiten, verspottet von „jenem Gesindel, und gesegnet von jedem, dem Tugend und Weisheit noch etwas galten. Die stolzen „Guisen zogen prächtig vor meinen Augen vorüber, „und vor ihnen trübte sich der neidische Blick des „weichlichen Königs und seiner Günstlinge. Ich verweilte gern bey mancherley Bildern von Heinrich „IV; am liebsten sah ich ihn, mit dem edeln Sully „an der Hand, menschlich und königlich einhergehen, und etwa sein freudiges Auge auf eine nahe „Schönheit werfen. Blass, hager, und mit einem „in die geheimsten Tiefen des Herzens dringenden „Blicke erscheint der Cardinal Richelieu; die Garden „eilen in's Gewehr, erschrockener als wäre es der „König; die Officiere grüssen ehrerbietig; er aber „würdigt keinen seines Anblicks, und schreitet langsam und leicht die Treppen hinauf, hinter ihm Prinzen und Generale. Wo sind nun diese Herrlichkeiten der Erde? Schon lange sind sie von ihrem schimmernden Schauplatze abgetreten, und leben nur „noch in dem segnenden oder fluchenden Andenken „der Nachwelt." Aus den Fache *der schönen Künste:* Th. II. S. 59. „Wäre es mir möglich gewesen, in „das Heiligthum der Antiken zu treten, zwar mit gerechter Verehrung für alte Kunst, aber ohne mich „der Entzückungen *Winkelmann's* zu erinnern, wodurch die reine ursprüngliche Empfindung nur gestört ward, welche gern einen demüthigen Anfang „nimmt, um nach und nach *auf eigenen Flügeln* an „der grossen Erscheinung sich empor zu schwingen, „wie hätte mich der Anblick des schlangenumwundenen Vaters (*Laokoon*) beschäftigt; wie hätte mich „jener junge Held (*Apollo*) angezogen, der als König des Tages stolz in sein Lichtreich hervortritt, „und seine Strahlen wie Pfeile in die Weite der Schöpfung sendet, während die Kniee lobpreisender Völker sich vor ihm beugen!" Aus dem Fache der *Menschenkunde:* Th. II. S. 17. „Welche ganz andere Manieren des Betragens, der Haltung des Körpers, „des Gehens, Stillstehens, Sprechens und Lachens „zu Paris, als auf den öffentlichen Spaziergängen in „meinem lieben, ehrbaren, fast sagte ich, wenn es „nicht einem Tadel gliche, *steifen* Vaterlande! Wie „geht hier alles so frey und ungezwungen einher, „ohne sich die Miene eines Amtes oder Standes zu „geben! Man sieht keine hohen Staatspersonen mit „studirter langsamer Bewegung, und dem Firnisse vaterländischer Sorgen auf dem Gesichte, oder mit „Verbeugung heischendem Blicke; keine Gelehrten, „die mit niedergeschlagenem Auge zu denken scheinen wollen, oder in süsser Eitelkeit den Beyfall für „ihre Schriften auf den Mienen der Vorübergehenden aufsuchen. Auch die jungen Leute, die in neumodischer, seltsamer Tracht einherziehen, haben „nichts von dem *Comtorschnitte*, oder der gezwungenen Unbefangenheit und übelangebrachten Lustigkeit der Unserigen, die mit fremden Federn geschmückt aus der Fremde heimgeflogen kommen." Endlich nur noch etwas aus dem Fache der *Reflexionen über öffentliche Gegenstände:* Th. II. S. 69. „In der „Kirche *St. Eustache* ward das Pfingstfest (1801) nicht „so gefeyert, wie es der Bau der Kirche erfoderte, „und ehemals mochte gewesen seyn. Denn jetzt „schien weder der majestätische Gott der römischen „Kirche als König aller Könige, noch der Herr des „Himmels und der Erden als Vater der Menschen „hier verehrt zu werden, sondern irgend eine untergeordnete *obscure* Gottheit, die sich in verlassene, „halbzerstörte Tempel zurückgezogen, und ihre Herrschaft auf armseliges Gesindel und zerknirschte Herzen alter Sünderinnen beschränkt hat. — Die *Theophilanthropen* wollten dem sinnlichen Ceremoniendienste ihren Naturalismus substituiren, und die „Lehre der Tugend, als wenn diese eine Gottheit ausser uns wäre, zu einem öffentlichen Cultus erheben; sie brachten es aber nicht weit, weil die Sache für den grossen Haufen zu *abstract* und für die „gebildete Classe zu *langweilig* war." Rec. bricht hier ab, ohne ein Wort hinzuzusetzen: denn ein solcher Schriftsteller empfiehlt sich selbst; man darf ihn nur in das grosse Publicum einführen.

Bn.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Frankfurt am M.*, b. Eichenberg: *Friedenstractat zwischen Sr. Maj. dem Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, dem teutschen Reich und der französischen Republik.* Unterzeichnet zu Lüneville am 9 Februar 1801. (20 Pluv. J. 9 d. franz. Rep.) Nebst den dazu gehörigen Artikeln 12, 13, 15, 16, 17 und 23 des Tractats von Campo Formio: Convention zwischen Sr. Maj. dem Kaiser, König v. Ungarn und Böhmen und der französischen Republik. Nebst der Beytrittsacte Sr. Maj. des Kaisers von Russland und der Annahme dieses Beytritts. Unterzeichnet zu Paris am 26 Dec. 1802. (5 Niv. J. 11 d. franz. Republ.) Französisch und Teutsch. 1803. 248. 4. (4 gr.) Ein blosser — aber richtiger — Abdruck der im Titel genannten Staatsurkunden, mit einer steifen, oft nicht ganz richtigen Uebersetzung.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 JANUAR, 1804.

LITERATURGESCHICHTE.

Übingen, b. Cotta: *Leben des Benvenuto Cellini, florentinischen Goldschmieds und Bildhauers, von ihm selbst geschrieben.* Uebersetzt und mit einem Anhange herausgegeben von *Goethe.* Zwey Theile. 1803. Erster Theil. 316 S. Zweyter Theil. 334 S. 8.

Wäre Cellini's, sonst nur in der Kunstgeschichte bekannter Name auch jetzt noch so fremd unter uns, als er es war, ehe das Publicum ihn aus den Jahrgängen 1796 und 1797 der *Horen* kennen lernte, wo diese Uebersetzung zuerst stückweise erschien: so würde doch der Name eines Dichters, den man sonst nur als den Schöpfer origineller Meisterwerke zu nennen gewohnt ist, und den wir hier als den Uebersetzer der Autobiographie eines florentinischen Goldschmiedes erblicken, schon im Voraus ein in seiner Art ausserordentliches Werk, und zugleich eine vortrefliche Uebersetzung desselben erwarten lassen. Den Werth beider hat das Publicum bereits bey jener ersten Erscheinung dieser Uebersetzung, welche hier als ein vollständiges Ganzes erscheint, empfunden und mit allgemeinem Beyfall anerkannt. Ein Leben, wie das vorliegende, muſste für den Gemüthsforscher, dem jede ausgezeichnete Individualität ein Gegenstand des Studiums ist, wie für den Geschichtsforscher, der aus manchen hier erzählten Begebenheiten die Zeitgeschichte des Künstlers besser kennen lernt, für den Kenner, der in Natur und Kunst das Vortreffliche zu schätzen weiſs, wie für den Liebhaber, der bloss zur Beschäftigung der Neugier liest, gleiches Interesse haben. *Cellini* war nicht nur einer der originellsten Menschen, sondern auch einer der trefflichsten Künstler in seinem Fache, zu einer Zeit, wo die bildende Kunst ihren Gipfel erreicht hatte, und wo, in jeder Art derselben, die gröſsten Meister lebten. Sein vielgewandtes Talent, wovon er, in seinem Leben, wie in seiner Kunst, so häufige Proben ablegte, verleugnet sich auch in der Beschreibung seiner Geschichte nicht. Mit eben der plastischen Gediegenheit und Kraft, womit er die Kunstgebilde seiner Phantasie in Erz und edlen Metallen auszuprägen wuſste, stellt er hier in einem Material, das er weniger als jene zu bearbeiten geübt war, in Sprache und Schrift, sich selbst und seinen, mit sonderbaren Abenteuern und immer selbstgeschaffenen Schicksalen durchflochtenen, Lebenslauf dar, und zeichnet zugleich die Menschen, mit denen er in Verhältnisse kam, immer wie ein ächter Künstler, mit den treffendsten Zügen. Kein Wunder, dass die genialische Natur dieses originellen Kraftmenschen, der uns, in Kunst und Sitte, gleichsam den Geist des Zeitalters, das ihn hervorgebracht und gebildet hatte, repräsentirt, den feinsten Beobachter und Darsteller der vielgestaltigen Menschennatur, den Schöpfer eines *Götz*, eines *Torquato Tasso* und *Wilhelm Meister*, anmuthete, durch Uebertragung in unsere Sprache diess interessante Leben mit dem Künstler noch einmal durchzuleben, und uns, nachdem wir so viele phantastische Karikaturen aus dem Mittelalter haben erdulden müssen, einmal einen wahren, wirklichen Menschen aus dem Zeitalter der Kraft zu zeigen. Nur aus der Unbekanntschaft unserer, nach den neuesten Modeproducten des Auslandes so gierig haschenden, Uebersetzer mit der italienischen Literatur, ist es erklärlich, dass ein so interessantes Werk, das sich den Bekenntnissen *Rousseau's* dreist an die Seite stellen darf, so lange unübersetzt bleiben konnte. Indessen haben wir durch diese Versäumniss nur gewonnen. Wäre Cellini's Leben einem Uebersetzer gewöhnlichen Schlages in die Hände gerathen: so hätten wir etwa eine Uebersetzung erhalten, wie jene, welche der, aus seiner Reise durch Teutschland auch unter uns bekannte, *Thomas Nugent*, schon vor dreyſsig Jahren, seinen Landsleuten von diesem Werke gab, lesbar und durch ihren Inhalt interessant, aber ohne Cellini's Geist. *Goethe's* Uebersetzung kann uns für ein Original gelten; denn eben das, was die eigenen Werke dieses Dichters vor allen auszeichnet, die seltene Gabe, sich immer so in seinen Gegenstand zu verwandeln, dass seine eigene Individualität aus der Darstellung verschwindet, und jene des Objects in seiner eigenthümlichen Gestalt und Farbe um so reiner hervortritt, ist auch ein schätzbarer Vorzug dieser Uebersetzung. Wer der italienischen Sprache hinreichend kundig ist, wird nicht nur das Eigenthümliche der Schreibart Cellini's, seine völlig kunstlose, gerade, nicht selten derbe, zugleich aber auch zierliche, oft anmuthige Diction in der Goetheschen Uebersetzung wiederfinden, sondern auch bey einer näheren Vergleichung bemerken, dass diese letztere, neben aller Treue in Rücksicht auf Inhalt und Ausdruck, eine gewisse Reinheit und Veredelung zeigt, die der Diction des Originals zur Schönheit noch mangelt. Cellini, der, während seines vielthätigen Kunst- und Weltlebens, wohl wenig Zeit und Veranlassung gehabt hatte, sich um Schönheit der

der Schreibart zu bekümmern, schrieb bey herannahendem Alter sein Leben in der urbanen Mundart des gebildetern Florentiners, die aber, so sehr sie sich auch vor andern Mundarten, der reinen Schriftsprache nähert, doch durch gewisse Idiotismen noch merklich von derselben verschieden ist. Zu diesen gehört unter andern, dass der Vf. häufig *mia* statt *miei* sagt; z. B. *ritornando a' fatti mia* (st. *a' fatti miei*); oder dass er das Zeitwort in der einfachen, und das mit demselben verbundene Nennwort in der mehrfachen Zahl setzt; z. B. *non gli manca* (st. *mancano*) *modi nuovi; m'occorse* (st. *m'occorsero*) *due casi*, u. a. m. wodurch, so wie durch manche gemeine Ausdrücke und Redensarten, die in der freyeren Sprache und Sitte Italiens leichter hingehen, als in der züchtigeren teutschen, der Stil Cellini's, bey seiner sonst cruscanten Wortreinheit, nicht selten an die Sprechart der niedern Volksclasse erinnert. Die Eigenthümlichkeiten der Mundart konnten natürlicher Weise nicht in's Teutsche übertragen werden. Das Heitere, Naiv-anmuthige hingegen, welches die kräftige Darstellung Cellini's ziert, verdankt er der hohen Ausbildung seiner Mundart, aus der die Schriftsprache Italiens sich bildete, weshalb auch viele sie mit dieser verwechseln. Diese antike Einfalt und kunstlose Zierlichkeit, veredelt durch die reine Schriftsprache der Uebersetzung, giebt der letzten jenen eigenthümlichen Reiz, durch den das Gemeine wie das Hohe, das Derbe wie das Zarte, mit gleicher Anmuth erscheint, und der sich besser empfinden als beschreiben läfst. Soviel über diese Uebersetzung im Allgemeinen. Im Einzelnen hat Rec. in allen Stellen, wo er sie mit dem Originale verglichen hat, die Treue, welche der richtige Ausdruck des Inhalts fodert, mit der Freyheit, welche die Uebertragung in einer andern Sprache nothwendig macht, so vereint gefunden, wie es von dem richtigen Tact eines so sprach- und sachkundigen Meisters nur zu erwarten war. Eben so zweckmäsig sind manche kleine Weglassungen an Stellen, wo Cellini sich aus Nachläfsigkeit wiederholt, und dieselbe Sache zweymal beschrieben hat, wie unter andern in der Beschreibung des Salzfasses im zweyten Theile S. 85 der Uebersetzung.

Rec. hat auch die englische Uebersetzung *Nugent's* an mehreren Stellen mit dem Originale verglichen, aber ausser dem schon oben bemerkten Mangel der Eigenthümlichkeit desselben, manche Nachläfsigkeiten und Fehler darin gefunden, welche zeigen, dass jener Uebersetzer weder Sach- noch Sprachkunde genug besessen hat, um den Inhalt samt dem Geiste des Originals treu zu übertragen. Ein Beyspiel, welches von beiden zugleich eine Probe giebt, findet sich gleich zu Anfange, wo Cellini nach Weise der Italiener seine Geschlechtsfolge angiebt, und wo die Stelle: *Jo adunque son chiamato Benvenuto Cellini, figliuolo di Maestro Giovanni d'Andrea di Cristofano Cellini*, im Englischen durch: *my name then is Benvenuto Cellini, and I am son to Signor John Andrew, son of Cristofano Cellini* gegeben ist; er schmelzt also den Vater und Grofsvater C—s in eine Person zusammen, obgleich wenige Seiten nachher beide, John und Andrew, wieder gesondert, als Vater und Grofsvater desselben, zum Vorschein kommen. Statt des im Originale ununterbrochen fortlaufenden Textes hat der teutsche Uebersetzer die von dem englischen gemachte Eintheilung desselben in Bücher und Kapitel, zu mehrerer Bequemlichkeit im Lesen und Nachschlagen, gleichfalls angenommen.

Den äusserst lehrreichen und interessanten Anhang, worin der, weniger mit der italienischen Zeit- und Kunstgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts bekannte Leser, die Umstände dargelegt findet, welche auf die Ausbildung Cellini's, als Künstlers und Menschen zusammenwirkten, und gleichsam den Fond bilden, auf dem diese interessante Individualität sich darstellt und handelt, wird auch der sachkundige Kenner mit Vergnügen lesen, und sich der lichtvollen Darstellung jener Umstände freuen, welche von der vertrauten Bekanntschaft des Vfs. mit seinem Gegenstande zeugt. Der Vf. giebt zuerst ein Verzeichnifs der merkwürdigsten Künstler, welche zu Cellini's Zeiten lebten, und deren mehrere ein hohes Alter erreichten, durch welches glückliche Zusammentreffen und Dauern jene Zeit so viele herrliche Kunsterscheinungen hervorbringen konnte. Mit schnellem Ueberblick charakterisirt er dann auch die älteren Künstler, welche vornehmlich jene glänzende Epoche vorbereiteten, von Cimabur bis auf die grossen Meister des sechszehnten Jahrhunderts. Diesem folgt eine ausführlichere Nachricht von den beiden, in der Kunstgeschichte so berühmten Cartons des Leonardo da Vinci und Michelangelo, welche während ihrer Ausstellung so grosses Aufsehen durch ganz Italien erregten, dass sie eine Schule des Studiums und der Bildung für die gröfsten, damals aufstrebenden Künstler wurden, und deren Einfluss auf seine Kunstbildung auch Cellini mit so vielem Antheile erwähnt. Die meisterhafte Beschreibung der Cartons leidet keinen Auszug, und Rec. erwähnt hier nur der scharfsinnigen Muthmasung des Vfs. über den Inhalt derselben, dass nämlich diese Cartone nicht, wie Cellini vermuthet, Ereignisse aus dem Kriege der Florentiner gegen die Pisaner darstellten, sondern aus der Geschichte des Krieges, den der Herzog Philipp von Mayland um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts durch seinen Feldherrn Niccolo Piccinini gegen die Florentiner führen liefs. Der Vf. gründet seine Muthmasung theils darauf, dass *Vasari* nur den Inhalt des von Michelangelo verfertigten Cartons auf den pisanischen Krieg deutet, jenen des Leonardo da Vinci hingegen als eine kämpfende Gruppe zu Pferde aus der Schlacht der Florentiner und Mayländer beschreibt, theils auf *Macchiavelli's* Nachricht von dieser Schlacht, welche mit einem Ueberfalle von Seiten Piccinini's begann, während die florentinischen Truppen sich aus dem Lager entfernt und immer zerstreut hatten, um sich der gro-

grofsen Sommerhitze zu erwehren. Diefer Umftand, meint der Vf., habe den Michelangelo leicht auf die in feinem Carton dargeftellte Idee des Badens, „als des höchften Symbols einer völligen Auflöfung kriegerifcher Thätigkeit und Aufmerkfamkeit," führen können. Diefe und noch einige andere, vom Vf. angeführte, Gründe geben der Muthmafsung deffelben allerdings eine grofse Wahrfcheinlichkeit. Das grofse technifche Talent Cellini's, wodurch er es auch den beften in feiner Kunft zuvorthat, giebt dem Vf. Veranlaffung, aus zwey, von jenem hinterlaffenen, Abhandlungen über die Goldfchmiedskunft und Sculptur, in deren erfter vom Faffen der Edelfteine, vom Nielliren, Filigran, Email, Siegelgiefsen, Stempelfchneiden und Medaillenprägen, und von getriebener Arbeit, und in der zweyten vom Giefsen in Erz und vom Arbeiten in Marmor gehandelt wird, einen gedrängten Auszug zu geben, der den Kunftfreunden um fo werther feyn mufs, da diefe Schriften Cellini's in Italien felbit jetzt ziemlich felten zu finden find. Darauf geht der Vf. zu einer kurzen Schilderung der florentinifchen Zuftände jener Zeit über, welche den Charakter Cellini's als Menfch für's Leben bildeten, von welcher Seite er felbft fodann in dem folgenden Abfchnitte aufs treffendfte gefchildert wird. Auch ohne es zu wiffen, würde man in diefem Charaktergemälde die fichere Hand des Meifters erkennen. Die folgenden Abfchnitte enthalten vollftändige Nachrichten von den hinterlaffenen Goldfchmiedsarbeiten, plaftifchen Werken, Zeichnungen, Schriften, poetifchen Verfuchen und ungedruckten Papieren Cellini's, und den Befchlufs machen zwey kleine Auffätze deffelben, über die Grundfätze nach welchen man das Zeichnen erlernen foll, und über den Rangftreit der Sculptur und Mahlerey, deren erfter Fragment geblieben ift, und welche fich am Ende jener beiden gröfseren Abhandlungen Cellini's befinden.

Cellini's Lebensbefchreibung exiftirte bis gegen die Mitte des verfloffenen Jahrhunderts blofs in Handfchriften. Der italienifche He ausgeber derfelben, deffen Vorrede fich auch an der Spitze der teutfchen Ueberfetzung befindet, war ein gewiffer *Cocchi*, ein berühmter florentinifcher Arzt und Schriftfteller, deffen Schriften von den Italienern, vornehmlich wegen der Reinheit feiner Schreibart, gefchätzt werden. Das Werk felbft wurde im Jahre 1730 zu Neapel, unter dem erdichteten Druckort *Colonia*, in 4 gedruckt, und vor wenigen Jahren hat man eben dafelbft einen neuen Abdruck deffelben beforgt. Wegen mancher, in diefem Leben enthaltener, freyer Aeufserungen über die Päpfte und römifchen Grofsen jener Zeit, welche wahrfcheinlich auch den Druck deffelben fo lange verzögert haben, gehört es im römifchen Staate auch noch jetzt unter die Claffe von Büchern, deren Dafeyn man zwar duldet, zu deren Druck aber doch die Cenfur nicht geradezu ihre Einwilligung geben würde.

Rs.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, im Küffner. Kunftverlage: *Sammlung der Ruinen und Ritterburgen* (des) *Frankenlandes*, mit chrono - genealogifchen Anmerkungen. *Heft I.* 1803. Querfol. in blafsrothem Umfchlage. 6 Blätter Kupferftiche, 3 Bl. Text mit latein. Buchftaben. (8 Gulden.)

Endlich darf man hier ein Werk zu erhalten hoffen, das der Naturfchönheiten, woran Franken fo reich ift, nicht ganz unwürdig zu werden fcheint. Bisher ift noch ziemlich alles, wenigftens in der Rückficht, verunglückt. Die Verfuche von *Helfrecht* (*Ruinen, Alterthümer, und noch ftehende Schlöffer auf und an dem Fichtelberge*, Hof 1795. — *Orograph. - mineralogifche Befchreibung der Landeshauptmannfchaft Hof* u. f. w. mit Kupf. Hof 1797. — *Das Fichtelgebirge* u. f. w. Hof 1799. 2 Bände (mit vielen Kupf.) von andern Seiten recht fchätzbar, find gleichwohl in Anfehung der Kupfer unter aller Kritik. Die kleinen Bilderchen bey den Declamationen des Lieut. *v. Reiche* über Baireuth, und *die Phantafie* (Baireuth 1795 u. 1796 in 4.) und dem übermäfsig gelehrten und trockenen hiftorifchen Verfuche *Henze's über Berneck*, (Baireuth 1790, 4) find — Bilderchen. *Köppel's Eremitage zu Sanspareil*, (Erlangen 1793), und *Befchreibung der Rofenmüllershöhle bey Muggendorf*, (Erlangen 1795), zumal was die ausgemahlten Kupfer betrifft, find wahre Nürnberger Arbeit. Und felbft feine „*Befchreibung einer hiftorifch und ftatiftifchen Reife durch die fränkifchen Fürftenthümer Baireuth und Ansbach*, (Erlangen 1795 u. 1796 2 B. 8), wobey es recht eigentlich auf eine mahlerifche Reife abgefehen war, und wozu er fogar Unterftützung erhielt, ift dennoch in Schreibart und Kupfern verunglückt und kleinlich. Kaum kann man es in Beziehung auf hiftorifche und ftatiftifche Nachrichten bedauern, dafs fie wegen des Todes des Vfs. unvollendet blieb, in Rückficht auf Darftellung und Kunft gar nicht. In einem kleinen gar unlesbaren Büchelchen: *Arkadien, oder Gemählde nach der Natur*, (Baireuth 1796, 12), find ein paar Anfichten von der Phantafie und Sanspareil in ihrer Art nicht fchlecht. Einige Zeichnungen baireuthifcher Gegenden von dem verftorbenen Juftizrath *Zehelein* hingen vor ein paar Jahren im Buchladen zu Baireuth, und follten geftochen werden: man hat aber mit Trägheit den rechten Zeitpunkt dafür verfäumt, und, fo viel fich Rec. der Zeichnungen erinnert, ift auch diefs kein Verluft.

Hier erhält man endlich einmal fränkifche Anfichten, die man doch wirklich anfehen kann, nicht blofs ohne Widerwillen, fondern mit Vergnügen fogar. Da fie nicht allein nach der Natur, fondern auf einen beftimmten Gegenftand (Ruinen, Burgen etc.) eingefchränkt werden follten: fo find fie freylich, wie die Natur felbft, felten idealifch vollkommene

mene Landschaften; aber sie können doch dem dichtenden Landschaftsmahler sehr brauchbaren Stoff liefern, und, so wie sie sind, den Anschauer, und selbst den Kunstfreund auf mannichfaltige Art interessiren. Zu eigentlich schönen, oder grossen Landschaften fehlt ihnen unter andern, was der Natur in Franken, zumal in den Gebirgsgegenden, meistens selbst fehlt: lebendiges Wasser; das wenige, was unter Rabeneck wirklich vorbeyfliesst, ist auf dem Blatte davon kaum sichtbar.

In Ansehung des Zweckes äussert sich der Herausgeber, Kunsthändler und Kupferstecher *A. Wolfg. Küffner*, im Vorberichte: da die Ruinen, diese Erinnerungen an die merkwürdigsten und originalsten Jahrhunderte Teutschlands, durch Natur und Menschen ihrem völligen Untergange immer näher gebracht würden, und daher einst eine Zeit kommen müsse, wo man sich von den Burgen unserer Vorfahren, von ihrer Bauart, ihren Fortificationen u. s. w. ganz und gar keinen Begriff mehr werde machen, wo der Alterthumsforscher keine erschöpfende Auskunft mehr geben können, wo die Imagination statt der Wirklichkeit werde gelten, und ein Jahrhundert der höhern Bildung sich in dieser Rücksicht mit blossen Legenden und Sagen behelfen müssen: so wolle er sie in ihrem noch gegenwärtigen Zustande, wenigstens durch die Kunst für den Geschichtsforscher, den Antiquitätensammler, den Architekten (man kann hinzusetzen: den Dichter, den Gartenkünstler, den Mahler,) zu erhalten suchen.

Weil der Vf. zu jedem Blatte einige (kurze und anspruchlose) historische Nachrichten giebt: so wünscht er, von Kennern in Ansehung der Genealogie und Zerstörungsgeschichte der fränkischen Burgen unterstützt zu werden. Zur Erreichung dieser Absicht würde es gut seyn, wenn er die Gegenstände des nächsten Heftes allemal so früh als möglich bekannt machte. Denn aufs Ungewisse hin, *wenn* eine Burg, oder *ob* sie überhaupt jemals an die Reihe kommen werde, möchte sich wohl schwerlich ein Geschichtforscher entschliessen, vielleicht mühsam zusammenzubringende Nachrichten zu liefern.

Dieses erste Heft enthält 1) die *Altenburg* bey Bamberg, als Landschaft das todteste Blatt. 2) *Bernfels* im Bambergischen. 3) *Leyenfels* im Fürstenthum Bamberg. 4) *Rabeneck* im Fürstenthum Bamberg. Nicht ganz genau nach der Natur, vielleicht auch nicht von der malerischsten Seite. Uebrigen[s] liegt es nicht ½ Stunde unter Weischenfeld gege[n] Baireuth, sondern umgekehrt gegen Muggendor[f] hin; eben so ist die Toffbrücke wenigstens noc[h] einmal so weit davon entfernt, als Waischenfeld. Von diesem *Toff* oder *Toos* machen (beyläufig z[u] sagen) alle Beschreiber, auch dieser, ein viel zu gro[s]ses *Getöse*. Es ist beynahe die einzige Stelle, w[o] er in den prächtigen Ton fällt, welcher viel sage[n] soll, und gemeiniglich nichts sagt. „Wer die schö[n]nen Werke der Natur und die angenehme Einsam[keit] liebt, (sagt er) wird sich von dieser Gegen[d] [wo ein Flüsschen, die Wiesent, einen Bach, di[e] Auffoes, aufnimmt, und einen Wasserfall von *höc[h]stens* 10 Fuss macht!] ungerne trennen. Einen er[n]gen Grund vor sich, einen andern hinter, und e[i]nen dritten neben sich, drey Berge, rund umgebe[n] mit düstern Wäldern [das Gebirg, vom Toff nac[h] Rabeneck zu gerechnet links, ist fast ganz kahl] graue hohe Felsen, über sich den Himmel zu sehe[n] unter sich *schauerlich stark rauschendes* Wasser zu h[ö]ren; das erregt (unverfehlbar!) — *nie gefühlte* Empfin[dungen], beynahe *schauderhafte* Furcht demjenige[n] der hier allein, ungestört sich selbst überlassen, i[n] diesem einsamen Heiligthume der Natur wallet. Rec. hat es erlebt, dass einige scherzende und si[n]gende Heumacher den ganzen *schauerlich stark ra[u]schenden Wasserfall* unhörbar machten. 5) *Wilde[n]fels*, im nürnbergischen Pflegamte Hilpoltstein. (D[ie] dabey erzählten Familienscene, woraus sich von e[i]nem Dichter allerley machen liesse, fehlt nur d[ie] Angabe der Quelle.) 6) *Wüstenstein* im Baireut[hi]schen. Eine öde Ansicht, und doch vielleic[ht] selbst bis auf den Himmel, das interessanteste Bla[tt]. Alle andere lassen dem Auge und der Phanta[sie] Raum zu Abschweifungen; hier im Innern der R[ui]nen ist man gefangen für die Wehmuth über d[ie] Vergänglichkeit. Dieses letzte Blatt ist von *Küffn[er]* gezeichnet und geätzt, die übrigen fünf sind v[on] *Ge. Adam* gezeichnet, das zweyte, vierte u[nd] fünfte von *Ludw. Ebner*, das dritte von *P. [I.] Schwarz* geätzt; der Verfasser des ersten ist nicht a[n]gegeben.

Es ist zu wünschen, dass wir, die wir [oft] die unbedeutendsten Bildchen aus England und I[ta]lien übermässig bezahlen, endlich einmal den g[u]ten Willen zeigen, unsre eigenen Reichthümer f[ür] einen wohlfeilen Preis kennen zu lernen.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JANUAR, 1804.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Heilbronn, b. Weifert: *Morgenländifche Apologen*, oder: *die Lehrweisheit Jesu in Parabeln und Sentenzen*, von *Karl Philipp Conz*. Angehängt find: *Beyträge zu einer morgenländifchen Anthologie*. 1803. XCII u. 262 S. 8.

Der Vf. diefer Apologen hat durch mehrere frühere Schriften gezeigt, dafs er regen Sinn für die lieblichften Blumen des Morgen- und Abendlandes mit fchönen Kenntniffen verbinde, und auch diefe Arbeit enthält manches dem Freunde des Orientes willkommene Gefchenk. Den Anfang macht ein fchätzbarer Auffatz: *über Fabel und Parabel, und die Parabeln Jesu ins befondere*. Was *Leffing*, *Herder*, *Jacobs*, *Storr* u. a. über diefen Gegenftand gefagt haben, findet man hier mit guter Auswahl benutzt, und mit mancher eigenen treffenden Idee des Vfs. durchflochten. Hr. *C.* fucht den Begriff der Fabel hauptfächlich *hiftorifch* zu entwickeln, wiewohl er auch den Gang der Unterfuchung von allgemeinen Begriffen über poetifche Kunft nicht ausfchliefst. Folgende Ideen liegen vorzüglich in der weitläuftigen Unterfuchung des Vfs. Die älteften Fabeln gab das Bedürfnifs des Augenblicks ein. Hierher gehören die drey biblifchen Fabeln in den hiftorifchen Urkunden der alten Hebräer, Richt. 9, 8—15. 2 Kön. 12, 1—4. 2 Kön. 19, 1—10; die Fabel des Menenius Agrippa, die von Stefichorus gegen den Phalaris, die finnreiche Erzählung, welche bey Herodot (I, 141. p. 81. ed. Reiz.) dem Kyrus als Antwort an die Botfchafter der Jonier und Aeolier in den Mund gelegt wird, u. a. m. Diefe und andere Apologen haben den gemeinfchaftlichen Zweck der *Lehre:* fie find nicht fowohl Mittel des freyeren Vergnügens, als der Ueberredung oder Ueberzeugung durch einen vor die Anfchauung des finnlichen Menfchen gebrachten, auf feine Sinnlichkeit berechneten befonderen ähnlichen Fall. Dem hiftorifchen Urfprunge der Fabel nach, war diefelbe mehr Verhüllung eines beftimmten Falles in einen andern beftimmten, der durch die finnliche Darftellung mehr Eindruck erregen, und den Menfchen zur Selbfterkenntnifs führen follte. Durch einen klugen Umweg bahnten fich die Fabuliften den Eingang zu dem Herzen ihres Volkes. Sie gingen mehr täufchend und hinterliftig, als offen und ehrlich zu Werke. Als Beyfpiel führt der Vf. ein paar Fabeln oder Parabeln an, die der Gefchichtsfchreiber *Boncompagno*, aus dem Zeitalter Friedrichs des Rothbarts, in feiner Befchreibung der Belagerung der Stadt Ancona, erwähnt. Den Gebrauch der Thierwelt in den Fabeln fucht Hr. *C.*, aufser den von *Leffing* angegebenen Gründen, vorzüglich auch aus dem Drange der fittlichen und finnlichen Natur des Menfchen, den Naturerfcheinungen moralifche Ideen unterzulegen, zu erklären; und aus dem Gebrauche der Thierfabel, meint er, liefsen fich auch manche alte Augurien deuten. Eine Erzählung des Dionyfius von Halikarnafs wird als Beyfpiel angeführt. Die *Symbolik* trifft mit der *Parabolik* oft zufammen. *Symbolik* ift bildliche Vorftellungsweife durch *natürliche Zeichen; Parabolik* durch *Wortzeichen*. So war die Antwort, die der Vater des Tarquinius feinem Sohne dadurch geben liefs, dafs er die Abgefandten auf ein Mohnfeld hinausführte, und den höchften Mohnftengeln die Köpfe abfchlug, eine fymbolifche Antwort. Die *Symbolik* ift mehr auf augenblickliche Anregung des Willens, die *Parabolik* mehr auf Einpflanzung von Maximen und Grundfätzen in die noch roheren Gemüther berechnet. Den gewöhnlich angenommenen Unterfchied zwifchen Fabel und Parabel, in fo fern die letzte nur einen erdichteten Fall aus der menfchlichen Gefchichte vorträgt, hält Hr. *C.* für willkürlich und ungegründet. Uns hingegen fcheint der unter andern auch von *Herder* (Zerftr. Blätter, III Samml. S. 165) gemachte Unterfchied nicht fo ungegründet zu feyn, als der Vf. glaubt; und wenn fich unter den äfopifchen Fabeln ähnliche Erzählungen finden, fo nenne man fie lieber Parabeln, als dafs man den ganzen Unterfchied aufhebe. Ueber die Parabeln Jefu kommen von S. LVI fg. manche fchöne Bemerkungen vor. Die Abficht diefes weifen Lehrers war, nach unferem Vf., in verfinnlichenden Beyfpielen feine Ermahnungen zur Sittlichkeit, zu unverdroffener Befferung des Herzens, zu fteter Aufmerkfamkeit auf die Bedingungen, durch deren Erfüllung allein der Menfch ein würdiges Glied feiner Gefellfchaft, der Gemeine ächter Gottesverehrer, werden könnte, weniger gebildeten, mit Vorurtheilen aller Art befangenen Menfchen vorzulegen. Der Weg, den er einfchlug, war unter den Lehrern feiner Nation nicht unbekannt. (Vergl. *Hillel's* und *Schammai's* Ausfprüche im Talmud.) Die Parabeln Jefu follten, aus dem Leben gefchöpft, auch wirken auf das Leben. Der Augenblick, die Gelegenheit gab fie ihm ein, fein hoher Wahrheitsfinn und fein religiöfes Gefühl waren die Mufe, die fie erfand, bildete, darftellte. Nicht jeder einzelne Zug aber ift an ihnen

nen bedeutend. Vielleicht haben wir auch diese Parabeln nicht mehr ganz so, wie sie aus dem Munde des Lehrers kamen. Die Parabeln sind nun entweder von allgemeinmoralischer Beabsichtigung, oder sie stehen in einer ganz eigenen Beziehung auf den Religionsplan Jesu. Fast immer hat es Jesus mit besondern Vorurtheilen seiner Nation zu thun. Alle seine Parabeln zeichnen sich aus durch kunstlose Originalität.

Der Versuch einer freyern metrischen *Bearbeitung von 26 Parabeln Jesu* ist dem Vf. im Ganzen nicht übel gelungen. Freylich findet man in den meisten blofs versificirte Prosa, und die Verse selbst — theils Hexameter, theils Jamben — sind nicht frey von Härten und metrischen Unrichtigkeiten; einigen hingegen fehlt es auch nicht an Wohlklang und Poesie der Sprache. Mehrere dieser Bearbeitungen aber verhalten sich zu den Originalen, wie die Versuche eines bekannten teutschen Dichters, die in harmonischer Prose verfafsten Gedichte eines andern Dichters in Verse zu bringen. Die Parabeln Jesu gefallen hauptsächlich durch ihre Natürlichkeit, und gerade diese ist in mehrern Umbildungen des Hn. *C.* verloren gegangen. Der Vf. wollte mehr den poetischen Paraphrasten, als den eigentlichen Uebersetzer machen, und der Leser würde ihn gewifs leicht entschuldigt haben, wenn er einigen Erzählungen, da sie doch nun einmal in Verse gebracht sind, auch einigen poetischen Schmuck geliehen hätte. Wir setzen eine der kürzeren Parabeln hierher:

Verschiedener Bau. (Matth. 7, 24 fg. Luk. 6, 48. 49.)

Zwey baueten, der Eine ging und wählte
Sich eine weite Strecke Sands zum Platze
Des Baues; leicht erhoben hatt' er da
Sein Haus, da fuhr der Samiel daher,
Und rifs es rasch mit seiner Hoffnung um.
Der Andere, bedachtsamer, ersah
Sich einen Fels zum festen Grund, und baute
Sein Haus darauf, nicht ohne saure Müh';
Noch steht und trotzet es den Stürmen sicher.

Schwerlich dürfte der Anfang der Erzählung von der Sünderin (Luk. 7, 37 fg.) durch folgende poetische Umbildung etwas gewonnen haben:

In Jerusalem war ein Weib, als Buhlerin *ruchtbar:*
Die vernahm, es halte das Mahl mit einem *der Männer*
Der pharisäischen Zunft der grofse gehoffte *Prophete,*
Den in der Nähe zu sehn sie umsonst so lange sich sehnte:
Und sie hielt sich nicht mehr; u. s. w.

In einer *Parallele* heifst es, S. 42:

Hoffet und fürchtet euch nicht, ihr Wenigen! *Heerde, du kleine!*
Hoffe! der Liebe Beschlufs ist es: du *eignest dem Vater s*

S. 44 heifst es:

Petrus darauf: *Wie? gilt sie nur uns, wie: oder die Rede Allen gilt sie?* Der Herr entgegnete: höret besonnen!
Warlich ein köstliches Ding ist ein treuer und wackerer Schaffner,
Welchen der Herr dem Gesinde bestellt hat, u. s. w.

S. 52:

Ein Pharisäer war der *ein'*, *ein* Zöllner der andre.

Die Parabel: *des Königs Rechnung* (Matth. 18, 24 fg. ist doch blofs in Jamben gebrachte Prose, ohne einen poetischen Zug; einiger gemeinen Ausdrücke, z. B. ein *Unbild verüben*, *des Wortes quitt seyn* u. s. w. nicht einmal zu gedenken. Auch hätte der Vf. die Worte: καὶ κρατήσας αὐτὸν ἔπνιγε, — *Luther'n* nicht nach übersetzen sollen: „fafst er ihn an, und *würget'* ihn" etc. Der Knecht fafste seinen Mitknecht an der Gurgel an, der Ausdruck *einen würgen* sagt aber nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauche, etwa mehr. Bisweilen hat Hr. *C.* die Personen, welche in den Parabeln redend und handelnd eingeführt werden, mit eigenen Namen bezeichnet. So heifst der reiche Mann *Assra*, der Vater des verlornen Sohnes *Rahem*, der Gewaltige, der seinen zehn Knechten Talente anvertraute, *Bachur*, und der ungerechte Haushalter *Ormah*. Einige Parabeln sind recht glücklich von dem Vf. bearbeitet worden, z. B. *Jesus unter den Kindern;* unstreitig eins der schönsten Stücke der ganzen Sammlung! Auch die Erzählung *vom reichen Manne* hat einige gelungene Stellen; eben so gehören die Parabeln: *die zehn Jungfrauen*, *der ungerechte Haushalter* u. a. zu den besseren Stücken. Mit gelehrten Anmerkungen hat Hr. *C.* diese Parabeln nicht ausgestattet, und was er noch über die eine oder die andere zu sagen hätte, behält er sich vor, an einem andern Orte zu sagen.

An diese Parabeln schliessen sich an: *Einige Denksprüche und Lehren Jesu.* S. 73—86. Die Gnomen Jesu sollen den Parabeln zur Erläuterung dienen, und einige derselben sind von dem Vf. zu schönen Epigrammen geformt worden. Z. B.:

Die Gottesverehrer. (Luk. 18, 17.)

Wer nicht mit kindlichem Geist, nicht mit der Einfalt des Kindes
Gottes Gemeine sich naht, ist der Gemeine nicht werth.

Versöhnlichkeit.

Gern verzeihe dem Bruder, und gern vergiebt dir der Vater,
Geben nicht kannst du, wie Gott, dennoch vergeben, o Mensch!

Den *Beyträgen zu einer morgenländischen Anthologie* S. 89 fg. geht eine schätzbare Abhandlung, als Einleitung, voraus, worin der Vf. den Werth der morgenländischen Blumen richtig würdigt, vor Ueberschätzung und Herabwürdigung derselben warnt und das Charakteristische derselben treffend angiebt. Mit Recht betrachtet er die Erzeugnisse der morgenländischen Poesie „als abgebrochene, oft schöne, mehr noch erhabene, kühne Laute, kräftige Stimmen, feurige Erscheinungen, wie sie die Natur oft dort in

den

den Gegenden, wo sie sich losrissen, mit einmal erzeugt." Von dem Buche *Hiob* glaubt er, dass es, wenn es auch nicht seiner ganzen Composition nach, *arabischen* Ursprungs sey, doch viele Laute alten arabischen Naturgesanges enthalte. Die Aegypter waren wahrscheinlich ein Volk ohne Poesie, und die vortrefflichen mosaischen Gesänge konnten nicht aus den Schätzen ägyptischer Weisheit geschöpft seyn: der Vf. vermuthet, dass ihnen arabische Lieder zu Vorbildern gedient hätten. Ueber den Geist der arabischen Poesie, über die wahrscheinliche Abkunft des Reims aus Arabien, über die Lieblings-Themen der arabischen Dichter sagt der Vf. viel Treffendes. Heroismus, Liebe, Preis der Tapferkeit, Unabhängigkeit, Blutrache, Schlachtengemälde, Gastfreyheit, Lob des Freundes, des Rosses, des Kameels, Spott des Feigen, Weisheits- und Klugheits-Sprüche sind der gewöhnliche Inhalt ihrer Poesieen. In einer weitläuftigen Anmerkung, S. 118 fg. kommen sehr schätzbare Bemerkungen über den Unterschied der hebräischen und arabischen Poesie und über einige der vorzüglichsten hebräischen Sänger vor, welche schicklicher dem Texte selbst hätten einverleibt werden können. Der gröste Theil der vom Vf. S. 139 fg. übersetzten Gedichte ist arabischen Ursprungs. Gute Auswahl, eine glückliche Auffassung des Geistes der Urbilder und eine im Ganzen harmonische und poetische Sprache zeichnen diese Nachbildungen aus. Nur wenige Züge hat der Vf. abgeschnitten, und wenige hinzugethan. Auch hat er die Quellen, woraus er diese Gesänge schöpfte, gehörig angegeben, um die Vergleichung, die er nicht zu scheuen brauchte, zu erleichtern. Die Todtenklagen, die elegischen Fragmente, die Macht der Liebe, die Flucht der Jugend, die Trennung, sind alle von *Motanabbi;* der Preisgesang, des Gefangenen Sehnsucht von *Giafar Ibn Ob;* der Abschied ist von *Abu-Mohammed.* S. 165 findet man, unter der Aufschrift: *die Heldenprobe,* einen romantischen und sehr bezeichnenden Zug aus David's Geschichte, (1 Chron. 12, 16—19) ausgehoben, und in einem schmucklosen, aber passenden Gewande hingestellt. Mehrere der hier übersetzten Gedichte findet man bey *Jones (de poesi asiatica).* S. 131 ist der schöne *Klagegesang David's um Jonathan* (und Saul) übersetzt, wobey der Vf. die jetzt sehr beliebten Chor-Abtheilungen angewendet hat. Warum er jedoch die letztern Worte des 21 V. nicht übersetzte, wissen wir nicht. Hatte er kritische Gründe hierzu, so hätte er sie anführen sollen. Gelungener noch, als diese Verteutschung, scheint uns die aus dem *Göttingischen Musenalmanache* vom J. 1801 schon bekannte Ueberfetzung des *Klaglieds des Hiskias* (Jes. 38, 10 fg.) zu seyn, wobey Hr. *C.* sich auch des Reims bedient hat. Hierauf folgen Lieder von *Abulata,* von *Tirimach, Abulgul,* und einige aus dem Persischen übersetzte Gedichte. Um unsern Lesern wenigstens eine Probe dieser geruchreichen Blüthen zu geben, setzen wir eines der kürzesten Gedichtchen (*Jones,* p. 301) hierher. Es ist überschrieben: *der Zephyr,* S. 195):

Die Früchte reifen durch mich, der Blumen freudiges Chor
Glänzt schöner an meinem Hauch: Ich wehe, melodischer schwingen
Die Bäche vor mir sich hin, und an den Zweigen hervor
Drängt Blüth' an Blüthe sich froh: auf meinen himmlischen Schwingen
Trag' ich der Liebenden Seufzer, sie bringen
Die Kunde vom nahenden Freunde dir zu,
Zum Boten der Liebe bestellest mich du,
Und drückt dich heimliches Leid, lull' ich dein Herzchen zur Ruh.

Unter der Aufschrift: *die Worte vom Glauben* (S. 206 fg.) findet man eine ganze Stelle aus dem 11 Kap. des Briefs an die Hebräer, nicht unglücklich in Versen übersetzt. S. 211 folgen *Apologen,* aus dem Hebräischen und Arabischen übersetzt. Z. B. 2 Kön. 12, 1—4. *der Reiche und Arme.* Mit Interesse las Rec. folgende Stücke: *Hakkam und die Wittwe* (S. 212). *Mose und Ithuriel* (S. 216). *Der Derwisch und der Sultan* (S. 219). *Der Wassertropfe* (S. 221). Die hierauf folgenden *morgenländischen Gnomen* sind theils aus den *Pirke Abhoth,* (*auct. Leusd. Ultraj.* a. CIƆIƆCCXV) theils aus arabischen Dichtern übersetzt. Hier eine Probe, *Menschenleben* überschrieben:

Trunkener Wahn ist das Leben des Menschen, die Süsse verflieget
Ach! dem Trunkenen bald; aber es bleibet der Rausch!

Den Beschluss dieser angenehmen Sammlung macht: *Hiob, frey bearbeitet, ein Fragment* (S. 231—262). Hr. *C.* hat nur die vornehmsten Züge dieses erhabenen Gedichtes zusammengedrängt, und den Reim gewählt. Den Mythus, womit das Gedicht beginnt, hat er weggelassen, und bloss das Schicksal, „dessen Idee ihm überhaupt nur so modificirt, nicht nur unter dieser Hülle zu spielen," sondern durch das ganze Gedicht zu herrschen scheint, geschildert. Einige Fehler der Scansion, wie Ăraber, st. Ārăber, endlōs, st. ēndlŏs, *vor'm* Stummen (wo *vor'm* durchaus nicht kurz gebraucht werden durfte,) einige unschickliche, ungewöhnliche, oder minder edle Ausdrücke, wie *abgefleischt, Mühsal,* was auch der Schmerz *an seiner Seele fras, Schwähren fliegen auf,* oder: *„Mutterbrüste regnen mit der Liebe Kuss die Milch in die Lippen;"* — diese und ähnliche Ausdrücke abgerechnet, hat Hr. *C.* mit Geist gearbeitet, wenn wir gleich nicht behaupten möchten, dass er einen frühern geschmackvollen Ueberfetzer des Hiob, der sich auch des Reims bediente, Hn. *Pape,* übertroffen habe. So sind unter andern am Ende des 3 Kap. einige ächtpoetische Züge des Originals in der Conzischen Uebersetzung verwischt; andere dem Originale fremde Züge dagegen hinzugethan worden. — In den prosaischen Aufsätzen thun die allzu gedehnten Perioden, wie S. XXXII und XXXIII, nur übele Wirkung, welches um so mehr zu beklagen ist, da der Vf. durch den bey weitem grössern Theil dieser Aufsätze gezeigt

zeigt hat, dafs er auch energisch und mit wünschenswerther Kürze zu schreiben wisse. Allein alle diese Flecken würden wir bey einem alltäglichen Producte gar nicht gerügt haben.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Iris. Ein Taschenbuch für 1804.* Herausgegeben von *J. G. Jacobi.* Ohne den Kalender 340 S. 12. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der achtungswürdige Herausgeber darf schon um seinetwillen eines freundlichen Empfangs seines Taschenbuchs gewifs seyn, wenn auch der Gehalt der gesammelten Beyträge nicht durchgängig so beschaffen ist, wie man es von seiner Auswahl unter besseren erwarten dürfte. Unter den Gedichten, welche mit prosaischen Auffätzen abwechseln, zeichnen sich folgende am vortheilhaftesten aus: die Reformatoren von *Pfeffel;* die Mutter vom *Herausgeber;* der Adler nach Pindar von *Chr. Graf zu Stolberg;* die Dichtkunst von *E. S.;* das treffliche allemannische Lied, der Abendstern, von *Hebel*, das in seinem Volksdialekt noch naiver klingt als in der hochteutschen Uebersetzung, die dem Herausgeber in einzelnen Stellen fast besser gelungen ist, als dem Vf. selbst; Sardanapal von *Pfeffel;* Gesang an die Harmonie von *v. Salis;* die Gewichte der Grazien von *Friederike Brun;* der Bogenschütze von *R.* und Anaklet von *Pfeffel*, das seiner Kürze wegen hier Platz finden mag:

> Ein Theolog, ein Lehrling Gottes, wäre
> Der eitle Priester Anaklet?
> Der liebe Gott, der doch, bey meiner Ehre!
> Die Pädagogik auch versteht,
> Nimmt keinen Gecken in die Lehre.

Aufser *Gleim*, *Kl. Schmidt*, *Haug* findet man auch Namen, die ihren Beruf zur Dichtkunst nicht beurkundet haben. Die prosaischen Auffätze sind alle lesenswerth, obgleich nicht alle für ein solches Taschenbuch geeignet. Des Herausgebers Auffatz über *Gleim* ist gewifs nicht der unwillkommenste darunter. Druck, Format und Kupfer von Hn. *Lips* verdienen Beyfall. Die Modekupfer mufs man nicht auf Rechnung des Herausgebers setzen.

WL

Nürnberg u. Leipzig, b. Campe: *Darstellungen von geschmackvollen, wirklich existirenden Handlungsläden, Gewölben oder Boutiquen.* Ein Versuch den bessern Geschmack auch in diesem Zweige der Architektur bey uns einzuführen. *Erstes Heft*, sechs fein colorirte Läden aus Paris enthaltend. Ohne Text, längl. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unsere Handelsstädte müfsten allerdings an heiterem Aussehen gewinnen, wenn die Läden der Kaufleute im Aeufsern bessere Formen erhielten, als gewöhnlich der Fall ist. Ein hübscher Laden wird überdem auch den Erwerb des Besitzers vermehren, weil die Käufer dadurch angelockt werden; Wenige ausgenommen, welche etwa zufällig Argwohn fassen, dafs der Kaufmann seinen Aufwand sich von den Kundleuten wieder bezahlen lasse. Was nun übrigens die vorliegenden Darstellungen betrifft: so sehen zwar alle diese sechs pariser Handlungsläden elegant genug aus, allein der eigentlich gute Geschmack in der Architektur dürfte, durch Nachahmung derselben, bey uns eben nicht gar viel gewinnen; denn, nach architektonischen Regeln betrachtet, sind Form und Verhältnisse meist fehlerhaft: Nur Nr. 6, wiewohl in gothischem Geschmack, hat Uebereinstimmung der Theile, und kann daher für das beste Muster in diesem Hefte gelten. Alle 6 Kupfertafeln sind in Tuschmanier sauber geätzt und mit vorzüglicher Reinlichkeit illuminirt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Literatur. *Alexandrien*, aus der franz. oriental. Buchdruckerey: *Alphabet Arabe, Turk et Persan à l'usage de l'imprimerie orientale et françoise.* An VI. 16 S. gr. 8. Diese kleine Schrift verdient nicht blofs wegen ihrer Seltenheit, als ein Denkmahl des von den Franzosen, während ihrer Besitzung von Aegypten, daselbst errichteten literarischen Instituts, sondern auch wegen des Reichthums und der Schönheit der arabischen Typen in allen ihren mannichfaltigen Formen und Verbindungen eine kurze Anzeige. Diese schönen Typen sind der Form nach dieselben, welche ehemals *Savary de Breves* von der mediceischen Buchdruckerey in Rom entlehnte, und womit er unter andern in *Paris* mit der Unterschrift: *ex typographia Savariana* im Jahr 1614 einen arabischen Psalter drucken liefs, die sich eine Zeit nachher aber gänzlich verloren, bis Hr. *de Guignes* die Ponzen und Matrizen vor ungefähr zwanzig Jahren in der königlichen Druckerey zu Paris wiederfand. S. dessen Abhandlung *sur l'origine des caractères orientaux de l'imprimerie Royale* im ersten Bande der *Notices et extraits des Manuscrits de la Bibliotheque du Roi.* Den Anfang dieses Alphabets machen die gemeinschaftlichen Buchstaben der Araber, Türken und Perser, so wie sie im Anfang, in der Mitte und am Ende des Worts, in Verbindung oder ohne Verbindung mit andern Buchstaben gestaltet sind; dann folgen auf eben die Weise die den Türken und Persern eigenthümlichen Buchstaben, darauf die Vocale und orthographischen Zeichen, dann noch auf acht Seiten die von den orientalischen Kalligraphen eingeführten Schriftzüge und Verbindungen mehrerer Buchstaben, in alphabetischer Ordnung, zum Schlufs der Ziffern. Unterzeichnet: *J. J. M.* Wir können dabey nicht unbemerkt lassen, dafs die Form dieser Lettern eigentlich die arabische ist, von welcher die türkischen und persischen Kalligraphen abweichen; als arabische Lettern aber zeichnen sie sich vor den zu Rom in der Buchdruckerey der Propagande befindlichen, (*Alphabetum Arabicum; Romae ex typographia Collegii de propag. fide* 1715. 8.) welche sonst für vorzüglich gehalten wurden, an Schönheit und Mannichfaltigkeit merklich aus. Ob übrigens in dieser alexandrinischen arabischen Buchdruckerey etwas von Erheblichkeit gedruckt worden, und wohin die Druckerey selbst, nach der Räumung des Landes von den Franzosen, gekommen seyn mag, ist dem Rec. unbekannt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 13 JANUAR, 1804.

NUMISMATIK.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Annalen der gesammten Numismatik.* Herausgegeben von *Friedrich Schlichtegroll.* Erster Band. Mit Kupfern. 202 S. 4. (3 Rthlr.)

Dafs auch die Numismatik, wie viele andere Wissenschaften, eine Zeitschrift, oder ein Magazin erlangen möchte, durch welches neue Entdeckungen, grofse öffentliche und Privatsammlungen, vorzügliche Stücke kleiner Sammlungen, neue Münzbücher u. s. w. den Münzforschern und Münzfreunden bekannt werden könnten, diefs war immer ein geheimer Wunsch des Rec., zu dessen Erfüllung er mit wahrer Freude in vorliegenden Annalen den Anfang gemacht sieht. Der lebhafte Antheil, den er an dieser Sache nimmt, veranlafst ihn, seine Gedanken darüber offenherzig zu sagen, zugleich aber auch einen Wunsch, den gewifs mehrere Leser mit ihm theilen werden, nicht zu unterdrücken.

Der Vf. theilt nämlich die Numismatik blofs in die alte und in die neuere; Münzen der mittlern Zeit hingegen will er nicht mit in seinen Plan aufnehmen. — Dafs man in Sammlung der Münzen der mittlern Zeit, und in unbezweifelt richtiger Angabe und Erklärung derselben, noch zu weit zurück sey, als dafs man sagen könne, man habe ein eigentliches und festes System, darin stimmt Rec. mit dem Vf. vollkommen überein; ja, man kann und mufs gewissermafsen zugeben, dafs es, auch nach den angestrengtesten Bemühungen der gelehrtesten und fleifsigsten Münzforscher, nie so weit kommen werde, alle und jede Münzen der mittlern Zeit vollkommen zu erklären, und von ihnen bestimmt ihren Prägort und Münzherrn anzugeben. Aber dafs ein Werk, wie diese Annalen, nicht Gelegenheit geben könne, nach und nach auch hierin immer *mehr* Gewifsheit zu erlangen, und die vielseitigen Prüfungen und Erfahrungen in ein Ganzes zusammen zu stellen, daran darf man wohl nicht zweifeln. Denn wie viele Münzen der mittlern Zeit giebt es nicht mit Schrift; ja sogar mit leserlicher Schrift (für denjenigen, der dergleichen Schrift zu lesen versteht)! Kann man nun nicht, wenn man eben diese Bilder auf anderen Münzen von eben dieser Fabrik *ohne Schrift* findet, schon genauer bestimmen, wohin sie gehören? — Ueberdiefs ist, wie bekannt, doch auch nicht *so wenig* hierin vorgearbeitet, dafs sich nicht auf diesen Grund etwas fortbauen liefse. Man sehe nur in *Lipsii Bibliotheca numaria* die Artikel: *Bracteati, Solidi, Medium aevum* u. s. w. nach, und man wird finden, dafs schon mehr vorgearbeitet ist, als man vermuthet. Nimmt man aus allen diesen Schriften das brauchbarste heraus, und kommen nun noch neuere Erfahrungen, Beobachtungen und Bemerkungen dazu, die von Zeit zu Zeit in einer fortdauernden Schrift von mehrern Orten her zu öffentlicher Notiz gebracht werden; dann wäre wohl der Gedanke so unausführbar nicht, einmal eine Art von System zu ordnen. So unvollkommen dieses auch anfangs ausfallen möchte, so käme doch die Sache nunmehr zur Sprache, und selbst die Beurtheilungen und Berichtigungen eines unvollkommenen ersten Versuchs dieser Art würden zur Vervollkommnung der Sache nicht wenig beytragen. Rec. hat bey dieser Aeufserung keine andere Absicht als diese, den gelehrten Vf. dieser Annalen, wo möglich, dahin zu vermögen, wenn auch nicht eben in jedem Theile drey Abschnitte zu machen, doch Münzen der mittlern Zeit nicht ganz aus seinem nützlichen Werke auszuschliefsen, und wenigstens das, was sich ihm von dieser Art darbietet, so lange in einem Anhange mit beyzubringen, bis sich die mittlere Numismatik von selbst dazu eignet, einen Theil des Ganzen, wie die alte und neue, verhältnifsmäfsig auszumachen. Ueberdiefs, da hier nur diejenigen Münzen neu genannt werden, welche seit drey oder vierhundert Jahren geprägt worden sind, so bekommt die mittlere Zeit einen noch weitern Umfang; und wie viel Interesse würden diese Annalen verlieren, wenn Münzen dieser Art, die oft die wichtigsten und seltensten sind, davon ausgeschlossen seyn sollten?

Doch nun zu dem Plane des Vfs. zurück. Die alte Numismatik sowohl als die neue, theilt er in sieben Rubriken oder Kapitel. Bey der *alten* Numismatik sollen Abhandlungen über das Ganze, über die Methode dieser Wissenschaft und ihre Geschichte, über ganze Classen alter Münzen und dergleichen die *erste* Rubrik ausmachen. Die *zweyte* giebt Erklärungen von unedirten, oder bisher mifsverstandenen, oder überhaupt sehr seltenen, antiken Münzen, begleitet von nöthigen Abbildungen in Kupferstichen. Nachrichten von den Ausgrabungen antiker Münzen, von dem Orte, wo solche antiquarische Schätze bey einander gefunden worden, aus was für Münzen sie bestanden u. s. w. soll die *dritte* Rubrik vereinigen, wobey sehr richtig bemerkt wird, dafs die Deutung man-

mancher schwierigen griechischen Münze oft viel sicherer seyn würde, wenn die Insel oder die Stadt von Griechenland und Asien, wo sich diese Münzen gefunden haben, genau wäre angegeben worden. Die *vierte* und *fünfte* führen die grossen Sammlungen antiker Münzen auf, sowohl die, welche das Eigengenthum der Regenten und Staaten, als auch glücklicher Sammler unter den Privatpersonen sind. Die Geschichte dieser Cabinette, ihre Bereicherungen, die Angabe der Lücken in ihren geographischen und historischen Suiten, des Eigenthümlichen einer jeden — sind Gegenstände, die die Freunde der Numismatik interessiren, welche überdiess dadurch einander näher kennen lernen. Anzeige neu erscheinender Schriften über alte Numismatik und Beurtheilung des Zuwachses dieser Literatur füllt die *sechste* Abtheilung; und endlich soll die *siebente*, Berichtigungen, Anfragen, Nachrichten von zu verkaufenden Münzen und dergleichen enthalten.

Unter ähnliche Kapitel wird auch das gestellt, was über die *neuere* Numismatik zu sagen ist. Auch hier werden Abhandlungen über die moderne Münzkunde im Ganzen, über ihre Methode, über einzelne Theile dieser Wissenschaft in historischer, ästhetischer oder statistischer Rücksicht den *ersten* Abschnitt ausmachen. Einen Hauptartikel wird der *zweyte* Abschnitt liefern, welcher die Aufzählung und Beschreibung der in den letzten Jahren geprägten Münzen, nach der geographischen Folge der Staaten enthält. Durch diese von Westen nach Osten gehende geographische Anordnung, die, so viel möglich, dem bey den antiken Münzen angenommenen Eckhelischen System entspricht, wird die Uebersicht dieses Faches ungemein erleichtert. Bey jedem Lande und Staate werden erst die Gedächtnissmünzen oder Medaillen aufgeführt, dann aber auch die geltenden, in so fern etwas besonders von ihnen zu sagen ist, und die vorzüglichsten dieser modernen Münzen werden dazu in Abbildungen dargestellt. Jettons von Medailleurs machen den *dritten* Abschnitt aus. Oeffentliche und grosse Privatsammlungen moderner Münzen werden eben so, wie bey der alten Numismatik, unter der *vierten* und *fünften* Rubrik aufgezählt werden. Die *sechste* wird von dem Zuwachs der Literatur der neuen Numismatik Rechenschaft geben, und die *siebente* gleichfalls Miscellen, die modernen Münzen betreffend, enthalten.

Die Erscheinung der Bände soll an keine bestimmte Zeit gebunden seyn, der Vf. glaubt aber ohngefähr alle zwey Jahre, zuweilen auch öfterer, eine Fortsetzung geben zu können: was auch Rec. glaubt und wünscht.

Mit Recht nimmt der Vf. in der alten Numismatik drey Perioden an. In der *ersten*, (von ohngefähr 1580 bis 1680 oder vom *Fulv. Ursinus* und *Hub. Goltzius* an bis auf *Karl Patin* und *Andr. Morelli*) beschäftigte man sich herrschend mit römischen Familien- und Kaiser-Münzen. Noch gab es keine Kritik über Aecht und Unächt; die unächten wurden in Italien zu tausenden gemacht, und kamen, ohne weitere Untersuchungen, in die Sammlungen und in die gelehrten Verzeichnisse. Schon *Wilhelm du Choul*, einer der ersten Sammler, liess in seinem Buche: *De la Religion des anciens Romains* zwey Münzen vom Agrippa stechen, die beide ganz gewiss unächt waren. Die eine, von Grosserz, zeigte auf dem Revers das Pantheon; die andere, von Silber, stellte auf der Rückseite den Neptun, auf einem Wagen sitzend, vor, welcher von zwey Meerpferden gezogen wird. *Anton Lepois*, der zu eben der Zeit lebte, führt in seinem *Discours sur les Médailles et Graveurs antiques etc.* (Par. 1579. 4.) noch mehrere von der Art an. Nicht lange darauf kamen die bekannten *Paduaner* und *Parmesaner*, nachher *Dervieux* aus Florenz, *Cogornier*, *Carteron* in Holland, und viele andere mehr.

In der *zweyten* Periode (von 1680 bis 1780 oder von *Foy Vaillant* und *Ezech. Spanheim* bis auf *Jos. Pellerin* und *Jos. Eckhel*) waren römische Münzen in allen Metallen und Grössen in namhafter Anzahl vorhanden, und wurden mit der römischen Geschichte in Verbindung gesetzt. Die römischen Münzen mit griechischen Aufschriften, ferner die Münzen der Könige, und allmählich auch der Städte und Völker, erregten Aufmerksamkeit, und wurden gesammelt und erläutert; man bereitete brauchbare Materialien zur Errichtung eines wissenschaftlichen Gebäudes; die Kritik erwachte, war aber noch lange bloss auf das Einzelne gerichtet. Man fing an, die Städte-Münzen mit der alten Geographie in Verbindung zu setzen.

Die *dritte* Periode fängt mit *Joseph Eckhel* an. Der Katalog des Wiener Cabinets und die *Doctrina Numorum veterum* erhoben die numismatischen zerstreuten Kenntnisse zur geordneten Wissenschaft, und setzten sie in die engste Verbindung mit der alten Geographie und Geschichte. Niemals ist es also einladender gewesen, sich mit der alten Numismatik zu beschäftigen; aber noch sind diesem Studium wenig Freunde zugethan, weil sein voriger chaotischer Zustand die Liebhaber seit langer Zeit abgeschreckt hat.

Jede dieser drey Perioden hat der Vf. weiter ausgeführt, und es wird hoffentlich manchem unserer Leser nicht unangenehm seyn, zur vorläufigen Kenntniss des Werkes, oder auch zur leichteren Uebersicht der in demselben behandelten Gegenstände, das Wesentlichste daraus hier mitgetheilt zu finden.

Erste Periode von 1580 bis 1680. Die römische Literatur war es, die zuerst, nach dem Verdrängen der Barbarey, wieder betrieben wurde, und so sammelte und erläuterte man auch zuerst die Münzen der römischen Consuln und Imperatoren, und zwar mit grossem Eifer. *Jac.* und *Octav. Strada* fanden mit ihren Bilderbüchern und kurzen Biographien der römischen Kaiser grossen Beyfall, und bahnten der ernsteen Wissenschaft den Weg. *Hub. Goltz*, so sehr

sehr auch die alte Münzwissenschaft über ihn zu klagen Ursache hat, gab ihr doch durch seinen Eifer, durch seine Reisen, und weil er die Talente eines Zeichners und Kupferstechers mit historischer Gelehrsamkeit vereinigte, gleichsam den ersten Stofs und einen lebhaften Schwung. Der Spanier *Agostino* lieferte in seinen Dialogen eine allgemeine Anleitung zur Münzkunde, die von seinen Zeitgenossen und Nachfolgern vorzüglich für das Studium der römischen Münzen benutzt wurde. *Wolfg. Lazius* benutzte zuerst die alte Münzkunde für die Geschichte, und suchte in dieser Rücksicht auch die Aufmerksamkeit auf alte Münzen zu lenken.

Da die Beschäftigung mit römischen Münzen im südlichen Europa viel Aufmunterung fand, so fing man nun, wie es ganz natürlich ist, an, sie beym Sammeln und Beschreiben in solche einzutheilen, die *vor*, und in solche, die *unter* den Kaisern geschlagen worden sind. *Fulv. Ursinus* machte zuerst aus den Familien- oder Consular-Münzen eine eigene Classe, und behandelte diesen Gegenstand in seinem darüber herausgegebenen Werke, mit so vieler Einsicht, dafs selbst die spätern Bearbeiter dieser Classe von Münzen, *Patin*, *Vaillant* und *Eckhel* den gelehrten Fleifs ihres Vorgängers anerkannten, nur das später Entdeckte hinzu zu fügen, und nur hier und da etwas zu verbessern hatten.

Zu Ursin's Zeiten beschäftigte sich *Occo* mit den Kaisermünzen. Sein Buch erlebte mehrere Ausgaben, weil sich die darin herrschende Methode ganz an die Chronologie der Kaiser anschlofs, und die Münzen jedes Kaisers, als historische Denkmähler, vorlegte und erläuterte. Auf ihn bauete *Tristan*, der durch seinen fliefsenden Vortrag Liebhaberey für römische Münzen unter den vornehmen Ständen verbreitete. Nun legten, aufser den französischen und österreichischen Regenten, die Königin *Christine von Schweden*, der *Herzog von Parma*, der *Herzog von Croy* und *Arschoten* grofse Sammlungen an. Man ordnete sie nach den Metallen und Gröfsen, besonders aber zogen die Kaisermünzen aus Erz von der ersten Gröfse die Aufmerksamkeit der mehrsten auf sich, und reiche Sammler wollten ganze Folgen davon besitzen. Daher fanden sich Stempelschneider, besonders in Padua und Parma, die durch nachgemachte Münzen in Groserz die Lücken ausfüllten, und der unkritische Geist dieser Zeit liefs sich diese Vermischung von ächten und nachgemachten Münzen gefallen. Auf Occo's Wege, alle Münzen chronologisch zu ordnen, ohne Rücksicht auf Metall und Gröfse, ging Niemand fort, bis auf *Andr. Morel*, einen Schweizer, der sich unter Patin in Paris mit der Numismatik vertraut gemacht hatte. Da Occo's Werk keine Abbildungen hatte, so fafste er zuerst den Plan, die Kaisermünzen von allen Metallen in *eins* zu fassen, zugleich von allen Abbildungen zu liefern, und sie zu erläutern. Der Fürst *Günther von Schwarzburg* nahm ihn zum Aufseher seines Münzschatzes, und hier fing er an, seine unzähligen, besonders nach der Pariser Sammlung verfertigten, Zeichnungen in Kupfer stechen zu lassen. Allein er starb darüber, und erst ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode erschienen seine Platten mit Commentaren von *Havercamp* und andern holländischen Gelehrten in zwey Werken, wovon das erste die Familienmünzen, das andere aber die Münzen der ersten zwölf Kaiser von allen Metallen und Gröfsen umfafste, doch so, dafs unter jedem Kaiser die verschiedenen Reihen besonders fortliefen.

Uebrigens hatte, im Ganzen genommen, der Geist, mit welchem die Numismatik in diesem ersten Jahrhunderte getrieben wurde, zum Charakter: Fleifs im Zusammentragen historischer Notizen zur Erläuterung römischer Münzen, Zusammenfassen der Münzen nach den Metallen und Gröfsen, — wenig Kritik über Aechtheit und Unächtheit der Münzen, Vernachläfsigung der Genauigkeit bey ihrer Abbildung. Dafs die wahre Gröfse der Münze dargestellt werden müsse, davon war die Rede gar nicht. Jedes Kupferwerk nahm eine gewisse Gröfse an, nach welcher alle Münzen, die man darstellte, gebildet wurden.

Zweyte Periode von 1680 bis 1780. Wenn auch *Goltz* und *Paruta* die Aufmerksamkeit für die *griechischen* Münzen noch nicht so allgemein gewinnen konnten: so leitete doch nun die ausgebreitete Beschäftigung mit den römischen Münzen selbst auf die griechischen hin. Denn da so viele Münzen in den morgenländischen, griechischredenden Provinzen von einzelnen Städten auf die römischen Kaiser und ihre Gemahlinnen geprägt, und zugleich mit dem Namen der Stadt bezeichnet wurden: so führte diefs die Sammler der Kaisermünzen nothwendig auch zu dieser Classe (doch legte man sie noch zu den Kaisern), und dann weiter zu den Münzen der Könige von Sicilien, Macedonien, Syrien und Aegypten. Der erste, der hierin etwas leistete, war *Vaillant*, der sich bey *Seguin* in Paris mit der Numismatik vertraut gemacht, der auf seinen Reisen in Italien, Sicilien und Griechenland seinen numismatischen Gesichtskreis erweitert hatte, und durch eine Reihe gelehrter Werke bey Freunden dieser Wissenschaft mit der Liebe zu den römischen Münzen auch Neigung zu den Münzen der Völker, Städte und Könige erregte und belebte. Der gelehrte *Harduin*, wenn er gleich auch in diesem Fache seinen Hang zum Paradoxen nicht verläugnen konnte, trug doch dazu bey, dem Studium der Numismatik die erworbene allgemeine Aufmerksamkeit immer mehr zu sichern. *Ezech. Spanheim* brachte, mitten unter den Zerstreuungen seiner Aemter, sein Werk *de usu et praestantia numismatum antiquorum* zu Stande. Es ist eine ungeordnete Schatzkammer; man kommt nie davon zurück, ohne etwas interessantes gefunden zu haben. *Banduri*, *Baldini*, *Liebe*, *Beger*, *Khell*, *Frölich*, machten noch immer unbeschriebene Kaisermünzen bekannt, ohne sich übrigens durch Anordnung und Behandlung dieser ganzen Classe

über

über ihre Vorgänger zu erheben. — Indessen war in die Hauptsammlungen antiker Münzen bereits eine bedeutende Anzahl griechischer Königs- und Städtemünzen gekommen. Durch die Prachtwerke, welche die Fürsten über ihre Sammlungen herauszugeben wetteiferten, wurden die griechischen Münzen mit bekannt gemacht, in Abbildungen dargestellt und erläutert. Vaillant war mit seinem Beyspiele vorangegangen, und eben so trug *Haym* in *Tesoro Britannico* zu weiterer Ausbildung dieses Fachs bey, da er in seinem Werke alle, in englischen Sammlungen vorhandene, merkwürdige Münzen der Könige und Städte, nebst denen der Kaiser, trefflich abbildete und erläuterte. *Beger, Liebe, Erasm. Frölich,* die Herausgeber des Museums *Theupoli* in Venedig, der Graf *Pembrock*, *Franz Wise*, durch Herausgabe der *Bodlejanischen* Münzen; nebst mehrern in's Einzelne gehenden Schriftstellern; fuhren alle in Bereicherung des griechischen Münzschatzes fort.

Der Sinn für das Schöne in den bildenden Künsten war inzwischen erwacht; und da viele griechische Münzen wegen ihres trefflichen Gepräges den schönsten Gemmen gleich zu schätzen waren, so erregte auch in dieser Hinsicht die Classe derselben immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit. Engländer und Franzosen brachten, bey ihrem Handel nach der Levante, eine Menge Münzen von den Städten des eigentlichen Griechenlands und des griechischen Asiens nach Europa, die vorher noch ganz unbekannt gewesen waren. *Pellerin's* an 33000 antiken Münzen starke Sammlung und das schöne *Hunterische* Cabinet, beide durch ihre Commentare schätzbar, waren den Sammlern wichtige und ausserordentliche Erscheinungen. Die einsichtsvollen Aufseher der grofsen Wiener Sammlung suchten nun auch durch reiche Acquisitionen die Lücken auszufüllen, die jenes Cabinet in den nicht römischen Münzen noch hatte. Sie bereicherten die Classe der Könige und Städte mit einer Anzahl höchst interessanter, selbst in Pellerin's Werken nicht zu findender Münzen, und bereiteten immer mehr den Uebergang zu der dritten, kritischen Periode dieser Wissenschaft vor.

Einzelne Länder und Districte der alten Geographie fanden unterdessen fleissige Bearbeiter, die alles, was von antiken Münzen dieser Art übrig war, zusammenstellten, und auf Vollständigkeit hinarbeiteten. Der Münzgelehrte denkt sich hier sogleich die Namen *Florez*, *Paruta*, *Havercamp*, *Dorville*, *Torremuza*, *Magnan*, *Zoëga*, *Swinton*, *Barthelemy*, *Dutens*, *Bayer*, die beiden *Tychsen* und *Adler*. Im Jahr 1740 fasste nun der Zürcher Professor *Joh. Jac. Gessner* den richtigen Gedanken auf, einmal zu übersehen, was für Münzen bis daher bekannt geworden wären, und sie in Abbildungen nach verständigen Gesichtspunkten zusammen zu reihen; und er leistete durch sein bekanntes Werk der Wissenschaft allerdings einen grofsen Dienst, aber seinem Unternehmen mangelte noch Kritik.

Das Eigenthümliche dieser zweyten Periode des numismatischen Studiums besteht darin, dass die römischen Münzen sehr häufig zur Erläuterung der Classiker gebraucht wurden, dass Regenten darauf dachten, Prachtwerke über ihre Sammlungen, und vorzugsweise über die römischen Münzen zu liefern: die Münzen wurden dann vergröfsert, aber nach der wahren Gröfse, nach diplomatischer Abbildung, wurde noch wenig gefragt. Die Aufmerksamkeit der gelehrtesten Forscher dieser Zeit richtete sich nun immer mehr auf die Griechen; die griechischen Königsmünzen wurden als eine eigene Classe behandelt, und den Städtemünzen vorausgeschickt; die Städte ordnete man nach dem Alphabet. Mit zunehmender Verbreitung der griechischen Literatur erhielten also die Münzen der Könige und Städte immer mehr Freunde und Sammler, und ihr Werth für Mythologie, Geschichte und Geographie wurde, besonders gegen das Ende dieses Zeitabschnittes, allgemein anerkannt. *Pellerin*, *Combe*, *Eckhel* und *Neumann* lehrten durch ihr Beyspiel: es komme nicht auf prächtige, die Münzen verschönernde und vergröfsernde Kupferwerke, und auf Wiederholung des längst bekannten aus den Classikern an, sondern auf höchst treue Darstellung der Münzen, und auf bündige, zweckmäfsige Benutzung der alten Schriftsteller zur Erläuterung.

Je mehr die Menge der antiken Münzen zunahm, desto mehr gelehrte Kenntnisse wurden zur Benutzung derselben nothwendig; dieses, und dass so viele unächte sich eingeschlichen hatten, die man nur durch grofse Vorsicht und genaue Kenntniss von den ächten unterscheiden konnte, verminderte die Anzahl der blofsen Liebhaber.

Am Ende der zweyten Periode war es nun so weit gekommen, dass auch die *griechischen* Münzen der alten Welt gesammelt da lagen, und dass man fast von allen Regenten, Staaten und Städten des Alterthums, dergleichen aufgefunden, und nach Gründen ihren ursprünglichen Urhebern zugetheilt hatte. Nun fehlte weiter nichts, als alles vorhandene unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zu bringen, um es leicht übersehen und zum Nutzen der Geschichte anwenden zu können.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JANUAR, 1804.

NUMISMATIK.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Annalen der gesammten Numismatik.* Herausgegeben von *Friedrich Schlichtegroll* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dritte Periode von 1780 an. Eckhel brachte jetzt, durch Anordnung, leichte Uebersicht und Zusammenhang in alle Sammlungen, die nach seinen Ideen geordnet wurden; durch ein erschöpfendes System, durch Aufstellung allgemeiner Regeln und Anwendung derselben auf das Einzelne erhob er die Kenntniss antiker Münzen zu einer Wissenschaft, so weit sie es ihrer Natur nach unter den übrigen Zweigen der menschlichen Kenntnisse seyn kann. Er verschaffte ihr Achtung und Brauchbarkeit.

Er stellte zuerst, mit festen Grenzen, die zwey Hauptclassen der alten Münzen auf: I die ausserrömischen, die man, da nur wenige mit altspanischer, altitalischer und morgenländischer Schrift darin vorkommen, nach der grössern Zahl, die *griechischen* nennt, oder die Münzen der Städte, Völker und Könige, und II die römischen.

Bey den *griechischen* war es unschicklich, die Königsmünzen, wie es bisher, und selbst von Pellerin noch, geschehen war, abzusondern: denn mancher Staat hatte eine Zeitlang Könige, und vorher oder nachher wieder keine, die Münzen desselben Landes wurden also dadurch von einander getrennt, Uebersicht und Vergleichung erschwert. Ferner, die alphabetische Anordnung der Länder und Städte ziemt sich für ein Lexikon, aber nicht für eine wissenschaftliche Uebersicht. Geht man aber, in Aufzählung und Zusammenstellung der Münzen, nach der geographischen Ordnung der Länder: so reihen sich die numismatischen Denkmale der Könige leicht an das Land an, wo sie und ihre Familie eine Zeit lang regierten, und Münzen von Städten, Völkern und Königen machen zusammen ein schönes Ganzes, zumal da auch die Münzen der Kaiser, die diese Städte mit Bewilligung der römischen Regenten noch prägten, mit zu den Orten gerechnet werden, wo sie geprägt waren. Und diesen schönen Eintheilungsgrund, den geographischen, verdanken wir dem unsterblichen *Eckhel.*

Bey den *Kaisermünzen* liess er es bey der natürlichen chronologischen Ordnung, doch mit dem Unterschiede, dass er die kleinliche, unliterarische Rücksicht auf die Metalle und Grösse der Münzen verdrängte, und, ohne Unterabtheilungen nach den verschiedenen Metallen und Grössen, bloss streng chronologisch ordnete. Nach diesen Grundsätzen ordnete Eckhel den grossen kaiserlichen Münzschatz in Wien, gab 1779 den bekannten Katalog darüber heraus, und schritt nun zum Hauptzweck seines numismatischen Lebens, zur Bearbeitung seiner *Doctrina Numorum veterum.*

Das Beyspiel der Männer, die nach ihm in diesem Fache als Schriftsteller aufgetreten sind, (*Sestini, Millin, Mionnet*) beweiset, dass man seine Grundsätze anerkennt und sie für musterhaft hält, und dass also mit Eckhel eine neue Periode der alten Numismatik ihren Anfang genommen hat.

Rec. wünscht von Herzen mit dem Vf., dass über alle grosse Sammlungen antiker Münzen ein solcher Katalog gedruckt werden möchte, wie wir jetzt bloss über die kaiserliche zu Wien besitzen (oder dass wenigstens aus jeder Sammlung die unedirten bekannt gemacht würden): dann kann in einiger Zeit ein Verzeichniss aller vorhandenen antiken Münzen entstehen.

Durch das *numismatische Lehrbuch*, welches Hr. *S.* im nächsten Jahre zu liefern verspricht, wird er dieser bis jetzt hier und da sehr verkannten Wissenschaft einen wesentlichen Dienst erzeigen. Dann wird sie mehr Freunde finden, wenn man sie, ohne viele Weitläuftigkeit, im Ganzen übersehen, und die Hauptpunkte zum Nutzen a[illegible]r Wissenschaften leichter auffassen kann.

Auf die angeführte Geschichte der alten Numismatik folgt ein kurzer Aufsatz *über numismatische Landkarten*, mit Bezug auf eine in diesem ersten Bande der Annalen, als erstes Kupfer sich befindende, Karte von Sicilien, als numismatisches Land betrachtet. Schon Hub. *Goltz* vor mehr als zweyhundert Jahren, und die Herausgeber des *Musei Theupoli* (Venet. 1736) haben diesen Gedanken gehabt, aber sie haben ihn nicht ganz in der Art ausgeführt, wie ihn hier Hr. *S.* vorlegt, und zum Theil konnten sie dieses auch zu ihren Zeiten noch nicht leisten. Der Vf. wünscht nämlich eine Reihe von Karten, die, nach den jetzigen Fortschritten der alten Münzkunde und Geographie, alle numismatische Länder der alten Welt darstellen, und zwar nur mit Verzeichnung derjenigen Städte, von welchen noch Münzen vorhanden sind; auf denen ferner noch, durch die in der Numismatik gewöhnlichen Zeichen der Metalle, bey jeder Stadt angegeben würde, ob sich Mün-

Münzen aus Gold, Silber und Erz, oder nur aus einem oder zweyen dieser Metalle, von einem solchen Orte fänden, mit Bemerkung des Grads der Seltenheit. Als Probe wird hier oben erwähnte Karte geliefert. Findet diese Probe Beyfall, woran nicht zu zweifeln ist: so wird der Vf. fortfahren, dergleichen Karten auch von den übrigen Theilen der numismatischen Welt zu besorgen, wodurch nach und nach ein numismatischer Atlas der alten Geographie entstehen wird.

Wenn Rec. recht gesehen hat: so fehlen auf der hier beygefügten Karte von Sicilien (nach *Torremuzza*) folgende Städte: Appollonia, Drepanum, Emporium, Iccara, Nisa, Talaria, Tyracina; auch scheinen die Metalle, in welchen hier nnd da Münzen geprägt wurden, nicht durchgängig genau angegeben zu seyn. Doch kann man dieses dem Vf. nicht ganz zurechnen, da Zeichner, Kupferstecher, Corrector etc. zu dergleichen Versehen manches beytragen können.

Die Abhandlung *über die Insel Cäne und die ihr zugeschriebenen Münzen*, stellt die ganze Sache in einer lichtvollen Kürze dar. Die Münzen, die dieser Insel zugeschrieben werden, sind von Erz, mit KAINON oder KAINΩN bezeichnet, und bis jetzt hat man fünf verschiedene Gepräge davon kennen lernen. 1) *Av.* Ein springendes Pferd, mit fliegendem Zügel, dahinter mehrentheils ein Stern; im Abschnitt: KAINON. *Rev.* Ein laufender Hippogryph, unter ihm gewöhnlich eine Heuschrecke, seltner eine Keule. AE. 3. — 2) *Av.* Ein jugendlicher Kopf mit dem Diadem. *Rev.* Ein Vogel, vor ihm der Kopf eines Stiers oder Widders; über dem Rücken des Vogels KAINΩN AE. 3. — 3) *Av.* Ein weiblicher Kopf mit Ohrgehängen. *Rev.* Der Vogel, und vor ihm der Widderkopf KAINΩN ΠΕΑ — AE. 3. — 4) *Av.* Ein weiblicher Kopf mit vier Fischen umgeben; umher: KAINΩN. *Rev.* Der Vogel, vor ihm ein Thierhaupt. Ueber dem Vogel MEBE und ein Stern oder eine Blume. AE. 3. — 5) *Av.* Der Kopf der Minerva; hinter ihm ein Dreyeck; über ihm zwey Kugeln. *Rev.* Eine geflügelte Victoria, in der Rechten einen Kranz, in der Linken ein Tropäum tragend. Unter der Figur: KAINON. AE. 3. — Die *erste* zahlreichere Classe war schon längst bekannt, die *zweyte* kennt man seit 1746 durch den Pembrockischen Katalog; die *dritte* und *vierte* nur durch Sestini, und beide sind, als *numi unici*, bis jetzt allein bey Ainslie zu finden. Die *fünfte* führt Burmann in *Dorville Sicula* p. 404 an, er sagt aber nicht, wo das Original zu finden sey. (Vgl. jedoch *Eckhel* und *Pellerin* Rec. I, pl. VII, 18.)

Agostini setzte, in dem von ihm herausgegebenen Paruta, die erste Classe unter die Münzen von Syrakus, vermuthlich wegen Aehnlichkeit des Typus, aber ohne sich über das KAINON zu erklären. *Havercamp* tadelt dieses in seiner vermehrten lateinischen Bearbeitung des Paruta, theilt zuerst diese Münzen der Insel Cäne zu, und erklärt alle darauf sich befindenden Bilder als Beziehung auf eine Kolonie von Syrakus, welches diese Insel auch wa Diese Meinung fand Beyfall und wurde als wal angenommen. *Mazzochi* vermuthete, dass die Münzen dem Vorgebirge *Caenys* zugehörten; abe wenn auch wirklich eine Stadt dieses Namens ex stirte: so konnten die Einwohner derselben im G nitiv des Plurals unmöglich KAINΩN heissen, un so fand diese Meinung mit Recht keinen Beyfall.

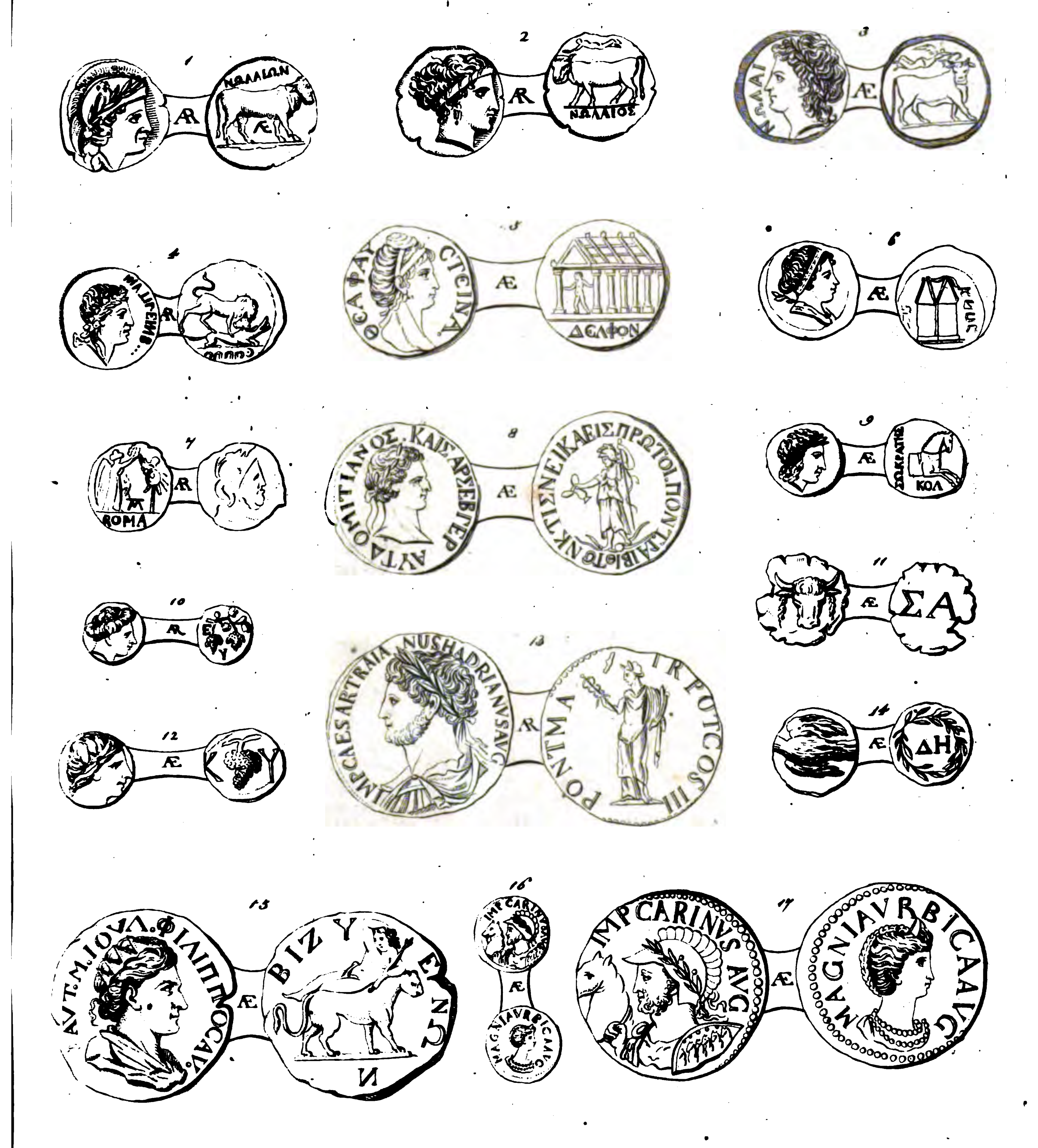
Torremuzza folgte in dem ersten Katalog sein sicilianischen Münzen (1767) der Havercampische Deutung; aber in dem fünften seiner Zusätz zu dem Havercampischen Paruta änderte er sein Meinung, und glaubt diese Münzen eher eine Ort Caena zuschreiben zu können, der in *Antoni Itinerario*, als nahe bey Agrigent gelegen, vorkomm findet aber (weil er nicht τα Καινα, *Caena — orum*, so dern fälschlich Καίνη im *feminin.* declinirte) eine gran matische Schwierigkeit. *Sestini* trat 1789 Torremuzz bey und widerlegt den P. *Magnan*, der in *seiner Brutt numismatica* gleichfalls für die Insel *Caene* gestimn hatte. *Eckhel* ordnete darauf (1792) in seiner *Doct Num.* diese Münzen doch noch unter die Insel Cän führt aber dabey die verschiedenen Meinungen fi *Caenys* und *Cena* an, ohne sich für eine derselbe zu entscheiden. Späterhin stellte *Sestini* eine gan neue Meinung (in seiner *Descr. Num.* p. 12) üb die Münzen mit dieser Legende auf. Er wiederho nämlich erst, was er schon in den *Lettere* behaupt hatte, dass sie unmöglich der kleinen unfruchtbare Insel Caene angehören könnten, und theilt sie dan der Stadt Neapel in Campanien zu, und zwar thei weil einige Münzen von Neapel ein ähnliches G präge haben, theils auch weil Neapel, welches eh dem Parthenopolis und Paläopolis hiess, anfang καινη geheissen zu haben *schiene.* Hr. S. hält sie ab eher für syrakusische Münzen, theils weil dergle chen häufig in Sicilien, nicht aber in Campanien g funden werden, theils auch weil das Gepräge de ersten Classe, das Pferd und der Greif, so wie auc der Vogel der zweyten Classe auf neapolitanische Münzen gar nicht, und der weibliche Kopf mit de vier Fischen sehr selten vorkömmt; da hingegen a les dieses den syrakusischen Münzen eigenthümlich i da ferner ein Theil dieser Stadt Neapolis hiess, un die Einwohner dieser Neustadt von Syrakus wo auch καινοι genannt werden konnten. —

Es folgen hierauf *Untersuchungen über ein ge seltene antike Münzen*, in Bezug auf die di sem Werke *Tab.* 2 beygefügten Münzen. Um die Les dieser Recension in den Stand zu setzen, selbst z beurtheilen, in welchem Geiste diese seltenen Den mäler des Alterthums erklärt werden: so sind d Abbildungen davon in der beygefügten Kupfe tafel geliefert worden. Den Anfang macht ein Au satz:

Ueber die Münzen von Nola in Campanien. **Al Münzen von Nola sind selten, und selbst das kaise liche Cabinet in Wien hatte im Jahr 1779, als d**

Ec

Tab. 2.


1
ΝΩΛΑΙΩΝ
2
ΝΩΛΑΙΟΣ
3
4
5
ΘΕΑ ΦΑΥΣΤΕΙΝΑ
ΔΕΛΦΩΝ
6
7
ROMA
8
9
ΚΟΛ
10
11
ΣΑ
12
13
IMP CAESAR TRAIANUS HADRIANUS AUG
PONT MA TR POT COS III
14
ΔΗ
15
AVT. M. IOVΛ. ΦΙΛΙΠΠΟC AVΓ.
ΒΙΖΥΗΝΩΝ
16
17
IMP CARINUS AUG
MAGNIA URBICA AUG

Eckhelsche Katalog herauskam, nur Eine Münze in Silber von dieser Stadt. Diefs ist die Ursache, warum noch in keinem Münzwerke, und auch selbst nicht in Eckhels Doctr. Num. dieser Artikel befriedigend behandelt worden ist. Acht wohl erhaltene Münzen aber, welche das vortreffliche *Herzogl. Gothaische Cabinet* besitzt, setzten Hr. S. in den Stand, eine vollkommnere Uebersicht hievon zu liefern. — Es giebt nämlich drey Classen von Nolanischen Münzen (6 Kupfertaf. N. 1. 2. 3): zwey finden sich nur in Silber, die dritte in Erz, goldne hat man gar nicht. *Eckhel* nimmt nur 2 Classen an, die erste, mit dem Minervenkopfe, hat er übersehen, denn schon *Gesner* kennt sie, und *Rasche* führt sie daraus an. *Rasche* hat vier Classen, aber seine zweyte ist ein *Numus Goltzianus*, und kein anderer Numismatiker weifs etwas davon.

Neue Erklärung einer Samnitischen Münze (N. 4). *Olivieri* und *Swinton* haben schon bewiesen, dafs die auf dieser Münze befindliche Schrift den *C. Papius Mutilius Imp.*, der auch *Aponius* genennt wurde, bedeute, jenen berühmten Feldherrn der verbündeten Völker des untern Italiens, die im Jahre Roms 663, neunzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, in einem der blutigsten Kriege von den Römern das Bürgerrecht erkämpfen wollten. Ferner, dafs unter dem Stiere auf dem Revers die Samniter vorgestellt wurden, und dafs sich dieses auf den Sieg des *C. Pap. Mutilius* über die Römer oder eine andere Stadt beziehe, worin *Swinton*, *Dutens* und *Eckhel* mit einander übereinstimmen. Aber das unter dem Ochsen liegende Thier nennt *Swinton* einen monströsen Hund, *Dutens* ein Krokodil, und *Eckhel* scheint ihm beyzustimmen. Allein nach dem wohlerhaltenen Exemplare des Gothaischen Cabinets ist es, nach der Versicherung des Hn. S., ein *Wolf*. Dieser Wolf wird nun vom Vf. auf eine doppelte Art gedeutet. Entweder, sagt er, nach einer Stelle des *Strabo*, bedeutet dieser Wolf die *Hirpini*, (welche ihren Namen von dem *Wolfe* haben, der ihrer Kolonie zum Führer diente; denn *Hirpos* hiefs bey den Samnitern ein Wolf) welche an die Samniter grenzen und auch Samniter sind; oder auch die *Römer*, welche letztere Bedeutung ihm mit Recht annehmlicher zu seyn scheint, da, nach der Geschichte, C. Pap. Mutilius in dem marsischen Kriege so siegreich gegen Rom focht.

Seltne Münze von Delphi auf die ältere Faustina (N. 5). Hier hat der Vf. sich gegen *Eckhel*, der alle Autonom - Münzen von Delphi für zweifelhaft erklärt, weil er sie nur aus Goltz kannte, auf zwey Münzen im Bentinkischen Katalog berufen. Bey dieser Gelegenheit erinnert sich Rec. an die Behauptung eines gewissen Numismatikers, dafs sich in der Bentinkischen Sammlung eine aufserordentliche Menge nachgemachter und erdichteter Münzen befände. Wenn dieses wahr wäre: so dürften diese Münzen wohl auch nicht als Beweis gelten. — Da auch die Kaisermünzen dieser Art selten sind: so verlohnte es sich schon der Mühe, diese, durch die Seckendorfische Sammlung in das Gothaische Cabinet gekommene, Münze hier aufzuführen, ob sie gleich schon durch *Eckhel* aus *Spon's Voyage de Grece* und durch den *d'Ennery'schen* Katalog bekannt ist.

Ueber eine Münze von Capua (N. 6). Das, was *Eckhel* auf dieser Münze für zwey *Pyramiden* und *Rasche* für *Zelte* hält, erklärt der Vf. für *Metas*. Man kann dieses wohl annehmen, da Capua durch die Renn - und Fechterspiele so bekannt war.

Sehr seltene Münze der Familie Bäbia (N. 7). *Eckhel*, der diesen Denar nur aus der Sammlung des Grafen Vitzai kannte, hält ihn für so alt, dafs er wirklich in die Zeiten des Consul *M. Baebius Tampilus* (A. V. 573) gehören könnte. Das Original des hier abgebildeten befindet sich in der Herzogl. Sammlung zu Gotha.

Eine unedirte Münze von Nicäa (N. 8). Zu der grofsen Menge von Münzen, die man schon von dieser Stadt besitzt, kommt hier eine noch bis jetzt unbekannte. Die Figur auf dem Revers wird für den Bacchus angenommen, und das, worauf er steht, für den Flufs Sagaris oder Sangarius, der auf andern Münzen der Stadt Nicäa als liegender Flufsgott vorkommt. Die weitere Ausführung davon verdient gelesen zu werden.

Seltene Münze von Kolophon in Jonien (N. 9). Dieser *Numus unicus* des Gothaischen Cabinets unterscheidet sich durch den Namen des Magistrats: *Socrates*, welchen man auf keiner andern, bis jetzt bekannten, Münze von Kolophon findet.

Münze der Stadt Erythrä in Jonien (N. 10). Da diese Gegend im Alterthume wegen des Weinbaus berühmt war: so ist es allerdings passender, diese Münze dem Erythrä in *Jonien*, als dem in Böotien, zuzuschreiben (wenn nicht an *Erythrae Locrorum Ozolarum* zu denken ist).

Die folgende Münze (N. 11) auch aus dem Gothaischen Cabinet, verdient um so mehr Aufmerksamkeit, weil man von der *Insel Salamis* noch weiter keine Kupfermünze, als eine ähnliche im Hunterischen Cabinet, kennt, diese auch von einem andern Stempel ist.

Münze von Kydonia in Kreta (N. 12). Diese Münze ist bis jetzt einzig; aber eine ähnliche befindet sich im Pariser Cabinet, doch mit ΚΥΔΩ statt: ΚΥ.

Silberner Medaillon des Kaisers Hadrian (N. 13). *Eckhel* glaubte, dafs es nur vom Trebonian bis auf Carus silberne Medaillons gebe, dieses Stück beweist aber, dafs auch die frühern Kaiser schon dergleichen geprägt haben.

Unedirte Münze der Insel Delos (N. 14). *Sestini* sah mehr als vierzig Münzen von Delos in der Sammlung des Hn. *Ainslie*, aber keine von ihnen hatte

hatte etwas anders, als auf dem *Avers* den Kopf des Apollo, auf dem *Revers* die Leyer, oder ein Füllhorn, daneben den Schwan und die Buchstaben ΔH. Ist auf dieser Münze, deren unleserliches Original sich im Gothaischen Cabinet befindet, wirklich ΔH zu lesen, und gehört sie der Insel Delos: so ist sie das erste Gepräge dieser Art.

Medaillon der Stadt Bizya in Thracien. Das Wiener Cabinet besitzt zwey Medaillons dieser Art, aber mit andern Reversen. Der gegenwärtige befindet sich im Gothaischen Cabinet (N. 15).

Höchst seltene Münzen der Magnia Urbica und des Kaisers Carinus. (N. 16. 17.) Die Kaiserin Magnia Urbica ist blofs aus Münzen bekannt, und lange hat man nicht gewifs gewufst, ob sie die Gemahlin des Carus oder Carinus war, bis diese Münze entschied.

Das Kapitel *von Ausgrabungen antiker Münzen* ist interessant, aber nicht wohl eines Auszugs fähig, und wird auch in künftigen Bänden viele Nachträge zulassen. Eben dieses kann man von den *Nachrichten über die berühmtesten, den Regenten und Staaten gehörigen Cabineten*, so wie auch *von den ansehnlichsten Privatsammlungen antiker Münzen*, welche letztere besonders das Band werden können, wodurch, wenn nicht alle, doch die mehresten Sammler gewissermafsen mit einander verbunden, wenigstens einander bekannt werden können. Den Schlufs der ersten Hauptabtheilung macht die *Literatur der alten Numismatik* und vermischte *Nachrichten und Anfragen* in eben dieser Rücksicht.

Da die *neuere Numismatik* hier nach eben dem Plane bearbeitet ist, wie die alte, so machen auch hier I. *Abhandlungen* den Anfang, und zwar 1) *Allgemeine Regeln, wie Vorstellungen für Denkmünzen zu entwerfen sind.* Dieser Auffatz, aus dem Französischen des *Leblond* übersetzt, ist vermuthlich vielen unserer Leser bekannt. Der Seichtigkeit und Oberflächlichkeit desselben konnte durch Hn. S. beygefügte Anmerkungen nicht abgeholfen werden. Der Gegenstand erfodert eine neue, erschöpfende Behandlung. 2) *Ueber Hn. Gedike's Vorschlag, den gangbaren Münzen zugleich die Einrichtung und Bestimmung von historischen Denkmünzen zu geben.* Hr. S. ist mit Hr. G. völlig einerley Meinung, nur glaubt er, dafs die Neuerung, Köpfe von verdienten Staatsbeamten auf die Reverse geltender Münzen zu setzen, wie Hr. G. in dem erwähnten Auffatze vorschlägt, etwas grofs seyn würde, und dafs schon viel gewonnen wäre, wenn nur die Einförmigkeit der seitherigen Münzen dadurch unterbrochen würde, dafs unsere Fürsten auf die Rückseite irgend ein, sie selbst und ihre Regierung betreffendes, chronologisches Factum, einen Friedensschlufs, die Einführung eines neuen Gesetzes, die Geburt eines Thronerben etc. setzen liefsen. Ein anderes Mittel, sagt er ferner, das Gute, das in jenem Vorschlage liegt, zu realisiren, wäre, wenn der Regent die Gedächtnifsmünzen, die zu Geschenken bey Krönungen und andern feyerlichen Gelegenheiten, oder zur Belohnung des gelehrten Fleifses und der Industrie etc. verfertigt werden, nach dem angenommenen Münzfufse ausprägen und den Werth darauf setzen liefse, so dafs sie, gleich den andern, Cours hätten. Auf diese Art würde verhütet, dafs der Besitzer oder Erbe einer solchen Medaille, der jetzt eben currentes Geld braucht, sie nicht dem Goldschmidt zum Einschmelzen übergäbe, weil er sie eben so, wie anderes Geld brauchen könnte.

II. *Aufzählung und Beschreibung der in den letztern Jahren geprägten Münzen, nach der geographischen Folge der Staaten.* Dafs dieses Kapitel keines Auszugs fähig ist, liegt in der Sache, eben so wie dieses, dafs es anziehend für Numismatiker seyn mufs.

III. *Jettons, Münzen von Medailleurs auf den Jahreswechsel, zur Belohnung des Fleifses, als Geschenk für Freunde* u. s. w. Dafs diese Classe von Münzen keinen historischen Werth habe, ist wahr, aber doch macht sie in ästhetischer Hinsicht keinen unwichtigen Theil der Numismatik aus. Der IV und V Abschnitt welcher Nachrichten von *öffentlichen und Privatsammlungen moderner Münzen* giebt, ist in Vergleichung mit den Nachrichten von Sammlungen antiker Münzen etwas mager ausgefallen, da man doch mehrere Sammler moderner als antiker Münzen wenigstens in Teutschland, findet.

Die Literatur der neuern Numismatik giebt nicht blofs die Erscheinung dieser Bücher an, sondern erzählt auch ganz kurz den Inhalt derselben. Bey den *Miscellen* fiel dem Rec. der letzte Artikel auf welcher zu verkaufende Münzen bekannt macht. Da nur alle zwey Jahre ein Band von diesen Annalen erscheinen soll: so können nur diejenigen Münzverkäufe bekannt gemacht werden, die eben zu der Zeit vorfallen, wenn wieder ein Band im Druck erscheinen soll.

Eine so weitläufige Anzeige glaubte Rec. dem ersten Theile dieses nützlichen Werks schuldig zu seyn, um das numismatische Publicum, welches ohnehin nicht grofs ist, darauf aufmerksam zu machen, den sachreichen Inhalt desselben auseinander zu setzen, und zugleich den Geist zu zeigen, in welchem es gearbeitet ist, damit nicht Verfasser und Verleger, aus Mangel an Absatz, sich genöthigt sehen einen Plan aufzugeben, durch den so viel Gutes für diese Wissenschaft bewirkt werden kann.

Wr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 16 JANUAR, 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Giguet u. Michaud u. NEUFCHATEL, b. Fauche-Borel: *Correspondance originale et inédite de J. J. Rousseau avec Mad. Latour de Franqueville et M. Du Peyrou.* An XI — 1803. T. I. 371 S. T. II. 341 S. T. III. 380 S. 12.

Dieser Briefwechsel giebt zur näheren Kenntnifs des Charakters eines der sonderbarsten und merkwürdigsten Männer des vorigen Jahrhunderts eben so geringe Ausbeute, als zur Vermehrung der angenehmen und interessanten Lectüre, welche so viele andre Briefe Rousseau's und seiner Freunde in hohem Grade gewähren. Man findet hier nur neue Beweise für seine Eitelkeit, bey der man ihn so leicht gefangen nehmen konnte, für sein unseliges Misstrauen, das überall Verrath witterte und seine launische Unbeständigkeit, gegen welche die treuste Sorgsamkeit und Liebespflege nichts vermochte.

Die beiden ersten Bände enthalten die Correspondenz der Madame *Latour de Franqueville* mit Rousseau. Obgleich der Herausgeber, sich auf die Redacteurs des *Mercure* berufend, versichert, dass es nicht möglich sey, mehr Gefühl, Verstand und Grazie an den Tag zu legen, als Mad. *Latour* in ihren Briefen gethan habe: so scheinen sie Rec. doch nur das Verdienst einer reinen gewählten Sprache und eines klaren sentenzenreichen Styls zu haben. Der Gang der Correspondenz scheint ihm bey weitem das Bedeutendste daran, und so will Rec. versuchen, diesen so kurz als möglich darzustellen.

Eine Freundin der Mad. *Latour* (wahrscheinlich eine Mad. *de Solar*) bildet sich ein, in Rousseau's *Julie* das Ebenbild ihrer Freundin, und in der *Claire* jenes rousseauischen Romans ihr eignes Ebenbild zu finden. Sie entdeckt diefs in einem vertraulichen Briefe an R., und zugleich, wie ihre Freundin, die alle neue Bekanntschaften eben so sehr, als sie selbst das Schreiben, hasst, seine Bekanntschaft doch mehr als alles in der Welt wünsche. R. bezeigt sogleich Tages darauf auch sein geheimes Verlangen, die Freundinnen beide kennen zu lernen, und fügt so angenehme Galanterieen hinzu, dass die Damen schwerlich daraus den ziemlich bejahrten, an einer unheilbaren Krankheit leidenden Mann ahnden sollten, wenn er ihnen denselben nicht schon selbst in seinem Briefe verrathen hätte. Den nächsten Brief der Vertrauten begleitet auch ein schöner langer Brief der angebeteten Freundin, die sich gegen die grossen Lobeserhebungen der partheyischen Freundin zu verwahren sucht. R. antwortet darauf nicht, und es erscheint ein dritter Brief der Vertrauten. Diesen beantwortet R. und zeigt sein Misstrauen gegen die ganze Entreprise, indem er sich über den Brief der Hauptperson im Spiele mit den Worten erklärt: „*cette lettre, ne vous déplaise, n'est point d'une femme, mais seulement d'un homme ou d'un ange, ce qui est tout un pour mon dépit.*" Er findet noch andere Bedenklichkeiten, erwiedert nichts auf den Brief der Mad. Latour, und schliesst seinen Brief an die vertraute Freundin, nach der Aeusserung, dass hiemit ihr kurzer Briefwechsel wohl beendigt seyn möchte, mit folgenden charakteristischen Worten: „*Jouissez du triomphe aisé de me laisser du regret à la finir. Je suis sensible, facile, et naturellement fort aimant; je ne sais point résister aux caresses. D'une seule lettre vous m'aviez déja subjugué; j'avoue aussi, que votre feinte Julie ajoutoit beaucoup à votre empire; et maintenant encore, que je sais, qu'elle n'existe pas, son idée augmente le serrement de coeur, qui me reste, en songeant au tour que vous m'avez joué.*"

Die Freundinnen haben es sich nun aber einmal in den Kopf gesetzt, mit R. in bleibenden Briefwechsel zu kommen: beide fahren fleissig fort, ihn mit Briefen zu bestürmen, und R. antwortet endlich wieder mit einem kurzen Briefe: „*aux inséparables hommes ou femmes*", der so anhebt: „*Il faut vous l'avouer Messieurs ou Mesdames, me voilà tout aussi fou, que vous l'avez voulu.*" Uebrigens besteht er aber darauf, der neuen Julie nicht schreiben zu wollen, bis sie sich beide zu erkennen geben würden. Julie schreibt nun einen schönen ausführlichen Brief, worin sie sich als Weib zu legitimiren sucht. Sie sagt ihm unter andern: „*Mais que trouvez vous donc dans ce que je vous ai adressé de si supérieur a l'idée que vous avez des femmes, pour vous obstiner à doutes que je le sois? Les femmes ne peuvent-elles connoitre le mérite, le chérir, le chercher? Les entraves qu'on leur à mises doivent-elles resserrer leurs lumières et leurs sentimens; où, en leur permettant d'appercevoir le bien, leur a-t-on défendu de l'aimer. La tyrannie des préjugés s'étend-elle en un mot sur les plus précieuses facultés de l'ame? Vous m'apprenez, que mon goût pour les grands talens peut-être malheureux, mais rien ne me persuadera qu'il soit condamnable.*" Sie besteht indess ihrer Seits darauf, sich nicht zu nennen, und erhält denn doch ihren Willen, einen eignen Brief von R. zu haben. Dieser

Dieser ist überschrieben: „*A Julie*", mit dem Zusatze: „*Je joindrois une épithète si j'en saurois quelqu' une qui pût ajouter à ce mot.*"

Nun ist der Briefwechsel im Gange und dreht sich vorzüglich um R's. Misstrauen und Krankheit, die die Schöne durchaus durch einen Arzt geheilt wissen will, dem R. widerstrebt. In R's langem Vertheidigungsbriefe, worin er einen freyen und hohen Ton mit den Damen annimmt, zeigt sich auch wieder seine kleinliche Aengstlichkeit über den Umstand, dass die Damen ihre Briefe an ihn frey machen; er glaubt auch frankiren zu müssen. Die Correspondenz wird übrigens von *Paris*, der Wohnung der Damen, und von *Montmorency* aus, das einige Meilen Paris liegt, geführt.

Von der Vertrauten erhielt R. bald einen Brief voll Vorwürfe, dass er mit seinem widerwärtigen Betragen ihre Freundin krank gemacht; sie legt ein kleines Billet, vom Krankenbette geschrieben, bey, worin die neue Julie ihren R. schon *St. Preux* nennt. Ein kurzes leidenschaftliches Billet von R. schliesst wieder mit dem Wunsch, dass sich die Damen nennen möchten, wobey er dann die Fortdauer des Incognito in ihrer weitern Correspondenz sehr billigen würde. Auf einige Briefe der Vertrauten, voll Lobes der ungenannten Freundin schreibt R. einen langen Brief an Julie, dem sogleich ein noch längerer von ihr folgt, voll der bittersten Vorwürfe über sein bald leidenschaftliches, bald hochmüthiges Benehmen gegen sie. Da die Schöne aber den angekirrten *St. Preux* doch nicht aus den Händen lassen will: so wirft sie ihm am Ende zärtlich vor, dass sein Brief nicht an *Julie*, sondern *à moi* überschrieben gewesen; (sie überschreibt ihre Briefe noch immer *de moi*). Sie will durchaus von ihm den Namen *Julie* haben und behalten.

Die Damen haben beide wieder eine Weile zu schreiben, ehe R. antwortet, und das geschieht dann in wenigen Zeilen *à Julie*, die blofs sagen, dass er nicht anders als in seinem Tone schreiben könne, und wenn ihr der nicht gefiele, müsst' er schweigen, würde auch sobald nicht wieder schreiben. Julie, die einmal in Briefwechsel mit ihrem St. Preux seyn und bleiben will, schreibt einen vortrefflichen Brief, worin sie ihm ein reitzendes Porträt von ihrer geliebten *Claire* macht. Es ist ihr aber so zur Gewohnheit geworden, ihren St. Preux mit Vorwürfen zu bestürmen, dass sie ihren Brief noch mit dem Vorwurf schliesst: er habe sie in seinem letzten Billete „*belle Julie*" genannt. R. nennt sie dafür in seinem nächsten Briefe „*Madame*", und entsagt dem Briefwechsel mit beiden völlig, weil er nicht fleissig genug dagegen schreiben könne, und sie nicht gut gelaunt genug wären, den Briefwechsel allein unterhalten zu wollen. Julie verlangt darauf in einem betrübten Briefe, dass R. ihre Briefe verbrennen möchte. Claire schreibt ihm aber rund heraus, er sey im Grunde nicht besser wie andre Männer, nachdem sie ihm den harten Vorwurf gemacht, dass er ihnen geschmeichelt hätte, so lange sie das *Incognito* behauptet, nun er sie aber kenne, ihnen den Stul vor die Thüre setze.

Nun, sollte man denken, wären sie sich einand[...] los. Nichts weniger. Nach acht Tagen ergreift d[...] treue Julie die Feder und hebt ihren Brief mit de[...] Worten an: „*Ecrivai-je a Saint Preux?*" Sie wi[...]derholt sich und ihm die schmeichelhaften Ausdrüc[...] seiner ersten Briefe, und kommt endlich auf sein[...] Emil zu sprechen, den das Publicum erwartete, u[...] von dem sie, vermuthlich für ihren Cirkel, so ger[...] etwas von R. erführe. Keine Antwort. Acht Ta[...] später schreibt Julie in demselben Ton, noch reich[...] an Citationen aus R's ersten zärtlichen Briefen, u[...] darauf erhält sie einen kurzen aber nachdrücklich[...] Brief, der hier wohl ganz stehen mag: „*St. Pr[...] avoit trente ans, se portoit bien, et n'étoit occupé [...] de ses plaisirs; rien ne ressemble moins à St. Preux [...] J. J. Rousseau. Sur une lettre pareille à ma derni[...] Julie se fût moins offensée de mon silence qu'alarmée [...] mon état; elle ne se fût point, en pareil cas, am[...] à compter des lettres et à souligner des mots; rien [...] ressemble moins a Julie que Mad. de . . Vous a[...] beaucoup d'esprit, Madame, vous êtes bien aise de [...] montrer, et tout ce que vous voulez de moi ce sont [...] lettres: vous êtes plus de votre quartier que je ne [...] fois.*" (Sie wohnte nämlich im Quartier des *pa[...] royal.*) Diefer nachdrücklichen Erklärung folgt [...] langes rechtfertigendes Schreiben der Dame, w[...] sie am Ende förmlich dem fernern Briefwechsel [...] sagt, und man sollte denken, ihm auch einen ewi[...] Riegel vorschiebt, indem sie zu R., der weit m[...] auf sein Herz als auf seinen Verstand hielt, ausdr[...]lich sagt: „*Vous savez que j'ai de l'esprit, je sais, [...] que vous n'avez que de l'esprit.*" Ein Brief der [...]trauten (der letzte, der von ihr in der Sammlung [...]kommt) drückt sich gar naiv und kräftig über [...] *Bären* ihrer Freundin und über R's *inconsequ[...] fausseté* und *impertinence* aus.

Nichts desto weniger knüpft Julie zehn Tage [...] ihrem letzten Absagungsschreiben den Briefwe[...] wieder an, um sich nach R's Gesundheit zu erku[...]gen, und da dieser Brief unbeantwortet bleibt, [...] sie's nach Acht Tagen noch einmal, und erhält [...] einen vollkommen harten und impertinenten [...] von R., den er mit den Worten schliesst: „*Je [...] avoue, qu'un commerce de querelles n'a pas pour [...] d'assez grands charmes pour me fatiguer à l'entret[...] Vous pouvez vous dispenser de mettre a prix la re[...]tion de votre estime; car je vous jure, Madame[...] c'est une restitution dont je ne me soucie point.*" [...] für diesen Brief dankt ihm Julie wieder, weil e[...] doch noch lieber ist, von ihm ausgescholten zu [...]den, als ohne Nachricht von ihm zu bleiben. [...] tröstet sich am Ende wieder mit einigen ehema[...] angenehmen Redensarten aus Rousseau's Briefen [...] sagt ihm ihr „*Adieu pour jamais.*" Dieses „*Ja[...]*" gilt diessmal ganzer zwanzig Tage. Alsdann er[...] Julie wieder die Feder und erkundigt sich nach [...] Befinden ihres St. Preux; und da diess unbean[...]

tet bleibt, nach vierzehn Tagen wieder in einem längeren Briefe. Da auch dieser dasselbe Schicksal hat, nach drey Wochen zum dritten Mal. Darauf erhält sie eine kurze Antwort im milderen Tone, weil sie zuletzt weniger Vorwürfe und in einem schmeichelhaften Tone geschrieben, dem R., wie er ihr gesteht, nie wiederstehen könne.

Von dieser Zeit an — der bisherige Briefwechsel begreift Vier Monate Zeit — geht das so zehn Jahre lang fort, dass Mad. *Latour* von Zeit zu Zeit mehrere lange Briefe, voll Freundschafts- und Verehrungsversicherungen, und freundlichen Vorwürfen, schreibt, und dann und wann kurze Antworten von R. erhält, bis sie wieder einmal beide auf den zärtlichen Ton kommen. In diesem Zeitpunkte macht Mad. L. ihrem Freunde in einem Briefe ihr sehr ausgeführtes Portrait, so dass ein Mahler sie darnach recht gut mahlen könnte. Sie läst sich denn auch, da er Verlangen nach ihrem Bilde bezeigt, für ihn mahlen, und schickt ihm das Bild unter vielen Vorsichtigkeits-Maassregeln — zum Ansehen nach der Schweitz, seinem damaligen Aufenthalte, hin; um allen möglichen Scandal zu vermeiden, muss R. es aber mit umgehender Post zurück senden. In der Zeit heisst sie „*chere Marianne*", und er „*cher Jean Jacques.*" Die Zeiten von „*Madame*" und „*Monsieur*" treten aber auch wieder ein, da Marianne wieder in ihren alten Predigerton verfallt, und ihm über sein Wesen und Treiben sehr ernsthafte, bisweilen wirklich sehr treffende und nachdrücklich gesagte Bemerkungen und Vorwürfe schreibt. R. kommt nach Paris und sucht sie nicht auf; sie bestürmt ihn aber so lange mit Billets und mit Vorfahren, bis sie ihn endlich — zum ersten Mal nach jahrelanger Correspondenz — in seiner Wohnung zu sehen und zu sprechen bekömmt. Sie sagen sich zwar darüber allerley artige Sachen, die persönliche Bekanntschaft scheint aber von beiden Seiten nicht den besten Effect gehabt zu haben.

Mit den Jahren wird der Briefwechsel immer langsamer. Während seines Aufenthaltes in England bekommt die Dame nur Grüsse durch einen Correspondenten R's. Bey seiner Rückkehr weiss er es ihr aber sehr zärtlich Dank, dass sie gegen seine Feinde in der Humeschen Streitsache zu seiner Vertheidigung die Feder ergriffen habe. In den letzten vier Jahren von R's Leben hört der Briefwechsel ganz auf. Von den beiden letzten Jahren findet man noch ein paar kurze Billette der Mad. L., die unbeantwortet bleiben, und aus denen man ersieht, dass R., ohnerachtet er wieder in Paris lebt und wohnt, von einer neuen Heyrath der Mad. L., die sie ihm gemeldet, keine Notiz genommen hat.

Zu dem letzten hartnäckigen Schweigen hatte R. den triftigen Grund, dass Mad. L. ihm die Absicht, ihre Correspondenz mit ihm drucken zu lassen, endlich selbst bekannt gemacht hatte. Bey der Gelegenheit gab sie ihm folgendes Verzeichniss von ihrer Briefsammlung: „*Elle consiste en 158 lettres, dont 9 sont de Mad.***, 94 de moi et 55 de vous. De ces 55 lettres il y en a 34 où vous êtes à mes pieds, 6 où vous me mettez sous les votres, 9 où vous me traitez en simple connoissance, et 6 où vous vous livrez aux épanchemens de la plus intime amitié.*" Sie fügt sehr naiv hinzu, dass die sechs impertinenten Briefe sie abhielten, die Sammlung bey ihren Lebzeiten bekannt zu machen, und dass die Bekanntmachung deshalb bis nach ihrer beider Tode ausgesetzt bleiben sollte. Der erste Brief dieser Sammlung ist übrigens vom 28 Sept. 1761 und der letzte vom 15 Novbr. 1776.

Der *dritte* Band der vor uns liegenden Sammlung enthält Rousseau's Briefe an seinen Freund *Du Peyrou* in *Neufchâtel* in einer fortlaufenden Reihe vom 12 Sept. 1764 bis zum 2 Junius 1771; aber ohne die Gegenbriefe des Freundes. Von jenen Briefen R's ist auch schon ein grosser Theil in R's Werken abgedruckt, und ihr Inhalt ist dort auch oft der Inhalt von R's Briefen an andere Freunde. R. nennt indess Hn. D. P. in der ersten Zeit mehrmals seinen einzigen wahren Freund neben dem Mylord Marechal, der damals auch in Neufchatel lebte, und verabredete mit ihm einen Plan, schloss auch einen Contract mit ihm zu einer Herausgabe seiner sämmtlichen Werke, die seinen Ruhm und sein Leben in Sicherheit stellen sollte. Aber auch er konnte dem Verdachte des heimlichen Einverständnisses mit R's Feinden nicht entgehen. Während R's Aufenthalte in England — für welchen Zeitpunkt man in diesen Briefen nach neuen Aufschlüssen über das fatale Verhältniss zwischen R. und *Hume* vergeblich sucht — wird er ihm durch einige Einwürfe gegen die phantastische Darstellung seiner Lage, da sich ganz England und Frankreich gegen seinen Ruhm und sein Leben verschworen haben sollten, durch Vernachlässigung einiger übermäsig ängstlichen Vorsichtsmaassregeln, die R. in ihrem Briefwechsel (er sollte zuletzt in *Chiffern* geführt werden) beobachtet wissen wollte, endlich sogar durch genauere Berechnungen des für R. in Händen habenden Geldes u. dgl. verdächtig. Ob R. sich auch gleich bemühte, mit seinem vieljährigen thätigen Freunde nicht auf den rauhen Ton zu kommen, in welchem sich gewöhnlich seine Verbindungen endigten: so hatte es doch mit dem traulichen Verhältniss ein Ende, und sechs Jahre vor R's Tode bricht der Briefwechsel ganz ab.

Obgleich diese Briefe grossentheils nur R's ökonomisches Leben und seine Liebhaberey für die Botanik betrafen, so enthalten sie doch mehrere Urtheile und Betrachtungen, die den Stempel von R's Geist an sich tragen. Wir wollen nur eine davon hersetzen, welche die damaligen Genfer Unruhen betrifft: „*Pouviez vous espérer, que la liberté se maintiendroit chez vous malgré le voisinage, vous qui devez savoir, qu'il ne reste plus nulle part de liberté sur la terre, si ce n'est dans le coeur de l'homme juste d'ou rien ne la peut chasser? Il me semble aussi, je l'avoue, que vos peuples n'usoient pas de la leur en hommes libres, mais en gens effrénés. Ils ignoroient trop, ce me semble, que la liberté, de quelque maniere qu'on en jouisse, ne se maintient qu'avec de grandes vertus. Ce qui me*

fâche

fâche d'eux, est qu'ils avoient d'abord les vices de la licence, et qu'ils vont tomber maintenant dans ceux de la servitude. Par-tout excès: la vertu seule, dont on ne s'avise jamais, feroit le milieu."

Welch ein Glück für einen Mann von dieser Ueberzeugung, die französische Revolution nicht als Augenzeuge erlebt zu haben; weder die Zeit der Demagogen, die in seinen Schriften ihren Codex zu finden wähnten, noch die der jetzigen Herabwürdiger alles damals gemissbrauchten Guten und Edeln!

Fy.

Bremen, b. Seyffert: *Zimmermann's Verhältnisse mit der Kayserin Katharina II und mit dem Herrn Weikard.* Nebst einer Anzahl Original-Briefe der Kayserin. Von *H. M. Marcard*, Leibmedicus zu Oldenburg und erstem Arzte zu Pyrmont. 1803. 396 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Zu den vielen oft contrastirenden Eigenheiten unsrer Zeit gehört auch besonders diese, die Verdienste grosser und berühmter Männer nicht würdigen zu wollen. Durch Neid und andere gehässige Leidenschaften angetrieben, sucht man entweder ihre Talente zu schmälern, oder bemüht sich, wenn diese zu bekannt und erwiesen sind, durch Scheingründe und Erdichtungen, ihren Charakter und Handlungen in einem ungünstigen Lichte darzustellen. Die Wahrheit dieser Bemerkungen bestätigt sich auch durch die irrigen unglimpflichen Beurtheilungen, womit die Gegner des Ritters *von Zimmermann*, die seltenen Talente dieses grossen Arztes zu verringern, und seinen menschenfreundlichen Charakter herabzuwürdigen versucht haben. Alle Freunde und Verehrer dieses so oft verkannten und gemisshandelten Mannes, werden die eben so mühsamen als verdienstlichen Untersuchungen, welche Hr. *Marcard* zur Rechtfertigung seines verewigten Freundes angestellt hat, mit gebührendem Danke erkennen. Freylich war der Vf. dieser Apologie, durch die innigste Freundschaft mit Z. verbunden, seine Vertheidigung gegen jede falsche und ungerechte Beschuldigung zu übernehmen verpflichtet; aber auch dieses Motiv beseitiget, wird niemand das ächte Gepräge der Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit verkennen, wodurch sich diese Schrift so vortheilhaft auszeichnet. Dem Hn. *M.* war es nach seinem eigenen Geständnisse eine heilige Pflicht, diese Schrift abzufassen, abe auch nur ein *Marcard*, dem alle Verhältnisse des sel Z. bekannt waren, und der das Genie und das Her desselben durchschauete, war dazu fähig. Die Ver anlassung dazu gab ein von Hn. *Weikard* gewagter aber schlecht ausgeführter Versuch, die Ehre un das Andenken des Ritters v. Z. zu schmähen und z beschimpfen. Hr. Weikard bemüht sich ganz vor züglich in seiner bekannten Selbstbiographie (*Denk würdigkeiten aus der Lebensgeschichte des Kayserl. Ru sisch. Etats-Raths M. A. Weikard.* Nach seinem Tod zu lesen. Frankfurt und Leipzig 1801), die Verhält nisse des R. v. Z. mit der Kayserin Katharina II i ein für Z. ungünstiges Licht zu stellen. So behaupte W., das Geschäft der Besorgung teutscher Aerzt und Wundärzte nach Russland sey von der Kayseri als ein Mittel ersonnen, dem R. v. Z. mit guter Ma nier den Wladimir-Orden zu geben. In den vo Hn. M. angeführten Original-Documenten sind hin gegen die deutlichsten Beweise, dass Z. zuerst die sen Vorschlag der Kayserin that, in der schöne und menschenfreundlichen Absicht, geschickte abe unglückliche Aerzte zu versorgen. Eine andere Be schuldigung W's ist die Behauptung: Z. habe um de Wladimir-Orden förmlich gebettelt, und sich für ih mit um den Orden beworben, damit er nicht eife süchtig würde. *M.* widerlegt diese Beschuldigun weitläuftig und actenmässig mit evidenter Wah heit. W. klagt ferner Z. eines künstlich ausge dachten Plans an, ihn bey der Kayserin in Un gnade zu bringen. Aber auch diese gehässige Ankl ge ist ohne alle Wahrheit, und seine vorgebrachte Scheingründe sind entweder unrichtig dargestell oder erdichtet. Von gleichem Gehalte sind alle fo genden Beschuldigungen W's, die man grösster theils nicht ohne Unwillen lesen kann. Als Beleg dieser actenmässigen Darstellung enthält der Anhan dieser Schrift, einen Theil der Correspondenz de Kayserin Katharina II mit dem Ritter v. Z. Diese ve traulichen Briefe der grossen Monarchin an den be rühmten Mann gewähren ein ganz vorzügliches I teresse, und niemand wird sie ohne Bewunderun des grossen männlichen Geistes der verewigten Ka serin lesen. Sie enthalten die schönste Apologie de Ritters v. Z., und beweisen die hohe Achtung di ser einzigen Fürstin für einen Mann, der diese Au zeichnung so sehr verdiente.

M. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Paedagogik. *Bayreuth*, b. Pichler: *Bemerkungen über Gegenstände der Unterweisung und Erziehung auf Schulen.* Erstes Stück. Einladungsschrift — von *Joh. Friedr. Degen*, Mitgl. d. königl. Scholarchats, Prof. Primar. u. Alumnen-Inspector. 1803. 39 S. 8. Die wiederkehrende Verachtung der alten Sprachen auf Schulen und ihre Folgen machen den Hauptgegenstand dieser Schrift aus. Obgleich der Vf. bey dem B kannten und Oftgesagten stehen bleibt: so muss man doch b kennen, dass er, in seinen Verhältnissen, ein Wort zu sein Zeit gesprochen hat; und es ist sehr zu wünschen, dass d Studium der alten Sprachen und Literatur gegen die ihm ö fentlich geäusserte Herabwürdigung sein Recht behaupte.

M. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 JANUAR, 1804.

THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Summa theologiae christianae.* Scripsit *Christoph. Frid. Ammon,* Theologus Goettingensis. 1803. XX u. 200 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Gründe, welche den Vf. bestimmten, nach seinem 1797 erschienenen *Entwurf einer wissenschaftlich-praktischen Theologie* dieses Lehrbuch auszuarbeiten, und nach einem geänderten Plan abzufassen, sind in der Vorrede angegeben, welche *de theologiae rationalis cum positiva commercio, et utriusque religionis nexus retinendi, nostrisque diebus etiam servandi studio sapienti et necessario* handelt. Positive Theologie könne nicht nach blosser Willkür von Gott bestimmt seyn, das sey Gottes unwürdig; sie könne sich auch nicht bloss durch das äussere Ansehen Gottes unterscheiden, durch welches sie bestätigt sey; das streite wider die Pflicht, gewissenhaft in Religionssachen zu prüfen, welche die Bibel, wie die Vernunft, dringend empfiehlt. Der Vf. stimme vielmehr denen bey, *„qui theologiam positivam ad providentiae divinae actum singularem referunt, quo doctrinae sacrae, ipsa natura rerum et ratione duce ab hominibus nondum cognitae, numine procurante, suamque hunc in finem auctoritatem interponente, cum generis humani parte una vel altera, virorum sapientium interventu communicantur, et exemplis factisque idoneis firmatae illustrantur."* Sie müsse daher 1) auf den Grund der natürlichen Theologie gebaut, 2) durch göttliche Auctorität bekräftigt, und 3) durch Thatsachen und Beyspiele anschaulich und wirksam gemacht seyn. Die Nothwendigkeit, sie noch jetzt beyzubehalten, erhelle: 1) aus der Vortrefflichkeit des Inhalts des Evangeliums, dessen göttliche Kraft auch noch jetzt wirksamer und angemessener die Christen leite, als eine mit Unrecht so genannte Philosophie, die am Ziele nur zum Unglauben führe; 2) aus der verschiedenen Fähigkeit der Christen, unter welchen immer nur wenige durch Vernunftgründe allein sich bestimmen können; 3) aus der Verfassung der christlichen Kirche, welche den Lehrer der Christen an die Autorität der heiligen Schriften, und, bey voller Freyheit des Gewissens, doch in Absicht seiner Vorträge an eine Regel bindet, welche die Verbreitung irriger Meinungen verhüten soll; 4) aus der Beschaffenheit der Prüfungen der Candidaten des Predigtamts. Desswegen hat der Vf. für seine Vorlesungen das gegenwärtige Lehrbuch so abgefasst, dass er bey jedem Dogma zuerst die biblische Lehre, dann die Kirchenlehre, theils nach den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche, theils aus Luther's, Melanchthon's, Chemnitzens, Calov's, Quenstedt's, Hollazens und änderer Theologen des 17 Jahrhunderts Schriften bestimmt, und endlich eine bescheidene Beurtheilung hinzusetzt, die er durch das beystimmende Urtheil der vornehmsten Theologen der lutherischen Kirche aus der letzten Hälfte des 18 Jahrhunderts unterstützt. Denn wie es an der einen Seite nothwendig sey, künftige Lehrer der Kirche mit der Lehrart der Kirche und der symbolischen Bücher recht bekannt zu machen, weil manche mit derselben schimpflich unbekannt seyen: so sey es auf der anderen Seite noch nothwendiger, sie zur Unterscheidung der kirchlichen Lehrart, und der zu allen Zeiten wandelbaren Formen, von der beseligenden Lehre selbst anzuführen, und zu eigner fester Ueberzeugung, und rechter Anwendung der kirchlichen Lehrart zu leiten. Rec. freut sich der Uebereinstimmung des Vfs. mit seinen anderswo über denselben Gegenstand bekannt gemachten, ähnlichen Aeusserungen.

Der Vf. handelt in den Vorerinnerungen, 1) von der Theologie überhaupt, 2) von der rationalen und geoffenbarten Theologie, 3) von der Natur und Beschaffenheit der Theologie. Im ersten Theile ist die Lehre von Gottes Wesen und wirklichem Daseyn, und von der Trinität; im zweyten die Lehre von der Schöpfung und Regierung der Welt erörtert, und ein dritter Theil begreift die Lehre von der Ordnung des, den Menschen von Gott durch Christum bestimmten, Heils. In diesem Theile sind vorgetragen die Lehren von Jesus Christus, dem Erlöser der Menschen, von der Berufung und Prädestination; vom Glauben; von der Aussöhnung des Menschen mit Gott, oder von der Rechtfertigung, von der Heiligung des mit Gott ausgesöhnten Menschen; von den äusseren Heilsmitteln, und von der christlichen Kirche. Im vierten Theile ist zuletzt noch von der Fortdauer des Menschen nach dem Tode, und von dem Schicksale gehandelt, welches ein Mensch nach dem Tode zu erwarten habe. Man sieht, dass der Vf. im dritten Theile alles, was er, zum Theil etwas uneigentlich, mit dem Namen der *Heilsordnung* benannt hat, (die sonst bestimmter die Ordnung der Besserung (Busse) und des Glaubens heisst,) so auf einander folgen lassen wollte, wie es als Ursache und Wirkung zusammenhängt. Aber *dann* hätte doch wohl die Lehre von der christlichen Kirche und von den äussern Heilsmitteln gleich auf die Lehre von der Berufung und Vorherbestimmung folgen sollen, da der

der Mensch in der christlichen Kirche durch das Wort und die Sacramente zum Glauben erweckt wird, u. s. w. Doch andere mögen mit dem Vf. über die gewählte Eintheilung streiten, wider die sich freylich mancherley erinnern liesse!

Der Vf. beschreibt S. 3 die Religion zuerst richtig, als die Ueberzeugung des Menschen, dass er von einem höheren Wesen abhänge, dem er Ehrfurcht, Gehorsam und Dankbarkeit schuldig sey; gleich hernach aber definirt er sie als *conscientiae vinculum, quo cogitando, volendo agendoque, numini nos obstrictos esse sentimus.* Diese Definition ist zu eng: denn sie gilt nicht von der Religion noch roher Völker und Menschen, welche nicht Wirkung eines Dranges des Gewissens, welche bloss sinnlicher Cultus, ganz eigennützig, nur aus der Ueberzeugung von Abhängigkeit, und aus dem Wunsch entsprungen ist, das mächtige Wesen, von welchem ihr Glück und Unglück abhängt, sich günstig zu machen. S. 4 definirt der Vf. das Wort *Theologie objectiv* als Lehre von Gott und seinem Verhältniss zur Welt und zu den Menschen, und *subjectiv* als *Erkenntniss dieser Lehre.* Daher setzt er, wie schon oben bemerkt ist, in seiner Vorrede überall das Wort *positive Theologie,* wo man sonst positive oder geoffenbarte Religionslehre sagen würde, und auch diess entstand aus der oben bemerkten zu engen Definition der Religion. Der Vf. beruft sich vergebens in der Note S. 5 auf den Sprachgebrauch der reinen Griechen und der Kirchenväter. Diese haben niemals das Wort θεολογια von einer jeden Lehre von Gott, z. B. auch von dem populären Unterricht gebraucht, den ein Ungelehrter etwa als Vater seinen Kindern gab. Nur *Gelehrte,* die von der Gottheit und von Allem, was die Gottheit betraf, gelehrt hatten, *Dichter, Weltweise,* nannten die Griechen θεολόγους; und nur die *Lehrer wahrer Religion* nannten die Kirchenväter so, und die *Vertheidiger* derselben gegen Abgötter. Nie ist eine jede Erkenntniss der Lehre von Gott mit dem Namen Theologie benannt worden, und es würde am Ende lächerlich seyn, wenn man das Wort so gebrauchte; weil dann auch Kinder Theologen seyn müssten, und ihnen und den Ungelehrten aller Stände eine Theologie zugeschrieben werden müsste, sobald sie eine Kenntniss der Lehre von Gott erlangt haben. Diese Missdeutung des Wortes Theologie hat auf die Vorerinnerungen an vielen Stellen einen nicht günstigen Einfluss gehabt.

S. 16. 17 wo der Vf. den Begriff unmittelbarer Offenbarung vertheidigt, führt er zwey Gründe dafür an, 1) dass Jesus seine göttliche Sendung stets behauptet habe, 2) dass ein mittelbar göttlicher Unterricht bey aller menschlichen Erkenntniss statt finde, und also nicht den Namen der Offenbarung verdiene. Aber diejenigen, welche der Vf. bestreitet, leugnen ja die göttliche Sendung Jesu nicht; leugnen auch nicht, dass Gott bey seiner Offenbarung auch *unmittelbar* auf eine uns unerkennbare und unbegreifliche Weise gewirkt habe; sondern allein, dass Menschen an sicheren Merkmalen eine unmittelbare Wirkung Gottes erkennen könnten. Der Vf. hat sonst in seinen Abhandlungen zur Erläuterung seiner wissenschaftlich praktischen Theologie diess auch behauptet. Wollte er nun behaupten, unmittelbare Wirkungen Gottes erkennen zu können: so hätte der Beweis dafür nicht fehlen dürfen, denn die Berufung auf *revelatio spiritualis* beweiset nichts, da für uns eine Wirkung auf den Geist ohne Mittel der Erweckung seiner Selbstthätigkeit gar nicht denkbar ist. Wozu denn der unnütze Streit über unmittelbare Offenbarung? Wird ja doch die Offenbarung hinlänglich von jeder anderen Erkenntniss der Menschen unterschieden, wenn sie, wie der Vf. in der Vorrede sie definirt, als eine besondere ausserordentliche Wirkung der göttlichen Vorsehung definirt wird, wie die Bibel selbst die ordentliche und allgemeine Offenbarung, von der ausserordentlichen und besonderen Röm. I, 19. 20. II, 12—15 unterscheidet!

In der *doctrina biblica,* die der Vf. bey jedem Dogma zuerst beschreibt, wird zwischen demjenigen, was in der Bibel als Bild und Einkleidung der Lehre, und zwischen demjenigen, was als eigentliche Lehre zu betrachten ist, nicht unterschieden; sondern alle die Sätze werden mit aufgeführt, die hernach erst in der *epicrisis* von den *notionibus universis,* bey welchen, als dem Wesentlichen der Lehre, man sich beruhigen könne, abgesondert sind. Rec. fürchtet, dass diess leicht eine Verwirrung der Begriffe von der *Lehre* der Bibel veranlassen könne. Ist die *Lehre* der Bibel von Gott geoffenbart; so muss *diese Lehre* untrüglich wahr und für alle Menschen gültig seyn. Nur die Mittel, durch welche diese Lehre den Menschen erkennbar gemacht, und an die bey ihnen vorhandenen Ideen angeknüpft würde, müssen nach der Natur der menschlichen Seele, und können desswegen, auch ohne den Begriff einer besonderen und ausserordentlichen göttlichen Erweckung und Mittheilung aufzuheben, als zu verschiedenen Zeiten verschieden, und überhaupt als wandelbar, ausserwesentlich und nicht für alle Menschen nothwendig gedacht werden. Der junge Theolog muss also, wenn er als künftiger Lehrer der Christen mit fester Ueberzeugung die Religionslehre der Bibel als eine von Gott geoffenbarte Lehre vortragen soll, diese untrügliche und allgemeingültige Lehre der Bibel von allen den Mittelideen unterscheiden und absondern lernen, welche nicht *Zweck* der göttlichen Belehrung, nur *Mittel* derselben waren. Rec. würde wenigstens an der Göttlichkeit der biblischen Religionslehre zweifelhaft werden, wenn er urtheilen müsste, dass in der Bibel vieles als wesentliche und nothwendige Glaubenslehre vorgetragen wäre, was doch nach Vernunftgrundsätzen, die ja auch göttlich sind, nicht als wesentlicher und nothwendiger Gegenstand des Glaubens betrachtet werden könnte.

In der *doctrina ecclesiastica* sind die Dogmen nicht bloss nach den symbolischen Büchern, sondern auch mit den Bestimmungen vorgetragen, die von Calov, Quenstedt, Hollaz, u. a. hinzugesetzt sind. Diess scheint dem Rec. in der wissenschaftlichen Abhandlung

lung der christlichen Glaubenslehre unnöthig; weil Sätze darum noch nicht symbolische Sätze unserer Kirche sind, dass sie in irgend eines Theologen System vorkommen. Denn nur in so fern sie in unseren symbolischen Büchern vorkommen, sind sie symbolisch; weil unsere Kirche nicht, wie die päpstliche, irgend eine *auctoritatem doctorum ecclesiae normativam* anerkennt. Dann gehören auch die Formen der symbolischen Dogmen, so weit sie nicht etwa in Landeskatechismen vorkommen, gar nicht in die Vorträge christlicher Religionslehrer; nicht einmal als Mittelideen, daran Belehrung anzuknüpfen. Behüte uns der Himmel vor der Wiederaufnahme der alten Scholastik in Predigten und Katechisationen! Endlich hält Rec. (der mit dem Vf. über die Nothwendigkeit des Studiums der symbolischen Bücher für jeden Religionslehrer, der sich verpflichten soll, nach diesen Büchern die darin enthaltene biblische Religionslehre vorzutragen, vollkommen einverstanden ist,) es für besser, dass die Dogmatik und Symbolik, als zwey besondere Theile des theologischen Studiums abgehandelt, und in der letzten die künftigen Religionslehrer mit dem ganzen Inhalt der symbolischen Bücher bekannt gemacht, und zur richtigen Beurtheilung und Anwendung desselben angeführt werden; so dass es in der Dogmatik nur nöthig ist, zu zeigen, wie die symbolischen Formen der Dogmen auf eine der Religionslehre der Bibel gemäse Weise zu bestimmen sind. Bey einer solchen Trennung müssen beide Disciplinen an Vollständigkeit, Bündigkeit, Deutlichkeit und Gründlichkeit der Abhandlung gewinnen.

S. 176 heisst es in der Anmerkung: „*Nota imprimis loca* Matth. XX, 28 2 Cor. V, 21 Gal. III, 13 1 Petr. II, 24 1 Tim. II, 24. 59 Hebr. IX, 28, *quibus vicariae satisfactionis notionem inesse nemo facile negaverit.*" Gewiss ist es doch dem Vf. bekannt, dass allerdings von Mehreren geleugnet werden, und geleugnet wird, dass der *wirkliche Begriff* einer stellvertretenden Genugthuung, die Christus Gott geleistet hätte, in diesen Stellen liege; und man vielmehr behauptet, dass der Begriff einer stellvertretenden Genugthuung der klaren Lehre der Bibel von Gottes unpartheyischer Gerechtigkeit, und nur des Sünders Besserung und Beseligung, nicht sein Verderben wollenden Güte, durchaus widerspreche; und dass kein Opfer nach der Lehre der Bibel als *stellvertretend*, sondern nur als ein Zeichen der Reue, und als ein Gott dargebrachtes Geschenk eines reuigen, und um Vergebung bittenden Sünders, zu betrachten sey, so dass Gott durch die Annehmung des Opfers, als durch ein Symbol, Vergebung und Gnade unter der Bedingung der Reue, aus freyer Güte zusichere. Rec. hätte daher in einer so wichtigen Lehre nicht einen so entscheidenden Ausspruch, ohne überwiegende Gründe, erwartet. Der Vf. hat S. 179. 180 selbst gegen diese Lehre so viele Zweifel erhoben, dass dem, der sie wirklich für Lehre der Bibel hält, dieselbe bedenklich erscheinen muss, und wenn er S. 182 es als sein Urtheil anführt: „*sacrificii imagine sapientem forte, peccatorem autem, metu numinis trementem uti, ad mitigandum iratum posse*," so kann Rec. ihm nicht beystimmen, denn der vor Gott zitternde Sünder soll von Gottes Vaterliebe, die sich durch Jesus Christus offenbarte, Joh. 3, 16 belehrt und zur Gesinnung kindlicher Liebe erweckt werden, Röm. 8, 16, welche die Furcht vor Gott als vor einem nur durch Opferblut zu besänftigenden Richter verbannt, 1 Joh. 4, 18.

Doch alle die Dunkelheiten, welche in den hier angemerkten und in anderen Stellen, z. B. in der Lehre von der Gerechtigkeit Gottes, dem blossen Leser dieses Lehrbuchs übrig bleiben möchten, wird der mündliche Unterricht des Vfs. für seine Zuhörer aufklären. Sehr reichhaltig ist der hier gesammelte und geordnete Stoff zu Bemerkungen jeder Art. Auch auf die Aussprüche der älteren Weltweisen ist häufig Rücksicht genommen, und die harte Erklärung wider die Zeitphilosophie, welche oben aus der Vorrede angeführt ist, wird durch den ganzen Inhalt des Buches deutlich genug so bestimmt, dass sie nur auf die *Widersprüche der Zeitphilosophie* gegen die Grundlehren aller wahren Religion, nicht auf *wahre Philosophie* überhaupt, bezogen werden kann.

Der Preis des Buchs ist für 20 Bogen klein Octav auf schlechtem Druckpapier etwas hoch, zumal da zwey Bogen ein sehr entbehrliches Verzeichniss der citirten Autoren enthalten, und der Text nur sechszehn Bogen füllt. Als ein schätzbarer Vorzug des Werks verdient aber die reiche und wohlgewählte Literatur noch erwähnt zu werden, die in den enggedruckten Noten mitgetheilt ist, und ungeachtet der geringeren Bogenzahl den höheren Preis entschuldigen kann.

It.

ERFURT, b. Hennings: *Der Theologe, oder encyklopädische Zusammenstellung des Wissenwürdigsten und Neuesten im Gebiete der theologischen Wissenschaften, für Protestanten und Katholiken.* Von *Johann Joachim Bellermann*, ord. Prof. d. Theol. und Phil. auf der Univ. zu Erfurt, Director des Gymnas. u. s. w. Erster Theil. 1803. XX u. 266 S. 8. (20 gr.)

Noch genauer, als auf dem Titel, bestimmt der Vf. in der Vorrede die Absicht dieses angefangenen nützlichen Werkes, von dem wir um desto mehr die Fortsetzung wünschen, je weniger wir sie bey den vielerley Arbeiten, die Hr. B. beginnt und bey seiner bevorstehenden Ortsveränderung hoffen. Es soll aus dem grossen Schatze der theologischen Wissenschaften nach ihrem ganzen Umfange, so wie sie von den classischen Schriftstellern seit 1800 bearbeitet werden, das Gemeinnützigste von bleibender Brauchbarkeit gesammelt, geordnet und dann ganz einfach und möglichst kritisch in zwanglosen Theilen herausgegeben werden. Damit aber Einseitigkeit vermieden, Intoleranz vermindert, und die Scheidewand zwischen Protestanten und Katholiken möglichst durchbrochen werde, so soll nicht bloss auf die *protestantische* Theologie, sondern auch zugleich auf das Wichtigste, was die katholischen Gottesgelehrten liefern, und was das *römi-*

römische Kirchensystem betrifft, Rückficht genommen werden. Um dieses *Gazophylacium Evangelicorum et Catholicorum* noch mehr zum Erleichterungsmittel des theologischen Studiums zu machen, legt Hr. *B.* ein, nach einem wohlüberlegten Plane gemachtes, Fachwerk zum Grunde, worin er allem Wissenswürdigen, so wie es nach und nach bekannt wird, seinen Ort anzuweisen gedenkt. Er will ferner dadurch den Lesern einen grofsen Vortheil gewähren, dafs Wiederholungen schon mitgetheilter Wahrheiten nicht statt finden sollen. Nur die neuen Resultate und die interessantesten Facta will er zusammengestellt *einmal* aufführen, dann die successiven Berichtigungen der Wissenschaft nachtragen. Zu dieser Arbeit, welche für Prediger, angehende Theologen, und gebildete Laien berechnet ist (und warum nicht auch für die obern Lehrer an Gymnasien, die sich um vieler Ursachen willen in Bekanntschaft mit den Fortschritten der Theologie erhalten sollten?) — hat sich Hr. *B.* mit zwey Gehülfen vereinigt, mit dem als Schriftsteller schon bekannten Hn. Prof. *C. G. Hermann*, der besonders das Feld der Moral und Predigerwissenschaften übernommen hat; und mit Hn. *German*, der Theologie (nach dem katholischen Systeme) Baccalaureus, und Vicarius am Stifte Severi in Erfurt, der an einer Geschichte der Hülfsmittel zur Erlernung sämmtlicher morgenländischen und abendländischen Sprachen arbeitet, und für das gegenwärtige Werk das Feld der katholischen Theologie übernommen hat.

Ein Werk dieser Art, *so* angekündigt, wird gewifs ein grofser Theil derjenigen, für welche es bestimmt ist, willkommen heifsen. Akademische Gelehrte und solche, die in grofsen Städten wohnen, wo beträchtliche Buchhandlungen und Bibliotheken sind, haben keine Vorstellung davon, wie schwer es an kleinern Orten nicht blofs angehenden Theologen, sondern auch denen, die sehr wohl orientirt waren, ins gemein falle, sich in Bekanntschaft mit den Fortschritten ihrer Wissenschaft zu erhalten. Praktische Geschäfte und sehr beschränkte Einkünfte legen ihnen nicht selten die gröfsten Hindernisse in den Weg. Rec. will daher auch keinesweges durch allzustrenge Beurtheilung dessen, was in diesem erstem Theile zur Ausführung des gut entworfenen Plans geschehen ist, und durch übertriebene Foderungen an die Unternehmer, die Schwierigkeiten ihres nützlichen Werkes häufen, oder nur entfernt die Schuld auf sich laden, dasselbe ins Stocken zu bringen. Vielmehr will er auch gegen die Mitarbeiter des Herausgebers das Vertrauen äufsern, dafs sie eine vollständige Ueberficht der für ihre Bearbeitung erwählten Fächer haben werden, um das Neue, was von andern darin geleistet wird, gehörig entdecken, das Haltbare von dem Unhaltbaren scheiden, und den wirklichen Gewinn für die Wissenschaft darstellen zu können. Nur zwey Erinnerungen erlaubt er sich, wovon die eine die Art betrifft, wie der ganze Plan ausgeführt werden soll; die andere das, was diessmal geschehen ist. Der Zweck des Herausgebers soll nämlich erreicht werden durch „kernhafte Auszüge aus vorzüglichen Schriften." Nun ist es aber gewifs, dafs die besten Werke, zumal wenn sie vielumfassend sind: 1) Mehreres enthalten, was seit langer Zeit durchgearbeitet worden, und hier nur zusammengestellt ist, so dafs vielleicht der gröfste Theil nur neu geordnet erscheint. Soll ein wirklicher Auszug aus diesen Schriften gemacht werden, so mufs das Alte, schon Bekannte mitgenommen werden, wodurch die Absicht dieses Repertoriums neugefundener Resultate verloren geht; und überdiess werden die Verfasser der ausgezogenen Bücher dann mit Unrecht als die Urheber und Entdecker mancher Ideen, Facten u. f. w. dargestellt, welche sie blofs geordnet, vielleicht gar compilirt haben, ohne dafs durch ihre Anordnung ein bedeutendes Licht darüber verbreitet worden ist. Diejenigen aber, welche Wahrheiten zuerst zu Tage gefördert haben, kommen in dem gröfsern theologischen Publico um ihre gebührende Ehre. Sodann haben 2) auch die besten Werke ihre schwachen Parthieen, welche wichtige Zurechtweisungen und Zusätze in unseren, zum Theil vortrefflichen theologisch-kritischen Journalen oder wohl auch in akademischen Schriften erhalten. Wie der Zustand der theologischen Schriftstellerey jetzt ist, werden in der That in Zeit- und akademischen Schriften viele Ideen niedergelegt, welche als Zuwachs für die Wissenschaft und als Berichtigungen gröfserer Werke angesehen werden müssen. Die zweyte Erinnerung betrifft ein in diesem ersten Theile ausgezogenes Werk, das aus einer doppelten Ursache nicht hieher gehört; wir meinen den ersten Theil von *Flügge's Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit, Auferstehung, Gericht und Vergeltung.* Der erste Theil ist lange vor dem *Terminus a quo*, den der Herausgeber in der Vorrede gesetzt hat, herausgekommen, nämlich schon 1794, und es ist daher auch bey der Anzeige des Buches S. 184 die Jahreszahl ausgelassen worden, die sonst überall angegeben ist. Ueberdiess aber ist es ein sehr unkritisch compilirtes Ganze, das in der That der Geschichte jedes Dogma kein neues Licht gegeben hat. — Gegen die übrigen, in diesem ersten Theile ausgezogenen Schriften hat Rec. nichts zu erinnern: sie sind in der That reich an neuen Ansichten und Ideen; doch sind davon die höchst dürftigen Rechtfertigungen einiger katholischen Meinungen und Gebräuche von dem Grafen *Stolberg* in seinen Anmerkungen zu der Uebersetzung zweyer Schriften Augustin's, auszunehmen. Diese Armseligkeiten waren weder des Excerpirens noch des Widerlegens werth. — Der encyklopädische Umrifs der theologischen Wissenschaften, welchen Hr. *B.* diesem Theile vorangehen läfst (S. 1—101), und wobey er die hieher gehörigen Werke von *Nösselt*, *Planck*, *Wachler*, *Thym*, *Buhle*, *Krug*, und die *Revision der theologischen Encyklopädie und Methodologie* in den Ergänzungsblättern der A. L. Z. benutzt zu haben, dankbar bekennt, ist mit fester Hand gezeichnet, und bey aller Kürze sehr instructiv. Mit so grofsem Verlangen wir der Fortsetzung dieses Werkes entgegensehen: so werden wir diese doch, wenn sie erscheint, nur ihrem Daseyn nach anzuzeigen nöthig haben.

Hf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JANUAR, 1804.

KIRCHENGESCHICHTE.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung.* Von D. G. *J. Plank*, Consistorialrath und Professor der Theologie zu Göttingen. *Erster Band.* 1803. 706 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Wunsch des verdienstvollen Vf's. ging dahin, eine *reine* Geschichte der christlichen Kirche, *als eines äusseren gesellschaftlichen Instituts* zu geben, in welcher blofs dasjenige, was zu der grofsen Geschichte dieser Gesellschaft, ihrer Entstehung, Bildung und successiven Erweiterung, ihrer von Zeit zu Zeit sich ändernden Organisation, ihrer Polizey und Regierungsform, ihrer Verhältnisse zu anderen Gesellschaften, besonders zu der grofsen Staatsgesellschaft, und ihrer Einwirkung auf diese gehört, ausgehoben, und in sein gehöriges Licht gesetzt werden sollte. Es liegt in seinem Plan, auf diese Art die Geschichte der kirchlichen Gesellschaft bis auf das Zeitalter der Reformation herabzuführen; doch so, dafs jede durch eine Hauptveränderung ausgezeichnete Periode eine eigene Geschichte bekommen soll. Deswegen enthält dieser Band nur die Geschichte der Entstehung und Bildung der Kirche *im römischen Reiche und in den zu diesem gehörenden Provinzen.* Er kann daher auch als ein eigenes Werk für sich betrachtet werden, und hat den besonderen Titel: *Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung im römischen Staat, von der Gründung der Kirche an, bis zu dem Anfange des siebenten Jahrhunderts.* In einem zweyten, auch als eigenes Werk zu betrachtenden Theile, soll demnächst die kirchliche Verfassung in den neuen christlichen Staaten des Occidents, die sich gegen die Mitte und das Ende des fünften Jahrhunderts aus den Trümmern des römischen bildeten, beschrieben werden. Die Reihe der darin zu beobachtenden Erscheinungen zieht sich von der Mitte des fünften, bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts hinein. Von der Zeit an beginnt die Geschichte des eigentlichen Papstthums, als der dritte Theil des Ganzen, welches darzustellen der Vf. beabsichtigt; aber auch dieser Theil kann wieder als ein Werk für sich angesehen werden.

Man kann die Zweckmäfsigkeit dieser Abtheilung in so fern nicht verkennen, als wirklich die Kirche in jedem dieser so unterschiedenen Zeitalter, unter vielfach veränderten Umständen auch vielfach in ihrer Gesellschaftsverfassung verändert werden, und vielfach anders wirken mufste, und als diese Veränderungen ihrer Gesellschaftsverfassung und ihrer Wirkungen, gerade in dem veränderten Verhältnifs ihren Grund hatten, worin sie zuerst zu den römischen Kaisern, dann zu den neuen christlichen abendländischen Regenten, und dann zu den Päpsten stand. Es mag also nicht als ein Einwurf dawider gelten, dafs ein morgenländisches römisches Kaiserthum noch bis ins funfzehnte Jahrhundert fortdauerte; weil das morgenländische römische Reich auf die *Veränderungen* der kirchlichen Gesellschaftsverfassung keinen so grofsen Einflufs seit dem siebenten Jahrhunderte gehabt hat, als die Entstehung der neuen christlichen abendländischen Reiche und das Papstthum, und weil, wenn die Abtheilung nach den Hauptquellen der Veränderungen gemacht ist, doch die Geschichte der gleichzeitigen Veränderungen der kirchlichen Gesellschaftsverfassung im morgenländischen römischen Reiche, und durch die Verhältnisse zu demselben, in der zweyten und dritten Abtheilung bequem mit eingeschaltet werden kann. So glaubt wenigstens Rec. sich diesen möglichen Einwurf, den der Vf. nicht berührt hat, widerlegen zu können.

In dieser Geschichte der kirchlichen Gesellschaftsverfassung hat der Leser von der Geschichte des Christenthums, oder von der Geschichte der christlichen Lehre, und ihrer Wirkungen auf die Christen, fast gar nichts, und von den zufälligen Schicksalen und äufseren Umständen der Gesellschaft nur so viel zu erwarten, als nöthig ist, um sich das Eigenthümliche in der Gesellschaftsverfassung jedes Zeitalters zu erklären; und es ist wirklich nützlich, reinhistorisch zu zeigen, dafs die kirchliche Gesellschaftsverfassung durch ganz andere Ursachen und Umstände, als durch die *ächte christliche Religionslehre*, das nach und nach geworden ist, was die Geschichte von ihr meldet. Dessen ungeachtet können und müssen doch die *abergläubigen Meinungen*, welche nicht zur *christlichen Lehre* gehören, als nur zu kräftig wirkende Triebfedern der Fortbildung nicht allein, sondern selbst der Entstehung der *christlichen Hierarchie*, bemerklich gemacht werden. Man kann wohl mit Recht sagen, *der christlichen Hierarchie!* Denn ist gleich historisch allerdings der Name der *katholischen Kirche* der Name einer solchen Gesellschaftsverfassung wie die, die hier beschrieben wird: so darf doch wohl auch der Geschichtschreiber, seiner Unpartheylichkeit unbeschadet, ja gerade weil er unpar-

partheyisch jeden Gegenstand so benennen und so zeigen soll, wie er ist, ohne Umschweife sagen, dass die ganze hier beschriebene Gesellschaftsverfassung gar keine *christliche Kirche*, nach dem Sinne des Stifters des Christenthums und seiner ersten Schüler, sondern vielmehr *etwas von einer christlichen Kirche wesentlich verschiedenes, und dem Wesen derselben sogar Widerstreitendes ist.* Denn es ist unleugbar, und auch vom Vf. bemerkt, dass der Stifter des Christenthums eben so, wie jeder seiner Apostel, nur *Kirchen*, als freye Gesellschaften von Lehrern und Bekennern seiner Religion, zu gemeinschaftlicher Religionsübung nach seiner Lehre, und als Lehranstalten für alle, die des Unterrichts und des Trostes der Religion bedurften, aber *nicht eine einzige sichtbare Kirche aller Bekenner seiner Religion*, als ein auch äusserlich vollkommen übereinstimmendes und genau verbundenes Ganzes, zur Absicht gehabt hat. Im historischen Sinne des Worts mag diess also immer eine reine Geschichte der Kirche als Gesellschaft heissen; im reinchristlichen Sinne des Wortes *Kirche* ist es nicht Geschichte der christlichen Kirche; sondern der christlichen Hierarchie, oder einer *wider* den Willen ihres Stifters zu einer äusseren Zwangsgesellschaft gewordenen Verbindung der einzelnen christlichen Kirchen.

Die Entstehung und Fortbildung der kirchlichen Gesellschaftsverfassung ist übrigens ein in seiner Art so einziger, und wegen seiner weitverbreiteten und tief eingreifenden, verderblichen und wohlthätigen Folgen und Wirkungen, so wichtiger Gegenstand in der Geschichte der Menschheit, dass des Vf's. Wunsch gerecht ist, sie für *alle Classen gebildeter Menschen* anziehend zu machen. Sie muss, zweckmässig behandelt, jeden unter christlichen Völkern lebenden gebildeten Menschen interessiren; und wenn Rec. nicht alles trügt, so ist eine solche *ächtpragmatische* Behandlung und Darstellung dieser Geschichte dem Vf. in diesem ersten Bande in einem hohen Grade gelungen. Der Leser sieht unter seinen Augen die einzelnen Veränderungen aus ihren Quellen so natürlich entstehen, dass das Ganze für ihn eine ununterbrochene Reihe von Ursachen und Wirkungen ausmacht, und die Wirkungen besonders, die eine jede Veränderung als eine reiche Quelle neuer Veränderungen gehabt hat, werden hinlänglich für jeden entwickelt, der nur mit Nachdenken lieset. Zugleich sind überall für den eigentlichen Geschichtsforscher in den Noten die Beweise für jede Angabe, und die bey einer jeden gebrauchten Quellen und Hülfsmittel genannt. Die Absicht, für gebildete Leser aller Classen diese Geschichte anziehend zu machen, entschuldigt eine hie und da fast zu grosse Wortfülle bey der Entwickelung der einzelnen Mittel, wodurch einzelne Veränderungen eingeleitet und endlich die Zwecke der Hierarchie erreicht wurden. Der Styl ist einfach und edel, wenn er sich gleich nicht zur Würde des höheren historischen Stils erhebt, der hier dem Gegenstande nicht angemessen gewesen wäre. Einzelne Flecken, wie *eines manchen* für *manches*, *Parthie* für *Parthey*, und d öfter wiederholte Ironie: *gesegnetes Gesetz; gesegn Anordnung*, für *gewinnreich, einträglich*, u. dgl. wü de man bey einem minder beyfallswürdigen Ganz kaum gewahr werden, und sie verdienen nur de halb eine Anzeige, damit sie einem so berühmt und beliebten Schriftsteller nicht nachgeahmt we den. — Auch möchte der Vf. gern dazu beytrage den philosophischen Geist unseres Zeitalters, d auch schon hin und wieder die Kirche zum Gege stande seiner Speculationen gemacht hat, zu de reinhistorischen Gesichtspunkte zurückzuführen; u mit Recht, in so fern von dem, was die Kirche wi lich war, und wie sie das wurde, die Rede ist. De diese historische Frage kann und soll nicht *a prio* sondern nach zuverlässigen Zeugnissen beantwor werden! Aber wenn der Vf. S. VIII der Vorre schreibt: „wie unendlich mehr Anziehendes u Geist und Herz-Erhebendes muss es für den philo phischen Beobachter haben, wenn er am Ende s ner Untersuchungen findet, dass die Kirche gera durch das, was sie zu jeder Zeit war, auch das w de und wirkte, was sie werden und wirken sollte so kann Rec. diess nur unter der Bedingung ver hen und gelten lassen, dass durch diese Worte gedeutet werden soll: die Hierarchie selbst ha durch ihre übertriebenen Anmassungen zum Th ihren Sturz, und die Befreyung einer bedeutend Zahl von Kirchen von ihrem drückenden Joche h beygeführt. Aber auch dann bleiben die Worte d kel; denn noch besteht ja gröstentheils die Hie chie, und wie könnte man von der sagen, dass jedesmal war und wirkte, was sie seyn und wir sollte; wenn nicht etwa der Sinn ist, dass sie und wirkte, was sie nach der Absicht der Hierarc seyn und wirken sollte? Was sie hätte seyn len, war sie nie, und kann sie als Hierarchie werden; wenn von ihres Stifters Absicht, und dem Begriff der Kirche geredet wird, nach de Realisirung zu streben offenbar Pflicht, heilige Pf ist; und nur das kann Geist und Herz erheben, sehen, in wie fern die Kirche diesem Ideal sich hert; wenn hingegen die zum Theil, besonder der letzten Periode, schreckliche Consequenz Hierarchen in der Ausführung ihrer Entwürfe dem philosophischen Beobachter nur Schaudern Entsetzen, nur Abscheu und Betrübniss erweckt.

Die einzelnen Gegenstände, welche in di Geschichte beschrieben werden, sind von allen chengeschichtschreibern abgehandelt. Dennoch bl dem bescheidenen Vf. nicht bloss das Verdienst richtigen Auffassens, der schicklichen Auswahl der zweckmässigen Zusammenstellung, das einz worauf er Anspruch macht; sondern man findet manche Punkte, gerade weil sie hier einzeln bele tet wurden, heller als von Anderen ins Licht ges und manche dem Vf. eigene, oder doch von ih Schutz genommene Hypothese, die zum Theil noc ner sorgfältigeren Untersuchung bedürfen möchte, sich bald an Beyspielen zeigen wird. Mit J. H. I

m

mer's Kirchenstaat der drey ersten Jahrhunderte, und *Ziegler's Geschichte der Synodalverfassung* hat der Plan des Vfs. die meiste Aehnlichkeit. Doch war die Absicht der ersten Schrift nur auf einen gewissen Zeitraum, und die Absicht der letzten nur auf gewisse Hauptbeziehungen in der kirchlichen Gesellschaftsverfassung gerichtet, und in so fern unterscheiden sich jene beiden Werke von diesem hinlänglich, um dieses nicht überflüsig zu machen.

Die Geschichte der kirchlichen Gesellschaftsverfassung im römischen Reiche während der sechs ersten christlichen Jahrhunderte, ist in diesem Bande in drey Perioden abgetheilt: 1) bis zum Jahre 60 der christlichen Zeitrechnung; 2) vom Jahre 60 — 300; 3) vom Jahre 300 bis 600. In der ersten Periode wird die Entstehung und erste Organisation der christlichen Gesellschaft beschrieben. Hier ist S. 16. 17 behauptet: der Stifter der christlichen Religion habe zwar die Kirche gewiss nicht unmittelbar gestiftet; aber es sey doch unverkennbar, dass er vorausgesehen habe, was unfehlbar erfolgen würde, dass er diess weder hindern zu *dürfen*, noch hindern zu *müssen* geglaubt, dass er darauf hin und wieder Rücksicht genommen, und seinen Aposteln Winke darüber gegeben, wie Joh. 10, 16. 12, 32 und *J. H. Böhmer's* Behauptung, „dass Christi Absicht und Intention nie „gewesen sey, einen neuen Kirchenstaat zu formi- „ren", sey vielleicht etwas zu stark ausgedrückt, wenn sie gleich mit den gehörigen Einschränkungen mehr historische Gründe für sich habe, als die entgegengesetzte Meinung. — In diesen Sätzen herrscht eine gewisse Dunkelheit und Unbestimmtheit, die aus dem Mangel der bestimmten Unterscheidung zwischen *Kirche* und *Kirchenstaat* oder *Hierarchie* entstanden seyn dürfte. Einen Kirchenstaat zu stiften, oder die Stiftung desselben zu gestatten, war nach der Geschichte nie die Absicht des Stifters der christlichen Religion. Nur *eine Kirche*, als *moralische Einheit*, durch das unsichtbare Band christlichen Glaubens und christlicher Tugend unter ihm, als ihrem unsichtbaren Oberhaupte vereinigt, beschreiben seine Reden in den Evangelien, und die Briefe der Apostel, als nach seinem Auftrage gestiftet und von ihm beabsichtiget. Diese *eine, unsichtbare Kirche* sollte aus *unzähligen sichtbaren Kirchen* bestehen. Denn nach seiner Lehre sind, ausser der Taufe und dem Abendmahl, alle andre Gebräuche zur Religionsübung ganz der Freyheit und weisen Wahl seiner Bekenner überlassen, und nicht als etwas Wesentliches bey christlicher Gottesverehrung, die im Geist und in Wahrheit Gott geweihet werden soll, Joh. 4, 23. 24; sondern als etwas Zufälliges, Freyes und nach Zeit und Umständen einer Veränderung Bedürfendes zu betrachten. Sie sollen keinen anderen Herrn und Meister anerkennen, als ihn; kein anderes Oberhaupt der ganzen Kirche, als ihn. So lehrten und ordneten auch die Apostel die christlichen Kirchen. Nach dem Befehl ihres Herrn, dass in seinem Reiche nicht, wie in bürgerlichen Reichen, Macht entscheiden solle, Mark. 10, 42 f. Luc. 22, 25 wollten sie nicht Herren und Gebieter des Glaubens der Christen seyn, sondern Gehülfen, Beförderer ihrer Freudigkeit und Zuversicht (2 Kor. I, 24. 1 Petr. 5, 3) und eben das, und nur das sollten auch die von ihnen bestellten Lehrer seyn. Die Aussprüche des Stifters der christlichen Religion, Joh. 10, 16. 12, 32, dass er Alle zu sich ziehen, und dass aus den Menschen ohne Unterschied der Völker einst *eine* Heerde *eines* Hirten werden werde: was sagen sie anders, als dass seine Religion sich immer allgemeiner verbreiten, und Menschen aus den verschiedensten Völkern unter Ihm, als ihrem Könige, zu *einem* moralischen Reiche, zu übereinstimmenden religiösen Ueberzeugungen, Gesinnungen, Grundsätzen und Hoffnungen vereinigen werde? Also die Stiftung einer katholischen Kirche wollte er hindern, und er erklärte sich dawider sehr deutlich und stark. *Böhmer* drückte sich nicht zu stark aus; sondern es kann und muss nach der Geschichte behauptet werden, dass es nicht nur nie die Absicht Christi gewesen sey, einen Kirchenstaat zu formiren; sondern dass sich Christus vielmehr ernstlich bemüht habe, die Stiftung eines solchen Staats zu hindern, und dass die Kirche, seitdem sich ihre Bischöfe auf Concilien zu Gesetzgebern des Glaubens und der Sitten der Christen eigenmächtig constituirten, ganz von der Absicht Christi abgewichen, ganz etwas Anderes geworden sey, als was sie nach Christus Lehre und Absicht seyn und werden sollte.

Eine andere eigenthümliche Meinung des Vfs. (S. 26 — 32) betrifft die Aeltesten und Bischöfe. Die Aeltesten sollen gar nicht als Lehrer und um zu lehren bestellt seyn; wenn sie auch, wie es jedem frey stand, der dazu das Talent besass und Antrieb fühlte, zum Theil Lehrer waren. Diess soll aus 1 Tim. 5, 17 folgen, und ἐπίσκοποι, Bischöfe, sollen seit der Apostel Zeiten von den Presbytern unterschieden, die ersten Vorsteher jeder Gemeine, die Depositaire der Lehre, die Nachfolger und Gehülfen der Apostel in der weiteren Ausbreitung derselben, und die Aufseher über die Presbyter und Diakonen gewesen seyn. Nur auf 1 Tim. 3, 2 — 7. Tit. 1, 5 — 10 ist dabey verwiesen; aber diese Stellen dürften das nicht, sondern vielmehr, wie andere, das Entgegengesetzte beweisen. Es ist ja nur vom Bischof und von Dienern in den Vorschriften für die Wahl derselben die Rede. Warum nicht auch von Vorschriften für die Wahl der Aeltesten, wenn ein Aeltester und ein Bischof verschiedene Personen waren? Warum hiessen Apg. 20, 17. 28 die von Milet aus zum Apostel Paulus berufenen Aeltesten der Gemeine zu Ephesus Bischöfe, wenn Bischöfe und Aelteste verschieden waren? Warum empföhle Paulus in dieser Stelle den Aeltesten zu Ephesus so dringend die Sorge für das Wohl der Seele der christlichen Gemeinen, wenn die Aeltesten nicht zum Lehren bestellt waren? Warum nennte Paulus 1 Kor. 12, 28. Eph. 4, 11 nur Lehrer, und nur Hirten und Lehrer als Charaktere derselben Personen, und nicht die Aeltesten besonders, wenn sie nicht Lehrer waren? 1 Kor. 14 beweiset nur, dass auch Jedem, der sich zu einem Vortrage

trage begeistert fühlte, der Vortrag gestattet ward; aber nicht, dass nicht ein ordentlicher Lehrer da war. 1 Tim. 5, 17 beweiset nur, dass nicht *alle* Aeltesten der Gemeine zu Ephesus zu Lehrern bestellt waren; nicht aber, dass nicht einige dazu besonders bestellt waren. Die Väter des zweyten und dritten Jahrhunderts schreiben freylich den Aposteln die Bestellung der ersten Bischöfe zu; aber bey der Zweydeutigkeit des Namens ἐπίσκοπος, und bey dem Streben der Gemeinen nach dem Range apostolischer Gemeinen, lässt sich die Entstehung dieser Sage zu einer Zeit, da die Bischöfe schon etwas ganz Anderes und Höheres als die Presbyter zu seyn überzeugt waren, zu natürlich und leicht begreifen, als dass man viel darauf bauen könnte. Nach den neutestamentlichen Büchern scheinen eben die, die Presbyter hiessen, auch Bischöfe genannt zu seyn, und der Unterschied zwischen Presbytern und ihrem Bischof ist aus dem letzten Viertel des ersten Jahrhunderts herzuleiten; indem anfänglich in grossen Städten, wo viele Versammlungen und Presbyter waren, diese bey ihren Zusammenkünften einem den Vorsitz auftrugen, und dem, der den Vorsitz führte, nun vorzugsweise den Namen *Bischof* gaben, und diess, bey der schnellen Ausbreitung des Christenthums, bald eine so allgemeine Gewohnheit ward, dass man weiter nicht an ihre erste Entstehung dachte.

Als den ersten Versuch, die christliche Gesellschaftsverfassung zu organisiren, beschreibt der Vf. die Einführung der Gütergemeinschaft in Jerusalem, um dadurch die Christengesellschaft zu einer Communität zu bilden. Dass die Einführung dieser Gütergemeinschaft nicht den Essäern nachgeahmt sey, wird für Rec. völlig befriedigend bewiesen, und ihr Ursprung scharfsinnig davon abgeleitet, dass die Apostel vorher mit Jesu in einer solchen Verbindung gelebt hatten. Doch Rec. zweifelt, ob auch nur in Jerusalem die Gemeinschaft der Güter *allgemein* unter den Christen eingeführt, und zur ausschliesslichen Bedingung für jeden gemacht worden sey, der der Gesellschaft beytreten wollte. Nach Apg. 5, 4 stand es bey Jedem, ob er seine Güter verkaufen wollte, oder nicht, und wenn er jene auch verkauft hatte: so hing es von seinem freyen Willen ab, ob er das Geld behalten, oder es den Aposteln übergeben wollte. Rec. möchte daher glauben, dass nur die, welche durch die Furcht vor Verfolgungen und vor dem Verlust ihrer Güter bewogen wurden, ihre Güter zu verkaufen, eine solche Gemeincasse bey den Aposteln errichteten; dass aber diese Furcht nachher schwand, als die Umstände günstiger wurden, und dass da die Gütergemeinschaft, welche wohl nie allgemein war, aufgehört habe. Zweifeln möchte daher Rec., ob diess überall als ein Versuch zu betrachten sey, die christliche Gesellschaft zu organisiren, und in eine Communität hineinzubilden. Das ist aber klar, und hier sehr deutlich gezeigt, dass die Gesellschaft schon dadurch, dass sie sich an die Apostel anschloss, als an ihre Religionslehrer, sich als eine Gesellschaft zu einem besonderen religiösen Zweck vereinigte, und durch die Wahl der Diakonen, Presbyter und Bischöfe, und durch die Ausschliessung unwürdiger Mitglieder, Gesellschaftsrechte ausübte. Weiter schritt sie aber in diesem Zeitraum nicht. Der Vf. schreibt: „Die Kirche im completen „Sinn kommt noch nicht zur Existenz." Rec. würde lieber sagen: es gab nun viele einzelne Kirchen, aber noch keinen Kirchenstaat, oder keine Hierarchie.

In der Geschichte der zweyten Periode vom Jahre 60 — 300 ist die weite und planmäsigere Organisation der christlichen Gesellschaft unter dem Druck der Verfolgungen, die nur die schnellere Verbreitung des Christenthums beförderten, der Ursprung und die Beschaffenheit der Diöcesanverbindung, die erste Entstehung der Metropolitanverbindung, das neue Confoederationsmittel der Synoden, das Aufkommen der Idee von einem einzigen Kirchenkörper, die Auszeichnung der römischen Bischöfe, ohne sie als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen, die grössere Strenge der Gesellschaft bey der Aufnahme und bey Vergehungen ihrer Mitglieder, die Vermehrung der Kleriker, und engere Verbindung derselben unter einander, die Einführung einer eingeschränkten Monarchie in jeder Gesellschaft durch das immer mehr vergrösserte Ansehen der Bischöfe, die Ordnung des Finanzwesens der Gesellschaft, und das nun bedenklichere Verhältniss derselben zum Staat beschrieben.

Die Verfolgungen der Christen beförderten, nach des Vf's. Darstellung, theils die Vergrösserung der Gesellschaft durch den Beytritt vieler neuen Mitglieder, theils das engere Anschliessen an einander. Das Bedürfniss erzeugte die Diöcesan- und Metropolitan-Verbindungen, die Synoden veranlassten die Bischöfe sich zu Gesetzgebern der Kirchen zu constituiren, die Bischöfe fingen an, sich mehr zu fühlen, und dachten nun immer mehr auf Vergrösserung ihres Ansehens, stellten sich und den Klerus als von Gott verordnet, und als besonderen Stand dar, vermehrten das Personale ihrer Diener, und brauchten die Idee, dass die Rechte der Hohenpriester und Priester des Alten Testaments auf sie übergetragen, und dass sie Nachfolger der Apostel seyen, u. s. w. zu ihrem Zweck. Im Ganzen stimmt Rec. bey; nur sind, nach seiner Ueberzeugung, die Synoden früher gewesen, und die Ideen von nothwendiger Einheit der Kirche, und dass die Christen nun als ein Volk Gottes an die Stelle des Volks der Israeliten, und die Bischöfe, Lehrer und Diener der Kirche an die Stelle und in alle Rechte der Hohenpriester, Priester und Leviten getreten seyen, früher und gewiss schon in der ersten Hälfte des zweyten Jahrhunderts entstanden, und diese leitenden abergläubigen Ideen sind die Hauptursachen der folgenden Veränderungen.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JANUAR, 1804.

KIRCHENGESCHICHTE.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung.* Von D. G. J. *Plank*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nicht sowohl und nicht vornehmlich die Vergrösserung der Gesellschaft, an deren Spitze die Bischöfe standen, veranlasste sie, sich mehr zu fühlen, und stolzer zu erheben, als vielmehr die abergläubige Idee von den ihnen übertragenen Vorrechten der Hohenpriester und Priester des A. T., die ihnen den Geist einhauchte, der jeden Bischof beseelte, sobald er Bischof war; weil er nun von Gott das Recht und die Pflicht zu haben wähnte, die Vorzüge seines Standes zu behaupten. Diese abergläubige Idee erklärt alles ganz natürlich, was geschah, und durch die Umstände begünstigt wurde. Mit der Idee, dass die Bischöfe die Nachfolger der Apostel seyen, die der Vf. angedeutet hat, erzeugte sich auch die Idee, dass jeder Bischof Roms als Petrus Nachfolger betrachtet werden müsse, und dass, da Petrus als *princeps omnium apostolorum* betrachtet ward, auch der römische Bischof *princeps omnium episcoporum* sey. Diess Recht zu behaupten, womit Gott ihn bekleidet habe, hielt nun jeder Bischof Roms, sobald er bestellt war, sich auch dieser abergläubigen Idee verpflichtet. Von ihr getrieben, wollte schon im Osterstreit *Victor*, im Streit über die Ketzertaufe *Stephan*, sich die Rechte eines Oberhaupts der Kirche anmasen; nur wurden ihm diese Rechte noch von den übrigen Bischöfen streitig gemacht. Man gestand den Primat und Supremat des römischen Bischofs zu; nur über die Grenzen desselben war man noch anderer Meinung, als der römische Bischof; aber abzusehen war es, dass dieser nun nach immer grösserer Macht und Hoheit streben würde. Da übrigens diese Ideen historisch gewiss und erweislich sind: so dienen unstreitig auch sie der Geschichte zur pragmatischen Entwickelung des Zusammenhanges der Ursachen und Wirkungen. Uebrigens ist der Umstand merkwürdig, dass sich die Bischöfe als *Nachfolger der Apostel* betrachteten. Er bestätigt es, dass die Apostel keine von den Aeltesten verschiedene Bischöfe bestellt haben; sondern dass, nach der Meinung der Bischöfe, die Apostel, selbst während ihres Lebens, das für die Gemeinen gewesen seyen, was sie nun seyn sollten. Hätten die Apostel Bischöfe bestellt, und sich untergeordnet, wie hätten die Bischöfe sich für Nachfolger der Apostel erklären können? Doch freylich beweiset der Umstand allein und an und für sich noch nichts; denn man könnte sagen, wo die Apostel Bischöfe ernannten, da bestellten sie diese, um in ihrer Abwesenheit ihre Stelle zu vertreten, wie auch Timotheus und Titus für Bischöfe, zu Ephesus und auf Kreta, gehalten wurden. Aber diess widerlegt Tit. I, 5. 7 wo die Aeltesten, die Titus bestellen sollen, auch Bischöfe genannt werden.

Der Vf. nennt S. 100 die Idee von der Einheit der Kirche eine neue, um die Mitte des dritten Jahrhunderts in den Köpfen einiger Väter, besonders *Cyprian's*, ausgebildete Idee. Allein schon in *Irenaeus adv. haer.* Lib. I, c. 10, Lib. III, c. 3, 4 Lib. IV, c. 35, 36 und beym *Tertullian, de praescript. haer.* c. 21, 32. 35 *de orat.* c. 2, 8 und in *Clemens von Alexandrien, Paedag.* L. I, c. 6 *Strom.* Lib. VII, c. 16, 17 (vergl. *Münscher's, Dogmengeschichte* Th. 2, S. 409 ff.) findet man die Idee einer katholischen Kirche bestimmt aufgestellt und fleissig benutzt. Sie muss also schon seit der Mitte des zweyten Jahrhunderts herrschende Idee geworden seyn, und es ist wenigstens nach den vorhandenen historischen Datis höchst wahrscheinlich, dass das Aufkommen gnostischer Partheyen, seit der Regierung Hadrians, eine nähere Verbindung und Verabredung der Bischöfe der angesehenern Gemeinen veranlasst hat, sich diesen Partheyen durch die Annahme des apostolischen Symbolums, des alten Testaments, der vier Evangelien und der Paulinischen Briefe zu widersetzen, und alle, die darin nicht einstimmten, von der christlichen Kirche auszuschliessen. Schweigt die Geschichte gleich von dieser Verabredung, so dass es unmöglich ist, Zeit und Umstände und Urheber derselben mit Sicherheit anzugeben: so ist doch Hn. Prof. *Schmidt's* Vermuthung, dass namentlich der Bischof *Polycarp* von Smyrna mit *Anicet*, Bischof zu Rom, diese Verbindung verabredet, und des *Hegesippus* Reise aus dem Orient nach Korinth und nach Rom sie befestigt habe, in *Schmidt's Bibliothek für Kritik und Exegese des N. T. und ältere Kirchengeschichte*, B. 2. St. 1 so scharfsinnig durchgeführt, dass Rec. wünschte, es möchte dem Vf. gefallen haben, darauf Rücksicht zu nehmen, und, wenn sie bündig widerlegt werden könnte, sie zu widerlegen. Dass die katholische Kirche als ein geschlossenes Ganzes seit der Ausschliessung der Gnostiker da war, ehe *Irenäus* seine fünf Bücher wider die Gnostiker schrieb, ist aus denselben erweislich. Schon Hegesippus hatte den Begriff von Einheit der Kirche, und klagte, dass

dafs durch die Secten die Einheit der Kirche zerrissen werde, die vorher eine reine Jungfrau genannt sey, wegen ihrer Reinheit von aller Ketzerey, nach Eusebius K. G. IV, 22; und Irenäus nannte schon den Bischof zu Rom, *Successorem Apostolorum*, nach Eusebius K. G. IV, 11.

Wenn S. 92 und mit Recht, behauptet wird, dafs zu den ersten Synoden, deren Verhandlungen wir einigermafsen kennen, der Osterstreit Anlafs gegeben, dafs man aber doch schon früher, z. B. wegen der Montanistischen Händel, Synoden möge gehalten haben: so sey es dem Rec. erlaubt, das Resultat seiner Untersuchungen darüber hier mitzutheilen. Der Osterstreit scheint die erste Veranlassung gegeben zu haben, Synoden im engeren Sinne, d. i. solche, auf welche nur Bischöfe und Lehrer kamen, zu halten. Dieser Streit blieb, wie es scheint, unter den Lehrern, und wurde den Gemeinen, um sie nicht zu verwirren, gar nicht eigentlich bekannt gemacht. Diefs veranlafste, dafs blofs Bischöfe und Lehrer sich versammelten, *Eusebius*, V, 23. Vorher waren wohl oft Zusammenkünfte *der Christen mehrerer Gemeinen* gehalten, wie noch wegen der Montanisten, (*Eusebius* V, 16) sich πιστοὶ, die Gläubigen, die Christengemeinen, an vielen Orten versammelten, um zu untersuchen, was von den Montanisten zu halten sey. Nachdem aber einmal die Noth die Lehrer allein auf den Synoden wegen des Osterstreits versammelt hatte: so fanden sie solche Versammlungen vielfach nützlich, und machten es in der Folge zur Regel, sie jährlich zweymal zu halten. Wegen der gnostischen Secten scheinen nur Zusammenkünfte der Gläubigen gehalten, und auf diesen mündlich die Maafsregeln wider die Gnostiker, und die Verwerfung ihrer Irrthümer verabredet worden zu seyn. Daraus läfst es sich denn desto leichter erklären, dafs von den Verhandlungen auf solchen Zusammenkünften Eusebius in den Archiven nichts fand, und nur aus alten Schriftstellern von den gnostischen Secten Nachricht giebt.

Die Geschichte des dritten Zeitraums, vom Jahre 300—600, ist unter drey Abtheilungen geordnet. 1) Geschichte der Veränderung, durch welche das Verhältnifs der Kirche zum Staat, und zugleich der Zustand der Kirche überhaupt, und der Zustand des ersten Standes in der Kirche, oder des Klerus besonders, umgestellt wird. Die äufsere Lage der Kirche im Anfange des vierten Jahrhunderts, und die letzte Verfolgung wird beschrieben, welche, wie der Vf. wahr und befriedigend gezeigt hat, die Revolution herbeyführte, durch welche das Christenthum herrschende Religion ward. (Aber Rec. mufs doch erinnern, dafs, wenn statt Constantin und seinen Söhnen und Nachfolgern *drey Juliane* nach einander ein Jahrhundert lang regiert hätten, das Christenthum höchstwahrscheinlich nicht herrschende Staatsreligion geworden wäre. Es ist also eine besondere Ursache in dem Charakter und den Umständen Constantin's nicht zu verkennen, und diese bleibt immer Hauptursache; die vorhergehende Verfolg hingegen blofs Veranlassung und mitwirkende sache!) Die neuen christlichen Regenten maafsen nun Rechte über die Kirche an. Der Klerus er nun Reichthümer, Immunitätsprivilegien, eig Gerichtsbarkeit, neue Würden und Aemter. I sucht ihn, namentlich durch den Cölibat, im weiter von den Laien zu trennen, und von allen schäften des bürgerlichen Lebens zu entfernen. T lich, und mit gerechtem edlem Unwillen, ist Geschichte der Bemühungen, den Cölibat einzuf ren, von dem Vf. beschrieben. Die, jedem kleri schen Grade eigenen, Geschäfte, und die Interstit durch welche man nur von einem Grade zum an ren gelangen sollte, werden genauer bestimmt, Gewalt der Bischöfe über den Klerus wird erwei und befestigt; sie erhalten die unbeschränkte Verv tung des Güterwesens der Kirche, und der übı Klerus wird dadurch völlig von ihnen abhängig, u unauflöslich an seinen Stand gebunden, an welc sich auch nach und nach die Mönche anschliefs und durch ihr grofses Ansehen bey den Abergläu gen, und durch ihre Menge, die Macht des St des, und der Bischöfe besonders vergröfsern. Veränderungen, welche die Laien treffen. Diese v lieren immer mehr von ihren Gesellschaftsrecht von ihrem Antheil an den Wahlen der Bischöfe u der gesetzgebenden Gewalt. Ihnen werden n überstrenge Verpflichtungen in Absicht der Sonnta feyer und des Fastens aufgelegt, jede Ketzerey w ein Staatsverbrechen, und ein neues Matrimon recht in Beziehung auf Heyrathsformalien und H rathshindernisse wird eingeführt; nur die Stren der Kirchenzucht wird aus Noth und zum Vorth der Kirche gemildert. 3) Veränderungen im Zust de des gröfseren Kirchenkörpers, und in den v schiedenen Formen seiner Verbindung. Die Diö sanverfassung wird neu organisirt, um alle Landk chen den Stadtkirchen zu subordiniren, und die Lan bischöfe werden abgeschafft. Die Bischöfe werd strenger zur Residenz in ihren Diöcesen verpflicht die Versetzung von einem zum anderen Bisthum wi verbothen, und als Ehebruch abscheulich vorgestel und sie werden zu Kirchenvisitationen verpflicht diefs alles, um das Band zwischen ihnen und den i nen untergeordneten Kirchen fester anzuziehen, u ihr Ansehen zu vergröfsern; aber die Rechte, welc sie sich über die Parochien und Parochialkirchen z erst vorbehielten, mufsten sie nach und nach aufg ben. (Indessen glaubt Rec. nicht, dafs, wie S. 5 behauptet wird, bis gegen die Mitte des zweyt Jahrhunderts jede Diöcese nur Eine Parochie od Gemeinde ausmachte. In gröfseren Städten entsta den sicher früh mehrere Parochien, indem nicht E Haus alle Christen einer Stadt fassen konnte, und j de Versammlung von Christen hatte ihren Presbyt als Lehrer. Daher mehrere Presbyter in Ephesu daher im N. T. die Erwähnung der Kirche im Hau eines Christen, Col. 4, 15 Philem. V. 2. Daher Rom schon im zweyten Jahrhundert über vierz

Pre

Presbyter und Kirchen, Euseb. VI, 43. Daher Röm. 16. 2 eine Kirche zu Kenchrea bey Korinth.) Die Gewalt der Metropolitane ward vielfach beschränkt, und die Patriarchalverfassung eingeführt, veranlasst durch die Erhebung des Bischofs zu Constantinopel zu dem Vorrange, den die von Rom, Alexandrien und Antiochien schon hatten. Die römischen Bischöfe hatten das Papstideal schon aufgefasst, sie strebten auch schon, es zu realisiren; aber noch zum Theil vergebens. Besonders aber trugen die ökumenischen Concilien, und die Sammlungen der Concilienkanones, als Kirchengesetze, dazu bey, den grosen Kirchenstaat zu bilden.

Wie vielfach lehrreich diese pragmatische Geschichte für jeden, den die Geschichte der Menschheit interessirt, für den Philosophen, Psychologen, Gesetzgeber, Rechtslehrer und Staatsmann, und für jeden Christen als Christen sey, ist aus dem Gesagten einleuchtend, und daher der Wunsch natürlich, dass die Fortsetzung recht bald erscheinen möge.

Hr.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

PARMA, in d. königl. Buchdruckerey: *Scholia Critica in V. T. Libros*, seu supplementa ad varias sacri textus lectiones a *Joh. Bernard De-Rossi*, Ling. Orient. Prof. 1798. XVI u. 144 S. gr. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

Durch diese Zugabe zu den 4 Bänden *Var. lect.* welche 1788 beendigt wurden, hat der gelehrte und unermüdete Vf. seine grosen Verdienste um die Kritik des A. T. wahrhaft vermehrt. Denn da diese Supplemente die Varianten von 77 Handschriften des hebräischen Codex, oder einzelner Theile desselben, die Collationen von 24 Ausgaben einzelner Bücher und des ganzen A. T. enthalten: so haben wir es seinem Fleisse zu verdanken, dass wir nunmehr überhaupt die verschiedenen Lesarten von 1793 Handschriften und von 374 Editionen besitzen. Zwar sind in diesen Supplementen eben so wenig, wie in den 4 Bänden der De-Rossi'schen Varianten-Sammlung alle in Manuscripten vorkommende *Matres lectionis*, die nur zuweilen wirkliche Varianten enthalten, angegeben; und in diesem Stücke hat das *Kennikotti*sche Werk noch einige Vorzüge. Allein die vielen und bedeutenden Vorzüge, wodurch sich die De-Rossi'sche Arbeit auszeichnet, wird man auch in diesem Supplement-Bande nicht vermissen; denn auch hier sind bey Angabe der Varianten die Lesarten der alten Versionen, die Zeugnisse der Rabbinen und Kirchenväter, wie auch die Urtheile der neuern grosen Kritiker, ja, wo es nöthig schien, auch das Urtheil des Vfs. angeführt. Dass Hr. *De-Rossi*, um auch hierin etwas Vorzügliches zu leisten, weder Mühe noch Kosten gespart habe, dafür bürgt uns schon das S. XIII gegebene Verzeichniss der von ihm gebrauchten 61 Handschriften, rabbinischer Werke und der 4 Manuscripte der Vulgata. In der vor diesem Verzeichnisse befindlichen Beschreibung der in diesem Werke benutzten hebräischen Handschriften und Ausgaben das A. T. weisst er zugleich auf einige seltene oder gewissen Manuscripten eigene Lesarten hin. So liest z. B. blos Cod. 1074, (aus dem 15ten Jahrhundert) Prov. 10, 7 צדיקים, wie die LXX, der Chaldäer und Araber; und diese Lesart ist wegen des folgenden Pluralis merkwürdig, ob sie gleich nicht für die wahre Lesart erkannt werden kann, weil auch im vorhergehenden V. צדיק im Sing. steht, und der Rhythmus diess auch hier sogar zu verlangen scheint. Amos 5, 6 liest C. 1092 (aus dem 13ten Jahrh.) לבית ישראל statt לבית אל, wie *Houbigant* und *Dathe* nach den LXX; eine Variante, die wenigstens nicht unwahrscheinlich ist, weil der Prophet V. 4. ganz Israel anredet, und בית אל sich aus V. 5 hier kann eingeschlichen haben. Jerem. 2, 34 hat C. 1132 (aus dem 14ten Jahrh.) נמצא im Sing. welches richtiger ist, weil die Hebräer zwar das Verbum im Sing. setzen, wenn ein Nomen im Plur. folgt, aber nicht leicht umgekehrt. Daher muss man entweder so, oder mit den LXX דמי lesen. Im C. 1219 (aus dem 14ten Jahrh.), steht beym Obadja V. 7 ולחמך, wodurch die Stelle erst ihr gehöriges Licht bekommt, *deine Bundes- und Tischgenossen.* Auch findet man in demselben Ps. 49, 15 למו, die Lesart der LXX, des *Aquila*, *Symmachus*, der Vulgata, der syrischen und arabischen Version, welche nicht ganz unwahrscheinlich ist, weil lauter Affixa plur. vorhergehen. Dan. 9, 25 ist die Lesart eben dieser Handschrift ושבעה statt שבעה sehr wichtig; denn nun muss man שבעים punktiren, und kann mit *Dathe septuagies septem* übersetzen, wodurch man 490 Jahre bekommt, nach deren Verlauf Judäa eine römische Provinz wurde. C. 1248 (aus dem 14ten Jahrh.) hat Gen. 49, 10 die Leseart שלו, *cui (destinatum est) illud sceptrum*, welche viele Alte ausdrückten, und manche Neuen vorziehen. Ps. 47, 1 setzt C. 1252 (aus dem 14ten Jahrh.) לדוד hinzu, wie die LXX. Auch an seltenen Lesearten ist in diesen Handschriften kein Mangel. So hat z. B. C. 1092 (aus dem 13ten Jahrh.) Hos. 10, 5 לעגלה im Sing. wie einige wenige andere Handschriften, die LXX, der Syrer, Araber und noch eine griechische Version in den Hexaplis, denen einige Neuere folgen, weil zu Bethel nur *ein* Kalb verehrt wurde. Numer. 13, 22 ist die im C. 1112 (aus dem 13 oder 14ten Jahrh.) befindliche Leseart, ויבאו, welche nebst dem samaritanischen Texte nur noch *ein* Codex hat, nicht unwahrscheinlich, weil in diesem Zusammenhange der Sing. wohl kaum distributive genommen werden kann. Im C. 1117 (aus dem 13 oder 14ten Jahrh.) wird, wie Act. 13, 33, und wie in einigen Erfurter Manusc. des A. T. und das Jarchi, der 2te Ps. als der 1ste gezählt. Im 34 Ps. V. 6 tritt eben diese Handschrift den beiden Handschriften bey, welche mit ופניהם den sonst fehlenden mit ו anfangenden Vers wirklich anfangen. 1 Chron. 7, 15 hat C. 1219 von einer alten Hand אשה, wie C. Kenn. 183, welches V. 16 verlangt; und diese Leseart so, wie שנית, welches auch einige Codd. haben, ist sehr wahrscheinlich. Es wird dadurch

durch ein alter Schreibfehler verbeffert und höchft erkünftelten Auslegungen ausgewichen. Dafs in diefen Supplementen auch mehrere Beftätigungen guter in vielen Handfchriften befindlicher Lefearten vorkommen, wird nun wohl jederman von felbft vermuthen. Es wird daher genug feyn, wenn nur einige hier erwähnt werden. Jof. 21 kommen zu den vielen Handfchriften und Ausgaben, welche den 35 und 36 zum Context unentbehrlichen Vers im Text haben, noch 1219 (aus dem 14ten Jahrh.) das Buch Jofua mit *Mafii Commentar* von 1574 und die *Döderleinifche* Ausgabe des A. T. 1793. Pf. 16, 2 findet man die von vielen Kritikern gebilligte Lefeart אמרתי nun auch im C. 1117 und im *Pfalt. quadrupl. Bafil.* 1518. Auch Pf. 9, 1 wird die Zahl der Manufcripte und Editionen, welche עלמות, als ein Wort lefen, durch mehrere Zeugen beftärkt. Pf. 22, 17 wird nun deutlich dargethan, dafs כרו wirklich von jüdifchen Abfchreibern herrühre. Im Hohenliede 4, 12 wird גן noch durch 4 Handfchriften beftätigt. Auch hier hat der Vf. auf die Punkte mit Rückficht genommen. So wird z. B. Deut. 15, 2 die Lefeast מַשֵּׁה, welche *Dathe* mit Recht für nothwendig hält, durch viele Handfchriften beftätigt. Hof. 2, 14 haben einige Manufcripte im ה des Wortes אתנה das Dagefch, welches *Michaelis* vermifste. Pf. 30, 4 ift מִיּוֹרְדִי ohne Zweifel richtiger, als מִיָּרְדִי, ein ganz ungewöhnlicher Infinitiv, den man hier defto weniger erwarten kann, weil V. 10 die gewöhnliche Form vorkommt. Man kann alfo aus mehrern von *De-Roffi* angeführten Handfchriften und Ausgaben diefes Wort berichtigen. Pf. 60, 5 darf man nun wohl V. 13 ohne Bedenken עֶזְרַת lefen, weil viele Handfchriften Patach haben, und der *ftatus conftructus* wenigftens hier *per Synefin* ftatt findet. Diefe Behauptung fcheint dem Rec. mehr für fich zu haben, als die Meinung derer, welche ת für die chaldäifche Endung des Plur. halten. Denn es ift noch nicht erwiefen, dafs die hebräifchen Dichter fich diefer Endung bedient haben. Und wenn fie auch hier ftatt fände, fo könnte fie doch die Stelle des *ftatus abfoluti* nicht vert ten. Wenn daher Hr. *De-Roffi* Pf. 74, 19 die Le art vieler Codd. לְחַיַּת für richtig hält: fo follte er doch nicht für den erwähnten Plur. der Chaldä fondern für ein *Nomen collectivum* erklären, das e weder aus חַיָּה oder חַיַּת zufammengezogen Auch find aus den alten hebräifchen Grammatik gute Bemerkungen beygebracht worden. Z. B. t Exod. 15, 2 wo aus *Jehuda Chiug* unedirtem Buc *Nikud*, von welchem Hr. *De-Roffi* 3 Handfchrift befitzt, angeführt wird, dafs hier וזמרת für רתי wie Pf. 16 נחלת für נחלתי, Pf. 132 שנת für שנתי u Pf. 16 מנת für מנתי ftehe. Diefe Bemerkung ift in That wichtig, wenn man annehmen darf, dafs Maforethen, welche es nach dem Gefetz, das fich gemacht hatten, nicht wagen konnten, das V mifste hinzuzufetzen, durch das *Kamez* anzeig wollten, man folle wirklich nach dem ת noch *Chi* hören laffen. Vielleicht fchrieb man in den al Handfchriften hier, Pf. 118, 14 und Jef. 12, 2 ת vor יה blofs defswegen ohne י, damit man nicht *S rati Jah*, fondern, wie vor einfylbigen Wörtern bräuchlich ift, *Simráti Jah* mit zurückgezogenem T lefen möchte.

Aus dem Angeführten läfst fich die Brauchb keit diefes Werkes zur Genüge erkennen. Freyl wird auch durch daffelbe die richtige Beobachtu beftätigt, dafs alle jetzt vorhandenen Handfchrif nur zur Berichtigung der maforethifchen Recenf dienen. Diefer Nutzen aber ift doch wohl fchon v Wichtigkeit. Indeffen da in den verglichenen Ha fchriften manche Lesarten vorkommen, welche alten Ueberfetzer ausdrückten: fo beweifen doch d fe kleinen Ueberrefte der ältern Recenfionen, d die Abweichungen der alten Ueberfetzungen alte Qu len für fich hatten und man berechtigt ift, durch fo fältigen Gebrauch derfelben die alten Recenfion herzuftellen. Auch diefe Beftätigung ift dem Ken der Kritik des A. T. fchätzbar.

MHP.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Berlin*, b. Lange: *Friedensvorfchläge an alle chriftliche Antichriften, von einem chriftlichen Prediger.* 1803. 3 Bog. gr. 8. (4 gr.) Wer Friedensvorfchläge thun will, mufs fich aller beleidigenden Worte enthalten. Warum fpricht der Vf. von chriftlichen *Antichriften*? Er konnte ja von *Gegnern des Chriftenthums* reden. Uebrigens ift die Schrift in keinem illiberalen Geifte gefchrieben. Der Antrag des Vfs. geht dahin, dafs die Gegner und Verächter des Chriftenthums fich von der chriftlichen Kirche trennen, und fich zu einer eigenen *antichriftlichen* Kirche conftituiren, in welchem Falle er ihnen fogar einen Antheil an den *Kirchengütern* zugeftehen will, damit fie doch einen Fond für ihre Gemeine haben (!). Rec. zweifelt aber fehr, dafs die fo geheifsnen *Antichriften* jen *als folche* bey den Regierungen einkommen, und die Erla nifs zur Stiftung einer antichriftlichen Kirche nachfuchen w den. Denn das Intereffe für die Beförderung der Moral welches der Vf. bey diefen Antichriften vorausfetzen m wenn in ihnen der Wunfch entftehen foll, zu ihrer Erbau in eigenen Kirchen zufammenzukommen, hat der Rec., weit feine Erfahrung reicht, bey dem gröfsern Theile der gläubigen nicht angetroffen; und das Geld, das fie zur terhaltung kirchlicher Anftalten für die neue Gemeine anw den müfsten, tragen fie lieber in *Clubbs*, wo *l'Hombre* gefp wird.

3.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JANUAR, 1804.

JURISPRUDENZ.

Halle, b. Renger: *Grundsätze des Judenrechts nach den Gesetzen für die preussischen Staaten*, von *R. F. Terlinden*, königl. preuss. märkischem Kriegs- u. Domainenrath und Cammer-Justitiarius zu Hamm u. s. w. 1804. 316 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Seitdem der philanthropische Geist der neueren Zeiten, theils vom ruhigen Gebiete der Theorie, theils vom stürmischen Schauplatze der Revolution aus, seine Blicke auf die gedrückte Lage der Juden zu werfen, und bald durch Vorschläge, bald durch Gesetze, zur bürgerlichen Verbesserung derselben beyzutragen anfing, hätte man erwarten sollen, dass die rechtliche Verfassung der Juden, wie sie bisher bestand, nach allen Seiten und Verhältnissen, vollständig in Schriften wäre beschrieben worden. Denn nicht bloss das Interesse der Zeit wäre der Aufnahme solcher Arbeiten günstig gewesen, sondern es hätte dadurch auch der Einseitigkeit, womit, zum Theil unter Declamationen, das Drückende in der Lage der Juden vorgestellt wurde, entgegen gearbeitet werden können; indem eine Uebersicht des ganzen öffentlichen Verhältnisses der Juden und ihres vollständigen Wirkungskreises in der bürgerlichen Gesellschaft leicht das Eingreifen des einen Theils in den andern und das Gewagte mancher Verbesserungsvorschläge bey gewissen Theilen, die auf entfernte Punkte wirkten, zeigen können. Von dieser Seite des Rechts aber, die billig zuerst bearbeitet, und Grundlage für die Rathschläge der Politik hätte werden sollen, ist sehr wenig geschehen, ohne Zweifel wegen der Entfernung, worin das Judenrecht von dem Kenntnisskreise des gemeinen Juristen liegt, und weil sich auch nach gewöhnlichen Begriffen kein gemeines und interessantes Judenrecht aufstellen liess, sondern das Eigenthümliche und Ausgezeichnete desselben in den Landrechten der einzelnen Reichsstaaten aufgesucht werden müsste. Eine verdienstliche Arbeit ist daher das vorliegende Werk, das mit Hinweglassung des gemeinen Rechts sich bloss auf das Preussische einschränkt, wodurch es nur um so nützlicher wird. Nicht leicht konnte von einem anderen Reichslande ein interessanteres Judenrecht, als von den preussischen Staaten geliefert werden, da ausser der Grösse derselben, welche die Wichtigkeit dieses Rechts vermehrt, die auf den Zustand der Juden sich beziehende Gesetzgebung hier sehr fruchtbar gewesen ist, um ein vollständiges Judenrecht zu bilden, und dabey der liberale Geist derselben, der auf die Stimme der aufgeklärten Männer eben so wohl unter den dortigen Juden als Christen geachtet hat, sich so auszeichnet, dass er zum Muster aufgestellt zu werden verdient, und zum Theil schon Muster geworden ist.

Was von der Geschichte der Juden in der Einleitung vorkommt, befriedigt nicht, und erfodert, um zu genügen, noch mehrere historische Vorarbeiten. Ohnediess erstreckt sich das Historische dieses Stücks fast nur auf die Mark Brandenburg, und die Reichsländer Preussens in Niedersachsen und Westphalen. Von den Juden in West-, Süd- und Neuostpreussen, auch Schlesien, wo ihre Anzahl so beträchtlich und ihre Verfassung in so mancher Hinsicht abweichend ist, kommt fast gar nichts vor. In der Mark Brandenburg, wovon die Nachrichten am reichhaltigsten sind, kommen mit den teutschen Kolonisten sehr früh Juden vor, die darin viele Begünstigung fanden, bis in das sechszehnte Jahrhundert, wo sie zweymal das Unglück hatten, aus dem Lande vertrieben zu werden. Die neuere und für die gegenwärtigen Zeiten lehrreichere Periode fängt mit der Regierung des grossen Kurfürsten *Friedrich Wilhelms* an, der 1661 funfzig Judenfamilien in der Mark Brandenburg aufnahm. Unstreitig hatte das Verlangen, der durch Kriegsunglück entvölkerten und verarmten Provinz wieder aufzuhelfen, an dem Entschlusse, eine Kolonie der Juden in derselben aufzunehmen, den meisten Antheil; im Grunde aber kam diese Begünstigung von Fremdlingen, die nur als Schutzbürger tauglich waren, mit dem militärischen Systeme der preussischen Staaten, das damals sich zu entwickeln anfing, und viele kriegsdienstfähige Einwohner verlangte, in einen grossen Widerstreit. Dem letztern war die Vermehrung der Juden unmittelbarer und mittelbarer Weise so sehr entgegen, dass man sich nicht wundern darf, wenn von einer Regierung zur andern Verbote und Einschränkungen gegen die weitere Ansetzung und den Handel der Juden in zahlreicher Menge nach einander folgten, und dass die schwere Hand des Drucks fortdauernd auf der jüdischen Nation lag. Demungeachtet hat dieses Volk von einer Zeit zur andern einen starken Zuwachs erhalten, und die gegen dasselbe gezogenen Dämme, wenn auch nicht geradezu niederzureissen, doch unvermerkt zu untergraben gewusst. Eine mildere Lage bereitete *Friedrichs II* Re-

Regierung, unter dem Einflusse seiner bekannten Duldungsgrundsätze, nur vor. Erst unter der folgenden und gegenwärtigen Regierung wird das Bestreben, die harte Lage der Juden, so weit es die Verfassung und die Umstände erlauben, zu mildern, recht sichtbar. *Friedrich Wilhelm II* modificirte einige auf den Juden liegende drückende Abgaben, und hob den Leibzoll auf, welchem Beyspiele jetzt mehrere teutsche Fürsten folgen. Den humanen Gesinnungen des jetzigen Königs von Preussen verdankt die Judenschaft die Befreyung von der drückenden Pflicht, für Diebstähle der Juden solidarisch zu haften, und die Errichtung einer Censur-Commission zur nähern Aufsicht über die Juden, die hoffentlich gleichfalls nicht ohne Nachfolge in dem übrigen Teutschlande bleiben wird.

Der Vf. hat aus der Edictensammlung alles sorgfältig aufgesucht, was sich auf den rechtlichen Zustand der Juden in den preussischen Staaten bezieht; aber diese Materialien sind zu sehr nach dem gemeinen Zuschnitt der Schule, nicht mit der Ansicht, die der Staatsmann davon auffassen würde, bearbeitet. Im Ganzen ist jedoch die Abtheilung nach dem öffentlichen und nach dem Privatverhältnisse der Juden richtig getroffen, wenn gleich der Name Juden-Staatsrecht für die erstern nicht passend ist. Ueberhaupt aber hätte erst die Judenschaft als eine grosse Gemeinde in Staate in Beziehung auf das öffentliche Verhältniss vorgestellt, und nach diesem die Lage der Juden überhaupt, ihre Familien- und übrigen untergeordneten Vereine, in einer zwiefachen Hinsicht, nach dem Staats- und nach den jüdischen oder mosaisch-talmudischen Gesetzen bearbeitet werden sollen. Aus dem öffentlichen Verhältnisse der Juden, als dem interessantesten Stücke, sind hier die merkwürdigeren Gesetze auszuzeichnen, die theils schon in den früheren Judenreglements, theils in dem Generalprivilegium von 1730, und in dem revidirten Generalprivilegium von 1750, und in einigen späteren Verordnungen vorkommen.

So lange die Beytragsfähigkeit zu den öffentlichen Lasten den Maassstab für die Bürgerfreyheiten und Vortheile im Staate abgiebt, haben die Juden wegen ihrer gegenwärtigen Untauglichkeit zur Erfüllung einer der wichtigsten Bürgerpflichten, der Landesvertheidigung, keine Aussicht zum vollen Genusse der bürgerlichen Vortheile, indem die deshalb nöthig gewordene Ausschliessung derselben vom Besitze der Grundstücke und Häuser, und von dem Betriebe der Landwirthschaft und der mechanischen Künste, die den kriegsdienstfähigen Familien vorbehalten bleiben müssen, ihnen selbst die Gelegenheit, sich durch starke Handarbeiten zum Kriegsdienste fähig zu machen, entzieht, wenn sie anders, wie doch der Fall nicht ist, zu Lebensarten, die viele bürgerliche Anstrengung erfodern, Lust hätten. Nach richtigen Grundsätzen der Staatsklugheit konnte den Juden von dem Landbaue und der Fabrication nichts weiter eingeräumt werden, als was die kriegsdienstfähigen Landeseinwohner zu benutzen nicht Mittel oder nicht Lust genug hatten, und in dieser Hinsicht hat auch die preussische Gesetzgebung die Freyheiten der Juden erweitert. Wüste und neue Stellen mögen sie anbauen, welche Erlaubniss in jenen früheren Jahrhunderten, da sich die teutschen Kolonisten in den jetzigen preussischen Ländern erst niederliessen, wenn sie wäre benutzt worden, der Verfassung der Juden eine ganz andere Gestalt hätte geben müssen; gegenwärtig aber von keinen Folgen seyn kann, da sich nicht erwarten läst, dass die Juden, was schon geübte und erfahrnere Landwirthe scheuen, die übrig gebliebenen Sandschollen anbauen werden. Kuhpachterey, wozu die Juden aufgelegt seyn möchten, ist ihnen untersagt, aber das Pachten der Weiden für das von aussen eingebrachte Vieh zugegeben. Vom Wohnen auf dem Lande sind die Juden ganz ausgeschlossen. Häuser in den Städten dürfen die Juden nur in einem eingeschränkten Maass besitzen; wo fünf ordentliche Schutzjuden sind, hat nur Einer das Recht, ein eigenes Haus zu haben; wo ihrer zehn sind, zwey und in Berlin ist ihnen der Besitz von vierzig Häusern verstattet. Durch einen Scheinkauf darf kein Jude bey Strafe ein Haus gegen die Verordnung erwerben; auch muss ein jeder rechtmässiger Erwerber besondere Concession zum Hausankauf haben. Unter sich können die Juden ihre Häuser verkaufen, wenn aber durch Subhastation ein Judenhaus verkauft wird: so gehen die christlichen Käufer vor, und wegen eines Concurses verliert es ganz die Eigenschaft eines Judenhauses. Cantonpflichtige Stellen können in der Regel von Juden nicht erworben werden; aber neue Stellen zu bebauen ist ihnen, unter gewissen Einschränkungen, selbst mit den Vortheilen der Neuanbauenden verstattet. Zünftige Handwerke bleiben den Juden ganz verschlossen, und nur die Ausübung freyer Künste ist ihnen unverwehrt, worin sie aber zu einem guten Fortkommen nur wenig Aussicht haben können. Nützlich wird die ihnen nachgelassene Freyheit, unter Concession Manufacturen zu betreiben, ausser welchen der Handelsverkehr der einzige Nahrungszweig ist, auf dem ihr Wirkungskreis hauptsächlich eingeschränkt bleibt, und von dem ihre Subsistenz fast ganz abhängt, obgleich auch ihre Handelsfreyheit ziemlich beschränkt ist. Mit gewissen Metall- und Fabrikwaaren im Kleinen zu handeln und zu trödeln haben sie noch die meiste Freyheit; aber das Hausiren eben so wohl in den Städten als in den Dörfern ist ihnen strenge verboten. Ihr ältester und wichtigster Erwerbzweig bleibt indess der Geldverkehr durch Wechsel- und Dahrlehnsgeschäfte. Zum Pfandverleihen ist eine besondere Concession nöthig, und es muss nach den Pfandreglement betrieben werden; acht von Hundert, wo keine hypothekarische Sicherheit für das Darlehn gestellt worden, ist ein den Juden erlaubter Zins. Eine v

neh

nehmlich in Südpreussen gebräuchliche Art Wechsel ist die Manre.

Da die Juden einen so beschränkten Erwerbkreis haben: so sollte man glauben, es müsste diese Nation durch die Macht des Drucks schon lange aufgerieben oder auf eine kleine Anzahl gebracht seyn; es ist daher die grosse Fruchtbarkeit und der starke Zuwachs der Juden nicht allein eine unerwartete Erscheinung, sondern auch die Ursache zu einer neuen Verlegenheit für den Staat, der mit jeder Generation stärker werdenden Nachkommenschaft ein hinlängliches Fortkommen zu verschaffen, zumal da die Juden nicht, wie andere brodlose Einwohner, ihren Unterhalt im Auslande, in Ost- und Westindien, suchen können und mögen. Um nun das Umsichgreifen in den erlaubten Nahrungszweigen, auf Kosten der kriegsdienstfähigen Einwohner zu verhindern, dient die Beschränkung des Judenschutzes auf das älteste Kind, so dass die übrigen Kinder für sich kein Gewerbe treiben können, wenn sie nicht so glücklich sind, für sich einen eigenen Schutzbrief zu gewinnen. Dem zweyten Kinde, das eine Manufactur in Gang bringt, ist dazu Hoffnung gemacht.

Zu den Landesbedürfnissen tragen die Juden, wie es ihre Lage nicht anders verstattet, nur durch Beyträge aus ihrem Vermögen bey. Ausser der Consumtionsabgabe, Stempelgebühren, welche bey den Juden eigene Sätze haben, und anderen gemeinen Steuern, ingleichen ausser den Concessionsgeldern für Schutzbriefe und andere Privilegien, haben sie nach Maasgabe des Vermögens eines Jeden ein Schutz-Rekruten-Calendergeld, und eine Abgabe zur Casse des Mons pietatis zu geben, und eine Silberlieferung, nach Verhältniss des Schutzgeldes, zu übernehmen. Religionsfreyheit geniessen die Juden, wie andere Landeseinwohner; sie behalten dabey das Eigenthum ihrer Synagogen, Kirchhöfe und des Kirchenvermögens, ihre Religionsgesetze, Gebräuche und Verfassung; aber neue Synagogen dürfen sie, ohne besondere Erlaubniss, nicht anlegen, auch bey zehn Thaler Strafe keine Privatversammlungen zum Beten halten, und ohne Genehmigung keine Kirchengesetze geben. Ihre Vorsteher, den Rabbiner und Vorsänger mit andern Bedienten, wählt jede Judengemeine. Die Zahl der jüdischen Bedienten ist nach der Menge der Judenfamilien an jedem Orte bestimmt; wo zweyhundert Judenfamilien befindlich sind, werden bestellt 2 Beysitzer, 1 Obercantor, 1 Untercantor, 2 Judenklüpper, 1 Schulbedienter, 2 Todtengräber, 2 Keller, 1 Fleischhacker, 1 Lazaretaufwärter, 1 Krankenwärter, 1 Mädchenschulmeister; wo nur zehn Judenfamilien wohnen, können solche nur 1 Todtengräber und 1 Keller haben. Vermöge des Banns und der Geldbusse kann der Rabbiner eine Kirchenstrafe ausüben; für den Bann muss der Jude, so lange er dauert, täglich zwey Thaler geben, wovon ein Drittel an die Judenarmen, zwey Drittel in die landesherrliche Strafcasse kommen; ein heimlicher Bann darf bey Strafe nicht auferlegt werden. Ausser den Verrichtungen eines Priesters hat der Rabbiner auch das Amt eines Schiedsrichters in gewissen jüdischen Angelegenheiten. Er führt über die Beschneidung ein Buch, in das auch die Geburten der Mädchen eingetragen werden müssen. Jede Judengemeine hat ihr Kirchenvermögen, das aber nicht in liegenden Gründen bestehen kann, und ihr eigenes Armenwesen, zu dessen Behuf jeder Jude wöchentlich ein gewisses Allmosen an die Armencasse geben muss. Als Schiedsrichter entscheidet der Rabbi mit Zuziehung der Juden-Aeltesten bey Vergehungen gegen die Religion, in Ehe- Erb- und Vormundschaftssachen, nach den mosaisch-talmudischen Gesetzen, aber untergeordnet unter die Landesgerichte, an welche der Beschwerdenführer den Recurs nehmen kann. In Processsachen stehen sie unter den Landesgerichten, wo sie nach den Grundsätzen des gemeinen Rechts behandelt werden, und Rechtshülfe finden; doch kommt ihnen dabey das Armenrecht nicht zu statten; ihr Zeugniss ist nur in Judensachen, nicht in Angelegenheiten eines Christen ganz vollgültig, welches auch von der Beweiskraft der jüdischen Handelsbücher gilt; einen Eid sollen sie nicht anders als in der Synagoge, nach vorgeschriebenen Feyerlichkeiten, ablegen. In Ansehung des Diebstahls der Juden fällt nun die vormalige solidarische Verbindlichkeit der Judengemeine weg; dagegen stehen jetzt die Juden unter der strengen Aufsicht der neu angeordneten Censurcommission.

Rec. kann am Schlusse dieser Anzeige den Wunsch nicht unterdrücken, dass die Gesetze über die Juden aus mehreren teutschen Reichsländern möglichst vollständig gesammelt, aber mehr historisch, nach gewissen Perioden und mit Rücksicht auf statistische Nachrichten von den Juden, bearbeitet werden möchten: wodurch ein nicht uninteressanter Theil des teutschen Rechts besser, als es jetzt möglich ist, bekannt werden würde.

Ff.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Gesetze und Verordnungen der einzelnen europäischen Mächte über Handel, Schifffahrt und Assecuranzen seit der Mitte des 17 Jahrhunderts*, mit einigen erläuternden Anmerkungen vom Hofr. G. F. v. *Martens*. Erster Theil. 1802. XIV u. 656 S. gr. 8.

Aus einer gar grossen Masse liefert Hr. v. M. hier in der Ursprache die französischen Handelsgesetze, welche von der Mitte des 17 Jahrhunderts bis 1801 erschienen, nebst Auszügen und Notizen aus der frühern Zeit, nach einer systematischen, nicht chronologischen Ordnung. Er leistet in der Vorrede auf die drey Ansprüche der Vollständigkeit, einer musterhaften Auswahl und der praktischen Wichtigkeit selbst Verzicht; indem diese *Handsammlung*, wie er sie nennt, bloss als ein Mittel gelten soll, das Privat-

Han-

Handels- und See-Recht nebst der allgemeinen Handelsgeschichte zu befördern. Die Schrift ist in *achtzehn* Abschnitte getheilt. Der *erste* stellt die Gesetze zusammen, wodurch seit der, in der neuesten Zeit wiederum geltend gemachten *Ordonnance sur le droit de* 50 *sols par tonneau*, von 1659 bis zu der Navigationsacte von 1793, die französische Schifffahrt vor der der Auswärtigen begünstiget wird. In dem zu erwartenden Bande über *England* wird die Ausbeute dieser Rubrik noch reichhaltiger seyn. Der *zweyte* Abschnitt betrifft das Zollwesen *vor* der Revolution, und zwar von 1664 an; und steht mit dem 18ten von den neuesten Zoll-Tarifs in Verbindung. — Einige Supplemente zu den übrigen Abschnitten wird Hr. v. M. in der seitdem zu Paris in *sieben* Bänden auf 3370 Seiten erschienenen *Statistique de la France et de ses Colonies* unter dem Abschnitte: *Diplomatie politique et commerciale*, finden, obgleich nach Maßgabe seines später, als vorliegende Sammlung, herausgegebenen *Guide diplomatique* er sich sehr durch Vollständigkeit auszeichnet. Weniger befriedigend ist dagegen *Chappés Histoire des revolutions de commerce* (Paris 1803. 264 S.), und was in *Boucher Institutions au droit maritime* (Paris 1804. 4) vorkommt. Die Anordnung jener Abschnitte ist an sich sehr systematisch; überdiess ist vieles durch historische Einleitungen und durch Vergleiche zwischen der Revolutions- und der Vorzeit, so wie durch eingestreuete Anmerkungen erläutert. In Bezug auf den sehr wichtigen Handel jenseits des *Vorgebirges der guten Hoffnung*, hat der Vf. sogar eine diplomatische Geschichte aller französischen Handlungs-Gesellschaften, vom Jahre 1664 an bis zu dem Anfange der Revo[lu]tion, als wo deren keine, aus bekannten Gründ[en] sich mehr erhalten konnte, beygebracht. Selbst [in] französischen Originalwerken wird man schwerl[ich] eine, für den Kaufmann nnd Gelehrten gleich le[h]reiche Zusammenstellung finden, welche bey dem [in] Frankreich jetzt angeordneten neuen Handlu[ngs-Ge]setzbuche benutzt zu werden verdient. Ein nä[he]res Urtheil über die Anlage des Werks behält [sich] Rec. bis zur Erscheinung der folgenden Bä[nde] vor. Vorläufig kann er nicht unbemerkt las[sen,] dass eine sorgfältige Correctur und eine zweckmä[ßi]ge Ersparung des Raums, nebst der Eleganz im D[ru]cke, das vorliegende Werk vor allen übrigen [des] Hn. v. M. vortheilhaft auszeichnet. Auch erleich[tert] den Gebrauch das zwiefache, mit Fleiss und S[org]falt ausgearbeitete Register.

Weil die Urkunden, was sehr zweckmässig [ist,] wegen der Allgemeinheit der französischen Spra[che] nicht verteutscht worden sind: so ist dieser e[rste] Band auch mit einem französischen Titel verseh[en:] *Loix et Ordonnances des diverses Puissances Europ[éen]nes, concernant le Commerce, la Navigation et les [As]surances depuis le milieu du 17eme Siecle, accomp[ag]nées de quelques observations explicatoires.* In [der] Fortsetzung des Werks wird aber die Verteutsch[ung] vieler Gesetze und Verordnungen nothwendig s[eyn,] wenn nicht Hr. v. M., um den Preis zu verr[in]dern, die Ursprache hin und wieder ganz übe[rge]hen will.

II † 2.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, in Hofmeisters u. Kühnels Bureau de Musique: *Gesänge beym Pianoforte zu singen*, von *Bernh. Anselm Weber*. Erste Sammlung. 11 S. Querfol. (12 gr.) Die meisten dieser sechs Gesänge sind Lieder und Romanzen aus Opern und Schauspielen für das Berlinische Theater componirt. Aus den *Weibern von Weinsberg*, *Otto mit dem Pfeil*, *Benjowsky auf Kamtschatka* und *Mudarra:* zwischen ihnen stehen: *die Blüthen des Waldes von Meier*, nach dem Schottischen, und *an die Liebe*. In allen diesen Melodien erkennt man den Componisten von Sinn und Gefühl: der Charakter ist nirgend verfehlt — wir müssten denn allenfalls das zweyte Lied an die Liebe ausnehmen, das mehr den Romanzencharakter hat, der im dritten, vierten und sechsten auch wieder erscheint, als den Ton des warmen Herzensergusses — und überall wird die Melodie mit angemessener, eben so weit von Dürftigkeit als von Ueberladung entfernter Harmonie begleitet: nirgend ist auch die rhythmische Behandlung fehlerhaft, oder auch nur unbestimmt und spielend. Die meiste Eigenheit hat das dritte sehr pikante Lied aus *Otto mit dem Pfeil*, und die grösste Innigkeit und Lieblichkeit das erste, *Lied eines Minnesängers*. Beide Lieder haben aber den Fehler, dass die Melodie, welche die [erste] Strophe ganz vollkommen ausdrückt, zu den folgenden [Stro]phen nicht passt. In dem ersten ist es fast nicht möglich[, die] ausdrucksvolle Melodie zu den beiden Schlussversen [der] Strophe:

> Er fühlt zum ersten mal die Pein
> Der Langenweil, und schlummert ein

zu den Versen der folgenden Strophen zu singen:

> Dem Schlaf entreisst nun Adam sich
> Blickt auf und ruft: mein andres Ich.

und

> Es ist so süss, es ist so schön,
> Selbander durch das Leben gehn.

Eben so schlimm ist es beym dritten Liede mit dem [...] *o weh!* der ersten, und dem *wohl mir* der zweyten Strophe.

Tr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 21 JANUAR, 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in Comm. b. Hempel u. gedr. b. Göschen: *Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend*, herausgegeben von *Wilhelm Gottlieb Becker*. Erster Heft. 1804. mit Zueignung an den Kurfürsten von Sachsen. VI S. Vorr. u. 725 S. Fol. und 10 Kupfert., worunter 2 ausgemahlte. (Pränumerationspr. 8 Rthlr. Ladenpr. 12 Rthlr.)

Dieses von den Liebhabern des Alterthums mit Ungeduld erwartete Werk stellt sich nun dem Publicum in dem so eben *) erschienenen ersten Hefte mit edler Pracht dar; wodurch die Theilnahme an demselben vermehrt und der ununterbrochene Fortgang ohne Zweifel befördert werden muss. Die Zierlichkeit der Kupferstiche verdient grosses Lob. Sie ist nicht etwa nur äusserer Schein, sondern eine Folge des bedächtigen Fleisses, welchen die Künstler auf die Abbildungen der Monumente verwendet haben. Druck und Papier des Textes sind so schön, als man dieselben an Prachtwerken, die aus der Göschenschen Officin hervorgehen, zu sehen gewohnt ist. — Die vier ersten Kupfertafeln (zwey davon sind ausgemahlt) sollten, nach des Vf's. Absicht, Monumente des ägyptischen Kunstgeschmacks, die übrigen sechs aber Werke von altgriechischem Style darstellen. In den Erklärungen derselben zeigt sich Hr. *Becker* durchaus als redlichen Forscher und bescheidenen Wahrheitsfreund: desto lieber und offener theilt daher Rec. über verschiedene Stücke seine abweichenden Meinungen mit. Der Tab. IV abgebildete behaubte Kopf von röthlichem Marmor schien ihm sonst bey wiederholter Betrachtung, die Züge des Antinous zu haben. Wenn sich diess wirklich bewährte, so wäre derselbe ohne Zweifel das Fragment einer Statue des Antinous in ägyptischem Costume, dergleichen mehrere vorhanden sind; nicht aber, wie Hr. B. vermuthet, das weibliche Haupt einer ägyptisch-griechischen Sphinx. — Dass die Tab. V. VI. VII abgebildete dreyseitige Base, nicht, wie S. 44 angeführt wird, *älter ist, als irgend eines von allen erhoben gearbeiteten Werken, die sich in Rom befanden*, kann bis zur augenscheinlichsten Ueberzeugung dargethan werden. Genaue Vergleichungen lehren vielmehr, dass nicht nur das uralte Basrelief mit der Erziehung des Bacchus in der Villa Albani, sondern auch die runde Brunneneinfassung mit den XII Göttern im Capitol. Museum, desgleichen die grosse dreyseitige Base in der Villa Borghese beträchtlich älter seyn müssen. Inzwischen verliert das Dresdnische Monument von seinem hohen Werth, den man ihm in Bezug auf die Kunstgeschichte zugestehen muss, hiedurch im geringsten nichts; es tritt vielmehr nur desto schöner in die Reihe der Denkmäler ein, in welcher wir die Fortschritte der griechischen Kunst vom Anfange bis zur Vollkommenheit beobachten können. — Gegen die allegorische Deutung des apollinischen Dreyfusses und gegen die darauf gegründete Erklärung der Basreliefe und übrigen Zierathen der erwähnten dreyseitigen Base, als bezüglich auf die Jahreszeiten, wären allerley Einwendungen zu machen, welche jedoch jetzt nicht ausgeführt werden können. Die einzige Bemerkung will Rec. sich erlauben, dass, wenn die griechische Kunst bloss zur Einkleidung dunkler Allegorieen, zur Hülle für mystische Beziehungen hätte dienen müssen, und wenn sie nicht einen rein menschlich sinnlichen Grund gehabt hätte, sie schwerlich so schön aufgeblüht seyn würde, als wirklich geschehen ist. — Der T. VIII abgebildete Sturz einer männlichen bekleideten Figur möchte leicht jünger, und nicht, wie Hr. B. glaubt, von altgriechischer Arbeit seyn. Die Formen, und besonders die Falten an diesem Werk verrathen einen anderen, feinern Geschmack als man an der Pallas von unstreitig hohem Alterthum auf der folgenden Kupfertafel wahrnimmt, oder an den Figuren des gedachten dreyseitigen Kunstwerks.

W. K. F.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hamburg, b. Hoffmann: *Vertraute Briefe aus Paris*, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803 von *Johann Friedrich Reichardt*. 1804. I Theil 482 S. II Theil 422 S. 8. (gedr. *Braunschweig*, b. Fr. Vieweg).

Zu einer Zeit, wo das Sehnen und Streben aller nur einigermassen mobilen Personen nach Paris gerichtet

*) Eine kurze Voranzeige dieses Werks glaubten wir dem von rühmlichem Patriotismus belebten Verfasser sowohl, als unseren Lesern schuldig zu seyn. Werke von diesem Gehalt aber, für welche die Aufmerksamkeit und das Interesse des Publicums, gleich nach ihrer Erscheinung, zu gewinnen, die Pflicht kritischer Institute ist, werden, nach solchen vorläufigen Anzeigen, in unserer A. L. Z. noch eine genauere und vollständigere Beurtheilung erhalten.

Directorium der J. A. L. Z.

richtet ist, müssen diejenigen, welche einen solchen Weg zu machen verhindert sind, jedem Reisenden Dank wissen, der seine Ansichten von jener merkwürdigen Stadt andern mittheilen mag und kann; besonders wenn er vieles Gutgesehene lebhaft darzustellen fähig ist. Ein Lob, das man dem Vf. gedachter Briefe nicht versagen wird.

Man begleitet ihn gern auf der schnellen Reise zur Hauptstadt, wo denn, wie er selbst bemerkt, Brod und Gaukler, nach dem alten Spruche, der Inbegriff aller Wünsche sind. Gleicher Weise findet man Frühstück und Mittagessen, Oper, Schauspiel und Ballet als Hauptinhalt beider Theile.

Gegen Musik und Oper verhält sich der Reisende als denkender Künstler, gegen das Theater überhaupt als einsichtsvoller Kenner, und übrigens gegen Künste und Wissenschaften als theilnehmender Liebhaber.

Seine Kenntniss vieler Verhältnisse in frühern Epochen giebt ihm zu bedeutenden Vergleichungen Anlass, und da er Gelegenheit findet, von der Präsentation beym ersten Consul an, die Zustände des höheren, mittleren und niederen Lebens zu beobachten; da er seine Bemerkungen mit Kühnheit auszusprechen wagt: so haben seine Mittheilungen meistens einen hohen Grad von Interesse. Viele Gestalten und Charaktere namhafter Personen sind gut gezeichnet, und wenn der Vf. auch hie und da die Lineamente mildert: so bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Besonders wird er sich bey Frauenzimmern, durch genaue und geschmackvolle Beschreibung des mannichfaltigsten Putzes, empfehlen.

Die rasch hinfliessende Schreibart entspringt aus einer unmittelbaren, mit einer gewissen Leidenschaft angeschauten Gegenwart. Sie würde noch mehr Vergnügen gewähren, wenn man nicht öfters durch Nachlässigkeiten gestört würde. So wird z. B. das Wort *fein* so oft wiederholt, dass es seine Bedeutung am Ende selbst aufzehrt. Das Wort *letzt* liesse sich gleichfalls öfter entbehren, oder durch *neulich*, *letztens*, *letzthin*, ersetzen und variiren. Solche kleine Flecken auszutilgen, sollte jeder Schriftsteller einen kritischen Freund an der Seite haben, besonders wenn das Manuscript nicht lange ruhen kann.

Doch, wie kann man Schriftstellern und ihren Freunden solche Bemühungen zumuthen, so lange unsere Officinen sich eines unverantwortlich vernachlässigten Drucks nicht schämen? In diesen zwey Bändchen sind 130 Druckfehler und sogenannte Verbesserungen angezeigt; wobey man höflich bittet, solche vor dem Lesen des Buchs abzuändern. Welch eine Zumuthung! Es wäre zu wünschen, dass künftig die Verfasser ihre Verbesserungen von den Druckfehlern abtrennten, damit man deutlich sähe, was dem Corrector zu Schulden kommt, und sodann möchte vielleicht doch einiges Ehrgefühl geweckt werden, wenn Recensenten, wie wir gethan, die Officin bemerkten, und die Anzahl der eingestandenen D[ruck]fehler angeben wollten.

Wf.

LEIPZIG, b. Göschen: *Wie fand ich mein [Vater]land wieder im Jahre 1802?* von *August D*[…] IV u. 203 S. kl. 8. (18 gr.)

Wie sieht's nach zehnjähriger Emigration in [mei]nem Kopfe aus? sollte wohl eigentlich der Titel [die]ser Schrift heissen. Und wäre der Vf., nach eig[ener] Durchsicht derselben, in welcher er wohl so zie[mlich] alles vereinigt fände, was in den zehn Jahren [durch] seinen Kopf gegangen seyn mag, des stillen, r[uhigen] Selbsturtheils fähig, so müsst' er den etwas lei[se den] Kopf schütteln, und lächelnd sagen: ziemlich [con]fus! Der Vf., der sich nach seiner Auswande[rung] aus Frankreich zehn Jahre in Italien, Teutsc[hland] und der Schweiz aufhielt, ohne irgendwo Ersat[z für] sein geliebtes Vaterland, oder auch nur Stillun[g für] seine Sehnsucht darnach zu finden, spricht, ba[ld in] wenig Zeilen, bald in langen Seiten von der F[ähig]keit und Unfähigkeit, das alte Frankreich mit [dem] neuen zu vergleichen, von Staatsmännern un[d Ge]schichtschreibern, von der Schreckenszeit, vo[n der] Cannibalennatur im Menschen, von der Vortre[fflich]keit der Weiber, vom Landmann und vom rei[chen] Gutsbesitzer, von Stadt- und Landleben, Chauf[feurs] und Sommeurs, von Krankenhäusern in Frank[reich,] Italien und Teutschland, von Wissenschaften [und] Kunst, von alten und neuen Rednern, vom Ch[arak]ter der Franzosen, von Republikanern und A[risto]kraten, von Atheisten und Obscuranten, vom [Kampfe] des Guten und Bösen im Menschen, von der c[hrist]lichen Religion und vom Negerhandel, von [der] Nothwendigkeit einer positiven Religion für de[n Pö]bel, von der Beschaffenheit der meisten Reise[n,] von der Anglomanie, vom Vendéekriege, von [den] Emigranten, und wiederum von der Vortreffli[chkeit] der Weiber, vom Ursprung und Fortgange de[r Re]volution, von der Orleansischen Parthey, von [den] Jacobinerklubs, vom Charakter der Jacobiner [und] Aristokraten, von Pohlen und Italien, von den [Rö]mern unter Tiberius, Caligula, Nero und Domi[tian,] von Robespierre, von der Revolution in N[eapel] und Irland, von der Gesetzeskraft in England, [vom] Betragen der französischen Soldaten in feindli[chen] Landen, vom Ehrgefühl der Soldaten, von der [Gut]müthigkeit der französischen Bauern, von Cultur [und] Uebercultur, vom Selbststillen der Mütter, von [der] Bedienten-Classe, von der überwiegenden Neig[ung] im Menschen für *grausame* Gegenstände, von [dem] Vendéekriege und wieder von der Vortrefflic[hkeit] der Weiber, von der Seelenstärke der Kinder in [der] Vendée, vom Tode des Königs, wieder vom g[uten] Betragen und dem Ehrgefühl der französischen [Sol]daten in der Vendée, von den Municipalitäten [und] dem Mangel an Lebensmitteln, vom Manifest [des] Herzogs von Braunschweig, von einer langen [...] im Gedicht *le printems d'un proscrit*, und von

R

Revolution als einem harten Prüfsteine. In einem eigenen zweyten Abschnitte spricht der Vf. noch besonders vom Charakter der Franzosen, dem nicht Leichtsinn, Mangel an Gefühl, an Ueberlegung und an tiefem Nachdenken und (ausser den Moden) auch nicht Veränderlichkeit zukommen sollen, aber wohl Leichtigkeit, Eitelkeit, Vorurtheil, Lebhaftigkeit, lebhafte Imagination, Einfachheit und Bonhommie, Geradheit und Zuverlässigkeit in der Freundschaft, Zartheit und Anspruchlosigkeit. Dabey kommen denn auch noch Betrachtungen vor über Spiel, Moden in England und Frankreich, Geschmack, teutsche Zeitungen und Journale, über den Enthusiasmus der Franzosen, Engländer und Italiäner für ihre grosen Dichter, welchen die Teutschen für ihren *Gellert*, *Haller*, *Götz* (bey dem auch sogar Ramlers Feile bejammert wird), *Uz*, *Hagedorn*, *Weisse* und *Gerstenberg* nicht hätten; auch noch etwas von *Haydns* und *Mozarts* Symphonieen, von *Klopstocks Oden* und der Diplomatik, *Hume's* Urtheil über die Franzosen und wieder von den Emigrirten und ihrem guten und schlechten Betragen im Auslande.

Alles dieses steht auf zwey hundert ziemlich weitläuftig und sehr sauber gedruckten Seiten so durcheinander, wie es hier aufgezählt ist. Wir haben uns diese langweilige Aufzählung nicht verdriesen lassen, weil das Materiale hier zugleich nicht übel den Baumeister bezeichnet; zumal da wir mit Wahrheit hinzufügen können, dass sich über alle diese so höchst verschiedenen Gegenstände auch nicht *Eine* bisher unbekannt gebliebene Nachricht, und noch weniger die mindeste eigne Ansicht und selbstgedachtes Urtheil befindet. — Nicht viel besser ist es mit dem bestellt, was uns der Vf. darüber sagt, wie er sein Vaterland fand, und was bey weitem den geringsten Theil vom Inhalt dieser Schrift ausmacht. Unsere neuen und neuesten Reisebeschreibungen geben über alles das weit bessere und vollständigere Nachrichten. Unser Vf. findet die Ufer der Loire bey Tours, seiner Vaterstadt, noch eben so reizend als sonst, ja eben so lieblich und anmuthig als irgend eine Gegend in Italien, und „stände bey Tours nur ein Theil der schönen weissen Villen, womit die Seeküsten bey Genua so reichlich geschmückt sind, dann möchte es die Engel aus dem Himmel herunter locken" (S. 10). Er ist mit seiner Gegend sogar über alle Erwartung zufrieden, und eben so mit den Menschen in Frankreich. Der Landbau hat *unendlich viel* gewonnen. Bey den Ursachen dieser, von andern auch schon gepriesenen Erscheinung, vergisst unser Vf. die Hauptursache anzugeben: die Zertheilung der grosen adlichen und geistlichen Güter, die sonst von Pächtern und Administratoren bewirthschaftet wurden, in unzählige kleine Gutsbesitzungen, welche ihre jetzigen Eigenthümer selbst bewohnen und bebauen. Er spricht dagegen von neuen grosen Gutsbesitzern unter den Generalen und Staatsbeamten, die in Paris Aemter besitzen. Deren Zahl ist aber bis jetzt, in Vergleich mit der alten Zeit, eben noch nicht beträchtlich, und die Generale wohnen, wenigstens den grösten Theil des Jahres, auf ihren Gütern. Bekanntlich hat kein französischer General ein Regiment und ist an keinen Wohnort gebunden; oft selbst diejenigen nicht, welche bey Inspectionen u. dgl. in der Armee angestellt sind. Der Vf. findet ferner, dass man wieder mit völliger Sicherheit in Frankreich reisen kann; auf einer Reise von 250 Meilen im Lande herum hat er von keinem Strasenräuber gehört. Er findet auch, dass die Regierung viel auf die Besserung der oft sehr ausgefahrnen Landstrasen verwendet, dafür die Zölle an den Barrieren sehr stark, aber doch nicht so hoch als am rechten Rheinufer wären. Diess ist ungegründet, sie sind dort mehr als noch einmal so hoch. Die Armenanstalten und Krankenhäuser findet der Vf. noch schlecht; er erwähnt dabey ähnlicher Anstalten anderer Länder, und versündigt sich an Italien, indem er sagt: *selbst* in Italien, *selbst* in Florenz wären sie besser. Seit vielen Jahren sind sie dort so vortrefflich, wie nur irgendwo in Europa, und wie sie es in Frankreich nie waren. Dichtkunst und Philosophie findet der Vf. in Abnahme, mathematische und physikalische Wissenschaften aber in groser Aufnahme. Der Vf. hält nicht viel auf Delille, seine Verdienste als Versificateur will er ihm indess nicht absprechen. Er beschliesst den Artikel sonderbar genug: „wir haben keinen wahren Dichter: wir bekommen aber ein Gesetzbuch" S. 33. Die Mahler haben durch das Studium in Rom gewonnen (da war aber seit Ludwig XIV eine französische Mahlerakademie); unser Vf. macht noch *David* namentlich: dessen Epoche fällt aber schon in die Zeit vor der Revolution. In der Kriegskunst haben die Franzosen eine neue Verfahrungsart erfunden. Man findet einen merklichen Unterschied zwischen der vormaligen und der jetzigen Gesellschaft in Frankreich; die alte Galanterie ist zum Theil verloren gegangen, und der Vf. hofft, auf immer; Roheit und Unbiegsamkeit ist dagegen an die Stelle getreten, die er sonderbar genug zum Theil als eine Nachahmung der englischen *Zurückgezogenheit* erklärt. Die Sitten der Frauenzimmer findet der Vf. in Frankreich nicht verderbter, als in den meisten europäischen Ländern. Er findet dort wenigstens „eine gewisse Leichtigkeit, einen Anstrich von Leidenschaft, einen Widerstand und vor allem eine *Decenz*, die den sogenannten Liebeshändeln doch irgend einen Reitz geben, welches in andern Ländern wohl nicht so sehr der Fall seyn dürfte" (S. 43). (In welche Weiberhände muss der arme Emigrirte gerathen seyn! Unter den ausser Frankreich besuchten Orten nennt der Vf. doch nicht bloss Italien und Wien, er nannte auch Dresden, Frankfurth und die Städte am Genfersee ausdrücklich.) Die Trachten findet der Vf. wieder von ordentlichem Ansehen, und spricht dabey noch einmal von dem Tact der Franzosen, welcher sie bey jedem Verstoss gegen Sittlichkeit, Decenz und Convenienz sehr empfindlich macht: erinnert sich dabey, dass wir Teutschen für Decenz und Convenienz keine eignen Wörter haben. Dass wir die Sache desto sicherer besitzen,

ltzen, scheint er nicht bemerkt zu haben. Er findet in seinem Vaterlande die Atheisten und Obscuranten im Kriege, und glaubt *Chenier* und *Geoffroy* an der Spitze der beiden Partheyen. Hier verwechselt der Vf. entweder *Chenier* mit *Lalande* oder *Marechal* u. s. d. (vielleicht weil der Abbé *Geoffroy* gegen *Chenier*, den erklärten Priesterfeind, so häufig zu Felde zieht); oder er verwechselt die muthigen Streiter für Aufklärung und Geistesfreyheit mit den Atheisten, die gar nicht mehr laut werden. Die Ideen von Freyheit und Gleichheit „die in England schon lange einheimisch sind (!), findet der Vf. so allgemein in Frankreich verbreitet, dass kein Rückfall zur ehemaligen Verwirrung zu besorgen ist; ein Gewinn, den weder der strengste Despotismus noch die zügelloseste Anarchie den Franzosen rauben kann." (Und der Vf. besuchte doch Frankreich im J. 1802! So spricht er auch S. 18 „von dem eisernen Scepter der Schreckensregierung bis an den 18 Brumaire"; da mit diesem doch, nach vierjähriger Erschlaffung eine neue Schreckenszeit von anderer Manier anhub. Aber freylich nicht für die emigrirten Franzosen!) Die Erziehung der Jugend findet der Vf. vernachlässigt, hofft aber alles Gute von den neuen Erziehungsanstalten. (Die allerneuesten kannt' er wohl noch nicht?) Die Erziehung der Frauenzimmer findet der Vf. viel sorgfältiger als sonst; sie bekommen mehr Kenntnisse und lernen Englisch und Italienisch (was würde dazu die Frau von *Genlis* sagen?) Ueberhaupt findet er die Kenntniss der fremden Sprachen, und fremden Länder seit dem Kriege mehr verbreitet. Er findet auch die Volksclasse kühner geworden, und dass die Zahl derer, die sich, selbst im Vendéekriege, durch Schandthaten ausgezeichnet, nur sehr klein sey, und nur die Jugend betreffe. (Schreckliches Wort, das hier zu Gunsten der Väter steht!)

Diese letzte Behauptung wird für die meisten teutschen Leser vielleicht das einzige Neue seyn, welches sie in allem dem Angeführten finden. Dem Vf. scheint es wirklich Ernst damit zu seyn: er kömmt mehrere Male darauf zu sprechen, vergleicht Robespierre und seine Gehülfen sehr zu ihrem Vortheil mit den obengenannten grausamen römischen Kaisern; findet zwar wieder, dass die Jacobiner sich alles ohne Scheu erlaubt hätten, die Aristokraten dagegen in ihrem Widerstande mit weit mehr *Zartheit* zu Werke gegangen wären; er findet auch, dass gewiss jede andere Nation dieselben Grausamkeiten, welche die französische Revolution geschändet hätten, begangen haben würde; und indem er mit vielem Lobe von der Grossmuth, Theilnahme und Anhänglichkeit der französischen Bedienten für ihre Herrschaft spricht, zweifelt er, dass man dergleichen bey irgend einer Nation finden dürfte; so auch von der Treue in der Freundschaft und der gränzenlosen Bereitwilligkeit zu Hülfleistungen bey den Franzosen. Er bringt hierüber ausser mehreren bekannten Zügen auch andere bey, die er zuerst zu erzählen scheint: benimmt ihnen aber einen grossen Theil ihrer Wirkung, da er keine Namen nen Ein Hr. von P., eine Frau von T., ein Gärtner N' ein Arzt N**, ein wohlthätiges Frauenzimmer, e Officier, der nach Amerika flüchtet, thun als Bele für einen Gegenstand, über welchen zeither so v moralische Erzählungen und Anekdotensammlung und Romane erdichtet und zusammengetragen w den, eine geringe Wirkung. Da der Vf. für Te sche schrieb, wäre die Nennung der Personen au weniger bedenklich gewesen als für sein Vaterlar das er überall mit recht rührender Liebe und Scl nung behandelt. Aber daran, dass er für Teutsc schrieb, unter denen er alle seine encyklopädische oberflächlichen Kenntnisse sammlete und die üt den Gang der Revolution und den wahren Zusta von Frankreich besser unterrichtet sind, als die m sten Franzosen, daran hat der Vf. überhaupt wc nicht gedacht. Es war ihm wohl nur vorzügli darum zu thun, in der mühsam erlernten teutsch Sprache ein Büchlein anzufertigen.

Von dieser Seite ist es denn auch wirklich ei seltene Erscheinung. Die Sprache ist fast durch hends correct und gut; nur hie und da trifft m auf uneigentliche Ausdrücke, als S. 48 *ehrlich* ehrliebend; S. 102 *sclavische Abhängigkeit* statt fes Anhänglichkeit (am Gesetz); S. 126 *grausame* Geg stände, für schauerliche; S. 161 *Sinn* für Ueber gung statt Fähigkeit zum Ueberlegen. Was der ' für ein Wort im Sinne hatte, als er von der er lischen *Zurückgezogenheit* sprach, von welcher Roheit und Unbiegsamkeit der neuen Franzosen ei Nachahmung seyn soll, kann Rec. nicht recht er then; vielleicht *Steifheit* oder *stockiges Wesen?*

Fy.

Jena, b. Stahl: *Gereimte Launen und Schnurr* von *Karl Schwabhäuser.* 1802. 215 S. 8. (16 g

Ein treffliches Product zur Bereicherung — Reimlexikons! Hier nur die Schlusszeilen eines G sellschaftslieds (S. 76):

> Pippick, pickwerpick, pickpickpick,
> Nur dem Fröhlichen lächelt das Glück.
> Rottot, otterot, ottotot,
> Nur der Brummige werde zu Spott.
> Bumbum, bumberwum, bumbumbum,
> Stürzt die Gläser am Munde euch um.
> Lira, lorila, lirali,
> Unser Herzverein trenne sich nie.
> Halop, ilerop, hopphopphopp,
> Leert das Letzte im Zechergalopp.

So albern wie diese Reimereyen, so plump ist über der Scherz, so matt der Witz, so ganz von al Feinheit der Ton entfernt. Und doch fragt der V wahrscheinlich in Bezug auf sein Werkchen, S. sehr naiv:

> F. Ist es wohl eine Lieblingsgrille,
> Dass Inaro, der Recensent,
> Ein Mittelwerkchen trefflich nennt?
> A. Ach nein, er sieht nur durch die Brille!

Rg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JANUAR, 1804.

JURISPRUDENZ.

Göttingen, b. Dieterich: *Corpus juris civilis, codicibus veteribus manuscriptis et optimis quibusque editionibus collatis recensuit Georgius Christianus Gebauer*, J. C., dum in vivis fuit, potentissimo magnae Britaniae Regi ab intimis justitiae consiliis et in academia Georgia Augusta Antecessor juris primarius; *et post ejus obitum editionem curavit Georgius Augustus Spangenberg*, jur. in alma Georgia Augusta P. P. E. 1776. 2 Bände. gr. 4. (18 Rthlr.)

Der erste Band führt den besonderen Titel:

Corporis juris civilis tomus primus, Institutiones ex optima Jacobi Cujacii editione repraesentatas nec non Digesta ad Florentinum exemplar expressa exhibens, variantibus cum codicum Mss. tum Gregorii Haloandri et vulgatae lectionibus ac notis variorum criticis adjectis. Mit abwechselnden Seitenzahlen, 7 Alphabete.

Der zweyte Band hat den Titel:

Corporis juris civilis tomus alter, Imp. Justiniani PP. A. Codicem repetitae praelectionis, ejusdem sacratissimi principis Novellas Constitutionis atque Edicta, item Impp. Justini minoris, Tiberii II, Leonis Philosophi, Zenonis, aliorumque principum orientalium Constitutiones novissimas, nec non et consuetudines feudorum ex G. C. Gebaueri recensione complectens. Adornavit ac curavit *Georgius Augustus Spangenberg*, qui et lectionum varietates ex primariis editionibus et codicibus manuscriptis inseruit. 1797. Mit abwechselnden Seitenzahlen, in allem 9 Alphabete.

Obgleich die naive Versicherung, womit der sel. *Gebauer* seine Zuhörer, selbst vom Katheder herab, zu erfreuen pflegte, dass er wenigstens dann unsterblich zu werden denke, wenn es ihm gelinge, die vorliegende Ausgabe des *Corpus Juris* zu vollenden, bey verständigen Lesern eben so sehr ein Lächeln erregen möchte, als die leidenschaftliche Anpreisung dieses Werkes in der Schrift: *Vom Werthe der Gebauerschen Ausgabe der Institutionen und Pandekten* (Götting. 1779): so bleibt doch immer soviel unleugbar, dass wir theils in Rücksicht dessen, was darin wirklich, wenn auch nicht gerade durch die Herausgeber allein, geleistet ist, theils in Ansehung dessen, was darin hätte geleistet werden können und sollen, keine interessantere und lehrreichere Ausgabe des Justinianischen Rechts, als diese, besitzen. Da wir nicht voraussetzen dürfen, dass viele unserer Leser mit der Geschichte dieses Werks gehörig bekannt sind, und aus der Entstehung desselben in gewisser Rücksicht die Gründe zur Beurtheilung hervorgehen: so können wir nicht umhin, unserer Kritik so viel Geschichtliches vorauszuschicken, als zur Verständlichkeit unseres Urtheils erfoderlich scheint.

Das Bedürfniss eines reinen Abdrucks des florentinischen Pandekten-Manuscripts gab dieser Ausgabe die erste Veranlassung. Bekanntlich wurde das florentinische Mspt häufig schon von den Glossatoren, und später besonders von *Politianus*, *Bologninus* und *Augustinus* verglichen. Keine dieser Collationen war aber vollständig; daher denn auch die Ausgaben von *Haloander*, *Miraeus*, *Vintimilius*, *Hugo a Porta* u. a., worin zuerst das Bestreben, dem florentinischen Mspt soviel als möglich zu folgen, recht sichtbar wird, nur mehr oder weniger, einzelne Lesarten, keinesweges aber eine vollständige Darstellung des ganzen Mspts enthalten. Endlich erschien, nach einer neuen sehr sorgfältigen, von allen Seiten begünstigten Vergleichung, die *Taurellische* Pandekten-Ausgabe im J. 1553, als reiner Abdruck des florentinischen Mspts. Dass es *Taurellus* mit dieser Ausgabe redlich gemeint habe, zeigt sowohl die Geschichte des Mannes, als die Vergleichung der Ausgabe selbst; und wirklich verdient es keine Widerlegung, wenn *Gebauer* (*Narratio de H. Brenkmanno* §. 20) den Herausgeber beschuldigt, er habe allerley Kunstgriffe angewandt, die Mängel des Mspts zu bedecken, und das Publicum, *welches die Vorrede nicht lese*, in die Irre zu führen. In der That, das *habeat sibi*, lässt sich nirgends zweckmässiger gebrauchen, als wenn ein Leser sich durch die, in der Vorrede deutlich erklärten Zeichen deswegen täuschen lässt, weil er die Vorrede zu lesen vergass! Indess konnte freylich von dem ersten Versuch in der damaligen Zeit, und bey den vielen Beschwerden, welche mit der Entzifferung des, in aller Rücksicht mangelhaften und entstellten Mst's verbunden sind, keineswegs etwas vollendetes erwartet werden; und wirklich ist *Taurell's* Arbeit gegen manche bedeutende Vorwürfe nicht zu retten. Gern möchte man ihm dasjenige verzeihen, was sich noch allenfalls ohne Einsicht des florentinischen Mspts durch blosse Reflexion und Beurtheilung bessern lässt, wie z. B. das Schwanken in der Orthographie; die häufige Wahl veralteter und

und falscher Schreibarten; die Fehler in den Interpunctionen, in dem Trennen und Verbinden der Buchstaben, so wie die übersehenen, oder irrig angenommenen Geminationen. Allein manche Fehler machen auch nach dieser Ausgabe die Bekanntschaft mit dem Mspte selbst unentbehrlich, wie z. B. die eingeschlichenen Druckfehler; das falsche Setzen und Weglassen der Zeichen; das willkührliche Vorziehen der Correction; die häufig mangelnde Angabe der Verbesserung, des Alters derselben u. s. w. — Sehr bald entstanden daher mancherley, zum Theil höchst bittere und ungerechte Klagen über *Taurell's* Versehen, und, wie einige es nannten, hinterlistige Betrügereyen. Unter denen, welche eine neue Vergleichung anzustellen wünschten, war auch *Cujacius*. Er erbot sich, 2000 Ducaten zu deponiren, wenn man ihm das Mspt nach Turin zum Gebrauch wolle verabfolgen lassen; allein vergebens. So blieb es bey leeren Wünschen und Klagen, bis endlich *Lorenz Theodor Gronov* ungefähr im J. 1680, einer neuen Vergleichung halber, eine Reise nach Florenz unternahm, und sich hier drey bis vier Monate mit dieser Arbeit beschäftigte. Bey dieser Kürze der Zeit war zwar eine vollständige Vergleichung schlechthin unmöglich; indess erfolgten doch bald einige Proben derselben in der bekannten Schrift: *Emendationes in Pandectarum constitutiones praevias et graecum indicem*, Lugd. Bat. 1685, welche nachher mit Anmerkungen von *F. C. Conradi* im I. 1730 aufs neue unter dem Titel: *Historia authentica Pandectarum* zu Halle erschien. Da sich aus *Gronov's* Collectaneen nichts Vollständiges erwarten liess: so fasste endlich der Holländer *Brenkmann* den Entschluss, nichts unversucht zu lassen, um einen möglichst reinen Abdruck des florentinischen Mspts liefern zu können. Mit wichtigen Empfehlungen versehen, begab er sich im I. 1709 nach Florenz, erhielt hier an dem Professor *Salvinus* einen äusserst thätigen und geschickten Gehülfen, und verglich mit demselben vierzehn Monate lang, des Morgens 3 Stunden, und oft auch Nachmittags, das Manuscript. Hierauf wurden zehn Monate auf Extracte aus den Basiliken verwandt. Eben so lange Zeit brachte *Brenkmann* in Rom zu, um dort die wichtigsten Manuscripte der vaticanischen Bibliothek und anderer Sammlungen zu vergleichen. Von da ging er nochmals zu einer neuen Vergleichung auf drey Monate nach Florenz, und kam endlich nach einer vierjährigen Abwesenheit in sein Vaterland zurück. Hier wollte er nun, nicht das ganze *Corpus Juris*, sondern nur die Pandekten nach dem Rath *Bynkershoek's* und Anderer auf folgende Weise herausgeben. Das Ganze sollte aus drey Bänden bestehen. Der erste Band sollte enthalten: 1) eine *historia Pandectarum*; 2) unter dem Titel *Graeca e Pandectis* eine allgemeine Abhandlung über die griechischen Stellen in den Pandekten, die Geminationen, die Schriftzüge des Manuscripts u. s. w. Dazu sollte noch eine neue Uebersetzung der griechischen Stellen aus *Salvin's* Feder kommen; 3) um ewige Wiederholungen zu vermeiden, eine allgemeine Abhandlung über die Orthographie des Manuscripts, die Fehler der Abschreiber u. s. w. 4) kritische Bemerkungen und Verbesserung von *Salvinus* und dem Herausgeber; 5) eine Abhandlung über die Ursachen der Fehler des Manuscripts, worin zugleich die Fehler unter gewisse Classen gebracht, und allgemeine, selbst auf andre Manuscripte anwendbare kritische Regeln aufgestellt werden sollten. — Für Text und Noten waren der zweyte und dritte Band bestimmt. Die Noten sollten dann enthalten: Bemerkungen über die einzelnen Lesarten des Textes; eine Vergleichung anderer Manuscripte bey schwierigen Stellen; Varianten aus dem Text und den Noten der vorzüglichsten Ausgaben; Excerpte aus den Basiliken und den griechischen Scholien; kritische und erläuternde Noten aus den Werken der besten älteren und neueren Iuristen, endlich eine Inhaltsanzeige über die wichtigsten in den Noten enthaltenen Bemerkungen. — Fast war dieser Plan der Vollendung nahe, als *Brenkmann*, dessen Gesundheit schon lange unter diesen verzehrenden Arbeiten gelitten hatte, im I. 1736 starb, ohne mehr von seinen Ideen über das florentinische Manuscript, als die *Historia Pandectarum* und die, für die Streitfrage über den Ursprung der übrigen Manuscripte interessante *Epistola ad Hesselium* durch den Druck bekannt gemacht zu haben.

Bynkershoek erhielt, durch ein Legat die gesammten Brenkmannschen Collectaneen, unter der Bedingung, dass er sie dem Druck übergeben sollte. Allein die Sache verzögerte sich, und da *Bynkershoek* einige Jahre nachher starb: so wurden von dessen Erben *Brenkmann's* Papiere zu Haag öffentlich feilgeboten. Hier erstand sie *Gebauer* für 1500 Gulden, ohne dabey von Seiten seiner Regierung grosse Unterstützung zu finden.

Schon mehrmals hatte *Gebauer* den Plan gehabt, einen verbesserten Abdruck der *Gothofredischen* Ausgabe des *Corpus Juris* zu besorgen. Gewisse ihm hiedurch zur Gewohnheit gewordene Ideen, und die Rücksicht auf den Hang des Teutschen, am liebsten das Schlechte zu nehmen, wenn es nur am wohlfeilsten zu haben ist, veranlassten ihn denn, in wesentlichen Rücksichten von *Brenkmann's* Plane abzugehen. Die Ankündigung des neuen Vorhabens geschah in der *Narratio de Henrico Brenkmanno*, Götting. 1764. Hier erklärte sich *Gebauer* dahin: er wolle nicht bloss eine Ausgabe der Pandekten, sondern des ganzen *Corpus Juris* liefern, jedoch wo möglich in *Einem* Bande. (Dass die letzte Idee aufgegeben wurde, zeigt die vorliegende Ausgabe durch sich selbst.) In den *Pandekten* solle nach *Brenkmann's* Collation ein reiner Abdruck des florentinischen Manuscripts, unter Beybehaltung der taurellischen Zeichen geliefert, aber dabey alles, was zu geminiren sey, in die Noten verwiesen, und im Text vollständig ausgedruckt werden. Wegen Beschränktheit des Raumes müsste freylich das mehreste von dem wegbleiben, was *Brenkmann* in den

den ersten Theil seiner Ausgabe habe aufnehmen wollen. Was damit zu machen sey, überlasse er dem Gutbefinden seiner Erben. Aus gleichen Gründen könne er keine erläuternden, sondern nur kritische Noten liefern; doch wolle er verschiedene, von ihm und Brenkmann verbesserte Gothofredische Noten beyfügen. Die kritischen Noten sollten bestehen *erstlich* aus Varianten. Da er aber alles nur in Einem Bande zu liefern denke: so dürfe man hier auf nichts vollständiges rechnen. Das Beste von dem, was *Brenkmann* aus Mspten (wiewohl auch nur unvollständig) und den Basiliken excerpirt habe, solle geliefert werden, so wie jede Variante eines gewissen, ihm aus der *Rhedigeranischen* Bibliothek zu Breslau mitgetheilten Manuscripts des *Digestum novum*. Dagegen könne er sich nicht dazu verstehen, aus den gedruckten Ausgaben viele Varianten zu geben. Wer diese haben wolle, möge selbst Fleiss und Geld anwenden, um seine Neigung zu befriedigen. Doch wolle er die Varianten der *Vulgata*, worunter *Brenkmann* besonders die Ausgaben von *Blaublommius*, *Hugo a Porta*, *Stephanus* und *Baudoza* verstanden habe, sorgfältig aus den gekauften Papieren ausheben, und die *Haloandrische* Ausgabe aufs genaueste vergleichen. *Zweytens* wolle er in die Noten die von *Brenkmann* gesammelten Emendationen von *Budaeus*, *Alciatus*, *Augustinus* u. a., so wie verschiedene noch unbekannte, unter *Brenkmanns* Papieren befindliche Anmerkungen von *Bynkershoek* und *Duker*, verbunden mit seinen eigenen Observationen, aufnehmen. Alles diess sey bereits vollendet, und könne sofort dem Drucke überliefert werden. Allein da es sein Plan sey, das ganze *Corpus Juris* herauszugeben, wozu noch vieles nicht vorgearbeitet sey: so müsse der Druck noch einstweilen ausgesetzt bleiben. Die *Institutionen* habe er bereits nach den besten Ausgaben verbessert, und dazu aus den Schriften von *Cujacius*, *Muretus*, *Costa*, *Marcilius* u. a. Noten gesammelt. Auch denke er noch Varianten aus *Haloander's* Ausgabe hinzuzuthun. Den *Codex* habe er von vielen Fehlern, so wie von den Zeichen gesäubert, und dazu Varianten aus dem *Haloandrischen* Codex gesammelt. Alles diess sey aber noch nicht der *Leeuwenschen* Ausgabe beygesetzt. Die *Novellen* wolle er, wie *Leeuwen*, griechisch und lateinisch, zugleich aber auch die *Hombergkische* Uebersetzung geben. Die Ausgabe der *Libri feudorum* sey bereits vollendet. Die Grundlage dazu enthalte die *Leeuwensche* Ausgabe. Dieser habe er viele, von *C. G. Schwarz* ihm ehemals mitgetheilte Varianten aus vier Manuscripten beygefügt. Zugleich sey von ihm die erste gedruckte Ausgabe, und ein Manuscript aus der *Rhedigeranischen* Bibliothek verglichen.

Nachdem *Gebauer* diess alles in der erwähnten *Narratio* angekündigt hatte: so begann der Druck des Werks im J. 1770. Aber man war damit erst bis L. 8 T. 5 gekommen, als *Gebauer* im J. 1773 starb. Nun übernahm Hr. Prof. *Spangenberg*, welcher *Gebauern* schon bey dessen Leben geholfen hatte, die weitere Besorgung des Drucks, jedoch in Rücksicht des ersten Bandes im Ganzen aus *Gebauer's* Papieren, ausgenommen, dass er offenbare Fehler besserte, manche Varianten nachtrug, und die *Haloandrische* Ausgabe noch einmal verglich. So erschien denn im J. 1776 der erste Band, welcher die Institutionen und die Pandekten enthält, und zwar fast ganz so, wie *Gebauer* nach dem Obigen beide zu liefern versprochen hatte. Bloss darin geschah eine Aenderung, dass man das Zusammenpressen in Einen Band aufgab, und die versprochenen Auszüge aus *Gothofred's* erläuternden Noten gänzlich verwarf.

Nach einem langen Zwischenraume von zwanzig Jahren erfolgte endlich der zweyte und letzte Band, dessen Inhalt durch den Titel in Rücksicht des Textes vollständig angegeben wird. Für den *Codex* hat Hr. S. aus *Gebauer's* Papieren nichts erhalten, als ein von den Zeichen gereinigtes Exemplar der *Leeuwenschen* Ausgabe, mit Varianten aus *Haloanders* Ausgabe, und einigen literarischen Nachweisungen begleitet. Er selbst verbesserte die Druckfehler in dem Text, den Ueber- und Unterschriften, und vermehrte die Varianten durch Auszüge aus der *Contischen* Ausgabe von 1562 und 1571, der *Russardischen* von 1567, der *Charondischen* von 1575, und einem Manuscript aus der Göttingischen Bibliothek, dessen Beschaffenheit er zwar schon früher in dem *Prodomus Codicis propediem typis mandandi ad explorandas doctorum virorum sententias* (Götting. 1776) genau beschrieben, aber auf diese Bitte um guten Rath von keinem Gelehrten weiter, als von Hn. Kanzler *Koch*, Antwort erhalten hatte. Hiezu fügte Hr. S. die Abweichungen des *Codex Theodosianus* nach der *Ritterschen* Ausgabe, und Varianten aus den Constitutionen der neueren Kaiser nach Publication des *Theodosischen* Codex. Dass sich in dieser Ausgabe auch Eine neue, vollständige *Lex restituta* findet, nämlich L. 4 *de bonis libertorum*, hat freylich seine Richtigkeit; doch ist die irgendwo gemachte Bemerkung, dass jene Ausgabe auch durch diesen Zusatz einen besonderen Werth gewinne, wahrscheinlich nur als Scherz, oder als Nothbehelf des Lobenden zu betrachten.

Bey den *Novellen* liegt die *Leeuwensche* griechische und lateinische, in der Hauptsache von *Contius* herrührende Ausgabe zum Grunde, und unter dieser steht die *Hombergkische* Uebersetzung. Die Noten sind im Ganzen gleichfalls bloss kritisch. Sie enthalten *erstlich* einen Abdruck der *Hombergkischen* Anmerkungen, hin und wieder abgekürzt, oder erweitert. Hiezu sind *zweytens* Varianten aus vier, sehr defecten griechischen Manuscripten gekommen, welche *Meermann* dem verstorbenen *Gebauer* mitgetheilt hatte. Anfangs sollte *Ruhnkenius* diese Variationen ausziehen. Da dieser aber plötzlich sein gegebenes Wort zurücknahm: so vollendete Hr. *A. H. Matthiae*, welcher zur Zeit der Herausgabe des zweyten Bandes laut der Vorrede in Amsterdam Unterricht gab, die Arbeit. Der Herausgeber brachte die-

Gegen die *Noten* finden äusserst viele Erinnerungen statt, und wir müssen aufrichtig gestehen, dass uns in Rücksicht derselben *Gebauer's* Verfahren (denn Hr. S. ist hier ausser Schuld) oftmals unbegreiflich gewesen ist. Wie war es doch möglich, dass ein Mann, wie *Gebauer*, mit dieser entschiedenen Vorliebe für kritische Gelehrsamkeit, die fixe Idee von der Nothwendigkeit *Eines* Bandes bey sich dulden, und die Folgen dieser Ideen auch noch da beybehalten konnte, als er eingesehen hatte, dass diese Oekonomie schlechthin unmöglich sey! Das Publicum, welches für diese Ausgabe den gewiss nicht billigen Preis von 18 Thalern bezahlen muss, würde gewiss einige Thaler mehr nicht gescheuet haben, wenn es dafür die vielen, einstweilen als verloren anzusehenden Bemerkungen aus *Brenkmann's* Papieren, nebst den, aus gedruckten Ausgaben gezogenen Varianten vollständig erhalten hätte. Doch nicht genug! Selbst das, was wirklich in den Noten geliefert ist, enthält überall so viel Dürftiges und Inconsequentes, dass man sich kaum des Unwillens bey dem Gedanken enthalten kann, wie man doch hier, bey einem solchen Aufwande von Zeit und Kräften, so unendlich wenig leistete. Dieser Vorwurf trifft zuerst die von *Brenkmann* gesammelten Varianten. Es spannt freylich die Aufmerksamkeit, wenn das Publicum darauf hingewiesen wird, *Brenkmann* habe 27 Manuscripte verglichen; aber sieht man, welche Ausbeute davon in den Noten gewonnen ist, so bleibt wenig zu rühmen übrig. Schon die Kürze der Zeit, welche er in Italien auf das Studium der Manuscripte verwandte, muss jeden überzeugen, dass daraus nichts, als eine flüchtige Rhapsodie folgen konnte. Dabey war die Idee, nur bey schwierigen Stellen die Manuscripte zu vergleichen, so äusserst unglücklich, dass man wünschen möchte, er habe lieber ein einziges Manuscript vollständig, als die übrigen oberflächlich excerpirt. Denn wie viele Fragmente sind nicht schwierig! und wie manche an sich nicht schwierige Stelle wird es dadurch, dass man eine bisher unbekannte, abweichende Lesart entdeckt! Und selbst bey den berühmtesten dunkeln und zweifelhaften Stellen hat *Brenkmann* oft kein einziges Manuscript verglichen. Als Beyspiel führen wir nur L. 32 §. 12. *de donat. int. V. et U.* an, wo selbst *Gebauer* bemerkt: *miror Brenkmannum hic nulla Mss. consuluisse, cum de his et in notis taceat, et in collationibus, quae ad me pervenerunt.* Die vollständig gegebenen Varianten aus dem *Rhedigeranischen* Manuscript sind dagegen fast schlechterdings unbedeutend, und enthalten häufig ganz offenbare Druckfehler, wie z. B. S. 763. not. 1. S. 773. not. 89. S. 779. not. 42. S. 880. not. 96.

Die übrigen Varianten stehen gleichfalls weit unter allen Foderungen, welche die äusserste Billigkeit an eine kritische Ausgabe machen kann. Dass durch den Ausdruck: *Vulgata* nur ein paar Ausgaben bezeichnet werden, ist schon oben erinnert. Unsere Leser, denen es nicht unbekannt seyn kann, wie oft die Manuscripte und Ausgaben von einander abweichen, werden daher ohne weitern Beweis von selbst einsehen, dass *Gebauer* kaum Ein Viertheil der wichtigsten Varianten geliefert habe, und dass es kein zu hartes Urtheil ist, wenn kürzlich von einem unsrer geistvollesten Kritiker (*Savigny vom Besitze* S. 319, not. 1) bey Gelegenheit einer wichtigen Abweichung anderer Ausgaben bemerkt ist; „bey *Gebauer* findet sich hier, *wie gewöhnlich*, keine Spur einer Variante.“ Man vergleiche nur irgend eine ältere Ausgabe durch ein paar Titel, oder die in der Glosse angeführten Varianten; und man wird sich des Erstaunens nicht enthalten können, wie der Herausgeber nicht auf die Idee kam, lieber noch ein paar Jahre Arbeit zu opfern, um doch wenigstens etwas einigermassen Vollständiges zu liefern. Ferner wurden die Varianten aus *Haloanders* Ausgabe versprochen; aber auch diese sind nicht einmal genau geliefert, weder zu den Institutionen, noch zu den Pandekten, wie ein anderer Recensent *) schon durch mehrere Belege hinlänglich dargethan hat. Eben dieses Schicksal haben die Auszüge aus den *Basiliken* gehabt. Oft findet man daraus höchst unbedeutende Bemerkungen, oft hingegen kann man ganze Seiten lesen, ohne auch nur ein einzigesmal auf eine Erwähnung der *Basiliken* zu stossen, selbst in den schwierigsten Fällen. So ist z. B. die wichtige Uebersetzung der streitigen Worte *impetravit a potestate* zu L. 26 *p. de pignor.* aus den *Basiliken* nicht bemerkt, und eben so wenig findet man daraus einen Auszug L. 18. §. 2. *de pignor. act.* um *Faber's* Verwandlung des *sicut* in *secus*, oder zu L. 13, §. 1. eod. um *Noodt's* gewaltsame Erklärung dieses Gesetzes zu widerlegen.

In Rücksicht der übrigen kritischen Noten kommt der Beurtheiler gleichfalls sehr in Verlegenheit, wenn gefragt wird, was denn hier besonders gelobt werden könne. Von den kritischen Schriften sind höchstens zwanzig bis dreyssig benutzt, und man trifft schon in dem, wie bekannt, sehr elenden *Corpus Juris cum notis variorum* von *Hommel* unendlich mehr Nachweisungen an, als in diesen kritischen Noten. Wer sollte es z. B. glauben, dass zu L. 11. §. 3. *de Publiciana in rem actione* kein Wort von *Reinold's* herrlicher Abhandlung *de sequuta malae fidei adversus Publicianam exceptione* gesagt, und dagegen zu den Worten: *hujus edicti aequitas naturalis est* bemerkt ist: *vide de hac aequitate differentem Noodt de pact. et transact. cap. 1.* Solcher Beyspiele könnten wir tausende anführen, wenn sie nicht jedem von selbst in die Hände fallen müssten, welcher nach Belieben das Werk irgendwo aufschlägt. Selbst die Schriftsteller, welche man benutzen wollte, sind oft gerade da, wo es am nöthigsten gewesen wäre, nicht genannt. So hat man z. B. *Cujac. Observ.* häufig angeführt. Die sehr wichtigen kritischen Bemerkungen desselben (in L. 2. c. 9. L. 9. c. 17.) zu L. 16. *de A. R. D.* und L. 7. *de capit. minut.* hätten also auch nicht über-

*) *Allgem. Deutsche Bibliothek, Anhang* zu B. 25—36. S. 281 ff.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JANUAR, 1804.

JURISPRUDENZ.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Corpus Juris civilis, codicibus veteribus manuscriptis et optimis quibusque editionibus collatis recensuit Georgius Christianus Gebauer — et post ejus obitum editionem curavit Georgius Augustus Spangenberg* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Ausgabe der *Pandekten* ist in diesem Werke unleugbar das wichtigste und interessanteste. Denn wenn auch die *Codices vulgati* nicht als blosse Abschriften des florentinischen Manuscripts anzusehen sind: so behält doch immer das letzte durch sein hohes Alter, und den darauf verwandten Fleiss einen entschiedenen Werth vor allen übrigen Handschriften, und ein reiner, in jedem kleinsten Theile getreuer Abdruck desselben muss jedem denkenden Juristen unschätzbar seyn. Einen solchen Abdruck soll uns die vorliegende Ausgabe liefern. Allein wir zweifeln sehr, ob das Publicum berechtigt sey, sich mit voller Zuversicht auf die Richtigkeit desselben zu verlassen. Dass gewiss viele bedeutende Druckfehler eingeschlichen sind, wollen wir ganz ausser Anschlag lassen; wiewohl es zu sehr unangenehmen Bedenklichkeiten führt, wenn Hr. S. in einem Anhange zum ersten Bande nur ein paar recht grobe Druckfehler anzeigt und hinzusetzt: *Cetera sphalmata pro sua humanitate lector condonabit et emendabit, veluti* u. s. w. — Die Hauptgründe unseres Zweifels sind folgende. Erstlich scheint es uns nicht wahrscheinlich, dass *Brenkmann* das ganze Manuscript überall, auch in den kleinsten Theilen, mit durchgehender Genauigkeit verglichen habe. Dazu war die Zeit zu kurz. Man lese nur *Brenkmann's* eigene Klagen über die Verdorbenheit des Manuscripts, und die unendliche Mühe, welche die Vergleichung desselben kostete! Man denke nur an den einzigen Umstand, dass überall die Buchstaben in geschlossenen Reihen stehen, ohne Trennung der Worte und ohne Interpunctionen; und man wird sich leicht überzeugen, welche Mühe die Enträthselung einer einzigen Seite im florentinischen Manuscript oftmals erfodere. Man nehme dazu, dass *Brenkmann* zehn Monate auf die unendlich leichtere Vergleichung der Basiliken verwandte, und dennoch in diesem Zeitraum, nach *Gebauer's* Lieferungen zu urtheilen, nichts Vollständiges zu Stande brachte. Die Rückreise nach Florenz, um nochmals einige Stellen des Manuscripts in Augenschein zu nehmen, bestätigt diess alles noch mehr. Auch scheint *Gebauer* selbst vermuthet zu haben, dass es der Vergleichung manchmal an der gehörigen Genauigkeit fehle. So bemerkt er z. B. S. 546 not. 6: *Taur. suaperva Qüa. literam a illam, in suaper supervacuam; errori typorum tribuo, licet Brenkmann hic nec notaverit quicquam, nec correxerit.* Von gleicher Art ist S. 615 not. 89: *Scilicet Taur. habet suppellectile, ut saepe in antecedentibus, num etiam Flor. ita sit; Brenkm. ad h. l. non annotavit.* Hiezu kommt ferner, dass bey einer so ungeheuren Arbeit nothwendig manche Schreibfehler in *Brenkmann's* Collectanea einschleichen mussten, welche nachher, ohne eine neue Vergleichung des Originals, bey dem Druck nicht verbessert werden konnten, wie z. B. S. 507 not. 10, wo *Brenkmann* erst die Lesart des florentinischen Manuscripts angiebt, und dann *Gebauer* hinzusetzt: *puta in Taurelliana typis destinata; sed si recte se habent priora, Brenkmannus scribere debebat: libro * primo ad * Quintum Mucium.* Endlich halten wir noch den Umstand für äusserst bedeutend, dass *Brenkmann* nicht selbst der Ausleger des Sinnes seiner Bemerkungen war. Auch diese Schwierigkeit, fremde Schriftzüge zu entziffern, hat *Gebauer* mehrmals gefühlt. Zum Beyspiel führen wir nur S. 110 not. 26 und S. 288 not. 3 an, wo der Herausgeber zweymal bemerkt, er wisse nicht genau, was *Brenkmann* mit dem Durchstreichen eines Buchstaben gewollt habe. In der not. 53 zu der *Const. de confirmat. Dig.* ruft er selbst bey einer solchen Gelegenheit aus: *En litem, non nisi literae Pisanae inspectione finiendam!*

Alle diese Gründe müssen sehr starke Zweifel wider die Richtigkeit des vorliegenden Abdrucks erregen, welche sich höchst wahrscheinlich bestätigen würden, wenn eine neue Vergleichung des Originals statt finden könnte. Allein wir können unsern Lesern auch noch Beweise vorlegen, welche die Unrichtigkeit des Abdrucks geradezu beurkunden. Nach *Brenkmann's* eigenem Zeugniss (*Hist. Pand.* p. 149. 150) liest das florentinische Manuscript in L. 1. §. 32 *depositi: quem dominum ejus puta Stichum quum non esset*, und in L. 106 L. 125 *de legatis I* ist der letzte Name des Juristen mit zum Text gezogen. Nun vergleiche man unsere Ausgabe, und man wird finden, dass das alles weder in dem Text, noch in den Noten mit einer Sylbe angemerkt ist. Die Leser mögen selbst beurtheilen, was sich hieraus auf das Uebrige schliessen lasse!

Bey dem zweyten Bande gebührt dem Fleifse des Hn. Prof. *Spangenberg* der meifte Dank, und diefs um fo mehr, da er fich felbft durch die widrigften Schickfale von feinem Vorhaben nicht abfchrecken liefs. Gewifs hat Hr. S. alles geleiftet, was in einer folchen Lage Menfchenkräfte vermögen, und es ift nur eine einfache Anerkennung der Verdienfte des Herausgebers, wenn wir, wie die Lefer aus den obigen Datis felbft erfehen können, verfichern, dafs die Ausgabe des *Codex* und der *Novellen* unter allen bisherigen unleugbar die wichtigfte und brauchbarfte ift. Wenn wir dabey bemerken, dafs wir diefes Lobes ungeachtet fehr vieles vermiffen; dafs weder die gebrauchten Hülfsmittel (wie bereits von einem unferer beften Kritiker *) aufs überzeugendfte bewiefen worden ift) mit durchgehender Genauigkeit benutzt, noch auch in den Noten die gehörigen Verhältniffe in Erläuterung des Leichten und Schwierigen beobachtet find; wenn wir dabey beklagen, dafs von den Varianten der Gloffe, und älterer Ausgaben wenig oder gar kein Gebrauch gemacht ift, felbft nicht einmal von folchen Varianten, welche äufserft leicht herbeyzufchaffen waren, wie z. B. aus den Randgloffen der *Baudozifchen* Ausgabe, und *Köhler's Interpr. et obferv.*: wenn wir diefs alles anführen, fo gefchieht diefs fürwahr nicht in der Abficht, um die Verdienfte des Herausgebers zu verkleinern, fondern die Liebhaber der Kritik aufmerkfam zu machen, dafs bey der jetzigen Lage de Dinge dem Einzelnen die Beforgung einer, nur e nigermafsen vollftändigen kritifchen Ausgabe übe haupt unmöglich fey, und dafs jeder fo viel P triotismus haben follte, aus einzelnen Ausgabe und Manufcripten vollftändige Varianten zu fan meln, um dadurch die Redaction eines vollend ten kritifchen Commentars gehörig vorzubereite und für die Zukunft möglich zu machen. Den fo lange auf die bisherige Art verfahren wird, i jeder neue Herausgeber in der fehr mifslichen L ge, die Richtigkeit der flüchtig zufammengerafft Maffe bezweifeln, aufs neue alles durchprüfen, ur am Ende faft eben da wieder ftehen bleiben zu mü fen, wo feine Vorgänger zu arbeiten aufgehö hatten.

Zum Befchlufs mufs Rec. noch anmerken, da er über die *Gebauerfche* Ausgabe der *Libri feud rum* nicht zu urtheilen wagt, da ihn das Glü von jeher fo begünftigte, dafs er fich ganz fein entfchiedenen Neigung für das römifche Recht übe laffen konnte. Sachverftändige, welche diefe Au gabe nicht befitzen, werden aus dem, was ob über die Eigenthümlichkeit derfelben angeführt i hinlänglich beurtheilen können, ob der Herausg ber allen billigen Foderungen Genüge geleift habe.

LL.

*) *Allgem. Deutfche Bibliothek* 55 B. 1 St. S. 63 ff. Es wird um fo mehr erlaubt feyn, diefer mit Gründlichkeit v fafsten Recenfion hier zu gedenken, da manches andere kritifche Inftitut von diefem fo berühmt gewordenen *Cor Juris* gänzlich gefchwiegen hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, in Hofmeifters u. Kühnels Bureau de Mufique: *Kleine Gefänge mit Begleitung des Pianoforte* etc. von *Friedrich Adolph von Lehmann*. Viertes Werkchen. 15 S. Querfolio. (16 gr.) Diefe kleine angenehme Sammlung enthält Compofitionen zu vier teutfchen Liedern von Matthiffon, Haug, Salis und Gleim, zu einem italienifchen kleinen Canzone aus einer Cantate des Metaftafio, und zu einem franzöfifchen Liede, *Corinne* überfchrieben. Diefe beiden letzten Compofitionen haben dem Rec. vorzüglich gefallen; ift es vielleicht, dafs die etwas gefuchte Manier, üppig an malerifchen Ausdrücken, und die reiche Inftrumentalbegleitung beffer zu den italienifchen und franzöfifchen Verfen paffen, als zu den einfachern teutfchen Gedichten, oder find fie dem Componiften wirklich vorzüglich gelungen? Uns fcheint diefs um fo mehr der Fall, da fich die bekannte grofse Virtuofität des Com niften im Fortepiano darin auch am meiften verräth. I den Ausdruck und die Bedeutung der Melodien wäre vielleicht zu wünfchen, dafs der Vf. fich feinem eignen fühle mehr überliefse, und mit weniger Raffinement u Vorliebe für Lieblingsautoren, feine eignen Eindrücke Gefühle treu auffafste und rein darftellte. So fehr man deffen auch bey diefen Gefängen das fleifsige Studium Werke eines *Mozart* und *Cherubini* erkennt: fo find doch nichts weniger als plumpe Nachahmungen der W ke diefer Meifter, und gefchmackvolle Freunde des fanges und einer künftlichen reichen Clavierbegleitung w den der Fortfetzung diefer Sammlung mit Verlangen e gegenfehn.

Tr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JANUAR, 1804.

MEDICIN.

Leipzig, in d. Schäferschen Buchh.: *Kurt Sprengel's Handbuch der Pathologie. Erster Theil. Allgemeine Pathologie.* Dritte ganz umgearbeitete Auflage. 1802. XX u. 714 S. *Zweyter Theil. Fieber-Entzündungen.* 1796. XII u. 508 S. *Dritter Theil.* 1797. XVIII u. 604 S. gr. 8.

Die erste Ausgabe des ersten Theils erschien bereits im J. 1795, und enthält 711 S. nebst XXIV Vorrede und Inhalts-Verzeichniss. Dieses Handbuch, obgleich in manchem kritischen Blatte, das der Allgemeinheit sich rühmt, mit gänzlichem Stillschweigen übergangen, ist gleichwohl von dem Publicum mit einem nicht geringen Beyfall aufgenommen worden, wie schon die wiederholten Auflagen desselben zeigen. In der That war auch das Bedürfniss eines solchen Handbuchs so dringend, dass man, auch abgesehen von dem Gehalte dieses Werks, auf Frequenz der Kauflustigen hätte rechnen können. Auf der anderen Seite aber fiel die Erscheinung desselben in eine für den Vf. nicht günstige Zeitperiode, in diejenige nämlich, wo der Kampf des Brownischen mit den ältern Systemen am heftigsten geführt ward, und die Gährung unter den medicinischen Schriftstellern, besonders den Bearbeitern der Theorie der Medicin, aufs höchste gestiegen war. Welchen Standpunkt sich unter diesen Umständen der Vf. wählte, ersieht man aus der Vorrede der ersten Ausgabe, wo er sagt: „auf der einen Seite sey das Nachbeten von Boerhave's, Hoffmann's und Gaub's Grundsätzen noch immer so herrschend, dass man jede anatomische Entdeckung und jede reelle Bereicherung der Theorie aus Gemächlichkeit vernachlässige; so spreche man immer noch *von Verstopfung, von Verirrung der Säfte, von Stockung, Gährung, Assimilation;* ferner von *Verdickung der Säfte* als Ursache der Entzündung, und die Lehre von den lebendigen Kräften werde nur nebenher höchst unbestimmt vorgetragen, und bleibe ohne Anwendung auf die Erklärung besonderer Krankheits-Zustände: auf der anderen Seite reisse man zu Gunsten einiger nicht genug wiederholter Erfahrungen und Versuche einen Theil des alten Gebäudes ein, zu dem die neue Verzierung nicht passe; oder man stelle, um die Wissenschaft zu vereinfachen, wenige einfache Grundsätze auf, und modle alles nach diesen; man vernachlässige dabey *Anatomie* und *Beobachtung*, man schwatze von Anwendung der Grundsätze der kritischen Philosophie auf die medicinische Dogmatik, und behandle die Pathologie wieder, wie sie von den Schwärmern aller Zeiten und Völker behandelt worden sey." Der Vf. will daher die schwere Mittelstrasse wählen, jede Beobachtung, anatomische und physikalische Entdeckung, wenn sie Ausbeute für die medicinische Theorie verspricht, benutzen, aber jedes Raisonnement, das nicht auf Induction der Erfahrung beruht, ganz gleichgültig ansehen. Es erhellet daraus, dass der Vf. vorzüglich in der *Lehre von den Lebenskräften, und von dem Antheil der Säfte an der Pathogenie* seine Vorgänger verlassen zu müssen glaubt, und dass *Erfahrung* ihm die oberste Gesetzgeberin in der Arzneykunde ist. Sein Zweck war nicht, Aufstellung eines neuen theoretischen Systems der Medicin, sondern Verbesserung des älteren; theils durch Entfernung ungegründeter und völlig widerlegter Lehrsätze, die auf Treu und Glauben bis hieher fortgeführt wurden, theils durch Aufnahme solcher neuen Lehrsätze, welche durch Erfahrung zu der Würde ausgemachter Wahrheiten erhoben worden wären, oder wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit bekommen hätten. Mit diesem Zwecke stimmt denn auch der Plan zusammen, den der Vf. bey Ausarbeitung des ersten Theils seines Handbuchs, welcher die allgemeine Pathologie abhandelt, befolgt hat. Es ist nämlich von ihm im Ganzen genommen ganz die Anordnung der Gegenstände beybehalten worden, welche *Gaub* wählte, nur dass die Stellung einzelner Materien zuweilen abweicht. Nach einer allgemeinen Einleitung werden zuerst die Begriffe: Krankheit, Symptom und Ursache im allgemeinen erörtert; dann die zufälligen Unterschiede der Krankheiten nach Alter, Geschlecht, u. s. w. (die *Gaub* vielleicht schicklicher zu Ende seines Lehrbuchs angehängt hat, da man das Zufällige doch erst nach erlangter Kenntniss des Wesentlichen einer Sache vollständig fassen kann); dann werden in Rücksicht der wesentlichen Unterschiede der Krankheiten, erst die Krankheiten der festen Theile, in Absicht auf ihre physischen Eigenschaften sowohl als auf ihre Lebenskräfte, dann die der Säfte sowohl überhaupt als ins besondere, ferner der widernatürliche Zustand der Gefässe, die widernatürliche Bewegung der Säfte, die Verirrung so wie die relative Menge derselben, endlich die Fehler der Form in weichen und harten Theilen, ein jeder Gegenstand in einem eigenen Kapitel abgehandelt. Hierauf folgt die Aetiologie nach dem Gaub'schen Plane; nur dass in Rücksicht der Anlagen, die *Gaub* wirklich vortreff-

lich

lich abhandelt, und so schön mit den Hauptsätzen der eigentlichen Pathogenie in Verbindung bringt, bloss von dem Temperament gesprochen wird; endlich folgt die Symptomatologie, welche verhältnissmässig am kürzesten ausgefallen ist. Im *zweyten* Theile werden Fieber und Entzündungen, und im *dritten* die übrigen Krankheiten nosologisch abgehandelt; diese beiden Bände können daher auch als eine besondere Schrift betrachtet werden. Der erste Theil ist der eigentlich dogmatische, welcher sich mit der Theorie des kranken Organismus beschäftigt, und von diesem wollen wir daher zuförderst sprechen.

So sehr wir mit dem würdigen Vf. darin einverstanden sind, dass die Grundsätze, die er bey Ausarbeitung seiner Pathologie befolgte, die richtigsten sind, dass diese Wissenschaft einer fast völligen Umarbeitung bedurfte, und dass sie eine Menge von Lücken noch behalten müsse; so stark wir die Schwierigkeiten fühlen, die eine Arbeit dieser Art herbeyführt; so gern wir dem Vf. für den grossen, auf dieselbe verwendeten, Fleiss unsern ungeheucheltesten Dank abstatten; ja, so lebhaft wir von dem vielfachen Nutzen überzeugt sind, den diess Werk angehenden Aerzten gebracht hat: so können wir doch nicht umhin, freymüthig zu bekennen, dass schon bey der ersten Auflage, noch weit mehr und dringender aber bey der zweyten und dritten (die *zweyte* kennt Rec. nicht, und sie ist wahrscheinlich nur ein neuer unveränderter Abdruck) gar sehr zu wünschen gewesen wäre, dass der Vf. das Ganze nach einem neuen, alle Gegenstände der Pathologie in einem engeren Zusammenhange darstellenden, und die Beschaffenheit sowohl als das Verhältniss derselben zu einander scharf bezeichnenden Plane bearbeitet haben möchte.

Wir wollen von diesem Mangel, der beiden Auflagen gemeinschaftlich zukommt, zuerst unsere Ueberzeugung darlegen, und dann das Urtheil über die Ausführung der vornehmsten einzelnen Kapitel nachfolgen lassen.

Der Vf. tritt bereits in der ersten Auflage als ein dynamischer Patholog auf, und würdigt daher die krankhaften Veränderungen des Lebensprincips zuerst, und ausführlicher als *Gaub*, einer genauen Betrachtung, so wie er die Humoral-Pathologie gar sehr einschränkt, und die Veränderungen der Säfte als secundäre Uebel betrachtet. Beides war grosses Bedürfniss; *Gaub* war der erste, der nur die Idee von Krankheiten der thierischen Kräfte in die allgemeine Pathologie aufnahm, sie aber zu isolirt hinstellte und zu einseitig betrachtete; die alten Sätze der Humorallehre nahm er dabey fast ganz so auf, wie er sie zu seinen Zeiten angenommen fand, wiewohl gegen seine eigene Ueberzeugung; denn er gesteht in der Vorrede, dass vieles darin nicht erwiesen, und von ihm nur der Vollständigkeit wegen aufgenommen worden, was, in der Folge, wieder herausgeworfen werden müsse. Da nun dieses Lehrbuch fast der allgemeine Codex der Pathologie wurde: so blieb es bis auf die neuesten Zeiten im Allgemeinen bey den Gaubschen Grundsätzen, die dieser unbefangene Denker selbst nicht ganz billigte. Zwar wurde von denkenden Aerzten vieles dagegen geschrieben; aber nur die Auserwählten machten Gebrauch davon, und der Vf. war der erste, der endlich es wagte, ein vollständiges neues Lehrbuch der Pathologie zu liefern, in welchem die verbesserten Ansichten der Aerzte benutzt, und die groben Humorallehren, die auf blosser Willkür beruhten, ganz ausgetilgt wurden. Aber eben wegen der so ganz veränderten Ansicht des lebenden Körpers hätte die Idee einer Krankheitslehre in einem ganz neuen Geiste aufgefasst, und diese Lehre in einer ganz neuen Ansicht dargestellt werden sollen. Jetzt aber steht die Lehre von den lebendigen Kräften und ihren Veränderungen ziemlich eben so isolirt da, als bey *Gaub*, und folgt auf die Betrachtung der Veränderungen der Cohärenz der festen Theile. Die wenigen Erörterungen darüber in der Einleitung sind zu aphoristisch, und da der Vf. zumal in der letzten Auflage, in deren Vorrede er seinen Uebertritt zur Erregungstheorie ankündigt, sich die grössten Abweichungen von den neueren Erregungstheoristen in Rücksicht der Gesetze der Erregbarkeit erlaubt, dunkel und wenig befriedigend. So ist in diesem Lehrbuche das alte Gebäude, dem es ausser den baufälligen und schlecht vermehrten Stellen auch ganz an innerm Zusammenhange fehlte, nur nothdürftig durch den Zusatz neuer besserer Materialien ausgebessert, statt dass aus den alten Materialien desselben, in Verbindung mit den neuen, ein neues dauerhaftes Gebäude hätte aufgeführt werden sollen. Bey der neuen Auflage, wo sich der Vf. als einen Bekenner der Erregungstheorie ankündigt, war wenigstens diess letzte eine ganz unerlässliche Pflicht. Freylich folgt aus den neuern Untersuchungen über den Organismus und das Leben auch nothwendig, dass Pathologie nicht anders als in Verbindung mit der sogenannten Physiologie gründlich vorgetragen werden könne, oder erstere machen die dringende Nothwendigkeit dieser Verbindung, die man zum Theil schon früher kannte, recht fühlbar; aber der Vf. hätte eben darum die so unschicklich zwischen Physiologie und Pathologie gezogenen Schranken muthig durchbrechen, und der letztern wiedergeben sollen, was ihr gehört. Wie kann man eine Krankheitslehre, bey der man von dem dynamischen Gesichtspunkte ausgeht, lichtvoll, überzeugend und befriedigend bearbeiten, wenn man nicht die Gesetze dieser Kräfte vor allen Dingen vollständigst auseinander setzt und beweisst; und wenn man das Verhältniss derselben zu den chemischen und mechanischen Eigenschaften, die sich in eben diesem Organismus befinden, nicht so genau, als es sich nur immer thun lässt, bestimmt? Das erste aber ist, wie gesagt, gar unvollständig, das letzte aber ganz und gar nicht geschehen, sondern nur angedeutet; und es sind ohne weiteres die Veränderungen der chemischen und mechanischen Eigenschaften des Körpers als einfache Krankheiten aufgestellt worden. In welche Verwirrung muss aber dadurch der Anfänger gesetzt werden

den, wenn er z. B. erst belehrt wird: der organische Körper ist an das Gesetz der Reitze gebunden, und nachher sich gleichwohl überzeugen soll, die äusseren Potenzen z. B. Wärme, bringen Veränderungen in den physischen und chemischen Eigenschaften eben dieses Körpers hervor! Und wie sonderbar muss es ihm vorkommen, wenn er die abnormen physischen Eigenschaften der festen Theile, besonders die Cohärenz, zuerst und noch vor den Veränderungen der organischen Kräfte abgehandelt findet! Wir müssen bekennen, dass sich die Brownischen Erregungstheoristen dieses Geschäftes weit ernstlicher, wiewohl aus entgegengesetzter Tendenz, angenommen haben. Aus dieser zu wenig umfassenden Ansicht der Pathologie folgen dann mehrere wichtige Unvollkommenheiten, die dieser Schrift anhängen; ganz vorzüglich aber die grosse Unbestimmtheit dessen, was denn eigentlich unter einfachen Krankheiten zu verstehen sey, und sodann die Unvollständigkeit der Aetiologie. Was das erstere anlangt, so sagt zwar der Vf. §. 50. „die allgemeine Pathologie abstrahire von allen in der Natur wirklich vorkommenden kranken Zuständen *das Gemeinschaftliche*, und stelle es unter allgemeine Gesichtspunkte; es komme nicht darauf an, ob die allgemeinen kranken Zustände, als solche, für sich (allein) wirklich in der Natur vorkommen; sie machen aber mit andern zusammen die concreten Zustände aus. Diess ist ganz in *Gaub's* Geiste; allein der Anfänger lernt nur dadurch die Beziehung gar nicht einsehen, in welcher diese einfachen Abänderungen des Organismus zu einander und zu den concreten Krankheiten stehen. Es liegt dieser Methode, die Krankheitslehre auf diese Weise zu behandeln, eine sehr richtige Idee zum Grunde, deren sich *Boerhave* und *Gaub* nur nicht ganz deutlich bewusst waren, und auf welche sie aus Mangel einer gründlichen Vorstellung, von dem, was Krankheit überhaupt sey, nicht füglich kommen konnten: sie wurden mehr von der Idee der Zweckmässigkeit geleitet, von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten überzugehen. Wenn nun Krankheit nicht in Störung der Verrichtungen für sich allein besteht, sondern eine solche Störung erst dadurch zur Krankheit wird, dass die zur Erhaltung des Ganzen nothwendige Harmonie der einzelnen Verrichtungen dadurch aufgehoben wird: so folgt, dass das, was man bisher einfache Krankheiten nannte, bloss die im Organismus statt findenden abnormen Bedingungen sind, welche theils in Verbindung mit einander, theils an sich, wenn sie einen gewissen Grad erreichen, jene Disharmonie hervorbringen. Wirklich folgt eben diess aus der Gaubschen Darstellung der Pathogenie, die er in dem Kapitel *de diversa causarum morbificarum constitutione* sehr gut entwickelt hat. Rec. betrachtet es daher als eine wahre Lücke, dass der Vf. kein solches Kapitel abgehandelt. Diess würde gewiss zweckmässiger und nützlicher gewesen seyn, als die weitläuftige Auseinandersetzung der chirurgischen Krankheiten, die so weit geht, dass die Wunden und Knochenbrüche sogar nach der Verschiedenheit der einzelnen Theile besonders betrachtet werden: allein nach der nur gegebenen Ansicht der einfachen Krankheiten, und selbst nach der des Vf's, gehört die besondere Betrachtung dieser Gegenstände durchaus nicht hieher, sondern in die specielle Nosologie. Einfache Krankheiten sind also nichts anders, als innere, im Organismus befindliche Momente zu Krankheiten, wie sie die Neuern ganz passend nennen; werden nun diese in der allgemeinen Pathologie an sich, ihrer Natur und Entstehung nach, so wie in Beziehung der Bedingungen, unter welchen sie zu wirklichen Krankheiten werden, betrachtet: so lernt der Anfänger ihre Wichtigkeit einsehen, und wird für die genaue Beachtung derselben interessirt, da sie ihm ausserdem zum Theil ganz unverständlich bleiben müssen. Nicht anders verhält es sich mit der sogenannten Aetiologie, oder der Betrachtung der äusseren krankmachenden Potenzen. Wie in der Pathologie die eigenthümliche Natur des thierischen Körpers einer sorgfältigen Untersuchung unterworfen werden muss, eben so sehr müssen die ausser ihm befindlichen und auf ihn Einfluss habenden Potenzen vollständigst in Rücksicht ihrer ganzen Beziehung auf ihn erwogen werden, um einsehen zu lernen, wie unter verschiedenen Bedingungen dieselben Dinge zur Unterhaltung des Lebens und der Gesundheit dienen, und wie sie theils jene inneren Momente zur Krankheit, theils Krankheit selbst, herbeyzuführen im Stande sind. Auch muss dieses ganz nach denselben Grundsätzen geschehen, welche aus der Untersuchung der Natur des thierischen Organismus resultiren. Betrachtet man diese Potenzen bloss in so fern, als sie Krankheiten erregen, oder als Gelegenheitsursachen, wie unser Vf. thut, im Gegensatz der Anlage: so kommt man in die §. 100 angezeigte Verlegenheit, sich widersprechen, und zugeben zu müssen, dass die Anlage für sich allein in Krankheit übergehen kann; wie diess auch sehr richtig ist, sobald darunter eine schon abnorme Veränderung des Körpers verstanden wird. Der Anfänger wird dadurch verwirrt, und lernt die Bedingungen nicht vollständig übersehen, unter welchen einerley Potenz zur Erhaltung der Gesundheit, zur Herbeyführung innerer Momente und wirklicher Krankheit wirksam seyn kann. Ueberhaupt entstehen aus dieser auch vom Vf. beybehaltenen Eintheilung der *Krankheitsursachen* in *Anlage* und *Gelegenheitsursachen* mancherley Inconvenienzen, die den Anfänger durchaus irre leiten müssen, weil er öfters auf Widersprüche stösst: z. B. wenn nach §. 99 es oft zweifelhaft wird, ob man eine widernatürliche Beschaffenheit der festen Theile als Anlage oder als Krankheit betrachten solle; ferner wenn §. 95 geleugnet wird, dass man in den Säften eine Anlage zu Krankheiten annehmen könne, und die Veränderungen der erstern gleichwohl unter den einfachen Krankheiten mit aufgestellt werden; oder wenn §. 928 die einfachen Krankheiten der festen Theile und die organischen Fehler wieder als blosse Anlagen betrachtet werden. Gewiss wird der Anfänger nie begreifen, wie es zugehe,

gehe, dass ihm, in der allgemeinen Nosologie, einfache Fehler der festen, und einfache Fehler der flüssigen Theile, so wie gar sehr bedeutende und nothwendig Störungen der Verrichtungen unmittelbar hervorbringende Veränderungen der Organisation als Krankheiten, und zwar als einfache Krankheiten, folglich als Dinge, die ihrer Natur nach mit einander übereinstimmen, und zu einer Gattung gehören, vorgetragen, und gleichwohl vor und nachher wieder als verschiedenartig betrachtet werden. Gewiss wird er nicht begreifen, wie der Vf. die äusseren krankmachenden Potenzen bloss erregende Potenzen nennen könne, da er sie ja nicht bloss als solche, sondern überhaupt als schadende, und zwar auf verschiedene Weise schadende, betrachtet.

Was die Umarbeitung dieses ersten Theils nach den Grundsätzen der Erregungstheorie betrifft: so müssen wir darüber noch bemerken, dass der Vf. den Hauptsatz jener Theorie, dass das Leben auf Erregung beruhe, und folglich die auf den Organismus einwirkenden und ihn verändernden Potenzen erregend wirken, angenommen hat, im übrigen aber in Rücksicht der Gesetze, nach welchen die Erregbarkeit durch den Einfluss erregender Potenzen verändert wird, gar sehr von der Brownischen, Röschlaubischen und der neuesten Erregungstheorie der Natur-Philosophen abweicht, so dass man an der seinigen eine vierte besondere Erregungstheorie zählen könnte. Es heisst z. B. §. 27: „Wir denken uns die Erregbarkeit als aus zwey Factoren zusammengesetzt, theils in Rücksicht ihres Verhältnisses zu den Aussendingen, theils in Rücksicht ihrer Wirksamkeit selbst; in der erstern ist sie blosse passive Empfänglichkeit, in der zweyten aber actives Wirkungsvermögen; — es giebt äussere Potenzen, die mehr auf die passive Empfänglichkeit, andere, die mehr auf das active Wirkungsvermögen Einfluss haben." — §. 28. „Alles was das letztere verstärken soll, muss die Organisation des Theils erhalten, den Zusammenhang verstärken, die Ernährung befördern, um die Actionen so stärker zu machen." §. 29—30 „Die Erregbarkeit ist zwar durch den ganzen Körper verbreitet, und überall dieselbe, aber jeder Theil, der seinen eigenthümlichen Bau hat, besitzt doch deshalb auch seine eigenthümliche Reitzfähigkeit und eigenthümliches Wirkungsvermögen; — es ist grundfalsch, dass derselbe Grad der Erregung in allen Organen des Körpers sich gleich sey." §. 33: „Jede äussere Potenz wirkt durch unmittelbare Erregung, jede Verminderung der Erregbarkeit ist Folge der vorhergegangenen Erhöhung dieser Kraft (also nicht der Erregung?) durch Einwirkung der äussern Potenzen." §. 34: „Jede Erregung geht für sich in Nachlass über, veranlasst aber auch für sich wieder neue Erregungen, theils in dem erregten Organe selbst, theils in andern; hierdurch wird beständiger Wechsel von Action und Ruhe in den verschiedenen Organen unterhalten." Eben so weichen seine Grundsätze in Rücksicht der Bestimmung der kranken Zustände der Erregbarkeit gar sehr von den gewöhnlichen ab, wie wir unten sehen werden. Ausser diesem Kapitel der Nosologie, und der auf dasselbe Bezug habenden Einleitung, unte[rscheidet] sich die erste Ausgabe nicht wesentlich v[on] dieser dritten.

Wenn wir bis hieher nur tadelten, was uns [an] dieser Schrift unvollkommen schien: so verkenne[n] wir gewiss das Gute derselben nicht, und sind eb[en] so sehr überzeugt, dass sie auch in der Form, in w[el]cher es dem Vf. gefiel, seinen Gegenstand zu be[ar]beiten, ein nützliches Werk sey. Auch sie trä[gt] das Gepräge des unermüdeten Fleisses ihres Vfs. [an] sich, und erhält durch Sammlung einer Menge v[on] Erfahrungskenntnissen, die darin aufbewahrt u[nd] in der neuen Auflage vermehrt worden sind, ein[en] bleibenden Werth. Diess gilt eben sowohl von de[m] ersten dogmatischen, als von den beiden letzt[en] oder den historischen Theilen. Zum Beweis unse[res] bisher im Allgemeinen gegebenen Urtheils, woll[en] wir nun die einzelnen Bestandtheile des ersten Ba[n]des insbesondere aufführen.

In der Einleitung wird der Werth der Erfahru[ng] für die Medicin erläutert, und dann werden von d[en] thierischen Kräften, von Organisation, und Krankh[eit] allgemeine Ideen aufgestellt. Organisirt ist dem Vf. e[in] Theil, in so fern die ursprüngliche Form seines Ba[ues] zelliges Gewebe ist. Flüssigkeiten können daher ni[cht] organisirt seyn; die dynamische Organisation derf[el]ben beruhe auf einem teleologischen Begriffe, d[er] nichts erkläre. (Der Vf. bestimmt ja aber bald dar[auf] den Begriff Krankheit selbst teleologisch, weil wir d[ie] innere Zweckmässigkeit der zu einem Organismus g[e]hörigen Theile durch die möglichst vollständige [In]duction kennen! Es ist daher seine Widerlegung d[er] Organisation der Säfte wohl nicht erschöpfend.) Z[um] kranken Zustande gehören alle Erscheinungen an [or]ganischen Körpern, welche der Idee von Zweckmäs[sig]keit derselben widersprechen. Im ersten Abschnitt w[ird] von Krankheit, Ursache und Symptom im Allgem[ei]nen gehandelt. Krankheit nennt hier der Vf. jede A[b]weichung von der normalen Form, und dem norm[a]len Verhältnisse der Urstoffe und Kräfte des lebend[en] thierischen Körpers, wodurch die Verrichtungen v[er]letzt werden. (Es liesse sich dagegen mancherley [er]innern. Die Definition ist zu metaphysisch; a[uch] scheint sie dem Sprachgebrauche zuwider; Würm[er] sollen nach §. 54 nicht Krankheit seyn, sondern äuss[ere] Ursache; aber sie sind doch das erste im Körper [be]findliche Hauptmoment aller Zufälle, die wir Wu[rm]krankheit nennen!) Ueber die Symptomen und U[rsa]chen, fast wie Gaub. Die thätigen Symptome be[ru]hen auf dem Gesetz der Reaction des thierischen K[ör]pers; sie sind nicht ganz zufällig zu nennen; und k[ön]nen ihrer Natur nach auch zuweilen selbst nachthe[ilig] seyn. Der Abschnitt über die zufälligen Unterschi[ede] der Krankheiten nach Alter, Geschlecht, Urspru[ng,] Verbreitung über mehrere u. s. w. enthält recht [viele] gute Bemerkungen. Die Lehre von den Krisen w[ird] sehr eingeschränkt angenommen. Unter den einfac[hen] Krankheiten der festen Theile werden die Fehler [der] Cohärenz zuerst, und zwar als von Veränderun[g] der Erregbarkeit unabhängig betrachtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JANUAR, 1804.

MEDICIN.

LEIPZIG, in d. Schäferschen Buchh.: *Kurt Sprengel's Handbuch der Pathologie* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Das 2 Kapitel handelt von dem widernatürlichen Zustande der thierischen Kräfte, und geht von §. 224 bis 307. Man soll den Grund derselben nicht in der Mischung und Form der Organe suchen, wiewohl die Kräfte unzertrennlich mit einem bestimmten Verhältnisse der Mischung und einer bestimmten Form der organisirten Theile verbunden sind. Diese Lehre ist auf eine ganz eigene Weise abgehandelt. Zuerst werden die Unterdrückungen der Kräfte, die directe, die indirecte und gemischte Schwäche, so wie die Sthenie, im Allgemeinen aus den empirischen Gesetzen des Verhältnisses der Reitze gegen die Erregbarkeit deducirt; dann werden unter den Ueberschriften: A) „Krankhafte Erregbarkeit der Muskeln, B) der Nerven, C) Krankhafter Zustand der Lebenskraft," die krankhaften Veränderungen des Lebensvermögens, in Beziehung auf Muskeln, Nerven und Organe, die aus beiden bestehen, oder, wie der Vf. will, in Rücksicht der Arten der Erregbarkeit aus einander gesetzt. Er meint nämlich, Reitzbarkeit sey eine Modification der Erregbarkeit, welche unzertrennlich mit der Form und dem Bau der Muskelfasern verbunden sey; eben so verhalte es sich mit der Erregbarkeit der Nerven, die er auch Empfindlichkeit nennt; Lebenskraft sey aus beiden zusammengesetzt, und unterscheide sich von ihnen, wie das Zusammengesetzte vom dem Einfachen; sie finde in Theilen statt, die Reitzbarkeit und Empfindlichkeit zugleich fodern, und zu Absonderungen oder zu anderen Functionen bestimmt sind. In Rücksicht der ersten beiden wird die Erhöhung und Verminderung derselben, mit ihren Ursachen und Folgen; in Rücksicht der Lebenskraft ihre vermehrte und verminderte Wirksamkeit in der doppelten Beziehung betrachtet, dass beide entweder mit veränderter Intensität derselben verbunden seyn, oder auch ohne diese statt finden können. So viel Gutes in diesem ganzen Kapitel enthalten ist: so fürchten wir doch, dass der Anfänger sich wiederum nicht herausfinden, und am wenigsten dadurch die Fähigkeit erhalten werde, den Standpunkt zu übersehen, woraus Andere diese Lehre betrachten und abhandeln. Denn eines Theils weicht der Vf. zu sehr von andern Erregungstheoristen ab, anderen Theils hat er sich selbst nicht deutlich gemacht. Dass aber seine Ansicht der Reitzbarkeit, Empfindlichkeit und Lebenskraft nicht die richtigste sey, und sich schwerlich je deutlich werde entwickeln lassen, diess wird, unseres Bedünkens, aus einer näheren Betrachtung hervorgehen. Indirecte Schwäche besteht, nach der Theorie unsers Verfassers, in verminderter Reitzfähigkeit und verminderten Wirkungsvermögen, und ist Folge heftiger Reitze; indess sey dabey zuweilen in einzelnen Theilen die Reitzfähigkeit, vorzüglich gegen gewisse Reitze, erhöht. — Directe Schwäche entstehe aus Entziehung der Reitze, und bestehe in Erhöhung der Reitzfähigkeit bey geschwächter Energie; — doch könne erstere bey langwährender Entfernung der Reitze auch abnehmen. — Plötzliche Einwirkung heftiger Reitze *hemme bloss* die Thätigkeit der Erregbarkeit auf eine Zeit lang. Directe und indirecte Schwäche können *in einem Organ*, öfterer in verschiedenen Organen desselben Körpers, beysammen seyn. — Was man sonst Sthenie nennt, heisst bey dem Vf. der active Zustand des Wirkungsvermögens und der Erregbarkeit; diess ist ihm der Zustand, wo die Reitze zu stark aufgenommen werden, und zu heftige Gegenwirkungen hervorbringen; er beruht nach ihm auf einem Missverhältnisse zwischen der Gewalt des Reitzes und der *regelmässigem Kraft der Erregbarkeit;* jedoch steht bald darauf der Satz: dass starke Körper, vermöge der regelmässigeren Stärke und grösseren Intensität ihrer Kräfte, reitzenden Ursachen eher widerstehen, als weniger starke, und so gäbe nach ihm vermehrte Reitzfähigkeit die Hauptanlage zur Sthenie ab. Diese ganze Lehre wird vorzüglich dadurch dunkel, dass der Vf. von Reitzen selbst die Reitzbarkeit sich erhöhen, so wie dieselbe auch von andern Dingen, als Verminderung der Reitze, z. B. von Erschlaffung der Fasern sich vermindern läst, ohne doch, wie dieses nach Grundsätzen einer Erregungstheorie möglich sey, nur etwas zu erläutern. Seine Unterscheidung endlich der Reitzbarkeit, Empfindlichkeit und Lebenskraft scheint uns ganz irrig. Offenbar beziehen sich die erstern beiden blos auf die Reitzfähigkeit der Muskeln und Nerven, und die letztern auf die Intensität des Wirkungsvermögens. Bey der Ansicht des Vfs. aber bleibt es unverständlich, warum, wenn Reitzbarkeit der Muskeln von der Erregbarkeit der Nerven, wie eine Art von der andern, verschieden ist, gleichwohl Einfluss der Nerventhätigkeit zur Ausübung der Kräfte des Muskels unumgänglich nothwendig sey, nach §. 255, und wie nach §. 294 die intensive Stär-

Stärke der Lebenskraft selbst krankhaft erhöht werden könne.

Von §. 308 bis 408 werden die widernatürlichen Zustände der Säfte abgehandelt. Der Zustand derselben sey nie von dem der festen Theile unabhängig, und folglich könne *die nächste Ursache einer Krankheit nie allein in den Säften gesucht* werden. (Hieraus folgt indess, dass sie in Verbindung mit Fehlern der festen Theile die nächste Ursache mancher Krankheiten enthalten; und sieht man sie als Theile der nächsten Ursache an, so muss man auch die Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung auf sie einräumen.) Die Fehler des Bluts werden in Rücksicht des Zusammenhangs seiner Bestandtheile, der Trennbarkeit derselben, und der Ausartung des Bluts betrachtet. Die Verdickung wird in Verschleimung und in zu starken Zusammenhang des Blutkuchens unterschieden; bey beiden gehe die Expansionskraft des Bluts verloren, sonst seyen beide sehr verschieden: die erstere hänge von schlechter Verdauung ab; bey der letztern sey diese gut, aber im Blutumlaufe finden Ursachen statt, welche das Blut zu sehr verdicken, z. B. Steifigkeit der festen Theile. — Rec. ist dieser doppelte Zustand von Verdickung nicht recht deutlich; wie soll der letztere bey Unthätigkeit der festen Theile entstehen? Hier müsste wohl Mangel an rothem Blute eintreten: gefährliche Fieber möchte er auch nicht davon ableiten. Unter Trennbarkeit des Bluts wird die Neigung seiner nähern Bestandtheile verstanden, sich von einander zu trennen, und daraus die Speckhaut, die Schleimpfröpfe in den Adern, und die Absetzungen plastischer Lymphe auf entzündeten Theilen erklärt; sie entsteht nach dem Vf. theils durch vermehrte, theils durch verminderte Anstrengung der Lebenskraft; die Schleimpfröpfe in den Adern vorzüglich durch Hemmung des Blutumlaufs im Herzen u. s. w. Freylich ist dadurch der eigentliche Grund dieser Trennbarkeit noch nicht erklärt, sondern dieselbe mehr als Thatsache benutzt; jedoch hat der Vf. die Beobachtungen der besten Aerzte darüber gut zusammengestellt. Eine solche Ausartung des Bluts, wo die entfernten Bestandtheile desselben hervorstechen, sey im lebenden Körper nicht anzunehmen; eine Neigung dazu könne allerdings im Blute entstehen; dieser Zustand sey aber immer secundär und von zu schwacher Thätigkeit der festen Theile abhängig; wahre Ausartung finde nur bey abgeschiedenen Säften statt, und sie müsse sich nicht nothwendig dem Blute mittheilen, weil die Drüsen diese Stoffe assimiliren, ehe sie wieder ins Blut gelangen können. — Wir finden diese Lehre gut bearbeitet; nur scheint uns der letzte Umstand nicht ganz erwiesen zu seyn, da die Assimilationsfähigkeit der Drüsen doch auch ihre Grenzen hat. Von dem pathologischen Zustande der abgeschiedenen Säfte sagt der Vf., dass sie eine Menge von Ausartungen erleiden können, die aber mehr Symptome von Krankheiten, als Ursachen derselben seyen. Die Abartungen derselben werden nun einzeln durchgegangen, so weit sie die Erfahrung bestätigt, und es sind die neuern Entdeckungen der Chemie dabey sorgfältig benutzt. Das Kapitel über die Erweiterungen und Verengerungen de Kanäle ist vollständiger als bey Gaub ausgefallen und wieder mit einer Menge von Beobachtungen da hin gehöriger Fälle erläutert. Bey der fehlerhafte Bewegung der Säfte werden die Congestionen un die rückgängige Bewegung der Säfte mit abgehan delt. Erstere werden in active und passive unte schieden, bey jenen finde vermehrte Anstrengun des Herzens statt, bey diesen nicht; die Ursache aber, die das Blut mehr zu diesem als zu jenem The le bestimmen, seyen immer örtliche, als Erschlaf fung, oder ein Reitz, bald an der Stelle, wo di Congestion statt finde, bald an einer entfernten m jener in Consens stehenden Stelle, oft nur aufgeho benes Gleichgewicht zwischen dem natürlichen A trieb der Arterien und der Einsaugung der Vene und Lymphengefäse. (Sollte diess letztere nicht im mer die nächste Ursache der Congestionen seyn, di durch verschiedenartige Umstände bestimmt werde kann? Das Herz ist wohl nicht wesentlich dabey im plicirt, sonst könnte man ja die activen Congesti nen sogleich an der verstärkten Bewegung des He zens erkennen, und Congestionen bey offenbare Schwäche des Körpers haben gar häufig das Ans hen, als ob sie von vermehrter Thätigkeit der G fäse abhingen, z. B. im Typhus der Andrang de Bluts nach dem Kopfe, oder Congestionen nach de Brust, bey einem, von Schwäche zurückgehaltene Monatsfluss; selbst die periodischen Accesse der H morrhoiden, und noch mehr die stellvertretende Blutflüsse, oder Congestionen nach andern Theile bey unterdrückten Hämorrhoiden, nehmen den Schei von vermehrter Thätigkeit in den Blutgefäsen de leidenden Theile an. Diese Lehre verdiente dahe eine genauere Revision, welche die Erregungsthe rie bis jetzt noch nicht unternommen hat.)

Eine umgekehrte Bewegung der Säfte kann na dem Vf. in den kleinen Arterien und Venen gar leic statt finden, weil das Herz wenig Einfluss darauf ha eben so auch in grosen Venen, welche alsdann e Pulsiren hervorbringen, z. B. in den Drosselader wenn eine anhaltende Erweiterung des Herzens st findet. So erklärt er auch die Hämorrhoiden aus u gekehrter Bewegung der Venen des Mastdarms w gen Verstopfung der grösern Stämme; hingeg wird die rückgängige Bewegung der Lymphengefä ganz geleugnet. (Da aber diese Bewegung in all schlauchartigen Organen statt findet, und die Kla pen jener Gefäse oft nur wie Ringe beschaffen sin so ist die Existenz derselben noch gar nicht wid legt; und dass Injectionen vom Stamme aus nicht g lingen, kann nichts beweisen, da im Leben vie im thierischen Körper vor sich geht, was wir todten Körper nicht künstlich nachmachen könne es bedarf in so zarten und kleinen Gefäsen kaum ner beträchtlichen Veränderung, um das Geling der Injectionen unmöglich zu machen.)

In dem Kapitel von der Verirrung der Säfte wird die fehlerhafte Ernährung, die Bildung der Balggeschwülste, der Warzen, Polypen, Hirnhautschwämme, Knochenauswüchse, zuerst abgehandelt, und zuletzt die Lehre von der Verirrung der abgeschiedenen Säfte geprüft und widerlegt. Fehlerhafte Ernährung wird vorzüglich von einem Fehler der Säfte hergeleitet, vermöge welcher gewisse einzelne Bestandtheile hervorstechen; (daraus möchten nur die *erblichen Verknöcherungen* nicht gut zu erklären seyn.) Die materiellen Metastasen der abgesonderten Säfte werden durch Gründe bestritten, welche von der Assimilationskraft der Drüsen des Lymphensystems, wodurch sie doch passiren müssen, ferner von der Schnelligkeit, womit Metastasen entstehen, und endlich daher genommen, dass man im Blute nie eine Spur von abgeschiedenen Säften hat entdecken können. Das Zellgewebe könne diese Wanderungen auch nicht begünstigen, weil dergleichen Zufälle mit grosser Reitzung, Schmerz u. s. w. verbunden zu seyn pflegen, welche ein Leiden wichtigerer Theile voraussetzen. Die Krankheitszufälle, die man bisher als materielle Metastasen abgesonderter Säfte betrachtete, werden daher so erklärt, dass die Ursache, welche die Einsaugung bewirkte, zugleich ein anderes Organ bestimmte, eine analoge Secretion zu machen; indem im kranken Zustande jedes Absonderungsorgan durch die Sympathie mit den übrigen fähig werde, jeden Saft abzuscheiden. Der Vf. vindicirt sich die Erfindung dieser Theorie, die er zuerst in der von *Is. Joseph*, Halle 1792 vertheidigten Streitschrift über die Milchversetzung aufgestellt, und welche *Brandis*, ohne ihn zu nennen, mit andern Worten in seiner bekannten Schrift weiter ausgeführt habe. Was aber die Wirkung der Einsaugung nicht assimilirbarer Stoffe, z. B. Jauche, betrifft, so meint der Vf., es entstehen davon meist bedenkliche, tödtliche Zufälle, und (§. 519) die abgeschiedenen Feuchtigkeiten müssten dadurch auf eine Art ausarten, weil ihre Organe durch das Zurücktreten solcher Stoffe specifik gereitzt würden. Rec. gesteht, dass der Vf. diese schwierige Lehre allerdings um vieles aufgeklärt hat; aber erschöpft ist sie ihm lange noch nicht, noch weniger aber ist diese neue Ansicht bisher für die Praxis nutzbar gemacht worden. Man versteht es nicht, wenn es §. 517 heisst: die Ausführungsgänge der Drüsen nehmen die Sichtung des offenbar Schädlichen und nicht Assimilirbaren vor, und leeren es auf dem nächsten Wege aus; da wir keine Ausführungsgänge in den Lymphendrüsen kennen, und dieselben gar nicht zu Abscheidungen bestimmt sind. Wir begreifen auch nicht recht, wie schädliche nicht assimilirbare Feuchtigkeiten, indem sie eingesogen werden, einen specifiken Reitz auf andere Organe machen, und dadurch Ausartung ihrer abgeschiedenen Feuchtigkeiten von specifiker Art erzeugen sollen, und was nun aus den wirklich ins Blut zurückgetretenen schädlichen Stoffen werden soll? Warum sollen solche schädliche Stoffe nicht, ihrer Materie nach, durch gewöhnliche Aussonderungsorgane ausgeschieden, oder irgendwo wirklich abgesetzt werden können, eben so wie eine verschluckte Nadel endlich auf der Haut abgesetzt wird; zumal da wir auf den Abgang analoger Stoffe, z. B. eines Milchartigen durch den Urin, schnelle Linderung der Zufälle erfolgen sehen. Was aber für die Praxis die Hauptsache ist, auf welcher Art von innerer Veränderung der Thätigkeit der Organe beruht denn nun zunächst die Rücksaugung dieser Stoffe und die analoge Secretion? Reitzung im Allgemeinen führt auf keine neue und bestimmtere Regel der Behandlung solcher Zufälle, und diese würde nur durch genauere Bestimmung der Bedingungen, unter welchen eine Absonderung gehemmt werden, und eine andere für dieselbe vicariren kann, auszumitteln seyn; woran es aber immer noch fehlt.

Wir glauben dem Vf. die Aufmerksamkeit, die wir seinem Werke gewidmet haben, durch die bis hieher fortgesetzten Bemerkungen hinlänglich bewiesen, und unsern Lesern eine vollständige Uebersicht von dem Eigenthümlichen desselben in diesem dogmatischen Theile gegeben zu haben, und übergehen daher die Lehren von der relativen Menge der Säfte, so wie von den Krankheiten der Form, mit der allgemeinen Bemerkung, dass dieselben mit grosser Sorgfalt und Vollständigkeit von ihm behandelt worden sind. Auch haben wir bereits oben erinnert, was uns an der Aetiologie dieses Handbuchs nicht ganz zweckmässig schien, und wollen daher diese an sich schon lange Anzeige nicht durch Betrachtung der einzelnen Gegenstände noch mehr verlängern, sondern nur durch Anführung einiger Beyspiele die Art der Bearbeitung derselben erläutern, und unser Urtheil bekräftigen.

Von der Wärme sagt der Vf. §. 770 fg. „die festen und flüssigen Theile des thierischen Körpers werden durch eine zu heisse Luft zu sehr ausgedehnt; diese Wirkung geschehe auf völlig physische Art, ohne Einfluss der belebten Eigenschaft des Körpers. Daher erfolge Anschwellung der Adern, Auftreten des ganzen Körpers, *plethora ad volumen*, Trennbarkeit, und endlich Neigung der Säfte zur Ausartung. Der Wärmestoff aber theile sich dem lebendigen Thierkörper nicht so mit, wie unbelebten, sondern die Hitze wirke als Reitz und Eindruck auf den lebenden Körper, und erhöhe folglich (?) die Empfänglichkeit der reitzbaren und empfindlichen Fasern zu gleicher Zeit." — Auch die Kälte wirke theils physisch, theils als Reitz und Eindruck auf den thierischen Körper; in erster Rücksicht ziehe sie ihn zusammen, und verdichte die Flüssigkeiten, das Blut häufe sich in den innern Theilen an; aber sie entziehe ihm auch Wärmestoff, und wenn diess jähling und heftig geschehe, so könne die Erregung dadurch vermehrt werden; (?) heftige Kälte aber, zumal ohne Bewegung erschöpfe die Erregbarkeit und mache directe Schwäche. (Ob diese Darstellung der Wirkungen der Wärme und Kälte auf den lebenden Körper geeignet sey, die neuerlich darüber entstandenen Streitigkeiten beyzulegen, müssen wir um so mehr bezweifeln, da sie einmal einem Hauptsatze der Erregungstheorie geradezu

dezu widerspricht, nach welchem jeder Reitz die Erregbarkeit um etwas vermindert, und sodann das Verhältniss der physischen Einwirkung, die allerdings gar nicht geleugnet werden kann, zu der organischen gar nicht näher angegeben und erwiesen worden ist). Von der atmosphärischen Luft heisst es: sie werde durch ihren Antheil an Sauerstoff zum Athmen fähig, und wirke als ein kräftiges Reitzmittel auf die festen Theile; das Stick- und Wasserstoff-Gas wirke auch als ein Erregungsmittel, nur scheinen beide in der Form, in welcher sie in der Atmosphäre enthalten sind, einen sehr flüchtigen Reitz hervorzubringen, der bald in Erschöpfung übergehe; schon dadurch, dass die Luft nicht erneuert werde, entstehe ein Hervorstechen des Stickstoffs, und solche Luft tödte durch plötzliche Lähmung. (Es wäre wohl gut gewesen, wenn sich der Vf. über den Sauerstoff hier deutlicher geäussert hätte. Wenn er stark erregend wirken soll, und das Stickgas ebenfalls; so sollte das letztere doch nicht so schnell den Tod hervorbringen können; aber die Gasarten verdienen noch näher in Rücksicht ihrer Wirksamkeit auf den lebenden Thierkörper untersucht zu werden, und man kann aus den Schwierigkeiten, die mit der Erklärung ihrer Wirkungen auf ihn verbunden sind, lernen, wie viel uns noch zu thun übrig ist.) Die gewöhnlichen Ursachen der Luftverderbnisse und die daher entstehenden Zufälle hat der Vf. gut beschrieben; eben so von den Nahrungsmitteln, Getränken, Geschirren, von dem Missbrauch der Arzneyen viel Gutes gesagt. Die Gifte theilt [er] bloss in mechanische und organische, und betrach[tet] die letztern bloss als heftig erregende Substanze[n]. Die Ansteckungsstoffe wirken zunächst als Reitze a[uf] die lebendigen Theile, daher auch reitzbare Körp[er] am leichtesten angesteckt werden; durch die specifi[sche] Reaction werden die Säfte dem Gifte assimilirt, doch werde mehr ein ähnlicher, als ein ganz gl[ei]cher Stoff in ihnen erzeugt, da z. B. *Chancregift* z[u]weilen Tripper erzeuge, und umgekehrt; es kön[ne] auch mit einemmale ein doppeltes Gift von eine[m] Körper auf den andern übergehen und sich e[nt]wickeln, z. B. Pocken und Ruhr, (?) es werde b[ey] den meisten ansteckenden Krankheiten die Veränd[e]rung der Säfte nur in einzelnen Organen bemerk[t], z. B. bey Wuth bloss in dem Speichel. (Aber es ist nicht selten die Wuth auf den Genuss des Fleische[s], ja der Milch von wüthenden Thieren erfolgt!) D[ie] Verbreitung des Gifts geschehe, ohne dass es dur[ch] die Saftmasse dringe, dadurch, dass es durch co[n]sensuelle Reitzung an mehrern Orten erzeugt w[er]de. — Die Erklärung der Symptome folgt von 656 bis 714, kürzer als bey Gaub. Vieles konnte [al]lerdings wegbleiben, was schon früher da gewes[en] ist, z. B. die Zufälle der Absonderungsorgane. D[ie] Hauptursachen eines jeden Symptoms sind jedo[ch] meist treffend angegeben, und das letztere kurz, ab[er] deutlich, daraus entwickelt.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Wittenberg: Commentatio primas lineas praelectionum anatomiae chirurgicae complectens*, qua munus Profectoris in theatro anatomico Vitebergensi — auspicabitur *Burchardus Guilielmus Seiler*, Medic. et Chirurg. Doctor. 1803. VI u. 28 S. 4. Eine sehr nützliche Schrift, in welcher der Vf. den Plan zu einem Vortrag der Anthropotomie mit Rücksicht auf die chirurgischen Operationen, welche an den verschiedenen Theilen verrichtet werden können, vorlegt. Wir müssen dem Vf. Recht geben, wenn er behauptet, dass die Unwissenheit und Unbehülflichkeit vieler Wundärzte in dem einseitigen Vortrag der Anatomie gegründet sey, nach welchem die einzelnen Systeme der Theile, worein der Körper getrennt werden kann, von einander abgesondert beschrieben werden, ohne dass dem Zuhörer zugleich begreiflich gemacht wird, wozu ihm die Kenntniss der einzelnen Theile nöthig sey. Der Vf. hat seinen Plan in acht Abtheilungen gebracht: in die Zergliederung des Kopfes, des Halses, der Brust, des Unterleibes, der Zeugungstheile, der Gliedmassen, des lymphatischen Systemes und der Nerven. Also bey dem Kopfe z. B. werden die verschiedenen Operationen, welche an demselben und dessen einzelnen Theilen vorgenommen werden können, genannt, und dabey vorzüglich diejenigen Theile genauer beschrieben, an welchen die Operation vorgenommen wird, welche verletzt werden müssen, oder vor deren Verletzung man sich zu hüten hat. Zugleich sind bey jeder Operation die wichtigsten dahin gehörigen Schriften mit vielem Fleisse und guter Auswahl angeführt worden. Auf diese Art ist der Vf. bey allen einzelnen Abtheilungen verfahren. Wir haben kei[ne] Operation vermisst, als die des *Polypi* und *Scirrhi uteri*, [des] *Prolapsus vaginae*, der Lösung des Mutterkuchens, des *P[ro]lapsus intestini recti*, und die Heilung der Klumpfüsse und [an]derer Verdrehungen.

So sinnreich auch der Vf. seinen Plan ausgeführt hat, u[nd] so augenscheinlich der Nutzen desselben ist: so scheint es do[ch,] dass für einen Lehrling das Studium der Anatomie in [der] That etwas zu weitläufig werden muss, wenn er sie erst in [ih]rem ganzen Umfang nach der bisherigen Methode, und da[nn] wiederum nach der von dem Vf. angegebenen erlernen soll. Letztere Methode allein würde zu grosser Einseitigkeit f[üh]ren können, und den Lehrling verleiten, sich weniger mit [der] natürlichen Verrichtung der Theile, als mit den Operation[en,] welche daran vorgenommen werden, bekannt zu machen. N[ach] des Rec. Meinung, wird ein Lehrer der Anatomie seinen Z[u]hörern die Beschreibungen der einzelnen Theile dadurch [in]teressanter machen, wenn er dabey Gelegenheit nimmt, W[in]ke von ihren abnormen Veränderungen und den dadurch [nö]thig werdenden mechanischen Hülfleistungen zu geben. [Der] Vf. wird in dieser Bemerkung keinen Vorwurf finden, w[enn] wir versichern, dass seine Schrift ein sehr schätzbares Hül[fs]mittel gewähre, dergleichen belehrende Winke, bey dem V[or]trag der Anatomie nach der gewöhnlichen Methode, an[zu]bringen.

C. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 27 JANUAR, 1804.

MEDICIN.

Leipzig, in d. Schäferschen Buchh.: *Kurt Sprengel's Handbuch der Pathologie.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *zweyte* und *dritte* Theil begreift die *specielle Nosologie.* Bey der Absicht des Vfs., eine praktische specielle Pathologie zu liefern, suchte er nicht sowohl die Theorien über einzelne Krankheiten zu verbessern, als vielmehr die Diagnostik möglichst vollständig zu liefern, und sich so genau als möglich an die Erfahrung zu halten. Er gesteht selbst zu, dass er sein Ziel nicht ganz erreicht habe, und bey seiner eingeschränkten Erfahrung sich oft auf andere Schriftsteller habe verlassen müssen; daher manche Behauptung vielleicht, auf dem Prüfstein der Erfahrung, nicht als durchaus ächt befunden werden dürfe.

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir dem Vf. bey Beurtheilung dieser beiden Theile ins Detail folgen wollten. Es stehe daher hier nur ein allgemeines Urtheil mit kurzer Darlegung des Inhalts.

Der Vf. wollte die Einmischung theoretischer Speculationen möglichst vermeiden, und giebt sich daher nicht mit Anführung und Widerlegung vieler Theorien über die einzelnen Krankheiten ab. Indess läst sich freylich keine Nosologie ohne alle Rücksicht auf Theorie schreiben, und es liegt auch dieser Schrift des Vfs. eine bestimmte theoretische Ansicht zum Grunde; nur polemisch ist sie nicht, und durfte es ihrer Bestimmung nach nicht seyn. Was die theoretische Ansicht des Vfs. anlangt, so stimmt sie mit der vor den letzten 10 Jahren gewöhnlichen ziemlich überein, bis auf einige allgemeine, dem Vf. eigene Lehrsätze, die wir aus dem ersten Theile bereits kennen. Diess erhellet besonders aus den Eintheilungen der Krankheiten in Arten sehr deutlich. Man kann dem Vf. den Fleiss in genauer Schilderung der Krankheiten, die Sorgfalt, reine Erfahrungsdata aufzustellen, und besonders die Arten der Krankheiten bloss nach solchen Umständen zu bestimmen, welche auf die Behandlung unmittelbare Beziehung haben, gewiss nicht absprechen; aber es ist auch nicht zu verkennen, was er selbst fühlt, dass er sich vorzüglich auf andere Schriftsteller habe verlassen müssen; daher manche Krankheit nicht ganz so genau und wahr geschildert erscheint, als es der erfahrne Praktiker wünschen möchte, und dem angehenden Arzte Bedürfniss ist. So steht z. B. die Brustbräune als Gichtzufall, unter dieser Krankheit, und ist nicht treffend beschrieben. Bey einer neuen Auflage verspricht der Vf. noch mehrere und wichtigere Verbesserungen in diesen zwey Theilen vorzunehmen, als selbst in dem ersten geschehen. Diess wird auch bey der dynamischen Ansicht der Krankheiten, die der Vf. jetzt als die richtigste ansieht, durchaus nothwendig seyn, wenn die beiden letzten Theile mit dem ersten harmonisch werden sollen; und so wird doch die Theorie an den Verbesserungen einen Hauptantheil bekommen.

Folgendes ist nun die nähere Einrichtung der speciellen Nosologie. Von jeder Krankheit wird zuerst ein allgemeines Bild nach den Hauptkennzeichen aufgestellt; dann die Krankheit vollständiger beschrieben; hierauf die Abänderungen und Verwickelungen derselben bestimmter erörtert, und zuletzt die Theorie derselben aus der Untersuchung der Gelegenheitsursachen und der Anlage entwickelt. Fieber und Entzündungen machen die beiden ersten Classen von Krankheiten nach des Vfs. System aus, und nehmen den zweyten Theil ein. Nach einer Einleitung wird vom Fieber, dessen Zufällen, Wirkungen, Ursachen und Eintheilung, zuerst im allgemeinen, gehandelt. Fieber ist der innere Zustand, wodurch eine allgemeinere Gegenwirkung der belebten festen Theile, deren Thätigkeit vorher unterdrückt war, hervorgebracht wird; man muss sie nach dem Typus eintheilen. — Wechselfieber — ihre Verschiedenheit nach dem Typus und nach ihrer Gut- oder Bösartigkeit, Vorhersagung, Uebergang in andere Krankheiten, Theorie derselben. Das Wesen derselben bestehe in einer eigenthümlichen Unterdrückung der Verrichtungen des Magens und der Eingeweide des Unterleibes, wodurch eine periodische Reaction aller Theile hervorgebracht werde. (Auch Rec. ist der Meinung, dass das Hauptmoment der Wechselfieber auf Veränderungen der Thätigkeit der Assimilationsorgane beruhe.) Die übeln Folgen der Wechselfieber werden sehr richtig von Schwäche jener zunächst angegriffenen Organe abgeleitet. Die nachlassenden Fieber hat der Vf. in das katharrhalische, in das schleichende Nervenfieber, in das hitzige Nervenfieber, in das Faulfieber, in das gastrische und in das Zehrfieber eingetheilt. Das entzündliche wird bey den Entzündungen aufgeführt, eben so das rheumatische und exanthematische bey den Krankheiten, wovon man das Fieber benannt hat. Die Entzündungen werden nebst dem Fieber zuerst charakterisirt; dann ihre Abweichungen, nach der Dauer, der Verborgenheit der Zufälle, nach den Theilen, und endlich nach den

den Verwickelungen angegeben. Das Wesen derselben besteht nach dem Vf. in einem gereitzten Zustande der Blutgefäfse mit vermehrtem Andrange des Bluts zu einem einzelnen Theile, wodurch das Blut trennbarer werde. Der Vf. sieht also Entzündung hier noch als eine bestimmte, sich immer gleiche Krankheit, und das Entzündungsfieber als einen wesentlichen Begleiter derselben an, und nur unter den Verwickelungen wird des nervösen Zustandes gedacht. Unter den Ausgängen der Entzündung werden zugleich die Theorie der Eiterung und der Geschwüre in harten und weichen Theilen abgehandelt. Der erste Theil umfasst noch, ausser den nosologischen Betrachtungen der Entzündungen aller einzelnen Theile, den Rheumatismus und die Rose, zu welcher auch die Milchborke gerechnet ist.

Im *dritten* Theile folgen nun die noch übrigen Krankheiten, in fünf Classen getheilt: 1) in Hautkrankheiten (hitzige und chronische); 2) in Krankheiten der Ausleerungen (Blutflüsse, Darm und Urinflüsse, ferner Zurückhaltungen, als die der Monatsreinigung und deren Folge, der weisse Fluss, so wie Harnverhaltung. Man sieht, dass diese Anordnung ziemlich gezwungen ist); 3) in schmerzhafte Krankheiten; (Gicht, Magenschmerz, Antlitzschmerz, Kolik, Steinbeschwerden. Auch diese Classe ist ziemlich willkürlich angenommen, und die verschiedenartigsten Uebel darin zusammengefasst); 4) in Nervenkrankheiten; (der Schlagfluss, die Lähmung, der schwarze Staar, die Ohnmacht, der Scheintod, die Katalepse nehmen den ersten Abschnitt ein, so wie die krampfhaften Uebel, das Asthma, der Keichhusten, der Starrkrampf, die Epilepsie, die Hundswuth, die Kriebelkrankheit, der Veitstanz, die Hypochondrie und Hysterie den zweyten, und endlich die Gemüthskrankheiten den dritten); 5) in Kachexien. Diese umfassen die Gelbsucht, alle Arten der Wassersuchten, die Windsucht, die Lungensucht, die Skropheln, die engländische Krankheit, die venerische Krankheit, den Scorbut, den Aussatz, den Weichselzopf, die Yaws, die Pians, und endlich die Wurmkrankheiten.

N. W.

PHYSIK.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Lehrbuch der polizeylich-gerichtlichen Chemie.* Von D. *Wilh. Herrm. Georg Remer*, Prof. der Medicin und Philos. zu Helmstädt. 1803. 454 S. ohne Vorrede. 8.

Es war gewiss ein glücklicher Gedanke, ein eigenes Lehrbuch der polizeylichen und gerichtlichen Chemie zu entwerfen, und es wird daher auch für den Rechtsgelehrten und den gerichtlichen Arzt eine desto angenehmere Erscheinung seyn, dass die Bearbeitung desselben, nach unserem Bedünken, gut gerathen ist. Zugleich beweisst der Entwurf dieses Buchs hinlänglich, welchen Einfluss die Chemie auf die Rechtswissenschaft habe, und wie nothwendig es sey, dass der Jurist anfange, sich mehr mit diesen Kenntnissen bekannt zu machen; als bisher zu geschehen pflegte. Man konnte sich zwar bisl schon aus den Schriften eines *Frank*, *Metzger*, *benstreit*, *Bucholz* u. s. w. in nöthigen Fällen Ra erholen, aber es blieb doch immer schwierig, t vorfallenden Gelegenheiten das Nöthige zu find oder die von andern in dieser Absicht gemachten U tersuchungen selbst zu prüfen und zu beurtheilen. gegenwärtigem Werke ist demnach das in die Staa arzneykunde Einschlagende sorgfältiger und im G zen dargestellt, damit die gerichtlichen Aerzte u Gerichtspersonen, welche in Criminalfällen die Art zu arbeiten genöthiget sind, es leichter übe hen können, und damit es zur Belehrung solc diene, deren Plan es ist, sich dereinst diesem wi tigen Geschäfte zu widmen. Der Vf. glaubt zuglei demjenigen, welcher staatsarzneyliche Fälle dieser beurtheilen muss, durch dieses Werk ein Hülfsmi bey seiner Arbeit zu geben. „Er werde darin schwierigen Fällen Rath und Anleitung finden, er die Wahrheit entdecken und erweisen, den Irrth und Zweifel verscheuchen, die vorher schon gef ten Meinungen prüfen könne, ohne dass er dal nöthig habe, seine Zuflucht zu vielen Schriften nehmen, die oft mit Zeitverlust und ohne den wünschten Unterricht zu finden, durchsucht wer müssen."

In dem *ersten Kap.* giebt der Vf. eine kurze a sehr zweckmässige Ansicht der Chemie, oder die *thigen Vorkenntnisse aus der allgemeinen Chemie.* werden hier die angenommenen chemischen Elem te oder unzerlegten Substanzen aufgeführt, die solche abgetheilt sind, welche frey von allen and Stoffen erscheinen, und in solche, deren Daseyn aus ihren Verbindungen wahrzunehmen ist. Wär und Lichtstoff nimmt er von der Zahl dieser Elem te aus, weil ihre Materialität nicht erwiesen sey. *zweyten Kap.* wird der *Begriff der polizeylich-geri lichen Chemie* näher bestimmt. Die *polizeyliche* C mie diene dem Verwalter des Staats dazu, diejeni schädlichen Einflüsse, welche dem Staatsbürger c hen, in so fern kennen zu lernen, als dieselben c mischen Processen in der Natur und Kunst ihren sprung zu verdanken haben, und in so fern sie du Hülfsmittel der Chemie entdeckt und vermieden, o wenn ihre Entstehung unvermeidlich ist, möglichst schädlich gemacht werden könne. Sie verbreite ih Wirkungskreis über die ganze Summe der physisc Thätigkeit des Menschen, und es dürfe nicht e dieser Thätigkeiten ausserhalb desselben liegen b ben. Es gehöre ein bedeutender Theil desjeni hieher, was den Menschen als Bürger beschäft und mit dessen bürgerlichem Leben in activen o passiven Verhältnisse stehe. Daher richte sich ihr genmerk besonders auf diejenigen Arten der l gerlichen Handthierungen, welche für den übri Theil der Staatsbürger in chemischer Hinsicht gef lich werden können. Die *gerichtliche* Chemie hi gen sey ein Zweig des Criminalrechts. Jedem minalrichter werden Fälle vorkommen, die er o ihre Hülfe nicht entscheiden kann, und wo die

wissheit des Verbrechens bloss durch chemische Hülfe entdeckt werden; und hieher gehören die Vergiftungen aller Art. Der Inhalt der gerichtlichen Chemie sey demnach eine vollständige und systematische Darstellung der Hülfsmittel, welche das Criminalrecht aus der Chemie schöpft. Es werde also zwischen der polizeylichen und gerichtlichen Chemie eine merkliche Verschiedenheit bemerkbar. Die polizeyliche Chemie beschäftige sich mit der Entdeckung der mancherley chemischen schädlichen Potenzen und der Abwendung ihres schädlichen Einflusses. Die gerichtliche Chemie hingegen habe einen viel einfachern Gegenstand, indem sie sich nur mit der Entdeckung der sie angebenden Krankheitsursachen beschäftiget. Die Abwendung der Wirkung derselben auf den Organismus liege ausser ihrem Berufskreise, und gehöre der therapeutischen Heilkunde. Die polizeyliche Chemie greife auch in alle Theile der medicinischen Polizey ein, und diene zur Bestätigung und Erhaltung ihres Systems. Die gerichtliche Chemie aber, habe einen viel beschränktern Umfang, weil sie sich nur mit einem ganz allein stehenden Theile der Verletzungen des Organismus, nämlich durch Vergiftung, beschäftige. Ferner hänge die polizeyliche Chemie sowohl von der reinen als angewandten Chemie ab, daher sey auch das Studium derselben mit Beyhülfe der Naturlehre, wie auch der Handwerke, deren Kenntniss auf chemischen Grundsätzen beruhen, nothwendig. Die Zahl der Hülfswissenschaften zur gerichtlichen Chemie hingegen sey nicht so gross, und in chemischer Hinsicht habe sie sich bloss an die reine Chemie, völlig unabhängig von der angewandten, zu halten. Dagegen aber sey ihr eine vollständige Kenntniss der Gifte, und eine grosse Fertigkeit in Arbeiten nothwendig, indem man hier gewöhnlich mit sehr geringen Portionen eines Körpers zu arbeiten habe, um darüber ein Urtheil zu fällen, was über Glück und Leben eines Menschen entscheide. Die Regeln, welche man bey einer genauen Untersuchung eines Giftes zu beobachten hat, werden hier zugleich angegeben. Das *dritte Kap.* handelt *von der polizeylichen Chemie*, und dieses ist wieder in neun Abschnitte abgetheilt. Der 1 *Abschnitt* handelt von *der Sorge der polizeylichen Chemie für gesunde Speisen und Getränke.* Hier finden wir die Untersuchungen des Mehls und des Brods, wobey zugleich die Dinge angegeben werden, womit eine solche Verfälschung geschehen könne; auch ist hier die Rede von der Verfälschung des Käses und der Butter. Hierauf folgt die mögliche Verfälschung der Getränke, und der übrigen als diätetische Mittel vorkommenden Flüssigkeiten. Es gehört dahin die Unreinheit des Trinkwassers, die Verfälschung der Milch, des Biers, des Brannteweins, des Weins, des Essigs und Oels; diesem ist auch das Nöthige über die Verfälschung des Salzes beygefügt. Der 2 *Abschnitt* begreift *die Sorge der polizeylichen Chemie für die Anwendung der Pigmente.* Zu den vorzüglichen der in dieser Hinsicht gebräuchlichen, aber schädlichen Pigmente, gehören die Bleyoxide, Kupferoxide, Kobaldoxide, Operment und Rauschgelb (Königsgelb und Casselergelb gehören nicht hieher; denn sie sind Bleyproducte) und Gummigutt. Auf die Mahlerkästchen, auf die unächte Vergoldung und Versilberung, habe die Polizey ebenfalls zu sehen, und so können auch die zum Versiegeln gebräuchlichen Dinge als Mundlack, Mundleim, Oblaten und Siegellack zuweilen giftige Dinge enthalten. Der 3 *Abschnitt* ist für die *Sorge der polizeylichen Chemie für unschädliches Koch- und Essgeschirr* bestimmt. Es gehören hieher die Töpfergeschirre in Ansehung ihrer Glasur, die kupfernen und messingenen Geschirre, zinnernen Geschirre, arsenikhaltigen Glasgeräthe. Der 4 *Abschnitt* ist *der Aufsicht der polizeylichen Chemie auf den Arzneyhandel* gewidmet. Hier werden die Ursachen aufgeführt, die zur Verfälschung eines Medicaments Gelegenheit geben, zugleich sind die zweckmässigsten Bedingungen angegeben, unter welchen eine Apotheker-Visitation veranstaltet werden müsse, auch finden wir ein Verzeichniss von den in Apotheken vorräthig gehaltenen chemischen Arzneyen und der Entdeckungsmittel ihrer Verfälschung. Der 5 *Abschnitt* enthält *die Sorge für den Gebrauch mineralischer Wasser*, und der 6 *Abschnitt die Sorge der polizeylichen Chemie für die Salubrität der Luft.* Es ist hier die Rede vom Eudiometer oder Oximeter, von den Ursachen der Insalubrität der Luft, wozu die Verwesung der Thier- und Pflanzenkörper vorzüglich gehört. Hieraus folge also, dass Schindanger, anatomische Theater, Schlachthäuser, Abtritte, Dingergruben, Kloake, Gassenkoth dazu Gelegenheit geben können. Eingeschlossene Luft werde durch Athemholen vieler Menschen bey einander und durch ihre Ausdünstung verdorben; die Folgen davon seyen Schlagflüsse, Lagerfieber, Kerkerfieber u. s. w. Die ersten Grade der Gährung können die Luft ebenfalls verderben, nicht minder die Gewerbe der Gerber, Leimsieder, Kalkbrenner, Salmiakbereiter und die Hüttenarbeiten. Bey den Mitteln, die Luft zu reinigen, ist auch die Reinigung durch Säuren nicht vergessen. Der 7 *Abschnitt* enthält *die Sorge der polizeylichen Chemie für Reinigkeit der Bedürfnisse des Luxus.* Hieher gehören Tobak, Thee, Schminke. Der 8 *Abschnitt* handelt von der *Sorge der polizeylichen Chemie, Selbstentzündungen zu verhüten.* Bekanntlich könne sich über einander gethürmtes feuchtes Heu und Stroh, Getreide, Weid, Mehl, Malz, auch gemahlner Kaffe, geröstete Cichorienwurzel u. s. w. von sich selbst entzünden. 9 *Abschnitt. Sorge der polizeylichen Chemie für Verhütung des Betrugs der angeblichen Goldmacher.* Das *vierte Kap.* ist nun *für die gerichtliche Chemie* bestimmt, nämlich für die Gifte und Vergiftungen, wo die giftigen Substanzen nach der Reihe aufgeführt werden. Gift überhaupt nennt der Vf. *Körper, die in verhältnissmässig geringer Quantität, auf irgend einem Wege, in den lebenden thierischen Körper gebracht, demselben das Vermögen rauben, die Verrichtungen des Lebens fortzusetzen.* Die Chemie vermag indessen nur Gifte aufzufinden, welche örtlich wirken, keinesweges aber allgemein reitzende Gifte, wozu vorzüglich die Pflan-

zen-

zeigiste gehören; die Gifte des Mineralreichs können durch die Chemie leicht entdeckt werden. Am wenigsten ist sie geschickt, die thierischen Gifte und die Krankheitsgifte aufzufinden. Der 2 *Abschnitt dieses Kapitels* zeigt noch, wie auch *Vergiftungen durch Arzneyen* möglich sind.

Nicht um zu tadeln, sondern blofs unsere Aufmerksamkeit bey der Lectüre zu bezeugen, sollen hier noch einige kleine Erinnerungen beygefügt werden. Um im Käse etwa vorhandenes Bley durch Reduction zu finden, braucht man ihn nicht mit Kohlenpulver zu vermischen, weil die Theile des Käses diese Reduction schon selbst bewirken. Der durch Schwefelsäure mit Bleyoxid entstehende Niederschlag ist allerdings in der Salpetersäure auflösslich. Der gemeine Grünspahn ist nicht nur nicht völlig im Wasser auflösslich, sondern es löset sich davon nur ein sehr geringer Theil im Wasser auf, weil er gröfstentheils unauflösliches kohlenstoffsaures Kupferoxid ist. Der kystallisirte Grünspahn enthält nicht *vielleicht* Essigsäure, sondern er enthält *wirklich* Essigsäure. Die Auflösung des Wismuth kann durch Hahnemanns Probeflüssigkeit nicht auf Bley probirt werden, weil beide Metalle mit dieser Flüssigkeit einen dunkeln Niederschlag geben. Aus Stickstoff und Wasserstoff hat für jetzt noch kein Ammoniak zusammengesetzt werden können; wir schliessen dieses zwar, aber blofs der Theorie zu Gunsten, weil wir da, wo diese Stoffe bey Zersetzungen zusammentreffen, Ammoniak wahrnehmen. Die Bleyoxide sind allerdings einer Verfälschung unterworfen. Die Mennig hat man mit rothen Erdtheilen zu verfälschen versucht, und wie häufig ist nicht die Verfälschung des Bleyweisses mit Kreide, Gips, Thon u. f. w.? Hahnemanns Probeflüssigkeit schlägt nicht blofs das Bley schwarz nieder, sondern auch das Silber, Quecksilber und Wismuth. Der Aether löst die Oxide des Goldes und Eisens nicht auf, sondern er gehet damit in Verbindung, wenn man sie vorher in Säuren aufgelöst hat. Dafs alle saure metallischen Salze ausser dem Kupfersalze, Eisensalze oder Bleysalze durch Hahnemanns Probeflüssigkeit ungefärbt bleiben, kann nicht angenommen werden; denn die Silber-Quecksilber- und Spifsglanzsalze geben damit ebenfalls gefärbte Niederschläge.

Da dieses nützliche Lehrbuch jedem Juristen und gerichtlichen Arzt zur Hand liegen muss: so haben wir davon gewiss bald eine neue Auflage zu erwarten, wo dann die kleinen Verstöfse, wovon wir hier einige angezeigt haben, leicht verbessert werden können. Ungern vermisst Rec. in polizeylicher Hinsicht noch einen Abschnitt über Münzverfälschung, und ein Verzeichniss über die so häufigen in Posthäusern und von Kaufleuten zum Verkauf niedergelegten Arzneyen, damit der Unfug, welcher damit getrieben wird, doch einmal recht ernstlich zur Sprache komme.

T. T.

NÜRNBERG, in d. Steinischen Buchh.: *System der antiphlogistischen Chemie*, nach den neuesten Entdeckungen, entworfen von D. *Karl Wilhelm Juch*, Professor der Medicin und Chemie auf der Universität zu Altdorf. *Erster Theil.* Theorie 1803. 399 S. 8.

Diese Schrift, von dem Vf. als Leitfaden für seine Zuhörer bestimmt, erhebt sich nicht über den grossen Haufen der sehr mittelmäsigen Compendien. Man vermisst durchaus Einheit und Ordnung; und das Ganze ist blofs durch willkürlich an einander gereihete Sätze entstanden, keinesweges aber planmäsig geordnet. Wir sind überzeugt, dass Hr. J., ein geschickter praktischer Chemiker, gewiss im Stande gewesen wäre, etwas Vorzüglicheres zu liefern, wenn er sich mehr Zeit dazu genommen, und seine Vorlesungen wenigstens einmal nach diesem Manuscript gehalten hätte.

Der erste Theil zerfällt in drey Abschnitte, deren jeder wieder in verschiedene Abtheilungen gebracht ist, die der Vf. in Betrachtungen theilt. Nachdem der Vf. in der Einleitung den Begriff der Wissenschaft erörtert, so werden die gewöhnlichen Vorkenntnisse aufgestellt. Da hier die unterscheidenden Merkmale des Lavoisierschen Systems angegeben sind, so hätten doch die Grundzüge des phlogistischen nicht übergangen werden sollen. Bey der Lehre von der Verwandtschaft der Körper finden wir *Berthollets* richtige Untersuchungen und neue Erklärungen der Affinitätserscheinungen auch nicht mit einer Sylbe erwähnt, welches um so weniger zu verzeihen ist, da diese wichtigen Entdeckungen eine Reform der Chemie vorbereiten. Der 1 Abschnitt handelt von den chemischen Elementen, die für sich allein, sinnlich darstellbar sind; nämlich von der elektrischen Materie, vom Galvanismus, Lichtstoff und Wärmestoff. Aber sind diese wohl *für sich allein* darzustellen? Der 2 Abschnitt enthält die chemischen Elemente, welche nur in Verbindung mit dem Wärmestoffe sinnlich darstellbar sind, und mit diesem verbunden als Gasarten erscheinen. Der 3 Abschnitt betrachtet die chemischen Elemente, welche als *feste Körper* für sich allein *sinnlich* (?) darstellbar sind, und zwar erstens die brennbaren Körper, Phosphor, Kohle, Schwefel und Metalle. Hier findet man schon das Verhalten derselben zu den Erden, und den Alkalien, obgleich noch nicht gesagt worden ist, was man darunter verstehe. Diesen Fehler begeht aber der Vf. sehr oft. So ist schon bey dem Phosphor das Verhalten desselben zum Schwefel und Kohlenstoff angegeben, ehe diese noch abgehandelt worden. In der zweyten Abtheilung dieses Abschnitts sind die Metalle, in der dritten die Erden, in der vierten die Alkalien abgehandelt. Unter den Erden vermissen wir die Ytterde. Die ganze Lehre von den Metallen gehört wiederum gar nicht hieher, wo noch nicht einmal die Säuren aufgestellt waren. So findet man auch das Verhalten mancher Körper gegen das Ammoniak angegeben, das vermuthlich erst in einem andern Theile seine Erläuterung erhalten wird. — Der gänzliche Mangel aller literarischen Nachweisung, und die überaus grofse Anzahl von Druckfehlern, von denen nur der kleinste Theil angemerkt worden ist, vermindern die Brauchbarkeit dieses Buches noch mehr.

C. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JANUAR, 1804.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Kaven: *Grammatische Gespräche*, von *Klopstock*. 1794. 360 S. 8.

(Eingeschlossen ein Urtheil über *Adelungs Wörterbuch*.)

Alle, die unsere so oft in rohe oder gezierte Barbarey zurückgesunkene Sprache von neuem zu ursprünglicher Kraft und Anmuth erweckten, waren Männer, die mit lebhaftem und empfänglichem Geiste ausdaurende Forschbegierde, den Reichthum und die Gesetze der Sprache zu ergründen, in sich vereinigten. Ein Glücklicher gab den verwahrloseten Bezeichnungen des Gedankens und der Empfindung den ersten Ruck; und eine Folge von Schriftstellern, guten und mäfsigen, brauchte und vermehrte durch Umtrieb den gemeinsamen Schatz. Die nach dem Anbau der Minnesinger eingetretene Verwilderung hemmte mit Macht *Luther*, indem er, voll des begeisternden Entschlusses, dafs sein Volk das Wort der Wahrheit lauter in göttlicher Einfalt und Würde vernehmen sollte, die neu verdeutschte (nicht aus älteren Dolmetschungen aufgefrischte) Bibel in jeder Ausgabe, die Psalme wohl siebenmal von 1518 bis 1545, sorgfältig besserte, und aus dem Gemeinen zum Edleren, aus zufälliger Anreihung zu geordneten Schwüngen der Beredsamkeit, erhob. Ihm, dem Stammvater des neueren Sprachanbaues, folgten nach Zwischenräumen der Vernachläfsigung die fortbildenden Väter: zuerst der männliche *Opiz*, der den Musen des Alterthums und der Fremde reineren Gesang ablernte; dann *Haller's* Lehrer, der feurige *Lohenstein*, der, zwar als Dichter dem Geschmacke des Zeitalters huldigend, in seinem Arminius und Thusnelda einen bewunderungswürdigen Reichthum treffender Worte und Wendungen ausbreitete; und endlich der gesellige *Hagedorn*, der die in Studierstuben etwas ersteifte Sprache für die zarteren Töne der Frohherzigkeit und der Lebensweisheit zu schmeidigen verstand.

> Ihn deckt' als Jüngling eine Lyäerin,
> Nicht Orpheus Feindin, weislich mit Reben zu!
> Und diefs war allen Wassertrinkern
> Wundersam, und die in Thälern wohnen,
> In die des Wassers viel von den Hügeln her
> Stürzt, und kein Weinberg längere Schatten streckt.
> So schlief er, keinen Schwätzer fürchtend,
> Nicht ohne Götter, ein kühner Jüngling.

Dieses Lob des geistvollen, mit *Haller* von *Gottscheds* wässerichtem Schwarme angefeindeten *Hagedorn*, sang im Jahre 1747 der Jüngling *Klopstock*: er selber, samt *Lessing* und einigen andern, vorbestimmt, durch Veredlung des poetischen Ausdrucks und der Prosa, uns Deutschen den Rang eines wohlredenden Volkes zu erwerben. Beide, sowohl *Klopstock* als *Lessing*, erforschten in den Schriften der Vorfahren die Uranlage und den Umfang unserer Sprache, und erweiterten sie mit unwiderstehlicher Gewalt über den Bezirk des alltäglichen Gesprächs, in welchem, als dem gelobten Sitze des Planen und Natürlichen, die immer nachwachsenden Gottschede sie eingeengt zu erhalten sich beeiferten.

Klopstock gab 1774 schätzbare Bruchstücke aus einer deutschen Grammatik im ersten Theile der Gelehrtenrepublik S. 224. 255. 345. 377, und versprach S. 305 für den folgenden Theil, der nicht erschienen ist, Beyträge zu einem deutschen Wörterbuche. Bis in die Mitte der achtziger Jahre lag ihm die Ausführung einer strengen, nur durch Kürze und Bestimmtheit geschmückten Grammatik so sehr am Herzen, dafs er von nichts lieber mit seinen Freunden sich unterhielt, und schon eine wohlfeile Schulausgabe berechnete. Plötzlich ward der phantasiereiche Dichter, durch Scheu vor der Trockenheit des Einzelnen, umgestimmt. Sein oft nachdrücklich geäusserter Satz, dafs die Grammatik in ihrer Einfalt, nackt wie die Wahrheit, auftreten müsse, wich dem feurigen Entschlufs, eine Auslese von dem, was ihn gerade am meisten anzog, durch poetische Einkleidung gefälliger darzustellen. So entstanden diese *Grammatischen Gespräche*, worin als Personen die Genien der abgehandelten Vorwürfe über sich selbst mit eindringender, auch wohl abschneidender, Schärfe reden, Witz und mancherley Laune einstreun, Gegner durch Belehrung und Spott bändigen, Wettstreit halten, alles zur Zufriedenheit der Sprachgöttin Teutona. In dem einleitenden Gespräche sagt das Urtheil zur Grammatik: „Du siehest leicht ein, welchen Vortrag ich „von dir verlangen würde, wenn ich allein wäre. „Satz; Beyspiel. So wenige Regeln, wie möglich; „kein überflüssiges Wort." Die Einbildungskraft dagegen verbittet sich „diese unausprechliche Trocken„heit." Und die Empfindung wünscht, „dafs man „mit einer gewissen Lebhaftigkeit von dem rede, „was ihr in der Sprache Ausdruck sey, von diesen „Tönen, diesen Bewegungen der Töne, den Stel„lungen der Worte, von dem, was die Worte Star„kes und Edles haben. Wer nur auf Richtigkeit der „Be-

„Bestimmungen sehe (meint sie), der lehre wohl; „aber man möge von ihm nicht lernen." Jene, die Einbildungskraft, dringt dabey „auf nicht zu ängst- „liche Ordnung, sondern dafs man auch unzeitiges, „wo es gefalle, vorkommen lasse, und diefs und „jenes Wichtige nur so hinwerfe, als wäre es Klei- „nigkeit."

Vielleicht möchte jene strengere, aber darum nicht trockene, sondern Genauigkeit mit Anmuth paarende Behandlung dem edlen Lehrer mehr Lernende verschafft haben. Jetzo ist seine dem gewöhnlichen Leser und Kritiker zu fein gesponnene Schrift nicht einmal allenthalben, wo sie sollte, nothdürftig angezeigt worden, geschweige denn mit Sachkenntnifs entwickelt, und dem Verständnisse dargelegt. Und gleichwohl mufsten die abgesprochenen Gegenstände einer sorgfältigen Beherzigung werth scheinen, in einem Zeitalter, da, aufser wenigen Männern von älterem Schrot und Korn, die meisten entweder in Gottschedische Natürlichkeit der Alltagssprache ohne Leben und Kraft zurückschlummern, oder, wenn sie nach Würde und Schwung trachten, ohne geregelte Sprachkunde zu unförmlichen Worten und Wendungen, wo nicht gar zu dem Kauderwelsch der wandelbaren Schulphilosophie, abirren. Von welchen allen geschrieben steht: Zu der Zeit war kein König in Israel; ein jeglicher thät, was ihm recht dauchte.

Der ehrwürdige Vf. erklärt sich selbst in der Vorrede über sein Werk. „Es ist keine Grammatik (ich „hatte vor, eine zu schreiben); es sind aber auch „keine Fragmente: sondern entweder ganze Gesprä- „che, oder vollendete Theile von nicht vollendeten. „Man kann es jetzt als gröfsere und kleinere gram- „matische Abhandlungen ansehen." In diesem Bande sind enthalten: das erste Einleitungsgespräch, *die Grammatik*, S. 3—12. *Die Aussprache*, zweytes Gespräch, S. 13—45. Zwey Zwischengespräche, S. 47—66. *Der Wohlklang*, drittes Gespräch, S. 67—104. Drittes Zwischengespräch, S. 105—116. *Die Wortändrung*, ein vollendeter Theil des achten Gesprächs, S. 117—128. Viertes Zwischengespräch, S. 129—147. *Die Wortbildung*, viertes Gespräch, S. 149—227. Fünftes Zwischengespräch, (*ein Wettstreit über Kürze*), S. 229—288. *Die Kühr*, siebentes Gespräch, S. 289—312. *Die Verskunst*, ein vollendeter Theil des zehnten Gesprächs, S. 313—354. Sechstes Zwischengespräch, S. 355—360. Aufserdem hat *Kl.* noch *einen zweyten Wettstreit über Kürze* von 68 Seiten im Archive der Zeit mitgetheilt, und seinen Freunden in besonderen Abdrücken geschenkt. Von den übrigen, mehr und weniger vollendeten Gesprächen meinte *Kl.* wohl nur noch Theile herausgeben zu können, wie ihrer in dieser Sammlung stehn; an den Zwischengesprächen fehlte nichts. Er nennt die rückständigen Gespräche in der Vorrede: *Die Silbenzeit*, fünftes Gespräch. *Die Wortändernifs*, sechstes Gespräch. *Wortändrung*, achtes. *Wortfolge*, neuntes. *Verskunst*, zehntes. *Die Bedeutsamkeit*, elftes und letztes Gespräch: welchem, nach der [illegible]gabe der Sprechenden zu urtheilen, ein grofser U[illegible]fang von wichtigen Gegenständen der darstellen[den] Kunst beschieden war. Diesen Nachlafs (o möc[hte] er vollendet seyn!) hoffen wir bald aus der Ha[nd] des Hn. Prof. *Ebeling*, dem er vertraut wurde, [zu] erhalten. Es wäre Schmach und Verlust für Deuts[ch]land, wenn die frostige Aufnahme, und, was m[ehr] als unziemlicher Tadel schadet, das todte Stillschw[ei]gen der Anzeiger, dem Schöpfer unsrer Spra[che] seine letzte Anstrengung für dieselbe verleidet u[nd] gehemmt hätte.

Der dieses schreibt, lebte mit Klopstock lange Z[eit] in so engen Verhältnissen, als der Unterschied d[es] Alters und der Verdienste zuliefs; er findet hier ma[n]che Erinnerung, wie der jugendlich heitere Ma[nn] in seinem Stübchen und auf Spatziergängen ein leh[r]reiches Gespräch führte, und Einwendungen mit g[e]mildertem Ernste beantwortete. Es sey ihm v[er]gönnt, wie vor dem Gegenwärtigen, durch liebend[e] Scheu sowohl die Bewunderung dessen, was ihm g[e]fällt, als den Vortrag abweichender Meinung, [zu] mäfsigen.

Aus dem schon angezogenen *Einleitungsgespr[ä]che*, wo *Kl.* die Gestalt seines Werks, eine schwimmende Insel voll Scheinlebens, sinnreich genug z[u] rechtfertigen weifs, holen wir zwey Stellen nac[h]. Die Grammatik verspricht (S. 7) Vollständigkeit un[d] Kürze, so weit diese Vereinigung bey der (einma[l] gewählten) Form des Gesprächs möglich sey. „Abe[r] „für den Ueberfehenden, fage man leicht zu viel, „und für den anderen, niemals genug." Wir meinen, zwischen dem Ueberfehenden, der nur lako[]nische Gesetzformeln liebt, und dem anderen, den unendliche Auslegungen nicht Genüge thun, steh[e] der offene und bescheidene Mitforscher; und diese[r] möchte doch einige der folgenden Aussprüche z[u] kurz, und unverächtlichen Zweifeln ein abweisen[] des Stillschweigen nicht gemäfs finden. Die zweyte Stelle (S. 10), wo dem Vorwurfe zergliederter Kleinigkeiten begegnet wird, möge auch unserer Anzeige zu Gute kommen. „Was die Kleinigkeiten betrifft; „sind denn die Sprachen überhaupt etwas anders, „als ein Gewebe von feinen Bezeichnungen? . . . „Ist der Anblick des Baums dem Auge vielleicht we„niger angenehm, oder verliert der Schatten etwas „von der Kühlung, weil das Laub aus Fäserchen „besteht?"

Das *zweyte Gespräch*, *die Aussprache*, wird belebt durch Freude über den neueren Grammatiker, der in seinem Lehrgebäude der deutschen Sprache Th. I. S. 129 den Buchstaben die geschmackvollen Namen, Blaselaut, Bebelaut, Nennlaut, Zitterlaut, Zischer, Saufelaut, Gacklaut, Mampflaut, Stötterling und Tödtender, erkiesete. Wir vermissen die genialische Erklärung des Hn. Urhebers: „Der *Mampf-* „*laut*, von *mampfen*, mit geschlossenem Munde „käuen, wobey oft ein *m* deutlich gehöret wird."

Dann

Dann werden die spashaften Urtheile preis gegeben, womit die Franzosen Rivarol und Palissot über uns herfuhren. Etwas des Merkwürdigsten heben wir aus. Unsere Aussprache rühmt sich (S. 17—) der reinen Einfalt, mit der sie unsere männliche Sprache hören läst; da sie weder *näsele* (wie die französische), noch *lispizischle* (wie die englische), noch sonst etwas thue, das Gesuchtes verrathe. Der starke Hauch gehört den südlichen Mundarten an; in der Sprache selbst wird er gemäsigt (S. 18). Die gute Aussprache (S. 22) ist nicht den Gegenden eigen, wo ö wie *e*, ü wie *i*, *eu* wie *ei* lautet, und *g* mit *k*, *p* und *t* mit *b* und *d* verwechselt wird; so wenig als denen, die *Hoffnunge*, *Mang-gel*, *juter Jott* anstimmen. Sie ist da zu Hause, wo man spricht, was die allgemeine Rechtschreibung, mit Ausnahme der überzähligen Zeichen, verlangt. Dort heissen wir z. B. *Deutsche*, nicht *Teutsche*: welches man gegen den angenommenen Gebrauch aus den südlichen Mundarten zurückrief. (Warum billigt denn *Kl.* S. 33 in *streben*, *sprechen* ein sanftes Gezisch, wie es in *schweben* gehört wird? Und womit will er nun *ischt* für *ist* abweisen?) Die Mitlaute (S. 25—33) sind sanft im Anfang einer Silbe, stark am Ende: *Mu-se*, *aus* (wie *auss*). Endigen mehrere Mitlaute, so ist nur der letzte stark: *nimst*. Unrecht haben die Süddeutschen, *Masse* mit *Muse* zu verwechseln, (und *Rose Schoosse* zu reimen). Wie *Gabe*, *gab* (*p*), *Bade*, *Bad* (*t*) sich verhalten; so *Tage*, *Tag* (*ch*), *Wege*, *Weg* (*ch*), nicht *Tack*, *Weck*. So auch *hohe*, *hoch*; aus *rauhe* ward *rauh* und *rauch*. Der sanfte Laut bleibt, wenn ein folgendes *e* wegfällt: Die *Mus' empfängt*, *dem Bad' entsteigt*, *gebliebne*, *gold'ne*, *gebog'ne*, *ries'le*.) Widerlegt wird beyläufig der neue Sprachlehrer, der *z* und sogar *tz* für ein verstärktes *s*, oder den härtesten Sauselaut, ausgab. *Z* besteht aus *ts*, wie *x* aus *ks*, und es ist nicht weniger ungereimt, *set-ze* statt *sese* (*set-se*), als *Ak-xe* statt *Axe* (*Ak-se*), geschrieben zu verlangen. Aber wer kennt nicht die Grillen des Schreibgebrauchs, für welchen die guten Erinnerungen bis S. 45 verloren sind? „Es ist eingeführt, schreit S. „39 dieser Bocksbeutler; und nun vertheidiget er's, „aus Widerwillen gegen das Neue, auf eine Art, die „das Mitleid zu sehr auf ihrer Seite hat, um lächer„lich zu seyn."

Das *Zwischengespräch* (S. 47—) beschäftiget sich mit Erscheinungen, die aus den Homerischen Traumpforten hervorgehn. Aus der elfenbeinernen drängen sich Ueberrheinische, in Deutschland so gutherzig gepflegte Trugbilder: von höchster Deutlichkeit ihrer unsterblichen Sprache, der unsere Menantes wenigstens Tropfen des Lebensbalsams abschmeicheln, vom Vorzug ihrer Reimpoesie, vom Fortgange mit dem Jahrhundert, von verschönernder Untreue der Uebersetzungen, von der Vortrefflichkeit trubadurischer Silbenmaße gegen die Versarten der Alten. Endlich tritt aus der Hornpforte die wahrhafte Vorstellung: „Die deutsche Sprache reichet dem „Philosophen und dem Dichter beynahe zu, und „verdient daher die Aufmerksamkeit des Untersu„chers, der Sprachen von Sprachen unterscheiden „will, und kann." — Im folgenden *Zwischengespräche* (S. 57—) werden Galliette und Inglese aufgefodert zum Wettstreite mit Teutone um den Vorzug in Uebersetzungen. Sie sollen treu seyn dem Geiste des Originals, und, so weit die Aehnlichkeit der Sprachen reicht, dem Buchstaben; sie sollen nicht verschönern, nicht verstärken, auch nicht durch Verkürzung, außer wo Kürze der Sprache zu beweisen die Aufgabe ist (S. 62); sie sollen in gleichen oder sehr ähnlichen Versarten seyn, weil diese wesentlich zum Ausdrucke gehören. Man sieht wohl, dass auf solche Bedingungen nur die deutsche, als Originalsprache, die an eigenthümlicher Lebenskraft und Behendigkeit der griechischen Stammgenossin am nächsten ist, und keine der bastardischen Ausländerinnen, sich einlassen kann.

Am Eingange des *dritten Gesprächs*, welches den *Wohlklang* betrifft, rüget die Grammatik dem Sprachgebrauch eingeschlichene, zum Theil aufgenommene Missbräuche. Der *Erstere* und *Letztere* sey eben so schlimm, wie der *Kleinstere* und der *Grösstere*; *Mehrere* sey wie *Besserere*; und noch ärger seyn *Dem ungeachtet*, und *Allerdings*, welche sich gleichwohl festgesetzt. (Jene drey regellosen Comparative entstanden durch Veraltung ihrer Positive, und sind also nicht völlig so schlimm, als die zum Spott gebildeten. Die Alten sagten der Regel gemäss der *ehere* und der *letzere*, vom alten *lez* für *lat*. Der *mehrere* kann als Comparativ vom alten *mar*, gross oder viel, gelten: *Die do merer oder gewaltiger seind*, und, *der dir glych ist*, *oder merer denn du bist*, sagt Kaisersberg, Post. II, 41. Chr. Bilg. 17; *man zerreisset eben so mehr* (wohl) *einen Beutel*, *als viel*, noch Agricola. Sprw. 73. Bey den Opizischen Dichtern indess herrscht der *mehre*, welches Klopstock in der Gel. R. und Lessing in der Emilia S. 271, *Morgen ein Mehrers*, mit Recht wieder erneueten. Wie der alte Positiv *mehr* die Bedeutung eines Comparativs annahm, eben so *bas*, gut: *Dar mit guten rhüten wol thet*, *vnd bas* (gut) *würcket*, heisst es im Boccaz f. 43; *unpass*, unwohl, haben wir noch. Da der Comparativ *bas* veraltete, blieb der *bessere* allein: womit der *mehrere* von ganz gleichem Schlage ist. *Dem ungeachtet* setzt die veraltete Fügung *einem achten*, aufmerken, voraus; Lessing braucht auf ähnliche Art, *dem Ausdrucke unbeschadet*, Laok. 63. In *allerdings* endlich ist nicht Einheit und Mehrheit verbunden; sondern *aller dinge*, *allerding*, welches noch Rollenhagen und Opiz gebraucht, ward mit dem gewöhnlichen *s* der Adverbien vermehrt: wie *allerseits*, *jenseits* aus *jenseit*, *anderwärts* aus *anderwert*.) Dann, nach getadeltem Schreibgebrauch, die Dehnung der Selbstlaute so vielfach und so willkührlich zu bezeichnen, erklärt sich die Grammatik wider *ein schönes Ganze*, für *Ganzes* oder *Ganz*, (welches selbst Lessingen, wie unserem Vf. *mit erhobener Rechte*, statt *Rechten*, entfuhr); wider die Verwechselung der Hülfswörter *Haben* und *Seyn*;

Seyn; wider poetische Wortfolgen in der Prosa (der schlichten und ruhigen, versteht sich; denn dem heftigen Vortrage, wie bey *Friederich Jacobi* und *Johannes Müller*, geziemt auch alterthümliche Würde und Leidenschaft); auch wider die Einmischung des Landschaftischen: z. B. *beyläufig* statt *ungefähr*, *dieser Leibniz* statt *Leibniz*, *er ging* statt *ist gegangen*, *ein sicherer Mann* statt *ein gewisser;* und bey dieser Gelegenheit wider das Wörterbuch der Landschaft Meissen, welches sich ein *Wörterbuch der hochdeutschen Mundart* nennt. Dieses Urtheil S. 75 verdient sowohl durch Klopstocks ehrvolles Ansehn, als durch die Wichtigkeit des beurtheilten Gegenstandes, die ernsthafteste Erwägung.

KLOPSTOCKS

URTHEIL ÜBER JOHANN CHRISTOPH ADELUNGS WÖRTERBUCH DER HOCHDEUTSCHEN MUNDART.

(*Leipzig*, b. Breitkopf und Sohn. *Erste Auflage.* I Th. 1774. A — E. Col. 1804. Vorr. S. XVI. Fulda's Preisschrift über die beiden Hauptdialekte der Teutschen Sprache, S. 60. II Th. 1775. F — K. Col. 1856. Vorr. S. VIII. III Th. 1777. L — Scha. Col. 1716. Vorr. S. IV. IV Th. 1780. Sche — V. Col. 1704. Vorr. S. VI. V Th. 1786. W — Z. Col. 476.

Neue Auflage. Leipzig, b. Breitkopf u. Comp. I Th. 1793. A — E. Col. 1992. Vorr. S. VIII. II Th. 1796. F — L. Col. 2140. III Th. 1798. M — Scr. Col. 1762. IV Th. 1801. Seb — Z. Col. 1796.)

„Sollten wir in allem Ernste eine Sprache, nicht „blosse Mundarten haben, und bekämen wir einmal „ein *deutsches Wörterbuch:* so müsste diess weder „*reich* an Dingen seyn, die, ganz gekannt, bey der „Wortkunde entbehrlich sind, und, halb gekannt, „auf Irrwege führen — ich meine das *etymologische* „*Wurzelgraben*, dessen man zu der Kenntniss der „jetzigen Bedeutungen, worauf es allein (oder vornehmlich) ankommt, nicht (oder nicht immer) be„darf —; noch müsste diess Wörterbuch *arm an dem* „*Nothwendigen* seyn; sondern *alle Worte* dieser Spra„che, aber auch *nur sie*, enthalten; und *jede Bedeu„tung*, die ein Wort *hat*, — ich sage *hat*, und rede „also nicht von *verstümmelten*, *verfälschten*, oder gar „*angedichteten* Bedeutungen — mit einer *Genauigkeit* „bestimmen, die bis zur Feinheit ginge, derjenigen „nämlich, welche nicht sucht, sondern findet, und an „nichts so kennbar, als an Richtigkeit ist. Der Verfasser „eines Wörterbuchs giebt die *Eine Stimme*, welche „er hat, dadurch, dass er über die Bedeutung der „Worte seine Meinung sagt. Jedes *gutgewählte* un„*beweisende Beyspiel* ist eine Stimme mehr. Die Bey„spiele sind aber *nicht gut gewählt*, wenn man s„*aus dem Munde des Pöbels* (es giebt auch vorne„men), oder *aus Skribenten* nimt, *auf die nieman„hört;* und sie sind *unbeweisend*, wenn ihr Sinn *nic„völlig* der angezeigte ist. Wofern der Verfasser de„Wörterbuchs in Ansehung der Beyspiele, seine *Hal„kenntniss oft verräth;* so schmeichelt er sich umson„gehört zu werden. *Er hat seine Stimme verlore*„Selbst die, bey deren Stimmen man mehr an da„Wägen, als an das Zählen denkt, müssen sehr au„ihrer Hut seyn, wenn ihnen dieser Vorzug bleibe„soll: wie viel mehr müssen es also die, *bey dene„man des Mitzählens nur nicht vergisst.*" Weiterhi ist die Frage: Wo man den wachen Sprachgebrauch oder reines Deutsch, am gewöhnlichsten antreffe bey den Skribenten? bey den Rednern? auf de Kanzleyen? oder in guten Gesellschaften, die ma so nennt, ungeachtet sie öfter im Französischen Schu übung halten? Und der Sprachgebrauch antwortet „Bey der sehr kleinen Anzahl von Skribenten, di„Dauer versprechen, lebe ich eigentlich

„Da hab' ich meinen Heerd,
„Und der ist Goldes werth.

„Doch besuche ich auch wohl diesen und jenen Red„ner. Auf den Kanzleyen hat mein Vetter Regens„burger das grosse Wort; und wir beiden stehe„nicht sonderlich zusammen. In Gesellschaften kom„me ich sehr selten."

Wer unsere Sprache nicht ganz obenhin kennt und Hn. *Adelungs* Wörterbuch, das eine begünstigt Mundart in ihrer neueren Gestalt für das eigentlich Hochdeutsch giebt, mehr als durchblättert hat, wir leicht, nach geringen Einschränkungen, in diese Grundsätze, und, obgleich mit Bedauren des unglücklichen Sammlerfleisses, in dieses Urtheil einstimmen Denn welches Deutsch doch verlangt Deutschland in einem Wörterbuche geordnet und erklärt zu sehn? Natürlich den ganzen Umfang seiner gemeinsamen Sprache, worin der gute Schriftsteller, vom leichtesten Tone bis zu dem kühnsten der Poesie, nicht weniger als der Reisende von Erziehung, den Gebildeten aller Landschaften verständlich ist. Natürlich jenes aus den vereinigten Sprachschätzen des Volks allmählich ausgehobene, und nach innerem Gehalt und dem Verdienste der Redenden gewürdigte, überall gangbare *Hochdeutsch*, welches man sonst *reines Deutsch*, in dunkleren Gegenden auch wohl *Lutherisches* mit einem nicht unrichtigen Ausdrucke, zu nennen pflegt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 30 JANUAR, 1804.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Altona, b. Kaven: *Grammatische Gespräche von Klopstock* etc.
(Eingeschlossen ein Urtheil über *Adelungs Wörterbuch.*)
(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Nun aber hat jedes Volk in jedem Zeitraum eine alltägliche und eine feyerliche Sprache: wovon jene die Begriffe und Empfindungen des ruhigen Verkehrs in den gewöhnlichsten Ausdrücken wechselt; diese aus dem engen Bezirk zu höheren Ansichten, zu ungemeineren und wärmeren Gefühlen, mit der Würde und Kraft alter kernhafter Satzungen, sprichwörtlicher Erfahrungsweisheit, und begeisternder Gesänge von Wundern der Vorzeit, das Herz erhebt. Beide Sprachweisen, die prosaische und die poetische, mit ihren vielstufigen, oft in einander sich verlierenden Tonleitern, fand schon Luther in ganz Oberdeutschland oder Hochdeutschland, worunter man alle über der niederdeutschen Meerküste liegenden Landschaften verstand, durch Volkslieder und Mährchen, durch Chroniken, Erbauungsbücher und Bibelübersetzungen, durch starken Besuch der Universitäten, unter den Gebildeten so nahe gestimmt, und so vernehmlich: dass er in diesem, aus verschiedenen Mundarten gewählten und veredelten *Hochdeutsch* seine Bibel samt unzähligen Flugschriften, nicht für seine Provinz Meissen allein, sondern für Deutschland, ausgehen liess. Hr. *Adelung* selbst hat diese ihm ungünstige Wahrheit redlich bekannt (1 Vorr. §. 9 u. §. 22 Anm.): Luther habe eine schon herrschende Sprache der Gelehrten und der feinen Welt zur Verbreitung der Reformation gebraucht, und mit seinem Geiste beseelt. Wie gemeinverständlich musste die herrschende Buchsprache seyn; da die vielfältigen Nachdrücke für die einfältigeren Leser ihrer Gegenden in Luthers Bibel kaum einige Worte zu erklären, in anderen Schriften die Orthographie nach der Landesaussprache, und einige Formen und Redensarten zu verändern, sich begnügten? Adam Petri im Baselschen Nachdrucke des Neuen Testaments von 1523 sagt: „Die wörter, die nitt yederman verston mag, hab ich lassen auff *unser hoch* „*teutsch* auslegen.“ Welche für den Gang der Sprache wichtige Auslegung im Adelungischen Wörterbuche zufällig gebraucht und vernachlässiget ward. Aber *Wendel Rihel*, Buchdruckerherr zu Strasburg, sagt von seinem Nachdrucke der Lutherischen Bibel: „Ich hab mich beflissen, seine besondere Wörter und „Orthographey, so mehr auff *Meissenisch denn unser* „*Hochdeutsch* gebraucht, eigentlich bleiben zu lassen.“ Weil nämlich der Elsasser die *meissenisch-hochdeutschen* Wörter, und die Bezeichnung der fremden Aussprache, sich selbst wohl zu erklären wusste. Denn in *Seb. Helbers*, Notarien zu Freiburg im Breisgaw, Syllabierbüchlein CIↃ IↃ VIIC, wird die gedruckte *Ober-* oder *Hochteutsche* Sprache eingetheilt in die Mitter-Teutsche, die Donawische und die Höchst-Reinische: wovon die erste der *Mittern Teutschen* Aussprach zu Meinz, Speier, Frankfurt, Würzburg, Heidelberg, Nörnberg, Strasburg, *Leipsig*, Erdfurt ff., als eine im Wesentlichen zusammentreffende, umfasst.

Dieses so allgemein gültige *Hochdeutsch* war es also, was Luther, nach der etwas abweichenden meissnischen Aussprache jener Zeit, und mit wenigen Eigenheiten seiner Provinz, redete und schrieb. Durch nichts aber so sehr, als durch seine, mit frommer Begeisterung und ausdaurendem Eifer bis zum Tode geglättete Bibelübersetzung, gab er demselben eine beynahe klassische Vollendung. Mag es doch seyn, dass, wie mancher ihm nicht unedle Ausdruck durch späteren Sprachgebrauch es geworden ist, so auch mancher jetzt edle zu seiner Zeit es weniger war; gleichwohl leuchtet allenthalben in Worten und Wendungen, sogar im Klange und im rhythmischen Fall, die strengste Wahl und die glücklichste Anordnung eines heftigen und zartfühlenden Geistes hervor: eine ursprüngliche Lebendigkeit, welche die sämtlichen späteren Dolmetscher, den von Adelung bewunderten Michaelis mit zuerst, hätte zurückschrecken, oder zu heilsameren Unruhen aufregen sollen.

> Heiliger Luther, bitte für die Armen,
> Denen Geistes Beruf nicht scholl, und die doch
> Nachdolmetschen, dass sie zur Selbsterkenntnis
> Endlich genesen!
>
> *Klopst.* Od. II. S. 113.

Nur wie die Worte Luther in jeder Ausgabe sorgfältiger gewählt, und vom Staube gereiniget, mögen ein paar Beyspiele aus *Götzens Vergleichung der Original-Ausgaben von Luthers Bibel* uns anzeigen. 1 Mos. III, 16. Ausg. 1523: *du sollt dich ducken für deynem man.* A. 1534: *dein wille soll deinem man unterworffen sein.* — IV, 1. A. 1523: *Adam beschlieff sein weib.* A. 1534: — *erkandte.* Eben so IV, 17; 24. 1 Sam. I, 19; und öfter. Auch ward 1 Mos. XXIX, 23, *er beschlieff sie*, in das anständigere, *er lag bey jr*, verändert. (Die Adelungische Vermuthung, dass Luther hier das Lateinische *cognovit*, wie anderswo bald ein lateinisches, bald ein hebräisches Wort, gegen den Sprach-

Sprachgebrauch, buchstäblich übersetzt habe, trifft hier, wie fast allenthalben, vom Ziel. Das züchtige *erkennen* von ehelicher Vertraulichkeit brauchte schon Geiler von Kaisersberg in seiner Postille, IV, 17. *Marie hatt angeschlagen in irem hertzen, keinen man zuerkennen.* Oder wenn man auch diesem Geistlichen einen Latinismus aufbürden will; so sagte der noch ältere Verdeutscher des Boccaz f. 54: *Er also die königin lieplich erkant.* Und f. 77: *Die da einen mann gehept vnd erkant hat.*) Selbst grammatische Feinheiten übersah Luther nicht, wie 1 Mos. VI, 8. A. 1523—34: *Aber Noah fand.* A. 1541: *Noah aber* —. VII, 4. A. 1523: *alles das das wesen hat.* A. 1534: — *was das wesen* —. 2 Mos. V, 14: *die die vögte.* A. 1541: *welche die* —. Richt. XII, 1: *Wir wollen deyn hauss mit dyr verbrennen.* A. 1541: *samt dir.* Für das, zum Gemeinen veraltete, *Gang aus dem Kasten.* 1 M. VIII, 16, hat die A. 1534, *Gehe* —; für *stand auff*, XXI, 18, *stehe auff*; für die niedrigen Formen, *wie heyssu, Bündle, Kindle*, XXXII, 29. XLII, 35. XLIII, 8. wardl, *wie heissestu, Bündlin, Kindlin* (jetzt *lein*), gewählt; so wie auch die veraltenden, *Gottis, soltist, offinbarung, than, tochtere, widder, odder, vertrockt, der allerhöhist, gerechtickeit*, getilgt wurden. — XI, 5: *da steyg der HERRE ernyder.* A. 1534: *da fur der HERR ernieder.* — XII, 10: *eyn tewre zeyt.* A. 1534: *eine tewrunge.* — XIV, 11: *alle Futterung.* A. 1584: *alle speise.* — XV, 2: *meyn haussknecht.* A. 1534: *mein hauskelner.* A. 1341: *mein Hausvogt.* — XVIII, 12: *sol ich noch mit wollust vmbgehen.* A. 1541: *Wollust pflegen.* — XXI, 20: *eyn schütze meyster.* A. 1534: *ein guter schütze.* — XXIII, 8: *ists ewr gemüete.* A. 1534: *gefellet es euch.* XXIV, 18: *vnd trenckt yhn.* A. 1534: *gab jm zu trincken.* — XXIX, 26: *man thut nicht also ynn vnserm land.* A. 1534: *es ist nicht sitte in* — XXXI, 23: *vnd erwisscht yhn.* A. 1534: *ereilet jn.* — XXXIII, 3: *vnd bückt sich.* A. 1534: *neigta sich*; diese Veränderung ist häufig. — XXXVIII, 8: *verheyra* (verheirathe) *dich mit yhr.* A. 1534: *nim sie zur Ehe.* — XL, 19: *deynen kopff erheben.* A. 1541: *dein haupt.* — 2 Mos. XV, 8: *die tieffe plumpte ynn eynander.* A. 1534: *wallet von einander.* — XIX, 16: *donnern vnd blixen.* A. 1541: *blitzen.* — XX, 18: *Blix.* A. 1541: *Blitz.* XXII, 6: *erwisscht.* A. 1534: *ergreifft.* — 5 Mos. V, 17: *Du solt nicht todschlahen.* A. 1534: *nicht tödten.* — Richt. III, 16. 22: *stossdegen, degen.* A. 1534; *schwert.* — 1 Sam. II, 33: *wenn sie zu leutten worden sind.* A. 1534: *wenn sie menner.* — XVIII, 6: *mit fiddeln.* A. 1534: *geygen.* — 2 Sam. XIX, 24: *seynen bart nicht aussgeputzt.* A. 1541: *gereinigt.* — 2 Kön. IX, 37: *wie eyn dreck.* A. 1541: *wie kot.* — Hiob XXXVII, 4: *yhm nach rumpelt der donner.* A. 1541: *dem nachbrüllet* —. Genug, um die unermüdete Sorgfalt des Mannes zu erkennen, der hinter dem Psalter von 1531 auch die vorige Arbeit will bleiben lassen, „um der willen, die „da begehren zu sehen unser Exempel und Fuss„stapfen, wie man mit dolmetschen näher und näher „kommt.“

Von diesem Aufstreben aus dem Gemeinen zum Edleren werfe man einen Blick auf die Göttingische Nachdolmetschung. Luther übersetzt, 1 Mos. XL, 17—19: *Und im obersten Korbe allerley gebackene Speise dem Pharao; und die Vögel assen aus dem Korbe auf meinem Haupt . . Nach dreyen Tagen wird dir Pharao dein Haupt erheben.* Michaelis dagegen: Und in dem obersten war von aller Art solcher Speise, als der Becker für Farao zuzubereiten pflegt: aber die Vögel frassen aus dem Korbe, den ich auf dem Kopfe hatte. . . In drey Tagen wirst du auf Befehl Farao den Kopf verlieren. — Bey Luther verordnet Gott, 2 Mos. XXVI, 1. 7. 14: *Die Wohnung von zehn Teppichen, darüber ein Decke aus Ziegenhaar, über diese eine Decke von röthlichen Widderfellen, und zu oberst eine von Dachsfellen.* Bey Michaelis verlangt sie Jehova in der zierlichen Sprache eines Leipziger Modehändlers: Aus zehn länglichten Tapetenstücken, darüber ein Gezelt aus länglichten Camelot-Stücken von Ziegenhaaren, über dieses eine Decke von Saffian, und noch eine zweyte Decke von — *Meerfräulein-Fellen.* (Wenn das die Landfräulein nur nicht übel nehmen!) — Inwendig bemerkt Luther, XXV, 29. 38. *Schüsseln, Becher, Lichtschnäuzen, und Löschnäpfe.* Michaelis dafür: Flache und tiefe Tassen, Lichtputzen, und Schalen, in welche die Lichtschnupfen gelegt werden. (Zum Duften vielleicht?) — Für das *Einkommen der Scheune*, 4 Mos. XVIII, 30, giebt dieser uns: Frucht von der eigenen Dröschdeele. — Luthers aus dem *Degen* gewordenes *Schwert* wird hier, Richt. III, 16, zum Messer, und 1 Sam. XVII, 50. XXI, 8, wieder zum gemeinen Degen. Saul, heisst es XXXI, 4, im hexametrischen Tonfalle: *Saul entleibte sich selbst mit seinem eigenen Degen.* Die Aufforderung an Abimelech, Richt. IX, 29, *Mehre dein Heer, und ziehe aus*, wie ganz anders lautet sie in der heutigen Kriegssprache: *Nimm mehr Soldaten an! komm heraus!* Auch rühmt sich M. in der Anm. zu 1 Sam. XVII, 7, das Exercierbuch der Hannöverischen Armee bey seiner Uebersetzung genutzt zu haben. — Luthers David, 1 Sam. XVII, 18. 22. 42: *ein Knabe, bräunlicht und schön, bringt dem Hauptmann zehn frische käse, und lässt das Gefäss unter dem Hüter der Gefässe*, oder Geräthe. Der neuere David, ein ganz junger Mensch, von schönem rothen Gesichte, bringt zehn Portionen Milch, die er so lange den Wächtern der Bagage übergiebt, dann läuft er hin, dem Philister den Rest zu geben, und trägt dessen Kopf in der Hand. — Bald darauf XIX, 19, erfuhr Saul, dass David im Hospitio zu Rama wäre, und schickte ein Commando ab, das ihn hohlen sollte. — XXI, 13—15: David bey dem Könige Achisch stellete sich unklug, nahm allerley ungereimte Handlungen vor, zeichnete Kreuze an die Thüren, und liess sich den Geifer in den Bart fliessen. Diess (fügt der Dolmetscher hinzu) hatte seine Wirkung; Achisch sagte zu seinen Bedienten: da habt ihr einen unklugen Menschen gesehen; warum bringt ihr ihn zu mir? Meint ihr, dass ich Mangel an Narren habe, weil ihr ihn sogleich herbringt, vor mir seine Narrenpossen zu treiben? Sollte so einer in mein Schloss kommen? (Luthers edle Uebersetzung vergleiche man selbst.) —

XXV,

XXV, 40—43: David liefs durch einige feiner Bedienten Abigail die Ehe antragen: Sie fäumete auch nicht lange, fondern fetzte fich auf einen Efel, nahm fünf Cammermädchen mit, folgete den Bedienten Davids, und vollzog die Heirath. — 2 Sam. VI, 20: Nach dem Tanze kam Michal ihm entgegen, und fagte: Wie majeftätifch fahe heute der König von Ifrael aus, da er fich vor den Mägden feiner Knechte entblöfste, wie liederliche Frauensperfonen, wenn fie liederlichen Kerls nachlaufen. David gab ihr zur Antwort: Vor Jehova — will ich noch ferner tanzen, und mich noch mehr herunter laffen als diefsmal. — XI, 7: David erkundigte fich bey Uria nach dem Ergehen Joabs, dem Zuftande der Armee, und dem Fortgange und Ausfichten des Krieges, und fagte darauf zu ihm, er könnte nun nach Haufe gehen, und fich völlig feiner Bequemlichkeit bedienen. So wie er aus dem Schlofs des Königes gegangen war, ward ihm Effen von der königlichen Tafel nachgefchickt... David zog ihn zur Tafel, und brachte ihm einen Raufch zu... Joab fchickte einen Courier ab... Urias Frau hörte die Nachricht von feinem Tode, legte Trauer an, da die Trauerzeit vorbey war, liefs der König fie auf das Schlofs holen, heirathete fie, und fie ward von einem Sohn entbunden. — Wenn fo die erzählenden Schriften behandelt wurden; wie mufs es vollends den poetifchen ergangen feyn! An zwey Stellen aus den Pfalmen: XVIII, 3, *Herr, mein Fels, meine Burg;* M. Jehova, meine Zuflucht, mein Bergfchlofs; und CIV, 13, *du feuchteft die Berge von oben her;* M. aus dem obern Stockwerk feines Haufes wäffert er die Berge: wird man feine Luft fchon hinlänglich gebüfst haben.

Gewifs hat eine fo platte, der alten Urkunde fo unwürdige Lotterfprache, fchon vor 30 Jahren in dem Hörfaale des fcherzhaften Gelehrten, dem die akademifche Mufe überfchwengliche Wiffenfchaft, aber wenig Gefühl des Schicklichen und des Schönen, verliehn hatte, theils ein braufendes Gelächter, theils verbiffenen Unwillen erregt. Und — o klagt, Mufen der Gelehrfamkeit und des zarteren Sinns! — diefe, allein zum Verftändniffe der Bibel brauchbare Dolmetfchung, vermochte der angebliche Sammler und Beurtheiler unferes Sprachfchatzes, in einer durch bereuete Unkunde geftempelten Anmerkung *) am Schluffe der erften Vorrede vor feinem hochdeutfchen Wörterbuche, weit über Luthers angeekelte Meifterarbeit hinauf zu fetzen: deren alterthümliche Würde und gediegene Kraft, ohne Schlacken des täglichen Gebrauchs, er mit dem ungeläuterten Gefchmack jener Zeit, da noch die rauhe oberdeutfche Mundart, wie er fie nennt, bey Gelehrten und Weltmännern obwaltete, und die feine oberfächfifche (fein eigenmächtig betiteltes Hochdeutfch!) erft aufkeimte, zu entfchuldigen fich vergafs. „Des Hn. *Michaelis* Ueber„fetzung, urtheilet er, hat auch in Anfehung der Reinigkeit der Sprache einen grofsen Vorzug (näm„lich vor der Lutherifchen), *und man kann fie, einige* „*Kleinigkeiten ausgenommen, ficher den correcteften* „*Schriften, die wir nur haben, an die Seite fetzen.*“ Rein ift fie allerdings — von aller Veredlung, und correct — durch gleich gehaltenen Ton des Niedrigen: wie einft Voltaire einer zur Kritik eingereichten Tragödie, durch Aenderung weniger ins Edle fallenden Verfe, Correctheit gab.

Die aus dem alten Hochdeutfch, wie *Geiler von Kaifersberg, Seb. Brand, Joh. Pauli, Melch. Pfintzing* es geredet, von unferem *Luther* neugefchaffene, und weniger durch Umformung zum meifsnifchen Dialekt, als durch Ausbildung und geiftreichen Gebrauch der innerften Anlagen, geläuterte Buchfprache, ward mit der Reformation durch Bibeln, Volksbücher und Predigten, auch häufig nach der damaligen meifsnifchen Ausfprache, in Ober- und Niederdeutfchland verbreitet. Ein fehr erneuetes, zwar durch Befonderheiten der Provinzen etwas unterfchiedenes, aber im Grunde *Lutherifches*, aus Luthers, überall mit Begierde gelefener, faft claffifcher Ueberfetzung verfeinertes Hochdeutfch finden wir feitdem bey den befferen Schriftftellern, *Agricola, Mathefius, Burc. Waldis, Königshoffen, Ge. Rollenhagen, Lehmann;* indefs andere, wie *Seb. Frank* und *Hans Sachs*, gegen die Neuerung fich fträubten. Selbft beliebte Werke wurden, der veralteten Sprache und Rauhigkeit wegen, zuletzt anftöfsig, und fchienen für den jetzigen Gefchmack einer Umarbeitung zu bedürfen. *Seb. Brands Narrenfchiff*, welches im Jahr 1494 von Bafel und Strafsburg ausgegangen, und mehrmals verändert nach fremden Mundarten und Zwecken erfchienen war, gab *Königshoffen* im Jahr 1574 zu Bafel, mit Geilers überfetzter Auslegung, „inn das recht Hoch Teutfch ge„bracht.“ Von *Pfintzings Theuerdank* aber, einem im Anfange der Reformation 1517 gefchriebenen und 1519 zu Augfpurg gedruckten Rittergedichte, liefs *Burcard Waldis* fchon im Jahr 1553 zu Frankfurt einen verbefferten Abdruck zu beforgen, nach einiger Weigerung, fich erbitten. „Ich habe mich endtlich, „fagt er, folcher müfie vnderftanden, doch im alten „Exemplar alles ftehen laffen, was je hat mögen „ftehn bleiben. Wiewol die alten Reimen etwas „fchwerlich daher gehn, das mufs man aber der Zeit „nachgeben vnd zu gute halten. Dann die Teutfche „fprach (wie allen bewuft) fich in dreifig Jaren gar „ftadtlich vnnd wol gebeffert.“ Zur Probe der Sprach-

*) Hier und vorher §. 10 behauptete Hr. A. dreift: 1) Luther fey bey den erften Ausgaben feiner Bibel älteren oberdeutfchen Ueberfetzungen gefolgt; 2) L. habe, weil vermuthlich die oberfächfifche Mundart immer mehr Anfehen gewann, in den folgenden Ausgaben die Schreibart ein wenig mehr nach diefer gebildet; 3) L. habe, als geborener Niederfachfe, auch wohl niederfächfifche Wörter und Wortfügungen mit einfliefsen laffen. Von diefen Behauptungen, die eine feltfame Unbekanntfchaft mit Luthers Heimath und den Originalausgaben feiner Bibel vorausfetzen, nahm Hr. A. in der Vorrede des 3 Bandes, durch Kenner belehrt, die erfte und die dritte als irrige *Vermuthungen* zurück; ohne gleichwohl zu geftehn, dafs nun auch der mittelfte Satz, und das ganze Vorgeben, wie durch Luther die meifsnifche Mundart zur herrfchenden Buchfprache Deutfchlands geworden fey, etwas vorfichtiger hätte beftimmt werden follen.

Sprachänderungen, mit Ausſchluſs derer, die das Gedicht und den Vers angehn, wollen wir die erſten 24 Blätter des Originals vergleichen: *Alt geſchicht vnd tewrlich getatten,* Wald. *alte g. u. tewre thaten.* — *Dem Tewrlichiſten Eltiſten vnd namhafftigiſten geſchlecht.* W. *tewriſten Eltiſtm namhafftigſten.* — *Der Künig ward von ſeinen Räten angeſtrengt* (gedrängt). W. *Der Künig . . . angelangt.* — *Gen dem niedergang der Sunnen.* W. *gegen N. der Sonnen.* — *Eylunds.* W. *eilends.* — *Möcht ſy mir zuweib werden.* W. *möchts mir zu theyle werden.* — *In der gehorſam ſy ju patten.* W. *Ihn vnderthenigklichen baten.* Beides Aenderungen geſteigerter Höflichkeit. — *Der ſy ſchirmet vnd entſchüttet* (ſchützet) *vnd vor allem gewalt errettet.* W. *Der ſie beſchirmet vnd regiert, Sein landt vnd leut wol gubernieret.* — *Das wellet gnad herr verkhomen* (verhüten). W. *Das wölt gnädiger Herr verkommen.* — *Oeffen* (offenbaren). W. *öffnen.* — *Als nun hertrang der tag.* W. *erſchin.* — *Seind.* W. *ſind.* — *Lauter vnnd frey.* W. *allein vnd frei.* — *So Er ſeiner Tochter zu Man erwölt hat.* — W. *zum Gemahel erwehlt hatt.* Dieſen höflicheren Ausdruck wählt er durchgängig. — *Ordenen; federen.* W. *ordnen; federn.* — *Iſt verſcheiden.* W. *verſchieden.* — *Gert ich.* W. *wünſcht ich.* — *Nach Ewerem gebot.* W. *nach ewrm gnedigen gbot.* Rauher, aber höflicher. — *Vordren.* W. *fordern.* — *Was.* W. *war* und *ward.* — *Den Brieff antwörten.* — W. *vberantworten.* — *Zeug.* W. *ziehe.* — *Der Bot.* W. *der Gſandt.* Höflicher. — *Gnediger herr.* W. *Durchleuchtigr gnediger herr.* — *Die Künigin des vernam.* W. *das.* — *Das manlich gemüt, Das in dem alten Künig wüt* (ſtürmt.) W. *blüt.* — *So wirdeſt du groſs glückh walten* (wirken.) W. *So wird alls glück vnd heyl dein walten* (über dich walten). — *Wer hat dich newr ſo weys gemacht.* W. *nur* (doch.) — *Abenthewr, ſy ſein wild oder ghewr* (zahm). W. *wild noch vngeheur.* — *Wer geferlich ding fecht an.* W. *faht an.*

Gleichwohl ward Luthers „ſtattlich und wohl verbeſſertes Teutſch" das ſechzehnte Jahrhundert hindurch mehr genutzt und verbreitet, als weiter geführt; bis ihm *Opizens* Geiſt, mit Athens und Roms Muſtern vertraut, theils durch weit feinere Anwendung des Ueberlieferten, theils durch lebendigen Zufluſs aus vernachläſſigten Quellen des Altdeutſchen, jenen ſiegreichen Schwung gab, der, wenn nicht die Barbarey des dreyſsigjährigen Religionskrieges ihn geſchwächt hätte, Annäherung zu griechiſcher Vollkommenheit verſprach. Ihm und ſeinen Nachfolgern gebührt vorzüglicher Antheil an Schottels Lob in der gröſseren Sprachlehre S. 49: „Luther hat alle Lieblichkeit, Zier, Ungeſtüm und „bewegenden Donner in die Teutſche Sprache ge„pflantzet, die rauhe Bürde in vielen jhr abgenom„men, und den Teutſchen gezeiget, was jhre Spra„che, wenn ſie wolten, vermögen könte; iſt auch zu „ſpüren, wie von der Zeit allerwegen die Teutſche „Sprache zugenommen, ausgeſchliffen und bereichet „worden ſey." Auch im 17 Jahrhundert ward *Hochdeutſch* allgemein die Sprache des höhern Deutſchlands mit ihren verſchiedenen Mundarten, wie *Niederdeutſch* die Küſtenſprache von Flandern bis Liefland, ſamt der holländiſchen Mundart, genannt; in engerem Sinn aber bedeutete *gutes* und *reines Hochdeutſch* die aus allen hochdeutſchen Mundarten zu gemeinſamer Verſtändigung ausgeſonderte Buchſprache. Des Heinſius niederländiſche Gedichte nennt Opiz II. S. 45 *Deutſch*, und ermahnt ſich zu dem Verſuch, durch *Hochdeutſch* Ehre zu erlangen. „Wir „ſollen, ſagt er in der Proſodie S. 29, uns befleiſſen, „deme, was wir *Hochdeutſch* nennen, beſten Vermö„gens nachzukommen, und nicht derer Oerter Spra„che, wo falſch geredet wird, in unſere Schriften ver„miſchen." Und in *Tſchernings* deutſcher Schreib- und Sprachkunſt, die S. 39 das *reine und zierliche Hochdeutſch* der Staatsſchriften und Luthers empfiehlt, ermahnt Opiz einen Freund in Straſsburg: daſs, wie er ſelbſt den ſchleſiſchen Dialekt nicht brauche, ſich jener des elſaſſiſchen enthalten müſſe. *Eſt quoddam quaſi Atticum apud Graecos genus, quod* L u t h e r a n u m *vocitare per me potes: hoc niſi ſequaris, erres neceſſe eſt.* (D. i. Es giebt, wie etwa das Attiſche bey den Griechen, eine gewiſſe Schreibart, die man immerhin die *Lutheriſche* nennen mag: wenn du dieſer nicht folgſt, ſo verirrſt du nothwendig.) Opiz vermied darum keinesweges, von ſchleſiſchen Eigenthümlichkeiten, was anderen Landſchaften nur ungewöhnlicher, nicht fremd, lautete, der Sprache zur Bereicherung mit Erfolg und ohne Erfolg einzumiſchen. Dennoch rühmt der Meiſsner *Fleming* S. 150:

die ſchönen Pierinnen,
Die nun durch Opizen auch hochdeutſch reden können;

und S. 201 die Poeſie:

die Schleſiens Smaragd
Zu allererſten hat in Hochdeutſch aufgebracht.

Auch hat dieſer ſinnreiche Meiſsner im Ganzen daſſelbige von Opiz gebildete Deutſch, nicht ohne ſchleſiſche Abweichungen vom herrſchenden Gebrauch, wie *die Bach*, *die Veilge*, *der Gift*, *das reichſeyn*, für Reichthum, *die Muſic* trochäiſch, *können* auf *innen*, *kömmt* auf *nimmt* gereimt; und wo ihm etwas ſeiner Mundart eigenes entfuhr, wie *das helle Quell*, *ein grüner Thal*, *der Fluſs weiſs ſeinen Ufer nicht*; ſo ward der Meiſsniſche Idiotismus bey ihm und Opiz, welchem Tſcherning S. 43 einiges ausſtellt, nicht weniger als der Schleſiſche, oder was vielleicht dem Preuſsen *Simon Dach*, dem Holſteiner *Joh. Riſt*, dem Schwaben *Freinsheim*, eigenes aus der Heimath anhaftete, von der deutſchen Geſamtſprache verſchmäht. Das Sprachwidrige, dem gemeinen Gebrauch fremdartige der Mundart verunglückte dem Meiſsner eben ſo ſehr, als dem Dithmarſcher *Rachel*; wie gutmüthig auch dieſer in der Vorrede um Gnade bat: „Sollte ein Ditmarſcher mit un„terlauffen, bitte ich dienſtfreundlich, man wolle „den guten Kerl als einen redlichen Landsmann „paſſirn laſſen; bin ſolches jederzeit zu verſchulden „willig und erbietig."

(*Die Fortſetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 JANUAR, 1804.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Kaven: *Grammatische Gespräche von Klopstock.* etc.

(Eingeschlossen ein Urtheil über *Adelungs Wörterbuch.*)

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nachdem aber *Opiz* das Gefühl für reines und zierliches Deutsch verstärkt, und mit seinem Ruhme durch Deutschland verbreitet hatte; fingen einige Obersachsen an, Luthers Verdienst um die hochdeutsche Sprache als Verdienst seiner Heimat zu misskennen, und die meissnische Mundart für eine Norm der Ausrede nicht nur, sondern allmählich der Sprache selbst, anzurühmen. Sie hatten ja Zöglinge ihrer Akademieen, das reine Wort Gottes in reinem Hochdeutsch zu predigen, durch alle Provinzen Deutschlands gesendet; sie dünkten sich, wie den Glauben, so die Sprache, in Reinigkeit zu erhalten, als Luthers Angehörige berechtiget; und beide wohlmeinenden Ansprüche wurden bis in unsere Zeiten fortgesetzt. Ihrer Vaterlandsliebe kam der Doppelsinn des Wortes *Mundart* zu Hülfe. Ward es eigentlich für Ausrede der Provinz gebraucht; so konnte man gern, wenigstens in Niedersachsen, wo das Hochdeutsch erst gelallt wurde, dem gebildeten Meisner eine feinere Mundart zugestehen; nicht aber in dem erweiterten Sinne, da es einen abgeschlossenen Umfang von Ausdrücken und Wortformen der Provinz, einen besonderen Dialect, andeuten sollte. Dem kaum verstorbenen *Opiz* rückt der Leipziger *Hanmann*, der Erläuterer seiner Prosodie, S. 168—169 Reime der schlesischen Aussprache vor, und läst *hochdeutsche* Rederfahrne urtheilen, ob wohl diese der meissnischen vorzuziehen sey. Er meldet (S. 138) den Rath eines Theologen, auf der Kanzel sich der reinen meissnischen Mundart zu befleissigen, und das Vorgeben vieler, dass man zu Leipzig und Halle rein Hochdeutsch spreche: wo indess (S. 170) auch viel falsches vorkomme, z. E. *ooch*, *Reenlichkeit* (also auch *reen Hochteitsch*), und mehr dergleichen; wesshalb doch wohl besser, meinet er, nach der gemeinsamen Sprache, als nach besonderen Redarten, geschrieben und gereimt werde. Wiederum empfiehlt er (S. 139) den Gebrauch guter *meissnischer Wörter* und *Arten im Reden*, nur dass sie jetziger Zeit üblich, und bey verständigen und vornehmen Leuten im Schwange seyn. Ein gleichzeitiger Meissner, der bekannte *Filip von Zesen*, im deutschen Helikon I. S. 49, entschuldiget Opizens Reime: „Ist der Poet in Meissen, so braucht er die Meissnische, ist er in der Schlesie, so braucht er die Schlesische Mundart; doch geht die Meissnische, *welche „die rechte Hochdeutsche,* allen andern vor, und wird „in andern Landen ohne bedenken gebraucht, welchs „andere nicht thun." Auch im Rosenmand behauptet er S. 12. 203, das von Luther gereinigte *Hochdeutsch*, welches über hundert Jahr unverrückt in seiner Anmuthigkeit geblieben sey, werde in Obersachsen und Meissen, besonders von dem vornehmen Frauenzimmer zu Leipzig, am zierlichsten geredet. Wobey er uns aber nicht vorenthält: dass dem Meissner *Getön* wie *Getehn*, *Gäste* wie *Göste*, *Räuber* wie *Reiber* laute (Hel. I, 40—42); dass er gemeiniglich *Jot* für *Gott* und *juht* für *gut* spreche (Ros. S. 94); dass *Schlag* mit *erschrak*, *Flug* mit *Schmuck*, *Berg* mit *Werk*, *säe* mit *Höhe*, *Mars* mit *harsch*, des gleichen Lauts wegen reime (s. die Reimanzeiger); und dass nur die Verwechselung der weichen *b* und *d* mit den harten *p* und *t* (die dem Obersachsen so leicht entschlüpft), z. B. der Reim *weidet* und *leitet*, als falsch müsse gemieden werden.

So flatterhafte Anmassungen des werthlosen *Enoch Hanmann* und des eitel beschäftigten *Filip von Zesen* waren es, wodurch selbst *Aug. Buchner*, ein Dresdener, zum Empfehlen „guter Meissnischer, und „itziger Zeit gebräuchlicher Wörter und Arten im „Reden" (Anleit. z. Deutsch. Poeterey 1665 S. 42) sich verleiten liess. Sie verdienten es wohl, von Schriftstellern, die auf fortgesetzten Anbau der Lutherisch-Opizischen Nationalsprache, nicht irgend einer Mundart, ihren Ruhm gründeten, mit Unwillen und Spott abgefertiget zu werden. *Tscherning* fragt in der Sprachkunde S. 77: „Wer wil mir sagen, wo die „rechte Ausrede, oder die reine Hochdeutsche Spra„che vollkommen zu finden sey?" und lacht jenes über Opiz urtheilenden „Frühklüglinges," der, nach einem lateinischen Epigramm des schlesischen Liederdichters *Joh. Heermann*, dem todten Löwen als Hase den Bart zupfe. Noch kräftiger, gegen die *Zesischen* Träume über Aussprache und Rechtschreibung, erklärt sich *Schottel* in der grösseren Sprachlehre S. 158: „Es ist fast lächerlich, dass ein und ander, son„derlich aus *Meissen*, jhnen einbilden dürfen, der „*Hochteutschen Sprache*, jhrer Mundart halber, Rich„ter und Schlichter zu seyn, ja so gar sich erkühnen, „nach jhrem Hörinstrument, und wie sie nach be„liebter Einbildung jhre Ausrede dehnen, schlenken, „schöbelen und kneiffen, die *Hochteutsche Sprache* „auch in jhrer natürlichen unstreitigen Grundrichtig„keit

„keit zuenderen: wodurch das rechte höchstlöbliche „Sprachwesen, so viel die Ausrede, Bildung und Recht- „schreibung betrift, auf ein lauter ungewisses und „Triebsand wolte gesetzet werden. Die *rechte Meissni- „sche Ausrede*, wie sie zu Leipzig, Merseburg, Witten- „berg, Dresden üblich, ist lieblich und wollautend, „und hat in vielen Wörteren das *Hochteutsche* sich wol „darauf gezogen.... Man weiss aber nunmehr, wie „das Teutsche zu sprechen und recht zu schreiben, „und bedarf des sich immer hervormengenden neuer- „lichen Ungrundes nicht." Und da er S. 152 gelehrt, dass die Sprache der Deutschen in *Hochdeutsch* und *Niederdeutsch* (vormals in *Fränkisch* und *Sächsisch*) getheilt werde, wovon jedes seine Mundarten, das *Hochdeutsch* nämlich die Meissnische, Hessische, Schwäbische, Schlesische u. s. w., unter sich habe; so erklärt er S. 174, was *Hochdeutsch* in engerer Bedeutung als Buchsprache sey: „Die *Hochteutsche* Sprache, „davon wir handelen, ist nicht ein *Dialectus* eigent- „lich, sondern *Lingua ipsa Germanica, sicut viri docti, „sapientes et periti eam tandem receperunt et usurpant. „Omnibus dialectis vitiosi aliquid inest, quod locum re- „gulae in lingua ipsa habere nequit.*" (Sie ist, sagt er, keine Mundart einer Provinz, sondern die Sprache Deutschlands, wie gelehrte, weise und erfahrene Männer sie endlich aufnahmen und brauchen; in allen Dialecten ist etwas fehlerhaftes, welches der Sprache selbst nicht zur Regel dienen kann.)

Mit gleichen Gesinnungen, die meissnische Mundart weder verachtend noch überschätzend, strebten die besseren des Jahrhunderts, meist Schlesier, Luthern und Opizen nach, die hochdeutsche Sprache aus sich selbst, durch Oeffnung ihrer gemeinsamen Quellen, zu bereichern und vom Schlamme der Vernachlässigung zu läutern. Ueber *Lohensteins* sprachgelehrtes Werk *Arminius und Thusnelda*, welches 1690 erschien, urtheilt der Herausgeber, der von Gottsched sehr geachtete *Benj. Neukirch* (Anmerk. S. 8): es sey *rein Hochdeutsch*, und weder mit fremden Wörtern ohne Noth, noch mit neugemachten deutschen vermenget; ein und andere Redensarten, die vielleicht in Schlesien gebräuchlicher als in Meissen seyn, müsse man wie die Patavinität des Livius betrachten. Einstimmig hiermit urtheilten im Anfange des 18 Jahrhunderts die Sprachforscher *Bödiker* und *Frisch*. Jener, der in den *Grundsätzen der Teutschen Sprache* II, 76, zur Verhütung des Doppelsinns, dem *Niederdeutschen* das *Oberdeutsch* mit seinen Mundarten Meissnisch, Schlesisch, Oesterreichisch ff., entgegenstellt, nennt *Hochdeutsch* die aus den oberdeutschen Mundarten gewählte Schriftsprache. „Die *Hochteutsche* Spra- „che, sagt er, ist keine Mundart eines einigen Volks „oder einer Nation der Teutschen, sondern aus allen „durch Fleis der Gelehrten zu solcher Zierde erwach- „sen, und in ganz Teutschland im Schreiben der Ge- „lehrten wie auch im Reden vieler vornehmer Leu- „te üblich." Er fügt hinzu, man dürfe in diesen ausgehobenen, überall gültigen Schatz der gemeinschaftlichen Muttersprache noch jetzo aus den Mundarten, sowohl der Niedersächsischen als der Oberländischen, vollwichtige Worte von nicht unkenntlichem Gepräge getrost aufnehmen: *in medium quaerere*, nach dem Virgilischen Ausdrucke. *Frisch* hat in seinen Zusätzen hierbey nichts zu erinnern, und in dem Wörterbuche folgt er der selbigen Eintheilung: In Deutschland werde *Oberdeutsch* geredet und *Niederdeutsch*; das geschriebene reinere *Oberdeutsch* aber, unvermischt mit Ausdrücken, die nur in besonderen Mundarten sich erhalten, werde *Hochdeutsch* genannt. Und, dessen Stimme für alle gilt, der tiefforschende *Leibniz*, er selbst ein Obersachse und ein Leipziger von Geburt, aber deutsch von Herzen und wahrhaft: dieser, in den *Gedanken wegen Verbesserung der Teutschen Sprache*, unterscheidet §. 32 das *Hochdeutsch*, welches im Schreiben herrscht, nicht nur vom Plattdeutschen, sondern von der *Obersächsischen*, Fränkischen und anderen Mundarten; und rügt §. 84 einige Provinzworte der *Meissner*, deren die Schriftsprache sich enthalten müsse.

Weniger, als der eingeborene Leibniz, vermochte der meissnische Ansiedler *Gottsched*, ein auf der Ostsee geborener Preusse, der täuschenden Vorliebe für Leipzig, die Pflegerin seines Ruhms, zu widerstehn. Seine deutsche Sprachkunst läst in der Einleitung jene verrufenen Ansprüche zuerst nur verschleiert mit einer fast ungottschedischen Blödigkeit auftreten. Die hochdeutsche Sprache, heisst es, habe ausser den verschiedenen, an eigenem Schiboleth kenntlichen Mundarten oder Dialecten, wozu die meissnische gehöre, noch eine eklektische oder auserlesene Art zu reden, die in keiner Provinz völlig einheimisch sey: nämlich die Mundart der Gelehrten, die er auch *Mundart der Höfe* zu nennen wünscht, das wahre kernhafte Hochdeutsch. In Ländern nun, wo mehrere Höfe seyn, enthalte diesen Kern von gelehrter Hofmundart, oder höfischer Gelehrtenmundart, der *grösste Hof in der Mitte*, auch wohl eine *benachbarte Stadt*, nicht zu weit von der Residenz. Weil aber den rechten Punkt in der Mitte nicht jeder herauszirkeln möchte; so giebt die Sprachkunst bey der orthographischen Regel, nach guter Aussprache zu schreiben, eine etwas umständlichere Nachweisung. Zwar hat sie im Vorigen die Aussprache *Been, Freide, globen, kehen, jut* und *kut, schprechen, Schklave, Vegel*, und die Verwechselung des *b* und *d* mit *p* und *t*, mitunter für meissnisch, aber nicht für sonderlich gut, erklärt. Dennoch werden wir jetzt, die beste Aussprache (und, was unter dem Worte Mundart mit durchschleicht, den richtigsten Sprachgebrauch) dort zu suchen ermahnt, wo von einer Menge gelehrter und beredter Schriftsteller eine Menge wohlgeschriebener Bücher, wo eine Anzahl hoher und niedriger Schulen, wo die feine Lebensart (jene vom Mittelhofe verbreitete Höflichkeit!) und der angenehme Umgang des Landes so vieles zur Ausputzung der Mundart beytragen; zumal, wenn sie noch durch fleissige Sprachlehrer und Kunstrichter geläutert werde. Was in Griechenland Athen, in Frankreich Paris, in Italien Florenz sey, dafür werde in Deutschland — man wisse schon, welche Pro-

Provinz, und welche Stadt vorzüglich, — anerkannt: die Wiege der Reformation, der Hauptsitz akademischer Gelehrsamkeit und emsiger Druckereyen, der Markt des neueren Buchhandels, die fruchtreichste Niederlage der fruchtbringenden Gesellschaft. Nun trifft jeder unfehlbar in Deutschlands Mitte das artige Obersachsen mit seinem einst so prächtigen Königshofe, in Obersachsen die berühmten Akademieen, unter den Akademieen die älteste, gelehrteste, höflichste, das schöne, von Buchmachern, Buchdruckern, Buchhändlern, und der besuchtesten Büchermesse wimmelnde Leipzig, und unter Leipzigs Gelehrten den sprachkundigen und hofmachenden Gottsched mit seinen Zöglingen, Schwabe, Schönaich und anderen berühmten Namen. Doch ist Gottsched noch bescheiden genug, zu gestehen, dass selbst das grosse, volkreiche und gelehrte Leipzig, ja selbst das gesamte Obersachsen, nicht die ganze Sprache im Munde führe; man müsse zu der Mundart des meissnischen Umganges auch entlegene, aus der Uebung gekommene Ausdrücke von Wissenschaften, Künsten und Gewerben, theils aus den Mundarten anderer Provinzen, theils aus Büchern, sogar sehr alten, hinzufügen.

Gottsched wollte den gesamten Sprachschatz, nicht bloss die Scheidemünze des täglichen Verkehrs, die jetzo unter den Meissnern umlaufen mag, in einem *deutschen grammatischen Wörterbuche* nach dem Alfabet aufstellen. Als ihn am Ende des Jahrs 1766 der Tod abrief, übertrug sein Verleger Breitkopf die Ausarbeitung eines so nützlichen Werkes dem Hn. *Adelung*, der sich als unverdrossenen Sammler, obgleich nicht eben als Sprachforscher von Geist und Erfahrung, gezeigt hatte. In den sechs Jahren, die der fleissige Mann bis zum Drucke des ersten Bandes sich nahm, und noch mit Nebengeschäften einschränkte, leistete er in der That alles, was möglich war, weit mehr, als Gottscheds ärmliche Probe erwarten liess. Dieses Mehr war desto verdienstlicher, da Hr. *A.* nicht, wie Gottsched, ein Wörterbuch der *deutschen Sprache*, sondern allein der *meissnischen Mundart*, so weit sie jetzo im Verkehr der Gebildeten üblich sey, oder ein *Idiotikon des galanten Obersachsens*, auszuarbeiten unternahm. Er gab eine beträchtlich reichere Sammlung von Wörtern und Redensarten der neumeissnischen Umgangssprache, und darüber noch eine ganz ehrenwerthe Zugabe von ungewöhnlicheren oder gar abgekommenen, die nur in anderen Provinzen und in der höheren Schriftsprache noch blühn. Wir sollten den heutigen Weltton der Meissner in allen seinen anmuthigen Schwingungen vernehmen, und dabey, wenigstens zur Vergleichung, etwas von den Lauten der guten Altväter, oder wie man sie *haussen* noch jetzt anstimmt. Wer irgend einmal Verbindung mit dem feineren Zirkel in Sachsen zu bekommen wünschte, der konnte sich hier den feineren Zirkel der Sachsensprache bekannt machen, um mit Anstand ein Gespräch zu führen, einen zierlichen Brief zu stellen, oder auch wohl einen witzigen Aufsatz, ein leichtes Gedicht, für die Damen zu verfertigen. Des bequemeren Nachschlagens wegen, wurden die Wörter, so wie Gottsched es gewollt hatte, nach dem Alfabete geordnet, oder gereiht, ohne Rücksicht auf ihre Familienverhältnisse; die beweisenden Beyspiele aber für die Idiotismen, wenn sie nicht zufellig bey einem meissnischen Schriftsteller von gefälligem Tone sich darboten, liess Hr. *A.* weg, oder wählte sie selbst auf Glauben aus der modischen Sprache der Artigkeit. Allerdings mag wohl eine Mundart am besten aus dem Munde gerafft werden. Ob auch die Anhäufung ähnlicher Mundbeyspiele, und die Unfeinheit mancher, ob auch das tiefsinnige Haarspalten der gleichwohl unentwickelten Bedeutungen, auch das mühselige Wurzelgraben ohne gehörige Einweihung, und der weitschweifige Vortrag, wodurch ein Stoff von etwa zwey Quartbänden über vier anschwoll, dem bescheidenen Zwecke eines Mundwörterbuchs gemäss scheine, wollen wir nicht untersuchen.

Wichtiger ist die Frage: Wie kam Hr. *A.* dazu, die *neumeissnische Mundart* für die *hochdeutsche Sprache* selbst auszugeben? Alle seine verständigen Vorgänger, bis auf den scharfsinnigen *Fulda* herab, erkennen zwey deutsche Hauptsprachen, die niederdeutsche und die hochdeutsche, jede in ihre Dialecte getheilt; und unter den hochdeutschen Dialecten den meissnischen, der unsere alte gemeinsame Buchsprache durch Luther, wie der schlesische durch Opiz, ihrer jetzigen Ausbildung entgegen führte. Selbst der namlose *Hanmann* und der übelbenamte *Filip von Zesen* wollten den Meissnern nur die beste Aussprache und die unverrückte Fortdauer des von Luther gereinigten Hochdeutsch zueignen. Selbst noch der schwindelnde *Gottsched* behauptete eine eklektische, keiner Provinz angehörige Gelehrtensprache, die aber, wie der artige Preusse seinen meissnischen Wirthen vorschwatzte, am kursächsischen Hofe und in dem höflichen Leipzig sich des zierlichsten Lautes, und, durch meissnische Schriftsteller und Sprachlehrer, des richtigsten Gebrauchs rühmen könnte. Hr. *Adelung* zuerst, von Geburt ein ehrlicher Pommer, nahm den unbegreiflichen Schwung der Dankbarkeit für die leutselige Aufnahme in Leipzig, den meissnischen Dialect der hochdeutschen Sprache, und zwar den neueren, der jetzt in Gesellschaft von hübschen Leuten gesprochen wird, ausschliessend die *hochdeutsche Mundart* zu betiteln, und die übrigen Dialecte, mit Inbegriff des altmeissnischen, wie ihn Luther gekannt, als *Oberdeutsch*, auch zwischendurch als *Undeutsch*, zu verrufen.

Hn. *Adelungs* Erklärung (1 Vorr. §. 4): „*Hochdeutsch* im engern und gewöhnlichsten Verstande ist „die *meissnische* oder *obersächsische Mundart*, so fern „sie seit der Reformation die *Hofsprache der Gelehrsamkeit* geworden ist, und durch die Schriftsteller „aller Mundarten theils viele Erweiterungen, theils „aber auch manche Einschränkung erfahren hat:" scheint zwar *Luthers Hochdeutsch* als Grund der Schriftsprache, und die Einflüsse anderer Dialecte, durch *Opiz*, *Lohenstein* und die Nachfolger, als wesentliche Fort-

Fortbildungen zu betrachten; in der That aber ist es ein leeres Compliment aus der besagten Hofsprache. Denn unter §. 22 beklagt Hr. *A.* die Unwissenheit, *Luthers* Bibel noch immer für *rein Hochdeutsch* zu halten: da ja *Luther*, ein geborener Niedersachse, oberdeutsche Uebersetzungen nur verbessert habe (zwey widerrufene Irrthümer!), so sey in den ersten Ausgaben die Schreibart *noch völlig Oberdeutsch*, in den späteren *ein wenig mehr* nach dem *Obersächsischen* gebildet, auch wohl mit etwas *Niedersächsischem* vermischt; wesshalb die Beyspiele aus *Luthers* Bibel, die an Reinigkeit der Sprache weit hinter der correcten Uebersetzung von *Michaelis* stehe, keineswegs für beweisende Beyspiele gelten sollen. Da haben wirs: Noch völlig Oberdeutsch, später *ein wenig* mehr zum Obersächsischen gebildet, oder verhochdeutscht! Noch ganz der rohe oberdeutsche Klofs, der aber schon vorn, in kaum noch merklicher Löwengestalt, zu scharren und zu gähnen anfängt, um sich allmählich zu einem *züngelnden* Schildhalter des Leipziger Stadtwapens auszubilden! „Auch *Opiz* und *Lohenstein*," heisst es §. 16, „können als *Oberdeutsche* in der *hoch-„deutschen Mundart* nur auf eine entfernte Art zu Zeu-„gen dienen, ausser wo beide Mundarten überein-„kommen." Das heisst, wo man ihres Zeugnisses nicht bedarf. Und §. 18 kommt es rund und unumwunden heraus: „Eigentlich ist dieses Wörterbuch „nur solchen *hochdeutschen* (d. i. meissnischen) Wör-„tern gewidmet, welche *noch jetzt gangbar* sind." (Daher §. 15 seine hochdeutsche Mundart zur Abwechselung auch die *Mundart des täglichen Umganges* heissen muss.) „Aelterer Schriften wegen, fährt er „fort, habe ich auch *veraltete* (Lutherische) und *pro-„vinzielle* (unmeissnische) Wörter, Bedeutungen und „Wortfügungen mit aufgeführet, sollte es auch nur „geschehen seyn, um den unkundigen und auslän-„dischen Leser zu warnen: z. B. von *Luther*, *Opiz*, „*Logau*, *Flemming* und anderen schlesischen Dich-„tern."

Wenn also noch *Fleming* (so schrieb er sich!), der ein Meisner war, und wahrscheinlich auch sein jüngerer Zeitgenoss *Filip von Zesen* der Meisner, eben so wenig, als hundert Jahr früher der Meisner *Luther*, ein meissnisches Hochdeutsch nach Hn. *A.* Sinne schrieben; seit wann denn, und wodurch eigentlich, kam Meissen zu der Ehre, dass seine Mundart für das beste Hochdeutsch, ja einzig und allein für Hochdeutsch, geschätzt werden soll? Hr. *A.* antwortet in dem Wörterbuche unter *Hochdeutsch*, diese Bedeutung des Wortes sey vornehmlich *in Obersachsen* üblich, sey aber auch schon von *Bödiker* gebraucht worden. Die einsichtsvollen und bescheidenen Obersachsen, hoffen wir, werden an dem wunderlichen Sprachgebrauche, den ihr Gast ihnen aufbürdet, nicht schuldiger seyn, als der gründliche Sprachkenner *Bödiker*, dessen *gradezu widersprechendes Urtheil* Hr. *Adelung*, weil er einer muthwilligen Verfälschung unfähig ist, ohne Zweifel nicht gelesen hat. Auch bey der neuen Auflage nicht gelesen hat! Denn noch hier wird unter *Hochdeutsch* für diese seltsame Bedeutung das falsche Zeugniss von *Bödiker* angeführt; das andere (gewiss eben so falsche) von den *Obersachsen* ward, samt der Berufung auf Luthers Reformation, die Adelungs Hochdeutsch nichts angeht, gestrichen. Für die jetzt untergeschobene, geschärftere Erklärung also: „*Hoch-„deutsch* im engeren Sinne sey die *meissnische Mundart* „*der oberen Stände*, so wie man sie in den besten Schrif-„ten antreffe:" für diese unerhörte Erklärung ist nun, da mit der Autorität *Luthers* und der *Obersachsen* auch die Autorität *Bödikers* wegfallen muss, der einzige übrige Beweis — Hn. *Adelungs* eigene Autorität! „In „dieser Bedeutung," sagt Hr. *A.* ganz trocken, „kommt „es in diesem ganzen Wörterbuche vor."

Erwarb sich eine Provinz durch vorzüglichen Anbau der hochdeutschen Sprache das Recht, sie nach sich zu benennen; so war es Schlesien, wo hundert Jahre lang die geistreichsten und beliebtesten Schriftsteller, von *Opiz* bis *Günther* herab, blüheten. Jenen glänzenden Ruhm, mit welchen Lichtern zuerst hat ihn Meissen so überstralt, dass *Gottsched* und *Adelung*, ohne Besorgniss einer Lächerlichkeit, die *Zesischen* Ansprüche zu erneun und zu steigern wagten? Hat etwa der Zittauische Vielschreiber *Christian Weise* durch seine politischen Reden und curieusen Poetereyen, oder der Thüringer *Hunold*, mit dem Ehrennamen *Menantes*, durch seine höflichen und galanten Schriften, den Grund zu dem neumeissnischen Allein-Hochdeutsch gelegt? Haben es dann die dresdenschen Hofceremonienmeister *von Besser* und *von König* in so stattlicher Pracht aufgebaut, bis der Leipziger Sprachforscher, Redner und Poet, der weiland berühmte *Gottsched* mit seiner deutschen Gesellschaft, für das goldene Zeitalter, welches Hr. *Adelung* von 1740 bis 1760 erstrecken will, es so wunderzierlich herausputzte? Eitele Untersuchungen, seit wann und wodurch! genug, der eingestandene Besitz ist rechtmässig, wie der Sprachgebrauch. „*Ganz Deutschland*, ruft Gott-„sched (Sprachk. II. §. 7), ist schon längst darüber *still-„schweigend* eins geworden; ganz Ober- und Nieder-„deutschland hat bereits den *Ausspruch* gethan, dass „das mittelländische oder *obersächsische Deutsch* die „*beste hochdeutsche Mundart* sey." Noch weit tönender verkündiget uns Hr. *Adelung*: „Im *gewöhnlichsten* „Verstand bezeichnet das Wort *Hochdeutsch* die *meiss-„nische* oder *obersächsische Mundart*; (und, fügt er im „folgenden leise hinzu) sie allein, und in ihrer jetzi-„gen Gestalt. Auch unter *Deutsch* (s. diess Wort in „beiden Ausg. des Wörterb.) versteht man oft die „*hochdeutsche* (d. i. neumeissnische) *Mundart*, wenn „man Ausdrücke, die dieser Mundart gemäss sind, „*rein Deutsch* oder *zierlich Deutsch*, und, die es nicht „sind, *Undeutsch* nennet." Und in der Zueignung der neuen Ausgabe glaubt der höfliche Mann, durch trockenes Abbeten einer selbsterfundenen Schulformel, welcher ganz Deutschland widersprach, seinem Fürsten eine Schmeicheley zu sagen: „Ew. Kurf. „Durchlaucht beherrschen diejenigen glücklichen Staa-„ten, in welchen die hochdeutsche Mundart gebil-„det und ausgebildet worden, und aus welchen sich „selbige als die höhere Schriftsprache über das gan-„ze aufgeklärte Deutschland verbreitet hat."

(*Die Fortsetzung folgt im Februar.*)

Monatsregister

vom

Januar 1805.

I. Verzeichniss der im Monat Januar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

8.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Januars.

Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Ankündigungen.

Beförderungen u. Ehrenbezeigungen.

Koch

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 1 FEBRUAR. 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

London, b. Hatchard u. Rivington: *An Enquiry in to the Nature and Effects of the Paper-Credit of Great-Britain. By Henry Thornton*, Esqu. M. P. 1802. 320 S. 8. (7 Sh.)

Halle, in d. Ruffschen Buchhandl.: *Der Papier-Credit von Grossbritannien, nach seiner Natur und seinen Wirkungen* untersucht von *Heinrich Thornton*, Esqu. M. P. Aus dem Engl. übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von *Ludwig Heinrich Jakob*, Dr. u. Prof. der Philos. in Halle. Nebst einer Zugabe und Prüfung zweyer Briefe eines französischen Capitalisten über den englischen Credit. 1803. XX u. 552 S. 8. (2 Rthlr.)

Wenn dieses Werk auch nicht selbst bereits in den Händen derer ist, welche Freunde der genannten Untersuchungen sind: so wird ihnen doch, auf jeden Fall, eine Notiz davon bereits zugekommen seyn, indem sowohl in englischen, als in teutschen Blättern dieser Abhandlung, als eines classischen Products, Erwähnung geschehen ist. Diess günstige Vorurtheil wird durch den, als einen der angesehensten Londner Banker, in der grossen Handelswelt bekannten Namen des Vfs., durch seine Würde als Mitglied des Parlaments, und durch seine Verwandtschaft mit einem der Directoren der englischen Nationalbank, so wie durch seine Freundschaft mit dem jetzt dirigirenden Minister, Addington, unterstützt.

Wenn man nun auch Gründe haben sollte, das classische Ansehen, welches diesem Werke beygelegt wird, zu bezweifeln, so ist doch auch nicht zu läugnen, dass es immerhin als eine der merkwürdigsten Abhandlungen über den Papier-Credit überhaupt, und den von Grossbritannien insbesondere, angesehen werden muss. Nun aber entsteht, bey der fortschreitenden Bildung der gesellschaftlichen und Handelsverhältnisse der Staaten, ein immer wachsendes Bestreben, das kostbare Umlaufsmittel des baaren Geldes durch ein wohlfeileres zu ersetzen, und eben diess macht auch das Bedürfniss immer lebendiger, die desshalb vorhandenen oder neu aufgestellten Theorieen einer ernsten Prüfung zu unterwerfen.

Einem Gerüchte zu Folge gehen zwey der angeseheneren teutschen Staaten damit um, Circulations-Banken anzulegen. In der östreichischen Monarchie ward bisher gänzlich aller Verkehr durch Papier betrieben, wenn man die kleinere, schlechte Scheidemünze ausnimmt. Die Verwirrungen aber, die dem östreichischen Papier-Systeme unabwendbar folgten, sind nicht weniger allgemein bekannt. Wenn nun somit die Theorie des Papiergeldes überhaupt für einen grossen Theil der teutschen Völkerschaften nicht ohne praktisches Interesse seyn kann, so ist es eine genaue Kenntniss des englischen Papier-Credit-Systems für die ganze policirte, mit einander in Handelsverbindung stehende Welt, nicht weniger. Kein Volk hat bis jetzt eine so grosse Menge circulirenden Papiers, und kein Volk hat bis jetzt mit so vieler Klugheit sich desselben bedient, und seinen Credit aufrecht zu erhalten gewusst. London ist nun einmal der grosse Marktplatz der Welt geworden. Die Verrückung des Papier-Credits und der Sturz der angeseheneren Handelshäuser daselbst, oder der Fall der ganzen Nation würde in den vergessensten Winkeln von Europa höchst nachtheilig verspürt werden. Wer nur seine nächsten Umgebungen beachten will, der wird leicht gewahren, wie so manche Arbeit durch englisches Kapital mittelbarer Weise lebendig erhalten wird, und wie, von dem Bestehen des Credits jener Insel, der belebende und sich belohnende Fleiss seiner nächsten Nachbarn mehr oder weniger abhängt.

Bey diesem Zustande der öffentlichen Angelegenheiten ist es die Pflicht eines jeden, der die erfoderliche Kraft und Kenntnisse besitzt, seine Stimme vernehmen zu lassen. Denn wie wohlthätig auch der Papier-Credit ist, so verderblich kann er doch bey Missgriffen für alles öffentliche und Privat-Eigenthum werden.

Vorausgesetzt, dass das Verfahren der Engländer bey ihrem Papier-Credit-Systeme, unter den ihnen eigenen Bedingungen, auf's vollkommenste auch gerechtfertigt werden könnte; so würde es doch von einer höchst verderblichen Verwegenheit und gänzlichen Unkunde zeugen, wenn man dieses ihr Verfahren nun als unbedingtes Princip allen übrigen Staaten empfehlen wollte. Was England gelungen ist, wird nirgends sonst gelingen, und die Nachahmung seines Verfahrens, das ohnehin auch für England nicht ohne Nachtheile ist, würde die übrigen Länder auf das Gewisseste in den tiefsten Abgrund des Verderbens hinabschleudern.

So erfreulich es nun für uns seyn würde, den Vf. Satz vor Satz zu verfolgen, und so gewiss wir auch hoffen dürfen, dass diess Benehmen belehrend für die ernsten Freunde dieser Untersuchungen seyn würde:

würde: so wenig darf doch dieser Weg eingeschlagen werden, da hiezu wenigstens ein eben so grosser Raum erfodert würde, als Hr. *Th.* zu seiner Schrift bedurfte. Wir begnügen uns daher, im Allgemeinen die Tendenz des Vfs. bemerklich zu machen, einige der vornehmsten Sätze, die er aufstellt, einer nähern Prüfung zu unterwerfen, und das, was die Theorie, und was die praktischen Kenntnisse durch diese Abhandlung gewonnen haben, anzuzeigen. Hiedurch hoffen wir den Lesern des Werks selbst einen freundlichen Dienst zu leisten, indem es nur allzu gewiss ist, dass unser Vf. wenig in schriftstellerischen Arbeiten geübt scheint, und desshalb in Rücksicht auf Methode und Styl gar vieles zu wünschen übrig lässt. Es ist diess ein Vorwurf, der ihm bereits auch von englischen Kritikern gemacht worden ist, und den jeder nur allzu sehr in der Wahrheit begründet finden wird, der sich die Mühe nimmt, einige Kapitel dieses Werks zu lesen. Wegen des Mangels an Methode, an Bestimmtheit, Deutlichkeit und systematischem Fortschreiten erfodert die Abhandlung ein angestrengtes Bemühen, bevor man des Zwecks, den der Vf. sich vorsetzte, seiner Ideen, und ihrer natürlichen, logischen Folge sich bemächtigt.

Es giebt drey Ansichten, aus welchen die Schrift beachtet und nach welchen sie beurtheilt werden muss. Diese sind folgende:

Ein Mal ist der Vf. ein Partheyschriftsteller. Er will das bekannte Verfahren der englischen Bank, im Jahr 1797, autorisirt durch das damalige Parlament und Ministerium, rechtfertigen, er will zugleich einige Folgen, die mit jener Sistirung der baaren Auszahlung der Bank verbunden waren, erläutern oder vertheidigen, und endlich einige Vorurtheile berichtigen, als: dass namentlich das vermehrte Papier, das in Grossbritannien umläuft, zur Erhöhung der Preise beygetragen, und vornehmlich die grosse Theurung des Getreides in den Jahren 1800 und 1801 veranlasst habe. Er will für's andere die Mängel der bisherigen Theorie des Papiergeldes, wie sie vorzüglich durch Adam Smith aufgestellt worden, aufdecken, sie berichtigen, die Aussprüche derselben bald beschränken, bald erweitern, und zum Theil neue Principe und Grundlagen zu einem vollkommenern Systeme aufstellen. Er will für's dritte über den Zustand des englischen Papier-Credits, und zwar vorzüglich über die circulirenden Banknoten, der grossen englischen Bank sowohl, als der Provinzialbanken, und endlich über das wechselseitige Verhältniss beider zu einander, nähere Aufschlüsse geben.

In den drey ersten Kapiteln spricht der Vf. vom Papier-Credite überhaupt, von dem vierten bis eilften oder letzten Kapitel spricht er von dem englischen insbesondere.

Als Vertheidiger der bekannten ergriffenen Maassregel, bey der Unmöglichkeit, die englischen Banknoten fernerhin zu realisiren, ist der Vf. völlig befriedigend. Er zeigt, wie ungegründet die Vorwürfe sind, welche man häufig der Direction jenes Instituts gemacht hat, dass sie in ihren Anleihen an Privatpersonen und an die Regierung zu weit gegangen, und dass sie eben hierdurch in die Verlegenheit gerathen sey, die fernere baare Zahlung zu sistiren. Alles kommt hiebey nicht auf die Grösse der Darlehne, welche die Bank nach und nach bewilligte, sondern auf die Quantität des Werths der Banknoten an, welche sie bey diesen Geschäften zu gleicher Zeit in die Circulation brachte, und welche sie darin auf längere oder kürzere Zeit liess. Nun aber zeigt er, dass die Summe dieser Noten die gewöhnliche nicht nur nicht überstieg, sondern dass die Bank sie vielmehr, vor der Aufhebung der Verbindlichkeit der baaren Zahlung, bedeutend vermindert hatte, dadurch aber ihrer Verlegenheit, die baaren Zahlungen zu leisten, nicht nur nicht vorbeugte, sondern sie nur vergrösserte. Nach Kap. 9. S. 315 betrug ungefähr die Summe der Noten der englischen Bank, welche gleichzeitig in den Jahren 1793, 1794 und 1795 im Umlaufe waren, fast 12 Mill. Pf. St. Den 26 Febr. 1797, als dem Tage vor der Sistirung ihrer baaren Auszahlung, betrug die Summe nur 8,600,000 Pf. St. Seit dieser letzten Periode war die Summe der Banknoten noch im Frühjahre d. J. 1801 nicht grösser, als die in den Jahren 1793—1795, wenn man nämlich, wie es billig ist, die zwey Millionen von Ein und zwey Pfund Noten abzieht, die, statt der verschwundenen Guineen, nun mehr ausgegeben worden waren. Er zeigt ferner recht gut, dass, wenn die Bank auch den Behauf ihrer Noten noch um mehrere Millionen mehr vermindert hätte, sie ihrer eigenen Verlegenheit dennoch gar nicht abgeholfen und die des Publicums nur vermehrt haben würde. Die Inhaber nämlich dieser geringen Summe von Noten würden stets an die Bank gelaufen, und nur um so mehr Geld begehrt haben. Denn die Geschäfte der Zahlung unter Privaten und von der Regierung mussten vor wie nach ihren Gang fort gehen, sie waren durch den Krieg und durch ausgedehntere Handelsgeschäfte im Gegentheile vermehrt worden, das baare Geld war aber grösstentheils verschwunden: wenn nun die Bank das Surrogat des baaren Geldes, d. i. ihre Noten, bedeutend zu vermindern fortfuhr, so musste dieser Mangel eines hinlänglichen Umlaufsmittels die Nachfrage nach Geld und Noten nur immer vergrössern. Dazu kam, dass, unter den damaligen Umständen, es vortheilhaft war, das an der Bank erhaltene Gold umzuschmelzen und zum Theil in das Ausland zu senden. Diese und ähnliche Ursachen veranlassten, dass, wenn die Bank auch nur für eine Million Pfund Noten im Umlaufe gelassen hätte, die Inhaber nichts desto weniger immer an der Casse der Bank ihre Auswechselung in baares Geld begehrt haben würden, so lange nämlich auf diese Weise die Bank eine leicht zugänglichere Quelle war, woraus sich die Inhaber ihrer Noten mit baarem Gelde versehen konnten, als die, dass die Privaten ihren Geldbedarf aus der Fremde sich selbst anschaffen mussten. Bey dieser Lage der Dinge gab es nur folgende beiden Mittel, die Bank aus

aus der Verlegenheit zu retten. Sie musste entweder alle ihre Noten einziehen und ihr ganzes Geschäft einstellen, um des ewigen Ueberlaufs nach Geld, den sie nicht mehr mit Vortheil stillen konnte, überhoben zu seyn; oder sie musste autorisirt werden, keine weitere baare Zahlung zu machen.

Wenn die Bank von England eine blosse Privat-Anstalt gewesen wäre, so würde sie das erste Mittel haben ergreifen müssen, im Fall, dass die Nachfrage nach Geld nicht aufgehört hätte, und somit kein Vortheil bey ihrem Geschäfte weiter seyn konnte. Hätte die Bank nicht Rath schaffen können, bis zu ihrer letzten Note baares Geld dagegen zu zahlen, so wäre sie insolvent geworden, und der Bankerott würde über sie ausgebrochen seyn, wie viel grösser auch immerhin ihre Activa als ihre Passiva sonst, an anderen Effecten, gewesen seyn möchten. Allein die Bank von England war nichts weniger als eine blosse Privat-Anstalt. Von ihrer Fähigkeit zu zahlen, oder von der fernern Circulation ihres Papiers, das dem baaren Gelde gleich geachtet ward, hing die Zahlfähigkeit der Regierung, der Grosshändler in London, der Provinzialbanken u. s. w., das ist, mehr oder weniger hingen von ihr die Mittel, den Krieg und den Handel ferner zu führen, ab. Man hätte, wenn die Bank von England ihre Geschäfte schloss, entweder ein anderes Institut an die Stelle setzen, oder eben so viel baares Geld, als durch die Einziehung der Noten erfoderlich ward, *alsbald* haben müssen. Beides erfoderte aber Zeit. Eine neue Bank würde bey der fernern Dauer der Umstände, welche die alte in Verlegenheit brachte, sich selbst bald in gleicher Noth gesehen haben. Die Anschaffung des baaren Geldes, zum Bedarf der innern Circulation, war, abgesehen selbst von der Schwierigkeit, die durch die ganze damalige Lage veranlasst wurde, auf keinen Fall sogleich zu leisten, und die daraus entstehende Unmöglichkeit, die Zahlungen überall zu bewirken, mochte der Termin derselben auch noch so kurz seyn, musste unabwendbar eine höchst gefahrvolle Stockung in allen Geschäften nach sich ziehen. Nun ergriff das Parlament das andere Mittel und autorisirte die Bank, ihre baaren Zahlungen einzustellen. Diess Mittel half allen Beschwerden vorläufig ab; aber nichts wäre im Stande gewesen, zu verhüten, dass nun das fallirte Bankpapier gegen baares Geld hätte verlieren müssen, wenn nicht die Grosshändler und Banker von London, von deren Entschluss die Bereitwilligkeit der Provinzen hin und wieder abhing, das Bankpapier völlig eben so gleichgeltend mit dem baaren Gelde hätten nehmen wollen, als zuvor. Diess geschah nun wirklich; ohne diess wäre es unmöglich gewesen, den Discont des Papiers gegen Geld, und das Schwanken des Werths der Banknoten im Innern des Landes zu vermeiden: Gebrechen, welche andere Staaten, in ähnlichen Fällen, zu ihrem höchsten Verderben lebhaft genug empfunden haben. Die Bank vermehrte von nun an wiederum die Summe ihrer Banknoten, und die Verlegenheit der Zahlungen im Innern wären gehoben; die Gefahr mit vielem Glücke bestanden.

Als die Ursachen jenes dringenden und anhaltenden Nachfragens nach Geld führt der Vf. den Schreck, der im Lande verbreitet ward, die Furcht einer Invasion, den Bankerott einiger Provinzialbanken, die Zahlungen, die der Krieg im Auslande veranlasste, den nachtheiligen Wechselcurs, späterhin die misrathenen Erndten von zwey Jahren, während welchen zu einem Belauf von funfzehn bis zwanzig Millionen Pf. St. Getreide im Auslande gekauft werden musste, an.

Hr. *Th.* ist in allen diesen Rücksichten befriedigend; er hat die Parthey, für welche er schreibt, geschickt und gut vertheidigt. Wenn er aber diess Verfahren nun als unbedingt und als absolut geltend empfehlen will: so ist diess verwerflich. Bald scheint er diess zu wollen, bald nicht. Bald redet er nämlich mit einigem Spötteln von den Vorsichtsmassregeln, welche Adam Smith empfohlen hat; bald aber stellt er das Benehmen des Parlaments nur als einen Nothbehelf dar, und scheint keineswegs zu wollen, dass, wie er sich ausdrückt, der Maassstab des baaren Geldes für das Papier ganz und auf immer demselben entzogen werde. Eben hiedurch giebt er aber zu erkennen, dass er jenes Verfahren nur als ein Hülfsmittel in der Noth, und zwar als solches allein, ansehe. Für andere Staaten, die nun durch diese Erscheinung in England die Theorie für vervollkommnet halten, und desshalb diess Verfahren nachahmen wollten, würden die schrecklichsten Folgen nothwendig entstehen; ja, nicht einmal als Hülfsmittel in der Noth wird es bey ihnen anwendbar seyn: es ist unnöthig, diess weitläuftig zu beweisen. Ueberzeugt, wie wir sind, dass jenes Benehmen, unter den bestehenden Umständen, das weiseste war, welches von der englischen Regierung ergriffen werden konnte, können wir doch noch gänzlich, nicht einmal das, zugestehen, dass sich das Verhältniss der englischen Bank zur Regierung, zu den Londoner Bankern und zu den Provinzialbanken, so wie es sich allmählich gebildet hatte, durchaus vertheidigen lasse. Doch davon noch einiges weiter unten.

Wenn der Vf. nun aber beweisen will, dass es irrig sey, die Steigerung des Preises der Waaren dem vermehrten Papier zuzuschreiben: so ist er bey weitem nicht so befriedigend. Dass er bey diesem Vorhaben einige populäre Vorurtheile bekämpft, könnte rühmlich scheinen, aber seine Schrift wird nie vom Volk, d. h. den Anhängern jener Vorurtheile, gelesen und noch weniger verstanden werden. Dass die Preise gestiegen sind, läugnet niemand. In wiefern diese Erscheinung aber durch die Erhöhung des reellen Werthes der Dinge, d. h. durch die vermehrten ursprünglichen Kosten das Product zu erzielen, als z. B. durch eine schlechte Erndte, vermehrte Abgaben u. s. w., oder, in wiefern sie durch die Vermehrung des Papiers, oder einer Erhöhung des Nominalwerths veranlasst worden sey: das freylich ist

ist sehr schwer auszumitteln. Dass beides als Ursache angenommen werden müsse, scheint auch der Vf. zuzugeben. In wiefern aber das eine oder das andere der Grund der Erscheinung, und in welchem Verhältnisse diess geschehen sey, das ist sehr unvollkommen gezeigt, und der Vf. hätte auch, nach unserm Urtheile, ganz andere Wege einschlagen müssen, um diese sehr schwere Aufgabe befriedigend zu lösen.

Wenn z. B. Hr. *Th.* (Kap. 11. S. 452) sagt, dass am 25 Febr. 1795 der Belauf der Banknoten etwas über 13 und eine halbe Million Pf. St. betrug, und dass der Mittelpreis des Quarters Weitzen auf dem Londner Kornmarkte in den unmittelbar darauf folgenden drey Monaten 57 Schilling war; dagegen, als sich, am 25 Febr. 1796, die Summe der Banknoten nur etwas weniges über 11 Millionen belief, der Mittelpreis des Quarters Weitzen eben daselbst in den drey darauf folgenden Monaten 94 Schilling betrug: so beweiset diess nichts weiter, als dass die grösere oder geringere Quantität des vorhandenen Umlaufsmittels *nicht allein* den Werth und Preis der Waaren bestimmen; diess aber wird auch kein verständiger, der Sachen kundiger, Mann wohl je behauptet haben. Damit ist aber wahrhaftig noch nicht bewiesen, dass das englische Papiergeld nicht den Preis der Dinge vermehrt habe.

Aus dem *dauernden* verhältnissmäsig grösern Preise einer gegebenen Quantität und Qualität des Stangengoldes gegen den Preis einer gleichen Quantität und Qualität des in der englischen Münze enthaltenen Goldes, ergiebt sich, dass des Papiers in England zu viel sey, und dass die Waaren, verglichen mit Papier, theurer sind, als verglichen mit Gold. Denn die noch vorhandene geringe Summe der englischen Goldmünze im Innern des Landes, bey der sonst allgemeinen Papier-Circulation, gilt und muss dem Papier gleich gelten, ob sie schon in sich einen gleich grösern Werth als das ungemünzte Gold wahrhaftig besitzt. Diese merkwürdige, von dem Vf. eingestandene Erscheinung, wenn sie einige Zeit *dauernd* ist, benimmt, nach unserer Einsicht, hier allen Zweifel. Wenn im Innern des Landes das Papiergeld auch ohne Discont, gegen die wenige umlaufende Münze, gegeben und genommen, vorzüglich jedoch nur zu Ausgleichung der Brüche bey den Zahlungen in Papier gebraucht wird; so verliert das Papier dennoch wirklich, und jenes Gleichstehen der wenigen Münze mit dem Papier ist nur ein scheinbares *Pari*, wenn nämlich *dauernd* der Preis des Stangengoldes höher bleibt, als eine gleiche Quantität und Qualität desselben Metalls in englische Münze verwandelt.

Jedoch lasst uns zur zweyten Ansicht übergehen: was hat die Theorie des Papiergeldes durch diess Werk gewonnen? Ein neues System stellt Hr. *Th.* nicht auf, er bringt nur Berichtigungen, Erweiterungen, Widerlegungen einzelner theoretischen Sätze vor. Ein systematischer Kopf ist der Vf. nicht; wir wollen ihn desultorisch, wie er verfährt, in einigen seiner Behauptungen verfolgen, besonders in sofern sie Ad. Smith betreffen, dessen Name, dessen Verdienste, dessen Theorie, so gros, so ausgezeichnet, als allgemein bekannt sind. Die minderbedeutenden Einwendungen gegen Montesquieu, Loke, Stewart und Hume, wollen wir ganz übergehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Leipziger Mode-Magazin des neuesten teutschen, französischen und englischen Geschmacks.* 1803. des fünften Bandes 1ster bis 10ter Heft. Jeder Heft enthält 4 Kupfer, worunter 3 illuminirt sind, und sämtliche 10 Hefte zusammen 324 S. Text. 4.

Bey einer Monatschrift wie diese, deren Inhalt vom Wechsel der Mode abhängt, darf man nicht immer Dinge von durchaus untadelhaftem Geschmack erwarten: sie muss an das Neue sich halten, und ihre Pflicht ist erfüllt, wenn sie aus diesem das Bessere gewählt hat. Solches geschah auch in dem vorliegenden Mode-Magazin, bis auf wenige Ausnahmen, auf eine wahrhaft lobenswürdige Art. Viele der neumodischen Damen-Anzüge sind in der That niedlich, gleiches Lob läst sich auch einigen Stücken von den Hausgeräthschaften ertheilen, welche in jedem Heft auf wenigstens einer Kupfertafel abgebildet stehen; hingegen findet sich unter dem Neuen und Neuesten in Männerkleidungen wenig beyfallswürdiges. Die Elegant's, welche im 3ten, 9ten und 10ten Heft vorkommen, sind zwar nicht mehr solche Fratzen, wie man sie seit einigen Jahren her erblickte, sehen aber dessen ungeachtet immer noch widerlich genug aus. Im 5ten, 7ten und 9ten Heft findet man, anstatt des einen illuminirten Kupfers, zierliche Muster sowohl von Seiden- als Baumwollenzeug eingelegt. Es ist zu wünschen, dass die Herausgeber dergleichen künftig öfter thun, aber auch jedesmahl die Preise beysetzen, für welche die Zeuge in Leipzig zu haben sind.

Im Text ist für Mannichfaltigkeit redlich gesorgt worden. Denn auser der Erklärung der Kupfertafeln enthält derselbe noch Gedichte, kleine Romane, Anekdoten, satyrische Aufsätze, mit unter auch sogar etwas Philosophie. Wenn in diesen Aufsätzen auch überhaupt kein groser Gehalt sichtbar ist, so ist doch dadurch ohne Zweifel die Absicht erreicht worden, vielen Lesern Unterhaltung zu gewähren.

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 FEBRUAR, 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

London, b. Hatchard u. Rivington: *An Enquiry into the Nature an Effects of the Paper-Credit of Great-Britain.* By *H. Thornton* etc.

Halle, in d. Ruffschen Buchhandl.: *Der Papier-Credit von Grofsbritannien, nach feiner Natur und feinen Wirkungen* unterfucht, von *H. Thornton*, überfetzt von *L. H. Jakob* etc.

(*Fortfetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenfion.*)

Im zweyten Kapitel (S. 27—38) vertheidigt *Thornton* die Wechfelreiterey gegen *Ad. Smith.* Wenn er gegen diefen behauptet, dafs die Umftände des Handels und des Credits von der Art feyn könnten, dafs die Wechfelreiter zu geringeren Zinfen Geld durch ihr Gefchäft als auf andere Weife zuweilen aufbringen könnten: fo hat er ganz recht. Wenn er aber ferner behauptet, dafs diefs Verfahren eben weiter keine Betrügerey fey, und dafs dem Difcontenten der Wechfel es gleichgültig bleibe, ob eine Wechfelreiterey oder ein wirkliches Wechfelgefchäft zum Grunde liege: fo hat er unrecht. Dem, welcher den Wechfel difcontirt, liegt fehr viel daran, ob er mit Wechfelreitern oder nicht mit ihnen zu thun habe, denn wenn fie, wie diefs nur zu häufig der Fall ift, keinen andern Fonds haben, um den Difcontenten zur Verfallszeit zu befriedigen, als eben jene Umftände, die ihr Gefchäft bisher mit Vortheil treiben liefsen, Umftände, deren Beftimmung und Dauer gänzlich nicht in ihrer Gewalt ftehen: fo ift der Unterfchied zwifchen dem einen und dem andern Gefchäfte doch klar genug. Wenn die Wechfelreiter nun bey diefen veränderten Umftänden und bey fallendem Handelsgewinnfte ihre Reiterey fortfetzen, welches fie zu thun felbft wohl gezwungen find: fo müffen fie auch bankerott werden, und wer entfchädigt nun den Difcontenten? Wenn die Wechfelreiter von einer *empfangenen Valuta* reden: fo ift diefs immerhin in Bezug auf den Difcontenten, der den Ungrund nicht wiffen kann, ein Betrug. Sogenannte Hellerwechfel machen, und Wechfelreiterey *treiben*, find Gefchäfte, die ungefähr in gleicher Verdammnifs fich befinden. Es ändert nichts an der Sache, dafs Häufer, welche andere folide Fonds, als jene vortheilhaften Umftände haben, *zuweilen* diefes Gefchäft betreiben. Es ift hier von dem Wechfelreiten, als Gewerbe, die Rede. Es rühmt der Vf. auch fpäter (Kap. 7 S. 229) die Vorficht der Banken, wodurch fie der Wechfelreitey entgegen wirken; er rechnet eben diefs den Bank-Inftituten zu einem ihnen eigenthümlichen Verdienfte und zu einem dem Publicum daraus entfpringenden Vortheile an; ift diefs aber lobenswerth, warum will er denn jenes Gefchäft felbft vertheidigen? Welche heilofe Schwindeleyen dadurch hervorgebracht werden, davon find die Beyfpiele zu Hamburg noch in frifchem Andenken. Wenn der Staat das Gefchäft durchaus nicht verbieten oder ihm nicht vorbeugen kann, wie er denn wirklich diefs geradezu nicht kann: fo vermag er doch, weil Treue und Glauben und vorfichtiges Verfahren beym Handel von der höchften Wichtigkeit find, nach ausgebrochenem Bankerott, wenn die Wechfelreiterey klar wird, diefs Gefchäft zu ftrafen. Aber alle Bankerott-Gefetze find freylich fehr mangelhaft.

Im folgenden Kapitel wird *Smith* vorgeworfen, dafs er gänzlich aufser Acht laffe, dafs die Wechfel zu Erfparung eines Theils des Bankpapiers beytrügen. Allein diefs verfteht fich doch wohl von felbft; jeder Anfänger wird diefs leicht bemerken. Es foll ferner *Smiths* Satz: dafs alle Arten Papiergeldes, welche in einem Lande mit Leichtigkeit circuliren können, nicht mehr betragen dürfen, als der Werth des Metalls, das fie erfetzen, wenn der Handel gleich grofs bleibt, dahin berichtigt werden, dafs, da alle die verfchiedenen Arten des Papiers nicht eben fo leicht als baares Geld circuliren könnten, nun auch, bey gleichen Gefchäften, eine gröfsere Summe von Zahlmitteln nöthig feyn müffe. Diefs ift wahr, wenn anders *Smith* unter den Ausdrücken Papiergeld auch Wechfel etwa verftanden hätte; aber wie bereits der Ueberfetzer in feinen Anmerkungen bemerkt, es redet *Smith* in jener Stelle nicht vom Papier überhaupt, fondern von dem eigentlichen Papiergelde, das alle Eigenfchaften des baaren Geldes in Bezug auf die Circulation auf gleiche Weife befitzt. Wenn *Th.* hinzufügt, dafs ferner, bey denfelben Zahlmitteln, die Schnelligkeit der Circulation zu verfchiedenen Zeiten verfchieden fey: fo wird diefs niemand bezweifeln, und es liegt diefs auch, obfchon vielleicht nicht beftimmt genug, in *Smiths* Ausdrucke: „wenn der Handel gleich grofs bleibt", wozu noch zu gröfserer Deutlichkeit hätte gefetzt werden können, bey gleicher Lebhafigkeit und gleichem Vertrauen unter den Gefchäfts- oder Handelsleuten. Auch hat *Smith* an einem andern Orte aufs beftimmtefte,

teste, wie Hr. *Jakob* richtig bemerkt, von der grössern oder geringern Lebhaftigkeit des Umlaufs geredet. Uebrigens sind die Bemerkungen unsers Vfs. über die verschiedenen Grade der Möglichkeit einer schnellen Circulation, welche dem einen oder andern Papier ankleben, und die Bedürfnisse einer grössern oder kleinern Summe derselben gleichen Zahlmittel bey einem lebhaftern, oder minder lebhaften Handel und bey dem feststehenden, oder gestörten Credite unter den Kaufleuten beides befriedigend und belehrend.

Zu Anfange des vierten Kapitels und Kap. 5. S. 174 u. f., redet unser Vf. von dem Satze Smith's, dass die englische Bank durch eine zu grosse Ausgabe ihrer Noten sey genöthigt worden, das Stangengold, dessen Werth eben dadurch vermehrt ward, stets mit Verlust zu kaufen und in Münze zu verwandeln. *Thornton* äussert sich gegen diesen Satz, ob er schon die Wahrheit desselben bey gehöriger Einschränkung zugesteht, dahin, dass er zu der Meinung verleiten könne, dass jede solche Steigerung des Preises des Stangengoldes, die Folge einer zu grossen Ausgabe englischer Banknoten, und dass diess allein die Ursache jenes Phänomens sey. Er bemerkt richtig, dass die vergrösserten baaren Rimessen in das Ausland, und dass ein nachtheiliger Wechselcurs dieselbe Erscheinung hervorbringen können. Wenn nun aber jenes Phänomen *fortdauert*, und die baaren Rimessen ins Ausland *nicht* vermehrt werden: so ist doch wohl das vermehrte Papier daran Schuld?

Eigentlich sind *Thornton's* Einwürfe gegen *Smith* nicht sowohl gegen dessen Theorie gerichtet, als dagegen, dass *Smith* nicht alle die Bedingungen und Phänomene angegeben habe, zu welchen der spätere Zustand Englands, den er doch nicht kennen konnte, eine Veranlassung ward.

Der Streit, S. 230, ob das Papier ein todtes Capital lebendig mache, oder ein neues Capital schaffe, ist ein Wortstreit.

Th. macht weiterhin *Smith* den Vorwurf, dass er behaupte, der fehlerhafte Zustand der englischen Münze, die keinen Schlagschatz nehme, veranlasse das Einschmelzen der besseren, auserlesenen Goldmünzen, gegen welches Beginnen er eben einen Schlagschatz empfahl. *Th.* beweiset nun, dass der mangelnde Schlagschatz *nicht allein* die Ursache des Einschmelzens und der Ausfuhr der englischen Goldmünze sey, sondern dass zugleich ein nachtheiliger Wechselcurs dasselbe Phänomen bewirken könne. Allein *Smith* hat doch wohl das eine nicht geleugnet, indem er von dem andern redet. Er sagt ja oft genug, dass das baare Geld, trotz aller dagegen ergriffenen Massregeln, dahin gehe, wo es am theuersten sey. Wenn *Th.* ferner bemerkt, dass *Smith* zu behaupten scheine, dass die Kosten des Zurückbringens des Geldes bloss in den Transportkosten beständen, und dass er ganz vergessen habe zu bemerken, dass das Geld auch wohl mit Verlust im Auslande müsse gekauft werden: so ist diess zwar sehr wahr, allein uns scheint es, dass diess *Smith* auch gar nie habe leugnen wollen.

S. 297 u. ff. wird *Smith* ebenfalls zurecht gewiesen, weil er von gewöhnlichen Banken, nicht aber von einer Bank und ihren Wirkungen und Erscheinungen redet, die in solchen Verhältnissen steht, wie die jetzige englische Bank, deren Verhältnisse, Zustände und Wirkung er doch wahrhaftig kaum ahnden konnte. Endlich sagt *Th.* (S. 385), *Smith* spreche von der Nothwendigkeit, dem Papier gewisse Schranken zu setzen, aber er thue es in unbestimmten Ausdrücken, und gebe einen unrichtigen Begriff von dem Uebel, welches aus einer sehr ausgedehnten Masse von Papier entstehe.

Es erregt einigen Unwillen, wenn *Th.* so oft von den groben Irrthümern des grossen, gemeinschaftlichen Lehrers und Meisters redet. Dass er diesem dennoch die bessere Einsicht in den Grund des Nationalwohlstandes verdanke, leuchtet aus seiner Abhandlung deutlich genug hervor. Hr. *Th.* wird sich auch bey all seiner eigenen Vortrefflichkeit, und bey all seinen praktischen Kenntnissen gern bescheiden, dass er an philosophischem Geiste, an universellem Blick eben diesem so oft und so ungerechter Weise von ihm zurechtgewiesenem *Ad. Smith* gar sehr nachstehe. Allein dieser musste getadelt und seine Autorität möglicher Weise erschüttert werden, weil er nicht dunkel, sondern nur allzubestimmt und kategorisch fodert; dass zu Erhaltung des Credits der Banknoten, zu Vermeidung eines Disconts gegen baares Geld und die daraus entstehenden gefahrvollen Folgen, und zu Abwendung der Schwankungen des Werths der Noten, eine offene Casse nöthig sey, wo diese Noten, auf Sicht lautend, zu jeder Zeit in Geld umgesetzt werden könnten. *Smith* konnte es nicht ahnden, dass die englische Bank, statt ihr Geschäft aufzugeben, wenn es nicht mehr vortheilhaft für sie war, das Mittel der Sistirung der baaren Zahlung werde ergreifen können, und noch weniger, dass ihr Credit, trotz dieser aufgehobenen baaren Zahlung, werde erhalten werden können, so, dass dadurch wenigstens ein Discont im Innern nicht bemerklich werde. Durch diese lange nach *Smith's* Tode eingetretene, zuverlässig von keinem verständigen Mann geahndete, Erscheinung wird aber jener theoretische Satz gar nicht entkräftet. Wenn für ein Privat-Wechselhaus die Regel aufgestellt wird, dass es stets für so viel Baarschaft sorgen müsse, als zur Realisation der von ihm ausgestellten Noten, oder der von ihm acceptirten Wechsel erfoderlich ist: so wird wohl niemand die Wahrheit dieser Maxime bezweifeln. Wenn nun aber diess Wechselhaus diese Regel nicht befolgt hätte, und dadurch ausser Stand käme, seine Versprechungen zu erfüllen, dasselbe aber durch den ihm verliehenen Credit anderer Häuser aus der Noth gerissen würde: so wird doch kein Mensch behaupten können, dass jene Regel in sich selbst nichtig und falsch, oder unbestimmt aus-

ausgedrückt fey. *Th.* fagt auch felbft (S. 87), dafs eine Einrichtung zu treffen fey, damit das Geld immer zum Mafsftabe des Werthes der Wechfel und alles Papiergeldes diene.

Das Neue in Bezug auf die Theorie der Banken, oder das deutlicher und beftimmter von unferm Vf. Vorgetragene befteht darin: dafs er die für eine Bank entftehenden Verlegenheiten nicht blofs in der durch fie ausgegebenen zu grofsen Zahl der Noten fucht, fondern zugleich in dem durch einen allgemeinen Lärm erfchütterten, öffentlichen Credite, durch grofse, dauernde baare Rimeffen ins Ausland, welche durch einen nachtheiligen Wechfelcurs oder andere Urfachen veranlafst wurden, durch welches alles eine gröfsere als gewöhnliche Nachfrage nach baarem Gelde entfteht, und wodurch jede Bank, wenn diefe Urfachen anhaltend und dauernd find, gezwungen werden kann, ihre baaren Zahlungen zu fiftiren, oder aber ihre Noten einzuziehen und ihr Gefchäft eine Zeitlang ganz einzuftellen. Diefe Umftände, über welche eine Bank nicht gebieten kann, machen eine um fo gröfsere Vorficht nothwendig. Aber *Smith's* Principe: jede Bank mufs ihre Noten realifiren können oder fie ift bankerot; fie foll eingefchränkt bleiben auf die Gefchäfte unter Kaufleuten, und deswegen nicht zu kleine Banknoten ausgeben, und die Summe ihres Papiers ift unter den *gegebenen Umftänden* zu grofs, wenn fie nicht mit einer kleineren Summe Geldes ihre gröfsere Summe in Noten in Credit erhalten kann, bleiben eben fo feft als zuvor ftehen. Dafs diefe Umftände aber verfchieden in verfchiedenen Zeiten find, das hat unfer Vf. recht gut dargethan. Er verwechfelt übrigens nur zu oft das Befondere, das er vor Augen hatte, mit dem Allgemeinen, und hat auch manche Begriffe, z. B. den von der Wechfelwirkung nicht gefafst, welches ihn dann zu manchen Sonderbarkeiten verleitet, und ihm Schwierigkeiten in den Weg wirft, die mit Hülfe diefes Begriffs gar leicht hinweg zu räumen gewefen wären. Doch wir können ihm hier nicht durchaus verfolgen, wir wenden uns vielmehr zur dritten und letzten Anficht: Was hat die praktifche Kenntnifs des englifchen Papier-Credits durch diefes Werk gewonnen?

Der Vf. geht nicht das ganze englifche Papier-Credit-Syftem durch, er befchränkt fich vornehmlich auf die Wechfelgefchäfte, und die Noten der Nationalbank und der Privatbanken. In diefer Rückficht ift er nun aufserordentlich belehrend, wie es von einem Manne, der fo tief in die praktifchen Gefchäfte verwickelt ift, und der fich durch höhere theoretifche Einficht doch fo fehr vom gemeinen Trofs der gröfseren Handelsleute auszeichnet, nicht anders zu erwarten war. Er verdient in diefen Hinfichten den Dank der Wifsbegierigen in grofsem Maafse. Es fey uns vergönnt, einiges anzugeben, um die Aufmerkfamkeit der Kenner darauf zu richten.

Die Art, wie der Vf. das Verhältnifs zwifchen den Zahlungen in den Provinzen und der Hauptftadt, darftellt, ift fehr unterrichtend, und, nach unferm Dafürhalten, ganz neu. Wie auf diefe Weife durch den Belauf der Nationalbanknoten die Quantität der Provinzialbanknoten dennoch in gewiffen Schranken gehalten wird, geht auf das deutlichfte aus diefer Darftellung hervor. Nach einer Zählung der Provinzialbanken im J. 1800, belief fich ihre Zahl auf 363 (S. 211). Wenn man bedenkt, dafs diefe fämtlich Noten ausgaben, und dafs das Gefetz, welches die englifche Bank von der baaren Zahlung befreyte, auch für fie gelten mufste: fo wird man billig erfchrecken über die unendliche Zahl Papiers, das ohne alle Realifation im Lande umläuft. Allein die Noten der Provinzialbanken müffen in englifche Banknoten umgefetzt und ausgewechfelt werden können, und da die Direction der Nationalbank bisher bey der Ausgabe ihrer Noten fich Schranken gefetzt, und die Quantität derfelben gegen ehemals, als die baare Zahlung noch üblich war, nicht bedeutend vermehrt hat: fo wird es klar, wie dadurch dennoch auch die Summe des Papiers der Provinzialbanken, zwar nicht genau in demfelben Verhältniffe, aber doch immer in gewiffen Schranken gehalten wird. Es wird bewiefen, dafs in London kein anderes Bankpapier, als das der Nationalbank von den Grofshändlern und Bankern, als gültig angenommen wird, und fo lange diefe nun eben diefs Papier als dem baaren Gelde gleichgeltend nehmen, fo lange kann auch das ganze künftliche Gebäude beftehen. Allein künftlich ift es, und nicht ohne Gefahr. *Thornton* zeigt recht gut, dafs der kleine Gewinnft den die Directoren der Nationalbank, durch eine, die bisherigen Summen bedeutend überfteigende, Vermehrung ihrer Noten, machen würden, fie fchwerlich zu diefer Vermehrung verleiten wird, da ihnen allen weit mehr an der Erhaltung des gefammten Credits des ganzen Landes liegen müffe, als an diefen kleinen Gewinnften. Zugeftanden! allein werden nicht von andern Seiten Anmuthungen an die Bank kommen? Können je beffere Schranken für eine Bank, als die Verpflichtung ihre Noten auf Sicht zu realifiren, gefunden werden?

Noch einmal, das Siftiren der baaren Zahlung war ein Nothbehelf, durch die gegebenen Umftände als folcher völlig gerechtfertigt; allein die längere Dauer und der lange Gebrauch diefes Hülfsmittels in einer Verlegenheit, wird auch immer mehrere nachtheilige Folgen bewirken. Der Vf. bemerkt S. 206, dafs, wenn der Verluft beym Einkaufe des Geldes im Auslande ja fehr bedeutend würde, die Schwierigkeiten den Werth des Papiergeldes herzuftellen, und den Difcont zwifchen den im Lande umlaufenden Papieren und der baaren Münze zu vermeiden, kaum fernerhin zu befiegen feyn möchten. Wir fürchten, diefer Fall ift bereits eingetreten, wenn anders die etwas dunkel ausgedrückte Nachricht, welche fo eben (Anfang des Januars 1804) in den öffent-

fentlichen Blättern vorkommt, dafs Schillinge und Guineen in England 5 Procent Intereffe brächten, wie es fcheint, fo verftanden werden foll, dafs die Banknoten gegen baares Geld im Innern 5 Procent verlieren. Wenn diefe Nachricht gegründet ift, und diefs Uebel Ein Mal ftatt gefunden hat, wer kann es verhindern, dafs diefer Discont nicht höher und höher fteige? Welch Unglück diefs aber fey, brauchen wir den kundigen Lefern nicht weiter zu erklären. Durch die ganze Organifation des englifchen Geld- und Papierwefens ift es deutlich, dafs, wenn die baare Zahlung nicht fiftirt ift, die englifche Bank der zugänglichfte Geldkaften für das ganze Reich ift; dafs fie fo viel Geld alfo vorräthig haben müffe, um die inländifche Nachfrage, und die Ausfuhr deffelben Metalls, zur Verbefferung eines nachtheiligen Wechfelcurfes, zu beftreiten. Diefs gefteht auch unfer Vf. ein, er fügt zugleich eben fo richtig hinzu, dafs diefe Nachfrage jedoch fo grofs feyn könne, dafs alles in Europa vorhandne Geld nicht zureichen würde, folglich werde auch die Nothwendigkeit des Siftirens der baaren Zahlung von Zeit zu Zeit wieder eintreten können. So wahr diefs ift, fo gewifs geht eben daraus hervor, dafs das Monopol der englifchen Bank fich nicht ganz vertheidigen laffe, ob wir uns fchon gern befcheiden, dafs jetzt die Zeit nicht fey, Veränderungen zu machen. Wenn die englifche Bank als ein folcher jedem leicht zugänglicher Geldkaften nicht vorhanden wäre: fo würden die Privatbanken und die Groffierer auch nicht auf eine Unterftützung von daher rechnen können; vielmehr würden fie, wie fie es weiland thun mufsten, und aller Orten thun, wo dergleichen Bank nicht vorhanden ift, felbft für die Anfchaffung des nöthigen Geldes mittelbar oder unmittelbar aus der Fremde bemüht feyn.

Es ift fehr intereffant (S. 65. 66), die neue Methode kennen zu lernen, welche die Banker der City von London eingefchlagen haben, um beides, Papier- und baares Geld, zu erfparen. Andere Nachrichten kommen vor, die in politifcher Hinficht, für einfichtsvolle Kaufleute, und felbft für Staatsmänner, belehrend find. Wenn unfer Vf. aber von ausländifchen Circulations- und Girobanken redet: fo ift er, wie es feiner Nation gewöhnlich begegnet, fchlecht genug unterrichtet.

(Der Befchlufs folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Bassano, b. Remondi: *Johannis Cottae, Lignacenfis, carmina, recognita et aucta.* 1802. 67 S. kl. 4.

Die neunzehnte Auflage, und in den letzten fechzehn Jahren die dritte, eines in feinem acht und zwanzigften Jahre, vor beynahe drey Jahrhunderten (1511 zu Viterbo) verftorbenen Dichters, deffen übergebliebene Werke wenige Blätter füllen. So tief liegt es in den Menfchen, die *vervollkommnete Sprache*, als die edelfte Beurkundung des Hauptvorzuges ihrer vorher blofs thierifchen Natur, über alles zu fchätzen.

Unfern Catulls Vaterlande, mit welchem Cotta die gröfste Aehnlichkeit hat, war diefer zu Ponte Legnago geboren; keineswegs ein leerer Tändler, fondern er verbefferte mathematifche Demonftrationen im Ptolemäus, war voll der Griechen und Römer, und des Feldherrn Alviano würdiger Freund, welcher im Unglück, nach der Schlacht in der Ghiera d'Adda, Kerker, Mangel, alles, gleichmüthig mit ihm theilte. Ein durch ungemeinen Fleifs gebildetes Genie, und wahrhaft edler Menfch war diefer, von ganz gemeinen Aeltern geborene, Cotta. Die in feinen Liedern herrfchende Grazie hat etwas Antikes ohne Anfpruch. Zu weichlich fcheinen fie, nach anderen, auch dem Recenfenten. Es fcheint aber, dafs Cotta jede feiner Lagen fo ganz durchfühlte, als wenn er nur diefe kennte. Eben diefer liebliche Sänger, wo er feinen Freund lobt, wie er im Cadore

a Caefare barbaro (Max. I)
feffae tot annos imminentem
Aufoniae arcuerit ruinam;

wo er, getäufcht von eitler Hoffnung, Alviano nicht eher will fterben laffen

Quam Gallos male foedifragos dimiferit Orco,
Et quisquis vexat barbarus Italiam,

erhebt fich mit dem, fein Herz füllenden, Gegenftande, fo dafs Julius Caefar Scaliger, bey aller Luft, auch ihn zu tadeln, ihn doch wohl anredet:

Tu Latii Siren; ita cantu interficis omnes;
Nam tua qui legit, fcribere nemo poteft.

Dank verdient alfo der venetianifche Bibliothecarius, der berühmte *Morelli*, auch der, unter allen vollftändigften und richtigften, Sammlung der Ueberbleibfel diefer Mufe hülfreiche Hand geleiftet zu haben. Von ihm die Vorrede, die nirgend fo genaue Darftellung der Lebensumftände, die Beforgung der fchönen Ausgabe.

Ths.

Leipzig, im Induftrie-Comptoir: *Abbildung der neueften franzöfifchen und englifchen Art, Fenfter-Vorhängen und Gardinen die gefchmackvollfte Drapperie zu geben und zur Verzierung der Zimmer aufzuziehn.* Gefammelt und gezeichnet auf 6 illuminirten Blättern, von *Emilie Barrin.* 4. (1 Rthlr.)

Zur Empfehlung diefes Werks mufs Rec. anmerken, dafs der Titel deffelben in der That fchlechter als der übrige Inhalt ift. Tab. 1. zeigt ein Mufter für fehr reiche Vorhänge im Prunkzimmer. 2. 3 u. 4 find zwar weniger reich, doch immer fehr elegant. Es ift indeffen wohl zu erwägen, dafs weil diefe Vorhänge blofs nach der einen Seite gezogen find, fie nur in Zimmern von zwey oder drey Fenftern gut ausfehen werden; bey einem oder drey Fenftern möchte von dem Tab. 8 vorgezeichneten Mufter beffere Wirkung zu hoffen feyn. Auf T. 6 finden fich verfchiedene Mufter zu Vorhängen in Wohnzimmer.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 3 FEBRUAR, 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

London, b. Hatchard u. Rivington: *An Enquiry in to the Nature and Effects of the Paper-Credit of Great-Britain.* By *H. Thornton*, etc.

Halle, in d. Ruff'schen Buchh.: *Der Papier-Credit von Grossbritannien, nach seiner Natur und seinen Wirkungen*, untersucht von *H. Thornton*, etc. Uebersetzt von *L. H. Jakob*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was die teutsche Uebersetzung dieses Werkes von Hn. Prof. *Jakob* betrifft, so hat sie uns durchaus lesbar geschienen. Einige Stellen kommen indess vor, welche unverständlich sind, wovon jedoch die Schuld offenbar dem Setzer beyzumessen ist. So heisst es z. B. S. 242: „So wie es auch *eben*, wo von dieser *Materie insbesondere war*, bestimmt wurde" worin kein Sinn ist, wahrscheinlich aber so gelesen werden soll: So wie es auch oben, wo von dieser Materie insbesondere die Rede war, u. s. w. Druckfehler haben wir nicht angegeben gefunden. Die Anmerkungen, welche der Ueberserzer beygefügt hat, zeugen besonders da, wo Smith vertheidigt wird, von einer guten Kenntniss dieses Schriftstellers. Auch die übrigen sind im Ganzen ziemlich befriedigend. Allein ganz genugthuend haben sie uns nicht geschienen, da weder das Ganze, wie *Thornton* es darstellt und angesehen wissen will, der nöthigen Prüfung unterworfen, noch die fehlerhaften Behauptungen des Vfs. im Einzelnen Schritt vor Schritt verfolgt worden sind, welches gerade bey einer solchen Uebersetzung mit Anmerkungen so thunlich als zweckmässig war. Der Uebersetzer übertreibt noch *Ths.* Behauptung von der Wechselreiterey, welcher wir, aus angeführten Gründen, gar nicht beystimmen können. Schwerlich hat er je mit Leuten geredet, welche das Discontiren der Wechsel zu ihrem Geschäfte machen, weil ihm diese ohne Zweifel von ihrer Vorsicht würden gesagt haben, nicht in die Hände der Wechselreiter zu fallen. Man zeigt an grossen Handelsorten den Platz auf den Börsen, wo diese Gesellen, die als solche berüchtigt sind, ihr Wesen treiben, ungefähr mit dem Abscheu, als wenn daselbst Verpestete oder mit dem gelben Fieber Behaftete sich befänden. Hr. *J.* spricht S. 493 bis 500 von einem, den Engländern auf ihre Münze zu empfehlenden Schlagschatze. Zu dem Zwecke, wozu ihn bereits Smith anräth, ist er vollkommen zureichend; zu dem, wozu ihn Hr. *J.* empfiehlt, um nämlich die Ausfuhr des baaren Geldes zu verhindern, ist er es gar nicht in hinlänglichem Maasse. Wenn z. B. eine auswärtige Schuld, die an Gold 100 jetzigen Guineen gleich ist, eines nachtheiligen Wechselcurses wegen, vortheilhafter durch baare Rimesse von Engländern bezahlt werden kann: so werden, trotz aller Gesetze, diese eingeschmolzen und hinausgesandt werden. Wenn *dieselbe* Summe, bey einem gleichfalls allgemein nachtheiligen Wechselcurse, und nach eingeführtem Schlagschatze von fünf Procenten, aus gleichen Gründen, baar ins Ausland, des eigenen Vortheils wegen, gesandt werden soll: so werden zur Tilgung derselben Schuld nur 105 Stück Guineen erfodert werden. Steht nun der Wechselcurs, wie *Thornton* sagt, dass er gestanden habe, um 10 Procent gegen England: so wird es, trotz des Schlagschatzes, vortheilhafter seyn 105 Guineen herauszusenden, als einen Wechsel um 110 Guineen zu kaufen. Es wird aber, eben dieses allgemein nachtheiligen Wechselcurses wegen, vortheilhafter seyn, die vorhandene, mit einem Schlagschatze versehene Münze hinauszusenden, als unter diesen Umständen mit grösseren Kosten Geld im Auslande anzuschaffen. Wenn Hr. *J.* sagt: dass die Ausströmungen des baaren Geldes aus Frankreich vorzüglich dem veränderten Münzfusse zuzuschreiben seyen: so ist diess keineswegs also, wie jeder sich überzeugen kann, der seit zwanzig bis dreyssig Jahren die französischen Münzen und ihren Curs, besonders in Oberteutschland, beachtet hat. Im Norden von Teutschland aber, in so fern es nicht zur preussischen Monarchie gehört, werden die baaren Zahlungen meist mit preussischen Friedrichsd'or abgemacht, obschon der Münzfuss nicht verändert worden, ein Schlagschatz dagegen genommen ward, und ein Gesetz vorhanden war, dass sie nicht ausgeführt werden sollten. — So könnten wir noch mehrere Anmerkungen über diese Anmerkungen beyfügen, wir eilen aber, noch von der angehängten „Zugabe zweyer Briefe eines Kapitalisten, der sich kürzlich in Frankreich niedergelassen hat, an einen Bankirer in London" und den ihnen, von Hn. *J.*, beygefügten Noten etwas zu erwähnen.

Diese Briefe, in so vielen öffentlichen Blättern eingerückt, sind unbezweifelt von der französischen Regierung veranlasst worden, um, nächst der geglaubten Invasion, dem Feinde eine noch viel schwerere Wunde beyzubringen, indem dadurch Englands Credit auf dem festen Lande erschüttert werden sollte.

ihm zugeschriebene Reichssatzung, von 1209, welche einige Wahlfürsten bestimmt, ist vermuthlich nicht ächt.

Friedrich II soll eine Wahlcapitulation beschworen haben, weil er an den Papst schrieb: er habe eidlich gelobt, die Rechte des Reichs wieder beyzubringen. (So schrieb auch schon Otto IV. S. *Matth. Parisius ad a.* 1211.) Seine Constitutionen von 1220 und 1232, Ludwig nennt sie Capitulationen, beweisen wenigstens die damaligen Hoheitsrechte der Stände.

Die nun folgenden öfteren Wahlen machten, zumal in den Zeiten des Faustrechts, das Besuchen der Wahlconvente zu einer Beschwerde. Es läfst sich also begreifen, dafs die Wahl den Reichserzämtern allein überlassen wurde. Die Stelle aus dem *Albert. Stadens. ad a.* 1240 zeigt im Zusammenhang doch, dafs die Wahl erst *nach der Berathschlagung*, (*praetaxatio*) und *mit Zustimmung* der gegenwärtigen Fürsten, durch die Erzämter, geschah. „*Electio imperatoris ad principes* (Kurfürsten übersetzt der Vf. S. 136) *dignoscitur pertinere. Ex praetaxatione principum et consensu eligunt*“ etc. Sie mussten „zum Wahltag den *Fürsten* gebieten, als viel sie ihrer haben mögen.“

Der Vf. ist der Meinung, nach dem Tode *Wilhelms* von Holland 1263 sey bey der Wahl *Richards* von Cornwall u. s. f. nicht mehr von einer *Vorwahl aller* Reichsfürsten, sondern von dem ausschliessenden Wahlrecht der *sieben* Wahlfürsten, Trier, Maynz, Cöln, Pfalz, Sachsen, Brandenburg und Böhmen, allein die Rede, so wie auch die Papstwahl den sieben Cardinalbischöfen allein überlassen wurde. (Sollte nicht eine Stelle bey *Leibnitz in Mantiss. cod. jur. gent. Dipl. p.* 98 etwas anders sagen? Bey der Unterhandlung der Wahlfürsten mit Richard, unter welchen Bedingungen sie ihn zum Könige machen wollten, legten *sie* sich freylich ein entschiedenes Recht bey.) Wegen der Wahlcapitulation dieser Zeit beruft sich der Vf. auf den Sachsenspiegel L. 3 Art. 54 und auf den Schwabenspiegel Cap. 146.

Bey der Wahl *Rudolphs von Habsburg* 1273 setzten sich endlich die Kurfürsten (Böhmen ausgenommen) auf Anregung des Papsts, kraft ihrer Reichserzämter, in den vollen Besitz des ausschliessenden Wahlrechts. Und bey der Wahl *Adolphs* von Nassau 1292 überliessen sie ihre Stimmen dem Kurfürsten von Maynz, der auch eine Privatcapitulation mit ihm machte. Hier also, gegen das Ende des XIII Jahrhunderts, findet sich schon der Name und das Wesen der Kurfürsten des Reichs. (Der Vf. übergeht, dafs bey den folgenden Wahlen Heinrichs VII etc. Fürsten, welche einen Theil der Kurlande hatten, auch an der Wahl Antheil zu haben glaubten.)

Die *erste förmliche Wahlcapitulation*, der *alle neuere ähnlich* sind, wurde zwischen *Ruprecht*, Kurfürst von der Pfalz, und den ihn wählenden Ständen am 21 August 1400 geschlossen. In diesen Zeiten wurden die *bischöflichen* Wahlcapitulationen immer häufiger, und diese führten wohl vorzüglich den Gedanken herbey, den mächtigen König *Karl V* 1518 auf einen feyerlichen Wahlvertrag zu verpflichten. Der Kurfürst von Sachsen, dem ein sächsischer Schriftsteller die Erfindung der kaiserlichen Wahlcapitulation erst neuerlich wieder zugeschrieben hat, nahm aber daran nicht Theil. Bey der eigentlichen Kaiserwahl den 3 Jul. 1519 wurde diese Capitulation nur auf 34 Artikel erweitert.

Man kann dem gelehrten Vf. Deutlichkeit, Gründlichkeit und eine dem Zweck angemessene Ausführlichkeit nicht absprechen.

Ca.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Leipzig*, b. Weigel: *De Glandulis Cowperi Mucosis* Commentarius. Auctore *Guilielmo Andrea Haasio*, Philos. D. etc. cum tabula aenea. 1803. 50 S. 4 (14 gr.) Zuerst nennt Hr. *H.* die verschiedenen Anatomen, welche von *Realdus Columbus* an, diese Drüsen mehr oder weniger genau beschrieben und abgebildet haben, und deren Arbeiten er mit der seinigen vergleicht. Nach seiner Versicherung findet man sie in allen Cadavern, und zwar am obern und hintern Theile der Zwiebel der Harnröhre. Sie haben eine ovale Figur, eine blass gelbliche Farbe, und eine verschiedene Grösse, indem ihr Umfang bald wie eine Erbse, bald wie eine Bohne ist. In Rücksicht des Baues gehören sie zu den *glandul. conglomerat.*, und bestehen daher aus vielen *acinis*. Jede von diesen Drüsen hat ihren eigenen Ausführungscanal, welcher den obern Theil der Harnröhre in schräger Richtung durchbohret; eine Klappe findet man an ihrer ovalförmigen Mündung nicht. Die Blutgefässe erhalten sie von der *arter.* und *ven. penis profunda;* einsaugende Gefäfse hat man bis jetzt noch nicht daran bemerkt. Hr. *H.* fand einst an der Stelle, wo gewöhnlich die Cowperschen Drüsen sitzen, eine grosse Drüse, die sich durch ihre Weichheit von den Cowperschen, die oberhalb derselben sassen, hinreichend unterschied. Die Art, wie man diese Drüsen suchen muss, wird sehr genau beschrieben. Auf einer von dem Vf. gezeichneten, und Hn. *Rosenmüller* gestochenen und illuminirten Kupfertafel, sind diese Drüsen, nebst den Theilen, mit welchen sie in Verbindung stehen, sehr gut abgebildet.

M. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 FEBRUAR, 1804.

GESCHICHTE.

Heilbronn, b. Class: *Geschichte von Schwaben, neu untersucht und dargestellt* von *J. C. Pfister,* D. d. Philos. u. Repetent am theol. Stift zu Tübingen. Erstes Buch. 1803. XIV S. Vorr. 211 S. Text. 8.

Die Nothwendigkeit einer kritischen Revision und Darstellung des reichen Geschichtvorraths, welcher über einzelne Länder und Gemeinden des Reichs theils in Sammlungen von unsicherer Treue, theils in unbenutzten Urkunden zu finden ist, unterliegt keinem Zweifel. Ohne sie läfst sich aus der Hand auch des fleifsigsten uud scharffinnigsten Forschers eine Nationalgeschichte der Teutschen kaum erwarten. Es ist jetzt auch nicht blofs, noch hauptsächlich, um die Befriedigung einer gelehrten Wifsbegierde zu thun. In Zeiten des Auseinandergehens alter Staatensysteme, wo bey dem Verschwinden gewohnter Formen jedem nur bleibt, was er *ist*, um damit entweder auf eigenen Füfsen zu stehen, oder um, zu Erhaltung möglichster Selbstständigkeit, in eine neue Ordnung der Dinge das wesentlichste mit hinüber zu nehmen, erwacht der teutsche Mann, tastet sich, fragt sich: *Wer* bin ich denn? *Wie* ward ich das? Wie kam ich *hieher?* Wenige Geschichtbücher werden ihm helfen, diese Fragen sich zu beantworten. Sollen die Geschichtsfabrikanten *von vorn* es thun? Soll, was er *wissen* will, er denen *glauben*, welche in schöner Einkleidung *unverbürgte* Erzählungen ihm vorlegen? Es ist ihm Ernst um die Wahrheit, unserm teutschen Mitbürger, in dieser nichts weniger als scherzhaften Zeit, wo er über seinen Stand und Wesen Unterricht mehr als Unterhaltung braucht. Also liegt Geschichtschreibern ob, den Nachrichten von Entstehung, von den Verwandlungen, von dem Guten und Fehlerhaften, was in der vaterländischen Verfassung war und ist, bis auf die Urquelle nachzugehen, ihre ächte Spur, ihre Reinheit, je nachdem sie unerforschlich oder klar da liegt, uns zu zeigen, und auf dem jahrhundertlangen Wege uns vertraut mit uns selber zu machen. Das ist wahrhaft wissenschaftliche Behandlung der Geschichte, wenn sie das Verhältnifs der Wirkungen zu den Ursachen nicht erdichtet, sondern aufschliefst. *Alsdann* lehrt sie regieren, wenn sie die wenigen Gemeinsätze, welche der Menschenverstand lehrt, in ihrer Anwendung auf Individualität und Localität zeigt. Und *so* wird die Geschichte Wohlthäterin der Menschheit, wenn sie die, jedem Boden eigene Pflanze nicht in ein fremdes Treibhaus geben, oder gar ausreifsen, sondern pflegen lehrt.

Diese Betrachtungen gehen in der That nicht blofs auf das vorliegende Buch: wir werden aus gleichem Gesichtspunkt viele andere historische Werke beurtheilen; ungünstig die sophistisirenden, ungünstig romanhafte; mit Achtung alle, aus denen etwas zu lernen ist; mit Beyfall die, welche so viel Gutes vereinigen, wie diese Geschichte der alten Schwaben.

Ihr, noch junger, Vf. verspricht sehr viel; gründliche, wohlgeordnete Gelehrsamkeit, gesunde Kritik, Verstand, Mäfsigung, und in der Schreibart Einfalt und Kraft: — so viel ist bey ihm. Von dem höchsten Alterthum, wo Orkyn's waldichte Felsenhöhen die westliche Gränze der griechischen Weltkunde waren, durch die unhistorische Zeit suevischer Ungebundenheit und die nur wenig hellere des mannichfaltigen Kampfs mit Rom, führt er in die Periode der ersten wahren Entwickelung durch aufgeschriebene Gesetze, christlichen Glauben und Anschliefsung an die in der Hierarchie und bey den Franken erhaltene Cultur. Und nachdem gezeigt worden, wie auf die Herzoge (748) die Cammerboten gefolgt, schliefst er mit Erhöhung Burkards und Herstellung des neuen Herzogthums (916 ff.) Es ist sichtbar, dafs er aus den Quellen schöpft, und Arbeiten anderer Geschichtforscher weder verschmäht noch ohne eigene Prüfung benutzt. So brauchte er *Schoepflin*, *Sattler*, *Müller* und *Mannert*, berichtigend. Seiner Denkungsart und Manier ist Jugend nirgend, überall das reife Studium anzusehen. Die celtischen Etymologien, so wie andere Dolmetschung der alten Völkernamen, braucht er; aber wo keine Evidenz ist, nicht absprechend, und in solcher Beziehung auf Orte oder Waffen, wodurch seine Muthmafsung meist sehr wahrscheinlich wird. Was, unseres Erachtens, ihn besonders wohl zum Geschichtschreiber eigenschaftet, ist jene Verbindung der Gabe, jede Zeit nach sich zu beurtheilen, mit der, die Keime der spätern und unserer Zeit bey der ältesten Erscheinung zu bemerken. „Land um Kriegsdienst", wie die Cimbern es begehrten (S. 11) ist allerdings „die Grundlage des ganzen Feudalwesens, den Krieger mit Land zu besolden."

In der etymologischen Deutung alter Namen pflegt er *Fulda* und historischen Spuren zu folgen. *Orkyn* (Ὀρκυνια) übersetzt er richtig „das äufserste höchste Waldgebirge" der denselben Alten bekannten Erde (S. 1); hingegen dürfte irrig seyn, zu glauben

ben, dafs man den Ister aus den *Pyrenäen* entspringen liefs. (Der Berg Pyrene war das von Brenner, von Bernina, genannte Tyrolergebirg, und man konnte wirklich so gut den Inn als die abnobifchen Flüfschen für die Isterquelle nehmen. Nicht ohne Grund wird gezweifelt, welches Waffer Tiberius dafür gehalten (S. 34). Zum Theil beruhet es auf Beftimmung der Infel des Bodenfees, welches fein Waffenplatz (ὁρμητήριον) in dem Krieg wider die Vindeliken war. Diefe kann die Reichenau, Meinau, oder Lindau feyn; die Rheinau fcheint von den feindlichen Sitzen zu entlegen; Lindau, zwifchen den Rhäten und Vindeliken, zu gefährlich für *diefen* Zweck: fo wäre *Reichenau* am wahrfcheinlichften. Von da konnte Tiberius, ein Freund fchnellen Reifens, leicht in Einem Tag nach Donefchingen kommen. Wir glauben aber, dafs er die feindliche Seemacht vorher in den grofsen oberen Waffern bezwungen; dafs er zu Lande Thurgau hinauf, hin an den Sümpfen, durch welche der junge Rhein dem See damals zufchlich, an die nördliche Landmacht der alten Rhäten gekommen, dort (im Maienfeldifchen!)

grave praelium
commifit, immanesque Rhaetos
Aufpiciis pepulit fecundis;

dann aber auf dem Rückzuge nach Gallien die kleine Entdeckungsreife an den Abnoba von Reichenau oder felbft Rheinau fich erlaubte. Als, 113 Jahre nach diefem, Tacitus (wenigftens zum Theil nach des grofsen Sammlers, Plinius, längft verlornem Werk) Germanien befchrieb, kannte er die jetzt noch mit dem grofsen Namen prangende Quelle fo wohl, dafs ihre Localität (*molli et clementer edito montis Abnobae jugo*) fich kaum genauer befchreiben läfst. Den germanifchen, fränkifchen, alemannifchen, langobardifchen und andere Namen erläutert Hr. P. (S. 14, 18, 56, 60, 111 u. f. w.) meift aus der jedem Volk eigenen Waffe (wie von der fabinifchen *Quiris* Quiriten find), aber fo, dafs er den Gränzen der Wahrfcheinlichkeit, und noch feltenern, Befcheidenheit getreu bleibt; wie er auch über Hadrians Wall, über die helvetifche Wüfte (S. 39 f. 43) mehr feine Gedanken äufsert, als entfcheidet. In der That war in viel fpäterer Zeit eine Wüfte der Helvetier auf dem linken Rheinufer, der Stadt Aventicum fchon zu Ammians Zeiten erödete Mark, Uechtland, welches in lateinifchen Urkunden *Defertum Helvetiorum* überfetzt wird. Wer kann fagen, ob eines Abfchreibers unverftändiger Fleifs den Namen in feinen Ptolemaeus, und am unrechten Orte, eintrug, oder ob ein älterer Eremus in Oberfchwaben in die Periode vor den Alemannen zu fetzen ift, und aus Nachläffigkeit noch dann genannt wurde, als nicht nur *decumates agri*, fondern volkreiche Gauen an dem Ort wieder aufgekommen waren!

Wir bezeichnen als Proben guter Kritik und weifer Behandlung die Anmerkung S. 50 über Caracalla's Feldzug, die Berichtigungen Schöpflin's S. 70 und 74, die Bemerkung S. 101, wie die Gefolge Grundpfeiler der erblichen Fürftenmacht wurden, S. 119 die Beobachtungen über das alemannifche Gefetz, S. 144 über das Chriftenthum in folchen Ländern, den fchönen Ueberblick des Gangs der alemannifchen in Vergleichung anderer teutfchen Gefchichten S. 104 und die richtige Angabe des Ueberfchrittes aus der altfuevifchen Kriegsverfaffung von dem an, als die Alemannen in ihrem Lande fefshaft wurden (S. 107). „Karl „Martell, der die Ueberfchwemmung der Saracenen „in den Abendländern" (der Abendländer durch die Saracenen!) „aufgehalten, der die ganze Monarchie „der Franken, ohne König zu heifsen, in feiner Ge„walt hatte, diefer vermochte kaum die teutfchen „Völker dieffeits des Rheins in Unterwerfung zu hal„ten" (S. 149). Solche Betrachtungen veranlaffen den Lefer zu nützlicher Vergleichung der verfchiedenen Zeiten wilder Freyheit und bezähmender Einrichtungen, auch wohl zu dem Gedanken, dafs die Erduldung mancher Dinge Convenienz einiger Gewalthaber, und nicht im Charakter der Nation feyn dürfte.

Ueber einiges haben wir Zweifel. S. 19 follte die 17 Note etwas deutlicher zeigen, dafs die Tusken und ihre rhätifchen Enkel für keine *griechifche* Kolonie gehalten werden dürfen. S. 27 werden die Bündnerifchen Zehen Gerichte undiplomatifch den Centgerichten angefchloffen, da fie bald acht, bald eilf hiefsen, und erft dann jener Name daurend wurde, als wirklich *zehen* Gerichte diefen Bund ausmachten, vor dem das Ländchen gar keine gefchloffene Einung hatte, und namenlos ift. S. 28: „Dafs die Germanen weder Priefter noch eine Priefterreligion gehabt", ift wohl zu abfprechend. Auch unter ihnen waren Sagen der Urwelt und von übernatürlichen Kräften, die fie mannichfaltig verehrten; und mit dem Vorftand der Stämme wohl, wie anderswo, derfelben Repräfentanz bey der Gottheit verbunden. Bey Vergröfserung der Gemeinden und Vervielfältigung der Gebräuche, da nicht Einer alles vermochte, mufste manches durch Untergeordnete gefchehen. Auch ift in dem Gang der Natur, dafs hin und wieder, wie anderswo, die Kenntnifs und Uebung folcher Dinge eine ausgezeichnete Profeffion wurde: welches alles ohne fcharffinnige Combinationen oder befonderes Feuer der Phantafie hinreichte, Priefter hervorzubringen, die darum nicht brauchten, weder römifchen noch ägyptifchen ähnlich zu feyn. Zu S. 54 ift anzumerken, dafs der, von Auguftus geliebte rhätifche Wein hieher nicht gehört; er war eine Frucht, wo nicht völlig der Südfeite diefer Alpen, doch der füdlichliegenden Thäler. Zu S. 63. Wir finden keine Nothwendigkeit, *Salinas* für *Grenzflüffe* zu nehmen; *Salae*, eigenthümliche Wohnungen, paffen wohl auch nicht einem wandernden Volk; in Heffen, und im alten Kurmainzifchen, wohin fich die Burgundionen ausgedehnt haben mochten, fehlen *Salinae* im eigentlichften Sinne nicht. S. 66 wird „am füdlichen Ufer des Bregenzerfees, an der *Aare* hinauf", wohl die *Argen* feyn follen, die eher als die *Aare* zum alten Linzgau führt. Dafs, nach S. 77, Julians Schlacht am Rhein wider Chnodomar „ungefähr in derfelben Gegend" gefchehen feyn foll, wo 400 Jahre zuvor Cäfars

sars Schlacht gegen Ariovist, wird denjenigen schwer begreiflich seyn, die aus Cäsars Nachricht sich erinnern, dass der Rhein von seinem Schlachtfeld 50,000 Schritte entfernt war. Bey S. 117 scheint nicht billig, die ehrwürdige Theudelinde, mit einer Brunhilde und Fredegonde in die gleiche Classe zu setzen. S. 140. Das *Zuger Thal* ist an den dem Gallus geschehenen Unfugen ganz unschuldig; *Tuken*, wo er predigte, ist von jenem durch Berge getrennt. S. 151 wird *Gripho* vielleicht unrichtig als *Krummnase* übersetzt; es ist eher Abkürzung von Gottfried. Dass die schöne Freyheit, nur von *seines gleichen* gerichtet zu werden, Charakter auch der teutschen Städteverfassungen sey, werden, wo nicht Bürger, die nicht regierungsfähig sind, wenigstens die Unterthanen dieser Städte schwerlich ganz zugeben. Ob (S. 181) aus der Menge der Dörfer (deren auch in Brandenburg das Landbuch Karls IV ungleich mehrere hat, als noch sind) auf die Zahl der Volksmenge zu schliessen sey, ist eine so lang nicht auszumachende Frage, bis, (welches nicht zu hoffen scheint) aus diesen alten Zeiten Tabellen der Volksmenge aufzufinden sind. Hingegen ist ausser Zweifel, dass der Dörfer grössere Zahl, und also beschränktere Feldmarken, der Bevölkerung sehr vortheilhaft waren. S. 191 pflichten wir dem Vf. bey, dass etymologisch oder herkömmlich *teutsch* dem *deutsch* vorzuziehen ist.

Den Charakter der Schreibart haben wir schon angegeben: sie ist in grosser Einfachheit körnig. Es misslingt auch der poetische Schwung nicht, wo Begebenheiten, wie die Alemannenschlacht gegen Julian S. 73 f. das teutsche Gemüth entflammen. Es ist eine Kleinigkeit, dass S. 48 die *Bewohner* der Murr (Fische oder Krebse!) mit ihren *Anwohnern* vermengt werden. Dass „*vergeblich*" Claudius dem Norden widerstand, wird jedem ein unbequemer Ausdruck scheinen, der weiss, dass doch erst nach mehr als 200 Jahren und von anderen Völkern der abendländische Thron gestürzt wurde. S. 59: Eben so ist wohl nicht gut gesagt, dass der Markmannen Verein „in einer grosen Ueberschwemmung" sich aufgelöset habe. Hier könnte eine Sündfluth, wie die, der die Cimbern entflohen, so gut als eine Völkerwanderung verstanden werden. Unrichtig wird S. 59 Constantius *Caesar* genannt: etikettenmässig war er weit mehr als *ein Caesar;* der Seele nach unvergleichungsmässig unter *dem Caesar*. Unbequem ist S. 90 von Honorius gesagt, er habe Stilichon *in die Abendländer* gesandt; er selbst lebte in den Abendländern; ist Ravenna nicht in Hesperien?

Es ist eine richtige Bemerkung S. 195, „dass ehemals die *Ehre*, des Mannes höchstes *Gesetz* war, zuerst aber das Christenthum *Gleichheit* vor dem Gesetz dargethan hat." Wofür einerseits dieses vor unseren Zeitgenossen hätte sollen Gnade finden, anderseits aber nicht unnöthig war, zu bemerken, was des Mannes selbstständige Kraft im Ganzen dadurch verloren oder gewonnen.

Dieses alles zeigt, dass in diesem Verfasser ein vorzüglicher teutscher Geschichtschreiber aufblühet.

Ths.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BASEL u. AARAU, b. Flick: *Schweitzerische Minerva. Von einer Gesellschaft vaterländischer Gelehrten herausgegeben.* Ersten Bandes erstes Stück. 1803. 128 S. 8. (4 Hefte 2 Rthlr.)

Um der öffentlichen Aufmerksamkeit eine weniger einseitige, und eben darum weniger leidenschaftliche Richtung zu geben, eröffnet eine gelehrte Gesellschaft in der Schweiz, welche den bösen Geist der Partheysucht gerne beschwören möchte, vorliegende periodische Schrift, deren Hauptrubriken unter andern folgende seyn sollen: 1) *Helvetische Tagsgeschichte* und merkwürdige Vorfälle in einzelnen Cantonen. 2) Wichtige *Gesetze*, zuweilen mit bescheidenen Anmerkungen. 3) Bedeutende *Rechtshändel*, *Anstalten*, *Erfindungen; Biographien*. 4) *Kunst und Literatur*. 5) *Natur und Sittengemälde, kleine Reisen, Erzählungen, Poesien*. Von dem Inhalte des *ersten* Stücks müssen wir diesmal etwas ausführlicher referiren. 1) Eine sehr gutgeschriebene *Denkschrift über die zweckmässige Organisation der Schweiz*, welche im December 1802 von mehrern helvetischen Deputirten (Freunden des Einheitssystems) den französischen Commissarien übergeben ward, *verdient* die erste Stelle. Merkwürdig ist hier die Nachricht: dass die Freunde des unbedingten Föderalismus immer die Gegner Frankreichs waren, dass aber, so bald sie an der Spitze der Geschäfte standen, sie selbst auf einen *permanenten Senat des Föderalstaats* antrugen. So z. B. der Schultheiss *Steiger* von Bern (S. C. L. v. Haller über den Feldzug des Erzherz. Karl in der Schweiz S. 553). So die zu *Schwytz* versammelte *Tagsatzung* im October 1802. Man kann hinzusetzen: So auch die *Redingsche Centralregierung* zu Bern im Febr. 1802; wie der von ihr abgefasste gedruckte Verfassungsentwurf für Helvetien beweist; denn in diesem Entwurfe giebt es *keine Landgemeinden für die kleinen Cantone*, ungeachtet Reding sie ihnen mündlich versprochen haben soll. Sonderbar scheint es, dass der Beherrscher Frankreichs das Föderalsystem begünstigte. Doch bey einigem Nachdenken löst sich dem Beobachter diess Räthsel, und so wie sich die politischen Plane einer gewissen Macht allmählich entwickeln, wozu es vielleicht nur weniger Jahre bedarf, wird das gesammte Volk darüber aufgeklärt werden. (S. 36 Z. 11 *ist ein anstössiger Druckfehler*). 2) *Caspar Hirzel, Vf. des philosophischen Bauern; eine biographische Skizze* des thätigen Lebens dieses als praktischer Arzt, als Regent, und als Schriftsteller verdienten Mannes. Schade, dass diese Skizze nur flüchtig entworfen ist. Einige Anekdoten, die Hirzels Geist charakterisiren, können wir nicht unberührt lassen. „Eines „Tages begleitete er D. *Mesmern* in dem Hospitale von „einem Zimmer zum andern. Er war Augenzeuge, „wie dieser Magnetiseur durch Vorstreckung seines „magnetisirten Stabes die Patienten in Zuckungen ver„setzte. Endlich führte ihn H. in ein Zimmer von *Blöd„sinnigen;* umsonst hielt M. diesen den Stab hin; auf sie „machte er keinen Eindruck. Hieraus schloss Hirzel, „dass bey andern Kranken nicht der *Stab* die Convulsio„nen

„nen erregte, sondern nur ihre eigne in Furcht und „Schrecken gejagte Einbildungskraft. — Einmal be„fand er sich mit einem kranken Freunde in den Bä„dern zu *Baden*. Glücklich hatte er diesen geheilt; allein „bey der Rückerinnerung an sein Fieber überfiel es ihn „täglich um dieselbe Stunde, um 11 Uhr Vormittags von „neuem. Unter der Hand traf nun H. mit den Badegästen „die Abrede, dafs Jeder seine Uhr um eine ganze Stun„de zurückstellte, und auch der Küster that diefs in An„sehung der Glockenuhr. Aufgeräumt ging mittlerweil „der Genesene in grofser Gesellschaft, am Ufer der Lim„mat, spatzieren; unter muntern Gesprächen vergafs er „das Fieber; jetzt sah er nach der grofsen Uhr bey der „Kapelle. Nun, sprach er, wird das Fieber bald kom„men; es ist Zeit, dafs ich heimgehe. Lachend zog H. „die Uhr aus der Tasche. Zwölf Uhr, setzte er hinzu, ist „vorbey; das Fieber hat sich vergessen, es kömmt nicht „wieder. Wirklich kam es nicht wieder." 3) *Ueber die Verheerung der Tannenwälder durch den Borkenkäfer. Von Zschokke*, der sich von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen hat, und seit zwey Jahren als privatisirender Gelehrter bey Aarau lebt, wo er sich vorzüglich der *Forstwissenschaft* (nach diesem Aufsatze mit grofsem Fleifs und Erfolge) widmet. 4) *Ein Brief des verewigten Lavaters* (vom J. 1799) an *Stapfer*, den damaligen *Minister der Wissenschaften in Helvetien*. Die Herausgeber wollen damit beweisen, dafs die helvetische Centralregierung es nicht so böse mit der Kirche und der Geistlichkeit gemeint haben könne, wie ihr häufig zur Last gelegt ward. Oeffentliche Blätter gaben unlängst den Wink, dafs die Erscheinung dieses Briefes Aufsehen in der Schweiz erregt habe, und von gewissen Cantonsregierungen, welche gerade jetzt kirchliche Einrichtungen machten, und insbesondere die Pfarrerwahlen wieder auf die vor der Revolution besondere Ordnung zurücksetzten, nicht gern gesehen worden sey. Lavater wollte nämlich, dafs die Regierung das Wahlrecht in Ansehung der Pfarrer *den Gemeinden* übertrüge. Wahr ist es, dafs es ein Hauptpunkt der ersten helvetischen Constitution war: der Staat, als Staat, erkenne keine Religion an, mithin gebe es keine *herrschende* Religion, und jeder Commun bleibe es überlassen, sich, zu welchem Glauben sie wolle, zu bekennen; denn das Glaubensbekenntnifs sey ganz unabhängig von dem Staat. Allein der Minister Stapfer, dessen Stelle ihm einen weitern Gesichtskreis verschaffte, als Lav. in seiner Sphäre hatte, sah bald, dafs es für Sittlichkeit und Ruhe des Landes nicht gut wäre, wenn die Regierung die Pfarrerwahlen, welche bis dahin meistens von den Cantonsregierungen abgehangen hatten, auf Einmal dem Volke *ganz* überliefse, und er verfocht, wie Lavaters Brief vermuthen läfst, die provisorische Verfügung der Regierung, nach welcher für Einmal das Wahlrecht noch nicht den Gemeinden überlassen werden sollte. Auch beweisen viele zur Kenntnifs des Publicums gekommene Beyspiele von Pfarrerwahlen durch die Gemeinden, welche in diese Epoche fielen, dafs Stapfer, dessen Brief wir sehr gerne lesen möchten, *Recht hatte*, und dafs, wenn die Regierung gethan hätte, was Lav. verlangte, *der Erfolg ganz gewifs gegen seine eignen Wünsche ausgefallen wäre*. Eher liefse sich eine von Lavatern (S. 126. 127) vorgeschlagene *Modification* des allgemeinen Wahlrechts der Gemeinden hören, nach welcher jede Gemeinde, in welcher eine Pfarrvacanz vorfiele, eine Anzahl von Wahlmännern, welche die Pfarrerwahl vorzunehmen hätten, wählen, der Kirchenrath (das Presbyterium) der Gemeinde das Recht des *Veto* besitzen, und aufserdem noch, um allen (?) möglichen Kabalen vorzubeugen, ein von der Geistlichkeit (?) gewähltes Confirmationscorps die Befugnifs haben sollte, in dem Falle erweislicher Cabalen, oder der Erwählung eines unwissenden oder unsittlichen Menschen die Wahl für ungültig zu erklären. Da sich nun aus mancherley Anzeigen schliefsen läfst, dafs das Schweizervolk sich kaum *ganz* in die alten Formen werde zurücksetzen lassen: so wäre zu wünschen, dafs die Cantonsregierungen jenen modificirten, und *quantum satis* noch zu berichtigenden, oder irgend einen andern Plan in Ansehung dieses Gegenstandes annehmen möchten, ehe das alte Mistrauen sich wieder regt, und neue Gährungen vorbereitet, deren Ende sich alsdann ohne prophetischen Geist leicht vorhersagen liefs. Noch bemerken wir die Titel, womit Lavater dem Minister Stapfer schmeichelte, um ihn für seinen Plan zu gewinnen. „Lieber, gu„ter, herzlicher Stapfer, heifst es, lieber Bruder und in„nig geschätzter Freund, lieber, guter Minister, zehn„mal gröfserer Philosoph, als ich zu seyn mir anma„fsen darf." Solchen Liebkosungen widerstehe, wer da kann! In der That gehörte oft ein nicht geringer Grad von Geistesstärke dazu, um sich nicht von Lavaters Feuereifer hinreifsen zu lassen. Freylich war L. in dem vorliegenden Falle nicht klug genug, um es zu verbergen, dafs er den Minister im Grunde *meistern* wollte, was ihm bey demselben nicht nützen konnte. Deutlich geht auch aus diesem Briefe hervor, dafs Lavaters πολυπραγμοσυνη in der helvetischen Revolutionsperiode unendlich gern eine grofse Rolle gespielt hätte, und da man von Seiten der Regierung diese Wünsche nicht sehr begünstigte, obgleich L. bey jeder Gelegenheit Verbindungen mit den Directoren und Ministern anknüpfte, so kann, nach menschlicher Schwachheit, diefs allerdings etwas dazu beygetragen haben, ihn nachher zum *Gegner* einer ihn vernachläfsigenden und seine Indiscretion, Eitelkeit, Herrschsucht und Excentricität scheuenden Regierung zu machen. 5) Einige Gedichte von *Xaver Bronner*, jetzt Lehrer an der Cantonsschule zu Aarau, und ein Gedicht des Archidiakons *Tobler* sind ganz artig; wie aber ein, zwar kurzer, Aufsatz, betreffend den Uebergang des weiblichen Geschlechts aus dem Zustande sklavischer Erniedrigung in den der Vergötterung, eine Stelle in dieser periodischen Schrift fand, ob ihr gleich so viel andrer Stoff näher lag, ist nicht so leicht abzusehen. — Wir wünschen dieser Minerva viel Glück in ihrem Vaterlande; doch ist unser Glaube an ihr Fortkommen schwach: auch sagen die Herausgeber in der Vorrede selbst, sie erwarten wenig Gunst für sie bey der Mehrzahl, weil diese nichts für wahr, gut und schön halte, als was ihrer Parthey schmeichle.

a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 6 FEBRUAR, 1804.

LITERATURGESCHICHTE.

UTRECHT, b. v. Paddenburg u. Sohn: *Christophori SaxI Onomastici literarii Mantissa recentior, sive Pars VIII Nomenclatoris Scriptorum, cuiuscunque bonarum artium disciplinae novissimorum, qui vel superstites adhuc sunt, vel nuper decesserunt.* VIII u. 464 S. gr. 8.

Erst dieser Anhang vollendet das mit Recht geschätzte *Onomasticum* unsers berühmten Landsmannes, wovon der *siebente*, und, wie es vorhin hiess, *letzte* Band im J. 1790 erschien, welcher bis auf 1774 herabging. Damals hatte es Hr. Prof. *Saxe* nur mit Schriftstellern zu thun, *quos Libitina sacrarat;* nachher entschloss er sich, um das 18te Jahrhundert ganz zu umfassen, zur Aufzählung der vielen, theils noch lebenden, theils nach dem Abdruck jenes Bandes verstorbenen, Gelehrten. So erhalten wir jetzt ein ziemlich vollständiges Verzeichniss der für eigentliche Gelehrsamkeit wichtigsten Namen bis zu Ende des verflossenen Seculums. Unter *eigentlicher Gelehrsamkeit* versteht der Vf. noch immer diejenigen Zweige von Kenntnissen, die einigermasen auf dem Stamme von Geschichte und alter Literatur wachsen; durch welche Bestimmung begreiflich eine grosse Anzahl von Namen ausgeschlossen werden, mit welchen unsere *gelehrten Teutschland, Frankreich* und *England* prangen. Etwas schwankend ist zwar jene Bestimmung, sie kann auch auf manche kleine Ungerechtigkeit führen: doch zweifeln wir nicht, dass die mehresten übergangenen Schriftsteller sich mit ihrer unverhohlenen Geringschätzung der Studien des Alterthums über die versagte Ehre trösten werden; andern aber wird es angenehm seyn, in einem nicht gar starken Bande eine Uebersicht derjenigen Namen zu haben, die nicht blos Ein Land oder Eine Nation interessiren, und so das unübersehliche Heer europäischer Schriftsteller auf einige Centurien eingeschränkt zu sehen. Hr. *S.* ist auch keinesweges so eigensinnig, jeden aus seinen Tafeln auszulassen, der nicht in lateinischer Sprache geschrieben: schon im vorigen Werke fanden sich, neben *Pope, Rousseau, Barthelemy, Lessing, Winckelmann,* auch die Namen *Lambert, Moses Mendelsohn, Abbt, Riedel, Töllner* und verschiedene *Homiletae*, die eben nicht viel aus den Alten gelernt hatten. *Neque tamen,* sagt er, *in ejusmodi hominibus haerendum mihi esse putavi, quos Academiarum hodie mores sui ordinis, seu, ut eleganter vulgo loquuntur, suae FACULTATIS formularum Doctores creare solent, quorum innumerabilis est copia* f. w. Mit besonderer Genauigkeit sind die Gelehrten Hollands aufgeführt; weniger vollständig die engländischen: am wenigsten ist der Vf. mit den Umständen der Italiener hekannt, daher er bey diesen öfters blos die Namen und Bücher-Titel zu künftiger Ausfüllung hingestellt. Mehrere fehlen gänzlich, wie *Marini, Lanzi, Invernizzi, Porson, Wakefield.* Aber jene Anzeigen von zum Theil seltenen Büchern oder kleinen Schriften müssen dem Literator immer willkommen seyn, zumal in Fächern, wie Alterthümer, Numismatik, Epigraphik, wo nicht leicht etwas Bedeutendes übergangen ist. So ist auch die einzelne Aufzählung der in grössere Sammlungen versteckten Abhandlungen französischer Gelehrten sehr verdienstlich, z. B. eines *de Guignes, du Puy, Gailland, de Burigny, Larcher, Breguigny;* doch fehlt bey dem letztern der Anfang einer Ausgabe des *Strabo*, der wenig in den Buchhandel gekommen ist. Von teutschen Gelehrten giebt Hr. *S.* fast mehr Namen, als man erwarten durfte, verleitet, wie es scheint, von den gewaltigen Registern unsers *Meusel*, die man billig allen Ausländern entgegen tragen sollte, die noch keine recht allgemeine Achtung für unsere Literatur fassen wollen. Hr. *S.* hat auch unsere Dichter, vornehmlich solche, die sich als Nachahmer der Alten ausgezeichnet, nicht übergangen, z. B. *Gleim*, der etwas *ad exemplum Anacreontis* gesungen, *Uz*, der selbst den Anacreon übersetzt hat, *Wieland*, den Ueberſetzer des Horaz, *Gesner, Ramler, Klopstock;* auch Hr. *Frid. Nicolai* hat seinen Artikel, als *Curator Bibliothecae Germ. communis.* Selbst Hr. *C. Fr. Cramer* wird nicht vergessen, *idololatriae adversus Klopstockium reus,* wegen des Er und über Ihn, auf Latein: *Ipse (quasi αὐτὸς ἔφα) et ad eum annotationes.* Aehnliche Urtheile und Bemerkungen sind hin und wieder eingestreut; wie bey *Kant: Philosophus adeo retrusus et abditus, ut verear, ne multi ejus de tripode responsa assequi possint.* Neuere teutsche Philosophen kennt man, wie es scheint, in Utrecht noch nicht, *Herders Metakritik* ist ihm jedoch bekannt; er übersetzt den Titel: *Criticam comitem, vel cum alia sociandam sanae scilicet rationis.* Weniger verstehen wir, warum ihm einige Schriften *Kästner's*, des Mathematikers, *quiddam portentosi et τερατῶδους* zu enthalten schienen: sollten es etwa die witzigen seyn? Seltener läfst er sich in Urtheile über philologische Werke ein, ausser durch kurze Formeln und Beywörter des Lobes, oder durch Anführung fremder Elogien: so bey *Ruhnkenius, Brunck, Wyt-*

Wyttenbach, *Wolf*. Ueber die neuesten Untersuchungen des letztern Kritikers wird bescheiden gewünscht: *Utinam in hac re sola suis de fide Orationum Ciceronis suspicionibus non tam large indulsisset; ut earum quinque — ad spurias amandare videretur* u. s. w., ein Seufzer, der dem neunzigjährigen Greise am leichtesten zu verzeihen ist, dem es freylich schwer eingehen musste, einen Glauben aufzugeben, den er 17 Jahrhunderte hindurch befestigt hielt, und selbst an 80 Jahre seines Lebens wiederholte. Anderswo stossen wir auf gelegentliche Entdeckungen von bisher unbekannten Verfassern anonymer oder pseudonymer Schriften: so werden die berühmten Satiren *de tota Graeculorum hujus aetatis litteratura*, die man seither bald dem *Lagomarsini*, bald dem *Jo. Lami* beylegte, jetzt dem Jesuiten *Jul. Cordara* zugeschrieben. Noch müssen wir auf einen sehr reichhaltigen Artikel aufmerksam machen, den von Hn. *S.* selbst, wo, ausser dem genauesten Catalog seiner Schriften und Aufsätze, eine artige Anekdote von seiner Namensveränderung, *Sachs* in *Saxius*, vorkömmt. Auf erstere Weise nannte er sich noch in seiner Leipziger Probeschrift, über die er späterhin das Vergnügen hatte, von Burmann dem Jüngern, dem heftigen Gegner des *Saxius*, als *Sachsius* ein freundliches Lob in der Vorrede zum Virgil zu erhalten. Ein guter Wink für Manchen, durch ein *x* oder eine ähnliche Veränderung einem sinkenden literärischen Ansehen aufzuhelfen. Bey Hn. *S.* aber war das *x* die erste Aeusserung seines Hasses aller neu-lateinischen Barbarey, der noch jetzt nicht bloss allen *Hof- Justiz- Regierungs- Consistorial- Geheimen-* und andern *Räthen* ihre Titulaturen entreisst; sondern manchmal offenbar in eine den heutigen unkeuschen Ohren lästige Affectation übergeht. Sogar *Volumen*, von Theilen eines Buchs, ist ihm anstössig; *vocabulo hodie neminem uti velim, quoniam hodie libros non volvimus:* er pflegt dafür *Codex* zu sagez. Noch weniger wird man hier *verbi divini ministros* oder *concionatores* finden, *nomen contumeliosum Tribuni plebis et concitoris reipubl.*, wie er in der Vorrede schreibt. Sollen wir endlich die mancherley kleinen Irrthümer rügen, die sich in eine Zahl von Artikeln eingeschlichen haben? Zuweilen wird nämlich Einem Namen zugeschrieben, was zweyen gehört; zuweilen werden Lebensumstände unrichtig angegeben; anderwärts nicht unbedeutende Schriften in der Folge anderer übergangen. Allein wir vermeiden lieber eine solche trockene Aufzählung, wozu jeder fleissige Sammler ganz bekannte Quellen in der Nähe hat. Ueberhaupt aber wünschte Rec., dass diess so verdienstliche Werk in seinem ganzen Umfange so vieler Jahrtausende eine sorgfältige Uebersicht mehrerer fleissigen Literatur-Freunde in und ausser Teutschland erfahren möchte, um nach und nach durch Beyträge vermehrt und berichtigt, seinen Zweck vollkommen zu erfüllen, welches jetzt noch nicht durchgehends der Fall zu seyn scheint.

Qk.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Buisson: *Oeuvres de Bernard.* Seule édition complecte, et la première faite sur les Manuscrits Autographes de l'Auteur, la plupart inédits. An XI (1803). Tome premier 348 S. Tome second (et dernier) 317 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Manuscrits autographes de l'Auteur ist eben so pleonastisch, als bey einem andern Werke es hiess: *Anecdotes inédites.* Der Titel, den wir genau wiedergegeben, ist überhaupt, wie man sieht, sehr vernachlässiget.

Bernard lebte von 1708 bis 1775. Er war aus Grenoble, dem Vaterlande des Chevalier Bayard, des Connetable Lesdiguières, des Mechaniker Vaucanson. Die vier letzten Jahre seines Lebens brachte er in völliger Vernunft-Abwesenheit, oder in der Kindheit, zu. Sein Dichtertalent schränkt sich mehr auf den gesellschaftlichen Kreis seiner Zeit ein, als dass es sich auf den grossen Umfang der Lesewelt, oder gar auf die Nachwelt, verbreitet. Es hat daher nicht das erhabene Gepräge einer grossen, hohen, eigenthümlichen Natur, das allen Zeiten und allen gebildeten Völkern angehört; es trägt bloss den Anstrich der Sitten seiner Zeit; es lacht, lebt, webt, und sinkt und verfallt mit diesen. Voltaire nannte den Dichter *gentil Bernard*, und dieser sowohl als seine Zeitgenossen, hielten es für eine Auszeichnung.

Man würde indessen Unrecht haben, ihm alle Begeisterung abzusprechen. Sie fehlt eben so wenig der leichtfliessenden, blühenden, schlüpfrigen Dichtung, als der erhabenen Poesie; nur sind die Inspirationen oder die Quellen verschieden, aus denen die Ergüsse strömen. So hat der Bach, der durch die Wiesen rinnt, eben so gut seinen Ursprung in einer verborgenen höhern Kraft, als der Felsensturz eines Stroms, nur dass jener in sanftern Pulsen der Erde entquillt, und dieser, machtvoll geboren, den Wolken entstürzt.

Bernard nahm seine Begeisterung aus den Ereignissen und den Sitten seiner Zeit, und so wie diese waren, müssen wir seine Gedichte beurtheilen. Er machte unter Maillebois und Leigny, 1733 und 1734, die Feldzüge in Italien, und besang sie nicht ohne poetisches Feuer, obgleich in schnellen Federzügen, ohne höhere Phantasie. Seine Kunst zu lieben ist das Bild der künstlichen Liebe seiner Zeit. Von der wahren Liebe kann es heissen, man sagt nicht wie man liebt, man liebt; so wie Klopstock von edlen Thaten sagt. Seine Schauspiele sind als Erscheinungen eines Augenblicks zur Vergessenheit übergegangen. Das Lustspiel *Elmire* hat hier fünf Aufzüge; es ward erst im 9 Jahr Frankreichs dem Theater angeboten, in drey Acte abgekürzt, und, da der Verfasser nicht genannt war, als das Werk eines Anfängers ermuntert und mit einer prüfenden Kritik versehen. Die Oper *Castor und Pollux* mit Rameaux Musik, fand Bey-

Beyfall, als sie erschien. Sie ist ohne Interesse, bloss Pomp der Vorstellung.

Die mehresten Gedichte sind erotisch, auch diejenigen, die Oden genannt sind. In unsern Zeiten, wo man fast kein Buch zur Hand nehmen kann, in dem nicht die Natürlichkeit den Vorleser in anständiger Gesellschaft zum Stocken bringt, möchte es fast befremdend scheinen, wenn man Bernard seine Schlüpfrichkeit verwerfen wollte. Ihm ist Sinnlichkeit der höchste Reiz, diese ist gerade da am sinnlichsten, wo sie die feinste seyn soll. Wir können diess am besten mit einem kleinen Gedichte eines feiner fühlenden Dichters ausdrücken:

Certain enfant qu' avec crainte on caresse
Et qu' on connoit à son malin souris,
Court en tous lieux précédé par les ris
Mais trop souvent suivi de la tristesse.
Dans le coeur des humains il entre avec souplesse,
Habite avec fierté, s' envole avec mépris.
Il est un autre amour, fils craintif de l' estime,
Soumis dans ses chagrins, constant dans ses désirs,
Que la vertu soutient, que la candeur anime,
Qui resiste aux rigueurs et croît dans les plaisirs.
De cet amour le flambeau peut paroitre
Moins éclatant, mais ses feux sont plus doux.
Voilà le Dieu que mon coeur veut pour maître,
Et je ne veux le servir que pour vous.

Bernard wählte nicht diese Liebe zum Gebieter, bewies aber auch, dass das Kind, das ihn beherrschte, oft die Traurigkeit im Gefolge hat, da es ihn in einem noch nicht gar späten Alter in Kindheit versetzte. Wenn nun gleich die Einbildungskraft und der Geschmack des Dichters im Ganzen dadurch verdorben wurden, so mögen doch folgende Zeilen zum Beweise dienen, dass er auch edlerer Gefühle und Ausdrücke fähig war:

Présent des Dieux, doux charme des humains,
O divine amitié! viens pénétrer nos ames;
Les coeurs éclairés de tes flammes
Avec des plaisirs purs, n' ont que des jours sereins.
C'est dans tes noeuds charmans que tout est jouissance
Le tems ajoute encore un lustre à ta beauté,
L'amour te laisse la constance;
Et tu serois la volupté,
Si l' homme avoit son innocence.

Uebrigens gereicht es zu Bernard's Entschuldigung, dass er mit der Bekanntmachung seiner Gedichte sehr bescheiden war. Die Kunst zu lieben lag dreyssig Jahre lang in seinem Taschenbuche, und diente nur zu geselligen Vorlesungen. Sie ward kurz vor dem Tode des Vf's. verstümmelt gedruckt, und dieser hatte keinen Theil an ihrer Erscheinung; er war damals, wie Saurin von ihm sang:

D'une pitié stérile objet humiliant,
Victime de l'amour, dont il chanta l'empire.
Ce n'est plus qu'un fantôme errant,
Qu'une vaine ombre qui respire.

Da das Werk auf Schreibpapier sehr gut gedruckt ist, so verdient der, nach dem Verhältniss teutscher Bücher, nicht theure Preis, Erwähnung.

GDZ.

1) Leipzig, b. Hempel: *Gesammelte Erzählungen* von *A. G. Eberhard* — Erstes Bändchen. 1802. 292 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Leipzig, in d. Junius'schen Buchh.: *Erzählungen und Mährchen* von *August Mahlmann*. 1802. 318 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Sammlungen schon bekannter Erzählungen, wenn auch von ungleichem Werthe, verdienen doch beide, dass sie das Publicum zur angenehmen, leichten Unterhaltung auswähle. Der Inhalt ist bescheiden und die Einkleidung gefällig; der Ton grösstentheils getroffen und mit Leichtigkeit gehalten. Diess gilt vorzüglich von No. 1. Der Vf. weiss seinen Beruf, als naiver Erzähler, fast durchaus zu rechtfertigen. Nur selten verläugnet er den eigenthümlichen Charakter, und lässt die Erwartung, die er zu spannen wusste, ermüden, indem er den Schluss zu weit verschiebt, und nicht endet, wo sein Gegenstand schon geendet hat. Dagegen verschlingt sich in No. 2 der sonst talentvolle Erzähler, oft zu seinem Nachtheil ins Sentimentale; eine Klippe, über welche der beste Erzähler oft nur springen kann. Er hemmt den Lauf der Erzählung, verfällt in manirirte Sentiments und nimmt den Faden wieder auf, nachdem er schon zerrissen war.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Abbildung und Beschreibung der Völkerstämme und Völker unter des russischen Kaisers Alexander menschenfreundlicher Regierung*, oder Charakter dieser Völker aus der Lage und Beschaffenheit ihrer Wohnplätze entwickelt und in ihren Sitten und Gebräuchen und Beschäftigung nach den angegebenen Werken der in- und ausländischen Literatur, dargestellt von *Friedrich Hempel*, Rechtsconsulenten, und *C. G. H. Geissler*, Zeichner und Kupferstecher und ehemaligem Reisegefährten des Ritters v. Pallas. 1803. mit LXVI illuminirten Kupfertafeln und 134 S. Text. 4.

Der weitläuftige Titel zeigt den Inhalt des Werks an, ohne dass Rec. noch etwas hinzuzufügen braucht. Hn. *Geissler's* Kupfer, welche von diesem Werke die Hauptsache ausmachen, sind weder von ausstudirter Zeichnung, noch vorzüglichem Geschmack; doch stellen sie das Charakteristische der so verschiedenen Völkerschaften im russischen Reich treffend und mit unterhaltender Abwechselung vor Augen. Jedes Blatt enthält zwey, einige wenige auch drey Figuren. Mit den Erklärungen musste sich Hr. *Hempel*, auf zwey Druckseiten für jedes Kupfer, bald einschränken, bald ausdehnen. Daher ist der Stoff, welchen er zu verarbeiten hatte, nicht immer erschöpfend worden.

Erfurt, in d. Hennings'schen Buchh.: *Das Paradies der Liebe.* Ein Kloster-Roman. Herausgegeben von *J. B. Schad.* Zwey Bände. 1804. 433 u. 410 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Diese Brieffammlung ist nicht ohne Interesse und verdient gelesen zu werden. Die Schicksale des Herausgebers sind bekannt genug; er selbst litt lange Zeit unter den Streichen der Mönchskabale, die er hier, in der Geschichte zweyer Verfolgten mit starken Farben mahlt. Er ist allerdings ein glaubwürdiger Zeuge der Schrecklichkeiten, zu welchen intolerante Gesinnungen verleiten, und in sofern muss man diesen Gemählden im Ganzen Glaubwürdigkeit zugeste hen, wenn man sie auch mitunter zu grell finde sollte. Die Bekenntnisse eines liebenden Gemüths womit diese Briefe durchwebt sind, scheinen wirk lich im Rausche der Liebe geschrieben; sie sind da her oft überspannt, oft aber tief und wahr empfun den. Die Gedichte, womit die Briefe zu schliesse pflegen, sind von ungleichem Werthe; doch nich selten energisch und mit kräftigem Gefühl ausgesta tet. Sollte der Vf. ähnliche Arbeiten vor das Publi cum bringen, so befleissige er sich einer bündige Kürze, vorzüglich im Dialog, und mahle Neben scenen nicht zu verschwenderisch aus.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. 1) *Königsberg: De reliquiis quibusdam Philippi Melanchthonis literariis, quae Regiomonti asservantur*, Commentatio prima, constitutionem Borussorum ecclesiasticam a Melanchthone revisam et manu propria correctam continens, pro gradu Doct. Theol. scripta a *Georg. Ern. Sigism. Hennig*, a consil. consist. eccles. et schol. Pastor. Loebenic. etc. 1803. 27 S. 4.

2) *De reliquiis quibusdam Phil. Melanchth.* commentatio II. Auct. *G. E. S. Hennig* etc. pro Loco Profess. Theol. ordin. 20 S. 4.

3) Programma Lectionibus cursoriis indicendis praemissum quod continet *Supplementa clavis Thomasianae in epistolas Melanchthonis, maximam partem ex Kademanni reliquiis quibusdam descripta*, auct. D. *Joh. Hartm. Christoph. Graef*, Fac. theol. h. t. Dec. 1803. 16 S. 4.

Diese Aufsätze enthalten nicht unerhebliche Beyträge zur Literatur von Melanchthon's Schriften. Hr. *Hennig* liefert uns einen Auszug aus der selten gewordenen und berüchtigten Kirchen-Ordnung des Herzogs *Albrecht von Preussen*, vom Jahr 1558, die, weil sie nach Osianders Lehre schmecken sollte, die *Osiandrische* heisst, und 1568 wieder abgeschafft wurde. Ferner theilt er aus dem von ihm aufgefundenen Exemplar, das Melanchthonen zugeschickt wurde, die *eigenhändigen Correcturen und Zusätze* desselben mit. Es gehet daraus hervor, dass weder das, was Melanchthon wegstrich (er änderte selten den Sinn, sondern zog nur die weitläuftigern Erörterungen des Verfassers, sey es *Aurifaber* oder *Funck*, oder, welches nach S. 9 am wahrscheinlichsten ist, M. *Vogel*, etwas zusammen), noch das, was er an dessen Stelle setzte, so beschaffen war, dass es die Vorwürfe und Verschreyungen des Zeloten *Mirlenta* (im *Manuali Prutenico*) verdiente. Die Melanchthonischen Verbesserungen sind zwar schon gedruckt, aber man sieht aus diesem Mspt., was Melanchthon weggestrichen und geändert hat. Nur hätte diess alles diplomatisch genauer und vollständiger mitgetheilt, und dagegen die ohnehin nicht classische, lat. Uebersetzung ganzer Stellen der Kirchen-Ordnung (z. S. 18. 22. 23 der ersten, S. 17 der zweyten Diffett.) weggelassen werden sollen. Von dem sorgfältig ändernden und leise tretenden Melanchthon war jedes Wörtchen heilig, jede Aenderung wichtig, auch wenn sie nur in einem *und* statt *aber* bestand. Dieser Kampf Melanchthons mit sich selbst ist auch hier sichtbar. Bey 1 Kor. 15. 41 hat der Verfasser δοξα bald durch *Glorification*, bald durch *Herrlichke* übersetzt. Melanchthon strich beides, und setzte erst *Zierung* dann strich er dieses wieder, und setzte *Klarheit*. Bey Da 4, 24 tilgte Melanchthon die Uebersetzung des Verfassers nac Luther: „so wird der Herr Geduld haben mit deinen Sün den", und setzte: so wird er *deine Sünden heilen*, erklär also nach dem Original ארכה wie ארוכה im Chaldäische und Arabischen ارياكة *sanatio* und שלוה im Chald. *e ror, peccatum.* Dergleichen Aenderungen hat Hr. *H.* thei als Kleinigkeiten weggelassen, theils nicht nach ihren Grü den erforscht. Uebrigens verspricht er einen (hoffentlich noch ungedruckten Brief Melanchthons, der in der *Walle rodt'schen* Bibliothek liegt, in der Folge mitzutheilen.

Hr. *Graef* theilt in seinem Programm, nach vorläufige Bemerkungen über die Schwierigkeiten der Briefe Melanc thons und eine zu wünschende, vollständige und erklärend Ausgabe derselben, aus einem Exemplar der Briefe Mel. a Camerarius vom J. 1569 Rand-Anmerkungen mit, die thei dem D. *Balthasar Kademann*, einem Schüler und Zeitgenosse Mel., theils einem Ungenannten, der sich als Schwiegerva des D. Urban. Pierius charakterisirt, und folglich gleichfal Melanchthons Zeitgenosse ist, angehören. Sie enthalten grös tentheils Erklärungen der räthselhaft bezeichneten Name und Sachen, und stimmen bald mit des *Jakob Thomasius* En räthselungen in seiner *Clave*, z. B. Laelius, *Calvinus*, Liviu *Julius* (Pflug) zusammen, bald liefern sie Zusätze, die zuwe len interessant sind. Z. B. zu S. 621 *Novus hospes gentis Hy perboreae, Osiander lepusculus* (Häserle) mit dem Vers: *Exa gitant corpus lepores exsangue leonis*, woraus man sieht, da Kademann, als Melanchthons Schüler, von Osiander nic schlecht urtheilte. Wenn der Vf. S. 11 zu der Anmerkung *„Staphylus fit apostata. Quia difficile est, unum hominem ager* hinzusetzt: *„Quid sibi haec velint, non satis intelligo"*, so dünke diese Worte Rec. so dunkel nicht. Zu S. 739 heisst es: *Stap hostis nostrarum ecclesiarum. Omnis enim Apostata persecutor ordinis*, sie sagen also: *Staphylus* ist *zweydeutig* (*duplex*), den es ist schwer, *einen* Menschen vorzustellen (sich gleich zu ble ben). Auffallend war Rec. das in der Einleitung S. 4 g äusserte Urtheil: Eine gute Ausgabe der Briefe Mel. s nützlicher, als *Tullianarum centies et quod excurrit, iteru iterumque recusarum editio ducentesima.*

EBST.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 FEBRUAR, 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. Johnson: *Lectures on Painting*, by *Henry Füeſsli*, P. P. 1801. 151 S. 4.

Braunschweig, b. Vieweg: *Vorleſungen über die Mahlerey*, von *Heinrich Füeſsli*, Prof. an der königl. grofsbrit. Kunſtakademie in London. Aus dem Engliſchen von *Joh. Joachim Eſchenburg*. 1803. 235 S. 8.

Wenn ein Mann von ſo vielfachen Talenten, wie Hr. *Füeſsli*, der mehrere Jahre die höchſten Muſter alter und neuer Kunſt vor Augen gehabt, deſſen eigene Arbeiten in der Gunſt des Publicums geraume Zeit ſehr hoch geſtanden, der, man mag ſeiner eigenthümlichen Manier geneigt ſeyn oder nicht, doch immer unter die erſten der jetzt lebenden Mahler gerechnet werden muſs; wenn ein ſolcher Mann über ſeine Kunſt ſchreibt, ſo wird dieſs, zum wenigſten Theilweiſe, auf eine geiſtreiche Art geſchehen, und man kann vorausſetzen, daſs es ſeiner Schrift nicht an lichtvollen Stellen, trefflichen Anſichten, fruchtbaren Fingerzeigen fehlen werde. Aber je mehr ein ruhmvoller Name, ja, wirkliches Verdienſt des Inhalts, eine ſolche Schrift empfehlen, deſto aufmerkſamere Prüfung verdient ſie, deſto gewiſſenhafter muſs alles angezeigt werden, was Irrthum verbreiten könnte, und es iſt doppelte Pflicht, die guten Körner von der tauben Frucht bedächtig zu ſichten.

Vorliegendes Werk, welchem dieſe Betrachtungen gelten, beſteht aus drey Vorleſungen des Vfs., der, ſeit Reynolds Tod, an deſſen Stelle, in den öffentlichen Verſammlungen der königlichen Akademie der Künſte zu London, Reden zu halten hat. Es iſt dabey auf einen vollſtändigen Curſus über die Mahlerey angeſehen, wovon wir aber noch die gröſsere Hälfte zu erwarten haben. Die erſte der gegenwärtig erſchienenen Vorleſungen ſoll, nach den eigenen Worten des Vfs: „Einen mehr kritiſchen als „hiſtoriſchen Abriſs von dem Urſprunge und Fort„gange der Kunſt enthalten, und in zwey Theile zer„fallen, nämlich über die Kunſt des Alterthums und „ihre Wiederherſtellung bey den Neuern. Jeder die„ſer Theile wieder in drey Zeiträume, die Periode „der *Vorbereitung* — der vollen *Gründung* — und der „weitern *Verfeinerung*.“ — Die zweyte Vorleſung handle, heiſst es, „von den wirklich vorhandenen „Gegenſtänden der Mahlerey und der bildenden Kün„ſte, zum Unterſchiede von denen Gegenſtänden, „welche ausſchlieſsend für die Poeſie gehören;“ der Vf. will ſuchen die Gränzen beider, aus der weſentlichen Verſchiedenheit ihrer Darſtellungsmittel und ihres Stoffs, zu beſtimmen. Drey Hauptgattungen der Mahlerey ſollen angegeben werden, die *epiſche*, die *dramatiſche*, und die *hiſtoriſche*, mit ihren Nebenzweigen, der charakteriſtiſchen Bildniſs- und Landſchaftsmahlerey, und den niedern Unterabtheilungen der mahleriſchen Nachahmung. — Dieſer Verſprechungen aber iſt Hr. F. nicht eingedenk geblieben, ſondern hat den vorgezeichneten Inhalt der erſten Vorleſung auf die erſte und zweyte vertheilt, und aus einem Theil desjenigen, was er in der zweyten abzuhandeln gedachte, die dritte gemacht.

Den anfänglichen Plan der dritten Vorleſung, deſsgleichen was künftig noch die vierte, fünfte und ſechſte enthalten ſollen, berühren wir für jetzt nicht weiter, ſondern wenden uns zur nähern Betrachtung des Erheblichſten aus dem Inhalt der erſten Vorleſung.

Die früheſten auf Mahlerey bezüglichen Verſuche griechiſcher Kunſt, waren nach Hn. *Füeſsli's* Dafürhalten *Skiagramme*, d. i. bloſs Umriſſe des Schattens der Geſtalten, wie diejenigen, welche wir gegenwärtig Silhouetten nennen. Nach dieſen ſeyen die *Monogramme* oder Umriſſe von Figuren, ohne Licht und Schatten, doch mit Andeutung der innerhalb des Umriſſes befindlichen Theile, entſtanden. Weitere Fortſchritte hätten die Kunſt zum *Monochroma*, oder Gemählden von einer einzigen Farbe, übergeführt. Endlich ſey das *Polychroma*, oder Gemählde von vielen Farben, entſtanden, und die Behandlung vervollkommnet worden, durch Einführung des Gebrauchs des Pinſels, da man ſich vorher nur des Griffels (*Ceſtrum*) bedient habe. Wir merken hier an, daſs unſer Vf. ſich die Monochromen als eine Art *Graffito* vorſtellt, wo nämlich auf einen feſten, hellen Grund dunkle Farbe aufgetragen, und dieſe wieder, zur Andeutung der beleuchteten Stellen, mit dem Griffel weggebracht wurde. — Auf ſolche Weiſe habe noch *Parrhaſius* den Streit der Lapithen und Centauern auf den Schild einer ehernen Minerva von Phidias vorgezeichnet, um von Mys ausgearbeitet zu werden; dagegen hätten *Apollodor* und *Zeuxis*, in der 93 und 94 Olympiade, bereits den Pinſel mit Freyheit und Ausdruck zu führen verſtanden. Es wird beyläufig noch angemerkt, Pauſias von Sicyon, ein Zeitgenoſs des Apelles, ſey, bey Ausbeſſerung ſchadhafter Gemählde des Polygnot nicht glücklich geweſen, weil er ſich zu ſolcher Arbeit des Pinſels ſtatt des Ceſtrums bedient habe.

So viel ists, was man über die allmähliche Vervollkommnung des mechanischen Theils der Mahlerey bey den Alten erfährt: wogegen uns einige Erinnerungen nöthig scheinen. Allerwärts begann die Kunst mit Nachahmung der Form. Die rohesten Versuche, wie wir sie ganz uncultivirte Völker und Kinder machen sehen, sie mögen nun zu der plastischen Art gehören, oder Umrisse seyn, haben jedesmal eine allgemeine Darstellung der Gestalt zum Zweck; bey aller Missgestalt wird es ihnen doch nie an den vornehmlich bedeutenden Theilen der Augen, des Mundes u. s. w. fehlen. Deswegen ist durchaus keine innere Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass die Anfänge der griechischen Mahlerey aus blossen Schattenrissen bestanden haben, noch weniger lässt sich, wie Hr. *Füessli* zu thun scheint, eine ordentliche Epoche der Schattenrisse oder Skiagramme annehmen, weil rohe Umrisse, ohne Andeutung der innern Theile, ganz unbefriedigend, ja dem wenig geübten Sinn nicht einmal verständlich erscheinen würden. Man ist daher genöthigt, selbst die ersten, zur Mahlerey leitenden, Versuche, sich als Umrisse mit Andeutung innerer Theile, und also wie Monogramme zu denken. Von hier bis zur Anwendung der Farben konnte nur ein geringer Zwischenraum statt finden, weil das Bestreben der Künstler, ihre Darstellungen der Wahrheit ähnlicher zu machen, ihnen dieses Hülfsmittel bald an die Hand geben musste; hingegen mag wohl ein beträchtlicher Zeitraum verflossen seyn, ehe Licht und Schatten genau beobachtet, nachgeahmt, und die Mahlerey endlich dadurch gegründet worden; sie musste ihre ältere Schwester, die Plastik, welche an Wohlgestalt der Formen, so wie in Andeutung der Charaktere, weit vorausgeschritten war, ja bereits dem höchsten Ziel entgegen ging, erst einholen, ehe sie sich von derselben trennen, und das ihr allein zustehende Gebiet des Colorits und der Beleuchtung mit überwiegendem Ruhm anbauen konnte. Diese Muthmassungen verdienen Zutrauen, nicht nur weil sie mit den Nachrichten übereinstimmen, sondern weil auch die neuere Mahlerey, abgerechnet was als Tradition aus dem Alterthum herüber erschollen ist, einen ähnlichen Gang genommen. Denn auch zu Florenz wurden, nach beynahe zweyhundert Jahren geübter Kunst, die wahren Eigenschaften von Licht und Schatten erst beobachtet. Dessgleichen mahlen die Indianer und Chinesen, seit undenklichen Zeiten, und wenden in ihren Gemählden Farben von allen Arten an, immer noch ohne Licht und Schatten. Hr. *F.* begeht also vermuthlich einen Irrthum, wenn er schon in den frühesten Monochromen Andeutung von Licht und Schatten vermuthet. Die alten Gefässe von gebrannter Erde, mit röthlich gelben Figuren auf dunkeln Grunde, zeigen, wie uns dünkt, anschaulich, was eigentlich Monochroma genannt wurde. Man bediente sich bey dieser Art von Kunstwerken überhaupt einer, dem darzustellenden Gegenstand angemessenen, Farbe, wodurch sich derselbe von dem anders gefärbten Grund abhob. Weil es nun hiebey vornehmlich auf bestimmte Umrisse ankam, s[…] leicht möglich, dass der Griffel mehr als der P[…] gebraucht wurde; dass aber in frühen Zeiten sc[…] mit Strichen des Griffels, Beleuchtung angede[…] und die Figuren dadurch gerundet worden, bez[…] feln wir, ausser den schon oben angeführten G[…] den, noch in doppelter Hinsicht: erstlich weil […] Beobachtung und Nachahmung des Schattens, […] zweytens weil eine solche Graffito - Manier, auf […] nem Monumente von hohem Alterthum, die […] wähnten Gefässe in gebrannter Erde mit einbe[…] fen, nachzuweisen seyn möchte; wohl aber fi[…] sich auf diesen letztern allemal angemerkt, w[…] sich eine Sache durch auffallende Verschieden[…] der Farbe unterscheidet, wie Haare, Stickerey u. […] Darum halten wir auch nicht dafür, dass ein Z[…] schenraum zu setzen sey zwischen der Anordn[…] einer und mehrerer Farben in der Mahlerey. […] gewaltige Reitz, den Mannichfaltigkeit der Far[…] auf alle halbcultivirten Nationen ausübt, lässt […] nicht mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass […] griechischen Mahler jener alten Zeit sich auf […] Gebrauch einer einzigen Farbe beschränkt haben s[…] ten, sobald sie im Besitz von mehreren waren.

Wurde Pausias, der nicht lange vor dem A[…] les geblühet, und also schon *der* Zeit angehörte, […] das Schöne und Gefällige an die Stelle des alten E[…] stes und der erhabenen Einfalt getreten war, an[…] klagt, dass er beschädigte Gemählde von Polyg[…] mit wenig Glück ausgebessert: so würden wir, […] geachtet der Plinischen Worte, solches Missling[…] mehr dem Unterschied in der Zeit und im Geschma[…] als dem Gebrauche verschiedener Werkzeuge b[…] messen. Pausias war vielleicht ein eben so vortref[…] cher Künstler, und wusste mit jedem Werkzeug […] wandter umzugehen als Polygnot; aber jene alte […] he Einfalt war dem Kunstgeschmack seiner Zeit […] reits fremde geworden. Setze man einmal den F[…] Guido Reni hätte ein Gemählde des Pietro Perugi[…] ausgebessert, was würden unsere Kritiker dazu […] gen? Und gleichwohl besass Guido unstreitig e[…] grösseres Maass von Kunstfertigkeit als Pietro Pe[…] gino, und beide bedienten sich gleicher Art Wer[…] zeuge; aber der Geschmack ihrer Zeiten war ve[…] schieden, und folglich auch die Richtung, welc[…] das Kunsttalent eines jeden dieser Meister genomm[…] hatte. Zum fernern Beweis können wir noch ei[…] wirkliche Thatsache anführen. In einem bekannt[…] Bacchanal von *Joh. Bellini*, welches vor wenig Ja[…] ren noch zu Rom in der Villa Aldobrandini zu […] hen war, vollendete Titian mit bewundernswür[…] ger Meisterschaft einige Figuren; allein seine kühn[…] Pinselzüge stimmen mit der anspruchslosen Behan[…] lungsweise des Bellini nicht überein; sie sind vo[…] trefflich, aber sie stören doch. Man könnte also auc[…] sagen, Titian habe seines Meisters Arbeit nicht glücl[…] lich ausgebessert, und gleichwohl war Titian ei[…] grösserer Mahler, und bediente sich bey dieser A[…] beit keiner andern Art von Werkzeug, als jener sic[…] bedient hatte.

Zu

Zur Betrachtung der Vorschritte der Mahlerey übergehend, in so fern solche höhere Kunsteigenschaften betreffen, nennt Hr. *F.* zuerst den *Polygnotus*, würdigt richtig das Genie dieses grossen Künstlers, und die erhabene Einfalt und Richtigkeit seines Geschmacks. „Der Styl seiner Zeichnung, heisst „es S. 27 sey, *wesentlich* mit Ahndungen von *Grösse* „und *Schönheit* gewesen, und die Beyhülfe der Far„ben wurde in seiner Hand ein Werkzeug des Aus„drucks." Unser Vf. scheint sich übrigens mit dem Plinius über die Verbesserungen in der Mahlerey, welche dieser Schriftsteller dem Polygnot zuschreibt, nicht verständigen zu können; allein es passt alles recht gut, wenn man sich die Gemählde der Lesche und des Pökile nur nicht mit Licht und Schatten denken, sondern als blosse Umrisse, flach mit Farben ausgefüllt, vorstellen will. *Apollodorus* verbesserte, nach S. 30—31, die Darstellung der Charaktere und der Leidenschaften. Aus den von diesem Meister bearbeiteten Gegenständen wird ferner gefolgert, er habe das Colorit sowohl, als die Anwendung von Licht und Schatten, schon in einem bedeutenden Grade besessen. Allein diese letzten Eigenschaften wird man ihm ableugnen müssen, wenn unter Colorit mehr, als blos eine grössere Annäherung der allgemeinen Tinten an die Wahrheit, verstanden werden soll, weil der vollständige Begriff vom Colorit nicht anders gedacht werden kann, als verbunden mit genauen Kenntnissen von Licht und Schatten, die aber, allen Nachrichten zufolge, vom *Zeuxis* für die Mahlerey erworben wurden. Wir übergehen, was weiter von diesem Künstler, vom *Parrhasius* und andern gemeldet wird, weil wir theils damit übereinstimmen, theils weil strengere Untersuchungen, sowohl durch den Mangel anerkannter Monumente der Mahlerey aus jener Epoche, als durch die Fehler der Zeitrechnung in den Nachrichten der Schriftsteller, unmöglich werden. Wir begegnen daher unserm Vf. erst wieder S. 42, wo er vom *Timanthes* spricht, der mit Zeuxis und Parrhasius um den Vorzug in der Kunst wetteiferte. *Reynold* und *Falconet* tadelten beide die bekannte Verhüllung des Agamemnon in dem Opfer der Iphigeneia, einem berühmten Gemählde des Timanthes. Hr. *F.* hingegen vertheidigt die Verhüllung, und rechnet solche mit Cicero, Plinius, Quintilian und anderen, dem Werk zum Verdienst an. Er behauptet, der Affect auf dem Gesicht Agamemnons hätte gar zu gewaltsam seyn müssen, als dass eine gute Wirkung davon zu erwarten gewesen seyn sollte, und dieses, nebst einem zarten Gefühl für's Schickliche, habe den Mahler bestimmt, seinen Agamemnon zu verhüllen: denn für den Heerführer der Griechen habe es sich wohl geziemt, dem Opfer beyzuwohnen, doch für den Vater nicht, seine Tochter unter dem Opfermesser zu sehen.

Eine solche Vertheidigung dürfte indessen mehr künstlich als treffend seyn. Ohne Unschicklichkeit ist Niobe auf verschiedenen alten Monumenten, welche den Tod ihrer Kinder darstellen, unverhüllt zugegen, und gleichwohl ist der Ausdruck auf ihrem Gesicht so gehalten, dass er keineswegs unangenehm erscheint. Also kann von dieser Seite keine Entschuldigung für den Timanthes hergenommen werden, welcher in der That auch keiner Entschuldigung bedarf. Verhüllung war bey den Alten ein allgemein verstandenes Zeichen des tiefsten Schmerzes, oder der Hingebung in ein unvermeidliches strenges Schicksal. Darum verhüllte sich Cäsar, als er sich von seinen Mördern umringt sah; darum Timoleon, um den Tod seines Bruders nicht anzusehen; darum liess Euripides, wie Timanthes, den Agamemnon sich verhüllen, und die Frage ist vernünftiger Weise weder aufzuwerfen noch zu beantworten, ob in diesem Fall der Mahler vom Dichter oder dieser von jenem geborgt habe, weil beide zweckmässig, sich eines, von jederman verstandenen, Zeichens bedienten. Bey dieser Gelegenheit führen wir, vielleicht nicht unschicklich, ein beschädigtes rundes Werk in Marmor, mit der Todesweihe der Alkeste, aus der florentinischen Gallerie an, worauf der Künstler, Namens *Kleomenes*, wenn anders die griechische Inschrift ächt ist, den Admet ebenfalls gänzlich verhüllt dargestellt hat. Aehnliches liesse sich von alten Monumenten noch mehr als Beyspiel anführen, nur die Figur des Agamemnon auf der bekannten mediceischen Vase darf hieher nicht gerechnet werden, weil der ganze obere Theil derselben, bis auf den Nabel, moderne Restauration ist, wie schon *Winkelmann* angemerkt, und neuere Beobachter der Wahrheit gemäss befunden haben.

„Diess waren also die Künstler" (nämlich die bis auf den Timanthes genannten) fährt Hr. *F.* S. 61 fort, „welche, nach den übereinstimmendsten Zeug„nissen, den Styl jenes zweyten Zeitraums bildeten, „welcher das Ende und die äussersten Gränzen der „Kunst bestimmte, und auf dessen festen Grundlage „sich das üppige Gebäude des dritten Zeitraums, „oder der Periode des verfeinerten Geschmacks, er„hob." Alles, was noch weiter über den schönen und gefälligen Styl in der Kunst und die grossen Künstler, welche denselben ausgeübt, vorkömmt, bedarf keiner Erinnerungen. Bey Erwähnung eines Gemähldes vom *Aristides*, welches eine tödtlich verwundete Mutter darstellte, die ihren Säugling von der Brust abhielt, wird bitterer Tadel über Rafael ausgegossen, der in seiner Pest einen fast ähnlichen Gedanken angebracht. Dieser Tadel scheint uns eben so wenig billig als gegründet. Ein missliches Unternehmen ist es, über Bilder zu urtheilen, welche man nur aus Nachrichten kennt; misslicher noch, dieselben mit andern, die uns noch wirklich vor Augen stehen, vergleichen zu wollen. Das Bild des Aristides fechten wir nicht an, es mag vortrefflich, unschätzbar gewesen seyn; allein aus der Nachricht, welche sich von demselben erhalten, ergiebt sich noch nicht, dass der Gegenstand vorzüglich gut gedacht war. Denn schien die Mutter gleich auf den Tod verwundet, so war noch immer keine Gefahr für das Leben des Säuglings anschaulich, der an ihrer Brust trin-

trinken wollte, weſswegen hielt ſie ihn alſo ab? Allein bey Rafael iſt die Gefahr deutlich ausgeſprochen. Die Mutter liegt, nicht verwundet, ſondern durch Krankheit geſtorben, bey andern Leichen; die ſchlimme Eigenſchaft des Uebels, das ſie tödtete, wird durch den Mann deutlich bezeichnet, der, mit zugehaltener Naſe, ſich nähert, den Säugling von der todten Mutter zu entfernen, damit er von ihrer Bruſt nicht den Tod trinke. Wie Glieder einer Kette greift alles in einander, uns mit gewaltiger Rührung zu umfangen! Hr. *F.* nahm Aergerniſs an dem Manne, der die Naſe zuhält, und vermeint, Geſchmack oder Geruch, die, vermöge ihrer Gewalt, die Gebehrde beherrſchen, ſcheinen in der Kunſt kaum erlaubt. Und warum nicht? Der Beſchauer eines Gemähldes wird ſich die Andeutung übeln Geſchmacks und Geruchs nicht minder gerne gefallen laſſen, als er ſich die Andeutung unangenehmer Töne oder körperlicher Schmerzen gefallen läſst, wenn ihm nur dadurch das Pathos des Gegenſtandes näher gerückt und klarer wird. Aus dieſer Urſache hat der erwähnte Mann, der die Naſe zuhält, ſo gute Aufnahme und Nachahmer gefunden, und jedes ähnliche Motiv wird immer wieder eben ſo willkommen ſeyn, wenn es eben ſo treffend gewählt und gut ausgeführt iſt.

Gern hätten wir die Unbilligkeit gegen *Winkelmann*, und die teutſchen Kritiker überhaupt, deren unſer Vf. ſich zu Ende der erſten Vorleſung ſchuldig machte, überſehen, wenn es anders rathſam wäre, grobes Unrecht ohne Rüge zu laſſen. Sollte Hr. *F.* damit ſeinen Zuhörern, als Engländern, ein gelegentliches Compliment haben machen wollen: ſo war es zum wenigſten nicht edel von ihm gehandelt, da die Noten ſeines Werks zwar viel, und doch noch nicht alles, anzeigen, was er teutſchen Schriftſtellern zu verdanken hat; iſt er aber von der Secte derjenigen, welche jeder Gelegenheit wahrnehmen, um über *Winkelmann* zu ſplitterrichten, ſo bedauern wir ihn. Der Ruhm dieſes groſsen Mannes wird, allen Angriffen zum Trotz, unerſchütterlich beſtehen; denn er hat im Dunkel der Alterthumskunde ewig leuchtende Fackeln aufgeſteckt.

(Die Fortſetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Breslau*, b. Korn: *Leitfaden zur wohlfeilſten und geſchwindeſten Erbauung des veredelten Hopfens*, auf Erfahrung gegründet von *Joh. Ant. Fritſch*, Schulrector (ehemals zu Reinerz) Lehrer und Verwalter der — von Weſſiſchen Kinderſtiftung — in Breslau. 1803. XII u. 50 S. 8. (4 gr.) Was man von einem ſolchen Werkchen verlangen kann — eine richtige, vollſtändige, lichtvolle und doch kurze Darſtellung der zur Ausübung nöthigen Lehren; das hat der Vf. ſo gut geleiſtet, daſs Rec., der den Hopfenbau ſelbſt treibt, dieſe Anweiſung allen, ihm bekannten andern vorziehen muſs. Unter den Hopfenſorten wird der Grünhopfen als der ergiebigſte, der mit carmoiſin röthlichen Ranken als der beſte ausgezeichnet. Von den Möllerſchen Wänden ſtatt der Stangen verſpricht ſich der Vf., wider unſere Erwartung, einen guten Erfolg. Das Köpfen miſsbilligt er, weil insgemein der meiſte Hopfen an den herabhängenden Spitzen ſitze: Rec. wünſcht aber, daſs über dieſen Punkt erſt aus der Erfahrung noch weitere Belehrung geſucht werden möge. Das Preſſen des aufzubewahrenden Hopfens empfiehlt der Vf. als das beſte Aufbewahrungsmittel; ſetzt aber den Grund nicht hinzu „weil dadurch die Ausdünſtung der aromatiſchen Theile gehindert wird." Die Benutzung der Ranken als Hanf führt der Vf. als in Schweden üblich an; da damit doch nur der Verſuch dort gemacht worden iſt. Das beſte Mittel, den Hopfen ſelbſt gegen Honigthau, Erdflöhe und Schimmel zu ſichern, ſetzt der Vf. mit des Rec. volligem Beyfalle in eine recht gute Cultur deſſelben. Im Nachtrage wird der Bau des Raſenhopfens, aber nur zur Siede für das Hornvieh, gelehrt. Die Schreibart des Vfs. iſt im Ganzen ſehr ausgebildet, einzelne Unrichtigkeiten entfallen ihm aber doch; z. B. „von den am herrlichſten *getragenen* (die am herrlichſten getragen haben) Stöcken," Schleſien hat den Anbau des Hopfes *cultivirt* (getrieben), die Aufbewahrung iſt — eine *Hauptſorgfalt* (Gegenſtand der Sorgfalt)" u. dgl. m.

a.

Ulm, b. Stettin: *Neueſte Erfahrungen über zweckmäſsige Aufbewahrung, Zubereitung und Anwendung des thieriſchen Düngers, als einzig ächten, unfehlbaren Mittels der höchſt möglichen Fruchtbarkeit des Bodens, durch welche Regenten-Wohlfahrt und Völker-Glück ſicher befördert wird.* Allen Fürſten und Regenten Teutſchlands ehrerbietigſt gewidmet. 1803. XVI u. 63 S. 8. (4 gr.) Da die Wohlfahrt und das Glück der Staaten groſstentheils von der mehrern, oder mindern Blüthe des Ackerbaues beſtimmt wird; da es das Kennzeichen einer der Vervollkommnung ſich nahenden Agricultur iſt, auf einem gegebenen Stück Feld mit den wenigſten Koſten die möglichſt reichen Aerndten hervorzubringen — und da, nebſt zweckmäſsiger Bearbeitung des Feldes, auch guter und genugſamer Dünger das vorzüglichſte Mittel iſt, ſolche Aerndten zu erlangen: ſo erſcheint freylich die Bereitung, Aufbewahrung und Verwendung des Düngers als ein Gegenſtand von hoher Wichtigkeit, der nicht bloſs die Landwirthſchaft, ſondern den Staat ſelbſt lebhaft intereſſiren muſs. Gleichwohl iſt dieſer Gegenſtand, wahrſcheinlich aus Unkunde ſeiner Urſtoffe und Eigenſchaften, nicht immer ſo zweckmäſsig behandelt worden, als es zur beſſern Aufnahme der geſammten Feldwirthſchaft hätte geſchehen ſollen. Die neueſten chemiſchen Entdeckungen über die Natur der Gährung, der Düngkräfte, und deren Einfluſs auf das Pflanzenreich, haben indeſs dieſe wichtige Angelegenheit der Oekonomie zur Sprache gebracht, und es iſt lobenswerth, wenn ſolche auch dem Landmann in populären Schriften dargelegt werden. Der Vf. vorliegender Abhandlung hat dieſe Entdeckungen benutzt, und eifert hauptſächlich gegen die zweckwidrige Anlegung der Düngſtätten. Die Abänderung derſelben macht er zu einer Nationalſache, und meint, daſs ſelbſt die Fürſten dazu mitwirken ſollten. Allein man weiſs ſchon, wie wenig obrigkeitliche Befehle gegen alte Gewohnheiten und Vorurtheile vermögen. Nur Ueberzeugung von der Schädlichkeit derſelben können Abänderung hervorbringen, und dieſe Ueberzeugung wird beym Landmann am ſicherſten durch Beyſpiele gröſserer Wirthſchaften erweckt. Möchten ſich daher die Beſitzer groſser Güter dieſes Verdienſt um Staat und Vaterland erwerben. Dieſen ſey vorzüglich dieſes Büchlein zur Beherzigung empfohlen!

SH.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 FEBRUAR, 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. Johnson: *Lectures on Painting*, by *H. Füessli*, etc.

Braunschweig, b. Vieweg: *Vorlesungen über die Mahlerey*, von *H. Füessli*, etc. Aus dem Englischen von *J. J. Eschenburg*. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In der ersten Vorlesung ist, wie wir gesehen haben, versucht worden, den Gang der Mahlerey in Griechenland, von ihrem Anfange an, bis zum Punkt der höchsten Vollkommenheit, welchen sie erreichte, darzustellen. Die zweyte Vorlesung unternimmt ein Gleiches in Betracht der Mahlerey neuerer Zeit. Der erste Mahler, welcher unserm Vf. bemerkenswerth geschienen, ist *Masaccio;* keiner der frühern wird erwähnt, nur *Giotto* in einer Note mit Geringschätzung angeführt, worin zugleich das in Holz geschnitzte Crucifix des *Filippo Brunelleschi* irrig für ein Gemählde auf Holz ausgegeben wird. (Jedoch diess ist ein Irrthum des Uebersetzers). War es indessen der Mühe werth, dem Gange der Mahlerey bey den Alten bis zu den ersten Versuchen hinauf nachzuspüren: so sollte man billig auch der neuern Mahlerey nicht erst auf der Hälfte ihres Weges begegnen; oder waren die Werke des *Giotto*, der *Gaddi*, des *Giottino*, der *Orgagna* und anderer ehrenwerther Künstler, die alle, mit unendlichen Anstrengungen, Schwierigkeiten besiegten, und den Weg der Kunst bahnten, waren diese Werke, die noch wirklich vorhanden sind und als Thatsachen sprechen, minder der Erwähnung werth, als die auf unsichern Nachrichten beruhenden Muthmasungen von Skiagrammen und Monogrammen in der ersten Vorlesung? Oder soll man glauben, Hr. *F.* sey überhaupt von der Kunstgeschichte des 14 und 15 Jahrhundefts nicht zum besten unterrichtet, besonders da er vom Masaccio abermals einen Sprung bis zum *A. Mantegna* und *L. Signorelli* unternimmt, weder des *Fra Filippo Lippi*, *S. Botticelli*, *D. Ghirlandajo*, *A. Verrocchio*, *A. Pollajuolo* Meldung thut, noch selbst vom *J. Perugino* anders, als bloss nebenher, mit wenig Achtung, spricht? — Was übrigens S. 87—88 vom Masaccio gesagt wird, ist sehr gut, und zeigt eine verständige Betrachtung der Werke dieses Meisters an. Weniger möchten wir hingegen dasjenige, was den Mantegna betrifft, in allen Theilen unterschreiben. Derselbe soll nach S. 88 sich bemüht haben „die Versuche des Masaccio „in Nachahmung und Ausdruck mit der schönen Form „zu verbinden. Er hielt sich, — heisst es weiter, — „an das Studium der Antiken, von welcher er sei„nen Werken überall Spuren einzuverleiben sich eif„rig bestrebte.“ — Der Ausdruck der Leidenschaften hatte, während des vom Masaccio bis auf den Mantegna verstrichenen Zeitraums, an Kraft und Mannichfaltigkeit viel gewonnen, ja man kann behaupten, dass Mantegna selbst und D. Ghirlandajo in einigen Köpfen ihrer Bilder den höchsten Grad von Wahrheit, Leben und Geist des Ausdrucks erreicht haben. Schönheit der Formen hingegen scheint zur damaligen Zeit ausser *L. da Vinci* noch niemand, wenigstens nicht mit Glück, bezweckt zu haben. Die Nachahmung antiker Marmore in des Mantegna Werken beschränkt sich auf Geräth, Zierathen und einige Gewänder; hart und etwas steif ist bey ihm durchaus alles, indessen erinnern wir uns aus vielen grossen und kleinen Gemählden dieses Meisters keiner einzigen Figur, welche nicht treue Nachbildung der Natur zu seyn schiene, selbst Faunen und andere antike Charaktere, welche man auf seinen Kupferstichen antrifft, beurkunden oft, durch unangenehme Hagerkeit und Mangel an eleganter Form, dass sie nicht Nachahmungen von Antiken, sondern Producte seines eigenen Geschmacks sind. — Treffend ist S. 91 bis 94 der Charakter des *Leonardo da Vinci* entworfen. Vollkommen richtig bemerkt der Vf., dass wir diesem Meister das *Helldunkel*, oder, um uns an seiner Stelle deutlicher auszudrücken, genauere Kenntnisse über die Wirkungen von Licht, Schatten und Luft in der Mahlerey zu verdanken haben. Die Beschuldigung, dass auch die Carricatur, mit allen ihren Ungereimtheiten, ihn zum Urheber gehabt, getrauen wir uns weder zu bekräftigen noch abzuläugnen; Rec. hat einige dergleichen Originalzeichnungen von *da Vinci* gesehen, welche bloss Spiele einer frohen Laune zu seyn schienen. Ob dieser Meister in seinem Abendmahl wirklich, wie Hr. *F.* meint „aus „Ungeduld, und erschöpft durch die Jagd nach Mo„dellen, zu den Köpfen der Apostel“ den Christuskopf nicht fertig gemahlt, oder ob nicht vielmehr die ganze Geschichte, welche von diesem Kopf und dem des Judas Ischariot erzählt wird, ein Märchen sey, lassen wir auf sich beruhen, weil die Mühe der Untersuchung grösser, als der zu hoffende Gewinn, seyn dürfte.

Ueber den *Fra Bartholomeo di San Marco* heben wir einige vorzügliche Stellen aus. — „Er gab zu„erst den Farben ihre Abstufung, den Gewändern „Form

„Form und Maſſen, und der Ausführung eine bisher „unbekannte Würde. — Als Mitglied eines geiſt„lichen Ordens beſchränkte er ſich auf fromme Ge„genſtände und Charaktere, aber die wenigen unbe„kleideten Figuren, deren Darſtellung er ſich erlaub„te, verrathen hinlängliche Einſicht, und noch mehr „Styl. Er verkürzte mit Wahrheit und Kühnheit, „und, wo es die Figur nur irgend zuließs, wurde ſei„ne Draperie das Darſtellungsmittel der Glieder, die „ſie bekleidete.“ Eben ſo verfahren wir mit der im Ganzen ausnehmend gut gelungenen Charakteriſtik des *Michel Angelo Buonarotti*, weglaſſend, was an ſich zweifelhaft, undeutlich oder überflüſſig iſt. — „Sei„ne Züge ſind beſtändig groſs; Charakter und Schön„heit lieſs er nur in ſo weit ſtatt finden, als ſie zur „Gröſse behülflich ſeyn konnten. Kindheit, Weib„lichkeit, Geringfügigkeit, Miſsgeſtalt, erhielten „von ihm ohne Unterſchied das Gepräge der Gröſse. „Ein Bettler ward unter ſeiner Hand zum Patriar„chen der Armuth erhoben; der Höcker ſeines Zwer„ges hat einen Anſtrich von Würde. Seine Kinder „tragen ſchon den Keim des Mannes in ſich; ſeine „Männer ſind ein Rieſenſtamm. — Ob er gleich Bild„hauer war, ſo drückte er doch den Charakter des „Fleiſches vollkommener aus, als alle Mahler vor „und nach ihm.“ (*Vor ihm*, laſſen wir allenfalls gelten, allein gegen das: *nach ihm*, müſſen wir feyerlich proteſtiren.) „Zuweilen hatte er aller„dings ſeine Augenblicke von Selbſtvergeſſenheit, „fiel ins Manierirte, oder verwirrte die Gröſse ſei„ner Formen durch geringfügige und prahleriſche „Anatomie.“ Die Stelle S. 99—102, *Rafael* betreffend, iſt zu weitläuftig, um hergeſetzt zu werden, und geſtattet keinen Auszug, weil ſie überhaupt wie lauteres Gold anzuſehen iſt. Von *Titian* wird behauptet, er habe zuerſt die negative Natur des Schattens ausgedrückt, wovon wir den Sinn nicht recht faſſen können. Meint Hr. F. damit, dieſer groſse Mahler habe früher, als irgend ein anderer, den Schatten Klarheit und Durchſichtigkeit zu geben verſtanden: ſo dachte er weder an die Werke des *Vivarini*, des *Giov. Bellini* noch des *Pierr di Coſimo*, welche älter, und gleichwohl mit dieſen Eigenſchaften ausgeſtattet ſind: oder ſoll es nur bedeuten, Titian habe den wahren Schatten-Ton richtiger getroffen, als keiner der neuern Mahler vor ihm; ſo müſſen wir ſolches zwar zugeben, allein er iſt in dieſem Stück hinwiederum von *Correggio* übertroffen worden, von welchem geſagt wird. „Das Medium, wel„ches, durch ein gewiſſes Maaſs von Abſtufung, „zwey entgegengeſetzte Principien vereint, die Ver„ſchmelzung von Licht und Schatten, durch un„merklichen Uebergang, ſind die Beſtandtheile ſei„nes Styls.“ Und weiter: „Die Harmonie des Cor„reggio wurde durch ausgeſuchte Farben unterſtützt; „ſie war aber vom eigentlichen Colorit völlig unab„hängig. Sein groſses Wirkungsmittel war das Hell„dunkel, im weiteſten Sinne des Worts.“ Wir ſehen uns wegen dieſer Stelle zu der bedingenden Erläuterung genöthigt, daſs Harmonie der Farben und der Beleuchtung in einem Gemählde, ohne ein gutes Colorit, ſich immer nur als unvollkommen denken läſst, da hingegen ein Gemählde vortrefflich colorirt ſeyn, und die Harmonie, welche aus Verhältniſſen von Hell und Dunkel und Farben entſpringt, demſelben mangeln kann.

Hr. F. bemerkt, ehe er von den Künſtlern der folgenden Periode zu ſprechen anfängt, wie die Aehnlichkeit, welche zwiſchen den beiden erſten Zeiträumen der alten und neuern Kunſt geherrſcht habe, in dem dritten Zeitraum, oder der Periode der Verfeinerung, gänzlich verſchwinde. Die Vorzüglichkeit der antiken Kunſt ſey aus der groſsen Einfachheit des Zwecks und der Gleichförmigkeit in Verfolgung deſſelben hervorgegangen. Die neuern Schulen hätten zuerſt das Mittel vom Zweck getrennt, und bald hernach jenes an die Stelle von dieſem geſetzt. — Eine ſchöne, vorzüglich für Kunſtrichter beherzigenswerthe Stelle S. 106 verdient ebenfalls ausgehoben zu werden. „Das Urtheil über „einen Künſtler muſs man nicht nach den Abweichun„gen fällen, welche man etwa in ſeinem Verfahren „bemerkt, nicht nach den Aeuſserungen zufälliger „Kraft, nicht nach einigen Abwegen, die er ein„ſchlägt, oder nach einigen unabſichtlichen Aufflü„gen ſeiner Phantaſie; ſondern nach der vorwalten„den Regel ſeines Syſtems, nach dem allgemeinen „Grundprincip ſeiner Werke.“ Schade, daſs der Vf. ſelbſt, gleich auf dem folgenden Blatt, dieſer Regel zuwider, den *Andrea del Sarto* unbillig anklagt, er habe den *Michel Angelo* copirt, aber nicht nachgeahmt, und im Leben Johannes des Täufers, aus Vorliebe, ſich den magern Styl Albrecht Dürers eigen gemacht! Wenn in des *A. del Sarto* ſpätern Gemählden zuweilen ein manierirter Geſchmack wahrgenommen wird, iſt es darum allgemeines Grundprincip ſeiner Werke? und wenn im Leben Johannes des Täufers in ein paar Bildern ſcharfgebrochene Falten vorkommen, iſt ſolches vorwaltende Regel ſeines Syſtems? Richtig wird S. 110 geſagt, *Pellegrino Tibaldi* von Bologna habe unter allen Nachahmern des *Michel Angelo* deſſen Geiſt am beſten gefaſst, *Vaſari* hingegen wird S, 115 viel zu hart beſchuldigt, der oberflächlichſte Künſtler und jämmerlichſte Manieriſt ſeiner Zeit geweſen zu ſeyn. Rec möchte keinesweges als Lobredner dieſes, um die Kunſtgeſchichte mehr als um die Kunſt, verdienten Mannes auftreten; allein die Gerechtigkeit verlangt die Bemerkung, daſs Bilder von Vaſari vorhanden ſind, denen man Verdienſte zugeſtehen muſs, und die, in Hinſicht auf Styl und Zeichnung, den Producten der beſten Künſtler unſerer Zeit an die Seite zu ſetzen ſeyn dürften.

Julio Romano, *Franc. Primaticcio* und *Polydore da Caravaggio* werden von unſerm Vf. als diejenigen angeführt, unter denen Rafaels Styl und Geſchmack allmählich in Verfall gerieth, doch ſind die beſondern Verdienſte eines jeden dieſer Künſtler mit Gerechtigkeit erwogen und anerkannt. Etwas zu nachläſſig finden wir den Kunſtcharakter des *Miche An*

Angelo Merigi da Caravaggio gezeichnet, desto besser hingegen den von *Nic. Poussin* und des, mit diesem in Contrast gestellten, *Salvator Rosa*. Allgemeine Bemerkungen über den Weg, welchen nach Titian die venetianische Schule eingeschlagen, führen auf die lombardischen Mahler nach dem Correggio; bey welcher Gelegenheit *Francesco Mazzuoli*, genannt Parmegiano, wohl etwas zu hart behandelt wird.

Von dem Kunstvermögen der *Carracci* scheint Hr. F. besser als von den Lehrsätzen zu denken, welche die von ihnen gestiftete, sogenannte eklektische, Mahlerschule bekannte. *Ludwig Carracci* wird als der vorzüglichste angeführt. *Hannibal* soll seinen Bruder *Augustin* sowohl, als den Oheim, an Stärke der Ausführung und akademischer Kühnheit übertroffen haben, an Geschmack, Gefühl und Beurtheilung aber allen beiden nachstehen; der auffallendste Beweis hievon sey die farnesische Gallerie, ein Werk von grosser Stärke der Ausführung, aber schwachen misshelligen Gedanken, unschicklich für den Ort, den es schmücken soll, eine chaotische Reihe abgenutzter Fabeln und bakchanalischer Schwärmerey, ohne Allegorie, ohne Anspielung und Beziehung u. s. w. Allerdings herrscht Allegorie und Beziehung im Ganzen, wie der Vf. bey Bellori oder Malvasia hätte lesen können, eine Allegorie, die wir zwar nicht für musterhaft geben, welche aber vielleicht ehemals für gut und geistreich gegolten; und ist die Erfindung und Anordnung einiger Bilder nicht ausnehmend gelungen, so bedenke man doch, dass ihre Anzahl sehr gross ist, und mehrere derselben, auch in diesen Stücken, allerdings vortrefflich sind. Ueberhaupt, wenn die drey Carracci mit einander verglichen werden sollen: so muss man von Hannibal nicht die Gallerie Farnese, man muss etwa seine Samariterin und das Allmosen des heiligen Rochus gegen Ludwigs und Augustins beste Bilder halten; alsdann wird er, nicht allein in der Kraft der Ausführung und akademischer Kühnheit, er wird auch in allen übrigen Theilen der Kunst zum wenigsten eben so viel Achtung als die andern beiden verdienen. Ein ungegründeter Vorwurf gegen *Guido Reni* ist es, dass die Horen in seinem Gemählde von der Aurora schwerfällig genannt werden, und eben so sollen Nereiden und Oreaden des *Albani*, plumpen venetianischen Modellen nachgebildet seyn. Wer vom Albani eine zu beleibte weibliche Figur nachweisen sollte, dürfte sich in nicht geringer Verlegenheit befinden, denn er hat öfters im Gegentheil gefehlt. Von *Domenichino* wird gar wie von einem mittelmäsigen Künstler gesprochen.

Ueber die älteren teutschen Mahler gleitet der Vf. mit ein paar Worten weg. *Albrecht Dürer* ist nicht unrichtig, aber sehr strenge, beurtheilt, dem *Lucas von Leiden* wiederfährt Unrecht, indem er „die niederländische Carricatur von Albrecht Dürer" genannt wird. Gegen den Tadel, welcher die Manieristen *Spranger*, *Heinz*, *Golzius* und *van Achen* trifft, finden wir nichts zu erinnern, und eben so gegründet ist auch das ihnen beygelegte Lob: sie hätten sich das Colorit der venetianischen Schule zu eigen gemacht, und dadurch den Grund zu der Vortrefflichkeit gelegt, wodurch sich die nachherigen Schulen in Holland und Flandern auszeichneten. Was vom *P. P. Rubens*, *A. Vandyk*, *A. Diepenbek* und *P. Rembrandt*, gesagt wird, verdient völligen Beyfall, besonders gelang die Charakterzeichnung des ersten und des letzten dieser Künstler sehr gut. Der Schweizer Mahler gedenkt unser Vf. eigends, als wenn sie eine besondere Schule ausmachten, und wir würden gegen das Gute, was er von ihnen sagt, nichts einwenden, wenn seine Urtheile nur sonst nicht so strenge gewesen wären. So aber erscheint *Holbein* gegen Albrecht Dürer viel zu sehr begünstigt, und nicht weniger stehen *Tobias Stimmer*, *Christoph Murer*, *Jost Amman*, *Gotthard Ringgli* gegen Spranger, Golzius und van Achen im Vortheil.

Einige kurze Anmerkungen über französische, spanische und englische Mahler, mit welchen diese Vorlesung schliesst, gehen wir vorbey, ohne uns auf die Kritik derselben einzulassen; dieselben hellen Ansichten, dieselbe Strenge und kecke Willkür im Urtheil, die uns oft zur Billigung, öfter zum Widerspruch veranlasst, sind hier durchaus sichtbar. Wir wenden uns daher zur Betrachtung des Inhalts der dritten Vorlesung.

Mahlerey und Dichtkunst werden, gegen den bekannten Ausspruch des Simonides, zuförderst als wesentlich verschieden erklärt. „Durch Töne mitgetheilte *successive* Handlung und *Zeit* — heisst es, — „sind die Darstellungsart der Dichtkunst; *Form* im „*Raume* gezeigt, und augenblickliche Energie, sind „das Gebiete der Mahlerey." Und nach mehrerem folgert unser Vf. weiter: Darstellung der Form der Figur sey das *physische* Element der bildenden Kunst; blosse Darstellung einer unthätigen und unbeschäftigten Form würde ein Missgriff des Mittels statt des Zwecks seyn; sonach werde Charakter oder Handlung nothwendig erfodert, wenn die Form ein interessanter Gegenstand der Nachahmung werden solle, und diess sey das *moralische* Element der Kunst. „Jene wichtigen Augenblicke also (fährt er fort), welche die vereinte Aeusserung von Form und Charakter in einem einzelnen Gegenstande, oder gemeinschaftlich mit andern Nebenobjecten *auf einmal* darstellen, und die uns mit gleicher Geschwindigkeit und Reichhaltigkeit das Vorhergegangene errathen und das Nachfolgende ahnden lassen, bieten den wahren und richtigen Stoff für das Kunsttalent dar, welches die Gegenstände der Nachahmung auswählt, ordnet, und auf ihren Mittelpunkt hinführt." Kurz zusammengezogen, Hr. F. fodert von einem Gemählde gute Formen, Gehalt des Gedankens, und einen für die Darstellung bequemen Gegenstand, und so sind wir mit ihm, oder vielmehr er mit uns über diesen Punkt völlig einverstanden. Auch von der Regel, dass ein Werk der bildenden Kunst sich selbst aussprechen müsse, scheint er eine dunkle Ahndung gehabt zu haben; denn in der zweyten Vorlesung S. 118, wo von *Poussin* die

Rede war, heisst es: „Von dem eiteln Versuche, durch „Figuren zu sagen, was sich nur mit Worten sagen „lässt, ist das Testament des Eudamidas ein auffal„lender Beweis."

Erfindung sieht unser Vf. als die vorzüglichste von allen Kunstfähigkeiten an. Es wird, durch die Kentauren-Familie vom Zeuxis, die Lukian beschreibt, dargethan, dass es dem erfindenden Genie erlaubt sey, und glücken könne, *im strengen Verstande Unmögliches* darzustellen. Hierauf wird die Frage aufgeworfen „ob dem bildenden Künstler vergönnt sey oder nicht, einen Gegenstand aus sich selbst zu erfinden, oder zusammenzusetzen, ohne zur Sage, oder zu den Quellen der Geschichte und Poesie seine Zuflucht zu nehmen?" Die Antwort fällt, wie sich erwarten lässt, bejahend aus. Hr. *F.* giebt uns aber eben durch die Bemühung, die Statthaftigkeit freyer Erfindung zu erweisen, auf der einen Seite sein richtiges Gefühl, und andererseits den noch unsicher schwankenden Zustand seiner Begriffe zu erkennen. Denn wäre er sich, nach der oben erwähnten Stelle über Poussins Testament des Eudamidas, deutlich bewusst gewesen, dass bildende Kunst selbstständig sey, und ein Kunstwerk sich durch sich selbst aussprechen solle: so konnte er sich wohl kürzer aus der Sache ziehen. Man erfährt nun, dass, nach Quintilian, die Griechen dergleichen freye Erfindungen *Phantasien*, die Römer *Visionen* nannten, und Theon des Samiers Symbol des Krieges wird als eines der vorzüglichsten Kunstwerke dieser Art angeführt. Der borghesische Fechter ist derselben Classe beygezählt. Ein Werk von grösserm Umfang, aber gleichem Sinne des Inhalts, soll auch der berühmte verlorengegangene Carton des Michel Angelo gewesen seyn, von welchem sich noch eine kleine Copie erhalten, die gegenwärtig zu Holkham in England befindlich ist. „Man darf, heisst es S. 187, ohne Uebertreibung sagen, dass diese Composition mit beyspielloser Mannichfaltigkeit jene Bewegung personificirt, welche *Agasias* und *Theon* in einzelnen Figuren verkörperten." Einen gleichen Rang erhält auch noch das *Incendio di Borgo* von Rafael. Gegen die Vortrefflichkeit der angeführten Werke wäre freylich nichts einzuwenden; aber das ist die einzige Seite, von welcher sie einander gleichen. Durch die Behauptung, dass sie die Idee der Bewegung personificirten, wird nichts bestimmt; denn in jedem guten Kunstwerk wird, in der Einheit seines Charakters, die Idee von Ruhe oder von Bewegung, nur mehr und weniger, entschieden ausgesprochen. Uns scheinen die genannten Bilder, in Hinsicht der Eigenschaft ihrer Gegenstände, durchaus von verschiedener Art zu seyn. Die Kentauren-Familie ist rein poetisch, das Gemählde des Theon würden wir eine symbolische Darstellung, oder wie neuerlich einer unserer Kunstrichter gethan, einen Charakter höchster Art nennen. Der borghesische Fechter darf so hoch schon nicht gestellt werden, wiewohl die Arbeit vortrefflich ist, denn der Künstler hat sich darin nicht bis zu einer allgemeinen Idee erhoben, sondern ein Individuum dargestellt. Michel Angelo brachte mit geschickter Wahl der Motive eine Scene aus dem Krieg zur Anschauung, — allein weder dieses Werk noch das *Incendio di Borgo* haben, weil ihre Darstellungen den Bezirk des Möglichen nicht überschreiten, mit dem Gemählde des Zeuxis, und eben so wenig mit dem des Theon, Verwandschaft.

„Die Erfindung im engern Verstande — fährt „Hr. F. S. 192 fort — erhält ihre Gegenstände von „der beglaubigten Sage. Diese Gegenstände sind *episch* „oder erhaben, *dramatisch* oder leidenschaftlich, *hi„storisch* oder von der Wahrheit begränzt. Die erste„re *Art* erregt *Erstaunen*; die zweyte *rührt*; die dritte „*belehrt*. — Der Zweck des epischen Mahlers geht „auf den Eindruck einer allgemeinen Idee, einer „grossen Eigenschaft der Natur oder der Lebenswei„se, irgend einer grossen Maxime, ohne sich auf je„ne Unterabtheilungen einzulassen, welche die ein„zelnen Züge des Charakters an die Hand geben." Wir merken hierüber nur kurz an, dass der Stoff jener oft erwähnten Kentauren-Familie des Zeuxis zu dem von Hn. *F.* sogenannten *Epischen* gehört, und gleichwohl das Werk weniger darauf berechnet scheint, Erstaunen zu erregen, als zu gefallen. Nimmt man *dramatische Gegenstände* an: so müssen die Schule von Athen, die Dispute über des Sacrament, und der Parnass doch ohne Zweifel zu dieser Gattung gezählt werden. Ihr Inhalt aber ist *nicht* leidenschaftlich, noch ihre Haupteigenschaft Rührung. Doch genug hievon!

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, im Industrie-Comptoir: *Die Freuden des Ehestandes*, oder *Geschichte des Regierungsraths Ludolf und seiner Familie*, von *Arnim*, Vf. der Schrift über den Adel. Ohne Jahrzahl. 80 S. kl. 8. (8 gr.) Begebenheiten, wie sie wohl im Leben vorfallen, ohne allen Plan durch einander geworfen! Der Leser wird von Episode zu Episode gerissen. Er nimmt durchaus keinen Antheil an den Personen, die hier spielen, und verliert sie gleichgültig aus dem Gesicht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 FEBRUAR, 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. Johnson: *Lectures on Painting*, by *H. Füeſsli*, etc.

Braunschweig, b. Vieweg: *Vorleſungen über die Mahlerey*, von *H. Füeſsli*, etc. Aus dem Engliſchen von *J. J. Eſchenburg*. etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Als Beyſpiele des erhabenen epiſch-allegoriſch-lyriſchen Stoffs in der Kunſt ſind von Hn. *Füeſsli* die Freſcogemählde angegeben, mit denen Michel Angelo die Sixtiniſche Capelle geſchmückt hat. Was über Folge, Inhalt, Bezug u. ſ. w. dieſer Bilder geſagt wird, iſt vortrefflich, in den Geiſt eindringend, der in dieſen herrlichen Werken herrſcht, und dient zur Ehre des Meiſters, und zum Nutzen derer, die künftig dieſelben ſtudiren wollen. Die Gemählde Rafaels im Vatican beliebt unſer Vf. *ein unermeſsliches allegoriſches Drama* zu nennen, und will darin einen Cyklus von dem Urſprung, Fortgang, Umfang und endlichen Triumph des Kirchenregiments, oder der Herrſchaft der Kirche dargeſtellt erblicken. Er unternimmt es auch wirklich, den Bezug eines jeden Bildes auf dieſen vermuthlichen Zweck anzugeben. So bereit Rec. iſt, in allen rafaeliſchen Werken, Tiefe der Gedanken und weiten Umfang von Bezüglichkeit anzuerkennen: ſo kann er doch Hn. *F's.* Deutung unmöglich genehmigen, weil er ſich im Gegentheil überzeugt fühlt, daſs bey den rafaeliſchen Gemählden im Vatican kein höherer und weiter angelegter Plan obwaltete, als zweckgemäſse Verzierung der Zimmer, nach ihrer erſten Beſtimmung, zu Sitzungs-Sälen für Conſiſtorien und Congregationen zu dienen. Wäre wirklich ein allgemeinerer höherer Sinn im Ganzen der Anlage: ſo würde die Deutung des Vfs. weniger gezwungen ſeyn; er hätte ſich nicht genöthigt geſehen, verſchiedene Bilder, welche nicht paſsten, mit Stillſchweigen zu übergehen, und Rafael ſelbſt würde ohne Zweifel auch beſſere Ordnung beobachtet, im erſten Zimmer angefangen, und der Reihe nach fortgefahren haben. Allein nach Hn. *F's.*, Auslegung fängt der Cyklus im dritten Zimmer an, geht in's zweyte, ſpringt in's vierte über, von da in's erſte, und kehrt wieder in's vierte zurück. — Wer mag dergleichen glauben? Wir merken beyläufig noch an, daſs der Vf. nirgends ſagt, aus welchem Grunde er die Gemählde Rafaels im Vatican ein allegoriſches Drama nennt, hingegen die Werke des *Michel Angelo* in der Sixtiniſchen Capelle unter die ſogenannten epiſchen Mahlereyen rechnet, da er doch ſelbſt beiden Meiſtern Pläne ähnlicher Art unterlegt. Bey Anführung des bekannten Cartons von Rafael geſchieht der ebengerügte Miſsgriff noch einmal. Hr. *F.* ſetzt ſie nämlich in die Claſſe dramatiſcher Mahlerey, und ſchreibt ihnen nichts deſtoweniger im Allgemeinen eine myſtiſch-allegoriſch-religiöſe Bedeutung zu, wodurch er ſie ebenfalls in ſein epiſches Fach hinüberzieht, oder vielmehr damit zeigt, daſs ſeine Begriffe von dem gröſseren und geringeren Werth der Gegenſtände für die bildende Kunſt noch bey weitem nicht klar ſeyen. Dagegen iſt alles, was über den Special-Inhalt des genannten Cartons geſagt wird, ſehr bündig. Wahre Kunſtfreunde werden überdieſs mit nicht geringem Vergnügen erfahren, daſs von dem für verloren gehaltenen Carton des Kindermords noch ein bedeutendes Stück in England aufbewahrt wird.

Ueber die dritte Claſſe, oder die hiſtoriſchen Gegenſtände, wollen wir den Vf. ſelbſt reden laſſen, beſonders weil die auszuhebende Stelle S. 222—223 zugleich das epiſche und dramatiſche Fach mit berührt. — „Die Geſchichte, im engern Verſtande, folgt „auf die dramatiſche Darſtellung. Hier hört alle Erdichtung auf; und die Erfindung beſteht bloſs „darin, daſs man mit Würde, Beſtimmtheit und Gefühl die Augenblicke der Wirklichkeit zu wählen „weiſs. Geſetzt, der Künſtler wolle den Tod des „*Germanicus* behandeln. Er darf uns nicht die höchſten Bilder des *allgemeinen* Schmerzes geben, welcher ſich in den Geſichtszügen eines Volks, oder „einer Familie, bey dem Tode eines geliebten Oberhaupts oder Vaters, ausdrückt; denn dieſs würde „epiſche Darſtellung ſeyn; wir würden da einen „Achill, einen Hektor, eine Niobe, vor uns zu ſehen glauben. Er muſs nicht Charaktere zuſammenſtellen, welche er durch Beobachtung und Vergleichung als die ſchicklichſten befunden hat, um die „Abſtufungen des Mitgefühls zu erregen; nicht einen „Admet und Alkeſte, noch einen Meleager und Atalanta; denn dieſs würde Drama ſeyn. Er muſs uns „vielmehr einen, mitten unter Römern, ſterbenden „Römer darſtellen, wie ihn die Geſchichte liefert, „mit allen den wirklichen Modificationen von Zeit „und Ort, welche unzweydeutig dazu dienen können, dieſen Augenblick des Schmerzes von allen „andern auszuſondern. Germanicus, Agrippina, Cajus Vitellius, die Legaten, die Centurionen zu Antiochien; der Held, der Gemahl, der Vater, der „Freund, der Heerführer, die Kämpfe der Natur „und

„und die Funken von Hoffnung müssen dem physio-„gnomischen Charakter und den Gesichtszügen des „Germanicus, des Sohns des Drusus, des Thronerben des Tiberius, untergeordnet seyn. Mütterliche, „weibliche, eheliche Liebe müssen in der Agrippina „gemildert erscheinen, aber das Weib in die Römerin verschlungen, weniger Liebhaberin, als Gefährtin, von der Gröfse ihres Gemahls. Selbst die „Ausbrüche der Freundschaft, der Zärtlichkeit, der „Huldigung, müssen das Gepräge des kriegerischen, „feyerlichen und ausgezeichneten römischen Costume an sich tragen."

Ein jeder mag hierüber seine eigene Neigung oder Geschmack zu Rathe ziehen, ob ihm allenfalls dergleichen Kunst und Kunstwerke in ihrer Beschränkung anstehen könnten. Sähen wir wirklich einmal ein Bild, welches den angegebenen Foderungen entspräche: so würden wir mit jenem Freunde ausrufen: *War es der Mühe werth, mit solchem Aufwand von Kunst ein unerfreulich Werk zu machen!* Die Verklärung von Rafael, von welcher der Vf. gleich hernach spricht, und damit vermuthen läfst, er halte dieselbe für ein dergleichen historisches Gemählde, möchten wir gern für etwas mehr gelten lassen. Dieses Meisterstück wird, am Schlufs der Vorlesung, gegen diejenigen Kunstrichter in Schutz genommen, welche, wie man weifs, Verstofse gegen die Regeln der Einheit in Handlung, Zeit und Ort in demselben haben finden wollen. Der Vf. thut den Ungrund aller dergleichen Anschuldigungen dar, und würdigt das Werk mit Einsicht und Verstand.

Soll endlich, nachdem für und wider einzelne Stellen dieses Werkes so vieles gesagt worden, nun auch ein allgemeines Urtheil vom Ganzen gefällt werden: so gestehen wir frey, das Werk entspricht nur wenig den Erfodernissen eines Lehrbuchs, zu welchem es, vermöge des anfänglichen Plans, doch bestimmt war. Der Vf. war nicht mit zureichenden Kenntnissen ausgerüstet, um seinen gewählten Stoff zu bearbeiten; er hat keine Methode, keine planmäfsige Anordnung der Dinge beobachtet, sondern, gleichsam in Kreutz und Querzügen, sein Feld mehr durchstreift als ordentlich bearbeitet. Gerechtigkeit im Urtheil haben wir oft vermifst, und überall keine festen zur gehörigen Reife gediehenen Grundsätze vorgefunden; auch ist die Terminologie, deren sich Hr. F. bedient, nicht empfehlenswerth. Aber, um des einzelnen Guten, ja Vortrefflichen willen, welches sich eingestreut findet, mufs man gleichwohl der Fortsetzung mit Verlangen entgegensehen; zumal, da mit Zuversicht sich hoffen läfst, das Ganze werde einen Schatz geistreicher und richtiger Bemerkungen enthalten, die, ausgesondert aus dem Gemenge von Schlacken, ein wahrer Gewinn für die Literatur der Kunst seyn müssen.

Unser Zweck erfodert, nunmehr noch einige Bemerkungen über das Verhältnifs der Urschrift zur Ueberfetzung hinzuzufügen.

Wenn ein Mann wie *Eschenburg* eine solche Arbeit leistet, so möchte man sie immer ohne weitere Nachforschung für gut annehmen; allein er ha hier mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihn nugsam entschuldigen, wenn er sie nicht völlig üb winden konnte.

Der Vf. bedient sich durchaus eines metaph schen Styls, der ihm zwar sehr gut läfst, indem du eine gewissermafsen poetische Diction der Gegensta genau umtastet wird, hingegen befindet sich Ueberfetzer dabey in einer desto unbequemeren La

Worte haben öfters in der einen Sprache g andere Bezüge zu den Gegenständen und unter selbst, als in der anderen, welches vorzüglich ihren verschiedenen Ableitungen herkommt, und am auffallendsten zeigt, wenn sie metaphorisch braucht werden.

Das metaphorische Wort hat, gegen die einfa Darstellung, oder gegen den Begriff gehalten, mer etwas trübes; metaphorische Redensarten u Perioden laufen noch gröfsere Gefahr, den Geg stand zu entstellen, und wenn, bey Gleichnifsred vielleicht Subject, Prädicat, Zeitwort, Partikel einer Sprache geschickt zusammen treffen: so w man es doch in vielen Fällen für unmöglich erk ren, eine solche Stelle in fremde Sprachen ge zu übersetzen.

Denn indem sich der Ueberfetzer bemüht, se Metapher der Originalmetapher anzunähern, wel doch auch nur eine Annäherung zum Gegensta oder Gedanken war, so entsteht aus dieser doppel Annäherung gewöhnlich eine Entfernung, die dann vermieden werden kann, wenn der Ueberset eben so gut Herr der Materie ist, als der Verfasse

Hier einige Beyspiele solcher nicht ganz passe übertragenen Metaphern, mit Vorschlägen zur V änderung, um der Kürze willen, begleitet. M findet die Stellen S. 56 und 57 des Originals, so S. 88 und 89 der Ueberfetzung:

Mantegna, led by the contemplation of the antique, fragments of which he ambitiously scattered over his Works.	Mantegna hielt sich an Studium der Antike, von cher er seinen Werken üb all Spuren einzuverleiben eifrig bestrebte.

Mantegna, geleitet durch die Betrachtung der tike, deren Bruchstücke er, mit Anmafsung, über ne Werke zerstreute.

Hence in his figures of dignity or beauty we see not only the meagre forms of common models, but even their defects tacked to ideal Torso's.	Daher sehen wir in seinen guren von Würde und Sch heit nicht nur die magern I men gemeiner Urbilder, dern selbst ihre Fehler idealischen Torso's angebra

Daher sehen wir an seinen Figuren, welche Sch heit oder Würde darstellen sollen, nicht allein die gern Formen gemeiner Urbilder, sondern selbst ihre ler an idealische Torso's angeflickt.

His triumphs are a copious inventory of classic lumber, swept together with more industry than taste, but full of valuable materials.	Seine Triumphe entha einen reichen Vorrath cl schen Kehrichts, mit m Fleifs als Geschmack zus mengefegt; aber reich schätzbaren Materialien.

Seine Triumphe sind ein gehäuftes Inventarium classischen Trödelkrams, mit mehr Fleiss als Geschmack zusammengeschoben; aber voll schätzbarer Materialien.

Man sieht aus diesen Stellen, dass der Vf. den Mantegna als einen zusammenstoppelnden Künstler bezeichnen will, (ob mit Recht? kommt hier nicht zur Frage). Der Uebersetzer hingegen behandelt diesen Künstler erst zu gut, dann zu schlimm, und das blofs durch ein Zu- und Abrücken der Metaphern.

Wir enthalten uns, mehrere Stellen anzuführen, wo man, auf eine sehr interessante Weise, bald mit dem Vf., bald mit dem Uebersetzer zu rechten hätte. Nur eines bemerken wir, worauf wir oben schon hindeuteten. S. 86 der Uebersetzung, in der Note, steht: *Das Gemählde ist auf Holz;* dagegen sollte es heissen: *Das Crucifix* (des Bruneleski) *ist von Holz*, wie auch das Original dieses alte Schnitzwerk bezeichnet.

Möchte es dem Uebersetzer gefallen, vielleicht mit Beyrath des Vfs., zu einer zweyten Auflage, die Arbeit nochmals durchzugehen, damit unsere teutschen Künstler und Kunstfreunde durch nichts abgehalten würden, ein so schätzbares Werk zu geniessen und zu nutzen!

W. K. F.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) PARIS, b. Buisson: *Memoire ou considerations sur les Sourds-muets de naissance, et sur le moyens de donner l'ouie et la parole a ceux, qui en sont susceptibles.* Par *U. R. T. le Bouvyer-Desmortiers*, Membre de la Societé libre des Sciences, Lettres et Arts de Paris. Avec une gravure. An. VIII. 266 S. mit XXVI S. Vorr. gr. 8.

2) LEIPZIG, b. Supprian: *Bouvyer-Desmortiers*, Mitglied (es) der freyen Gesellschaft der Wissenschaften und schönen Künste zu Paris etc. *Untersuchung über Taubstumme und die Mittel, ihnen das Gehör und die Sprache zu verschaffen.* Aus dem Französischen. Mit Anmerkungen übersetzt (?) von D. *Franz Heinrich Martens*, prakticirendem Arzt und Geburtshelfer in Leipzig, u. s. w. Mit einem Kupfer. 1801. 252 S. u. XXX S. Vorr. 8.

3) LEIPZIG, b. Sommer: M. *Georg Raphel's Kunst Taube und Stumme reden zu lehren.* Mit einer Vorrede des Hn. Prof. K. *A. Cäsar's*, einer Literatur des Taubstummenunterrichts, und einem Briefe des Lic. Med. *Wilhelm Kerger's*. Mit Anmerkungen herausgegeben von *A. F. Petschke*, Lehrer am Institute für Taubstumme in Leipzig. 1801. 136 S. u. XLII S. Vorr. 8.

4) KIEL, gedruckt b. Mohr: *Vieljährige Beobachtungen und Erfahrungen über die Gehörfehler der Taubstummen, als Winke bey'm Galvanisiren zu gebrauchen, nebst Beschreibung einer neuen Art von Hörohr*, von *G. W. Pfingsten*, Vorsteher und Lehrer des Taubstummen-Instituts zu Kiel. 1802. 78 S. u. XVI S. Vorr. 8.

Könnte ein Arzt der Vorzeit zu uns zurückkehren, und die grofsen Veränderungen wahrnehmen, welche mit der Arzneywissenschaft zum Heile der Menschheit vorgegangen sind: so würde er erstaunen, und sich dieselben schwerlich erklären können, so lange ihm die Stufenfolge unbekannt bliebe, wodurch sich diese Wissenschaft zu dem Grade der Vollkommenheit empor schwang. Aber noch mehr würde sein Erstaunen wachsen, wenn er erführe, dass einige wesentliche Zweige dieser wohlthätigen Kunst fast noch eben so unbearbeitet geblieben, als vor hundert und mehreren Jahren. Zu diesen unangebaueten Theilen gehören die Krankheiten des Ohres; und es ist daher jeder Versuch zu schätzen, welcher diese Lücke auszufüllen strebt. — Unser Zeitalter, so empfänglich für Gefühle der Menschenliebe und des Wohlwollens, nahm sich auch der verlassenen Taubstummen an, und stiftete Institute für sie. Einige derselben kommen den *Stummen* mit dem glücklichsten Erfolge zu Hülfe: möchten wir doch auch bald sagen können, dass die Unglücklichen, die solcher Anstalten sich bedienen, *nicht taub* bleiben! Die Erfüllung dieses menschenfreundlichen Wunsches beabsichtiget die Schrift des Hn. *Bouvyer-Desmortiers*. Allein, der darin erzählte, unvollendet gebliebene Versuch berechtiget leider nur zu sehr eingeschränkten Erwartungen. Diess gesteht der Vf. selbst S. 196; und es gereicht ihm zur Ehre, dass er das Unvollkommene von dem Erfolge seine Bemühungen nicht verschweigt. Es scheint, als ob er seine Experimente zu sehr in's Unsichere hinein wagte, ohne ihre Wirkungen im voraus zu berechnen, und sich immer erst von der jedesmaligen Wirkung belehren liess. Der gröfste Fehler besteht ohne Zweifel darin, dass der Vf. von der gesammten physischen Constitution der *Maurice David* nichts erwähnt, ob sie von Kindheit an rhachitisch, skrophulös u. s. w. gewesen sey. — Die in dieser Schrift vorkommenden Reflexionen über die Taubstummen überhaupt tragen fast alle, nicht das ernste, methodisch zugeschnittene, Gewand der teutschen Philosophie, sondern etwas Flitterputz französischer Declamation an sich. Um das Schwankende derselben zu berichtigen, sähe sich Rec. genöthiget, ein eigenes Buch zu schreiben. Des Vfs. ganze Art zu philosophiren missfällt. Seine Vorrede, sein erster Abschnitt über die Taubstummen im Allgemeinen (S. 27 bis 104) haben das äufsere Ansehen eines grofsen Scharfsinnes und einer tiefen Untersuchung; aber das Wesen selbst mangelt. Er sieht seine Leser für so unfähig oder so vergesslich an, dass er sie beständig zur Aufmerksamkeit ermuntert, und ihnen alles zehnmal wiederholt. Er gestattet dem Verstand nicht, natürliche und männliche Schritte zu thun, und die Zwischensätze zu überspringen, die jeder so leicht einsieht. Er schenkt ihm in der Entwickelung der Ideen nicht das kleinste Fädchen. Aber anstatt deutlicher und überzeugender zu werden, wird er langweilig und kraftlos. — Das Schlimmste bey der Sache ist, dass, indem er so seine eigenen Ideen immer wiederkäuet, er sie für etwas weit köstlicheres zu halten anfängt, als sie ihm selbst anfangs zu seyn schienen. Und anstatt immer vorwärts zu schreiten, wie er sich

bey

bey einer ersten Uebersicht der Materie mochte vorgesetzt haben, dreht er sich immer auf derselben Stelle herum, und bildet sich endlich ein, einen grossen Weg zurückgelegt zu haben, weil er sich viel bewegt hat. Mit einen Worte: sein Geist hat philosophische Cultur, aber keine philosophirende Kraft. — Der angehängte *Briefwechsel mit einer Taubstummen* (S. 212—251) erregt manchen Zweifel seiner Aechtheit.

Hn. *Martens* kann seine Uebersetzung (Nr. 2) nicht viel Mühe gekostet haben; denn sie ist nicht einmal ganz sprachrichtig. S. 10 steht: „sie ist *für* Schmerz ganz ausser sich." Wenn *Bouvyer-Desmortiers* (*Avant-Propos p. XI*) schreibt: „*Telle est en substance la doctrine de l'Auteur que la notorieté des faits „ne me permet pas d'admettre*" so übersetzt diess Hr. *M.* (Vorrede S. XIV und XV): „Diess ist nur eine kleine Probe des Raisonnements von *Sicard*, welches durch notorische Thatsachen schlechterdings widersprochen und ganz über den Haufen geworfen wird." — Hr. *M.* hat Anmerkungen beygefügt, oder, *wie er schreibt: mit Anmerkungen übersetzt.* Sie sind eben so unbedeutend, als seine angehängte „*Abhandlung über die medicinisch-chirurgische Behandlung der Taubstummen in Hinsicht auf die Wiederherstellung ihres Gehörs.*"

Die Vorrede des Hn. Prof. *Cäsar* in Nr. 3 ist aus der *Monatsschrift für Teutsche* (August 1800 S. 241—288) abgedruckt. Die Literatur zu einer Geschichte des Taubstummenunterrichts, welche 37 S. hier einnimmt, stand auch schon in der *teutschen Monatsschrift* November 1799 S. 198—220. Beides hätte Hr. *Petschke* in seiner Vorrede wohl bemerken können. — *Raphel's* Kunst, Taube und Stumme reden zu lehren, greift gar nicht tief in die Sache ein; und ist sehr unbedeutend. Hier und da enthält sie zwar manche gute Bemerkungen; aber im Ganzen beschäftigt sie sich nur mit dem mechanischen Theile, gewiss dem leichtesten des Unterrichts der Taubstummen, ob ihn gleich der Vf. für den schwersten hält (S. 105). Sie ist selbst hierin nicht ganz gründlich, so sehr man auch durch ein kleinliches Detail den *Schein* der Gründlichkeit anzunehmen gesucht hat. In den Winken — denn mehr als Winke sind es nicht — welche der *Beschluss* (S. 105—117) und *Kerger's Brief* (S. 118—133) über die Begriffsentwicklung der Taubstummen ertheilen, ist etwas äusserst Schiefes; und Hr. *Petschke* hat sich der Mühe überhoben, es zu berichtigen. Seine Anmerkungen enthalten mehrentheils Büchertitel oder Sprachbemerkungen. Wenn er uns doch mit den letztern ganz verschont hätte; denn man kann sich kaum des Lächelns enthalten, wenn man sieht, dass Leute mit einer Gelehrsamkeit prahlen, in der sie Fremdlinge sind. Hr. P. schreibt S. 40: „Das natürlichste und „unschädlichste Mittel (wider den Mangel des Ge„hörs) ist *wohl unstreitig* die Elektricität." *Wohl* bedeutet *vielleicht*, *vermuthlich*, *ungefähr*. *Unstreitig* — sollen wir das auch erklären? — heisst, was so klar und deutlich ist, dass darüber weder wirklich gestritten wird, noch mit Fug gestritten werden kann. Beides zusammen involvirt einen Widerspruch, wenigstens ist es ein hartes Oxymoron. — Wiefern man die Elektricität das *natürlichste Mittel* nennen könne, mag Hr. P. allein wissen. — Dieser Hr. P. möchte sich gleichwohl gern zum Sprachverbesserer aufwerfen, doch bleibt er nur bey der Orthographie stehen, da hier das Reformiren sehr viel leichter ist, als die noch so vielen unerkannten Reichthümer und verborgenen Vorzüge der teutschen Sprache aufzusuchen. Er schreibt S. 46 *Unbässlichkeit* und ruft in einem Tone, der unsern Beyfall erzwingen will: „Sollte man nicht lieber *Unbass und Unbässlichkeit* schreiben, da es doch auf jedem (*jeden*) Fall von „keinem andern Worte als dem veralteten *bass*, dem „Positivus von besser, herkommt?" — Uns dünkt es noch gar nicht gewiss, dass *Wachter* und andere Sprachforscher recht haben, welche es von dem veralteten Positivo *bass* (der doch am häufigsten in der comparativen Bedeutung gefunden wird) herleiten und daher wider alle Aussprache *unbass* geschrieben wissen wollen. Vielmehr hat Adelung deutlich gezeigt, dass es zu dem Worte *Pass* gehört, so fern dasselbe im Niederteutschen den gehörigen Zustand der Gesundheit bezeichnet. — Wir übergehen Anderes dieser Art, und bemerken nur noch, dass Hr. P. auch nicht correct zu schreiben verstehet: welches wir, erfoderlichen Falls, ausführlich beweisen könnten.

Hn. *Pfingsten's* kleine Schrift Nr. 4 gewährt eine lehrreiche Unterhaltung. Er hat aus andern Nachrichten und aus eigener Erfahrung angegeben, wie Taubheit bey neugebohrnen Kindern entstehen kann, wie sie bisweilen durch Zufall und Kunst geheilt worden ist, wie die Empfindung des Hörens bey Tauben, wenn sie deren etwa noch fähig sind, ganz anders beschaffen ist als bey uns, welche Grade diese Empfindung hat u. s. w. Das Wichtigste in dieser reichhaltigen Schrift ist ohne Zweifel das, was die Täuschung über das Hören der Taubstummen betrifft. Man kann es eine *Theorie der Täuschung* nennen, wenn man den in der *Eunomia* September 1803 S. 215—224 befindlichen Brief desselben Vfs.: *Ueber die Wirkungen des Galvanismus auf Taubstumme*, dazu nimmt. Die Hälfte des letzten Bogens S. 70—77 enthält die Beschreibung eines Hörohrs, und die Vorrede liefert einige Nachrichten über den Vf. selbst. — Rec. begnügt sich, dieses Werkchen, welches auf so wenig Blättern von so vielen interessanten Gegenständen so viel Gedachtes darreicht, den Lesern zu empfehlen, ohne einige Stellen auszuheben.

Ad.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 FEBRUAR, 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

Lemgo, in d. Meyerschen Buchhandlung: *Allgemeine Geographie der Alten*, welche unmittelbar nach den Quellen kritisch bearbeitet und darzustellen versucht hat Dr. *G. D. Köler*, Rector des Gymnasiums zu Detmold. *Erster Theil*, welcher die mathematische Geographie mit Einschluss der Kosmologie enthält, für Philologen, Geographen und Mathematiker. 1803. XXXII u. 632 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Man muss für dieses Buch ein günstiges Vorurtheil fassen, wenn man S. VI der Vorrede liest, dass der Vf. bereits seit 20 Jahren die mathematischen Wissenschaften in Beziehung auf die wissenschaftlichen Schriftsteller des Alterthums getrieben, und besonders Alles sorgsam aufgesucht habe, was sich bey den Alten über *mathematische* Geographie finden liess. Denn so gründlich Hn. *Mannert's* Geographie auch sey, so sey sie doch in mathematischer Hinsicht nicht vollständig, und in manchem Theile zu kurz. — Bald aber zeigt sich gleich in der Vorrede ein ungewisses Hin- und Herschwanken in den Begriffen, das misstrauisch macht, und ein so sonderbar geputzter Styl, ein so buntes Gemisch von Kunstausdrücken aus allen Wissenschaften, dass man sich des Lächelns nicht erwehren kann. S. XI z. B. wird mit Wahrheit „der *äusserst wesentliche* Umstand, dass man in „der mathematischen Geographie noch nicht die jedesmal gleichzeitigen Ideen zusammengestellt habe, „als Grund ihrer Mangelhaftigkeit ausgehoben, und „es daher für *nothwendig* erklärt, die Zeiten zu unterscheiden." Gleich darauf aber heisst es: „Weil „diess indess Unbequemlichkeiten habe: so möchte „es wohl das Beste seyn, jeden Gegenstand einzeln „alle Zeiten hinunter zu verfolgen." Der Philolog so wenig als der Mathematiker opfert der Bequemlichkeit das Wesentliche und Nothwendige auf. — Und ein Paar Proben des Styls. S. IX: „Mehrere „würden zu dem *wesentlichen* und nöthigen *Schritt*, „ein ganzes wissenschaftliches Fach bey den Alten „unter ein einziges allgemeines Licht zu bringen, „ihre Kräfte concentrisch vereinigen müssen, oder „der, der ihn thun wollte, müsste durch Requisition „oder Appellation sein Deficit gut zu ersetzen wissen." Und am Schluss der Vorrede S. XXI: „Wird diess „*hactenus* gut gefunden, und erhält das Buch einen „guten Pass ins Publicum: dann möchte Rath werden zur Ausführung des Plans, dass diese mathe„matische Geographie der Alten der erste Theil werde eines dreytheiligen Werkes, von welchem der „zweyte die allgemeine physikalische Geographie mit „Einschluss der Meteorologie begreift, und in einem „Jahre mit Fug und Recht folgen kann, da er mehr „als die Quarantäne des *nonum prematur in annum* „ausgehalten hat. Und ginge es auch mit diesem „gut: dann würde die allgemeine politische Geogra„phie das Ganze beschliessen. — Dieser ist aber noch „embryonisch, und kommt es auf das Glück an, ob „er geboren werden wird oder nicht. Gehe du einst„weilen voran, Erstgebohrner deiner intendirten Brü„derschaft, den ich mit Aengsten gebar, und gehe „es dir wohl in dem neuen Licht, in welches du „getreten bist." — Doch hindert die offenherzige Gutmüthigkeit des Vf's., dass man ihm böse werden könnte. Er gesteht S. XIX: „Mit blossen äussern „Hülfsmitteln allein (mit denen ihn Hr. *Heyne* unterstützt hatte) „wars in dieser schwierigen Arbeit nicht „gethan. Kopf und Kenntnisse gehörten nicht weni„ger dazu. Von dieser Seite fühlte ich mich am un„sichersten." Der Vf. bittet daher seine sachkundigen Leser, „es nicht so genau und mit einem Willen „vorlieb zu nehmen, der wenigstens gut war; denn „an Fleiss habe er es nirgends fehlen lassen."

Der Vf. hat sich selbst so ehrlich geschildert, dass wir dem allgemeinem Urtheil, das sich der Leser hiernach schon wird gebildet haben, kaum noch werden etwas beyfügen können. Das Buch zeigt einen äusserst mühsamen, redlich gemeinten Fleiss; man findet viele einzelne in wenig gelesenen Alten zerstreuete Nachrichten hier gesammelt: aber es ist zu bedauern, dass es dem Vf. „eine gar zu schlechte „und undankbare Rolle schien, den blossen Hand„compilator zu machen." Ein geographisches Lexikon von ihm, ohne Einmischung eigener Urtheile, wäre ein brauchbares Buch gewesen. Denn sobald er „die kritische Fackel in die Hand nimmt": sieht man vor allen den Lichtfunken, die er mit zitternder Aengstlichkeit hier und dort und überall auszustreuen bemüht ist, am Ende gar nichts. Ordnung, Klarheit und Bestimmtheit in den Begriffen fehlen durchaus; und im ganzen Buche herrscht derselbe sonderbare unbehülfliche Ausdruck, der noch dazu durch eine *zahllose* Menge von Druckfehlern sehr oft bis zur Unverständlichkeit entstellt ist. — In der gegenwärtigen Form daher ist es für jeden andern als einen Recensenten beynahe unlesbar; indess erleichtert ein sehr vollständiger Plan, der voran steht, es wie ein Lexikon zu benutzen; und, auf die Weise ge-

gebraucht, wird es dem Philologen manche, ihm wichtige, Nachricht angeben. Einige Beyſpiele mögen unſer Urtheil rechtfertigen.

Kap. 1. *Hiſtoriſche Ueberſicht der Geographie bey den Alten überhaupt:* enthält Wahres, aber Bekanntes. — Kap. 2 *Ueber die geographiſchen Längenmaaſse der Alten.* Einer der beſſern Abſchnitte des Buches: die Maaſse der Griechen und Römer ſind treu geſammelt, und richtig mit einander verglichen. Sobald aber Urtheile eingemiſcht werden, finden ſich Fehlſchlüſſe. Z. B. S. 35: verſchiedene Maaſse des Schönus ſeyen in Aegypten nicht wahrſcheinlich, weil Aegypten *Ein* Staat war. — S. 37 heiſst es ganz richtig, *Stathmos* bedeute eine Strecke Weges, die man in *einem* Tage mache, und ſey alſo kein beſtimmtes Längenmaaſs. S. 39 aber heiſst es wieder: Armeen machten auch wohl in *einem* Tage mehrere Stathmen; nun wird die *ſpätere* Feſtſetzung einer beſtimmten Strecke Weges für Stathmos in die früheren Zeiten hinaufgeſchoben, Prokopius und Herodot zuſammengeſtellt, und der Vf. tummelt ſich und den Leſer mehrere Seiten hindurch in allen vorkommenden Stathmen herum, um ihre wahre Länge aufzufinden, während er mit unter immer wieder verſichert, es laſſe ſich über dieſes Reiſemaaſs nichts Feſtes und Uebereinſtimmendes erwarten. — Durchaus unbeſtimmt und verwirrt iſt, was S. 55 ff. über die hebräiſchen Maaſse geſagt wird; und S. 75 ſchlieſst dieſer Abſchnitt mit der Reduction der alten Maaſse auf die neuern ſo: „dieſe Reduction dürfe nur in Abſicht *eines* Maaſses geſchehen; man könne dieſs dann leicht auf die andern anwenden. Das Stadium berechne Hr. Mannert zu $\frac{1}{75}$ einer geographiſchen Meile, theils weil die geographiſche Meile, theils weil der griechiſche Fuſs noch nicht feſt beſtimmt ſey. Nähme man indeſs die geographiſche Meile nach dem kleinſten Maaſs, und den griechiſchen Fuſs nach der gröſsten Schätzung; ſo liege die Wahrheit gewiſs in der dichten Nähe dieſes Datums, und man könne ſich bey demſelben beruhigen.“ Vielleicht der Vf., aber ſchwerlich ſeine Leſer.

Kap. 3. *Form der Erde.* S. 87—98. Dieſe eilf Seiten ſind *eine* faſt ununterbrochene Reihe von Verwirrungen, Fehlſchlüſſen und Widerſprüchen. Wir geben die Folge der Gedanken, ſo viel möglich mit den Worten des Vf's.; das Urtheil darüber wird ſchon von ſelbſt hervorgehen. „*So wenig Nachdenken und Kenntniſs der Mathematik* dazu gehörte, die Kugelform der Erde einzuſehen, und ſo ungereimt alle andere Vorſtellungen waren; dachte man ſich doch in frühern Zeiten allgemein die Erde wie einen Teller, oder damit das äuſserſte Gränzmeer nicht überflöſſe, muldenförmig. Dieſe bisarre Vorſtellung muſste vor der Erfahrung verſchwinden, daſs man aus der Ferne Spitzen von Bergen früher ſah, als die tieferliegenden Theile; man bildete die Erde alſo linſenförmig. „Denn daſs ſie eine Kugel ſey, und „als ſolche von ganz verſchiedenen und entgegen„geſetzten Seiten bewohnt *und vom Meere umgeben* „*ſey* (!!), wollte und *konnte* der zu groſsen Sinn„lichkeit der damaligen Menſchen *nicht einleuchten* „*Vermochten* doch *ſelbſt die gelehrteren nicht*, ſich vo[n] „dieſem Vorurtheil *los*zumachen, als ſchon einig[e] „von ihnen auf die Kugelgeſtalt der Erde gekomme[n] „waren. Dieſs zu glauben, hielt Herodot für ein[e] „groſse Thorheit, und blieb der alten homeriſche[n] „Vorſtellung treu.“ — Von dieſer homeriſchen Vor[-]ſtellung ſteht aber vorher kein Wort, und folg[t] auch nachher nichts. Aber wie? Herodot hat di[e] Meinung gekannt, daſs die Erde eine Kugel ſey[?] Und alle neuern Gelehrten ſind ſo blind geweſen dieſs zu überſehen, da hierin ja der Hauptbeweis lie[-]gen würde, daſs Pythagoras, oder gar auch Tha[-]les, Kugelgeſtalt geglaubt hätten? — „Man ſeh[e] IV, 36.“ — Dieſs Verſehen hätte ein, in alten Ma[-]thematikern ſo beleſener, Gelehrter nicht begehe[n] ſollen. Herodot verlacht diejenigen, welche die Er[-]de abbilden, rings von einem Okeanos umfloſſen und κυκλοτερεα, d. i. *kreisförmig* wie von der Dreh[-]bank abgedreht. Wahrſcheinlich hat die lateiniſch[e] Ueberſetzung *rotundus* verführt, welches Wort wi[e] unſer teutſches *Rund* auf Kreis und Kugel paſst: al[-]lein im Griechiſchen ſind κυκλοτερης und σφαιροειδη[ς] genau unterſchieden. Wir heben dieſs auch deswe[-]gen mit aus, weil Hr. *Mannert* in ſeiner mathemati[-]ſchen Geographie S. 13 nach der 2ten Auflage zu ei[-]nem gleichen Miſsverſtande verführen kann. „Ma[n] „ſieht aus dieſer Stelle (des Herodot), daſs ſcho[n] „ältere Mathematiker die *Rundung* der Erde (?) be[-]„hauptet hatten, daſs aber andere, die vermuthlic[h] „ſchlechte Mathematiker waren, dieſe Behauptun[g] „falſch verſtunden. Auch Herodot hat den wahre[n] „Sinn von der Rundung der Erde nicht u. ſ. w.“ Hiernach ſcheint es, als ob Herodot und jene ſchlech[-]ten Mathematiker den Ausdruck *rund* falſch verſtan[-]den hätten. — Darauf folgen S. 90 bey unſerm Vf. die ſinnlich kindiſchen „Vorſtellungen der ioniſche[n] und eleatiſchen Philoſophen von der Erdgeſtalt.“ Weil aber, geht es nun S. 91 fort, *Thales* Mond[-]finſterniſſe vorhergeſagt habe (nach Herodot I, c. 7[4] eine Sonnenfinſterniſs); weil der Erde ähnliche Kör[-]per am Himmel rund (der Vf. meint kugelförmig) ſeyen; weil unter verſchiedenen Längengraden di[e] Stunden und Tageszeiten verſchieden einträten; wei[l] mit gröſserer nördlicher Breite die Polhöhe zunäh[-]me; weil — und nun folgen alle die Gründe de[r] neuern Aſtronomie für Kugelgeſtalt, welche, wi[e] Columbus Ey, nachdem ſie einmal aufgefunden ſind *jetzt* aus jedem aſtronomiſchen oder geographiſche[n] Lehrbuch ſo mit Leichtigkeit hingeſtellt ſcheinen — nach dieſen Gründen, ſchlieſst der Vf. S. 92, konnt[e] man *leicht* und *früh ſchon* auf die Vermuthung kom[-]men, daſs die Erde eine Kugel ſey.“ — Und un[-]mittelbar darauf folgt: „Allein wie dieſe Vermuthun[g] „ſchon ſo früh Theorem werden konnte, iſt ein[e] „andere und nicht wenig ſchwierige Frage.“ Wenn aber die Alten durch alle jene Weil auf dieſen Ge[-]danken gebracht wurden: iſt er dann bloſs Vermu[-]thung? iſt er dann nicht ſchon Theorem? — Doch am Ende ſtöſst der Vf. Alles ſelbſt wieder über den

Hau-

Haufen, und behauptet S. 98: „Um die Kugelgeſtalt „der Erde zu glauben, muſsten Meſſungen und aſtro„nomiſch-geographiſche Vergleichungen angeſtellt“: — alſo alle jene Weil, die der Vf. als natürlich, durch ſich ſelbſt einleuchtend vorausſetzt, erſt gefunden werden. — „Aber dieſe, ſetzt er hinzu, blie„ben ſo lange *unmöglich*, als die *Geometrie und Aſtronomie* nicht *bis zu einem beträchtlichen Grad* getrie„ben und *ausgebildet* waren.“ — Und im Anfange des Kapitels erfoderte dieſe Einſicht wenig Kenntniſs der Mathematik, wenig Nachdenken. — Nach dieſer ausführlicheren Entwickelung der Darſtellungsart des Vf's. wird der Leſer uns erlauben, bey den übrigen Abſchnitten kurz ſeyn zu dürfen, wiewohl ſie gleich reichen Stoff zu Erinnerungen bieten.

Kap. 4. *Meſſung der Erde.* S. 102 iſt die Vermuthung nicht unwahrſcheinlich, daſs die von Ariſtoteles ohne Namen angeführte Schätzung des Umfangs der Erde auf 400,000 Stadien vielleicht von *Eudoxus* ſey. Auch ſchien uns der Gedanke S. 129 neu und gut, daſs die allmähliche Verkleinerung des Erdumfanges in den Schätzungen der Alten daher vielleicht komme, weil man anfangs den Angaben der Reiſenden noch zu viel trauete, bis nach und nach genauere Beobachtungen gelehrt hätten, daſs man von dieſen Angaben auf die Krümmungen der Wege ein Beträchtliches abrechnen müſſe. Verwirrt und unrichtig iſt, was S. 114 und 134 über die Meſſung des Meridians geſagt wird; und ſehr kühn die Behauptung: die Alten hätten die Mittagslinie eben ſo gut wie wir zu ziehen verſtanden.

Kap. 5. *Ueber die Beſchaffenheit und über die Eigenheiten der Erdkugel*, handelt von ihrer Rundung, Dicke, Maſſe und Schwere, z. B. daſs ſchon „die mathematiſche Wiſſenſchaft der Alten die ungeheuer ſcheinenden ſchroffen unregelmäſsigen *Gebirgswulſten* der Erde für keinen Grund der Abweichung von der Kugelgeſtalt gehalten habe; daſs die Alten *irrig* erzählten, daſs mehrere Flüſſe an ihren Mündungen neues Land anſetzten u. ſ. w.“ — Irrig? wer denkt hier nicht an den Nil, Euphrat, Ganges, Achelous, Donau und viele andere Flüſſe? — Aber — *riſum tenete!* — S. 155 finden wir eine *phyſikaliſche* Erklärung des von den Alten geglaubten Meergallerts im Norden: Die Schwingungen der Erde beym Umdrehen um ihre Axe ſind am ſtärkſten unter dem Aequator, nehmen ab gegen die Pole, und müſſen alſo im Norden viel ſchwächer ſeyn. Sollten nicht die Alten (die nie eine Umdrehung der Erde um ihre Axe glaubten, und bekanntlich Erxlebens Compendium noch nicht gebrauchen konnten); ſollten nicht die Alten, durch Beobachtungen der Art auf jenes geronnene Meer geführt worden ſeyn? — Ja S. 243 wird die Sanftheit, mit der ſich im Norden die Erdaxe um ſich ſelbſt bewege, als Grund angeführt, warum vielleicht die Hyperboreer als ſo glückliche Menſchen geprieſen würden. — S. 244 indeſs iſt dieſs Alles ſchon wieder vergeſſen, und es wird ſehr nachdrücklich empfohlen, daſs man ja bedenken ſolle, daſs dieſer Meergallert und dieſe glücklichen Hyperboreer nur Vorſtellungen der früheren kindiſchen Welt waren. — Hiernach wird es denn nicht weiter befremden, wenn Poſidonius 50 vor Chr. S. 157 die Mondsgebirge im innern Afrika näher kennen lernt; oder wenn man S. 210 „ſchier rathen möchte, daſs „Ptolemäus ſchon von Neuholland Wind gehabt ha„ben könnte.“ — Auffallen aber muſs es bey einem ſo fleiſsigen Leſer der Griechen und Römer, daſs er S. 260 ſo entſcheidend behaupten kann: „daſs ſich „die Griechen den Morgen höher vorgeſtellt hätten, „iſt in den Schriften der Alten durchaus *grundlos* (!), „und hält ſich bloſs in den Köpfen neuerer Gelehr„ten auf.“ Auſser der Stelle im Ariſtoteles Probl. XXVI, 64 zeugt für dieſen Glauben der allgemeine Sprachgebrauch der Griechen, daſs ſie *ἀναβαινειν*, hinaufſteigen, ſchlechtweg für *nach Oſten reiſen* gebrauchen. Und aus welchen Quellen iſt die Angabe S. 306 geſchöpft: „*mehrere neuere Erfahrungen* hätten den Glauben einiger Alten beſtätiget, daſs es unter den Wendekreiſen heiſser ſey, als näher nach dem Aequator zu? Wahrſcheinlich überſah der Vf. in den Reiſebeſchreibungen, die er verglich, daſs von hohen gebirgigen Gegenden unter dem Aequator, z. B. von Peru, und von ebenen mittelländiſchen Landſtrecken unter den Wendekreiſen z. B. in Afrika die Rede war.

Kap. 6. *Ueber das Maaſs und die Figur der Oberfläche der Erde* (ſollte heiſsen: *des Landes*). — Kap. 7. *Ueber die mathematiſchen Kreiſe:* Horizont, Aequator u. ſ. w. — Kap. 8. *Ueber die mathematiſchen Locale*, d. h. von der geraden, ſchiefen und parallelen Sphäre, von den Zonen, von der Breite und Länge: ein Abſchnitt, der alle gerügten Fehler in einem vorzüglich reichen Maaſse umfaſst. Wie der Vf. mit unter ſelbſt geſteht, er wiſſe nicht, wie er mit der Sache daran ſey; ſo geht es dem Leſer hier faſt durchaus mit dem Verfaſſer. Und jene unbehülfliche pedantiſche Terminologie herrſcht hier auf allen Seiten. Was iſt S. 265 ein *heraldiſch-objektiver Sinn?* — Kap. 9. *Ueber die mathematiſchen oder kosmologiſchen Zeiten, über Tag und Jahr.* — Kap. 10. *Kosmologie* S. 388. Dieſer letzte Abſchnitt iſt noch mit der beſte, da der Vf. ſich hier meiſt darauf beſchränkt, zu erzählen, was er in den Alten gefunden hat. Auch der beleſene Alterthumsforſcher wird hier manche ihm neue Angabe lernen, wenn er es über ſich erhalten kann, ſich durch den verworrenen ſchwerfälligen Ausdruck hindurchzuarbeiten. Sobald ſich aber der Vf. an ein Urtheil wagt, verwickelt er ſich auch hier in Fehlſchlüſſe, oder ſchwankt hin und her, da man ja die Sache ſo oder auch ſo nehmen kann, und verwahrt ſich dabey nicht vor Widerſprüchen.

Doch, wie geſagt, der Vf. meint es gut, ſein Fleiſs iſt treu. Wenn wir ihn daher auch nicht aufmuntern können, die beiden anderen Theile ſeines Werkes in der Form dieſes erſten herauszugeben: ſo möchten wir doch auch ſeine Sammlungen nicht verloren gehen laſſen. Der Vf. ſcheint nicht um des Gewinnes willen zu arbeiten; die Liebe zur Wiſſenſchaft

schaft leuchtet überall als der reine Beweggrund seines Fleisses hervor. Möchte ihm also nicht die Belohnung genügen, einem andern vorgearbeitet zu haben? Hat Hr. K. nicht etwa jemand unter seinen Freunden oder Bekannten, der von gleichem Eifer beseelt, bey gleicher Kenntniss des Alterthums, diese seine Sammlungen mit Geist ausarbeiten könnte? Es würde auf die Weise ein sehr interessantes und brauchbares Buch entstehen. — Oder wollte Hr. K. selbst drucken lassen: so gebe er uns ein geographisches Lexikon, das unter Hauptrubriken umfasste, was er über mathematische, physikalische und politische Geographie gesammelt hat. Eigene Urtheile müssten aber nicht eingemischt werden; sondern Hr. K. liefere uns treu, was sein Fleiss gefunden hat: sehr aber würde es den Gebrauch erleichtern und das Buch nützlicher machen, wenn die beweisenden Stellen, besonders aus seltenen Schriften der Alten, dabey abgedruckt würden.

V. S. A.

Jena, b. Stahl: *Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient, in Uebersetzungen und Auszügen,* mit ausgewählten Kupfern und Karten, Anmerkungen und collectiven Registern, auch mit den nöthigen Einleitungen, herausgegeben von *H. E. G. Paulus*, der Th. Prof. zu Jena (nunmehr zu Wirzburg). Siebenter Theil. 1803. 321 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der würdige Herausgeber dieser Reisesammlung hat nicht allein auf die Erweiterung der Völker- und Länderkunde, sondern vorzüglich auf Bibelerklärung Rücksicht genommen. Die Bekanntschaft mit der Natur und den Sitten des Orients ist längst als ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Erklärung der Bibel anerkannt, und es sind auch schon manche glückliche Versuche, besonders von *Harmar* und *Lüdeke*, gemacht worden, einzelne Stellen der Bibel aus morgenländischen Reisebeschreibungen zu erläutern. Den Bibelforscher besonders wird daher diese mit beständiger Rücksicht auf Bibelerklärung veranstaltete Sammlung solcher Reisebeschreibungen sehr willkommen seyn. Wenn jene Bemerkungen nur Auszüge und Bruchstücke liefern, so haben sie hier ein zusammenhängendes Ganzes, das ihnen zugleich eine lehrreiche und angenehme Lectüre verschafft.

In diesem siebenten Theil ist zuerst die Fortsetzung des Auszugs aus der Schulzischen Reise nach Palästina enthalten. Obgleich wir es dem Herausgeber gern zutrauen, dass es ihm viel Mühe gekostet haben mag, das Brauchbare von dem Unbrauchbaren abzusondern: so ist doch auch der Auszug no mit manchen Märchen, mit Legenden der Christ und Muhammedaner über die sogenannten heilig Oerter, und zum Theil auch mit andern geringfü gen Sachen angefüllt. Inzwischen fehlt es auch nic an interessanten Bemerkungen, die den Leser f jene Kleinigkeiten wieder entschädigen, z. B. S. 65 über die arabische Nomadenwirthschaft, S. 77 über die griechischen Hochzeitsgebräuche, S. 128 über die orientalischen Badehäuser und S. 132 f. üb das orientalische Schreibzeug, und S. 166 f. die au führliche und genaue Beschreibung der Stadt D mascus. Da Hr. D. *Schulz* als Mitarbeiter des jü schen Instituts die Reise machte, und, seiner Besti mung gemäss, zunächst die in Palästina zerstreut Juden aufsuchen musste: so war er im Stande, üb die jetzige Verfassung der Juden in Palästina genau re Nachricht zu ertheilen, als man sie sonst irgen wo findet. Auch liefert diese Reise dem Exeget manchen guten Beytrag zur Bibelauslegung, z. S. 44 und 152 die labyrinthischen Höhlen des Ca mels zu Amos 9, 3, S. 60 die wohlriechenden My thengebüsche, zu Jes. 55, 13, S. 81 das Salz als Fri denssymbol, zu 2 Chron. 13, 5, S. 107 Präsentir des Scherbets, zu Genes. 40, 11, S. 136 Losgeb der Leichname der Delinquenten, zu Mark. 15, 4 Dem Auszuge sind zwey Register, ein geographisch und ein Sachregister hinzugefügt, wobey es aber was unbequem ist, dass die Seitenzahlen nach de Original, und nicht nach dem Auszuge, obgleich d Seitenzahl des Originals auch in dem Text des Au zugs bemerkt worden, angeführt sind. Durch d folgende Register über die naturhistorischen Gege stände in *Hasselquist's* Reise nach Palästina hat d Herausgeber eine verdienstliche Arbeit übernomme und es wäre zu wünschen, dass wir auch über a dere wichtige Reisebeschreibungen solche alphabe sche Verzeichnisse, wenigstens in Ansehung des N turhistorischen, haben möchten. Den Beschluss di ses Theils macht eine historische Untersuchung üb Persepolis, nach *Langlés*, übersetzt aus dem zwe ten Bande der *Collection portative de voyages tradu de differentes langues orientales et Européennes*, à P ris an VI, mit Einschaltung der Franklinschen B merkungen über die Ruinen von Persepolis, aus se ner Reisebeschreibung von Bengalen nach Persie welche Hr. Langlés, weil er sie übereinstimme mit den Niebuhr'schen Nachrichten und daher übe flüssig fand, weggelassen hatte. Zuletzt noch eini schätzbare Berichtigungen zu den ersten Bänden di ser Reisesammlung von Hn. Prof. *Lorsbach*.

*

Druckfehler. In No. 8. S. 63. Z. 7 ist statt: *durch diesen reiten*, zu lesen: *durch diesen Hof reiten.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 FEBRUAR, 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Unger: *Italien, eine Zeitschrift*, herausgegeben von *zween (zwey) reisenden Teutschen P. J. Rehfues* und *J. F. Tscharner*. Erster Band (oder I. II. III u. IV Heft) 8. (Jedes Heft 12 gr.)

Die in Italien lebenden Vff. der vorliegenden Monatsschrift haben sich, der Ankündigung derselben zu folge, bereits mehrere Jahre in Italien aufgehalten; sie haben einen grofsen Theil des Landes selbst durchreiset, sich blofs mit dem Studium des italienischen Volkes, seiner Sitten und Gesetze, seiner Künste und Literatur beschäftigt, und sich dadurch zu der verdienstlichen Unternehmung, uns über diese Gegenstände nach und nach das Merkwürdigste mitzutheilen, vorbereitet. Kleine Reisebeschreibungen und Gemälde der gröfseren Städte Italiens, Briefe über merkwürdige Seiten des Nationalcharakters, über Sitten, Gebräuche, Theater; Charakteristiken lebender merkwürdiger Staatsmänner; wenig bekannte Facta aus der ältern und neueren Geschichte Italiens; Darstellungen der Erwerbzweige der verschiedenen Provinzen dieses Landes, Landbau, Gewerbe und Handel; geschmackvolle Uebersetzungen italienischer Novellen; metrische Uebersetzungen von den besten, besonders neueren Dichterproducten; Kunstnachrichten, literarische Miscellen, Anekdoten, Nachrichten u. s. w. sollen in diesem Journale mit einander abwechseln. Schon aus diesem Inhaltsentwurfe läfst sich ersehen, dafs es den Vff. nicht an Stoff fehlen könne, um ihrem Journale alle, zur interessanten und belehrenden Unterhaltung erfoderliche, Mannichfaltigkeit zu geben. Auch wird ihr Journal neben den schätzbaren *Wismayrschen Ephemeriden* sehr wohl, ohne Collision, bestehen können, da diese sich blofs auf literarische Nachrichten und Anzeigen einschränken, und für diesen Zweck das Mögliche leisten, was nur von einem in Teutschland lebenden Herausgeber solcher Nachrichten geleistet werden kann. Indem wir uns eine Beurtheilung jener *Ephemeriden* für die Zukunft vorbehalten, schreiten wir jetzt zur näheren Betrachtung des Inhalts der vor uns liegenden vier Hefte dieses Journals.

In der, 34 Seiten füllenden, *Einleitung* legen die Vff. die Gründe und zugleich die Schwierigkeiten ihres Unternehmens mit einer Umständlichkeit dar, deren es für den gröfsten Theil ihrer Leser, und bey der allseitigen Tendenz unserer Literatur und Lectüre, wohl nicht bedurft hätte. Wir haben bereits Journale für alle gebildetere Länder Europens, warum sollten wir nicht auch eben so gern ein Journal über Italien annehmen, das uns über so viele interessante Gegenstände Nachrichten verspricht; da schon der blofse Name Italiens, und alles, was von dorther zu uns herüber hallt, einen besonderen Reiz für ein nordisches Ohr hat. Was die Vff. bey dieser Gelegenheit über die Schwierigkeiten, den Nationalcharakter der Italiener treffend zu schildern, beybringen, ist, bey der physischen und politischen Lage jenes, in so viel gröfsere und kleinere Provinzen zerstückelten Landes, wohl sehr richtig, und möchte, mit wenigen Abänderungen, auch auf den teutschen Nationalcharakter, der sich unter ähnlichen Einflüssen befindet, anzuwenden seyn. Die folgenden *Briefe auf einer Reise von Pisa über Carrara nach Genua geschrieben*, sind durch ihren Inhalt interessant, und in einer fliefsenden gefälligen Schreibart abgefafst. Dasselbe gilt auch von den *Briefen über die Sitten und den Charakter der Italiener*, von denen der erste im II. Heft das *Carneval in Livorno*, der zweyte im folgenden Hefte die *Fastenzeit in Livorno* beschreibt, und der dritte im vierten Heft von der *Ostentation der Italiener* handelt, unter welchem Ausdrucke die Vff. das Bestreben verstehen, „Vorzüge, die man hat und die man nicht hat, in das günstigste Licht zu setzen," welche Eigenschaft, ihren Beobachtungen zufolge, ein Hauptzug im Charakter der Italiener ist, der sich bey allen Classen und Ständen gleich auffallend findet, und bey allen Fehlern und Thorheiten, die daraus hervorgehen, auch die Quelle so vieles Grofsen und Schönen gewesen ist, was wir in diesem Lande bewundern. Die *Bemerkungen auf einer Reise von der Grenze Graubündtens bis Mailand* sind durch das, was darin über Bündten gesagt wird, interessant. So verschieden Berggegenden auch in der Natur seyn mögen, so gleichen sie sich doch in den Reisebeschreibungen zu sehr, und selten geben diese dem Leser, der die Gegenden nicht selbst bereist hat, ein anschauliches Bild. Wir wünschen daher, dafs die Vff. in ihren künftigen kleinen Reisebeschreibungen sich über Naturscenen möglichst kurz fassen, hingegen sich mehr über die Bewohner derselben verbreiten mögen. Interessanter noch wird dem Liebhaber der italienischen Literatur der *Versuch über die Trauerspiele des Grafen Alfieri nebst der metrischen Uebersetzung seines Orest seyn*, da dieser in Italien so berühmte Dichter bisher noch wenig unter uns bekannt war; welches, so wie überhaupt unsere geringe Bekanntschaft mit der neuesten schönen Literatur der Italie-

ner, mehr der grofsen Schwierigkeit eines näheren literarischen Verkehrs mit diesem Lande, als unserer Vernachläſsigung zuzuschreiben ist. Rec. der die Trauerspiele *Alfieri's* bereits seit mehreren Jahren kennt, kann den Vff. nicht beypflichten, wenn sie behaupten: „dafs der, welcher die tragischen Werke der Alten, der Engländer und Franzosen, so wie unsere teutschen kennt, in Verlegenheit seyn werde, diesem grofsen Geiste seine gehörige Stelle anzuweisen"; er ist vielmehr der Meinung, dafs man, bey der Gleichförmigkeit der, gleichsam nach einer technischen Grundregel gearbeiteten, Alfierischen Tragödien, nur einige derselben mit Aufmerksamkeit gelesen haben dürfe, um diefs zu können. Die Form der Alfierischen Tragödien ist im Wesentlichen keine andere, als eine von allem überflüssigen Beywesen gereinigte, blofs auf das Nothwendige der darzustellenden Handlung zurückgeführte, verbesserte Form des französischen Trauerspieles. Damit läfst sich auch die Behauptung der Vff., dafs Alfieri kein Nachahmer irgend einer der genannten Schulen sey, sehr wohl vereinigen. Wer blofs von der Grundmaxime oder allgemeinen Form einer Schule ausgeht, dieselbe noch überdiefs reinigt, ihre Methode, die Plane anzulegen, verbessert, und sie in Charakterzeichnung und Ausführung übertrifft, der ist soweit entfernt, ein Nachahmer derselben zu seyn, dafs er mit solchen Vorzügen vielmehr Haupt einer neuen Schule werden kann, welches Alfieri auch bereits seyn würde, wenn die italienische Bühne der tragischen Kunst günstiger wäre. In jedem Falle aber ist er der Stifter einer neuen Epoche, und schon diefs verbürgt seine Originalität, welche sich in Sprache, Dialog und Charakterzeichnung am auffallendsten zeigt. Der Dichter, dem das französische Theater kein Genüge leistete, hat selbst die Maximen, nach denen er seine Tragödien verfertigt hat, in wenig Worte zusammengedrängt, in einem Antwortschreiben an den neapolitanischen Gelehrten *Ranieri de' Calsabigi*, das dem ersten Bande seiner Tragödien vorgedruckt ist, folgendergestalt angegeben: „Die Tragödie in fünf Acten, blofs und ganz mit dem angefüllt, was der Gegenstand selbst darbietet; keine Berather, keine stummen Zuschauer; blofs von den handelnden Personen dialogirt; die Handlung aus einem einzigen Faden gewebt, rasch im Gange und in der Aeufserung der Leidenschaften, die alle jedoch mehr oder weniger entwickelt werden müssen; einfach, so sehr es irgend das Wesen der Kunst erlaubt; schauderhaft und voll Schrecken, so viel die Natur ertragen mag; von meinem ganzen Feuer durchglüht: diefs ist die Tragödie, die ich, wenn auch nicht wirklich erreicht, doch vielleicht angedeutet, doch gewiſs im Sinne gehabt habe." — Aus demselben Briefe theilen die Vff. eine andere, dieser unmittelbar folgende, Stelle mit, die Rec. gleichfalls hersetzt, weil sie zur Ergänzung der in den Beylagen zu dieser Zeitung vor kurzem gelieferten Nachricht über diesen Dichter, und zur Bestätigung des in ihr Gesagten dienen kann. „Was mich — sagt Alfieri — zuerst zum Schreiben trieb, war Verdrufs und Eckel an allem, verbunden mit jugendlicher Unruhe; Begierde nach Ruhm, und das Bedürfnifs, mich mit etwas zu beschäftigen, was meinen Neigungen gemäfs war. So, ohne alle Kenntnifs des Faches, in dem ich mich versuchte, aber mit dem gröfsten Vertrauen zu mir selbst, schrieb ich meine Tragödie *Cleopatra*. Diese war und ist, — denn ich halte sie wohl verborgen, — was sie seyn musste: ein Ungeheuer. Sie wurde zweymal in Turin gegeben, und, zur Schande des Vfs. und seines Publicums sey es gesagt, mit Geduld angehört, sogar beklatscht, und welches meiner übrigen Trauerspiele ich auf das nämliche Theater brächte, ich dürfte mir schwerlich einen bessern Erfolg versprechen. Aus dieser meiner unbegreiflichen Unverschämtheit, mich, in weniger als sechs Monaten, aus dem ausschweifendsten Jüngling, der ich war, in einen tragischen Dichter umgeformt zu haben, hatte ich doch den Vortheil, dafs ich mit dem Publicum, und was noch mehr ist, mit mir selbst, den Vertrag machte, wirklich, wenn es möglich wäre, ein solcher zu werden. Von diesem Tage an, — es war im Jun. 1775 — wollte und wollte ich immer, und mit allem Eifer. Aber da ich rein toskanisch schreiben musste, wovon ich kaum das *Abc* verstand: so war ich vorerst genöthigt, mich der Lesung aller französischen Bücher zu enthalten, um nicht in einer barbarischen Sprache zu schreiben. Italienisch und ein wenig Latein waren von der Zeit an meine einzige Lectüre, weil ich weder Englisch noch Griechisch verstehe. *Auf jene Sprachen allein eingeschränkt, konnte ich gewiſs keine Aufschlüſse über mein Fach aus Büchern schöpfen, und was ich darüber in französischer Sprache gelesen, hatte ich in zu frühem Alter, zu schnell, ohne Nachdenken, und ohne den Gedanken, je Trauerspiele zu schreiben, gelesen.*" — Mit dem letzten Perioden dieser Stelle glauben die Vff. vornehmlich ihre Behauptung, dafs man Alfieri nicht mit der französischen Schule vergleichen dürfe, erweisen zu können; den Rec. hingegen bestärkt die ganze Stelle in seinem oben geäufserten Urtheile über den Dichter, denn sie zeigt offenbar, dafs Alfieri gar keine andere Form der Tragödie kannte und kennen konnte, als die französische, die er zugleich sehr gut kannte; und es wäre interessant, seinen ersten Versuch zu kennen, um zu sehen, welche Form dieser hatte.

Alfieri's Freyheitsenthusiasmus entzündete sich höchstwahrscheinlich zuerst an der nordamerikanischen Revolution, wie auch die Sammlung seiner Oden über diesen Gegenstand den lebhaften Antheil beweiset, den er an derselben nahm; aber zu Anfange der französischen Revolution im J. 1789 war Alfieri wohl der junge feurige Mann nicht mehr, wozu ihn die Vff. machen; denn er war damals bereits 46 Jahre alt. Alles, was die Vff. sonst zum Lobe ihres Dichters sagen, hat Rec. gröfstentheils gegründet gefunden; nur haben sie die Mängel seiner Tragödien, welche zum Theil selbst in jenen gerühmten Vorzügen ihren Grund haben, anzumerken vergeſ-

gessen, oder sie vielleicht, durch jene Vorzüge geblendet, ganz übersehen, welches ihnen nach einem längeren Aufenthalte in Italien, wo ihnen Besseres zur Entgegensetzung vielleicht nicht so lebhaft gegenwärtig war, wohl begegnen konnte. Rec. hat nun noch die im II und III Hefte befindliche Uebersetzung des Orest anzuzeigen, die er um so aufmerksamer mit dem Originale verglichen hat, da sie hier zugleich als eine Probeausstellung einer angekündigten Uebersetzung der sämmtlichen Trauerspiele Alfieri's gelten soll. Die Vff. haben selbst die Foderungen angegeben, die sie bey ihrer Uebersetzung an sich machten. Sie wollten nämlich „den Geist Alfieri's, seine Kürze, seinen Ernst, seine Volltönigkeit in unserer Sprache wiedergeben, die sich sogar häufig in die Wortstellungen des Originals fügen sollte; dabey sollte sie doch teutsch seyn, keine ihrer Eigenthümlichkeiten vergessend, und keine fremden annehmend, und dabey dem Leser, nebst der Beobachtung des Sylbenmaasses, den Genuss eines für sich bestehenden Kunstwerkes gewähren." Allerdings strenge, aber doch für ihre Unternehmung, so originelle, kraftvolle, gedrängte und bis zur höchsten Correctheit ausgefeilte Dichterwerke in unsere Sprache zu übertragen, nicht zu hoch gestellte Foderungen, die auch Rec. vornehmlich seiner Beurtheilung dieses Probestückes zum Grunde legen wird.

Rec. gesteht der Uebersetzung des Orest das Verdienst der Treue in sofern zu, als sie den Sinn des Inhalts überall richtig wiedergiebt, einige Kleinigkeiten abgerechnet, wo der richtige teutsche Ausdruck verfehlt ist; so z. B. ist das Wort *fremere* verschiedenemal durch *knirschen* gegeben, was es eigentlich nie heisst, sondern vielmehr *schaudern vor Unwillen, Aerger, Zorn*, bedeutet. Manche Stellen, die im Original klar und bestimmt ausgedrückt sind, geben in der Uebersetzung einen zweydeutigen Sinn, wie folgende:

A. II. Sc. 1. — Du weisst, ich bin
Bereit, mit dir zu theilen *jeden Wechsel*.

(st. *jedes Schicksal, jeden Glückswechsel*;)

Ebendas. — Die Niederträchtigkeit
Greift besser als das Schwert die Schlauheit an.

Sc. 2. — Welche Kunde mag das seyn? So *geht Ihr weiter nur*.

(st. *tretet näher*, wie es im Originale eigentlich heisst:)

A. IV. Sc. 4. Ich kenn dich Weib, für dich auch zittre, wenn —
Nicht von der Seite gehst du mir.

(Befehlsweise, statt: gehe mir nicht von der Seite). — In allen übrigen Foderungen, in der Kürze, Correctheit, Volltönigkeit, Schönheit der Sprache und Diction, ist diese Uebersetzung noch sehr weit von dem entfernt, was unsere Sprache unter geübten Händen leisten kann, und was besonders in der Energie des Ausdrucks geleistet werden sollte, wo sie über die italienische so manchen Vortheil hat. Ueberall, wo die Uebersetzung sich nach der Wortstellung des Originals hat fügen sollen, da ward sie nur gezwungen und steif, statt ausdrucksvoller und poetischer zu werden, weil ähnliche Versetzungen in zwey Sprachen sehr verschiedene Wirkungen hervorbringen; diess kann also auch der Weg gar nicht seyn, Eigenthümlichkeiten eines Dichters in eine andere Sprache zu übertragen. Dass die mögliche Kürze nicht geleistet worden, zeigt schon die beträchtlich grössere Zahl der Verse in der teutschen Uebersetzung, in der man hingegen eine Menge unnöthiger Flickwörtchen findet, um den Vers auszufüllen; z. B. in folgender Stelle:

Wie lieber wär es mir, zu handeln, als
Zu sprechen, Schwester. *Nun*, ich harre *denn*,
Bis sich der Tag dazu genaht. Indess
Zu Thränen *doch* geboren, lass zusammen
Uns weinen wenigstens. —

Oder in folgender:

Und doch wirst du *so* ein gewisses Schaudern
Im Herzen fühlen, das zu Thränen *dich*
Und zum Gedanken, dass sie Mutter ist,
Dich zwingen wird —

Auf das Recitiren ihrer Verse scheinen die Uebersetzer wenig oder gar nicht Rücksicht genommen zu haben; denn sie sind für den Dialog äusserst ungeschmeidig, und scheinen, so wie der Vers sich eben auf den ersten Wurf nothdürftig fügen wollte, ohne weitere Feile gelassen zu seyn. Verwechselungen der Längen und Kürzen, die den Vers holpericht und stümperhaft machen, finden sich auf allen Seiten. Dieser Mangel grammatischer und prosodischer Correctheit ist in einer Uebersetzung von Werken, die gerade in diesen Theilen höchst correct sind, doppelt auffallend. Rec. wird jeden der gerügten Mängel mit einigen Beyspielen belegen, die er aus einer weit grösseren Anzahl beym Lesen angestrichener Stellen heraushebt.

Sprachfehler wie nachstehende: *Gespenste* (statt Gespenst); Aegisth ich flehe *dich* (st. ich flehe dir); wer wird sie ihm auch fodern (st. von ihm fodern); schleppen *läſst* du (statt lässest du) deinen Sohn zum Tode; *worzu* (st. *wozu*) sollten in einer Uebersetzung Alfieri's nicht vorkommen. Italianismen und Unteutschheiten sind nachstehende Redensarten: A. I. Sc. 2. Du *machst mich* zittern; A. II. Sc. 2. *Sie wollen ihn nicht todt*, stirbt er nicht durch sich selbst (st. sie wollen nicht, dass er sterbe). A. I. Sc. 2. Mehr als du mich *nicht* hassest, verabscheu' ich mich selbst. Eben so unrichtig heisst es A. I. Sc. 4. Du, die zwey mit einem Stoss *erwürgt* (st. ermordet); mit dem Schwertstosse erwürgt man nicht. Wenn nicht unteutsch, doch gezwungen und steif, sind Wortversetzungen wie folgende:

A. I. Sc. 2. — Nicht den Hass,
Nicht kann ich dein Gefühl verdammen.

Ebendas. — — — Fort von hier, o du
Die ich nicht kann, nicht Mutter nennen darf.

A. III.

A. III. Sc. 1. Elektra, lass mich. — kehr auf deine Zimmer;
Ich will es, ja, auch will Aegisth ich gehn.

A. IV. Sc. 2. Mitleid'ge Lieb' erhielt zum alten Vater
Vielleicht ihn gegen seinen Willen lebend,
Denn heldenmäss'ger ists *zu leben* oft
Als *sterben*.

Diess sollen Nachahmungen der dem Alfieri eigenen Wortfügungen seyn, zu denen auch die häufige Versetzung des persönlichen Pronomens gehört, welche in dieser Uebersetzung bis zum Ueberdrusse wiederholt ist, obgleich sie im Teutschen weder Nachdruck noch Zierlichkeit bewirkt. Wer kann z. B. Versetzungen wie folgende schön finden:

— Komm, gehn aus den Augen
Wir ihr. Gehässig haben wir genug
Bey ihr uns schon gemacht.
— Warten sollen sein *wir hier*
Und *hier*, wenn dein Betragen du nicht änderst
Sind wir zu morden nicht, zu sterben *wir*
Gekommen. —
— und hinter mit zog sich
Ein langer Wiederhall von Klagen durch die Lufs
Die weinen, zittern, heulen machten *mich*.
— Ob du mich liebst, werd heut *ich* sehn. —
So viel als nur dein grimmig Herz begehrt,
Kannst haben *du*. —

Aus diesen Beyspielen wird der Leser schon einigermassen auf die in der Uebersetzung herrschende Sprache schliessen können. Zur bessern Einsicht setzen wir noch folgende kurze Stelle aus A. II Sc. 1 her:

Pylades.

— Höre mich
Es kennt uns Niemand hier, wir scheinen Fremde.
Unruhige Tyrannen sinds gewohnt
Sey's Neugier oder Furcht, den Thaten *all*
Und Schritten eines jeden nachzuspüren.
Schon bricht die Sonn hervor; gesehen kaum,
Wird man uns vor Aegisth auch schleppen; sagen
Wir —

Orestes.

Stossen, hundertfältig stossen müssen
Auf den Verruchten wir, kein Wort ihm sagen.

Pylades.

Kamst zum gewissen Tode, oder zur
Gewissen Rache du hieher?

Orest.

Mag beides
Gewiss mir seyn; erst morden, sterben dann.

Auch in der Wahl der Ausdrücke, wie sie sich für die edlere Sprache poetischer Darstellungen schicken, haben die Vff. nicht immer die gehörige Sorgfalt b[ewiesen]. So kommt der Ausdruck *beschmutzt* oft vor, wo doch *besudelt* das minder gemeine Wort i[st], z. B. von seinem Blute noch *beschmutzt*; in d[as] Herz, *beschmutzt* mit solcher Schandthat; so auch [in] der Stelle:

Da bring zum *Schmutz* schandvoller Armuth ihm
Als Mitgift deine ew'gen Thränen.

Auch in der Beschreibung, die Orest von der E[r]scheinung des ermordeten Agamemnon giebt, d[er] „mit seinen Knochenhänden sich das gesträubte Ha[ar] aus dem Gesichte wischt," thun die „*todesblauen B[a]cken*" (*livide guance*) keine gute Wirkung im Te[ut]schen.

Ich muss, wie's immer möglich, seinen Tod
Beeilen, du musst dulden es, und schweigen.

(besser *beschleunigen*).

Sprich leise nur, denn jede Wand kann einen
Anbringer bergen.

(besser *Verräther*).

Die hier mitgetheilten Proben werden hinreichen, [zu] zeigen, dass diese Uebersetzung weder ihrem Ori[gi]nale, noch den von den Vffn. selbst aufgestellten F[or]derungen entspricht. Die Vff. würden also vor d[er] Bekanntmachung derselben ihre Arbeit durchaus [ei]ner nochmaligen Ueberarbeitung und einer streng[en] Feile unterwerfen müssen, um das von ihnen unt[er]nommene Werk mit Ehren auszuführen. Das, w[as] bloss Manier der Sprache bey einem Dichter ist, [ist] keineswegs seine wesentliche Eigenthümlichkeit; d[ie]se besteht bey Alfieri in der Energie, in der gedrän[g]ten Kürze, in dem raschen feurigen Dialog, in ein[er] leidenschaftlichen Sprache, und in der hohen gra[m]matischen und prosodischen Correctheit, welche [da]rum kühne Wendungen und Inversionen nicht au[s]schliesst. Diese Eigenschaften, nicht aber jene, [die] sich nicht verteutschen lassen, wünscht man in ein[er] Uebersetzung der Alfierischen Tragödien wieder [zu] finden, die keine so leichte Arbeit seyn dürfte, [als] die Vff., nach der vorliegenden Probe zu urtheile[n], sich dieselbe vorgestellt haben.

Die Novelle *vom dicken Tischler in Florenz* u[nd] die *Sicilianische Novelle* sind leicht und fliesse[nd] übersetzt. Der im IV Heft angefangene Versuch üb[er] den Satyriker *Parini* ist noch nicht geendigt. D[er] erste Abschnitt enthält eine historisch-kritische M[u]sterung der vornehmsten Satyriker der Italiener, w[el]che das Fach der ernsthaften Satyren behandelt [ha]ben, von *Dante* bis auf *Menzini*. Da von *Par[ini]* selbst noch nichts darin vorkommt: so versparen w[ir] die nähere Anzeige dieses Aufsatzes für die Zukun[ft] und schliessen die gegenwärtige mit dem Wunsc[h], dass die Vff. fortfahren mögen, uns, durch Mitth[ei]lung interessanter Nachrichten, mit dem schön[en] Lande in dem sie leben, und wo es ihnen nie [an] Stoff dazu gebrechen kann, näher bekannt zu mach[en].

Rs.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 FEBRUAR, 1804.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Frölich: *Mathematische Elementarschule*, oder Anleitung zum kunstlosen Denken über mathematische Gegenstände. Ein Handbuch für Lehrer und Lernende. Von *C. W. D. Hoffmann*, Subrector an der Cölnischen Stadtschule zu Berlin. Mit sieben Kupfertafeln. 1803. XXVIII u. 648 S. 8. (2 Rthlr.)

Ein neues Lehrbuch schreibt man zu einem Zwecke, den man durch die vorhandenen Lehrbücher noch nicht erfüllt glaubt: unser Vf. giebt in der Vorrede zum Hauptzwecke seines Unterrichts allgemeine Bildung überhaupt an, und insbesondere Vorbereitung auf ein systematisches Studium der Mathematik; er vermisst im gewöhnlichen niederen mathematischen Unterricht ein festes Princip für Methode und Auswahl des Stoffs, und sieht darin förmliche Demonstrationen und blofs historisch angeführte Sätze durcheinander laufen, und bald zu viel bald zu wenig aufgenommen. Er läfst sich über seine Anleitung zum kunstlosen Denken in eine Rechtfertigung ein, indem er versichert, dafs die Wissenschaft dadurch nicht entehrt werde, wenn sie durch Anschmiegung an das kunstlose Denken des gemeinen Verstandes sich auch diesem fafslich macht, wohl aber dadurch, wenn man ihr Wesen zerstört, indem man an die Stelle historischer (?) Beobachtungen und Versuche (in der angewandten Mathematik) leeres Raisonnement setzt, oder aus dem Forschen nach Gründen Gedächtnifssache (?) macht. Zum Stoffe seines Unterrichts bestimmt er alle allgemein interessante Wahrheiten der angewandten und reinen Mathematik, die einer fafslichen Darstellung fähig sind, und zum Princip seiner Methode Uebung des kunstlosen aber (?) gründlichen Untersuchens anschaulicher Gegenstände, wobey er alles blofs Historische verschmäht, um nicht die Geistesträgheit des Schülers, der gern auf Glauben annimmt, zu begünstigen; er entsagt der wissenschaftlichen, und deswegen trockenen und abschreckenden Form; (diese dient doch, wenn sie dem Stoffe angemessen ist, dem nicht verwöhnten Geiste zur Erleichterung und Befriedigung;) er will die Wahrheiten in einem natürlichen, nicht systematischen Gewande darstellen, dennoch will er sie immer vorher, ehe er auf Zeichnungen verweist, aus Begriffen entwickeln, theils um die Einbildungskraft zu üben, theils um die Wahrheiten so rein als möglich dem Verstande zu überliefern. Nach diesem ungewöhnlichen Plane, den der Vf. in seinem Werke zu befolgen wirklich bemüht ist, will er dem gemeinen Verstande den schmalen steilen Weg der strengen Methode zu den Höhen der Kunst und Wissenschaft erlassen, und dafür auf schrankenlosen beliebigen Wegen zum Ziele locken, aber zugleich demselben das vorenthalten, was dem andern Wege die Vorzüge einer geraden sichern Bahn ertheilt, indem er nicht erlaubt, von der Anschauung auszugehen, und nöthigt, Begriffe zu zergliedern, die construirt seyn wollen.

Das Werk enthält folgende Abschnitte. Reine Mathematik. Einleitende Bemerkungen. S. 1. §. 1. Mathematische Wahrheiten von den Ebenen, oder Geometrie. S. 22. §. 8. Mathematische Wahrheiten von den Körpern, oder Stereometrie. S. 162. §. 40. Angewandte Mathematik. Gleichgewicht und Bewegung fester Körper, oder Mechanik fester Körper S. 225. §. 55. Gleichgewicht und Bewegung flüssiger Körper oder Hydrostatik, Aerometrie und Hydraulik: nämlich Gleichgewicht unelastischer Flüssigkeiten. S. 372. §. 88. Gleichgewicht elastischer Flüssigkeiten. S. 416. §. 96. Bewegung unelastischer Flüssigkeiten. S. 447. §. 102. Gesetze des Lichts und des Sehens, oder Wahrheiten aus den optischen Wissenschaften. S. 500 — 648. §. 111 — 150. Die Aufschrift eines jeden Paragraphen ist in Form einer oder mehrerer Fragen. Nach der Vorrede ist auf X Seiten der Inhalt aller einzelnen Paragraphen erzählt. Arithmetik, Bauwissenschaften und Astronomie hat der Vf. übergangen, weil für den Unterricht der erstern schon gesorgt sey, und beide letztere mehr voraussetzen, als er in seinen Plan aufnehmen wollte.

Bey dem aufmerksamen Lesen des Werks bemerkte Rec. manchen gelungenen Versuch einer populären Darstellung mathematischer Wahrheiten, besonders in der angewandten Mathematik, und glaubt, der Vf. habe nicht selten das für seinen Zweck geleistet, was bey den seiner Methode eigenthümlichen Schwierigkeiten möglich war, und sein Unterricht werde, wenn Lehrer und Schüler denselben nach der in der Vorrede gegebenen Anweisung gebrauchen, nicht ohne Nutzen seyn. Folgende Anmerkungen sind dazu bestimmt, den Vf. und seine Leser auf diejenigen Stellen des Buchs aufmerksam zu machen, die nach des Rec. Urtheile einer Verbesserung bedürfen.

Von den geraden Parallellinien wird S. 41 ohne Beweis angenommen, dafs sie an allen Orten dieselbe Entfernung von einander haben. Die Theorie der

der Parallelen ist kurz diese: gerade Parallellinien haben einerley Richtung, (oder Lage? sie gehen ja nicht von Einem Punkte aus) daher hat jede gerade Linie, von der sie geschnitten werden, gegen sie einerley Neigung, oder bildet mit jeder von ihnen einerley Winkel, sie machen also mit derselben den äussern Winkel dem innern an derselben Seite, die Wechselswinkel einander, und die innern Winkel an einer Seite zusammen zweyen rechten gleich. Hierauf erst folgt der umgekehrte Satz (28 bey Euklid). Concentrische Kreise werden auch zu den Parallelen gerechnet; auf sie ist doch die Theorie der Parallelen wenig anwendbar. S. 73 heisst es: Dreyecke sind gleich, wenn überhaupt zwey auf gleiche Art liegende (gleiche!) Winkel mit einer gleichen Seite sich in ihnen befinden. Ferner: Dreyecke sind gleich, wenn der gegebene Winkel gegen die beiden gegebenen Seiten (zwischen welchen er nicht liegt) nur dieselbe Lage hat, und die (eine gegebene) Seite, an der er liegt, kleiner als die gegebene Seite ist. Die im §. 20 angeführte 16te Figur, worauf sich die Regel bezieht, zeigt das nicht, was hier errathen werden soll, und ohne die Parenthesen ohne Sinn bleibt. Warum wird S. 103 nicht vorausgesetzt, dass der Schüler Quadratwurzeln ausziehen könne? eine kurze Erklärung dieser Rechnung hätte übrigens die Auflösung der Zahl 50 in zwey gleiche Factoren durch Näherung in wenig mehr Zeilen fasslicher dargestellt, als der mühsame unvollkommene Ueberschlag. S. 151 wird beyläufig behauptet, es sey bekannt, dass Wasser auf einer horizontalen Ebene nicht fliesse, sondern nur auf einer geneigten: freylich fliesst es nicht nach einer Richtung, aber es zerfliesst nach allen Richtungen, wie S. 422 richtig bemerkt worden. S. 165 wird die Durchschnittslinie zweyer Ebenen, die einen körperlichen Winkel einschliessen, die Spitze dieses Winkels genannt; besser nennt man sie *Kante*. S. 167 liest man diese paradoxe Folgerung: da DG und EH beide mit CF parallel sind: so müssen sie, ob sie gleich *nicht in Einer Ebene* liegen, mit einander parallel seyn, (eben deswegen liegen sie ja in Einer Ebene) denn sind sie nicht parallel: so müssen sie zusammen treffen (obgleich sie nicht in Einer Ebene liegen?) S. 169 lässt man durch 4 Ebenen, ohne an Figuren zu zeigen, wie? den Raum begränzen, und so einen viereckigen Körper entstehen, dessen Ecken jede durch 3 Ebenen gebildet werden; aber unmittelbar vorher wird auf 4 Ebenen (Fig. 38) aufmerksam gemacht, die keinen Raum begränzen: zuletzt wird die Untersuchung abgebrochen, weil sie noch nicht zur Deutlichkeit gebracht werden kann. Diess wäre ein Beyspiel einer nicht strengen, aber fruchtlos anstrengenden Methode. S. 213 ist bey Anführung eines auf die Achse einer Kugel senkrechten Schnittes die Bestimmung weggelassen, dass die schneidende Fläche eben seyn soll. S. 173 Lin. 3 wird einem Körper eine Grund*linie* zugeschrieben. S. 242—244 soll die Frage beantwortet werden, was für einen Weg ein Körper mache, auf welchen zwey bewegende Kräfte unter einem Winkel wirken; dieser Weg wird auf eine Art construirt, als ob es verboten wäre, die fassliche Methode des Parallelogramms beyzubehalten. Die Seite AD des Parallelogramms ADEM wird durch H, F, K und seine Diagonale AE durch J, G, L in 4 gleiche Theile getheilt; die Kräfte, welche den Körper A durch AD und AM treiben, lässt man denselben in zwey Zeiten durch AD, DE nach E führen, und dann vereint in Einer Zeit nach E, in der halben Zeit nach G, wo AF = $\frac{1}{2}$ AD, FG = $\frac{1}{2}$ DE ist; in $\frac{1}{4}$ Zeit nach J, wo AH = $\frac{1}{4}$ AD, HJ = $\frac{1}{4}$ DE; in $\frac{3}{4}$ Zeit nach L, wo AK = $\frac{3}{4}$ AD, und KL = $\frac{3}{4}$ DE; daraus soll nun folgen, der Körper werde in der ganzen Zeit auf der geraden Linie AJGLE gleichförmig nach E sich bewegen; endlich stösst der Leser auf die Bemerkung, diese gerade Linie sey zugleich die Diagonale des Parallelogramms ADEM. Hätte man AM eben so wie AD eingetheilt, und aus den Theilungspunkten Linien nach J, G, L, mit ME parallel gezogen: so wäre man nicht in das Labyrinth von Winkelwegen ADE, AKL, AFG, AHJ gerathen. S. 251, wo von dem einarmigen Hebel BCA die Rede ist, der in B herunter, und in C aufwärts gezogen wird, soll derselbe in A eine Unterlage haben, die Fig. 47 auch als eine solche gezeichnet ist: es muss hier eine Ueberlage angenommen und gezeichnet werden. S. 268 steht die Meinung, ein Ring habe in horizontaler Lage eigentlich keinen Schwerpunkt; eine Vorrichtung, wodurch er in der Mitte unterstützt werden könne, mache ihn eigentlich zur Scheibe: (kann man denn das, was hier den Ring zur Scheibe macht, nicht eben so, wie den mathematischen Hebel ohne Schwere denken?) In der vertikalen Lage soll der Ring allerdings einen Schwerpunkt haben. (Warum unterscheidet man hier nicht den Aufhängepunkt vom Schwerpunkte, wie doch S. 287 im Wagebalken beide richtig von einander unterschieden sind?) S. 374 wird behauptet, die Oberfläche einer flüssigen Masse könne für sich allein bewegt werden, weil ein Theil derselben in Bewegung seyn könne, während der andere Theil ruht. Diess folgt nicht, und ist auch nicht möglich; die Oberfläche begränzt den obern Theil der Masse, ist aber selbst kein Theil davon, und kann, ohne dass dieser sich bewegt, nicht bewegt werden, wohl aber scheinbar ruhen, wenn jener in Bewegung ist. S. 382 wird wieder eine Anwendung von ungleichen Parallelen innerhalb eines Dreyecks gemacht, aber nicht passender, als die, welche S. 243 vorkommt, und oben kritisirt, im Buche aber als ähnlicher Fall mit dieser verglichen wird: es soll nämlich in einem mit Wasser gefüllten verschlossenen Gefässe, dessen vertikaler Durchschnitt ein Dreyeck vorstellt, der Druck des Wassers auf verschiedene Punkte der horizontalen Grundlinie des Dreyecks am Boden des Gefässes proportional seyn den im Dreyeck auf diesen Punkten errichteten ungleichen Senkrechten, da er doch auf allen diesen Punkten vielmehr gleich, und der ganzen Höhe des Dreyecks gemäss ist. S. 396 wird ein falscher Grund angegeben, warum ein Körper, der specifisch schwerer als Wasser ist, in demselben unter-

unterſinkt: es ſoll nämlich deswegen geſchehen, weil er dem angränzenden Waſſer nicht eine ſo groſse Oberfläche darbietet, um einen Gegendruck erfahren zu können, der ſeinem Gewichte gleich iſt. Wenn das wahr wäre: ſo müſste eine Bleykugel im Waſſer nicht mehr ſinken, wenn ſie platt gedrückt, und dadurch ihre Oberfläche hinlänglich vergröſsert würde. S. 375 wird die anziehende Kraft und Reibung unter bewegten flüſſigen Maſſen als gering und unbedeutend angeſehen, allein die Reibung iſt nicht gering, ſondern ein Nichts; und wo ſie ſich zu äuſsern ſcheint, wie bey Wiederherſtellung der Ruhe eines zuvor bewegten Waſſers, und bey verminderter Bewegung der Waſſerſtrahlen, wovon S. 457 und 462 die Rede iſt, ſind andere Urſachen vorhanden, welche die Bewegung allmählich vernichten; anziehende Kraft und Zuſammenhang ſind auch nicht gering, ſondern beträchtlich; ein hängender Tropfen beweiſt dieſes ſchon zum Theil, aber noch vielmehr die Gewalt, welche erfodert wird, feſte Körper, die mit polirten und naſſen Flächen einander berühren, von einander zu reiſsen. S. 381 ſoll cubiſches Gewicht des Waſſers und S. 419 cubiſches Gewicht der Luft das Gewicht von einem beſtimmten Cubikmaaſs Waſſer oder Luft bedeuten: der Ausdruck iſt ungewohnlich, und kann leicht miſsverſtanden werden. S. 423 wird das eigenthümliche Gewicht der Luft an der Erdfläche ungefähr $\frac{1}{1000}$ der Schwere (des ſpeciſiſchen Gewichts) gleich geſetzt; es beträgt aber kaum weniger als $\frac{1}{800}$. Es wird S. 434, wie es ſcheint, zugegeben, daſs ein Cubikfuſs Luft gegen 3 Loth wiegt; aber wenn ein Cubikfuſs Waſſer 64 Pfund wiegt, wie S. 410 angenommen wird: ſo beträgt $\frac{1}{1000}$ davon kaum $2\frac{1}{20}$ Loth, und $\frac{1}{800}$ noch nicht $2\frac{1}{2}$ Loth. S. 445 wird ein Geſetz aufgeſtellt für die Schwingungen einer Saite bey gegebener Spannung, das der Erfahrung nicht gemäſs iſt: nämlich von zwey Saiten, von gleicher Länge und Dicke, mit Gewichten geſpannt, die ſich wie 2 zu 1 verhalten, ſoll die erſtere doppelt ſoviel Schwingungen machen; allein ſie wird einen Ton geben, der von dem andern um eine halbe, und nicht um eine ganze Octave entfernt iſt, weil ſich die Zahlen der Schwingungen nicht wie die ſpannenden Gewichte, ſondern wie die Quadratwurzeln ihrer Zahlen verhalten, alſo im jetzigen Falle nicht wie 2 zu 1, ſondern wie $\sqrt{2}$ zu 1, oder ungefähr wie 45 zu 32. Man könnte ſich zwar auf die Anekdote von Pythagoras berufen, welcher das Gewicht harmoniſchklingender Schmiedehammer und darauf die harmoniſchen Töne von gleich langen und dicken Saiten unterſuchte, die er mit Gewichten nach den gefundenen Verhaltniſſen ſpannte, da er dann gefunden haben ſoll, daſs die Töne der Saiten, woran die Gewichte ſich wie 2 zu 1 verhielten, Octaven von einander waren. Aber die Geſchichte muſs unrichtig erzählt seyn. In *Kraftii praelect. in Phyſicam* Part. III. p. 362 wird ſie angeführt aus *Bruckeri Hiſtor. crit. Philoſ.* T. I. p. 1057. *Boethii tract. de Muſica* lib. 1. c. 10. *Cenſorinus de die natali* cap. 10.

S. 542 ſoll ausgemacht werden, in welcher Entfernung der Schatten eines Körpers verſchwinde; das Reſultat iſt: er läuft (als Kegel) zwar bey Körpern auf der Erde ſchneller in einen Punkt aus, als bey der (von der Sonne beſchienenen) Erde ſelbſt, aber doch nicht ſobald hinter dem Objekte (d. h. dem ſchattenden Körper) ſondern ſo weit von demſelben, als es unſer Auge seyn muſs, um das Objekt (unter dem Winkel von 30 Min. ſo groſs wie die Sonnenſcheibe zu ſehen, — ſo könnte es heiſsen, es heiſst aber — um das Objekt) als Punkt in der Sonne zu erblicken, d. h. in einer Entfernung, die 5000mal den Breitendurchmeſſer des Objekts in ſich faſst, der im §. 118 vorgenommenen Beſtimmung des kleinſten Sehwinkels gemäſs. Allein der Schattenkegel erreicht nicht einmal den 40ſten Theil dieſer Länge, da er bey 30 Min. kaum 115 Breitendurchmeſſer des ſchattenden Körpers in ſich faſst. S. 545 und 546 kommt wiederholt die falſche Vorausſetzung vor, daſs die Sonnenſtrahlen auf eine mit der Erdachſe parallele gerade Linie ſenkrecht auffallen; dieſs geſchieht freylich, wenn die Sonne zur Zeit der Nachtgleiche ſich im Aequator befindet, aber genau genommen zu keiner andern Zeit. Zugleich iſt die Vorſtellung unrichtig, als ob von dieſem ſenkrechten Auffallen die Conſtruction der Aequinoctialuhr abhienge; eigentlich iſt es nur die mit der Erdachſe parallele Linie des Zeigers, welche mit allen in der, dem Aequator parallelen, Ebene gezogenen Stunden rechte Winkel macht. Ebenen, die in der Linie des Zeigers einander ſchneiden, und durch dieſe Stundenlinien gehen, theilen den Körperraum um die Zeigerlinie herum in körperliche Stundenwinkel, und ihre Durchſchnittslinien auf jeder andern ebenen oder krummen Fläche, wodurch ſie gehen, ſind Stundenlinien für die Zeigerlinie. S. 583 ff. wird der Ausdruck Brennpunkt bald in der rechten Bedeutung genommen, bald für Vereinigungspunkt geſetzt, welches gegen die Kunſtſprache iſt. S. 609 wird eines Punkts D erwähnt, welcher in der angeführten 129 Fig. fehlt.

MPM.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Gräff: *Encyklopädiſches Taſchenbuch für teutſche angehende Schmetterlingsſammler zum Gebrauche auf Excurſionen.* Herausgegeben von *Karl von Fiſcher.* 1804. VI u. 122 S. 8. (mit einem ausgemalten Titelkupfer und drey Kupfertafeln. (16 gr.)

Bey der namhaften Menge von Lehrbüchern der Inſectenkunde überhaupt und der Schmetterlingskunde insbeſondere, darf dieſes Werkchen gleichwohl nicht unter die Zahl der überflüſſigen didaktiſchen entomologiſchen Schriften gezählt werden, da viele der bisher vorhandenen wohlfeilern Compendien, wenn ſie gleich in vieler Anfänger Händen ſind, keine ſonderliche Empfehlung verdienen, und die

die theuereren, zumal solche, welche als Einleitung von grösseren Werken, z. B. dem *Jablonski-Herbstischen* Natursysteme stehen, ihres beträchtlichen Preises wegen nicht in aller Anfänger Hände kommen können. Dem Vf. gelang es, Gründlichkeit mit Kürze zu vereinen, und dadurch einen vollkommen brauchbaren, und selbst für den unbemittelten Anfänger nicht zu theuern, Unterricht zu liefern. Der Vortrag ist deutlich und lichtvoll, auch ist der geübte Entomolog nirgend, so wenig bey Aufstellung seiner eignen Ideen, als bey Nutzung der Arbeiten seiner Vorgänger, zu verkennen. In der Einleitung werden die Hauptbegriffe kurz entwickelt, und die sieben Linnéischen Insectenordnungen angeführt. Hierauf folgen 6 Capitel. Das erste enthält *einen kurzen Abriss der Naturgeschichte der Schmetterlinge*; Cap. II wird die *Terminologie* erklärt; Cap. III eine *Uebersicht des Borkhausenschen Schmetterlingssystems* mitgetheilt; Cap. IV von den *nöthigen Vorkenntnissen zu Excursionen* gehandelt; Cap. V *von der häuslichen* (künstlichen) *Erziehung der Raupen* Erwähnung gethan; Cap. VI endlich zum *Puppensuchen, zum Fange und zum Ausbreiten der Schmetterlinge* Anweisung ertheilt. Zu diesen VI Capiteln, welche im Wesentlichen alles enthalten, was dem Anfänger zu wissen nöthig ist, gehören drey, von dem Vf. gezeichnete und vielleicht auch gestochene, Tafeln, deren Figuren, 41 an der Zahl, theils zur Erläuterung der Terminologie dienen, theils die zum Fangen und zum Ausbreiten der Schmetterlinge, als auch die zum Erziehn der Raupen nöthigen Geräthschaften vorstellen. Diese Tafeln, obgleich sie nicht für vorzügliche Producte der Chalkographie gelten können, entsprechen dennoch vollkommen ihrem Zwecke.

Das ausgemahlte Titelkupfer stellt den P. *Xanthomelas* in seinem vollendeten und primitiven Ständen vor; von der Raupe und der Puppe dieses Falters ist diess, soviel Rec. weiss, die erste Abbildung, und also des Dankes werth.

Ein Raupencalender von 332 Arten, bey welchen die Zeit des Daseyns, die Nahrungspflanze und andere für den jungen Sammler wichtige Umstände angegeben sind, beschliesst das Werkchen, welches, vor so vielen andern von gleicher Tendenz, allen Anfängern in der Schmetterlingskunde vorzüglich empfohlen zu werden verdient.

ERLANGEN, b. Palm: *Allgemeine botanische Bibliothek des neunzehnten Jahrhunderts*, welche Recensionen, Abhandlungen, Aufsätze, Neuigkeiten und Nachrichten, die Botanik betreffend, enthält. Herausgegeben von der botanischen Gesellschaft zu Regensburg. Erster Heft mit einer Kupfertafel. Zweytes, drittes und viertes Heft. 1802. 384 S. u. 4 Bogen Register 8. (3 Rthlr.)

Jeder Bogen hat auch noch die besondere Ueberschrift: *Botanische Zeitung*. Regensburg u. s. w.

Der Titel zeigt schon hinlänglich an, was in dieser Schrift zu suchen ist. Die Herausgeber sagen es selbst, dass *Römer's*, *Usteri's* und *Schrader's* bekannte Schriften vorhanden sind, die eben den Zweck haben, den sie sich vorsetzen. Das Feld ist unterdessen weitläuftig genug, um mehrere ähnliche Journale im Gang zu erhalten, besonders da in Obteutschland, worauf die Herausgeber ihr Hauptaugenmerk richten, noch Vieles hierin zu leisten übrig und noch manche neue Entdeckungen zu erwarten sind. Rec. begnügt sich daher, nur einige die neuen Entdeckungen auszuheben. Nach S. 54 u. 59 hat *Eriophorum alpinum* nicht immer drey Staubgefässe, sondern oft nur zwey, bisweilen auch nur eins. Rec. hat indess die Bemerkung mehrmals gemacht, dass die Zahl der Staubfäden bald wegen allzutrockner Witterung, bald wegen allzumagern Bodens, bald wegen ungewöhnlich rauher Jahreszeit, oft auch wegen allzuvieler Blüthen auf einem Stengel, besonders wenn mehrere dieser Umstände zusammentreffen, sich vermindert oder in entgegengesetzten Fällen sich vermehret, und in beiden Fällen von der gewöhnlichen Zahl abweichet. S. 83 wird eine merkwürdige Abart von *Heritieria anthericoides* beschrieben, die sich von der gewöhnlichen Art durch Aeste unterscheidet. Hieher gehört die Kupfertafel zum ersten Hefte. S. 97 macht Hr. Dr. *Schrank* die Bemerkung bekannt, dass die Gattung *Myriophyllum* nicht, wie solches bisher geglaubt worden, *Monoecia*, sondern *Octandria tetragynia* sey. Nach S. 120 hat Hr. *Funk* am Fichtelberge in Franken drey neue Laubmoose entdeckt: *Tetraphis ovata F. subacaulis; foliis ovato-lanceolatis, concavis, adpressis; capsula ovata. Polytrichum affine F.* ist mit dem *Polyt. juniperino* sehr nahe verwandt, mit welchem es gemeinschaftlich auf Torfboden am Fichtelberge wächst, aber der Wuchs ist viel schlanker; die Stämmchen sind länger und unten bis an die Blätter mit einem dichten weisslichen Filz überzogen; die Blätter kürzer, mehr bräunlich; die Kapsel kürzer und die Haube durchaus gelblich. *Polytrichum pallidisetum F. trunco simplici, foliis lanceolatis, patulis, margine serratis, capsula oblonga tetraëdra, subincurva; operculo longe rostrato.* Nach S. 235 sollen *Tussilago Petasites* und *T. hybrida* nur eine *species* seyn und in die Classe *Dioecia* gehören. *T. Petasites* sey die männliche und *T. hybrida* sey die weibliche Pflanze, welches *Ehrhard* schon behauptet, dem man aber nicht habe glauben wollen. Eben dieses gelte auch von *Tussilago nivea Villars* und *T. paradoxa Retz.* Nach S. 286 hat Hr. Pfarrer *Schnitzlein* im Anspachischen *Fritillaria Meleagris* auf einer Wiese bey Birkenfels im Anspachischen in Menge wild wachsend und Ende Aprils und Anfange May in voller Blüthe gesehen, welche noch in keiner Flora Teutschlands vorkomme.

Da Hr. Professor *Hoppe* in Regensburg wahrscheinlich den meisten Antheil an dieser Bibliothek hat, von der in der Folge jährlich *ein* Band erscheinen soll: so lässt sich schon zum voraus erwarten, dass sie ihrem Zweck entsprechen, und neben ihren Mitschwestern gar wohl bestehen werde.

— tm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 FEBRUAR, 1804.

STATISTIK.

Lemgo, in d. Meyerschen Buchh.: *Hessen, nach seinen neuesten physischen, gewerblichen, wissenschaftlichen, politischen und örtlichen Verhältnissen.* Ein Versuch von *J. K. Bundschuh*, Archidiak. u. Prof. in der Reichsstadt Schweinfurt. 1803. X u. 521 S. gr. 8.

Dem Vf. schwebte bey dieser Arbeit der Plan vor Augen, den ehemals der verdienstvolle CR. *Randel* in seinem allgemein geschätzten Buche: *Annalen der Staatskräfte von Europa*, mit so vielem Beyfalle verfolgte, und was *Höck* in seiner statistischen Uebersicht der teutschen Staaten, nach *Randels* Idee, von ganz Teutschland zu leisten suchte, das hat Hr. B. auf *Hessen* anzuwenden gesucht. Er hat die vorzüglichsten *öffentlichen* Nachrichten über Hessen, die das Gepräge der Zuverlässigkeit an sich tragen, — bey Kurhessen hauptsächlich *Engelhardt's* Erdbeschreibung, bey Hessen-Darmstadt *Wenck's* hessische Landesgeschichte, sodann *Justi's* hessische Denkwürdigkeiten, *Martin's* topographisch-statistische Nachrichten von Niederhessen, *Jaup's* und *Crome's* Journal für die Staatskunde etc. benutzt; wiewohl zu wünschen gewesen wäre, dass er diese Schriften hie und da noch sorgfältiger gebraucht, und auch öfter bey den einzelnen Abschnitten seines Werkes bestimmter darauf hingewiesen haben möchte. Eben so hätten *Curtius* Geschichte und Statistik von Hessen und die von *Tiedemann* und *Casparson* herausgegebenen *Hessischen Beyträge* (2 Bde) nicht übersehen werden sollen: denn obgleich die letztern sich nicht auf Hessen beschränkten, und Abhandlungen aus den verschiedensten Fächern lieferten, so gaben sie doch auch manchen schätzbaren Beytrag zur Kenntniss der hessischen Geschichte, Literatur und Kunst. Zu beklagen ist es ferner, dass dem Vf. so wenig *schriftliche* Nachrichten, die manches hätten berichtigen können, zu Theil geworden sind. Uebrigens ist es löblich, dass der Vf. auch auf *Länder-Entwickelung*, d. h. Geschichte der einzelnen Theile und ihrer ersten Besitzer, auf den Ursprung ihrer Verfassung, Rechte und Privilegien, auf Fortgang der Cultur, auf Gewohnheit, Sitten und Landesgesetze, mit stetem Hinblick auf die gegenwärtige Verfassung, Rücksicht genommen hat. Im Ganzen hat er wirklich Manches geleistet; aber vieles wird auch noch andern zu leisten übrig bleiben. So sind die neuesten Länder-Vergütungen, welche die fürstlich-hessischen Häuser, dem Lüneviller Frieden und dem Reichs-Deputations-Haupt-Recesse gemäss, erhalten haben, noch nachzutragen.

Wir wollen vorerst den Plan des Vfs. kürzlich darlegen, und sodann einige Bemerkungen und Berichtigungen hinzufügen. Das Ganze zerfällt in drey Hauptabschnitte. Der I Abschnitt handelt von dem Länderbestand, den Einwohnern Hessens im Allgemeinen, der Cultur dieses Landes, dem Verhältnisse desselben zum Reiche und zu den verschiedenen Reichs-Kreisen, worin die einzelnen Länder liegen, u. s. w. Der II Abschnitt handelt von der Staatsverfassung der hessischen Häuser, und der III und ausführlichste von den örtlichen Verhältnissen, oder der Eintheilung Hessens in seine besondern Provinzen, Oberämter und Aemter. Im I Abschn. werden auch die Landkarten von Hessen angegeben. Der Verfertiger der ältesten Karte von Hessen, *Joh. Dreyander*, war jedoch nicht, wie es S. 2 heisst, aus der *Wetterau* gebürtig, sondern aus der oberhessischen Landstadt *Wetter*, dem Geburts- und Bildungs-Orte mehrerer Gelehrten der vorigen Jahrhunderte. S. 5 heisst es, *Ledderhose* habe erwiesen, dass die von *Estor* angenommene, und von *Büsching*, *Teuthorn* und *Engelhard* nachgeschriebene Eintheilung Hessens in das *Daunland* und *Darmland* unrichtig sey. Allein *wo Ledderhose* diess erwiesen habe, wird nicht gesagt. Welcher mit den speciellen Schriften von Hessen Unbekannte kann nun wissen, dass diess in einem kleinen schätzbaren Aufsatze im II Th. der *hessischen Denkwürdigkeiten*, S. 55 fg. geschehen sey? Von der *heiligen Elisabeth* heisst es S. 29 sehr unbestimmt: „von ihr stammt *die grosse Stiftung in Marburg*, die einen erhabenen Geist der erlauchten Stifterin verräth." Vermuthlich dachte der Vf. dabey an das zu Marburg befindliche wohlthätige *Hospital*, wozu *Elisabeth* den Grund gelegt hat. — Wer die trefflichen vom Landgraf *Karl* auf dem *Weissensteine* (jetzt *Wilhelmshöhe* genannt) gemachten Kunstanlagen noch nicht selbst gesehen hat, dürfte sich schwerlich bey dem S. 41 vorkommenden gemeinen Ausdrucke: „Karl erbauete *den Winterkasten*," eine würdige Vorstellung von der Sache machen. Von dem S. 52 erwähnten *Frauenberge* liefert das Journal von und für Teutschland (Jahrg. 1788) nicht nur eine *Abbildung*, sondern auch *eine Geschichte und Beschreibung*. Nach S. 75 soll sich Landgraf *Moritz* durch den von den lutherischen Theologen zu weit getriebenen *Gewissenszwang* veranlasst gefunden haben, zur reformirten Kirche überzugehen. Es ist indessen bekannt, dass Mo-

Moritz nachher selbst die reformirte Lehre mit Gewalt in seinen Landen einführen wollte, den lutherischen Lehrern der Theologie zu Marburg nur die Wahl liess, die reformirten Lehrsätze anzunehmen, oder ihre Dimission zu nehmen, welches letztere denn auch von allen geschah. Der Geist der Zeit bietet hier von beiden Seiten die besten Entschuldigungen dar. Ueber das Verhältniss der Lutherischen und Reformirten im Ober- und Niederfürstenthume Hessen hätte sich etwas Bestimmteres sagen lassen, als der Vf. S. 75 gesagt hat. S. 79 ist der Superintendent des Oberfürstenthums, durch ein Versehen, unter die Metropolitanen gekommen, welche unter dem Superintendenten stehen, und dabey zu bemerken vergessen worden, dass, ausser dem Superintendenten, noch drey Prediger an der lutherischen Pfarrkirche zu Marburg sich befinden, welche jedoch unmittelbar unter dem Consistorio stehen, und mit dem Superintendenten das *Definitorium* ausmachen, dessen Präses der jedesmalige Superintendent ist. Es ist nicht richtig, wenn S. 85 gesagt wird, dass der Landkommenthur der Balley Hessen zu *Marburg* wohne. Eben so wenig wohnt ein besonderer Landkommenthur zu *Schifferberg*. Bisweilen hat wohl ein Kommenthur zu Marburg gewohnt; mehrere aber sind nur selten nach Marburg gekommen, und haben ihre Geschäfte durch ihre im teutschen Hause befindliche Canzley besorgen, und sich die erfoderlichen Actenstücke zuschicken lassen, wie denn der letztverstorbene Landkommenthur in Oesterreich lebte. Unter den *Prälaten* hat der Vf. die drey Obervorsteher der adelichen Stifter *Kaufungen* und *Wetter*, und den Obervorsteher der hohen *Samt-Hospitalien* zu nennen vergessen. Dem Fleisse und der Betriebsamkeit der Bewohner Hessens läst Hr. *B.* S. 88 fg. alle Gerechtigkeit wiederfahren. Ueber die *Producte Hessens* hätte der Vf. noch manche Belehrung aus *Curtius* Geschichte und Statistik von Hessen (Marburg 1793) schöpfen können. S. 120 fg. hat Hr. B. auch mehrere *Handels-Erschwerungen* aufgezählt. Unter der Aufschrift: *Cultur des Geistes, der Erziehung, der Wissenschaften und Künste* findet man manches Treffende, aber auch viel Unbestimmtes. Unter den Männern, die sich in neuern Zeiten um Hessen *vorzüglich verdient gemacht* haben sollen, stehen S. 125 auch *Petri, Pilger*, (?) *Barth?* (vielleicht *Bahrdt?* dem schwerlich jemand *Verdienste um Hessen* wird zuschreiben können); hingegen eines *Ledderhose, Curtius, Schmincke, Kuchenbecker, Strieder, Joh. Ernst Chr. Schmidt*, u. a. wird hier nicht erwähnt. Wäre von Männern die Rede, welche sich in verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit Ruhm erworben haben, so hätten die *Hombergke zu Vach, Wyttenbach, Tiedemann, Conradi, Geisler*, und unter den lebenden: *Arnoldi, Münscher, Mönch, Hartmann, Hauff, Schulz, Walther, Ge. Gott. Schmidt, Grolmann, Creuzer* und mehrere andere — neben den von Hn. *B.* erwähnten Gelehrten, auch noch genannt werden müssen. Einige dieser Männer werden indessen S. 133 bey den einzelnen wissenschaftlichen Fächern noch nachgeholt. Noch bemerkt Rec. zu S. 125, dass weder *Estor*, noch *Hundeshagen* von Adel waren. An Schulen fehlt es in Hessen zwar nicht, es wird aber damit unstreitig noch besser werden, wenn, — wie es von dem guten Geiste der Zeit zu erwarten steht, — die Schullehrer — besonders die auf dem Lande — durch höhere, ihren nothwendigen Bedürfnissen angemessene Besoldungen neue Aufmunterung erhalten, und in der Unterrichts-Methode hie und da noch manches abgeändert werden wird. Die Angaben der einzelnen Schul-Anstalten bedürfen vieler Berichtigungen. So ist die reformirte Stadtschule zu Marburg keine *lateinische* Schule. Der zeitige Pädagogiarch des Pädagogiums (oder, wie ihn unser Vf. nennt — Director) ertheilt selbst keinen Unterricht. Das *Hezel'sche* Erziehungs-Institut zu Giessen ist nie von Bedeutung gewesen. Unter den um das Erziehungswesen verdienten Männern hätte S. 133 auch *Schwarz* genannt werden sollen. S. 133 ist statt *Stritter* — *Strieder* zu lesen. Unter den hessischen Dichtern wird ebendaselbst *Engelschall* mit Recht genannt. Doch hätte diesem noch mancher andere wackere Dichter beygefügt werden können. Was indessen Hr. *B.* bey den Namen *Schmidt* für einen Dichter im Sinn gehabt habe, kann Rec. nicht errathen. Er wird doch schwerlich an den, durch allerley Theorieen und literärische Aufsätze bekannten Reg. Rath *Schmid* zu Giessen gedacht haben? dem es an aller Anlage zu einen Dichter fehlte, wiewohl er einige *Musenalmanache* herausgegeben hat. — Wer der S. 134 erwähnte *Schmidt* gewesen seyn soll, den der Vf. unter den um die Kanzelberedsamkeit verdienten Männern anführt, können wir eben so wenig sagen. Ebendaselbst, wo *du Ry's* erwähnt wird, hätte die *Casparsonsche* Abhandlung: *Baumeister-Familie du Ry*, im zweyten Theile der hessischen Denkwürdigkeiten, angeführt werden sollen. Unter den berühmtesten hessischen *Mahlern* verdiente doch der verstorbene Rath und Prof. *Joh. Heinrich Tischbein*, dessen Leben *Engelschall* so musterhaft beschrieben hat, vorzüglich eine Erwähnung! Unter den *Buchdruckereyen* durfte die der akademischen Buchhandlung zu Marburg zuständige nicht vergessen werden. Wie noch jetzt 3 Pressen der Waisenhaus-Buchdruckerey zu *Cassel* „mit dem *Lotto*" (das in Hessen längst aufgehoben ist, obgleich zu Cassel und Hanau noch Lotterieen sind,) „beschäftigt seyn sollen," versteht Rec. nicht. Unter den berühmten hessischen *Tonkünstlern* hätte doch der wackere *Vierling* zu Schmalkalden, der Vf. eines trefflichen Choralbuchs, nicht übergangen werden sollen. S. 136 die *theologischen Annalen* erschienen schon seit etlichen Jahren nicht mehr zu *Rinteln*, sondern zu *Marburg*. Die neuesten *Religions-Begebenheiten*, die dem Geiste des Zeitalters gar nicht mehr entsprachen, haben gänzlich aufgehört. S. 137 die *Marburger Anzeigen* enthalten *keine Kritiken* über Bücher. Der Bücher-Nachdruck erhält S. 138 seine verdiente Züchtigung. S. 140 seit Kurzem ist der *Juden-Leib-Zoll* in den Hessen-Casselischen Landen gänzlich aufgeho-

gehoben worden, welches eine rühmliche Erwähnung verdient. Bey den fiskalischen *Landes-Visitationen* (S. 144) hätte *Gärtner's* Abhandlung darüber im III Th. der hessischen Denkwürdigkeiten, als die Hauptquelle, angeführt zu werden verdient. Ueber die englichen Subsidien-Truppen drückt sich der Vf., S. 146 und anderwärts, sehr stark und bitter aus. S. 150 seitdem der Landgraf von Hessen-Cassel Kurfürst geworden ist, und einige Länder-Vergütungen erhalten hat, ist dieses sein Titel: „des heil. röm. Reichs Kurfürst, Landgraf zu Hessen, Fürst zu Hersfeld, Hanau und Fritzlar, Graf zu Katzenelnbogen, Diez, Ziegenhayn, Nidda und Schaumburg." S. 154 das Marburgische Consistorium bestehet immer aus einem Director, etlichen Regierungs- geistlichen Consistorial- etlichen Justiz-Räthen und einigen Assessoren, die Zahl der Räthe ist sich aber nicht immer gleich. S. 306 über das dem Herzoge *Friedrich von Braunschweig* errichtete Denkmahl muss der 3 Th. der hessischen Denkwürdigkeiten, und über das Schloss *Löwenstein* das Journal von und für Teutschland von 1790 1 St., und der 1 Th. der hessischen Denkwürdigkeiten verglichen werden. Die Häuser-Anzahl zu *Marburg* ist S. 315 viel zu klein zu 650 angegeben. Marburg zählt, mit Einschluss des Schlosses, des teutschen Hauses und anderer öffentlichen Gebäude, ungefähr 800 Gebäude. Die Anzahl der Einwohner beträgt zwischen 5—6000, die Studenten und Garnison nicht mitgerechnet. Bey *Münchhausen* (S. 322) hätte auch der nahgelegene merkwürdige *Christenberg* (f. hessische Denkwürdigkeiten Th. II. S. 1 fg.) angeführt werden können, doch wird S. 338 noch eine kurze Notiz davon nachgeholt. Fälschlich heisst es, S. 334, das Schloss *Nordeck* liege in Ruinen. Im 1 Theile der hessischen Denkwürdigkeiten hat *Justi* eine ausführliche Beschreibung dieses noch bewohnten Schlosses und seiner romantischen Umgebungen, nebst einer Geschichte desselben, geliefert. Ueber das *Hospital zu Haina* (S. 344) giebt eine besondere Schrift desselben Vfs. (Marburg 1803, die Hr. B. aber noch nicht zu Gesicht gekommen seyn konnte) ausführliche Nachrichten. S. 347 der Dichter *Helius Eobanus Hessus* nannte sich nicht *Fragocomensem*, sondern *Tragocomensem*. S. 354 die Familie der „*von Fleckenbühl*, *genannt Bürgel*" (denn diess ist der eigentliche Name) ist mit dem Hessen-Casselischen Staats-Minister gänzlich ausgestorben, und die Lehn-Güter dieser Familie sind an den Kurfürsten von Hessen gefallen. S. 415 gedenkt Hr. B. auch der äusserst geringen Anzahl der zu *Rinteln* Studirenden (S. 127 ward sie viel zu hoch gegen 70—80 angegeben), und erwähnt das Gerücht, dass die dortige Universität ihrer Auflösung entgegen gehe. Wenn der nicht unbedeutende Fond dieser kleinen Universität ganz oder zum Theil mit dem der Universität zu *Marburg* vereinigt werden könnte, und dann, wie billig, Lehrer von beiden protestantischen Confessionen in der theologischen Facultät zu Marburg angestellt würden: so müsste sich diese Akademie nothwendig heben. — Noch bemerkt Rec., dass die lutherischen Einwohner des durch die H. *Elisabeth* bekannt gewordenen Dorfes *Wertha* nicht, wie es nach S. 318 scheinen möchte, nach Marburg, sondern dem Dorfe Grossfelden eingepfarrt sind. — Einige andere Unrichtigkeiten in dem sonst mit vielem Fleisse verfertigten III Abschn., welcher die örtlichen Verhältnisse oder die Eintheilung Hessens in seine Provinzen, Oberämter und Aemter angiebt, müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen.

Wenn es nun gleich, nach dieser Anzeige, scheinen möchte, dass die Worte *Seneca's*: „*multum adhuc restat operis*" auch auf vorliegendes Werk anzuwenden seyen: so müssen wir doch eben so aufrichtig dem wackeren Vf. desselben das Zeugniss geben, dass er, zumal als Ausländer, keinen unbedeutenden Beytrag zur genauern Kenntniss Hessens geliefert habe; und wenn diese Schrift, wie wir sehr wünschen, eine zweyte berichtigte und vermehrte Auflage erlebt, so wird sie dadurch zu einem recht brauchbaren Handbuche werden.

Kw.

GESCHICHTE.

ZEITZ, b. Webel: *Geschichte des Stifts Naumburg und Zeitz*, oder allgemeine Nachrichten von dem ältesten bekannten Zustande der hiesigen Gegenden, von der Gründung des Stifts und der Veranlassung dazu, von der ersten Einrichtung und Verfassung und (den) darauf erfolgten mancherley Veränderungen, wie auch von den Bischöffen und Regenten desselben bis in unsere Zeiten, nebst einigen literarischen Nachrichten von den Schriftstellern zur Geschichte des Stifts N. und Z. entworfen von *Johann Paul Christian Philipp*, Diakonus an der St. Michaeliskirche in Zeitz. 1800. XII u. 336 S. 8.

Zuerst handelt der Vf. von den Schriftstellern, welche entweder auf die ganze Geschichte des Stifts Naumburg-Zeitz und seiner beiden Hauptstädte sich eingelassen, oder ansehnliche Beyträge zu derselben geliefert, oder auch nur in Schriften von anderm Inhalte diese Geschichte berührt haben. Er erweitert also das Thema, das einst der Advocat *Gräbner* zu Zeitz in seinen bekannten *Nachrichten von den Geschichtschreibern der Stiftsstädte Naumburg und Zeitz* 1753 bearbeitet hatte. Dieser zählte nur 16 Schriftsteller auf; unser Vf. erwähnt 98 Männer, die für die Stiftsgeschichte thätig waren. Nachdem er hierauf (S. 103 ff.) von der ältesten Geschichte dieser Gegenden und von der Ausbreitung des Christenthums in denselben gesprochen hat, wobey er sich S. 119 sq. auch über den ehemals so ansehnlichen Kirchensprengel und weltliche Gerichtsbarkeit des Stifts Zeitz verbreitet, geht er zu der Geschichte der Bischöffe über, welche besonders zu den Zeiten der Reformation anfängt sehr interessant zu werden, weil ihr Einfluss auf die grössern Staatsangelegenheiten Teutschlands,

ja auf einen Theil von Europa, höchst bedeutend wurde. Von S. 310 wird der gegenwärtige Zustand des Stifts beleuchtet, und dann macht ein Verzeichniss der zum Stifte gehörigen Dörfer (S. 320—335) den Beschluss. Der Vf. dieser Stiftsgeschichte, der sich schon 1781 durch eine historische Schrift: *Senatus Cicensis Praesides*, bekannt gemacht hat, folgte bey seiner Arbeit besonders den Schriften *Paul. Lange's*, *Thamm's*, *Sagittarii*, *Zader's* und des geschickten Geschichtsforschers, *Braun's*, Conrectors an der Naumburger Domschule, so wie der in der Bibliothek zu Zeitz befindlichen Urkundenregistrande. Auch aus den übrigen hob er das Beste aus, doch gesteht er selbst S. V, dass seine Arbeit nur ein unvollkommener Anfang sey, und verspricht daher, auch noch die specielle Geschichte des Stifts, d. i. der Städte Naumburg und Zeitz und aller übrigen dazu gehörigen Oerter und Dorfschaften auszuarbeiten, welche, vorausgesetzt, dass der Vf. dabey gehörig unterstützt wird, auch ein kauflustiges Publicum zu diesen Schriften findet, vielleicht noch manches Dunkel in der vaterländischen Geschichte aufhellen würde. Wahrscheinlich würde alsdann auch das dem Buche angehängte Dörferverzeichniss, welches mangelhaft ist, seine Ergänzung und Berichtigung aus den besten Quellen finden. So würde man z. B. auf der Stiftskarte das Dorf *Niederschindmaass* (unweit Zwickau) das nach S. 329 in den Zeitzer Amtsbezirk gehört, wohl vergeblich suchen. Auch ist S. 69 die Ang[abe] falsch, dass das im Altenburgischen gelegene [...] *Meuselwitz* zur Stiftsritterschaft gehöre; der Besit[zer] ist nur ein Vasall des Stifts wegen seiner Gerichte [...] *Zipsendorf* und *Waiz*. Der S. 69 erwähnte *J. An[...] Walther* starb nicht zu Pegau — dort war er sch[on] im J. 1729 weggegangen, sondern zu Pforta als [In]spector. Die Existenz des Vfs. einer Stiftschro[nik] in der Person eines gewissen *Johannes Lincacus*, [...] Kreyssig erwähnte, dürfte eben so zweifelhaft se[yn] als diese des Bruders *Jaubius*. Für Liebhaber [be]merken wir noch, dass nach der perpetuirlichen [Ca]pitulation des Herzogs Moritz dem Domcapitel [...] Recht eingeräumt wurde, dass, wenn bey einer [Su]perintendurvacanz ein Domherr die Superintend[en]tenstelle selbst übernehmen wollte, er sie vor al[len] andern haben sollte. Nach der S. 293 erwähn[ten] Hof- und Fürgangs-Ordnung des Herzog Moritz W[il]helm vom 10 November 1691 hatte der Superint[en]dent den Rang vor allen Cammerjunkern; so [...] dem Leibschneider vor dem Conrector und übrig[en] Lehrern der Schule der Rang ertheilt wurde. [...] *Ph.* hätte noch hinzusetzen können, dass nach eb[en] dieser Verordnung der Stallverweser und Rossber[ei]ter vor dem Stadt- und Landphysicus Dr. *Joha[...] Schreyer*, und dem Amtmanne Lic. *Joh. Wolfg. [...]senfeld* — beide waren sehr gelehrte Männer u[nd] treffliche Schriftsteller — den Rang erhielt.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Giessen* u. *Darmstadt*, b. Heyer: *Anleitung zur Verbreitung des Gemüse- und Obstbaues auf dem Lande.* 1802. 60 S. 8. Der Vf. dieser Schrift, die ein Jahr früher auch unter dem Titel: *Vorschläge zur Verbreitung* u. s. w. verkauft wurde, hat sich M. G. unterschrieben. Sie wurde durch die Preisaufgabe der Societät der Wissenschaften zu Göttingen 1800 veranlasst, und, obgleich nicht gekrönt, enthält sie doch treffliche Winke. Nach seinem Vorschlage sollen die ökonomischen Versuche erst auf Kosten des Staats von tauglichen Leuten angestellt, und dann zur Ermunterung für andere öffentlich bekannt gemacht, auch das Gartenfeld und die Gärten selbst von Abgaben, Zehnden, Ausfuhrzollen u. s. w. befreyet, ferner gewisse Prämien, doch nicht in Gelde, sondern in gewissen Befreyungen von Unterthanen-Abgaben, ohne jedoch den Gemeinden lästig zu werden, jährlich festgesetzt werden. Die Behauptung des Vf., dass da, wo der Futterkräuterbau herrsche, auch der Gemüsebau begünstigt werde, fand Rec., während seiner zwölfjährigen Wirthschaftserfahrungen, nicht bestätigt. Denn der Bauer schränkt sich, besonders wo es ihm an Arbeitsleuten und Gesinde fehlt, wie das wohl in einem grossen Theile Teutschlandes der Fall seyn mag, mehrentheils auf den Getreidebau ein; es sey denn, dass er grosse und reiche Städte in der Nähe habe. Mangel an nöthigen Kenntnissen dazu, ist, wie der Vf. bemerkt, auch ein wichtiges Hinderniss des Gemüse- und Obstba[ues] auf dem Lande. Er wünscht daher, dass derselbe zum Sch[ul]unterrichte gezogen — ein Umstand auf den selbst die bess[ern] Schulmeisterseminarien nicht immer gehörige Rücksicht n[eh]men — und für jedes Land ein eigenes Handbuch darüb[er] dessen Grundzüge und Eigenschaften er ganz richtig zei[ch]net, etwa als Anhang zum Landeskatechismus gedruckt w[er]den möchte! Selbst die Töchter sollten an dem Wesentlich[en] dieses Unterrichts, zu welchem auch die Aufbewahrung [der] Gartenproducte gehört, Antheil nehmen. Die Oberaufsi[cht] darüber überträgt er dem Ortspfarrer; auch die Intellige[nz-] und Wochenblätter fodert er auf, dergleichen Kenntnisse v[er]breiten zu helfen, welches in Kursachsen, besonders du[rch] die Intelligenzblätter zu Leipzig und Wittenberg, wirkl[ich] geschehen ist. Der Vf. ist, wie aus dem allen hervorge[ht], ein warmer Patriot, der für diesen an so vielen Orten v[er]nachlässigten Zweig der Landwirthschaft durch seine V[or]schläge, welche vorzüglich in dem Punkte, der die Erheb[ung] des Gemüse- und Obstbaues zum Schulunterrichte betri[fft], Beherzigungen verdienen, mehr Aufmerksamkeit zu erweck[en] wünscht. Was S. 17 gesagt wird, dass die Zwiebeln sehr v[ie]le Pflege in der Erziehung erfodern, dürfte, der Erfahru[ng] gemäss, wohl grosser Einschränkungen bedürfen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 15 FEBRUAR, 1804.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Kaven: *Grammatische Gespräche* von *Klopstock*. etc.

(Eingeschlossen ein Urtheil über *Adelungs Wörterbuch.*)

(*Fortsetzung der Nro. 26. abgebrochenen Recension.*)

Nicht anders, deutsche Mitbürger, die ihr eine gemeinsame Schriftsprache, nämlich, seitdem man Niederdeutsch zu schreiben aufhörte, eine *Hochdeutsche*, und in Hn. *Adelungs* vier Quartbänden ein *vollständiges Wörterbuch* eurer hochdeutschen Gesamtsprache zu besitzen wähnt. Hn. *A. reines Hochdeutsch* ist keineswegs die geläuterte Sprache der Hochdeutschen, wie sie, nach *Luther* und *Opiz*, die Neueren, *Hagedorn*, *Klopstock*, *Lessing*, *Kleist*, *Ramler* und ähnliche, aus ihren Grundkräften entwickelten, und zur Sprache der Schriftsteller nicht nur, sondern der feinen Gesellschaften, in allen Gegenden, wo man Deutsch redet, ausbildeten. Sein Hochdeutsch ist die baare obersächsische Mundart, oder (was ihm deutlicher dünkt) Sprechart, die aus dem Gespräch und Gespreche der vornehmen Obersachsen, nach *Gottscheds* Anleitung (nicht Beyspiele), zwischen 1740 und 1760 in die Schriften, vorzüglich obersächsischer Schriftsteller von zeitmäsigem Gesprächton, überflofs. Was auser diesem geschlossenen Cirkel von Wortern und Redensarten *Luther* und *Opiz*, und die berühmtesten seit *Hagedorn* schrieben, wenn es auch ganz Deutschland für das reinste und edelste Deutsch aufnahm: das nennt Hr. *A.* mit dem mildesten Ausdruck Oberdeutsch, ohne Blatt vor dem Munde unreines Hochdeutsch und Undeutsch. „Was *gut und* „*richtig Hochdeutsch* ist," sagt er im Lehrgebäude, Vorr. LIX, „kann so wenig aus allgemeinen Grund„sätzen, als aus den befolgten Analogieen einer an„dern Mundart bestimmt werden; sondern allein aus „dem Hochdeutschen Sprachgebrauche, d. i. *aus dem* „*Sprachgebrauche der südlichen Kursächsischen Lande,* „*welche das Vaterland der Hochdeutschen Mundart sind,* „*wo sie (verstehet sich von selbst unter den obern Classen)* „*noch so rein gesprochen wird, als sie von den besten* „*Schriftstellern nur geschrieben werden kann.*" Hr. *A.* beklagt „die hundert und tausend Ballen Papier," die man im Streit über so klare Dinge unnütz verschwendet; „da ja die Wahrheit so nahe vor Augen „liegt, dass niemand sie verfehlen kann, der nicht „vorsetzlich blind seyn *will!*" Kurz vorher S. LVI behauptet er, dass auch die Aussprache, worin ganz Sachsen einstimme (wahrscheinlich bis zum *kohrschamen* Diener hinab), *reen Hochteitsch* sey. Denn „*nicht* „*der gelehrte,*" heisst es im Magaz. I, 3. S. 17, „son„dern der *ungelehrte obere Stand* ist es, der eigent„lich die Schriftsprache gebildet hat;" und I, 4. S. 125 werden *die Höfe* als die reinste Sprachquelle genannt: vergl. *Campe's* Beyträge I. S. 154. Es fehlte nur noch, dass, nach Hr. *Adelungs* allerunterthänigster Vorstellung, ein regensburgisches Reichsgesetz am kursächsischen Hofe einen *vornehmen*, aber ja *recht ungelehrten Oberhofdeutschmeister* anordnete und bestallete, um Deutschlands für die Nachwelt geschriebene Werke, bevor sie unter die leipziger Presse kämen, in seiner *Hofwäscherey* zu reinigen.

Umsonst also erwartet ihr, Deutsche und Ausländer, alle Wörter und Wendungen unserer Sprache aus Schriften, die unserer Literatur Ansehn verschafften, in diesem mundartischen Wörterbuche gesammelt, und nach ihrem Gehalte erklärt und gewürdiget zu finden. Bey dem Anscheine von Reichthum, welchen, weil die Wortfamilien nach dem Alfabete zerstreut wurden, die einzeln betrachteten, zum Theil nach der etymologischen Grille von *ig* und *icht* verdoppelten, Abkömmlinge und zusammengesetzten Wörter, die verwirrte Abtheilung und Unterabtheilung der Bedeutungen, und der breite Erguss der Dolmetschung, allenthalben zur Schau tragen, ist bitterer Mangel an dem Nothwendigen. Aus der unendlichen Fülle des Ausdrucks, womit unsere Prosa und Poesie jeden Gedanken, jeden Ton der Empfindung zu treffen weiss, bietet sich hier eine armselige Auswahl desjenigen, was ein fleisiger Stubenarbeiter in den Gesellschaften seiner Provinz etwa gehört, oder zu hören gewünscht hatte. Und in welchen Gesellschaften? wo Weltleute von Geist, Wissenschaft und attischem Witz, wo vor einem theilnehmenden gemischten Kreise, Männer, wie *Lessing* und *Klopstock*, *Gleim* und *Kleist*, *Wieland*, *Göthe* und *Schiller*, oder *Jacobi* und *Gerstenberg*, ein leichtes oder tieferes Gespräch, mit allen Launen der Munterkeit, mit allen Grazien des gegenseitigen Wohlwollens, führten? Nein, wenn es hoch kommt, so scheint uns gleichsam etwas Gefrorenes aus jenen altfränkischen Conversationen der Gottschedischen Periode von Anno 40 wiederum aufzuthaun, die so starr und steif wie ihre Rockschöse und Beutelperucken, so ceremonienhaft wie ihre abgezirkelte Rangordnung, so trocken wie ihr Herz und Gehirn, sich einander belustigten oder einschläferten.

Schon sehr wenig beschert uns das Adelungische Wörterbuch von den Stimmen des veredelten Dialogs, den gewählten Worten, den raschen Figuren, den nachdrücklichen Wendungen, welche vorzüglich *Lessing* aus der Tiefe des grosen Sprachschatzes hob, und mit solcher Frische und Gefälligkeit ausstattete, dass allmählich auch Geschäftsmänner, und selbst Hofleute von Bildung, die Schule der pedantischen Ceremonienmeister zu verleugnen gereitzt wurden. Sehr wenig von dem feinen Gesprächtone der Erzählung und der gleichsam spielenden Erörterung; wenig oder nichts von dem ernsthaft heiteren der gewichtvollen Abhandlung: durch welche beide zuerst *Lessing* mit seinen Freunden, auch *Gellert* zum Theil, auch *Klopstock* und *Winkelmann* und *Wieland* und *Möser*, Angenehmes zum Nützlichen gesellten, und, von glücklichen Nacheiferern unterstützt, den schwerfälligen Lehrton in die Hörsäle und Papiere der rohen Wisser zurückbannten. Wir werden mit der lautersten und natürlichsten Umgangssprache der zwischen 40 und 63 blühenden Meissnerwelt abgefunden, die sich beynahe zum Feyerlichen zu erheben scheint, wenn sie Hr. *A.* einmal in alten Charakterstücken, in Schilderungen der leibhaft getroffenen Stephane und Orgone, womit *Rabner*, *Gellert* und der jugendliche *Lessing* das noch unmündige Publicum für kräftigere Nahrung stärkten, dem altwitzigen Leipziger aus dem Munde genommen fand. Zürnt ihm nicht, ehrwürdige Manen, und du noch lebender verdienstvoller *Weisse*, ihr Männer Deutschlands, die der Engherzige zu Heroen einer Provinz herabwürdigen will! Verzeiht ihm das Lob, denn er hat es mit Tadel versüsst! Auch eure vorübenden Schriften sind diesem strengen Beurtheiler nicht ganz classisch: *Lessing* missfällt ihm an mehren Stellen des Wörterbuchs durch Einmischung fremder Mundarten, womit der Wildfang frühe dem späteren Sprachverderb vorspielte; und *Gellert*, sein reinster Schriftsteller, (neben dem Göttinger *Michaelis!*) spricht ihm doch mitunter etwas zu sehr Meissnisch (Vorr. §. 16); d. i. nicht ganz mit der ausgebildeten Leipziger Zunge. Wo indess Hr. *Adelung*, diess bekennt er aufrichtig §. 22, für sein meissnisches Wörterbuch wahre Beyspiele von Schriftstellern nach seinem Geschmack, und, was billig ist, *ohne weitläuftige Mühe*, auftreiben konnte; da zog er sie gerne vor: wo nicht, da nahm er seine Zuflucht zu *selbstgemachten*, wie sie aus meissnischen Gesellschaften von gutem Tone ihm grade durch den Sinn flogen. Und da hören wir denn leider nicht gar selten mit *Lessing* (Dramat. 52 St.) „das kälteste, langweiligste Alltagsgewäsche, das nur immer in dem Hause eines meissnischen Pelzhändlers vorfallen kann.“ Damit erfüllt würde, was Seneca (Ep. 114) weissagete: *Quidam, dum nihil nisi tritum et usitatum volunt, in SORDES incidunt.*

Zu dieser Auslese von *gewöhnlichen* Worten und Redensarten des ruhigen Gesprächs, wie sie nach Hn. *A.* Wunsche *seyn sollten*, fügt er aus Grossmuth, damit man so etwas doch nicht ganz vermisse, eine sparsame Zugabe von *ungewöhnlicheren* Ausdrüc[k] des feyerlichen, des gebietenden, des begeister[ten] Vortrags in Prosa und Poesie, wie sie nach Hn. Urtheile *nicht seyn sollten.* Freylich bemerkt er se[lbst] (Vorr. §. 15), die höhere Schreibart nehme gern i[…] Worte und Wendungen aus der *oberdeutschen M[und]art:* worunter er doch wohl *Luthers* und *Opiz[ens]* nachlebende, nicht durch täglichen Gebrauch ab[ge]nutzte Sprache versteht. Er straft sogar unsere sc[hö]nen Schriftsteller, dass sie, aus bedauernswürdi[ger] Unkunde und Flüchtigkeit, jene ergiebige Quelle [er]habener Ausdrücke und Fügungen umgehn, [...] was allerdings leichter sey, eigenmächtige und spra[ch]widrige Neuerungen, zum Schaden der *hochdeutsc[hen] Umgangs-Mundart*, aufbringen. Aber diesen Ma[ss]stab der Würde ergriff der ironische Mann nur z[um] Schlagen, zum Messen taugt er ihm nicht; und scl[…] im §. 18 wirft er ihn mit Verachtung hinweg. [...] habe, versichert er, aus älteren noch täglich gel[e]nen Schriften, als *Luthers* Bibel, *Opizens*, *Loga[us]* *Flemings* Gedichten, die *veralteten* und *provinz[ia]len* (d. i. die im heutigen Umgange der Meissner ni[cht] mehr gangbaren) Wörter, Bedeutungen und W[ort]fügungen mit angeführt, sollte es auch nur gesc[he]hen seyn, um den unkundigen oder ausländisch[en] Leser — zu *warnen;* doch da sein Wörterbuch k[ein] *Glossar* (darin suchen wir *wirklich veraltete*, abgest[or]bene Worte, nicht *alte*, noch lebende!) zu werc[len] bestimmt sey, so habe er in der Aufnahme solc[her] Worte *sparsam* seyn müssen. Mit gleich ekeler *Sp[ar]samkeit*, blos um zu *warnen*, berührt Hr. *A.* [...] Sprichwörter, diesen Schatz alterthümlicher Lebe[ns]weisheit und biederer, zwischendurch etwas der[b…] Frohherzigkeit, aus welchem unsere *Lessinge* u[nd] *Klopstocke* so gern wählten, und die lehrende Schr[ift]sprache dem lebendigen Worte erfahrener Greise [...] näherten. „Ich habe es, sagt Hr. *A.* §. 20, ni[cht] „der Mühe werth gehalten, die Sprichwörter zu sa[m]„meln, und noch weiter fortzupflanzen. Wer in [...] „nen und andern *schmutzigen Blümchen* des gros[sen] „Haufens den *Kern* der deutschen Sprache such[t,] „der kann einen reichen Vorrath davon in *Gottsch[eds]* „Sprachkunst finden.“

Die schönen Schriftsteller, deren höhere Schre[ib]art von Flüchtigkeit und Unkunde des Alterthu[ms] zeugen soll, könnten dem *unschönen*, der sich h[…] aussprach, beide Vorwürfe mit Recht zurücksch[ie]ben. Wenn wir sagen, dass unsere feyerliche D[ar]stellung aus Luthers und Opizens Sprache, wie [die] griechische aus Homer und Hesiodus, die römis[che] aus Ennius und anderen, mit Wahl, Reichthum u[nd] Adel schöpfe; so verstehn wir die ererbte, in e[hr]würdigem Andenken fortdauernde Kraftsprache [des] höheren Zeitalters überhaupt. Vieles davon leite[n] jene Gewaltigen in ihre Quellen; viel gleicharti[g] rinnt in nahen oder entfernteren Urbornen, vie[l] auch in verborgenen Adern: nur ohne Wünsch[el]ruthe das Grabscheit gesenkt, so quillt es und sp[ru]delt von lebendiger Kraft. Wir haben, gleich d[en] Griechen, eine ursprüngliche, aus eigenem Verr[…]

gen sich ergiessende, im Ganzen und im Einzelnen regsame, und mit immer erneuetem Zuwachs aus sich selbst fortströmende Sprache; die nicht, wie die abgeleiteten, aus Roms und Germaniens verlaufenen Sturzbächen zusammengeflossenen Mischlinge um uns her, als abgeschnittene todte Masse, nur von Lüftchen des Eigensinns, vom Drucke der Kunst bewegt, im angewiesenen Damme der Mode und der Willkühr steht. Durch Griechenlands verständige Sprachkünstler

Wohlgewitziget auch, schöpfe des Wortes Kraft
Aus des heimischen Sprachgenius frischestem
Und urlauterem Sprudel,
Von fremdartiger Ader rein:
Wo sein lebender Bach nieder am Moosgeklüft
Rollt durchsichtige Fluth durch das geregte Laub;
Nicht wo lauliche Tränke
Sumpft, vom dienstbaren Huf getrübt.

In dieser selbstständigen und triebsamen Sprache neue Bezeichnungen, ihrer Natur und Anlage gemäss, erfinden, kann selten etwas anderes seyn, als vernachlässigte vom Scheintode wieder erwecken und auffrischen, und etwa mit geschickter Hand, durch Horazens *callida junctura*, den einwohnenden Begriff läutern, schärfen, hervorheben. Wir kennen jemand, der, wenn er, von dem nahe liegenden Sprachvorrathe verlassen, ein neues sinnvolles Wort, eine straffere Fügung, eine dem Nachdruck und der Leidenschaft folgsamere Anordnung, nach unverbrüchlichen Sprachgesetzen zu schaffen, über sich vermocht hatte, oft späterhin durch die unvermuthete Erscheinung eines altdeutschen Vorgängers getröstet ward.

Nicht also zur Warnung, sondern sowohl den sorgfältigen Schriftstellern, denen bey der Arbeit oft das Gedächtniss versagt, als manchem unkundigen Leser, mit Rath zu dienen, muss ein rechtschaffenes Wörterbuch, neben den Ausdrücken des täglichen Verkehrs, den gewöhnlichsten, wie den verfeinerten, zugleich aus dem *näheren Alterthum* alle dem gemeinen Gebrauch entrückten, in ehrenvoller Absonderung lebenden Wörter, und wie sie zu ungemeinem und feyerlichem Tone gefügt und gestellt werden, in der möglichsten Vollständigkeit anführen. Dieser von selbst einleuchtenden Meinung war auch *Lessing* in der Vorrede zu *Logaus Sinngedichten*, denen er ein lehrreiches (von Hn. *A.* nicht mit Recht übersehenes) Wörterbuch anhängte. „Aehnliche Wörterbücher, sagt er, über *alle unsere guten Schriftsteller*" (alte und neue!) „würden, ohne Zweifel, der *erste nähere* „*Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unserer Spra*„*che* seyn. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht „brechen, doch wenigstens zeigen wollen." Ein Wink, der gleich dem, *Kenne dich selbst*, bey anscheinender Klarheit, verständlich nur solchen ist, die selbst Augen und Herz haben. Wäre er ausgeführt worden; wie wenige Bücher möchten wohl durch Sprachfülle der Register sich auszeichnen? wie viele, sonst unverächtliche, durch magere Verzeichnisse von Alltagswörtern und verbrauchten Wendungen?

Einen Inbegriff solcher Auszüge von vielfacher Belesenheit erwarten wir in einem Wörterbuche, welches den Kern der jetzt lebenden hochdeutschen Sprache verheisst. Was giebt uns das Adelungische? Ausser den nöthigen Beziehungen auf die uralten Sprachtrümmer und das veraltete Schwabendeutsch, erhalten wir gewiss vor allen Dingen aus *des Lutherischen Zeitalters gelesensten Büchern* eine stattliche Ausbeute der niedrigen und der höheren Schriftsprache, welche *Luther* theils selbst veredelte, theils den Nachfolgern zu veredeln liess? Und dann zum Beweise, wie erst durch *Luther*, und nach ihm, die Sprache der frey forschenden Deutschen, bald hier, bald dort, vorzüglich aber in *Opizens* Vaterlande, sich immer mehr ausbildete, hinlängliche Beyspiele aus den reichhaltigsten und sorgfältigsten Schriftstellern bis zu *Haller* und *Hagedorn* herab? Weit gefehlt! Von der Sprache, wie *Luther* sie fand, erhalten wir schmale Brocken fast aus dem einzigen *Theuerdank*, und etwa ein Wort aus dem verdeutschten Livius, oder dem Buche der Natur, und wenn sonst eine seltene Schrift von geringem Belang eine Flitter zum Prunke hergab. Nichts einmal aus *Seb. Brands* weitwirkendem Narrenschiff; ja, was kaum zu entschuldigen ist, sogar nichts aus dem beredten, über das ganze Gebiet der Sprache umherstreifenden *Kaisersberg*, ausser wenigen Stellen, die Frisch darbot.

Wären denn nur wenigstens *Luthers Schriften*, worin die Sprache, und zwar nach Hn. *A.* Behauptung durch die *meissnische Mundart*, so sehr gemildert erscheint, als Urkunden des ältesten und edelsten Hochdeutsch fleissig gebraucht worden! Aber aus *Luthers* sämtlichen Schriften, so vielen und so vieltönigen, erkohr sich der bedachtsame Beyspielsammler gerade das einzige Buch, welches er selbst für völlig Oberdeutsch, mit leisen Tönen der meissnischen Mundart vermischt, ausgiebt: *Luthers* (Gottlob!) verdeutschte, nicht vermeissnischte Bibel. Kein Laut übrigens (hatte gleich manchen schon Frisch aufgefasst), durchaus keiner aus allen den unzähligen Schriften, wo Hr. *A.* eigentlich das Schiboleth der aufblühenden meissnischen Mundart herauslauschen musste! Kein winziger Laut aus allen vor Obersachsen gehaltenen Predigten; keiner aus allen Briefen an Freunde und Feinde, an Verwandte und Bekannte, an Vornehme und Geringe; keiner aus den vertraulichen Tischreden! Und, was nicht eben zuletzt sollte bemerkt werden, auch kein verlorenes Stimmchen des angenommenen Hoftones, der durch Luther, wie Hr. *A.* will, in die *Hofsprache der Gelehrsamkeit* überging, weder des treuherzig bescheidenen gegen den lieben Kurfürsten, noch des keck schneidenden gegen die Herzoge Georg und Heinrich, den Erzbischof Albrecht, und den König von Engelland. Vielleicht weil Hr. *A.* aus *Zinkgräf* sich besann, dass so wenig in des Hofphilosophen *Claus*, als in des spasshaften *Taubmanns* Tagen, und noch etwas später bey ihren anders betitelten Amtsbrüdern, irgendwo, die deutsche Hoffeinheit auf die Sprache sonderlich habe einwirken können.

Nun

Nun aber dieses einzige Buch, *Luthers Bibel*, welches für die Wiege des meissnischen Allein-Hochdeutsch gelten, und auch nicht gelten soll, wie wird es von Hn *A.* angeführt? Sicher so genau als möglich, in allen Sprachformen bis zur Orthographie, die ja dem Hn. *A.* ein wesentlicher Theil der Sprache sogar scheinet, und in älteren Schriften wenigstens als Bezeichnung der Aussprache nicht unwichtig ist; kurz mit diplomatischer Treue und Pünktlichkeit, nach der letzten von Luther selbst besorgten Ausgabe, und, so oft es nützen konnte, mit den verworfenen Lesarten der vorigen. Meinst du, gutmüthiger Leser? So vernimm denn! Nicht Luthers Wort und Handschrift, rein und unverfälscht, giebt uns der wackere Sprachforscher; sondern so, wie in Hn. *A.* Handbibel, Gott weiss, welcher Knecht des Evangelii die altvätrische Schreibart für den gemeinen Mann und den Kirchengebrauch umgeformt. Selbst diese noch nicht; Hr. *A.* hat wieder nach eigenen Grundsätzen geändert, den Sprachputzern nachgeputzt. Und doch wollte ihm Luthers Deutsch schlechterdings kein meissnisches Hochdeutsch werden, wie Er und der correcte Ritter Michaelis es liebt!

Wenn *Luther* so abgefertiget ward, so durften Schriftsteller, die neben und nach ihm die verbesserte Sprache bearbeiteten, wohl kaum Zutritt hoffen. Ein paar Reime von *Hans Sachs* sind fast die ganze Ernte des weiten fruchtreichen Gefildes; auch was bereits Frisch für die Tenne gehäuft hatte, ward, bis auf weniges aus Matthesius, verschmäht. Nur abgedroschenes zu dreschen,

War ein grosser Gedank', und
Adelungisches Schweisses werth!

Selbst Luthers Landsmann und Genoss *Agricola* mit seiner Auslegung der Sprichwörter, welche den Kern der altmeissnischen Umgangssprache enthält, ward abgewiesen. Hr. *A.* sucht keinen *Kern* in so *schmutzigen Blümchen* des *grossen Haufens;* er sucht ihn lieber (um mit ihm zu blümeln) in seiner abgeschlossenen Häuflein geblümtem Schmutz.

Die Schriftsteller des *Opizischen* Jahrhunderts verdienten keine günstigere Aufnahme; sie hatten ja die junge meissnische Mundart, die, nach Hn. *A.* Versicherung, mit Luther zu lallen anfing, ganz zum Verstummen gebracht. Mussten nicht edle Meissner wie *Fleming*, nicht Stockmeissner voll Selbstgefühls wie *Filip von Zesen*, wenn sie Gehör wünschten, in *Opizens* herrschenden Ton einstimmen? Musste nicht Er, der endlich die betäubte Pleissnymphe von dem Gesinge der Schlesier zu retten, und das schüchtern unschuldige Kind an ihrem Rosenbächlein zu leichten Naturtrillerchen zu ermuntern, aus Preussen sich aufmachte: musste nicht der lautstimmige *Gottsched* sich fast die Lunge ausschreyn?

Tantae molis erat, Romanam condere gentem!

So mühseliges Werk war des römischen Volkes Errichtung.

Von *Opiz*, dem Rädelsführer des unmeissnischen Trupps, ertheilt uns Hr. *A.* einige, zur Warnung allerdings hinlängliche, sonst aber doch wirklich sehr sparsame Proben, wie sie im Durchblättern seiner Gedichte sich darboten; aus der verdeutschten Argenis, welche *Lessing* als Fundgrube von edelen, theils schon gediegenen, theils Läuterung verdienenden Sprachstoffen nachwiess, wird auch nicht das mindeste Körnchen gereicht. In jenen Beyspielen aber finden wir nicht nur (was allen folgenden Schriftstellern widerfährt) die Orthographie nach der Adelungischen Grammatik umgemodelt; sondern häufig sogar die *Worte*, wahrscheinlich nach *Trillers* Verballhornung. Der alte biedere Meissner *Fleming* liefert in das neumeissnische Wörterbuch von seinem Reichthume so viel als nichts; sehr weniges *Tscherning* etwas mehr, aber auch blutwenig, ein *Gryphius:* ob der Vater oder der Sohn, erfahren wir nicht. Manches auch *Logau*, obwohl lange nicht genug: und warum wurden *Lessings* Bemerkungen vernachlässiget? *Lohenstein* mag mit dem wilden Feuer, welches doch nicht so schrecklich als das Gottschedische Wasser ist, und mit der modischen Kostbarkeit des Witzes es verschuldet haben, dass Hr. *A.* aus seinen Gedichten kaum einzelnes, nichts aber aus seinem von Sprachgewalt strotzenden Arminius mittheilte. Zur Genüge begabt er uns aus *Canitz*, dem sanft fliessenden; doch am mildesten aus *Günther*, zumal wo er durch Gemeinheit anzog. Das werden sie ungefähr alle seyn, die obenhin gebrauchten Denkmähler unserer Sprache von *Opiz* bis zu *Haller*.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Pirna*, in d. Verlagshandlung: *Vollständige und deutliche Anweisung zur Bereitung des berühmten und wohlschmeckenden Chesterkäses.* Zum allgemeinen Gebrauche für teutsche Landwirthe herausgegeben von einem Oekonomen, welcher die Landwirthschaft in England praktisch erlernt hat. 32 S. 8. (4 gr.) Wenn man auch eine so feine chemische Operation, als die der Bereitung des Chesterkäses ist, allein durch die Uebung und ohne vorher von den Gründen derselben belehrt worden zu seyn, lernen kann: so kann man es doch nicht aus einer Beschreibung, die nur das Mechanische des Verfahrens lehrt, von den Gründen desselben aber gänzlich schweigt; indem sich unter jeden andern Verhältnissen die Umstände ändern, und die, immer doch nur auf eine Localität gerichtete Beschreibung, den, der von der Sache sonst nichts kennt, im Ungewissen läfst. Diess ist der Fall mit der obengenannten Anweisung, die noch dazu den Fehler hat, dass sie nicht ganz deutlich ist. Da indessen der Gegenstand selbst für die teutschen Landwirthe gar nicht unwichtig ist, eine gründliche Anweisung zum Käsemachen uns auch überhaupt noch fehlt: so würde es gewiss ein verdienstliches Geschäft seyn, wenn der Vf. das, was *Marshall* in der *rural Economy of Glocestershire* Vol. I. S. 286—315, und Vol. II. S. 183—220 vom Käsemachen sagt, in einer guten Uebersetzung, wozu er bey seiner Kenntniss der Sache und der Sprache vor andern geschickt scheint, noch nachfolgen liesse. Uebrigens bemerken wir noch, da es der Vf. übergeht, dass *a dry loose contexture and a rough austere flavour* die wesentlichen Eigenschaften sind, wodurch sich der Chesterkäse von den übrigen englischen Käsearten unterscheidet.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 16 FEBRUAR, 1804.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Altona, b. Kaven: *Grammatische Gespräche* von *Klopstock* etc.

(Eingeschlossen ein Urtheil über *Adelungs Wörterbuch*.)

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Man glaube aber nur ja nicht, dass alle jene, den unmeissnischen Alten abgenommenen Beyspiele für lauter warnende Strafexempel zu achten seyn, das ist, für lauter edle Ausdrücke der höheren Darstellung. Behüte! Wer daraus auf gutes Glück etwas Erhabenes zusammensetzte, der käme leicht in Gefahr, dem Hn. *A.* preiswürdig zu erscheinen. Die ehrlichen Altväter schrieben in mancherley Tonarten; und dem denkenden, fein empfindenden Meister ist, wie bekannt, jeder Ausdruck an seinem Orte der treffendste, der beste. Quintilian sagt X, 1, 9: „Fast alle Worte (ausgenommen einige unehr-„bare, die gleichwohl auch in den Jamben und der „alten Komödie gelobt werden) aber sonst alle Worte „sind irgendwo die besten: denn auch niedrige mit-„unter und gemeine bedarf man; und die an einer „geschmückteren Stelle unedel scheinen, sind, wo „die Sache sie fodert, der schickliche Ausdruck." So urtheilten vormals die urbanen Sprachkünstler, unbekannt mit der höflichen Wortscheu der Modernen. Ja, auch die edelste Schreibart ward nie, in keinem Volke der Welt, aus lauter ungewöhnlichen Worten und Wortformen gewebt: der Edelstein verlangt seine Folie, die Rose ihr hebendes Laub; und —

> Trefflich gesagt ist jenes, wo dir durch schlaue Verbindung
> Neu ein *tägliches* Wort sich erhebt.
>
> *Horaz an die Pisonen*, v. 47.

Ueberdiess ward mancher Ausdruck, nicht immer von den schlechtesten unserer Vorfahren, dem barbarischen Zeitgenius geopfert; und, wie mancher einst niedrige zu unvorhergesehener Würde kam, so verlor sich auch mancher von altem Adel in den Staub, aus welchem eine glückliche Stunde ihn wieder aufrichten kann. Denn, sagt der kundige Horaz v. 70:

> Vieles erwächst von neuem, was schon abdorrte; verdorrend
> Sinken die jetzt ehrhaften Benennungen, wenns der Gebrauch will,
> Welcher mit Macht und Befehl und Entscheidungen waltet des Redens.

Hr. Adelung, überdrüssig des ewigen Warnens (welches in der neuesten Ausgabe des Wörterbuchs ein vorschimmernder Unglücksstern andeutet, und dann noch ein Wortergus weitläuftig ausführt), fischte zur Gemüthsergötzung aus den Bächen der schlesischen Periode auch viel solches Gewimmels, wovon er in den Gottschedischen Sümpfen sich Gedeihn versprach. Diess bekennet er selbst in der Vorrede der alten Ausgabe §. 16: „Für die hochdeutsche (neu-„meissnische) Mundart können *Opiz*, *Hofmannswal-„dau* und *Lohenstein* nur auf eine entfernte Art zu „Zeugen dienen, weil sie Oberdeutsche (unmeissni-„sche Hochdeutsche) waren; es sey denn, dass es ei-„nen Fall betrifft, *in welchem beide Mundarten überein-„kommen*." Wo also der Ausdruck des Schlesiers nichts weiter bezeugt, als dass er in diesem Falle die Ehre habe, gut Meissnisch gestimmt zu seyn.

Immer mit der Wortwage des neumeissnischen Verkehrs in der Hand, und was leicht genug schwebet, als gangbare Landesmünze zu billigen, was schwerer wiegt, für unächt zu verrufen bereit: so macht sich Hr. Adelung auch an die höhere, durch Alterthümlichkeit ehrwürdige Schreibart des achtzehnten Jahrhunderts, welche seit *Haller* und *Hagedorn*, trotz dem einredenden *Gottsched* und seinen Erben und Erbnehmern, Deutschlands Namen und Ehre ausbreitete. Hr. *A.* will ungern mit *Gottsched* sich vermischt sehen, der zwar (wie es in der Adelungischen Fortsetzung des Jöchers heisst) „auf Rein-„heit und Richtigkeit der Sprache drang, selbst aber „incorrect und platt und geschmacklos schrieb;" doch eben so sehr missfällt ihm *Bodmer*, weil dieser (was im Adelungischen Jöcher getadelt wird) „*mit „seinen Freunden* dem wässerigen Geschmacke der „Gottschedischen Schule, zu noch grösserem Scha-„den, einen unnatürlichen und schwülstigen Ge-„schmack entgegensetzte, und überdiess seine Kennt-„niss der alten Sprache zur Verunstaltung der neue-„ren missbrauchte." Wir können voraus ahnden, wie es Bodmers unnatürlichen und schwülstigen Freunden mit ihren altvätrischen Verunstaltungen der neueren, durch Gottscheds Lehre, wenn auch nicht Beyspiel, gereinigten Meissnersprache ergehen werde. Noch verdriesslicher war's für den Gönner des reingewässerten Hochdeutsch, dass zur Veredlung der höheren, durch Leidenschaft ungestümeren Sprachweisen seine paar meissnischen Lieblinge kaum weniges beytrugen; und dass der Lausnitzer *Lessing*, ein Ausreisser wie Fleming, nicht nur den höheren Gesprächton, auch durch alte Wörter, Verbindungsarten und Wendungen, weit über die meissnischen Zirkel hinausrückte, sondern im Logauischen Wörterbuch S. 22 selbst *Bodmers* alte nachdrückliche Wörter empfahl; bis er endlich (Laok. Anh. S. 342 —

344) für die leidenschaftliche Poesie zustimmende Worte und (was er ein noch unerkanntes Geheimniss der Kunst nennet) angemessene Wendungen, dem Gang und Fluge des Gedankens genau folgende Wortstellungen, mit Scharfsinn und Gefühl bestimmte. Was zu thun? Hr. *A.* scheidet die frommen Schäflein von den ungestümen Böcken, die, durch sein Stillschweigen verdammt, in den Schlund der ewigen Vergessenheit hinabfahren sollen. Leichte Fabeln und Erzählungen wählt er aus, die nicht zu hoch aus der Leipziger Umgangssprache sich verstiegen, Schäferstücke, fröhliche Liederchen, ein paar bunte Naturgemählde, allerley Sprüche aus Lehrgedichten. Auch tönt wohl dazwischen ein hochlyrischer Laut von *Uz*, der *Karschin*, und *Ramler*, dem braven Landsmann, der, zu unserem Glücke, noch so ziemlich wegkommt; obgleich Hr. *A.* auch diesem Sprachveredler das Edelste mit stillschweigendem Bedauern ausmustert. Auch hier und dort ein tragischer Ton von *Schlegel*, *Cronegk* und den Meissnern, *Brawe* und *Weisse*. Auch, damit es am Epischen nicht fehle, etwa ein Vers von *Wieland - Ariost*, oder wohl gar ein Hexameter von † *Klopstock*; gefälliger indess wird des manchmal so natürlichen *Zacharias* Renommist und Murner, der Kater, abgehört. Wenn nun das Erkohrene die Leipziger Probe hält; gut, so ist es reines, edles, anständiges, oder, wie Hr. *A.* sich gerne ausdrückt, *gut ins Gehör fallendes Hochdeutsch*; wenn nicht: so läfst er es zwischendurch für poetisches Oberdeutsch hingehn; gewöhnlich heisst es unedel und undeutsch, eine Unart der unwissenden neueren Herren Dichter.

Einem Manne, der schon *Gleims* Kriegslieder, weil sie Opizens Ton halten, der Undeutschheit straft, mussten gewiss *Klopstocks* Oden und Bardiete, *Gerstenbergs*, *Göthe's* und *Schillers* Aufschwünge zum Ideal, *Bürgers* veredelte Volkspoesie, und was sonst aus dem Staube sich erhob, sehr wunderlich *ins Gehör fallen*. Gleichwohl überwand er sich, selbst aus der bösen Zeit nach 1760, von dem einmal berühmt gewordenen *Göthe*, auch von *Benj. Michaelis*, *Göckingk*, und einem Balladensänger des Gött. Musenalm. 1776, einige Pröbchen zur Schau zu stellen. Aber der arme *Hölty* konnte ihm das Verbrechen, einer der Neueren nach dem letzten der meissnischen Goldjahre zu seyn, nicht einmal durch den Tod abbüssen: in der Adelungischen Fortsetzung des *Jöchers* wird unter dem Buchstaben H, der im Jahr 1787 heraus kam, kein Dichter *Hölty* bemerkt; wohl aber ein *Dresdenscher Dichter Hanke*, „der sich" (so heisst es dort) „durch seine ganz auf Günthers Ton gestimmte „Dichtkunst empfahl." Und unseren *Klopstock* misskennt dieser Grammatiker so sehr, dass er vor dem vierten Bande des Wörterbuchs ihm zu sagen vermag: „Die Reichthümer und Vorzüge unserer Sprache aufzusuchen, sey freylich so leicht nicht, als „einige *neue Zusammensetzungen* zu wagen, *eine* „*Mundart in die andere zu werfen*, oder *neue Arten* „*zu schreiben* zu erfinden." O des bescheidenen Grammatikers, dem seine meissnische Wortwage die Wage der richtenden Nachwelt dünkt! Was unserer Poesie nach der Adelungischen Goldperiode zuwuchs, sey es auch *Lessings*, des sprachgewaltigen, *Nathan*, das wird alles, noch in der neuesten Ausgabe des Wörterbuchs, weil es nicht rein wie das meissnische Gerede klingt, als unreines Hochdeutsch, als ein Gemisch von Mundarten, als Undeutsch, übergangen. Diese Alleinherrschaft der neumeissnischen, oder (um uns nicht an den edlen Meissnern zu versündigen) der ausgemerzten plattmeissnischen Mundart, behauptet der Grammatiker *Adelung* gegen alle die trefflichsten Schriftsteller Deutschlands. Er der Eine!

Zur Vollständigkeit also, welche ein *Wörterbuch der deutschen Sprache* verlangt, fehlt dem Adelungischen auch in der letzten Ausgabe gar vieles. Es fehlt eine Menge von Wörtern unserer durch sprachkundige Schriftsteller aller Provinzen seit drey Jahrhunderten, in der letzten Periode am wenigsten durch obersächsische, angebaueten Prosa und Poesie. Den Wörtern fehlen Bedeutungen; den Bedeutungen fehlt Ordnung, Bestimmtheit, Richtigkeit. Es musste daran fehlen; da, statt von dem ältesten sinnlichen Begriffe zu den allmählich aufgekommenen, theils wieder verlorenen Uebertragungen fortzuschreiten, Hr. Adelung gewöhnlich den spätesten Gebrauch der meissnischen Mundart zum Grunde legt, aus welchem er sich, wie es gehen will, seitab und hinauf arbeitet. Es fehlen fast überall die gewählteren, oft selbst die gemeinen, Fügungen der Worte, und ihre Stellungen nach der Leidenschaft, samt den gehörigen Belegen. Ohne geläuterte Sprachphilosophie, welche aus langer Beobachtung der vollkommensten Menschensprachen abgezogen, nicht bloss aus dem Kopfe zusammengegrübelt seyn muss; ohne geübten Sinn für Anlage und Ausbildung der unsrigen; ohne klaren Begriff von der Natur des geschriebenen Hochdeutsch; kaum bekannt mit unseren Schriftstellern, den besseren abgeneigt: verdung Hr. Adelung sein Sammlertalent, und sammelte in einigen Jahren was sich sammlen liess, das Gesprochene seiner gastfreundlichen Provinz, und etwas mehr. Von alten Büchern durchblätterte er einige berühmte; aus neueren, unter welchen er kein klassisches, aber ein paar von Gellert und dem Ritter Michaelis als die correctesten, anerkennt, gesteht er nach Vorliebe für eine Provinz, und was ohne Mühe sich darbot, zum Belege gewählt zu haben; das meiste, was ihm wahlfähig schien, Wort und Beyspiel, nahm er aus dem Gedächtniss, wie diess oder das Geplauder der feinen Leipziger Welt ihm nachhallte. Für ein *vollständiges grammatisch - kritisches Wörterbuch* unserer Schriftsprache genommen, ist Hn. Adelungs Werk schädlich, weil es den Unkundigen irre führt; als ein Beytrag von unverarbeiteten und ungeordneten Materialien, brauchbaren und anderen, verdient es Dank, so sehr es auch durch anmassende Urtheile ihn erschwert. Der wahrhaft kritische Anordner eines deutschen Wörterbuchs wird die Aussprüche *Rein Hochdeutsch*, *Oberdeutsch* oder *Undeutsch*, *Edel*, *Gemein*, mit Gleichmuth übersehen, oder zuweilen

blos

blofs umkehren, und zu Ergänzungen und Berichtigungen den einladenden breiten Rand nutzen.

Lessing, der kurz nach dem Verlust seiner Kiste voll Handschriften in Hamburg war, redete in des Rec. Gegenwart von seiner zugleich verlorenen Abhandlung über die Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs, und von der angehängten Bearbeitung derjenigen Wörter, welche bey Adelung schon im Buchstaben A fehlten. Es waren *dreyzehn hundert:* eine artige Summe, die gewifs, wenn mehrere Sprachforscher, wie die würdigen, durch Hn. *Campe* vereinigten Männer, ihre Sammlungen bekannt machen, sich noch ansehnlich vermehren läfst. Die Abhandlung hatte wohl, ohne Zweifel, jenen in der Vorrede zum Logau hingeworfenen Gedanken ausgeführt; die Probe der Bearbeitung war ein Auszug „der interessanten Collectaneen zu einem deutschen „Wörterbuche", welche Hr. *Nicolai* (Briefw. S. 227) im Jahr 1769 zu sichern versucht hatte. Hr. *Nicolai* theilt uns bey dieser Nachricht seinen eigenen, von dem Lessingischen etwas abweichenden Entwurf mit: wie, aus den vorzüglichen Schriftstellern der jetzt in Prosa und Poesie lebenden deutschen Sprache, durch mehrere Hände der Stoff zu einem vollständigen Wörterbuche zu sammeln, und von Einem nach der Familienfolge zu ordnen und zu bearbeiten sey. Der Plan macht den Einsichten und vaterländischen Gesinnungen des Urhebers Ehre; nur die zuschleppenden Lastträger möchten, bey geringerer Zuverlässigkeit, die Arbeit nicht abkürzen; auch würde der Theil über poetische und alte Wörter in der Ausführung vielleicht etwas anders geworden seyn.

Die *etymologischen* Grundsätze und Kenntnisse des Hn. *A.* zu entwickeln, ist nicht der Ort. Im Jahr 1774 (1 Vorr. §. 4) wünschte er sich Glück, fast immer auf *Fulda's* Wege zu seyn, weshalb er auch dessen Preisschrift seinem Wörterbuche vordrucken liefs. Im Jahr 1777 (3 Vorr.) besann er sich, *Herders* Gedanken in der Preisschrift über den Ursprung der Sprache schon einige Jahre früher gedacht zu haben. Im Jahr 1782 (Lehrgeb. I. S. 182) hatte noch *Fulda* den einigen richtigen Weg, obzwar mit besserem Glücke gezeigt, als selbst betreten: welches Verdienst einem Anderen gebührte. Im Jahr 1793 endlich ward *Fulda's* Abhandlung der neuen Ausgabe des Wörterbuchs entzogen: „weil", sagt Hr. *A.* in der Vorrede, „*Fulda's* etymologische Grundsätze von „den meinigen ganz verschieden sind." — Gleichwohl giebt er seine etymologischen Excurse wieder, wie sie waren, mit unwesentlichen Aenderungen; wenn er gleich z. B. die wohlriechende *Münze* nicht mehr mit dem starkriechenden — die Nase weg! — *μινθος*, *Menschenkoth*, zu vergleichen Lust hat. Wie neulingshaft er sogar Hauptbestandtheile der Sprache umirrt habe, wird in der Vossischen Zeitmessung bey den mittelzeitigen Anhängseln gezeigt. Seine nichtige Unterscheidung, *ig* Eigenschaft, *icht* Aehnlichkeit, und sein *ex ingenio* verfertigtes *adelig*, *stachelig*, wird noch in der letzten Ausgabe, nicht vertheidiget, sondern mit Trotz hingestellt.

So der Entwurf des Adelungischen Wörterbuchs; so die Ausführung. Dort ein *Zesischer* Schwindelgeist, dessen Verblendung über ausschliesliches Hochdeutsch in jedem Neubesessenen noch verblendeter ward; hier sein lustiger Spuk, der mit allem Gepolter, so viel er kramte und durch einander warf, am Ende nichts schaffte: noch lustiger und unwirksamer, als jener Miltonische:

> *How the drudging Goblin swet,*
> *To earn his cream-bowl duly set,*
> *When in one night, ere glimpse of morn,*
> *His shadowy flale hath thresh'd the corn.*

Durch Aristoteles (Poet. 22) ward ein Witzling in Athen, der die alterthümliche, aus dem Gemeinen erhobene Sprache der Tragiker bespöttelt hatte, als ein Thörichter berühmt. Wenn unter Roms Grammatikern ein Schüler jenes, dem veredelnden Horaz, Asinius und Virgil aufsätzigen *Mävius* in einem *Wörterbuche der ächt römischen Sprache* den nachlässigen Umgangston, oder auch den feineren der Ciceronischen Briefe, des Cäsarischen Tagebuchs, zum Maasstabe des Edlen gewählt, und alle feyerlicheren Worte und Wendungen der stürmischen Beredsamkeit, der schicksalwägenden Geschichte, der göttlichen Poesie, die der selbige Cicero mit solcher Gewalt theils anstimmte, theils versuchte, je entfernter dem Brieftone, desto schnöder getadelt, für unrömisch ausgeschrieen, oder stillschweigend verschmäht hätte; nicht wahr? der Schüler wäre wie der Meister verewiget. Nun denke man sich, statt dieses lebhaften und urbanen Brieftones, ein maafsgebendes Gemisch von neumodischer Kathedersprache, und ceremonienhafter, halb höfischer, halb kleinstädtischer Galanterie! Was mag wohl ein Ausländer empfinden, wenn er, unsere klassischen Dichter und Prosaiker zu verstehn, das Adelungische Mundwörterbuch aufschlägt, und die edelsten entweder gar nicht erklärt, oder so häufig eines niedrigen, nicht anständigen, undeutschen Ausdrucks beschuldiget sieht, — von einer Feder, die nicht einmal zum *anständigen Deutsch* eines eilfertigen Zeitungsschreibers sich erheben kann!

Alle diese Versehen der Anlage, und die überschwänglichen Gebrechen der Ausarbeitung, mit ruhigem Ernst überdacht, glauben wir, dafs *Klopstocks Urtheil über das Adelungische Wörterbuch*, so strenge es ist, nur leichtgläubigen Verehrern einer mühsamen Geschäftigkeit misfallen, aber den Verständigen des Vaterlandes, welche, zu eigener Beurtheilung des grofsen Gemeingutes, Kenntnifs, Geschmack und unbefangene Wahrhaftigkeit mitbringen, gerecht scheinen werde.

Das *dritte grammatische Gespräch*, an dessen Eingange wir von dem Affen des deutschen *Sprachgenius*, dem Kobold *Plauderpux*, so weit in die Wüste geneckt wurden, handelt S. 78 von dem *Wohlklang* unserer Schriftsprache. Durch rauhe Jahrhunderte verloren unsere Wörter, ausser dem *e*, die viellautigen Vokalendungen; die Italiener und Spanier, deren Sprachen der deutsche Besieger aus verdorbenem

nem Latein bilden half, behielten sie. Wenige schliefsen mit offenem Laute, wie *Sah*, *alda*, *May*, *einerley*, *froh*, *jetzo*, *Ruh*, *hinzu*; doch haben oft genug die Silben in der Mitte des Worts den vollen Ton, wie *Ba-de*, *rede*, *mögen*, *niemals*, *beruhigen*. Bey guter Wahl der Worte (und, was sich versteht, bey sorgfältiger Stellung, da man gehäuftes Hauchen und Gezisch, und die Begegnung unverträglicher Mitlauter verhütet) haben wir leicht einen männlichen *Wohlklang*, stark und sanft; einen *Uoloclango* können und sollen wir nicht haben. Wenn ein raubes Wort irgendwo das einzige wählbare ist, weil kein anderes den Gedanken mit gleicher Richtigkeit ausdrückt, dann mildert es der Redende durch die Aussprache. (Jene mildernde Stellung vorausgesetzt. Wenn in zärtlichem Zusammenhange ein unliebliches *Herz* sich aufdringt, der sänftiget es durch freundliche Nachbarschaft und einen auflösenden Vokal; als Schlufswort es hervorheben, damit der Misston in *Schmerz* wiederhalle, ist nicht der Sprache, sondern des Reimers Schuld. Klopstock hatte die Kühnheit, in der melodischen Teone (Od. I. S. 264) ein paar für das Sanfte des Gedankens und des Versganges zu starre Worte der mildernden Vorlesung zu vertraun:

Wenn dem Inhalt sie wie Wachs schmilzt!

wo vielleicht besser ein geschmeidiges Wort die Biegsamkeit des Wachses andeuten möchte:

Wenn dem Inhalt sie sich anschmiegt.

Bey Homer, Odyss. XIX, 204, wird das Bild, *sie zerschmolz in Thränen*, durch das Gleichnifs des herabschmelzenden Schnees erweitert. Das griechische Wort, welches in fünf Versen fünfmal wiederholt wird, ist wohlklingend, und verändert in seinen Formen den Klang; das deutsche ist auch in den Formen veränderlich, aber rauh. Anfangs glaubte sich der Uebersetzer in der Nothwendigkeit, die Treue dem Wohlklange aufzuopfern, indem er *Schmelzen* dreymal in *Herabfliessen* verwandelte; bis er endlich das Geheimnifs fand, das Rauhe durch die Umgebungen zu erheitern:

Aber der hörenden flofs die schmelzende Thrän' auf die Wang' hin:
So wie der Schnee hinschmilzt auf hochgescheitelten Bergen,
Welchen der Ost hinschmelzte, nachdem der West ihn geschüttet;
Dafs von geschmolzener Näffe gedrängt abfliessen die Bäche:
Also schmolz in Thränen der Gattin liebliches Antlitz.

Wahr ist es aber, dafs auch in glücklicher Stellung ein solches Wort durch polternden Vortrag verunglücken kann. Es verlangt eine gebildete Ausrede, die, wie Kl. erinnert, nicht in allen Provinzen, nicht in allen Gesellschaften ist.) „Wenn man die Frage: „ob die geschriebene Sprache von der geredeten, oder „ob diese von jener gebildet werde? jenseits des „Rheins oder der Alpen thut; so stehet dort wohl „nicht leicht jemand lang mit der Antwort an, dafs „die gegenseitigen Einflüsse von ungefähr gleich seyn: „diesseits wäre die Frage lächerlich.“ Nur zu sehr leider wirkt durch Misbildung die Aussprecherey der Gewöhnlichen auf die Schreiberey der Gewöhnlichen. Selbst der gute Schriftsteller, wenn er, was täglich gehört wird, nicht was sollte gehört werden, im Andenken hat, kann leicht eine rauhe Zusammenziehung, ein halsbrechendes Anschmettern starrer Schlufssilben auf starr anfangende, zulassen. Der klassische weifs, dafs er nicht stumme Zeichen für das Auge zu schreiben hat, sondern lebendige Worte, die von der Zunge gefällig in das Ohr eindringen; er schreibt, wie für gebildete Ausrede, und bildet sie.

Hierauf S. 81 über Verwandtschaft des Griechischen und des Deutschen, in Anlage und Grundform; wodurch fast wörtliche Verdeutschungen aus dem Griechischen möglich sind. (Kurz, fast räzelhaft angedeutet, was, umständlicher ausgeführt, auch den Ungläubigsten einleuchten würde.) Der Klang beider Geschwistersprachen verlor die Familienähnlichkeit durch die Schicksale der späteren Ausbildung: dort vom Rauhen ins Sanfte, hier umgekehrt. Doch konnte sich jene der alten hartstofsenden Präfixe *X*, *Ps*, *Kt*, *Phth*, *Chth*, *Mn*, *Tm*, *Sph*, *Km*, und des attischen *Pt*, nicht entledigen; auch behielt sie einige Ausgänge mit mehreren Mitlautern, z. B. *Sphinx* (anderswo gemildert in *Phix*), *Salpinx*, *Anax* (aus dem älteren *Anakts*), *Aps* und *Hals*; indefs *Aiants* in *Aias*, und ähnliche, sich abglätteten. Die Ausartung in *gehäufte* Doppellaute, wie *aiei*, möchte zu tadeln, aber, wie uns deucht, nicht eben Rauhigkeit zu nennen seyn. Der deutsche Wohlklang fragt die griechische Euphonie: „Hat *Ech*, das man so oft in deiner Sprache und in meiner hört, einen rauhen Ton?“ Und diese antwortet: „Du dachtest bey deiner Frage nicht an *Charis*.“ (Also klänge es wohl gar anmuthig? wohl *char* wie ein *Nachtichallton* aus dem *Charten* der *Chariten*? Klopstocks Meinung war nur: Die Griechen hatten, wie wir, manches geerbt, das der Milderung widerstrebte; ein Trost, wenn auch unsere Wohlredenden nicht alles sich bequemt. Was ihn den Ausdruck schärfte, war ein gegen Kl. im Gespräch geäufserter Wunsch des Rec., dafs unsere gehäuften *ch* mit *i*, z. B. *wenn ich mich nicht richtig* — die oft schwer zu vermeiden sind, durch feinere Ausrede sich allgemach abschleifen oder umbilden möchten, wie etwa im Niedersächsischen: *wo ik mi nig* Der feurige Liebhaber der Teutona wollte entschuldigen, und beschönigte. Ein frommer Wunsch des Mitliebenden schien ihm in den unholden Tadel des Uebellaunigen einzustimmen, dem er S. 85 die Vergleichung mit den Tönen der Sackpfeife, der Strohfiedel, der Maultrompe, des Kuhhorns und der Nachwächterschnurre verweist.) Dann folgt S. 86 ein langes, im *Archiv der Zeit* noch vermehrtes, sehr merkwürdiges Verzeichnifs ähnlich lautender Wörter in beiden Sprachen, wobey man im Deutschen nur das der Umendungssilben durch andere Vokale beschränkt wünscht; und S. 94 eine Zusammenstellung griechischer Hexameter mit deutschen von nahem Wohlklange. In diesem Verse:

Dem sie mit Eil' entflohn, da die dunkle Nacht sie beschützt

scheint ein griechisches Ohr *dunkele* zu verlangen. Das rauhe, *jetzt zu entfliehen*, wäre leicht durch ein *nu* gehoben. Nicht so leicht das Gezisch: *des Sohns* : *bitteres* —, und *Kränzen sie einziehn*.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 FEBRUAR, 1804.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Altona, b. Kaven: *Grammatische Gespräche* von *Klopstock*. etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Die italienische Sprache hat, nach *Klopstock* S. 96. zwar wohllautende Vokalendungen; aber fast allein solche, bey sehr seltenem Konsonantenschluss, und auch sie mit vier herrschenden Vokalen (selten mit *u*), die sie gewöhnlich kurz, und nicht einmal mit gehöriger Abwechselung braucht. Aus übertriebener Neigung zum Sanften, zerfloss sie in Weichliches: welches noch auffallender wird durch die doppelte Einförmigkeit, des (beynah nur gesungenen, nicht geredeten) Klanges, und der Silbenzeit. *Klopstock* meint die einförmige Zeitmessung des Italienischen, da dem weichen trochäischen Falle, der überall herrscht, zu wenige daktylische Wörter, und noch wenigere Jamben, das Gegengewicht halten. Wir wünschen diesen, wie es scheint, richtigen Vorstellungen den prüfenden Scharfsinn des Hn. *Fernow*, der, indem er unserer karglauten Sprache etwas mehr von der italienischen Volltönigkeit wünschte, durch den Eifer eines edelen Deutschen und Kunstfreundes verleitet, die unserige ein wenig zu streng, und die Ausländerin zu glimpflich beurtheilte. — Da wir an selbstlautigen Wortendungen bis auf *e* Mangel leiden; so haben wir dafür eine, wenn nicht vergütende, doch tröstliche Abwechselung von schliessenden Mitlauten, einzelnen und gut verbundenen, welche meist zwar mit *e*, aber auch nicht selten mit anderen Vokalen ausgehen. Im folgenden Verse endigen sieben Mitlaute, zu sechs Vokalen gesellt:

> Rastlos glüht das Gewerb', und von Thymian duftet der Honig.

Homer wechselt wohl zuweilen mit vier Endmitlauten, wie Il. I, 506:

> Επλετ'· αταǫ μεν νυν γε αναξ ανδǫων, Αγαμεμνων.

Doch wird auch wohl ein einziger mit gewechseltem Vokal wiederholt:

> Διογενης Πηλεως υιος, ποδας ωκυς Αχιλλευς.

Welchem dieser an misstönendem Gezisch ähnlich wäre:

> Waffenlos sah voller Verdruss das alles Achilleus.

Oder selbander das tonreichere *n*:

> Ες Χǫυσην ικανεν, αγων ιεǫην εκατομβην,

Im Deutschen dürfte vielleicht solche Eintönigkeit nicht einmal als Nachahmung eines Naturtones gewagt werden, weil sie nicht in Endungen, sondern in gesuchten Stammsilben sich darbietet:

> Die mit Getön ankamen, entflohn aus Seen und Gebirghöhn.

Dieses *n* auch allein, aber mit dem schönsten der Vokale, und zwar um das Geräusch eines Vögelschwarms zu versinnlichen:

> Χηνων, η γεǫανων, η κυκνων δουλιχοδειǫων.

Auch hier würde im Deutschen der Klang wegen der mühsam gesuchten Stammsilben beleidigen:

> Weit schon hallte der Hohn, da mit Angstton alle dahinflohn.

Der italienische Wohlklang trägt, in *Klopstocks* schönem und treffendem Gleichnisse, lauter Myrten zum Kranz; der griechische bey den Myrten auch etwas Eichenlaub; der deutsche des Eichenlaubes so viel, dass es die Myrten fast ein wenig zu sehr beschattet.

Unser zu häufiges *en*, wie S. 101 richtig bemerkt wird, ist an sich wohllautend; denn das halbverschluckte des nachlässigen Sprechens wird der Sprache nicht angerechnet. Selbst die Griechen hätten in Pindars Mundart *enden* für *endein* gesagt, und daneben *endemen*, wie unser *endigen*, in Pindars und Homers Heimat. Möchten wir diess ablösende *igen* durchaus haben! Lieb sind, der Mannigfaltigkeit wegen, auch *eln* und *ern* dem vorsichtigen Anordner; er lässt gerne den Sturm *rütteln*, und das Gewitter *donnern*: wenn nur, wie ehemals, auch der Wind *säuselen* dürfte, und der Himmel sich *aufheiteren*. Der grosse König, der lieber tüdesk als deutsch redete, prägte zu unserer Bereicherung ein leichtklingendes *liebena*; aber diessmal ging seine Münze nicht durch. Schade doch, dass der Sprache zu gebieten, weder ein Siegmund noch ein Cäsar vermag! Jetzo muss der Schriftsteller gegen den zu häufigen Anlauf des *en*, welches nicht in Handlungswörtern allein, sondern in Benennungen und Beywörtern heckt, wie gegen jede Anhäufung, auf seiner Hut seyn. Besonders wenn es nach einer Länge sich senkt, wird seine Wiederkehr unangenehm:

> Allen Bäumen sprossen Blüten.
> Den Bäumen entsprossen die lieblichen Blüten.

Wer ein empfindliches Ohr hat, wird diesem vorlauten *en* wenigstens nicht in den Ausgängen der Verse, wo es so recht aushallen kann, das grosse Wort lassen. Zwey nach einander mit *en* schliessende

de Hexameter, wofern die Abschnitte es vermieden, duldet man wohl; auch in einer gesonderten Periode, die sonst abstechendes genug hat, noch den dritten. Das möchte für unser Ohr das Aeufserste seyn, obgleich der feinhörende *Klopstock* im Messias sich oft viel weiter hinaus wagte. Freylich kann, wer des Trostes nicht lieber entrathen will, sich mit Beyspielen aus Homer und Virgil trösten. Jener Il. XXII, 56—58 endiget drey Hexameter in einer Periode mit *ys*, wo noch sonst des Gezisches nicht wenig ist. Dieser hat Aen. XI, 173, bey einleitenden *es*, *is*, *us*, drey Ausgänge auf *is*; und wieder drey solche Aen. XII, 236, worauf noch ein Halbvers mit doppeltem *is* folget, obgleich in gesonderten Perioden; sogar mit *en*, wofern nichts verschrieben ist, schliessen Aen. X, 247 drey aufzählende Hexameter nach einander. Was aber wollen die, wollen sie Lob oder Entschuldigung, die uns ganze Seiten herunter mit weiblichen Reimen auf *en* einsingen? Als ob alles übrige, Gedanke und Wort und Stellung und Bewegung, müsste gewählt werden; nur nicht der Klang, nur nicht jener durch des Reimes Verdoppelung gehobene Klang! Sogar lauter weibliche, von männlichen ununterbrochene Reime, mit der herrschenden Schlussilbe *en*, haben die Zärtlichkeit unseres Ohrs versucht. Melodische Südvölker, sagt man, lieben den durchaus weiblichen Reim. Sie lieben ihn, wie die Engländer den männlichen, aus Noth; aber sie lindern den einförmigen Fall durch mannigfaltigen Laut beider Reimsilben: welcher hier und bey den Assonanzen, als unerläfsliche Pflicht, die möglichste Abwechselung verlangt. Schon ein ewiges *e* in der Senkung, und gar ein ewig fortsummendes *en*, würde jenen Melodischen das unmännliche Geknix solcher Reimordnungen verleiden. Das selbige Gefühl, welches in jenen Sprachen das schönste des Erreichbaren auswählte, hätte aus der unserigen ganz anders gewählt.

Im *dritten Zwischengespräche* S. 105 sollen die Regensburgischen *Heiligerömischereichsdeutschernationsperioden* nach Schalmey und Dudelsack einen Bärentanz aufführen, der aber vereitelt wird. Was gehn, spottet die Einbildung, Regensburgerey und Sprache einander an? was die Lumpe, die den Vogel scheucht, und das Netz, welches ihn fängt? — Das Urtheil antwortet: Es ist doch merkwürdig, dass, wer das Gesetz giebt, oder es anwendet, wer Feldherr ist, oder ihm die Entwürfe macht, 'ne solche Sprache hat. Denn wer sollte es sich mehr zur Pflicht machen als sie, dass sie bestimmt, kurz, würdig und edel, auch wohl, wenn es der Gegenstand zuliesse, mit sparsamer Anmuth redeten? — Die Spötterin darauf: Ihre Schreiber haben ihnen nun einmal gesagt, dass sie nach gehörigster Erwäg-Ermess- und Untersuchung, wie auch mit allertieffstem Zubodenwurfe, nicht hätten entohniget seyn können, diese Göttersprache für sie zu erfinden; und daher auch ohnermangeln müssten, sothanem Lippen- und Zungen-Gebrauche gemäss, an ihrer Statt und Stelle das Wort zu führen. — Würdig dieses Aristophanischen Auftrittes erscheint dann die edle *Wasistdaswasdasistwashaftigkeit*, in der Abkürzung leicht verhörbar als *Waschhaftigkeit*, um einige dünkelhafte Franzosen lächerlich zu machen, welche eine Sprache, worin *Was ist das?* in *Qu' est-ce que c'est que cela?* ausgedehnt werden darf, für die erste der Welt ausrufen. Zuletzt wird der Name der holden Schwätzerin an den nicht Pythischen Dreyfuss geschrieben, mit der angemessenen Orthographie: *Wasisthdaswasdasisthwaschhaphthigkeyth.*

Aus der *Wortänderung* wird S. 117 der vollendete Theil über die *abwechselnden Beziehungen* gegeben, d. h. über solche Präpositionen, welche bald die dritte Endniss (den Dativ), und bald die vierte (den Accusativ) regieren. *Klopstock* wünscht, dass auch *bey* in das alte Recht der doppelten Herrschaft wieder eingesetzt werde. Hr. *Adelung* hingegen, obgleich er seine Entdeckung, dass Luther ein Niedersachse sey, für Irrthum erkannte, behauptet noch in der neuesten Ausgabe des Wörterbuchs: die Fügung, *Ehe er nahe bey sie kam*, — *Tritt bey dein Brandopfer*, habe Luthers Bibel aus der niedersächsischen Mundart; wiewohl doch wiederum nicht zu leugnen sey, dass *bey* auch in den hochdeutschen Redensarten, *bey Seite gehen, einen bey Seite nehmen*, die Richtung *wohin* bezeichne. So flattert der Mann. Aus dem Altdeutschen, welches in einigen Redensarten noch fortlebet, nahm *Luther* das hingehende *bey* in die Bibel. *Er hiess jn bei die andern sitzen* (sich setzen), heisst es im Fierrebras D. 5. Aus dem Altdeutschen nahm es nach ihm *Opiz*, ein Oberdeutscher nach Adelungischem Sprachgebrauch: *Sie kamen nahe bei die Insel Malta*, Arg. II, 117. *Bei die Princessin hingehn*, II, 198. Auch *Rollenhagen* vom Fortgang in Raum, Grösse und Zeit: *Bey die acht Meilweges*, Wund. Reif. 62. *Welcher bey die* 50000 *waren*, ebd. 51. *Sie leben bey die* 300 *Jahr*, ebd. 25. — Was *Klopstock* hierbey unserer Sprache zum Vorzuge vor der griechischen anrechnet, dass diese im Gebrauche der abwechselnden Beziehungen, besonders mit drey Endnissen schwanken soll: ist zu entschuldigen durch die rastlose Thätigkeit des Dichters, der, zur Ehre des Vaterlands, mehr um den Geist der Griechen, als um Spitzfindigkeiten ihrer Grammatik, sich bekümmerte. Der Grieche bezeichnete das Wo und Wohin, wie wir; und ausserdem ein Woher mit dem Genitiv. Aber oft wird das Ruhende wie in Bewegung, das Kommende und das Hingehende wie daseyend, und ein gegenseitiges Verhältniss in der Richtung dahin oder daher, gedacht. Hierin, und in den figürlichen Bedeutungen, verwickelte sich *Klopstock*.

Die Bedeutungen unserer abwechselnden Beziehungswörter zu erklären, scheinen uns die alten Fragen Wo und Wohin, wenn wir zu dem Raume des Ortes den figürlichen der Grösse, der Macht und der Dauer denken, völlig genug zu seyn, und *Klopstocks* sieben Fragen mitsamt der Nichtfrage S. 119 in sich zu enthalten. — In der scheinbaren Ausnahme S. 121: *Kommt auf den Freytag*, *Bestellt ihn auf diesen Nachmittag*, fragt kein *Wo* oder *Wann*, sondern ein

ein wirkliches *Wohin:* Richtet die Ankunft, bestellt ihn, in diesen Zeitraum hinein. So auch, *Morgen über acht Tage.* — Dieses *über* mit der dritten oder Zweckendniss (Dativ) bezeichnet immer ein *Wo* in Ort oder Zeit: *Er vergass es über dem Spiele*, im Spielen, während des Spiels. Mit der vierten oder Wirkendniss (Accusativ) bezeichnet es immer ein *Wohin*, aber auch ein figürliches, die Richtung zum Gegenstande: *Er vergass es über das Spiel*, in der Richtung auf das Spiel, wegen des Spiels. *Man lobt*, sagt Lessing, *den Künstler dann erst recht, wenn man über sein Werk sein Lob vergisst.* Eben so, *Er freut sich über die Blumen; Er schreibt über die Grammatik;* und Lessings, *Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert.* Weil die Beziehung gegenseitig ist, so kann sie auch durch *Woher* bestimmt werden: *Er vergass es wegen des Spiels*, sein Vergessen kam von wegen des Spiels, kam daher; *er freut sich wegen der Blumen*, oder *der Blumen halb*, hat Freude vom Wege der Blumen her, von ihrer Halbe oder Seite her. Manchmal scheint *über* die Begriffe *Wo* und *Wohin*, des Daseyns und der Beziehung, zu vereinigen. *Er ward über dem Schreiben krank*, ist eigentlich nur, *im* Schreiben; aber man vermuthet, die Krankheit rühre auch *vom* Schreiben her, beziehe sich auf das Schreiben: dieses bestimmt auszudrücken, würde *über das Schreiben* erfordert. So Luthers, *Der Löwe brüllt über dem Raube*, er brüllt vor Freude *bey* seinem Raube, welche natürlich auch Freude *über den Raub* ist. Manchmal aber entschlüpfen auch Sprachfehler sogar den besseren. Unser Klopstock sogar urtheilt, dass der Sprachgebrauch den Begriff *wegen des Spiels* gewöhnlich durch *über dem Spiele* bezeichne, und *über das Spiel* nur dulde. Dass Hr. *A.* Rechtes und Unrechtes durch einander wirrt, ist weniger zu verwundern.

Der Tadel S. 123, dass der Grieche manchmal ein Wo statt des Wohin setze, trifft wiederum fehl. In das Meer werfen, hiess poetisch, wie bey den Römern, *dem Meere einwerfen*, ποντῳ εμβαλλειν, oder τῳ βαλλειν getrennt. Hiernach, μεσσῳ δ' ενι καββαλ' ὁμιλῳ, mitten *der Versammlung hinein* warf er ihn nieder. Die Zweydeutigkeit, da es anderswo auch *in der Versammlung* bedeuten kann, durfte gerügt werden, um Nachsicht für die unsrigen zu gewinnen. — Ist es in der That Sprachgebrauch, wie *Kl.* mit *A.* meint: *Die Reiter kamen an den Wald zu stehn, in das Dorf zu liegen?* Sie kamen ja nicht *dahin*, um zu stehn; sondern sie kamen dazu, sie trafen es, *an dem Walde* zu stehn. Auch sagen wir alle: *Er kam unten zu liegen*, nicht *hinab; Er kam oben zu sitzen*, nicht *hinauf.* Wer sagt denn: *Er kam an das oberste Ende zu sitzen?* Richtig heisst es bey Rollenhagen: *Die Erde kömpt im mittel zu stehen*, Wund. Reis. 183. — Das bildliche Wort *Fuss* wird theils für Mass, Massgebung, Art und Weise, gebraucht; theils von der alten vornehmen Tracht grosser Schuhe. In der ersten Bedeutung sagt Klopstock recht: *Auf grossen Fuss leben*, in Beziehung auf den grossen Massstab, nach demselben. In der zweyten müsste man wohl, wie im Französischen *etre sur un grand pied*, auch im Deutschen *auf grossem Fusse stehn*, oder *leben.* — Man sagt eigentlich: *Er stösst sich*, oder *seinen Fuss, an den Stein;* also figürlich: *Er stösst sich an die Rede*, nicht, wie Klopstock meint, *an seiner Rede.* Joh. Pauli: *An dise exempel stossen sich andere*, Schimpf und Ernst, 372. Lessing: *Es stösst sich an die Aussteuer*, Schausp. 194. — Schwierigkeiten dieser Art, denen ein Klopstock nicht obsiegte, bringen uns zu der bescheidenen Erkenntniss, dass selbst die Schriften der Aufmerksameren nicht ganz fehllos sind, und, dass weniger noch flüchtige Weltleute einer Provinz das classische Gold im Munde führen. Dem ängstlichen Gellert entfuhr gleichwohl, *ausser den Stand setzen;* so wie ein anderer Obersachse von Verdienst, durch die Landesaussprache getäuscht, *einem die Injurien einzudrängen*, statt *einzutränken*, sich vergass. Aber warum bemerkte *Klopstock* das Geschreibe eines Deutschlateiners, der, wenn er Gellerts unerwogenen Ausdruck wiederholte, ihn eben dadurch *ausser den Umlauf* und *ausser den Werth* setzte?

In dem *vierten Zwischengespräche* S. 129 treibt die Bildsamkeit wieder mit der Ausländerey ihr Spiel vor den Homerischen Traumpforten. Jene ist es, „die „dafür sorgt, dass der Ausdruck zu dem Gedanken „so recht passe, dass er ihm gleichsam anliege, wie „das Gewand dem Mädchen, wenn es aus dem Bade kommt: das Mädchen denke man sich schön, „und das Gewand als ein Leinengewebe, bey dem „Pallas vielleicht stehn bliebe." Die Ausländerey sagt offenherzig; dass sie weder unsere Sprache kennt, noch selbst die ausländischen, „aus denen sie Wortbevölkerung zu uns herübertreibt; aber das, meint „sie, sey ja auch bey ihren Verrichtungen gar nicht „nöthig." Sie wünscht wahre Vorstellungen aus der Elfenbeinpforte, deren täuschende Natur ihr verhehlt wird, kommen zu sehn. Es werden mit dem harten *s*, wofür der neue Grammatiker *z* und *tz* erklärt hat, Bannsprüche vom *Blatzelaut* und *Gemampf* in *mutzikalischer Autztzprache abgetzumtzt.* Umsonst; die Pforte zu öffnen, muss der Name des berühmten Grammatikers in mystischer Andeutung gemurmelt werden. „Er besteht," heisst es, „aus drey „verschiedenen Selbstlauten, und, was die Mitlaute „anbelangt, aus einem der Stotterer, aus dem Lall„laute, dem Nennlaute, und aus einem der gackern„den." Die Vornamen, obgleich es „gewisse wei„land auch berühmte" sind, werden nicht nothwendig befunden; denn schon nach dem ausgesprochenen Gackerlaut, lermt es an der Pforte, und es drängt sich eine ganze Heerde von des Grammatikers Behauptungen heraus. Noch schlimmere Sprachfehler, heisst es, als die wider die Grammatik, sind die wider die Wortkunde. Sie dürfte einer, so derbe das Wort ist, im Unwillen etwa einmal *Schnitzer* nennen, „wenn er die unsaubere Arbeit übernähme, „und mit der herkulischen Gabel da zu Stalle ginge, „wo man, weil man sich zum Richter aufwarf, ganz „andere Beyspiele als die gegebenen schuldig war."

Hier-

Hierauf S. 142 giebt *Klopstock* dem Genius der Sprache Rechenschaft, warum er diese Misshandlungen der Grammatik und der Wortkunde seiner Aufmerksamkeit würdige. „Ich thue es, Genius, weil „die Bücher, in denen jene Mishandlungen stehn, „der Sprache schaden. Und welcher Sprache? Der„jenigen, die zu dem Ausdrucke beynah aller Ge„danken und Empfindungen, welche gesagt zu wer„den verdienen, einen hohen Grad der Bildung, und „zu einiger, den höchsten erreichet hat. Du siehest, „die Sache ist ersthaft: und wenn man solchen Bü„chern ihren Platz nicht anweist; so ist das keine gü„tige oder stolze Schonung mehr, sondern weiche „Gelindigkeit, oder gar Furcht (ich kenne keine furcht„samere) vor niedriger Anfeindung. Du meinst, die„se Bücher schaden nicht. Ich glaubte dieses sonst „auch, und wie wenig bekümmerte ich mich damals „um sie; aber ich habe es anders gelernt! Denn Män„ner geben ihnen Beyfall, die einen Namen haben; „und sogar thut es auch wohl einer, dessen Name „auch darum bleiben wird, weil einige seiner Blät„ter, durch Beyspiele, zu der Bildung der Sprache „mehr beytrugen, als ganze Werke voll Sprachunter„suchungen. — Der Beyfall der letzten ist mir eins „von den Räthseln, an deren Auflösung ich mich „nicht wage. Denn du verlangst z. B. doch wohl ge„wiss nicht von mir, dass ich begreifen soll, warum „sich *Wieland* das mundartische Wörterbuch auf den „Pult nagelte." Natürlich, zum Gebrauch des Brauchbaren in dem zusammengeschleppten Wörtervorrath, zur Auffrischung des Gedächtnisses, mit Vorbehalt eigener Beurtheilung. Aber, wie es denn geht, wenn einer mit dem Erbfeinde des Guten auf Bedingungen sich einläſst! So richtig *Wieland* noch im Jahr 1786 bey Horazens Satyren (II, 5. Anmerk. 6) Adelungs *vortreffliches* Wörterbuch mit Dingen, die in Leipzig und Meissen *auf allen Gassen* gehört werden, zusammendachte; so wusste ihm doch der *Spiritus familiaris*, der in dem angenagelten Tröster sein Wesen trieb, mit allerhand Einraunungen sich immer mehr anzuschmeicheln, bis endlich die neumeissnische Goldregel der Natürlichkeit, sowohl in seine Urtheile über Homer, als auch, wenn anders der würdige Sprachforscher in den Campischen Beyträgen (St. IX. S. 17) genau nachsah, in die letzte Ausgabe seiner Gedichte, einen nicht unmerklichen Einfluss gewann. Nach *Wieland* leisteten zwey andere Männer, von denen man es nicht erwartete, dem Adelungischen Wörterbuche die Huldigung. Des Hn. *Tellers* Beurtheilung der deutschen Sprache in Luthers Bibel ward „dem Hn. *Adelung* aus innigem Dank„gefühl für eines seiner Meisterwerke, *auch zur rich„tigen Schätzung der Bibelübersetzung Luthers*, mit „grosser Ehrerbietung und Ergebenheit gewidmet." Und Hr. *Eberhard*, der dem Hn. *A.* seine Synonymik zueignete, erkannte das Verdienst des Mundwörterbuchs also: „Richtigkeit und Bestimmtheit der Er„klärungen, Genauigkeit und philosophische Verbin„dung in der Classification der Bedeutungen, tiefe „Gelehrsamkeit in der Erforschung der Abstammun„gen, Scharfsinn, Geschmack und Urtheilskraft i[n] „ihrer Würdigung, treffende Wahl in den Autoritä„ten, alles vereinigt sich, diesem Werke eine Vol„kommenheit zu geben, die nicht nur keiner seine[r] „Vorgänger unter den Deutschen, sondern auch ke[i]„ner unter den Auswärtigen bisher noch erreich[t] „hat." Wenn Hr. *A.* den deutschen Homer kennte[:] wir trauen ihm zu, er hätte mit dem bescheidene[n] Telemachos geantwortet:

> Edler Greis, wohl schwerlich ward dieses vollbracht, w[ie] du redest;
> Denn zu gross war das Wort! Ich staune dir, Völkergebiete[r]

Aus der Hornpforte geht S. 146 die leider noc[h] wahre Vorstellung: „Die Deutschen haben poetische[s] „Silbenmass, aber prosaisches haben sie noch nicht." Dieser wird die Erläuterung hinzugefügt: „Silbe[n]„mass ist Mitausdruck durch Bewegung. Wie d[ie] „Dichtkunst sehr verschiedenen für ihre Gegenstän[de] „hat, so hat ihn auch die Prosa (die Griechen nan[n]„ten diesen Rhythmos, die Römer Numerus) auc[h] „für ihre noch mannigfaltigeren Gegenstände. Be[y] „den Griechen fing es mit Thrasymachus an, un[d] „währte bis zu Isokrates, eh ihnen der Rhythmo[s] „und bey den Römern dauerte es von Cölius Antip[a]„ter bis zu Cicero, eh ihnen der Numerus gelan[g]. „Bey den Deutschen fing Luther an; aber er blieb o[h]„ne Nachfolger." Nach unserer Ansicht ist das Si[l]benmass eine in schönen Verhältnissen abgemesse[ne] Anordnung mannigfaltiger Wortfüsse, deren heftige[r] gelassener, anhaltender Gang dem ausdrucksfähige[n] Inhalte sich anschliesst. Gefällige Abwechselung d[er] Wortfüsse muss überall seyn; Ausdruck des Gedanke[ns] in entsprechender Bewegung, so oft er kann. Wen[n] wohlgeordnete Wortfüsse stetig in gleich abgezählt[er] Hebung und Senkung, wie in taktmässigem Tanz fortschreiten, so entsteht ein poetisches Silbenma[ss] (*metrum*); wenn ohne Takt, ein prosaisches (*numer[us] oratorius*); eine Mittelbewegung hält der Dithyran[m]bus in ungestümer Gesetzlosigkeit der kraftvollste[n] Wortfüsse. Wir haben die Gewandtheit unserer Spr[a]che zu den vielfachen Schwüngen der Eurythmie [zu] spät kennen gelernt, dass natürlich die Aufmerksa[m]keit auf gute Bewegung noch weit seltener ist, als a[uf] den Wohlklang, wovon doch einiges auch in einfö[r]migen Reimweisen sich dem glücklichen Gehör anbo[t]. Indess hat sich wenigstens die Gleichgültigkeit geg[en] die Kunst des Wohlklangs, und selbst gegen die ti[e]fere des Rhythmus, beynah verloren; und unse[re] Prosaiker ahnden schon, wie sehr der gewählte[re] Ausdruck, wenn er ganz treffen soll, nicht nur g[e]fälligen Klang, sondern auch schwungreiche Beflüg[e]lung der harmonisch geordneten Perioden erfoder[t]. Durch einige Uebung in epischen und lyrischen S[il]benmassen werden sie bald die Natur der verschied[e]nen Wortfüsse sich deutlich gemacht, und diese El[e]mente der Rhythmik, nach den leichten Regeln d[er] Rhetoriker, auf die sanften und stürmischen Bew[e]gungen des prosaischen Numerus anzuwenden g[e]lernt haben.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 FEBRUAR, 1804.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Kaven: *Grammatische Gespräche* von *Klopstock* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Von dem Reichthume des *vierten Gesprächs* S. 149—227, die *Wortbildung*, möchte der Rec. gern mehreres ausheben, als der beschränkte Raum zuläfst: z. B. den treffenden Spott S. 170 über die Berliner Akademie, welche, ihres Berufs für die Sprache des Vaterlandes zu wirken uneingedenk, eine Rivarolade mit dem Ehrenpfennige belohnte. Liebe für den Entschlafenen, der stets Wahrheit suchte, und sie häufig fand, fodert ihn auf, einiges anzuzeigen, wo sie verfehlt scheinet. Der Wortkunde soll nach S. 173 die Kenntnifs der Ableitung (Etymologie) nicht eben genützt, sondern wohl eher geschadet haben: wem z. E. bekannt sey, dafs *glückselig* von *Glücksal* abstamme, der denke sich weniger dabey, als wer einen durch Glück *beseligten* verstehe. Diefs wünschten wir ungesagt. Nicht Kenntnifs, sondern Unkenntnifs schadet; und noch mehr Halbkenntnifs, indem sie Wechselbälge, wie *schmünchsln* und *adelig*, gebiert. Der gründliche, und dadurch bescheidene Kenner der Etymologie hat nicht allein dem Buchstaben, sondern vorzüglich dem Begriffe in allen Umwandlungen nachgeforscht; er weifs aus vielfältiger Erfahrung, die in mehreren Sprachen zusammentraf, in welche Begriffe der erste sinnliche übergehn konnte, und in welche er durch den Sprachgebrauch verschiedener Zeitalter überging. Jenes *glückselig*, von *Glücksal*, Fülle des Glücks, (welches *Glücksal* noch Königshoffen im Narrenschiff S. 80 brauchte), behielt den ganzen Begriff der Abstammung, der mehr sagt, als *glücklich*; und auch in dieser ursprünglichen Bedeutung durfte Klopstock (Od. B. 1. S. 198) *die Glückseligkeit* als das Höchste des menschlichen *Glücks*, nur der *Seligkeit* des Anschauens Gottes untergeordnet, vorstellen. Die höhere Bedeutung von *selig* ist neu; vordem hiefs es, wie *beatus*, nur reich. — Geübte Kenntnifs der Etymologie zeigt Klopst. S. 171 — 185, wo er die Namen unserer Flüsse deutet. — Für Frischens Vermuthung (S. 187), dafs *Einöde* nur eine Form von *Einheit*, Einsamkeit sey, könnte man noch *die wüste eynod* bey Kaisersberg (Christ. Bilg. f. 62) anführen; dagegen aber scheint das (von Adelung übergangene) Beywort *einöde* zu zeugen: *diese eynöde statt*, Kaif. Pat. Nost. J. VI; *mit den einöden traurigen Orten*, Op. II. S. 279. Oder dürfte auch ein beywörtliches Anhängsel *öde* als Spielart von *icht*, *echt*, *et* gelten: wie etwa bey Kaisersberg *thöricht* in *thorecht*, *thorocht*, *thoracht*, *thoret*, *thorot* umherspielet? — *Segnen* (S. 190) stammt nicht von *signare*, mit dem Kreuze bezeichnen; sondern, samt dem Hauptworte *Segen*, welches dem *signum* schon unähnlicher sieht, von dem jüngst veralteten *segen*, bey Waldis: *Kinder firmen, Kirchhoff segen*, Fab. IV, 90. Es bedeutet eigentlich vermehren, Wachsthum oder Gedeihn geben; das selbige was *säen*, (alt, *sahen*, *sajen*, *segen*), dessen Grundbegriff noch jetzt, obgleich eingeschränkt, fortdauert: *das veld segen*, sagt Kaisersbergs Dolmetsch Adelphus häufig. Selbst unser heutiges *sagen* (vordem *sayen*, *seyen*, woher *geseyt*), und unser *sehen*, (*seen*, *segen*), heissen im Grunde, hervorbringen, darstellen, bilden, durch Wort oder Blick. Wie nun *grüssen* (*grüten*) Gröfse und Zuwachs, *heilen* und *heiligen*, Heil, Vollkommenheit, Vollwuchs schafft oder wünscht: so schafft auch *segen* und *segenen* Vermehrung und Gedeihn; oder wünscht es durch Worte, auch des Abschieds, und durch Zeichen, auch jenes christliche.

Klopstocks Einwürfe gegen das erneuete Wort *entsprechen* hat der Rec. ehmals aus seinem Munde gehört und, so gut er konnte, beantwortet. „Es kann zwar bedeuten," sagt er S. 199, „was es bedeuten „soll (nämlich *zusprechen*); es ist aber gleichwohl „kein gutes Wort. Denn es drückt nicht nur das „Gegenseitige von *entsagen* aus; sondern wir haben „es auch der Kanzleysprache zu danken." Auf jenes war die Antwort: Auch *versprechen* und *versagen* sind so widerwärtig, dafs eines *zu*, das andre *ab* will; welches soll Landes verwiesen werden? Auf das zweyte: Die alte Sprache darf nur, in sofern gerichtlicher Schlendrian sie misbrauchte, verwerfliche Kanzleysprache heissen; und wo hätte ein Kanzellist unser *entsprechen* der Rotte des *sothanen* und *alldieweilen* einverleibt? Diefs unbescholtene, seit Kaisersberg am Oberrheine noch fortblühende Wort stellte Lessing dem Sprachgenius vor, und der Genius gebot Einführung. Klopstock sähe lieber das Leibnizische *antworten* eingeführt; wir nicht lieber, aber zugleich. Es steht in den *Gedanken wegen Verbesserung der teutschen Sprache* §. 61: „Cicero hat denen Griechen vor„geworffen, sie hätten kein Wort, das dem Lateini„schen *ineptus* antworte." Gleich würdig der Mitbürgerschaft sind Lessings *zusprechen*, und das ähnliche *zusagen* aus Schlesien: *Was dieser Absicht nicht vollkommen zusprach, ward verändert*, Dramat. 317. Weil

Weil ihre schlechte Tracht dieser grossen Philosophie nicht übel zusagete, Op. Arg. I, 680. *Die einander zusagende Abtheilung der Glieder*, Loh. Arm. I, 459. Des Guten kann man nicht leicht zu viel haben. — Witzig ist die Erklärung S. 203: *Sich nicht entblöden*, sich der Kühnheit nicht enthalten: von *bold*, kühn. Aber es heisst, sich nicht blöde benehmen, nicht erblöden; nämlich das *ent* an abgehender, nicht in abgehender Bedeutung genommen. Eben so ward für *erröthen*, oder, wie Logau sagt, *sich erröthen*, bey den Schlesiern auch *entröthen* gebraucht: *Sie war hierüber entröthet*, Loh. Arm. I 391. *Er entröthete sich*, II, 788. *Welche, mir solches zuzumuthen, sich nicht entröthete*, II, 117. — Näher der Wahrheit wird S. 204 *sich entrüsten* erklärt, sich durch Zorn aus der Ruhe bringen. Aus der Ruhe? weil im alten Liede die Sonne *zu Rüste* geht? *Entrüsten* heisst, aus der Rüstung, d. i. im älteren Sinne, aus der Ordnung oder Fassung bringen. So hiess, *irren und entrichten*, bey Kaisersberg (7 Schw.) aus der Richtung bringen; und figürlich, *jr seind entrichtet über mich* (Post. II, 84), erzürnt; oder, *den entricht der teufel* (7 Schw.), verrückt. — Die S. 205, und auch in Adelungs neuester Ausgabe, verkannte Redensart, *es lohnt* oder *verlohnt sich der Mühe*, wo *sich* als Dativ, und *der Mühe* als Genitiv gedacht werden muss, ist schon bey Vossens Oden und Liedern VII, 30 erklärt worden. Wir fügen dem Lessingischen Beyspiele ein paar aus dem verdeutschten Boccaz hiezu: *Nie sol mir Gott nicht helffen, wann ich dir mit lone deiner falschheit*, f. 116. *Des wolt er jr lonen*, f. 158. *Dem ritter der empfangnen dienst und ehren lonen*, f. 184. — Aber wir müssen uns loswinden, so sehr auch der nahe Bezirk der Wortvereinung anlocken mag, den schön geordneten Kranz unserer Sprachgöttin genau zu mustern, und, wenn sie etwa in dem Kranze der Hellenis von ungefähr ein Blümchen oder Blatt verschob, es zur Freude der gutmüthigen Teutona wieder zurecht zu legen.

Das *fünfte Zwischengespräch* S. 229—288 gehört weniger der Grammatik an, als der darstellenden Kunst, besonders der *Poetik*. Es zeigt nämlich die Kürze der deutschen Sprache dadurch, dass Stellen aus griechischen und römischen Dichtern, samt einer aus Xenophon, verdeutscht werden. Die letzte, sehr vorzügliche (S. 243), gehört zu einer Auswahl prosaischer Uebersetzungen, welche Klopst. vor 25 Jahren, um auf die mannichfaltigen Tonarten des classischen Vortrags die allzu eintönigen Deutschen aufmerksam zu machen, in Gemeinschaft des jüngeren Freundes, der dieses schreibt, herausgeben wollte. Wir Nachlebenden erinnern uns bedeutender Stellen aus den Geschichtschreibern Herodot und Thucydides, von welchem die Wettstreite im Archiv der Zeit eine Rede des Lacedämoniers Archidamos mittheilten, aus Xenophon, Cäsar, Nepos und Klopstocks Lieblinge Tacitus; aus den Rednern Demosthenes, Isocrates, Cicero; aus den Lehrschriften des Hippokrates, des älteren Plinius, und der Rhetoriker; und mehrerer aus der Ilias, besonders dem zwanzigsten Gesange, in fern nachahmenden Bewegungen der Prosa, weil wörtliche Treue im Hexameter zu erreichen, damals Klopstock noch für unmöglich hielt. Möchten doch diese Bruchstücke, als ein ehrwürdiges Denkmal von den Anstrengungen des Sprachverbesserers, sich erhalten haben!

Für diessmal war Klopstocks Absicht, durch *verkürzte Nachbildungen* classischer Originale, wo unsere Sprache alle wesentlichen Züge, selbst unter dem Zwange des Silbenmasses, vollständig, aber nach verjüngtem Massstabe, darstellte, dem alten Vorwurfe der Weitschweifigkeit zu begegnen. An einer völlig entsprechenden Uebersetzung würde, was hier die Aufgabe ist, die Verkürzung für sich, sowohl durch umgestimmten Ton, als weil sie die verschobenen Versglieder lähmt, nach Klopstocks eigenem Urtheile ein Fehler seyn. Eine wahrhafte Uebersetzung, sagt er S. 60—63, ist treu dem Geiste des Originals, und, so weit die Sprache es vergönnt, treu dem Buchstaben; sie trachtet nicht, das Fremde durch Annäherung an Einheimisches gefälliger zu machen; sie will nicht verbessern, nicht verschleiern einmal, auch nicht (was bey Griechen kaum einfallen darf) verschönern, und, weder durch Zusatz, noch durch Gedrungenheit, verstärken. Nur in dem einzigen Falle soll unserer Sprache die Verkürzung erlaubt werden, wenn sie zeigen will, wie mächtig sie der Kürze sey. Ausserdem hat dieser, obgleich schöne Fehler, bey ihm kein zu gelindes Urtheil zu erwarten.

Hier also, wo, zur Rechtfertigung unserer Sprache, griechische und römische Verse entweder gleich kurz, oder gewöhnlich kürzer, verdeutscht werden, ist es keinesweges darauf angelegt, dass den Alten der Vorwurf der Gedehntheit zufalle. Vielmehr wird im Eingang des Gesprächs rund erklärt, dass nicht von der möglichsten Kürze des Gedankens, nicht von dem Grundsatz: Je gedrängter, desto nachdrücklicher und schöner! die Rede sey. Wie hätte auch ein geübter Darsteller übersehen können, dass im Gegentheil oft eine umständlich ausführende Erweiterung den Gedanken verstärkt? Noch weniger soll zur Herabwürdigung der Alten diejenige Wortkürze gelobt werden, die aus Mangel an bestimmenden Abbeugungen entsteht. Kürzer sind allerdings die Wörter *Kraft* und *Hand*, da sie in der Einheit keine Veränderungssilbe zulassen, als wenn wir jenes durch fränkische Umendungen bestimmt, *die Krafti*, *der Krafto*, *der Krafton*, *die Krafte*, oder dieses durch gothische, *Handus*, *Handos*, *Hando*, *Handu*, zugleich verlängerten und verschönten. Was wir von dergleichen abknappender Kürze haben, reizt gar nicht unsere Lüsternheit nach dem gesegneten Vorrathe der Engländer, bey welchen nicht allein *er will*, wie *ich will*, sondern auch *wir will*, und *ihr will*, und *sie alle will*, um vollkommen *zu will*; oder nach jener noch gediegenern Kürze der Kindersprache, die fast lauter gefällte Stammsylben zum Verstehn aufgiebt.

Als Beweise, wie unsere Sprache die Gedanken der Classiker in gleichem Tone gleich kurz, in verstärktem noch kürzer ausdrücken könne, sind die Verdeut-

deutschungen eines solchen Dichters und Sprachkenners nicht erfreulicher als lehrreich. Hätte ihm auch in der Freude des Gelingens die Verkürzung sich zwischendurch für schönere Darstellung eingeschmeichelt; wer wollte es dem edlen Greise zu hoch aufnehmen? Seine Ode, Mein Thal (II. S. 228), rühmt in lyrischem Fluge, dass Thuiskone die römische, und selbst die griechische Sprachgöttin nicht durch kraftvolle Kürze allein, sondern durch andere Tugenden besiegt, aber (zur Mässigung des Neides!) nur wenige Lorberblätter errungen habe. Ohne Figur wird im Archiv der Zeit gegen das Ende des Wettstreites gesagt: „Bey mehreren Stellen sey der Streit „für die Kürze nur Nebenwerk; mehr als treu, müsse die Dolmetscherin wie Urheberin erscheinen, und „als solche nicht missfallen; auch in der Liebe mache es die Treue nicht allein aus, man müsse auch „liebenswürdig seyn." Schön und wahr. Aber der liebende Uebersetzer sucht Liebenswürdigkeit dadurch, dass er die fein empfundene Schönheit des Originals, treu wie im Spiegel, mit den lautersten Farben der Muttersprache nachbildet; jeder umbildende Zug, und wär' es ein veredelnder, würde Misstrauen gegen den Liebhaber erregen, dem nicht die wahre Gestalt mit der Sonnensprosse und dem Grübchen am Kinn, weit lieber wäre, als sein geistiges Ideal.

Unsere Sprache hat, was die Worte betrifft, ungefähr einerley Länge mit ihrer Schwester, der griechischen, und deren Neffin in Latium; die Verlängerung der Silben durch Mitlauter und überflüssige Schriftzeichen gehört nicht zur Frage. Ein Hexameter Homers oder Virgils, wörtlich verdeutscht, giebt in der Regel genau den Stoff eines Klopstockischen, nämlich sechs gehobene Stammsilben oder aus mittelzeitigen verlängte: welche so leicht und so vielfältig in das Mass des Originals sich fügen, dass einer, dem die Vortheile der Sprache und des Versbaues geläufig sind, sogar einen schönen und lebendigen Hexameter auswählen kann. Aus dieser glücklichen Einstimmung der drey Sprachen ist es erklärbar, wie Homers und Virgils Verdeutscher, der, nach Klopstocks Urtheile S. 349 „auch im Versbau mit solcher „Wollust sich anschmiegt, dass Homer aus dem Deut„schen wieder vergriecht werden könnte," so allgemein wegen buchstäblicher Treue entweder Lob oder Tadel einärntete. Ihn selbst, wissen wir, hat anfangs die fast durchgängige Gleichmässigkeit, die sich ungesucht darbot, in Verwunderung gesetzt, noch mehr, da in den wenigen zusammengezogenen Versen sich immer etwas vernachlässiget fand, welches dem Nacharbeitenden die volle Zahl herstellte.

Gesetzt aber, dass durch gedrängtere Worte die deutsche Sprache vor den classischen sich auszeichnete: so wäre sie eben so wenig, als bey der vorgeworfenen Weitschweifigkeit, zum Uebertragen alter Gedichte in gleiche Versarten geschickt. Denn da jede Versart, sie werde Hexameter oder Distichon oder lyrische Strophe genannt, als ein rhythmisches Ganzes, das ist, entweder ein einzelner, aus harmonischen Bewegungen in gehaltenem Takte vollendeter Gang, oder ein aus mehreren solchen Gängen gleichsam geründeter Tanz, kurz als eine einfache oder zusammengeordnete rhythmische Periode, zu betrachten ist; und da ferner, um nicht die schön gemessenen Tanzwendungen zu verwirren, mit den Gliedern und Gelenken der rhythmischen Periode die Absätze der Wortperiode in der Regel genau zutreffen: so begreifen wir durchaus nicht, wie, wenn durch straffe Einengung der Gedanke aus seinen beschiedenen Verstheilen in unangemessene verrückt wird, bey so widerwärtiger Zerrüttung noch Einklang und Lebendigkeit des rhythmischen Ausdrucks sich erhalten könne. Man versuche es, der treffenden Melodie eines Liedes ein verdeutschtes unterzulegen, dessen Absätze, im Streit mit den musikalischen, hier zurückbleiben, dort überlaufen, und bald dem starken Accent einen schwächeren Redetheil, einen Nebenbegriff, bald wieder dem geschwächten Tone die Hauptstärke des Gedankens verleihn; nicht widriger wird ein solches Missverhaltniss auf Ohr und Empfindung wirken, als wenn man der rhythmischen Melodie nicht völlig entsprechende Worte zugesellt.

Ein Beyspiel, um die Sache zu erläutern, sey Hektors Rede, womit er den Achilleus anrennt, Il. XX. 371:

> Τοῦ δ' ἐγὼ ἀντίος εἶμι, καὶ εἰ πυρὶ χεῖρας ἔοικεν,
> Εἰ πυρὶ χεῖρας ἔοικε, μένος δ' αἴθωνι σιδήρῳ!

Der Gedanke scheint mit dem ersten Verse zu endigen; aber im nächsten fährt gleichsam die kaum gesunkene Kugel mit verdoppelter Kraft wieder empor, und schmettert. Durch wörtliche Uebersetzung trifft der Deutsche den selbigen Ausdruck:

> Ihm nun eil' ich entgegen, und wäre sein Arm wie die Flamme,
> Wäre sein Arm wie die Flamme, sein Muth wie blinkendes Eisen!

Glaubte man diese ausholende Schwungkraft durch Abkürzung zu verstärken:

> Ihm nun nah' ich, und wäre sein Arm Glut, wäre sein Arm Glut,
> Blinkendes Eisen die Kraft:

alle Gedanken wären vollwichtig und in stolzen Wortfüssen gesagt; aber die Wiederholung in Einem Athem würde sinnloses Geschrey, der nachstürmende Halbvers ein kraftloses. Lieber nach *Bürgers* älterer Manier übersetzt:

> Entgegen ihm! und sey auch Glut sein Arm!
> Sey Glut sein Arm, und blanker Stahl die Kraft!

So wird doch wenigstens nicht dem Verse durch Wortkürze das Leben gekürzt.

Von ähnlicher Wirkung, aber im Sanften, sind Il. XXII, 126 — 128 die wieder aufgenommenen Schlussworte, wenn das Verhaltniss der Versglieder beobachtet wird:

Jetzo

Jetzo fürwahr nicht gilt es, vom Eichbaum oder vom Felsen

Lange mit ihm zu schwatzen, wie Jungfrau traulich und Jüngling,

Jungfrau traulich und Jüngling zu holden Geschwätz sich gesellen.

Klopstock S. 225 zwängt karge Gedankenzeichen in zwey Hexameter:

Nein, jetzt kann ich mit ihm von dem Felsen nicht, oder der Eiche

Kosen, wie Mädchen und Jüngling, das Mädchen kost mit dem Jüngling.

„Gleichwohl, sagt er, verschweigt die Uebersetzung „nichts von dem, wovon das Original redete." Berichtet wäre schon alles, auch ohne den letzten Halbvers, der nun, man begreift nicht warum, nachhinkt. Aber auch dargestellt?

Wie mahlerisch Homer Odyss. XI, 593 den aufgewälzten und herabrollenden Felsen des Sisyfos, durch Wort und Klang und Bewegung und metrisches Verhältniss, den Sinnen darstellte, ist so bekannt als einleuchtend. Man vergleiche die Klopstockische Verkürzung, Arch. d. Z. 2 Wettstr. im Anfang:

Mitten im schrecklichen Mühsal || sah ich auch Sisyphos *einen*

Ungeheuren Stein aufheben | mit beiden Armen.

Und hinstrebend mit Hand und mit Fusse, | wälzt' er den Stein fort

Nach | der Höh: doch nahend ihr, || wandte die mächtige Last sich;

Wieder hinunter zum *Anger* entrollete *schamlos* der Stein *dann*.

Angestrengt entwälzt' er von neuem; || es troffen ihm alle

Glieder von Schweiss, und ihm *dampfte* das Haupt.

Abgesehn von Wortsinn und Stellung; von der zählenden, nicht ordnenden Versmessung; von dem schwächlichen Falle, wo es Stärke galt (*aufheben* | *mit beiden* | *Armen*; oder, *entwälzt' er von neuem*; | *es troffen ihm alle*): bemerken wir nur, wie das Gemählde des Herabrollens getroffen sey. Für Wortsinn und Bewegung ist mit einer fast ängstlichen Treue gesorgt worden; aber diese überschlagende Bewegung, die erst, zum stossenden Klange der Konsonanten *p* und *t* gesellt, den herabschmetternden Felsen hörbar macht, läfst ihn hier, wie von einem Sandhügel, mit weichem und rauhem Geknirr sich hinwälzen.

Homers rührendes Gleichniss Il. VI, 146 lautet in der wörtlichen Verdeutschung, welche, wie das Original, vier Hexameter füllt:

Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechte der Menschen;

Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann

Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:

So der Menschen Geschlecht; diess wächst, und jenes verschwindet.

Gewiss fand Klopstock hier keinen zu üppig[en] Wuchs; Teutona sollte nur zeigen, dass, auch e[in] wenig gestutzt, das Bäumchen noch gefallen kön[ne] (Arch. d. Z.):

Wie der Blätter Geschlecht, so ist der Menschen. [D]er Wind weht

's Blatt in den Staub; doch treibet der sprosse[nde] Wald, und gebiere[t]

Wieder im Lenz: *so* der Menschen Geschlecht; [es] blüht, und verwelk[t].

Wollte man noch etwas abzwicken:

Blättergeschlecht, so Menschen. Der Wind weht's B[latt] in den Staub; doch

Neu treibt Sprossen der Wald im Lenz. So Mensch[en]geschlecht auch;

's Blüht und verwelkt:

dann freylich würde das arme Bäumchen, seiner El[...] beraubt, als ein verkrüppeltes, steifes Gehölz dasteh[n].

Die verkürzten Stellen aus Virgil und Ovid üb[er]lassen wir unserem Leser, mit den eigentlichen [Ue]bersetzungen zu vergleichen; er wird sich fre[uen], mit welcher Leichtigkeit Klopstock die Tonarten [...]zustimmen, und in jeder die Sprache zu bändig[en] verstand. Auch wird es ihm nicht unbemerkt b[lei]ben, wie manches Wort, wie manche festlich[e] Wendung aus der Sprache des Hains, der jüng[ere] dem edlen Vorgänger verdankt.

Zu den gelungensten Nachahmungen zählen [...] die letzte Hälfte der Horazischen Satyre (II, 6, [...] die mit dem Besuche der Feldmaus schliesst.

Stadtmaus kehrte vor Alters bey Feldmaus ein in [...] armen

Hölchen, die alte Freundin beym alten Gaste, die [...] war,

Nichts vergeudete, aber doch auch bey Bewirtung [...] losriss;

Und so gab sie der Freundin vollauf der erspar[ten] Kichern,

Und des länglichten Haberkorns, trug selbe[r im] Munde

Trockene Beeren herbey, manch angeschmau[ltes] Speckstück,

Dass sie durch änderndes Mahl dem Ekel steure [...] leckern,

Die doch auch alles mit stolzem Zahn nur ebe[n be]rührte;

Da Hausmutter selbst, auf heurigem Halme gelag[ert] Trespe nur ass, und Spelt, das bessere gönnend [dem] Gaste ff.

So mit unmerklicher Abkürzung, und in Hexa[me]tern, die selten durch eigenthümliche Messung [von] der Regel sich entfernen, giebt uns Klopstock [die] ganze sinnreiche Gemüthlichkeit des fein wählen[den] Naturfreundes: welche bey unseren Wieland, n[icht] ohne Schuld des einförmigen Jambus, wohl ein [we]nig zu der Redseligkeit einer leichtbefriedi[gten] Scherzlaune sich zu neigen scheint.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 FEBRUAR, 1804.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Kaven: *Grammatische Gespräche von Klopstock. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bewunderungswürdig durch Feyerlichkeit der Sprache und der Wortfüsse ist in Horazens alcäischer Ode an Mäcenas (III, 29) das Gemählde der menschlichen Schicksale, und die Vergleichung des Stroms, der bald ruhig in seinen Ufern fliesst, bald nach schwellendem Platzregen die Gegend mit Verwüstung überschwemmt: V. 29:

Prudens futuri temporis exitum
Caliginosa nocte premit deus;
Ridetque, si mortalis ultra
Fas trepidat. Quod adest, memento
Componer' aequus. Caetera fluminis
Ritu feruntur, nunc medi' alveo
Cum pace delabentis Etrusc'
In mare; nunc lapides adesos,
Stirpesque raptas, et pecus, et domos,
Volventis una, non sine montium
Clamore vicinaeque silvae,
Cum fera diluvies quietos
Irritat amnes. Ille potens sui
Laetusque deget, cui licet in diem
Dixisse: Vixi; cras vel atra
Nube polum pater occupato,
Vel sole puro. —

Wer diesen mit Anstrengung und Schwung wechselnden Gang der alcäischen Strophe aus eigener Erfahrung, oder allenfalls durch die neu erschienene Zeitmessung, empfinden gelernet hat, der bemerkt mit Vergnügen, wie der grosse Verskünstler immer den langsamen Spondiamben, die meist mit gedehnten Wortfüssen einherschreiten, Begriffe von Nachdruck, Ernst, gesetzter Stille, anhaltender Kraft, der Gegenbewegung aber der raschen Choriamben und Anapäste entweder mächtige Fassung oder stürmischen Ungestüm unterlegte. Er erkennt, dass dieser rhythmische Mitausdruck der Begeisterung dem Lyriker so wesentlich sey, als dem Adlerfluge das Schlagen der Fittige vor dem leichten Hinschweben; und dass eine Verdeutschung grade den selbigen Wechselschwung, und, so oft der Gedanke unaufhaltsame Heftigkeit hat, die selbigen Flüge über die bestimmten Halte hinweg, ungefähr auf folgende Art, oder, wenn Melpomene günstig ist, noch vollkommener, nehmen müsse:

Vorsichtig hat zukünftiger Zeit Erfolg
In mitternächtlich Dunkel gedrängt ein Gott,
Und lacht, wenn Staubgeschlecht hinausstrebt
Ueber gemessenes Ziel. Was da ist,
Das ordn' in Gleichmuth. Anderes flutet hin,
Dem Strome gleich, der jetzt in Umuferung
Sanftwallend zum Etruskermeer sich
Windet; und jetzt mit Gestein, das abschoss,
Entraffte Baumstämm', Heerd' auch, und Häuser auch,
Fortrollt gemeinsam, nicht bey gedämpftem Hall
Der Berg' umher und naher Waldung,
Wann der zerschwemmende Guss die stillen
Quellbäch' emporreizt. Jener ist eigner Herr
Und wohlgemuth, wem täglich das Wort geziemt:
Heut lebt' ich! morgen häll' in Sturmnacht
Jupiter dunkel den Pol, er hell' ihn
In Sonnenklarheit. —

Klopstock hat im Arch. d. Z. diese aushallende Stimme des Gefühls zum Laute einer raschen Verständigung gesenkt:

Vorsehend hüllt Gott Schicksal des künftigen
In schwarze Nacht ein, lächelt, wenn Sterbliche
Zu ängstlich sorgen. Ordne du, was
Da ist, mit Weisheit. Das andre gleichet
Des Stromes Lauf, der friedlich in Ufern *jetzt*
Zum Tuskermeere wallet; *jtzt* hohlen Stein
Herwälzt, und losgerissnen Stamm, mit
Heerd', und mit Hürde, nicht ohne Nachruf
Des Waldgebirgs, wenn stürzender Wolkenbruch
Empört die stillen Flüsse.

Und, mit abgerissenem Strophengange, das folgende:

— — Es beherrscht sich selbst,
Ist froh, wer: Heute hab' ich gelebt! sich sagt,
Schwarzwölkend walt' am Himmel morgen
Jupiter, oder bey heller Sonne.

Man kann in den gedrängteren Begriffen nichts fehlendes, wenig verfehltes, nachweisen; die Worte sind edel, und die Wortfüsse für sich ausdrucksvoll: der Ausdruck der ganzen rhythmischen Periode ist geschwächt, wie der Klavierauszug einer vollstimmigen Musik.

Ein anderer Beweis, dass mit der Verkürzung der lyrische Ausdruck schwinde, sey der Anfang der allegorischen Ode an das Schiff (I, 14): deren von Alcäus

cäus entlehnten Stoff Horaz in choriambischer Versart frey und mit eigenem Leben ausbildete:

O navis, referent in mare te novi
Fluctus! O quid agis? Fortiter occupa
Portum! Nonne vides, ut
Nudum remigio latus
Et malus celeri saucius Africo,
Antennaeque gemunt? ac sine funibus
Vix durare carinae
Possunt imperiosius
Aequor? Non tibi sunt integra lintea;
Non dii, quos iterum pressa voces malo. —

Deutsch hätte er dieses vielleicht so ausgedrückt:

Wieder trägt dich, o Schiff, neues Gewog' ins Meer!
O was trachtest du? Rasch! suche der Ankerbucht
Einfahrt! Schauest du nicht, wie,
Nackt des Rudergeräths, der Bord,
Wie der Mast, von des Süds fliegendem Sturme wund,
Samt den Rahen, erseufzt? und wie, der Tau' entblösst,
Kaum ausdauren der Rumpf mehr
Kann den übergewaltigen
Meerschwall? Nicht unversehrt hast du die Segel, hast
Gottheit nicht, die hinfort höre dein Angstgeschrey! —

Jeder Lebhafte bemerkt die Heftigkeit der Rede, die den gewöhnlichen Ruhepunkt der Verse, der Abschnitte und der Strophen verschmäht, indem sie bald über ihn hinweg mit einem kräftigen Wortfusse stürmt, bald in ihm selbst einen neuen Schwung anhebt; und wie besonders jene gegen den Ausgang der zweyten Strophe mit herrischer Gewalt aufschwellende Woge den machtvollen Spondeus *Meerschwall* in die folgende Strophe hinüberschlägt. Klopstock wollte den Verkennenden nur darthun, wie kurz unsere Sprache seyn könnte: Gr. Gespr. S. 287:

Ach es reisset dich, Schiff, wieder die Wog' ins Meer!
Was beginnest du? Wirf haltende Anker aus!
Siehst du nicht, dass die Borde
Leer der Ruder dir sind? der Mast,
Wund vom fliegenden Süd', und das Gestänge seufzt?
Widerstehst du vielleicht taulos dem Ocean,
Wenn er wüthet? Gerissne
Segel hast du, doch keinen Gott,
Dem du, wieder in Drang, rufest. —

Der Ausdruck des Versganges, der die Stärke des Wortausdruckes im Fortschwunge vermehrt, ward von dem Schöpfer des deutschen Rhythmus gewiss nicht vernachlässiget, sondern dem anderen Zwecke mit Fleiss aufgeopfert.

Wir fügen zu diesen Proben einer ausströmenden Kraftfülle noch einige des sanftlyrischen Tons, der, wie ein stiller Bach, in den rhythmischen Ufern hingleitet, und nur, wo etwa ein Luftzug, ein begegnender Kiesel ihn empört, sein gleichmäsiges Wallen unterbricht. Horaz I. Od. IX, 13:

Quid sit futurum cras, fuge quaerere; et
Quem sors dierum cunque dabit, lucro
Adpone: nec dulces amores
Sperne, puer, neque tu choreas,
Donec virenti canities abest
Morosa. Nunc et campus, et areae,
Lenesque sub noctem susurri
Composita repetantur hora;
Nunc et latentis proditor intimo
Gratus puellae risus ab angulo;
Pignusque dereptum lacertis,
Aut digito male pertinaci.

Treu übersetzt, möchte es so lauten:

Was morgen annaht, meide vorauszuspähn;
Und welchen Tag auch gönnet das Loos, empfah
Ihn als Gewinn; nicht traute Liebe,
Jüngling, verschmäh, noch o du! den Reihntanz,
Dieweil du blühest, ferne des grauen Haars
Mislaunen. Nun sey Kamp noch und Wandelbahn,
Und leises Dämmerungsgeflister
Gerne gesucht in besprochner Stunde;
Nun auch des Mägdleins, wo sie geheim sich barg,
Verräthrisch holdes Lachen vom Winkel her;
Und Herzenspfand, dem Arm' entwendet,
Oder, wie trotzig er thut, dem Finger.

In der Klopstockischen Verkürzung (Arch. d. Z. 2 Wettstr. Forts.) heisst es also:

Weissage nicht, wie morgen es werde seyn;
Zugab' ist jeder kommende Tag für dich!
Verschmähe, Jüngling, nicht die süsse
Liebe, den Tanz nicht, so lang du grünest,
Noch nicht die Stirn dir runzelt dein graues Haar.
Eil' itzt zum Marsfeld', und zu den Stäten, wo,
Wenn euch die Stunde ruft, wenns dämmert,
Leiser ihr koset, und euch versteckter
Geliebten frohes Lachen Verräther wird
Des innern Winkels; wo ihr Geschmeide raubt
Vom Arm, vom nicht zu tapfren Finger.

Weil die rhythmische Periode der Strophen, durch Zusammenziehung des Inhaltes verstümmelt, sich aus der nächstfolgenden ergänzen musste: so ward der erste Ausgang, *so lang du grünest*, von der anhaftenden Ausbildung des Gedankens getrennt, und diese an der Spitze der neuen Strophe zu wichtig gemacht; der zweyte Ausgang aber, *und euch versteckter*, endiget nun mit völligen Nebenbegriffen, welche so eng, dass keine Pause zulässig ist, den Hauptbegriffen in der folgenden Strophe sich anschliessen. Des geänderten Wortsinnes erwähnen wir nicht.

Den Beschluss mache die schöne choriambische Ode an die Bandusische Felsenquelle, Horaz III, 13:

O fons Bandusiae, splendidior vitro,
Dulci digne mero, non sine floribus!
Cras donaberis haedo,
Cui frons turgida cornibus
Primis et Venerem et praelia destinat;
Frustra! Nam gelidos inficiet tibi
Rubro sanguine rivos
Lascivi suboles gregis.

Te flagrantis atrox hora Caniculae
Nescit tangere; tu frigus amabile
Fessis vomere tauris
Praebes, et pecori vago.
Fies nobilium tu quoque fontium
Me dicente cavis impositam ilicem
Saxis, unde loquaces
Lymphae desiliunt tuae.

In rhythmischer Verdeutschung:

O Bandusiaquell, blinkender als Krystall,
Werth balsamisches Weins unter dem Blumenkranz!
Dir wird morgen ein Böcklein,
Dem die Stirne von Hörnchen keimt,
Und schon bräutliche Lust, tapfere Kämpfe schon
Verbestimmet; umsonst! Färben mit rothem Blut
Soll die kühlenden Bäche
Dir der üppigen Heerde Spross.
Dich weiss Siriusglut, ob sie in Flammen tobt,
Nicht zu treffen; du hauchst labende Frischungen
Bald dem lässigen Pflugstier,
Bald dem schwärmenden Wollenvieh.
Auch du mehrest hinfort edeler Quellen Zahl;
Denn Ich singe die Steineiche der Felsenkluft,
Wo aus hoher Umschauung
Dein redseliger Sprudel hüpft.

Verkürzt (Arch. d. Z. Beschl.):

O Blandusiens Quell, rein wie Krystall, und werth
Süsses Mostes, dir hüpft morgen ein Böckchen, nicht
Ohne Blumen; die Stirn schwillt
Ihm vom kommenden Horn, schon fuchts
Kampf und Weibchen; umsonst! Trüben mit Blute wird
Dir des lüsternen *Stamms Sprössling* den kühlen Bach!
Kommt des brennenden Sternes
Böse Zeit; sie berührt dich nicht.
Leise Frischungen wehst dann dem ermüdeten
Ackerbauenden Stier, wehst du den Heerden zu.
Eine von den berühmten
Quellen bist du dereinst; denn ich
Sang die Eiche, die dir wurzelt im Felsen, wo
Mit den Wellchen herab schwatzend du spielst.

Das Missverhältniss der rhythmischen Periode zu dem Umfange der Gedanken ist, wie im Vorigen. Wenn auch Horaz aus der ersten Strophe den Gedanken in die zweyte hinüberführt; so giebt doch *cornibus* einen geründeten Sinn, der, nach vergönnter Pause, durch *primis* erweitert wird. Wie jäh dagegen der Uebersprung, *schon fuchts!* — Soll aber, *denn ich*, etwas Halt machen; wie stolz dieses Ich! wie wenig gemäss diesem Stolze der kleinliche Anfang des Selbstlobes mit dem kurzen, zum Ausgange gesenkten Verse! Offenbar suchte Klopstock nichts weiter, als kürzeren, und zugleich schönen Wortausdruck; die Strophe ward abgezählt, nicht gemessen; und sie blieb, wo grade der Sinn abbrach, unvollendet. „Ich „fürchte nicht," sagt er (Gr. Gespr. S. 281), „dass ihr „mir den Eindruck zur Last legt, welchen der ver„gebens erwartete Schluss der Strophe auf das Ohr „macht. Denn diess gehört nicht hierher."

Das *siebente Gespräch, die Kühr* (S. 290) untersucht, welche Wortart, bey dieser oder einer anderen Beschaffenheit des Gedankens, vorzuziehn sey: z. B. die Schönheit, oder das Schöne; das Trösten, oder der Trost; Wehmuth, Thränen, für, wehmüthige Thränen; er hat das ganze Leben damit zugebracht, statt, sein ganzes Leben; und mehres aus dem Inneren der Sprachkunst und der Redekunst. Ob wohl S. 308 das abgekürzte *ein* mit dem Begriffe der Geringschätzung sich empfehlen wird? Z. B. Er erkläre das Edelste der deutschen Sprache, wofür er will, da *'ne* Verurtheilung, wie die *'nes* Unwissenden, nichts entscheiden kann. Wenigstens im höheren Tone möchte sie auffallen, wie S. 255:

Jetzo rüstet die Göttin, umringt von Gewölke, 'nen leichten
Schwächlichen Schemen, zum Bild' Äneas, durch Ilions Waffen.

Wenn S. 309 die Umstellung, *des Stroms Geräusch, für das Geräusch des Stroms*, der Prosa verboten wird; so ist die ganz ruhige zu verstehn. Im gelassenen Tone sagt man: *Ich habe die Einwilligung des Vaters.* Sobald aber ein Ton des Nachdrucks das Wort *Vater* aushebt; so gebührt ihm der Vortritt: *Ich habe des Vaters Einwilligung;* oder noch lebhafter: *Des Vaters Einwilligung habe ich schon, die Mutter wird auch nachgeben.* Die Poesie, weil sie durch Lebhaftigkeit, selbst auf der niedrigsten Stufe, sich auszeichnen muss, verstattet durchaus Umstellungen, wie *des Stroms Geräusch;* wenn nicht grade auf *Geräusch* ein Nachdruck fällt, oder *des Stroms* am Ende des Satzes noch gewichtvoller wird.

Ueber die *Verskunst*, so weit sie S. 313—354 in dem vollendeten Theile eines damals noch unvollendeten Gesprächs sich entwickelte, ein förderliches, oder auch nur ein verständliches Wort mitzureden, würde eine eigene Abhandlung nöthig seyn. Ein Beytrag von unmassgeblichen Erfahrungen, wozu die Klopstockischen den Rec. theils führten, theils veranlassten, ward für die Liebhaber solcher Kunstfertigkeiten schon an anderen Orten niedergelegt. Wo etwa Vorgänger und Nachfolger von einander abgehn, wird man aufrichtiges Streben zum Besseren, mit gegenseitigem Wohlwollen vereint, wahrnehmen; und bey dem letzten das Gefühl, dass er, einen Richtweg zu versuchen, Gelegenheit und Muth dem kühnen Wegweiser zu danken habe.

Edle des Volks, wacht über die Reinheit der edlen Sprache, die Er, welcher nun ausruht, durch mehr als funfzigjährige Arbeiten aus Gottschedischem Verderb zum ächten ursprünglichen Glanz erneuete. Lasst nicht wiederum ihre feinen, mit Kunst und Mühe geläuterten Metalle, entweder ungenutzt rosten, oder durch groben Zusatz, durch rohe Bearbeitung, sich entwürdigen und verschlacken. Duldet nicht länger, dass von der gemeinsamen Münze, für weise und erhabene Gesinnungen, immer die voll-

wich-

wichtigste an Schrot, die reichhaltigste an Korn, durch Kipper gefälscht, und durch Wipper aus dem Umlaufe gerafft werde. Und wenn ihr einmal Hamburgs blühende Elbufer besucht, Freunde des Vaterlands und vaterländischer Tugenden; so denkt: Hier wars, wo *Klopstock* als Jüngling mit *Hagedorn*, als Mann mit *Lessing*, zur Erweiterung des deutschen Namens sich begeisterte! sinnet nach, wie Themistokles am Denkmahle des Miltiades, und legt eine Blume auf sein Grab.

V.

KINDERSCHRIFTEN.

Hamburg, b. Hoffmann: *Sechzig kleine Geschichten für Kinder, die gern lesen lernen und sich selbst üben wollen.* Von *G. C. Claudius.* Zweyte verbesserte Auflage. I Th. XVI u. 272 S. II Th. VIII u. 276 S. 1803. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Wenigstens dem ersten Theile nach scheint dieses Kinderbuch weder unnütz, noch überflüssig. Es unterscheidet sich von ähnlichen Büchern dadurch, dass die mehrsylbigen Wörter in ihren einzelnen Sylben durch unbedeutende, aber doch hinlänglich bemerkbare Zwischenräume von einander abstehen, dass die gegebenen Erzählungen kurz, und sämtlich aus dem Ideenkreise der Kinder hergenommen sind, und dass nur den Kleinen bekannte und verwandte Personen, als Väter, Mütter, Geschwister darin auftreten. Auch schildert der Vf. nur Tugenden und Untugenden, die unter Kindern statt finden, um durch den Contrast desto eher seinen Zweck zu erreichen. Nur selten stöfst man auf Worte oder Begriffe, die dem Alter, für welches dieser erste Theil bestimmt ist, — nämlich für 5—6 jährige Kinder, — unverständlich seyn könnten. Worte von mehr als drey Sylben gehören daher hier unter die Seltenheiten. Dagegen wird ein und dasselbe Wort in derselben Geschichte bisweilen, wie es nicht fehlen konnte, oft widerholt. Den Ton der Erzählung charakterisirt Einfachheit und Kindlichkeit; und mehrere Geschichtchen machen meist erst ein Ganzes aus, wodurch, wie uns dünkt, die Neugier des Kindes sehr gut unterhalten wird. Bildung des sittlichen Gefühls ist der Hauptzweck dieses ersten Theils. Und damit Väter und Mütter auch etwas dabey zu thun bekommen, so sind für ihren Bedarf am Ende des Buchs über jede Geschichte einige Fragen angehängt, deren sie sich bedienen können, um zu erfahren, ob auch von den Kleinen das Gelesene gefasst worden sey.

Weit weniger hat uns der zweyte Theil befriedigt. Er bezieht sich mehr aufs denken, als lesen lernen, und Eduard, ein 11 jähriger Knabe wirft sich darin zum Lehrer eines andern 6 jährigen Knaben auf. Wir müssten uns sehr irren, wenn die hier gegebene Anweisung zum Denkenlernen nicht den jungen Gemüthern dasselbe verleiden sollte: so weitschweifig und schleppend ist der Ton, dass die Kinder fast im ganzen Buche von nichts hören, als vo[n] Vergleichen und Unterscheiden, und nur als Zugab[e] ein wenig von Ursache und Wirkung. Ueberhaup[t] muss schon der Umstand, dass ein Knabe durchau[s] den Lehrer macht, Uebelbehagen verursachen; e[s] ist widernatürlich, wenn ein Kind mit affectirtem Pa[-]thos das andere hofmeistert. Und wie wenig bleib[t] hier der lernende Schüler seiner Rolle treu! Bal[d] spricht er hochgelahrt, wie S. 69 und 70, wo er übe[r] den Begriff *Gemein* schulgerecht philosophirt, oder S[.] 109, wo er von sich selbst erzählt, wie er habe la[u-]fen gelernt, bald wieder stellt er sich ungemei[n] einfältig, z. B. S. 85 wo er mit Verwunderung zu[m] erstenmale bemerkt, dass *die Birnen einen Grübs* ha[-]ben. Abschreckend langweilig werden die von S[.] 50 fortlaufenden Verweise, die der arme Albert übe[r] die Angewöhnung der Ausdrücke: *Warte nur! höre je nu!* bekommt. Sonderbar wird S. 130 der Kuns[t]ausdruck: *Felgen*, durch *krumme Holzstücke* umschrie[-]ben. S. 157 lässt der Vf. Eduard in verneinende[m] Tone die Frage thun: „Hast du schon eine Tascher[n-]uhr schlagen hören?" Wir dächten doch. Nach S[.] 190 ist *jeder Schall ein Körper*, eben so *die Hitz[e]*. Wer redet so? Der Schall entsteht durch Erschütte[-]rung, die Hitze durch Erwärmung der Luft. Di[e] Luft ist also ein Körper, die Erschütterung und Er[-]wärmung nur Veränderungen oder veränderte Zu[-]stände derselben. — Alles diess zeigt, dass der zwey[-]te Theil die Empfehlung bey weitem nicht verdiene, die unseres Bedünkens dem ersten gebührt.

Kp.

Leipzig, b. Gräff: *Einige geographische, histo[-]rische und moralische Gegenstände für gute un[d] fleissige Kinder gesammelt von einem Freunde de[r-]selben.* Ein Weihnachtsgeschenk. 1804. VIII u[.] 238 S. in Taschenformat.

Dieses der Aussenseite nach sehr niedliche Büche[l-]chen besteht aus zwey Abtheilungen. Die erste ent[-]hält eine kurze historisch-geographische Beschreibun[g] von Schleswig und Jütland, bey welcher der Vf. Ba[-]den's Geschichte des dänischen Reichs von *Tobiese[n]* 1799 und *Niemann's* Handbuch der Schleswig-Hol[-]steinischen Landeskunde 1 B. oft wörtlich benutz[t] hat. Dann folgt eine Beschreibung der auf dem H[ü-]steberg in Schleswig im J. 1801 errichteten Telegra[-]phen, von welchem man vor dem Titelblatte ei[n] ziemlich instructives Kupfer zur Versinnlichung vo[r-]findet. Dieser ist eine Karte über die *Postwege* in Dä[-]nemark und Schleswig beygefügt. Die II Abthe[i-]lung stellt einige *Weisheitsregeln* zur Bildung des He[r-]zens und der Sitten auf. Gegenstände und Einkle[i-]dung der I Abtheilung sind local und trocken, un[d] eignen sich daher nicht für Kinder, welchen der V[f.] seine Schrift gewidmet hat. Die sogenannten *Wei[s-]heitslehren* aber sind ohne Plan compilirt, und dur[ch] eine fehlerhafte Schreibart entstellt.

Ψ.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21. FEBRUAR, 1804.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

St. Petersburg, in d. kaiserl. Buchdruckerey: РАЗСУЖДЕНІЕ О СТАРОМЪ И НОВОМЪ СЛОГѢ РОССІЙСКАГО ЯЗЫКА. Съ дозволенія Санктпетербургскаго Гражданскаго Губернатора. *(Bemerkungen über den alten und neuen Stil der Russischen Sprache.* Mit Erlaubniss des St. Petersburgischen Civil-Gouverneurs.) 1803. 453 S. gr. 8.

Obgleich dieses Werk keinen vollständigen rhetorischen Cursus enthält: so verdient es doch unter den classischen Schriften einen ehrenvollen Platz. Wenn der Vf. aus Bescheidenheit seinen Namen verschweigt: so fodert die Dankbarkeit seiner Mitbürger, dass man ihn bekannt mache. Es ist der Vice-Admiral Hr. *v. Schischkoff.* Er beklagt den gegenwärtigen Zustand der russischen Literatur, und beweist, dass die neueren Schriftsteller, weit von ihrem Vorgeben entfernt, nach der Vollkommenheit ihrer Sprache zu streben, vielmehr an ihrer gänzlichen Zerstörung arbeiten, indem sie fremde Ausdrücke einführen, und den Worten eine neue Bedeutung geben; ein Missbrauch, der aus dem ausschliessenden Lesen *fremder* Schriftsteller entspringt, und aus der Geringschätzung oder vielmehr gänzlichen Unkunde der kostbaren Schätze, der einzelnen Stellen voll Beredsamkeit, der Muster eines edlen Stils, welche sie in ihrer eigenen Sprache besitzen. Von dieser Art sind fast alle aus dem Griechischen in das Slavische übersetzten Kirchenbücher, welche Sprache die Wurzel der Russischen ist, und die Quelle, aus der diese Uebersetzer, grösstentheils Bischöfe, Mönche und Priester, jene Fülle und Kraft schöpften, die sich in ihren Uebersetzungen findet, und die sie von trefflichen Mustern entlehnt haben. Merkwürdig ist es, dass dieses im 16, 13 und 12 Jahrhundert geschah, da man die Russen für Wilde, nur für etwas weniger wild, als die Einwohner von Canada oder Neu-Holland hielt. Man denke daran, dass *Nestor,* der erste russische Geschichtschreiber, den mehrere Ausländer aus Unachtsamkeit oder Unkunde den Abt *Theodosius* nennen, da er doch nur ein Mönch im Kloster des h. Theodosius war, um die Mitte des 11 Jahrhunderts lebte, und dass seine Chronik, die bis zum Jahre 858 zurückgeht und einen Zeitraum von 250 Jahren umfasst, von anderen Geistlichen bis auf das Jahr 1203 fortgesetzt war. Wichtig ist, dass, als Russland in mehrere kleinere Herrschaften getheilt war, mehrere unter diesen ihre eigenen Geschichtschreiber unter den Geistlichen hatten, von denen, trotz der zerstörenden Zeit, und den schrecklichen Unruhen, die Russland während der Feudalherrschaft verödeten, doch einige Denkmäler sich erhalten haben, um das Alter der slavischen Sprache zu beurkunden, und die Reinheit, mit welcher sich die Vorfahren der Russen ausdrückten, die man, nach dem unwahren Berichte der Ausländer, als Wilde zu betrachten gewohnt ist. Auch ist es wichtig, dass fast keine Uebersetzung aus dem Griechischen und Hebräischen ins Französische oder Teutsche, oder in irgend eine andre neue Sprache, die Vergleichung mit der slavischen aushält, und dass weder die Apostelgeschichte noch die Psalmen im Französischen oder Teutschen die schöne Simplicität, Kraft und Originalität der slavischen Uebersetzung erreichen.

Diess sind die Waffen, mit denen der Vf. seine Gegner besiegt: „Wer hätte geglaubt" sagt er, „dass „wir den, mehrere Jahrhunderte hindurch, so gesicherten Grund unserer Sprache verlassen wollten, „um sie auf dem gemeinen Grunde der französischen „aufzubaun? Wer hat je im Traume daran gedacht, „sein Haus von einer fruchtbaren Stelle in einen wüsten Morast zu versetzen?" Um diesen Punkt dreht sich das ganze Werk, und die gegenwärtige Kindererziehung ist dem Vf. der Hauptgrund, ja der einzige Grund aller fortwährenden in die russische Sprache eingedrungenen Neuerungen. „Wie sollten wir unsere Sprache kennen, da wir von der Wiege an den „Franzosen übergeben werden, uns ihren Sitten anschmiegen, die unsrigen verachten lernen, unvermerkt ihre Denkweise uns aneignen, ihre Sprache „gewöhnlicher reden als die unsrige, und eine solche „Partheylichkeit für jene an den Tag legen, dass wir „nicht nur über die Unbekanntschaft mit unserer „Sprache nicht erröthen, sondern sie uns sogar oft „zum Verdienst anrechnen." — Aber wie lässt sich dieser Sucht entgegenarbeiten? Wir wollen unseren Vf. hören. — „Wir lieben unsere Sprache nicht; „aber kennen wir sie? kömmt es einem Voltaire, einem Jean Jacques, einem Corneille zu, sie uns zu „lehren? Ehe wir fremde Schriftsteller lesen, lasst „uns die unsrigen lesen, lasst uns die kirchlichen „Bücher lesen, wenn auch nicht zur Ergötzung, „doch um unsere Sprache zu ergründen, ihre Quellen zu erforschen, ihren Geist aufzufassen. Nur „dann erst können wir, ohne Vorurtheil gegen die „unsrige, fremde Sprachen lernen. Nur so werden „wir Geschmack für unsere Sprache gewinnen, weil

„sie kennen lernen, werden sie mit Leichtigkeit „sprechen, und mit der eigenthümlichen Reinheit „und Zierde schreiben. Wir wollen den Franzosen „nachahmen, aber nicht in ihren Sprachwendungen, „sondern in ihrer Sorgfalt bey der Veredlung ihrer „düftigen Sprache."

Alle diese in dem Werke zerstreuten Ansichten, von denen wir nur eine leichte Skizze heraushoben, bewähren um so mehr das gesunde Urtheil des Vfs., da er sie durch eine Zusammenstellung der alten und jetzt gangbaren Schreibart in ein helles Licht setzt. Zum Beweise, dass nicht hartnäckige Vorliebe für das Alterthum ein strenges Urtheil gegen die neueren Schriftsteller veranlasste, mag dienen, dass die guten von ihm aufgestellten Vorbilder nicht einzig aus der Bibel und den Kirchenbüchern gezogen sind, sondern auch aus dem berühmten *Lomonossoff*, den er über die ersten französischen Lyriker (Malherbes und Rousseau) erhebt, namentlich seine zur Ehre des Jean Baptiste gedichtete Ode, durch deren Uebersetzung sich der Dichter der Elisabeth einen hohen Ruhm erwarb. Auch den *Sumarokoff* führt der Vf. an, dem nur eine tiefere Kenntniss seiner Sprache fehlte, um mit Racine und La Fontaine verglichen werden zu können, und den Bischof zu Moscau *Platon*, dessen bey der Krönung des jetzigen Kaisers gehaltene Rede viel Beredsamkeit enthält; ferner einige jetztlebenden Schriftsteller, deren Verdiensten er die möglichste Gerechtigkeit wiederfahren lässt. — Also hat doch Russland noch gute Schriftsteller? — „Ja, aber nur „solche, die den Reichthum ihrer Sprache kennen, „und nicht auf die Einführung fremder Worte sin„nen, wo ein gutes Beyspiel durch die Menge derer „zerstört wird, die ein schlechtes geben." — Ist denn aber die russische Sprache so reich, dass sie für jeden französischen Ausdruck einen gleichbedeutenden hätte? — „Nein, das nicht, aber dieser Fehler ist der französichen noch weit eigenthümlicher, und ihre Schriftsteller sind hierin nicht weniger berüchtigt. Wir wollen sie also lesen, um fremde Kenntnisse zu sammeln, aber die unsrigen, um die Kenntniss unserer Sprache zu erwerben. Wir wollen den Vorschriften Lomonossoff's folgen, der seine seltene Grösse sowohl seiner Anlage, als der tiefen Sprachkenntniss verdankt, welche er durch ein besonnenes Lesen der slavischen Bücher sich erworben hat. Wir wollen uns auf die Ableitung der Worte legen, und uns derselben dem Geiste unserer Sprache gemäss bedienen, nicht dem einer fremden; denn falsch gebraucht, gewöhnen wir uns, ihnen neue Bedeutungen zu leihn, und verwirren sie, statt den Umfang ihrer Bedeutungen zu erweitern." — Zu diesem Zwecke ladet der Vf. seine Mitbürger ein, ihre Kräfte zu einem vollständigeren Wörterbuche als die bisherigen, zu vereinigen, wo jedes Wort durch mehrere Belege bis zum vollständigen Umfange seiner Bedeutungen erläutert sey, und giebt selbst eine kleine Probe am Schlusse seines Werks.

Wir haben uns auf die Hauptideen des Vfs. eingeschränkt. Nur eine Bemerkung noch, dass sein Stil, der in der That etwas gedrungener hätte seyn können, dennoch rein und deutlich ist, und dass überhaupt der Vf. sich nichts von dem erlaubt, was e anderen untersagt.

G. i. P.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Französische Miscellen.* Erster Band, erstes, zweytes, drittes Stück. 180[illegible] 204 S. Zweyter Band, erstes, zweytes, dritte Stück. 162 S. 8. (Jeder Band 1 Rthlr.)

In der dem zweyten Bande wiederholt vorgesetzten und correcter geschriebenen kurzen Ankündigung dieser Schrift, nennt sich die Frau *Helmina v. Hastfer* geb. *v. Klenck*, (eine Enkelin unserer Karschin) als Herausgeberin. Sie sagt: „der Zweck dieser Zeitschrift, von welcher monatlich ein Heft von 3— Bogen erscheint, sey: den Zustand der bildenden Künste und praktischen Wissenschaft in Frankreich, so wie deren Fortschritte anzuzeigen und ein treues Gemälde von der Lebensart, dem Charakter, und den Sitten der französischen Nation zu liefern. Der Plan umfasst verschiedene dem Denker und dem Menschen von Gefühl interessante Gegenstände, Literatur, Industrie, Kunst, Wissenschaft, Gesetze, Polizey, Privatnotizen über berühmte Personen, allgemeine Uebersichten von grossen Gegenständen, öffentliche Anstalten u. s. w. Charakterzüge, Anekdoten, Denkmale von Grossmuth und Menschenliebe. — Ferner sagt die Herausgeberin: „Keine bittre und persönliche Satire soll sich in diese Blätter einschleichen: sie würde uns vom menschenfreundlichen Zweck, das Gute zu verbreiten, entfernen. Unser Stoff ist gross und schön; wir haben so wenig Erdichtungen nöthig, um etwas anziehendes zu liefern, als eines hämischen Spottes, um unser Werk zu beleben. Unsere Feder sey in jedem ihrer Züge der Wahrheit den Grazien treu."

Dieses letzte ziemt sich besonders für eine feine Herausgeberin einer solchen Schrift, und verträgt sich auch recht gut mit der Wahrheit. Die Vorliebe für ihren Stoff, *gross und schön*, und die erklärte Abneigung gegen Satire verträgt sich aber nicht ganz mit der vorhergegangenen Verheissung, ein treues (von dem ersten Stück des ersten Bandes heisst es sogar ein *vollkommnes*) Gemälde von der Lebensart, dem Charakter und den Sitten der französischen Nation zu liefern, und noch weniger mit einem Plane, der auch Kunst, Wissenschaft, Gesetze und Polizey eines Staats umfasst, welcher sich eben allseitig neu organisirt.

Jene ernstern Gegenstände hätte die Herausgeberin auch lieber gar nicht in ihren Plan aufnehmen, sondern sich bloss ein gebildetes weibliches Publicum vorsetzen und dieses nach Möglichkeit aus jener reichen, bunten und lustigen Welt unterhalten sollen. Auch so wie die Schrift jetzt beschaffen ist, kann di

die Herausgeberin doch nur auf jene Leserinnen sicher rechnen, und die werden denn wohl manches ernstere und trockene, so leicht es auch behandelt seyn mag, hinaus wünschen, wie z. B. die medicinischen Sachen nnd öffentliche wohlthätige Anstalten, als Rumfordsche Suppen u. dgl., die alle Zeitschriften füllen.

Um sich eines grösseren Lesepublicums zu versichern, müsste die Herausgeberin sich mehrere solcher Mitarbeiter verschaffen können, als der mit J. G. S. bezeichnete, von welchem einige sehr brave Aufsätze herrühren, als: über gesellschaftliche Verhältnisse; über die neue Einrichtung des National-Instituts, welcher Aufsatz angenehme Nachrichten über mehrere der vorzüglichsten Mitglieder enthält; über wissenschaftliche und literarische Privatverbindungen in Paris, die der Vf. auch mit andern mehr der Mittelmässigkeit als dem Genie gewidmet und vortheilhaft findet, in welchen ihm indess doch der Charakter der Pariser und Pariserinnen auf einer liebenswürdigen Seite erscheinet; und über den religiösen Zustand Frankreichs vor und nach der Einführung des Concordats. Aus diesem letzten heben wir, mit Uebergehung des sehr richtigen Räsonnements und der inhaltsreichen, wenn gleich kurzen Parallele zwischen dem religiösen und moralischen Charakter der germanischen Völker und der Franzosen, einige merkwürdige Züge aus, welche den leichtsinnigen, frivolen Charakter und die Unwissenheit der Nation bezeichnen. „Man *glaubt* wieder, weil es so Mode ist, und weil die Regierung es will. — Ueberall sind die Meinungen schroff getrennt, überall geschieht der Uebergang von einer Meinung zur andern durch einen jähen Sprung mit geschlossenen Augen. Mancher, der noch vor Kurzem über die Religion spottete, dient ihr nun knechtisch. Dörfer, die noch unlängst die Religion verlachten, schreiben jetzt ihrem Priester einen übernatürlichen Einfluss auf Sonnenschein und Regen zu, und bemerken, dass in dem Kirchsprengel dieses oder jenes Geistlichen, der nie den republikanischen Gesetzen schwur, der Frühlingsfrost, der die umliegenden Weinberge verderbte, keinen Schaden gethan hat. Selbst das finstre Reich der Hexen und Zauberer lebt häufig wieder auf" u. s. w. Der Vf. erzählt dann weiter, wie auf dem Lande häufig Eheeinsegnungen und Taufen, die während der republikanischen Regierung statt hatten, jetzt von den seit dem Concordate wieder eingesetzten Priestern erneuert werden, Kirchen, die von Priestern, welche den Bürgereid abgelegt, bedient wurden, von den neuen Priestern als verunreinigt, wieder neu eingesegnet werden. In der Nähe des Ortes, an welchem der Vf. lebt, wurde einem bejahrten Manne von den Priestern das heilige Abendmahl versagt, weil seine Ehe noch nicht von dem neuen ächten Pfarrer des Dorfs eingesegnet war. Vor dem Concordate wurden die Priester nach den verschiedenen Epochen, wo sie republikanische Eide geleistet oder widerrufen hatte, in viererley Classen eingetheilt, nach denen auch ihre Anhänger eingetheilt wurden. Man sprach in manchen Orten von Halbkatholiken, Zweydrittel- und Dreyviertelskatholiken. Der Vf. führt noch ein ächt französisches Mittel an, dessen sich die Regierung bedient, um ihre Massregel populär zu machen, sie lässt nämlich Sängerbanden umher ziehen, um die Wohlthaten des Concordats in Dörfern und Landstädten zu besingen. — Wenn gleich das Volk wieder zur Messe geht, will es doch nicht gerne zur Erhaltung der Priester beytragen. Da diese bis jetzt von der Regierung noch nicht bezahlt worden: so haben viele Priester ihre Dörfer wieder verlassen müssen, wenn sie dort nicht verhungern wollten" u. s. w.

Die Herausgeberin selbst lässt sich meist über Theater, Kunstausstellungen, Sitzungen von literarischen Gesellschaften auf ihre leichte weibliche Weise aus, die überall einen Anstrich von leichtaufwallendem Enthusiasmus hat. In ihren Schilderungen von angenehmen Promenaden und Spazierfahrten, reizenden Lustorten oder glänzenden Festen sieht man überall, dass ein gutes teutsches weibliches Gemüth auch in Paris empfindsam und voll Glauben an Menschheit und Menschengrösse bleiben kann. Bonaparte, und viele aus seiner nächsten Umgebung, die sie natürlicher Weise nur aus der Ferne sieht und bewundert, erscheinen ihr in dem herrlichsten Lichte und setzen sie oft in den höchsten Enthusiasmus. In ihren Urtheilen über Literatur und neue Schriften spürt man den Einfluss der Meinungen der Frau *v. Genlis* nur zu sehr; auch entstehen daher oft auffallende Widersprüche in ihren Aufsätzen, wie z. B. in zwey Aufsätzen, die beide, aber in sehr verschiedenem Sinne von der Frau *v. Stael* und ihrer *Delphine* handeln. — Doch es wäre grausam in diesem Tadel fortzufahren, um so mehr, da die Herausgeberin mit derselben Naivetät, mit der sie Gegenstände ausser sich behandelt, sich II B. 2 St. selbst behandelt hat. Gegen die Vorwürfe einer Freundin, über jenes Wanken, und über ihre Lobverschwendung und idealische Vorstellungsweise, erklärt sie sich mit vieler Naivetät, und verspricht künftig ihr Urtheil immer einer reifern Prüfung zu unterwerfen.

Hat die Herausgeberin erst die dortigen Theater häufiger gesehn: so wird ihr Urtheil sicher auch weniger einseitig, und ihre Schilderungen werden individueller und bestimmender seyn.

Die Damen finden übrigens ausser den Artikeln über die Pariser Moden, und die Toilettenkünste der Pariserinnen, auch angenehme und empfindsame prosaische und poetische Aufsätze, theils original, theils übersetzt aus dem Französischen der Frau *v. Genlis* und der Madame *Beaufort*; auch biographische Nachrichten aus Werken, die ihnen wohl eben nicht in die Hände kommen.

Um auch eine Probe des poetischen Talents der Frau *v. H.* zu geben — in welchem sie die Familien-

phy-

physiognomie ihrer Mutter und Grossmutter verräth — wollen wir ein kleines Gedicht aus B. II St. 2 hersetzen.

Morgenspaziergang im Wiesenthal beym Walde vor Meudon.

Beglücktes Thal in Galliens Gefilden,
Das ich im Geist oft sehnsuchtsvoll gesehn,
Wie schön ist's hier am Bache, wo mit milden,
Gewürztem Duft die Morgenlüfte wehn!
Wo sanft der Thränenweide Schleyer
Sich im beblümter Quelle malt,
Wo rosenfarb Aurorens Feuer
Im hellen Thaue wiederstralt.

Welch herrlich Licht, dort wo des Waldes Wipfel
Getränkt in hohem Purpurglanze glühn.
Hoch über ihnen schweben stolze Gipfel
Von Bergen, die den Horizont umziehn.
Ein frischer Morgenwind erhebet
Der schlanken Pappel zitternd Laub;
Die Eiche schwankt, die Fichte bebet,
Die Quelle sprudelt Silberstaub.

Wie wohl ist mir in diesen Einsamkeiten,
Wie ruhig bin ich hier auf stiller Flur,
Wie lieblich tönen meiner Seele Saiten,
Beym süssen Hauche der Natur!
Ich lebte trübe, schwarze Stunden,
Zernichtet ward mein Lebensglück,
Nun alles, alles mir verschwunden,
Kömmt hier die Ruhe mir zurück.

Ein weniger glückliches kleines Gedicht der Frau *v. Genlis* mag hier noch des Gegenstandes wegen stehen. Es ist überschrieben *à M. C. sur une branche du Laurier de Virgile cueillie sur la tombe près de Naples et placé dans un livre de Souvenirs.*

Pourquoi ravir à l'Italie
Le rameau glorieux, cet arbre si vanté
Sur le Pinde françois n'est il pas transplanté?
Le dieu brillant de l'harmonie
Après un long exil n'a-t-il pas apporté
Sur nos bords fortunés cette plante chérie
Dans tout l'eclat de sa beauté?
Cette Palme est à lui, sa main sûre et facile
A reproduit pour nous le laurier de Virgile.

Fy.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Jena*, b. Göpferdt: *Einleitung in die Geschichte der Mineralogie*, von *Johann Friedrich Heinrich Schwabe*, der Weltweisheit Doctor und Religionslehrer zu Wormstedt u. s. f. 1803. 60 S. 8. (6 gr.) In diesen vier Bogen wollte der Vf. seine Ideen über Umfang, Zweck, Behandlungsart und Plan einer Geschichte der Mineralogie, als Prolegomenen zu jeder künftigen Geschichte dieser Wissenschaft, aus einander setzen. Hiezu holt er etwas weit aus, und stellt im *ersten* Abschnitte, nach allgemein bekannten Bestimmungen, eine encyklopädische Uebersicht der sämtlichen Naturwissenschaften zur richtigen Beantwortung der Frage auf, *was Mineralogie sey?* Im weitern Sinne ist sie ihm „die Wissenschaft, die uns alle unorganisirte Naturproducte kennen lehrt." Wir können des Vfs. fernern Ideengang und Vortrag am besten durch seine eignen Worte charakterisiren: „Der Mineralog *sensu latiori* „betrachtet den ganzen Erdkörper selbst, als ein Aggregat „von anorgischen Naturproducten und zwar a) als schon „gegebenes Object. Hier verlangen wir Unterricht α) über „die einzelnen mineralischen Substanzen, sie isolirt und für „sich betrachtet. Sie — — seyen das Object der Wissenschaft, „die *Werner* Oryktognosie (!!) und die man sonst auch „Mineralogie im engern Sinne des Worts, Mineralogie „κατ' ἐξοχὴν nenne, die der Vf. am liebsten Lithologie (!!) „genannt wünsche; β) über ihre Verbindung zu ganzen „Gebirgen. — Geognosie, *sensu latiori;* dahin gehört nun „aa) die mineralogische Geographie und Oryktographie; bb) „die Geognosie *sensu strictiori*, (Kenntniss der innern mineralischen Beschaffenheit der Erdstriche (!!) b) „Mit Rück„sicht auf die Frage: wie ist er entstanden? (Geologie) die„se Wissenschaft sey also eigentlich der Sitz der berüchtig„ten Streitigkeit über Neptunismus und Vulkanismus." Im II Abschn. untersucht der Vf. *ob und in welchem Sinn die Mineralogie Wissenschaft sey?* und folgert daraus, dass Geschichte der Mineralogie als Wissenschaft, nichts weiter sey, als Geschichte des Mineralsystems (!) Nach diesem beschränkten Gesichtspunkte setzt er im III Abschn. *einige nothwendige Erfordernisse einer Geschichte dieser Wissenschaft* fest; und endlich kömmt er von S. 39 an im IV Abschn. zu der von ihm für eine künftige Geschichte der Mineralogie entworfenen *Skizze der abzusondernden Perioden* (den ersten Zeitraum, den der unwissenschaftlichen Mineralogie rechnet er bis *Agricola*, den zweyten bis auf *Cronstedt*, den dritten bis auf *Werner*, aber nur bis zum Jahre 1780, den vierten bis auf unsre Tage). Der Vf. scheint selbst schon Materialien zu einer solchen Geschichte gesammelt zu haben, von welcher eine sorgfältige, nicht übereilte Bearbeitung allerdings willkommen seyn würde.

— n.

Druckfehler. No. 33. Spalte 257. Zeile 8. v. u. st. *J. Perugino*, ist zu lesen *P. Perugino*. No. 34. Sp. 266. Z. 3. v. o. statt *des bekannten Cartons*, l. *der bekannten Cartons*. Z. 13. v. o. st. *des genannten Cartons*, l. *der genannten Cartons*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 FEBRUAR, 1804.

ALTERTHÜMER.

Paris, b. Treuttel u. Würz: *Monument de Yu, ou la plus ancienne Inscription de la Chine, suivie de trente deux formes d'anciens caracteres Chinois,* avec quelques remarques sur cette inscription et sur ces caracteres par *Joseph Hager.* 1802. 12 pag. 13 planches grav. et 22 pl. en bois. gr. Fol.

Im ein und sechzigsten Jahre des Kaisers *Yao* (2207 v. Chr. Geb.) verwüstete eine allgemeine Wasserfluth, durch das Anschwellen der grosen Flüsse, deren Betten an mehreren Orten verstopft waren, verursacht, die schönsten Provinzen von China. Die Wogen überstiegen Hügel und Berge, und schienen sich bis zum Himmel erheben zu wollen. Die Unordnungen, welche dadurch im ganzen Reiche entstanden, waren unbeschreiblich; die Nothwendigkeiten und Lebensmittel mangelten, und der fromme Kaiser war durch den elenden Zustand seiner Unterthanen tief bekümmert. Er versammelte die *Se-yo*, oder Grosen des Reichs, um sich mit ihnen, über die Mittel, der Ueberschwemmung abzuhelfen, zu berathen, und man beschloss dem *Pe-kuen*, einem geschickten, aber stolzen und von sich eingenommenen Manne, den Auftrag zu geben, die Fluthen abzuleiten und den Flüssen einen neuen Lauf anzuweisen. *Pe-kuen* machte sich aber bald durch sein beleidigendes Betragen alle seine Untergebenen zu Feinden, arbeitete neun Jahre vergeblich an dem wichtigen Werke, und wurde endlich wegen Verschwendung ungeheurer Summen abgesetzt und zur ewigen Gefängnissstrafe verurtheilt. *Yu*, sein Sohn der ihn an Talenten weit übertraf, und mit diesen einen vortrefflichen Charakter verband, wurde sein Nachfolger, und erhielt, wie jener, den Befehl, den Abfluss der Ueberschwemmung zu bewirken. *Yu*, der sich durch den Augenschein belehrt hatte, welche Mittel zu diesem Zwecke die besten wären, legte sogleich Hand an's Werk und in kurzer Zeit gelang es ihm, den Strömen neue Betten anzuweisen, die er zum Theil mit der grösten Mühe durch Gebirgsrücken und Felsen hatte sprengen lassen, um dadurch seinem schweren Auftrag, die Ursache der Ueberschwemmung aufzuheben, ein Gnüge zu leisten. Aber er that noch mehr, er richtete alles, was durch die Fluthen vernichtet worden war, wieder ein, legte Dämme und Schleusen an, um in der Folge ähnlichen Unordnungen vorzubeugen, und theilte das Reich von neuem in neun Provinzen, die den Namen *Tscheu* führten. Nachdem er alles diess im Jahre 2278 v. Chr. Geb. vollendet hatte, liess er zum Andenken seiner grossen Thaten eine Inschrift auf einem Felsen des Gebirges *Heng-shan* in der Provinz *Schansi*, errichten, durch welchen er das Bett des *Hoang-ho* geleitet hatte. — Dieses wichtige Denkmahl existirt noch, und wurde im Jahre 1666 auf Befehl des Kaisers *Kang-hi*, nach *Si-ngan-fu*, der Hauptstadt von Schensi gebracht, und in der dort befindlichen grossen Sammlung alter Inschriften aufgestellt, damit die Gelehrten es genauer untersuchen und in der Nähe betrachten könnten, ohne die beschwerliche Reise nach dem *Heng-shan* zu machen.

Hr. D. *Hager* fand schon in London eine Copie dieser wichtigen alten Inschrift, in der chinesisch-japanischen *Encyclopaedie San-tsai-tu*, die Hr. *Titsing* mit mehreren anderen schätzbaren Werken aus Japan mitgebracht hatte. Obgleich die Authenticität derselben ihm nicht recht einleuchten wollte: so publicirte er sie dennoch in seiner *Pien-hoe-ye* oder Erklärung der chinesischen Elementarzeichen, weil sie bisher noch ganz unbekannt in Europa war, und die Missionaire in China selbst erklärten, (*Mémoirs concernant les Chinois* Vol. VIII. p. 192), dass ihnen keine Abschrift dieses berühmten Monuments zu Händen gekommen sey. — Noch angenehmer wurde der Herausgeber bey seiner Ankunft in Paris überrascht, auf der Nationalbibliothek ein Manuscript des *P. Amiot* vorzufinden, welches nicht allein dieselbe Inschrift, in grossen und schönen Charakteren, in China selbst copirt, enthielt, sondern auch eine, von chinesischen Alterthumsforschern herrührende, Uebertragung in neuen Charakteren, denen die französische Uebersetzung des *P. Amiot* beygefügt war. — Hr. *H.* konnte nicht umhin, diese schöne, von der ersten nur wenig abweichende Copie, dem Publicum zu übergeben, und fügte noch eine dritte Abbildung des Monuments hinzu, deren Original weiss auf schwarzem Grunde, von einem Chinesen auf einem Stücke Zeug gemahlt, sich ebenfalls auf der Nationalbibliothek befindet. In der That verdient Hr. *H.* unsern Dank für die Bekanntmachung dieses wichtigen Monuments, das vielleicht das älteste ist, welches wir kennen; dennoch würde er sich als Herausgeber ein noch grösseres Verdienst erworben haben, wenn er eine vollständige Geschichte desselben geliefert, es genau übersetzt und kritisch behandelt hätte. Die wenigen Blätter Einleitung, die grösstentheils aus der *Histoire générale de la Chine* des P. Mail-

Mailla abgeschrieben sind, die, beyläufig, keine Uebersetzung des *Tong-kien-kang-mu*, wie Hr. *H.* zu glauben scheint, sondern ein blosser Auszug dieses berühmten Werks ist, enthalten gar nichts Wichtiges, was uns über diese Punkte belehren könnte; sondern im Gegentheil noch Zweifel an der Authenticität der Uebertragung in neuere Charaktere. Hätte doch Hr. *H.* die alten Schriftzeichen des Monuments mit den noch auf unsere Zeiten gekommenen alten Charakteren, die den Namen *Ta-tshuen* und *Siao-tshuen* führen, und etwa ums Jahr 220 vor Christi Geburt ausser Gebrauch gesetzt wurden, genau verglichen, und diese wieder gegen die neuest deren man sich noch jetzt bedient, gehalten: so w de ihm gewiss die Kette der Aehnlichkeiten, sich darin findet, nicht entgangen seyn; wenn n gleich, auf den ersten Anblick, das letzte Glied d selben, gegen das erste und älteste gehalten, ni als unmittelbaren Abkömmling dieses erkennen wi Folgende Probe mag den unbefangenen Beurthei gänzlich überzeugen und Hn. *H's.* Zweifel heben. R entlehnt sie aus einem noch ungedrucktem Wer über diese Inschrift, dessen schon im *Asiatischen M gazin* II. 476 erwähnt worden ist.

	Alte Charaktere des Monuments von 2278 v. Christi Geb.	*Charaktere Ta-tshuen und Siao-tshuen, die von 800 bis 200 vor Christi Geburt im Gebrauch waren.*	*Jetzige Charaktere der Chinesen.*		
13			鳥	*Niäo.*	Vogel.
16			門	*Mên.*	Thor, Thür Haus, Wohnung.
22			明	*Ming.*	Strahlen des Licht, verherrlichen.

Auf diese Art kann man die Verwandtschaft aller der 77 Charaktere, aus denen die Inschrift besteht, mit den späteren auf's deutlichste darstellen. Wenn diese Verwandtschaft gleichwohl hin und wieder nicht ganz deutlich seyn sollte, so darf man sich nur erinnern, dass die *Ta-tshuen* beynahe 1500 Jahre jünger sind, als das Monument, und dass in einem solchen Zeitraum manche Aehnlichkeit verwischt werden konnte, deren Spuren dennoch nicht dem Kenner der chinesischen Graphik entgehen werden. Da nun aber Hr. *H.* ein solcher nicht ist, so steht es ihm nicht an, die Authenticität der Uebertragung in neuere Charaktere zu bezweifeln, die selbst von chinesischen Gelehrten herrührt.

Rec. geht nun auf die französische Uebersetzung des *P. Amiot* über, und muss gestehen, dass es ihm unbegreiflich ist, wie Hr. H., der doch Chinesisch zu verstehen vorgiebt, eine so schlechte und sinnverfehlende Paraphrase mochte abdrucken lassen: wodurch er den Verdacht erweckt, als habe er selbst nichts Besseres liefern können. Folgende ihr zu Seite stehende, sehr genaue lateinische Uebersetzung wird ihre gänzliche Unbrauchbarkeit beweisen.

L'Empereur m'intima ses ordres; la joie me prêta des ailes pour voler à leur exécution.

De tous ceux, qui, sans cesse à ses côtés, l'aidoient à soutenir le poids des affaires, je fus le seul sur lequel il se reposa entièrement du soin de rendre les grandes et les petites isles aussi propres à servir de demeure aux oiseaux et aux quadrupedes que pouvoient l'etre les lieux les plus elevés; je n'ai pas frustré son attente.

J'ai travaillé en personne à faire écouler les eaux; moi-même j'en ai imaginé les moyens, moi-même je les ai mis en oeuvre.

Pendant long-tems j'ai oublié, que j'avois une maison, ne prenant repos que sur les montagnes, au milieu des rochers escarpés, ou dans les lieux exposés aux injures de l'air.

Les soucis continuels dont j'ai été agité m'ont rendu meconnoissable. Uniquement occupé de mon travail, je ne comptois ni les heures ni même les jours; mais avançant toujours mon ouvrage, je l'ai enfin heureusement terminé.

Les montagnes Hoa, Yo, Tay, Heng, ont été les differents termes de mes travaux vers les quatre parties du monde. La gloire d'avoir pu pénétrer par-tout est la recompense de

Imperator venerandus dicebat mandata, volari ad executionem. Adjutor et consiliarius fui, magnas et parvas insulas dedi ad requiescendum avibus et feris, uti domicilium. — Obediens fui.

Ipse diluvium diffluere feci et illustravi proceduram, quam ipse exegi.

Diu totaliter oblitus fui domui. Quievi in montibus altis; inque montium pedibus et locis frigidis.

Curae faciebant figuram meam exteriorem destructam. Cordi minime horae praeterivere. Quaesitam pacificationem tandem ad finem perduxi.

Montes Hoâ, Yô, Täi et Hêng terminarunt et diviserunt operationes meas. Multis la-
mes

mes peines, et les sacrifices que j'ai offerts en actions de grace avec un coeur sincere et droit sont des témoignages de ma reconnoissance.

boribus prae aliis praeclarus sum. Cum recta intentione obtuli sacrificia.

S'il me reste quelque sujet de tristesse, je le renferme au-dedans de moi-même: pour quoi le produirois-je au-dehors? Ces conduits, qui, dirigés inconsidérément vers le sud, n'avoient servi qu'à étendre l'inondation et rendre les eaux croupissantes, ont été remplacés par d'autres qui ont facilité l'écoulement.

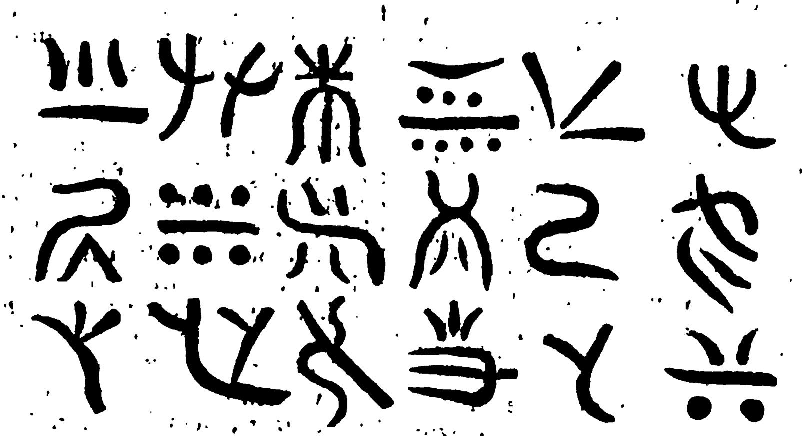
Tristitiam *in pectore* occludo: Direxi ad meridiem magna flumina et aquam exundantem.

La vertu toujours agissante du ciel va désormais répandre son efficacité sur-tout; on aura de quoi se vêtir; rien ne manquera pour la subsistance; la douce tranquillité régnera dans l'univers; les danses et les illuminations vont avoir lieu pour toujours.

Coeli virtus addit rebus omnibus incrementum. Vestitus aderit et victus parabitur. Totus orbis ipse pacificatus et quietus est. Saltationes et illuminationes ubique occurrunt.

Ehe Rec. zu den *Trente deux formes des Caracteres anciens* übergeht, sey es ihm noch erlaubt, einige Bemerkungen über seine Uebersetzung der Inschrift zu machen. — *Chîng-tì-yue-çu. Imperator venerandus dicebat mandata* ist ein, in den King oder alten Büchern der Chinesen, sehr häufig vorkommender Ausdruck; so *Shu-king* Lib. I. C. 1. §. 8. 11. 12. — C. 2. §. 17 etc. — *Cheu shu. magnas et parvas insulas.* Cheu wird erklärt: *terra habitabilis mediis in undis.* Chu ist: *parva cheu.* — *Chy-mên uti domicilium.* *Mên* oder *muên* bedeutet eigentlich *porta*, kann hier aber nicht anders als durch *domicilium, habitatio*, übersetzt werden. — *Tîng, et locis frigidis.* *Ting* bedeutet eigentlich *aula primaria domus, prima scala in aula.* Amiot's Umschreibung durch *lieux exposés aux injures de l'air* ist hier sehr wohl passend. — *Hôa-yŏ-tăy* und *hêng* sind die vier *Yo* oder Hauptgebirge der vier Himmelsgegenden. Vgl. *Mémoirs concernant les Chinois* II. pag. 182. — *Tristitiam in pectore occludo* scheint auf die Bestrafung des *Kuen*, dem Vater des *Yü*, zu gehen, welcher die Ueberschwemmung nicht ableiten konnte (siehe oben). *Magna flumina.* Im Chinesischen *Tŏ*; die alten Chinesen nahmen vier *Tŏ* oder Hauptströme an, diese waren der *Kiang*, *Ho* (*Hoang-ho*), *Hoay* und *Tsi*. — Conf. *Chou-king* publ. *par de Guignes* und *Çii-goéy*.

Nach dem Monument des *Yü* folgt in Hn. *Hager's* Werke eine Kupferplatte, welche die ältesten Schriftzeichen der Chinesen darstellt, nämlich die von *Tsang-kie*, nach den Fusstapfen der Vögel, gebildeten Charaktere, und eine jüngere dem *Yü* beygelegte Schriftart. Da jene, ihres Alters wegen, sehr wichtig ist; so mögen einige Charaktere daraus zur Probe dienen.



Diese Charaktere sind von alten Inschriften auf Stein entlehnt, die im *Kue-tse-kien*, oder im Palast der kaiserlichen gelehrten Gesellschaft in Pe-king, aufbewahrt werden.

Die acht letzten Kupferplatten enthalten unter dem Titel *Tshuen-shu* (*Caracteres anciens*) die zwey und dreyssig verschiedenen alten Charaktere, in denen das Lobgedicht des Kaisers *Kien-long* auf die Stadt Mukden der Shin-yang, in Leao-tong, gedruckt ist, und von dem *de Guignes* die französische Uebersetzung des *P. Amiot* herausgegeben hat. Diese Schriftarten sind folgende: 1) Yu-tshu-tshuen. 2) Tsi-tsee-tshuen. 3) Ta-tshuen. 4) Siao-tshuen. 5) Shang-fang-tshuen. 6) Fen-shu-tshuen. 7) Sui-shu-tshuen. 8) Lieu-ye-tshuen. 9) Tao-hiai-tshuen. 10) Tshoan-su-tshuen. 11) Tshé-yng-tshuen. 12) Pi-lo-tshuen. 13) Tshui-lu-tshuen. 14) Lung-tshao-tshuen. 15) Tshui-yün-tshuen. 16) Ko-teu-shu. 17) Niao-ki-tshuen. 18) Tiao-tshung-tshuen. 19) Lin-shu. 20) Ku-teu-tshuen. 21) Niao-shu. 22) Luon-fung-tshuen. 23) Kuei-shu. 24) Lung-tshuen. 25) Tsien-tao-tshuen. 26) Yng-lo-tshuen. 27) Sien-tshin-tshuen. 28) Tshu-tshuen. 29) Kin-tsao-tshuen. 30) Ko-fu-tshuen. 31) Fei-pe-shu. 32) Tshung-ting-tshuen.

C. J. P.

ERD-

ERDBESCHREIBUNG.

Cöln, b. Rommerskirchen: *A. G. Camus*, Mitglieds des National-Instituts und Staats-Archivars, *Reise in die Departemente des ehemaligen Belgiens und des linken Rheinufers, und in die vom Niederrhein, Norden, Pas du Calais und der Somme, am Ende des Jahrs 10 der Republik.* Uebersetzt von Dr. *August Christ. Borheck.* 1803. *Erstes Bändchen.* 178 S. *Zweytes Bändchen.* 201 S. ohne das Register. 8.

Der wohlbekannte Vf. erhielt im J. 10 von der französischen Regierung den Auftrag, eine Reise in die Departemente am linken Rheinufer des ehemaligen Belgiens und in das Norddepartement zu machen, um die Archive und die zur Aufbewahrung in denselben niedergelegten schriftlichen Documente zu untersuchen. Den Erfolg dieses Geschäftes konnte er natürlich nur der Regierung vorlegen. Aber auch das National-Institut gab ihm den Auftrag, in seinem Namen zu reisen, und Nachforschungen über die verschiedenen Zweige der menschlichen Kenntnisse anzustellen. Von dieser zweyten Arbeit ist denn die vor uns liegende Reise der Erfolg. Wirklich war *Camus* zu diesem Geschäfte vorzüglich geeignet, da er einen grossen Theil der auf dem Titel angegebenen Provinzen schon zweymal früher besucht hatte. Gleichwohl gehört diese Reisebeschreibung weder unter die interessanten, noch unter die vorzüglich belehrenden. Ueber Menschen und Sitten findet man hier äusserst wenig, und das Wenige ist theils schief und einseitig, theils durch die Brille französischer Vorurtheile gesehen. Was er über die Einwohner am Rheinufer sagt, würde hier besondere Rügen verdienen, wenn nicht schon der Ueberfetzer dieses Geschäft zum Theil übernommen hätte. Eben so wenig liest man über die allgemeine Ansicht des Landes. Statistische Angaben scheint der Vf. nicht liefern zu wollen, und über den Zustand des Handels schweigt er beynahe ganz. Von Fabriken und Manufacturen ist zwar öfters die Rede, aber der Vf. nennt sie entweder bloss im Allgemeinen, oder er beschreibt zum Theil die Art ihrer Arbeiten und ihr Verfahren; besondere Angaben aber liefert er nicht, so dass man aus seinem Werke nicht sehen kann, wie weit dieser oder jener Ort dadurch blühend ist, und durch welche Art von Fabriken er es vorzüglich ist. Läst er sich ja einmal in das Besondere ein, so ist er mit seinen Nachrichten nicht glücklich. Von den Achner Tüchern, sagt er z. B. ⅖ gingen nach Russland, ⅕ Fünftel in das alte französische Gebiet und drittehalb Fünftheile in die Levante. — Und im Lande selbst, in Teutschland und im übrigen Europa werden keine verbraucht?!! Vorzüglich aber richtet der Vf. seine Aufmerksamkeit auf die Hospitäler, die Arbeitshäuser und alle Arten von Versorgungsanstalten für die Armen, und dann auf die Büchersammlungen. Ueber jene findet der Leser hier sehr umständliche Nachrichten, und alle diejenigen, welche sich mit der Verpflegung der Armen beschäftigen, werden über diesen Artikel viel Nützliches und Brauchbares antreffen. Besonders verdient alles beherzigt zu werden, was er über die Arbeitshäuser sagt, welche die zweckmässigsten Versorgungsanstalten der Armen und das einzige sichere Mittel sind, der Betteley zu steuern. Ueber die Bibliotheken liefert er manches Detail. — Der Zustand der Kunst war auch einer seiner Augenmerke; aber man findet eben nicht viel darüber, vielleicht, weil in ihrem jetzigen Zustande nicht viel davon zu sagen war. — Der Gelehrten wird hin und wieder gedacht.

Die Reise geht von Paris nach Strasburg, Mainz, nebst einem Abstecher auf das rechte Rheinufer, Coblenz, Bonn, Cöln, Düsseldorf, Achen, Trier, Luxemburg, Namur, Spaa, Lüttich, Mastricht, Mons, Tournay, Brüssel, Vilvorde, Mecheln, Antwerpen, Gent, Brügge, Lille, Douay, Arras, Amiens. — I. S. 18 Die typographische Gesellschaft von Zweybrücken hat sich in Strasburg wieder eingerichtet, die Hn. *Exter* und *Embser* sind die Directoren, und setzen die Ausgaben der Classiker, die zu Zweybrücken sonst herauskamen, nach gleichem Plane, weiter fort. B. II. S. 38 findet sich eine Stelle, die dem Vf. so wenig Ehre macht, dass Rec. sich gedrungen fühlt, sie hier aufzustellen. „Brüssel, sagt er, hat von den übeln Gewohnheiten der Städte, worin sich „Fürstenhöfe mit ihrem schändlichen Anhang befanden, nichts verloren." — S. 47—56 stehen einige interessante Nachrichten über die Geschichte der *Acta Sanctorum*, 1786 erschien davon der 51ste Band, der aber wenig in Umlauf gekommen ist. Der letzte oder 52ste, welcher äusserst selten ist; viele wissen gar nicht, dass er existirt. Im J. 9 machte *Dherbowille* Versuche bey den alten Bollandisten, dass sie ihre Arbeiten wieder anfangen möchten; aber vergebens. Im J. 11 wurden neue Versuche zu dem nämlichen Zwecke gemacht; aber ihr Erfolg ist vermuthlich noch unbekannt, weil nichts darüber gesagt wird.

Am Ende des zweyten Bändchens erklärt der Ueberfetzer, man habe ihn so sehr übereilt, dass er die Handschrift oft nass in die Druckerey geben musste, und dass er ihr die Feile nicht geben konnte, die er ihr sonst gegeben haben würde. Diese Eile sieht man ihr nun leider durchgängig an; aber damit ist die Nachlässigkeit noch nicht entschuldigt, womit das ganze Werk gedruckt ist. Ausser den Druck- und Sprachfehlern sind auch öfters Wörter ausgelassen, die man sich hinzu denken muss, und von manchen Stellen läst sich der Sinn nur errathen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 23 FEBRUAR, 1804.

PÄDAGOGIK.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Immanuel Kant über die Pädagogik.* Herausgegeben von D. *Friedrich Theodor Rink.* 1803. 146 S. kl. 8. (14 gr.)

Eine Pädagogik von Kant! So dürften vielleicht, in einem ganz anderen Sinn, als die Freunde der Philosophie, diejenigen gedacht haben, welche, zufälliger Weise mit Gegenständen der Erziehung umgeben, auf die sie nur überhaupt Effecte hervorbringen können, wegen ihrer blinden Griffe auf gut Glück, sich für praktische Erzieher ansehen. Aber sie würden sich auch von dem *praktischen Geiste*, womit speculative, mit Erziehung nicht beschäftigte Denker sehr wohl begabt seyn können, und welcher, in Verbindung mit theoretischer Einsicht, den praktischen Erzieher macht, gänzlich verlassen zeigen, wenn sie nach der Lectüre der Kantischen Pädagogik noch eben so dächten. Zwar herrscht bey dieser Classe noch immer das gemeine Vorurtheil, als lasse sich ohne Einsicht in das Ganze der Menschennatur mit Glück erziehen, und als bedürfe es dazu weiter nichts, als, ohne alle Kenntniss des menschlichen Geistes und aller seiner Energieen, in der Erziehung längere oder kürzere Zeit gehandwerkt zu haben: nur kann sich diess grundlose Vorurtheil gegen den reinern Zeitgeist in Absicht besserer Begriffe über Wissenschaft und Kunst nicht mehr behaupten. Sogar sein lebendiges Instrument muss sich der praktische Erzieher erst zu stimmen wissen. Verstehet er diess, dann wird er Menschenleben gestalten; dann entsteht eine Erziehung zur Selbstthätigkeit und Freyheit, wovon so viele lebende Automaten der Erziehung keine Idee haben. Sie allein macht den, nach Maassgabe aller seiner Energieen gleichmässig geweckten und in reger Selbstthätigkeit erhaltnen, Menschen nicht zum blosen Instrument. Wer im Grossen, wie im Kleinen, auf Menschen, im Geiste der Menschheit, mit Erfolg wirken will, muss Philosoph seyn, von Natur und durch Kunst, wie Plato sehr richtig bemerkt. Der Geist regieret die Welt.

Jedoch, was auch leere psychologische Registerführer, was Pädagogen der gemeinen Zunft, die den edeln Namen herabwürdigen, dagegen einwenden mögen; wir haben das Zutrauen zu den verständigeren Zeitgenossen, dass es in unseren Tagen nicht nöthig sey, den Beruf der Philosophie, in Sachen der Pädagogik zu sprechen, bey Gelegenheit der Pädagogik eines Philosophen weitläuftig zu rechtfertigen. Wir führen sie lieber zu dem Werke selbst hin, dessen Beurtheilung kurz seyn kann. Denn gerade in der unmittelbaren Auffassung (ohne weitläuftige Zurüstungen und Vorbereitungen) aller Zweige der Pädagogik und deren Ausführung in einem freyen, leichten und anspruchlosen Vortrag nach einer durchaus philosophischen und zugleich praktischen Ansicht der Erziehung liegt sein unterscheidender Werth. Bey seiner, von aller Peinlichkeit entfernten Gründlichkeit ist es über Erziehung zugleich das allgemein fasslichste und lesbarste Werk. Durch diese, in keiner Erziehungsschrift sich so innig vereinigenden Eigenschaften ist es zum Lehrbuch für Vorlesungen und zum Handbuch für Erzieher und Aeltern, die selbst erziehen, gleich geschickt. In der Ausführung begeht es nicht den Fehler, eine blosse Philosophie oder Aufstellung der Menschennatur an sich, aber keine Pädagogik zu liefern, welche zugleich die Mittel der Erziehung anzugeben hat. Auch ist darin, ungeachtet des aus der Natürlichkeit und Leichtigkeit seiner Bemerkungen entspringenden Anscheins vom Gegentheil, wirklich vieles neu.

Sowohl ganze Zweige der Erziehung, als einzelne Gegenstände erscheinen durch Kants Pädagogik in einem neuen Licht. Von der erstern Art ist die Darstellung der *Disciplin* als eines eigenen Erziehungszweigs. Sie fusst — was bisher nicht der Fall war, da man sie nur als zufällig, nicht als integranten Theil der Erziehung annahm — auf einen nothwendigen Grund in der menschlichen Natur. Mit Kants Ideen über Disciplin hängt auch dessen neue Eintheilung der Verstandescultur in eine scholastische (methodische) Bildung der Geisteskräfte, und in eine freye Cultur derselben, zusammen, welche sich beide vereinigen müssen, um eine vollendete Ausbildung hervorzubringen. (Ohne scholastische Cultur bildet man arbeitscheue und seichte Menschen, wie sie die spielende pädagogische Erziehung gab und noch giebt, durch blos scholastische Cultur einen blos maschinenmässigen Geist.) Für neu müssen in der Erziehung Kants Grundsätze der moralischen Cultur gelten, deren richtige Ansicht man in den beliebtesten Werken der Erziehung noch vermisst, ungeachtet sie seit der Erscheinung von Kants Kritik der praktischen Vernunft sich in die Erziehung durch eine richtige Anwendung verpflanzen liessen. Auf Freyheit gegründet, lehren sie nach moralischen Maximen erziehen, um die Gesinnung zu gründen. So lehrt Kant, diesen Grundsätzen gemäss, ein Kind, das lügt, nicht physisch zu strafen, oder ihm mit Ent-

Entziehung von Vortheilen zu drohen, weil diess nur Heuchler macht, und die Gesinnung in ihrer Quelle verunreinigt: sondern, es mit Verachtung zu strafen, und es zu bedeuten, dass man einem Lügner nicht mehr glauben werde. Gewöhnlich begnügen sich hier die pädagogischen Schriftsteller nur mit der Gesetzmässigkeit der Handlung (dass ein Kind nur nicht lüge, gleichviel aus welchem Grunde es lügt); aber man ist derselben, bey nicht cultivirter Gesinnung, nicht einmal gewiss. Gleich sehr wird gewöhnlich durch empfohlne, oft recht kindische, Belohnungen guter Handlungen von pädagogischen Schriftstellern gefehlt, wo ein Kind nur seine Pflicht thut und wo Bezeugung der Zufriedenheit und Achtung von Seiten des Erziehers die einzige Belohnung des Zöglings seyn kann. Doch verscheuchte hier das Licht der kritischen Philosophie solche lächerliche Tugendbelohnungen aus pädagogischen Schriften schon vor Erscheinung der Kantischen Pädagogik. Nicht minder betritt Kant in Betreff der Gestattung oder Beschränkung der jugendlichen Freyheit, mit Rousseau, nur zugleich geleitet von dem philosophischen Princip der ganzen Beurtheilung des Gegenstandes, den einzig richtigen Weg, dem Kinde in allem seine Freyheit zu lassen, worin es nicht die Freyheit Anderer stört (z. B. durch Schreyen, lermende Spiele); eine Regel, die auch noch das Princip der Beschränkung ihrer Freyheit bey Erwachsenen enthält. Ueber einen verwandten Gegenstand, wo die menschliche Freyheit ins Spiel kommt, giebt Kant, gleichfalls nach Rousseaus Vorgang, dessen meiste Erziehungsregeln überhaupt durch die kritische Philosophie bestätigt werden, treffende Regeln, namentlich zur Verhütung des Eigensinns und Starrsinns; nämlich die Kinder nicht launisch und nach Capricen zu behandeln, nicht jedes Schreyen für Eigensinn zu nehmen, weil es oft nur aus Mangel eines Bedürfnisses und aus Schmerzgefühl entspringen kann; nicht auf ihr Schreyen zu achten, es mag nun aus Eigensinn entspringen oder nicht; sie bey wirklichem Eigensinn aus der Gesellschaft zu entfernen, und sie sich einsam selbst zu überlassen u. s. f. Einzelne Bemerkungen sind nicht minder neu. Dahin gehört unter andern die Bemerkung: „Das Gedächtniss beruht auf der Aufmerksamkeit", so wie die beygefügte, dass die Aufmerksamkeit allgemein, nicht durch starre Anheftung an ein Object, welche eher zu einer Geistesleerheit und Geistesstörung führen kann als zur Stärkung der Aufmerksamkeit, gestärkt werden müsse. Zum Beleg des praktischen Charakters der Kantischen Pädagogik, von welchem das ganze Werkchen zeugt, mag die Vorschrift dienen, Kinder Alles selbst machen zu lassen, was man sie lehrt, z. B. sie grammatische Regeln gleich in Ausübung bringen zu lassen. „Man versteht eine Landkarte am besten, wenn man sie selbst verfertigen kann. Das Verstehen hat zum grössten Hülfsmittel das Hervorbringen." Von gleicher Art ist die Bemerkung in der Einleitung bey Gelegenheit der Erwähnung des Dessauschen Philantropins, dass es auch in der Erziehung wie in der Naturlehre Experimente bedürfe. Nicht neu, aber eben so p[…] tisch ist die Regel: Kindern in Sachen, wo sie eigne Vernunft nicht brauchen können und nur dem Zutrauen zu ihren Aeltern und Erziehern hängen, nicht an müssiges Raisonniren zu gewöhn[…] um sie nicht zu altklugen Geschöpfen zu mac[…] zugleich aber ihre Vernunft in Allem aufzukla[…] was ihrem Gesichtskreise nahe liegt und keine b[…] müssige Eitelkeit nährt.

Kants grosse Ansichten der Erziehung beurk[…] det vorzüglich der an umfassenden und treffen[…] Bemerkungen reiche Abschnitt über Erziehung [… im] Allgemeinen zu Anfang des Werks. Rec. kann s[ich] nicht enthalten, die Leser ihr eignes Urtheil darü[ber] entscheiden zu lassen. „Eltern" (heisst es S. 17) „[er]ziehen gemeiniglich ihre Kinder nur so, dass sie [in die] gegenwärtige Welt, sey sie auch verderbt, passe[n]; aber das Princip der Erziehungskunst, das besonde[rs] solche Männer, die Plane zur Erziehung mache[n], haben sollten, ist: Kinder sollen nicht dem gege[n]wärtigen, sondern dem zukünftig bessern Zustan[de] des menschlichen Geschlechts, das ist, der Idee d[er] Menschheit und deren ganzer Bestimmung angeme[s]sen erzogen werden." S. 21: Alle Cultur fängt vo[n] dem Privatmanne an und breitet von daher sich au[s]. Bloss durch die Bemühung der Personen von exten[…]dirten Neigungen, die Antheil an dem Weltbeste[n] nehmen und der Idee eines künftig bessern Zustan[…]des fähig sind, ist die allmähliche Annäherung de[r] menschlichen Natur zu ihrem Zwecke möglich." Rec. kann hier eine sich ihm aufdringende Bemerkung nicht übergehn. Nach *Schellings* Idee, die alte Literatur als Vermächtniss eines bessern Menschengeschlechts anzusehn, begreift man auch, wie die alte Literatur in diesen Plan der Erziehung zu einem künftig bessern Zustande der Menschheit gehört.

Gleich unbefangen, wie das Gute, will Rec. auch die Mängel der Kantischen Pädagogik angeben. Wie noch in allen Erziehungsschriften, ausser *Heydenreichs Privaterzieher*, wo der erste Versuch aufgestellt ist, fehlt darin ganz der Abschnitt über *ästhetische Erziehung*, die einen gleich integranten Theil der Erziehung mit der intellectuellen und moralischen Erziehung ausmacht. So reich an guten Bemerkungen der Abschnitt über physische Erziehung ist, in welchem Kant, auf seine eigene Weise, vorzüglich Rousseau's Ideen benutzt, und aus dem vorzüglich Mütter und die frühesten Erzieher eines Kindes vieles lernen können, so fallen die übrigen Abschnitte doch dagegen zu kurz aus. Bey der freyen Cultur der Geisteskräfte hätte der Selbstcultur oder der Erziehung mit gedacht werden sollen, welche sich Geister von einem eigenen Gepräg so gern selbst geben, und auf die, fast allgemein, bey dem zweyten Geschlecht gerechnet werden muss, welches sich, in seinen der Bildung überhaupt fähigen, Individuen meist selbst bildet. Ein grosser, nicht genug erkannter Fehler der Erziehung, zumal seit sie in die Hände der pädagogischen Schriftsteller gefallen ist, besteht über-

überhaupt darin, zu viel zu erziehn. Eine Warnung davor dürfte nicht überflüssig gewesen seyn. Auch scheint Kant seine Begriffe über Disciplin etwas zu weit auszudehnen. Ferner könnte die Religion, im Abschnitt über religiöse Erziehung, nicht ohne Grund zu sehr als Sache des blossen Verstandes behandelt scheinen, obgleich auch der religiösen Erziehung, soll sie nicht in Schwärmerey ausarten, objective Begriffe allerdings zum Grunde liegen müssen. Die Spuren der Wiederholung an einigen Stellen fallen nicht Kant, sondern dem Herausgeber zur Last.

Nach dieser unpartheyischen Würdigung hat Rec. zur Empfehlung vorliegenden Werks des verdienten Greises nichts weiter hinzuzufügen.

E. B. L.

Leipzig, in d. Juniusfischen Buchh.: *Der neue Schullehrer*, oder *praktische Anleitung zu einer vernünftigen Erziehungsmethode in Volksschulen.* Eine Quartalschrift für Lehrer und Freunde der Jugend. Herausgegeben von *F. C. H. Küchelbecker.* 1803. Erstes Quartal, 118 S. Zweytes Quartal, 126 S. Drittes Quartal, 118 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese, dem Volksschulwesen gewidmete und in einer anständigen populären Sprache geschriebene Zeitschrift, die mehrere wackere Männer zu Mitarbeitern hat, verspricht viel Gutes, und ist im Stande, manchen frommen Wunsch zu realisiren, wenn sie, wie wir wünschen, von Volksschullehrern fleissig gelesen wird. Sämmtliche Mitarbeiter zeichnen sich durch ein lebhaftes Interesse für Schulenvervollkommnung ohne schwärmerischen, die bestehenden Verhältnisse verachtenden, Enthusiasmus aus. Der Herausgeber hat sich bey der Anlegung dieser Zeitschrift das *Journal für Prediger* zum Muster genommen. Sie wird daher enthalten: I. Abhandlungen *über* Schullehrer; II. Abhandlungen *für* Schullehrer; III. Auszüge aus Schriften, die nicht leicht in die Hände der Schullehrer kommen, und doch beherzigungswerthe Vorschläge und Winke für Schullehrer enthalten; IV. Historische Nachrichten zur neuesten Schulgeschichte; V. Anzeige der vorzüglicheren Schulschriften.

Die meisten in den drey vor uns liegenden Quartalen befindlichen Abhandlungen betreffen das Schulwesen überhaupt, und sind mehr Abhandlungen *über*, als *für* die Schullehrer. So findet man hier drey Abhandlungen über die Gehaltserhöhung der Schullehrer, mit Anzeige der Quellen, woraus dieselben erhoben werden können, worunter auch, wie es nicht fehlen kann, manches Sonderbare vorkommt, wozu das Gefühl der Verlegenheit verleiten mag, z. B. in der ersten Abhandlung des zweyten Quartals der Vorschlag, zum Besten der Schulen eine Steuer auf Hagestolze zu legen. Unter den Auszügen aus Schriften, die den Schullehrern nicht zu Gesichte kommen, ist hier der zweckmäsigste aus Hn. *Kindervaters* Schrift: *Ueber nützliche Verwaltung des Predigtamtes auf dem Lande.* Am meisten interessirte Rec., der in keinem der sächsischen Länder wohnt, die Geschichte und Urkunde der Verbesserung der Schule in Kirchbach bey Freyberg, von M. *Fritsch*, Mittagsprediger in Freyberg. Die Geschichte dieser Schulverbesserung ist ein Ehrendenkmal für den Domherrn und Amtshauptmann *von Carlowitz* auf Oberschöna, dessen von umschauender Klugheit unterstützten edlen Eifer hier auszuzeichnen wir, aus Achtung gegen den trefflichen, uns unbekannten Mann, uns gedrungen fühlen.

Zu mehrerer Aufnahme dieser Quartalschrift, und zu grösserem Nutzen für den ihr bestimmten Cirkel, möchten wir empfehlen, künftig mehr Abhandlungen *für* als *über* Schullehrer zu liefern. Denn, was können z. B. Vorschläge über Gehaltserhöhungen, und die traurigen Belege der dringenden Nothwendigkeit derselben den armen Schullehrern helfen, als dass sie *ex miseria aliorum, non ignari mali,* einen leidigen Trost schöpfen? Zweckmäsiger für diese würden Abhandlungen seyn über gute Methoden in bestimmten Unterrichtsarten, über zweckmäsige Disciplin in den Schulen, über Gegenstände, die zur Schulweisheit und Schulklugkeit gehören, sowie historische Darstellungen musterhafter Schulen und Schullehrer.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Maurer: *Die Familie Bendheim.* Lehrreiche Unterhaltungen für die Jugend, von *K. Hahn*, Rector der königl. Garnisonschule in Berlin. 1804. 396 S. Taschenformat mit 17 illum. Kupfern. (3 Rthlr. 12 gr.)

2) Weissenfels u. Leipzig, in d. Böseschen Buchh.: *Scenen aus der Kinderwelt.* Ein neues Lesebuch für Kinder, welche eben angefangen haben, lesen zu lernen. Ein Geburtstagsgeschenk für gute Kinder, von *F. W. v. B.* 1804. 132 S. 8. (9 gr.)

3) Gotha, b. Ettinger: *Sittengemählde aus der Kinderwelt* für Kinder beiderley Geschlechts, von *F. C. Zange.* 1803. 224 S. 8. (12 gr.)

Obgleich jede dieser drey Schriften auf den Beyfall des Publicums Anspruch machen kann, so zeichnet sich doch No. 1 vor den übrigen rühmlich aus. Der Vf. versteht nicht nur die Kunst, seine jungen Leser auf eine mannichfaltige und angenehme Weise zu unterhalten, sondern er weiss auch das Angenehme mit dem Nützlichen zweckmäsig zu verbinden. Die Gegenstände aus der Naturgeschichte sowohl, als aus der Historie, sind zweckmäsig ausgewählt, und grösstentheils gut vorgetragen. Die hin und wieder eingestreuten *Wort-* und *Buchstaben-Räthsel* sind grösstentheils geschickt, das Nachdenken der Kinder zu wecken. Auch billigen wir es, dass der Vf. die hier redend und handelnd eingeführten Kinder des Predigers Bendheim zu Ruhweiler nicht idealisch vollkom-

kommen, sondern ganz so, wie Kinder gewöhnlich sind, mit allen ihren Tugenden und Fehlern geschildert hat. Doch sind die hier vorkommenden Kinder im Ganzen gut geartet und also nicht eben als Beyspiel, wie Kinder *nicht* seyn sollen, zu betrachten. Was Hr. H. in der Vorrede über das gewöhnliche Idealisiren sagt, verdient Beherzigung. In Ansehung der Orthographie und Interpunction sind nicht einerley Grundsätze befolgt worden: was in einer Kinderschrift nicht gleichgültig seyn kann. Wir bitten daher den Vf., bey der Fortsetzung, welche wir wünschen, für grössere Gleichförmigkeit in diesem Puncte zu sorgen. Die Kupfer, so wie Druck und Papier, sind nicht schlecht; allein der Preis ist gleichwohl zu hoch.

Nr. 2, dessen Vf. sich unter der Vorrede v. B****tz* unterzeichnet, ist für ganz kleine Kinder bestimmt, die noch der Uebung im Lesen bedürfen. Deshalb sind manche Erzählungen mit *lateinischen* Lettern gedruckt, damit sich die Kleinen frühzeitig auch an diese Schrift gewöhnen lernen. Die Erzählungen, welche der Vf. alle selbst verfasst, nicht, wie jetzt so häufig geschieht, ausgeschrieben hat, sind der Fassungskraft der Kleinen angemessen und enthalten richtige Maximen eines sittlichguten Betragens. Die hin und wieder eingestreuten Verschen könnten zum Theil vorzüglicher seyn, und es wäre besser gewesen, wenn Hr. v. B. bekannte Denkverse, kleine Lieder u. s. w. in seine Erzählungen aufgenommen hätte, als dass er sie auf eine nicht eben glückliche Weise parodirt oder paraphrasirt.

No. 3 ermangelt einer Vorrede oder sonstigen Erklärung des Vfs. über den Zweck dieser Sittengemählde. Er ist aber unstreitig Belebung des sittlich religiösen Gefühls, Ermunterung zu häuslichen und geselligen Tugenden durch Lehre und Beyspiel, insbesondere auch zur Reinlichkeit, Sparsamkeit, Verträglichkeit, Fleiss u. s. w. Die Manier der Erzählungen ist nicht ohne Leichtigkeit und Gefälligkeit. Nicht immer, aber doch grösstentheils, hat der Vf. die Monotonie, welche so leicht Fehler der pädagogischen Schriftsteller wird, vermieden. Manche Erzählungen, jedoch, wie z. B. die von der Grasmücke S. 95. ff. könnten weniger empfindsam seyn. Der Styl ist, im Ganzen genommen, ziemlich correct; aber der Druck nimmt sich nicht gut aus.

— — ft —

1) Brandenburg, b. Leich: *Die christliche Lehre für Kinder.* 1803. 36 S. 8. (1 gr.)

2) Ebendas.: *Die christliche Lehre für Kinder;* mit untergelegten Fragen für Kinderlehrer. 1804. 114 S. 8.

Unter der Vorrede dieser beiden zusammen gehörenden Schriften hat sich Hr. Inspector *Hanstein* zu Brandenburg als Vf. genannt. Nr. 1. enthält in 145 kurzen Sätzen das Nöthigste und Wichtigste aus der christl. Religions- und Tugendlehre, und kann als zweckmässiger Leitfaden beym ersten Unterricht gebraucht werden. Unzweckmässig scheint uns S. 29 ff. der *Auszug aus Luthers Katechismus.* Entweder musste Hr. H. diesen ohnedies nur einige Seiten füllenden Katechismus vollständig hinzufügen, wie der sel. *Herder*, oder, was das rathsamste schien, ihn ganz weglassen.

Nr. 2 ist für die *Lehrer* bestimmt und hat die Absicht, ihnen eine Anleitung zum zweckmässigen Gebrauch von Nr. 1. zu geben. Die grosse Unwissenheit der Jugendlehrer vom gewöhnlichen Schlage muss die Form dieses Noth- und Hülfsbüchleins rechtfertigen. Gegen die Zweckmässigkeit mancher Fragen und Sätze liesse sich viel erinnern. S. 8. Nr. 11: „Was heisst Religion? Etwas das uns bindet — leitet — erziehet, daher *Erziehungsmittel.*" Wie eingeschränkt! S. 9: „Die heilige Schrift enthält die Bücher der *alten* Religion und die Bücher der *neuen* Religion." S. 16: „Wie vielerley Wege kann der Mensch gehen?" u. s. w. Uebrigens enthält das Werkchen manches Gutes.

— ft —

KLEINE SCHRIFTEN.

Paedagogik. *Lübben*, b. Drümmel: *Wie müssen Aeltern ihre Kinder erziehen, wenn die öffentlichen Lehranstalten ihre Wünsche befriedigen sollen?* Eine Einladungsschrift etc. von M. *Karl Benedict Suttinger*, der Schule Rector. 1804. 45 S. 8. Nachdem der Vf., ein bewährter Pädagog, richtig bemerkt hat, dass die Lehrer in öffentlichen Schulen, welche die Kinder nur gewisse Stunden des Tages unter Aufsicht haben, nicht ihre Erzieher, im vollen Sinne des Wortes seyn können, so fodert er die Aeltern zur thätigen Mitwirkung auf. Diese, meint er, werde dadurch geleistet, wenn die Aeltern ihre jungen Zöglinge, von früher Jugend, an pünktlichen Gehorsam, an Aufmerksamkeit und nützliche Thätigkeit gewöhnen, und vornehmlich, wenn sie dieselben vor bösen Beyspielen bewahren. Da die Mütter die von der Natur bestimmten Pflegerinnen der Kleinen sind, so nimmt er diese deshalb vorzüglich in Anspruch, und ertheilt bey dieser Veranlassung Pestalozzi's Mutterbuche, welches den Weg der Natur eingeschlagen, vollkommenen Beyfall.

Kg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 FEBRUAR, 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Didot d. ält.: *Voyage d'Egypte et de Nubie par Frederic-Louis Norden*, nouvelle Edition, soigneusement conferée sur l'originale, avec des notes et des additions tirées des auteurs anciens et modernes, et des géographes arabes, par *L. Langlès*, auteur de l'alphabet Tartare Mantchou etc. Tome I. 1795. 16 S. Vorbericht 55 S. Vorrede des Vfs. 176 S. Text und 59 Kupfertafeln. Tom. II. 1795. 256 S. und Kupfertafeln No. 60 bis 113. Tome III. 1798. 149 S. und Kupfer von 114 bis 159 und 9 Kupferblätter Zugabe. *Notices et éclaircissements sur le voyage de Norden, tirès principalement des écrivains arabes*, par *L. Langlès*, membre de l'institut national des sciences et des arts, conservateur des manuscrits orientaux de la bibliotheque nationale de France, Professeur de persan à l'Ecole speciale des langues orientales vivantes etc. An. X. (1802) in fortlaufender Seitenzahl von S. 153 bis 351. gr. 4.

Nordens Beschreibung seiner Reise nach Aegypten und Nubien verdiente eine neue Ausgabe, und diese konnte in keine bessern als in Hn. *Langlès* Hände gerathen. Den Text hat er ungeändert gegeben, wie er ihn fand, jedoch die, wegen *Nordens* Unkunde der arabischen Sprache oft entstellten, arabischen und türkischen Namen, entweder in Parenthese in dem Text selbst, oder in kurzen Anmerkungen unter dem Texte, verbessert. Bey *Dendera* hat der Herausgeber eine Beschreibung der Ruinen von *Dendera*, welche Norden nicht sahe, nach *Perry*, *Pococke* und *Bruce* eingeschaltet T. I. p. 88 ff. und durch zwey Kupfertafel XCVI 2 und 3 erläutert, welche die Ansicht und den Plan des Tempels darstellen. Dem II B. ist von S. 159 an eine Abhandlung des Herausgebers über die redende Statue des *Memnon* angehängt. Hr. *L.* zeigt, nachdem er die Geschichte des griechischen Memnons angeführt, die Uebereinstimmung desselben mit dem *Amenophis* der Aegypter. und glaubt, dass Homers Fiction von *Memnon*, dessen Mutter *Aurora* sey, von dem *Amenophis* entlehnt worden, dessen Statue bey Theben jeden Morgen bey Aufgang der Sonne einen Ton angab, und so Aurora zu begrüssen schien. Er verbreitet sich umständlich über das Land und die Epoche, wo Amenophis regiert haben soll, und hält es für wahrscheinlich, dass Memnon und Amenophis sowohl, als *Osymandes* und *Osymandyas*, welche Namen aus dem Koptischen beyläufig erklärt werden, Beynamen Eines Mannes und vielleicht eines Ideals sind, dessen verstümmelte Statue noch jetzt in Oberägypten vorhanden ist; beweiset aus den Zeugnissen der Alten und aus *Pococke*, der die Statue des Memnon gesehen, untersucht und abgezeichnet hat, dass sie zwar bey *Theben*, aber nicht im Tempel, sondern vor dem Eingang eines Tempels, nicht weit von der *Syrinx* aufgerichtet gewesen; beschreibt ihre Form und Grösse, die Geschichte ihrer Zerstörung, nicht sowohl durch Erdbeben, als durch Menschenhände auf Befehl des *Cambyses*, ihre griechischen und römischen Inschriften, die sich alle auf gehörte Stimmen oder Töne der Statue beziehen, welche ohne Zweifel nichts anders, als die Articulation der sieben Vocale gewesen, welche die Aegypter zum Lobe ihrer Gottheit zu singen pflegten, und die der Betrug der Priester auch durch diese Statue zu gewissen Zeiten hervorzubringen wusste, daher sie sogleich verstummte, so bald die christlichen Kaiser den ägyptischen Cultus abschafften. Endlich führt Hr. L. verschiedne Conjecturen über die Bestimmungen dieser emblematischen Statue an, unter welchen die wahrscheinlichste ist, dass sie das Frühlings-Aequinoctium durch ihren Schatten angezeigt habe, und der Sonne des Frühlings geweiht gewesen sey. Die Karten des Nordenschen Originals in gross Folio haben durch die Verkleinerung nichts verloren, vielmehr durch die hinzugefügten Grade der Länge und Breite, und durch die besser gestochenen arabischen Namen merklich gewonnen. Die letzten neun Kupferblätter ohne Nummer enthalten die Vignetten und Verzierungen, welche in der Originalausgabe hin und wieder angebracht sind, mit der Anzeige, zu welcher Seite des Textes sie gehören. Ueberhaupt scheint die neue Ausgabe an Eleganz des Drucks und der Kupfer das Original noch zu übertreffen. Bey weitem den grössten Vorzug geben ihr aber die gelehrten Bemerkungen des Herausgebers, die unter der Ueberschrift *notices et éclaircissements* dem dritten Bande angehängt, und vorzüglich aus ungedruckten, in der französischen National-Bibliothek befindlichen, arabischen Schriften entlehnt sind. Rec. muss das Vergnügen, welches ihm das Durchlesen und Studiren derselben gemacht hat, mit den Lesern der J. A. L. Z. theilen, und ihnen einen gedrängten Auszug aus denselben geben. *Alexandrien.* Alexander war nur der Wiederhersteller, nicht, wie man gemeiniglich glaubt, der Erbauer dieser nach ihm benannten Stadt. Sie hiess vorher noch

nach dem Zeugnifs arabifcher Schriftfteller *Rakuda*, oder vielmehr nach der koptifchen Ausfprache *Rakoti*, woraus die Griechen und Lateiner Ρακωτης, *Rhacotis* gemacht haben. Sie foll nach den Arabern von einem Könige *Chedad* erbaut, nachher mehrmals, befonders von den Perfern, unter Anführung des *Bakt-Naſſar*, ungefähr 1684 Jahre vor der Zerftörung des Jerufalemfchen Tempels verwüftet, und zuletzt von Alexander wiederhergeftellt worden feyn. Die alten Denkmäler, Katakomben, Hieroglyphen etc. beftätigen das Zeugnifs der Araber von dem höhern Alter der Stadt. Der *Pharus*, bey den arabifchen Schriftftellern *el-Minâr-el-Eſkenderijeh* d. i. der Thurm Alexandriens, ift eben fo alt, wo nicht älter, als Rakuda; auf demfelben war das berühmte *Obſervatorium;* er war taufend Ellen (*coudées*) hoch; ward aber bald durch Erderfchütterungen bis zu vierhundert erniedrigt, und hatte drey Etagen; worin dreyhundert Gemächer gleich einem Irrgarten fich befanden. Das Obfervatorium und die Hälfte des Pharus liefs der Chalif *Walid* (er regierte vom J. 705 bis 714 nach unferer Zeitrechnung) zerftören in der Hoffnung, verborgene Schätze zu finden. Ums Jahr der Flucht 260 (873) liefs der Beherrfcher Aegyptens *Ahmed ben Thulun* den Pharus ausbeffern, der damals hundert Ellen im Quadrat hatte, und beynahe 233 Ellen hoch war, und gegen Norden war eine griechifche Infchrift vorhanden, wovon jeder Buchftabe von Bley, eine Elle lang und eine Spanne breit war. Im Jahr 578 (1182) ward eine Mofchee auf dem Gipfel des Pharus erbaut; der Sultan *Bibars* liefs im J. 673 (1274) eine neue Mofchee im Pharus errichten, und die Pfeiler deffelben ausbeffern. Ein Erdbeben zerftörte endlich im J. 702 (1303) die Ueberbleibfel deffelben, und feit der Zeit find keine Spuren mehr davon zu finden. — *Bibliotheken in Alexandrien*. Bibliothek im *Bruchion*, im *Serapion*, im *Sebaſtion*. Diefe alten Bibliotheken waren längft zerftreut und vernichtet, ehe die Araber Aegypten eroberten, der Chalif *Omar* hat alfo nur irgend eine neuere, nachher gefammlete Bibliothek in Alexandrien zerftören laffen können. Das Factum felbft aber, welches fich bisher blofs auf des Chriften *Abul-Farag's* romanhafte Erzählung gründete, und daher von den Gelehrten in Zweifel gezogen ward, wird durch zwey bewährte arabifche Gefchichtfchreiber *Abd-ol-Latif* und *Makrizi* beftätigt. — Der *Chalidſch* oder *Canal der Cleopatra* war, nach der Meinung des Hn. L., weder von Cleopatra, noch von Alexander angelegt, fondern ein Werk der alten Aegypter. Die verfchiednen Verbefferungen, welche mufulmannifche Fürften bey demfelben angebracht haben, werden angeführt. — Die *Säule des Pompejus*. Der arabifche Name *Omud es-Suari* bedeutet nicht: *Säule des Severus*, wie *Michaelis* vorfchlug, fondern: *Säule der Bäume*, d. i. die höchfte Säule. Die Vermuthung *Nordens*, dafs fie ägyptifchens Urfprungs und nachher in die jetzige Form umgeändert worden, wird durch die neuen Bemerkungen des Franzofen *Norry* beftätigt. Die beften arabifchen Gefchichtfchreiber, *Abd-ol-Latif, Makrizi, Sojuti* verfichern, dafs diefe Säule von mehr als vierhundert andern niedrigern Säulen umgeben gewefen; auf ihrer Spitze ftand eine coloffalifche Statue von Kupfer, aus welcher *Ahmed ben Zeid*, ein Steuereinnehmer in Aegypten, Kupfermünze prägen liefs. — *Muſeum und Obelisk der Cleopatra* — *Grabmahl Alexanders* — *der Canal vom Nil nach Cairo*. Gefchichte deffelben vom Anfang des Iflamismus bis zu der Mitte des zweyten Jahrhunderts der Flucht, da er verfchüttet ward, nach *Maſſudi* und *Ibn Sulak*. Beyläufig eine hiftorifche Skizze der alten Stadt *Kolſum*, wo der Canal fich endigte, nach *Makrizi*. — *Inſel Ruda*, nach der Etymologie der Garten Aegyptens, befonders durch ihre Fruchtbarkeit und durch die Lufthäufer der Beherrfcher Aegyptens, wie auch durch ihren Nilometer berühmt. Aus dem Stillfchweigen der griechifchen und lateinifchen Schriftfteller fcheint zu erhellen, dafs fie fich erft fpäter gebildet habe. Ausführliche Gefchichte derfelben nach *Sojuti*. Die Citadelle, nachher bekannt unter dem Namen *Schloſs des Mekjas*, oder des Nilometers, ward von *Malek-es-Saleh Nadſchmed-din* gegründet im J. 638 (1241); 33 Mofcheen, eine chriftliche Kirche, und mehrere Wohnhäufer wurden zu diefem Behuf abgebrochen. Innerhalb der Mauern wurden Anpflanzungen gemacht, eine Mofchee und 60 Thürme wurden erbaut; zur Verzierung brauchte man Colonnen von den alten ägyptifchen Denkmälern. Als das prächtige Gebäude vollendet war, machte es der Sultan zu feiner Refidenz, und hielt darin eine Garnifon von taufend Mameluken. Es hatte aber das Schickfal aller neuern Denkmäler des Orients, und ward von dem Sultan *el-Moës-el-Abik* zerftört. Sultan *Bibars* liefs es einigermafsen wieder herftellen, aber nachher wurden die Ueberrefte, befonders die alten Säulen, von Zeit zu Zeit zu andern Gebäuden verbraucht, fo dafs gegen die Mitte des 15 Jahrhunderts nichts mehr davon zu fehen war. Dagegen ift der *Mekjas* oder Nilometer an der füdlichen Gränze der Infel noch ganz erhalten. Ueber die *Nilometer* überhaupt fchaltet Hr. L. eine eigene *notice hiſtorique* ein. Man mafs in den älteften Zeiten das Steigen des Nils blofs mit einer Art Bleyloth, nachher bediente man fich eines einfachen Richtfcheits, worauf die Grade der Abtheilung bemerkt waren, diefes Richtfcheit brachte man fpäterhin an einer achteckigten marmornen Säule an, welche in einem Brunnen oder in einem Baffin, wohin das Nilwaffer dringen konnte, befeftigt, oder auch beweglich war, und fo entftand die gewöhnliche Form der Nilometer. Der erfte diefer Nilmeffer ward nach den arabifchen Gefchichtfchreibern von einem gewiffen ägyptifchen Könige *Heſſlim* oder *Cheſslim* in der Stadt *Amſus* lange vor der Sündfluth erbaut. Die davon vorhandenen Nachrichten aber find fehr fabelhaft, und Rec. möchte überhaupt die Glaubwürdigkeit der arabifchen Hiftoriker, infofern fie Facta erzählen, die über ihr Zeitalter, oder über das achte Jahrhundert der chriftlichen Zeitrechnung hin-

hinaufgehen, nicht verbürgen. Desto mehr Glauben verdienen ihre Erzählungen von den Wiederherstellungen alter, oder von der Anlegung neuer Nilmesser durch arabische Beherrscher Aegyptens, und besonders in dieser Hinsicht verdient Hr. L. den Dank der Gelehrten für seine sehr mühsamen Auszüge. Er führt achtzehn verschiedne Nilometer an, von denen die meisten zerstört, einige vielleicht unter dem Flugsande begraben und für künftige glückliche Entdeckungen aufbewahrt sind. Der auf der Insel *Ruda* bey *Cairo* befindliche ist derjenige, der noch jetzt gebraucht wird. Zum Schluss wird die Idee geäussert, dass die abergläubischen Aegypter diesen nützlichen Instrumenten nicht allein Tempel errichtet, sondern sie wohl gar unter die Gottheiten vom ersten Range aufgenommen haben mögen, wie denn der Name *Serapis* eigentlich nichts anders sey, als der koptische Name eines Nilmessers, aus *Serapi*, Säule der Maass, Messungssäule, auch wirklich in dem Tempel dieser Gottheit zu *Rakuda* (nachher Alexandrien) ingleichen zu *Memphis* ein Nilmesser aufbewahrt worden sey. Die Etymologie ist aber dieser Hypothese des Hn. L. nicht günstig, denn *giri* heisst Säule, und *ipi* Zahl, nicht Maass, im Koptischen, (*La Croze* S. 165 und 21) zusammengesetzt *ep-giri-n-ipi*, oder ohne Artikel, *giri n-ipi*; und die Aufbewahrung der Nilmesser in den Tempeln kann solche wohl eben so wenig begründen. — *Memphis*. Anführung der neuesten Entdeckungen über die wahre Lage dieser alten Residenz, nämlich zwischen den Pyramiden von *Gize* und *Zackara*, Nachricht der Araber von derselben, Etymologie des Namens. — *Pyramiden*. Die ausführlichste und wichtigste Abhandlung. Hr. L. handelt in neun Abschnitten von der Zahl und Lage der Pyramiden, ihrer Erbauung, ihrer Gestalt, ihrem Maass, ihrer Geschichte, ihren Oeffnungen, ihrer Bestimmung und der Etymologie ihres Namens. Mit vieler Sorgfalt sammelt er alles, was besonders die arabischen Schriftsteller über die Pyramiden anführen, und obgleich ihre Nachrichten auch hier mit vielen Erdichtungen durchwebt sind: so gewähren sie doch dem Leser ein mannichfaltiges Interesse. Unter andern wird nach *Makrizi* erzählt, dass man unter der Regierung der Chalifen in eine kleine Capelle gedrungen sey, welche in dem Mittelpunkt des offenen Platzes in der grossen Pyramide von Gize befindlich gewesen; mitten in dieser Capelle sey eine Art Grabmahl gewesen, über welches sich zwey sauber polirte und mit verschiedenen Farben bemahlte Steine erhoben hätten; auf jedem dieser Steine hätten zwey Statuen, eine männliche und eine weibliche, mit gegen einander gerichtetem Angesicht gestanden, die männliche habe in der Hand eine steinerne Tafel mit einer Inschrift, die weibliche einen Spiegel in vergoldeter Einfassung gehalten; zwischen beiden habe man ein steinernes Gefäss mit einem goldenen Deckel gefunden, bey dessen Oeffnung man eine Art Harz ohne Geruch, und von demselben umflossen eine goldene Büchse gesehen, die frisches und flüssiges Blut, das aber an der Luft geronnen und vertrocknet sey, enthalten habe. — Alle arabischen Schriftsteller stimmen darin überein, dass die äussere Bekleidung der Pyramiden mit alten Inschriften in *Musnad* und griechischer Schrift versehen gewesen, und die erstern beschreiben sie als so zusammengedrängte Züge, dass sie in wenigen Zeilen Gedanken ausdrückten, die in andern Sprachen und Schriftzügen Seiten eingenommen haben würden, welche Beschreibung auf die Hieroglyphen sehr gut passt. Herodots Zeugniss wird dadurch bestätigt, und Nordens Meinung, dass die Pyramiden älter, als die Erfindung der Hieroglyphen-Schrift seyn, widerlegt. Die Araber nennen diese Pyramidenschrift auch *Hemjaritisch*, und Hr. L. glaubt, dass die Aegypter solche von den Aethiopiern, diese von den Arabern in *Jemen* erhalten haben, und dass dieselben Schriftzüge auf den Pyramiden, auf den Mauern der ältesten Städte in Arabien und im nördlichen Persien eingegraben gewesen. Von der Oeffnung des Eingangs zur grossen Pyramide von *Gize* erzählt *Masudi*, dass der Chalif *al-Mamun* (er kam nach Aegypten d. 14 Febr. 832) sich nach Memphis begeben habe, um das Innere einer Pyramide untersuchen zu lassen. Mit vieler Mühe, durch den Gebrauch des Feuers, des Weinessigs, und eiserner Werkzeuge habe man das Loch, welches noch vorhanden, durch eine beynahe dreyssig Fuss dicke Mauer durchgebrochen, und am Ende der Oeffnung eine Schale von Smaragd aus einem Stück, welches *Mamun* in seinen Schatz bringen lassen, und in derselben tausend Goldstücke gefunden. *Ibn-Redhuan* berichtet, dass Mamun's Arbeiter an ein viereckigtes Zimmer gestossen seyen, in dessen Mitte ein Grab von Marmor, das sich nicht habe fortbringen lassen, gefunden worden. Und *Abu-Mohammed Abdallah ben Abd-er-Rahman* führt folgenden Bericht eines Augenzeugen an: „Ich bin in die grosse von *Mamun* geöffnete Pyramide hineingegangen, und habe da einen unten viereckigten, oben runden Saal gefunden. In der Mitte desselben befand sich ein 15 Fuss tiefer, viereckigter Brunnen; einige, die herabstiegen, fanden in jeder Ecke desselben eine Thür, welche zu einem grossen Zimmer führte, wo ein Verstorbner, in viel Leinwand eingehüllt, ruhte. Diese Todten waren von gewöhnlicher Grösse, ihre Körper und Haare völlig erhalten, ausgetrocknet, wie Stroh, und doch so zusammenhängend, dass man kein Glied abtrennen konnte. Ausser diesen Leichnamen befanden sich in den Gemächern eine Menge Fledermäuse von ungeheurer Grösse, auch hatte man verschiedne andere Thiere im Sande begraben. In dem gedachten Saal war eine Thür, welche oben hinauf in die Pyramiden durch einen Canal ohne Stufen führte; man soll zu Mamun's Zeit hinaufgestiegen und zu einem Gemache gekommen seyn, das eine männliche Statue von grünem Stein enthielt, Mamun soll sie, da sie hohl war, zerschlagen lassen, und darin einen menschlichen Körper gefunden haben, welcher mit

feinem Goldblech bedeckt und mit vielen kostbaren Steinen geschmückt gewesen, welche Schätze Mamun zu sich genommen. Ich selbst habe die steinerne Statüe, worin die Mumie gefunden worden, bey dem königlichen Pallast in *Fostat* im Jahr 511, nach andern Handschriften 611 (1117 oder 1214) gesehen." Obgleich obige und andere Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller von den zu Mamun's Zeit in den Pyramiden gefundenen Gräbern, nicht daran zweifeln lassen, dass einige dieser Gebäude zu Begräbnissen von Regenten oder von weisen und berühmten Männern gebraucht worden sind: so unterzieht doch Hr. L. die Frage einer besondern Untersuchung, ob diess ihre ursprüngliche Bestimmung gewesen sey? Er nimmt als ausgemacht an, was *Dupuy* und *Thomas Maurice* bewiesen haben, dass die Pyramiden sowohl, als die Obelisken dem *Osiris* oder der Sonne geheiligt waren, und dass nach *Jablonski* die Pyramiden ihren Namen von den Obelisken erhielten; sie scheinen ihm daher spätern Ursprungs, als die Obelisken, und von diesen (oder vielmehr von der Spitze derselben, die von den Griechen auch πυραμιδειον genannt wird) nur eine unvollkommene Nachahmung aus Mangel an den erfoderlichen Steinbrüchen in Niederägypten, gewesen zu seyn. Die colossalische Masse und die Stärke trat an die Stelle der Kühnheit und der Eleganz, und um eine grössere Aehnlichkeit mit den Obelisken hervorzubringen, wurden die Pyramiden mit Marmor oder Granit bekleidet, und mit hieroglyphischen Figuren und Inschriften versehen. Die innern Säle waren Heiligthümer, gleich dem Allerheiligsten der Hebräer, wozu die Priester allein den Zugang hatten. Noch nach der Eroberung Aegyptens durch die Muhammedaner verrichteten die Sabier, wie arabische Schriftsteller anführen, religiöse Ceremonien bey den Pyramiden. Nach der Behauptung der Brahmanen, die *Wilford* befragte, ist das, was man gemeiniglich für einen Sarkophag hält, eine Wanne, welche die Priester mit geweihtem Wasser und mit Lotus-Blumen anfüllten. Diese Wanne hat auch nach *Shaw* gar keine Aehnlichkeit mit den in Aegypten noch vorhandenen steinernen Särgen, und der schmale, geschlängelte Weg, der dazu hinführt, ist zur Beysetzung von Leichen nicht bequem. Noch mehr wird aber diese Meinung von der ursprünglichen Bestimmung der Pyramiden dadurch unterstützt, dass die indischen Pyramiden, die mit jenen eine auffallende Aehnlichkeit haben, niemals zu Begräbnissen gebraucht worden sind, sondern noch heutiges Tages dieselbe Bestimmung haben, welche Hr. L. den ägyptischen beylegt, ja dass selbst die vornehmsten Tempel in *Pegu*, *Ava* und *Thibet* eine pyramidalische Form haben; und dem *Masadeo*, oder dem *Osiris* der Indier gewidmet sind. (Diese Bemerkung ist auch wegen des Verhältnisses, das zwischen den alten Aegyptern und Indiern statt gehabt haben muss, von Wichtigkeit). In Beziehung auf die oben angegebene Bestimmung der Pyramiden schlägt Hr. L. als Etymologie des Worts das Koptische oder Aegyptische Πιχρωμ *Pichrom*, *Feuer*, vor, woraus sowohl der griechische Name πυραμις als der arabische *Haram* entstanden sey. Einer seiner gelehrten Landsleute, *Sylvestre de Sacy* leitet eben so passend in einer in das *Magazin encyclopédique* eingerückten Abhandlung *sur l'origine du nom donné par les Grecs et les Arabes aux pyramides d'Egypte* den Namen derselben von dem in den meisten orientalischen Sprachen vorkommenden Wurzelwort *HRM*, *Harem*, *Harem*, *Hram*, ab, mit dem ägyptischen Artikel *Pihram, ein heiliger Ort.* — *Der Sphinx.* Der älteste Geschichtschreiber, der nach Plinius des Sphinx erwähnt, ist der Araber *Abu-Abdallah Muhammed-al-Kodai*, welcher im elften Jahrhundert nach unserer Zeitrechnung lebte; und schon zu seiner Zeit war von diesem colossalischen Werke nichts mehr als der Kopf und Hals zu sehen, alles übrige aber in den Sand begraben. Jene sichtbaren Ueberbleibsel waren indessen noch unversehrt, und wurden erst, nach *Makrizi*, im folgenden Jahrhundert (im J. 1378) von dem Scheich *Muhammed Saim el-Deher* aus religiösem Eifer verstümmelt. Wahrscheinlich ist er aus der Felsenmasse selbst, auf welcher er ruht, gehauen. Plinius beschreibt ihn als ein *numen silvestre*, und unser Vf. schliesst aus arabischen Nachrichten, dass man ihm noch zur Zeit der Muhammedaner eine Art von abergläubischer Verehrung erzeigt habe. Nach eben diesen soll er ein *Talisman* gewesen seyn, um den Ueberschwemmungen des Nils Gränzen zu setzen; das Gegenstück dazu soll eine colossalische Statüe der Isis gewesen seyn, die der Emir *Belath*, wie *Makrizi* versichert, im J. 1311 nach unserer Rechnung, bis auf den Grund zerstörte, in der Hoffnung, Schätze darunter zu finden. Dass die Oeffnung in dem Kopfe des Sphinx wahrscheinlich zu einem unterirdischen Gang geführt habe, der mit dem sogenannten Brunnen der grossen Pyramide in Verbindung stand, wird durch ein Zeugniss des *Prosper Alpinus* bestätigt. Der Charakter des Kopfs ist äthiopisch, zur Bestätigung der Meinung von *Will. Jones*, dass die Aethiopier von *Merope*, die ursprünglichen Aegypter, und die Indier Eine Nation sind: so wie sie auch in ihrer Art zu schreiben, in ihren Denkmälern der Baukunst, und in ihren unermesslichen unterirdischen Arbeiten mit einander übereinstimmen. Welche von beiden Nationen, die Aegypter oder die Indier, mag die älteste, und welches mag ihr Ursprung seyn? mit dieser Frage beschliesst Hr. L. seine interessanten Bemerkungen. — Viel Merkwürdiges wird noch hin und wieder eingestreut, und die häufigen Noten enthalten einen Schatz literärischer Nachrichten über arabische Schriftsteller und über den Inhalt ihrer Werke zur Ergänzung und Berichtigung von *Herbelot*. Ein Register über die in den Bemerkungen angeführten Schriftsteller, und ein zweytes ausführliches Register über das ganze Werk machen den Beschluss. Schade, dass Hr. L. nach einer Anzeige am Ende, die erste Idee aufgegeben hat, auch noch eine *table geographique* hinzuzufügen, von welcher bloss der Schmutztitel vorhanden ist.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 FEBRUAR, 1804.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Hamburg, b. Perthes: *Vier Tragödien des Aeschylos* übersetzt von *Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg*. 1802. 300 S. 8.

In unserm Vorrath von Uebersetzungen alter Dichter giebt es noch so grosse Lücken, dass jeder Beytrag zu ihrer Ausfüllung, besonders wenn er nicht bey den Aussenwerken des classischen Alterthums stehen bleibt, denen im Studium desselben durch wiederholte Behandlungen eine verhältnissmässig viel zu wichtige Stelle eingeräumt wird, sondern eins der wenigen auf uns gekommenen ursprünglichen Denkmähler aus der grossen Kunstepoche betrifft, gewiss alle Aufmerksamkeit verdient. Die französischen Schriftsteller sind weit rüstiger in diesem Fache; sie können es auch seyn, da ihre Leser um vieles begnüglicher sind. Bey ihren oft erneuerten Uebersetzungs-Versuchen läuft, neben der ungefähren oberflächlichen Uebertragung des Sinnes, welche für hinreichend geachtet wird, alles darauf hinaus, dass sie ihre Prosa, nach den eben geltenden Begriffen der Sprachgenossen von Zierlichkeit, sorgfältiger aufputzen. Das Wort Nachbildung ist auf solche Arbeiten gar nicht anwendbar, und vom Styl der alten Dichter kann nicht die Rede seyn. Es wird nun zwar hiebey stillschweigend eine durchaus nichtige Hoffnung vorausgesetzt, als ob sich ihr Gehalt ohne die Form fassen liesse, da beides in Werken, die auf ächt künstlerische Weise gebaut sind, sich gegenseitig bedingt, und unzertrennlich bis zur Durchdringung eins ist. Indessen liegt in der Auflösung in Prosa, da der Leser doch weiss, das Original sey in Versen abgefasst, das Geständniss, dass nur ein unvollkommener Begriff des Werkes mitgetheilt werde, die Einbildungskraft wird also zu selbstthätiger Ergänzung aufgefodert. Bey uns ist es ziemlich allgemein anerkannt, dass man Verse durch Verse übersetzen müsse, es wird nicht leicht mehr jemand mit einer prosaischen Dollmetschung eines Dichters ins Feld rücken. Allein die hinzuzufügende Bestimmung, dass es auch in dieselben Versarten geschehe, scheint uns fast noch wichtiger als der allgemeine Grundsatz selbst: denn eben weil versificirte Uebersetzungen höhere Ansprüche machen, weil man bey ihnen nichts an der gewohnten poetischen Form vermisst, können sie um so eher täuschen und missleiten, wenn sie in Ansehung selbiger den Charakter ihrer Originale verfehlen. Es reicht aber nicht eine Verwandtschaft und ungefähre Uebereinstimmung der Versarten hin, vermöge deren sie etwa denselben Namen führen, wie unsere sogenannten Jamben, und die alten Trimeter, welche allerdings Jamben waren; sondern die Versarten müssen wirklich und in der That dieselben seyn. Um uns deutlich zu erklären, wie wir diess meinen, wollen wir bemerken, dass die Hexameter, worein man bisher viele hexametrische Gedichte übersetzt hat, noch nicht völlig einerley Versart mit der alten dieses Namens sind, auch nach den in den letzten Jahren erfolgten Annäherungen. Man hat bey der Einführung dieses Sylbenmaasses in unsere Sprache, und verschiedener anderer nach dessen Beyspiel, mit einer äusserst laxen auf lauter Missverständnissen beruhenden Nachahmung angefangen. Jetzt, da wir die Grundsätze der alten Metrik besser verstehen, sollte billig die Nachbildung eines bisher noch nicht versuchten Sylbenmaasses gleich mit unverminderter Strenge und Beybehaltung aller seiner Gesetze unternommen werden. Möglich ist diess in unserer Sprache mit den hauptsächlichen Versarten, worin die griechischen Tragödien geschrieben sind: dem jambischen Trimeter, dem trochäischen Tetrameter; und den Anapästen; ja auch von den chorischen Strophen wagen wir es, einige Ausnahmen abgerechnet, wo man sich denn so gut helfen muss, wie man kann, zu behaupten. Es ergeht demnach an eine Uebersetzung des Aeschylus oder Sophokles, welche einmal metrisch ist, die Foderung, gerade die genannten Versarten, wo sie in den Originalen stehen, beyzubehalten.

Die vorliegende Arbeit leistet diess einzig bey den trochäischen Tetrametern, einer Versart, die vielleicht unter allen antiken mit einer in unserer Sprache einheimischen die auffallendste Aehnlichkeit hat; aber auch hier nicht genau: Spondeen sind an den unrechten Stellen eingemischt, und auch sonst wird gegen die Sylbenmessung gefehlt. Uebrigens muss den Trimeter unser gewöhnlicher fünffüssiger Jambe, meistens mit männlicher Endung, nur dann und wann mit weiblicher, und eingemischten Anapästen vertreten; die anapästischen Verse und Chöre des Originals aber sind ohne bestimmtes Sylbenmaass in freyen Zeilen, die nach Gutdünken aus jambischen, trochäischen, daktylischen und anapästischen, seltner spondeischen Rhythmen zusammengesetzt sind, übertragen. Man erinnert sich, dass der ältere Bruder des Grafen Friedrich Leopold vor einer Anzahl Jahren den Sophokles auf ähnliche Weise ver-

verdeutscht gab, nur mit dem Unterschiede, dass er statt der chorischen Strophen die aus dem Horaz bekannten melischen gewählt hatte; ein schlimmer Missgriff, da den majestätischen Massen jener nicht leicht etwas mehr entgegengesetzt seyn kann als die enge Bestimmtheit der letzten, so dass immer noch die oben erwähnte regellosere Behandlung vorgezogen werden dürfte. Man kann sich der Vermuthung nicht erwehren, dass die gegenwärtige Uebersetzung von einem Theil des Aeschylus nicht erst vor dem Druck, sondern früher, vielleicht gleichzeitig mit jener des Sophokles, ausgearbeitet worden; wenigstens ist keine Spur vom Wetteifer mit neueren Proben in diesem Fach zu bemerken, was bey dem jetzt so regem Geiste der Fortschreitung in unserer poetischen Technik sich keinesweges billigen lässt. Es ist wahr, bis auf die neuesten Zeiten haben sich bey Dollmetschung der Alten, Ausüber und Liebhaber sowohl der laxen wie der stricten Observanz gefunden: der Vf. erklärt sich nun durch die That für jene, und kann folglich nicht für verpflichtet geachtet werden, von den Bemühungen derer, die es mit der letzten halten, Notiz zu nehmen. Allein was ist es, was dem loseren Nachbilden immer noch Beyfall verschafft? Offenbar das vertraulichere, leichtere, gewohntere der Schreibart. Der Zweck alles Uebersetzens der Alten ist allerdings, ihre Werke für die Zeitgenossen neu zu beleben. Das in der Muttersprache geschriebene spricht uns unmittelbarer an, und in so fern können poetische Uebersetzungen selbst Kennern der alten Sprachen sehr schätzbar seyn. Wird die Muttersprache aber in der Behandlung zu einer todten, d. h. setzt die Lesung des übersetzten Werks ein eben so mühsames und ausführliches philologisches Studium voraus, als zur vertrauten Bekanntschaft mit dem Original erfodert wird, so wäre es kürzer, die Leser gleich an dieses zu weisen. Die Aufgabe lautet daher so: die möglichste Strenge in der grammatischen und metrischen Nachbildung soll mit dem höchsten möglichen Grade freyer Lebendigkeit vereinigt werden. Hiebey findet nun noch eine gewisse Breite statt, eine Abweichung der Manieren, indem der eine mehr geneigt ist, an der Freyheit, der andere an der Strenge aufzuopfern. Diese Uebersetzung des Aeschylus aber lenkt nach unsern Einsichten weit über die zulässlichen Gränzen auf die Seite der Laxität aus. Wir finden es nothwendig, diess gleich anfangs, bey aller mit Wärme bezeugten Achtung für den würdigen Vf., unverhohlen zu äussern. Denn was hilft es, an Einzelheiten zu haften, einzelne Verse und Ausdrücke zu tadeln, da bey der Ausübung einer Kunst, wozu ein weitschichtiges Detail gehört, eine Stelle zufällig unvollkommner ausgefallen seyn kann als die andere? Man muss die Arbeit im Ganzen beurtheilen, und auf die Maximen zurück gehen, welche den Urheber dabey geleitet haben. Was man hier und da an dem Versbau getadelt hat, die eingemischten Anapäste, die doch zum Theil von der Art sind, dass sie durch eine ganz leichte und übliche Contraction können weggenommen werden, z. B.:

Den neuen Herrscher allgewaltiger Macht,

für *allgewalt'ger;* oder dem Verse einen kühn
Aufschwung geben, z. B.:

Wer entreisst den Zepter des Tyrannen ihm? :

dann die häufigen Spondeen, die man nur als
ten zu bemerken weiss: dieses möchten wir ge
loben. Denn es hat den Vf. dabey ein richtiges
fühl geleitet, dass unser gewöhnlicher reimloser J
be (mit Recht so genannt, weil er eigentlich
des Reimes entkleidete Reimversart ist) hier n
ausreiche; Spondeen und Anapäste sind ja allerd
die Füsse, welche auch im Trimeter den Jam
vertreten dürfen: nur bey der übrigen Kunstlosig
des Verses, und da es an einer Regel für ihre I
mischung fehlt, können sie nicht ganz die bezw
te Wirkung thun. Den Spondeen finden wir ü
gens nicht selten an den vortheilhaftesten Stellen
Verses, und auf die Art, wie er am meisten N
druck hat, nämlich dass die betonte Länge den P
der jambischen Kürze einnimmt, angebracht:

Aufgang und schwererlernten Untergang.

Diesem Verse fehlen nur zwey Längen vor dem l
ten Wort, um ein vollkommen schöner Trimeter
seyn. Manchmal sind die antispastischen Rhythm
nicht vermieden, die sich bey Spondeen in der M
te der Jamben leicht einstellen:

Auch hebt sich der vierschenklichte Vogel schon,

welcher Vers weder nach antiker noch moder
Messung ein Jambus heissen kann, sondern allenfa
als anapästischer Dimeter gelten möchte. Dann s
hen die Anapäste zuweilen an der unrechten Stel
wo sie nicht als solche erscheinen, sondern bloss d
Vers brechen:

Auch seine Eile | verdoppelt schnell den Tritt.

So wohl die pyrrhichischen Schlüsse dem Trimet
thun, so übel stehen sie (diess sey auch gegen d
Praxis berühmter Dichter bemerkt) dem fünffüssig
Jamben, der alsdann eigentlich ein vierfüssiger u
gleitender Reimendung wird:

Und schmähet lüsternd die Unsterblichen;

vollends wenn noch ein Pyrrhichius vorhergeht:

Den hunderthäuptigen, den stürmenden;

solche Zeilen würden gegen die schwerwichtigen d
Aeschylus auf der vom Aristophanes eingerichtete
Wagschale federleicht in die Luft stieben. Bey rege
mässigem Wechsel der Längen und Kürzen, mit e
ner Pause des Sinnes am Schluss und männlicher E
dung, z. B.:

Es hangen Glocken aus getriebnem Erz
Um seinen Schild, Entsetzen tönen sie!
Ein stolzes Zeichen trägt er auf dem Schild,
Den Himmel flammend mit der Sterne Glut, u. s. w.

würde der fünffüssige Jambe theils sehr einförmi
werden, theils eine unbesonnen hineilende Rasch
heit haben, die auf das stärkste gegen das gehalten
Anstreben des Trimeters abstechen müsste. Dahe
sind sowohl die oben erwähnten Abwechselungen de
Füsse

Füfse, als die zu Hülfe genommenen weiblichen Endungen, welche die Verse entschiedener sondern, und die freyeren Uebergänge, (wenn wir gleich solche wie:

Zu seyn den Göttern, sammt der Galle und J

nicht empfehlen möchten) allerdings gut zu heifsen; und die Wahl der Versart einmal vorausgesetzt, sehen wir eben nicht, dafs viel mehr hätte erwartet werden dürfen, als geleistet ist.

Was ferner die Diction betrifft, so hat sie zwar nicht die Zierlichkeit der auserlesensten Wahl, aber eine gewisse sich selbst darbietende Fülle, der es nicht an Reiz und Leben fehlt. Es finden sich manche glückliche Zusammenstellungen, manche schöne Kühnheiten, wie es denn von einem Dichter nicht anders zu erwarten war, aus dessen Liedern, wie man auch von Seiten der Kunst über sie urtheilen mag, wenigstens ein starker Antrieb des Gefühls athmet. In dieser Hinsicht ist gegenwärtige Uebersetzung der des ältern Grafen zu *Stolberg* vom Sophokles weit vorzuziehen, welche, indem sie den Styl und die Formen des Originals verfehlt, noch obendrein todt und steif ist.

Das Grofse aber, was wir vermissen, ist Aeschylus selbst, sein hoher Kothurnschritt, sein festlicher Pomp, sein gewichtiger Nachdruck, seine kolossale Rhetorik, welche mit den Riesengestalten der Helden die Sprache zugleich über das gewöhnliche Maafs der Menschennatur anzuschwellen strebt, endlich jene Bilder, Ausdrücke und Laute, welche wie die furchtbaren Grazien des Medusenhauptes dem Hörer entgegengehalten, ihn zugleich erstarren machen und entzünden. Unter allen Dichtern des Alterthums läfst sich Aeschylus am Maafse seiner Formen am wenigsten verkürzen, weil in ihnen durchaus der Styl der älteren Plastik, strenge Grofsheit, ausgeprägt ist. Dieser Charakter geht durch, vom Entwurf des Ganzen und den Umrissen der Figuren bis in die kleinsten Züge hinein, wie sich denn überhaupt in einem ächten Kunstwerke alles reflectirt, und wir es ohne Bedenken unternehmen, am Schema des tragischen Trimeters den Bau der antiken Tragödie zu entwickeln. Es mufs daher nothwendig mifslingen, diefs in einer Uebersetzung wiederzugeben, wenn man nicht die metrischen Formen des Originals, nebst möglichst genauer grammatischer Nachbildung, beybehält. Aber, wird man einwenden, ist diefs auch möglich? „Soll die Kritik „für die poetische Uebersetzungskunst wahren Nutzen „stiften, so mufs es hier als Grundsatz festgestellt „werden, was auf andere Geisteswerke nicht an„wendbar ist: nämlich, dafs der Kritiker, wo er „etwas tadelt, gleich durch die That die Möglich„keit zu beweisen hat, es besser zu machen. Denn „die Aufgabe des poetischen Uebersetzers ist eine „ganz bestimmte, und zwar eine solche, die ins Un„endliche hin nur durch Annäherung gelöst wer„den kann, weil er mit ganz verschiedenen Werk„zeugen dasselbe ausrichten soll.“ (Athenäum 3 B. S. 334.) Diesem Grundsatze gemäfs wollen wir unsere Gedanken über die Art, wie der Aeschylus übersetzt werden müfste, praktisch darzulegen suchen. Kürzer wäre es, wenn wir auf ein schon vorhandenes Beyspiel des an einem griechischen Tragiker geleisteten verweisen könnten; allein wir wüfsten nichts der Art anzuführen, als einige von *Voss* in den *mythologischen Briefen* und sonst übersetzte Stellen. Denn in dem Euripides von *Bothe* sind, der übrigen Mängel nicht zu gedenken, die Trimeter und übrigen Versarten so holpricht und schlecht gemessen, dafs sie einem Unkundigen Zweifel an der Lösbarkeit der Aufgabe überhaupt erregen könnten. Beträchtlich besser sind die Trachinerinnen von *Süvern*, aber noch lange nicht befriedigend. Es versteht sich, dafs wir das hier vorzulegende keinesweges für unverbesserlich ausgeben: es ist nur ein Versuch, und dazu der erste Wurf; doch wird es hoffentlich zum Belege des oben gefällten Urtheils hinreichen.

Wir wählen, um eine poetisch gewissermafsen vollständige Masse zu geben, den Anfang der Eumeniden bis zur Versetzung der Scene nach Athen, der gewifs zu dem Gröfsten gehört, was Aeschylus und überhaupt eine menschliche Fantasie je gedichtet. Die des Griechischen kundigen Leser laden wir ein, die neben einandergestellten Uebersetzungen mit dem Text zu vergleichen, die übrigen mögen sich unmittelbar nach ihrem Gefühl entscheiden.

Zuvor noch einiges über die theatralische Anordnung. Den Hintergrund der Scene nahm der Tempel des Apollon ein, die rechte Seitendecoration vermuthlich eine Aussicht auf die Stadt Delphi, die linke eine landschaftliche Ferne. Die Pythia kam zuerst aus einer Seitenthüre des Hintergrundes, und ging durch die Hauptthüre in den Tempel, kam wieder heraus, und ging eben dahin ab, von wo sie gekommen. Hierauf trat Apollo mit dem Orestes aus dem Tempel, und dieser begab sich nach geendigten Baden längs der ganzen Breite des λογειον links, die Stufen hinunter und durch einen Eingang der Orchestra ab, um anzudeuten, dafs er in die Ferne wandere; Apollo hingegen in den Tempel zurück. Dann wurde das Innere desselben mit den schlafenden Furien durch das angerückte εγκυκλωμα den Augen der Zuschauer geöffnet. Der Schatten der Klytämnestra kam aus der am Halbzirkel der Orchestra unter den Sitzen der Zuschauer befindlichen Pforte der Unterwelt hervor, die Stufen des λογειον hinauf bis vor den Tempel, und verschwand wieder auf dieselbe Weise. Die erwachten Furien hielten ihren ersten Chorgesang auf der Breite des λογειον hin und herschweifend, diefsmal nicht in der Orchestra; von dem Gotte weggewiesen gehen sie die Stufen hinunter eben da ab, wo zuvor Orestes, Apollon nochmals in den Tempel zurück, wodurch denn die Bühne für die Verwandlung leer wird. Die Beweise für obige Angaben, welche wir den Aufklärungen eines gelehrten Architekten über die scenische Verfassung der Griechen verdanken, müssen wir hier schuldig bleiben. Für den Zweck der Belebung dürfte es dienlich

lich seyn, Erörterungen über die theatralische Darstellung, zwar nicht in den Text zu rücken, was immer misslich, aber jedem übersetzten Stücke b zufügen.

STOLBERG.

Die Pythias.

Vor allen Göttern ruft zuerst mein Flehn
Die erste Seherin mit Ehrfurcht an,
Die Erde, dann die Themis, welche nach
Der Mutter, wie die alte Sage spricht,
5 *Weissagend hier im Heiligthume sass.*
Auch sie verliess, und sonder Zwang, den Sitz;
Der Erde andre Tochter, Phöbe, die
Titanin nahm ihn ein, und schenket ihn
Dem Phöbos zum Geburtsgeschenk; auch heisst
10 *Er nach der Phöbe Phöbos. Er verliess*
Das Felseneiland Delos und das Meer,
An Pallas Schiffen günstiges Ufer landend,
Und kam hieher zu des Parnassos Sitz.
Hephästos Söhne gaben ihm Geleit,
15 *Verehrten ihn, und ebneten ihm Pfad,*
Und zähmten den noch wilden Boden ihm.
Hoch feyerte den Kommenden das Volk,
Und Delphos, der des Landes König war;
Zeus hauchte Phöbos heil'ge Kund' ins Herz,
20 *Als vierter Seher sitzt er auf dem Thron.*
Des Vaters Schauer ist Apollon nun.
Mit dieser Götter Preis beginnt mein Lied.
Auch preis' ich Pallas, die im Vorsal steht;
Die Nymphen ehr' ich bey Korykias
25 *Steinhöle, welche hold den Vogeln ist,*
Und heimgesuchet von Dämonen wird.
Es waltet Bakchos über diesen Ort,
Sein denk' ich, seit er in der lauten Jagd
Anführte die Mänaden, deren Fang,
30 *Wie der Hase, Pentheus ward, von Gott verfolgt.*
Des Pleistos Quellen und Poseidons Kraft
Anrufend, und den grossen höchsten Zeus,
Sitz ich als Seherin auf diesem Thron.
Den Zutritt mögen mir, wenn je, die Götter
35 *Anitzt gewähren! sind Hellenen hier,*
So rufe man nach Looses Ordnung auf!
Weissagend sing ich, wie der Gott beseelt. —
O Graun zu sagen! und ein Graun zu sehn!
Es treibt mich wieder vom geweihten Sitz;
40 *Ohnmächtig wanket, es erstarrt mein Fuss.*
Mit den Händen lauf ich, nicht mit Fusses Kraft.
Ich alte fürchtete nichts, schwach wie ein Kind
Schlich zum umkränzten Heiligthum ich hin.
Da sah ich in der Mitten einen Mann,
45 *Ein Gräul den Göttern! seine Hände triefen*
Von Blut, ihm trieft von Blut das gezückte Schwert;
Er hält des Oelbaums schwanken Sprössling, hat
Mit des weissen Vliesses Zotten klüglich ihn
Umwunden; solches sah ich offenbar.
50 *Doch eine wunderbare Weiberschaar*
Sitzt auf den Sesseln schlafend vor dem Mann.
Nicht Weiber, nein Gorgonen nenn' ich sie,
Doch auch Gorgonen an Gestalt nicht gleich,
Noch den Harpyen, die geflügelt einst
55 *Ich im Gemählde sah, wie sie das Mahl*
Des Phineus raubten; aber flügellos
Sind diese, schwarz, abscheulich anzusehn.
Sie schnarchen, und ihr Athem hauchet Tod,
Den Augen enträufelt arges Giftes Kraft.
60 *Gekleidet sind sie, wie sich nicht geziemt*
In Tempeln zu erscheinen noch im Haus.
Ein solch Gezücht hab' ich noch nie gesehn;
Es rühmet sich kein Land, sie ungestraft
Genährt, und nicht von Qual geseufzt zu haben.
65 *Es sorge fürder für sein Heiligthum*
Apollon selbst, des Tempels mächt'ger Herr,
Der Arzt und Seher, und auch Zeichendeuter,
Und Reiniger von Häusern andrer ist.

Pythia.

Mein erster Anruf huldigt aus der Götter Zahl
Die Urprophetin Erde; Themis dann zunächst,
So zweytens nach der Mutter, wie die Sage lehrt,
Weissagend hier gesessen. Dritten Orts sodann,
5 Durch freyen Willen jener, nicht durch wess Gew
Gleichfalls der Erde Tochter, Titanide, sass
Hier Phoebe. Diese giebt es zum Geburtsgeschenk
Dem Phoebos, der von Phoebe zubenamt so heisst.
Er liess die See, samt Delos Felsbank, nun zurück
10 Einkehrend drauf an Pallas schiffbesuchtem Strand,
In diese Landschaft kam er, auf Parnassos Sitz.
Dorther geleiten, hoch in Ehren haltend, ihn
Hephaestos strassenbau'nde Söhne: jenen Weg,
Unwirthbar ehmals, schaffen sie zugänglich ihm.
15 Desselben Einzug wohl bewillkommt nun das Volk,
Und Delphos, dieser Gegend höchster Oberherr.
So setzte Zeus, einhauchend ins Gemüth die Kunst
Ihn nun als vierten Seher auf die Thron' allhier:
Zeus, seines Vaters, Sprecher weissagt Loxias.
20 Vorredend nennt drum diese Götter mein Gebet.
Auch wird im Vorhof Pallas preisend hoch geehrt;
Der Nymphen Schaar dann, in der Korykischen F
sengruft,
Heimat des Waldgefieders, werth den Himmlischen
Bromios besitzt die Stätte: wohl gedenk' ich dess,
25 Wie einst der Gott, Heerführer der Bacchantinnen,
Nach Art des Böckleins Pentheus hat in Tod verstric
Des Pleistos Brunnquell ferner, und Poseidons Kraf
Anruf' ich, sammt dem allerhöchsten Walter Zeus.
Hierauf den Thronsitz nehm' ich ein, die Seherin,
30 Und meinen Eingang mehr wie jemals mögen sie
Jetzt segnen! Ist hieher gesandt der Hellenen wer,
Der nah', das Loos erst werfend, wie es bräuchlich i
Denn also dort weissag' ich, wie der Gott mich lenkt.
Welch Graus zu sagen, Graus zu schaun mit Augen au
35 Hat rückgesandt mich aus dem Pallast Loxias,
Die weder feststehn, noch den Tritt fortheben kann,
Mit Händen laufend, nicht mit Schenkel-Hurtigkeit
Ich Alte, nichts zwar fürchtend, doch an Kraft ein Kin
Schlich leise hin zum vielbekränzten Heiligthum,
40 Und seh' den Hauptsitz einen Gott entweih'nden Ma
Einnehmen, schutzanflehend, dem von Händen noch
Das Blut herabtroff, der ein frischgezücktes Schwert
Zusammt des Oelbaums hochentsprossnem Zweige hie
Mit grösster Flock' umkränzet nach andächt'ger Art,
45 Mit weissem Wollband, dass ichs klärlich nenne so.
Dem Manne gegenüber schläft ein Weiberschwarm,
Anstaunenswürdig, sitzend auf den Sesseln rings.
Nicht aber Weiber, nein! Gorgonen heiss' ich sie;
Doch wieder nicht Gorgonenbildern sind sie gleich.
50 Wohl sah ich sonst schon abgeschildert jene, die
Des Phineus Mahl wegraffen: ungeflügelt nun
Sind diese, schwarz und gräuelhaft durchaus zu schau
Unnahbarn Hauch ausathmend aber röcheln sie,
Vom Aug' herab träuft ihnen Ausbund eklen Gifts.
55 Es ist ihr Leibschmuck noch vor Götterbildnissen
Gerecht zu tragen, noch in Menschenwohnungen.
Nie sah Gemeinschaft solcherley Geschlechtes ich,
Noch welches Land sey, dass sich rühmet, diesen Stam
Harmlos zu nähren, dass es nicht wehklagen muss.
60 Den fernern Ausgang stell' ich dieses Hauses Herrn
Ihm selbst anheim, dem hochgewalt'gen Loxias.
Heilkund'ger Seher, Zeichendeuter ist er ja,
Und auch den Andern Rein'ger ihrer Wohnungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 FEBRUAR, 1804.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Hamburg, b. Perthes: *Vier Tragödien des Aeschylos* übersetzt von *Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg*. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Apollon, Orestes, Hermes, die schlafenden Eumeniden.

Apollon.

Dich werd ich nicht verlassen, werde dein
70 *Beständig hüten, nah und fern von dir,*
Und deinen Feinden nimmer milde seyn.
Du siehst, nun hält die Wüthenden der Schlaf;
Bald spüren sie dir nach, die scheusslichen
Jungfraun, die alten Dirnen, denen nicht
75 *Ein Gott, ein Mensch, und selbst ein Thier nicht naht.*
Furs Böse wurden sie, und hausen auch
In unterird'scher Nacht des Tartaros,
Der Menschen Graun und der Olympier.
Doch fleuch, und schone dein im Laufe nicht,
80 *Sie verfolgen auf der weiten Veste dich,*
Dich auf dem Meer, und in den Inseln dich,
Doch dürfen sie dem fliehenden nicht schaden.
O lass nicht ab, durch eitlen Wahn getäuscht,
Bis du der Pallas Stadt erreichet hast.
85 *Dort setze dich, der Göttin Bild umfassend,*
Wir werden dann mit milder Weisheit Wort
Auf Künste sinnen, dich auf immerdar
Von diesem Elend zu befreyn, denn ich
Trieb selbst zu deiner Mutter Mord dich an.

Orestes.

90 *Du willst, Apollon, mir nicht unrecht thun;*
O bleibe deines Willens eingedenk,
So bürget für mein Heil mir deine Macht.

Apollon.

Vertraue mir, dein Herz verzage nicht!
Du, Bruder Hermes, Eines Vaters Blut,
95 *Erhalt ihn! sey auch ihm, wie du dich nennst,*
Geleitsmann, weide meinen Günstling, der
Mir fleht, hochachtet Zeus dein Ehrenamt
Des Menschenschutzes, das er dir verlieh.

Schemen der Klytämnestra, Chor der Eumeniden.

Der Schemen.

Ihr schlaft! o weh! bedarf ich euer so?
100 *Und werd' ich unter allen Todten so*
Von euch verachtet? Auch der Todten Schmach
Verfolget mich, weil ich den Gatten erschlug.
Vernehmt es, ausgehöhnt irr' ich umher,
Dort unten trifft der herbe Vorwurf mich!
105 *Ob jenen Frevel, welchen ich erlitt*
Von meinem Blut, zürnt kein Unsterblicher,
Wiewohl die Hand des Muttermords mich schlug!
Ihr seht, ob ihr auch schlaft, die Wunde doch,
Denn schärfer schaut der Sinn der Schlafenden.

Apollon, Orestes.

Apollon.

Nicht will ich dich verrathen. Bis ans Ende dir
65 Nah stehend oder ferne, will ich Hüter seyn,
Nachgiebig keinem, welcher dich anfeinden will.
Jetzt siehst du hier befangen diese Thörinnen
Vom Schlaf; die unholdsel'gen Jungfrau'n liegen da,
Uralt bejahrte Töchter, denen keiner sich
70 Der Götter jemals, Mensch, noch Thier auch, zugesellt.
Sie sind erzeugt zum Bösen: drum ja wohnen sie
In bösem Dunkel, unterird'schem Tartaros,
Der Menschen Abscheu, wie der Olympischen Götter auch.
Jedennoch flieh, und nimmer lass saumselig nach.
75 Denn treiben werden durch die weite Veste sie
Dich auf der Erd' Irrbahnen wandelnd ohne Harm,
Jenseit des Meers auch, zu umflossnen Landen hin.
Doch nicht ermatte vor der Zeit, umschweifend, mir
In solchem Mühsal: hingewandt zu Pallas Stadt,
80 Sitz dort, die Arm' anschlingend ihrem alten Bild,
Daselbst nun Richter dessen und besänft'gende
Anreden findend, schaffen wir Vermittlungen,
Dass du für allzeit dieser Plagen werdest frey.
Ich selbst ja hiess dich tödten deiner Mutter Leib.

Orestes.

85 Wohl weisst du, Fürst Apollon! Unrecht nicht zu thun,
Und diess verstehend, lerne nichts auch übersehn.
Des guten Ausgangs leistet Bürgschaft deine Macht.

Apollon.

Denk dess, und Furcht obsiege deiner Seele nicht. —
Du aber, mir verbrüdert, Eines Vaters Blut,
90 Behüt' ihn, Hermes! Deinem Namen recht gemäss,
Sey ihm Geleitsmann, diesen meinen Schützling mir
Treu weidend. Zeus ehrt selbst ja diess dein Ehrenamt,
Das gut Geleit schafft, segensvoll den Sterblichen.

Klytämnestra's Schatte.

Ha wohl! so schlaft denn! Was bedarfs der Schlummernden?
95 Ich, die von euch nun also Nichtsgeachtete,
Muss dulden bey den Todten, weil ich selbst erschlug,
Dass dieser Vorwurf drunten niemals mir erstirbt.
Schmachvoll umher dort irr' ich, und verkünd' es euch,
Wie mich von jenen allen schwer Anklage trifft.
100 Obwohl ich von den Nächsten so unwürd'ges litt,
Entbrennt für mich Racheifer keinem Himmlischen,
Die hingewürgt hat muttermörderische Hand,
Schau diese meine Wunden an im Herzen dein;
Des Geistes Auge wird im Schlaf ja aufgehellt,

110 *Der Schein des Tags verbirgt der Menschen Loos.*
Ihr schlürftet meines Opfertrankes oft,
Den ich zur Sühnung, sonder Wein, euch goss.
Geweihte Mahle spendet' ich euch oft
Am Flammenheerd in feyerlicher Nacht,
115 *Wenn keinem Gotte sonst ein Opfer dampft.*
Das alles tretet ihr mit Füssen nun!
Der jungen Hindin gleich entflieht er,
Denn mitten aus dem Netz entsprang er euch
Mit leichtem Fuss, und lacht Hohn euch zu!
120 *Vernehmet! achtet meiner Seele Schmach*
Nicht klein! ihr unterirrd'schen Göttinnen,
Ich Klytämnestra ruf im Traum euch an!
(Die Eumeniden schnarchen.)
Ihr schnarcht, indess der Mann schon weit entflieht?
Ach jenem alle hold, und keiner mir!
(Die Eumeniden schnarchen wieder.)
125 *Tief schlaft ihr, unbekümmert meines Grams!*
Der Mörder dieser seiner Mutter flieht!
(Die Eumeniden heulen oh! oh! im Schlaf.)
Ihr heult! ihr schlaft! springt ihr nicht bald empor?
Ward euch ein andres Amt als Schaden thun?
(Die Eumeniden röcheln lauter, im Schlafe ruft Eine Eumenide.)
Ergreif! ergreif! ergreif! ergreif! nimm wahr!

Klytämnestra.

130 *Im Traum verfolgest du ein Wild, und bellst*
Dem Hunde gleich, der auch im Schlaf noch jagt.
Was thust du? auf! ermuntere den müden Sinn!
Vergesst, vom Schlaf bethört, mein Elend nicht!
Es kränke mein gerechter Vorwurf euch!
135 *Gerechter Vorwurf ist dem Weisen Stachel!*
Verfolgt ihn! trocknet ihm des Lebens Saft!
Mit heissem Athem dörrt ihn sengend aus!

Eine Eumenide.

Erwach! ich wecke diese, jene du!
Du schläfst? steh auf! stoss fern von dir den Schlaf!
140 *Lass sehn ob eitel unser Traumbild war!*

Chor der Eumeniden.

Auf! auf!
Weh uns! o des Unglücks! weh!
Wie vieles erdulden wir! und ach,
Umsonst! umsonst!
145 *O der unerträglichen Schmach!*
Es entsprang dem Netze
Das Gewild, es flieht;
Wir verlohren den Raub,
Ueberwältigt vom Schlaf!
150 *O du Räuber,*
Sohn des Zeus!
Du Jüngling bethörtest
Die alten Göttinnen!
Du erhörtest das Flehn
155 *Des gottlosen Mannes!*
Des frevlenden Sohnes!
Des Muttermörders!
Du stahlst ihn, ein Gott!
Wer wird, o Apollon!
160 *Gerecht dich preisen?*
Es sticht mich der Vorwurf des Schlummers,
Wie des Wagenlenkenden
Geschärfter Stachel das Ross!
Des Peinigers Marter
165 *Brennt in der Brust!*
Brennt in der Leber!
Entsetzliches duld' ich, entsetzliches Weh!
Ja solches verüben
Die jüngeren Götter!
170 *So, rissen sie an sich*
Die Allgewalt!

105 Tags aber ist Vorschauen nicht der Ird'schen The
Ihr hasst doch manches eingeschlürft vom meinige
Weinlosen Ausguss, nüchternere Bewirthungen;
Auch nachtgefey'rte Mahle vor des Feuers Heerd
Euch opfert' ich, in Stunden, fremd sonst jedem G
110 Und alles dieses tretet ihr mit Füssen nun.
Er aber ist euch nach des Rehbocks Art entschlüp
Und zwar umstellt von Netzen, im Gehege schon,
Behend entsprang er, lauten Hohn zugrinsend eucl
O hört mich an, wie meiner Seele wegen ich
115 Gesprochen, denkt dess, unterird'sche Göttinnen!
Denn ich, das Traumbild Klytämnestra, ruf' euch j
(Röcheln des Chors.)
Ja, schnarcht nur! Aber jener ist weit weg entfloh
Denn die, so nicht mir Freunde, hegen Schützling
(Röcheln des Chors.)
Schlaftrunken bist du, nicht erbarmt dich meiner N
120 Fort ist Orestes, Mörder seiner Mutter hier.
(Geheul des Chors im Schla
Du heulst, du schläferst: willst du nicht aufstehn bald?
Was sonst als Unheil wirken ist dein ewig Thun?
(Geheul des Chors im Schla
Durch Schlaf und Arbeit, stete Mitverschwornen, i
Des grausen Drachenweibes Zornwuth abgestumpft.

Chor.

(nach verdoppeltem heftigem Röcheln.
125 Pack an! pack an! pack an! pack an! Merk auf!

Klytämnestra.

Dein Wild verfolgst du träumend, schlägst laut an, so v
Der Hund, der nie von Sorgen ablässt um die Jagd
Was machst du? Aufsteh, nicht von Arbeit überman
Unwissend nicht des Schadens, aufgelöst im Schlaf.
130 Verdienter Vorwurf schmerz' im Eingeweide dir,
Denn Stachelähnlich dringt er ein dem Besonnenen.
Den blut'gen Anhauch abermals nachströmend ihm,
Auszehrend durch solch dampfend Feuer deines Leil
Setz nach, entnerv ihn wieder mit Verfolgungen.
(verschwindet.)

Chor.

135 Erweck', erwecke diese du, ich aber dich.
Du schläfst noch? Aufsteh! Schüttle hurtig ab den Schla
Und sehn wir zu dann, ob diess Vorspiel uns getäusch

Chorgesang.

1 Str. Ha so? ha so? Wohlauf! O was erlitten wir?
Ich Arme, die so vieles, doch vergeblich litt!
140 O was erlitten wir, ihr Schwestern! Ach des Wehs!
So schwer drückt es uns.
Durch's Netz gerissen hat sich, und ist fort, das Wild
Ich hab' im Schlafrausch die Beut' eingebüsst.

Antistr. 1 Ha, Zeus Sohn, siehe nur! Wie so betrügerisch
145 Jung rennst du nieder uns bejahrte Göttinnen.
Da du den Flüchtling hegst, den Frevler, der so grimm
Den Stammeltern war.
Du stahlst, ein Gott zwar, jenen Muttermörder weg:
Wer kann ein solch Thun gerecht heissen wohl?

2 Str. 150 Es stach der Vorwurf, jetzt im Traum anwandelnd, mich,
Nach Art dessen, der den Wagen lenkt,
Mit dem geschärften Stab
In das Innerste des Gemüths.
Ich fühls, der schwergeisselnde
155 Marterknecht fällt mich an
Mit des belästigenden Schauers Gewalt.

Es

Es triefet in Delphen,
Im Nabel der Erde,
Der geweihte Stuhl,
175 *Oben und unten,*
Von muttermördrischem Blut!
Er nahm auf
Das blutbedeckte
Scheusal, ein Gräuel zu schau'n!
180 *Du beflecktest, o Seher!*
Mit dieser Makel
Dein Heiligthum!
Du riefst ihn von selber
Aus eigener Wahl!
185 *Nicht ehrend die Götter,*
Die Sterblichen ehrend,
Verletzest du alte
Mächte des Schicksals!
Beleidigst auch mich!
190 *Doch lösest du diesen nicht!*
Unter die Erde
Fliehend wird er
Doch nicht frey!
Es harret des Frevlers
195 *Ein anderer Rächer*
Im Tartaros!

Apollon, das Chor.

Apollon.

Von hinnen! ich befehle, schnell heraus
Aus dem Tempel und dem Sitz des Göttersprachs,
Eh dich von diesem goldnen Bogen hier
200 *Gefiedert eine Silberschlung ereilt,*
Und du vor Schmerz ausspeyest schwarzen Schaum,
Mit Blut das gierig du dem Mord entzogst.
Dir ziemet nicht zu nahen diesem Haus!
Da wo die Rach enthauptet, Augen ausreifst,
205 *Wo beschleunigt Leibesfrucht hinstürzet; wo*
Gewalt verstümmelt, wo sie schnöd entmannt,
Und steiniget; wo an den Pfahl gespiesst
Unsel'ge wimmern — seht, nach solchem Mahl
Gelüstet euch, verhassteste Göttinnen,
210 *Und solches deutet eure Bildung an.*
Des Löwen Höle, welcher Blut ausschlürft,
Geziemt euch zu bewohnen! nicht, ihr Gräul!
Zu weilen hier in meinem Heiligthum:
Von hinnen! die ihr ohne Hirten weidet,
215 *Denn eine solche Heerde liebt kein Gott!*

Chor.

Apollon, König, höre nun auch du;
Nicht nur mitschuldig dieses Frevels, nein,
Bist als Urheber schuldig, ganz und gar!

Apollon.

Wie das? so viel gewähr ich dir zu reden.

Chor.

220 *Dein Spruch befahl dem Gast den Muttermord.*

Apollon.

Mein Spruch befahl ihm Rache seines Vaters.

Chor.

Versprachst ihm aufzunehmen frisches Blut.

Apollon.

In dieses Haus zu flüchten hiess ich ihn.

Chor.

Und schmähest uns Begleiterinnen doch?

Apollon.

225 *Es frommet nicht, dass ihr dem Hause naht.*

Chor.

Wir wurden zugeordnet diesem Amt —

Antistr. 2 Dergleichen üben neuerhöhte Götter jetzt,
Gewalt habend, allem Recht zum Trotz.
Und der bespritzte Thron
160 Von der Scheitel bis an den Fuss,
Er steht am Erdnabel nun,
Anzuschaun blutig ganz;
Von der besudelnden Entweihung erfüllt.
Str. 3 Du Seher bringst mit aufgenommner Missethat
165 Deinem Altar Schmach, selbst-
Willigend, selbst gerufen,
Da du die Rechte tilgst, wie sie das Alter hielt,
Und frecher Götter Bildsäulen ehrst.
Antistr. 3 Feindselig *mir* zwar, rettest du doch jenen nicht.
170 Flöh er zum Abgrund' auch,
Nimmer befreyt ja wird er.
Für die Versündigung, die er am Blut beging,
Bedroht ein andrer Quälgeist ihn dort.

Apollon.

Hinaus, gebiet' ich! Diesen Pallast alsobald
175 Verlasst! Entfernt euch aus dem Seher-Heiligthum,
Auf dass du keine blanke Flügelschlang' empfangst,
Von goldgedrehter Bogensehn' herabgeschwirrt,
Dass schwarzer Schaum von Menschen dir vor Schmerz entgeht,
Und du das Blut aussprudelst, so du eingesaugt.
180 Nicht solchem Wohnsitz anzunahn geziemet dir,
Nein, da, wo Hauptabhau'nde, Aug'-ausgrabende
Gerichte, Morde, wo Verderb unzeit'ger Frucht
Von Kindern, wo Entmannung, wo Verstümmelung,
Und wo man steinigt, oder viel Wehklage heult,
185 Von den am Rückgrat aufgespiessten. Hört ihr es?
An welchen Festen, Göttern abscheuwürdig, ihr
Behagen findet? So verkündigts im Gepräg
Die Bildung. Eines Leu'n, der Blut schlürft, Höhle mag
Heimath für solche werden; nimmer ziemt es sich
190 Dass all ihr Gräul haft' an des Orakels nahem Sitz.
Fort dann von hinnen! Hirtenlos geht weiden nun,
Denn solche Heerd' ist keinem aller Götter lieb.

Chor.

O Fürst Apollon! Wiederum auch hör mich an.
Selbst bist du dieser Dinge nicht mitschuldig bloss,
195 Nein du allein Vollbringer, bist Hauptschuldiger.

Apollon.

Wie das? So viel zu reden sey dir doch vergönnt.

Chor.

Es hiess dein Ausspruch jenen Fremdling Muttermord.

Apollon.

Ich hiess ihn Rache seinem Vater senden: nun?

Chor.

Versprachst ihm dann Aufnahme frisch vergossnen Bluts.

Apollon.

200 Ja, auch die Zuflucht dieses Tempels rieth ich ihm.

Chor.

Nur freylich schiltst du solch Gefolg Geleitender.

Apollon.

Weil ihnen Eingang nicht geziemt in dieses Haus.

Chor.

Uns aber ist doch anbefohlen solcherley.

Theben, *die Perser* und *die Eumeniden*. Die schwersten Aufgaben für den Uebersetzer: *die Choëphoren*, *die Schutzgenossinnen* und besonders *der Agamemnon*, sind also noch ganz unberührt geblieben. Soll ein gründliches Gelingen erfolgen, so wird es nöthig seyn, dass ein kundiger Meister dem Unternehmen eine ausserordentliche Anstrengung widme, und es gleich im Grossen angreife. Es fehlt noch an einem, der, so wie *Voss* seine Uebersetzungskunst an die hexametrischen Werke der Alten gewandt, sie in gleichem Umfange auf die trimetrischen richtete. Wir möchten behaupten, es sey leichter, die sämmtlichen Dramatiker der Alten gut zu übersetzen, als ein einzelnes Schauspiel. Die Leser würden auch besser hineinkommen, man müsste ihnen nur, mit Vermeidung alles überflüssigen gelehrten Apparats, den Weg zur Anschauung der scenischen und mimischen Darstellung, so weit sie sich erforschen und diviniren lässt, bahnen.

Als eine angenehme Zugabe erwähnen wir noch die dem Buche beygefügten 16 Flaxman'schen Umrisse, die, ungeachtet der Verkleinerung, treu und gut nachgestochen sind.

A. W. S.

Stettin, b. Leich: *Prolegomena ad Theopompum Chium*, scripsit *Fridericus Koch*, Lycei Sedinensis Director. 1803. X u. 65 S. 4.

Die Sorgfalt, womit man in unseren Zeiten selbst die unbedeutendsten Bruchstücke von Werken der alten bildenden Kunst sammelte, steht mit der seitherigen Vernachlässigung der vorzüglichsten Fragmente von Werken der redenden Kunst in einem sehr auffallenden Contraste. Diese Bemerkung dringt sich nirgends mehr auf, als wenn man die zahlreichen Bruchstücke der Geschichtswerke des *Theopompus* betrachtet, von welchen bey Athenäus allein eine beträchtliche Menge zu finden ist, und noch immer den alten Wunsch einer Sammlung derselben wiederholen hört. Zwar fehlte es an Planen der Art nicht; aber auch der letzte, den Oudendorp und Verheyk sich entworfen hatten, blieb unausgeführt. Der gelehrte Vf. vorliegender Schrift gab vor mehreren Jahren eine, in *Ruperti's* und *Schlichthorst's* Neuem Magazin für Schulen abgedruckte, Abhandlung *de Theopompo Chio* heraus, wodurch er die Erwartung erregte, er werde das Geschäft einer Sammlung der Theopompischen Fragmente übernehmen. Die vorliegende, in einem gefälligen Styl abgefasste Schrift bezeuget den Fortgang jenes Unternehmens. Hr. K. hat bereits über 200 Bruchstücke der Werke des Th. gesammelt, und ist entschlossen, seine Arbeit emsig fortzusetzen. Diess ist um so verdienstlicher, da ihm, wie er in der Zuschrift an seinen Lehrer, den Prof. Wolf in Halle, sagt, theils die Verpflichtung, täglich 7 bis 8 Lehrstunden zu halten, wenig Musse zu solchen Arbeiten übrig liess, theils der Mangel einer guten Bibliothek seine Thätigkeit oft hemmte. Auch erweckt es ein günstiges Vorurtheil für den Vf., dass er jene erstere Schrift jetzt selber (und mit Recht) eine *juvenilis et manca opella* nennt. Zum Beweise der Aufmerksamkeit, womit wir diese neue Schrift gelesen haben, und im Gefühle der Wichtigkeit des Gegenstandes, wollen wir die Hauptideen darlegen, und mit unsern Bemerkungen begleiten.

Nach einigen vorbereitenden Bemerkungen über die Wichtigkeit kritischer Sammlungen der Bruchstücke der Werke des Alterthums überhaupt, und besonders der des Theopompus, der vielen andern Geschichtschreibern, z. B. dem Diodorus, Hauptführer war, und oft der einzige Zeuge für die wichtigsten Facten ist, handelt der Vf. kürzlich von der Lage, der historischen Vorbereitung und den beiden historischen Hauptwerken des Th., nämlich von der griechischen Geschichte oder der Fortsetzung des Thucydideischen Werks, und von den Philippischen Historien. Da der Vf. künftig noch einmal auf die Untersuchung über die verschiedenen, dem Theopompus beygelegten, Werke zurückkommen muss: so erinnern wir ihn zum voraus, bey der Frage: ob Th. auch περὶ εὐσεβείας geschrieben habe, der Conjectur des *Ruhnkenius*, der (*Hist. crit. Orat. graec.* p. 87 ff.) in der Stelle des *Schol. ad Aristophan. Av.* 1354, wo eine solche Schrift unter Th. Namen aufgeführt wird, anstatt Θεόπομπος: Θεόφραστος zu lesen vorschlug, sich nicht zu willfährig hinzugeben, und nicht auf diese Vermuthung hin dem Th. jene Schrift abzusprechen, da eine Stelle des *Dionysius Hal.* (Vol. VI. p. 784 ed. Reisk.) dieser Conjectur durchaus nicht günstig ist. —

Hierauf rückt der Vf. dem Hauptgegenstande dieser Abhandlung näher. Dieser ist: eine Würdigung der historischen Glaubwürdigkeit des Th. und besonders eine Vertheidigung seiner Wahrhaftigkeit in der Charakterschilderung Philipps von Macedonien gegen die bekannte Beschuldigung des Polybius (T. III. p. 27 ff. Schweigh.). Wenn der Vf. S. 16 auf den Umstand ein Gewicht legt, dass Th. Zeitgenosse von Philipp war, da hingegen Polybius gegen 200 Jahre später lebte: so vermissen wir die Würdigung der gleichfalls günstigen Urtheile anderer Zeitgenossen, des Aristoteles, Isokrates, Theophrastus, über Philipp. Die Stellen dieser letzteren hätte der Vf. in *Valckenaers Oratio de Philippi Amyntiadae indole* etc. p. 236 ff. finden können. Wir müssen ihm das Studium dieser Schrift beym Verfolg seiner Arbeit um so mehr empfehlen, da er an dem holländischen Kritiker einen neuen Gegner seines Th. zu bestreiten bekommt. Dagegen wird ihm dieser bey Verbesserung des Textes Theopompischer Stellen Hülfe leisten; so z. B. p. 261 in der Stelle des Athenäus VI — LXXVI, worauf wir deswegen aufmerksam machen, weil jene Emendation selbst dem gelehrten Schweighäuser entgangen ist.

Der Vf. versucht hierauf eine Erklärung jenes harten Urtheils des Polybius über Th., die er jedoch selbst für eine blosse Hypothese ausgiebt: Polybius bewunderte den Philipp als grossen Heerführer und über-

übersah, durch den Glanz seiner öffentlichen Handlungen geblendet, die Schwachheiten und Laster seines Privatcharakters. Th. dagegen, zwar auch nicht ungerecht gegen die großsen Feldherrn- und Königstugenden Philipps, faßte zugleich die Eigenthümlichkeiten seines Privatcharakters mit aller Schärfe auf, und, indem er so den *ganzen Menschen* darstellte, that er der Pflicht des Historikers mehr Genüge als Polybius. Dieser letzte mußte daher, da er mehr auf die Lobpreisungen der bewundernden Römer, deren Lehrer in der Kriegskunst Philipp war, achtete, die eingreifenden Darstellungen des Th. für Eingebungen einer schwarzen Tadelsucht halten. — Diess führt den Vf. zu einigen Bemerkungen über den Charakter der Landsleute des Th., der durch ein glückliches Klima begünstigten, wohlhabenden, aber eben deswegen üppigen, übermüthigen und neuerungssüchtigen Chier. Aus dem Einflusse, den dieser Volkscharakter auf den talentvollen und vom Gefühl eigner Kraft erfüllten Jüngling äussern mußte, sucht der Vf. zugleich die Eigenthümlichkeiten des Th. und insbesondere seinen Hang zum Tadeln zu erklären; wobey er aber zugleich auf den Unterschied zwischen einem Tadel, der nur das wahrhaft Tadelhafte trifft, und lügenhafter Tadelsucht aufmerksam macht. Auch wird der Ruf der Tadelsucht, in welchem Th. bey den Alten stand, als Wirkung der Schmähschrift dargestellt, die sein Gegner Anaximenes von Lampsakus unter Theopompus Namen und in dessen Styl auf die Athener, Lacedämonier und Thebaner geschrieben hatte. Rec. wundert sich, dass der Vf. hierbey eine Aeusserung des Dionysius Hal. zur Vertheidigung seines Historikers zu benutzen vergass, die sich in der Hauptstelle dieses Kritikers über Th. nämlich Vol. VI. p. 785 ff. Reisk. findet, διὸ καὶ βάσκανος κ. τ. λ. — S. 31 ff. werden darauf die Stellen des Th. selbst, die zum Tadel des Polybius Veranlassung gegeben haben, mitgetheilt, und zwar nach dem Texte des Athenäus, weil jener vollständiger ist als der des Polybius, welcher die Worte des Th. oft bloss epitomirte. Deswegen folgen auch in dieser Abhandlung p. 33 nach den Worten προσηγορεύοντο noch die Worte: εἰ δὲ — παραπλησίως (nach Athen. IV. p. 167 ed. Casaub.), welche bey Polybius (s. Fragm. Tom. III. p. 28 Schweigh.) fehlen. Weil aber Polybius in diesem Theopompischen Contexte dasjenige, was bey Athenäus | in einer andern Stelle, nämlich Lib. VI. p. 260 isolirt steht, durch die Partikel καθόλου unmittelbar anknüpft: so hat der Vf. diesem Vorgange gemäss, ohne die Zeile abbrechen zu lassen, seinen Text ebenfalls mit καθόλου fortgeführt. Wir müssen diess tadeln. Denn nun fängt der letzte Satz unmittelbar vor καθόλου mit den Worten: τὰ μὲν γὰρ an, nach welchen Jeder, der griechisch versteht, ein zweytes Redeglied mit τὰ δὲ erwartet. Offenbar brach Athenäus die Stelle mit jenen Worten ab, weil er zu seiner Absicht jenes zweyten Redegliedes nicht bedurfte. Nothwendig hätte also der Vf. zur Bezeichnung jener Lücke, und zur Vermeidung eines Misstandes, woran Athenäus eben sowohl als Polybius unschuldig ist, *seinen* Text mit einem —— unterbrechen sollen, wenn er nicht etwa, mit Villebrune, den Anfang des 2ten Redegliedes in die Worte αἱ πολυτέλειαι setzen und nach dessen Conjectur τὰ δ' αἱ πολυτέλειαι (s. *Schweigh. Animadv. ad Athen.* T. II. p. 585) lesen wollte; wozu wir unsere Beystimmung nicht geben können. Rec. macht bey dieser Gelegenheit den Vf. auf die Schweighäuserschen Anmerkungen zum Athenäus aufmerksam. Die Vergleichung derselben würde ihn z. B. abgehalten haben, in der folgenden Stelle des Athenäus das fehlerhafte ῥυγόμενοι statt ῥυρώμενοι zu wiederholen. — Auch erhält die Stelle am Schluss der Theopompischen Schilderung (p. 34 dieser Abh.): καὶ ταῦτα erst durch die von Schweigh. aufgenommene Lesart: τί, mit dem Fragzeichen nach ἔχοντες, ihren eigenthümlichen Sinn.

S. 38 ff. betrachtet der Vf. die Urtheile anderer alten Schriftsteller über die Glaubwürdigkeit des Th. Vorerst bemüht er sich zu zeigen, dass Cicero (*de Legibus* I, 1) diesen Historiker damit nicht die Glaubwürdigkeit absprechen wollte. — Im Allgemeinen wollte diess Cicero freylich nicht; aber offenbar liegt doch folgendes in seinen Worten: Herodotus und Theopompus haben der Historie eine zu poetische Tendenz gegeben, und die Ergötzung ihrer Leser zu sehr berücksichtigt. Vgl. *Marcellini Vita Thucyd.* p. 8. Duck. Ob und in wie fern aber diese Behauptung gegründet sey, ist eine andere Frage. — Bey dieser Gelegenheit erwähnt der Vf. die Theopompische Schrift: Θαυμάσια. Wir hoffen, er werde in der Fortsetzung dieser Prolegomena bey dieser ganzen Gattung von Geschichtswerken etwas länger verweilen, nach den bekannten Vorgängern, *Jonsius de Scriptor. hist. philos.* II, 12. *Fabric. B. Gr.* I. p. 192 seqq. u. s. w. — Wenn der Vf. hierbey ferner bemerkt, das Fragment des Th. bey *Aelian. V. H.* III, 18 gehöre zu der Schrift Θαυμάσια: so gründet sich diess auf die Behauptung des *Servius ad Virgil. Eclog. VI.* (s. *Perizon. ad. Aelian. h. l.*). Vergleicht man aber die Stellen des *Dionys. Hal. de Vett. Script. Censura* (T. V. p. 429) und *Epist. ad Pompej.* (T. VI. p. 787), wo Dionysius die Theopompische Erzählung von der Erscheinung des Silenus in Macedonien als ein Beyspiel einer unzeitig angebrachten Episode anführt: so erhält die Vermuthung, dass die von Aelianus aufbewahrte Erzählung ebenfalls in den Philippischen Historien an jene von Dionysius bemerkte Episode angeknüpft war, eine grössere Wahrscheinlichkeit.

Rec. behält sich vor, die merkwürdige Aeusserung des Theopompus (bey *Strabo* I. p. 116 *ed. Siebenk.*) über seine Behandlung der Mythen, so wie die mythologischen Ansichten dieses grossen Historikers, bey einer andern Gelegenheit um so mehr ausführlich zu prüfen, da Casaubonus p. 74 *ed. Almelov.*) davon Gelegenheit nahm, den Th. der Lügenhaftigkeit zu bezüchtigen, und Hr. K. diese wichtige Frage ganz mit Stillschweigen übergangen hat. — Nachdem der Vf. S. 41 bemerkt, dass die rhetorische Sorgfalt, die Th.

Th. auf seinen Styl verwendete, seine Glaubwürdigkeit nicht verdächtig machen könne, stellt er die nachtheiligen Aeusserungen des Cicero (das Citat *Epist. ad Atticum* XII, 6 ist ein Druckfehler. XII, 40 *l. c.* wird des Th. gedacht, aber nicht in dieser Hinsicht), des Lucian, Josephus, Nepos über Theopompus Tadelsucht, als eine Folge der nachtheiligen Sensation dar, den die, von Anaximenes auf dessen Namen erdichtete, Schrift in Griechenland hervorgebracht habe, und macht darauf aufmerksam, dass diese und andere Schriftsteller, bey den wichtigsten Thatsachen, sich gleichwohl auf das Zeugniss des Th. berufen. Diess beweiset er durch Vergleichung einer Stelle: Nepos Cimon. 4 mit Th. b. Athenäus XII. p. 533. Zugleich wird Wolfs Behauptung (*ad Demosth. Lept.* p. 253 und *Prolegg.* p. LIV) dass das Leben des Chabrias bey Nepos ein magerer Auszug aus den Historien des Th. sey, durch Vergleichung einer Stelle desselben Cap. III mit Athen. XII, p. 532 bestätigt. Eben so habe Nepos im Leben des Agesilaus den Th. oft zum Führer gewählt.

Am Schluss theilt der Vf. die ausführlichen Urtheile des Dionysius (Vol. VI. p. 782 Reisk.) und des Photius (p. 203 Höschel) über Th. mit. Hierbey wird bemerkt, dass die Abhandlung des *Abbé Gedoyn* über Th., in den *Mem. de l'acad. des Inscr.* T. XIV) weiter nichts als eine Uebersetzung dieser Urtheile mit einigen Anmerkungen enthalte, was auch schon *Harles ad Fabric.* B. Gr. II. P. 804 bemerkt. Der Vf. behält sich die Prüfung der einzelnen Momente dieser Kritiken vor. Wir erwarten, dass er sie, zusammengenommen mit den Resultaten, die sich aus der eignen Ansicht der Fragmente ergeben, zu einem eigenen Kunsturtheil organisch verarbeiten werde. — In einer Note zu der Stelle des Dionysius, wo der Vf. zu den Worten ἐπιστολάς τε τὰς ἀρχαϊκὰς γραφομένας der Lesart einiger Handschriften Ἀχαϊκὰς und der Gedoyn'schen Erklärung des ἀρχ. gedenkt, hätte vorerst doch der Vorschlag Sylburgs, der das Unrichtige der Lesart fühlte, und deswegen ἐπιγραφομένας emendirte, und sodann die Valckenärische Conjectur: ἀρχαϊκῶς γραφ., die Ruhnkenius (*Hist. crit. Orat. Gr.* p. 87) für die wahre Lesart hielt, angeführt werden sollen. — Die Behauptung des Photius, er habe das 12te Buch der *Philippicae Hist.* des Th. noch vor sich gehabt, verspricht der Vf. in der Sammlung der Fragmente zu prüfen. Wir sind begierig, ob er eine bessere Auflösung dieser Schwierigkeit finden wird, als Wesseling zu Diodor (XIII, p. 573), den wir hier nicht angeführt sehen, bereits gefunden hat. — Die Nachricht des Photius, dass der von den Römern überwundene König Philipp von Macedonien die Historien des Th. epitomirt habe, gibt dem Vf. zu der richtigen Bemerkung Veranlassung, dass diese Sitte des Epitomirens den Verlust der Werke des Th. hauptsächlich veranlasste.

Wir wünschen dem Vf. bey seinem verdienstlichen Unternehmen die beste Unterstützung, und freuen uns der Aussicht, durch ihn und Hn. *Creuzer* (welcher die Fragmente anderer Meisterwerke der griechischen Historie sammeln will) wenigstens die wichtigsten Trümmer aus diesem grossen Verluste gerettet zu sehen.

P. M.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Bremen*, b. Heyse u. *Leipzig*, b. Crusius: *Ueber eine die schnellste Hülfe erfodernde Art von Husten und von Beschwerden beym Athmen, oder über den Croup.* Ein Wort an Mütter, von D. *J. A. Albers.* 1804. 31 S. 8. Der verdienstvolle Vf. dieser Blätter hat die Absicht, Mütter mit einer an manchen Orten immer häufiger werdenden Krankheit der Kinder, mit der *häutigen Bräune* oder dem *Croup*, bekannt zu machen, welcher gemeiniglich anfangs unter dem Schein der Gelindigkeit, oft unter der Gestalt eines einfachen Katarrhs, die sorglosen Aeltern täuscht, aber sie nur zu bald, oft aber auch zu spät, von der Gefahr ihrer Lieblinge überzeugt. Der Vf. stellt daher die Hauptmerkmale und den Verlauf der Krankheit gut zusammen, um Mütter durch die Erkenntniss derselben zu veranlassen, zeitig die Hülfe des Arztes zu suchen. Diese Absicht ist lobenswerth und deshalb sind diese Blätter sorgsamen Müttern sehr zu empfehlen. Da sie aber nur Layen bestimmt sind, so muss Rec. einiges bemerken, was leicht nachtheilig werden könnte. Obgleich nach des Vf's. Ausdruck S. 8 die Krankheit *höchstwahrscheinlich* nicht ansteckend ist, so empfiehlt er doch die Trennung des kranken Kindes von den gesunden. Bey der furchtsamen Mutter muss dieses leicht den Argwohn erregen, dass die Krankheit doch ansteckend sey, und ihr Verdacht muss zur Ueberzeugung werden, wenn sie vielleicht mehrere ihrer Kinder auf gleiche Art und zu gleicher Zeit erkranken sieht. Der Vf. hätte also genau bestimmen sollen, dass die Krankheit nicht selten epidemisch werde, d. h. mehrere zugleich befalle, aber deswegen *nicht* ansteckend sey; für das letztere ist auch gar kein Grund vorhanden. S. 26 versichert der Vf. ausdrücklich, von der Heilung dieser Krankheit nichts sagen zu wollen, gleichwohl giebt er S. 27 zwey Formeln zu Brechmitteln, welche in dem Fall angewendet werden sollen, wenn zwar Arzneymittel zu haben sind, aber nicht gleich die Hülfe des Arztes zu erhalten ist. Gewiss eine sehr unsichere Bestimmung, die Schaden bringen muss, wenn sie befolgt wird. Zugleich schränkt hierdurch der Vf. seinen wohlgemeinten Rath, den Arzt so schnell als möglich herbey zu rufen, wieder ein. Die Menschen sind nur zu geneigt, erst selbst die ihnen bekannten und empfohlenen Mittel zu versuchen und den Erfolg abzuwarten, was bey keiner Krankheit von so gefährlichen Folgen ist, als gerade bey dieser, da oft nach 24 Stunden schon der Arzt unvermögend ist, die Krankheit zu heben. Ob überhaupt Brechmittel, Blutigel und Blasenpflaster in der häutigen Bräune die Hauptmittel sind, wie der Vf. S. 26 anführt? Dieses hier zu untersuchen, liefert diese kleine Schrift zu wenig Data und Veranlassung. Rec. sieht die Behandlung dieser Krankheit aus einem andern Gesichtspunkte an, und versichert den Vf., die Krankheit mehrmals auf die glücklichste Art mit ganz andern Mitteln geheilt zu haben.

M. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 FEBRUAR, 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Vierstimmige Choräle mit Vorspielen.* Zum allgemeinem sowohl, als zum besondern Gebrauch für die Schleswig-Hollsteinischen Kirchen gesetzt von *Johann Christian Kittel*, Organisten an der Prediger-Kirche in Erfurt. 1803. 52 Bog. Fol. nebst 2 Bog. Vorrede und Regist. (5 Rthlr.)

Die Verbesserung des Choralgesanges ganzer Gemeinden mittelst einer guten Orgelbegleitung eignet sich um so mehr zu einem Gegenstande von Wichtigkeit, je allgemeiner die Theilnahme an dieser Art des Gesanges ist, je erhabener sich dieser Gesang in Hinsicht auf Endzweck und auf Wirkung zeigt, und je mehr man in unseren Zeiten überzeugt worden, welche Vortheile aus der Vervollkommnung des Nationalgesanges überhaupt hervorgehen können.

Sey es doch, dass der Figuralgesang, oder der kunstreichere Gesang der Arie, des Chors u. s. w. oft eine äusserst anziehende, oft eine hinreissende Wirkung verursache; dennoch erreicht er nicht das Feierliche und Herzerhebende, welches sich bey dem einfachen und kunstlosen Gesange einer Kirchengemeinde äussert.

Es ist allerdings zu verwundern, dass man in dem Zeitraume, in welchem man allenthalben auf zweckmässigere, dem Grade der Cultur und dem Geiste der Zeit entsprechende Gesangbücher bedacht gewesen, im Allgemeinen noch so wenig auf die Veredlung der Vortragsart des Chorals Rücksicht genommen hat. Dass die Verbesserung dieses Gesanges, an welchem alle Glieder einer jeden besondern Volksclasse unmittelbaren Antheil nehmen, nicht Folge des gewöhnlichen Unterrichts im Gesange seyn könne, ist sehr einleuchtend. Daher mögen auch wohl schwerlich zu dieser Verbesserung andere Hülfsmittel anwendbar seyn, als 1) dass die Lehrer in den öffentlichen Schulen auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes aufmerksamer gemacht, und veranlasst werden, bey den in den Schulen gewöhnlich eingeführten Liedern die Schuljugend (und zwar ohne Ausnahme des Geschlechts) nach und nach an eine reine Intonation der Töne zu gewöhnen, und andere auffallende Fehler des Gesanges, wie z. B. in den Knabenschulen das heftige Schreyen statt des Singens, abzuschaffen; und 2) dass die Organisten durch eine zweckmässige Orgelbegleitung, und die Cantoren oder Vorsänger mit den unter ihrer Aufsicht stehenden Chören durch Reinheit der Intonation und durch die harmonische Richtigkeit der die Melodie begleitenden Stimmen, das Ihrige zur Verbesserung des Gesanges der Gemeinden beytragen.

Wollten wir in das hiebey nothwendige Verhalten des Cantors und des Singchors eingehen: so würde die Grenzlinie überschritten werden müssen, die das vorliegende Choralbuch vorzeichnet, so wie sich auch überhaupt dieses Verhalten sehr leicht durch dasjenige bestimmen lässt, was in Hinsicht auf die Orgelbegleitung im Allgemeinen noch zu bemerken nöthig ist.

Soll bey dem Choralgesange die Begleitung der Orgel nicht bloss dahin abzwecken, dass die Gemeinde für das ohne Orgelbegleitung gewöhnliche Abwärtsziehen im Tone gesichert wird, sondern auch auf die Verbesserung der Vortragsart Einfluss haben: so muss nicht allein der Choral von dem Organisten ohne alle unnöthige und zwekwidrige Verzierungen vorgetragen werden, damit jede Stimme vollkommen deutlich hervorstechen, und den Gliedern der Gemeinde zur Richtschnur dienen kann, sondern es muss auch hauptsächlich auf eine der Vervollkommnung dieses Gesanges entsprechende Einrichtung des Basses und der Mittelstimmen Rücksicht genommen werden. Es ist bekannt, dass die mehresten der erwachsenen Mannspersonen bey dem Choralgesange nicht die Melodie des Chorals in der tiefern Octave, sondern nach Massgabe des Umfanges ihrer Stimme (so gut es sich thun lassen will,) entweder den Bass oder den Tenor, singen, oder dass viele bald aus der Choralmelodie in den Bass oder Tenor, bald aus einer der letzten Stimmen in die erste übergehen. Es ist daher zur allmählichen Verbesserung des Choralgesanges unumgänglich nöthig, dass der Organist dem Chorale einen aus fasslichen und leicht zu intonirenden Tonfolgen bestehenden Bass unterlege, den Mittelstimmen einen möglichst fliessenden Gesang gebe, jede Stimme den ihr vorgeschriebenen Umfang der Töne nicht überschreiten lasse, und alle solche Verzierungen der Stimmen vermeide, die nicht in den Choralgesang, sondern in die Figuralmusik gehören. Nur dann erst wird es möglich, dass jedes Glied der Gemeinde, welches eine begleitende Stimme zu singen gewohnt ist, die harmonisch richtige Tonfolge derselben auffassen und ausüben lerne.

Es ist hier der Ort nicht, diesen Gegenstand zu zergliedern, und die besondern Regeln anzuführen, die aus der nähern Betrachtung desselben für den Organisten hervorgehen. Folgende Bemerkung darf jedoch

doch um so weniger übergangen werden, je mehr es wahrscheinlich Organisten giebt, die nicht geneigt seyn möchten, sich nach derselben zu bequemen. Soll nämlich die so eben angezeigte Beschaffenheit der Orgelbegleitung auf die Verbesserung des Kirchengesanges merklichen Einfluss haben: so darf der Organist durchaus der Choralmelodie, bey ihren Wiederholungen zu den übrigen Versen des Liedes, keine veränderte Begleitung unterlegen, sondern er muss sich bey allen Versen des Liedes des nämlichen Basses, und eben derselben Einrichtung der Mittelstimmen bedienen, die er bey dem Vortrage des ersten Verses gewählt hatte. Sonst macht er nicht nur diejenigen Glieder der Gemeinde irre, welche (sey es noch so unvermerkt) die Tonfolge des Basses oder Tenors bey dem Vortrage des ersten Verses ganz oder auch nur zum Theil aufgefasst haben, sondern er ist noch überdiess Schuld, dass diejenigen, welche weniger Fähigkeit besitzen, eine solche Stimme leicht aufzufassen, sie alsdann wegen der Abänderung ihrer Tonfolgen niemals fassen lernen, und dadurch veranlasset werden, nach wie vor Töne zu intoniren, die nicht in die Harmonie des Ganzen einstimmen. — Der Vorwurf, dass die nämliche, durch alle Verse des Liedes beybehaltene, Begleitung der Melodie monotonisch werde, kann dieses, für die Verbesserung des Kirchengesanges als nothwendig dargestellte, Verfahren schon aus dem Grunde nicht treffen, weil in gesellschaftlichen Zirkeln Oden und Lieder von mehreren Versen mit Wiederholung derselben Klavier- oder Guitarr-Begleitung gesungen werden, ohne dass man diese wiederholte Begleitung zu monotonisch fände. — Diess sey hinreichend über die Hülfsmittel zur Veredlung des Kirchengesanges, die auf Seiten der Orgelbegleitung anwendbar sind, und nach welchen das vorliegende Werk des Vfs. insbesondere beurtheilt werden muss.

Hr. *Kittel* hat in seinem Choralbuche nicht allein jeden Choral vierstimmig ausgesetzt, (und wie sich hier von selbst verstehet, die vier Stimmen in die beiden Liniensysteme des Discantes und Basses vertheilt), sondern auch jedem Chorale ein eigenes, bald mehr, bald weniger ausgeführtes, Vorspiel vorausgehen lassen. Hiedurch unterscheidet sich sein Werk, in Ansehung der Einrichtung, nicht nur von den gewöhnlichen Choralbüchern, sondern auch von *J. S. Bachs* bekannten vierstimmig ausgesetzten Choralen und von dem im Jahre 1733 von dem Merseburgischen Hoforganisten *Hofmann* herausgegebenen Werke, in welchem zwar ebenfalls jedem Chorale ein mehr oder weniger ausgeführtes Vorspiel vorhergehet, wo aber die Chorale selbst nur mit einem bezifferten Basse versehen sind.

Obgleich dieses Werk von dem Vf. zunächst zum Gebrauche für die Hollstein-Schleswigschen Kirchen ausgearbeitet worden ist: so eignet es sich dennoch, schon wegen der Menge der in allen übrigen Lutherischen Kirchen eingeführten Chorale, die es enthält, zum allgemeinen Gebrauche. Rec. wünscht daher dieses treffliche Choralbuch in den Händen aller Organisten zu sehen, die weder Talent noch Schule genug besitzen, solche Vorspiele zu fertigen, und der Choralbegleitung eine solche Einrichtung zu geben.

In der Vorrede hat der Vf., zum Vortheil der angehenden Orgelspieler, eine kurze Anweisung zur Pedal-Applicatur gegeben, die, ob sie gleich diesem oder jenem Anfänger, der keinen gründlichen Unterricht geniesst, willkommen seyn dürfte, dennoch bey einem Werke von solchen Anfoderungen an den Ausführer, wie dieses ist, nothwendig vorausgesetzt werden musste. Zweckmässiger würde Hr. K., statt derselben, die Ursachen zergliedert haben, die es nothwendig machen, dass bey der wahren Art des Tractements der Orgel das Manual bloss zur Ausführung der Discant-, Alt- und Tenorstimme, das Pedal hingegen zum Vortrage der Grundstimme, angewandt werden muss, weil es, und zwar nicht bloss auf dem Lande, sondern auch in Städten, noch so viele Organisten giebt, die ihren Choral eben so abfertigen, wie einen Generalbass auf dem Flügel, und dabey die Grundstimme mittelst des Pedals verdoppeln. Denn bloss die Rücksicht, dass es nothwendig sey, die Mittelstimmen rein, fliessend und in dem ihnen angemessenen Umfange der Töne vorzutragen, konnte den Vf. bestimmen, seine Chorale vierstimmig auszusetzen. Durch diese zweckmässig dargestellten Mittelstimmen bekömmt ja eben sein Werk die allgemeinere Nutzbarkeit, so wie durch die dabey vorhandenen mannichfaltigen (oft auch sehr kunstreichen) Verwickelungen der Harmonie einen entschiedenen Werth!

Betrachtet man die Chorale des Vfs. insbesondere nach den oben vorausgeschickten Erfodernissen einer zweckmässigen und zur Verbesserung des Kirchengesanges geschickten Orgelbegleitung: so ergiebt sich, dass Hr. K. die Melodie mit keinen der Würde des Chorals widersprechenden und überflüssigen Verzierungen versehen hat, dass die Mittelstimmen einen fliessenden und grösstentheils auch leicht fasslichen Gesang haben, dass die Grundstimme gewöhnlich in ihrer eigenthümlichen Kraft einhergehet, und dass dabey jede Stimme in den ihr natürlichen Umfang der Töne eingeschränkt bleibt. Nur wenige Stellen des ganzen Werks treten wegen ihrer Zweckwidrigkeit in Schatten zurück, und es ist hier um so mehr Pflicht der Kritik, sie nicht unbemerkt zu lassen, je mehr man im Fache der Musik geneigt ist, Missgriffe eines bedeutenden Mannes nachzuahmen, und sich dabey auf seine Autorität zu stützen.

Wenn Hr. K. in der Grundstimme seiner Chorale, z. B. bey den vollkommenen Tonschlüssen, entweder den Hauptton bis hinab in die untere Hälfte der grossen Octave fallen lässt, oder wenn er die dem Hauptone unmittelbar vorhergehende Dominante bey ihrem wiederholten Anschlage eine Octave tiefer nimmt, und dadurch den Umfang der Töne des Singbasses überschreitet: so wär' es ungereimt, mit ihm darüber zu rechten, weil dieses Verfahren keinen nachtheiligen Einfluss auf diejenigen Glieder der Gemeinde haben kann, die den Bass singen. Die Schlussclausel des

des Basses hat sich, als eine so oft gebräuchliche Tonfolge, auch dem Ohre des Nichtkenners so fest eingeprägt, dass jeder den Schlusston, oder die unmittelbare Wiederholung der ihm vorhergehenden Dominante, schon von selbst in dem seiner Stimme angemessenen Umfange nimmt, ohne sich durch den tiefer abwärts schreitenden Bass der Orgel irre machen zu lassen. Eben so wenig wird durch eine in den Mittelstimmen zuweilen angebrachte durchgehende Note (wodurch sie in verschiedenen Fällen singbarer und fasslicher gemacht werden können,) den Gliedern der Gemeinde die Ausführung einer solchen Stimme erschwert, oder dadurch der Choralgesang seines Charakters beraubt. — Wenn aber der Vf. z. B. in den zwey ersten Tacten des Chorals: *Ach was soll ich Sünder machen* (S. 5) die Grundstimme mittelst zehen unmittelbar nach einander folgenden Achtelnoten vom kleinen *g* bis zum grossen *d* hinabsteigen, und in den beiden letzten Tacten, ebenfalls mittelst einer Reihe nach einander folgender Achtelnoten, eine in die Figuralmusik gehörige Bass-Passage machen lässt; oder wenn er, wie im neunten und letzten Tacte dieses Chorals, den Tenor einen aus Achteln und Sechzehntheilen vermischten und in der fugenartigen Schreibart gewöhnlichen Satz vortragen lässt: so ist dieses Verfahren nicht bloss dem Charakter der Choralmusik entgegen, sondern veranlasst auch unvermeidliche Verwirrung im Gesange der Gemeinde. Wie sollen sich gleich beym Anfange dieses Chorals diejenigen Glieder der Gemeinde verhalten, welche gewohnt sind, die Bassstimme zu singen, — welcher Tonfolge sollen sie sich bey diesem eine Undecime in Achteln durchlaufenden Basse (dessen Tiefe sie nicht einmal erreichen können) bedienen? — Ja, was soll selbst der Cantor oder Vorsänger in einem solchen Falle beginnen? — Auch die strengere Tactbewegung, die bey dem Vortrage dieser Reihe von unmittelbar auf einander folgenden Achtelnoten nothwendig wird, ist dem Choralgesange der Gemeinde, der durchaus in keiner strengen Bewegung des Tactes fortfliessen kann, sehr nachtheilig, weil die ganze Gemeinde nicht im Stande ist, sich in Ansehung der Bewegung so nach dem Organisten zu richten, wie sich dieser nach jener richten kann und muss.

Noch nachtheiliger dem Gesange der Gemeinde und der Vervollkommung desselben sind dergleichen dem Charakter des Choralgesanges nicht entsprechenden Figuren, wenn sie in den Mittelstimmen angebracht werden: denn es ist ohne Zweifel weit leichter für die Glieder einer Gemeinde, die Grundstimme eines Chorals, als die Mittelstimmen desselben aufzufassen. Da nun das Mitsingen einer Mittelstimme unter den Gliedern der Gemeinde weder abgeschafft werden kann, noch soll: so ist es um so nöthiger, dass der Organist sich bey diesen Stimmen aller zweckwidrigen und dem Charakter dieser Art des Gesanges zuwider laufenden Verzierungen enthalte, wenn die Schwierigkeit, sie aufzufassen, nicht bis zur Unmöglichkeit ausgedehnt, und der Verbesserung des Kirchengesanges nicht gerade entgegengearbeitet werden soll. Solcher zweckwidrigen Verzierungen der Mittelstimmen hat sich Hr. K. nächst dem schon angezeigten Falle, auch in dem Chorale: *Befiehl du deine Wege*, S. 23, — im Chorale: *Es spricht der Unweisen Mund wohl*, S. 61, und in noch einigen andern, bedient. Bis zur Ueberladung sind dergleichen Figuren in allen begleitenden Stimmen angebracht in dem Chorale: *Ermuntre dich mein schwacher Geist*, S. 57. — im Chorale: *Ich hab' mein Sach Gott heimgestellt*, S. 95, in welchem der Vf. sogar die begleitenden Stimmen abwechselnd in chromatischen Fortschreitungen einhergehen lässt. In dem Chorale: *Schmücke dich, o liebe Seele*, S. 164, beginnt der Alt mit einem förmlichen Fugenthema, und in der Folge des Chorals enthält eine Stimme um die andere Rückungen in verschiedenen Notengattungen. — Durch eine solche Behandlung geht der Charakter der Choralmusik verloren, und der Satz eignet sich mehr zu einem solchen Vorspiele, in welchem der Choral, eingekleidet in den fugenartigen Stil, der Gemeinde vorgetragen wird, als zur Begleitung des Gesanges.

Dass bey dieser Behandlungsart, bey welcher man mit dem Chorale in den Charakter der Figuralmusik übergehet, der Satz in Hinsicht auf contrapunctischen Werth und reichhaltigere Verwicklung der Harmonie gewinne, kann dieses Verfahren bey der Begleitung des Gesanges der Gemeinde durchaus nicht entschuldigen, denn es erzeugt augenscheinlich Verwirrung statt der so nothwendigen Verbesserung.

Rec. fühlt sehr wohl, dass es einem Manne, der sich in der fugenartigen Schreibart völlig orientirt hat, einige Ueberwindung kosten mag, sich solcher Sätze bey anlockenden Gelegenheiten zu enthalten; Hr. K. hat aber in den mehresten seiner Chorale bewiesen, dass er sich auf eine dem Charakter des Chorals angemessene Art einschränken kann, ohne dass man seine Gewandtheit in Handhabung einer reichhaltigen und gut verwickelten Harmonie verkenne.

In der Vorrede wird bemerkt, dass der Vf. mit Fleiss sich aller sehr künstlichen harmonischen Gänge enthalten habe, weil diese Chorale vornehmlich für die niedersächsischen Kirchen bestimmt seyn sollten, in welchen er den Choralgesang der Gemeinden bey weitem nicht so rein gefunden habe, als in den Kirchen seiner Gegend. Wenn nun die vorhin gerügte Behandlung der angezeigten Chorale gleichsam eine Probe solcher künstlichern Sätze darstellen sollte: so war es allerdings ein guter Genius des Kirchengesanges, der den Vf. bestimmte, sich solcher Sätze nur in den wenigsten seiner Chorale zu bedienen. Bey dem häufigern Gebrauche derselben würde zwar sein Werk ein gelehrtes contrapunctisches Ansehen gewonnen haben, schwerlich aber in Hinsicht auf den höhern Zweck empfehlungswerth geworden seyn. Es würde bloss dazu gedient haben, den angehenden Contrapunctisten schöne Beyspiele der Behandlung des Satzes darzustellen.

Obgleich in diesem Werke alle Chorale vierstimmig ausgesetzt sind; so hat dennoch der Vf. zugleich den harmonischen Inhalt des Satzes unter der Grundstimme mit-

mittelst der gewöhnlichen Zeichen des Generalbasses vorgestellt. Dadurch gewinnt das Werk für angehende Organisten den Vortheil, dass sie durch eine Menge Beyspiele einsehen lernen, wie man bey der Abfertigung eines Chorals mit einem bloss bezifferten Basse zu Werke gehen muss, um fliesende, und in den Umfang des Altes und Tenors eingeschränkte, Mittelstimmen zu erhalten. Befremdend war es jedoch Rec., bey dieser Bezifferung der Grundstimme die hier und da in den obern Stimmen gebrauchten durchgehenden Noten, die auf den zum Grunde liegenden Basston gar keine harmonische Beziehung haben, unter dem Basse als besondere im Nachschlage stehende Accorde bezeichnet zu finden, wie es z. B. gleich in dem ersten Chorale, und zwar im ersten und im siebenten Tacte geschehen ist, wo auf der Bassnote *e*, die sich eine Quarte abwärts bewegt, ein in den Nachschlag fallender Secundenaccord verzeichnet steht. Die auf diesem Basstone *e* im Discant und Alte gebrauchten durchgehenden Noten *fis* und *a*, machen zwar gegen diesen Grundton des Sextenaccords das Intervall der Secunde und Quarte; als

a	g a	h
d	e fis	g
h	c	d
g	e	H c etc.

können sie aber wohl deswegen als ein im Durchgange gebrauchter Secundenaccord betrachtet werden? — Nach allen bekannten Systemen der Harmonie ist der Secundenaccord ein solcher, in welchem der Grundton derjenige Ton ist, welcher dissonirt und aufgelöst werden muss; und eben daher hat es mit einem im Durchgange gebrauchten Secundenaccord eine ganz andere Bewandnifs, wie man aus folgendem Beyspiele siehet:

g	g a	h
d	e d	d
h	c fis	g
G	c	H etc.
	5 4	
	3 2	6

Hier haben die durchgehenden Noten auf den Grundton einen wirklichen harmonischen Bezug, d. h., sie bilden mit dem Grundtone einen dissonirenden Accord, dessen Intervallen den nämlichen Fortgang haben, und dessen Dissonanz eben so aufgelöst wird, als wenn er im Anschlage gebraucht worden wäre. Und nur in diesem Falle können die durchgehenden Noten als besondere in den Nachschlag fallende Accorde im Generalbasse bezeichnet werden, weil der Generalbass bloss den *harmonischen Inhalt* des Satzes darstellen soll. Gleiche Bewandniss hat es auch mit verschiedenen andern von dem Vf. im Nachschlage angezeigten Accorden, wie z. B. S. 3 im vorletzten Tacte des Chorals, woselbst auf der Bassnote *g* ein durchgehender Terzquartenaccord verzeichnet stehet. Rec. wünscht daher, dass der Vf. diejenigen durchgehenden Noten, die auf den zum Grunde liegenden Basston keine eigentliche harmonische Beziehung haben, nicht als besondere in den Nachschlag fallende Accorde bezeichnet hätte, weil Anfänger durch eine solche Art der Bezifferung gar leicht veranlasset werden können, mit ihrer Theorie der Accorde in Widerspruch zu gerathen.

Die Vorspiele zu diesen Choralen geben dem Werke des Vfs. einen noch ungleich höhern Werth, und wahrscheinlich werden sie den mehresten Organisten weit willkommener seyn, als die Chorale selbst, weil in diesem Fache noch immer sehr wenig Gutes, sehr Weniges, was dem Orte, dem Instrumente und dem Geschmacke der Zeit entspreche, erschienen ist. Tiefe Kenntniss der Harmonie, besonders des doppelten Contrapunctes und der Fuge, die durch vieljährige Erfahrung berichtigt und geläutert ist, sind die Quellen, aus welchen die mehresten dieser Vorspiele flossen. Auch die in einer freyen Schreibart erscheinen, haben vielen Werth. Mannichfaltigkeit in der Form sowohl, als in der Behandlung des Satzes, und eine gute Behandlung und Durchführung des gewählten Hauptgedankens in den weiter ausgeführten Sätzen, sind unverkennbare Züge dieser Vorspiele.

In Hinsicht auf den Ausdruck der Empfindung, die in dem Liede herrscht, zu welchem der Choral zunächst bestimmt ist, sind diese Vorspiele zwar nicht durchgehends von gleichem Gehalte; dennoch aber immer so, wie man sie nur von sehr wenigen Organisten zu hören pflegt. Rec. glaubt daher versichern zu können, dass kein Orgelspieler, der diesen Vorspielen gewachsen ist, das Werk ohne völlige Befriedigung aus den Händen legen werde; und Hr. K. hat dafür gesorgt, dass die grössere Anzahl dieser Vorspiele auch von minderfähigen Organisten vorgetragen werden könne, von denen sich gewiss sehr viele angereitzt finden werden, sich durch fleissige Uebung auch der schwerern Meister zu machen.

Der Satz des Vfs. ist völlig rein; nur zuweilen kommen einige Stellen vor, über deren grammatische Richtigkeit nicht alle Theoristen mit Hn. K. gleicher Meinung seyn dürften. Hieher gehört z. B. die öftere Vernachlässigung der allgemein anerkannten Regel, die verdeckten Quinten betreffend, nach welcher in den beiden äussersten Stimmen eines vierstimmigen Satzes (zumal bey Noten von so langsamer Bewegung, wie im Chorale) nur die beiden Gattungen erlaubt sind, in welchen die Oberstimme eine Secunde und der Bass eine Quinte oder Quarte fortschreitet. Solche Gattungen der verdeckten Quinten, welche die Lehrer der Harmonie nicht für zulässig in den beiden äussersten Stimmen anerkennen, und deren sich gute Contrapunctisten nur sehr selten bedienen, hat Hr. K. sehr oft gebraucht; z. B. S. 6 im 2 Tacte des Chorals; S. 11 in der letzten Zeile im 5 Tacte; S. 13 im 1 Tacte; S. 15 auf der 1 Zeile; S. 23 im 1 Tacte des 2 Theils; S. 24 im vorletzten Tacte der 2 Zeile u. s. w. Im Anfange des Chorals S. 14 stehen sie dreymal nach einander nämlich

c a h g	a fis
a d g c	fis h.

Aus diesem letzten Beyspiele, in welchem sie recht absichtlich gesetzt scheinen, weil der Vf. die Töne der Grundstimme eben so gut in der Gegenbewegung hätte setzen, und dadurch alle drey verdeckte Quinten vermeiden können, überredet sich beynahe Rec., dass Hr. K. die Nothwendigkeit der vorhin bemerkten Regel nicht anerkennt. — Doch hierüber mag er sich mit den Grammatikern vergleichen!

Die Verlagshandlung hat nichts gespart, diesem schätzbaren Werke ein gefälliges und seinem Werthe entsprechendes Ansehen zu geben. O—

Monatsregister

vom

Februar 1804.

I. Verzeichniss der im Monat Februar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

)(N.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Februars.

Stern-

Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

V.

V.

W.

Nekrolog.

Oeffentliche Lehranstalten.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

K.

L.

M.

Müll.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 1 MÄRZ, 1804.

THEOLOGIE.

Züllichau, b. Frommann: *Ueber die kirchliche Genugthuungslehre.* Zwey Abhandlungen von D. *Josias Friedrich Christian Löffler.* 1796. 176 S. 8.

Es ist bekannt, welchem Misbrauche die kirchliche Lehre von der Genugthuung ausgesetzt, und wie gefährlich sie für die Moralität des grossen Haufens ist. Man mag sie in den theologischen Schulen modificiren, wie man will, um sie für die Moralität unschädlich zu machen, so bleiben doch immer die Bestimmungen für das gemeine Fassungsvermögen zu fein, als dass sie von demselben rein aufgefasst und lebendig erhalten werden könnten. Rohe Gemüther, bey denen das Sittengesetz nicht in seiner vollen Kraft entwickelt ist, bleiben blos an der Idee von einer Sündenvergebung durch die moralische Stellvertretung eines Andern hangen, und bilden sie in ihrer Roheit zu einer wahren Ablasskrämerey aus, wobey die Moralität unmöglich gedeihen kann. Dazu kommt noch, dass die kirchliche Lehre von der stellvertretenden Genugthuung so wenig aus der Philosophie als aus der Bibel hinlänglich erweislich ist. Der würdige Vf. glaubte daher, dass sie um so eher aus dem praktischen Unterrichte der Menge in die theologischen Schulen zu verweisen sey, und dass praktische Lehrer selbst die biblische Lehre von einer Vergebung der Sünden um des Todes Jesu willen, so wie von einer Reinigung durch sein Blut, in der Praxis übergehen, und den Exegeten überlassen könnten, besonders da sich die Vergebung der Sünden in der Bibel nicht auf Sünden beziehe, die im Christenthume begangen würden, sondern auf solche, die von Juden und Heiden vor dem Christenthume begangen wären. Diese Ideen trug Hr. D. L. zuerst in einer Abhandlung vor, die als Vorrede vor der *zweyten* Ausgabe des *ersten* Bandes seiner Predigten steht. Allein Hr. D. *Stäudlin* machte mehrere Einwendungen dagegen in einem Programm, welches er im *ersten* Bande seiner *theologischen Bibliothek* noch weiter ausführte, die aber den Vf. nicht überzeugten. Er nahm daher beym Abdruck des *zweyten* Bandes seiner Predigten Veranlassung zu einer zweyten Abhandlung, worin er seine Vorstellung ausführlicher vortrug, mit neuen Gründen unterstützte, und ihre Richtigkeit zu noch mehrerer Evidenz zu bringen suchte. Diese beiden Abhandlungen sind nun auch in der vorliegenden Schrift auf Verlangen besonders abgedruckt, und Rec. muss gestehen, dass er keine schärfere und bündigere Kritik über die kirchliche Genugthuungslehre kennt, als die hier gegeben ist, und dass Hr. L. seine gleich anfänglichen Behauptungen so plausibel zu machen gesucht hat, als es nur irgend möglich ist. Man entdeckt hier den scharfsinnigen Philosophen und den geschickten Exegeten zugleich; ausserdem eine Präcision des Ausdrucks, eine Klarheit und Gewandheit des Styls, die nichts zu wünschen übrig lässt. Je weniger man in der Auseinandersetzung dogmatischer Materien daran gewöhnt ist, wo man fast überall Gedehntheit, Schlaffheit und Dunkelheit findet, (man denke nur an die Schriften des gelehrten *Storr!*) desto mehr wird man in dem raschen Gange des Vfs. mit fortgerissen, und schon allein durch die scharfe und klare Entwickelung seiner Ideen für dieselben eingenommen. Rec. würde daher bey dieser ganzen schönen Schrift, die immer eine Hauptschrift in der bekannten Materie bleiben wird, nichts zu erinnern haben, wenn sich nur die Stelle im ersten Briefe Johannis, (2, 1) die der Vf. selbst am Ende als zweifelhaft angeben muss, für seine Hypothese von der Vergebung der, vor dem Christenthume begangenen, Sünden erklären liesse. Mit dieser Stelle steht und fällt die ganze Hypothese. Es lässt sich leicht erwarten, dass Hr. L. alles versucht haben wird, sie für sich unschädlich zu machen; aber Rec. muss bekennen, dass diess nicht gelungen ist. Er erklärt sich zweymal darüber (S. 36. 37 und S. 152—155), nimmt an, dass der Brief auch an noch unbekehrte Juden geschrieben sey, und dass ἁμαρτανειν eben so viel bedeute, als ἁμαρτωλον ειναι, welches nicht auf einzelne Handlungen gehe, sondern auf einen ganzen sündigen Zustand 1 Joh. 3, 8. Daher erklärt er die Stelle so: S. 36. 37 „Und sollte noch Jemand sündigen (sollte sich noch Jemand in dem sündhaften „strafwürdigen Zustande befinden oder darin beharren); so wende er sich nicht an den jüdischen Hohenpriester, sondern nur an Jesum, der unser Fürsprecher bey Gott, und das allgemeine Opfer für alle „bisher begangenen Sünden nicht bloss der Juden, „sondern auch der Heiden ist." Dass diess der wahre Sinn sey, erhelle nicht bloss aus dem ganzen Zusammenhange, worin Johannes von ehemaligen Sünden rede (1, 10) sondern auch daraus, dass er seine ganze Absicht, wonach seine Leser nicht ferner sündigen sollten, zerstören würde, wenn er sogleich nach jener Aeusserung hinzu setze: doch wenn auch Jemand sündigen sollte, so haben wir einen Fürsprecher u. s. w. Allein die letzte Schwierigkeit würde auch

auch nach der Hypothese des Vfs. immer dieselbe bleiben, wenn man durch keine andere Erklärung zu Hülfe kommt. Johannes sagt dennoch stets: „Diess schreibe ich euch, damit ihr nicht sündigt; doch wenn auch Jemand sündigen sollte, so haben wir einen Fürsprecher" u. s. w. Damit scheint er immer die Absicht seines Schreibens zu zerstören. Ferner bezieht sich ἁμαρτανειν auch auf einzelne Sünden, wie man mit vielen Stellen dieses Briefes beweisen kann, z. B. 5, 16. Auch kann man immer zugeben, dass sich die Stelle 1, 10 auf die Sünden vor dem Christenthume beziehe, ohne dass deswegen diese Stelle auch darauf geht, wo der Apostel nicht im Perfecto spricht, wie dort. Endlich kann man sogar mit dem Vf. annehmen, dass der Brief auch an unbekehrte Juden gerichtet sey, ohne dass man zuzugestehen braucht, diese Stelle gehe auf sie, welches sehr unwahrscheinlich ist. Hienach wäre nämlich die Absicht des Apostels gewesen, die unbekehrten Juden von Sünden abzuhalten, wozu er aber keinen Beruf hatte. Dagegen war es sehr zweckmässig, den Christen einzuschärfen, dass sie im Christenthume nicht mehr sündigen dürften. Vergleicht man mit dieser Stelle eine andere 5, 16—18, von der zwar Hr. L. sagt, dass er sie nicht verstehe, die aber so gut wie gewiss von groben vorsetzlichen Sünden, dem eigentlichen Laster, und den Schwachheitssünden der Christen handelt, für die Gott um Vergebung gebeten werden dürfe; so ist die Theorie des Johannes von der Sündenvergebung folgende. Sein Hauptgrundsatz, den er auf mehrerley Weise einzuschärfen sucht, heisst: der ächte Christ darf nicht sündigen. Allein wo ist der Mensch, der auch von Sünden der Uebereilung oder den sogenannten Schwachheitssünden ganz frey wäre? Indem also der Apostel sehr human auf die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur Rücksicht nimmt, und den Muth für die Tugend immer gleich lebhaft zu erhalten sucht, um der moralischen Verzweiflung zu wehren, fügt er als Trostgrund hinzu, dass, wenn sich auch ein Christ einmal versündigen sollte, er deswegen noch nicht zu verzagen brauche, weil er den gütigen Jesus Christus zum Fürsprecher bey dem Vater habe, der für ihn die Vergebung erbitten werde. Eben so erlaubt er auch den Christen für die Vergebung der Schwachheitssünden ihres Mitbruders zu Gott zu beten, nicht aber für die groben vorsetzlichen Sünden oder das eigentliche Laster, weil der Grundsatz fest stehen muss, dass der ächte Christ eigentlich nicht sündigen darf. Wer also in Lastern lebt, der ist kein Christ, und für die Vergebung dieser Laster soll man auch nicht zu Gott beten, weil dieses für die Verbreitung des Lasters zu gefährlich seyn würde. Auf diese Weise wird sich kein Widerspruch weiter beym Johannes finden, und alle Schwierigkeiten sind damit gehoben. — Hieraus ergiebt sich aber auch, dass eine Sündenvergebung *im Christenthume* allerdings auch apostolische Lehre ist, wenn gleich eine ganz andere als die kirchliche. Jene ist so der menschlichen Natur gemäss, von der man nichts Uebertriebenes erwarten muss, wenn sie es wirklich leisten soll, und die Art und Weise dieser Vergebung lässt sich so vernünftig erklären, dass aller moralische Anstoss dabey wegfällt. Diese aber, welche auf dem moralischen Ersatz eines Andern beruft, der mir zu Gute kommen soll, ist nach richtigen moralischen Begriffen so unhaltbar, dass man es gar nicht einmal mehr versuchen sollte, sie zu vertheidigen, nachdem der Vf. ihre Nichtigkeit so sonnenklar demonstrirt hat. Er zeigt nämlich in dem philosophischen Theile der ersten Abhandlung völlig befriedigend, dass die Strafen der menschlichen Sünden nicht unendlich seyn können, wie man in der Genugthuungslehre annimmt, weil theils der Unendliche nicht durch menschliche Handlungen verletzt wird, theils der Mensch keiner unendlichen Bestrafung fähig ist. Selbst in der Unendlichkeit der Strafe, deren die menschliche Natur fähig ist, würde ein Missverhältniss zwischen Sünde und Strafe liegen. Ferner, dass in Absicht der Moralität überhaupt keine fremde Vertretung statt finden könne. Eben so im philosophischen Theile der zweyten Abhandlung, dass für Gott keine Genugthuung nothwendig sey, damit er vergeben könne, und dass überhaupt die Ausdrücke Vergebung und Genugthuung unschicklich seyen, weil Gott eigentlich nicht vergebe, oder die Schuld und Strafe erlasse, denn der Schuldige bleibe immer schuldig, die Unschuld eines Fremden könne ihm nicht zugerechnet werden, und ein moralisches Wesen sey überhaupt der Zurechnung einer fremden Unschuld nicht fähig; was aber die Erlassung der Strafen betreffe, so könnten weder die nothwendigen aufgehoben werden, weil eine solche Aufhebung ihrem Begriffe widerstreite, noch die willkürlichen, deren Zweck erreicht werden müsse. Rec. glaubt indessen, dass die Lehre von der Sündenvergebung nicht sowohl in Beziehung auf Gott, als vielmehr auf den Menschen gedacht werden müsse. Die richtigen Begriffe von Gott können immer fest stehen, und es kann dennoch eine göttliche Erklärung der Sündenvergebung unter der Bedingung der Besserung in Beziehung auf den Menschen sehr wohl statt finden, als ein Mittel, den Eifer für die Tugend aufs neue zu beflügeln, und den Menschen aus seinem sündhaften Zustande zu reissen, worin er sonst bey der Idee beharren würde, dass eine Besserung ihm doch nichts mehr helfen könne. In den moralischen Eigenschaften Gottes wird dadurch nichts, aber der Mensch wird dadurch verändert, seine Unsittlichkeit wird in Sittlichkeit umgewandelt, und er wird aus einem unglücklichen Menschen ein glücklicher, in so fern der Genuss des Glücks ganz von der subjectiven moralischen Ansicht seiner Schicksale ausgeht. Daher hält Rec. die Lehre von einer Sündenvergebung unter der Bedingung der Besserung, für der menschlichen Natur völlig gemäss, und für gar nicht so verwerflich, als die Lehre von einer Genugthuung.

D. A.

WEST-

WESTZAANDAM, b. van Aken: *Het Leven van Joannes, den Dooper.* Door *Hendrik van Gelder*, Leeraar in de vereenigde Doopsgezinde Gemeente te Westzaandam. 1803. 233 S. gr. 8.

AMSTERDAM, b. J. W. Yntema: *Joannes de Dooper. Een leesboek voor den tegenwoordigen tijd.* Door *Jo. Herm. Krom*, Predikant te Gonda. *In drie Stukken. Eerste Stuk.* 1803. 106 S. gr. 8.

Zwey Lehrer an zwey verschiedenen Gemeinden haben zu gleicher Zeit die interessante Geschichte Johannes des Täufers zur Beförderung christlicher Erbauung bearbeitet. Jeder geht seinen eigenen Gang, aber die Arbeiten beider verdienen gelesen zu werden. Hr. *van Gelder*, der seine Schrift zunächst für seine Gemeinde bestimmt, hat in 10 Predigten die merkwürdigsten Punkte aus der Geschichte des Johannes abgehandelt, kurz erläutert und praktisch zu machen gesucht. Sie betreffen folgende Gegenstände: 1) Ankündigung der Geburt Johannes an Zacharias Luk. 1, 5—25. 2) Die Geschichte seiner Geburt V. 57—66. 3) Vorhersagungen den Johannes betreffend Luk. 3, 1—6. 4) Lebensweise Johannes und seine Predigt im allgemeinen Mark. 1, 4—6. 5) Seine Predigt insbesondere an die Pharisäer, Saducäer und Juden gerichtet Luk. 3, 7—14. 6) Johannes Zeugnifs von sich selbst in Beziehung auf den Messias Luk. 3, 15—18. 7) Die Taufe Jesu durch Johannes Matth. 3, 13—17. 8) Johannes Zeugnifs von Jesu Joh. 3, 26—36. 9) Ende des Johannes Mark. 6, 17—29, und 10) Zeugnifs Jesu von Johannes Matth. 11, 7—15. Die besten Schrifterklärer sind mit Auswahl genutzt. Hin und wieder hat auch der Vf. seine eigenen Ansichten. Wir wollen nur etwas zur Probe anführen. Bey der Ankündigung der Geburt Johannes ward die Frage aufgeworfen: worin sich Zacharias mehr als Abraham und Maria, die ebenfalls bey der ihnen geschehenen Verheifsung Zweifel erregten, vergangen habe, da ihm eine so schwere Strafe auferlegt wurde. Der Vf. antwortet darauf: obgleich die Worte selbst das Schweigen und Stummseyn als eine Strafe anzudeuten scheinen, so kann man doch die Handelsweise Gottes hier nicht als ganz willkürlich ansehen. Man bedenke nur, dafs diese Stummheit gerade das Mittel war, um eine Sache, die noch nicht ruchtbar werden durfte, geheim zu halten. Schwerlich wird man diesen Grund befriedigend finden, aber wenn der Vf. das Stummseyn nicht als eine Wirkung des Schreckens oder sonst natürlich erklären konnte, so kann der Gedanke immer andern Erklärungen oder Vermuthungen an die Seite gesetzt werden. Die Sprache in diesen Predigten ist übrigens herzlich und erbaulich, die Schilderungen sind nicht übertrieben, und die aus der Geschichte abgeleiteten Lehren sind zum Theil vortrefflich und zweckmäfsig.

Hr. *Krom* hatte ebenfalls seiner Gemeinde die Geschichte Johannes des Täufers in verschiedenen Predigten vorgetragen, und giebt nun, auf Verlangen mehrerer Freunde, den Hauptinhalt dieser Predigten als Abhandlungen und Betrachtungen heraus. Er unterscheidet in der Geschichte Johannes drey Hauptpunkte: 1) Johannes war bereits vorher, ehe Jesus öffentlich auftrat, wirksam an dem neuen Gottesreich, 2) gleichzeitig mit Jesus setzte er dieses sein Geschäft fort; 3) kurz darauf, ehe Jesus noch sein Werk vollendet, wurde er abgerufen. Jeder von diesen Abtheilungen ist ein besonders Stück gewidmet. Dieses erste Stück beschäftiget sich also blofs mit der Geschichte des Johannes vor dem Auftritt Jesu. Es enthält folgende Abhandlungen: 1) Johannes der Täufer und seine Geschichte ist besonders wichtig für uns. 2) Ankündigung, Geburt und Auferziehung des Johannes. 3) Der Geist der Predigt des Johannes. 4) Das böse Herz wird beunruhiget. Erster Versuch der Bosheit gegen die Predigt Johannes. 5) Johannes der Täufer ist wirklich ein Gesandter Gottes. 6) Johannes verrichtet keine Wunder. 7) Johannes strenge Lebensweise. Alle diese Abhandlungen können dazu beytragen die biblischen Nachrichten von Johannes richtig zu verstehen, und enthalten vielen Stoff zum weitern Nachdenken; doch sind sie mehr für gebildete Christen als für den gemeinen Mann brauchbar; der Vf. macht es sich zur Hauptabsicht das Herz der Leser zu rühren und zu christlichen Gesinnungen zu erwecken. Die Sprache ist ernst und nachdrücklich, oft abrupt und daher nicht immer deutlich genug; auch in den Vorstellungen ist mehrmals etwas übertriebenes. Wir zweifeln aber nicht, dafs diese Schrift von vielen mit Nutzen gelesen werden, und dafs diesen auch die Fortsetzung derselben erwünscht seyn werde. Der Vf. nennt sie ein Lesebuch für die gegenwärtige Zeit, und drückt sich darüber also aus. „Jesus Christus mufs die Freude der Welt seyn. Dazu ist Johannes der Täufer, der das Gefühl der Bedürfnisse weckt, und sein Geist in dem Evangelium aufbewahrt. Wie wenig ist Jesus Christus der Welt, der Christenwelt! und wie tief ist jetzt das Christenthum gesunken! Es kommt mir immer so vor, als ob ich den Johannes wieder drohen, und von der Wurffschaufel und dem Feuer und der Axt an der Wurzel des Baums sprechen hörte. Nach meinem Gefühl kann es nicht lange mehr so bleiben, schleunige Verbesserung, oder die Christenheit ist zum Urtheil reif. — Mein Auge sieht zuweilen froh in die Zukunft; es ist, als hätte ich ein sicheres Vorgefühl, welches die Ereignisse unserer Zeit noch sehr verstärken. Es sind doch noch herrliche grofse Verheifsungen von Jesu Zukunft, von seinem Reich in grofser Kraft. Das Christenthum soll doch noch mehr und stärkere Freude für die Welt seyn. Soll dann auch unter uns der Geist Johannes nicht ausgehen, und meinem Herrn den Weg bereiten? Wann kommt Johannes der Täufer für die gegenwärtige Zeit? — Der Mann, der es dem Geringen und Vornehmen, dem Layen und Prediger, dem Bürger und Fürsten ins Angesicht sagt: diefs, das ist nicht erlaubt. Er kommt, der mächtiger ist als du, mit der Wurffschaufel in der Hand. — Und stünde nun Johannes da, würden sie sich es sagen lassen?

lassen? Doch wir hoffen auf Gott und haben sein Wort; und jeder der ihn kennt und glaubt, fühlt es doch auch, dass er sein Tagewerk hat. Mit Muth also gearbeitet, in dem Geist Johannes, gegen den einbrechenden alles überwältigenden Strom der Sittenlosigkeit! — so bereiten wir dem Herrn den Weg. Mich däucht, fährt der Vf. fort, auch in dieser Rücksicht kann mein Buch nützlich seyn, nicht dass ich der Mann bin, der hier einen besondern Ruf fühlet. Gott bewahre mich vor einem solchen Wahn. Aber ich fühle meine Pflicht in meinem Kreis: dass doch jeder diess fühlte und Muth fasste, und arbeiten möchte, nachdem er Gaben empfangen hat, mit einem Auge auf Gott gerichtet! Auch das Schwache segnet Gott, und diese Arbeit wird auch nicht ganz vergeblich seyn" u. s. w. Dieses mag zugleich von der Scheibart des Vfs. eine kleine Probe seyn.

T. D.

NÜRNBERG, b. Raw: *Kleines, doch hellscheinendes Licht aus der niedern Hütte des wachenden Christen*, dem Wanderer zum Trost, der in der Finsterniss unsers Zeitalters durch Irrwische der stolzen Vernunft und hirnlosen Moralität von dem Weg nach seiner Heimath abgeführt worden. In Briefen zweyer Handwerker und in etlichen Gesprächen von ihrem die Wahrheit eben so ernstlich liebenden Freund zum Druck befördert. 1803. 109 S. 8. (5 gr.)

Ein *Seidenweber* und ein *Gürtler* wechseln mit einander Briefe über die neologischen Geistlichen, welche die Schrift, zu ihrer Verdammniss, verdrehen, und so viele tausend Seelen von dem engen Pfade auf den breiten Weg abführen; sie beide preisen sich glücklich, *dass die stolze Vernunft und die hirnlose Moralität ihnen nichts angewinnen konnte*, und es thut ihnen nur leid, dass noch so mancher auf jene zum Glauben untüchtigen Menschen von zerrütteten Sinnen achtet, von denen doch der heilige Geist ausdrücklich gesagt hat: *Sie werden es die Länge nicht treiben*, und deren Unsinn sogar zwey so schwache Werkzeuge, als diese zwey Handwerker sind, die aber doch die Salbung von dem Heiligen empfangen haben, so überzeugend für Schneider und Leinweber, welche arm am Geiste sind, darthun können. Aber wie? Wenn sie sich Mühe gäben, diese Sünder von dem Irrthum ihres Weges *zu bekehren?* Recht gut; nur begreift man wohl, dass die *Verführer* anders als die *Verführten* behandelt werden müssen; von jenen heisst es: Machet etliche *mit Furcht* selig! Der fromme Wunsch des Seidenwebers in Ansehung der Neologen geht demnach dahin, dass ein tüchtiger *Säbelhieb* auf den „illuminirten" Kopf eines *jeden* von ihnen fallen möge, so wie sein Freund, der Gürtler, in dem letzten Kriege zu seiner Seele Heil von einem Soldaten einen Hieb erhalten hat, für den er noch Gott preisst; so, meint der edle Menschenfreund, würde „der Schwindelgeist dieser Volksverführer Luft „zum Ausdünsten bekommen;" und die Brunst seines Verlangens nach ihrer Seele Heil ginge wohl so weit, dass er ihnen *diesen segenvollen Säbelhieb allenfalls* selbst versetzte, wenn er nur hoffen dürfte, dass ihr Geist dadurch selig würde auf den Tag Jesu Christi.

OW.

KLEINE SCHRIFTEN.

BIBLISCHE LITERATUR. *Oldenburg*, b. Stalling: *Bemerkungen über Psalm* 22, 30. zur Ankündigung einiger Abschieds-Reden durch *Christ. Wilhelm Ahlwardt*, des Oldenb. Gymn. erst. Prof. und Rector. 1803. 10 S. 4. Der vielen Psalmen-Uebersetzungen und Erklärungen ungeachtet, die wir in neueren Zeiten, besonders in Teutschland, erhalten haben, schwebt doch über vielen Stellen noch grosse Dunkelheit; auch fehlt es uns, wie Hr. *A.* sehr richtig bemerkt, immer noch an einer kritischen Ausgabe der ehrwürdigen Ueberreste der alten orientalischen Poesie. Der verdorbene Text wird vielmehr immer von einer Ausgabe in die andere mit den grammatisch-unrichtigen Lesarten gutmüthig hinüber getragen. Willkommen muss daher dem Bibelfreunde dieser kleine Beytrag zum besseren Verständniss einer dunkeln Psalmen-Stelle seyn. Nach einer kurzen, mit Einsicht und Unbefangenheit abgefassten Kritik der vorzüglichsten älteren und neueren Uebersetzungen dieser Stelle, die dem Vf. nicht genügen, trägt er S. 9 und 10 seine eigene Erklärung derselben vor. Seiner Meinung nach, sind bloss die Worte אכלו und יכרעו von den Abschreibern verwechselt, und der Dichter schrieb:

לְפָנָיו יִכְרְעוּ וַיִּשְׁתַּחֲווּ כָּל דִּשְׁנֵי אֶרֶץ,
אָכְלוּ כָּל יוֹרְדֵי עָפָר;
וְנַפְשׁוֹ לֹא חִיָּה.

„Vor ihm (Jehovah, V. 29) werden sich beugen, und werden anbeten alle Fetten (Grossen und Reichen) der Erde;
Essen werden alle in den Staub Niedergebeugte,
Und die, welche ihr Leben nicht erhalten können (die Armen)."

Die Gedankenfolge vom 24 bis 32 V., deren Angabe den Auslegern viele Mühe gemacht hat, giebt Hr. *A.* so an: „Der von froher Aussicht in die Zukunft begeisterte Dichter fodert V. 24 alle Israeliten auf zur Verehrung Jehovah's, der (V. 25) sich der Bedrängten annimmt, und ihr Geschrey erhört. Diesem Jehovah (V. 26) will der Dichter vor allem Volk lobsingen, und ihm seine Gelübde erfüllen, denn, nach V. 27, sättigt er die Armen und beglückt die, die ihn verehren. Auch werden, so glaubt der Dichter, einst noch die benachbarten Nationen, ja alle Völker diesen mächtigen Jehovah (V. 28) verehren. Ihn werden (V. 30) alle Grossen der Erde anbeten, ihn, der die Armen sättigt, und der sich der Bedrängten annimmt. Die Nachkommen (S. 31) der jetzt lebenden Völker werden dereinst mit den Israeliten nur ein Volk von Verehrern Jehovah's ausmachen, und (V. 32) die kommenden Geschlechter werden Jehovah's Gerechtigkeit, Huld und grosse Thaten preisen." — Es ist nicht zu leugnen, dass durch die von dem Vf. angegebene Lesart ein guter Zusammenhang heraus kommt, und der Parellelismus der Glieder gehörig gewahrt wird. Wollte man den Ausdruck ונפשו לא חיה, mit *Eckermann* und *Ammon*, uneigentlich nehmen: *et omnis — qui animum suum non refocillat*, und an *trostlose Menschen* denken, so gäbe auch das keinen übeln Sinn. Doch möchten wir lieber mit Hn. *A.* an Menschen denken, *die ihr Leben nicht erhalten können*, d. h. an *Arme*; denn diesen ist das *Schmausen* willkommner, als *trostbedürftigen* Menschen. — Wir sehen ähnlichen Proben des Vfs. mit Vergnügen entgegen.

Kw.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 MÄRZ, 1804.

JURISPRUDENZ.

Rostock, b. Stiller: *Erörterungen aus der Lehre vom Besitz*, von *Fr. Wilh. Sibeth*, Land- und Hofger. Assess. zu Güstrow. Erster Theil. 1800. 169 S. gr. 8.

Diese Schrift ist ein wahres Muster von Unmethode, so im höchsten Grade nachlässig und chaotisch ist die Anordnung, und so gänzlich fehlt es dabey an allen Hülfsmitteln zur Uebersicht; es sieht darin aus, wie in dem berühmten Hause der Laune zu Wien. Selbst dasjenige, was die Klarheit der Meditation selbst betrifft, befindet sich darin in einem Zustande der Verlarvung, aus welchem der Leser es mühsam herausziehen muss, wenn er sich die Augen über den Verfasser und dessen Theorie will aufgehen lassen. Wer wird nicht lieber bey einem solchen Buch vorübergehen, als es einstudiren wollen? Und wenn zu dem letzten Jemand den Muth fasst, wer wird es dann nicht unwillig auf die Seite werfen, wenn er, damit das Mass voll werde, S. 27 auf folgende Stelle stösst, womit der Vf., unbefangen und unschuldig, aber geschmacklos bis zum Widerlichen und Aberwitzigen, die Entwickelung der Hauptgrundsätze nach dem positiven Rechte beginnet: „Im grammatischen Sinne heisst *sedere* nicht, tiefer Betrachtung erfüllt, der Dinge Ungrund erspürend, in Gedanken auf einem körperlichen oder unkörperlichen Gegenstand weilen, sondern *sedere* heisst, mit dem körperlichen Steisse auf einem körperlichen Dinge ruhen. *Possidere* kommt her von *post sedere* (warum hat der Vf. nicht lieber an *podice sedere* gedacht?) Dieses ward erfunden, weil *sedere*, auf etwas sitzen, einen zu engen Begriff hatte, und diess, dass man eine körperliche Sache mit seinem Körper oder mit seinen körperlichen Sachen verband, ohne eben darauf zu sitzen, nicht ausdrückte. *Possidere* bedeutet daher nach der ursprünglichen Idee des Erfinders, theils ein körperliches Fortsitzen auf ein köperliches Ding, nämlich um zu bezeichnen, dass jemand, wenn er auch nicht mehr, oder nicht immer auf der Sache oben aufsitze, dennoch als ein Fortsitzender anzusehen sey, theils ein hinten auf, oder hinterher sitzen, gleichsam Achtung geben und wachen auf körperliche Sachen, auf denen man nicht füglich sitzen kann, oder die, wie z. B. *immobilia*, zu gross sind, um von unserm Körper gedeckt werden zu können."

Kein Wunder also, dass die Schrift des Vfs. bis jetzt noch nicht hat beachtet, viel weniger geachtet werden wollen. Hr. *Savigny* in seinem *Rechte des Besitzes* (1803) fällt das Urtheil darüber: es sey dem Vf. derselben selbst dunkel geblieben, was er denn eigentlich recht gewollt habe. Sein originelles Bestreben verdiene jedoch Achtung, ob es gleich völlig fruchtlos geblieben sey. Hr. *Thibaut* in dem *Systeme des Pandectenrechts* (1803) übergeht sie bey Gelegenheit der Literatur der Besitzlehre ganz mit Stillschweigen. Rec. aber hat sich durch Alles dieses nicht abschrecken lassen, die Schrift des Vfs. zu lesen und wieder zu lesen. Er kannte den Vf. schon aus der Lehre von den Klagen, als einen fein und originell denkenden Kopf; er schätzte ihn längst über das grosse, aber gemeine Heer der compilirenden, repertorirenden, epitomirenden, commentirenden, und controvertirenden Juristen, die im Felde der juristischen Literatur, zur Erstickung aller bessern Cultur des Bodens, herum gelagert liegen, wie eine Landplage; er zählte ihn längst zu den Menschen, die die Kraft haben, ihren eigenen Weg zu gehen, ob sie es gleich nicht verstehen, ihre Meditation anders, als roh und ungeschlacht, auszusprechen, ohne oft auch nur einmal deutliche Rechenschaft darüber geben zu können;

— — — — sie drücken
Ihre fünf Finger in Wachs, und wissen nicht fünfe zu zählen.

Dazu kam, dass Rec. von S. 162 an eine Reihe von praktischen Beyspielen und Rechtsfällen erblickte, in welcher man die Theorie des Vfs. in der Anwendung kennen lernen sollte, und die ihn mit Sicherheit hoffen liessen, der Vf. habe etwas mehr, als ein unfruchtbares und am Ende, Trotz alles Lesens und Wiederlesens, doch wohl nicht einmal aufzuklärendes Gedankenspiel getrieben. In der That hat sich Rec. in seinen Hoffnungen und Erwartungen am Ende nicht betrogen gefunden; er hat sich vielmehr zuletzt vollkommen davon überzeugt, dass es dem Vf. gelungen sey, einige eben so richtige als tiefe Blicke in die Besitzlehre zu thun, und die Spitzen des Fadens zu entdecken, dem man sich zur Leitung durch das Labyrinth dieser Lehre mit Sicherheit anvertrauen kann. Es ist dem Rec. nicht leicht geworden, sich in die Ansicht des Vfs. hinein zu arbeiten; nachdem er aber bis dahin gelangt ist, stimmt er der Theorie des Vfs., der Sache selbst nach, und ganz abgesehen von der Form, vollkommen bey, und könnte sich versucht fühlen, ihr eine eigene Ausführung zu widmen, in der Absicht, sie durch weitere Simplificirung, zum Theil auch durch richtigere Ableitung der Grundsätze, durch eine geschmackvollere

lere und verständlichere Behandlung des Stoffes, durch Vermeidung mancher inconsequenten Ausweichungen aus dem Geleise der Theorie, vorzüglich aber durch eine methodisch richtigere Anordnung der Meditation, verbunden mit der erfoderlichen Rücksicht auf wissenschaftlichen Zusammenhang, zu einem höheren Grade sowohl der Klarheit, als der Haltbarkeit zu erheben.

Der Vf. fängt mit Erörterung der Lehre *nach allgemeinen Begriffen* an. Die Grundzüge, mühsam von dem Rec. in eine verständliche Form und Sprache gebracht, sind etwa folgende: Besitz ist eine Handlung, zu der ich, in Ermangelung stärkerer Ansprüche, schon *durch sie selbst* berechtiget bin. So existirt ein Recht zu besitzen, blos und allein aus dem Grunde, weil ich besitze. In historischer und metapolitischer Hinsicht ist der Besitzgrund der originärste Rechtsgrund, weil sich der Rechtszustand unmittelbar an den simpeln Besitzzustand anschliesst; in eben dem Betrachte muss aber auch der blosse Besitzgrund, im Verhältnisse zu den neueren derapirenden Ereignissen, die der selbst derapirende Rechtszustand herbey geführt hat, der allerschwächste Rechtsgrund seyn; er liegt gewissermassen nur auf der Gränze zwischen dem blossen Besitz- und Rechtszustand, und ist am Ende weiter nichts, als ein Ueberbleibsel aus jenem, der in diesen mit hinüber getragen worden ist, während hingegen die eigentlichen Rechtsgründe mitten in dem Umfange des Rechtszustandes liegen. Auf diesen Besitz, aus dem Rechtsgrunde des blossen Besitzes, ist der Begriff der *Possessio* in juristischer Bedeutung einzuschränken, während der Besitz aus irgend einem durch den Rechtszustand erst neu herbey geführten Grunde eines Contracts oder Testaments, in das *Petitorium* gehört. Das Recht selbst aber, welches ich durch jenen Besitz habe, ist nicht im Besitze, sondern im Eigenthume. Darnach scheiden sich auch die Gränzen zwischen *Possessorium* und *Petitorium*. Jenes aber ist wieder *summarium* oder *ordinarium*, je nachdem der Besitz, welcher dem Grund des Rechts abgiebt, der jetzige, oder ein früherer ist, den ich bereits von dem jetzigen Besitzer gehabt habe. Aus diesen Principien folgt dann: a) dass es widersprechend ist, einen Besitz in jener juristischen Bedeutung, bey Rechten und Gerechtigkeiten anzunehmen. Der Begriff eines Rechts involvirt schon mehr, als der Begriff des Besitzes zulässt, und, wie schon gesagt, selbst das Recht zu besitzen, ist nicht einmal ein Gegenstand meines Besitzes, sondern meines Eigenthums. Alle meine Rechte stehen mir eigenthümlich zu. Am allerwenigsten aber kann von dem Besitze eines Rechts von Sache eines Andern, oder gegen dessen natürliche Freyheit die Rede seyn, da hier auch die Möglichkeit der Herrenlosigkeit und Occupabilität nicht gedacht werden kann. Denn die erste Abtrennung des Rechts von der Sache oder der natürlichen Freyheit kann durch keine blosse Besitzhandlung bewirkt werden, weil diese gegen das Recht oder die natürliche Freyheit eines Andern in Kraft weit zurück stehet, oder — wie es sich auch ausdrücken lässt — weil das *Possessorium* vom *Petitorio* sofort absorbirt wird; ist aber die Abtrennung auf eine andere Weise, z. B. durch Vertrag oder Testament, geschehen: so geschieht, sobald der Grund der Trennuug aufhört, die Wiedervereinigung dergestalt von selbst und *ipso jure*, dass kein Zwischenraum der Herrenlosigkeit und Occupabilität eintreten kann. Eben so widersprechend ist es daher auch b) dem Einen ein Recht, und dem Andern den Besitz desselben beyzulegen. Modificationen und Theilungen eines Rechts finden allerdings Statt, nämlich dass der Eine etwas, und der Andere etwas anderes von einem Rechte haben könne, dass aber der Eine das ganze Recht, und ein Anderer ausser selbigem noch ein gewisses Etwas daran oder dabey habe, was man Besitz nennen könnte, ist Unsinn. Habe ich die Rechte eines Andern wirklich: so muss ich sie rechtlich erworben haben; habe ich sie aber nicht: so kann ich sie auch nicht besitzen, weil eine Theilung zwischen meinem Besitz an seinem Recht und seinem Eigenthume daran nicht Statt findet. Ist aber ein Besitz an Gerechtsamen allemal Unsinn: so würde es c) ein noch grösserer seyn, wenn man sagen wollte, dass man diesen Besitz sogar auf eine Art erwerben könne, die nicht rechtlich ist. (Der Vf. legt auch wirklich S. 19 der Praxis eine solche Sprache in den Mund, allein sehr mit Unrecht, weil es nichts weniger als gleichartige Fälle sind: ob mir jemand einen Gulden aus der Tasche nimmt, oder ob er einen Hasen auf meinem Felde schiesst, der einen Gulden werth ist, oder ob er aus meinem See für einen Gulden Fische fängt. Auf die Gleichartigkeit dieser Fälle beruht aber lediglich die Richtigkeit seiner Beschuldigung. Es kommt darauf an, ob die Hasen und Fische so unbezweifelt ein rechtliches Zubehör meines Feldes und Sees sind, als der Gulden in meiner Tasche mir zugehört; ob die Occupations- oder Accessions- und Pertinenz-Grundsätze bey der Fischerey und Jagd angenommen werden. Im erstern Falle ist die Besitzergreifung ganz am rechten Orte, und die Besitzergreifer sind mit vollem Rechte zu schützen, bis der Eigenthümer des Feldes oder Sees im *possessorio ordinario* oder *petitorio* ein Anderes ausgemacht hat. Im andern Falle aber, in welchem folglich nicht anders, als vermöge einer Servitut oder einer sonstigen geschehenen Einräumung von einem Andern auf meinem Felde gejagt und in meinem See gefischt werden darf, verhält es sich nicht anders, als bey lit. b. Endlich folgt e) aus dem Begriffe des *Possessorii ordinarii* von selbst, dass es dabey eben so, wie beym *summario*, blos und allein auf Erfodernis des Besitzes ankommt, dass es also unrichtig ist, wenn die Praxis auf einen Titel dabey zu sehen pflegt. Der Titel gehört immer in das *Petitorium*.

Auf diese allgemeinen Grundsätze folgt von S. 21 bis 102 die Erörterung der Lehre *nach dem positiven Rechte*, wovon das Resultat ist, dass das römische Recht — denn auf dieses schränkt sich der Vf. vorzüglich ein — jenen in der Natur der Sache liegenden

den Principien treu geblieben. (Sollten nicht vielmehr umgekehrt jene Sätze aus der römischen Legislation selbst, als ihre höchsten Principien in der Lehre vom Besitze abstrahiret seyn!) Es kommt also nur darauf an, welche Bewandnis es mit den scheinbaren Abweichungen und Irregularitäten hat. Wie läſst sich 1) die *possessio juris*, von der das römische Recht so oft spricht, mit jener Theorie vereinigen? Antwort: der Ausdruck ist figürlich zu verstehen. In der L. 2 u. 3 *de precar.* heiſst es z. B. *Habere precario videtur, qui possessionem corporis vel juris adeptus est, ex hac solummodo causa, quod preces adhibuit et impetravit ut sibi possideri aut uti liceat.* Hier wird nicht ein von dem Eigenthume des Rechts verschiedener Besitz eines Andern von demselben Rechte verstanden, sondern der Ausdruck wird nur bildlich und uneigentlich von einer körperlichen Sache auf ein Recht übertragen, und wird zur Bezeichnung einer Handlung gebraucht, zu der ich *ex jure seu titulo contractus precarii*, also keinesweges *ex nudo facto possessionis* befugt werde. Das Wort *possessio* wird in solchen Fällen nicht als ein juristischer Kunstterminus, sondern als ein Ausdruck in der Sprache des gemeinen Lebens gebraucht, bey welchem der juristisch-*reelle* Charakter des erstern, der in dem Besitzrechte *ex nudo facto possessionis* besteht, gleich auf den ersten Anblick vermiſst wird. Darauf also, daſs die unter dem Kunstworte begriffene Realität auch auf das bildliche und uneigentlich gebrauchte, obwohl ganz gleichlautende, Wort irrig ausgedehnt wird, darauf beruht lediglich die Unstatthaftigkeit der von dem Rechtslehrern aufgestellten Theorie von einer *possessio juris*, die *usu ab una, et patientia ab altera parte* soll erworben werden können. Die Rechtslehrer bedenken nicht, daſs sie hier eben so albern zu Werke gehen, als ein Münzmeister, der aus den Sonnenstrahlen Ducaten prägen wollte, weil er von goldenen Strahlen gehört oder gelesen hat. Ferner ist 2) auch die *quasi-possessio* hier nicht im Wege, welche mit dem wirklichen Besitze nur verglichen wird, weil ihr einige Wirkungen des eigentlichen Besitzes von den Gesetzen, aus besonderem Grunde des *nudi facti possessionis*, beygelegt werden, ob sie gleich bey der so eben angegebenen Bewandniſs der Sache, keinesweges ein wirklicher Besitz ist. *Quasi-possessio* wird folglich, wie *quasi-contractus* und *quasi-delictum*, nur als ein Grund angeführt, warum dieses oder jenes so oder anders seyn soll. Die Gesetze sagen nicht, wie die Rechtslehrer zu behaupten pflegen: es giebt einen Besitz an Gerechtsamen, welcher *quasi-possessio* heiſst; oder *quasi possessio, quasi-contractus, quasi-delictum* ist ein eigenes selbstständiges Ding; oder gar: wo ein Ding sich zeigt, welches wie ein Contract, Delict, oder Besitz aussehen möchte, da soll dieses Ding jedesmal eigenthümliche Rechte hervorbringen, sondern die Gesetze verordnen absolut: dieses oder jenes soll so oder so seyn, und zwar aus dem Grunde, weil hier so viel natürliche Verbindlichkeit, oder so viele Momente der Polizey oder des Staatsinteresses obwalten, daſs der Landesherr sich bewogen gefunden hat, in dem Falle, obgleich darin nichts weniger als Contract, Delicte oder Possessionen vorhanden sind, dennoch mehr oder minder Wirkungen der Art beyzulegen, wie sie den Contracten, Delicten und wirklichen Possessionen eigen sind. Daraus folgt denn also 3) daſs alle Interdicte und sonstige Gesetze, welche in einem solchen Falle Befugnisse gewähren, wahre bestimmte einzelne Verordnungen sind, und, was insbesondere den so genannten Besitz an Gerechtsamen betrifft, keinen Besitz eines Rechts, so daſs die *remedia possessoria* und das *Petitorium* Statt finden könnten, sondern entweder ein wahres, volles Recht selbst, oder mindestens ein geringeres Recht, bey welchem jemand so lange einstweilen geschützt wird, bis das bessere Recht des Andern zur Sprache gekommen ist, erzeugen. Die Klagen aus dergleichen Interdicten sind daher auch wirklich petitorisch. Der Vf. rechtfertiget dieses Alles mittelst der Exegese einer ganzen Reihe von Gesetzen.

S. 67 geht der Vf. zur näheren Anwendung seiner Theorie auf den Gebrauch der possessorischen Rechtsmittel über, und zeigt die vielfältigen Irrthümer, deren sich die Praxis in dieser Hinsicht zu Schulden kommen läſst. Diese Rechtsmittel treten I nur dann ein, wenn ich eine Sache *bloſs und allein* aus dem Grunde eines gegenwärtigen oder vergangenen Besitzes als die meinige in Anspruch nehme. Dahingegen stehen sie mir II in Rücksicht solcher Sachen nicht zu, die ich als die deinigen anerkenne, oder als solche constiren, sondern ich muſs hier petitorisch klagen, z. B. *ex contractu, ex lege* u. s. w. denn es steht mir dein Eigenthum oder deine natürliche Freyheit entgegen, wodurch mein Recht aus dem bloſsen Facto des Besitzes unmittelbar absorbirt wird. Die possessorischen Rechtsmittel stehen mir also z. B. in folgenden Fällen nicht zu: a) wenn ich eine Servitut gegen dich behaupte; b) wenn ich mich bey einer Foderung auf einen persönlichen Rechtsgrund beziehe. Ich kann also keinen Besitz der Zinszahlung verlangen, aus dem Grunde, weil ich bisher Zinsen erhalten habe. Die Sache ist hier sogleich aus dem Contracte zu erörtern; c) wenn ich ein Personenrecht gegen dich in Anspruch nehme. Entsteht also z. B. wegen des Zustandes der Kindschaft Streit: so macht das sogenannte Besitzen nichts aus; denn die natürliche Freyheit des Gegentheils, als *Petitorium*, steht mir sogleich entgegen, und schlägt gegen das bloſse Factum des Besitzes gleich dergestalt petitorisch durch, daſs ich beweisen muſs, daſs und wie ich das Recht der Kindschaft erlangt habe. Eben so wenig aber kann d) mein Gegner sich auf einen Besitz beziehen, wenn er mir ein Recht an seiner Sache oder gegen seine natürliche Freyheit wirklich zugesteht, und diesem Rechte zuwider handelt, gleichsam als sey seine Handlung ein *actus* der natürlichen Freyheit. Ob nun gleich III in allen diesen Fällen von keinem eigentlichen *remedio possessorio* die Rede seyn kann: so kann es doch sehr wohl seyn, daſs der Gesetzgeber

ber seine guten Ursachen hat, *aus andern Gründen, als aus dem Grunde des blossen facti possessionis*, vorzüglich aus polizeymäsigen und regierungsrechtlichen Gründen, eine interimistische, provisorische und polizeyartige Besitzschützung, der entgegenstehenden Rechte des Eigenthums oder der natürlichen Freyheit des Andern ungeachtet, zu verordnen. Auf solchen Gründen beruhen die Interdicte, die auf Gerechtsame gegen die Sachen oder die Freyheit Anderer gerichtet sind, und manche andere possessorische *Provisoria* und *Interimistica* (insbesondere auch wohl die Verfügung der Reichsgesetze in Hinsicht des Besitzstandes *ob metum armorum* u. s. w.) Hieher gehört auch das *Interimisticum* wegen des Zustandes der Kindschaft, damit das Kind, wenn ein Anschein für dasselbe spricht, wahrend des Processes nicht verhungere. Es ist aber Wortmissbrauch, diese Rechtsmittel mit den eigentlichen *Remediis possessoriis* zusammen werfen zu wollen, theils weil jene auf einem ganz anderen Grunde beruhen, theils weil sie sich in den Folgen ganz anders äussern. Denn was die Folgen betrifft: so muss z. B. bey dem *Interdicto de itinere actuque privato* derjenige, welcher in der sogenannten *quasi-possessio* geschützt worden ist, den Beweis im Fall der gegenseitig angestellten *actio negatoria* übernehmen, den bey den eigentlichen *Remediis possessoriis* der Geschützte vom Gegentheile zu erwarten berechtiget ist. (Ja, es ist nicht abzusehen, warum derjenige, der sich eines solchen *Interdicti* bedient hat, nicht noch hinterher zu einem eigentlichen *remedio possessorio* sollte greifen, oder warum er nicht Eins mit dem Andern sollte cumuliren können.) Ohnehin sind dergleichen *Interdicta, Interimistica* und *Provisoria*, wenn sie gleich summarisch zu behandeln sind, dennoch in Hinsicht des ihnen unterliegenden rechtlichen Grundes, wirklich petitorische Rechtsmittel; bilden auch keine reine Justizsachen, und passen mehr für Regierungs- und Polizeybehörden, als für Justizhöfe; von den achtzehn Titeln also, welche *Claproth* in seinen *summarischen Processen* zu den Rechtsmitteln rechnet, sich beym Besitze zu erhalten, gehören die meisten überall nicht dahin. Uebrigens versteht es sich von selbst, dass die Interdicte nur auf die ausdrücklich benannten Fälle einzuschränken sind. Wollte man sie zu allgemeinen Regeln generalisiren: so würde man auf diesem Wege wieder in den Fehler der Praxis gerathen, gegen welchen die gegenwärtige Theorie des Vfs. vorzüglich gerichtet ist. Was S. 24 u. ff. über den Fall gesagt wird, wenn ich *mit einem dritten* über deine Sachen und über Gerechtsame auf dich im Streit gerathe, muss Rec. übergehen, weil es ihm einer Umschmelzung zu bedürfen scheint, die ihn hier zu weit führen würde.

(*Der Beschluss folgt.*)

KOPENHAGEN, gedr. b. d. Direct. Schulz: *Zollverordnung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein*. 1803. 179, 28, 16 u. 29 S. gr. 8.

Dieses zu Friedrichsberg am 8 Jul. 1803 erlassene Gesetz gehört auch in wissenschaftlicher Rücksicht zu den merkwürdigsten Producten dieses wichtigen und schwierigen Fachs. Es ist auf den weisesten und liberalsten Grundsatz gebauet, nämlich auf die möglichste Freyheit des Handels und Gewerbes, nachdem man sich durch eine lange Erfahrung von den nachtheiligen Folgen aller Künsteleyen und alles unnatürlichen Zwangs überzeugt hatte. Jetzt ist die Einfuhr aller Waaren aus der Fremde in den Herzogthümern ohne Unterschied erlaubt, nur mit Ausnahme des fremden Porcellans, so wie der fremden gefärbten und gemalten (nicht aber einfarbigen, die zugelassen ist) Fayance und gebrannter Wurzeln, Bohnen und aller anderen Gewächse zum Kaffeemachen. Jener Artikel ward untersagt zum Besten der Porcellanfabrik in Kopenhagen; dieser, weil nach dem Brennen eine Untersuchung, ob schädliche Dinge, als giftige Kräuter und dergleichen, darunter gemischt sind, nicht wohl möglich ist. Eben so mögen nach der Fremde alle Waaren, sowohl ausländische, als die Producte und Fabricate der Königreiche und Herzogthümer ausgeführt werden, ausgenommen Feldsteine, als ein unentbehrliches Bedürfniss zu den Deicharbeiten, und Holz aus den westlichen Districten des Herzogthums Holstein, nur mit gewissen Einschränkungen. Der gegenseitige Handel zwischen den Königreichen und Herzogthümern, so wie in den Herzogthümern von einem Ort zum andern ist ganz uneingeschränkt, bis auf die Einfuhr weniger Artikel noch, die in den Königreichen durch die dänische Zollrolle vom 1 Febr. 1797 untersagt ist. In Ansehung des Handels von und nach dem dänischen Ost- und Westindien, Island, Finmarken, Faroe und Grönland gelten noch die besondern einschränkenden Anordnungen. Der Einfuhrzoll ist S. 17 bis 65 und der Ausfuhrzoll S. 70 bis 80 von den einzelnen Waaren in alphabetischer Ordnung, nach der dortigen Landesmünze, Thaler und Schillingen, genau bestimmt. Alle nicht genannte Waaren zahlen bey der Einfuhr 4 Schilling von dem Thaler des Werths (das ist $\frac{1}{12}$); bey der Ausfuhr aber sind die nicht in dem Tarif des Ausfuhrezolls genannten ganz frey. Der Einfuhrzoll scheint Rec. nach dem richtigen Maasstab bestimmt zu seyn, welchen auf der einen Seite die gegenseitigen Handelsverhältnisse der Staaten, so wie auf der andern das Bedürfniss der einheimischen Fabrication und die Befugniss des Staats, den entbehrlichen, besonders in die Augen fallenden Luxus zu beschatzen, an die Hand geben. Für das so zarte Interesse des Transitohandels und der darauf sich beziehenden Auflage-Freyheit ist mit einer musterhaften Schonung gesorgt; auch sind die Vorschriften wegen der Expedition ganz dazu geeignet, die Abmachung des Geschäfts zu beschleunigen, zu simplificiren, und den Ausländer vor allem Unterschleif und Zudringlichkeiten zu sichern. In dieser Rücksicht ist auch die Instruction für die Zollbedienten, und die sehr mässige Sporteltaxe derselben durch den Druck bekannt gemacht und der Verordnung beygefügt. Der dritte Anhang enthält einige beybehaltene Punkte aus der Zollverordnung vom 23 Nov. 1778, die besonderen Befreyungen gewisser Districte betreffend.

R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 MÄRZ, 1804.

JURISPRUDENZ.

Rostock, b. Stiller: *Erörterungen aus der Lehre vom Besitz, von Fr. Wilh. Sibeth.* Erster Theil etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. beschliesst sein Werk, von S. 107 bis an das Ende, mit einer Reihe von Beyspielen und Rechtsfällen, die er einer strengen Kritik nach dem Massstabe seiner Theorie unterwirft, und die den praktischen Beleg liefern, welch ein Unwesen mit dem *Possessorio summario et summariissimo* in den Gerichten und bey den Spruchcollegien getrieben zu werden pflegt.

Rec. giebt dem Vf. darin vollkommen Recht, dass es in der Praxis gar sehr an geläuterten Principien über den Unterschied zwischen dem *Possessorio* und *Petitorio* fehlt, und dass man jenem darin viel zu viel Spielraum auf Unkosten des Eigenthums, der Contracten und der sonst wohl erworbenen Rechte einräumet; Rec. schätzt auch die Ungerechtigkeit und den Nachtheil hievon um so viel höher, da man, bey der Langwierigkeit und Kostbarkeit der Processe, nach einmal entschiedenem *Possessorio*, so selten noch Lust hat, in das *Petitorium* überzugehen, oder doch, wenn man den Schritt thut, so viele Schwierigkeiten findet, damit zu Ende zu kommen. In der That schleicht auf solche Weise ein heimliches Faustrecht unter dem Schutze der Gesetze unter uns umher, dessen Theorie darin besteht: nur erst kühn und unverschämt zuzugreifen, und sich aus dem Facto des Besitzes schützen zu lassen, dann aber, nachdem man einmal den Schutz des *Possessorii* gewonnen hat, den Gegentheil in den endlosen Irrgängen und auf der Instanzen-Leiter des *Petitorii* zu ermüden. Aber in manchen Stücken erscheint dennoch dem Rec. der Zustand der Praxis anders, als dem Vf. Nicht immer ist es Irrthum, der die Praktiker den rechten Weg verfehlen lässt, sondern häufig rathet ihnen der Hang zur Bequemlichkeit, oder die Noth, viele Urtheile in kurzer Zeit, oft nur im Fluge, machen zu müssen, die leichtere Entscheidung des *Possessorii* nur erst vorweg zu nehmen, um aber dieses thun zu können, ein *Possessorium* da eintreten zu lassen, wo keins eintreten sollte, und sich so der Acten schnell zu entledigen, mit der Hoffnung und Beruhigung, dass das in den Acten bereits liegende *Petitorium* hiernächst auch wohl noch einmal sein Recht erhalten werde. — Ferner kommen allerdings oft Fälle vor, in welchen die Praxis einen Besitzstand gestattet, ohne dass dazu durch ein eigentliches *Remedium possessorium* hinlänglicher Grund vorhanden ist, der aber, sobald er nur als regierungsrechtliches *Provisorium* oder *Interimisticum* betrachtet wird, vollkommen zu rechtfertigen ist. Hier thut der Vf. unrecht, wenn er die Praxis auf seine Theorie zurückweiset, in welcher die römischen *Interimistica* selbst einen so bedeutenden Platz einnehmen: dass es aber bey den römischen *Interimisticis* nicht geblieben, und dass insbesondere durch die Reichsgesetze ihre Anzahl sehr vermehrt, und durch die Praxis noch immer weiter ausgedehnt worden ist, kann nicht Wunder nehmen, da theils die fremden Rechte in allen regierungsrechtlichen Verhältnissen für uns viel zu dürftig, auch überall nicht einmal ganz auf uns anwendbar sind, und theils alle unsere Justizbehörden, namentlich die Reichsgerichte, vor allen Dingen aber die Untergerichte, von der, von früheren Zeiten her noch fortdauernden Beschaffenheit sind, dass sie neben ihren reinen Justizgeschäften noch einen regierungsrechtlichen Wirkungskreis, z. B. in dem Stadt- und Amtshaushalte, haben. Freylich hätte diese Vervielfältigung ein Grund für uns werden müssen, den Justizgang noch weit mehr, als es bey den Römern nach einem erkannten *Possessorio* oder *Interimistico* geschah, zu beschleunigen; statt dessen aber ist er an Langsamkeit um viele Grade gestiegen, so dass, wenn man nach dem Laufe der Praxis urtheilen will, man fast versucht werden möchte, unsere ganze Justiz für nicht viel mehr, als für ein polizeyrechtliches *Interimisticum* zu erklären. Und leider denken unsere modernen Gesetzreformatoren eher an Alles, als an die Abstellungen dieses gewiss grossen Uebels! — Endlich lassen sich viele *Possessoria*, welche die Praxis eintreten lässt, noch dadurch gegen den Vf. rechtfertigen, dass es dem Eigenthümer, oder einem jeden Andern, der seiner *Befugniss* nach petitorisch klagen könnte, unbenommen seyn muss, seiner *Convenienz* nach den weit leichteren Weg des *Possessorii*, wenn er sich im blossen Facto des Besitzes gründen kann, oder auch wohl eines blossen *Interimistici* einzuschlagen. *Hommel*, in *Rhapsodia quaest. obs.* 479 stellte es als ein schweres und noch nicht gelöstes Problem auf, warum der Schneider, der Bediente oder Arzt, den ich abdanke, nicht gegen mich auf den Besitzstand klagen könne; und *Höpfner* nahm sich mit ernsthafter Miene die Mühe, diese Frage in einem eigenen Programme (Giessen 1777) beantworten zu wollen. Das ist ein recht sprechen-

Krankheit, sondern nur *relative* Gesundheit. Hierüber wird die Erfahrung aufgerufen. Man könne nämlich, den äufseren Einflüssen oder Entziehungen gemäfs, das Maximum oder Minimum der organischen Thätigkeiten bey voller relativer Gesundheit gesetzt sehen. (Durch Bestimmung von Hypersthenie und Asthenie kann so wenig die Natur der ganzen Krankheit bestimmt seyn sollen, als durch das Princip der Erregbarkeit überhaupt die Idee des Organismus erschöpft ist. Aber Hypersthenie und Asthenie, in ihrem Maximum oder Minimum gesetzt, heben die Idee der Gesundheit auf, und führen zur Idee der Krankheit, wenn auch nur zum Begriffe derselben; erst durch Berücksichtigung der veränderten Existenz des Organismus tritt die Anschauung zum Begriffe, und erst dann wird die Idee der Krankheit vollständig).

Der Vf. geht hierauf zur Aufstellung dieser Idee über, und schickt folgende im Systeme schon deducirte Ideen als Lehrsätze voraus: Der individuelle Organismus ist nur reell gesetzt in der Form mehrerer Einzelnheiten (Organe), die selbst organische Individuen sind. Jedes dieser Individuen stellt eine eigene Synthesis organischer Thätigkeiten dar, lebt, und ist durch Aeufseres bestimmbar, wie der ganze Organismus. Krankheit kann daher im einzelnen Organe, wie im ganzen Organismus, ursprünglich gesetzt seyn. Aeufsere Einflüsse wirken nicht rein bestimmend auf den Organismus, dieser ist nur durch seine eigene Thätigkeiten bestimmbar; diese werden durch äufsere Einflüsse zur bestimmten Aeufserung veranlafst, und wirken selbst bestimmend auf das Aeufsere zurück. Also ist zwischen äufserer und innerer Thätigkeit Wechselwirkung gesetzt; das Aeufsere ist für die innere Thätigkeit, die als solche indifferent, mithin potenzirbar ist, nur als potenzirend gesetzt. Jedes Organ stellt ein bestimmtes Verhältnifs der Factoren der Erregbarkeit in sich dar, welches durch seinen Exponenten für die Erscheinung gesetzt ist. Die Factoren der Erregbarkeit sind der *ideelle* (Sensibilität) und der *reelle* (Irritabilität). Die *relative Indifferenz* derselben (der Exponent) ist als *Reproductivität* gesetzt. Der Exponent ist nur durch die Factoren des Verhältnisses bestimmbar: so lange das Verhältnifs der Factoren mit dem gegebenen Exponenten zusammenstimmt, ist *Gesundheit* gesetzt; Misverhältnifs zwischen der Erregbarkeit und dem Exponenten, oder nach des Vfs. Ausdruck Inadäquatseyn der organischen Thätigkeit zu ihrem Exponenten ist *Krankheit*. Das Verhältnifs der Factoren der Erregbarkeit als Hypersthenie oder Asthenie gesetzt, giebt nur das Allgemeine der Krankheit; erst der veränderte Exponent, der die Existenz des Organismus ausdrückt, giebt das Besondere oder die Form der Krankheit. Diese Idee symbolisirt der Vf. in einer geraden Linie, die durch drey Punkte bestimmt ist, zwey Polarpunkte, wovon der eine das Uebergewicht des Ideellen über das Reelle (*sensibles System*), der andere das Uebergewicht des Reellen über das Ideelle (*irritables System*), der Indifferenzpunkt aber die Indifferenz des Reellen und Ideellen in einem dritten (*reproductives System*) bezeichnet. Die ideelle Thätigkeit des Organismus (Licht) ist der Tendenz nach expansiv gesetzt, die reelle Thätigkeit (Schwerkraft) ist der Tendenz nach contractiv gesetzt. Der Vf. setzt daher an die Stelle der Bezeichnungen Hypersthenie und Asthenie *Contraction* und *Expansion*. Jeder Punkt der Linie stellt die Natur der ganzen Linie (quantitative Indifferenz des Ideellen und Reellen) in sich dar. Es kann demnach in jedem der drey organischen Systeme abnorme Expansion oder Contraction gesetzt seyn. Da nun die Totalität des Organismus mit den drey aufgestellten Systemen umschrieben ist, so kann es auch im Organismus nur drey Grundformen von Krankheit geben, welche durch die unmittelbar bestimmten organischen Systeme selbst bedingt sind: also *Krankheiten des sensiblen, irritablen und reproductiven Systems.* (Mit diesen Zügen hätte Rec. die Ideen des Vf. über Wesen und Form der Krankheit dargestellt. Es ist nicht zu verkennen, dafs diese an sich nicht neuen Ideen mit Klarheit, Kürze und Bestimmtheit ausgesprochen sind; ein Verdienst, welches der Vf. seinen Vorgängern abgewonnen hat, die sich bey aller Weitläuftigkeit ihrer Werke desselben nicht werth gemacht haben).

Sodann folgt eine Deduction der einzelnen Bestimmungen der Krankheit und ihrer Formen. Es wird gezeigt, wie sowohl die Quantität als Qualität der Krankheit durch äufsere Einflüsse vermittelt im Organismus begriffen werden können. Alle Krankheit ist als aufgehobene Indifferenz der organischen Thätigkeiten gesetzt. Diese Differenzirung ist nur dadurch möglich, dafs die äufseren Einflüsse die organische Indifferenz nach ihrer Tendenz differenzirt haben. Die äufsere Natur ist sonach auch in der Krankheit für die organischen Thätigkeiten bestimmend gesetzt, nothwendig also auch für die bestimmte Form des organischen Seyns (Metamorphose des Organismus). So lange der Organismus die Tendenz hat, seine aufgehobene Indifferenz herzustellen, lebt er, wenn auch die organisirte Indifferenz in verschiedenen Dimensionen aufgehoben ist. Dieser verschiedenen Dimensionen der in der Krankheit gesetzten Differenz sind und können nur drey seyn. *Entweder* a) wird die organische Indifferenz in Bezug auf die ganze Linie aufgehoben, und also im Ganzen entweder überwiegende Expansion oder Contraction gesetzt. In diesem Falle wird der Organismus in der Dimension der Länge durch das Aeufsere bestimmt, seine Wirklichkeit ist unmittelbar angegriffen. Die Krankheitsform in der ersten Dimension ist nur dadurch gesetzt, dafs in dem sensiblen Systeme des Organismus die Tendenz der äufseren Natur, nämlich die Form des Magnetismus, hervortritt. *Oder* b) die organische Indifferenz wird in Bezug auf die beiden Polarpunkte differenzirt, abnorm expandirt oder contrahirt. In diesem Falle ist der Organismus in der zweyten Dimension, der Breite, in seiner Möglichkeit angegriffen. Die Krankheitsform der zweyten

ten Dimension ist nur dadurch gesetzt, dass in dem irritablen Systeme des Organismus die Form der Elektricität hervortritt. *Oder* c) die organische Indifferenz wird gänzlich aufgehoben, die Expansion in Contraction aufgenommen oder umgekehrt. Differenz in der Identität aller Dimensionen. Krankheit der dritten Dimension. Sie ist nur in Bezug auf die Metamorphose durch das Hervortreten des Chemismus in dem reproductiven Systeme des Organismus vermittelt. — Jede Krankheit durchläuft, wenn ihr Gang normal ist, diese drey Dimensionen, sie sind als eben so viele Stadien des Uebelseyns bezeichnet. Der Unterschied geht nur darin hervor, dass einige Krankheiten sogleich in der zweyten, andere sogar in der dritten Dimension hervor brechen. Wie Krankheit des Organismus in Bezug auf Quantität und Qualität durch äussere Einflüsse bestimmt sey, wird auf die dargestellte Art gezeigt. (Dieser ziemlich richtigen Deduction der Formen der Krankheit wäre nur in Bezug auf die ganze Darstellung mehr Ordnung im Vortrage, grössere Bestimmtheit im Ausdrucke, und in einzelnen Momenten die passende Vollständigkeit zu wünschen).

Von hier an führt der Vf. diese Formen der Krankheit in der Erscheinung auf, und schreitet in ein Gebiet über, wo ihm bald mehr bald weniger Originalität in Bezug auf die Ideen zukömmt. Hier die Darstellung dieser Ideen in der möglichsten Kürze. Das Gebiet eröffnet sich mit Darstellung der Krankheiten der ersten Dimension: *Hervortreten des Magnetismus im organischen Processe.* Diese Krankheitsform findet der Vf. in den *Ansteckungskrankheiten.* Beweise für diese Idee. Ansteckung ist nur bey möglichst homogenen Organisationen, wird nur durch Berührung vermittelt, und bedingt von einem Körper im andern die gleiche Affection. Nach dem Vf. ist die Ansteckung kein rein organischer Process, wie etwa die Zeugung, eben so wenig ein rein anorgischer Process; sie ist somit eine Krankheit von angeführter Form. (Diese Idee belegt der Vf. mit einer Reihe mehrerer einzelnen Beweise, die hier weder angeführt, noch geprüft werden können. Des Vfs. Idee: Todes wirkt auf Lebendes in den entsprechenden Formen des anorgischen und organischen Processes, ist durchaus richtig. Aber Rec. bemerkt: Todes wirkt auf Todes in der gleichen Form des anorgischen Processes, Lebendes wirkt auf Lebendes in der gleichen Form des organischen Processes. Aus dem letzteren entstehen die Phänomene dessen, was man thierischen Magnetismus, thierische Elektricität, thierischen Chemismus (Zeugungsprocess) nennt. Wenn nun Ansteckung das Verhältniss des Lebenden zum Lebenden ausdrückt: wie kann man sie als Form des hervorgetretenen Magnetismus aufstellen? wie kann man sogar angeerbte Krankheiten den Ansteckungskrankheiten parallel setzen? Dass die äussere Natur durch Veränderung ihrer absoluten Cohäsion (Magnetismus) bestimmend für die Sensibilität des Organismus gesetzt seyn könne, ist ganz gewiss, aber dass diese Form der Krankheit in der Ansteckung gesetzt sey, kann nicht behauptet werden. Es ist eine ganz andere Sphäre von Krankheiten, in welcher die Ansteckung befasst ist. Dieses zu erweisen ist hier der Raum nicht gegeben. Eben so wenig können hier die für des Vfs. Idee aufgeführten empirischen Belege gewürdiget werden. Uebrigens glaubt Rec. die aus der Berichtigung der Idee der Ansteckung in dem Systeme des Vfs. entstehende Lücke müsse durch die Sphäre der Krankheiten ausgefüllt werden, in welchen die Sensibilität des Organismus durch magnetische Einwirkungen eben so gestört wird, wie in der folgenden Form der Krankheit die Irritabilität durch äussere Elektricität bestimmt wird).

Krankheiten der zweyten Dimension, der *elektrischen Form.* Es sind solche, wo die Elektricität im Organismus über die Potenz der Irritabilität prävalirend gesetzt ist. Diese Form bezeichnet der Vf. mit dem Ausdrucke: *Spasmodische Krankheiten.* Hieher gehören alle Krankheiten mit Paroxysmen, alle die von Ακρα und Αλγος abstammen. Als allgemeine Belege für diese Idee wird angeführt: diese Krankheiten beruhen immer auf der Differenz verschiedener Gebilde, sind wie die elektrischen Phänomene mit Intervallen gesetzt, beschränken sich, wie die Elektricität, meistens nur auf die Oberfläche des Organismus, und werden durch elektrische Veränderungen vorzüglich der Atmosphäre hervorgerufen u. s. w. (Die Hauptidee dieser Krankheitsform ist richtig gefasst, aber die Sphäre derselben ist nicht gehörig umschrieben. Von einer Idee, als Fragment gesetzt, kann nie gefodert werden, dass sie in alle einzelne Momente zerlegt sey, genug wenn sie in ihrer Individualität dargestellt ist).

Krankheiten der dritten Dimension, der *chemischen Form.* Der Chemismus ist über die organische Reproductivität überwiegend gesetzt. Wo immer *Desorganisation* oder *Colliquation* eintritt, ist diese Krankheitsform gesetzt. Hier fallen ein die verschiedenen Arten von Phthisis, Paralysen (?) und die meisten (?) kachektischen Krankheiten; die reinsten chemischen Formen sollen seyn Entzündung, Eiterung und Brand. Entzündung wird betrachtet als Tendenz nach Aufhebung der organischen Indifferenz, Eiterung als Tendenz nach Wiederherstellung der aufgehobenen Indifferenz, Brand als gelungene Tendenz nach Desorganisation. (Wie reihen sich Entzündung, Paralysis und einige Kachexien an einander? Schon dieser Zusammenstellung wegen hätte der Vf. die Idee der chemischen Krankheitsform mehr bestimmen, und von den anderen Formen schärfer unterscheiden sollen. In der vorigen Krankheitsform sind Individuen des dritten Moments, und in diesem dritten Momente sind Individuen des vorhergehenden zweyten Momentes zusammen gestellt.)

Durch das Bisherige ist die Krankheit des organischen Individuums an sich, also im Allgemeinen, betrachtet worden; in dem folgenden wird das Hervortreten der Krankheit in der Synthesis der organischen Individuen, also das Besondere, oder die Form der Krankheit, betrachtet. Jede Krankheit eines organischen

schen Individuums tendirt nach Reflexion im ganzen Organismus, nach Indifferenz der besonderen Erregung mit der allgemeinen. Diese Tendenz nach Indifferenz der Bestimmung im ganzen Organismus findet der Vf. in dem *Fieber* ausgesprochen. Fieber wäre sonach keineswegs als Krankheit, sondern nur als Reflexion des Besondern im Organismus zu betrachten, welches bey eingetretener Indifferenz der besondern Affectionen von selbst seine Begränzung erhält. Als Beleg für diese Idee des Fiebers wird gezeigt, wie Fieber gesetzt sey ohne vorhandene Krankheit, ferner wie Fieber nur Differenzirung des Organismus in allen seinen Systemen darstelle, nämlich Differenzirung des sensiblen Systems in veränderter Temperatur des Organismus, Differenzirung des irritablen Systems durch Veränderung des Pulses, Differenzirung des reproductiven Systems durch abnorme Secretionen und Productionen. Die Indifferenz der organischen Synthesis, wonach die Tendenz des Fiebers gerichtet ist, kann als *Krisis* gelten, worin sich nämlich das Fieber erschöpft. Durch die bestimmte Reflexion, welche Folge ist der besondern Affection des kranken Individuums und der zu verändernden organischen Synthesis, entsteht die *bestimmte Krankheitsform*, welche der Gegenstand der *besondern Nosologie* ist, gleichwie die Bestimmung des organischen Individuums überhaupt zur Krankheit, oder der allgemeine Begriff der Krankheiten Gegenstand der allgemeinen Nosologie ist. (Diese vom Vf. zuerst aufgestellte Idee des Fiebers ist so gewiss die richtige, dass sich Rec. durch dieselbe ganz befriedigt findet. Sie beurkundet eine weit deutlichere Einsicht in die Metamorphose des Organismus, als alle noch so speciöse und vornehm thuenden Reflexionen über einzelne Phänomene des Fiebers, mit denen man uns, als mit Surrogaten der Idee, in den neuesten Tagen beschenkt zu haben glaubt. Um die Würde dieser Idee nicht von ferne zu betasten, muss man auch einzelne hier vorkommenden Bestimmungen des Fiebers und andere einer Berichtigung werthen Andeutungen vorbey gehen.)

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Leiden*, b. Meerburg: *Specimen medicum inaugurale, continens disquisitionem, num arthritis ab Acido urico perverse secreto dependeat?* pro gradu Doctoris publico et solemni examini submittit *Henricus Philippus Gysberti Hodenpyl*, Scidamo-Batavus. 1802. 8½ Bog. 4. (9 gr.) Die Entscheidung der Frage: ob die Gicht von der verkehrten Absonderung der Urinsäure (Steinsäure, *Acidum lithiacum*) herrühre, entscheidet der Vf. nach *Fourcroy*, dessen Abhandlung deutsche Aerzte aus dem 18 Bande der Sammlung auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte bereits kennen werden. Nachdem der Vf. die Meinungen über die Ursachen der Gicht von Hippokrates bis Cullen kurz hererzählt hat, springt er mit einem Male auf *Fourcroys* Meinung über, und ertheilt dieser den Vorzug, dass nämlich bey der Gicht die Urinsäure nicht durch die Urinwege gehörig abgeschieden und ausgeführt werde. — Was solche im gesunden Körper auszuscheidende und zurückgehaltene Stoffe für sonderbare Phänomene veranlassen können, davon führt er ein seltenes Beyspiel an. Prof. *Brugmann* in Leiden besitze die untere Kinnlade eines Menschen, aus deren Mitte, nachdem die äussern Knochenlamellen durch Beinfrass verzehrt waren, viele hundert Haare hervorgewachsen seyen; die Ursache davon soll das Bartabschneiden gewesen seyn: was aber noch sehr zu bezweifeln ist; da man einen solchen ungewöhnlichen Haarwuchs, einen solchen missgeleiteten Bildungstrieb in fast allen Höhlen des menschlichen Körpers beym weiblichen und männlichen Geschlechte schon wahrgenommen hat. — Die Beweise, welche der Vf. aus eigener Beobachtung anführt, dass die Urinsäure, zurückgehalten im Körper, Ursache der Gicht sey, sind zu kurz abgethan, als dass man viel daraus lernen könnte. Ein Schuster, dessen Urin viele Jahre einen starken sogenannten kalkichten Bodensatz absetzte, der aus phosphorsaurem Kalk, einer thierischen Materie und Urinsäure bestanden haben soll, hatte erträgliche Nierenschmerzen, so lange sein Urin recht war; sobald er aber citronengelb wurde, so bekam er die heftigsten Nierenschmerzen, die von einer grösseren Quantität von abgesonderter Urinsäure hergekommen seyn sollen, denn der klare Urin habe nach zwey Stunden viele Krystallen abgesetzt, welche der Vf. für krystallisirte Urinsäure erkannt habe. In dem Urin eines mit der Gicht stark behafteten Menschen habe er viele freye Phosphorsäure wahrgenommen; hingegen aus 12 Unzen solchen Urins nicht einen Gran Urinsäure erhalten können. Zwey vor mehrern Jahren in Deutschland erschienene Dissertationen hätten dem Vf. über seinen Gegenstand mehr Licht verbreiten, und belehren können, wie viel fleissiger und genauer bereits dieser Gegenstand behandelt ist: nämlich *C. C. F. Jaeger* — *Dissert. Acidum phosphoricum tanquam morborum quorundam causam proponens.* Stuttg. 1793. 4. und *C. F. Gaertner Observata quaedam circa urinae naturam.* Tüb. 1796. 4. — Von der vorgeschlagenen Kur des Vfs. ist der Mühe nicht werth, etwas anzuführen; da sie nichts neues enthält, wohl aber Dinge, wie die *Hermodactelwurzel*, die heutiges Tags kaum ein Arzt verschreiben wird.

Bn.

Frankfurt a. M., b. Behrens: *Ueber einige Pflichten der Aerzte*, eine Vorlesung gehalten von *A. Metternich*, Prof. der Pathologie an der Arzney-Schule zu Maynz. 1803. 30 S. 8. (4 gr.) Der Vf. hält hier, am Ende seines pathologischen Cursus, eine vortreffliche Vorlesung, die, im eigentlichen Sinne des Worts, als die beste *Politik der Aerzte* angesehen werden kann. Verfährt ein junger Arzt nach den hier gegebenen Regeln, so ist Rec. überzeugt, dass es ihm, bey einigen Talenten und guten Kenntnissen, an einem guten Fortkommen nicht fehlen könne. Den Inhalt dieser wenigen Blätter sollten alle junge Aerzte tief in ihre Seele prägen; sie würden alsdann gewiss nicht so oft auf so gefährliche Nebenwege gerathen, die sie nur scheinbar zum Glücke hinführen.

— nn —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 MÄRZ, 1804.

MEDICIN.

JENA, in d. akademischen Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler*. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im zweyten Theile dieser Schrift stellt der Vf. die Idee der *Therapie* auf, und zeigt, dass sie die *umgekehrte Nosologie* sey. Die Aufgabe für Nosologie ist, die Entstehung und Ausbildung der Krankheit zu construiren, die Aufgabe für Therapie ist, die Vernichtung und Rückbildung der Krankheit zu construiren, das Construirte zu deconstruiren. Was die erste setzt, vernichtet die letzte. Die Brücke, welche von der Nosologie zur Therapie führet, ist *Diagnostik*. Die allgemeine Nosologie construirt die Krankheit bloss ihrem Begriffe nach, wie sie nämlich im organischen Individuum an sich gesetzt ist. Diese Erkenntniss wird in der Diagnostik *Aetiologie*. Die besondere Nosologie construirt die besondere Form der Krankheit, oder die Reflexion der Krankheit im ganzen Organismus. Diese Erkenntnifs wird zur *Symptomatologie*. Beide sind Formen der Diagnostik. Wenn die Therapie im allgemeinen zum Gegenstande hat, die Krankheit aufzuheben, so wird sie durch ihre Indication *umgekehrte Aetiologie*. Wenn die Therapie ferner die Rückbildung der Krankheitsform im ganzen Organismus zu betrachten hat, so wird sie in dieser Beziehung *umgekehrte Symptomatologie* durch die Prognosis. Der Construction der Krankheit stehet entgegen Destruction, d. i. *Heilung*. Die Construction war vermittelt durch bestimmte äusere Einflüsse, die Destruction (Heilung) wird durch entgegengesetzte Einflüsse bedingt seyn, die durch äusere Einflüsse gesetzte Expansion des Organismus wird durch die contractive Tendenz bestimmter sogenannter Arzneykörper aufgehoben, indifferenzirt werden, und umgekehrt. Diese Idee von dem Verhältnisse der Potenz der Arzneyen zur Potenz des differenzirten Organismus wird nun verfolgt, und daraus werden die besondern Indicationen für die drey Grundformen aller Krankheit abgeleitet. (Die nun folgende Betrachtung sieht Rec. als diejenige an, welche dem Vf. am trefflichsten gelungen. Man bemerkt mit Vergnügen, dass der Vf. mit einer deutlichen Ansicht der organischen Metamorphose und des Verhältnisses ihrer Principien zu einander in allen Potenzen an diese Arbeit ging. Die Darstellung der Ideen des Vfs. versucht Rec. im Folgenden).

Jede organische Metamorphose ist durch ein bestimmtes Verhältniss des organischen Lichtes und der organischen Schwerkraft bestimmt. Licht das Bestimmende, Potenzirende, Schwerkraft das Bestimmbare, zu Potenzirende. Jenes tritt im Organismus als Sensibilität, diese als Irritabilität hervor. Beide sind im Organismus reell gesetzt, treten also im organischen Seyn durch eine bestimmte Form der Cohäsion hervor. Die Schwerkraft wird in der Form der absoluten Cohäsion, das Licht in der Form der relativen Cohäsion sich offenbaren. Kohlen- und Stickstoff, die beiden Potenzen der absoluten Cohäsion, werden Object des Potenzirens durch Wasser- und Sauerstoff. Stickstoff, zunächst dem Wasserstoff verwandt, wird durch diesen, so wie Kohlenstoff, zunächst verwandt dem Sauerstoff, durch diesen potenzirt werden. Sensibilität und Irritabilität sind im Organismus nur durch Reproduction reell gesetzt. Die Totalität des Organismus ist in dieser Form der Dreyheit gesetzt. Die Form dieser Totalität ist durch das quantitative überwiegend Gesetztseyn ihrer Factoren gesetzt. Dadurch entstehen im Organismus drey Systeme, die an sich dem Organismus gleich, als einzelne aber mit dem Uebergewichte eines der drey Factoren gesetzt sind. Diesem Gesetztseyn der Factoren des Organismus wird nothwendig auch die organische Cohäsion entsprechen. Der Irritabilität in jedem Systeme muss ein Uebergewicht einer Potenz der absoluten Cohäsion entsprechen, der Sensibilität hingegen in jedem Systeme wird ein Uebergewicht einer Potenz der relativen Cohäsion zusagen. Die drey Systeme werden sonach in folgender Cohäsionsform gesetzt seyn. Das sensible System mit dem positiven Factor der absoluten Cohäsion (Wasserstoff), und mit dem positiven Factor der relativen Cohäsion (Stickstoff). Das irritable System mit dem negativen Factor der Cohäsion (Sauerstoff und Kohlenstoff). Das reproductive System wird erscheinen als Indifferenz der absoluten und relativen Cohäsion (als Indifferenz von Wasser und Eisen). Repräsentanten des Eisens auf der Erde sind die Metalle, also als oxydirte und hydrogenirte Metallität. Krankheit ist Differenz prävalirend in irgend einem Systeme des Organismus gesetzt. Ueberwiegt die Expansion in einem der organischen Systeme, so wird ihr die contractive Tendenz der äusseren Potenzen entsprechend entgegenstehen. Aeussere Einflüsse wirken auf den lebenden Organismus nicht chemisch, sondern durch ihre Potenz der Cohäsion bestimmend. Daraus läst sich schliessen, welche Potenz der Cohäsion bey Anwen-

wendung der Heilmittel der abnormen Expansion oder Contraction entgegenzustellen sey. — Aus dem in gedrängter Kürze Angeführten erhellet des Vfs. Ansicht des Verhältnisses der Qualität der Arzneyen zur besonderen Qualität der Krankheit. Die einer solchen Ansicht zu Grunde liegenden Ideen über das Verhältnifs der organischen Thätigkeiten zur organischen Cohäsion, ferner über das Verhältnifs der Potenzen der äusseren Cohäsion zur inneren sind richtig, und liegen der Idee des Organismus so nahe, dass man sich wundern müsste, warum sie der Vf. zuerst, und nicht früher einer seiner unmittelbaren Vorgänger vorgetragen hat, wenn es nicht täglich allgemeiner bekannt würde, dass man die von einem bedeutenden Manne ausgesprochenen Ideen von den verschiedenen Giften und ihrem Verhältnisse zu den organischen Systemen, ohne sie zu verstehen, nur nachgebetet habe. Einzelnen Parthieen wäre freylich auch hier eine eingreifendere Bearbeitung wohl zu Statten gekommen, z. B. der Betrachtung der organischen Cohäsion in den verschiedenen Systemen des Organismus, des Verhältnisses des Sauerstoffs zur Totalität des Organismus, der Bestimmung des Verhältnisses der äusseren Potenzen zur Cohäsion des Organismus u. s. w. — Zur Erläuterung der ganzen Idee hat der Vf. seinem Werke eine Tabelle beygefügt, die Rec. nicht für gelungen, nicht einmal der von dem Vf. aufgestellten Idee für adäquat hält. Unrichtig wird Wasserstoff dem Oste, und Sauerstoff dem Weste gleich gesetzt. Alle drey Kreise der aufgestellten Figur enthalten Verstosse gegen die Cohäsion der äusseren Körper und ihr Verhältnifs zur organischen Cohäsion.

Dessen ungeachtet soll die rühmliche Tendenz, welche Hr. *Troxler* in dieser Schrift ausgesprochen, und die ihm eigenthümliche Originalität in Erfindung oder Entwickelung einzelner Ideen, durch diese unbedeutenden Ausstellungen nicht verstellt werden. Der Verlagshandlung muss man eine sorgfältigere Correctur des Druckes empfehlen, da diese wichtige Schrift durch viele nicht selten sinnstörende Druckfehler verunstaltet ist.

ΦΘΒ.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Bibliotheca medico-practica et chirurgica realis recentior, sive Continuatio et Supplementa initiorum bibliothecae medico-practicae et chirurgicae sive Repertorii Medicinae practicae et chirurgiae.* Communicat D. *Guil. Godofred. Ploucquet*, Prof. Med. Tubingensis. Tomus I. continens A—H. 700 S. Tom. II. continens L—Z. 688 S. 1799. 4.

Bibliotheca medico-practica et chirurgica realis recentior — Tom. III. continens A—L. 1802. 600 S. Tom. IV. continens M—Z. 1803. 860 S. 4.

Zu dem voluminösen und kostbaren Werke, welches seit 1793—1797 in 8 Bänden, unter dem Titel, erschien: *Initia Bibliothecae medico-practicae et chirurgiae realis sive Repertorii Medicinae practicae et chirurgiae*, liefern die hier anzuzeigenden 4 Bände *Nachträge*. Jenes Werk sollte, wie die Aufschrift besagt, eine vollständige Literaturgeschichte der praktischen Heilkunde und Chirurgie seyn, sollte den Praktiker in den Stand setzen, das Wissenswerthe jeder Krankheit, das in vielen andern grössern und kleinern Schriften zerstreut ist, unter bestimmten Aufschriften wieder zu finden. Aber es erschien zu frühe, ehe es noch die nöthige Vollständigkeit und das *nonum prematur in annum* erfahren hatte, und so wurden diese 4 Supplementbände in wenigen Jahren nothwendig.

Der erste und zweyte Band enthält die *neuen Supplemente*, (daher der veränderte Titel); auf dem dritten Band aber, welcher die nämliche Aufschrift führt, sollte statt *recentior* vielmehr *recentissima* stehen. Er fängt wieder mit A—L an, der zweyte dazu gehörige (in der Zählung der vierte) schliesst wieder mit M—Z und enthält von S. 559 an abermalige *Zusätze zu allen 12 Tomen*. Uebrigens ist Plan, Einrichtung und Behandlung, wie in den ersten 8 Bänden. Nur wird durch die hier beliebte Zählung der Bände in der Folge die nämliche Verwirrung statt haben, wie bey dem *Misc. Ephem. Act.* und *Nov. Act. Acad. N. C.*

Nach Beendigung dieses Werkes (wenn anders der Vf. nicht etwa uns noch mit den *neuesten* und *allerneuesten Supplementen* beschenken will, wozu der Stoff freylich nicht fehlt), ist nun wohl die Frage nicht überflüssig: Hat der Vf. alles geleistet, was man von einem Literator erwartet? Rec. sagt: Nein. Der Vf. hat die gerechten Anfoderungen nicht erfüllt, wenn auch einige gefällige Kunstrichter (s. *Vorr.* T. I.) das Werk unbedingt gelobt haben; seine Bibliothek kann nicht (wie es ebendaselbst heisst) für einen Schatz alles Wissenswerthen gelten, weil der Praktiker nur die Titel mit den Ursachen und Mitteln vergleichen kann, und der Herausgeber verlieret alles Zutrauen des Publicums, wenn er (T. III. Vorr.) von sich selbst gesteht, „er habe die wenigsten Schriften gesehen und gelesen, er habe bloss abcopirt.“ Wer soll einem so gemächlichen Literator trauen, der fremden Augen und Federn zu viel trauet? Thät er dann nicht besser, die mangelhafte Compilation, bloss zu eigenem Gebrauche, im Pulte zu behalten, und den Lesern die starke Ausgabe für ein so kostspieliges und dennoch mangelhaftes Werk zu ersparen?

Dazu kommen noch andere *Mängel* in der Ausführung und Vollständigkeit. 1) Es ist, wie es scheint, irgend eine ältere ähnliche Schrift zum Grunde gelegt worden. Zwar das stand dem Herausgeber eben so frey, als *Lipenii Bibl. real. med.* zu gebrauchen; aber billig sollte er berichtigen und suppliren, wo es nöthig war. Und das ist nicht geschehen! Wie dort stehet, *Eph. N. C. Dec.* 2. *obs.* 4. so bleibt es auch hier. Warum schlug der neue Literator nicht diese Sammlung pflichtmässig nach, um das Mangelnde zu ersetzen? 2) Die Vornamen der Autoren sind meistens vergessen, überhaupt ist die Art zu citiren, sehr unzuverlässig. Z. B. *Sims t. c. Samml.* S. Welches Werk, welche Sammlung ist hier gemeint? *Gabelhover*

shover Cent. I. cur. 47, warum nicht auch das Hauptwort, Observ.? Hoffmann. Consult. Opp. T. IV. Colombier Code de Med. mil. 4. Galenus De Morb. insim. Ventr. Marcard v. Pyrm. Brunnen B. 2. Zacut. Lusit. Prax. Hist. L. 8. Hier mag der begierige Leser selbst nachschlagen und blättern, wenn er mehr wissen will! — 3) Es fehlen manche Krankheiten aus ältern und neuern Schriftstellern, die in einem allgemeinen Repertorium eine Stelle verdienen. Manche kommen bey den Autoren unter verschiedenen Namen vor, und müssen, nach der gewählten alphabetischen Ordnung, jedesmal an Ort und Stelle angemerkt, wenigstens zum Anderwärtsfinden angedeutet werden. Das ist nicht immer geschehen! — 4) Die Rubriken, *Anatome, Causae, Therapia*, erschöpfen nicht alles, was man wissen will, sie sind öfters sehr mangelhaft ausgeführt, und fehlen oft gänzlich. — 5) Die Literatur ist sehr zufällig, die Werke der ältern Aerzte stehen erst in den Supplementen, bey manchen Krankheiten fehlt die Literatur ganz, oder ist unvollständig; vgl. *Inedia*. Hier stehet *Lossner* statt *Lossau*, von *Bucoldiani* Schrift fehlt die Ausgabe *Lubec.* 1542., und so auch bey andern Artikeln. Die übrigen citirten Monographien sind gewöhnlich bloss aus *Haller, Bibl. Pract.* genommen. Bekanntlich ist *Haller* in der Angabe der Ausgaben sehr unsicher und unzuverlässig: Er verliess sich meistens auf Auctions-Katalogen oder auf seine Schüler, als Abschreiber, und schrieb selbst eine sehr unleserliche Hand. Eben so geht es fast in allen andern Artikeln. Die meisten Monographien, als Quellen, fehlen, sobald den Vf. *Haller* oder ein currentes Journal verläfst, und selbst dann, wenn er ein Buch anführt, sind die Citate durch Verkürzung unverständlich geworden. 6) Die merkantilische Einrichtung ist dem Bedürfnisse der armen Praktiker nicht angemessen. Die Lettern sind zu gross, die Zeilen zu sehr gespalten und ohne Noth abgesetzt, der Absatz wird durch die Vervielfältigung der Bände erschwert. Wie leicht war es, das nämliche Ganze auf 8 Bände zurück zu bringen!

Sed contenti simus hoc Catone! Rec. wollte nur seine Wünsche mittheilen, und fügt bloss diesen noch hinzu, dass, wenn der Vf. wiederum *neue Supplemente* geben sollte, er gemächlicher und mit grösserer Sorgfalt sammle, um alsdann ein vollendetes Werk zu liefern.

S. A.

BERLIN u. STRALSUND, b. Lange: *Anweisung zum verbesserten chirurgischen Verbande*, von Johann Friedrich Henkel, durchaus umgearbeitet, und mit vielen Zusätzen versehen von D. Johann Christian Stark, Prof. der Medicin zu Jena.

Auch unter dem Titel:

Anleitung zum chirurgischen Verbande, herausgegeben von D. *Joh. Christ. Stark.* 1802. 526 S. 8. mit 25 Kupfern.

Ueber den chirurgischen Verband war bisher *Henkels* Schrift fast die einzige Anweisung, wovon die erste Auflage 1756, und die zweyte 1790 erschien. Da dieses Werk vergriffen war, und noch immer sehr viele Nachfragen geschahen, so sah sich Hr. Prof. *Stark* durch die Auffoderung des Verlegers bewogen, den Wunsch vieler Wundärzte in Erfüllung zu bringen. Sein Werk ist aber keinesweges als eine Umarbeitung des Henkelschen anzusehen; es ist vielmehr eine ganz neu gelieferte, sehr schätzbare Verbandlehre, welche gerade jetzt zu rechter Zeit eintritt. Denn bey den immer zunehmenden Erfindungen der Chirurgie ist es überhaupt Bedürfniss, mit diesen Bereicherungen fortzuschreiten; und je häufiger jene sind, desto wünschenswerther war es, sie insgesamt, sowohl alte als neue, in Einem Werke beysammen zu finden. Vorzüglich lebhaft ward dieser Wunsch bey dem genannten Theil der Chirurgie, welcher von Bandagen und Maschinen so vielfache Bereicherungen aufweisen kann. Gleichwohl hatten wir seit langer Zeit kein Werk über diesen Gegenstand erhalten, obgleich die unzweckmäfsigen Verbandstücke immer mehr durch zweckmäfsigere verdrängt wurden, und diese ganze Lehre ein anderes Ansehen gewann. Selbst die neuesten Werke waren sehr unvollständig geworden, und die vollständigsten unter diesen theils zu weitläuftig geschrieben, theils zu kostbar. Bey manchen fehlten sogar die Kupfer, welche in einer Verbandlehre durchaus nicht entbehrt werden können, da es bisweilen unmöglich ist, sich ohne dieselben verständlich zu machen. Dieses alles ist von Hr. *St.* so berücksichtigt worden, dass das vorliegende Werk sich vor allen andern vortheilhaft auszeichnet. Es ist in zweckmäfsiger Kürze, und mit grosser Deutlichkeit geschrieben; die Kupfer sind instructiv; sie erleichtern es dem Wundarzt, sich einen richtigen Begriff von einer Bandage oder Maschine zu bilden, und machen andere kostbare Werke entbehrlich. Auch ist es besonders zu loben, dass der Vf. die ältern Verbandarten nicht unberührt gelassen hat, denn unter diesen ist noch manche sehr brauchbar, oder leitet doch leicht auf eine Verbesserung. Für den Lehrling ist es aber auch deshalb wichtig, die ältern Verbände nicht zu vernachlässigen, weil sie am meisten Geschicklichkeit in ihrer Anlegung erfodern, und Fertigkeit im Bandagiren verschaffen.

Uebrigens kann Rec. unter mehreren gut gearbeiteten Abschnitten vorzüglich das Kapitel über die Verbände bey Knochenbrüchen empfehlen, welches sich durch Vollständigkeit der Behandlung und gute Kritik des Vfs. hervorhebt.

D. L. B.

1) PIRNA, b. Friese: *Die sichersten Mittel, sich von Krämpfen zu befreyen.* Für Aerzte und Nichtärzte durchaus umgearbeitet von D. *G. W. Becker*, pr. A. 2. Leipzig. Ohne Jahrz. VIII u. 120 S. kl. 8. (12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Husten und Schnupfen.* Ein guter Rath an meine Mitbürger u. s. w. von D. *Becker*, in Leipzig. Ohne Jahrz. IV u. 140 S. kl. 8. (12 gr.)

Hr. *Becker*, ein angehender, aber allezeit fertiger, Schriftsteller übernahm, auf Begehren des Verlegers, im

in Nr. 1 die Umarbeitung einer höchst erbärmlichen Ephemere, wie er sie selbst nennt, die unter gleichem Titel ein Jahr früher bey demselben Verleger erschienen war, und keine Käufer fand. In der Vorrede meint er, Aerzte würden nichts daraus lernen, sie stehen nur mit auf dem Titel, damit sie das Schriftchen kennen lernen, und ihren Kranken empfehlen möchten. Bey dieser Gelegenheit empfiehlt der Vf. gleich drey andere Schriften von sich dem kauflustigen Publicum; auch bietet er auswärtigen Kranken seine Bereitwilligkeit an, mit ihnen durch frankirte Briefe zu correspondiren. Wir können von der Schrift selbst nichts weiter sagen, als dass auch sie eine gar sehr erbärmliche Fingerarbeit ist, welche Krampfpatienten, wie dem Rec. schon in zwey Fällen vorgekommen ist, unwillig aus der Hand legen werden, weil sie den theoretischen Galimathias bis S. 30 nicht verstehen, und aus den Vorschriften nichts nehmen können. Alles scheint ohne die geringste Ueberlegung eines Plans hingeschrieben zu seyn, so wie sich die Ideen über diesen Gegenstand dem Vf. zufällig aufdrängten. Die Hauptidee ist jedoch: Krämpfe entstehen von zu sehr verminderten Reitzen und die Heilung erfodere daher Vermehrung derselben. Krämpfe von zu starken Reitzen oder sthenische werden auf einer Seite abgefertigt, und örtliche Veranlassungen werden nur beyläufig ein paar mal erwähnt. Die einseitige Theorie der Krämpfe ist so verworren aufgestellt, dass auch kein Arzt aus dieser Schrift sie kennen lernen würde. Wie elend daher die Vorschriften der Behandlung seyn müssen, leuchtet von selbst ein.

Auch Nr. 2, von demselben schreibelustigen Vf., entspricht dem Zwecke nicht. Husten, Schnupfen werden nebst dem sie begleitenden Fieber von unterdrückter Ausdünstung abgeleitet, welche reitzend wirke; und gleichwohl werden an mehrern Stellen gewisse Erscheinungen dieser Krankheit nach der Erregungstheorie erklärt, und auch manche Maximen der Behandlung daher entlehnt, was der ersten Vorstellung widerspricht. Man solle z. B. zu Vermeidung der Katarrhe bey kalter Luft das *Minus* des Reitzes der Kälte durch reitzendere Nahrung oder Getränke ersetzen; — der Katarrh sey von verschiedener Beschaffenheit, je nachdem er von der Kälte allein oder von der scharfen, bey Ost- und Nord-Winde stattfindenden, mit Sauerstoffgas überladenen, Luft entstehe, denn die letztere reitze zu stark u. s. w. Eine Volksbelehrung über die Katarrhalbeschwerden könnte wohl guten Nutzen stiften, wenn der Laie auf eine fassliche Art von der eigentlichen Beschaffenheit derselben, von der damit verbundenen Gefahr unter gewissen Umständen, von dem diätetischen Verhalten dabey, und vorzüglich darüber belehrt würde, dass Katarrhe sehr oft gar nicht Hauptkrankheit, sondern Begleiter und Zufälle anderer theils Fieberkrankheiten, theils örtlicher Leiden sowohl der Brust als auch entfernter Organe besonders des Unterleibs seyen. Denn das meiste Unheil, welches katarrhalische Beschwerden stiften, hat gewiss seinen Grund darin, dass symptomatische Katarrhe für idiopathische genommen, und grosse zum Grunde liegende Krankheiten dadurch vernachlässigt werden. Davon erfährt man aber hier kein Wort, sondern nur das alltäglichste, und die jedem Laien längst bekannten Hausmittel gegen diese Beschwerden, die Gefahr der Katarrhe wird überdiess mit den grellsten Farben geschildert, dass man sie für die tödtlichste Krankheit halten möchte. Einige nicht ganz gewöhnliche Mittel, die der Vf. noch als souverain empfiehlt, können leicht grossen Schaden stiften, z. B. das warme Bad bey jedem angehenden Katarrh oder auch spanische Fliegen bey Husten und Ophthalmie. Kopfschmerz beym Schnupfen entstehe von Stockung des Schleims in den Stirnhöhlen, der Kranke solle dagegen Zuckerpulver schnupfen, und Dämpfe von Flieder in Wasser und Essig gekocht einziehen; (wenn nun aber der Kopfschmerz von einer nervösen oder auch entzündlichen Beschaffenheit des Fiebers abhienge?) bey der Bräune solle man wie beym Schnupfen erweichende und reitzende Dämpfe, spanische Fliegen u. s. w. anwenden, und wenn diese nicht in 12 Stunden einige Linderung schafften, solle man einen Arzt holen, weil dann oft ein Scharlachfieber zu erwarten sey; (wenn aber eine Entzündung des Luftröhrenkopfs zum Grunde läge, so würden diese 12 Stunden schon ein gefährlicher Zeitverlust seyn.) Bey drohender Schwindsucht müsse der Kranke täglich eine Abkochung von wenigstens 4—6 Loth des isländischen Mooses trinken! Genug Beweise, dass das ganze Buch weder für Aerzte noch für Laien einigen Nutzen haben kann.

N. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Leipzig*, b. Baumgärtner: *William Turnbull's*, Mitglieds der medic. Gesellschaft zu London, des chirurg. Collegiums, und Wundarztes der Gesellschaft, *Zur Heilung und Unterstützung armer Bruchpatienten, allgemeine Regeln und Vorschriften, deren genaueste Befolgung für Bruchpatienten beiderley Geschlechts sehr nützlich und zweckmässig seyn wird.* Mit einer Beschreibung des sogenannten Aftervorfalls, in welcher diese Krankheit ihrem Charakter und ihren Ursachen nach mit Angabe der wichtigsten Rücksichten bey der Behandlung derselben genau beschrieben ist. Nach der sechsten mit Zusätzen vermehrten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt. (Ohne Jahrzahl.) 69 S. kl. 8. (8 gr.) Die Absicht dieser kleinen Schrift war wohl nicht bloss, Kranken, die an Brüchen oder Aftervorfällen leiden, die ihnen nöthigen Vorschriften mitzutheilen, sondern zugleich auch, die im J. 1796 gestiftete Gesellschaft zur Unterstützung der mit Brüchen behafteten Personen, bekannt zu machen. Die hier mitgetheilten Regeln und Vorschriften, sind im Ganzen genommen sehr deutlich und zweckmässig, und dienen nicht so sehr zum Selbstheilen, als vielmehr, die Kranken von der Wichtigkeit ihres Uebels, und der durchaus nothwendigen Hülfe eines geschickten Wundarztes zu überzeugen, und in dieser Rücksicht glauben wir die Schrift bestens empfehlen zu dürfen.

M. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 MÄRZ, 1804.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Martini: *Neues Museum der Philosophie und Literatur*, herausgegeben von *Friedrich Bouterweck.* Ersten Bandes erstes und zweytes Heft. 1803. 168 u. 155 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Seit einigen Jahren vertauschte Hr. *B.* das Gebiet der Poesie, auf welchem er seine früheren Ausflüge vollbrachte, mit dem der Philosophie. Er gab seiner Muse, voll Unzufriedenheit mit ihr, aus seinem neuen Himmel der Philosophie, öffentlich, im Hamburger unpartheyischen Correspondenten, den Abschied. Wiefern diess ein heroischer Entschluss an sich selbst geübter Gerechtigkeit war, mögen Andere entscheiden: Rec. hat zu Hn. *B.*, in Absicht der von ihm ergriffenen Parthie der Philosophie, das Zutrauen, dass ihm, nach den ersten glücklichen Dienstjahren der Hoffnung, so wie nach vorübergegangenem Rausch der ersten Flitterwochen, über seine neue Liebe die noch geblendeten Augen geöffnet werden dürften. Dann erwartet er von Hn. *B.*, dass ihm „die Vernunft, was freylich gelernt seyn „will, mehr gelten werde, als sein System." Jetzt schwebt er noch zu glücklich in dem Wonnemeer entzückter Liebe, als dass Rec. sich versucht fühlen könnte, ihn selbst von den Täuschungen derselben zu überzeugen; er überlässt diese Ueberzeugung der wahrheitsfähige Gemüther von Irrthümern einzig sanft loswindenden, Zeit, und glaubt, dass, ohne Mitwirkung derselben, er auch durch seine für jeden Andern einleuchtenden Gründe nichts bey Hn. *B.* ausrichten werde. Alles, was Rec. über vorliegende Zeitschrift, die erste Frucht der neuen Liebe des Hn. *B.*, zu sagen hat, soll daher nur ein unpartheyischer und mit Gründen belegter Bericht *sine ira et studio, quorum causas procul habet*, an das unbefangene Urtheil des Publicums seyn. Aber er protestirt im voraus, als käme sein Urtheil aus einem „geschlosse-„nen Schulstaat", der für ihn nur in Hn. *B's.* Scharfsinn existirt.

Nach der eigenen Ankündigung des Vfs. in der Einleitung zum ersten Heft soll das neue Museum der Philosophie und Literatur hauptsächlich zur Verdeutlichung seines Systems der „*Apodiktik*" dienen, und die Ausführung in diesen beiden ersten Heften bestätigt diess. Ehe Rec. zu den hieher gehörigen (zum Theil noch unvollendeten) Hauptabhandlungen übergeht, verdient der Plan überhaupt, ein Journal zur Verdeutlichung irgend eines wissenschaftlichen Systems zu errichten, eine ernsthafte Erwägung. Journale sind dazu da, nicht die Ideen ganzer Wissenschaften zu entwickeln, und grosse wissenschaftliche Werke zu erläutern: dazu fehlt es ihnen schon an Umfang. Es können daher in Hinsicht solcher Gegenstände nur zerstückelte Abhandlungen in jedes Heft aufgenommen werden, gerade wie es in den beiden vorliegenden Stücken dieses neuen Museums der Fall ist: und die vorgesetzte Absicht der Verdeutlichung eines derselben bedürftigen Systems wird durch solche unvollständige Bruchstücke nicht erreicht. Aber es widerspricht auch dem Begriffe eines Journals. In ein solches passen nur einzelne Gegenstände, die sich darin erschöpfen lassen. Von der Art sind die philosophischen Abhandlungen, die *Kant* in die Berliner Monatsschrift einrücken liess. Einige derselben hatten — was sie für ein Journal doppelt eignete — noch dazu ein besonderes Interesse der Zeit. Hr. *B.* hätte darauf noch besondere Rücksicht nehmen sollen, da sein neues philosophisches *Journal*, ausser den wissenschaftlichen Forschern, auch auf ein Publicum der gebildeten Welt Anspruch macht. Für ein solches eignet sich nur die Abhandlung: *Die goldnen Jahrhunderte* im zweyten Stück. Doch, auch abgesehn von der Idee eines Journals, und eines in derselben Zeitschrift (!) für die wissenschaftliche und für die bloss gebildete Welt bestimmten Journals, kann Rec. die durch das neue Museum der Philosophie bezweckte Verdeutlichung der *Apodiktik* nicht begreifen. Schon das Bedürfniss einer solchen Verdeutlichung kann für kein gutes Anzeichen gelten. Es beweist doch immer, dass der Urheber eines ihrer bedürftigen Systems, um die Aufmerksamkeit der Welt mittelst derselben darauf zu heften, sich der für die Gegenstände desselben empfänglichen Geister nicht zu bemächtigen gewusst habe, dass sie von seinem Geiste in Nichts ergriffen wurden. Denn dass keine Schuld deshalb dem Zeitalter zur Last fällt, zeigt die Empfänglichkeit desselben für die Erfindungen anderer Denker, die auf den Geist des Zeitalters mächtig wirkten. So wenig das Aufsehen, das eine Lehre macht, ihre Wahrheit nothwendig beurkundet, so erwächst gegen eine solche doch immer ein starker Verdacht, wenn sie gar Niemanden für sich gewinnen kann. *Kant, Jacobi, Reinhold, Fichte, Schelling:* sie alle brachten Wirkungen auf ihr Zeitalter hervor, wodurch es sich für sie interessirte, und die Hr. *B.* seinem System der *Apodiktik* wohl freylich wünschen mag, die er

er aber schwerlich durch einzelne, noch dazu unvollendete, Abhandlungen in einem neuetablirten Journal erreicht. Wäre die *Apodiktik* des Herausgebers des neuen Museums der Philosophie das, was er durch sie beabsichtete: sie müsste ihre Verdeutlichung durch Abhandlungen, wie die im ersten Heft *Was heisst Denken?* schon überflüssig machen; denn diese Abhandlung befasst gerade einen der Hauptgegenstände eines philosophischen Systems. Indess könnte diess in der *Apodiktik* nur Fehler eines noch nicht genug gereiften Systems seyn (aber dann musste sie umgearbeitet werden, nicht ein neues philosophisches Journal sich hergeben, um ihr aufzuhelfen): sprächen nur nicht die diesem Theile der *Apodiktik* im neuen Museum der Philosophie entsprechenden Philosopheme sich selbst dieses Urtheil. Mit einem Wort: was in der Wirkung (der Apodiktik auf die Welt) am Tage liegt, läfst sich auch in der Ursache nachweisen.

Die Abhandlungen im gegenwärtigen Museum, welche sich auf Hn. *B's.* System beziehen, verkündigen überhaupt einen nicht genug gereiften philosophischen Geist, bey dem der Fehler in der Anlage sitzt. Ueberall zeigt sich in ihnen eine schielende philosophische Halbheit. Es wird darin *über Vieles* — Rec. will nicht eben sagen *auf Gerathewohl* — „hin und her philosophirt"; wiewohl Hr. *B.*, ominös genug, von diesem, gerade den philosophischen Abhandlungen seines Museums anhaftenden, Fehler mit vornehmer Miene in der, das Ganze einleitenden, Ankündigung spricht. Seine, oft durch Analogieen und Bilder ersetzten, Gedanken haben keine Klarheit, die Begriffe keine Bestimmtheit, das spruchartige Raisonnement gewährt keinen natürlichen Zusammenhang, keine erleuchtende Uebersicht, und das Ganze geht nicht aus der ursprünglichen Einheit einer durchgängig bestimmten und durch ihren Gegenstand, den menschlichen Geist, gerechtfertigten Idee als Wissenschaft hervor. *Kantische*, *Jacobische*, *Fichtesche* und *Schellingsche* Ideen, durch das Medium der B—schen Vorstellungsweise vorgeführt, und mit dessen eigenen Combinationen versetzt, drängen sich in bunter Mischung; und das sonderbarste ist, dass der Vf. gegen alle diese Denker mit eingebildeter Ueberlegenheit zu Felde zieht, *Jacobi* allein ausgenommen, den Er (welcher die Vernunft, nach der ihm eignen Ansicht, von den Aussendingen bekommt, und den Geist als Sklaven, in seinem sogenannten Ergeben an die Natur, der Materie unterwirft) für einen steifen Realisten hält. Unter solchen Umständen erweckt, über der Lectüre dieser Abhandlungen, Hn. *B's.* in der That nicht artige, unaufhörliche Streitsucht ein nur um so widrigeres Gefühl. Auch die Abhandlung: *Von der Naturphilosophie* hätte ohne *Schelling*, wie Hr. *B.* selbst gesteht, nicht ihr Daseyn. Diess soll derselben ihren secundären Werth nicht schmälern; nur muss Hr. *B.* nicht etwas Grosses gethan zu haben glauben, dass er Erscheinungen der Natur in Kunstwörtern der *Apodiktik*, wie „*der virtuellen* Endlichkeit" u. a. nachkünstelt. Er nennt sein System der Apodiktik das des *Virtualismus*, und befolgt in der Naturphilosophie mit *Kant* und *Schelling* das *dynamische* System; aber sein Ideengang ist unbeschreiblich ermüdend und matt. — Alle diese einzelnen Urtheile durch Stellen zu belegen, wäre des Aufwandes von Mühe und Papier nicht werth, zumal da oft, wenn solche Stellen beweisend seyn sollten — wie z. B. Stellen zum Beleg über den Eindruck des B—schen Ideengangs — ganze Seiten abgeschrieben werden müssten: genug, dass sie sich durch die Lectüre, an der es jedem sie zu erproben frey steht, selbst bewähren; denn sie sind nur das raisonnirte Resultat des von Hn. *B's.* Aufsätzen empfangenen Eindrucks. Aber wir wollen darum die Beweise nicht überhaupt schuldig bleiben, in Absicht dessen, was auf (objectiven) Begriffen beruht.

Rec. hält sich in den Belegen zu seinen Urtheilen zugleich an Hauptpuncte des in diesem Museum erläuterten Systems. In der Abhandlung des ersten Hefts: *Was heisst Denken?* bestimmt Hr. B. zuförderst Denken in transscendentaler Bedeutung als *Freyseyn* (S. 52) und folgert daraus (S. 56) „die Aufmerksamkeit als *positive* Determination hat ein *reinspeculatives Ziel* und ist doch *praktischen Ursprungs.*" Diese Bestimmung seines Systems sogleich am Eingange seiner Philosophie durch die Idee der Freyheit hat Hr. B. von *Fichte* entlehnt, der diese Idee bekanntlich zuerst ausdrücklich an die Spitze auch der theoretischen Philosophie stellte. Man erinnert sich der ausführlichen Verhandlungen *Fichte's* hierüber im philosophischen Journal. — Nur passt sie in *Fichte's* System des Idealismus ungleich glücklicher, als in *B's.* raisonnirende Sinnenlehre. Gleichwohl liest Hr. *B.* für dieses, von ihm nachgemachte, Verfahren (wie er es anderwärts im gleichen Fall häufig mit Kant und Schelling thut) an mehrern Stellen (St. I, S. 55 und 61, St. II, S. 32) seinem Vorgänger *Fichte* recht eigentlich den Text. Einen seltsamen Contrast mit dieser Herübernahme des Freyheitsbegriffs in die theoretische Philosophie macht die Bestimmung desselben, von Hn. *B.*, der die Freyheit überhaupt nur im Conflict mit der *objectiven Nothwendigkeit* anerkennt (St. II, S. 29). — Eben so ist *B's.* Ansicht, alle *Begriffe* (St. I, S. 57) und *Naturerscheinungen* (St. I, S. 106) aus einem *Conflict zweyer* einander entgegenwirkenden Principien zu erklären, nur *Kants* metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft und *Schellings* Naturphilosophie nachgeahmt; aber Hr. B. treibt damit ein seltsames Spiel. Damit construirt er sich (St. I, S. 61) die entgegengesetzten Ideen der Nothwendigkeit und Freyheit, (St. I, S. 60) der Natur und Vernunft, (St. II, S. 43) der Realität und Idealität, (St. I, S. 57) des Bewusstseyns, das nach Hn. *B.* (St. II, S. 50) „*zuerst* ein „Conflict der *Subjectivität* und *Objectivität* und dann „wieder der verbundnen Natur dieser entgegenge„setzten Kräfte mit der einfachen Identität ist." In der letztern Bestimmung (des Bewusstseyns) an der nachgewiesenen Stelle sieht man sogleich, wie Hr. B. die Bestimmungen von *Schellings* Identitätssystem in

in seinen Virtualismus (raisonnirenden physischen Lebensprocess) gern übertragen möchte (wofür er auch *Schelling* St. II, S. 24. 26 wie oben *Fichten* sein bescheidnes Lob nicht versagt); und zugleich, wie schlecht ihm die Originalität gelingt, wenn er die Objectivität und Subjectivität verbunden, *mit* der einfachen Identität im Conflict seyn läst. Wie weit consequenter bey *Schelling*, wo sie, ohne Conflict auf dem Standpunct der Identität, mit ihr Eins ausmachen, und nur ausser diesem höchsten Standpunct sich doppelt reflectiren. Also wären, um ein populäres Beyspiel zu geben, der vereinte Geist und Körper des Hn. B. mit Hn. B. als einem von Hn. B. verschiedenen, ja wie Hr. B. (St. I, S. 57) ausdrücklich lehrt, Hn. B. *contradictorisch entgegenwirkenden Princip*, *im Conflict?* Und das Alles noch obendrein *im Bewusstseyn?* Ueberall steht dieses sein erleuchtetes Bewusstseyn Hn. B., selbst bey den tiefsten und schwersten metaphysischen Problemen (St. II, S. 4), vor den Riss. Nur wo es die „*Apodiktik*" nicht brauchen kann, bleibt es (wie St. I, S. 65. 66) auf Hn. *B's*. Commandowort stumm. Da wirft er sich mit Eins, skeptisch in die Brust, und behauptet *à la Hume*, man gebe ihm hier, wo es in allen Sprachen, nur bey Hn. *B*. nicht, spricht, eine Sprache, „weil es so üblich ist." Hier hat der babylonische Thurmbau des Hn. B. alle Sprachen verwirrt, da er sich zu seinen Philosophemen sonst ohne Weiteres ein Bewusstseyn schafft. Doch man hätte es — lehrte nicht Hn. *B's*. Beyspiel das Gegentheil — längst verschollen glauben sollen, das ganze Spiel mit dem Bewusstseyn. Es kam, wie so manches Andere in Hn. *B's*. Philosophemen (z. B. die alte, schon von *Kant* gezeigte Wahrheit, die *Reinhold* in den *Beyträgen zur kritischen Philosophie* und im *Fundament des philosophischen Wissens* nicht weitläuftiger, als jetzo noch Hr. B. St. I, S. 44 u. ff. man weiss nicht *wem* mehr, vorträgt) nicht von ihm, als ein neuer Irrthum: es ist das alte Irrlicht der *Reinholdschen* Theorie des Vorstellungsvermögens, welche die ganze Philosophie auf das Bewusstseyn baute, und von dem sich der scharfsinnige *Reinhold* längst losmachte. Hr. *B*., der kein System aus sich selbst kennt und rein aufzufassen weiss, zieht aber auch Kant in dieses Spiel hinein (St. I, S. 11), und erweist ihm (St. II, S. 9) sogar die unerwartete Ehre, zu behaupten, „es habe Kant das Bewusseyn systematisch auszumessen versucht." Daran ist kein wahres Wort! Mit Recht hielt der Vf. der Theorie des Vorstellungsvermögens sie für neu; auch ward das Recht der Erfindung ihm von Niemandem, wohl aber ihre Realität, und zwar von Kant selbst, stillschweigend, streitig gemacht. Ein Denken in dieser Manier nennt Hr. *B*. (St. I, S. 42. 43) selbst nur einen *Kinderbegriff*. Wie konnt' er nun Kant in seine Kinderphilosophie verwickeln? *Kants* Werke wenigstens enthalten zu einer solchen Verbrüderung keinen Grund. Ueberall ist in dessen Schriften das Bewusstseyn nur *Bedingung* der Erkenntniss ursprünglicher Thatsachen, nicht realer Erkenntnissgrund. Doch Kant — dessen Philosophie Hr. B. eben so wenig, als oben Hn. *Schellings* Identitätssystem gefasst hat — muss sich mehrere solche, auf totaler Unbekanntschaft mit dem Buchstaben und Geist der kritischen Philosophie beruhende Vorwürfe von Hn. B. machen lassen (St. I, S. 46. 48. 59; St. II, S. 12—16). Eine Probe — der Sitz aller übrigen Missgriffe — ist schon mehr als genug. *Kant* soll sowohl das Gemüth als die Aussendinge isoliren; er, der selbst in der Kritik der reinen Vernunft davor warnt, die Bestandtheile der Erkenntniss im Gemüth nicht so getrennt zu glauben, als er sie, zum Behuf der Speculation, um das Eigenthümliche eines jeden Bestandtheils zu erforschen, trennen müsse! Sonach müsste auch der Chemiker, weil die in der Natur verbundenen Stoffe, z. B. in den chemischen Processen des Luftkreises, unstreitig ganz anders, als im todten Scheidungsprocess, auf der Folter der chemischen Versuche, sich wirksam zeigen, seine Instrumente nur wegwerfen. Dass *Kant* bey seinem Philosophiren die menschliche Natur nicht als ein *caput mortuum* ansah, zeigt eine merkwürdige Stelle desselben: (*Verm. Schr.*, B. III, S. 311) wo er den Philosophen „als Metaphysiker, nicht als Logiker darstellt, d. i. Zergliederer aller Erkenntniss in ihre „Elemente, und als Vernunftkünstler, sie wieder „daraus zusammenzusetzen." Hn. B. ist die Mehrheit der Geisteskräfte ein Scandal: die Mehrheit der Körperkräfte (der mechanischen, chemischen und der sie bindenden Lebenskraft) in einer und derselben Organisation dürfte es ihm also wohl auch werden. Scandal ist ihm die (mit realer Trennung verwechselte) Eintheilung der Philosophie in theoretische und praktische, die er doch, inconsequent genug, selbst befolgt. Ihm, der mit selbstgemachten Begriffen spielt, ist es Scandal, dass Kant auf den *Ursprung* und die *Gültigkeit* aller Begriffe in seiner Ansicht der Philosophie zurückgeht (St. I, S. 60), die Bedingungen aller Erkenntniss in sich selbst, vor allem Ausgehn auf Erkenntnisse, aufsucht. Und so schilt Hr. B. (St. I, S. 61. St. II, S. 12. 13), mit Scylla und Charybdis freygebig, auf ein Kantisches und Fichtesches Vorurtheil der Subjectivität; beide Systeme (freylich keine Sinnenlehren), die sich zu keinem objectiven Grunde erhüben, müssten sonach reiner Skepticismus seyn. Zuförderst fragt hier Rec., wie denn diese Beschuldigung, reiner Skepticismus zu seyn, in Absicht auf Kants Philosophie, mit dem Kant oben (freylich fälschlich, wie wir gesehen haben) ertheilten Lobe übereinstimme, dass er das Bewusstseyn ausgemessen habe? — Dann fragt Rec.: muss denn eine Philosophie, wie *Kants* und *Fichte's* System, welche nicht über ihre Vorstellungen von den Dingen, aus sich herausgehen zu können glaubt, darum Skepticismus seyn? Selbst der gemeinste Verstand glaubt nicht die Dinge, nur die Vorstellung der Dinge in sich zu tragen. Um sich eine Philosophie der Eindrücke zu weben, muss sich Hr. B. die Dinge auf die gemeinste Weise in sein Gemüth wie Wasser eindringend denken; er, der vor der gemeinen Seelenlehre einen so souveränen Abscheu hegt.

— — Aber

— — Aber da würde ihn die kritische Philosophie, ohne Skepticismus, zu seyn (*Fichte'n* diese Beschuldigung zu machen, ging, wie Hr. *B.* doch fühlte, nun schon nicht), leicht seines Irrthums überführen; sie würde ihm zeigen, dass er mit aller Anstrengung und allen fünf Sinnen nicht über seine Vorstellungen von den Dingen zu den Dingen durchdringt; würde ihm zeigen, dass der Denker das Daseyn der Dinge mit dem Geiste (Verstande), nicht mit den Sinnen (durch Besehn, Begreifen, Befühlen) zu begreifen sucht. Vor dem Vorwurf des Skepticism würde sie sich dadurch verwahren, dass sie die Beziehung der Empfindung auf ein, in der Empfindung und Anschauung nicht vorkommendes, Object nach Gesetzen des Geistes rechtfertigte, dass sie sich auf die Feuerprobe beriefe, die Objecte ihrer Empfindung und Wahrnehmung in einem Context der Erfahrung (der gesammten Gegenstände seiner Empfindung) festzuhalten. Wodurch anders unterscheidet Hr. *B.* Wirklichkeit und Traum, als dass es ihm möglich ist, im wachen Zustande, aber nicht im Traum, seine Vorstellungen mit dem Context der Erfahrung in Einklang zu bringen; sie darin zu erproben und zu sehn? Hier hätte er sich *Jacobi's* erinnern sollen, der darin sehr tief sah, dass er eine Demonstration der äusseren Gegenstände für unmöglich hielt. Nur die Einsicht dieser Unmöglichkeit rechtfertigt die Annahme seines Naturglaubens an sie. Eben darin zeigte sich *Kant*, der dieselbe Unmöglichkeit einsah, als wahrer Philosoph, dass er nicht, wie in einer gemeinen Sinnenlehre, die Dinge auf den Menschen eindringend annahm, und ihre Erkenntniss doch auf dem einzigen philosophischen Wege, durch Angabe ihrer Bedingungen, rechtfertigte, aber nicht, wie Hr. *B.*, durch Berufung auf den (mit materialistischen Vorstellungen verwirrten) blossen Naturinstinct.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Paris*, b. Errard: *Six Romances avec Accompaguement de Forte-Piano ou Harpe*, composées par *J. F. Reichardt.* 11 S. Fol. (5 Liv.) Von diesen Romanzen, die in dem verwichenen Jahre zum ersten Male zu Paris gestochen worden, hat nicht allein *Menzel* zu Gera einen Nachstich, sondern auch *Rellstab* zu Berlin einen Nachdruck ohne Wissen und Einwilligung des Vf's. veranstaltet, und zwar der letzte mit dem eigenmächtigen ungegründeten Zusatze: *composées pour Madame Bonaparte*, und mit der für den Vf. unanständigen Aeusserung begleitet, dass diese Romanzen auch einzeln, Stück vor Stück für zwey Groschen, zu haben wären. Der Vf. ist gegen diesen unerlaubten, ohne alle Anfrage unter seinen Augen veranstalteten, Nachdruck in öffentlichen Blättern laut geworden, um bekannt zu machen, dass keine einzige Romanze dieser Sammlung für Madame Bonaparte, sondern alle für eine preussische Prinzessin, schon vor einigen Jahren, von ihm componirt worden sind. Auch hat er selbst (und zwar im ersten Intelligenzblatte zu der diessjährigen A. Musikal. Zeitung) eine Sammlung von Romanzen und Elegieen angekündiget, die er wirklich bey seinem letzten Aufenthalte zu Paris für Madame Louis Bonaparte componirt hat. —

Die angezeigten sechs Romanzen sind ein schätzbarer Beytrag zu den wenig guten Kunstwerken dieser Gattung, die über französische Texte das deutsche Publicum besitzt. Weil der Vf. sich schon längst durch mehrere Sammlungen *deutscher* Lieder auch in dieser am Umfange kleinern Gattung der Gesangsstücke zu einem der wenigen Lieblingstonsetzer des Publicums erhoben hat, und weil alle frühern Sammlungen desselben durch richtigen und sich genau an den Text anschmiegenden Ausdruck, durch gute Declamation und richtige Accentuation sich auszeichnen: so wäre es überflüssig, von der vorliegenden Sammlung überhaupt mehr zu sagen, als dass sie keiner der vorhergehenden dieses Vf's. nachstehe. Vorzüglich hat Rec. die letzte Romanze gefallen, in welcher, bey der Grundlage der weichen Tonart, durch die Wahl der Rhythmen von fünf Takten, dem Ganzen eine besondere Innigkeit ertheilet worden ist.

Weil der Charakter dieser Gattung der Gesänge sowohl überhaupt, als auch deshalb besonders, dass sie kein sehr hervorstechendes Accompagnement vertragen, eine gewisse Zartheit der Behandlung erfodert, und eben deswegen in denselben jede kleine Unvollkommenheit und jede Härte und Unebenheit weit mehr hervorsticht, als in Sätzen von weniger sanftem Charakter, und in solchen, die eine stärkere Begleitung zulassen: so hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. in der ersten Romanze die drey unmittelbar auf einander folgenden Absätze auf der Grundlage der Dominante, die sich in der ersten Hälfte derselben befinden, und die merkliche Härte vermieden hätte, die im 9ten Tacte der sprungweis gebrauchte Ton *cis* in der Melodie, bey der Grundlage des Septimenaccordes *h dis fis a*, verursacht. Auch die dritte Romanze scheint dem Rec. dadurch etwas von ihrer Wirkung zu verlieren, dass alle Absätze und Einschnitte auf der Dominante des Grundtones gemacht worden sind.

In der Originalausgabe dieser Romanzen haben sich einige grobe Druckfehler eingeschlichen, die nicht in allen Exemplaren mit der Feder verbessert worden sind. Ob die beiden unmittelbar und in gerader Bewegung auf einander folgenden Octaven und Quinten bey einer und ebenderselben Fortschreitung, die sich in der ersten Romanze zu Ende des 3ten und zu Anfange des 4ten Tactes finden (so wie auch einige andere, obgleich minder auffallende Nachlässigkeiten dieser Art), unter diese Druckfehler gehören, oder ob sie von dem Vf. absichtlich gesetzt worden sind, kann Rec. nicht entscheiden. So viel gesteht er, dass sie seinem Gefühle gerade hier um so anstössiger waren, je mehr die Melodie sich durch Naivetät, und die Begleitung durch zweckmässige Simplicität hervorheben.

Ohne Zweifel werden alle Liebhaber französischer Gesänge der obengedachten von dem Vf. angekündigten Sammlung, eben so verlangend, als Rec., entgegen sehen.

O —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 MÄRZ, 1804.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Martini: *Neues Museum der Philosophie und Literatur*, herausgegeben von *Friedrich Bouterweck*. Ersten Bandes erstes und zweytes Heft etc.

(Beschlufs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mit einem Wort: Hr. B., unfähig die Gegenstände selbst zu ergreifen und aus der Vernunft unmittelbar zu schöpfen, borgt bey jedem Denker die Runde herum, während er (zu Verdeckung seiner Abhängigkeit?) auf jeden schilt, und sieht Alles in einem falschen Licht. Er wollte unstreitig durch die *Apodiktik* ein System der Wechselwirkung errichten, gerieth aber bey der Ausführung in die seltsamste Logomachie. Wundersam nehmen sich die Resultate anderer Denker, die in B's Systeme überall, stillschweigend, auftreten, in der neuen Verkleidung aus. Sein Resultat von speculativer Befriedigung der Vernunft und Ergebung an die Natur ist das der Kantischen Kritik. Aber wie lichthell führt diese und auf einem wie weit rationellerem Wege, gegen Hn. B., zu diesem Resultat! Dasselbe ist mit der Lehre vom praktischen Glauben, wie so vielem Andern, der Fall. In der Deduction *des Idealobjects des vernünftigen Verlangens* im 2 Heft wollte Hr. B. das Unendliche darstellen; allein eine seltsamere Mischung der heterogensten Vorstellungsweisen läfst sich kaum denken. *Fichte's* Auffatz über die moralische Weltordnung im philosophischen Journal, *Schellings* Ideen vom Unendlichen und noch dazu *Kants* Resultate der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft nehmen sich darin, gestaltlos, wie die Dinge im Hexenkessel des Shakespearschen Macbeth, aus. Sie bey Hn. B. zu lesen, ist eine wahre Pein. Natürlich! sie gingen nicht aus ursprünglichem, freyem Geiste; sie gingen aus mühseliger, originell seyn wollender Nachdenkerey hervor. Hier hätt' es wohl einiger Aufklärung des Bewufstseyns bedurft.

Jetzt nur noch ein Beyspiel der eigenen Vorstellungen des Hn. B. Die Vernunft, in Hn B's System das kahlste Ding, (von Ideen weifs sie nichts) „ist nur das reine Princip des *Nichts* (St. I. S. 68)". Nun war, nach der oben angeführten Stelle *d. n. Muf. d. Phil.* das Bewufstseyn ein Conflict der Natur und Vernunft; also, nach der hier gegebnen Definition von Vernunft, ein Conflict des Etwas mit dem Nichts! „Ein Kind der Natur (sagt Hr. B. St. I. S. 66) und nichts mehr ist der Mensch, so weit er sein Daseyn begreift." Gerade das Gegentheil. So weit der Mensch sein Daseyn begreift, erhebt er sich über die Natur, begreift er es nur durch die Vernunft. Aber Hr. B. sah mit seiner Behauptung wahrscheinlich auf das Resultat seiner, Kant nachgeahmten, speculativen Befriedigung in der theoretischen Philosophie hinaus; und doch haben diese beiden Dinge nichts mit einander gemein. Zum Beschlufs dieser Würdigung des speculativen Geistes des Hn. B. stehe noch das Resultat von dessen neuer Theorie des Denkens (St. I. S. 69): „Indem wir *erstens* das Denken vom Daseyn apodiktisch scheiden" (und doch tadelte Hr. B. St. I. S. 61 Kants erst darauf sich stützende Unterscheidung zwischen Sinnlichkeit und Verstand) „und *zweytens* alles erkennbare Daseyn auf Virtualität oder Natur reduciren, halten wir die reine Vernunft als ein *Drittes* zwischen den Objecten und dem erkennenden Subjecte fest." (Man erläutere sich diefs durch das oben gegebene Beyspiel von Hn. B's Geist und Körper, als noch verschieden von Hn. B.) „Man „nenne dieses Dritte, sofern es doch auch *Etwas* seyn „mufs" (noch auf der vorhergehenden Seite, wie im ganzen Auffatz, war es recht ausdrücklich eingeschärft, *Nichts*), „fürs Erste *das Wort Gottes* (λογος) „oder wie man will. Wer es nicht zu denken ver„mag, für den ist das Virtualsystem unzugäng„lich." — Rec. möchte Hn. B. in Absicht seines Virtualismus und der Systeme anderer Philosophen folgende Stelle *Lessings* empfehlen. „Der Begriff" (sagt Lessing) „ist der Mann; das sinnliche Bild des „Begriffs ist das Weib, und die Worte sind die Kin„der, welche beide hervorbringen. Ein schöner „Held, der sich mit Bildern und Worten herum„schlägt und immer thut, als ob er den Begriff nicht „sähe! oder immer sich einen Schatten von Mifsbe„griff macht, an welchem er zum Ritter werde." In der That, ungeachtet Rec. sich gewöhnt hat, aus Denkern von den verschiedensten Vorstellungen zu lernen, wär' es auch bisweilen nur durch das, was man erst in sie hineinlegt, und so durch sie seine eignen Ideen zu befruchten, oder wenigstens dem Allseitigen mehr zu nähern: so mufs er doch gestehn, dafs es ihm nur selten möglich war, aus B's speculativen Abhandlungen diesen Vortheil zu ziehn. Der Styl derselben ist gefeilt, aber der Ideengang ist träg, und die Ideen lassen uninteressirt. Man lebt nicht in den Gegenständen derselben und quält sich, nur zu häufig ohne Erfolg und Ersatz, Hn. B. zu verstehn.

Ein

Ein weit beyfälligeres Urtheil kann Rec. über Hn. B's populär-philosophische Abhandlungen fällen. Schränkte er sich auf diese ein, und verliesse die speculative Laufbahn, auf der er schwerlich viel Lorbeern einärnten dürfte: so fände er da für sein Talent ein weit angemesseneres Feld. Die drey Selbstgespräche: Der *Mathematiker, der Philosoph und der Dichter*, lassen sich schon ungleich gemüthlicher lesen; nur in dem Selbstgespräch des Philosophen findet man wieder den metaphysicirenden B. Noch mehr Werth hat die (nur gerade auch abgebrochne) Abhandlung: *Idee einer Literatur* im ersten Heft. Immer mehrere Denker führen die Literatur auf die Freyheit alles Wissens nach einer Idee zurück, ohne die es allem historischen Wissen an Licht und Leben gebricht. Hr. B. hat nach seiner Ansicht viel Gutes gesagt, und Rec. hätte die Abhandlung vollendet zu lesen gewünscht, um die organische Einheit, wovon im Aufsatz die Rede war, nicht durch ihn selbst verletzt zu sehn. Aber die Krone aller B'schen Aufsätze in dieser neuen Zeitschrift ist unstreitig der Aufsatz: *Die goldnen Jahrhunderte; ein Fragment zur Philosophie der Geschichte.* Sie ist mit Kenntniss des Menschen und der Culturgeschichte geschrieben; nur giebt sie vielleicht ein etwas zu hartes Resultat. Sonst zeigt uns hier Hr. B., gegen die edlere Vorwelt, nicht mit Unrecht, als Kinder einer sehr eisernen Zeit. Gleichwohl würde es Versündigung gegen den ewig regen, nie alternden Genius der Menschheit seyn, wenn wir, bey den unstreitig grosen Schlacken unserer Cultur, unser eigenes Gutes verkennen, und an uns selbst verzweifeln wollten.

Unter den fremden Beyträgen sind von *Maimon* nachgelassene Ideen, in deren Besitz sich Hr. B. befindet, (nur leider auch abgebrochen und im zweyten Heft nicht fortgesetzt) in dieser Zeitschrift vorgelegt. Den *Aphorismen über das Absolute* von einem Ungenannten, ertheilt Hr. B. ein hohes Lob. Doch befremdet uns dabey, wie Hr. B. dieselben Ideen anderer Philosophen in seinen eigenen speculativen Aufsätzen noch tadeln kann.

E. B. L.

Penig, b. Dienemann: *Untersuchungen über den Antheil der Einbildungskraft an den Werken der Dicht- und Redekunst.* Ein Beytrag zur Philosophie der Aesthetik von *Joh. Gottfr. Sauer*, Prediger in Burggruk bey Coburg. 1803. 263 S. 8.

Der Vf. umschreibt in der Vorrede das Thema seiner Schrift mit folgenden Worten: „Was ist das Eigenthümliche der dichterischen, und das Eigenthümliche der rednerischen Einbildungskraft? Worin unterscheiden sich beide von einander, und wie verhalten sie sich zu einander? Was ist die Ursache dieses Unterschiedes und Verhaltnisses? Welchen Antheil hat jene am poetischen, diese am rednerischen Producte? Nach welchen Gesetzen wirken bei de in ihrer Sphäre?" Die Lösung dieser Aufgabe fand er durch die Ideen neuerer Philosophen schon vorbereitet; seine Resultate stimmen mit den Ansichten neuerer Aesthetiker überein, und sie sind dem Geiste der bessern Kritik unter uns nicht fremd. Aber diese Bemerkung soll dem Vf. das Verdienst, etwas Eigenthümliches geleistet zu haben, nicht schmälern, vielmehr seine Schrift als eine solche charakterisiren, die des Zeitpunkts, in welchem sie erscheint, im Ganzen nicht unwürdig ist, und Rec. bezeugt, sie mit Belehrung und Vergnügen gelesen zu haben.

Das Gebiet der Einbildungskraft im menschlichen Gemüthe zu bestimmen und seine Gränze zu ziehen, hat den Philosophen mancherley Schwierigkeit verursacht. Einige wollten daher den beiden Wörtern *Einbildungskraft* und *Phantasie* ihre besondere Bedeutung anweisen; die vornehmere gab man jetzt dem deutschen, ein andermal dem griechischen Namen. Unser Vf. hingegen erklärt das Darstellen solcher Gedankenbilder, die nur nach den Gesetzen der Association entstehen und vergehen, blos für eine Sache des inneren Sinns. Man sey, bemerkt er, mit dem Vermögen der Einbildungskraft nur zu freygebig, und selbst nicht abgeneigt gewesen, es dem Hunde, der im Schlafe knurrt, beyzulegen. Nach einer Zergliederung dessen, was die Einbildungskraft leiste von S. 15 bis 29, welche wir uns hier zu skeletiren enthalten, erklärt Hr. S. im Sinne des Idealismus, wie diese Kraft aus dem Verhältnisse des Idealen und Realen, der Verknüpfung des Schrankenlosen und Beschränkten im menschlichen Gemüthe hervorgehe. Eigentlich aber vermeidet er das Ansehn, irgend einer Schule anzugehören. Er lässt zwar das unendliche Streben im Realen seine Schranken finden, erklärt sich aber nie darüber, ob diese Schranken ein von uns unabhängiges Daseyn zur Bedingung haben, oder nicht. Genug, wenn die Entgegensetzung und Vereinigung des Unendlichen und Endlichen im Gemüthe selbst kein leerer Gedanke ist. Es kömmt aber nicht blos darauf an, die Einbildungskraft überhaupt, sondern auch die besondere Richtung zu erklären, die sie in dem dichtenden Künstler nimmt, und wodurch sie ihn von jedem andern unterscheidet. Zum Vorgänger in dem Versuche, diese Aufgabe zu beantworten, hat der Vf. *Schillern* in seinen originalen und tiefgedachten Briefen über die ästhetische Erziehung. Wenn *Schiller* aus der Wechselwirkung des Triebes zu empfangen und des Triebes zu formen als ein Drittes den Spieltrieb hervorgehen lässt: so ist der Dichtungstrieb unsers Vfs. das Bestreben nach Wiederherstellung des in dem Wirken auf Objecte, wodurch der Geist immer aufs einzelne beschränkt und aus sich selbst herausgeführt wird, gestörten Gleichgewichts. Der Dichtungstrieb thut also dem Geschäftstrieb Einhalt, der die gegebenen Schranken immerfort durchbrechen will; er beharrt bey Gefühl und Anschauung, wofür der geschäftige Mensch sich nicht abmüssigen kann. Weil aber, wie jedem unserer Triebe auch dem Dichtungstrieb die Tendenz zukommen muss, das Vernunftwesen über die Schranken der Endlichkeit hin-

hinwegzubringen (S. 48): so müssen den Dichter seine Gefühle und Anschauungen selbst über sie hinausheben. Es mussten idealische Gefühle und Anschauungen seyn (S. 52) die ihn durch Idealität (in der Idee) über die wirklichen realen Schranken hinüberführen. Der Vf. hätte seiner Deduction für den prüfenden Leser ein Interesse mehr verschafft, wenn er einige Winke beygebracht hätte, wo sie der Schillerischen parallel laufe oder von ihr abweiche, was Rec. hier an seiner Stelle zu thun nicht versuchen kann. Bestimmte Beziehung nimmt er auf *Schillers* Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, indem er die besondern Arten der poetischen Gefühle und Anschauungen naher charakterisirt. Denn was Schiller unter dem Namen der sentimentalischen Dichtung begreift, soll der Poesie der Gefühle, was er naive Dichtung nennt, der Poesie der Anschauungen entsprechen, zu deren einen oder der andern sich ein Individuum oder Zeitalter hinneige. Schiller glaubte durch eine dreyfache Tendenz, welche Gedichte von dieser oder jener Gattung annehmen könnten, das Feld der sogenannten sentimentalischen Poesie auszumessen; aber Hr. S. fügt ein neues Glied hinzu; zu der idyllischen, elegischen, satirischen Stimmung des Dichters, eine vierte, welche die Ode oder das sentimentalische Heldengedicht erzeuge. Wie aus dem gefühlten Bedürfniss nach einer bessern Welt, nach einfachern unschuldigern Sitten, als der Dichter um sich sieht, die sentimentalische Idylle entsteht: so kann er auch über die im Stande der Cultur entweder in selbst geschaffenen Idealen, oder wo nicht ganz, doch beynahe durch einzige seltene Menschen *im Stande der Cultur* erreichte Idee der Menschheit begeistert werden. Uns bleibt es jedoch zweifelhaft, ob sich Hr. S. bey seiner Classification der Gefühle und Anschauungen nicht in etwas mehrerm, als den blossen Benennungen von Schillern unterscheide, und ob er hier nicht überhaupt in ein Missverständniss verwickelt sey. Sehr gut ist, was der Vf. über die poetischen Anschauungen im Allgemeinen sagt; aber er macht mit seinen Gefühlen und Anschauungen zu viel und zu wenig. Zu viel, indem er, nachdem er Schillers Weg eingeschlagen, was dieser nicht wollte, bestimmte Gattungen poetischer Werke daraus ableitet. Zu wenig, indem er solche Verschiedenheiten der Form, wie die epische und dramatische, nicht daraus erklärt, was man wieder auf dem von ihm eingeschlagenen Wege hätte erwarten können. Doch von diesem Abschnitte des Buchs, der gewissermassen eine Episode bildet, kommen wir auf den Hauptgegenstand zurück. Der Vf. bemüht sich, wie wir gesehen haben, uns das innere Handeln aufzudecken, das den dichtenden Künstler zum Künstler macht, und verdient Aufmerksamkeit. Man scheint bisweilen aus der Acht zu lassen, dass das, was den Namen einer schönen Kunst erhalten soll, jenes innere Handeln voraussetze, und betrachtet Kunst mehr oder weniger als die Zubereitung dessen, was für den äussern Beschauer schön ist, ohne es im Momente des Producirens selbst für den Urheber zu seyn. Ohne diese Verwechselung hätte z. B. schwerlich noch jüngst von einer *schönen* Reit- und Fechtkunst die Rede seyn können, wobey eine ästhetische Stimmung, dergleichen unser Vf. unter dem Namen des Dichtungstriebs charakterisirt, weder ganz noch theilweise ihren Einfluss äussert. Von S. 97 an wendet sich der Vf. zur Beantwortung seiner eigentlichen Aufgabe. Wir beschränken uns darauf, die Hauptresultate mit seinen eigenen Worten anzugeben. Die Einbildungskraft geht als ein ideales Vermögen überall darauf aus, das Unendliche in endlichen Formen darzustellen. Dieses Unendliche muss sie auch in Gefühlen und Anschauungen auszudrücken suchen. (S. 104.) Die ersten liegen gleichsam dem Individuo des Dichters zu nahe, um allgemein mittheilbar zu seyn; sie werden daher, um *verständlich* zu werden, von ihm weiter in das höhere Gebiet der Menschheit weggerückt. Es giebt aber keine andere Art der Trennung von dem Individuo des Dichters, die ihrer würdig wäre, als *Idealisirung*. Umgekehrt liegen die Anschauungen von dem Individuo des Dichters, so wie des Lesers, der sich in den Dichter verliert, ihrer Natur nach zu entfernt, um vollkommen *anschaubar* zu seyn. Sie werden also dem Individuo beider näher gerückt. Hier giebt es aber keine andere Art der näheren Vereinigung mit ihnen, als dass das angeschaute Object selbst besser bestimmt und begränzt werde; Individualisirung (S. 110 ff.). Der Vf. wendet sich S. 119 zu dem Redner. So wie er, um die Aufgabe des Dichters klar zu machen, sich erst in eine umständliche Erörterung des Dichtungstriebes einliess: so kann er nun auch die Untersuchung über die Einbildungskraft des Redners nicht beginnen, ohne erst von diesem zu handeln. Als besondrer Naturtrieb, wie das Genie des Dichters, lässt sich das Talent des Redners nicht behandeln; an sich allein betrachtet giebt es uns noch nicht den geringsten Aufschluss über Wesen, Zweck und Aufgabe der Redekunst. S. 122. Dennoch muss das Talent eine eigene Richtung bekommen, wenn es zur Redekunst hinlänglich ausgebildet werden soll, und dieser Richtung folgt die Einbildungskraft. S. 124. Hieraus erhellt, wie Hr. S. die Untersuchung anlegt, deren Gang hier aber nicht insbesondre verfolgt werden kann. Auch giebt der Vf., wie es Rec. dünkt, etwas zu viele Numern, ohne bestimmte allgemeinere Formeln. Ein solcher Auszug, der das einzelne, was er giebt, scharf getrennt und gerundet, als vollzählige Summe vorlegte, wäre gewissermassen nochmalige Bearbeitung des schon von ihm bearbeiteten Stoffs. Hr. S. liefert dem Abstractionsgeist mehr Vorgespinnst, als zur grössten Feinheit ausgesponnene Faden. Der Art, wie er selbst zur Einbildungskraft spricht, und das Herz, mit dem er es nicht unmittelbar zu thun hat, wenigstens anspricht, müssen wir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Jene beschäftigt er oft durch Bilder, die nicht müssiger Schmuck sind, und dieses interessirt er, weil man es ihm anmerkt, es sey sein eifriger Wunsch,

Wunsch, dass die Menschheit sich über ihr Streben selbst verstehe, und dass es ihr gelinge. Um desswillen ist diese Schrift besonders auch angehenden Predigern zu empfehlen, für die der Vf. zum Theil absichtlich geschrieben. Ueber manches einzelne darf man mit dem Vf. um so weniger rechten, da er in der Vorrede erklärt, der Deutsche habe nichts eben so zierliches für das lateinische *mihi videtur* zu setzen, und dem Leser erlaubt, es hinzuzudenken, wo er es nöthig findet. Der Vortrag hat nicht ganz die reine, von dem Individuum des Sprechenden getrennte Form, die, ohne abgemessene Feyerlichkeit, sich doch auch dem entgegenstehendeu Extrem nicht leise nähert. Nicht als ob der Vf. von sich selbst spräche, diess thut er nur mit allem Anstand in der Vorrede, wozu noch S. III die Rüge über die Unbilligkeit eines Recensenten kommt, die allein den tiefen Frieden, der, zur Ehre der Philosophie und Aesthetik sey es gesagt! in dem ganzen Buche herrscht, etwas unterbricht.

X.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Rein: *Amina, die schöne Zirkassierin*, von *Gottlieb Bertrand*, Verfassers (r) des Mazarino. II Theile. 1803. 397 S. kl. 8.

Rec. kennt den Mazarino nicht, weiss also auch nicht, ob der Zusatz auf dem Titel dieses Romans: *von dem Verfasser des Mazarino*, ihm zur Empfehlung gereiche; wenigstens erinnert er sich nicht, je von dem Mazarino, als einem vorzüglichen Kunstwerke, etwas gehort zu haben. Der vorliegende Roman aber ist eine ziemlich verunglückte Nachahmung von Schillers Geisterseher; er erregt nichts weiter, als höchstens das Interesse der Neugier und ist daher unbezweifelt ein willkommenes Geschenk für alle Leihbibliotheken. Jenes Interesse abgerechnet, kann man aber auch nichts zum Lobe desselben sagen. Alle Foderungen, die man an einen guten Roman zu machen berechtigt ist, Haltung der Charaktere, wahrscheinliche und gehörig motivirte Handlungen und Begebenheiten sind diesem aufgeopfert. Und zuletzt befriedigt der Vf. nicht einmal die Neugier. Der Hauptcharakter tritt in das Dunkel zurück, woraus er ihn gezogen, und er verweist den Leser auf einen neuen Roman, den er in einer der folgenden Messen herauszugeben droht oder verspricht, wie man es nehmen will. Gäbe es übrigens Wahrscheinlichkeit in der zu verwickelten Handlung: so müsste sie der darin geschilderte Welton völlig vernichten. Ein junger Herr küsst ein Fräulein bey der ersten Bekanntschaft dreymal, legt seinen Arm um ihren Leib, und fragt: Stehen Sie mit Herrn von Bousey in einem Verhältnisse? Ferner sagt eine Marquise von Beaumont zu dem nämlichen jungen Mann: „Seht „doch den Geck! Wenn ein junges Mädchen ein„mal ein paar artige Wörtchen gegen euch Gelb„schnäbel fallen lässt: so sprecht ihr gleich von „Freundschaft und Gott weiss woven sonst noch;" und er antwortet: „Sie werden bitter, Madame." Um den Ton der grossen Welt zu schildern, muss man in ihr gelebt haben. Wer nur aus Büchern, und nach dem Bilde ihn darstellt, das seine Phantasie ihm in seinem Studirzimmer vormahlt, liefert Carricaturen, die dem Manne von Welt ein mitleidiges Lächeln abnöthigen. An langen Sentenzen voll trivialer Gedanken in volltönenden Worten fehlt es auch nicht. Doch gerade die Mittelmässigkeit wird den Verkauf dieses Romans begünstigen: das grosse Publikum steht auf der Stufe der Mittelmässigkeit, und solche Producte sprechen seinen Geist an. Wie könnten sonst die Buchhändler in jeder Messe so viele schlechte und mittelmässige Romane liefern und dabey ihre Rechnung finden? —

O. O.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Göttingen*, b. Rosenbusch: *Prolusio de indole contumaciae in caussis civilibus contentiosis*, qua ad audiendam orationem — — invitat *Christoph Reinhard Theodor Martin*, D. Facult. jurid. Assessor. 1802. 22 S. 4. Bekanntlich erhob Hr. *Gönner* (I. S. 406. f. *Handb.*) einige Zweifel gegen den Gesichtspunct, aus welchem man fast allgemein den Ungehorsam und seine Folgen ableitet. Nicht Verletzung einer Verbindlichkeit, sondern stillschweigender Verzicht und Zurechnung sey der Standpunct, von dem man hier ausgehen müsse. Hr. *Martin* unternahm es, die alte Lehre durch Beseitigung der neu erhobenen Zweifel und durch Ausstellung der gesetzlichen Wahrheit, in Schutz zu nehmen. Nach den Gesetzen ist 1) jeder Kläger *verbunden*, (Nov. 112. c. 3) den angefangenen Rechtsstreit fortzustellen. Diess ergiebt sich sowohl aus der dem Kläger sonst abgefoderten *cautio de lite prosequenda*, als aus der gesetzlich vorgeschriebenen Verfahrungsweise gegen denselben im Ungehorsamsfalle. Dass aber 2) auch dem Beklagten, wenn er sich einmal dem Kläger entgegenstellt, eine gleiche Verbindlichkeit obliege, ergiebt sich eines Theils aus der Geschichte der Zwangsmittel gegen denselben im Weigerungsfalle, und andern Theils aus der Anordnung des J. R. Abschieds §. 36, welche allein unter der gemeinen Voraussetzung gedacht werden kann, so wie endlich daraus, dass ein Verzicht auf Vertheidigung nicht als eine *renunciatio litis* angesehen werden kann. Ausserdem liegt die neue Hypothese dem Augenschein nach nicht jedem Ungehorsamsfalle zum Grunde, z. B. *nicht* dem Ungehorsam des Richters und der Nebenpersonen, der unter öffentlicher Pflege stehenden und überhaupt aller, die sich der Rechtskraft entgegenstellen und den richterlichen Auflagen nicht gehorsamen. Es sind auch endlich die gesetzlichen Nachtheile des Ungehorsams, welche in den Gesetzen selbst Strafen genannt werden, mit der Idee eines Verzichts durchaus unvereinbar, und können aus derselben nicht abgeleitet werden. — Rec. hält Hn. *Martins* Ausführung für gründlich und überzeugend.

V. z. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 9 MÄRZ, 1804.

PÄDAGOGIK.

Pestalozzi's Lehrsystem, wissenschaftlich dargestellt.

Schon seit mehrern Jahren ist die Aufmerksamkeit des sich für die Verbesserung des Schulwesens interessirenden Publicums auf Pestalozzi und dessen Lehranstalt in Burgdorf gerichtet, und mit ihm scheint für die Geschichte der Pädagogik eine neue Epoche zu beginnen. Aber noch ist man nicht weit vorgerückt in der Ueberzeugung; ob denn auch wirklich ein so grosser Gewinn von dieser neuen Lehrart zu erwarten sey; noch muss man sich mit zwar glänzenden, aber gröstentheils noch unerfüllten Hoffnungen begnügen. Es ist löblich, dass sich Deutschlands verdiente Pädagogen Zeit nehmen, ehe sie entscheidend urtheilen. Es ist löblich, dass sie den Erfolg abwarten wollen, um die Erfahrung zum Zeugniss der Wahrheit anrufen zu können. Aber so sehr wir auch auf die Erfahrung achten, so wenig wir gesonnen sind, sie in ihren Rechten zu kränken, so dürfen wir jedoch nicht *allein* auf ihre Entscheidung warten; denn sie will lange erwartet seyn, ohne uns vor allem Irrthum in Sicherheit stellen zu können. Beyspiele *allein*, sie mögen dafür oder dawider sprechen, können nicht den innern Werth der Methode bestimmen, sondern die Vernunftmässigkeit derselben. Was auf die Menschennatur gebauet ist, das wird mit dieser bestehen. Was aber individuell und nur momentan ist, das wird und muss auch mit dem Individuum untergehen, und mit der Zeit verschwinden.

Wie dem auch sey, so hat die Sache ein allgemeines Interesse, und es ist eine unerlässliche Pflicht, sie desshalb der Entscheidung näher zu bringen, damit der Eifer, mit welchem unsere Zeitgenossen für die Veredlung des jüngern Geschlechts arbeiten, nicht erkalte, und die edlen Beförderer des bessern Volksunterrichts nicht, mit fruchtlosen Hoffnungen abgefertigt, in Unthätigkeit gesetzt werden. Pestalozzi fodert selbst Deutschlands Pädagogen auf, seine Methode einer strengen Prüfung zu unterwerfen. Wir halten uns um so mehr dazu verpflichtet, da es ihr bisher weder an eitlen Lobrednern, noch an leidenschaftlichen Tadlern fehlte, wodurch sie eben nicht sonderlich gewinnen konnte. Wir halten uns verpflichtet, sie vor das Forum der Vernunft zu ziehen, um von dieser allein ihr Urtheil zu empfangen, und nicht von der schreienden, an Autoritäten hängenden Menge.

Um uns aber vor allen Abwegen, so viel als möglich, in Sicherheit zu stellen, so wählen wir für unsere Erörterung denselben Standpunkt, von welchem der Urheber der neuen Lehrart selbst ausging. Wir bringen die von Pestalozzi aufgestellten Grundsätze in einen wissenschaftlichen Zusammenhang, damit wir sie um so leichter übersehen, und dann sicherer urtheilen können.

Dass der Unterricht eine zweckmässige und für jeden Menschen unentbehrliche Vorbereitung zum Leben seyn soll, ist schon längst keine Streitfrage mehr. Aber welches das Ziel der gesamten Menschenbildung und der kürzeste Weg zu diesem Ziele sey, darüber war man von jeher weniger einig. Denn auf der einen Seite glaubte man, dass der Mensch des Unterrichts nur als Bürger bedürfe, und dass es hinlänglich sey, ihn mit allem demjenigen bekannt zu machen, was er einst in seinem Stande gebrauchen werde. Auf der andern Seite hingegen hielt man es für schicklich, den Umfang des menschlichen Wissens möglichst zu erweitern, um eine allgemeine Bildung vorzubereiten. Aber schon vor Pestalozzi gewannen verdiente Pädagogen Deutschlands dem Unterrichte eine interessantere Seite ab, indem sie ihn mehr psychologisch auffassten, und darauf hielten, die geistigen Vermögen und Kräfte des Menschen vielseitig zu üben, und diesen dadurch für einen jeden Gegenstand des Unterrichts empfänglicher zu machen. Es erschienen daher Verstandesübungen aller Art; es wurde für die Belebung der Phantasie gesorgt, es wurde die frühere Cultur des Gedächtnisses ernstlich angerathen, wozu sich Baumaterialien in einem reichen Maasse zusammen fanden. Es trat das Zeitalter der Robinsonaden und des gelegentlichen Unterrichts ein. Es haschte ein jeder nach der leichtesten und zugleich interessantesten Methode, dem kindlichen Geiste nützliche Kenntnisse beyzubringen, und die einzelnen Seelenvermögen zu üben. Die letztere Tendenz spricht sich fast in allen neuern pädagogischen Schriften aus. Aber von diesen Vorschritten der Pädagogik hatten bisher immer nur sehr wenig die Volksschulen erfahren, die desshalb um so mehr mit den höhern und bessern Bildungsanstalten contrastiren mussten.

Pestalozzi nahm von diesen Unterrichtskünsten, die in Deutschland nach Alleinherrschaft strebten, wenig Notiz. Er konnte die Bemühungen anderer Pädagogen nicht *verkennen*, weil er sie *nicht kannte*. Aber desto besser kannte er das Volk und seine Bedürfnisse, desto lebhafter fühlte er das Elend dessel-

ben, und desto kräftiger setzte er sich dem verderbten Zeitalter entgegen, dessen Veredlung er nur durch Verbesserung der Bildungsanstalten hoffen konnte. Misstrauisch gegen die Gesetze und Verordnungen des Staats, wollte er das Erziehungsgeschäft zur Angelegenheit des Hauses machen, und hoffte die Ausführung seines Plans von den ersten Pflegern des werdenden Geschlechts: von den Müttern. So wie von diesen die Keime des physischen Lebens ausgehen, so verlangt er auch von ihnen die Ausbildung der ersten Keime der geistigen und sittlichen Anlagen.

Er wollte die Unterrichtskunst den Gesetzen der Natur unterwerfen, und keinen andern, als den von ihr nothwendig bestimmten Weg einschlagen. Bis hieher ist er mit den Pädagogen unsers Vaterlandes noch auf einem und demselben Wege. Aber von hier beginnt sogleich sein eigenthümlicher Gang, dem wir sorgfältig nachspüren müssen.

Wohin strebt die Natur, fragt er, mit allem ihren Thun? Nach Entwickelung, ist die Antwort, und durch diese nach Vollendung der Keime, aus welchen die einzelnen Producte überhaupt sich organisiren. Das ganze Problem der Unterrichtskunst ist also: *Entwickelung der geistigen Anlagen des Menschen.* Der Unterricht darf diesemnach nicht einen objectiven Zweck haben, sondern vielmehr einen subjectiven. *Objectiv* nennt er ihn, sobald er auf die Erwerbung von Kenntnissen *allein* hinausginge; *subjectiv* wird er durch die harmonische Entfaltung der geistigen Anlagen; wozu das eigentlich sogenannte Lernen nur Mittel seyn kann. Jede Entfaltung eines Naturproducts setzt eine innere organische Thätigkeit voraus, und diese ist hinwiederum die Folge der Aufregung gewisser organischen Kräfte, durch das Zusammenwirken mehrerer Umstände, die jedoch nur *äussere* Bedingungen jener Regsamkeit sind. Die Pflanze entfaltet sich aus einem Saamenkorne, das in den Schoos der Erde fiel, und dort durch einen chemischen Process, der durch äussere Umstände zwar erregt wurde, aber doch immer nur von Innen ausgehen konnte, und die Keime des werdenden Products hervortrieb. Der Mensch ist ein Product der Natur; die Entwickelung seiner geistigen Anlagen muss diesem analog seyn. Auch er kann sich nicht entfalten, ohne eine innere Thätigkeit, welche die Folge eines Organismus höherer Art ist. „Alles, was ich bin, alles was ich will, und alles was ich soll," sagt Pestalozzi, „geht von mir selbst aus. Sollte nicht auch meine Erkenntnis von mir ausgehen?" — Wir sehen hier Pestalozzi mit einem neuern Denker zusammentreffen, der eben so schön als wahr, die Erziehungskunst als *Erregungskunst* charakterisirte.

Nun ist aber der Charakter der geistigen Thätigkeit, *Bewusstseyn.* Die höchste Stufe der geistigen Entfaltung kann also keine andere seyn, als das höchste Bewusstseyn seiner selbst. (Pestalozzi nennt dieses Deutlichkeit der Begriffe.) Das Bewusstseyn unserer selbst kann aber nur dadurch geweckt werden, dass wir uns den Gegenständen entgegensetzen. Je deutlicher wir diese von uns sondern, je klärer wir sie auffassen, desto höher werden wir uns unserer selbst bewusst, und desto mehr schreiten wir in unserer Entfaltung fort. Daher wird die Richtung auf einen ausserhalb des Bewusstseyns liegenden Gegenstand das Erste seyn, was der Erzieher seinem Zöglinge zu geben hat. Hier sind wir bey dem, was Pestalozzi *Anschauung* nennt. Die Anschauung, welche Pestalozzi empfiehlt, ist keinesweges ein blosses Beschauen, sondern ein sorgfältiges Beobachten der Gegenstände, und ein darauf sich gründendes Aufnehmen derselben in sein Bewusstseyn. Indem das Kind seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand richtet, so concentrirt es seine Kraft auf einen Punkt zusammen. Dieses setzt aber schon eine freye Thätigkeit voraus. Die Gegenstände können nicht auf den Zögling einwirken, bevor er sie nicht selbstthätig aufnimmt. Von dem wahrgenommenen Gegenstande bleibt ein ihm entsprechendes Bild zurück. Dieses Bild fixirt er an ein sinnliches Merkmal, das er in seiner Gewalt hat, nämlich an die *Sprache.* Durch den Namen werden wir in den Stand gesetzt, den Gegenstand fest in uns aufzubewahren. (Wir haben Vorstellungen von wahrgenommenen Objecten.) Die Anschaumg ist das Werk des Zufalls, abhängig von den Gegenständen, von den Verhältnissen und tausendfachen Stellungen, in welche das Individuum mit der Aussenwelt kommt. Die Vorstellung allein ist das Werk der Freyheit, und hängt lediglich von meiner eigenen Thätigkeit ab. Ich kann sie in mir hervorrufen, so oft es mir gefällt. Die Vorstellungen werden aber nur dadurch möglich, dass ich einzelne Eindrücke von eben so viel einzelnen Objecten empfange. Die Aussenwelt muss sich also mir zuerst als eine Summe von Einzelnheiten darstellen, ehe ich überhaupt Vorstellungen empfangen kann.

Das Kind richtet nun seine Aufmerksamkeit von einem Gegenstand auf den andern. Die Eindrücke von beiden können nicht in ein und dasselbe Moment zusammen fallen, und folglich sich auch nicht einander ganz gleich seyn. Der Unterschied der Zeit sondert zwar nicht die Gegenstände von einander ab, wohl aber die Eindrücke, und die dadurch sich bildenden Vorstellungen. Die innere Bedingung der Vorstellung ist diesemnach die Zeit; so wie die Wahrnehmbarkeit äusserer Gegenstände den Raum voraussetzt. Beide, Raum und Zeit, sind aber unendlich, und als solche nicht Gegenstände unserer Wahrnehmung, sondern sie fallen nur innerhalb gewisser Grenzen in unsern Wahrnehmungskreis. Beide werden dadurch *relativ:* der Raum, als Grösse; die Zeit, als Einheit oder Vielheit. Es giebt also keine Grösse ohne Umgrenzung des Raums, keine Vielheit ohne Zeitabschnitte. Eine jede Umgrenzung des Raums muss aber eine gewisse *Form* (eine Gestalt) haben. Die Form ist die Bedingung der Anschauung, oder der Wahrnehmung von Gegenständen. Alle Gegenstände, welche der Mensch aufnimmt, müssen sich an eine Form anschliessen, und Pestalozzi fodert mit Recht, sie als den Anfangspunkt der menschlichen Bildung anzusehen.

Ihr

Ihr übergeordnet ist die *Zahl*; denn sie ist die Bedingung der Vorstellungen selbst, die sich nur als Einheiten in ein bestimmtes Verhältniss bringen lassen. In allen unsern Erkenntnissen muss es etwas Aeusseres, und etwas Inneres geben. Daher bestehen beide, Form und Zahl, als Elementarpunkte der Bildung *neben* einander. Die Zahl ist ihrem Wesen nach nichts anders, als, der Organismus unsers Denkvermögens, nach welchem die Vorstellungen nur *nach* einander in uns seyn können. Sollen nun mehrere gesonderte Vorstellungen in mir *zugleich* vorhanden seyn, so müssen sie zuförderst zu einer *Einheit* verbunden werden, aus dem eben genannten Grunde. Darin besteht aber unser ganzes Denken; denn dieses ist ein selbstthätiges Zusammenfassen des Gesonderten zu einer Einheit. Um das letztere zu vollbringen, wurde jene Sonderung nothwendig. Die Zahl ist die concrete Darstellung des Denkers, und daher ist sie allein untrüglich, und unwidersprechliche Wahrheit. Wir müssten uns selbst verläugnen, wir müssten aus uns selbst herausgehen, wenn nur ein einziger Zweifel an ihrer Realität in uns entstehen könnte. Zählen und denken ist nur specifisch verschieden. —

So weit mussten wir herabsteigen zu den ersten Bedingungen der geistigen Entfaltung, um selbst prüfen zu können, ob blinde Willkür, oder vernünftige und haltbare Gründe Pestalozzi zur Annahme dreyer Elementarpunkte des Unterrichts bestimmten.

Der Mensch soll zuerst Gegenstände in sein Bewusstseyn aufnehmen; es ist desshalb nöthig, dass er sie sorgfältig beobachte. Der Erzieher muss dafür sorgen, dass sein Zögling seine ganze Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand richte. Die erste Bildung muss damit beginnen, die sinnlichen Wahrnehmungen in Vorstellungen umzubilden, und diess geschieht, indem die Gegenstände den Sinnen vorgehalten und benennt werden. Eine jede Wahrnehmung wird mit einem besondern Namen belegt, und ein jeder Name ist die Bezeichnung einer in uns besonders vorhandenen Vorstellung. Nun sind aber nicht alle Vorstellungen selbstständig, das heisst, sie bestehen nicht als Einheiten in meinem Gemüthe, sondern sie sind in andern und durch andere bedingt. So ist z. B. die Farbe eine in meinem Gemüthe immer an einen Gegenstand gekettete Vorstellung, und ich kann sie mithin nur als Merkmal, als Beschaffenheit eines andern Gegenstandes ansehen. In der Aussenwelt erkenne ich nichts weiter als Gegenstände und Beschaffenheiten, oder Veränderungen die mit und in den Gegenständen sich ereignen. Die ganze Summe von Wahrnehmungen schliesst sich also auch an Gegenstände an. Daher wird die Sprache ausgehen von der Benennung derselben, d. i. von einer blossen Namenreihe. Die Sprache bringt den Menschen zum eigentlichen *Wissen*, sie vermehrt den Umfang seiner Kenntnisse, und erweitert seinen Wahrnehmungskreis. Sie verdeutlicht die Gegenstände dadurch, dass sie die unterscheidenden Merkmale und das Verhältniss, in welchem die einzelnen Beschaffenheiten mit einander in einem Gegenstande zusammentreffen, bestimmt bezeichnet. Sie ist aber auch mit allen Realkenntnissen auf das innigste verwebt, und muss mit diesen immer gleichen Schritt halten; denn sie ist ja nichts anders, als die äussere Darstellung der Summe von Vorstellungen, die in uns vorhanden sind.

Aber hier stehen wir auch an der Grenze der Sprachkraft; über diese geht sie nicht hinaus. Sie nimmt die Gegenstände, wie sie sind; sie ist keine Schöpferin neuer Vorstellungen, sondern sie bildet diese lediglich aus Wahrnehmungen. Ihre höchste Stufe ist die Fertigkeit, Vorstellungen auf das deutlichste darzustellen. Wäre der menschliche Geist nichts weiter als eine Tafel, in welche sich Gegenstände der Aussenwelt, mehr oder minder klar, abdrücken; bedürfte es zur Entwickelung des Menschen nichts weiter, als die Uebung, diejenigen Eindrücke, welche die Gegenstände selbst auf uns machen, allseitig aufzufassen, und dann wieder zu geben: so wäre es die Sprache *allein*, die den Unterricht anfangen und vollenden müsste, und wir wären alsdann nicht berechtigt, nach etwas Weiterm zu fragen. Allein wir streben nicht bloss, uns der Gegenstände, die ausser uns sind, bewusst zu werden; wir fodern auch Rechenschaft von unserer innern Thätigkeit selbst; wir wollen nicht bloss wiederhallen lassen, was wir von aussen her empfingen, sondern auch etwas erzeugen, was vorher nicht da war, und auch nicht da seyn konnte, weil die Aussenwelt schon Resultate einer innern Thätigkeit darstellt, die nicht in uns, sondern ausser uns liegen. Zur Entfaltung aber wurde die freyeste Selbstthätigkeit erfodert. Diese geht zwar *auf* die Sinnenwelt, aber sie geht doch nur von *Innen aus*, sie erzeugt sich nur in uns selbst. Sie kann daher durch die Sprache, deren Schranken wir kennen, nicht *allein* geübt werden. Dazu bedarf es mehr, als Beobachtung, mehr als ein blosses Aufnehmen sinnlich vorhandener Gegenstände.

Soll unser Denkvermögen geübt werden, so müssen wir uns nach den Gesetzen richten, nach welchen wir denken. Zum Denken wird aber erfodert ein selbstthätiges Combiniren der Vorstellungen, um aus gegebenem Bekannten das Unbekannte selbstthätig herauszufinden. Nun fallen aber nicht die Gegenstände selbst in das Gebiet unsers Denkens, sondern sie gehören nur in den Kreis unserer Wahrnehmungen. An den Gegenständen selbst ist es daher auch nicht möglich, unsere Denkkraft zu üben, sondern nur die Beobachtung zu schärfen; denn wir können sie als solche weder combiniren, noch aus ihnen etwas produciren; beides sind sie schon. Dagegen sind Form und Zahl zwar sinnlich darstellbar, aber an sich selbst doch nichts Körperliches mehr, beide hängen also auch nicht mehr von Gegenständen ab, sondern sie sind absolut *in uns* bedingt. Freylich sind sie nirgends in der Aussenwelt allein und gesondert zu finden; aber eben desswegen können wir sie auch frey behandeln. Der grösste Körper lässt sich im kleinsten Raume nach allen seinen Verhält-

hältnissen, darstellen, sobald ihm nur die Form bleibt. Wird ihm aber diese genommen, so hört er auf zu seyn, was er war. Aber eben so nothwendig bestehen auch die Formen als solche neben einander, ohne sich mit einander vereinen zu können. Ein Dreyeck, wie man es auch stellen und wenden, vergrössern und verkleinern mag, muss ein Dreyeck bleiben, und ein Viereck läst sich nimmer in einen Zirkel umbilden, ohne selbst aufzuhören zu seyn, was es vorher war. Eben so wenig kann in der Körperwelt eine Pyramide sich zur Kugel, ein Rad sich zum Würfel gesellen, um mit diesen ein Ganzes auszumachen; denn das Wesen dieser Gegenstände ist an die Form gefesselt; mit ihr schwindet auch der Begriff zugleich. Sollen zwey Dinge der Aussenwelt sich zu einer Grösse vereinen, so müssen sie zuförderst in eine und dieselbe Form gebracht werden. Allein schon dieses Werk vollbringt nicht die Anschauungskunst, sondern sie thut es mit Hülfe der Zahlen. Die Form geht allezeit auf Extension; das Mehr oder Minder zu bestimmen, liegt ausser ihrem Kreise. Genug, dass sie uns in den Stand setzt, das Verhältniss der Dinge zu bestimmen. Die Grösse muss sich aus dem Mehr oder Minder ergeben und auf das genaueste finden lassen, auch ohne dass wir erst den Versuch zu machen genöthigt sind. Wenn wir aus Gründen, die sich zuletzt immer auf Anschauung stützen, das Verhältniss eines Dreyecks zu einem Vierecke, eines Würfels zu einer Pyramide wissen, so können wir diese verschiedene Grössen in eine Einheit fassen, und durch die Zahl das Grössenverhältniss aufs genaueste angeben, und in einer beliebigen Figur darstellen. Die Zahl ist an keine Form mehr gebunden, und auch nicht mehr abhängig von irgend einer Extension. In den Gegenständen ist sie nur versinnlicht.

Die Kunst hat beide, Zahl und Form, von allen übrigen Qualitäten der Gegenstände zu sondern versucht, und dadurch beiden den Uebergang zu Begriffen gebahnt. In den Linearzeichnungen des Mathematikers, und in der Versinnlichung des Zählens durch Gegenstände, ist die innere Thätigkeit äusserlich dargestellt. Dieses in seiner höchsten Einfachheit und systematisch geordnet, suche man in Pestalozzi's *A B C der Anschauung*. Die Gegenstände selbst sollten in diesem Buche nicht versinnlicht werden, denn dafür sorgte der Schöpfer viel besser und prächtiger, als die beliebtesten Bildercompositoren unsers bilderreichen Zeitalters. Auch würde man dann eben nicht nöthig haben von einer *Anschauungskunst* zu sprechen; denn die Natur verlieh ja jedem Menschen Augen zum Sehen, an welchen die Kunst nichts zu meistern hat. Aber das zu versinnlichen, was die Natur in unserm *Innern* verbarg, ist nur der Kunst vergönnt; und diese Kunst wird nöthig und wichtig durch die Bemerkung, dass nur *das* bis zur Evidenz erhoben werden kann, was sich objectiv darstellen läst, und dass wir nur das bis zur höchstmöglichen Klarheit bringen, was einmal objectiv vorhanden war. Ein geometrischer Körper ist eine Form ohne Grösse, die Zahl, eine Grösse ohne Raum: aber beide wollen erst verkörpert seyn, ehe sie in uns eingehen; beide müssen wir von den Gegenständen abziehen, weil wir sie uns sonst nie vorstellen, folglich auch nicht denken könnten.

Wie weit diese beiden Elementarmittel reichen, das lehrt schon ein flüchtiger Blick in das Feld der Wissenschaften. Der Geometer zeichnet einen fast unübersehbaren Raum auf ein Kartenblatt, und irrt in der Berechnung desselben nicht um eine Hand breit; der Astronom misst mit einem Klumpen von Dreyecken die Bahnen, welche kaum sichtbare Weltkörper durchlaufen, ohne sich um einen Schritt über den Boden zu erheben, auf welchem wir alle stehen. Der Mechaniker verspricht, mit seinem Hebel ungeheure Massen aufzuheben; und er ist so keck, den Zweifler mit wenig Linien die Wahrheit seiner Aussage zu beweisen, ohne sein Experiment zu machen. Aber immer fodert die Anschauung einen Haltungspunkt, und immer suchen wir diesen durch Punkte, Linien u. s. w. zu geben.

Aber wollen wir denn das Volk, wird man uns fragen, hinaufziehen in das weite Gebiet der Wissenschaften? Wollen wir Kinder zu Geometern, Mathematikern und Astronomen machen, sie, die noch kaum den Boden kennen, welchen sie betreten? — Keinesweges, antworten wir; wohl aber wollen wir den menschlichen Geist früh genug anleiten, auf diesem Wege die innere Organisation der Natur des Menschen zu enthüllen, indem wir ihn auf das grosse Gesetz hinweisen, nach welchem die Natur wirkt, und nach welchem wir denken. Wir wollen desshalb keine Wissenschaften in Anspruch nehmen. Die höhern Sphären derselben mögen immerhin nur wenigen zugänglich seyn. Aber wecken müssen wir den Menschen allenthalben, tüchtig ihn machen, aufzunehmen, was da ist, und selbstthätig zu bearbeiten und zu benutzen, damit er *menschlich denken* und *menschlich handeln* lerne. Es ist *Pestalozzi's* Verdienst, es zur Sprache gebracht zu haben, was die früheste Bildung erheischt, und wohin die geistige Thätigkeit des Menschen, in ihrem Entstehen gerichtet werden soll. *Sprache*, *Form* und *Zahl* sind also wirklich die Anfangspunkte der menschlichen Bildung, denn sie umfassen alle Thätigkeiten des menschlichen Geistes, und sind zugleich die sinnlichen Anfangspunkte der höhern Bildung. Die Sprache bildet Gegenstände, wie sie sind, in Vorstellungen um; die Form und Zahl tragen wir aus uns heraus in sie hinüber, daher finden wir sie auch allenthalben; daher stellen die Gegenstände Form und Zahl immer in Concreto dar. Wir können aber nichts anders thun, als, wahrnehmen und denken, und es giebt nichts zu denken, was nicht in uns durch Form und Zahl bedingt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 MÄRZ, 1804.

PÄDAGOGIK.

Pestalozzi's Lehrsystem, wissenschaftlich dargestellt.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die *Farbe*, welche einige Pädagogen mit der Form zu gleichen Würden erheben wollten, kann für das Auge zwar, aber nicht für den innern Sinn das grosse Interesse haben. Denn wir wollen nicht in die Welt hinein nur glauben, sondern sie umsetzen in Begriffe; sie soll uns nicht durch ihren Schimmer nur ergötzen, sondern durch das grosse Gesetz, das in ihr sich ausspricht, zur tiefen Verehrung stimmen. Die Farbe ist das Mittel, Gegenstände sichtbar zu machen; wir können sie nur sehen. Von den Gegenständen werden wir sie nimmer trennen, entkörpert wird sie selbst durch das geübteste Forschen nicht, denn sie ist nicht in uns bedingt.

Sollen wir aber zu irgend einer Wissenschaft uns hinwenden, um unsern Zögling einzuführen in die Welt Gottes? Soll es Naturgeschichte, soll es Geographie etwa seyn, die wir ihm zuerst lehren? Fehlt es diesen Gegenständen doch nicht an Interesse und Nützlichkeit! — Allein wir mögen die oft zum Kinderspiel herabgesetzten Wissenschaften noch so sehr entkleiden von einer jeden wissenschaftlichen Form, so können sie dennoch nur einseitig auf die Menschenbildung wirken. Sie können den Geist des Kindes mit einer Menge von Vorstellungen überladen, aber immer nur einseitiges Wissen erzeugen: denn es sind nicht bloss Gegenstände der Natur, die in unserm Wahrnehmungsvermögen liegen, und die Länder kann man nur in einem Bilde übersehen. Aber die Selbstthätigkeit des Menschen zu wecken und zu beleben, vermögen diese Wissenschaften nicht. Denn wäre die erste auch noch so gut für Kinder gemodelt, so könnte sie weiter nichts thun, als das beschreiben, was das Kind täglich selbst beobachten, selbst wahrnehmen und erkennen kann; und wenn der Lehrer sein Fach verstünde, so würde er den Zögling dahin zu bringen suchen, seine Naturgeschichte sich selbst zu erfinden, oder wenigstens sie selbst darzustellen. Genug, er würde ungefähr das thun, was nach unserer Ansicht ins Gebiet der Sprachübung gehört. Aber das eigentliche *Denken* wird dadurch noch nicht geübt. Selbst jene Uebung der Beobachtung würde einseitig, sobald sie sich von einer Wissenschaft abhängig machen wollte. Die Beobachtung wollen wir also lieber an allen Gegenständen zu üben suchen, und nichts verschmähen, was die Natur uns darbietet; aber auch keinen andern Gegenstand auswählen, der nicht wahrnehmbar ist: sonst weiss das Kind nicht zu unterscheiden, was Wahrheit und was Irrthum ist in seinem Erkennen.

Die Anschauung ist allerdings bestimmt der Punkt, von dem unsere Bildung ausgehen muss; aber der oberste Grundsatz der Unterrichtskunst kann nicht aus ihr deducirt werden, wie Einige es versuchen wollten; dieser muss aus dem Endziele folgen. Wir sehen aber nicht um zu sehen, sondern um wahrzunehmen; wir nehmen wahr, um zu erkennen; wir erkennen, um Vorstellungen einzusammeln (wir lernen); wir sammlen Vorstellungen ein, weil sie Bedingungen des Denkens sind; denken aber wollen wir nicht um des Denkens willen, sondern, um zur Vernünftigkeit zu gelangen. *Vernünftigkeit* (Pestalozzi nennt es: ein vernünftiges Daseyn) ist das Endziel der gesammten Menschenbildung. Warum wir dieses Ziel suchen, ist selbst nicht vernünftig zu fragen. Das beste Mittel, dahin zu gelangen, muss zugleich die *beste Methode* seyn, und diese müsste die Geschichte der Entwickelung der menschlichen Anlagen auf das reinste und vollkommenste darstellen. Daher würde sie die *pragmatische Darstellung der Geschichte der Psychologie* seyn.

So werden, hoffen wir, unsere Leser eingeleitet seyn zur Uebersicht der Pestalozzischen Elementarbücher selbst, und der zahlreichen Schriften, welche sie zu charakterisiren suchen. Wir haben die Annahme dreyer Elementarpunkte, Sprache, Form und Zahl gegründet gefunden. Wie ein jedes seinem Zwecke gemäss betrieben wird, das werden uns die Elementarbücher zeigen. Wir wollen die Methode ja nicht beschreiben, sondern prüfen, und den Standpunkt angeben, von welchem aus wir sie beurtheilt haben.

Ob aber Pestalozzi's Elementarbücher leisten, was die Theorie verspricht? Ob die ganze Lehrart neu; und ob und wiefern sie anwendbar sey? sind noch drey interessante und wichtige Fragen, die wir mit Wenigem beantworten können, sobald wir die Schriften selbst beurtheilt haben werden.

fagt der Vf. ausdrücklich: „Wo du die Erde der Natur überläffeft, da trägt fie Unkraut und Difteln, und wo du ihr die Bildung deines Gefchlechts überläffeft, da führt fie daffelbe weiter nicht, als in den Wirrwarr einer Anfchauung, die weder für deine, noch für die Faffungskraft des Kindes fo geordnet ift, wie ihr es für den erften Unterricht bedürfet etc.“ Man fieht hieraus, dafs man es bey Peftal. mit den Worten fo genau nicht nehmen darf. Beides ift wahr, und der Sache nach nicht widerfprechend. Der Vf. hat nur von *Natur* und *Kunft* fehr fchwankende und unbeftimmte Begriffe. In der letztern Stelle ift ihm die Natur blofs die Summe von einzelnen Erfcheinungen, und von Eindrücken äufserlich vorhandener Gegenftände; in der erften hingegen ift fie ihm der Inbegriff der Kräfte, die allen Erfcheinungen zum Grunde liegen, und der Gefetze, nach welchen fie erfolgen. In diefem Sinne ift die innere Organifation auch nichts anders, als Natur. Der Zufammenhang, in welchem die Dinge mit einander ftehen, ift aber nicht objectiv, fondern fubjectiv vorhanden; nur der Erkennende kann ihn fuchen. Wir fchaffen freylich uns die Welt einer Regel gemäfs, die in uns ift. Aber wir verfahren nicht nach Willkühr dabey, fondern nach Gefetzen, die in uns liegen; und in fo fern diefe uns gegeben find, nach Naturgefetzen. Eben fo hat auch die Kunft bey unferm Vf. eine verfchiedene Bedeutung. Denn in dem einen Sinne ift fie der Inbegriff von Regeln, welche aus dem nothwendigen Gange der Entwickelung der Anlagen von felbft hervorgehen; in dem andern ift fie die blofse Zufammenftellung gewiffer Regeln zu einem objectiven Zwecke. In dem erften Sinne gefafst, mufs eine jede Entwickelung der menfchlichen Anlagen kunftmäfsig erfolgen, und diefe Kunft ift mit der Natur in völliger Harmonie. In dem letztern Sinne ift fie es nicht, fondern da ift fie nur das für einen gewiffen Zweck berechnete Wirken nach gewiffen Regeln. In diefem Sinne fetzt Peftalozzi die Kunft der Natur entgegen, und verwirft fie. Daher kommt es, dafs er die Kunft bald über die Natur erhebt, bald die Natur um der Kunft willen zu verwerfen fcheint, dafs er bald die eine, bald die andere herrfchen laffen will.

Wir werden nun den obigen Satz alfo faffen: Bringe alle Gegenftände des Unterrichts in denjenigen nothwendigen Zufammenhang, in welchem fie nach Gefetzen des Wahrnehmens und Erkennens wirklich ftehen, fo dafs der Zögling den fubjectiv nothwendigen Gang der Entwickelung objectiv dargeftellt finde, und aufser fich die Ordnung wahrnehme, die in ihm felbft ift. Diejenige Vorftellung von einem Objecte, an welche der Begriff des Gegenftandes felbft gebunden ift (z. B. die Rundung in dem Begriffe der Kugel, das Eckige in dem Begriffe des Quadrats), fuche vorzüglich tief und unerfchütterlich feft zu begründen, und daran nur allmählich andere minder wefentliche Merkmale anzufchliefsen (die Farbe, die Beftandtheile u. f. w. einer Kugel müfsten zu den letztern gerechnet werden). Vorzüglich hüte man fich, eine jede für irgend einen wiffenfchaftlichen Zweck berechnete Anficht der Gegenftände heraus zu heben; man faffe vielmehr alle Gegenftände, fo wie fie fich in der Natur felbft finden, zufammen, und behandle fie ihrem Zwecke gemäfs, damit kein einfeitiges Wiffen erzeugt, fondern Ordnung in die Aufsenwelt und Deutlichkeit in uns felbft gebracht werden).

Peftalozzi fährt S. 145 fort:

3) Verftärke und verdeutliche die Eindrücke wichtiger Gegenftände dadurch, dafs du fie dir durch die Kunft näher bringft, und durch verfchiedene Sinne auf dich wirken machft. Erkenne zu diefem Endzwecke vor allem auch das Gefetz des phyfifchen Mechanismus, welches die verhältnifsmäfsige Kraft aller Einwirkungen von der phyfifchen Nähe oder Ferne jedes, deine Sinne berührenden Gegenftandes von deinen Sinnen felber abwendig (abhängig) macht. Vergifs es nie, diefe phyfifche Nähe oder Ferne beftimmt alles Pofitive in deiner Anfchauung, in deiner Berufsbildung und felber in deiner Tugend.“

(In diefem Satze hat Peftal. gerade das unbeftimmt gelaffen, worauf es ankommt; denn wir erfahren nicht, *welche* Gegenftände fo wichtig find, dafs fie durch die Kunft näher gebracht werden follen? Und über das *Pofitive* in der Anfchauung giebt er uns ebenfalls keine Auskunft. Wir werden auch hier den richtigen Sinn aus dem Ganzen mühfam herausfuchen müffen. Zu dem erften finden wir S. 316 den Commentar; denn hier heifst es: „Um dein Kind auf dem kürzeften Wege zum Ziele des Unterrichts, zu deutlichen Begriffen zu führen, mufst du ihm mit grofser Sorgfalt in jedem Erkenntnifsfache zuerft folche Gegenftände vor die Augen ftellen, welche die wefentlichften Kennzeichen des Faches, zu welchem diefer Gegenftand gehört, fichtbar und ausgezeichnet an fich tragen u. f. w. Zur Verfinnlichung der Zahl wird ein Gegenftand, der weiter keine Qualitäten hat, als diejenigen, welche die Möglichkeit feiner Wahrnehmbarkeit enthalten, die beften Dienfte leiften. Dagegen wird die Sprachübung das Vorhandenfeyn der Gegenftände mit allen Qualitäten erfodern, weil diefe Vorftellungen von Gegenftänden zur Deutlichkeit bringen foll.

(Die Fortfetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 MÄRZ, 1804.

PÄDAGOGIK.

BERN u. ZÜRICH, b. Gessner: *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt; ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben*, etc. von H. *Pestalozzi*. etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was Pestalozzi aber unter dem Positiven verstanden wissen will, das wird sich ergeben, wenn wir uns an die erste Bedingung der menschlichen Entfaltung halten; diese ist ihm *Thätigkeit*. Von Natur ist die Thätigkeit unbestimmt, daher bloss *negativ*. Wird nun aber die Aufmerksamkeit des Menschen auf Gegenstände gerichtet, wird der Mensch zum Beobachter gemacht, so entsteht daraus in so fern eine Richtung auf etwas bestimmtes, eine positive Thätigkeit. Ueberall wo mit Bewusstseyn gehandelt wird, da ist eine positive Thätigkeit vorhanden; ohne sie ist kein Erkennen möglich; ohne sie wirkt man nicht in seinem Berufe; ohne sie kann man zwar negativ gut, aber nicht tugendhaft seyn.

Diese positive Thätigkeit ist aber eigentlich nicht von der physischen Nähe oder Ferne der Gegenstände abhängig, sondern von der besondern Art, wie diese auf mich einwirken, und wie ich sie beobachte. Dazu kann zwar die Nähe oder Ferne der Gegenstände Veranlassung geben; aber die Richtung selbst zu erzeugen, vermögen keine Objecte. Indess liegt in dem aufgestellten Satze so viel Wahres; dass eine jede freye Thätigkeit des Menschen die Richtung auf ein Object voraussetzt, und dass die Art und Weise jener Thätigkeit, und die Art des Fixirens seiner geistigen und sinnlichen Kraft, durch die Umgebungen bestimmt seyn muss. Der Mensch werde also immer zu demjenigen Punkt hingerichtet, welcher zu, als vernünftig anerkannten, Zwecken dienlich ist, und jedes unbestimmte Treiben und Thun werde beschränkt. Diess ist es, was zu seinem Berufe, welcher es auch seyn mag, erfodert wird, diess ist auch die Bedingung der Tugend selbst.

Der 4 Satz ist seinem Inhalte nach folgender (S. 146): Drücke deinem Unterricht den Stempel der Nothwendigkeit auf, damit er, so wie die Natur selbst, nach nothwendigen Gesetzen den Menschen entfalte. Diess geschieht aber, indem du ihn einer Seits so einrichtest, dass sich dem Erkennenden selbst alles, was er erkennt, als nothwendige Wahrheit aufdringe; anderer Seits aber auch das Erkannte so unerschütterlich feste und tiefe Wurzeln fasse, dass es unmöglich mehr vertilgt werden kann.

Demungeachtet muss 5) der Mensch auch zugleich sich als den Thätigen fühlen, der mit Freyheit aufnimmt, was er findet, damit er sich seines Thuns bewusst werde.

Diess sind die Hauptsätze der Pestalozzischen Unterrichts-Theorie. Er sagt von ihnen S. 148 „Ich habe sie hingeworfen diese einzelnen Sätze, aus denen der Faden einer allgemeinen und psychologischen Unterrichtsmethode sich herausspinnen lässt." Er gesteht in dem folgenden selbst ein, dass er nicht das Wesen der Naturgesetze kenne, auf welchen sie beruhen. So viel sieht man, dass er wenigstens tiefer in seinen Gegenstand eingedrungen ist. Sein Weg ist nicht der gewöhnliche, und es ist ganz ohne allen Zweifel, *dass auf seinem Standpunkte noch kein Reformator des Elementarunterrichts stand*. Dass er aber nicht im Stande ist, seine Ideen klar aus einander zu setzen, ist auf einer jeden Seite sichtbar.

Die einzelnen Sätze haben wirklich pädagogischen Gehalt und verdienen alle Aufmerksamkeit. Aber es fehlt ihnen an Einheit; denn sie sind, so wie sie hier erscheinen, weder aus einander abgeleitet, noch aus einem obersten Grundsatze gefolgert.

Aber Pestalozzi thut noch einen Schritt weiter; er will diese Sätze auch noch tiefer begründen, indem er ihren Quellen (das sollte eigentlich heissen, den nothwendigen, von einer jeden Willkür unabhängigen *Bedingungen* der Entwickelung menschlicher Anlagen) nachgeht. Diese findet er S. 148, 1) in der Natur selber (diess sollte heissen: in dem von mir unabhängigen, aber nach einem Naturgesetze nothwendig bestimmten *Gange* der Entwickelung), 2) in der mit dem Anschauungsvermögen verwebten Sinnlichkeit reiner Natur (sollte heissen: die aufgestellten Sätze stützen sich ferner auf das Verhältniss meines Erkenntnissvermögens mit dem Begehrungsvermögen), 3) in dem Verhältnisse meiner äussern Lage mit meinem Erkenntnissvermögen (richtiger: die besondere Art des Erkennens und der Richtung meiner Thätigkeit, ist durch die Art der Einwirkungen der Objecte auf mein Wahrnehmungsvermögen bestimmt). Dem Ganzen liegt folgendes Wahre zum Grunde. Es giebt vor aller Entwickelung des Menschen ursprünglich in ihm nichts, als was die Natur ihm verlieh (Anlagen). Die Menschennatur enthält als solche die Bedingung ihrer Entfaltung in sich, und diese ist innere Thätigkeit, die ebenfalls nach Naturgesetzen erfolgen musste, deren Richtung aber jenen nothwendigen Gesetzen nicht unterworfen ist. Die Erweckung und Leitung jener Thätigkeit ist durch das

das Verhältniss zweyer Grundvermögen in uns bedingt, durch das Erkenntniss- und das Begehrungsvermögen. — Hier ist nun Pestalozzi nicht tief genug eingedrungen. Es ist noch ein drittes Grundvermögen in uns da, welches noch tiefer liegt, nämlich das *Gefühlsvermögen*. Aus diesem geht eigentlich alles Innere hervor. Das Begehrungsvermögen geht auf Genuss; nach ihm will der Mensch sich alles aneignen; das Erkenntnissvermögen geht auf die Gegenstände hinaus, mit ihm allein könnte der Mensch in der That nicht erkennen; denn es führt ihn aus sich heraus in die Objecte, ohne ein Aufnehmen und Aufbewahren durch das Empfangene zu vermitteln; aber das Gefühl ist die Ursache der Thätigkeiten von beiden. Rec. muss sich begnügen, diess hier angedeutet zu haben; die weitere Ausführung gehört vor das Forum der Psychologie, die der Pädagogik überhaupt immer freundlich die Hand bieten sollte. — Von der besondern Art und Weise, womit die Gegenstände auf den Menschen einwirken, ist die Art und Weise der innern Thätigkeit abhängig. Der Mensch kann sich nicht von seinen Umgebungen losmachen. Was ihm immer vor den Sinnen steht, damit beschäftigt er sich am meisten. Darin liegt der Grund der Möglichkeit eines Nationalcharakters und eines Zunftgeistes.

Pestalozzi macht in dem Folgenden noch einige hieher gehörige fruchtbare Bemerkungen, die aber immer nur einem Meteor ähnlich sind, das plötzlich einige Lichtstralen in das Dunkel wirft, aber eben so schnell wieder verschwindet.

S. 163 fängt er endlich an, ins Detail zu gehen, indem er die Frage aufwirft: „Wie benimmt sich ein Mensch in jedem einzelnen Falle, wenn er sich einen Gegenstand, der ihm verwirrt und dunkel vor die Augen gebracht wird, gehörig auseinandersetzen und sich allmälich klar machen will? Er wird dann sein Augenmerk allemal auf folgende drey Gesichtspunkte werfen müssen: 1) Wie viel und wie vielerley Gegenstände vor seinen Augen schweben; 2) Wie sie aussehen; was ihre Form und ihr Umriss sey. (Das letztere ist von dem erstern sehr verschieden; denn das *Aussehen* bezieht sich auf alle Vorstellungen, welche wir durch den Gesichtssinn erhalten.) 3) Wie sie heissen; wie er sich einen jeden durch einen Laut, durch ein Wort vergegenwärtigen könne. — Daraus leitet er nun die drey Elementargegenstände des Unterrichts ab: *Zahl*, *Form* und *Sprache*. Wir haben uns in der Abhandlung hierüber ausführlicher erklärt, und können es daher hier übergehen.

Den Grund zur Annahme dieser Elementarpunkte findet der Vf. (S. 166) darin, „weil alle Gegenstände unbedingt Zahl, Form und Namen hätten, die übrigen Eigenschaften aber, die durch die fünf Sinne erkannt werden, kein Gegenstand so mit allen andern, sondern nur, mit einem diese, mit andern jene gemein besitze," wozu noch das komme, dass diese Eigenschaften uns sogleich beym ersten Anblick so in die Augen fallen, dass wir verschiedene Gegenstände schon darnach unterscheiden können u. s. w. — Diess ist aber grundfalsch; denn Zahl und Form sind keine Eigenschaften der Gegenstände, sondern der in uns vorhandenen Bedingungen der Wahrnehmung. Der Zweck des Unterrichts wird ferner nicht erreicht, wenn er sich bloss auf das Wahrnehmen und auf das Erkennen der Objecte *allein* beschränkt. Und endlich achten wir bey den Beobachtungen nicht bloss auf Zahl und Form, oder wir achten vielmehr gar nicht darauf, sondern vielmehr auf die Qualitäten allein, nach welchen wir einen Gegenstand von dem andern unterscheiden. Die Farbe reizt ein Kind z. B. viel mehr, als die Gestalt.

Die Sprache, oder noch weiter zurück, der *Schall* ist, ganz richtig, in drey specielle Unterrichtsmittel getheilt, nämlich: 1) *Tonlehre*, oder das Mittel, die Sprachorgane zu bilden. 2) *Wortlehre*, oder die Mittel, einzelne Gegenstände kennen (sollte heissen *bezeichnen*) zu lehren. 3) *Sprachlehre*, oder die Mittel, durch welche wir dahin geführt werden müssen, uns über die uns bekannt gewordenen Gegenstände und über alles, was wir an ihnen zu erkennen vermögen, bestimmt ausdrücken zu können. — Es wäre zu wünschen, dass Pestalozzi diesen Gang in seinem Buche der Mütter befolgt hätte. Allein von dem Erstern ist uns noch gar keine praktische Anwendung zu Gesichte gekommen; das Zweyte ist nur unvollständig ausgefallen; und von dem Dritten muss man noch die Vollendung erwarten, um urtheilen zu können. Wir können aber dieses Kapitel zum sorgfältigern Studium nicht genug empfehlen. Die Sprache ist hier wirklich sehr richtig behandelt. Ueber die beiden übrigen Elementarmittel werden wir weiter unten, bey der Anzeige der Elementarwerke, einiges bemerken.

Der noch übrige Theil dieses Werkes enthält zwar noch einzelne treffende Bemerkungen, die aber mit einer Menge von Exclamationen verwebt sind, die man hier weder erwarten noch wünschen kann. Was der Vf. sowohl über die Mangelhaftigkeit der Staatsverwaltungen, als auch über die Zweckwidrigkeit des bisherigen Unterrichts declamirt, hat theils nicht ein so allgemeines Interesse, theils ist es auch nicht einmal so wahr. Nur zwey Punkte hält Rec. für nöthig, noch zu berühren; nämlich die Idee, den Elementarunterricht in die Hände der Mütter zu legen, und die Ansicht des Vfs. über die moralisch-religiöse Bildung.

Die Idee, den Unterricht den Händen der Mütter anzuvertrauen, ist nicht neu, aber doch kaum von jemanden so dringend empfohlen und gefodert worden, als von Pestalozzi. Es kann diess den Müttern nicht leicht näher ans Herz gelegt werden, als es S. 243 der vor uns liegenden Schrift geschieht. Es ist allerdings wahr, die Mütter sind den Kindern am nächsten, sie sind unwillkürlich lange vor dem positiven Unterrichte die ersten Lehrerinnen ihrer Erzeugten. Aber schon Rousseau bemerkt in seinem Emil, dass der Unterricht die Sache des Mannes und zunächst des Vaters, und die ganze übrige Bildung von der Natur selbst der Mutter angewiesen sey.

sey. Wir sind weit entfernt, den Müttern das Wort zu reden, die sich unter tausend Vorwänden des mühsamen Geschäftes der Erziehung zu entledigen suchen. Aber so viel ist doch unläugbar wahr, der positive Unterricht ist nicht die Sache des Weibes, das in der Zerstreuung ihrer häuslichen Geschäfte lebt. Der Unterricht erfodert Ernst und Strenge, denn er soll die erste Arbeit des Menschen seyn. Darf man diese von ihr, der Zärtlichen, immer nur Liebevollen, erwarten? Die Mutter spielt gern, sie giebt sich dem Kinde hin, aber es wird ihr schwer, dem Kinde irgend einen Zwang anzulegen. Daher gedeihet auch der weibliche positive Unterricht selten; er erzeugt gewöhnlich mehr Naseweisheit als Weisheit. Und in der That: es ist doch keine geringe Bürde, wenn den Müttern nächst der übrigen Besorgung des Hauses und der Leitung ihrer Kinder auch noch der Unterricht übertragen werden soll. Und — sie *können* nicht unterrichten, wenn sie es auch schon *wollten*. Desto dringender müssen wir ihnen aber die ganze übrige Leitung anempfehlen, worin ein negativer Unterricht selbst schon mit inbegriffen ist.

Ganz richtig finden wir von S. 341 an die moralische Bildung angedeutet. Sie soll sich nämlich auf ein ABC der Fertigkeiten gründen, das von den einfachen Aeusserungen der physischen Kräfte, welche die Grundlagen auch der complicirtesten menschlichen Fertigkeiten enthalten, ausgehen muss: Schlagen, Tragen, Werfen, Stossen u. s. w. sind solche einfache Aeusserungen unserer physischen Kräfte. Auch hierin fodert er eine Stufenfolge. Wir wünschten dieses Kapitel mit grösserer Ausführlichkeit behandelt. Eine jede Tugend setzt Kraft voraus, und diese soll erst körperlich, dann geistig geübt werden. Uebrigens ist das schon mehrfach, und namentlich in *Guths Muths* Gymnastik, zur Sprache gebracht.

Die beiden letzten Briefe sind endlich der Anleitung zur religiösen Bildung gewidmet. Der Vf. bleibt seinen Grundsätzen völlig treu. Er fagt S. 349 „Eben die Gesetze des physischen Mechanismus, die die sinnlichen Fundamente der Weisheit in mir entwickeln, entwickeln auch die sinnlichen Erleichterungsmittel meiner Tugend." — „Wie entkeimt der Begriff von Gott in meiner Seele?" fragt er S. 350 „das sehe ich bald", antwortet er: die Gefühle der Liebe, des Vertrauens, des Dankes, und die Fertigkeiten des Gehorsams müssen in mir entwickelt seyn, ehe ich sie auf Gott anwenden kann." Man sieht es aus diesem Gange, dass er die Entwickelung des *religiösen Gefühls* mehr fodert, als die Begründung der *reinen Religionsbegriffe*. Aber die weitere Auseinandersetzung und die Bestimmung des Verhältnisses, welches zwischen Religiosität, Religionsbegriffen statt findet, wird man hier vergeblich suchen. Wie der Stifter des Christenthums Liebe, Vertrauen, Dank und Gehorsam gegen Gott zu erzeugen suchte, so will auch Pestalozzi in seinem Gange davon ausgehen. Es liegt ausserhalb der Gränzen dieser Recension, in diese Ansicht tiefer hineinzugehen; nur das sey uns erlaubt anzudeuten, dass diese Gefühle nicht *allein* ausgehen können von dem Verhältnisse, welches zwischen dem unmündigen Kinde und seiner Mutter statt hat. Es muss auch hierin etwas Ursprüngliches geben, was von keinem äussern Verhältnisse mehr abhängig seyn kann. Auch ohne dieses Verhältniss kann sich die Religiosität entfalten, und entfaltet sich wirklich. Aber diese Gefühle können schon, als *abgeleitete*, nicht das Wesen der Religiosität erschöpfen. Sie sind ausserdem abhängig von einem Wesen, das ausserhalb dem Menschen als Object gedacht werden muss, und schon darin liegt der erste Keim des Irrthums. *Timor fecit deos*, sagt dort ein alter Dichterphilosoph; ein anderer sprach in eben dem Geiste „*est Deus in nobis*" und wir finden in dem Wesentlichen dieser Aeusserungen noch keinen Irrthum, wenn wir sie von dem Sinnlichen zu entkleiden wissen.

Jedoch wir müssen hier abbrechen. Es genügt uns, darauf aufmerksam gemacht zu haben. Uebrigens empfehlen wir diese letzten Briefe zur eigenen Lectüre. Sie enthalten die kraftvollsten und herzerhebendsten Stellen des ganzen Buches, und den Schlüssel zu manchen Unterrichtsgrundsätzen Pestalozzi's.

A[x].

(*Die Anzeige der übrigen Schriften folgt nächstens.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Wien, b. Hoffmeister: *Sammlung deutscher Gesänge* von *J. R. Zumsteeg*. Nr. I bis XII. auf zwölf einzelnen Queerfoliobogen. (2 Rthlr.)

2) Ebendaselbst u. Leipzig, im Musikalischen Bureau: *Sammlung von Gesellschaftsliedern mit Melodieen* von *F. A. Hoffmeister*. 1 Bog. Queerfolio. (4 gr.)

3) Leipzig, b. Hofmeister u. Kühnel: *Schillers Ode an die Freude*, componirt von *Zumsteeg*. 1 Bog. Queerfolio. (4 gr.)

Die zwölf Numern der ersten Sammlung enthalten folgende 12 Zumsteegsche Gesänge. I. *Kartoffellied*. Wenn's nicht ein satirischer Einfall seyn soll, so ists unbegreiflich, wie der Componist auf die Idee kommen konnte, folgende Verse:

Schön röthlich die Kartoffeln sind
Und weiss wie Alabaster;
Sie daun sich lieblich und geschwind
Und sind für Mann und Weib und Kind,
Geschweige denn für Schwein und Rind,
Ein rechtes Magenpflaster,

als einen beystimmigen Singe-Satz mit abwechselnder Bewegung von ¾ und ⅞ Tact, abwechselnden Tutti und Solosätzen und mancherley Nachahmungen und sehr häufigen Wiederholungen und Versetzungen der Verse zu componiren. Was diese Composition indess auch bedeuten soll, so ist der Unisonosatz, in welchem alle drey Stimmen schliessen, sehr widerlich und aller guten Kunst, auch der scherzenden und

und satirischen zuwider: denn es ist kein Unisonosatz, sondern ein melodischer Satz, der eine dreystimmige Behandlung nothwendig bedarf, und die ihm hier um so mehr mangelt, da der ganze übrige Gesang dreystimmig ist. Auch Scherz muss der Künstler nicht gegen die gegründeten Regeln der Kunst, sondern mit Kunst treiben. II. *Ergebung von Bouterweck.* Diese schöne ausdrucksvolle Composition hat ganz die Innigkeit und Lieblichkeit die *Zumsteeg* zum Lieblingscomponisten empfindsamer Sängerinnen macht. Im dritten Tact der dritten Seite werden diese, wenn sie nur etwas musikalisch sind, den rythmischen Fehler vielleicht schon von selbst verbessern: dieser Tact muss nämlich, durch Verdoppelung jedes Viertels zu einem halben Tact, zu zwey Tacten ausgedehnt werden. III. *Vernunft und Liebe von Leon.* Sehr naiv. IV. *Drang der Liebe.* Sehr gefällig und vortheilhaft für die Stimmen. V. *An den Abendstern* von *Matthisson.* Der intendirte Ausdruck ist hier nicht erreicht, und die gekünstelte viermalige Veränderung der Tactart in einer Melodie von acht Tacten ist sogar der rechten Declamation der Verse und dem besseren Ausdruck nachtheilig. Man versuche nur den Auftact in den beiden kurzen Achteln über die Worte: *Stern der* und *Bleich und, meinen Stralst Ent* etc. so zu verlängern, dass das erste Achtel auf die Sylben *Stern, bleich, mei* etc. und *Stralst* zu einem *Viertel* mit dem Punkte wird, und die ganze Melodie, die denn durchweg im Viervierteltact gesungen wird, gewinnt dabey. Oder sagen die schnellen Achtel, womit Hauptworte gegen alle Gerechtigkeit so kurz abgefertigt werden, dem besondern Gefühle irgend eines Sängers oder einer schönen Sängerin besser zu: so setze man vor jene beiden bezeichneten Achtel jedesmal ein Viertel Pause, die noch obendrein durchaus an die Stellen trifft, an welchem die Schöne Athem holen muss, und das Lied hat wieder gewonnen, indem es auch so durchweg im Viervierteltact gesungen wird. Wird aus dem Athemholen noch ein leiser Seufzer — so kanns noch manchen Localgewinn dabey geben. — Das war vielleicht zu viel über eine kleine Sonderbarkeit ohne Zweck und Wirkung! sie findet sich aber in einem beliebten Componisten, an dem nur gar zu gern und gar zu häufig alles nachgeahmt wird; und mit dergleichen künstlichen Wirkungsmitteln muss sehr behutsam und sparsam verfahren werden, wenn sie da, wo sie an der rechten Stelle sind, noch etwas wirken sollen. VI. *Blumenleben* von *Bouterweck*, und VII. *An Doris.* Ganz angenehm, aber unbedeutend. VIII. *Beruhigung* von *Matthisson.* Bey dieser an sich ausdrucksvollen Melodie hat der Componist übersehen, dass die ersten beiden Strophen keinen Schluss haben, sondern der Vordersatz bis in die Mitte der dritten Strophe geht, wo dann erst der Nachsatz anhebt, sonst hätte er nicht zu allen vier Strophen nur eine Melodie machen können. IX. *Lob des Jägerlebens* von *Freyhn. v. Wildungen.* X. *Morgenlied des Jägers* von *demselben.* Sehr angenehme Melodieen, die auch mit Weglassung einiger etwas gezwungenen Ausweichungen in die Moltonart und einiger nicht ganz hinpassenden Harmonieen, wie die bey *Bachus und Cythere*, leicht hätten Waldhornmäsig und dadurch um so charakteristischer werden können. XI. *Klage von Hölty.* Diess Lied gewinnt sehr, wenn es ganz auf die zweyte ausdrucksvolle Melodie gesungen wird, die der Componist nur den beiden letzten Strophen geglaubt hat, geben zu müssen. Als wenn nicht das ganze Lied in der Einen Empfindung gedichtet, oder vielmehr ausgesprochen, ausgehaucht worden wäre! Als wenn das Auge, das die traurige Gegenwart beweint, ohne Thränen in die verschwundene bessere Zeit zurückblickte! XII. *Die beiden Bonzen* von *Pfeffel.* Ein der Musik unwürdiger Gegenstand, der auch von Seiten des komischen Ausdrucks in der zweyten Hälfte nicht einmal gut behandelt worden ist. Rec. hat sich bey diesen Liedern etwas verweilt, weil er glaubt, dass *Zumsteegs* Arbeiten es verdienen, und seine blinden Verehrer und Nachahmer es bedürfen. Sonderbar und zwecklos ist die äussere Einrichtung dieser Sammlung, in der jedes Lied nur die beiden innern Seiten füllt, die vorderste Folioseite mit dem besondern Titel für jedes Lied angefüllt, und die letzte immer ganz leer geblieben ist. Ja, bey Nr. V ist von dem ganzen Foliobogen sogar nur eine halbe Seite mit 10 Tacten angefüllt. Nr. VI fast eben so, Nr. III nicht viel mehr. Wenn Rec. sich recht errinnert, so stehen diese einzeln, so splendid und doch nicht ansehnlich und zierlich gestochenen Gesänge schon in Sammlungen gedruckter Lieder von Zumsteeg, die bey Breitkopf und Härtel herausgekommen sind.

Unter dem zweyten der oben angeführten Titel hat vielleicht eine ähnliche Sammlung herausgegeben werden sollen: es scheint aber bey dem ersten ziemlich unbedeutenden Liede geblieben zu seyn.

Schillers Ode an die Freude (Nr. 3), bey der der Dichter wohl eben nicht an die Musik gedacht haben mag, ist hier, wie in allen dem Rec. bisher vorgekommenen Compositionen verfehlt. Der Chorgesang am Schluss ist gar gemein, und schlechter noch als in mancher andern.

Tr.

Druckfehler. In Nr. 27. S. 210 Z. 11 bis jetzt l. jetzt. S. 213 v. u. Z. 15 fallirte fällt weg. S. 213 v. u. Z. 11 hin und wieder l. wiederum. S. 215 v. u. Z. 17 gleich grösern l. gleich grosen. Nr. 28. S. 217 v. u. Z. 7 Hellerwechsel l. Kellerwechsel. S. 222 v. u. Z. 5 ja l. je. S. 223 v. oben Z. 13 Geldkasten l. Goldkasten. S. 223 v. oben Z. 14 Geld l. Gold. S. 223 v. oben Z. 20 Geld l. Gold. S. 223 v. oben Z. 29 Geldkasten l. Goldkasten. S. 223 v. oben Z. 35 Geldes l. Goldes. Nr. 29. S. 226 v. oben Z. 14 nur l. nun.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 MÄRZ, 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Reformen Oesterreichs im Kriegsfach.

Wien, b. Degen: *Erstes Cirkular-Rescript* an den Hofkriegsrath, an sämmtliche General-Commanden und die dem Hofkriegsrath unterstehenden Hauptämter. (Vom 24 December 1802). *Zweytes Cirkular-Rescript* an den Hofkriegsrath, an sämmtliche General-Commanden u. s. w. (Wien den 7 Januar 1803). *Drittes Cirkular-Rescript* an den k. k. Hofkriegsrath, die General-Commanden u. s. w. Die neue Organisation und Geschäftseintheilung der Centralstelle des Kriegsdepartements betreffend. (Wien den 7 Januar 1803). *Viertes Cirkular-Rescript* Sr. K. H. des Kriegsministers, *Erzherzog Karls*, an den k. k. Hofkriegsrath und die sämmtlichen Länder-General-Commanden ausschliesslich jener in den Militärgränzen. Organisation der Länder-General-Commanden. (Wien den 3 März 1803). *Fünftes Cirkular-Rescript* Sr. K. H. des Kriegsministers Erzherzogs Karl an gesammte Länder-General-Commanden, die neue Organisirung der Verpflegs-Branchen und ihres Personal-Standes betreffend. (Ohne Datum).

Jede Kunst, jedes Geschäft in der Welt, will, als solches, auf einen Mittelpunkt bezogen, will in eine Einheit concentrirt seyn. Sonst verwirrt den, der es treibt, die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, und er selbst, oder das Geschäft geht unfehlbar, unter dem Streben nach Detail, zu Grunde. Bey dem Regierungsgeschäft ist diess noch besonders der Fall. Wo man, zum Beyspiel, um mit einem Fache, das uns hier am nächsten liegt, den Anfang zu machen, im Kriegsdepartement nicht durch klug eingeführte Administrationsberichte dem Regenten die Uebersicht des Ganzen erleichtert; wo man umgekehrt ihn in die Nothwendigkeit versetzt, von jedem Sattelknopf, jedem Pferd, jedem Montirungsstück im Einzelnen, eine belästigende Notiz zu nehmen: da wird entweder, um mit Glück am Ruder zu sitzen und der Regierung genug zu thun, die Allwissenheit eines Gottes erfoderlich seyn, oder jede Administration, aus einem höhern Gesichtspunkte betrachtet, Null werden. Der letzte Fall ist der schlimmste. Denn wo das Auge des Staats schläft; wo keine höhere Wachsamkeit den Unterbeamten im Zügel hält, da kann der Staat nie des Zustandes seiner Casernen, Lazarethe, Feldapotheken, folglich auch nie des Summums seiner eigenen Kräfte gewiss seyn.

Vollends da, wo ein träger Kanzleygang die Zugänge zum Thron, aus bösem Willen, oder Ungeschick, anstatt sie dem Einfluss eines wohlthätigen Lichtes zu eröffnen, verstopft; wo die Kanzleybücher zu einer Grösse anwachsen, dass zwischen Verhandlungen und Beschlüssen sich eine Scheidewand, wie zwischen den Acten der Gerichtsstube und denen des Weltgerichts, aufbaut; wo die Processe mit der Menschengeschichte altern, und die Allwissenheit eines Erzengels erfodert wird, um zum Beyspiel, unter den tausend Numern der Kanzleyregistraturen, denen der Name *Wimmer* einverleibt ist, *den Wimmer*, oder das *Wimmern*, das eben gesucht wird, heraus zu finden; wo, eh' man ein Menschenwohl zu Stande bringt, zehn Menschen hinsterben, und zwar die Interessenten aus dem Türkenkriege, sämmtlich, aber noch lange nicht ihre Rechnungen alle *ad acta* gelegt sind, wo, über das Monate und Jahre lange Nachschlagen, in staubigen Fascikeln, alte Augen anfangen müde, und junge Augen blöde zu werden; ja wo zuletzt, um das Summum alles dieses Unheils voll zu machen, ein armer Teufel von Cavalleristen, der 11 Jahr, 10 Monat, 8 Tage hindurch, getreu und ununterbrochen sein Pferd ritt, bis der Tod machte, dass er es, wider sein Verschulden, in einer hitzigen Attake gegen den Feind absass, sich mit seiner Anfrage, „ob er, dieses Unglücksfalls ungeachtet, sich des von Sr. K. K. Majestät auf einen zwölfjährigen, getreuen Dienstritt gesetzten Douceurs von 6 Ducaten zu erfreuen habe?" durch acht und vierzig Instanzen, hindurch arbeiten muss, ehe, von Seiten des höchsten Reichsoberhaupts, hierauf Resolution kömmt; — wo also das Detail irgend eines Administrationswesens sich einer so überlästigen, ausschliessenden Herrschaft anmasst: da wird, da muss der Staat jeden höheren Gesichtspunkt, im Staube hundertjähriger Acten, aus dem Auge verlieren, und wenn nicht plötzlich, so wie hier, ein *Deus ex Machina* erscheint, das Ganze unausbleiblich zu Grunde gehn.

Es ist ausser unserer Gerichtsbarkeit, der Einsicht des selbstdenkenden Lesers, über die ehemalige Beschaffenheit des k. k. Hofkriegsraths, durch ein unbefugtes, praktisches Urtheil vorzugreifen; wir haben weiter nichts zu thun, als auf die einstweiligen Königl. Kaiserlichen Erlasse in dieser Sache zurück zu weisen, wo diess Urtheil selbst, in einer Reihe der unläugbarsten und documentirtesten Thatsachen, auf das vernehmlichste ausgesprochen daliegt. Wären auch diese ewigen Monumente des edeln Refor-

mationsgeistes, welcher *Sr. K. K. Majestät, Franz den II*, und *Sr. Königl. Hoheit, den Erzherzog Karl*, im schönsten Bunde brüderlicher Eintracht, vom Thron und dessen nächsten Umgebungen beseelt, und ein sanftes Feuer, für diess patriotische Unternehmen, auf alle ihre Untergebenen fortleitet, nach Mafsgabe ihres Verdienstes, und so in den Buchhandel gekommen, dafs für ihre weitere Verbreitung nichts zu wünschen übrig bliebe: so dürfte dennoch ein würdigender Auszug, aus einem beynah 40 Bogen starken Folianten, für ein Publicum, das, durch die Frivolität des Tages, selten mehr als ein Blatt zu lesen gewohnt ist, auch jetzt noch nicht zu spät erscheinen; besonders wenn man erwägt, dafs diese Papiere, durch ihre Wichtigkeit, und als ein Magazin der schätzbarsten Erfahrungen, die darin niedergelegt sind, dem Menschenbeobachter von allen Ständen, und auf allen Seiten, den reichhaltigsten Stoff zu Reflexionen darbieten, und so gleichsam ein in sich selbst geschlossenes *Zeit- und Sittengemählde des südlichen Deutschland's* aufstellen. Doch zur Sache! —

Dem Ganzen dienen ein paar Worte des edlen *Erzherzogs Karls* selbst zur Einleitung, worin er das Publicum mit seinen, vom Eintritt in das neuerrichtete Staats- und Conferenz-Ministerium beabsichtigten, und bis jetzt mit Nachdruck verfolgten Zwecken und Grundsätzen bekannt macht. Diese gingen hauptsächlich auf Concentrirung und Beschleunigung des Geschäftsganges; auf Erzielung des nöthigen Zusammenhanges mit der obersten Stelle, damit die Ausführung nicht, wie bisher geschah, dem Beschlufs so träge nachhinkte; zuletzt auf Abstellung einer unzähligen Menge von Mifsbräuchen, im Proviant-Lieferungs- und Verpflegungsetat, von denen die Erfahrung gelehrt, dafs sie der Tapferkeit der Kaiserlichen Armeen, im Verlaufe des letzten Krieges, so oft hinderlich und nachtheilig gewesen. Die Mittel, die man hiezu erwählte, waren vorzüglich folgende. Um die Regierung besser, wie bisher, von allem, was sich im Kriegswesen begab, unterrichtet seyn zu lassen, beliebte man die Einführung allgemeiner Administrations-Berichte; d. h. jeder untern Stelle eines Departements wurde aufgegeben, ihrem höhern Amt, Branche, Provinz, worunter sie ihren Stand nimmt, von ihren Vorfallenheiten im Dienst, das Besonderste und Merkwürdigste periodisch beyzubringen, und so den höhern Behörden in die Hände zu arbeiten. Unter diesen lag es dem Hofkriegsrath, als einer der höchsten, ob, durch immer getreue und verkürztere Auszüge des Besonderen ins Allgemeinere, aus den vielen *Specialberichten*, einen *Generalbericht* zu verfertigen, der, in vierteljährigen — jetzt halbjährigen Ansichten — dem Kriegsministerium, und durch dieses wiederum dem *höchsten Reichs-Oberhaupt* vorgelegt, dasselbe in den Stand setzte, sich die nöthige Anfrage, über das Gesammt-Befinden der Armee, des Reiters, Pferdes, Fufsvolks, in *Illyrien, Croazien, Dalmatien*, in den entferntesten, wie in den nächsten Provinzen, ohne weitere Dazwischenkunft, selbst und befriedigend zu beantworten. — Gut — vortrefflich als Wunsch, als Ideal jeder gut eingerichteten Regierungsform überhaupt, die, woran wohl kein Zweifel ist, sich der Gottheit in eben dem Grad nähert, als ihre Kenntnifs von dem Ganzen, das sie beherrscht, und eben hiedurch wieder die Möglichkeit zu schleunigen Abhülfen aller Art zunimmt: aber — wie Recensent hinzusetzt: wie viel ist, das sich der Ausführung einer solchen Maxime in der Wirklichkeit entgegenstellt!

Zuerst die zahlreichen Protokoll-Tische, mit ihren subalternen Schreibemaschinen, denen man eine Schreibefeder in die Hand stöfst, die sodann, auf gut Glück und von selbst fortläuft: — dann die alten *Referenten*, die am Pergament des tausendjährigen Herkommens hängen, und, statt ihres Kopfs, eine staubige Decretirmaschine auf den Schultern tragen! —. Wahrhaftig, einem sollte alle Lust vergehen an irgend eine Reform in diesem Punkte zu glauben, so lang man noch überall auf Menschen trifft, die sich nicht schämen, ein paar Actenstöfse an Dinge zu verschreiben, an die ein guter Kopf kaum eben so viel Federstriche wenden würde, und die, mit der Nothdurft aller ihrer fünf Sinne, nicht im Stande sind, 5 Begriffe nothdürftig zusammen zu fassen! Kurz es gehörte der ganze entschlossene Muth des *Erzherzogs Karl* dazu, um wie ein zweyter St. Georg, mit diesem Lindwurm, in den dunkeln Windungen der Kanzleygänge, anzubinden, und nicht unwillig zu werden, wenn, wie hier geschieht: *„Ein Referent, von dem Hofkriegsräthlichen Departement, sich in zwey Compilaten, wovon jedes 65 Bogen enthält, auf die nackte Abschreibung der Numern des Protokolls beschränkt, und dieses blofse Verzeichnifs, für den Administrations-Bericht selbst, auszugeben kein Bedenken trägt."*

Durch die zweyte *Instruction zur Verkürzung der Kanzleymanipulationen*, erhält man einen tiefen Blick in die Beschaffenheit der ehemaligen Hofkriegskanzleyregistratur. Es wird genug seyn, hier nur anzumerken, dafs eins ihrer Hauptregister in der Art geführt wurde, dafs es immer ein halbes Jahr *a dato* zurück blieb; dafs man sich folglich nie über das *Praesens* bey ihm Raths erholen konnte. Mit dem *Praeteritum* war es noch schlimmer bestellt. Hier herrschte eine so heillose Verwirrung unter den Rubriken, dafs z. B. bey dem Namen *Wimmer*, in jedem Jahrgang des zuletzt geführten Krieges, mehr als 1000 Numern angetroffen wurden, die man folglich alle nachzuschlagen hatte, wofern man mit seinem Gesuch ans Ziel wollte. Dafs dazu oft eine Wochen- und Mondenlange Arbeit erfoderlich war, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung.

Die Einrede der Herren Verfertiger dieses Registers, dafs das Nachschlagen darin ein Werk eigends dazu gehaltener Registraturbeamten seyn und verbleiben müsse, wird erwähnt, aber wie sie es verdient, gehörig ins Lächerliche gezogen, und sehr passend mit der Anmafsung eines Lexikographen verglichen, der, auf eine ungeschickte Art, sein Wörterbuch so einrichtete, dafs man ihn jedesmal, wenn man einen Artikel darin aufsuchte, selbst müfste mit der

der Post kommen lassen. Da also vom *Praesens* nichts, vom *Praeteritum* wenig, und vom *Futurum* noch weniger darin gefunden werden kann: so möchte man wohl fragen: wozu nutzen diese Register überhaupt?

Die dritte, vierte, fünfte und sechste Instruction, so interessant an sich ihr Inhalt ist, (*) müssen wir uns hier begnügen, mit dem blossen Namen anzuführen, um uns etwas ausführlicher bey der siebenten zu verweilen.

Jene heissen Nr. 3. *Instruction über die Einrichtung der Verpflegs-Magazins-Rechnungen.* Nr. 4. *General-Instruction, zur Verkürzung des Rechnungswesens der Regimenter über Geld, Naturalien und Service.* Nr. 5. *General-Instruction, in Betreff des Monturs-Rechnungswesens der Regimenter.* Nr. 6. *Instruction, zur Verkürzung des Rechnungswesens der Monturs-Oekonomie-Commissionen.*

Dann folgt Nr. 7. *General-Instruction für die Hofkriegsbuchhalterey.* Hier sind nun die drey verwünschten *Tempora* schon wieder da: diessmal aber ist es besonders ein hochlöbliches Buchhalterey-Personale, dem sie zu schaffen machen. Der Erzherzog selbst, da, wie er sagt, alle bisherigen Maassregeln nichts fruchten wollten, so auch alle angewandte Zucht, zur Aufrechthaltung einer bessern Ordnung, in den Geschäften der Hofkriegsrath-Buchhalterey, vergeblich gewesen: hat einen doppelten Abschnitt, ein *Praesens* und ein *Praeteritum* gemacht. Das *Praesens* soll künftig, wie es sich gehört, *a Jour* seyn — Stunde- und Glockenschlag ist ihm angesagt — und bey jedem Seitensprung in ein conträres *Tempus*, soll es, bis es wieder *a Jour* ist, Gage cariren. — Das *Praeteritum*, bestehend in einem Ausschuss von 90 betrauten Beamten, die wie den Aushub, so den Kern des ehemaligen Hofkriegsrath-Buchhalterey-Personale ausmachen, soll die, aus dem *Türkenkrieg* und dem *letzten Französischen*, zurückgebliebenen Berge von Rechnungen aufsummiren, als durch deren Nicht-Ablegung der Vermögensstand so vieler Unterthanen in der österreichischen Monarchie bedenklich gefährdet wird. Dieses Collegium der Neunziger, müsste 1801 mit seinen Arbeiten zum Schluss seyn. Urlaubsgesuche werden nur auf einen Tag, Scheinkrankheiten gar nicht gestattet. Einmal aus dem *Praesens* gefallen, wurde mit Verkürzung der Gage; zweymal — mit Dienstentlassung bestraft. Wem die Strenge solcher und ähnlicher Maassregeln zu hart dünkt, oder gegen das Ganze dieser Verfügungen einnimmt; der beliebe doch ja die Tabelle Numer 8, und das daselbst ausführlich angeschlossene Beyspiel: „Wie ein Geschäft bey dem K. K. Hofkriegsrath, durch 48 Hände zu laufen hatte, bevor Sr. Königl. Hoheit, der *Erzherzog Karl*, das Kriegsministerium antrat" vorher ein wenig in Augenschein zu nehmen: und er wird sich bald überzeugen, dass, um mit diesen 48 Händen fertig zu werden, der ganze energische Muth eines jungen Kriegers, so wie der seltene Umfang von Talenten eines Kopfs, wie Hn. Staatsraths von *Fassbinder*, erfoderlich war, sollte der Erfolg anders der seyn, der er wirklich gewesen ist, dass nämlich der alte Hofkriegsrath, dem diese neuen *Tempora* durchaus nicht in den Kopf wollten, zuletzt mit allen seinen Einwendungen sich ins *Passivum* verwiesen sah, und eben hiedurch die Hoffnung für ein besseres *Futurum* der österreichischen Monarchie, in den Herzen aller Patrioten, begründet wurde. — Noch ist zu bemerken, dass diese neuere Centralverwaltung des Kriegswesens, durch blosse Einziehung von Lohnschreibern und andern unnützen Chargen, dem Staate, nach einem S. 3 des III Cirkular-Rescripts verzeichneten Ueberschlag, 50 Personen und 75,330 Fl. an Besoldungen erspart, wobey die Schreibematerialien nicht gerechnet sind, so dass sich noch anderweitige Ersparungen hoffen lassen. Die collegialische Behandlung aller Geschäfte fällt ohnediess weg. Diese hatte darin ihr Unbequemliches, dass z. B. Einem in der Schuh- und Montirungskategorie wohlbewanderten Hofrath, doch ein in die Korn- und Mehlkategorie einschlagender Artikel, durchaus fremd seyn konnte; *item*, dass ein Anderer, der sich ganz vortrefflich auf Gewicht und Maass von Brod und Korn verstand, dennoch sehr schlecht, von dem Längenmaass eines Rekruten Bescheid wusste: indess ein Dritter, der sich wohl dazu schickte, bey einer Censur, nicht aber bey einem *Vaskuzischen Gestüt*, in der *Bukowina*, Vorstand zu seyn, aufs Haar sagen konnte: ob ein Buch? — nicht aber: ob eine Stute, *erga Schedam*, zu verleihen sey? Allen solchen Uebelständen ist nun, durch die Formirung engerer Ausschüsse, glücklich abgeholfen, und Niemand wird ferner über Dinge *ad vota* genommen, als über die er, durch erprobte Sachkenntniss, ein competentes Urtheil abzulegen im Stande ist.

Somit schliessen wir diese Anzeige, deren Umfang wir einem mächtigen Staat, über die mit seltenem Nachdruck zu Stande gebrachte Concentrirung seiner Geschäfte in einen ihm so nothwendig gewordenen Mittelpunkt, als patriotischen Glückwunsch, schuldig glaubten. — Möge *Oesterreich*, die geschätzteste Vormauer Deutschlands, und als solche lange schon von unsern Vorfahren betrachtet, stets im Besitz dieses schönen Vorrechts bleiben, und durch immer kräftigere Maassregeln seine Ansprüche bewähren!

J. v. d. O.

HOF,

(*) Um keine Verwirrung in Titeln und Numern anzurichten, bemerkt Rec., dass hier wieder von den *Contentis* und Unterabtheilungen des *ersten Cirkular-Rescripts* die Rede ist, die mit jenen, vor der Recension angegebenen Haupttiteln in keiner weitern Verbindung stehen. Die Reichhaltigkeit der in allen 5 Cirkularrescripten aufgeführten Artikel gebot uns, bey unserer Anzeige, bloss Beschränkung auf Eins. Wir wählten dazu das erste *Cirkularrescript*, weil dieses, in gedrängter Kürze, die Hauptgesichtspunkte des Ganzen summarisch darstellt.

Hof, b. Grau: *System der Staatsregierung im Grundrisse* von Dr. *Johann Christian Majer*, königl. dänischem Justizrath und ordentl. Lehrer des deutschen Staats- und Lehnrechts, zu Tübingen. 1803. XVI u. 216 S. gr. 8. (21 gr.)

Alle Mängel der Staatsregierung und alles Heil der Staaten glaubte man in neuerer Zeit in der Constitution des Staats zu finden, und schien das grosse Interesse der Staatsregierung ganz aus dem Auge zu verlieren; erst seitdem man darauf immer mehr und mehr zurückkam, ward Ruhe und Ordnung, und Sicherheit für Freyheit und Eigenthum allmälich wieder hergestellt. Mit dieser wichtigen Bemerkung beginnt der Vf., und zeigt zugleich die Nothwendigkeit des Studiums der Staatsregierungswissenschaft, als des anderen Theiles der Lehre von der Staatsrechtswissenschaft, und die Wichtigkeit der hellsten Einsicht in das wahre Verhältniss der Staatsregierung zur Staatsconstitution. Der Vf. stellt hier das System der Staatsregierung nach seinem ganzen Umfange dar; er ist bemüht, die integrirenden Theile desselben nach ihrem natürlichen Verhältnisse zu einander zu ordnen, und die Rechtsprincipien, auf welchen das ganze System der Staatsregierung beruht, wissenschaftlich zu entwickeln. Am Ende der Vorrede erinnert er, dass man keine Theorie der Staatsregierungskunst in seinem Buche zu suchen habe. Wohl aber ist diese Schrift als zweyter Theil der vom Vf. im J. 1799 herausgegebenen *allgemeinen Theorie der Staatsconstitution* zu betrachten.

Eine neue Ansicht dieser Schrift gewährt uns der Unterschied zwischen Volk und Staat, und zwischen diesen beiden und dem Regenten, welcher dem ganzen Werke zum Grunde liegt. Sicherheit für Person und Eigenthum, und Wohlfahrt, sind zwey Punkte, nach welchen der Mensch strebt. Individual-Sicherheit suchte und fand der Einzelne in Volkscorporationen, obgleich diese, die Individual-Wohlfahrt jedem Einzelnen nicht immer und oft nur selten zu schaffen vermögen; jene (die Individual-Sicherheit) ist absoluter, diese, relativer Zweck der Volkscorporation. Die Volkscorporation als Person, steht in einem doppelten Verhältniss *α)* nach Aussen, *β)* nach Innen, und sie wird erst zum Staat erhoben, wenn sie bey sich eine allgemeine Hohheit aufstellt, welche organisirt seyn muss, damit sie zweckmässig thätig seyn kann; die Organisirung derselben ist die Constitution, deren Ausübung die Regierung des Staats ist, und die Regierung selbst, wie auch den mannichfaltigen Regierungsbedarf, begreift. — Die Staatsregierung selbst ist nach dem Vf. theils Regierung des Volks, theils Führung des Staats; den Einwürfen gegen diese Theilung, und den scheinbaren Widersprüchen derselben, begegnet er sehr richtig S. 10 ff., und rechtfertiget sich vollkommen. Im eintretenden Collisionsfalle stellt er das bewährte Princip auf: *publico cedit privatum* und *salus publica suprema lex esto.* — S. 16 sind die Grundmaximen aller Staatsregierung angegeben, wodurch das Individuum mit dem Staate wieder versöhnt wird. — S. 22 ff. vom Verhältniss der Staatsconstitution und Staatsregierung, wo der Vf. philosophisch und historisch zeigt: dass nicht alles einzig und allein an der Constitution gelegen sey. — S. 38 ff. ist das Verhältniss des Regenten zum Volk und Staat sehr richtig auseinander gesetzt; und der Ungrund von der absoluten Vollkommenheit der republicanischen, und der absoluten Verwerflichkeit der monarchischen Constitution, in Hinsicht auf die davon abhängende Beschaffenheit der Staatsregierung, bis zur Evidenz dargethan; letzteres ist überhaupt die Axe, um welche sich Vorrede und Einleitung dreht, und es ist Zeit, dass einmal mit der Energie, wie in dieser Schrift geschieht, davon gesprochen werde, damit die Begebenheiten unserer Zeit desto richtiger verstanden und beurtheilt werden können.

Das System der Staatsregierung selbst zerfällt nach dem Vf. in 2 Bücher: I. von der Staatsregierung selbst, II. vom Staatsregierungsbedarf. — Im 1 Abschnitt wird von der Regierung des Volks gehandelt; Kap. 1 von der Rechtsgesetzgebung, *α)* im Civil-, *β)* im Criminalfach; (wo der Vf. den philosophischen Theil seiner Schrift mit historischen Belegen zum öftern sehr passend unterstützt;) Kap. 2 von der Justizpflege im Civil- und Criminalfach; (die Gerichtsbarkeit der Kirche in geistlichen Sachen verwirft der Vf. mit allem Recht.) Der 2 Absch. begreift die Führung des Staats. S. 130 wird der wesentliche Unterschied des Regenten von der Person des Staats, und sein Verhältniss zu derselben noch einmal erörtert, und das *paradoxon*: dass der Regent der erste Diener des Staats sey, aufs neue bestritten. Die ganze Staatsführung zerfällt wieder in 3 Abtheil., a) Persönlichkeits, b) Sicherheits, und c) Wohlfahrtsfach, welches letztere der Vf. auch Staatspolizey nennt. — Das II Buch giebt in 3 kurzen Abschnitten, die Hauptmomente der Lehren vom Staatsministerium, der organisirten Kriegsmacht, und der Finanzen. Der Vf. begreift unter Finanzwesen auch das ganze Cameralwesen, und unter der Benennung Staatswirthschaft das ganze Finanzfach vom Regierungsbedarf; die Staatspolizey ist davon verschieden, und wie oben schon angegeben, ein Fach des Theils der Staatsregierung, welches in der Führung des Staats besteht.

Wir glauben durch diese Relation den Leser auf den Standpunkt gesetzt zu haben, die verschiedenen neuen Ansichten der vorliegenden Schrift, und deren Brauchbarkeit gehörig einzusehen. Mit dem Styl des Vfs. ist Rec. nicht ganz zufrieden; auch klingen Wörter wie z. B. *Befehlshaberschaft* etc. sehr hart. Hie und da vermisst er literarische Nachweisungen, welche den Nutzen des Werks würden erhöhet haben.

L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 MÄRZ, 1804.

OEKONOMIE.

MÜNCHEN, b. d. Vf.: *Katechismus der baierischen Landes-Culturgesetze, samt einem Unterricht der Landwirthschaft für das Landvolk*, auch zum Gebrauch für Richter und Rechts-Anwälde, Volks- und Schullehrer, von *Joseph Hazzi*, kurf. General-Landes-Directions-Rath in München. 1804. 387 S. gr. 12. (8 gr.)

Dafs die Cultur-Verordnungen des baierischen Regenten die edelste Tendenz haben, davon ist zwar der deutsche Patriot überzeugt; aber da es bisher an systematischer Darstellung derselben fehlte: so schien es nicht wenigen, als ob man rasch und fragmentarisch zu Werke gehe, und dieser Schein warf auf die Festigkeit der politischen Maximen selbst kein günstiges Licht. Daher kam es, dafs selbst manche Staatsgelehrte den Gang der Cultivirung tadeln wollten, und dafs noch hie und da das Urtheil über die Verdienste des grofsen Maximilians Josephs und seiner Räthe getheilt ist. Dem bisherigen Mangel an systematischer Zusammenstellung und Erläuterung ist es auch zuzuschreiben, dafs viele Richter, Rechtsanwälde, und vornehmlich Partheyen aus der tiefen noch unaufgeklärten Volksclasse in die neue Ordnung der Dinge sich nicht zu finden wufsten; sie hatten den Faden nicht, durch welchen das Neue mit dem Alten verbunden wird. Diese Unwissenheit gab nun Gelegenheit zu verkehrten Vorstellungen und Benehmungen; aus diesen flossen Besorgnisse, ja sogar Unzufriedenheit, und so geschah es, dafs die väterliche Absicht und die weisen Leitungen des Regenten auch von guten, aber irrenden Kindern verkannt wurden, und die Cultur selbst darin ein mächtiges Hindernifs findet.

Diese Betrachtung mufste Rec. voranschicken, um die Gröfse des Verdienstes gehörig ins Licht setzen zu können, welches sich der Vf. durch gegenwärtige, dem Titel nach unbedeutend scheinende Schrift wirklich erwirbt. Er trägt damit nicht nur zu der Verbesserung der Urtheile über seinen Regenten im Auslande bey, veranlafst manchen Fremden, ein Land zum Wohnsitz zu wählen, wo seinem Unterhalt die Hände geboten werden, sondern beruhiget auch die zahlreichste Classe der Unterthanen, klärt sie über die Vortheile der Absichten der Regierung und über die Mittel zur Beförderung ihrer eigenen Wohlfahrt auf. Ein Verfasser, der so viel Gutes stiftet, verdient, aufser der Liebe seines Regenten, die Achtung des Publicums.

Es ist hier der Ort nicht, den Werth der politischen Principien zu untersuchen, welche den Gesetzgeber geleitet haben: aber um doch dem abgeschmackten Vorurtheile, dafs Baiern zu rasch und fragmentarisch zu Werke gehe, mit wenigen Worten einen Damm entgegenzusetzen, will Rec. (was der Vf. in einer Vorrede hätte anzeigen können) andeuten, dafs seinem Befinden nach der gröfste Theil dieser Principien nicht aus noch unversuchter Theorie, sondern aus den besten deutschen Verordnungen und besonders aus dem *Allgemeinen Preussischen Landrecht* (Tit. XVII u. Tit. XXII) und dergleichen *Allg. Gerichts-Ordnung* (Tit. XLIII) genommen sind: Werke, welche die Tadler zum Schweigen bringen werden. Dafs aber Baiern den Gesichtspunct noch um etwas höher stellt, nämlich die bestehenden Civil-Verhältnisse dem Staats-Verhältnifs mehr unterordnet, während jene Gesetze an die letzteren sich mehr anschmiegen, davon kann man sich überzeugen, wenn man den Geist jener Werke und den Geist vorliegender Schrift vergleichen will: ein Geschäft, das *hier* von uns nicht erwartet werden kann.

Wir wollen nun die Uebersicht über den Inhalt der Schrift geben, und darein zugleich unsere Kritik verflechten. Nachdem der Vf. in der Einleitung den Begriff von Cultur richtig entwickelt hat, gehet er im *ersten* Abschn. zu (der Rechtslehre) von der gemeinen Cultur (Urbarung) des Bodens fort. Hier handelt er in vier Kapiteln von den allgemeinen Rechtsgrundsätzen, vom Culturprocefs, von Vollziehung der Abtheilung und von den Verhältnissen bey abgetheilten Gründen so kurz, aber dabey meistentheils so lichtvoll, als von einem so gelehrten, scharfsinnigen Geschäftsmann zu erwarten ist. Doch vermissen wir hier die Untersuchung einiger erheblichen Fragen: 1) Zu welcher Gattung der Cultur dürfen vertheilte Gründe gebraucht werden? Dürfen sie von Einigen mit Holz in Bestand gesetzt werden, und kommt dabey der Nachtheil der Nachbarn nicht in Betracht? Dürfen vertheilte Waldungen ausgereitet und zu Feld gemacht werden? (S. 29). 2) Wird nicht erst die Bauwürdigkeit des Bodens untersucht, bevor *Einem* zu Liebe, der sich zur Abtheilung meldet, die ganze Vertheilung vorgenommen wird? Welche Sicherheit hat man, dafs nicht dieser Cultivirende dem Boden die Nahrung nimmt, und ihn dann liegen läffet, die Theilungskosten der Gemeinde aber bald aus Muthwille, bald aus Irrthum

ver-

— veranlasset werden? Was ist Rechtens, wenn die Gemeinde auf ähnliche Weise verfährt, die neuen Gründe (zu deren Abtheilung sie sich versteht, um sie nicht zu verlieren) ausbauet, ihre alten Felder inzwischen, so weit sie sie aus Mangel an Zeit und an Taglöhnern nicht bearbeiten konnte, liegen lässet? — Fälle, die gewiss vorkommen werden! Ferner hätten wir gewünscht, dass die schwierigen Lehren vom Theilungs-Maasstab (S. 39) und von den Nebenumständen (S. 41), die die meiste Erläuterung für die fodern, für welche die Schrift bestimmt ist, ausführlicher abgehandelt worden wären. — Im *zweyten* Abschnitt handelt der Vf. von der Rechtslehre der höheren Landwirthschaft. Zu S. 66 u. 67 die Fragen: Warum dürfen Grundstücke keine *praedia servientia* (ausser *servit. necess.*) seyn? Ist überhaupt nicht die Theilung des *Usus* so wichtig, als die Theilung der Arbeiten, diesem grossen Princip der Cultur? Und warum sollten die Römer mit so tiefer Weisheit diese Theilung cultivirt und gesetzlich bewahrt haben, wenn nicht die Theilung des *Usus* analoge Vortheile der Arbeits-Theilung gewähre? — Fragen, die Rec. mehr an den Gesetzverfasser, als an unsern Vf. zu richten hat. Und ein Beyspiel (S. 67): Ist es bürgerlich gerecht, wenn Pechlern ihr *jus quaesitum* (*titulo seu modo praescriptionis acquis.*) genommen wird? Bestehet dabey diese Art der Production so gut, in kleinen Waldantheilen, als wenn einer das Recht über eine ganze Waldung hat? Lässet sich der Nachtheil ihres Rechts nicht gelinder beschränken? — Die Polizeygesetze über den Viehschaden (S. 67—71) sind vortreflich und musterhaft; die Gesetze über Aufhebung der Brache (S. 72—76) und der geschlossenen Feldwirthschaft, vorsichtig und wohlthätig. Die über das leidige Jäten bedürfen noch folgender Bestimmungen: 1) Das Jäten kann kein Eigenthümer wehren; er muss jedem aus der Gemeinde, der sich bey ihm meldet, ein Grundstück dazu anweisen; 2) Jäten ohne ausdrückliche und bestimmte Erlaubniss des Eigenthümers wird scharf bestraft; 3) Jeder von Grasern verursachte Schaden muss ersetzt werden; 4) Es wird präsumirt, dass ein offenbarer Jäte-Schaden von denen herrühre, welchen das Feld angewiesen worden, während sie sich damit beschäftigen. 5) Zu dem Ende muss beym Eigenthümer angezeigt werden, wenn man das gejätete Feld verlassen wolle. — Im 3 Kap. von den Wiesen bleibt der Zweifel übrig: ob aller Unterschied der Wiesen auch durch die grösste Cultur-Freyheit wegfallen könne? — Das 4 Kap. ist aus dem ganz vortreflichen Gesetz über die Obstanlagen gearbeitet, das Baiern nach und nach zu einem grossen Garten und die Reisen durch dieses fruchtbare Land zu den angenehmsten in ganz Deutschland machen wird. — Das 5 Kap. über die Waldungen, lässet die Frage übrig: Dürfen Waldungen ohne Leitung der Forstpolizey benützt werden? — Das 6 Kap. von der Processform bey der höheren Landeswirthschaft, und das 7 von den Straffällen ist mit reifer Sachkenntniss gearbeitet und der schöne Schluss desselben S. 117—121 macht dem Geist und Herzen des Vfs. Ehre. In dem *dritten* Abschnitt giebt endlich der Vf. kurze Anleitung zur Landwirthschaft. Wir könnten hiezu viele Bemerkungen fügen, wollen aber nur im Allgemeinen den Wunsch äussern, dass bey der nächsten Auflage auf einige Bogen mehr nicht gesehen werden möge, damit allzu kleiner Raum der Bestimmtheit und Zuverlässigkeit nicht schädlich werde: ein Umstand, der nicht Jedem gleichgültig werden dürfte.

O. St. G.

Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Das Ganze des Hopfenbaues, oder vollständiger Unterricht in der Wartung, Pflege, dem Einärndten und dem Aufbewahren des Hopfens* etc. nebst einem ganz neuen, und bis jetzt unbekanntem Vorschlag, Hopfen mit gänzlicher Entbehrung der Stangen auf eine sehr wohlfeile Art, sowohl im Grossen, als Kleinen zu ziehen, von *Ph. Franz Breitenbach*, königl. preussischem Senatoren u. Marktherren zu Erfurt etc. 1803. Dedication u. Einl. VIII S. u. 248 S. 8. (16 gr.)

Die Entstehungs-Geschichte dieses Werks ist zu merkwürdig, als dass sie übergangen werden dürfte. Der edle *Dalberg*, dermaliger Kurfürst Erzkanzler sahe mit Unwillen, dass das betriebsame Erfurt so grosse Summen für *Hopfen* ins Ausland schickte. Versuche mit verschiedenen Stellvertretern dieses Gewächses, die Er anstellen liess, leisteten das nicht, was man sich davon versprach. Beträchtliche Prämien, die Er aussetzte, um den Hopfenbau allgemeiner zu machen, entsprachen seinen landesväterlichen Absichten eben so wenig, weil diese Prämien wohl Eifer erregen, aber nicht die mangelnden, zum zweckmässigen Anbau des Hopfens erfoderlichen Kenntnisse verschaffen konnten. Diese Bemerkung bestimmte Ihn, dem Vf. den ehrenvollen Auftrag zu geben, die berühmtesten Hopfen-Anlagen Deutschlands zu bereisen, sich an Ort und Stelle über die Cultur dieser Pflanze belehren zu lassen, diese Nachforschungen und Belehrungen in ein Ganzes zu fassen, und dadurch den fleissigen Erfurtern einen Leitfaden in die Hand zu geben, nach dem sie diesen — den Bierländern so unentbehrlichen Bau — gedeihlich betreiben könnten. Diese Absicht hat auch der Vf. insofern erreicht, als er eine genaue und vollständige Anweisung zur Anlegung, Pflege, Wartung, und zweckmässigen Behandlung fruchtbarer Hopfengestelle geliefert hat; nur würde diese für Bürger und Landleute bestimmte Schrift bey weitem gemeinnützlicher ausgefallen seyn, wenn sich der Vf. einer grösseren Kürze befleissiget hätte.

Die Einleitung handelt von dem Nutzen des Hopfens in medicinischer (?) und ökonomischer Hinsicht; sucht die Einwürfe, welche gegen den Nutzen und gegen den Anbau des Hopfens gemacht werden, zu entkräften, und liefert eine Geschichte der in dem Anbau dieser Pflanze vorzüglich betriebsamen Länder.

Hier

Hier ist der in Franken, wegen des Hopfenbaues sehr bekannte Ort, *Langenzent*, wahrscheinlich durch einen Druckfehler S. 32 in *Langeniener*, verwandelt worden. Das kleine nürnbergische Land-Städtchen *Lauf* erzeugt, selbst in den fruchtbarsten Jahren, und bey den höchsten Hopfen-Preisen, nie für 15000 fl.; was eher von Altdorf und Hersspruck gelten möchte.

Der *erste* Abschnitt liefert in 4 Kap. die botanische Beschreibung des Hopfens; giebt die besten Lagen zum Baue dieses Gewächses, und die Vortheile an, welche bey der Bearbeitung und Düngung des Bodens zu beobachten sind. — Die Aufzählung aller Erdarten, ihrer Unterscheidungszeichen, ihrer Vermischung und Verbesserung, so weitläuftig, als hier geschieht, scheint uns in einer Schrift fürs Landvolk eben so überflüssig, als sie gewiss für den grössten Theil desselben unverständlich ist. Auch glauben wir, dass das 3 Kap. *vom Düngen des Bodens*, in dem von S. 73—142 alle gewöhnliche und künstliche Düngungsmittel nach der Reihe abgehandelt, und sogar die — den Lesern, für welche es meist geschrieben, ganz unverständlichen, von *Rückert* angestellten chemischen Versuche angeführt werden, weit kürzer hätte ausfallen dürfen; so wie wir es lobenswerth finden, dass bey dieser Gelegenheit dem Landmann manches nützliche, z. B. S. 77 von besserer Anlegung der Miststätten, gesagt worden ist. Das 4 Kap. lehrt zwar sehr richtig die Bearbeitung des Bodens, auf welchem Hopfengestelle angelegt werden sollen; nur muss Rec. einer Stelle S. 161 widersprechen: „Unter allen vegetabilischen Düngungsmitteln, (heisst es dort) möchten dennoch wohl die *Fichten und Kiefer-Nadeln den Vorzug verdienen.* Auf meiner letzten ökonomischen Reise, kam ich auch nach Hersspruck. Hier lernte ich an dem Herrn *Johannes Ehalt* einen Mann kennen, welcher vom Hopfenbau grosse Kenntnisse hat. Dieser brave Oekonom sagte mir: um dem Hopfen viele harzige und ölichte Theile zu verschaffen, dünge er seine Hopfenberge mit Fichten- und Kiefernadeln. Zu dem Ende hacke er von diesem Holze die Spitzen ab, vermische sie mit dem animalischen Dünger, und bediene sich dann desselben in den Hopfenbergen. Seit dieser Anwendung — behauptete er — sey sein Hopfen viel besser geworden, als zuvor. Wirklich muss ich ihm auch das Zeugniss beylegen, dass ich seine Anlagen im besten Stande, und den Hopfen von einem sehr freudigen Wuchse fand. Die Hopfentrauben waren ausserordentlich gross, sehr mehlreich, und von einem gewürzhaftern Geruche, als diejenigen, welche in einigen mit bloss animalischen Dünger gedüngten Boden gezogen worden. (Was versteht der Vf. unter bloss animalischen Dünger? Kein Landwirth wird animalischen Dünger ohne Beymischung von Streu, Stroh, oder Erde auf seine Länder führen!) „*Wohnt* „*man daher in einer Gegend, wo man sich dieses Düng-* „*mittels verschaffen kann*, so bediene man sich dessel- „ben." Rec. hat hinlängliche Gelegenheit gehabt, den Hopfenbau Hersprucks kennen zu lernen; und ist überzeugt, dass kein Bürger dieses Städtchens auch die beiden Ehalte nicht, die der Vf. in dieser Schrift rühmt, jemals ihre Hopfenstücke mit Dünger von Nadelstreu bessern werden, — *wenn sie Stroh-Dünger haben.* Nur in dem äussersten Nothfall mag dieses geschehen; und daher wehe dem, der diesen Rath befolgen wird! Anstatt Besserung des Bodens zu bewirken, wird er sich, zumal wenn die Nadeln nicht ganz verweset sind, was kaum unter einem Jahr möglich ist, Magazine von Ameisen, und andern Insecten bereiten, die seine gesunden Hopfenstöcke in kurzem in kranke verwandeln werden.

Mit dem *zweyten* Abschnitt fängt eigentlich die praktische Anweisung zur Anpflanzung, Pflege und Wartung des Hopfens an; welche so gut gerathen, dass wir nur ein paar Bemerkungen, zum Beweis, dass wir sie nicht flüchtig durchgelesen — beyfügen wollen. Sie lehrt im 1 und 2 Kap. theils die Wahl der Hopfenfächser, theils die verschiedenen Arten, den *Hopfen* anzupflanzen. — Ob der *Hopfen* ins Dreyeck, oder nach der Bauderischen Art gelegt werde, diess ist eine ganz gleichgültige Sache. Nicht so die Entfernung der Stöcke von einander. Der Hopfen will freyen Durchzug der Luft zu seinem Gedeihen haben — und die Erfahrung hat gelehrt, dass wenn die Stöcke 5—7 Schuhe von einander stehen, ihnen solches am zuträglichsten sey. — Zwischen den Stöcken Kraut und Rüben zu pflanzen, ist doch nicht so verwerflich, als der Vf. dafür hält, vielmehr dem Lande zuträglich, weil diese Früchte ein paarmal behackt werden müssen, wodurch das Land vom Unkraut gereinigt wird. Das 3 Kap. handelt von der Kunst des Stangensetzens, welche auf gutem Lande 24—25 Schuhe lang seyn dürfen. Solche durch eine Anstrichmasse von der Fäulniss zu bewahren, ist bey grosen Anlagen viel zu kostbar, als dass man es dem ausübenden Landwirth anempfehlen könnte. Es wundert uns billig, dass der Vf. über den Vorschlag, Hopfen an Bäumen zu ziehen, so viel Worte verlieren konnte, und ihm überhaupt einen Platz in dieser Schrift vergönnte, die nur wahre und reine Cultur dieser Pflanze lehren sollte. Im 4 Kap. wird das Anbinden der Ranken, im 5 das Behacken, im 6 das fernere Anbinden, und im 7 das Abblättern des Hopfens gezeigt. Bey Gelegenheit der Lehre vom Anbinden der Ranken, trägt der Vf., den auf dem Titel dieser Schrift schon bemerkten — *ganz neuen, und bis jetzt unbekannten Vorschlag, Hopfen mit gänzlicher Entbehrung der Stangen, auf eine sehr wohlfeile Art, im Grossen und Kleinen zu ziehen*, vor. Dieser besteht darin, dass man Säulen eingraben, oben über Latten legen, und an diese *gewichste* Bindfäden, oder Drähte befestigen soll, damit die Ranken an selbigen in die Höhe laufen können. Dass solche Vorrichtungen, wenn sie bey grosen Hopfengestellen — und von diesen muss doch wohl hier die Rede seyn? — versucht werden, noch holzverderblicher als die jetzt gebräuchlichen Stangen; und, wegen des starken Verbrauchs von Nägeln, noch kostspieliger auf Hängen, und überhaupt auf ungleichem Boden aber fast gar nicht anzubringen seyn möch-

möchten, muſs jeder Unbefangene von selbst einsehen; daſs solche aber nicht einmal bey kleinen Garten-Pflanzungen zu gebrauchen, kann Rec. aus eigener Erfahrung bezeugen. Vor mehr als zwanzig Jahren suchte einer seiner ökonomischen Freunde, einen ähnlichen Gedanken auszuführen. Das dazu ausgewähte Feld, ungefähr 50 Quadratschuh haltend, lag in der Mitte eines Gartens. Sehr zweckmäſsig nahm er, statt der von dem Vf. vorgeschlagenen Fäden, oder Drähte, die Hopfen-Ranken selbst, welche er zu diesem Behuf im vorhergehenden Winter zu Stricken hatte drehen lassen. Die Säulen, welche in dem Boden eingegraben wurden, um die Latten zu tragen, an denen die Stricke befestigt werden muſsten, kosteten, da sie stark waren, und nicht zu weit von einander entfernt stehen durften, viel Holz und Geld. Ungeachtet dieser überlegten Vorrichtungen hätte der Hopfen dennoch keinen festen Halt. Diejenigen Stricke, welche zu fest angespannt waren, rissen bey starkem Winde, die losern verwirrten sich nicht selten unter einander. Oben wand sich der Hopfen um die Latten herum, und bildete hier und da ein dichtes Dach von Laub, welches Luft und Sonne den nöthigen Einfluſs verwehrte; und der ganze Erfolg dieses Versuchs, bey dem weder Holz noch Kosten erspart wurden, bestand in beschwerlicher, zeitverderbender Arbeit, in baldigem Ersticken des Anflugs und in einer gänzlichen Miſsärnte, da hingegen die Nachbarn sich einer sehr gesegneten Aernte zu erfreuen hatten.

Der *dritte* Abschnitt beschäftigt sich in den ersten 4 Kap. mit der Aernte, dem Dürren, dem Aufbewahren, und der Benutzung der Blätter und Ranken des Hopfens. Im 5 Kap. werden einige Methoden, die Stangen den Winter über aufzubewahren, angegeben. Die meisten sind mit zu viel Aufwand verknüpft, als daſs solche die gewöhnliche verdrängen könnten. Die Erfahrung hat ohnehin gelehrt, daſs die Stangen in freyer Luft auf Kuppeln so gestellt, daſs selbige überall durchstreichen kann, sich doch an die zwölf bis funfzehn Jahre ohne Abgang erhalten. Das 6 Kap. beschreibt die letzte Arbeit im Hopfengarten, und fügt noch einige nützliche Bemerkungen über das Beschneiden der Hopfenstöcke bey. Der *vierte* Abschnitt handelt endlich von den Krankheiten, Feinden, und Ursachen des Miſsrathens des Hopfens; wogegen verschiedene Mittel vorgeschlagen werden.

Wir wünschen, daſs diese Schrift von dem Erfurter Publikum, für welche sie zunächst geschrieben, gut aufgenommen werden, und selbiges, durch genaue Befolgung der darin gegebenen Anweisung, so viel Hopfen erziehen möge, als es nöthig hat, um die groſsen Summen zu ersparen, welche bis jetzt zum Ankauf desselben in die benachbarten Länder abgeflossen sind. S.H.

Wien, b. Doll: *Paganica: praktische Anleitung zur Forstwissenschaft für Landgutsbesitzer und Forstbeamte.* 1803. 168 S. 8. mit 10 Quartblättern Rechnungstabellen. (16 gr.)

Ein mit Sachkenntniſs und Gründlichkeit in gedrängter Kürze abgefaſster Inbegriff dessen, was je dem Besitzer von Privatwaldungen, der die zweckmäſsige Bewirthschaftung derselben, in Verbindung mit dem übrigen Landbau übersehen und selbst leiten will, zu wissen nöthig ist, worüber er hier wenigstens einen bequemen leicht zu verfolgenden Leitfaden erhält. Einige kleine (zum Theil durch verabsäumte Correctur veranlaſste) Unrichtigkeiten abgerechnet, bleibt die Brauchbarkeit dieses Büchelchens unbezweifelt, und kann auch, neben der angegebenen Bestimmung, wegen seiner Faſslichkeit und seines geringen Preises, dem angehenden Förster, zu Ordnung und eigner Uebersicht der gewöhnlich ohne System handwerksmäſsig erworbenen Kenntnisse und zum allgemeinen Anhalt seiner noch nicht routinirten Berufsgeschäfte, empfohlen werden.

K.K.W.

Leipzig, im Comptoir für Literatur: *Almanach für Ritterguths-Besitzer, Pächter und Verwalter auf das Jahr* 1804. Mit 12 Kupfern. 1804. Ohne den Kalender und die Erklärung der Kupfer 148 S. 8. (20 gr.)

Diese Compilation, die wir wegen ihres Unwerths und ihrer Zwecklosigkeit für Landwirthe hier gern ganz übergehn würden, müssen wir wenigstens warnend anzeigen, damit sich unsere Leser durch den verführerischen Titel nicht bewegen lassen, sie zu kaufen; oder wenn sie sie gekauft hätten, Gebrauch davon zu machen. Sie enthält: 1) neben dem julianischen und russischen Kalender 12 schlecht gearbeitete Kupfer mit der Erklärung, deren obscöner Inhalt jeden gesitteten Menschen allein schon zurück schrecken wird; 2) 777 für Landwirthe gewiſs sehr unnütze Postrouten, voll Druckfehler, mit einigen allbekannten, und doch nicht genug bestimmten Postnachrichten; 3) eine unvollständige Angabe der Meilenlängen in rheinischen Fuſsen, und der Breiten der Wagenspur in einem *ungenannten* Fuſsmaſse; 4) eben so wenig vollständige, und dazu oft unverständliche und höchst unzuverläſsige Nachrichten von allerley Maaſsen, Gewichten, Münzen u. d. — So soll 1 nürnbergischer Weg 200 Quadratruthen rheinl. halten; 1 Cubikruthe Bruchsteine von 663 Cubikfuſs soll nur 200 C. F. Mauer geben; der hannöversche Cassenfuſs soll unveränderlich zu dem Conventionsfuſse seyn, wie 14:15, welches doch alles unrichtig ist. 5) Interessenrechnung zu ½, 3, 4, 5 von hundert. 6) Ausrechnung des Betrags von 1—100 Pfund bey gewissen angenommenen Preisen; 7) das (sächs.) Wein- und Biermaaſs; 8) die Ostertabelle bis 1819; 9) wieder einige Ackermaaſse nach brandenburgischen Quadratruthen; 10) eine Mühlentafel, worin der Abgang für die Mahlarbeit und den Staub bey groſsen wie bey kleinen Quantitäten fälschlich als sich immer gleichbleibend zu 1/16 angenommen wird; 11) eine Backtafel mit eben diesen Fehler bey dem von 3 zu 4 angenommenen Verhältnisse des Mehls zum Brode; 12) Verzeichniſs einiger Messen und Jahrmärkte.

a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 MÄRZ, 1804.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

1) GOTHA, b. Ettinger: *Hand- und Hülfsbuch für angehende Kaufleute, Manufacturisten, Fabricanten und deren Zöglinge.* Nach den neuesten Staatenveränderungen herausgegeben von *Joh. Philipp Schellenberg.* 1803. 462 S. 8. (2 Rthlr.)

2) HANNOVER, b. Pockwitz Wittwe: *Der praktische Buchhalter,* oder gründliche Anweisung zum doppelten italienischen Buchhalten, dem Kaufmanne, Buchhalter und Lehrer gewidmet. Mit allen nothwendigen kaufmännischen Erläuterungen begleitet von *Joh. Heinrich Bahlsen,* Lehrer der Handlungswissenschaft in Lüneburg. 1803. 4.

1) Wenn jetzt noch, nach so vielen vortrefflichen Hand- Hülfs- und Lehrbüchern der Handlung, welche wir besitzen, ein neues erscheint, das den „drey „Unsterblichen, denen Europa's Wohlstand, Handlung „und Gewerbfleiss alles verdankt und noch künftig „verdanken wird, dem Menschenfreund Alexander „dem Ersten, dem liebenswürdigen Friedrich Wil- „helm dem Dritten, und Bonaparte dem Einzigen, „von dem Vf. unterthänigst zugeeignet wird"; wenn der Vf. sich berufen fühlt, seinem Arzte, in der Vorrede öffentlichen Dank für seine Wiederherstellung von einer gefährlichen Krankheit abzustatten, in die er verfiel, weil bey seinem übertriebenen Fleisse *der Körper die Anstrengung der Seelenkräfte* nicht lange aushalten konnte; wenn (ebendas.) von den classischen Schriftstellern *Kruse* und *Gerhardt* gesagt wird, dass sie zwar ihre Sachen nach Möglichkeit recht gut gemacht hätten, dass aber, ausser demjenigen, was in ihren Schriften wegen Zeit und Umständen einer Berichtigung bedürfe, auch manches von ihnen versehene verbessert werden müsse: so ist man doch wohl ohne alle Widerrede berechtigt, ein ganz vorzügliches, höchst brauchbares und alle seine Vorgänger weit hinter sich zurücklassendes Werk zu erwarten.

Statt dessen aber findet man in dieser Schrift durchaus nichts Neues, und selbst das längst Bekannte und bis zum Ekel wiederholte, ist vom Vf. ohne alle Kritik aus einigen andern Hülfsbüchern abgeschrieben worden.

Das Ganze besteht aus vier, ziemlich ungleichen, Abschnitten. Der erste und grösste soll ein alphabetisches Register einiger der wichtigsten europäischen Handlungs- und Fabrikstädte in geographischer, statistischer und mercantilischer Hinsicht enthalten, und die daselbst üblichen Rechnungs- und Zahlungsmünzen, Valuta und Wechselpreise angeben. Der IIte handelt vom Ursprunge des Geldes und der Münzen; von deren Eintheilung; von Schrot und Korn; von Wechselbriefen; von Courszetteln u. s. w. Der IIIte und IVte Abschnitt enthält Tabellen der Zahlungsmünzen, des Handelsgewichts und der Maasse.

Der Iste Abschnitt ist aus *Nelkenbrechers* Taschenbuche, einigen *Wagnerschen* und andern längst bekannten Schriften zusammen geschrieben. Die Tabelle S. 81 über einige der bekanntesten Münzfüsse (Münzfusse) ist aus *Buse's* Handbuch der Geldkunde S. 159, mit Abkürzungen, genommen, und der Tabellen, wie der IIIte und IVte Abschnitt enthält, giebt es so viele, von *Krusens Comptoiristen* bis zu *Ettingers Taschenbuch für alle Stände*, dass man wirklich nicht wissen kann, von wem sie entlehnt sind. Zum Belege wollen wir nur gleich im Anfange einige Artikel ausheben. Von *Amsterdam* heisst es S. 6 (nach *Gerhardts* Taschenbuch von 1798): *Seit 1790 ist das Amsterdamer Banco-Geld so in Misscredit gekommen, dass sich dessen veränderlicher Werth nicht bestimmen lässt,* dagegen wird S. 7 (nach *Bohns* wohlerfahrenem Kaufm. 1789 — versteht sich beides ohne diese Quellen anzuführen —) erzählt, *dass die Amsterdamer Bank,* welche 1609 errichtet worden, *in der ganzen handelnden Welt in grossem Ansehen stünde, weil die ganze Stadt Bürge für die darin niedergelegten Gelder sey.* Das heisst doch ohne alle Kritik abschreiben, was einem vor die Faust kommt. *Bohn* und *Gerhardt* hatten jeder zu ihrer Zeit ganz recht. Aber seitdem ward manches anders, und das hätte der Vf. anführen müssen, wenn er sein Versprechen erfüllen, und seine Vorgänger, nach den neuesten politischen und statistischen Ereignissen, hätte berichtigen wollen. Der Credit der holl. Bank war zu Bohns Zeit fest gegründet und 1798 sehr gesunken. Durch die merkwürdige und gerechte Verfügung des Batavischen Staats-Directoriums aber, vom 22 Junius 1802, das Deficit durch eine neue Auflage zu ersetzen, ward der Credit sogleich völlig wieder hergestellt, und das Bankgeld, welches lange mehrere Procente und am 1 Junius 1802 noch 2 und am 12 Junius noch $\frac{1}{4}$ prC. verlor, gewann am 19 Junius schon $4\frac{1}{2}$ prC. und hat seitdem immer seinen alten, eigenthümlichen Werth behauptet.

Der Vf. lebt, zufolge seiner Unterschrift unter der Vorrede, zu *Gross-Lasser*, zwischen Hildesheim und

gemeinnützigen Abhandlungen über die Handlung. 1804. v. S. 283 — 378. 8.

Der um die Handlungswissenschaft so vorzüglich verdiente *Büsch* schrieb etwa im Jahre 1786 einen Aufsatz in französischer Sprache unter dem Titel: *Mémoire sur les Abus qui se sont introduits en France dans les affaires de change*, wozu die Pariser Banquiers Tourton et Ravel die Veranlassung gaben, indem sie einem Hamburger Banquier den Wechsel, welchen er ihnen zur Annahme zugesandt hatte, mehrere Wochen nachher mit ihrer ausgestrichenen Acceptation zurücksandten, und zu ihrer Rechtfertigung dieses Benehmens eine von 13 vornehmen Handlungshäusern in Paris unterschriebene Acte beybrachten. Diese Acte besagte, dass es bestehende Usance sey, nach welcher der Bezogene seine Accepte ohne alle Verantwortlichkeit wieder ausstreichen könne, so lange sich der Wechsel noch in seinen Händen befinde. Büsch missbilligte dieses Verfahren sehr, und sandte den obengenannten, gegen diesen und andre Missbräuche gerichteten Aufsatz, der mit der ihm gewöhnlichen Sachkenntniss, der richtigen Beurtheilung, der Biederkeit, Freymüthigkeit und Deutlichkeit abgefasst ist, dem Grafen v. Vergennes zu. Dieser starb gleich nachher und B. erfuhr vom Grafen Montmorin, dessen Nachfolger, dass er den Aufsatz erhalten, und den zweckmässigsten Gebrauch davon machen wolle. Da er um diese Zeit mit Ebeling die bekannte Handlungsbibliothek herausgab: so nahm er diese kleine Schrift im 4ten Stücke des 2ten Bandes in der Originalsprache auf. „Ich habe geglaubt", sagt er, „diesem Aufsatze sein „französisches Kleid nicht wieder ausziehen zu dür„fen, um ihn mit Anstand erscheinen zu machen, „denn ich werde annehmen dürfen, dass ein jeder „Leser, den der Inhalt desselben einigermassen in„teressirt, in der Sprache keine Schwierigkeit finden „werde, worin ich nothwendig schreiben musste." Dieser deutlichen und bestimmten Warnung ungeachtet erschien dennoch in dem vierten Hefte des ersten Bandes des im Jahre 1801 bey Vollmer herausgekommenen Journals, unter dem anmassenden Titel: *Büsch und Ebelings Handlungsbibliothek. Fortgesetzt von einer Gesellschaft praktischer Kaufleute*, eine Uebersetzung davon.

Nicht bloss diesen Aufsatz, sondern das ganze vierte Heft des eben genannten Journals, zu welchem sich wohl wenig Abnehmer mögen gefunden haben, erhalten die betrogenen Käufer, ohne die mindeste Veränderung, bloss mit einem neuen anlockenden Titel versehen, hier wieder. Diess ist ein hässlicher Buchhändlerkniff, der keine Schonung verdient. Denn nicht nur, dass mancher, der schon das Original besass, die erste Uebersetzung kaufen musste; er bezahlt sie hier zum drittenmale, und weiss mit den andern Aufsätzen, die theils Fortsetzungen, theils abgebrochen sind — wie dieses in Journalen Statt findet — gar nichts anzufangen. Auch sind diese nicht, wie man zufolge des Titels vermuthen sollte, von Büsch, sondern von der obscuren Gesellschaft der praktischen Kaufleute selbst.

Wäre indessen die Uebersetzung des Originals würdig, so möchte alles noch einigermassen hingehen; aber auch diess ist nicht der Fall, und man hat Mühe, den Vf. darin wieder zu finden.

Nur einiges zum Belege. Büsch fängt seinen Aufsatz gleich mit einer bestimmten Erklärung an, was man unter *Acceptiren* verstehen müsse, und leitet daraus sein ganzes Raisonnement her. *Le mot, accepte*, sagt er, *n'admet d'autre explication par rapport à celui qui le souscrit, si non: Je consens à ce, dequoi le tireur et le donneur de valeur, sont convenus, c'est à dire, que ce sera moi, qui payerai ce, que le donneur de valeur devroit payer.* Diese Stelle musste durchaus mit derselben Präcision und beynahe wörtlich übersetzt werden. Statt dessen heisst es im Deutschen: „Sobald es auf dem „Wechsel heisst *Angenommen*, so kann gar keine „andre Auslegung von Seiten dessen, der acceptirt „hat, Statt haben. Denn er hat dadurch zu erken„nen gegeben, dass er das, worüber der Trassant „und Remittent übereingekommen sind, gutheisse, „d. i. das zu bezahlen, was der Remittent an den „Trassant bezahlen musste." Im Original heisst es: *ils sont indispensablement obligés de payer*, der Uebersetzer sagt: sie sind *unmaassgeblich* zur Bezahlung verpflichtet. *Il n'a en vue que d'ecarter* (aufschieben) *l'accomplissement des ses engagemens*, das wird übersetzt: „um wenigstens nur eine kurze Zeit „die Erfüllung seiner Verpflichtungen zu *leisten*." Wir könnten mehrere und noch lächerlichere Missgriffe anführen, wenn diess nicht schon mehr als hinreichend zur Warnung wäre.

Φ.

Leipzig, b. Hempel: *Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode.* XXIV B. 1 — 6 St. XXV B. 1 — 6 St. 1803. 8. (5 Rthlr.)

Von diesem beliebten und bekannten Journale brauchen wir weiter nichts, als seine Fortdauer, zu bemerken. Die darin enthaltenen Aufsätze bleiben an Werth und Auswahl sich so ziemlich mit den frühern Heften gleich, und gestatten bey ihrer Mannichfaltigkeit weder eine besondere Anzeige noch Auszüge.

So zufrieden wir aber auch mit dem Ganzen sind, so wenig können wir doch den Wunsch unterdrücken, dass die Modekupfer in der Folge besser ausfallen oder ganz wegbleiben möchten: so wie sie jetzt sind, verunzieren sie nur das Werk.

Φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MÄRZ, 1804.

CHEMIE.

Brüssel, gedr. b. Flon: *Journal de Chimie et de Physique*, ou Recueil périodique des decouvertes dans les sciences chimiques et physiques, tant en France que chez l'étranger, par *J. B. Van Mons*, de l'instit. nation. de France An. X. Tom. I. 344 S. Tom. II. 336 S. An XI. Tom. III. 344 S. gr. 8.

Van Mons, einer der thätigsten Chemiker des Auslandes, erwirbt sich durch die Herausgabe dieser Zeitschrift um die Verbreitung der Mischkunde und Physik ein wahres Verdienst. Man weiss, wie spät deutsche Entdeckungen unsern Nachbarn in England und Frankreich bekannt werden, weil nur der kleinste Theil der ausländischen Gelehrten mit der deutschen Sprache bekannt ist. Durch dieses Journal sucht der Herausgeber die Lücke auszufüllen; es ist also vorzüglich für die Ausländer berechnet, und würde dem deutschen mit der ausländischen Literatur bekannten Gelehrten ganz entbehrlich seyn, wenn der Herausgeber nicht auch dafür gesorgt hätte, neue Originalabhandlungen demselben einzuverleiben, die für jeden Chemiker Interesse haben. Wir werden bey der Anzeige dieser Schrift auf sie, so wie auf solche Abhandlungen, die noch wenig bekannt sind, vorzüglich unsere Aufmerksamkeit richten, aber in Rücksicht der andern in deutschen Journalen schon übersetzten Abhandlungen uns bloss mit der Anzeige der Quellen begnügen, aus denen sie geschöpft sind, und die oft nicht, oder nicht mit Genauigkeit, angegeben worden.

Erster Band. No. I. *Brugnatelli* chemische Bemerkungen über die elektrische Säure (aus *Annali di chimica* 1801. T. 18. S. 136.) Versuche über die Eigenschaften der salpetrigen Säure und ihrer Verbindungen mit Alkalien, und Entdeckung eines neuen Salzes, das aus Kali und Salpetergas besteht, von *Deiman*, *Paets van Troostwyk*, *Lauwerenburgh* und *Vrolik*. Die Resultate dieser interessanten Abhandlung sind folgende: Der Salpeter, den man einer Rothglühhitze aussetzt, wird nicht auf einmal zerlegt, sondern nur kleine Mengen zersetzen sich allmählich, indem sich ihre Säure desoxydirt, so dass ein Theil gleich zu salpetrigsaurem Kali wird, indem sich aus ihm Sauerstoff entwickelt. Dieses salpetrigsaure Kali verliert dann einen neuen Theil von Sauerstoff, und wird nun zu einem besondern Salze, das aus Salpetergas und Kali besteht, und in der letzten Zerlegung sich in reines Kali verwandelt. Während aber das salpetrigsaure Kali in diesen Zustand übergeht, verwandelt sich eine neue Portion des Salpeters in salpetrigsaures Kali, und während die Verbindung des Salpetergas mit Kali in den Zustand des reinen Kali übergeht, wird die zweyte Portion des salpetrigen Kali in diesen Zustand versetzt u. s. w. Diese allmähliche Zersetzung des Salpeters erklärt die Erscheinung, dass der Salpeter im Anfange des Glühens reines Sauerstoffgas liefert. Es ergiebt sich aus dieser Untersuchung auch, dass der Rückstand vom Salpeter, dem man durch Glühen ⅔ seines Sauerstoffes entzogen hat, keineswegs reines salpetriges Kali, sondern vielmehr eine dreyfache Verbindung sey, aus salpetrigsaurem Kali, Salpetergas mit Kali verbunden und Salpeter. Auch kann man diese drey Salze wirklich durch Krystallisation von einander trennen. Hierauf folgen die bekannten *Herschelschen* Versuche über die leuchtenden und wärmenden Lichtstrahlen des prismatischen Farbenbildes. (Im Auszuge aus *Crells chem. Annal.* 1801. B. I. S. 337). Versuche über das oxydirte Stickstoffgas, von H. *Davy*; fortgesetzt in No. IV (aus dem *Monthly Review*, May 1801. S. 33). Galvanische Versuche, von *Trommsdorff*; (aus *Crells chem. Annal.* 1801. B. I. S. 337). Beschreibung des verbesserten Papinianischen Topfs zur Gewinnung der Knochengallerte, und Anwendung derselben zur Rumfordschen Suppe; von *Van Marum*. In Deutschland hinlänglich bekannt. Die Bereitung des *Howardschen* Knallqueckfilbers; (aus *Crells chem. Annal.* 1800. B. II. S. 385). Betrachtungen über die Erscheinungen, dass ätzende Alkalien sich freywillig in kohlenstoffsaure verwandeln, von *Daniel Craanen*, (aus der *nieuwe Scheikundige Bibliothek.* Amsterd. B. 2. S. 87). Versuche und Beobachtungen über einige chemische Wirkungen der galvanischen Elektricität von *Cruikshank*, (aus *Gilberts Ann. d. Physik* 1800. B. VI. S. 360. Das Original befindet sich in *Nicholson Journ. of nat. philos.* Vol. IV. S. 187). *Henry* Versuche über die chemische Wirkung der Galvanischen Elektricität; (eben daher). *Brugnatelli's* Methode, versüsstes Quecksilber ohne ätzenden Sublimat zu bereiten; (aus den *Annali di Chimica*, T. XVII. S. 214). Die Krystallisation des salzsauren Bleyes, vom *Ebendemselben*, (eben daher. S. 113). Bemerkungen über die Verbindungen des Quecksilbers und Zinks mit Ammoniak; (eben daher S. 160). Ueber die Bildung des Aethers; (eben daher S. 139). Neue Methode die Gallussäure zu gewinnen, von *Fiedler*; (a. *Trommsdorffs Journ. d. Pharm.* B. 9. S. 52). Neue Zerlegung des sächsischen Berylls, von *Trommsdorff*; (eben daher; S. 81). Endlich (wie bey allen folgenden Bänden) *Correspondenznachrichten* und einige *Bücheranzeigen*.

No. II. Ueber die Bereitung des salzsauren Baryts ohne Kali, von *Trommsdorff*; (aus *dessen Journ. d. Pharmac.*

mac. B. 9. S. 97). Beyträge zur Kenntnifs der chemischen Wirkung des Galvanismus, von *Ritter*; ein Auszug aus der Abhandl. des Hn. Ritter in *Göttlings* Almanach f. Scheidek. 1801. S. 179. Befchreibung einer elektrifchen Vorrichtung, von *Volta*. Wurde dem Vf. durch *Brugnatelli* im Mfpt. mitgetheilt, ift aber nun aus *Gilberts Annalen* hinlänglich bekannt. Neue Methode, die Spiesglanzbutter zu bereiten, von *Brugnatelli*. Man giefst eine Unze Salzfäure auf zwey Unzen fein gepulvertes verglaſstes Spiesglanzoxyd, und reibt das Gemenge fo lange, bis das Pulver eine hellgelbe Citronenfarbe angenommen hat, giefst dann von Neuem concentrirte Salzfäure hinzu, reibt alles noch einige Zeit, und filtrirt es. Das, was durchläuft, ift die Spiesglanzbutter, die fich durch Waffer fogleich zerfetzt, und das Algarotpulver giebt. Diefer Niederfchlag ift nach *Van Mons* nichts anders als falzfaures Spiesglanz, wahrfcheinlich mit einem Ueberfchuffe von Spiesglanzoxyd. Man darf die Spiesglanzbutter durch Waffer nicht eher zerfetzen, als bis fich kein Schwefelwafferftoffgas mehr entwickelt, weil man fonft einen gelblichen Niederfchlag erhält. Wir können diefer neuen Methode keinen Vorzug vor der in Deutfchland gebräuchlichen geben, wo man auf eine fehr einfache Art aus einem Gemenge von Kochfalz und Spiesglanzglas, das man mit Schwefelfäure deftillirt, eine fehr gute Spiesglanzbutter bereitet. Um das Algarotpulver zu erhalten, darf man nur *Scheele's* Vorfchlag befolgen, und ein Gemenge von Schwefelfpiesglanz und Salpeter detoniren, mit Kochfalz verfetzen, mit Schwefelfäure digeriren, und die filtrirte Flüffigkeit in vieles Waffer giefsen. Neue Methode um aus Runkelrüben Zucker zu gewinnen, vom Hn. Prof. *Göttling*; (fortgef. in No. III. aus *deffen Almanach f. Scheidek.* 1801. S. 49). Bemerkungen über die Eigenfchaften der zum Theil mit Kohlenftofffäure und oxydirter Salzfäure verbundenen Potafche die Farben zu beleben und zu befeftigen, von *Forfyth*; (aus *Nicholfon Journ. of nat. philof.* B. 3. S. 158). In *Scherers* Journal und andern deutfchen Zeitfchriften überfetzt. Analyfe einer Flüffigkeit, die bey einem Wafferbruch erhalten worden, von *Wurzer*. Diefe Flüffigkeit beftand, der Unterfuchung zufolge, aus Eyweifsftoff, freyen und falzfauren Natrum, Kohlenftofffäure, Schwefel, Kalk, Phosphorfäure und vielem Waffer. Sie war reicher an Eyweifsftoff als andere thierifche Feuchtigkeiten. Brief von Volta an den Bürger N., mitgetheilt von *Brugnatelli*. Diefes ift der Anfang eines Briefes von *Volta*, wovon die Fortfetzung in den nächften Stücken folgt, worin er feine Meinung, dafs die elektrifche Flüffigkeit von der galvanifchen nicht verfchieden fey, ausführlich auseinander fetzt. Bemerkungen über das kohlenftoffhaltige Wafferftoffgas, und das gasförmige Kohlenftoffoxyd, von *Cruikfhank*; (fortgef. in No. III. aus *Nicholfon Journ. of nat. phil.* 1801. S. 201.) Nachricht von *Van Mons* und *Gérard* über die angeftellten Verfuche, um die Identität des galvanifchen und elektrifchen Fluidums zu beweifen. Es find die intereffanten Verfuche, die Prof. *Pfaff* bey feiner Reife durch Brüffel bey dem Hn. Van Mons anftellte, und die in Paris wiederholt wurden. Sie find jetzt in Deutfchland hinlänglich bekannt. Methode den reinen Kalk in kryftallinifcher Geftalt darzuftellen, von *Trommsdorff*; (aus *deffen Journ. d. Pharmac.* B. 9. S. 108).

No. III. Ueber die Verbrennung des Diamants, und über feine Verbindung mit Eifen zu Stahl, von *Mackenzie*; (aus *Scherers Journ.* B. 3. S. 362). Befchreibung eines neuen Elektrometers, von *Pepy* d. j. (aus *Tillochs philof. Magaz.*). Verfuche über die Hervorbringung einer künftlichen Kälte, vermittelft des falzfauren Kalks, von *Walker*; (aus *Nicholfon's Journ. of nat. phil.*) Eine deutfche Ueberfetzung davon befindet fich in *Scherers Journ. d. Chem.*, worin auch der nachfolgende Auffatz: die in England angewandte Methode, das Papier zu bleichen, enthalten ift. *Van Marums* u. *Pfaff's* galvanifche Verfuche; aus den *Gilbertfchen A.* in Deutfchland früher bekannt. Verbefferte Methode das Natrum aus dem Glauberfalze abzufcheiden, von *Trommsdorff*; (aus *deffen Journ. d. Pharm.* B. 8. S. 119 überfetzt). Die nachfolgenden beiden Abhandlungen find aus *Crells A.* entlehnt. Neue Methode das kohlenftofffaure Kali zu gewinnen, von *Lowitz*. Eine andere Methode diefes Salz darzuftellen, von Ebendemfelben.

Zweyter Band. No. IV. Ueber die magnetifchen Eigenfchaften des Nickels, von *Chenerix*. Chenerix fchlug eine Auflöfung des Nickels in Salpeterfäure durch Ammoniak nieder, und liefs fie nach der Durchfeihung in einem Glafe einige Tage lang ruhig ftehen, worauf fich ein bläulichter Niederfchlag abfetzte. Diefer wurde ausgefetzt, und zu Metall reducirt, welches Chenerix für reines Nickelmetall hält, und welches durchaus nicht vom Magnet gezogen wurde. Bey einer Temperatur von 60° war fein fpecififches Gewicht = 7,3806, und feine Streckbarkeit grofser als die des Zinks, die Farbe blafsroth, faft wie ein Gemifch von Kupfer und Silber. Das Ammonium mufs fehr ätzend feyn, wenn man es in die Nickelauflöfung bringt, weil es fonft etwas von dem Eifenoxyde wieder auflöft. Eine fpätere Unterfuchung lehrte aber, dafs diefes Metall arfenikhaltig war. *Wallafton* galvanifche Verfuche, (aus den *philof. Transact.*) hinlänglich aus *Gilberts A.* bekannt. Ueber ein neues Eudiometer, von *Daby*, (aus *Tillochs philof. Magaz.*) Grünes fchwefelfaures Eifen wird, in fo wenig Waffer wie möglich, gelöft, und mit Salpetergas ftark gefchwängert. Ein Cubikzoll diefer Flüffigkeit verfchluckt 5 bis 6 Cubikzoll Sauerftoffgas fehr fchnell. Diefe Flüffigkeit wirkt fchneller und ficherer als der Phosphor und die Schwefelleber, und verdient daher alle Aufmerkfamkeit. Verfuche über die Aether, von *Friedrich*; (aus d. Berliner Jahrb. d. Pharm. 1801). Verfuche, um die verfchiedene Capacität zu beftimmen, welche die Metalle befitzen, das elektrifche Fluidum zu leiten, von *Gérard*; aus *Gilberts A.* bekannt. Verfuche über einige Eigenfchaften der falpetrigen Säure und ihre Verbindungen mit Alkalien, von *Deiman*, *Paets van Trooftwyk*, *Lauwerenburgh* und *Vrolik*. (Fortfetz. No. V.) Nach allen den hier angeftellten Verfuchen ift die fogenannte falpetrige Säure nichts als ein Gemifch von Salpetergas und Salpeterfaure. Der

rothe

rothe Dampf der rauchenden Salpeterfäure ift eine gefättigte Verbindung des Salpetergas mit Salpeterfäure. Die Abhandlung ift abgebrochen. Die nachfolgende Abhandlung von einem *Ungenannten*, die Unterfuchung der Frage betreffend, ob Glas die elektrifche Flüffigkeit leite, ift fehr unbedeutend, und die Befchreibung der *Oerftedtfchen galvanifchen Batterie ohne Platten*, ift aus *Voigts Magaz. f. d. Naturkunde* bekannt. Bereitung des Zinnobers auf naffem Wege, von *Bucholz*; (aus *Trommsdorffs chem. Biblioth.* überf.) *Bourguet's* Nachricht von einigen Verfuchen über die verftärkte galvanifche Elektricität; (aus *Gilberts Annalen.*) Neue chemifche Nomenclaturtafel, von *Brugnatelli*, (aus deffen *annali di chimica*). Ueber die Auflöfung einiger kohlenftoffsauren Metalloxyde und kohlenftoffsauren Erden in Waffer und über ihre Kryftallifation, von *Verhof*. (Aus der *Differtatio chimica de utenfilibus ftanneis et veneno plumbi.* Groning. 1800. S. 36. *Driessen* hat gefunden, dafs das kohlenftoffsaure Bley im Waffer auflöslich ift, und dafs fich auch viele andere kohlenftoffsaure Metalloxyde im Waffer auflöfen, und durch freywilliges Verdunften fich oft in fchönen Kryftallen daraus abfcheiden. Auch kohlenftoffsaurer Kalk, Baryt und Talkerde fchieden fich in deutliche Kryftallen ab. Leichte und vortheilhafte Methode die fämtliche Säure aus dem Wein- und Biereffig abzufcheiden, und in kryftallinifcher Geftalt darzuftellen, von *Lowitz*. Freywillige Entzündung eines metallifchen Gemifches, von *Ebendemf.*, mit einem Zufatz vom *Herausg*. Beide Abhandlungen find aus *Crells A.* entlehnt. *Van Mons* bemerkt, dafs Materien durch ihre Vereinigung leicht entzündbar werden, zumal wenn fie vorher etwas oxydirt gewefen find.

No. V. Charaktere und Kennzeichen des neuen Metalles *Columbium*, von *Hatchet*, (aus *Nicholfons Journ. of nat. philof.*); in Deutfchland aus *Crells A.* bekannt. Es ift fehr wahrfcheinlich, dafs diefes angeblich neue Metall eine Zufammenfetzung aus mehrern ift. Befchreibung eines pnevmatifchen Queckfilberapparats, der nur eine fehr geringe Menge Queckfilber zum Füllen erfodert, von *Bourguet*; diefe fo wie die beiden Abhandlungen von *Simon*, die Befchreibungen pnevmatifcher Vorrichtungen betreffend, find aus *Scherers Journ.* überfetzt. Verfuche über das James Pulver, nebft einer neuen Methode daffelbe zu bereiten, von *Chenerix*. Man löfe gleiche Theile Spiesglanzoxyd aus der Spiesglanzbutter (fogenanntes Algarotpulver) und phosphorfauren Kalk in reiner Salzfäure bis zur Sättigung auf, und tröpfle in diefe Auflöfung eine wäfferige Ammoniakauflöfung. Der weifse Niederfchlag wird ausgewafchen und getrocknet, und ift das verlangte Pulver. Ueber die Bereitung eines neuen chroniumfauren Salzes, von Graf *v. Mouffin Pufchkin*; (aus *Crells A.*) Befchreibung eines neuen Foffils, von *Bruckmann*; (aus *Crells A.*) Entdeckung zwey neuer Gasarten, von *Bucholz*; *ebendaher*. Verfuche über das fogenannte gasförmige Kohlenftoffoxyd, von *Deiman, Paets v. Trooftwyk, Lauwerenbourgh* u. *Vrolik*. Eine Ueberfetzung davon befindet fich in *Gilberts A.* Befchreibung eines neuen Eudiometers, von *Grimm*; (aus *Scherers Journ.*) Vortheilhafte Bereitungsart des rothen Queckfilberoxydes; (*ebendaher*). Chemifche Unterfuchung eines neuen Gafes, aus Phosphor, Kohle und Wafferftoff zufammengefetzt, von *Trommsdorff*. (Fortfetz. In No. VI.) Diefes Gas wird in Gefellfchaft des kohlenftoffsauren Gafes bey der Deftillation des Phosphors erhalten, und löfet fich nicht im Waffer auf. Es brennt mit einer phosphorartigen Flamme, und giebt durch das Verbrennen Phosphorfäure, Kohlenftofffäure und Waffer. Die edeln Metalle fchlägt es aus ihren Auflöfungen in den Säuren metallifch nieder. Durch oxydirte Salzfäure wird es in gemeines Wafferftoffgas verwandelt.

No. VI. Galvanifche Verfuche, von *Priestley*; (aus dem *Nicholfonfchen Journ.*) Chemifche Verfuche über die Wirkung einiger neuentdeckten metallifchen Subftanzen und Erden, auf das färbende Wefen der Cochenille, von *Hermbftädt*; (aus *Scherers Journ.*) Verfuche über die Urfache der Seifenauflöfungen, und Anzeige eines Mittels die Eigenfchaften der Seifen zu erkennen, von *Verbert*. Die Baumölfeife gab, in Alkohol gelöft, keine durchfichtige Auflöfung; (dann war fie aber gewifs nicht gehörig zubereitet und enthielt vielleicht freyes Oel: eine reine Baumölfeife löfet fich leicht und vollkommen auf.) Eine Seife aus Gänfefett gab eine, in der Kälte zu Gallerte werdende, und eine Seife aus Schweinefett, eine noch viel dichtere gelalinöfe Auflöfung mit Alkohol. Verfuche über die färbenden und beitzenden Eigenfchaften des Molybdänoxydes, (aus *Scherers Journ.*) Alle in diefem Hefte vorkommenden galvanifchen Verfuche von *Devy, Curtel* und *Wurzer* find aus *Gilbers A.* bekannt. Darftellung einer geruchlofen Benzoefäure, von *Giefe*; (aus *Scherers Journ.*) Ueber die Wirkung der Refpiration des oxydirten Stickftoffgafes, von *Stodart*. Eine Beftätigung der auffallenden Wirkungen, die das eingeathmete Stickftoffgas hervorbringt; man foll in einen Zuftand der hohen Begeifterung gerathen; hat man zu viel eingeathmet: fo erfolgt indirecte Afthenie darauf. Befchreibung einer neuen hydraulifchen Mafchine, erfunden von D. *Weft* in Jamaica, mitgetheilt von *Robertfon Bachmann*; (aus *Tillochs Magaz.*), woher auch die Befchreibung des neuen Hygrometers von *Forfter* genommen ift. Befchreibung eines Deftillir-Apparates, welcher die Folgen verhütet, die aus der Abforption entftehen, ohne die atmofphärifche Luft hinzuzulaffen, von *Burkitt*. Es ift eine Vorrichtung mit dem Woulfifchen Apparate, doch ift in einem zweyten Gefäfse zwifchen dem Apparate und dem zweyfach tubulirten Recipienten eine Klappe angebracht. Befchreibung eines neuen aftronomifchen Inftruments, vorzüglich um die Globen in eine fchickliche Lage zu bringen mit Hülfe der Sonne, ohne den Compas oder ein anderes Inftrument nöthig zu haben, von *Forfter*; (aus *Tillochs Magaz.*) Bemerkung über die überoxydirte Salzfäure, von *Chenerix*; mitgetheilt durch *Biggin*. Diefe vorläufige Bemerkung hat der Vf. in der Folge zu einem weitläuftigen Gegenftand feiner Unterfuchungen gemacht. Hier wird blofs bemerkt, dafs die oxydirte Salzfäure in der Verbindung mit Alkalien aus 65 Theilen Sauerftoff und 25 Theilen Salzfäure beftehe, dahingegen die freye oxydirte Salzfäure im Hundert

nur

den *Correspondenznachrichten* befindet sich eine Nachricht von *Roover* über die Unzerstörbarkeit der Blausäure im Feuer, welche die Richtersche Untersuchung sehr bestätiget.

Der Druck dieses Journals ist schön, correct, und das Papier gut; auch sind die Kupfer mit Fleiss gezeichnet und gestochen.

C E.

ERFURT, b. Hennings: *Untersuchung der Verwandtschaft der Metalloxyde zu den Säuren.* Nach einer Prüfung der neuen Bertholletschen Theorie, von *Ludw. Schmaubert.* 1803. 126 S. 8. (12 gr.)

Es war allerdings der Mühe werth, die Folgerungen, welche *Berthollet* aus seinen Versuchen zog, da sie mehreren, bisher als entschieden anerkannten, so schnurstracks zu widersprechen schienen, gründlicher, als bisher geschehen, zu untersuchen, ehe man ihnen beystimmte oder entgegen war. Der Vf. hat hier den sichersten Weg, den der Erfahrung, und nicht ohne Erfolg, versucht. Man findet daher hier: Beyspiele ähnlicher Fälle, durch welche B. zu seinen neuen Grundsätzen sich berechtigt glaubte, aus *T. Bergman's* Schriften. Begriff der neuen Verwandtschaft. Nur die Verschiedenheit des Verhältnisses beider Grundkräfte der Expansiv- und Attractivkraft bestimme die Quantitäten der Körper, und die Ursache der Verwandtschaft liege in dem ungleichen und entgegengesetzten Verhältniss der Grundkräfte der Körper: Verbinde man zwey oder in manchen Fällen mehrere Körper mit einander, welche Verwandtschaft zu einander haben: so gehen die vorigen Eigenschaften beider Körper verloren, und werden durch besondere ersetzt; hat die neue Verbindung ein grösseres Maass von Attractivkraft, so erscheint sie in besondern regelmäsigen Formen und umgekehrt. Haben aber zwey oder mehrere Körper zu einander Verwandtschaft, einer von ihnen aber ein solches Verhältniss der Grundkräfte, dass es dem gleichen mehr oder weniger nahe kommt: so hindert die schon entstandene Verbindung, dass die vorigen Eigenschaften der wirkenden Stoffe völlig verloren gehen, d. h. es findet keine Neutralität statt. Auch sie kann man als absolut oder als relativ ansehen; jenes, wenn nach der Verbindung die vorigen, dieses, wenn, ungeachtet der Körper nicht mehr von dem andern aufnimmt, nur einige Eigenschaften mehrerer Körper aufgehoben sind. Auch der Vf. hält es für sehr wahrscheinlich, dass manche jetzt noch nicht zersetzten Körper doch mit der Zeit als zusammengesetzt erfunden werden dürften (so noch neuerlich Agusterde, Palladium, etwas früher Hart- und Australerde). Dass aber zwischen einem Grundstoff und einem zusammengesetzten Körper Verwandtschaft statt finde, trägt er Bedenken anzunehmen. Die Wirkung der Metalle auf Säuren erklärt er mit vollem Rechte für Wechselwirkung, und zeigt dieses an dem Beyspiele des Eisens, wenn es in wasserfreyer und in gewässerter Schwefelsäure aufgelöst wird; Zinnkalk löse sich nicht in flüchtigem Laugensalze auf, weil da ausser der Verwandtschaft keine Kräfte wirken, ganz anders als bey der Auflösung des Zinns in Salpetersäure. Begriff einfacher Wahlverwandtschaft; das Kali, welches B. zur Zersetzung des Schwefelspaths und der kohlensauern Kalkerde gebraucht habe, sey nicht ganz ohne Kohlensäure gewesen, Kalk bewirke sie nicht, weil dieser sich so schwer in Wasser auflöse; dass Kalk dem kohlensauren Kali nicht alle Kohlensäure nehme, verhindere das freye Kali, das noch überdiess bey dem Abrauchen solche Säure wieder einschlucke; auch stehe die Wirkung der Schwefelsäure bey Zersetzung der phosphorsauren Kalkerde im umgekehrten Verhältnisse mit der Menge der ausgeschiedenen Phosphorsäure; dass flüchtiges Laugensalz nicht alle Alaunerde von der Schwefelsäure scheide, verhindere die Erde selbst; was aus Kochsalzsäure niederfällt, wenn man Kalkerde darin aufgelöst, und nachher flüchtiges Laugensalz zugegossen hat, hätte B. prüfen, überhaupt seine sämtlichen Versuche mehrmals wiederholen sollen, um zuverlässige Folgerungen daraus zu ziehen; alle metallische Salze haben freye Säure, und das daraus gefällte Metall behalte nichts vom Fällungsmittel an sich (auch wenn es z. B. Kohlen- Schwefel- Kochsalzsäure hält?), wenn es sorgfältig genug ausgewaschen werde. Schwefelsaures Kali lasse sich weder durch Salpeter- noch durch Kochsalzsäure je gänzlich zersetzen, wenn man ihm auch noch so viel von beiden letzten zusetze; das müsste aber doch geschehen, wenn es bloss das Uebermaass derselbigen zu bewirken im Stande wäre.

Die eigenen Beobachtungen des Vfs. sind mit Metallen und ihrer Auflösung in Säuren angestellt. Verdünnte Schwefelsäure in grosser Menge auf ein Gemeng aus gleich vielem Zink- und Kupferkalk gegossen, löste nur den ersten auf; auch löste sich der letzte in eine starke Auflösung von Zinkvitriol, bis zur Dicke eines Breys gerührt, bey einer Hitze, welche beynahe bis zum Sieden stieg, nicht auf; Zinkkalk schlug aus Eisenvitriol Ocker nieder; auch rein gewaschenes schwefelsaures Bley nahm von gleich vielem, wohl ausgelaugtem, Kupferkalke, in vielem Wasser gekocht, vom Kalke nichts auf, unter gleichen Umständen jedoch etwas Eisenkalk; auch in die Auflösung des Kupfervitriols im Wasser ging, selbst bey kochender Hitze, kein Eisenkalk über, wohl aber wurde Eisenvitriol in seiner kochenden Auflösung durch Bleykalk gänzlich zersetzt. Der Begriff der nähern und entfernteren Verwandschaft ist in dem bisherigen Sinne des Wortes real; B. habe viele von den die Verwandschaft modificirenden Kräften für verschieden angesehen, die es nicht seyen; die Verwandschaftsgesetze werden gestört durch Entstehung dreyfacher Salze, in Fällen, wo ein saures Salz gebildet wird, wenn die Attractiv- oder Expansivkraft der neu entstandenen Verbindung grösser ist, als diejenige, welche die zu zerlegende Verbindung von der Wirkung hatte; und wenn die

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 MÄRZ, 1804.

CHEMIE.

Brüssel, gedr. b. Flor: *Journal de Chimie et de Physique*, par *J. B. Van Mons*. Tom. I—III. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Dritter Band. N. VII. Bemerkungen und Versuche über die oxydirte und überoxydirte Salzsäure, und über einige Verbindungen der Salzsäure in diesem dreyfachen Zustande, von *Chenerix*; (in N. VIII fortgef.) Diese überaus wichtige Abhandlung befindet sich in *Gilberts A.* B. XII. S. 416 übersetzt. In diesem Hefte ist sie abgebrochen. Vereinfachte Construction des *Bennetschen* und des *Nichelsonschen* Duplicators, so wie des *Cavallo'schen* Multiplicators, von *Bohnenberger*; (aus *Gilberts A.*) Ueber einen besondern in dem Kaffee enthaltenen Bestandtheil, von *Chenerix*; aus *Tillochs Magaz.*), in *Crells A.*, und andern deutschen Journalen bereits übersetzt. Neue Methode, den Salpeteräther ohne Destillation und ohne äusserliche Wärme zu gewinnen, von *Brugnatelli*. Man bringt in eine geräumige Tabulatretorte 1 Unze Zucker, und legt einen geräumigen Recipienten vor, ohne jedoch die Fugen zu verleimen, dann giesst man durch den Tubulus 2 Unz. Alkahol und 8 Unz. rauchende Salpetersäure. Die Flüssigkeit erhitzt sich, der Zucker löst sich auf, und in den Recipienten geht ein guter Salpeteräther über. Der Rückstand in der Retorte kann durch einen Zusatz von Salpetersäure leicht in Sauerkleesäure verwandelt werden. Neue Bemerkungen über die Verwandlung der fetten Oele in wachsähnliche Substanzen, von *Brugnatelli*. Der Vf. schüttete auf 2 Theile etwas ranzig gewordenes Olivenöl, 1 Theil Alkahol, der über dem Oele schwamm, und nachher 1 Theil Salpetersäure (vermuthlich concentrirte?). Die Mischung erhitzte sich, es entwickelte sich ein Gas, und bildete sich Salpeteräther. Nach dem Erkalten war das Oel in eine weissgelbe, geronnene, geruch- und geschmacklose Masse verwandelt worden, die sich wie Wachs verhielt. Betrachtungen und Versuche über die Respiration und die thierische Wärme, von *Vrolik*, (a. d. *scheikund. Biblioth.* 1802. Th. 3. S. 313). Bereitung des Phosphorkalk, vom *Herausg.*, (eine Uebers. dieser Abhandl. befindet sich in *Trommsdorffs Journ.* 12 B. 1 St.). Untersuchung der Eigenschaften der Yttererde, verglichen mit den Eigenschaften der Glucinerde (Beryllerde), über die Fossilien, in welchen die erste Erde enthalten ist, und über die Entdeckung einer neuen metallischen Substanz in derselben, von *A. G. Eckeberg*; (a. d. *Kongl. Ventensc. acad. nya Handling. f. a.* 1802.) Die Uebersetzung davon steht in *Crells A.*, *Scherers Journ.*, und ein Auszug in *Gilberts A.* Die Eigenthümlichkeit der Yttererde ist durch die neuern Versuche des Prof. *Klaproth* vollständig erwiesen.

N. VIII. Beschreibung eines Gasreservoir, von *Pepy* d. j.; (a. *Tillochs Magaz.* 1802. S. 153). Von den thermoxygenirten u. oxygenirten Verbindungen etc., von *Gérard*. Forts. der im vor. Hefte abgebroch. Abhandl. Beschreibung eines Glascondensators, von *Weber*; (übers. a. *Gilberts A.*) Eine Methode, um den Copal in Terpentinöl und in Alkahol aufzulösen, von *Schelldrake* (a. *Nicholsons Journ.* N. 33). Der Herausgeb. theilt in einem Nachtrage eine einfache und sichere Methode mit, wodurch dasselbe bewirkt wird. Man füllt einen gläsernen Kolben mit einem langen Halse bis auf den vierten Theil seines Volumen mit wasserfreyem Alkahol, oder Terpentinöl an, und hängt den Copal, vermittelst eines Fadens im Halse des Kolbens, den man mit einem Verdichtungsgefässe bedeckt, auf. Dann erhitzt man den Alkahol oder das Terpentinöl, so dass es zu dampfen anfängt; die Dämpfe erweichen den Copal, er wird flüssig und fällt in Tropfen herab, und diese lösen sich in der Flüssigkeit auf, und stellen damit einen guten Copalfirniss dar. Leichtes Verfahren um die Tungsteinsäure zu gewinnen, von *Bucholz*, (a. *dessen Beyträgen* 3 Heft). Vortheilhafte Bereitungsart des Essigäthers, von *Ebendemselben*. (*Ebendaher*).

N. IX. Ueber die Bereitung einer eisenfreyen blausauren Pottasche, und über die Unzerstörbarkeit der Blausäure im Feuer, von *Richter*; (a. *dessen Schrift über d. neuern Gegenstände d. Chemie* 11 St. S. 49). Ein Brief vom Ritter *Chenerix* an dem Herausg. üb. einige chem. Meinungen. Eine Uebersetzung dieses interessanten Schreibens steht in *Trommsdorffs Journ.* B. 11. Beschreibung eines *Woulfischen* Apparates mit beweglichen Röhren, vom Hn. *Schmidt*, (aus *Scherers Journ.*) Bey diesem Apparate kann man es nicht vermeiden, dass die Luft mit den, in den Flaschen enthaltenen, Flüssigkeiten in Berührung kommt; er ist daher bey genauen Arbeiten nicht zu empfehlen. Chemische Zerlegung des Coridon, und einiger Substanzen, die dieses Fossil begleiten, v. *Chenerix*, (a. d. *Philosoph. Transact.* übers. im *Journ. d. Chem.*) Ueber die Darstellung einer reinen Gallussäure, und über die Verwandtschaft dieser Säure mit dem Eisen, v. *Richter*; (a. dessen angef. Schrift B. 11.) Bemerkungen über die Verwandtschaften, welche die Erden auf erstem Wege gegen einander ausüben sollen, v. *Chenerix*; (a. d. *philos. Transact.* und im *Journ. d. Chem.*) Neue und bequeme Einrichtung der *Volta'schen* Säule, v. *Voigt*, (a. *Voigts Magaz.*) Unter

wirft man nach und nach unter stetem Umrühren acht Theile fein gepülverte wesentliche Weinsäure zu. Das ganze wird breyartig; man muss es über dem Feuer so lange halten, bis alles trocken ist, und während der Zeit fleissig umrühren, dass keine Klumpen bleiben, und es an den Seiten nicht anbrenne. Man pulverisire alsdann die erkaltete Masse und treibe sie durch ein Haarsieb. Der *Tartarus tartarisatus* soll nach S. 165 bereitet werden, indem man kohlensaure Pottasche mit gereinigter Weinsteinsäure (soll wahscheinlich gereinigter Weinstein heissen?) bis zur Sättigung zusammensetzt. Zur Bereitung des Schwefelbalsams sollen, nach S. 172, ein Theil sublimirter Schwefel mit vier Theilen Olivenöl in einem Kolben im Sandbade digerirt werden. Bey der Bereitung des einfachen Diachelpflasters soll nach S. 176 ein Decoct aus Violenwurzel zugesetzt werden. S. 213 heisst es bey der Bereitung des versüssten Salpetergeistes: „Man thut den Alkohol in ein Gefäss und giesst die Salpetersäure nach und nach zu. So lässt man es etwa einen Monat lang ruhig stehen. Es ist *Spiritus nitri dulcis*." Eben so soll man bey der Bereitung der versüssten Salzsäure verfahren. Warum man, nach S. 118, bey der Bereitung des *Liq. anod. min. Hoffmann.* aus zwey Unzen Alkohol und eben so viel schwefelsaurem Aether, noch 10 Gran *ol. dulc. aeth.* zusetzen soll, ist kaum zu begreifen. Ob einige von den hier aufgeführten starken Verstössen (z. B. der mit der Bereitung der salzsauren Schwererde) der Nachlässigkeit oder Unkunde des Uebersetzers zugeschrieben werden müssen, kann Rec. nicht entscheiden, da ihm das Original nicht zur Hand liegt. T T.

ERFURT, b. Hennings: *Die Apothekerschule oder Versuch einer tabellarischen Darstellung der gesammten Pharmacie zum Gebrauch bey dem Unterricht, und zur Vorbereitung für diejenigen, welche sich einem Examen unterwerfen wollen*, von D. *Joh. Bartholomä Trommsdorff*, Prof. der Chemie auf der Universität zu Erfurt, auch Apotheker u. s. w. 10 Tabellen gross Bogenformat. (1 Rthlr.)

Diese Tabellen sind eine Nachahmung des Fourcroyschen Entwurfs des Systems der theoretischen und praktischen Chemie, und der Vf. hat gewiss alles geleistet, was auf diese Art zu leisten möglich war. Da es bey dem Apotheker vorzüglich auf Uebersicht seiner Kunst ankommt: so werden diese Tabellen in dieser Hinsicht gewiss ihren Endzweck nicht verfehlen. Weil sie bloss eine kurze Uebersicht dessen enthalten, was man in jedem gut ausgearbeiteten Lehrbuche der Pharmacie weitläuftig findet: so ist es nicht möglich, einen Auszug davon zu liefern, sondern wir müssen unsere Leser auf die Tabellen selbst verweisen. Um aber doch nur mit wenigem darauf hinzudeuten, was man hier findet: so wollen wir kürzlich anzeigen, wozu jede Tabelle bestimmt ist. Die 1 *Tabelle* giebt eine *allgemeine Uebersicht der Pharmacie.* Die 2 enthält *die zur ausübenden Pharmacie und pharmacevtischen Chemie gehörigen Instrumente und Geräthschaften*; hier ist auch ein Kupfer beygefügt, wodurch die nöthigen Geräthschaften und Instrumente mehr versinnlicht werden. Die 3 *Tabelle* handelt *von den wahren Arzneymitteln*, und den mechanisch - pharmacevtischen und pharmacevtisch - chemischen Operationen. Die 4 bis 10 *Tabelle* enthält die *Uebersicht der pharmacevtisch - chemischen Präparate.* Auf dieser Tabelle ist die alte und neue Benennung des Präparats, seine Bereitung, seine Bestandtheile, seine Eigenschaften, Reinheit und Aechtheit aufgeführt.

T T.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Greifswalde: Dissertatio anatomica de quibusdam organis in foetu tantum obviis: cujus primam partem de membrana pupillari* — praeside *L. Mende*, publice defendet *L. Held*, Gryphiswaldens. 1803. 22 S. 4. Die verschiedenen Meinungen der Zergliederer über den Ursprung und die Bestimmung der *membrana pupillaris* werden in dieser lesenswerthen Schrift dahin berichtiget: dass jene Membran als kein abgesonderter Theil der Iris zu betrachten sey, sondern vielmehr die Iris selbst in ihrem annoch unvollendeten Zustande ausmache. Vor dem dritten Monat des Embryo ist gar nichts von der Iris zu sehen, zum Anfang des dritten Monates wird der äussere Rand sichtbar, der übrige Raum wird von einer gelatinösen Masse ausgefüllt. Bis zur Hälfte des vierten Monates konnten keine Gefässe in der Iris bemerkt werden, und sie erschien unter dem Mikroskop bloss zellig. Im fünften Monat macht die Iris eine vollkommene Scheidewand zwischen den Kammern des Auges und erhält ihr Pigment. Jemehr die Gefässe ausgebildet werden, desto mehr gewinnt der schleimig zellige Mittelpunkt der Iris Durchsichtigkeit, und zuletzt verschwindet er ganz, indem sich die feineren Zweige der Gefässe umbiegen, und an dem inneren Rande zurückschlagen. An einem sechs Monate alten Hunde, welcher blind war, fand der Vf. bey der Section, dass die Iris eine vollkommene, undurchbrochene Scheidewand zwischen der hinteren und vorderen Augenkammer bildete. Diesen Fall führt er zum Beweise für seine Meinung von der Bestimmung der *Membrana pupillaris* an. C. T.

CHEMIE. *Erfurt*, b. Hennings: *Pharmacevtische Nomenclaturtafel nach der neuen preussischen Pharmacopöe, zur leichtern Verwandlung der neuern Namen in die ältern umgekehrt, für die Apotheker und Aerzte der sämtl. königl. preuss. Staaten*, von D. *Joh. Barth. Trommsdorff*, Prof. d. Chemie u. Apotheker zu Erfurt. 1803. 1 Fol. Bog. (6 gr.) Ein blosses aus der neuern preussischen Pharmacopöe abgeschriebenes Verzeichniss der älteren und neueren Benennungen der pharmacevtischen Präparate. Diese Benennungen sind auf einen Bogen zweymal abgedruckt. Zur linken Hand stehen die alten Namen vorn, und die neuen hinten, und zur rechten die neuen Namen vorn und die alten hinten. In der That eine leichte Art Tabellen zu entwerfen.

T T.

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 19 MÄRZ, 1804.

MATHEMATIK.

Lahr im Breisgau, b. Kreitel: *Vollständige Anleitung zur Decimalrechnung für alle Stände, und in allen Maassen, Gewichten und Münzen*, nebst einem Vorschlag, die Decimalrechnung bey den Steuerrepartitionen in Deutschland anzuwenden, ohne dass man die Münzen abändern darf, entworfen von *Johann Anton Eyth*, Mitglied der Niederrheinschen Gesellschaft etc. 1803. 644 S. XVI S. Vorr. u. Reg. 8.

Die neue Eintheilung der Maasse, Gewichte und Münzen der Neufranken, und die Einführung derselben in ihren Staaten, gaben dem Vf. Veranlassung, eine vollständige Anleitung zur Decimalrechnung zu liefern. Es ist bekannt, dass in der neuen fränkischen Republik die Maasse, Gewichte und Münzen auf die decimalische Ordnung gebracht, und in dem System eine ganz neue Terminologie griechischen und lateinischen Ursprungs eingeführet worden. Da durch diese decimalische Eintheilung die Rechnungen erleichtert schienen, so versuchte Hr. E., die Vortheile der Decimalrechnung bey jeder in den meisten Ländern Europens bis jetzt noch üblichen Maass- Gewicht- und Münzeintheilung anzuwenden, und durch Ideal-Maasse, Gewichte und Münzen alles so zu ordnen, dass die Untereinheiten derselben in kurze und doch genaue Decimalbrüche verwandelt werden können. Allein diese Vortheile sind, nach unserm Dafürhalten, nicht allgemein. Es kommt hier vorzüglich auf die Entscheidung der Frage an: ob die Anwendung der Decimalrechnung demjenigen, der in seinen Geschäften viel zu rechnen hat, eine wirklich kürzere und leichtere Rechnung gewähre? Aus des Vfs. Versuche ist diess aber keineswegs abzunehmen, vielmehr erhellt, dass dadurch die Rechnung erschwert werde, wie wir aus seiner eigenen Darstellung erweisen wollen.

Zuförderst müssen wir bemerken, dass die Erklärung, welche Hr. E. vom Addiren gegeben hat, fehlerhaft ist. Nach ihm heisst nämlich Addiren im gewöhnlichen Rechnen, wie in der Decimalrechnung, mehrere gegebene Einheiten in Zehner, Zehner in Hunderter, Hunderter in Tausender u. s. w. verwandeln; oder mehrere kleinere Benennungen in eine einzige höhere Benennung bringen; oder mehrere Zahlen einer niedrigen Classe in den Werth einer höhern versetzen. Allein die Addition mehrerer Einheiten giebt nicht allemal Zehner, die mehrerer Zehner nicht Hunderter; u. s. w. Diess Entstehen muss blos als eine natürliche Folge unsers gewöhnlichen Zählungssystems, nie aber als ein wesentlicher Charakter der Addition betrachtet werden.

Der Inhalt dieser Schrift ist folgender: I Abschn. Darstellung und Erklärung des französischen Decimalsystems in Maassen, Gewichten und Münzen nebst Reductionstabellen über das neue und alte französische Maass, Gewicht und über die Münzen. II Abschn. Anwendung der Decimalrechnung auf die vier Rechnungsarten. Es ist bekannt, dass die gewöhnlichen Brüche hiebey nicht anders gebraucht werden können, als wenn sie zuvor in Decimalbrüche sind verwandelt worden. Für den gemeinen Rechner, und diese machen doch den grössten Theil aus, ist aber diess Geschäft beschwerlich, besonders, da es eine sehr grosse Menge von Brüchen giebt, die nie genau in Decimalbrüche sich verwandeln lassen, als $\frac{1}{3}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{6}$ u. s. w. Bey der Addition und Subtraction insbesondere wird er die Brüche leichter und geschwinder auf andere von gleicher Benennung bringen können, als er sie in Decimalbrüche umformt, und dann hat er das nämliche, wie bey den decimalischen Brüchen, zu verrichten, nämlich die Zähler zu addiren, u. s. w. wobey ihm noch besonders der Vortheil übrig bleibt, die Summe oder Differenz in solchen Maassen, Gewichten und Münzen zu erhalten, deren Eintheilung ihm bekannt ist. Folgendes von dem Vf. beygebrachte Beyspiel wird diess deutlich machen (S. 99 ff.): $20\frac{1}{4}$ Ellen $+ 4\frac{1}{2} + 9\frac{1}{8} + 5\frac{1}{16}$ Ellen; der gewöhnliche Rechner wird sehr leicht die Summe der Brüche $= \frac{37}{16} = 2\frac{5}{16}$, und die Totalsumme $= 40\frac{5}{16}$ Ell. finden, da im Gegentheil derjenige, der sich hiebey der Decimalrechnung bedienen wollte, erst die Brüche in weitläuftige Decimalbrüche verwandeln, und daraus die Summe 40,3125 Ellen erhalten müsste. Bey der Multiplication und Division ist die Rechnung nach decimalischer Art noch viel weitläuftiger und ermüdender, als die mit gewöhnlichen Brüchen. Man könne, sagt der Vf., in der decimalischen Multiplication Ganze und Brüche unter einander mischen, und am Ende finde doch alles seinen gehörigen Platz. Allein diess findet auch während der Multiplication mit Ganzen und nicht decimalischen Brüchen statt, und doch findet sich das Product leichter und kürzer, indem sehr oft, bey der Verwandlung der nicht decimalischen Brüche in decimalische, eine grosse Anzahl von Ziffern in einander multiplicirt werden muss. III Abschn. Verwandlung der Untereinheiten bey den Münzen;

Maafsen und Gewichten in Decimalbrüche von einer Obereinheit. Da eine bestimmte Menge Untereinheiten in einer gewissen Obereinheit ausgedrückt jedesmal einen Bruch giebt, so sieht man leicht, dafs die Verwandlung der Münzen u. f. w. in Decimalbrüche blofs darauf beruht, die nicht decimalifchen Brüche auf decimalifche zu bringen. Die in den meisten Ländern eingeführte Eintheilung der Münzen u. f. w. ist aber gröfstentheils so beschaffen, dafs sich solche Brüche nie genau in Decimalbrüchen ausdrücken lassen; daher ist klar, dafs dergleichen Brüche, wenn sie beym Gebrauche nur einigermafsen richtige Refultate geben sollen, eine grofse Anzahl von Decimalstellen enthalten müssen, welches die Rechnung ungemein weitläuftig macht. Der Vf. sagt z. B. bey der Eintheilung der Rthlr. in 24 à 12 selbst, dafs die daraus berechneten Decimalbrüche weitläuftig und doch nicht genau genug wären, weil die Division bis ins Unendliche nicht aufhöre. Man könne sich zwar mit Tabellen einigermafsen helfen, worin z. B. angezeigt werde, wie 2 Groschen 4 Pfennige im Decimalausdruck vom Rthlr. geschrieben werden; oder man könne sagen: man multiplicire die Groschen mit 0,0416666, und die Pfennige mit 0,00347222, und man erhalte Decimaltheile vom Thaler. Allein eine solche Multiplication wäre viel zu weitläuftig, und man habe auch nicht immer Gelegenheit, sich der decimalischen Tabellen bedienen zu können. Inzwischen hat er doch für diejenigen, welche die Tabellen beständig bey sich haben können, eine solche berechnet (S. 359—363). Um diesen Beschwerlichkeiten auszuweichen, führt er fingirte Münzen u. f. w. ein, auf welche er die Ober- und Untereinheiten in Decimalbrüchen bringt. Wenn er nun auf solche Art das verlangte Resultat in solchen fingirten Münzen u. f. w. gefunden hat, so bringt er es durch die Division und Multiplication auf die eingeführte Eintheilung der Münzen u. f. w. wieder zurück, wobey er den Gebrauch der Factoren zeigt. Doch alles diefs läfst sich auch bey nicht decimalischen Brüchen anwenden, und man hat hiebey noch den Vortheil, bey allen vorkommenden Brüchen das Resultat genau zu finden, welches in sehr vielen Fällen bey der Verwandlung in Decimalbrüche nicht möglich ist, und wo gleichwohl weitläuftige Multiplicationen und Divisionen vorzunehmen sind. Wenn dem Lehrlinge die bekannte Zerstreuungsmethode gründlich beygebracht wird: so wird er in allen Fällen, wo mehrnamige Zahlen mit in Ansatz kommen, sehr leicht und kurz rechnen, ohne die oft zu weitläuftigen Rechnungen führenden Decimalbrüche zu gebrauchen. IV. Abschn. Anwendung der Decimalrechnung auf die Regel-Detri. V. Abschn. Vorschlag, die Decimalrechnung bey den Steuerrepartitionen in Deutschland anzuwenden, ohne dafs man die Münzen abändern darf. In denjenigen Staaten, als in den französischen, wo die Münzen nach der decimalischen Ordnung eingetheilt sind, ist freylich die Rechnung sehr leicht und kurz; in denjenigen Staaten hingegen, in welchen die Münzen eine andere Eintheilung haben, und wenn sie gleich nach des Vfs. Vorschlage in fingirten Münzen berechnet, und die gewöhnlichen Brüche auf Decimalbrüche gebracht werden sollen, finden sich dieselben Unbequemlichkeiten, welche bey der Verwandlung der Münzen überhaupt auf Decimalbrüche statt haben.

Alle diese Bemerkungen sollen jedoch diese Arbeit keinesweges herabwürdigen; vielmehr müssen wir bekennen, dafs die ganze Ausführung dieses Werkes mit vieler Gründlichkeit und Sachkenntnifs abgefafst, und allen denjenigen brauchbar ist, die sich eine genaue Kenntnifs von dem vielfältigen Gebrauche der Decimalbrüche erwerben wollen.

Die Schrift selbst soll übrigens nur den ersten Theil von noch drey folgenden ausmachen.

RF.

Frankfurt a. M.: b. Andrä: *Beyträge zur Beförderung geometrischer und geographischer Messungen für diejenigen, welche dergleichen Geschäfte zu leiten haben, für Landmesser und Künstler in mathematischen Instrumenten.* 1804. 152 S. gr. 8. mit 2 Kupf. (12 gr.)

Wir verdanken diese, durch vortreffliche Urtheile über geometrische Instrumente überhaupt sehr lehrreichen, Beyträge, dem Kurmainzischen Hof- und Regierungsrath Hn. *C. W. Tabor*, welcher in denselben zuförderst eine sehr ausführliche Beschreibung und Beurtheilung des *Bordaschen* Winkelmessers giebt, der zur Zeit auch bey geographischer Aufnahme mehrerer deutschen Provinzen gebraucht wird. Es hatte nämlich Hr. *Borda* die *Mayersche* Methode, das Vielfache eines Winkels aufzunehmen, und dadurch seine Gröfse aufs genaueste zu erhalten, zur Grundlage seines Instruments genommen, und demselben zwey Alhidaden mit fixen Fernröhren gegeben, von denen die eine über, die andere unter der Scheibe beweglich ist, die zugleich die Nonien der Theilung enthalten, und mit sanfter Bewegung versehen sind.

Es ist übrigens die Scheibe selbst von 10 zu 10 Minuten; und 21 Theile des Limbi sind auf den Nonien in 20 gleiche Theile abgetheilt, wonach diefs Instrument noch halbe Minuten angiebt. Die Scheibe ist auf einer verticalen Axe, azimuthal beweglich, und kann auf derselben durch eine gabelförmige Vorrichtung in jede Lage gegen den Horizont gebracht, und in derselben herumgedreht werden.

Nach dieser Construction mufs defswegen bey der Aufnahme jedes Winkels, die Scheibe in eine Lage gebracht werden, in welcher die Durchschnitte der Fadenkreuze der Fernröhren, die Gegenstände selbst an gewissen Stellen schneiden; und die Operation des Winkelmessers wird für diese Gegenstände so oftmals wiederholt, als man es nach der Genauigkeit, die man sich geben will, für nöthig erachtet; wobey sichs für sich verstehet, dafs am Ende auch die Höhen-Winkel gemessen, und sonach jedes Dreyeck auf den Horizont gebracht werden müsse.

Diese Genauigkeit ist wirklich aufserordentlich, und erstreckt sich für ein Instrument, dessen Durchmesser nur ein Fufs ist, auf einzelne Secunden. Sie ist

ist aber keineswegs ein Attribut seiner Construction, sondern hängt vielmehr von der Mayerschen Methode, ein vielfaches der Winkel aufzunehmen, und von der Genauigkeit seiner Eintheilung ab, die desswegen auch durch Winkelmesser der bisherigen Art erzielet werden mag. Es ist dabey immer sehr aufhaltend, das Instrument in die Ebene durch die drey Punkte zu bringen, und selbst die Zuverlässigkeit des Visierens leidet eben dadurch, dass von mehrern Stationen aus, der nämliche Punkt nicht so zuverlässig, wie mit Instrumenten, genommen werden kann, die mit einer Kippe versehen sind; und ausserdem bleibt die Feststellung der Scheibe in geneigter Lage nach dem geringen Moment der Supports in der engen Gabel, und dem noch geringern der Arretirung an dem unbedeutenden Quadrantchen, im ganzen sehr misslich, so wie vollends gar die Festhaltung des Fernrohrs auf einem Punkt, mittelst der in die eingeschnittene Welle greifenden Schraube ohne Ende, das Observiren sehr beschwerlich, und wegen des beständigen Nachsehens aufhaltend macht. Es schlägt daher Hr. *Tabor*, der diese Dinge richtig beurtheilet, ein mit einer Kippe versehenes, und in Tab. II sehr gut abgebildetes *Scheiben-Instrument* vor, womit die Winkel bequemer gemessen werden können, und bey welchem wegen der Verrückung nicht so viel zu befürchten ist. Rec. freuet sich, Hn. *Tabor* versichern zu können, dass von ihm schon vor mehrern Jahren Instrumente dieser Art verfertigt wurden, bey welchen ausserdem, dass die Kippe gerade diese Einrichtung mit Supports hatte, auch die Scheibe, die mit 90 und 96 Theilung versehen war, unter zweyen Nonien, wie hier, streifte, und wo noch überdiess an dem dritten Arm des Kreuzes eine Vorrichtung mit einem Haar angebracht war, die beide Theilungen der Scheibe überschnitt, während an dem vierten Arm, noch eine Mikrometer Schraube die sanfte Bewegung gab; so, dass diesem nach von jeden Winkel sich immer sechserley Resultate abnehmen liessen, dabey aber noch immer die Mayersche Winkelmessungs-Methode angewandt werden konnte. Nur das Auftragen der Theilung auf die Kante der Scheibe kann Rec. nicht begünstigen; weil der Beobachter, um dieselbe abzusehen, sich um so mehr bücken muss, je grösser er, und je niedriger das Instrument ist; welches durch den Drang des Blutes nach dem Kopfe das deutliche Sehen schwächt.

Die Bemerkungen, welche der Vf. am Ende über die verschiedenen Constructionen der *Messtische* macht, sind sehr zweckmäsig, und zeugen von seinem Scharfsinn in Beurtheilung geometrischer Instrumente. Es ist daher sehr zu wünschen, dass er bey solchen Anlagen und Kenntnissen, sein löbliches Vorhaben, uns ferner mit dem bekannt zu machen, was in diesem Fache, in dem In- und Auslande nützliches erfunden und angegeben wird, in Erfüllung bringen möge.

M. F. T.

1) HALLE, b. Renger: *Ueber Laplace's neue Verbesserung der aus barometrischen Beobachtungen berechneten Berghöhen* von **Rohde**, **Königl. Preussischen Capitain.** 1803. 25 S. 4.

2) Ebendaselbst: *Principes du nivellement pour la figure composée de la terre, ayant égard à toutes les différences de la réfraction; avec l'application à l'Ellipsoide osculateur de la France et avec des tables entièrement nouvelles*, par *Rohde*, Capitaine au service de sa majesté le Roi de Prusse. 1803. 35 S. 4.

Nr. 1 Hr. *Laplace* suchte in seiner vortrefflichen *Mécanique céleste* (T. I. p. 107) aus der Betrachtung, dass die Schwere auf der Erdfläche mit der geographischen Breite zunehme, eine Verbesserung bey genauer Berechnung der Berghöhen aus barometrischen Beobachtungen herzuleiten, welche nie vernachlässigt werden dürfe. Ohne Zweifel muss es sowohl dem Geometer als auch dem Naturforscher sehr wichtig seyn, wenn er von der Richtigkeit einer solchen Correction mathematisch überzeugt ist. In dieser Absicht prüfte Hr. *Rohde* des Hn. *Laplace's* gefundene Grundgleichung, und fand, dass sie durchaus eine solche Correction nicht liefere, indem sie in beträchtlichen Höhen über der Meeresfläche allemal negativ seyn würde, da sie doch nothwendig positiv seyn muss. Er zeigt mit einer ihm eigenen Gründlichkeit, dass man bey der Bestimmung einer Regel zur Verbesserung der berechneten Berghöhen aus barometrischen Beobachtungen nicht allein auf die Betrachtung; dass die Schwere mit der geographischen Breite zunehme, sondern auch, dass sie in grösern Höhen merklich abnehme, sehen müsse.

Hr. *R.* zeigt sehr gründlich, dass Laplace bey der Bestimmung seiner Correction zwey Fehler begangen. Der eine liegt darin, dass er die Voraussetzung annimmt, die Schwere g in der Breite Ψ eines Ortes gehöre dem Aequator zu. Hr. *R.* zeigt dagegen ganz richtig, dass derjenige Lufttheil, dessen Dichte $= \rho$ gesetzet worden, in einem Radiusrector $r = R + r'$ liegt, welcher mit der Erdaxe den Winkel Θ machen soll, mithin liegt dieses Lufttheilchen keinesweges unter dem Aequator, sondern unter der Breite Ψ, also kann hier die Schwere g nicht dem Aequator, sondern dem Orte unter der Breite Ψ zugehören. Der andere Fehler, den Laplace begangen hat, liegt im Ausdrucke seiner Hauptgleichung. Dieser Fehler ist, wie Hr. *R.* darthut, darum von Bedeutung, weil sonst diejenige Correction der Berghöhe, welche sich auf die Abnahme der Schwere in grösern Höhen beziehet, allemal negativ wäre, da sie doch allemal positiv seyn muss.

Nachdem Hr. *R.* diese Fehler aufgedeckt hat, giebt er einen sehr beyfallswürdigen Commentar über die hieher gehörigen Stellen des Hn. Laplace, und findet die Verbesserung:

$$X = \Theta \left(l.\, \beta - l.\, \beta' - \frac{t - t'}{10000} \right) \times \left[1 + \frac{\Theta}{a} \left(2,8943 + \frac{t + t'}{10000} - l.\, \beta - l.\, \beta' \right) \right]$$

worin die Logarithmen (l.) Briggisch und β, β' die beobachteten Barometerhöhen in Pariser Zollen sind. Die Wes-

Werthe von Θ hat Hr. R. für jede Temperatur $\left(\frac{t+t'}{2}\right)$ in Pariser Fusen nach *de Luc*, *Laplace* und *Trembley* in eine Tabelle gebracht; t' und β' endlich beziehen sich auf die obere Station, und a ist der Halbmesser der Erde.

Nr. 2 ist eine sehr schöne analytische Aufgabe, das genaue Nivellement an jeder Stelle der Erdfläche unter der Voraussetzung zu finden, dass die Figur unserer Erde weder eine Kugel noch eine wirklich geometrisches Ellipsoid sey, mit Rücksicht auf die verschiedene Strahlenbrechung. Hr. R. bemerkt, dass in gewöhnlichen Abhandlungen vom Wasserwägen unsere Erde als eine wahre Kugel angenommen, und bey grosen Entfernungen mit Lambert die Senkung des wahren Horizontes um $\frac{1}{7}$ derselben wegen der Strahlenbrechung vermindert werde. Allein alle Beobachtungen zeigten mit Gewissheit, dass die Figur der Erde zu sehr zusammengesetzt wäre, als dass man sie wie eine Kugel betrachten könne. Die Verbesserung des Nivellements, welche sich auf die Krümmung der Erdfläche beziehe, hänge blofs von der Krümmungsellipsoide eines jeden Ortes ab. In dieser Voraussetzung suchet Hr. R. durch eine gründliche Anwendung der Analyse das wahre Nivellement eines jeden Ortes der Erdfläche.

Was aber die Hauptverbesserung des Wasserwägens, welche sich auf die Strahlenbrechung beziehet, betrifft, so zeiget Hr. R., dass diejenige, welche in den meisten Schriften dieses Gegenstandes aus Lamberts Beobachtungen angeführet wird, keinesweges richtig sey. Er beweiset, dass die Correction nicht sowohl von der Polhöhe und dem Azimuthalwinkel, als vielmehr von der Barometerhöhe und Temperatur der Atmosphäre abhänge. Endlich findet er für selbige aus verschiedenen andern Beobachtungen einen Ausdruck, welcher ganz unabhängig von der Figur der Erde ist, und sich blofs auf die Barometerhöhe, Temperatur der Atmosphäre und die Entfernungen vom Standpunkte aus beziehet. Nach diesem Ausdrucke hat Hr. R. Tabellen für 29 bis 24 Zoll Barometerhöhe, für die Temperatur von — 10 bis + 20 Grad nach Reaum., und für Entfernungen von 50 zu 50 bis 4000 Toisen berechnet, nachdem er vorher die Correction, welche von der Krümmungsellipsoide für Frankreich abhängt, in den Breiten von 41°, 46° und 51° beym Azimuth von 30 zu 30 Graden und in Entfernungen von 50 zu 50 bis 4000 Toisen in eine Tabelle gebracht hat.

R F.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Offenbach a. M.: Versuch einer gründlichen Theorie der Parallellinien.* Nebst einer Widerlegung des Hauff'schen Versuchs einer Berichtigung der Euklidischen Theorie der Parallellinien, von *J. Ignaz Hoffmann.* 1801. 48 S. 8. nebst 1 Kupfert. (6 gr.) §. 1—12 sind Sätze aus Kästners Geometrie, nämlich 1 und 2 Grundf. 8 Satz. 1 und 4 Zuf. 9 S. 1. 3. 4. 6. 10. 11. 14 Z. Unter §. 5 steht der 1 Zuf. des 8 S. dass von zwey an einem gemeinschaftlichen Schenkel liegenden Winkeln, die zusammen zwey rechten gleich sind, die nicht gemeinschaftlichen Schenkel in einer geraden Linie liegen; genau ist dieses nur dann wahr, wenn beide Winkel in einer Ebene liegen; es giebt in der ebenen Geometrie noch mehrere Sätze, wohin sogar auch der Euklidische XI Grundsatz gehört, welche nur in Voraussetzung der Ebene richtig sind; selbst im 3 Postulate vom Kreise setzt Euklid das Postulat der Ebene stillschweigend voraus. Mit §. 13 fängt des Vfs. eigener Vortrag an; er zieht zwey gerade Linien *pq*, *CB*, welche sich auf der Seite *Bq* einander nähern; er fällt von *d* in *pq* auf *CB* den Senkstrich *do*, dann einen zweyten *om* von *o* in *CB* auf *pq*, und so fort hin und her die Senkstriche *mn*, *na*, *av*, *vg*, *gh*, *ht*, *tf*; er beweist, dass die Senkstriche der Ordnung nach kleiner werden, so wie sie von der Seite *Cp* sich weiter entfernen; eben so beweist er von andern Senkstrichen *DO*, *MN*, *AV*, welche zwischen den vorigen in einer stetigen Reihe liegenden Senkstrichen errichtet werden, dass sie in gleicher Ordnung abnehmen, so dass $do > DO > mn > MN > av > AV > vg$. Nun setzt er aber §. 27 ausser der stetigen Reihe von Senkstrichen über *tf* hinaus einen Senkstrich *rs*, von welchem er *ohne Beweis* annimmt, dass er kleiner sey, als alle in der gegebenen stetigen Reihe befindlichen Senkstriche. Dass es eines Beweises bedarf, erhellet daraus, dass die Annahme falsch ist, wenn die beiden Linien *pq*, *CB* nicht in einer Ebene liegen, und in der Gegend zwischen *gh* und *rs* über einander weglaufen: die stetige Reihe von abnehmenden Senkstrichen nähert sich dann ohne Aufhören dieser Gegend, worin ein Senkstrich beiden Linien gemeinschaftlich ist; jenseits demselben kann man in der Richtung *pq* und *CB* Senkstriche, wie *rs*, deste gröfser haben, je weiter man fortgeht, mithin gröfser als *gh* und selbst als *do*. Wer den Euklid. XI Grundsatz läugnet, ist unwiderlegbar, wenn er behauptet, dass die gerade Linie *pq*, mit der geraden Linie *CB* innerhalb einer Ebene befindlich, der Linie *CB* bis auf einen gewissen Abstand sich nähern, und so fort davon sich gleichmäsig wieder entfernen könne, eben so gut, als solches wirklich statt findet, wenn *pq* und *CB* nicht in einer Ebene liegen. §. 28 ff. geht der Vf. in der stetigen Reihe der Senkstriche rückwärts fort, und beweist, dass diese Striche stets zunehmen; dann verläfst er die Reihe, und behauptet §. 30 *wieder ohne Beweis* von jedem in dieser Richtung weiter hinausliegenden Senkstriche, dass er gröfser werden könne, nicht allein als die vorhergehenden, sondern als jede angebliche Gröfse. §. 34 kommt er seinem Zwecke näher: er behauptet, wenn Fig. 6 $mac = acn = cnm = R$, so könne *mn* nicht gröfser als *ac* seyn; (diess ist wieder nur auf einer Ebene wahr) er sucht es aus §. 27 zu beweisen, verlängert *ca* bis *p*, macht $cp = mn$, wenn etwa $ac < mn$ seyn sollte, zieht *pm*, und erhält $cpm < R$; (aber auch $nmp = cpm$) und wegen §. 27 $cp > mn$, gegen die Voraussetzung; (aber auch $mn > cp$ nach der Voraussetzung, und nach und gegen §. 27). §. 36 zeigt er an der 6 Fig. dass *ab* und *mi* einander schneiden, wenn $bam = R$, und *ami* auf derselben Seite $< R$; denn es sey $dmi + ima = R$; nun kann man nach §. 30 zwischen *md*, *mi* Senkstriche auf *md* errichten, die gröfser als *am* sind nach §. 30, die also zwischen *ab*, *md* nicht Platz haben nach §. 34; sondern über *ab* hinausragen wie *gf*; mithin muss *mf* die Verlängerung von *mi* die Linie *ab* schneiden; und Euklids XI Grundsatz ist bewiesen, wenn §. 27 wahr ist, wovon also alles übrige abhängt. Der folgende Theil der Schrift bis §. 62 enthält weitere Entwickelungen der Paralleltheorie, die zum Theil, besonders im §. 48, sehr verwickelt sind, und nicht die Klarheit haben, die man bey Euklid gewohnt ist. S. 36—48 beschäftiget sich der Vf. mit Widerlegung der beiden Hauffischen Paralleltheorien; er verfährt sehr glimpflich mit denselben; nach des Rec. Urtheil ist der Irrthum in der ersten kaum verzeihlich, und aus der zweyten könnte man beweisen, dass jede Linie auf einer Cylinderfläche als Aequidistans von der geraden Achse des Cylinders eine gerade Linie seyn müsse, welches nur von jeder Linie auf der Cylinderfläche wahr ist, die sich mit der Achse in einer Ebene befindet.

MPM.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 MÄRZ, 1804.

NATURGESCHICHTE.

Paris, b. Crapelet u. d. Vf.: *Jardin de la Malmaison*, avec figures coloriées, par *E. P. Ventenat*, de l'Institut national de France, l'un des Conservateurs de la Bibliotheque de Panthéon. I. II. III Livraison. An XI — 1803. gr. Fol.

Unter allen Wissenschaften erfreut sich in unsern Zeiten die Botanik wohl der meisten Prachtwerke. Vielleicht rührt es daher, weil die Damen sie hauptsächlich in ihren Schutz genommen haben. Fast in allen Ländern kann man mit grosser Wahrscheinlichkeit mehr Frauen als Männer unter ihre Beförderer zählen; und gewiss wird in Frankreich Madame Bonaparte, welche als eine grosse Liebhaberin der Botanik bekannt ist, viele Nachahmerinnen finden. Ihr ist auch dieses Werk, wie billig, zugeeignet, da der gesammelte Reichthum von Pflanzen zu Malmaison grösstentheils durch ihren Aufwand und durch ihre Winke zusammengebracht worden ist. Wenn auch einige englische Werke dieser Art an Schönheit und Pracht den Vorzug behalten, so wird das gegenwärtige dennoch mit den übrigen gleichen Rang behaupten, und der Garten zu Malmaison, den Madame Bonaparte zu einem der ersten botanischen Gärten erheben wird, muss dadurch noch mehr Berühmtheit erhalten. Bis jetzt sind von diesem Werke nur drey Hefte erschienen, deren jedes 6 schön illuminirte Pflanzen enthält. Die Beschreibung jeder Pflanze nimmt zwey Seiten ein. Ob die Benennungen mancher Spielarten treffend genug sind, kann hier nicht untersucht werden. Hr. *Ventenat* giebt jedoch immer seine Gründe dafür an. Für die Freunde der Botanik wird es hinlänglich seyn, hier die Namen der gelieferten Pflanzen mit den nöthigsten Angaben zu finden. Der *erste* Heft enthält folgende: 1) *Gordonia pubescens. Famil. Malv. Jussieu — Monadelph. Polyandr. Linn.* (*La Marck Dict.* 2. *p.* 770. *Wilden. Spec. Plant.* 3. *p.* 841.) Aus dem mittägigen *Carolina*, merkwürdig wegen der schönen und grossen Blüthen, überwintert im Orangerie- oder kalten Hause, und blüht gegen Ende des Sommers. Die Blüthe ist weiss mit grüner Schattirung, und der Kelch, wie die *Stamina*, gelb. Diese Pflanze ist zwar schon lange in Europa bekannt, aber sie blüht nicht immer so schön, wie sie hier erscheint. Die *Stewartia virginea Cavanill.*, die *l'Heritier* nachher *Stuartia Malachodendron* benannt hat, kömmt ihr ziemlich nahe. 2) *Xeranthemum bracteatum. Fam. Corymbif. Juss. — Sygenes. Polyg. superfl. Linn.* Ist in Neuholland zu Hause, ganz mit steifen und kurzen Härchen besetzt, hat eine sehr glänzende gelbe Blüthe, überwintert im kalten Hause, und blüht gegen Ende des Sommers und den grössten Theil des Herbsts hindurch. Es hat viel Aehnlichkeit vom *Xeranthemum annuum Linn.* 3) *Eupatorium Aya-pana. Fam. Corymbif. Juss. — Polygam. aequ. Linn.* Eine überaus aromatische Pflanze aus dem mittägigen Amerika vom rechten Ufer des Amazonenflusses, überwintert im warmen Hause und blüht im Sommer. Die Blüthe ist röthlich und hat die Form des Mayblümchen. Die Einwohner bedienen sich der Blätter als eines vortrefflichen Schweissmittels, und Decocte davon werden als dienlich wider den Scorbut gepriesen. 4) *Melaleuca Gnidiaefolia. Fam. Myrt. Juss. — Icosandr. Monog. Linn.* Aus Neuholland, sehr aromatisch, vielblättrig, pyramidalisch, überwintert im kalten Hause, und blüht zu Anfang des Herbstes. Die Farbe der Blüthe ist röthlich. 5) *Metrosideros anomala. Fam. Myrt. Juss. — Icosandr. Monog. Linn.* Aus Neuholland, verschieden von allen übrigen Gattungen der *Melaleuca Gnidiaefolia*, die *Smith* im 3ten B. der *Transact.* der Linn. Soc. in London beschrieben hat, überwintert im kalten Hause und blüht gegen Ende des Sommers. Die Blüthen stehen einzeln und sind schmuzigroth. 6) *Nymphaea caerulea. Fam. Morrh. Juss. — Polyandr. Monog. Linn.* Ursprünglich aus Afrika, wächst im Freyen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in Aegypten in den Gegenden, die vom Nil überschwemmt werden; überwintert im warmen Hause und bringt ihre Blüthe, die ansehnlich und schön ist, zu Ende des Sommers. Madame Bonaparte hat sie aus England erhalten. *Zweytes Heft.* 7) *Crowea saligna. Fam. Rutac. Juss. — Decandr. Monog. Linn.* Aus Neuholland, blüht rosenfarb, überwintert im kalten Hause, und lässt sich durch Ableger vermehren. 8) *Lantana nivea. Fam. Gattil. Juss. — Didyn. Angiosperm. Linn.* Aus Ostindien, hat ein lebhaftes Grün, blüht fast das ganze Jahr, und überwintert im warmen Hause. Die Blüthe ist weiss. 9) *Centaurea pumila. Fam. Cinaroceph. Juss. — Syngenes. Polygam. Frustran. Linn.* Von einem Vorgebirge bey Alexandria, aus Saamen gezogen, den Delille aus Aegypten mitgebracht, blüht im Sommer, hat Aehnlichkeit von *Centaurea acaulis Linn.*, ist aber in den Blättern etwas verschieden. Die Farbe der Blüthe fällt zwischen Lilla und Violet.

10) *Nicotiana undulata. Fam. Solan. Juss. — Pentandr. Mon. Linn.* Ursprünglich aus Neuholland, und aus Saamen gezogen, blüht gegen Ende des Sommers und den grössten Theil des Herbstes. Sie ähnelt der *Nicotiana plumbaginifolia* des *Dinegro. (Elenchus Pantarum Horti Botanici J. Car. Dinegro. Genuae,* 1802.) 11) *Antirrhinum Triornithophorum. Fam. Scrophul. Juss. — Didyn. Angiosp. Linn.* Aus Amerika, hat eine schöne grosse Blüthe, überwintert im kalten Hause, blüht den ganzen Sommer und einen Theil des Herbstes. 12) *Campanula vincaeflora. Fam. Campan. Juss. — Pentandr. Monog. Linn.* Auf den Küsten von Neu-Seeland und Neu-Caledonien von Georg Forster entdeckt, überwintert im kalten Hause, und blüht den ganzen Sommer und einen Theil des Herbstes. Die Blüthe ist blau. Diese Pflanze ähnelt der *Campanula rotundifolia*, ist aber verschieden. *Drittes Heft.* 13) *Correa Smith. Correa alba. Fam. Rutac. Juss. — Octandr. Mon. Linn.* Aus Neu-Holland, überwintert im kalten Hause und blühet zu Anfang des Herbstes. 14) *Melastoma Cynosa. Fam. Melastom. Juss. — Decandr. Monog. Linn. (Schrader. Sert. Hanover.* 10.) Aus dem mittägigen Amerika, überwintert im warmen Hause und blüht in der Mitte des Sommers. Die Blüthe ist blassroth. Wenn sie verblüht ist, wirft sie sich bis auf die Wurzelblätter ab, treibt aber neue Schösslinge. 16) *Manulea (oppositiflora.) Fam. Scrophul. Juss. — Didyn. Angiosperm. Linn.* Vom Vorgebirge der guten Hoffnung, ist während eines grossen Theils des Sommers und Herbstes ganz mit milchweissen Blüthen bedeckt, und überwintert im kalten Hause. 16) *Bunias spinosa. Fam. crucif. Juss. — Tetradyn. Silicul. Linn.* Wächst in dürren und sandigen Gegenden des Orients, ward von Delille aus Aegypten mitgebracht, überwintert im kalten Hause und blüht zu Anfang des Herbstes. Die Blüthe fällt in Lilla. 17) *Royena (Diospyros) ambigua. Fam. Plaquemin. Juss. — Decandr. Dig. Linn.* Vom Vorgebirge der guten Hoffnung, überwintert im kalten Hause, und bringt die Blüthe, welche gelblicht ist, in der Mitte des Herbstes. Sie ähnelt der *Royena lucida et hirsuta.* 18) *Hemerocallis caerulea. Fam. Narciss. Juss. — Hexandr. Monog. Linn.* Ursprünglich aus China, merkwürdig durch ihre schönen Blätter und grossen Blumen, überwintert im warmen Hause, und blüht in der Mitte des Sommers. Sie lässt sich sowohl durch Theilung der Wurzeln, als durch Saamen, der gut reift, vermehren. Sie hat Aehnlichkeit mit der *Hemerocallis Japonica.* — Sämtliche Pflanzen sind von Hn. *Redouté* gemahlt, der auch über den Stich und das Illuminiren derselben die Aufsicht führt, und in der That sehr gut gerathen. Es ist voraus zu sehen, dass dieses Werk den besten Fortgang haben wird, und bloss zu wünschen, dass man immer die seltensten und neuesten Pflanzen aus dem Garten zu Malmaison ausheben, und mit den Prachtwerken der Engländer so wenig als möglich zusammentreffen möge, damit die Liebhaber in so kostbaren Werken weder einerley Pflanzen, noch schon bekannte, erhalten, und das Gebiet der Wissenschaft dadurch wirklich erweitert werde.

Rk.

Göttingen, b. Schröder: *Phytographische Blätter.* Verfasst von einer Gesellschaft Gelehrten, und herausgegeben von Dr. G. F. *Hoffmann*, öffentlichem ordentlichem Lehrer der Arzneykunde und Botanik zu Göttingen. *Erster Jahrgang,* brosch. in blauen Umschlag. 1803. 124 S. 8. Tab. A—D. Tab. I. II. illumin. Tab. III. schw. (2 Rthlr. 20 gr.)

Bekanntlich hat Hr. Prof. *Hoffmann* sich ein neues Verdienst um die Pflanzenkunde erworben, durch Errichtung einer *phytographischen Societät* in Göttingen, welche allein die Aufnahme und Verbreitung des wissenschaftlichen Theils dieses wichtigen Zweiges der Naturgeschichte zum Endzweck haben soll. Als vorläufige Resultate dieser, aus mehrern achtungswürdigen Botanikern bestehenden, Verbindung sind die vorliegenden Blätter zu betrachten. Was jedoch unter wissenschaftlicher Pflanzenkunde hier zu verstehen, wie weit die Gränzen derselben in der Folge reichen werden, hat Hr. *H.* noch nicht bestimmt angezeigt. Nach dem zu schliessen, was in diesem *erstem Jahrgang*, oder wie der blaue Umschlag sagt, in diesem I und II Heft vorkommt, geht indess seine Absicht dahin, ein Depot zur Berichtigung und sichern endlichen Bestimmung noch zweifelhafter oder noch ganz unbekannter und neuer Gewächse anzulegen, und dadurch die Erkennung der Arten überhaupt zu erleichtern. Ob sich der Herausgeber in der Folge bestimmt daran halten, oder seinen phytographischen Blättern eine noch entferntere Tendenz geben werde, wird die Zeit lehren. Wir zeigen an, welche Aufsätze in diesem *ersten* Jahrgange enthalten sind: I. *Novae species plantarum capensium examinatae et descriptae a C. P. Thunberg.* Beschreibungen seltener capensischer Gewächse, die jedoch hier keine nähere Angabe verstatten. *Plantae missae a Thunberg* 1802. Vermuthlich ein Verzeichniss derjenigen Gewächse, womit *Thunberg* der Societät ein Geschenk machte. Da aber unter ihnen wenigstens die Hälfte aller Orten wachsende, sehr gemeine Gewächse sind: so hätte dieses Verzeichniss gar wohl ungedruckt bleiben können. II. *Supplementa ad observationes botanicas A. I. Retzii.* Ausser der *Holmskioldia sanguinea. Wilden.* Spec. Pl. III. p. 360, die *Retzius* schon in seinen *Observat. botan. Fasc. VI. p.* 31 beschrieben hat, und die hier auf Tab. III in einer vortrefflichen Abbildung vorkommt, sind mehrere seltene Gewächse beschrieben, von welchen jedoch schon einige in unsern deutschen botanischen Gärten gepflanzt werden. III. *Cardamine hirsuta* und *sylvatica. Unterschieden* von *H. F. Link,* Prof. zu Rostock. Die *Cardamine hirsuta, Weber.* (Spicil. fl. Gött. p. 18, und *Oeder* (Fl. dan. tab. 148) wurde bisher mit *Cardamine hirsuta Linn.* von mehrern Botanikern, für eine und ebendieselbe Art gehalten, welche

welche sie aber nicht ist. Hr. P. *Link* macht hier zuerst auf beider bedeutenden Unterschied aufmerksam, unterscheidet beide sorgfältiger, und beschreibt sie. Um jedoch ähnliche Confusionen zu vermeiden, wird die *Cardamine hirsuta Weber. et Oeder.*, weil solche stets in Waldungen zu wachsen pflegt, nun *Cardamine sylvatica* genannt, der wahren *Cardam. hirsuta Linn.* aber gedachter Beyname gelassen. Sowohl die von Hn. *Link* mitgetheilte Beschreibung dieser beiden Arten, als die kritische Auseinandersetzung der Synonymen lassen keinen Wunsch übrig. IV. *Bemerkungen über einige Arten der Gattung Carex* von *Ebendemselben*. Sehr schätzbare Aufklärungen über einige seltene Seggenarten, die der Vf. auf seiner bekannten spanischen und portugiesischen Reise gesammelt, und Hn. *Schkuhr* mitgetheilt hat, und hier nur zum Theil eine vollständigere Beschreibung erhalten haben. V. *Merkwürdige oder seltene Pflanzenarten aus dem botanischen Garten in Göttingen*, von dem *Herausgeber*. Diese sind: *Aster grandiflorus* Tab. A. fig. 1. *Aster dumosus* Tab. A. fig. 2. *Aster cyaneus* Tab. B. fig. 1. *Aster umbellatus* Tab. B. fig. 2. *Aster undulatus* Tab. C. fig. 1. *Aster pendulus* Tab. C. fig. 2. *Aster thyrsiflorus* Tab. D. fig. 1. *Aster Tradescanti* Tab. D. fig. 2. *Veronica virginica* Tab. E. fig. 1. *Veronica longifolia* Tab. E. fig. 2. *Veronica crenulata* Tab. E. fig. 3. *Veronica complicata* Tab. E. fig. 4. Rec. findet die allermeisten der hier erwähnten, von Hn. *H.* beschriebenen und abgebildeten Arten weder merkwürdig noch selten. *Aster grandiflorus*, *dumosus*, *Tradescanti*, *umbellatus*, *pendulus*, *Veronica virginica* und *longifolia* sind sehr gemeine Pflanzenarten, die man in keinem auch nur mittelmäsigen botanischen Garten vermissen wird, und zum Theil in vielen andern Blumisten-Gärten in Menge angetroffen werden. Auch sind es schon längst bekannte Gewächse, die in *Linnés* ältern Ausgaben des *Syst. Nat.* vorkommen. Gleichwohl nennt der Vf. *Linné* nicht einmal hiebey, führt ausser *Aitons hort. Kewens.* bey *Aster pendulus* nirgends Synonymen an, und benimmt sich hiebey so, als wenn er uns in diesen genannten, wirklich mit merkwürdigen neuen und seltenen Gewächsen bekannt machen wollte. Dagegen erscheinen, wie Rec. glaubt, *Aster cyaneus* und *thyrsiflorus*, so wie *Veronica crenulata* und *complicata*, bey welcher letztern: *Habitat in Europa*, ohne jede weitere Angabe, steht, zuerst in guten Abbildungen; auch sind die weitläuftigen Beschreibungen, wie es sich von der bekannten Genauigkeit des Vfs. nicht anders erwarten liess, richtig und genau. Die erwähnten Gewächse sind wahrscheinlich von der Meisterhand desselben gezeichnet, und darum auch in vorliegenden Abbildungen vortrefflich: nur bemerkt Rec. hiebey den Umstand, dass sich so grosse Syngenesisten, wie die meisten Aster-Arten sind, bey deren richtiger Erkennung es hauptsächlich auf den ganzen Apparat der Inflorescenz ankommt, nicht füglich in einzelnen kleinen Aestchen und Sträusschen erkennen lassen. So ist zwar auf Tab. C. fig. 2. vom *Aster pendulus* ein blühendes Aestchen abwärts gekehrt vorgestellt, allein niemand wird darum diese Pflanze, wenn er sie sonst nicht gesehen, für einen *Aster* halten, *dessen rami deflexi sind*: ferner ist auf Tab. D. fig. 1 der *Aster thyrsiflorus* in einem Aestchen mit einer *einzelnen* Blüthe gezeichnet, die doch wohl nicht hinreicht, sich einen *Aster thyrsiflor.* hiebey vorzustellen. Eigentlich ist wohl auch das Octav-Format daran Schuld, auf dem sich nicht füglich so ansehnliche Gewächse kenntlich genug abbilden lassen. Doch hätte der Vf. statt dessen vielmehr seltene und merkwürdige Gewächse, die sich für dieses Format besser geeignet hätten, und an welchen doch in den königlichen akademischen Garten in Göttingen kein Mangel seyn wird, wählen können, da man von seinen botanischen Talenten, von seinem Eifer und Fleiss hinlängliche Beweise besitzt, und er sich zu mehrern schon trefflich genug legitimirt hat. Die gedachten Veronicspecies sind auf Tab. E. 1. 2. 3. 4 nur den Blüthen- und Fruchttheilen nach abgebildet, wodurch wohl deren generische Identität bewiesen, doch deren specifische Diagnose im Schatten gehalten wird. VI. *Ueber Linnés Antirrhin. Peloria* von *D. G. Kieser*. Das Bekannte über dieses sonderbare Gewächs, nur hier umständlicher, mit vieler Sachkunde im Bezug auf die Bemerkungen neuerer Botanisten ausgeführt. VII. *Satyrium Epipogium Linn. Tab. I.* von dem *Herausgeber*. Hier eine weitläuftige und sehr genaue Beschreibung dieses jedoch um Göttingen nicht seltenen Gewächses, mit Rücksicht auf die besondere Einrichtung, welche die Natur zur Befruchtung der Orchideen getroffen hat, und die auch bey diesem Satyrio wahrgenommen wird. Die beygefügte Abbildung verräth die eigene Meisterhand des Vfs. dieses schätzbaren Aufsatzes. VIII. *Equisetum pratense Ehrh. Tab. 2. fig. 1.* von *Ebendemselben*. Verglichen mit *Equisetum pratense Roth*, jedoch ohne weitere bestimmte Angabe. Auch dieser kleine Aufsatz ist mit einer sehr vortrefflichen Zeichnung dieses Schaftheues begleitet. IX. *Vorläufige Nachricht, die Befruchtungswerkzeuge der Farrnkräuter betreffend*, von *Kurt Sprengel*, Prof. zu Halle. Tab. 2. fig. 2. Weder *Schmidels* noch *Hedwigs* Meinungen über den Stand der Antheren der Farrnkräuter befriedigten den Vf. Er giebt hier vorläufig seine eigene, und wie Rec. glaubt, sehr scharfsinnige Idee an, die jedoch mit Hinblick auf die dabey nöthige Zeichnung, um den Vf. zu verstehen, selbst nachgelesen werden muss. Meine Beobachtungen, sagt er bescheiden, sind noch nicht so zahlreich, dass ich sie zur Würde der Erfahrung erhöhen könnte. Rec. hält es für Pflicht, den verdienstvollen Vf., dieses, ungeachtet seiner Kürze, so inhaltreichen Aufsatzes zu ersuchen, mit seinen Beobachtungen, über die Inflorescenz und Fructification der Farrnkräuter fortzufahren, und dadurch sich die gegründetsten Ansprüche auf die Dankbarkeit jedes gebildeten Botanikers zu sichern.

Es wird übrigens nicht fehlen, dass diese phytographischen Blätter in der Folge noch mehr an innerm Gehalt, und dadurch an Wichtigkeit der abzuhandelnden Gegenstande gewinnen werden, wenn so

so manche vorzügliche Botaniker, welche, nach dem vorgedruckten Verzeichnisse, Mitglieder der phytographischen Societät sind, den Herausgeber thätig unterstützen, und er selbst aus dem reichen Vorrathe seiner gesammelten Beobachtungen, mit gehöriger Auswahl dessen, was neu, und was bereits bekannt ist, diesen jetzt schon so viel versprechenden Blättern, eine schöne Blüthe geben wird. Aber auch die Verlagshandlung wird bey dem Preis von 2 *Thalern und* 20 *gr.* dann gewiss nichts verlieren, besonders wenn sie in der Folge dafür Sorge trägt, die Exemplare der künftigen Hefte oder Jahrgänge, auch auf durchaus gleichem Druckpapier ausgeben zu lassen, und nicht wieder, wie in des Rec. Exemplar, einen Jahrgang mit weissem Papier anfängt, und mit schwärzerem schliesst.

I. B.

Paris, b. Crapelet u. d. Vf.: *Choix de Plantes* dont la plupart sont cultivées dans le Jardin de Cels; par *E. P. Ventenat* etc. An XI — 1803. Folio.

Hr. Ventenat hat schon einmal merkwürdige Pflanzen aus diesem Garten, unter dem Titel: *Plantes nouvelles et peu connues du Jardin de Cels*, bekannt gemacht, und liefert deren hier wieder zwölf, aber nicht illuminirt, wie in dem *Jardin de la Malmaison*. In Ansehung der Beschreibung ist die Behandlung ganz die nämliche. Die vorgestellten Pflanzen sind folgende: 1) *Guettarda scabra. Fam. Rubiac. Juss. — Hexandr. Monog. Linn.* Ein Baum von mittler Grösse aus den Antillen, überwintert im warmen Hause, blüht im Julius, und ähnelt der *Matthiola scabra.* 2) *Tournefortia laurifolia. Fam. Borrag. Juss. — Pentandr. Monog. Linn.* Gesträuch aus Porto-Ricco und St. Thomas, überwintert im warmen Hause und blüht im Julius. Hat Aehnlichkeit mit der *Tournefortia volubilis Linn.* 3) *Tournefortia mutabilis. Fam. Borrag. Juss. — Pentandr. Monog. Linn.* Ursprünglich aus Java, aber aus Saamen gezogen, überwintert im warmen Hause, und blüht gegen Ende des Frühlings. Die Blüthe ist grünlich weiss. 4) *Philomis Samia. Fam. Lab. Juss. — Didyn. Gymnosp. Linn.* Auf den hohen Gebirgen von Caromanien, überwintert im kalten Hause, und blüht zu Anfang des Sommers. Die Blüthe ist ein aschfarbenes Violet und so gross wie die Blüthe der *Philomis fruticosa.* 5) *Ardisia Swartz. Fam. Ophiosperm. Juss. — Pentandr. Monog. Linn.* Aus den Antillen, an Bächen wachsend, überwintert im warmen Hause, blüht im Sommer und hat kleine violetrothe Blüthen ohne Geruch. Sie kömmt mit *Gärtner's Anguillaria, Aublet's Icacorea* und *Jussieu's Badula* völlig überein. 6) *Daviesia denudata.* Ursprünglich aus Neu-Holland, aber aus Saamen erzogen, den man aus der Insel Teneriffa erhielt, überwintert im kalten Hause und blüht im Junius. Die Blüthe ist goldgelb und hat Purpurstreifen und Flecken. Sie ist der *Pultenaea Smith.* verwandt. 7) *Heracleum Absinthiifolium. Fam. Ombellif. Juss. — Pentandr. Dig. Linn.* Im Orient, an der Strasse von Bagdad nach Kermanchah, blüht im Junius, und riecht wie *Apium graveolens Linn.*; hat viel Aehnlichkeit vom *Tordylium.* Die Blüthe ist milchweiss. 8) *Jasminum geniculatum. Fam. Jasm. Juss. — Diandr. Monog. Linn.* Aus den Inseln des Südmeers, überwintert im kalten Hause, und blüht den ganzen Sommer. Die Blüthe ist schmutzig weiss. Scheint von *Förster's simplicifolium* verschieden zu seyn. 9) *Villarsia Gmelin. Fam. Gentian. Vent. — Pentandr. Monog. Linn.* Vom Vorgebirge der guten Hoffnung, überwintert im kalten Hause, und bringt die Blüthe, welche citrongelb ist, im Julius. Ist einerley mit *Nymphoides Tournef.* 10) *Ixia dubia. Fam. Isid. Juss. — Triandr. Monog. Linn.* Vom Vorgebirge der guten Hoffnung, überwintert im kalten Hause, und bringt die Blüthe, welche goldgelb ist und auf dem Grunde Purpurflecken hat, im Junius. Sie steht gleichsam zwischen der *Ixia erecta* und *maculata* in der Mitte. 11) *Dillenia volubilis. Fam. Magnof. Juss. — Polyandr. Polyg. Linn.* Aus Neu-Holland, riecht sehr unangenehm, überwintert im kalten Hause, und blüht den ganzen Sommer hindurch. Die Blüthe ist von schönem Gelb. 12) *Croton penicillatum. Fam. Euphorb. Juss. — Monoeo. Monaphilad. Linn.* Aus der Insel Cuba, hat in allen Theilen einen scharfen milchichten Saft, überwintert im warmen Hause, und blüht den ganzen Sommer. — Jeder dieser Pflanzen sind zwey Seiten Erklärungen beygefügt. Gezeichnet sind sie von Hn. *Redouté* und gestochen von *Sellier.* Beide Künstler verdienen Lob.

Rk.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Würzburg*, in der Göbhardschen Buchh.: *Ueber die Vortheile der Feuerungsverbesserungen*, von *J. B. Vogelmann.* 1803. 44 S. 8. (4 gr.) Der Vf. wollte das Publicum auf die Vortheile aufmerksam machen, welche es durch verbesserte Feuerungsanstalten erwarten kann. Er zählt deshalb neben den gewöhnlichen Feuerungsvorrichtungen, dem Ofen und dem Heerd, noch die wichtigsten Arten auf, wie die Wirkung des Feuers, mit Gewinn und andern die Bequemlichkeit und Gesundheit befördernden Umständen erhöhet werden könne, und urtheilt darüber kurz aber treffend, so dass diese kleine Schrift immer der Aufmerksamkeit würdig bleibt.

M. F. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 MÄRZ, 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Handbuch der neuesten Geographie* für Akademieen, Gymnasien und für anderweitige Freunde dieser Wissenschaft. Nebst einer Einleitung in die mathematische und physikalische Erdbeschreibung, und einem vollständigen Register, von M. *J. E. Fabri*, Prof. zu Erlangen etc. *Achte verbesserte und vermehrte Auflage*. 1803. *Erster Theil*. XXIV u. 510 S. *Zweyter Theil*. VIII u. 392 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Das Publicum hat längst über die Brauchbarkeit dieses, wegen seiner Kürze, Gedrängtheit und Reichhaltigkeit sich auch zum Handbuche empfehlenden, Compendiums der Geographie, durch die *achte*, seit 1785 nöthig gewordene, Auflage entschieden. Was sich bey so vielfältigen Veranlassungen zur Revision und Vervollkommnung desselben von dem Vf. erwarten liess, ist auch bey dieser Auflage, wie bey den vorigen zum Theil, geschehen. Die bessernde und pflegende Hand ist in den mehrsten Abschnitten, erkennbar, deren nicht zu gedenken, welche wegen politischer Veränderungen einer gänzlichen Umarbeitung bedurften. Deutschland findet man hier nach seinen neuen (Kraft des Lüneviller Friedenstractats vom 9 Februar 1801, und des Inhalts des Recesses der ausserordentlichen Reichsdeputation zu Regensburg vom 25 Februar 1803) angenommenen Gränz- und Entschädigungsbestimmungen dargestellt.

Frankreich ist nach seinen im Jahr 1803 bestehenden 109 Territorial-Departements; die batavische Republik nach ihren acht neueren Provinzen; die helvetische Republik nach den, im Inhalte der Pariser Vermittlungsacte vom 19 Februar 1802 begründeten, 19 Cantons; die ionische oder Sieben-Inseln Republik, so wie die einzelnen Abschnitte Italiens nach ihren, den neueren Tractaten gemäss veränderten, politischen Systemen abgehandelt. Einige neuere Veränderungen, die nicht mehr in den Text aufgenommen werden konnten, die Abänderungen der russischen Gouvernements-Organisation vom J. 1801 und 1802, die veränderten Benennungen einiger Kreise in Alt-Galizien, der neueste Zuwachs der brittischen Macht in Ostindien, durch völlige Unterdrückung der kleinen, unter dem Namen der Polygars bekannten Oberhäupter, sind noch in der Vorrede bemerkt. Zur Erleichterung der neuen Ansicht sind hin und wieder Rückerinnerungen an die vorigen politischen Verhältnisse beygebracht. Auch die in den Territorial-Organisationen Deutschlands verfügten späteren Abänderungen, sind, soweit sie dem Vf. im September 1803 bekannt seyn konnten, nicht übergangen. Die Bereicherungen des Textes bestehen in öfteren Angaben des Flächeninhalts, der geographischen Länge und Breite, der Berghöhen, Einwohnerzahlen, u. s. w. unter denen, nach der Versicherung des Vfs., eine erhebliche Anzahl aus handschriftlichen Hülfsmitteln und Quellen geflossen sind. Inzwischen wäre in manchem dieser Artikel noch eine bedeutende Nachlese zu halten, so wie es überhaupt noch nicht an schwächeren und ganz schwachen Parthien fehlt, welche keine, oder keine hinlängliche Revision erfahren haben. Am sorgfältigsten sind die durch politische Veränderungen merkwürdig gewordenen europäischen Länder behandelt, und unter den aussereuropäischen zeichnet sich Ostindien aus. Dagegen steht Amerika grösstentheils im Schatten, wie mit einigen Beyspielen bewiesen werden soll. Der Abschnitt *freye Indianerländer in Nordamerika*, verdiente nach *Hearne's*, *Long's* und *Mackenzie's* Nachrichten eine Umarbeitung. Die beiden grossen Nationen die *Knisteneaux* und *Tschipiwäer*, welche die bedeutendste Abtheilung unter den Völkerschaften in Norden und Nordwesten von den Seen bilden, sind als Bewohner des Tschipiwäer Landes zusammengezogen. Mackenzie's Nachrichten gemäss müssen sie nothwendig getrennt werden. Das von Long gegebene Wörterbuch der Sprache dieser beiden Nationen, wo sie nur als wenig verschiedene Dialekte erscheinen, und das mit dem von Mackenzie mitgetheilten Tschipiwäischen Wörterbuche gar keine Aehnlichkeit hat, könnte hier allein Anstoss verursachen, wenn nicht Mackenzie selbst in einer Note, die auch v. Zimmermann (s. dessen Taschenbuch der Reisen, 3 Jahrg. S. 108) übersehen zu haben scheint, darüber Aufschluss gäbe. Mackenzie bemerkt: dass die mit den canadischen Pelzhändlern in Verkehr stehenden Tschipiwäer nur ein kleiner Theil der Nation sind, und *ihre Geschäfte in der Knisteneaux Sprache treiben, von der sie eine oberflächliche Kenntniss haben*. So erklärt sichs, wie der Pelzhändler Long von beiden Sprachen ein so übereinstimmendes Wörterbuch geben konnte. — Von der Provinz *Ober-Canada*, die seit dem Jahre 1791 eine ganz andere Gestalt gewonnen hat, ist nichts als der Name, die Einwohnerzahl und die Orte *Niagara* und *Detroit* genannt, nicht einmal *York*, der jetzige Sitz der Regierung, ist erwähnt, eben so wenig *Kingston* und

und die übrigen gar nicht mehr unbedeutenden Orte. Wir verweisen den Vf. in dieser Rücksicht auf die durch Mitwirkung des Gouverneur *Simcoe* von *Smith* herausgegebene Beschreibung dieser Provinz, oder in Ermangelung derselben auf den, in den allgemeinen geographischen Ephemeriden October 1800, davon gegebenen Auszug, zu welchem die S. 296 von dem Vf. angeführte Karte der neuen Niederlassungen in Ober-Canada gehört. Unter-Canada hat jetzt wenigstens 140,000 Einwohner.

Den Flächeninhalt des bewohnbaren Landes der *vereinigten Staaten* giebt der Vf. 382 Million *Acres* an. Die zu Washington 1801 gedruckten *Thoughts on the increasing Wealth and national Oeconomy of the U. St. of A.* welche von dem Vf. S. 318 bey andern statistischen Angaben benutzt zu seyn, und allen Glauben zu verdienen scheinen, geben schon für das Jahr 1799 590 Million *Acres* bewohnbares und 36,300000 wirklich cultivirtes Land an. — Der Ausdruck „*apalaschische (blaue) und Allegheny Gebirge*" könnte zu dem Irrthum verführen, die Apalachen mit den blauen Gebirgen für einerley zu halten. Die *blue Mountains* sind nur die erste der vier parallellaufenden Gebirgsreihen, (*blue*, *North*, *Allegany* und *Laurel M.*) die zusammengenommen den Namen der *Apalachen*, oder nach ihrer höchsten Reihe der *Allegany's* führen. — Bey den *portugiesischen Besitzungen* in S. Amerika, wo in manchen Dingen *Raynal* der einzige Führer ist, hätte vielleicht die von *Bourgoing* herausgegebene Reise des *Duc du Châtelet* Beachtung verdient. — Zur näheren Bestimmung der so schwankend angegebenen Bevölkerung *Wiens*, hätten *Küttners* Untersuchungen, der die von *Geusau* bereits 1792 angenommene Zahl von 270,000 Einwohnern noch etwas zu hoch findet, einigermaßen dienen können. — *Udine*, wo die Einwohner-Zahl fehlt, wird von *Küttner* auf 17—18000 geschätzt. — Auf einer *Kaart van het Departement van de Eems, Amsterdam b. Allart* 1799 finden sich für die Departementer Friesland und Gröningen mehrere brauchbar scheinende statistische Angaben, die dem Vf. abgingen: so findet man Leuwarden mit 15525, Franeker 3891, Harlingen 7456, Gröningen 23770 und Delfzyl mit 811 Einwohnern angesetzt. — Warum bey *England*, wo Rec. sonst überall, ein paar Abweichungen bey Bristol und Newcastle abgerechnet, die dem Unterhause 1802 vorgelegten Zählungsregister befolgt findet, S. 407 die Zahl der bewohnten Häuser nur zu 1,379344 angegeben worden, ist schwer zu errathen.

Der kleine Artikel *Island* enthält mehrere Unrichtigkeiten. Der Flächeninhalt nach *Thaarup* 2650 Quadratmeilen ist um nicht weniger als 1200 Quadratm. zu groß. Jener Berechnung liegt wahrscheinlich die *Erichsen* und *Schönningische* Karte von 1771 zu Grunde, die wegen ihrer schlechten Bestimmungen nicht mehr brauchbar ist. S. allgemeine geographische Ephemeriden von *Gaspari* und *Bertuch*, 6 Band S. 86. Nach der berichtigten Reineckeschen Karte fand *v. Zimmermann* (Taschenb. d. Reisen 1804 S. 17) den Flächeninhalt gegen 1500, Rec. ziemlich übereinstimmend damit 1445 Quadratmeilen. — Die geographische Lage 65—67° nördlicher Breite ist eben so unrichtig, und sollte heissen 63° 30'—66° 42'. Nicht nur einzelne Bergspitzen, sondern alle höhere und selbst manche niedrige Berge sind mit Eis bedeckt. *Snaefields Tökul* (nicht Schneefields) ist nicht eben der höchste Berg der Insel, sondern nur der höchste *gemessene* in Westisland, nach Olaffen und Povelsen 6800 Fuss hoch. Nicht nur *einige* Berge sind feuerspeyend, sondern, man mag die Ausdehnung der Insel, oder die Zahl der Vulkane auf der Erde im allgemeinen in Betracht ziehen, *sehr viele.* Fast alle Eisberge sind oder waren es. Der berühmte *Hekla* gehört, seine zerstörenden Wirkungen in älteren Zeiten abgerechnet, als Berg nicht einmal zu den mittelmäßigen, und seine, wahrscheinlich nach Troil, zu 5600 Fuss angegebene Höhe ist höchst verdächtig, und wahrscheinlich viel zu groß. Auf dieser Höhe ist kein Berg in Island ohne Eis, und der Hekla hat nicht einmal das ganze Jahr Schnee. Man vergl. Olaffen's und Povelsen's Reise. Die Pferdezucht, die auf Island stärker ist als die Rindviehzucht, hätte Erwähnung verdient. Salz gewinnt man nicht *aus* Brodelquellen und Seewasser. Von *Salzquellen* auf Island hat Rec. nichts in Erfahrung bringen können, noch weniger von *heissen* Salzquellen, wohl aber, dass man die heissen Quellen bey Reikenäs nahe am Seestrande dazu benutzt, das Seewasser in Pfannen über denselben abzudämpfen. Satt Rafntinnuhal und Leihrnukr lese man Rafntinnufiall und Leirhnukr.

In der Orthographie der schwedischen Namen ist mehrere Mal å mit å verwechselt: so liest man Dal Ålfwe, Götha Ålfwe, Clår Ålfwe, Upsala Lån, Wåsterås, Målar! In der beygesetzten Aussprache fremder Namen ist dem Vf. zuweilen übel gerathen: so heisst es bey Spanien Tajo sprich *Tascho*, dagegen ist bey Namen wie Guadalaxara, Xucar und ähnlichen keine Aussprache bemerkt. — Die Angabe der geographischen Längen und Breiten ist zuweilen sehr dürftig ausgefallen. Von der Insel Kandia ist gar keine angegeben, eben so vergeblich sucht man sie bey Alexandrien, Kahira und an der ganzen Nordküste Afrika's. Bey Aegypten und der Barbarey sind keine Karten angezeigt.

Rec. wünscht durch diese Bemerkungen über einzelne der Besserung bedürftige Punkte, die ihm gerade ins Auge fielen, und die an andern Stellen ähnliche vermuthen lassen, den Vf. zu einer fortgesetzten *sehr sorgfältigen* Revision zu veranlassen. Das Publicum, welches sein Handbuch bisher so sehr begünstigte, darf ja wohl mit Recht auf diese Erkenntlichkeit rechnen?

Gg.

LEIPZIG, b. Rein: *Robert Percival's*, Esq. *Beschreibung von der Insel Ceylon, enthaltend Nachrichten von ihrer Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung und den Sitten und Gebräuchen ihrer verschiedenen Einwohner.* Nebst dem Tagebuche einer Gesandtschaft an den Hof des Königs von

Can-

Candy. Aus dem Englischen mit Anmerkungen und mit einem Zusatze über die Perlenfischerey, übersetzt von *J. A. Bergk.* 1803. XVI u. 510 S. 8. Mit 1 Karte. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Uebersetzer giebt den Charakter dieses Werkes mit so viel Wahrheit und Bestimmtheit an, dass Rec. nichts besseres thun zu können glaubt, als einige der Hauptzüge herauszuheben und dem Leser mitzutheilen. „Der [illegible] — sagt Hr. B. — giebt dem Menschenforscher viele interessante Data zur Erforschung der Verschiedenheiten der menschlichen Denkungs- und Gesinnungsart unter verschiedenen Himmelsstrichen. Er hebt Thatsachen aus, und läfst diese für sich selbst sprechen. Seine Beobachtungen sind mannichfaltig, und sie scheinen gröfstentheils rein und unpartheyisch aufgefasst zu seyn. — Seine angeführten Thatsachen tragen meistentheils den Stempel der Wahrheit. — Man kann die Reise des Vfs. mit Recht für ein treffliches Geschenk halten, das er dem Publicum gemacht hat." — Rec. setzt noch hinzu, dass der Vf. einen geübten Blick verräth, dass seine Darstellungsart einfach und dadurch anziehend ist, und dass sehr wenige das Buch lesen werden, ohne auf mehrere Arten Befriedigung zu finden, so verschieden auch der Geschmack der Leser und ihre Foderungen an eine Reisebeschreibung seyn mögen. Endlich hat das Buch den Vortheil, den alle, von Militärpersonen geschriebenen, haben: es entstand unter den Augen und so zu sagen unter der Aufsicht einer Menge mehr oder weniger gebildeter Männer, die auch das *sahen* und erfuhren, was hier beschrieben wird, und auf welche der Vf., oft ohne daran zu denken, eine beständige Rücksicht nehmen musste. Ein einzelner Reisender in entfernte Weltgegenden überläfst sich oft seinen Gefühlen und ersten Ansichten; der Officier einer Armee hingegen sieht in vielen seiner Mitbrüder seine Richter und in einigen sehr competente Richter. Die Wahrheit gewinnt allemal durch Reisen, welche auf diese Art geschrieben sind.

Zu Auszügen ist dieses Werk nicht wohl geeignet, denn in einem Lande, dessen Klima, Sitten und Gewohnheiten von dem unsrigen so verschieden ist, findet sich des Merkwürdigen vieles und Mancherley. Rec. begnügt sich daher, dem Leser blofs den allgemeinen Plan des Werkes vorzulegen. 1) Geschichte der Insel von der Zeit an, dass die Portugiesen sie eroberten, bis dahin, wo sie in die Hände der Engländer kam. 2) Geographische Beschreibung der Küste rings umher, wohin denn auch eine umständliche Nachricht von der Perlenfischerey gehört, welche der Uebersetzer noch durch eine andere aus den *Asiatik Researches* vermehrt hat. 3) Beschreibung der verschiedenen Völker, aus denen die Einwohner der Insel bestehen. 4) Das Innere der Insel, oder das Gebiet des Königes von Candy, nebst Nachrichten von den Bedahs, einem Volke von Halbwilden. 5) Die verschiedenen Naturreiche, und 6) ein Tagebuch einer Gesandtschaftsreise nach Candy im J. 1800. — Ueber Bevölkerung, Einkünfte, Ertrag gewisser besondern Zweige und überhaupt von allem, was wir durch bestimmtere statistische Nachrichten verstehen, findet man hier sehr wenig. Von den Holländern war, wie es scheint, nicht viel darüber zu erhalten, und die Engländer mögen über vieles noch sehr im Dunkeln seyn, da im J. 1800 ihr Besitz der Insel noch ziemlich neu war. Manches auch, das man wissen könnte, mag nicht zur Kenntniss des Vfs. gekommen seyn.

Die Uebersetzung liefet sich hin und wieder etwas schwerfällig; doch will Rec., der das Original nicht vor sich hat, unentschieden lassen, ob es die Schuld des letztern, oder des Uebersetzers sey. Aber sagen darf er, dass letzterer seine Sprache nicht hinlänglich gefeilt, auch manche Nachlässigkeiten sich hat zu Schulden kommen lassen. Hin und wieder fehlt es auch an hinlänglicher Deutlichkeit, welches zum Theil die Schuld der Druckfehler seyn mag, die sich in grofser Menge hier finden, und die in dem langen Verzeichnisse am Ende doch nicht alle angegeben sind. — Hier sind Belege zu diesen Behauptungen. S. 49 „Ich werde mir angelegen seyn lassen, ihm die *Eindrücke* und Bemerkungen mitzutheilen, die ich an verschiedenen Orten *gemacht habe.*" S. 132 „sehr vortreffliche Batterien." Das *sehr vortrefflich* kommt noch einmal vor. S. 150 „Das Wasser auf der Barre ist zu seicht, als dass schwer beladene Schiffe darüber hinwegkommen könnten" etc. *Barre*, vermuthlich im Englischen *bar*, möchte wohl vielen nicht deutlich seyn. Eine Sandbank queer vor dem Hafen würde jedermann verstehen; wenigstens hätte man eine kleine Note für diejenigen nicht sparen sollen, denen dieses Wort noch fremd ist, und die es in Adelung vergebens suchen. Folgende Stelle S. 153 ist nicht deutlich. „Man nimmt ein Stück Holz, das sich *vermittelst der kleinen Stange* (welcher ?) 5 bis 6 Fuss weit von dem Ende des Bootes erstreckt etc. S. 159 Ein *halfpence* Sterling ist weder Englisch noch Deutsch. Der Engländer sagt *a half penny*, ein halber Penny, und von mehreren *half pence*, halbe Pence. Auch ist der halbe Penny mit 4 bis 5 Pfennigen zu hoch angegeben. Wenn man ihn nur zu 4 Pf. annimmt, so kommt schon das Pf. Str. 6 Rthlr. 16 gr. d. h. 16 gr. über *pari*. Demnach käme der Schilling 8 gr., den Hr. B. kurz nachher 7 gr. annimmt, d. h. den halben *penny* zu weniger als 4 Pfennigen. S. 200 „Essen sie zu viel davon, so *betäubt* es ihre Sinne, und bringt sie in einen Zustand von völliger *Betäubung*." S. 352 Sie kosten 10 bis 12 Rupien, oder Reichsthaler, ungefähr 1 Pf. 6 Schill. Sterling etc. Was sind das für Reichsthaler, wovon 10 bis 12 nicht mehr als 1 Pf. 5 Sch. Str. oder 10 bis 12 Rupien gleich sind? Vorher wurde die Rupie sehr richtig zu 16 bis 18 gr. angegeben.

Dagegen sind die Anmerkungen, welche Hr. B. seiner Uebersetzung beygefügt hat, sehr nützlich und brauchbar. Manche könnte man indess wohl entbehren.

Ham-

Hamburg, b. Hoffmann: *Reisen nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nach Irland und Norwegen, in den Jahren* 1791 *bis* 1797. Von *Cornelius de Jong*, holländischem Capitän und Befehlshaber der Kriegsfregatte Scipio. Aus dem Holländischen übersetzt. Nebst einigen Anmerkungen und einem Anhange des Uebersetzers, den Zustand der Brüdermission unter den Hottentotten betreffend. *Erster Theil.* 1803. XXVIII u. 296 S. gr. 8. mit 1 Kupfer.

Das nämliche Werk erscheint auch unter dem Titel: *Neuere Geschichte der See- und Land-Reisen.* 17 Bandes, 1 Abtheil. etc.

Da die Reise des Cap. *Jong* nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung schon in den Jahren 1792 und 1793 gemacht wurde, so ist die, ob schon früher erschienene, von *Barrow* doch neuer; dessen ungeachtet kann diese neben jener gar wohl bestehen, und schwerlich wird sie jemand ohne Interesse und Vergnügen lesen. Der Vf. ist ein bescheidener, unbefangener Mann von einem männlichen Verstande und richtigem Blicke. Seine kunstlose Darstellungsart hat etwas sehr Anziehendes, und alles trägt ein eigenes Gepräge von Wahrheit. Ueberdiess war er auf dem Vorgebirge zu einer Zeit, wo sich eine ganz andere Ordnung der Dinge dort fand, als ein paar Jahre später, da der Engländer sie besuchte. Endlich nehmen die Nachrichten darüber nicht volle 200 S. ein; das Uebrige handelt von der Insel St. Jago, von Cork, Irland und Plymouth. Im zweyten Theil also hat man die Reise nach Norwegen zu erwarten.

Der Vf. geht von Holland nach Porto Prayo auf St. Jago und giebt von der Armuth, der Trägheit und der Verwilderung dieser Inselbewohner eine Beschreibung, welche das, was andere Neuere darüber gesagt haben, bestätiget. In seiner Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung verbreitet er sich über die Jagd, worüber er sehr interessante Nachrichten liefert; über die verschiedenen Bayen, die Hottentotten, die Kaffern, die Buschmänner, über die vorzüglichsten Naturerzeugnisse und Thierarten, Anbau und Theurung; über die Capbewohner, ihren ungeheuern Luxus, ihre Trägheit, ihre Erwerbsquellen und ihre verhältnissmässige Armuth; über ihre schlechte Erziehung, ihre Lebensart und ihre Belustigungen. Ueber vieles zieht er einen Schleyer, weil es die holländische Regierung angeht; doch sieht man deutlich seine Missbilligung. Diese zeigt er sehr laut über die Gewohnheit der Compagnie, Asiatische Fürsten, die sich ihrem Despotismus nicht unterwerfen wollen, auf der Robbeninsel einzusperren. Er fand damals einen Angalesischen Prinzen und einen von Madura. — Ueber Cork in Irland, (weiter ist er nicht gekommen) giebt er einige artige Nachrichten; doch ist dieser ganze Artikel etwas mager. Falsch ist es, wenn Irländer ihm sagten: „ein Irisches Wörterbuch, oder eine Sprachlehre sey nicht leicht aufzutreiben (man hat ein Französisch-Irisches Wörterbuch, das in Paris erschienen ist) und diese Sprache werde wahrscheinlich in wenigen Jahren das nämliche Schicksal haben, welches die von Wales hatte, sie werde verloren gehen.“ Diess ist aber keinesweges der Fall; es giebt nicht nur in Wales eine Menge Menschen, die nicht Englisch verstehen, sondern es wird auch noch immer in jener Sprache mehr gepredigt, als in dieser. — Die Uebersetzung ist deutlich, und liest sich leicht, und die kurzen Anmerkungen zeigen einen sachkundigen Mann. Der Anhang über die Missionen der Brüdergemeinde wird auch diejenigen interessiren und anziehen, die sonst keine Freunde dieser Gemeinde sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Statistik. *Frankfurt a. M.*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Der H. R. R. freyen Wahl- und Handels-Stadt Frankfurt am Mayn verbesserter Raths- und Stadt-Calender.* 1804. 64 S. 8. Kommt schon seit 1734 jährlich in demselben Verlage und nur in verändertem Format heraus, und enthält ausser dem vorangedruckten Magistrat das Personale der städtischen Beamten und anderer charakterisirten Personen nach der alphabetischen Ordnung der Aemter. Das *a* und *o* sind *accoucheur* und *Weisfrauenkloster*. Durch die Indemnitäten ist das *Administrationsamt* und ein Commentar über die katholischen Kirchen hinzugekommen. Unter den *Advocatis ordinariis juratis* wird noch Mancher aufgeführt, der schon längst, von Frankfurt entfernt, auf einem höheren Posten steht. Die Rubrik von den *Fuldaischen Lehnträgern* sollte billig erläutert werden. Unter der von *Räthen und Residenten* ist ein Gemische von accreditirten und charakterisirten Personen aus mehrerley Ständen und Facultäten zusammengestellt. So sind z. B. ein Gräflich-Löwensteinischer *Leibmedicus*, ein Leiningischer *Commerzienrath*, ein Würzburgischer *Landgerichtsrath* und auch der berühmte *Sömmerring* als Kurerzkanzlerischer Hofrath, zugleich mit den *residirenden Ministern* des Kaiserlichen und anderer grossen Höfe in alphabetischer Reihe verwebt. In der Ausgabe von 1804 hatten die Verleger dieses Verzeichniss etwas erweitert, aber dagegen die *französische* Residentur ausgelassen, welche wegen der politischen Verhältnisse und Kriegsumstände schon seit geraumer Zeit nicht mit den andern classificirt wurde. Die *jetzt* bestehende Residentur erhob darüber eine schriftliche Beschwerde, welcher jedoch die Verleger freywillig durch den Umdruck des 33 Blattes, mit Einschaltung des ausgelassenen Namens, entgegen kamen. Wegen anderer Anmassungen und wegen der Unentschiedenheit mancher Rangverhältnisse war bis dahin dieser Staatskalender geflissentlich nicht der Censur unterzogen, noch weniger mit irgend einer andern officiellen Autorität versehen. — Jenem alphabetischen Verzeichnisse sind die im Laufe des Jahrs zu Frankfurt ergangenen Verordnungen beygedruckt, unter welchen die von der *achten Maass Wein* auch ein staatsrechtliches Interesse gewonnen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 MÄRZ, 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Copenhagen, b. Schultz: *Mémoire sur l'origine et l'organisation des Committés conciliateurs en Dannemarc*, par *A. B. Rothe*, Conseiller de justice et membre du Committé conciliateur de Copenhague. 1803. 126 S. kl. 8.

Diese Schrift des Hn. Justizrath *Rothe*, Sohns des verdienstvollen und durch seine Schriften auch im Auslande bekannte *Tyge Rothe*, verdient wegen der lichtvollen Auseinandersetzung des Plans und der Entwickelung der Begriffe, wegen der darin herrschenden Grundsätze und der angenehmen Schreibart, den Beyfall aller, die das Glück einer guten Justiz zu schätzen wissen. Wir lernen aus der Zueignung an den derzeitigen Präsidenten der dänischen Canzley, jetzigen Chef der General-Zollcammer, Hn. Geheimenrath *von Moltke*, dass dieser den Vf. veranlasste, den Ursprung und die Verfassung der in Dänemark mit Erfolg jetzt seit 9 Jahren (1795) eingeführten Vergleichs-Commissionen den Ausländern bekannt zu machen, zu welchem Behuf das Werk in französischer Sprache abgefasst ist.

So wenig die edlen Absichten und die trefflichen Grundsätze zu verkennen sind, welche bey der Einrichtung der Vergleichs-Commissionen zu Führern gedient haben, und so wenig sich der gute Erfolg in Dänemark bezweifeln lässt: so leuchtet doch aus der Sache selbst hervor, und die eigene Darstellung des Vfs. ergiebt es, dass sie in Dänemark ihren Ursprung einer höchst fehlerhaften Justiz-Einrichtung verdanken. Um es darzuthun, wollen wir dem Verfasser folgen.

Vergebens (heisst es S. 1) haben die Gesetzgeber gesucht, durch weise und wohlthätige Gesetze, die Frechheit der Rabulisten im Zügel zu halten, und die Richter aus ihrem Todesschlaf zu wecken: selbst da, wo man glaubte, die Verhandlungen der Gerichtshöfe genau und strenge zu bewachen, sah man oft die gänzliche Untauglichkeit und die Treulosigkeit der Richter und der Anwalde die gewissenhafte Vorsicht der Gesetzgeber irre führen. — Dänemark litt innerlich an einem gefährlichen Uebel, welches die Gesellschaft aufzehrte. Die Stadt (Städte) und die Provinzen wimmelten von Rabulisten und Sachführern, die im Finstern schlichen u. s. w.

Das heisst ohne Umschreibung, es war eine so unvollkommene Justiz im Lande, dass die Unterthanen treulosen Anwalden und eingeschlafenen Richtern Preis gegeben waren. Wir erfahren S. 11, dass es den Stifts-Amtmännern oblag, wo möglich Vergleiche zu stiften, dass alle Streitsachen der Landleute zuerst bey ihnen vorkommen mussten, dass aber, wenn es ihnen gelang, einen Vergleich zu stiften, dieser nie Rechtskraft erhielt, sondern, wenn er nicht von den Partheyen gutwillig erfüllt ward, die widerstrebende förmlich ausgeklagt werden musste, mithin keine Vollziehung statt fand. Ein solches Spiel mit Vergleichen ist fast unbegreiflich, da überall ein Compromiss oder ein Vergleich kein weiteres Rechtsmittel zulässt. Hiezu kommt noch, dass in der 14—15 Meilen langen Insel Seeland nur Ein Stiftsamtmann war, der meist in Copenhagen, oder auf seinen Gütern lebte; einer oder zwey befanden sich in Fühnen, vier in ganz Jütland, und mithin ward schon dadurch die erste Instanz des Vergleichs dem Landmanne fast gesperret.

Bekanntlich kommt es bey einer guten Justizverfassung nicht bloss auf gerechte Gesetze, sondern eben so sehr auf die Wahl der Männer an, denen man die Rechtsübung anvertrauet. Auch hier wollen wir den Vf. reden lassen. Er sagt S. 13: Weil man den Vergleichs-Commissarien die Ehre und das Vermögen der Unterthanen anvertraut hat, sind ihre Verrichtungen von der grössten Wichtigkeit, und die Wahl der dazu bestimmten Personen muss mit der gewissenhaftesten Besorgniss geschehen; dennoch wird man Mühe haben, Subjecte zu finden, welche alle zu ihrem Beruf erfoderlichen Eigenschaften verbinden. Diese sind: Eine vollkommene Kenntniss der Landesgesetze; erprobte Rechtschaffenheit und Sitten-Reinigkeit; unermüdeter Eifer und Ausdauer; tief gehende Kenntniss des menschlichen Herzens; Scharfsinn die Sachen durchzuschauen, und die möglichen Folgen der gemachten Schritte vorauszusehen; Unpartheylichkeit und Würde im Aeussern; Volksberedsamkeit, Sprachkenntnisse u. s. w. Wenn die Justiz in den Gerichtshöfen so vernachlässiget ist, als der Vf. es angiebt, wenn die Vergleichs-Commissionen solche Männer aufzuweisen haben, als der Vf. erfodert: so ist es begreiflich, dass diese eine gar herrliche Wirkung machen mussten. Aber hier entsteht die natürliche Frage, warum wählte man nicht Männer von eben so vielen Tugenden zu Richtern, wie zu Vergleichs-Commissarien? und, besetzte man die Gerichtshöfe mit Richtern, die einschliefen oder den Rabulisten freyes Spiel liessen, was sichert denn die Vergleichs-Commissionen früh oder spät gegen eine gleiche Besetzung?

Wenn das der Fall seyn sollte, wird dann nicht die Gefahr viel grösser? Der Vf. sagt S. 17 selbst: Es giebt wenig Dienste, welche mehr Eifer erfodern, als die Vergleichs-Commissionen, um mit Erfolg versehen zu werden, keine, wo die Schläfrigkeit traurigere Wirkungen haben würde.

Die einfachen Ideen sind in allen menschlichen Einrichtungen die besten, und gewiss auch im Justizwesen. Wenn neben der Rechtsverwaltung noch eine Billigkeits-Einleitung gesetzt wird, entstehen doppelte Kräfte, die, oder man müsste die Menschen wenig kennen, bald auf einander eifersüchtig, bald sich über einander erheben, oder beiderseitig erschlaffen werden. Die erste Instanz des Rechts muss dem Landmanne und Bürger, muss der Billigkeit so nahe liegen, als möglich; das that sie bey den Römern, ungeachtet ihrer Formular-Rechtsklugheit. Da waren die Richter (*praetores*), wie Justinian sagt, Gesetzgeber. Da sprachen sie *ex aequo et bono*, da gaben sie Edicte, da entstand das *jus honorarium*. Aehnliche, aber weit gemässigtere Ideen, herrschen in den Herzogthümern Schlesswig und Holstein. Gemessener sind die Schritte der Unterrichter: sie gleichen den Friedensrichtern, die ihre Vorfahren in England stifteten, aber sie zielen mehr auf patriarchalische und häusliche Justizverwaltung als auf eine förmliche. Ihre Aussprüche werden *lauda agnita* genannt. Hier würde die Einführung der Vergleichs-Commissionen eine grosse Justizverwirrung, — das Pfropfen eines wilden Reises auf einen ächten Stamm, — ein Umsturz aller Unterordnung, ein Abschneiden des Zutrauens der Unterthanen zu ihren ersten Richtern seyn. *Di hostibus illum!*

Das Resultat aus dem, was der würdige Vf. vorträgt, ist, dass, wo gute Gesetze sind, alles darauf ankömmt, geschickte und rechtschaffene Männer zu richterlichen Würden zu wählen, nicht der Geburt oder der Gunst die wichtigsten Richter-Aemter zuzutheilen, damit bürgerliche Vergleichs-Commissarien nothwendig werden; diejenigen, die ihre Pflicht mit Eifer und Ernst erfüllen, in ihrem richterlichen Ansehen zu schützen, die Missbräuche in ihrer ersten Entstehung zu dämpfen, und die heutiges Tages so wenig geachtete Regel: *principiis obsta, sero medicina paratur*, immer vor Augen zu haben. Der Gesetzgeber kann und muss bey der Justizverwaltung weiter nichts thun, als gerechte Gesetze geben, und taugliche Richter ansetzen. Die Richter müssen über die Justiz gegen Leguleien, Rabulisten, Empiriker wachen, der Oberrichter über den Unteren. Fehlt es daran, lässt man die Justiz erkranken, nun ja, da erbaue man ihr Hospitäler der Vergleichs-Commissionen!

Sie sind in Dänemark und Norwegen in den Städten und auf dem Lande vertheilt. In der Residenz bestehen sie aus einem Director und zweyen Mitgliedern; ersterer ist ein Beysitzer des Hof- und Stadtgerichts, die andern beiden werden aus dem Rathe und aus den 32 Männern genommen. Der Director bleibt vier Jahre und kann wiedergewählt werden. In Rathe und in dem Collegio der 32 Männer wechseln die Mitglieder sich wöchentlich ab. In den andern Städten des Reichs wählt die versammelte Bürgerschaft, auf drey Jahre, zwey Männer aus 4 bis 6, welche der Magistrat in Vorschlag bringt. — Auf dem Lande beruht die Vergleichs-Commission auf dem Stiftsamtmann, der in den entfernten Districten zwey Männer dazu ansetzt, weil niemand länger als vier Meilen, die Meile zu 12000 Ellen, nach dem Sitze der Vergleichs-Commission zu gehen haben muss. Niemand darf sich weigern, den Beruf auf 3 Jahre anzunehmen, und der Stiftsamtmann muss in seinem Bezirke der Vergleichs-Commission persönlich beywohnen. In Norwegen werden eben die Vorschriften beobachtet; nur muss das eine Mitglied ein öffentlicher Beamter oder ein Prediger, und das zweyte ein Landmann seyn. Die Lehnsgrafen und Lehnsbaronen leiten, wie die Stiftsamtmänner, die Vergleichs-Commission in ihren Besitzungen, welche das Vorrecht der Gerichtsbarkeit haben. In den Westindischen Inseln gilt eben die Einrichtung, wie in Dänemark.

Hier drängen sich folgende Bemerkungen auf: I. Das häufige Abwechseln der Mitglieder hindert die in den Geschäften so sehr zur Erleichterung dienende Gewandheit (Rutine), die geläufige Umgangsart mit den Menschen, das Zutrauen des Publicums zu erprobten Charakteren. Es erschwert sehr die Wahl rechtschaffener und tauglicher Subjecte, und macht da, wo die Abwechselung Reihenweise geschieht, die Wahl gleichsam zu nichts. II. Es werden Leute in die Commissionen gezogen, die dazu weder Bestimmungen noch Geschicklichkeit zu haben scheinen, wie in Norwegen Prediger und Bauern. Halbgelehrte sind überall schädlich, insonderheit aber in der Rechtswissenschaft, und dazu bilden die Vergleichs-Commissionen die Prediger und Landleute. So werden sie die Schule der Leguleien, Rabulisten, Empiriker, die wir auch deutsche Advocaten zu nennen pflegen. III. Es taugt nicht, heisst es mit Recht in einer Preussischen Schulverordnung, dass der Mensch über seinen Stand hinaus will (d. h. höher, als ihn seine Geisteskräfte und sein Schicksal führen können); er muss lernen, sich auf dem ihm angewiesenen Platze glücklich fühlen. Diese Regel ist selbst in Republiken gut, aber in Monarchieen ist es vorzüglich nöthig, dass alle Organisation der Mitwirkung der Menschen in der vorgeschriebenen Unterordnung fortgehe. Diesem nach wäre es wider den Geist der monarchischen Verfassung: a) dass das Volk an Wahlen zu öffentlichen Geschäften Antheil nehme; b) dass die Geschäfte einem jedem im Volke, die hergebrachte Ordnung mag ihn dazu bestimmen, oder nicht, in die Hände fielen.

Diese Bemerkungen können hier nur angedeutet werden; ein jeder, der Sachkenntnisse hat, wird einsehen, wie vielen Stoff sie zum Weiterdenken geben. Vergleicht man mit der monarchischen Organisation der richterlichen Aemter die Organisirung der Vergleichs-Commission, so muss man diese zum demagogischen Verfahren rechnen, wie denn überhaupt einer Regierung zum Vorwurf gereicht, wenn, anstatt nach demokratischen (Volks-) Grundsätzen *selbst*

zu regieren, sie aus falsch verstandener Popularität demokratisiret, und dann wieder bisweilen, wenn sie fühlt, dass sie die Zügel zu sehr habe schiessen lassen, dieselben zu rasch anzieht.

In Copenhagen sind noch sechs besondere Gerichtshöfe, die mit Vergleichsversuchen anfangen, und deren Sachen nicht vor die Vergleichs-Commissionen kommen. Dahin gehören die Polizeygerichte im ganzen Lande. Die Sitzungen sind in Copenhagen permanent; überall sonst in Dänemark ist dazu ein Tag in der Woche, in Norwegen ein Tag im Monat bestimmt. Auch finden ausserordentliche Sitzungen statt. Die Gerichtsbarkeit ist nach Districten eingetheilt, in denen die Vorrechte höherer Gerichtsbarkeit wegfallen. Eigentlich sollte es den Partheyen freygelassen seyn, sich zu vergleichen, wo sie wollen.

In der Verhandlung der Sachen dürften sich auch Schwierigkeiten ergeben, die, besonders wenn die Vergleichs-Commissionen ihre erste Reinheit verlieren sollten, zu grofsen Weiterungen führen können, wie zum Beyspiel in bürgerlichen Güterbeschlags- und persönlichen Arrestsachen. Hier wird freylich der Arrest erkannt, aber wenn das geschehen ist, muss der Kläger seinen Schuldner erst vor die Vergleichs-Commission fodern. S. 38. Also in allen Concurssachen tritt diese Verzögerung ein, die, wie leicht zu beurtheilen ist, sehr weit ausgedehnt werden kann, wie nachher bey den Beweisführungen durch Augenschein und durch Zeugen bemerkt werden wird. Soll nun der ganze Mandatsprocess, und das summarische Verfahren, welches durch Gesetze so genau bestimmt ist, (in den Herzogthümern Schlesswig und Holstein, unter andern durch die Verordnung vom 23 Jul. 1781 und 26 Jul. 1782) vor die Vergleichs-Commissionen gezogen werden, so wird gar das ganze Creditwesen zerrüttet, da nach S. 42 nur das Wechselrecht ausgenommen ist, und S. 86 deutlich hervorgeht, dass auch liquide Schuldfoderungen vor die Vergleichs-Commissionen gehören.

Wie leicht sich ein Vorwand finden lasse, um durch das Verfahren der Vergleichs-Commission die Sachen in die Länge zu ziehen, geht daraus hervor: dass in Sachen, wo es auf Besichtigungen ankommt, die Partheyen sich vor ihrer Erscheinung mit Urkunden und topographischen Karten versehen müssen, auch, wenn die Partheyen es verlangen, die Vergleichs-Commission entweder selbst oder durch Kunstverständige eine Besichtigung anstellen kann. Dieses ist offenbar ein anticipirtes rechtliches Verfahren und vorzeitiger Beweis durch Augenschein.

Nach S. 39 gehören auch Verbal- und Real-Injurien, wenn nicht *ex officio* verfahren wird, vor die Vergleichs-Commission. Aber in allen Real-Injuriensachen muss *ex officio* verfahren werden, und dass Injuriensachen zu der Polizey-Untersuchung gehören, erhellt daraus, dass die gesetzlichen Geldstrafen bey stattfindendem Vergleiche erlassen sind. Auch kann es oft einem Beleidigten anstössig seyn, wenn er, da das Verzeihen *ex mero arbitrio* abhängt, sich dazu nicht geneigt findet, dennoch genöthigt ist, seinem Beleidiger einen Vergleich anzubieten, und wenn er ihn nicht annimmt, wohl gar für unversöhnlich zu gelten. Dieser erhält freylich eine Milderung durch den S. 92 angeführten Fall, wo nicht um eine Vorladung zum Vergleich, sondern zur Genugthuung gebeten wird.

In Ehesachen wird (S. 40) in Dänemark von der Obrigkeit (?) von Tisch und Bett, und von den Gerichtshöfen förmlich geschieden, die Vergleichs-Commissionen können indessen die Streitenden vorfodern lassen, und eine Aussöhnung versuchen, auch die Bedingungen einer Trennung zu Protocoll nehmen und dem Departement (?) mittheilen, welches die Trennung bevollmächtigt.

Es ist S. 73 bestimmt gesagt, dass die Gerichte keine Sachen annehmen müssen, die nicht vor der Vergleichs-Commission eincitirt gewesen sind, wenn sie dahin gehören. Man muss daher S. 55 so verstehen, dass, beym Ausbleiben des Klägers, die Klage für nichtig erklärt wird. Aber warum wird sie dann aus der Registratur der Commission ausgestrichen? Wenn der Beklagte nicht erscheint, aber *moram* purgirt, kann nicht die Commission, die keine Gerichtsbarkeit hat, über die vorgebrachten Gründe des Ausbleibens entscheiden, sondern der beykommende Richter thut es bey dem gerichtlichem Verfahren (S. 48); bleibt aber der Beklagte ganz aus, so wird er, selbst wenn er nachmals die Hauptsache gewinnt, vom Gerichte verurtheilt 1) die Processkosten zu erstatten; 2) die *poena temerarii litigii* zu bezahlen; 3) den Schaden der aufgehaltenen Sache dem Kläger zu ersetzen; und 4) die Kosten der Vergleichs-Commission zu tragen. Der Kläger scheint in solchen Contumacial-Fällen zu gelinde behandelt zu seyn, und sollte wenigstens dem Beklagten Schaden und Kosten erstatten, und warum nicht auch als *temerarius litigans* bestraft werden? Jetzt kann jeder, wer will, sich den Spass machen, einen andern vor die Vergleichs-Commission zu ziehen.

Man kann hiemit nicht recht verbinden, was S. 57 gesagt ist, wenn beide Partheyen ausbleiben. Alsdann kann bey der gerichtlichen Verhandlung derjenige Theil, der *moram* purgirt, von dem Gegner eine Rechtfertigung seines Ausbleibens verlangen, und kann er die nicht beybringen, so bezahlt er, wie vorhingesagt ist, Kosten, Schaden und Brühe — Wie ist dieses damit zu verbinden, dass beym Ausbleiben des Klägers die Klage für nichtig erkannt wird? Sie kann also nicht allein gültig, sondern mit Schaden und Kosten, auch bey dem Verluste in der Hauptsache, gerettet werden?

Aus Nachsicht werden, wenn der Kläger damit zufrieden ist, die Ladungen an den ausgebliebenen Beklagten zwey oder dreymal wiederholt. Uns däucht, der Vergleich muss immer von dem freyen Willen der Partheyen abhängig seyn, und da das Processiren ein gesetzliches Rechtsmittel ist, kann derjenige, der es durchaus zur Hand nehmen will, deshalb nicht weiter bestraft werden, als in so weit es die Gesetze gegen muthwillige Streitende verfügen, und es ist gleich,

ob

ob man durch persönliche Erscheinung oder als Contumax erklärt, dass man von keinem Vergleiche hören wolle.

Wenn die Partheyen über einen Punkt streitig sind (heisst es S. 61), der nicht durch Urkunden ins Licht gesetzt werden kann, muss er durch Zeugen bewahrheitet werden. Die Commission ertheilt alsdann dem Kläger, (warum nicht auch dem Beklagten, denn dieser muss ja ebenfalls seine Einwendungen beweisen?) die erfoderliche Frist zur Beeidigung vor dem beykommenden Gericht. Hier geschieht die Abhörung, der Kläger erhält den versiegelten *rotulum*. Die Vergleichs-Commission tritt denn wieder auf, liesst den Partheyen die Zeugen-Aussagen vor; sagt ihnen, wie das Urtheil (also ohne Gegenbeweis, ohne Deductions- und Exceptions- oder Gegendeductionsschrift) ausfallen müsse, und sucht sie dadurch zum Vergleich zu stimmen. S. 72 erfahren wir, dass, wenn der Beklagte einen Gegenbeweis führen will, er damit bis zur förmlichen Verhandlung Anstand nehmen muss. Von einem, dem Beklagten aufliegenden, Beweise, und, dem Kläger freystehendem, Gegenbeweise ist nirgend die Rede.

Wenn man durch eine so unvollständige Zeugenbeweisführung einen Vergleich zu stiften hofft, sieht man nicht ein, warum die Zeugen beeidigt und förmlich oder vielmehr unförmlich abgehört werden müssen, und nicht die Partheyen sich auf ihre summarische unbedingte Aussage eben nachgiebig bezeigen sollten. Wie sehr eine solche halbe und anticipirte Beweisführung einer guten Processordnung widerspricht, und nachher die Verhandlung verwirrt, wird jeder Rechtsverständige beurtheilen. Die Partheyen können auf einen Eid compromittiren, der vor dem beykommenden Richter obgeleistet wird.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

NUMISMATIK. *Berlin: Welchen Nutzen kann eine gelehrte Schule aus einer Sammlung antiker Münzen ziehen?* Eine Einladungsschrift von *Andr. Joh. Hecker*, Director des Friedrich-Wilhelms Gymnasiums. 1803. 32 S. 8. Allerdings kann der Nutzen antiker Münzen gross und vielfach für gelehrte Schulen seyn. Schon bey dem Vortrag der älteren Geschichte wünscht der Zögling die *Physiognomie* der Personen kennen zu lernen, deren Thaten so ruhmvoll waren, und der Vf. beweist, dass die Abbildungen auf Münzen treffender geliefert worden, als auf alten Gemmen geschehen ist, besonders auf griechischen und römischen Münzen im 7 und 8 Jahrh. nach Roms Erbauung, weil damals in Griechenland die besten Künstler sich ausgezeichnet, auch von dorthin sich viele nach Rom gewendet hätten. Grössern Eindruck macht jedoch die lebhafte Darstellung besonderer *Begebenheiten* durch sinnliche Anschauung. Ferner wird die *Chronologie* durch Intuition der Münzen vergewissert, zumal wenn mündliche Erläuterung der Zeitrechnungsarten jenen Anblick begleitet.

Ueberhaupt lässt sich bey dem Vortrage der *griechischen und römischen Alterthümer*, und bey Erklärung der *alten Classiker* schon aus der *Vorderseite* einer Münze, welche gewöhnlich das Bildniss eines Gottes oder Regenten enthält, manches bemerken, was auf Kleidung und anderweitigen Schmuck, auch auf Abwechselung des künstlichen Kopfputzes Bezug hat. Noch reichhaltiger, wenigstens mannichfaltiger, pflegt die *Rückseite* der Münze zu seyn, wo man bald Siegeszeichen, Triumphbögen, Triumphwagen, bald ganze prachtvolle Tempel, Amphitheater und andere Gebäude von Bedeutung abgebildet vor sich sieht; dann auch vielerley Formen der Altäre, Dreyfüsse, Opfergeschirre, Waffen und anderer Geräthschaften zum Bedürfniss oder zum Luxus erblicket. Mündliche Vorstellung und schriftliche Beschreibung kann nie so charakterisirend werden, als anschauliche Vorstellung. Ohnerachtet die Münzen in Ansehung ihres artistischen Werthes unter den Gemmen stehen: so gilt doch diess bey weitem nicht von allen, da viele Münzen durch Schönheit der Zeichnung, und des trefflichen Gepräges, besonders die goldenen von Philipp und Alexander, ingleichen die von Grossgriechenland, bey dem Vortrag der Kunstgeschichte des Alterthums, und für das Kunststudium überhaupt, allerdings betrachtungswürdig sind. Zwar verdienen nicht alle *Contorniaten* schön genannt zu werden; als Schaustücke bezeichnen sie jedoch das Andenken eines Mannes oder einer Begebenheit, wovon wir vielleicht ausser dergleichen Denkmal keine Kenntniss erlangt hätten. — Die *Symbole* und *Embleme*, die uns auf antiken Münzen vorgelegt werden, bereichern die Phantasie des jungen Gelehrten und Künstlers mit einer Menge treffender und ausdrucksvoller Bilder: und leiten zur Erfindung eigener Versuche in der Darstellung. Gleiche Belehrung und Anleitung ist von den *Aufschriften* der Münzen zu erwarten, die als die trefflichsten Muster zur Nachahmung ihrer bündigen Kürze und Simplicität das significant sagen, was sie sagen sollen, um doch auch verständlich zu seyn. Auch erleichtern alte Münzen dem jungen Künstler die Kenntniss des antiken *Costums*, das zur treuen Darstellung von Gegenständen aus der alten Welt so unentbehrlich ist, wenn derjenige nicht Missgriffe thun will, der sich der Mahlerey, der Bildhauerkunst, oder irgend einer der schönen, zeichnenden Künste widmen will.

Nächst der Ausführung des angedeuteten, legt Hr. *Hecker* zugleich das an ihn ergangene Cabinetsschreiben seines Königs vor, auf dessen Befehl das Directorium der Akademie der Wissenschaften eine dreyfache Suite von Doubletten antiker Münzen aus dem königlichen Münzschatze wählte, die der König verschiedenen öffentlichen Schulanstalten zum Geschenk zugedacht hatte. Die beträchtlichste Auswahl an 2500 grösstentheils wohl erhaltenen Münzen in Silber und Bronze wurden an das *Friedrich-Wilhelms Gymnasium* abgeliefert, dessen Director der Vf. ist, nämlich 64 von Städten und Königen, 244 von römischen Familien, und 2192 Kaisermünzen in ziemlich ununterbrochener Folge von Julius Cäsar bis auf die Zeiten des Arcadius. Auch macht Hr. *H.* den Zöglingen des Gymnasiums und der Kunstschule einige der besten und wohlfeilsten Einleitungsschriften namhaft, welche sie zum Selbstunterrichte gebrauchen können; er beschreibt den Schrank zum bequemen Gebrauch dieser Münzsammlung; er giebt Nachricht von der Realschule, und preiset mit Dankgefühl die Gnade seines Königs, der, wegen des bisher eingeschränkten Raums, und bey Baufälligkeit der Gebäude, ein ganz *neues Schulgebäude* zur wahren Zierde der Residenz, und zu grossem Nutzen der Einwohner Berlins und des Vaterlandes, mit einem Kostenaufwand von 64,170 Rthlr. aufbauen lässt. — Solche königliche Verfügungen sind Tropäen, die nicht bloss der Anschauung dargestellt werden, sondern unzerstörbare Vortheile darbieten, den erfreuten Zeitgenossen sowohl, als vielen folgenden Jahrhunderten!

HSS.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 MÄRZ, 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Copenhagen, b. Schultz: *Mémoire sur l'origine et l'organisation des Committés conciliateurs en Dannemarc*, par *A. B. Rothe*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wiederklagen werden wie Klagen behandelt. S. 69. Es ist zwar (S. 75) verfügt, dass die Sachen vor der Vergleichs-Commission in den Städten nur acht Tage, auf dem Lande, in Dänemark vierzehn Tage, und in Norwegen, vier Wochen dauern sollen, von dem in der Ladung bestimmten Verhandlungstage an gerechnet; diese Frist kann aber verzögert werden: 1) durch das Verspäten der Ladung, 2) durch das Verschieben des Termins in der Ladung, 3) durch den erfoderten Beweis, durch Urkunden, Karten, Augenschein, 4) durch die Zeugen-Abhörung, 5) durch Compromisse auf Eide, 6) durch begründetes Ausbleiben der einen oder der andern Parthey. — Dieses ist wohl genug, um das zu rechtfertigen, was vorhin von der möglichen Verzögerung in summarischen Sachen gesagt ist.

Dass die Vergleiche der Commission sogleich in Rechtskraft treten, und von den beykommenden Richtern ohne weitere Förmlichkeit oder Einrede vollzogen werden müssen, versteht sich von selbst. S. 97. Würde eine Vergleichs-Commission ihre Vollmacht überschreiten, so cassirt die königl. dänische Canzley ihr Verfahren. Die Vollziehung wird indessen, wie bey jedem gerichtlichem Urtheile, nach Ablauf von einem Jahre und sechs Wochen verjährt, und kann nur, so wie durch ein neues Urtheil, durch einen neuen Vergleich wieder erhalten werden; S. 101; dann dient aber der erste Vergleich zum Beweise der Gültigkeit der Foderung. Sollte der Beklagte sich alsdann nicht zu einen Vergleiche willig finden, so wird die Sache ans Gericht verwiesen, und der Beklagte schuldig erkannt, den ersten Vergleich zu erfüllen. Wozu nützt dann die Verjährung weiter, als neue Gerichtskosten zu machen?

In Copenhagen arbeitet die Vergleichs-Commission unentgeldlich; nur für die Insinuation der Ladung wird ein Geringes bezahlt. Bey den übrigen Commissionen kostet jeder Vergleich zwey Mark Lübisch, (16 gr.) Sie sind frey vom Gebrauch des Stempelpapiers. Wer sich hartnäckig einem Vergleiche vor der Commission widersetzt, verliert das ihm sonst beykommende Armenrecht S. 113. Das ist sehr hart, denn da der Arme keinen Process bezahlen kann, so wird ihm durch den Verlust des Armenrechts aller Zugang zum Recht abgeschnitten. Der muss nie benommen werden, dagegen kann das Gericht, nach der bekannten Regel, den körperlich büssen lassen, der nicht zahlen kann, wenn er strafbar ist. Der Erfolg der Vergleichs-Commission ist sehr auffallend. Dass indessen bisher jährlich in Dänemark 30 bis 35,000 Sachen verglichen worden (S. 114), kann nicht richtig seyn, da gleich darauf folgende Berechnung gemacht ist: Während drey Jahren, vor der Organisirung der Vergleichs-Commissionen, sind in Dänemark und Norwegen in der ersten Instanz 25,521 Sachen vorgekommen, und nur 9,653 in den drey nächstfolgenden Jahren, nach ihrer Errichtung, also 15,868 weniger. Hievon waren in Copenhagen in den ersten drey Jahren 1863, in den drey folgenden nur 445 Sachen, also 1418 weniger. Aber wie stimmt nun auch diese geringe Anzahl von Sachen in drey Jahren mit folgender Angabe überein, dass im J. 1798, 2016, im J. 1799, 2264, im J. 1800, 2635, im J. 1801, 2491, zusammen also 9376 Sachen, und seit dem 13 August 1795, dem Tage der ersten Sitzung bis zum 31 Dec. 1801, oder in sechs Jahren und fast fünf Monaten 13,223 Sachen verglichen, und dagegen im J. 1798, 135, im J. 1799, 138, im J. 1800, 125, im J. 1801, 136, zusammen 534 Sachen an das Gericht verwiesen sind? Vorgekommen sind also bey der Vergleichs-Commission in vier Jahren 9910 Streitigkeiten, welche Zahl die geringere dreyjährige vor der Einführung der Commission weit übersteigt, und klar zu beweisen scheint, dass die Streitlust sehr zugenommen haben muss, wenn gleich die Vergleichs-Commission sie als Gegenmittel zugleich wieder gedämpft hat. Indessen fällt die Last und das Verdienst davon so sehr auf die Commissarien, dass man nicht begreift, wie sie nicht erliegen, zumal da sie nicht besonders besoldet, sondern in andern Geschäften angesetzt oder Hauswirthe sind. Denn wenn man in einem Jahre 300 Arbeitstage annimmt, so fallen von 9910 Sachen, die in 4 Jahren verhandelt sind, über acht auf jeden Tag.

Bey dieser Berechnung ist auch nicht aus der Acht zu lassen, dass, so genau auch die Registraturen des Untergerichte seyn mögen, doch schwerlich sich die Zahl der jährlich verhandelten Sachen genau angeben lässt, da manche unbedeutende Sache als lose Zänkerey ohne Registratur und Protocoll in der Stille beygelegt wird, manche Partheyen sich beym Prediger, bey Unterbeamten, bey einem Anwald oder sonst aussergerichtlich vergleichen, die jetzt die Vergleichs-

wöhnliches Naturell, belohnt diese Beweise seines Wohlwollens mit ein paar Maulschellen, wie sie die rigoröse Faust einer Bauerndirne nur immer geben kann." Wie indelicat, um das gelindeste Wort zu nehmen!

Nr. 2, welches wahrscheinlich mit zu jener *Auswahl übersetzter Schauspiele* gehört, ist eine wörtliche Uebersetzung des bekannten Lustspiels von Collin-Harleville: *Monsieur de Crac dans son petit Castel;* das in Frankreich mit vielem Beyfall aufgenommen worden ist. Die Franzosen finden Interesse daran, weil der Hauptcharakter und die Beziehungen ganz national sind; das fällt aber für den deutschen Leser und Zuschauer, hauptsächlich in einer so steifen wörtlichen Uebersetzung, ganz weg. Um solche kleine französische Stücke für die deutsche Bühne zu bearbeiten, muss man den Dialog in seiner Gewalt haben, und vor allen Dingen, ein feines Gefühl von dem, was sich für das Theater eignet. Wie dergleichen Theaterstücke der Franzosen auf unsere Bühne zu verpflanzen, haben *Gotter* und *Anton Wall* gezeigt; aber, unter ihrer Bearbeitung trat oft ein neues Werk ans Licht, das sein Original verdunkelte. Bey Hn. *S.* hingegen trägt auch in diesem Stücke, wie in Nr. 1, alles das Gepräge einer steifen Unbeholfenheit. Auf diese Art verfehlt er seinen Zweck; anstatt die Literatur zu bereichern, vermehrt er die Maculatur.

O. O.

ERFURT, b. Hennings: *Das silberne Kalb*, eine Zugabe zum goldnen. *Erster Theil.* 248 S. *Zweyter Theil.* 234 S. *Dritter Theil.* 204 S. *Vierter Theil.* 188 S. 1804. kl. 8. (3 Rthlr.)

Das Publicum hat sich zum Dienst des goldnen Kalbes eingefunden, hier ist ein neuer Apis aufgestellt, zwar nur von niederem Metall, aber wenigstens eben so goldhaltig, als jenes, in seinem Innern! Dieses Buch beschäftigt sich mit dem Höchsten, was dem Menschen Achtbares vorschweben kann: mit menschlicher Bestimmung, mit Wahrheit, Tugend und Schönheit, und mit Bekämpfung der Thorheit und des Lasters. Es ist in so fern wirklich göttlicher Natur, und verdient einen höheren Rang und eine grösere Theilnahme als das goldene, dem es beygegeben wurde. Es verdient denkende und empfindende Leser, und wenn von dem vielen Guten, das hier oft mit Energie gesagt wird, nur Einiges das Herz des Lesers berührt, so ist es noch immer genug, um das Buch allen denen zu empfehlen, die für jene Gegenstände Herz und Flügel haben. Oft sind die Gedanken des Vf. tief und wahr empfunden, und er zeigt sich als denkenden und belesenen Mann. Wäre er immer dem Gange gefolgt, der sich natürlich darbietet, hätte er die Ansichten, die ihm vorschwebten, wirklich poetisch, ohne Affectation, darzustellen gewusst: so hätte er den Eindruck nicht zum Theil verscherzt, den er zu machen gedachte. Der unächte Humor, den der Vf. erkünstelt, und wodurch er seine Gedanken und Gefühle oft burlesk und unwürdig darstellt, hat ihn auf den Weg verführt, auf welchem schon manches Talent vergessen wurde. Es fehlt ihm an Witz und zartem Geschmack, um ungezwungen den Anstrich von Witz und Laune durchführen zu können, und so verwickelt er sich in Bilder und Blumen, die nun selbst da, als Sprünge eines Stolpernden, Lächeln erregen, wo sie eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen sollten. Der Charakter des Excentrischen und Geschraubten, der mit der Sprache eben so willkürlich, wie mit Ideen verfährt, der die regellosen Schwingungen der Phantasie, als Gedanken, aus der Tiefe der Vernunft schöpft, hat den Vf. zu den Missgriffen veranlasst, die sich in Form und Gehalt seines Buchs ankündigen. Oft wird das Gefühl des Lesers, durch Sprünge vom Erhabnen in Bombast, vom Grossen ins Niedrige und Absurde beleidigt; oft wird er verleitet, die aufrichtigen Geständnisse des Vfs. für Ziererey und seinen Enthusiasmus für künstlichen Rausch zu halten; oder da, wo der Vf. gediegene Wahrheit neben hohle Phrasen, die Namen griechischer Weisen neben philosophische Adepten vergötternd stellt, in ihm einen hyperkritischen Laboranten zu finden. Diess macht freylich für Leser, die selbst zu prüfen verstehn, das Buch noch interessanter; aber es ist ein Interesse von dem Geiste der Zeit erborgt, und dem lautern Antheile nicht zu vergleichen, den sich der Vf. in den Herzen der Gebildeten dadurch selbst verwirkt. — Sollte sich vielleicht ein Myron zu der Aufstellung eines dritten Kalbes finden; so vermeide er die gezierte Manier, mit der sich das silberne und goldne aufputzten; denn ohnfehlbar wird der Moses des guten Geschmacks, wenn er einst zurückkehrt, schon deshalb beide zertrümmern.

Chr.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Fürth,* im Selbstverlage des Vfs., und in Comm. b. Korn: *Gedichte* von *Christian Schaller.* 1803. 100 S. 8. (8 gr.) Wer solche Gedichte dem Publicum vorzulegen wagt, der dürfte wohl schwerlich jemals dahin gelangen, etwas Erträgliches zu liefern; denn er beweist, dass er mehr Selbstvertrauen als Geschmack besitze. Diess ist nun freylich im belletristischen Fache ein Mangel, der den Vf. billig von allen fernern Versuchen abschrecken sollte. Es fehlt ihm durchaus an geläutertem Gefühl und humaner Bildung, um für wahre Gröfse und Schönheit empfinden zu können, und dadurch sein eigenes poetisches Vermögen zu würdigen. Zur Probe stehe hier der Anfang des *Rendezvous:*

„Blitze zischen, Donner brüllen, Echo wiederhallen,
Ganz empört ist die Natur — Ueberrascht fallen
In dem Elementenkampf, wo die Winde heulen
Tod, Verderben denen droht, die darin verweilen."

und der Abschiedsruf an einen Freund:

„Dann müssen wir Thränen trocknen und stottern
Leb wohl, reise glücklich einziger Freund!
Dann erst wird die Freundschaftsflamme auflodern
Wenn selbst der Genius der Liebe mit weint."

Chr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 MÄRZ, 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Taschenbuch der Reisen*, oder *unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder- Menschen- und Productenkunde.* Für jede Classe von Lesern, von *E. A. W. von Zimmermann.* Dritter Jahrgang für das Jahr 1804. Mit 10 Kupf. und einer Karte. 330 S. Taschenformat. (2 Rthlr.)

Dass der Inhalt von dem Titel abweiche, zeigt schon das Titelkupfer von Sir Francis Drake, der kein Entdecker des 18ten Jahrhunderts ist, und die Vorerinnerung belehrt uns, dass dieser dritte Jahrgang den Uebergang von den nordwestlichen Theilen unserer Halbkugel von Europa nach Nordamerika darstelle. Dieses gehet weit über die Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts hinaus, und der Leser muss es dem verdienstvollen Vf. Dank wissen, dass er mehr leistete, als er versprach.

So sehr nun aber auch der Name des Vf's. die Güte der Ausführung verbürgt, so ist es doch noch eine andere Frage, ob eine solche weitumfassende systematische Uebersicht sich in die engen Gränzen eines Taschenbuchs einschränken lasse, und ob nicht bey einer so wissenschaftlichen Darstellung eine Collision der Gründlichkeit und der Unterhaltung entstehe, wodurch bald die eine, bald die andere leiden müsse; besonders wenn noch philosophische Betrachtungen hinzukommen, die allein ein eigenes Werk ausfüllen könnten: wie z. B. die Prüfung der Frage, ob der cultivirte Zustand der Europäer dem uncultivirten der Wilden vorzuziehen sey? Man möchte dabey bemerken, dass Cultur bey weitem noch keine Aufklärung sey, und die Europäer und Wilden nicht so weit von einander abstünden, als es dem ersten Anblick nach scheint; dass der Tomahawk in seiner Art eben so vernünftig sey, als unsere Flinten, und dass das Scalpiren eben so gut als das Cartetschenfeuer zur Strategie oder Taktik gehöre. Am Ende möchte in der Masse der gesunden Vernunft bey vielen indischen Völkerschaften das Uebergewicht gegen die Europäer seyn.

Der Vf. giebt uns zuerst einen Totalanblick der nördlichen Polarwelt. Er führt uns in das unermessliche Gebiet des Eises, dem die Kühnheit der Europäer trotzt, so gefahrvoll es auch ist. Unglaublich scheint es doch, dass in der Mitte des Mays 1715 Marcof, ein russischer Schiffer, nebst neun andern seiner Landsleute, auf Schlitten von Hunden gezogen in einem Tage eine Reise vom 71sten bis zum 78sten Grade der Breite zurücklegen konnte. Das erste Land, das der Vf. betritt, ist die Insel Island. Die Quellen, aus denen er die mitgetheilten Nachrichten geschöpft hat, sind nicht angegeben. Troil und andere sind flüchtig genannt. Es ist aber nicht aus ihnen genommen, wenn S. 17 von kümmerlichen Waldungen verkrüppelter Birken und *Tannen* geredet, und hinzugefügt wird, dass sogar die *Tanne*, sonst die Zierde der nordischen Flora, kaum die dürftige Höhe von 20 Fuss erreiche. Troil führt aus alten Sagen an, dass es ehemals Wälder in Island gegeben habe, und dass man noch kleine Strecken Wald findet, wo jedoch die Birke nicht über 4—6 Ellen hoch und 3—4 Zoll dick wächst. Von Tannen redet er nicht. Er erzählt vielmehr, dass diejenigen, welche der Stiftsamtmann Thodal pflanzte, als sie eine Elle hoch waren, zu wachsen aufhörten, und in der Spitze wie versengt waren. Kerguelen Tremarec führt an, dass Horrebow den Hn. Anderson tadle, weil dieser sage, es gäbe in Island kein Holz, und führe zwey bis drey Wälder an, welche mehr als eine halbe Meile im Umfange haben. Ich für meine Person, fügt Kerguelen hinzu, habe ganz und gar kein Holz gesehen. Dieses bestätigt auch Olaffen von allen Provinzen Islands, man müsste denn die Birkenwälder so nennen, wo die grössten Bäume eines Armes Dicke und 10—12 Ellen Höhe haben. (S. 38. 89. 90. 231. 2 Th. S. 33. 62. 108. 408.) In Königs, von Zoega bekanntgemachter *Flora islandica* ist auch kein Nadelholz aufgeführt. Der ausgesäete Tannensaamen ging zwar auf, die Pflanzen starben aber im dritten Jahre ab.

Von den Erdfeuern wird S. 19 gesagt, dass sie 1783 Feuer und Flammen bis auf 34 dänische Meilen sichtbar in die Höhe warfen. Wenn gleich, nach Hamiltons Berechnung, die donnerschwangere Wolkensäule des Vesuvs den 18 Jun. 1779 eine Höhe von 25 engl. Meilen, oder 71000 Ellen erreichte, und Virgil die Höhe bis zum *sidera lambit* ausdehnt, so ist doch vermuthlich in Island von einer horizontalen Entfernung und nicht von einer perpendicularen Höhe die Rede.

Der Hekla, den der Vf. nur ein niedriges Gebirg nennt, ist nach Troil 5000 Fuss höher als das Meer, und also höher als der Vesuv, dessen Erhebung über die See nur auf 3600 Fuss angegeben wird. Olaffen sagt (2 Th. S. 137): der Hekla sey nur ein kleiner Berg in Vergleich mit den hohen Jökulen und mit den Gebirgen des Hochlandes; sein Umfang sey

sey 3 bis 4 Meilen, und seine Höhe betrage etwa 300 Fuss. Diess soll vermuthlich 3000 Fuss heissen, es ist aber nicht angegeben, von welcher Fläche diese Höhe angerechnet sey.

Von den feuerspeyenden und warme Quellen sprudelnden Eisbergen sagt Hr. v. Z. (S. 24): „Sie heissen gewöhnlich Skideraa - Jökul; ihr rechter Name ist aber Fall Jökul. — Ein solcher Berg, oder vielmehr Hügel, hält etwa 18 Fuss lothrechter Höhe.“ Olaffen sagt dagegen (Th. 2. S. 72): Island hat zwar überall Berge genug, — allein nirgend mehrere und *grössere*, als in dem östlichen Viertel. Hiezu gehört eine lange Reihe weitläuftiger Eisberge, deren *jeder seinen eigenen Namen* führt. Unter diesen ist der Skidaraa Jökul (S. 86), der vielleicht erst im 14 Jahrhundert entstanden ist, und in einer Ebene stehet, wo ehedem vermuthlich Felder und Wohnplätze waren. Der rechte Name *von dieser Art* Eisberge ist Fall - Jökul, indem sie eines Theils durch einen Jökulfall entstanden sind, und zweytens die Eigenschaft haben, sich jährlich rück- und vorwärts zu bewegen. Man darf sie kaum Eisberge nennen, da sie nicht über 20 bis 30 *Faden* hoch sind. Der Vf. hat seine Beschreibung der Eisberge und ihre Feuer- und Wasser - Ergiessungen aus Olaffen genommen, aber so abgekürzt, dass sie weder belehrend, noch unterhaltend ist, und von einem der seltsamsten und grössten Schauspiele der Natur fast gar keinen Begriff giebt; wiewohl man auch in Olaffens Beschreibung vieles auf die Rechnung der Einbildungskraft der Eingebohrnen, und auf ihre erschrockene Phantasie schieben muss.

Die grosse Springsäule heissen Wassers heisst *Geyser*, nicht *Geysee* (auf deutsch: *zorniger Eifer*); Olaffen setzt ihre Höhe auf 60, nicht auf 70 Faden. „Ein rundliches Becken, sagt der Vf. S. 27, das nach einigen 60, nach andern 90 Fuss im Durchmesser hat, ist durch die Incrustation des Wassers mit einem 9 Fuss hohen Rande eingefasst.“ Der Durchmesser der obern Oeffnung, sagt Olaffen, war 57 Fuss, und etwas über den Boden war er nur 18, worauf das Becken, vermöge seiner kugelförmigen Gestalt immer kleiner wurde. — Eben die Maasse giebt Troil (S. 265) an. Die Sache ist nämlich so zu verstehen: Die Oeffnung des Geysers war, mit der Erde gleich, 18—19 Fuss im Durchmesser. Nach und nach bildete sich eine neun Fuss hohe Rinde umher, die 59 Fuss im Durchschnitt hat. Diese Maasse sind in der Abbildung nicht im gehörigen Verhältniss zur Wassersäule beobachtet. Besser ist das Kupfer bey Troil. Im Taschenbuche ist es so wie der isländische Bauerhof nach Olaffen copirt. Die Vorstellung des Nordlichts passt sich weder zu Kerguelens Beschreibung, noch zu der Strecke des Erdbodens, die hier beschrieben ist. Wer je diess wunderbare Schauspiel in seinem vollen Glanze, mit den wogenden Lichtfluthen, über sich hinfahren gesehen hat, weiss wie unmöglich es ist, es abzubilden. Aber diese Scene in einen schönen Wald voll belaubter Bäume zu legen, mitten durch ihn einen breiten Weg, auf denselben Schlitten, wie zu einer Schlittenparthie, seitwärts Adler, Eulen und Hunde, grösser als die Pferde der Schlitten, und dieses Bild in der Beschreibung einer Gegend, wo es keinen Baum mehr giebt, — das ist zu arg phantasiert, sollte es auch aus Acerbi's oder Skioldebrands mahlerischem Geiste entliehen seyn.

Nach Olaffen wird in Island eine grosse Menge wilder Kräuter zur Nahrung gebraucht. Ausser den hier angeführten findet man noch *festuca fluitans* und *Cardamine*.

Das bisher Angeführte wird hinreichen, die vorhin gemachte Bemerkung zu rechtfertigen. Um nicht die Gränzen einer Recension zu überschreiten, begnügen wir uns, den ferneren Inhalt des Taschenbuchs anzuzeigen. Von Island wendet sich der Vf. zu Grönland, wo Cranz sein Führer ist. Die mährischen Brüder bringen ihn zu den Esquimaux und zu den durch Curtis und durch Hearne's (1771) und Mackenzies (1789) Landreisen bekannt gewordenen Küstenländer des nördlichsten Eismeeres von Amerika. Tiefer in Süden nehmen die Esquimaux das Labrador-Land, und folglich, wenn man sie mit den Grönländern für eine Nation hält, eine grosse Strecke des Erdbodens ein. Ellis, Middleton und Umfreville beschreiben die Härte des Winters an der Hudsonsbay.

Die festen Gegenden, welche den Polarländern theils noch angehören, theils ihnen angränzen, erstrecken sich bis Canada.

Die ersten und neuern Entdecker dieser Erdgegend waren Cabot 1497, Vater und Sohn, Forbisher, Davis 1587, Lancaster, Weymouth, Hudson, Button, Bylot 1615, Baffin, Lucas Fox, Cap. James, Barlow, 1719, Scroggs 1722, Middleton 1742, Moore und Smith 1747, deren beiden Tagebuch Ellis geliefert hat. Die neuesten Sendungen der englischen Gesellschaft der Hudsonsbay sind durch Hearne (nicht Hearn), Lawrence und Mackenzie geschehen. Letzterer drang bis an das Südmeer. In Norden bleibt noch ein freylich sehr unfruchtbares Gebiet von einigen tausend Quadratmeilen, zwischen der Hudsonsbay und dem Kupferminenflusse, zu bereisen übrig.

Die Pelzhändler der Hudsonsbay drangen am weitesten durch. Die ganze Länderfläche beträgt mehr als 1,66,000 Quadratmeilen eines an Pflanzen und Thieren armen und nur von einzelnen Horden oder wandernden Stämmen bewohnten Landes, deren Bewohner vom Jagen und Fischen leben. Der Hr. v. Z. theilt sie in Nord - und Süd-Indier. Von jenen hat Hearne das treueste Gemählde geliefert, welches in Sprengels Sammlung befindlich ist. Ihnen zunächst wohnen die Knistenaux.

Es ist leicht zu beurtheilen, wie wenig ein kleines Gemählde getreu seyn könne, das aus den einzeln herausgenommenen Zügen und den Benennungen besonderer Volkerschaften, eine Uebersicht der Topographie und der Menschenkunde eines unermesslichen Erdstriches zu geben versucht, wo Situationen,

tionen, Klima, Producte, Volk, Charakter und Nahrungsweise unendlich modificirt seyn müssen. S. 85 werden die Knistenaux genannt, und die Nachrichten von den Nord-Indianern gehen dennoch bis S. 106 fort, ohne daſs bestimmt wird, von welchen Wilden eigentlich die Rede sey. Man sollte daher glauben, daſs die Knistenaux darunter verstanden worden. Erst S. 106 erfahren wir, daſs sie Süd-Indier sind, und zu den Algonkins gehören sollen, von denen sie jedoch weit entfernt wohnen. Sie werden S. 108 der Schilderung S. 85 so ähnlich geschildert, daſs man ungewiſs ist, ob sie nicht schon hier gemeint sind. S. 113 kommt der Vf. wieder auf den Nord-Indier zurück, und redet von den Kupfer-Indianern, der Zänker-Nation, den Hasen - Rothmesser - Biber - Felsen- Atnah - oder Kinn - Nogailler - oder Träger-Nascud - und Slouacas - und Naqui - Dinais - Indiern, die zum Theil bis nach der Südsee hin wohnen.

Von der Südsee kehrt der Vf. nach Canada zurück. Mit Unrecht sagt er, daſs er nicht ungern jene ungeheuern gröſstentheils nutzlosen Flächen verlasse. Wenn bey den Nascud-Indiern Eisenwerk, Rebhüner, Enten, Hirscharten u. s. w., Cedern, Fichten, Hemlockstannen, Cypressen (?), Pappeln und Birken befindlich sind, so kann ihr Boden nicht zu den nutzlosen gerechnet werden.

In Canada folgt der Vf. Charlevoix, der Generalin v. Riedesel, Weld, Kalm, Liancourt, Lasteau, La Houtom, Cerver, Loskiel, Mackenzie, Gatterer, Smith, Barton, Long. Bertram, den er selbst übersetzt hat, finden wir nicht genannt.

Auch hier irret der Vf. mehr umher, als er reiset, und hebt das Merkwürdigste aus. Die Verdienste des Obersten Simcoe um die Aufnahme Canadas sind bey weitem das Interessanteste. Eine einzige Heerstrase, Dundasstreet, wird gegen 100 deutsche Meilen fortlaufen; schon im Jahre 1799 waren 120 englische Meilen eröffnet. Sie zieht sich längst den Erie- und Ontario-Seen nach der Gränze der Provinz Point Baudet.

Ein eigener Abschnitt handelt S. 144 von den Originalbewohnern, unter denen die Esquimaux und Knistenaux vorkommen, da doch hier eigentlich von Canada die Rede ist. Der Indier wird wieder unter einem allgemeinen Namen geschildert, und sogar unter Einem Bilde in Kupfer dargestellt. Für den wissenschaftlichen Forscher ist alles zu fragmentarisch, überall eine Schilderung vom Theile aufs Ganze. Und wie kann eine Lesung wohl Unterhaltung gewähren, die nur dann die Neugierde würde gereizt und befriediget haben, wenn sie die Aufmerksamkeit an dem Faden fortlaufender klarer Ideen fortführte und sie nicht immer in der Irre gehen liefse?

Mit S. 207 schliesset sich die Darstellung. Dann folgen noch einzelne Abhandlungen, bey welchen Forsters Nachrichten von den Producten der Hudsonsbay nicht benutzt scheinen. Den Schluſs macht die Biographie von Franz Drake, der ins sechszehnte Jahrhundert gehört. Sie hätte um so eher entbehrt werden können, da sie schon in den englischen Blättern und andern Schriften befindlich ist. Die Kupfer sind gut, die Karte von den Polar-Ländern hätte vollständiger die angeführten Namen enthalten können.

GDZ.

Hof, b. Grau: *Neueste allgemeine Geographie der gegenwärtigen Zeit.* Ein vollständiges geographisch-statistisches Handbuch der gesammten Erd- und Länderkunde in vier Bänden. Von *Christian Adam Müller*, (Diakon zu Hof.) *Erster Band.* 1803. VIII u. 635 S. Text, 30 S. Register. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser Band enthält Deutschland, wie es zufolge des Hauptschlusses der Reichsdeputation vom 23 Nov. 1802 seyn sollte, nach *Büsching*, *Gaspari* und anderen bekannten Quellen zusammengetragen. Der Vf. wollte, laut der Vorrede, ein Handbuch der Erd- und Länderkunde liefern, das zwischen allzukostbarer Weitläuftigkeit und allzu gedrängter Kürze das Mittel hielte, und glaubt dieses in dem Umfange von 4 Bänden gefunden zu haben, der ihm hinlänglich zu seyn scheint, das Wichtigste der Geographie vortragen zu können, ohne eine *trockene und unlesbare Nomenclatur* zu liefern. Rec., ein so groser Verehrer und Freund der Geographie er ist, gesteht dennoch offenherzig, daſs er ein geographisches Handbuch eben nicht zur Lectüre wählen oder empfehlen möchte. Ein solches Handbuch soll, seiner Bestimmung nach, zum ernsthaften Studium für Anfänger, und zur schnellen Nachweisung des unendlichen Details dienen, das selbst der ausgemachteste Geograph nicht zu jeder Zeit im Gedächtniſs haben kann; es soll ein guter, stets fertiger Rathgeber seyn, aber ein unterhaltender Gesellschafter — das verlangt niemand. Ob man das ewige Ritornell von Zahlen und Namen, Producten und Merkwürdigkeiten in runde Perioden einwickelt, oder es nur in tabellarischer Kürze und abgebrochenen Andeutungen nebeneinander stellt, — zur Lectüre wird es sich in keinem Falle eignen. Eine trockene unlesbare Nomenclatur ist gar kein Makel für ein geographisch statistisches Handbuch. Richtigkeit, Reichhaltigkeit und Kürze, so weit sich die letzten beiden nur miteinander vertragen, sind die Tugenden, die man von ihm erwartet. Vergleicht man gegenwärtige Arbeit mit Fabri's Handbuche, in welchem derselbe Gegenstand auf 282 Seiten abgehandelt ist, so sollte man hier, der Seitenzahl nach, eine fast dreymal gröſsere Vollständigkeit erwarten, besonders da manche einen bedeutenden Raum einnehmende Rubriken, z. B. die Literatur, ganz weggelassen sind, und die Einleitung weit kürzer ist. Allein das findet sich nicht so. Es ist wahr, der Vf. giebt, seinem Zweck gemäſs, mehr statistische Notizen, als Fabri, bey dem diese nur beyläufig mitgenommen werden; allein was man an wirklichem Inhalte gewinnt, steht mit dem Volumen beider Bücher gar nicht im Verhältniſs, und das muſs bey einem, aus bekannten Quellen zusammengetra-

getragenen Handbuche, bey dem nicht sowohl die Wissenschaft als die Bequemlichkeit gewinnt, allerdings in Betracht kommen. Was bey Fabri nur mit einzelnen Worten oder Buchstaben angedeutet wird, drückt *M.* in förmlichen Perioden aus. Was gewinnt die Sache und die Bequemlichkeit dabey? Die in der Einleitung angegebene Ordnung der Materialien, worin der Vf. eine Eigenthümlichkeit sucht, ist theils so eigenthümlich nicht, theils hätte er sich schon auf der ersten Seite der Ausarbeitung überzeugen können, dass sie sich nicht überall befolgen läfst. Er findet es verkehrt, zur Bestimmung einer Sache etwas zu gebrauchen, das noch nicht vorgekommen ist, z. B. zu sagen: das Mittelgebirge des sächsischen Erzgebirges streicht über Marienberg, wenn Marienberg noch nicht erwähnt sey. Wie aber, wenn der Geograph auf den Gebrauch einer Karte rechnet, ist diese Andeutung dann noch so unverständlich und am unrechten Orte, als sie aussieht? Warum gebraucht der Vf. bey Bestimmung der Gränzen Deutschlands schon Länder und Flüsse, die auch noch nicht dagewesen sind?

Freywillige Natur- und durch Kunst erzeugte Producte, hat, soviel Rec. weiss, noch Niemand verwechselt oder untereinander geworfen. Von jedem, der sich über die Beschaffenheit der Länder unterrichten will, läfst sich übrigens voraussetzen, dass er wisse, wie viel oder wenig der menschliche Fleiss bey Production des einen oder des andern zu thun habe. Unter den natürlichen Producten will der Vf. weder Getreide, Wein, Obst, noch Vieh genannt wissen, aber Waldungen, Viehweiden, einheimische Pflanzen, Mineralien, Land- und Wasserthiere. Fallen uns denn die Metalle, die der Vf. unter den Mineralien anführt, Silber, Kupfer, Eisen, stets so gediegen in die Hände, dass wir nur zugreifen dürfen? Sind sie nicht Producte, an denen der menschliche Fleiss einen weit gröfsern Antheil hat, als am Getreide? u. f. w. Verlangen die Waldungen gar keine Cultur? Seine sogenannten natürlichen Producte würden sich in den cultivirtesten Ländern fast auf nichts als Luft und Wasser reduciren; denn der menschliche Fleiss befördert und leitet die Zeugungskraft der Natur überall, bey Getreide, Wein, Obst und Hausthieren, wie bey Wald und Wiesen, und selbst die Vermehrung der wilden Thiere befördert er zuweilen, oder setzt ihnen Schranken, wie es sein Bedürfnis will. Die Summe der Production giebt in den meisten Fällen, wo nicht ungewöhnliche Indolenz oder ungewöhnlicher Fleiss herrscht, die Leichtigkeit oder Schwierigkeit derselben von selbst. — Die Einleitung, sowohl die allgemeine, als die von Europa und Deutschland, wo gerade die eigenthümliche Bearbeitung des Vf's. sich hätte zeigen können, sind höchst dürftig, und im Buche selbst haben wir nichts Ausgezeichnetes wahrnehmen können. S. 49 steht eine Vergleichungstafel von 14 der gebräuchlichsten Meilenmaafsen. Der Vf. hätte sehr wohl gethan, ein solches Täfelchen, das man in allen geographischen Büchern findet, aus einem derselben zu entlehnen, nicht aber, wie er gethan hat, selbst zu berechnen; denn unter 13 Angaben sind 9 ganz falsch und wunderlich verrechnet.

Noch bemerkt Rec. eine Unrichtigkeit, die man in mehreren geographischen Büchern sich zu erlauben anfängt. Die sächsischen Fürstenthümer werden hin und wieder einzeln als Herzogthümer aufgeführt; so findet man hier *Herzogthum Gotha*, daneben Fürstenthum Weimar, Eisenach u. s. w. Die regierenden Herren dieser Länder sind *Herzoge zu Sachsen*, aber die einzelnen Länder sind *Fürstenthümer*.

Gg.

SCHÖNE KÜNSTE.

GOTHA, b. Perthes: *Mathilde.* Par l'Auteur du Journal de Lolotte. 1803. 133 S. 8. (14 gr.)

Die geistreiche Verfasserin der durch die früher erschienenen Romane, *Journal de Lolotte* (1793), *Elise* (1801), in zwey Theilen, und *Helene* (L'an VIII), bekannte Freyfrau *von Wiesenhütten* zeichnet ihre Schriften durch zwey Eigenthümlichkeiten aus: durch ihre Stärke in Caricaturschilderungen der Charaktere und Lebensart der grofsen Welt, und durch die Schwäche des schönen Geschlechts, die sie mehr verräth, als man es von einem Frauenzimmer erwarten sollte, und als ihre Gespielinnen ihr verdanken würden, wenn es um die weibliche Tugend wirklich so leicht geschehen seyn sollte, als bey den — Nichtheldinnen ihrer Geschichte. Der wahre Dichtergeist wird leicht den Unterschied zwischen Idealisiren und Ueberladen wahrnehmen, wenn gleich beides Uebertreibung zu seyn scheint. Jenes bildet Wesen höherer Art, dieses Zerrbilder; und da die Verfasserin diese liebt, und darin auch, besonders in ihrer Elise, dem Ton der grofsen Welt, so sehr er sich freylich wohl in den neuern Zeiten verschlimmert haben mag, Unrecht thut, wollen wir die von ihr geschilderte Leichtigkeit der weiblichen Verirrungen lieber zu den Caricaturen rechnen, als auf Kosten des schönen Geschlechts für wahr annehmen.

In der Geschichte herrscht einige Aehnlichkeit mit der *mère rivale* der Frau *von Genlis*. Die Intrigue beruhet auf dem Argwohn eines Ehemannes, der ein von seiner Frau angenommenes Findelkind für das Ihrige vor der Ehe nimmt, da es doch ihm selbst gehört. Die Talente der Vfn. kann man weder im Styl noch in der Ausführung verkennen, und wenn auch nach dem Lesen nicht viel zurückbleibt, wird man doch im Lesen selbst der Zeit keine Gewalt anthun. Die Darstellung würde mehr Lebhaftigkeit gewonnen haben, wenn die Scenen bestimmter angegeben wären, in der die Geschichten spielen. Das Titelkupfer von Penzel ist sauber gestochen; nur steht der französische Hauptmann *Regnier* wie auf der Wachtparade. Eine Statistin, vermuthlich die Wirthin, spielt eine leere Rolle. Das Gemählde würde lebender gewesen seyn, wenn, der Geschichte gemäss, der Augenblick der Ueberraschung dargestellt wäre, in dem Mathilde das ihr von einer Soldatenfrau (*simple soldat* ist wohl nicht ächt französisch) dargebotene Kind annimmt.

GDZ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 MÄRZ, 1804.

LITERATURGESCHICHTE.

VENEDIG, b. Zatta: *Dissertazione intorno ad alcuni viaggitori eruditi Venetiani poco noti.* Da Don *Jacopo Morelli*, regio consigliere di S. M. R. A. — 1803. 90 u. XIV S. in 4.

Bey Anlass der Verheirathung des Grafen Leonardo Manino mit der Gräfin Foscarina Giovanelli lobt Hr. Abbt Morelli freylich das Maninische Haus, in welchem seit mehr als zwey Jahrhunderten Wissenschaften und Künste geehrt und ihre Denkmäler gesammelt wurden, geht auch in andere Verdienste ein, und berührt das (an diesem Ort etwas delicate) Sujet des letzten venetianischen Doge: Aber dann vergisst er den Anlass der Schrift, um ganz ihrem Gegenstande eigen zu seyn. Der ehrwürdige Doge Marco Foscarini ist in Beschreibung der Venetianischen Literatur, eben wo er von den Reisebeschreibern handeln wollte, unterbrochen worden; er hatte viel dazu gesammelt, aber nur Bruchstücke ausgearbeitet. Er gab seinem Werk, wie seinen Staatsreden, die äusserste Feile; auf lange Dauer bey der Nachwelt begierig, hielt er billig eine Lebensperiode kaum für gross genug, *etwas* der Unsterblichkeit würdiges hervorzubringen. Diesem Abgang wird in Ansehung fünf wichtiger Männer hier abgeholfen.

Paul Trevisano (geb. 1452 starb nach 1505) hat nach der Levante viele Reisen mit gelehrter Aufmerksamkeit gethan und 1483 beschrieben, aber niemand weiss, wo das Buch hingekommen ist. Aus diesem Grunde macht Hr. Morelli aufmerksam. Unterrichtender ist *Johann Bembo's* Artikel (g. 1473 st. nach 1536). Dieser gelehrte, aber für das Fortkommen in der Republik zu herbe Mann hat im Alter seine Schicksale und gelehrten Beobachtungen selbst beschrieben; es hat sich auch vor nicht langem eine unbekannt gebliebene Sammlung von Inschriften gefunden, welche von ihm ist. Seine Reisenachrichten über Syrakus, Carthago, Saguntum, sind von 1502, und nicht ohne Interesse. Im übrigen bricht allenthalben der Unwille wider sein Zeitalter durch. Er wurde das Opfer seines Eifers; die zu ärgerlich strenge Strafe, welche er seinem Cancelliere anthat, weil er seine Tochter zweymal geschwängert, brachte ihn um alle Popularität. Als Mensch weniger, weit mehr hingegen als Beobachter interessirt *Pellegrino Brocardi* (1577), durch seine Beschreibung von Unterägypten. Wenige Bemerkungen werden zeigen, dass, was diese kaum bekannten Männer (man weiss von Brocardi nichts, als dass er von Venedig war), zu derselben Zeit sahen, auch jetzt nicht zu verachten ist. Wir übergehen, wie gut Br. Alexandria beschreibt, (noch etwas weniger war sie damals gesunken.) und die schönen Beschreibungen der Eröffnung des Nilcanals zu Kairo und des siebenzehenstündigen Auszugs der nach Mekka gehenden Karawane. Beide Feyerlichkeiten sind nicht leicht anderswo zugleich so kurz und so gut geschildert. Er war in den Todtengrüften von Sakhara, beschreibt den Balsamstrauch zu Matarea, besser noch den Cassiabaum, berichtet von Zügen der Vögel und schildert die Wunder zu Gizeh. Bey diesem Anlass wird nicht nur der Patriarch Marco Grimani als einer der ersten Europäer angeführt, der (1535) die Pyramiden maass, sondern auch Pigafetta's (1576 und Pilarino's (g. 1648 st. 1718) Beobachtung, dass weder die Pyramiden noch der Sphinx Werke seyen, die man z. B. dem Colisäum vergleichen könnte, indem die Menschen sie nicht *gegründet*, sondern den vorhandenen Fels *nur zu dieser Form gehöhlt und gehauen*. Diese, wie man weiss, auch von anderen aufgestellte These dürfte, bey genauer Prüfung, vielleicht auf die *grösste*, und auf *einige*, wohl nicht auf *alle* Pyramiden passend erfunden werden. Im übrigen erklärt Pilarino den Sphinx für ein Bild der Fruchtbarkeit Aegyptens zur Zeit, wenn die Sonne im Löwen und in der Jungfrau steht. (Beyläufig werde dieser Cephalonier der Ehre nicht beraubt, *vor* der Lady Montague, die Einimpfung der Pocken zu Constantinopel beobachtet (1701) und in einer Druckschrift (1715) in Italien bekannt gemacht zu haben). Am ausführlichsten excerpirt Hr. *Morelli* die, eines vollständigen Abdrucks würdige, Reise des *Ambrogio Bembo* (S. 50—80). Dieser edle Jüngling (g. 1652, reiset 1674 f.; st. 1705), der zu Ispahan Chardin begegnete, hat nicht nur den hohen Bau bey *Istakhar* mit ungemeiner Klarheit beschrieben, sondern die Alterthümer von *Nakshi*, *Rustam*, bey *Kirmanschah*, im *Bissutun*, sehr genau abzeichnen lassen. (Denn ihm folgte der brave *Grelot*, der bey dem kaufmännischen Chardin es nicht länger aushalten konnte). Genau was er sah, ohne Hinzudichtung, schildert Bembo, so wie Niebuhr; man sieht mit ihm; die Gelehrten mögen es deuten. Nicht ohne alle Kritik meldet er die Volkssagen: „Die Perser finden in allem *Rustam*; aber dieser Name bezeichnet die ganze alte Heldenzeit." Im übrigen hielt er die Figuren zu Kirmanschah für *Shabur*, *Chosru* und *Shirja* (andere, die erste für Ferhad; oder die beiden Männer für *Sha*-

Shabur und Bahram IV.) Durch Missverstand hielt er die dortigen Aufschriften für *coftifch* (so schreibt er); die unwissenden Führer mochten die *kufische* für die älteste veralterte Schrift halten. Der letzte gelehrte Reisende, dessen mit einiger Ausführlichkeit gedacht wird (S. 80 — 88) ist der von *Spon* und *Wheler* gerühmte Medaillenfreund *Johann Anton Soderini* (g. 1640 ft. 1691).

In dieser Schrift hat Morelli an Reichhaltigkeit seiner Auszüge mit Photius gewetteifert. (Möge er viele Nachahmer wecken!); in der folgenden hatte er einen auch sehr nützlichen, kritischern Gesichtspunkt.

Bassano, b. Remondi: *Jacobi Morelli*, D. Marci Venetiarum bibliothecae custodis, *bibliotheca manuscripta graeca et latina*. 1802. 499 S. gr. 8.

Vierhundert zwey und funfzig griechische, eine geringere Zahl lateinischer Handschriften werden, jene bis S. 320, diese bis zu Ende des Buchs recensirt. *Jene*, aus der Bibliothek des Cardinals von Nicäa, Bessarion, mit Hinsicht auf den im J. 1740 herausgegebenen Katalog; so dass, wo es, ohne unverständlich zu werden, möglich war, nichts wiederholt; wohl aber viel vergessenes ergänzt, vieles weit kritischer behandelt, besonders aber die seitherige, mehr oder weniger erschöpfende Benutzung dieser Handschriften genau angezeigt wird (wobey die ausserordentliche Kenntniss des Hn. Morelli von in Deutschland und im Norden unternommenen Arbeiten mit Ruhm erwähnt zu werden verdient). *Diese*, die lateinischen Codices, werden genauer beschrieben. Es hat nämlich der Vf. sich nicht an die gehalten, welche bey dem letzten Unglück auf der Marcusbibliothek geblieben sind, sondern auch viele nun abwesende, ausgewanderte Handschriften, seinen vormals gemachten Auszügen gemäss, und (was auch löblich ist) mit Unterdrückung seines Gefühls über das Geschehene, beschrieben, dann aber, besonders die lateinischen, aus seiner eigenen und aus der Sammlung des parmesanischen Bibliothekars, Hn. *Canonici*, beygefügt.

Nie war überflüssiger, von der Zweckmässigkeit solcher Arbeiten zu reden, als in einem Zeitalter, welches in wenigen Jahren so viele öffentliche und Privatbibliotheken — wie soll man sagen? — *militairisch behandelt* sah. Diese Erfahrung, deren Erneuerung täglich zu besorgen ist, wecke den Eifer aller Besitzer und Custoden von Manuscripten, dem Beyspiel dieses gelehrten Greises zu folgen: theils um den Vorwurf abzulehnen, es sey ihnen recht geschehen, weil sie die Codices wie Verschnittene ein türkisches Harem verwahrt; theils, weil, was einmal öffentlich beschrieben ist, immer nicht ganz verloren geht, und wenn es verschleppt wird, eher aufzuspüren ist. Uns bleibt übrig, näher zu zeigen, was dieses Buch vorzügliches hat, und wie es zu benutzen wäre. Unangezeigt bleibe doch nicht, dass der Vf. von Kaiser Franz II. mit dem Rathstitel und einer nicht unbeträchtlichen Gehaltsvermehrung erfreut worden.

Bey einem Verzeichniss von Manuscripten kann die erste Frage keine andere seyn, als welche Verbesserungen der bekannten Bücher, welche der Herausgabe oder des Excerpirens würdige sie enthalten?

Zuerst recensirt Hr. Morelli mehrere Handschriften der LXX, mit kritischem Urtheil sie begleitend. Er widerspricht Hn. *Eichhorn* in dem Urtheil über den 7ten Codex, nach des Rec. Meinung, nicht ohne Grund, ausser insofern der Gesichtspunkt verschieden ist, aus dem beide Gelehrte den Codex betrachteten. Allerdings enthält er eine erst in den mittleren Zeiten und von einem Christen verfasste Uebersetzung; aber da sie äusserst genau ist, und ihr Verfasser der griechischen Sprache ausnehmend kundig war, dient sie, wie ein hebräischer Codex von gleich hohem (seltenen) Alterthum. Der Artikel von biblischen Handschriften ist überhaupt durch ein charakteristisches Variantenverzeichniss interessant. So Codex 7, 10, 11, 13; obschon offenbar viele Zusätze aus anderen Schriftstellen genommen worden, und überhaupt ohne rabbinischen Aberglauben (es war eine lebende Sprache und man hatte die überspannten Ideen vom Kanon durchaus noch nicht) manches nur zur Erbauung beygeschrieben wurde. Um aber alle Herausgeber alter Schriften in die Kenntniss der Varianten zu setzen, welche hier vorkommen, siehe Cod. 125 (der griechischen) die zu dem guten *Epiphanius*; C. 193 zu *Hierokles* in Pyth.; C. 251 zu *Arrian*; 265 zu *Aristoteles de mundo* (welches Buch der Berichtigung viel bedarf) und dem (zu vernachlässigten) *Traumbuch Artemidor's*; 274 zu *Theophrast*; [illegible] zu *Proklus* in Euclidem; 324, *Nigidii Figuli* Donnerbuch; 334 *Theodorus Lector*; 389 *Herodian*; 390 *Zosimus*; die zu *Dio Cassius*, welche wichtig sind, erwähnt Rec. nicht, weil sie nicht nur, ihrer Beträchtlichkeit wegen, besonders erschienen, sondern zu Paris in dem Formate des Reimarischen *Dio* edirt worden sind. Hingegen empfehlen wir Cod. 406 wegen der *orphischen Hymnen*; 415 *Isokrates*; 433 und 434 *Syrianus* in Hermogenem; 444 für des *Eratosthenes* Katasterismen, und *Harpocration*; 451 *Photius*; 452 *Macarii Chrysocephali* Anthologie. Hierauf unter den lateinischen Handschriften (als die keine Numern haben) S. 324 Lesarten zu *Censorinus*; S. 327, 340 prächtige, überhaupt gute Handschriften des (bey weitem noch nicht erschöpften) *Martianus Capella*; S. 344 bis 59 merkwürdige Lesarten zu *Vegetius* S. 361 f., zu *Palladius* vom Landbau; 365—8 zu dem von Muratori herausgegebenen Lobgedicht auf den ersten *Berengar*; 395 zu *Eginhard* (nicht uninteressant).

In der andern, oben angezeigten Beziehung ist vieles mehr oder minder merkwürdig. Wir zählen zu letztern die Notiz der Blumenlese (*Ιωνιά*) des guten *Michael Apostolius*. Wichtiger ist S. 179 *Theon's* Astronomie und, nachmals das Werk *Georg's Chrysococcas*; jene, wegen der vielen, zur Geschichte der

Wis-

Wissenschaft unentbehrlichen, Auszüge aus älteren Büchern; dieses, weil der Verfasser (1346) von Manuel dem Trapezuntiner gehört, was aus altgriechischer Wissenschaft von den Persern aufgefasst worden. Es ist, ungeachtet des an der Marcusbibliothek begangenen Raubs, dieselbe, wenn auch nur wegen dieser Handschriften, des Besuchs gelehrter *Astronomen* wohl würdig. Die Franzosen scheinen auf Ptolemäus gesehen zu haben; diese anderen entgingen ihnen. S. 225 werden die Unterschriften des Nicänischen Conciliums zuerst vollständig beygebracht; sie geben allerhand Notizen über die Geographie des vierten Jahrhundertes. Da kommt u. a. ein Severus als Bischof zu *Sodoma* vor, dessen Sitz Arabien beygezählt wird. Jedermann weiss, dass in dem asphaltitischen See Trümmer erscheinen, die unmoglich so alt wie Loth seyn können; so dürfte auch nach dem Gewitter, welches die Pechquellen um Sodom entzündete und den unterirdischen Brand veranlasste, wodurch die Städte einsinken mussten, in Zeiten grösserer Cultur ein Sodom fortgedauert haben, welches in einem unbekannten Jahrhundert eine Verbreitung der Asphaltpfütze fortriss. Es ist zu glauben, dass, wenn das, dieselbe jährlich bedeckende Pech nicht abgezogen, sondern wie in der Urzeit dem Bildungsgange der Natur überlassen würde, ein eben so fruchtbares Erdreich wie vor Abraham über dem todten Meer eine ähnliche Kruste bilden würde, die, so wie die vorige, durch ein Naturereigniss, abermals sinken könnte: Eben wie es möglich wäre, dass ein Theil von Paris in die Steinbrüche falle. S. 333 kommt über das Zahlenwesen manches merkwürdige vor. Wir verweilten gern bey dem Codex des Hn. *Canonici*, welcher S. 371 recensirt wird. Er enthält einen *Text* der von dem ersten Theodosius im Jahr 393 verordneten römischen Geographie, deren Darstellung die zu Wien befindliche, von Scheyb herausgegebene, sogenannte Peutingerische Karte ist. *Dicul*, Mönch zu Besenhamm, in England, wohin, wie es scheint, in den äussersten Zeiten des Reichs manches gekommen seyn mag, schrieb aus diesem Text, um das Jahr 685 ein geographisches Werk, welches über die entfernteren Lande gegen Mitternacht vieles enthält, was dem Theodosius nicht hätte einberichtet werden können. *Hudson's geographi minores*, sind so sehr selten geworden, dass, Zufälle ausgenommen, ein Privatgelehrter sie kaum kaufen kann. Wie sehr wäre eine neue Ausgabe zu wünschen, der, um den Uebergang zu machen, dieser *Dicul* und für das neunte Jahrhundert *Ohther's periplus* angehängt würde. Mit einem fünften, auch sechsten Bande wäre so ein Hudson leicht zu vermehren. Wie wenn *Abulfeda*, den wir jetzt von *Reiske* (bey Büsching, *Michaelis* und *Köhler* zusammenbetteln, Einen Theil vollständig ausmachte? Für so ein Buch würde in ganz Europa vielleicht nicht schneller, aber desto *gewisserer* Abgang seyn. Der Rec. selbst hat über diese Materien eine Menge Ideen und Excerpte; es wäre eine wahrhaft interessante Unternehmung.

S. 262 in Ansehung des *Michael Glykas* hat Hr. *Morelli* einen kleinen Missgriff begangen, der aber wohl nur Druckfehler ist. (unter welchem Unglück dieses Buch vielfältig leidet). Wenn dieses Michael Constantin Paläologe der Sohn des alten Andronik's war, so gehört er nicht in das XVte, sondern in das Ende des XIII Jahrhunderts. Dieses giebt ihm auch sein Styl. Merkwürdig ist, was von der 387sten Seite an über die *Notitia imperii* und über den Speirischen Codex, wovon sie ursprünglich entnommen wurde, gesagt wird. So ist S. 398 des *Rinius* botanisches Werk der Betrachtung wohl werth; aber bey einer A. L. Z. darf ein Recensent bald nichts anderes angeben, als womit sich der bald hundertjährige, übelhörige Fontenelle begnügte: die Rubriken der Kapitel. Wir würden bey manchem sonst gern verweilen. *Johann Franz Poggio* schildert den ersten Einfall der Franzosen in Italien: *Exercitus ferus et indomitus cuncta, more plus quam barbarico, militari libidini saevitiaeque exponebat; pervetus illis mos, obvia rapiendi; superbia ac levitas dominatur; inimicorum, amicorum nulla discretio; sacrariis nequaquam parcebant, dispositis juxta altaria equorum praesepibus.* (Man weiss, wer zu unserer Zeit in den Dom zu Meiland *eingeritten* ist). Aber dazumal *fuere Italicum robur experti*. Aus *M. Antonii Flaminii sylva annotationum*, einem immer angenehmen, und nach damaliger Zeit wichtigen Werk wird S. 427 verschiedenes geliefert. Bey ihm und vielen anderen in derselben Periode wieder aufblühenden Geschmacks findet man die plinianische gezierte Manier. S. 439 von *Meursii* Ueberarbeitung seiner über Cypern und Rhodos geschriebenen Bücher. Des *Ottaviano Boni* Geschichte der von 1603 bis 1606 in der Türkey verlebten Zeit scheint, nach der Würde und nach dem Geiste des abgedruckten Anfangs, mit einem Auszug ihrer Fortsetzung bis 1609, der Edition werth. Mehrere lateinische Gedichte aus den Zeiten wieder auflebender Alterthumskunde und Nachrichten von den Verfassern machen den Beschluss. Die letzteren sind vornehmlich über *Lazarus Bonamicus* merkwürdig; von ersteren würden wir *Paul Manutii's* Epistel über den Vorzug des literarischen vor dem Geschäftsleben auszeichnen (obschon die *Gründe*, welche er anführt, schwerlich jemand entscheiden werden. Sind wir nicht der *Umstände* Spiel?) Hr. *Morelli* wird die Aldische Familie nächstens in einem eigenem Werk beschreiben, worin bey so viel näher liegenden Quellen und langjähriger Forschung er auch Renouard wohl übertreffen dürfte. Wir fanden auch in oben angezeigtem Werk von den *Viaggiatori* den Namen des Edlen, dem der alte Aldus die Geldmittel für die Errichtung der berühmten Druckerey zu danken hatte: Franz, Sohn des Doge Marco, Neffe des Doge Augustin Barbadigo. Hier, wie zu Florenz, fanden die Wissenschaften an den Ersten im Staat ihre grössten Beschützer.

Ths.

VERMISCH-

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Deutschland, b. allen Patrioten: *Bemerkungen und Wünsche eines Hildesheimischen Patrioten bey der erfolgten neuen Regierungs-Veränderung seines Vaterlandes.* 1803. XVI und 116 S. ohne den Inhalt 8. (12 gr.)

Die gut gemeinte Absicht des Vfs. war, seinen Landsleuten das Glück, welches aus der Veränderung ihres bisherigen staatsrechtlichen Verhältnisses für sie entspringen würde, zu schildern, und Wünsche zur künftigen Verbesserung einiger ihm bekannten Mängel, auch wohl nur solcher Dinge, die *er* als Fehler ansah, vorzutragen. Die hervorstechende Gesinnung des Vfs. zeigt sich aus dem Motto: *hoc erat in votis*, und er geht dabey so weit, dass er sogar (S. XIII) aus der mit der preussischen Besitznahme gleichzeitigen Wetterveränderung eine Vorbedeutung für das künftige Glück hernimmt. Das Werk selbst zerfällt in 3 Abschnitte I. *geographisch-historisch-statistische Notizen.* Diess scheint nicht die starke Seite unsers Vfs. zu seyn, der gewiss besser gethan hätte, diese dürftigen, anderwärts besser zu findenden, oder gar unrichtigen Nachrichten wegzulassen. Gleich die Schilderung der natürlichen Begünstigung des ehemaligen Hochstiftes (vom Vf. auf 54 Qu. Meilen, aber nach dem, was wir wissen, zu hoch angesetzt), ist, bey allen Vorzügen dieser schönen Provinz, viel zu freygebig ausgefallen; ein Fehler, worin Einheimische, wie des Vfs. Vorgänger *Lauenstein* zeugt, leicht zu fallen pflegen. Die Zahl der Dörfer des Landes giebt der Vf. zu 263 an (S. 12), führt aber, ohne irgend eine Erläuterung zu geben, gleich darunter in einer Note die Zahl 248 aus dem Brandcataster, von 1793 auf, der in *Runde's Vertheidigung* etc. Göttingen 1794 Fol. abgedruckt steht. Welchen Grund hat diese Verschiedenheit? S. 13 muss man von den 12769 Feuerstellen die 373 wüsten Höfe noch abziehen, welche Mühe der Vf. sich nicht genommen hat. In der vaterländischen Geschichte ist der Vf. nun vollends ganz unbekannt. Die Fabeln von *Elze* und *Bennenburg* wollen wir gar nicht berühren, woher mag aber der Vf. wissen, dass der Bischof *anfangs* kaum den vierten Theil des Landes, als Territorium, besessen habe? Die Erbärmlichkeit von der Grafschaft *Ringelheim*, welche durch die Erbtochter Mathilde, Gemahlin Heinrich I. an das Reich gekommen seyn soll, ist doch gar zu verlegen! Dass das Kloster Ringelheim 932 gestiftet worden sey, ist ganz unerwiesen; dass H. Bernhard solches 1151 *gekauft* habe, geht aus der kaiserlichen Urkunde nicht hervor; Winzenburg wurde 1152 (nicht 1153) vom Kaiser an Hildesheim nicht überlassen, denn es war ein altes Lehn des Stiftes; Peine fiel nicht nach dem Tode des Grafen Gunzelin 1260 an das Stift, sondern war diesem Geschlecht, das damals nicht ausstarb, indem es noch blüht, auch damals den Grafentitel schon abgelegt hatte, abgekauft, und zwar früher als 1260; Dassel bestand beym Verkaufe als Territorial-District nur noch aus dem jetzigen Amt Hunnesrück; 1335 (nicht 1331) starb nur eine Linie des Hauses Waldenberg aus, die Besitzungen der andern Linie kamen jedoch 1390 auch noch an das Stift, das schon vor 1335 manche derselben erworben hatte. Doch wir werden müde, uns hier aufzuhalten; aber wir können nicht übergehen, dass Bischof Johann in der bekannten Schlacht bey Soltau (29 Jun. 1519) *besiegt* seyn soll! Ist's wohl ein Wunder, wenn nun die Worte (S. 31) so gestellt sind, dass Jedermann glauben muss, die Herzöge Heinrich und Erich hätten noch 1643 gelebt? II. *Beyträge zur Kenntniss der bisherigen Verfassung des Landes, ihrer Vorzüge und Mängel.* Beide theilt Hildesheim grossentheils mit andern Staaten, die zu derselben Classe kleiner, geistlicher Territorien gehörten. Nimmt man noch die Religions-Trennung zwischen Unterthanen und Landesherrn und die politische zwischen diesem und der Stadt Hildesheim hinzu, so weiss man ungefähr, was hier zu suchen ist. Was noch particulär seyn könnte, ist leider! seit einigen Jahren nur zu bekannt geworden, als dass Rec. Mängel aufzuzählen brauchte. III. Die *patriotischen Wünsche* bestehen in der Abstellung dieser Mängel, deren einige wirklich schon gehoben sind. Gegen 20, 30, ja 100 jährige, Processe schützt die preussische Gerichts-Ordnung; und gegen Gesenius veralteten Katechismus ein neueres Lehrbuch zu tauschen, wird nicht mehr ernstlich untersagt werden. Man sieht, dass diese nicht wohlfeilen Bogen immerhin hätten ungedruckt bleiben können.

H. St. F.

KLEINE SCHRIFTEN.

Paedagogik. Leipzig, b. Steinacker: *Ideen und Vorschläge zur Verbesserung der Landschulen durch Vermittelung der Prediger.* 1803. XII u. 95 S. 8. Die von Hn. *Suck* gethanen Vorschläge zur Verbesserung des Landschulwesens zu prüfen, das Unausführbare derselben darzulegen, und durch einige Winke anzudeuten, was durch Vermittlung und Zuziehung der Prediger einstweilen geschehen könne, ist der Zweck dieser Schrift. Vorzüglich sucht der Vf. die Suck'sche Behauptung zu widerlegen, dass der Prediger auch zugleich das Schullehreramt verwalten könne. Obgleich nicht alle Gründe, welche unser Vf. vorbringt, von Bedeutung sind: so müssen wir uns doch für seine Meinung erklären, so lange nämlich die Verfassung so bleibt, wie sie jetzt noch ist. Wenn aber die Prediger von einem Theile ihrer mechanischen Arbeiten dispensirt werden, alsdann wäre eine Vereinigung beider Aemter sehr wohl möglich. Doch daran dürfte sobald, auch vielleicht im J. 2404 noch nicht zu denken seyn. Was der Vf. übrigens von der Mitwirkung des Predigers zum Besten der Schulen sagt, ist nach unsrer Ueberzeugung richtig, ob es gleich schon oft gesagt worden ist.

Z—d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 MÄRZ, 1804.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Geschichte der kurfächsischen Staaten*, von Dr. *Christian Ernst Weisse*, Oberhofgerichts-Assessor etc. zu Leipzig. I Band. 1802. X u. 306 S. II Band. 1803. 381 S. ohne das Inhaltsverzeichniss. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Länder des sächsischen Hauses erwarten, wie auch neuerlich *Adelung* klagte, noch immer ihre Geschichte; aber sie dürfen sich über diesen Mangel um so weniger besonders beschweren, da so viele grössere und wichtigere Staaten denselben mit ihnen theilen. Rec. hoffte, durch die Erscheinung des vorliegenden Werkes diese Lücke ausgefüllt zu sehen; ob und wiefern seine Hoffnung erfüllt worden, wird aus folgender Anzeige hervorgehen.

Der um die sächsische Geschichte vielfältig verdiente Vf. sagt in der Vorerinnerung, dass er vorzüglich für Gelehrte und Studirende eine Staatsgeschichte habe schreiben wollen, und diese ist, nach der nähern Bestimmung (S. IV) eigentlich *eine historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung*, welches ein passenderer Titel für das Werk gewesen seyn würde. Ohne die dort aufgestellten Behauptungen näher zu beleuchten, nimmt Rec. diesen Gesichtspunkt als den an, von welchem er bey der Beurtheilung ausgehen muss, abgesehen von allen Foderungen, die man an ein reinhistorisches Product macht. Nur die Anordnung also und die Verarbeitung des für den eigentlichen, eben angegebenen Zweck gehörenden Stoffes kann in Betrachtung gezogen werden.

Man findet hier bekannte Sachen über die sächsische Geschichte und die daraus zu entwickelnde Verfassung sehr fleissig und in hinlänglicher Anzahl zusammengetragen. Es wird daher diese Schrift, nach ihrer Absicht, demjenigen allerdings grossen Nutzen gewähren, der für eine Menge publicistischer Fragen über Vormundschaft, Succession, Landstände u. s. w. Beyspiele aus der Vergangenheit sucht. Der Geschichtsforscher aber dürfte sehr viel daran auszusetzen finden, und öfters wünschen, der Vf. möchte weniger geeilt haben, dem Mangel, welchen er selbst nach S. IV fand, abzuhelfen, um durch ein historischrichtigeres, mehr geprüftes und durchgearbeitetes Werk den Werth seines Geschenkes zu erhöhen. Dankbar erkennen wir zwar mancherley, dem Vf. eigenthümliche Veränderungen und Verbesserungen, aber durch die in Kleinigkeiten hin und wieder verbesserten Ansichten der Vorgänger erwirbt eine Arbeit dieser Art noch nicht das Lob einer neuen Darstellung und Bearbeitung. Vorzüglich unangenehm ist die unverhältnissmässig grosse Weitläuftigkeit, welche bey solchen Werken, die halb in die Geschichte, halb in das Recht gehören, so leicht sich einschleicht, da der reiche Stoff der Geschichte nicht ungebraucht liegen bleiben soll, obgleich der Zweck immer mehr zur Kürze räth. Was nützt z. B. die Erzählung von dem Zuge Markgraf Conrads nach Palästina, von dem Reichsdienste in Italien, samt den dort vorgefallenen Streitigkeiten? Was hilft die langweilige und, wie sie hier steht, nicht ganz verständliche Geschichte des Begräbnisses der Markgräfin Luitgardis (*Gerbstaedt* als Familienstiftung, seit 985 wenigstens S. 67, und Erbbegräbniss hatte allerdings Anspruch auf den Leichnam der Markgräfin); des Kreuzzugs Markgraf Heinreich des Erl. nach Preussen, für den Zweck des Vfs.? Diese Thaten würden zum Theil selbst in einer Geschichte völlig übergangen, oder nur mit einem Worte angedeutet werden müssen. Die bekannten Entführungshistorien der Luitgarde und Reinhilde hätte der Vf. ebenfalls gewissen unbedeutenden Schriftstellern immerhin lassen können, die nichts besseres zur Ausfüllung ihrer Bogen fanden, während *Er* mehr als solche Kleinigkeiten geben kann. Auch ist diess bey ihm um so auffallender, da er zuweilen den wahren Ton sehr gut trifft (z. B. S. 187), und eine lobenswerthe Kürze bey Sachen, die keine weitläuftige Erzählung verdienen, beobachtet.

Ferner war der Vf. bey der Wahl seiner Quellen nicht kritisch genug. Was kann z. B. der *Martinus Polonus*, oder gar der *Autor* 1 *de Landgraviis* für die sächsische Erwerbung eines Theils des thüringischen Staats beweisen (1. 150)? Wozu neben *Wittichind* diesen armseligen Stoppler des 15ten Jahrhunderts anführen? Doch derselbe soll (I. 152) auch sogar den Rückfall eines Theiles dieser Eroberungen an das fränkische Reich im Jahr 534 bezeugen! Daher ist es denn auch gekommen, dass die Geburt später Schriftsteller, der König *Merwig* von Thüringen, nur zweifelhaft gemacht ist, statt mit verdienter Nichtachtung behandelt zu werden. Die Gewährsmänner hat der Vf. übrigens in den Noten angeführt, und oft selbst die Hauptstellen abdrucken lassen (möchten nur nicht einigemal lange Stellen in der Ursprache sich auch in den Text verloren haben!) Dieses Verfahren verdient hier um so mehr einer beyfälligen Erwähnung, da aus einer übelangebrachten und für

für uns nicht passenden, jedoch, wie man behaupten will, dem Schriftsteller selbst oft sehr nützlichen Nachahmung der Alten, das Gegentheil Eingang zu finden droht.

Das Lob, eine der ersten Pflichten des Geschichtforschers und Rechtsgelehrten, die Unpartheylichkeit, beobachtet zu haben, gebührt unserem Vf. ganz besonders. Diese Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in der Ansicht der Entsetzung *Heinrich des Löwen* (II. 190), wo der Vf. die gewöhnliche Darstellung verlassen, und das Andenken eines grossen Kaisers gegen die Verunglimpfungen vorurtheilsvoller, ja oft rachsüchtiger Schriftsteller in Schutz genommen hat. Ausnahmen finden sich, wenn es den in Sachsen angenommenen Grundsätzen über Landsassiat, und was damit zusammenhängt, gilt. Wer wird ihm das verdenken! — Der Styl selbst ist im Ganzen nicht unangenehm, plan und deutlich, für den Gegenstand und für die Geschäftsmänner passend, er könnte aber doch weniger kalt und mehr gehoben seyn.

Das Werk begreift übrigens alle kursächsischen Staaten, die Lausitzen ausgenommen. Die für diese Weglassung angegebenen Gründe, (S. VI) „weil diese „Markgrafschaften blos durch eine persönliche Ver„einigung mit den kursächsischen Staaten verbunden „wären, und daher dieser Geschichte durch die Ver„bindung mit jener an zweckmässiger Einheit ver„lieren möchte, zu geschweigen, dass auch hier „nicht selten die nöthigen Hülfsmittel mangeln wür„den", sind für uns wenig befriedigend. Denn nun bleibt doch das Werk für die kursächsischen Staaten selbst mangelhaft, und der Hauptgedanke ist auch nicht einmal richtig. Die Lausitzen sind, wenn gleich durch ein persönliches Band, so lange mit den kursächsischen Staaten verbunden, als die jetzige Linie besteht; sie sind ein persönliches Recht derselben, wie es die Kur und das dazugehörende Land für das ganze Haus Sachsen ist. Diese hätte also dann auch nicht mitgenommen werden dürfen. Der letzte Grund, wenn er wahr wäre, hätte dem Vf. sogar eine Aufmunterung seyn sollen, sich ein desto grösseres Verdienst zu erwerben. Wir wünschen daher, dass er wenigstens durch einen Nachtrag das Werk vollständig zu machen suche. Eben so wenig werden auch alle Leser mit dem Ausschluss der Länder des ältern Zweiges zufrieden seyn; um so mehr, da diese bis zu den unglücklichen Ereignissen im 16ten Jahrhundert schon mit aufgenommen waren (was, wenn einmal getrennt werden soll, Rec. nicht ganz einleuchtet), und mithin die Fortsetzung weniger Schwierigkeiten fand. Aus eben den Gründen könnte der künftige Bearbeiter eines ähnlichen Werkes für die Ernestinische Linie auch die Länder des Kurhauses bis auf jenen Zeitpunkt erzählen.

Des Vfs. Anordnung ist die in der sächsischen Geschichte gewöhnliche. Man hebt mit einer Provinz die Erzählung derselben an, und führt deren Schicksale unabgebrochen fort, bis nach und nach die der andern, mit derselben in Verbindung tretenden Landstriche eingeschaltet werden können. Besser ist diess freylich, als dass man sich, wie ehemals geschah, erst durch die Geschichte der Sachsen hindurch winden muss; allein diese Anordnung, nach welcher der Vf. mit *Meissen*, als der wichtigsten Provinz, und der ersten, die dem Hause der jetzigen Herrscher gehorchte, sein Werk beginnt, ist gleichwohl fehlerhaft. Die Geschichte eines aus verschiedenen Herrschaften bestehenden Staats, oder die geschichtliche Entwickelung der verschiedenen staatsrechtlichen Verhältnisse dieser Länder, muss in einer von Anfang an neben einander fortlaufenden, und zu einem Ganzen verbundenen Erzählung der Begebenheiten dieser, nach und nach unter einem Regenten vereinigten, Provinzen bestehen. Wir wissen es wohl, dass die Einschaltungsmethode ein ziemlich allgemeines Vergehen der deutschen Geschichtschreiber ist, welche ein solches Aggregat von Landschaften darstellen. Allein von jener besseren Methode hat *Johannes Müller* uns ein grosses Muster gegeben (möchte es nur mehr beachtet werden!); und neuerlich hat *Reitemeier* in der Gesch. der preuss. Staaten, denselben Weg, wenigstens zum Theil, betreten. Nach dieser Methode ist denn alles in der schönsten Harmonie, und grosse Haupttheile erscheinen nicht mehr als Episoden. Welche Unannehmlichkeiten dagegen bey der vom Vf. gewählten Manier entstehen müssen, ist leicht zu begreifen. Wenn uns z. B. der Vf. zum erstenmal, in der Mitte des 13ten Jahrhunderts, von der Geschichte des Pleissner Landes etwas erzählt (I. 121), so erfahren wir schon dessen Geschichte bis 1329; wir müssen daselbst auch schon die Erwerbung Altenburgs anhören, die dem Plane nach weit später eingeschaltet werden sollte. Diese Methode hat überdiess die unangenehme Folge, dass man erst spät im II Th. sieht, warum der Vf. sein Werk eine Geschichte der *kursächsischen* Staaten nannte.

Wir wünschten mehr Raum zu haben, als diese Blätter gestatten, um dem Vf. auch im Einzelnen für die Zukunft eine genauere Prüfung, Sichtung und Umarbeitung seiner Nachrichten und Behauptungen zu empfehlen. Jetzt müssen wir uns mit einigen Beyspielen begnügen, die aber doch, unser Urtheil zu rechtfertigen, hinlänglich seyn werden.

Ueber die *Hermunduren*, mit denen der Vf. die Geschichte *Meissens* beginnt, ohne den unerlässlichen Beweis zu führen, dass dieser Stamm dort (gleich den *Katten* in Thüringen) wohnte, wie über die Schilderung derselben als Nomaden, wollen wir schnell hinweggehen, ohne hier den Vf. auf das Unpassende und Unzweckmässige dieses Anfanges aufmerksam zu machen. Aber tadeln müssen wir es, dass die so wichtige Eroberung des *sorbischen* Strichs durch Heinrich I (richtig in die Jahre von 926 an gesetzt), dieser eigentliche Anfang und Grund der meissnischen Geschichte, so kurz behandelt worden, da so vieles andere dagegen hätte weggelassen werden können! Wie aber dieser Strich, worin um jene Zeit die Burg (Stadt, sagt Hr. *W.*) *Meissen* erbauet wurde, mit Deutschland verbunden wurde, ob

als

als eigenes Land, wie man gewöhnlich sagt, oder, nach der Analogie aller Marken, verbunden mit einer andern deutschen Provinz, oder ob gar ein Drittes eingetreten sey, davon erfahren wir nichts, so bedeutend dieses auch ist. Hr. *W.* äussert S. 187, jedoch nur im Vorübergehen, die Meinung, dass Meissen und Thüringen seit *Ekkard* I. (985) verbunden gewesen. Billig hätte er dieser Idee weiter nachspüren sollen, da sie auf wichtige Resultate führen musste. Die hingeworfene Aeusserung im *Allgem. Litt. Anzeiger* 1801. S. 30, dass bis 1123 stets Thüringen Meissen unter sich begriffen habe, konnte, so vorgetragen, keinen Einfluss haben; dem Vf. ist sie vielleicht gar nicht zu Gesichte gekommen. Sollte aber diese Behauptung, das Gegenstück zu der Adelungischen, erwiesen werden können: so würde die ganz veränderte Ansicht eines grossen Theils der sächsischen Geschichte eine unausbleibliche Folge davon seyn. — S. 13. Die Behauptung, dass der deutsche König nur selten in Meissen mit dem Nachdruck geherrscht habe, wie in andern Provinzen des Reichs (auf welche S. 78 noch verstärkte Behauptung der Vf. sehr vieles baut), ist ohne allen Beweis geblieben, und wir gestehen, ihn auf keine Weise ergänzen zu können. Was durch eine sparsamere Anwesenheit des Königs in diesen Gegenden (obgleich auch dagegen sich Manches erinnern lässt), etwa hätte verloren gehen können, wurde durch das Nichtvorhandenseyn eines grossen einheimischen Adels — worin auch der Grund der geringern Zahl der Fehden liegt, wenn das anders richtig ist — und durch den Nachdruck völlig ins Gleiche gebracht, der gegen die aus andern deutschen Provinzen Eingewanderten, wegen ihrer alten Besitzungen, geübt werden konnte. Die häufigen Kriege, welche in den frühern Zeiten der König gegen Slaven, Polen, Böhmen auf diesem Boden zu führen hatte, mussten eher auf eine stärkere Ausübung seiner Herrschaft, als auf einen Nachlass derselben hinführen. — Sehr recht hat der Vf. dagegen, wenn er S. 18 sagt, die Burgwarte wären wahrscheinlich bloss feste Plätze gewesen, die nur einen militärischen Zweck gehabt hätten. Diess unterstützt eine Urkunde Otto's II von 973 für das Erzstift Magdeburg: *„propterea eandem Magdeburg civitatem — — — et municipium ejus, quod nos Burgwardum dicimus"*, in Boysen Mag. I. 161 u. a., anderer Beweise nicht zu gedenken. Bald blieb nun eine solche Veste allein und versank auch wohl allmählich; bald wurde eine blühende Stadt daraus; bald erhielt sie sogar einen Territorialdistrikt, wenn ein solcher nicht etwa schon vorher zu dem Orte gehörte. Diess hing von Umständen ab. Ganz gleich ist die Geschichte der Schlösser und Burgen in Deutschland. — Das S. 6 und 22 von der Religion der *Wenden* Gesagte ist viel zu kurz und unvollständig, um zu befriedigen. Denn, um nur das Einzige zu erinnern, aus der Verehrung heiliger Haine und Seen folgt kein Beweis *einer Verehrung der Gottheit im grossen Tempel der Natur.* Daran denken rohe Menschen nicht; wahrscheinlich war im Hain, im See ein localer Gott, den endlich ein ganzer Stamm verehrte. — Das Benehmen des Erzbischof *Gisler* von Magdeburg bey der Aufhebung des Stiftes Merseburg ist unrichtig erzählt. Bischof *Hildeward* von Halberstadt, der es nicht vergessen konnte, dass ihm ein so grosser Theil seines Sprengels genommen, dass ihm ein Erzbisthum und ein Bisthum abgedrungen war, und der in Rom klagte, und die Fortdauer Magdeburgs zweifelhaft machte, sollte dadurch befriedigt werden. So wurde Merseburg getheilt, Halberstadt erhielt, mit der bisherigen Kathedrale, seine alten Diöcesanrechte auf dieser Seite zurück, und focht nun den Stuhl zu Magdeburg nicht weiter an. Der Tadel, den *Ditmar* von Merseburg so reichlich über *Gisler* ausgiesst, ist nur darauf gerichtet, dass er um einen solchen Preis Erzbischof werden konnte. Ein halberstädt'scher Schriftsteller würde eben so *Hildewards* Ehrgeiz tadeln, dass er lieber zum Bischof eines so verkleinerten Stiftes sich erheben, als ein unbemerkter Domherr bleiben wollte. — Wenn der Satz: dass die Domherrn in den frühern Zeiten des Mittelalters nicht so bedeutend als in der Folgezeit gewesen wären, *weil nicht sie den Bischof gewählt hätten, sondern der König* (S. 32), allgemein verstanden werden soll: so ist der wichtige Unterschied zwischen dem, was Rechtens war, und dem, was der Kaiser vermöge seiner Gewalt durchsetzte, ausser Acht gelassen. Es werden wenige Stifter in Deutschland seyn, welche nicht bald das Privilegium erhielten, ihren Vorsteher sich selbst zu wählen; ob sie aber in jedem Fall zur Ausübung dieses archivmässigen Vorzugs kamen, hing von zufälligen Umständen ab. Die Gründer der Stiftungen, mochte es der Kaiser oder ein Privatmann seyn, erwarteten, ungeachtet der von ihnen ertheilten Befreyungen, dass die Conventualen mehr ihren Wünschen als dem eigenen Willen folgen sollten. Hieraus lässt sich das, was S. 66. über den Streit des Klosters *Petersberg* mit Markgraf Conrad bey der 2ten Abtswahl gesagt worden ist, leichter erklären.

(*Der Beschluss folgt.*)

GERMANIEN: *Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate.* 1804. 447 S. gr. 8.

Diese Schrift wird viele Leser finden, die sie auch verdient. Zwar kann man nicht sagen, dass der Vf. sich auf einen höheren Standpunkt erhebe, und als völlig unpartheyischer Geschichtschreiber verfahre; er gehört vielmehr zu den mitlebenden, mitleidenden, mitmeinenden, und nimmt manches Aergerniss an dem ausserordentlichen Manne, der, durch seine Unternehmungen, seine Thaten, sein Glück, die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt.

Wohlbekannt ist der Vf. mit dem Verlauf der Revolution und hat auch die neusten Zustände mit Augen gesehen. Er ist von manchen Privatverhältnissen gut unterrichtet, ob sich schon hie und da eine Sage mit einschleichen mochte, dergleichen in einer

grossen

groſsen Maſſe von [illegible] erzählenden, wiedererzählenden, leidenſchaftlich bewegten Menſchen nothwendig entſtehen müſſen.

Die Schrift iſt, ohne Abtheilungen, in einem fortgehenden Styl, nicht ohne Methode geſchrieben. Es findet ſich keine Inhaltsanzeige, die wir durch einen kurzen Auszug der vorzüglichſten Materien einigermaſsen erſetzen wollen, um den Leſer mit dem Buche im allgemeinen bekannt zu machen.

Des Helden Jugend und erſte Schritte, bis S. 12. Thaten, Conſulat, b. S. 29. Redner und Schriftſteller wirken gegen ihn, bis S. 42. Krieg, Schlacht von Marengo, ſeine Wiederkehr, b. S. 54. Redner und Schriftſteller gegen und für die Alleinherrſchaft, b. S. 63. Erſte Bewegung der Emigrirten, b. S. 68. Nothdürftige Popularität, b. S. 69. Mordanſchläge. Der Conſul zieht ſich mehr zurück. Friede, b. S. 97. Einleitung der katholiſchen Religion, b. S. 109. Schulen, b. S. 116. Geſetzbuch, b. 118. Veränderung im Tribunat, b. S. 124. Italieniſche Verhältniſſe, b. S. 128. Oeffentliche und Privat-Verhältniſſe bis zur Conſtitution der ital. Republik, b. S. 142. Oeffentliche Blätter, b. S. 148. Lebenslängliches Conſulat. Neues Senatsconſult deſshalb, b. S. 169. Verweiſungen, b. S. 178. Opponirende Schriftſteller. Redner. Camille Jordan, b. S. 189. Hofumgebung, b. S. 207. Talleyrand, b. S. 216. Caprara, b. S. 229. Militair, b. S. 252. Familienglieder. Begünſtigte, b. S. 263. Verhältniſs zu England, b. S. 278. Engliſcher Geſandter, b. S. 300. Wiſſenſchaftliche Inſtitute, b. S. 320. Aeltere und neuere Schilderungen der Nation, b. S. 339. Benehmen gegen die Schweiz, b. 350. Krieg mit England. Beſetzung von Hannover, b. S. 369. Charakter der Nation. Gegenwärtige Lebensweiſe, b. S. 405. Künſte. Theater. Lotterie. Pachtungen. Reichthümer der Privatperſonen. Lieferanten. Induſtrie, b. S. 435. Speciale Tribunale, b. S. 442. Schluſs und verſprochne Fortſetzung, b. S. 447.

Der Vf. verſpricht Unpartheylichkeit. Läſst ſich auch dieſe ſchöne Pflicht, unter den gegebenen Umſtänden, wohl ſchwerlich leiſten: ſo wird er ſchon Dank verdienen, wenn er den Begebenheiten aufmerkſam folgt und ſeine Ueberzeugung aufrichtig ausſpricht.

— e —

Bremen, b. Seyffert: *Intereſſante Gemählde aus der Geſchichte der geiſtlichen Kurfürſten.* 1802. IV u. 152 S. II Band 238 S. ohne die Vorrede. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wozu dieſe, nach einem blinden Ohngefähr und ohne Auswahl, Beurtheilung und Geſchmack zuſammengeraffte Hiſtörchen eigentlich nutzen ſollen, ſieht Rec. nicht ein. Die allerwenigſten derſelben ſind an ſich intereſſant, noch weniger ſind ſie ſo vorgetragen, daſs ſie ein Intereſſe erwecken könnten, und zum Theil haben ſie auf die geiſtlichen Kurfürſten gar keine, oder nur eine ſehr geringe Beziehung; z. B. daſs 1333 eine reiche Weinärndte war (S. 75), oder der wörtliche Auszug aus dem *Chron. vet. Lüneburg.* über die Wahl Wilhelms aus Holland zum Könige (II. 103), aus welchen beiden Stücken hier eigene Abſchnitte gemacht ſind. Der I Theil enthält dergleichen Kehricht aus der Mainziſchen Geſchichte, und da dieſer, nach der Verſicherung der Vorrede zum II Theil, Beyfall gefunden hat, ſo ſind uns auch noch ähnliche Nachrichten aus der Trierſchen und Cölln'ſchen gegeben worden. Es ſind kleine, abgeriſſene Erzählungen, welche hier mit vielem Papieraufwande abgedruckt ſind. Die Mainziſchen fangen mit *Bonifacius* an, und gehen bis zur letzten Wiederbeſitznahme von *Erfurt*. Die Trierſchen fangen gar mit den cimbriſchen *Treren* (wie hier die *Treverer* genannt ſind) und *Caeſar* an, und führen uns durch eine Reihe der nicht verſchmähten albernſten Legenden und Geſpenſterhiſtörchen bis zum Kurfürſten Philipp Chriſtoph. Die Cöllnſchen beginnen mit dem 772 durch Karl den Gr. geſtifteten — Vehmgericht, von deſſen Gerichtsordnung (bey *Hahn* Collect. II, den der Vf. aber nicht nennt) ſogar die 3 erſten Seiten eingerückt ſind, und welche er ins Jahr 1547 locirt. An Wahrheit im Ganzen und Richtigkeit im Einzelnen iſt bey einer ſolchen Compilation nicht zu denken. Der Styl gehört in den Anfang des verfloſſenen Jahrhunderts, und wahrſcheinlich iſt aus einem damals erſchienenen Werke die ganze Gelehrſamkeit geſchöpft. Beym II Bande wird auch wirklich *Gundlings Discours über die kurfürſtlichen Staaten* als die Hauptquelle angegeben. Dieſer iſt denn freylich ſehr getrübt, ſo wie der ebenfalls nicht unbenutzt gebliebene alte *Spangenberg*. Der nachläſsige, matte Styl jener Zeit, und die Einſichten und Kenntniſſe derſelben, die wir hier finden, ſtimmen mit dieſer Angabe vollkommen überein; z. B. „ſobald ſich übrigens Mainz von Erfurt Meiſter ſah, wurde der Petersberg mitten in der Stätt dermaſsen *fortificiret*, daſs er *vor* eine *reelle* Feſtung *paſſiren* konnte"; Wilhelm von Holland ſoll es an Geld gefehlt haben, um ſich „gegen *die hohen Staaten*" zu behaupten. An Druckfehlern iſt auch kein Mangel, und in dieſe Rubrik können wir öfter wiederkehrende Unrichtigkeiten, als *Reprimante*, *depentiren*, *Quardian*, *concordato*, *praeſebibus*, immerhin ſetzen, ohne daſs das Werk dadurch gewinnt.

D. W.

KINDERSCHRIFTEN.

Quedlinburg, b. Ernſt: *Jugendunterhaltungen. Zur nützlichen Selbſtbeſchäftigung und Belehrung.* 1803. 8. (12 gr.)

Ein Quodlibet von funfzig kurzen Erzählungen aus der Naturgeſchichte und dem Menſchenleben, untermiſcht mit Liedern, die man kaum mittelmäſsig nennen kann. Wenn man einige Mordgeſchichten abrechnet, ſo iſt das Uebrige für die Jugend ganz zweckmäſsig, zwar nicht auſserordentlich lehrreich, aber doch unſchädlich und ſelbſt unterhaltend.

Ad.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 MÄRZ, 1804.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Geschichte der kursächsischen Staaten* von D. *Ch. E. Weisse*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im dritten Abschnitt S. 32 kommt der Vf. auf die Markgrafen in Meissen. Er hatte damals die Neuerungen, welche *Adelung* in der Vorrede seines schätzbaren Directoriums in diesem Punkt einführen will, noch nicht benutzen können, erst im zweyten Theil konnte er ihnen, wir glauben mit Recht, etwas begegnen; erst hier wird der wohlthätige Einfluss jener mühvollen Arbeit sichtbar. Der Vf. hat sich daher grösstentheils an *Ritter* gehalten. Mit diesem sieht er *Rigdag* für den ältesten bekannten Markgrafen an; wann aber diese Würde angefangen habe, darüber erklärt er sich nicht, wahrscheinlich hält er sie gleich alt mit der Hauptveste des Landes, Meissen. *Rigdag* hatte aber noch *Günther* zum Vorgänger, und *Ritters* Gegengrund aus *Ditmar* ist, näher beleuchtet, sogar ein Beweis dafür. Der Gau *Chutizi*, zwischen Pleisse und Milde, muss zur Meissnischen Markgrafschaft gehört haben. — S. 58. Die Urkunde von 1119 von Markgraf Conrad von Meissen, als solchen, ausgestellt, bey *Hahn Collect.* 1. ff. ist zwar ihrem Inhalt nach unverdächtig; aber das Jahr ist sicher falsch, und das um so mehr, da die Indiction (13) nicht zutrifft. Aus welchen Gründen diese richtige Ansicht *Ritter's* verlassen ist, sieht man nicht ein. Sollte dieser Streit nicht bald durch eine nochmalige Nachsicht im Original entschieden werden können? — S. 73 hat der Vf. die Theilung der Länder Markgraf Conrads und die Verhältnisse der von ihm abstammenden Zweige zu einander nicht richtig gefasst, und die mühsame Erläuterung der Erbfolge in derselben aus altem Sachsen-Recht scheint nicht vom Glücke begünstigt zu werden. Die Theilung war, wie alle damaligen bis in späte Zeiten hinab, eine völlige Sonderung, wie sie noch im Civil-Recht stattfindet, eine Todtheilung. Kein Anspruch an eine andere abgetheilte Portion fand dann mehr statt, jeder nahm die in sein Loos gefallene Lehn nur für sich, und so war es natürlich, dass die Lausitz nach Markgraf Dietrichs Tode dem Kaiser anheimfallen musste, der nun nach Gefallen sie zu vergeben Macht hatte. Also keine Wirkung des damals noch unbefestigten Erbrechts der Collateralen. Durch eine solche allgemeine Theilung waren alle anderen Mitberechtigten aus dem Lehnsverbande getreten, und hatten an das, einem von ihnen ausschliesslich überlassene, Lehn keine Rechte mehr. Hr. *W.* hat also ganz recht, wenn er S. 74 die Nachfolge in den Besitzungen Markgraf Conrads II von der Lausitz durch einen Erbvertrag herbeygeführt glaubt, und bey einer andern Linie ein Zeugniss für einen solchen wirklich aufführt. Anders lassen sich diese Ereignisse gar nicht erklären, und ohne einen solchen Vertrag würden wahrscheinlich ganz andere, als ein Nachkomme Conrads, succedirt haben. Durch diese Ansicht lösen sich alle übrigen Fragen leicht, und man weiss gleich, warum K. Friedrich II 1226 bey der Eventualbelehnung des Landgrafen Ludwig von Thüringen mit Meissen auf keine Rechte der andern, von Conrad abstammenden, Linien Rücksicht zu nehmen hatte (S. 115). Nun ist es unbezweifelt, dass bey der Erklärung des Grafen *Otto von Brene*, die Grafschaft *Wettin* solle bey seinem kinderlosen Tode an das Stift Magdeburg fallen, an keine Einwilligung seiner Vettern aus den andern Linien zu denken war. Der Vf. behauptet, diese Einwilligung sey erfolgt, weil die Urkunde sagt, des Grafen *Erben* hätten zugestimmt, und diess könnten keine andern als jene Vettern gewesen seyn. Diess ist wohl etwas zu übereilt geschlossen; und wir hätten nicht vermuthet, dass der Vf. bey dem Wort *Erben*, in einer Urkunde des 13 Jahrhunderts an die Begriffe denken würde, welche bey Lehn- und fideicommissarischen Besitzern jetzt damit verbunden werden. Die *Landerben* sind in der gedachten Urkunde gemeint, die *ab intestato* gefolgt seyn würden, keine Vettern im 10 Grade, deren Verwandtschaft vielleicht längst vergessen war. — Die S. 75 n. x) bemerkte Spur einer Eventualhuldigung im Jahr 1288 würde von weit frühern übertroffen werden, z. B. 1150 (*Origg. Guelf.* 3. 444); aber diess waren keine Eventualhuldigungen, sonders eventuelle Dienstversprechungen der Besatzungen der festen Plätze, eine Versicherung der richtigen Ueberlieferung derselben, höchstens eine Anerkennung des Nachfolgerechts. — S. 80. Die Befragung der Vasallen bey wichtigen Angelegenheiten war, wie *Lang* gezeigt hat, eine Kanzleyformel, wenigstens keine Pflicht des Herrn. Alles, was daraus über den Ursprung der Landtage, und das Alter derselben und der Landstände gefolgert wird, ist daher sehr zu berichtigen. Was der Vf. S. 87 von der aus diesem Zuziehungs-Recht folgenden Wichtigkeit der Vasallen bey Erbfolgestreitigkeiten behauptet, ist auch ganz unrichtig. Die Mühe, die sich ein Prätendent gab, diese auf seine Seite zu ziehen, war auf die Lähmung

mung des Feindes berechnet, und auf eine zu gleicher Zeit erfolgende Verstärkung seiner eigenen Kraft. Denn was konnten damals die Landherrn ohne die Arme der Vasallen anfangen? Traten diese auf die Seite eines Prätendenten, so war für denselben das Land gewonnen. Für die Rechtmäfsigkeit der Ansprüche kann ein solcher Uebertritt keinen Beweis abgeben. — Die S. 141 angeführte Sage von der Eroberung *Dispargums* durch den Heerführer eines Frankenhaufens, *Klogio*, gehört gar nicht in die Thüringische Geschichte. Man darf *Gregor* von *Tours* (l. 2. c. 9) nur ohne vorgefasste Meinung lesen; und man wird keinen Augenblick zweifeln, dass die *Tongern* gemeint sind, und jenes Schloss in den Niederlanden zu suchen sey. Diess wird noch obendrein durch die Lesart sehr alter Handschriften Gregor's unterstützt. Die angezogenen, unserer Meinung entgegengesetzten, Zeugnisse der andern fränkischen Annalisten beweisen nichts, da sie von der Begebenheit, die *Gregor* selbst als eine Mähr behandelt, viel zu entfernt sind, und gröfstentheils erst aus Gregors Nachrichten geschöpft haben, die sie allenfalls statt der unbekannten Tungern durch die bekanntern Thüringer zu verbessern gedachten. — S. 148. Bey der Vernichtung des Königreichs Thüringen (529) muss man sich ganz an die fränkischen Geschichtschreiber halten, und das, was *Meyinhart* (*Ruodolf*) und *Wittichind* von einer Theilnahme der Sachsen sagen, übergehen. *Gregor* (st. 695) hätte uns diesen Umstand sicher nicht verschwiegen; der letzte jener sächsischen Schriftsteller ist voll von Mährchen und romanhaften Nachrichten, die geradezu den ältesten fränkischen Erzählungen entgegenstehen; man weiss nicht, wie er diese genauen Nachrichten erhalten haben sollte, da sich durch Tradition bey einem so rohen Volke, als die Sachsen damals waren, solche nicht so lange erhalten können. Wahrscheinlich wollten beide nur einen Besitztitel über Nordthüringen angeben, das damals gleich, oder nachher einmal bey dem schwankenden Zustande der thüringischen Provinz, an Sachsen sich angeschlossen hatte, wovon aber Zeit und Umstände unbekannt waren. Ueberdiess sehen wir bald nachher, wie der Vf. selbst anführt, einen grofsen Theil dieser als sächsischer Erwerbungen angenommenen Länder mit Frankreich in Verbindung. Wenn man nun noch *Meyinhart* und *Wittichind* vergleicht, so kann man deutlich sehen, wie in mehr als 100 Jahren die erste Erzählung sich weiter ausgebildet hatte. — Dem genannten *Meyinhart*, *hist. de translat. S. Alexandri*, bey *Scheidt Bibl. Hist.* 1. 8, gehört die S. 151 aus *Adam* von *Bremen* citirte Stelle. In wie fern aber diese, auch von *Adelung* so sehr wichtig gemachten, von dem Anbau des östlichen Thüringers handelnden Worte, historisch erweislich sind, und das enthalten, was man darin findet, wollen wir *jetzt* nicht untersuchen. — Sehr richtig ist (S. 171) die Ansicht des Vfs, dass Thüringen, als unter den Nachfolgern Karls ein Herzogthum hergestellt wurde, nicht die alten Gränzen behalten habe, sondern in den Bezirk eingewiesen worden sey, der nachher ausschliesslich Thüringen heifst. Das Gegentheil also von dem geschah damals, wodurch vorher das alte Herzogthum Thüringen einen so grofsen Umfang erhalten hatte. — S. 176. Der meuchelmörderische Plan *Hatto's* von Mainz gegen Heinrich von Sachsen ist eine Sage, die nach der *Dresdner* Handschrift *Wittichinds* zwar den Freunden Conrad I, aber nicht besonders *Hatto* zugeschrieben wird, dessen Verrath gegen *Adalbert* von Bamberg eben dieser Codex gar nicht erwähnt. Man sieht wie wichtig es ist, unsere deutschen Geschichtschreiber in kritisch genaueren Abdrücken zu besitzen. Vgl. was *Wenck* (*hessische Landesgesch.* 2, 2. 630) gegen die Aechtheit beider Sagen überzeugend gesprochen hat. — S. 209 (vgl. mit S. 15) wird behauptet, dass, wenn die Gaue nach dem 11 Jahrhundert noch erwähnt würden, diess doch mit einer bestimmten Unterscheidung von den Grafschaften geschehe, z. B. „*in pago Languici in commit. Sizonis.*" Hier ist erstlich falsch, dass diess eine Erscheinung späterer Jahrhunderte sey, wo diese Einrichtung schon zu verfallen anfing; sie war schon ganz so in den frühesten Zeiten. Zweytens scheint die irrige Idee zum Grunde zu liegen, dass jedem Gau nur ein Graf vorgesetzt gewesen: eine Meinung, die längst als unhaltbar verlassen ist. Gab es nun aber mehrere Grafschaften im Gau, so wird die Anzeige, in welcher derselben ein Grundstück lag, nothwendig. — S. 222 kommen wir zu den Landgrafen Thüringens, deren ersterer hier, nach *Reinhart*, der ältere Herrmann von *Winzenburg* schon im Jahr 1100 ist. Die Gegengründe *Schumachers* scheinen also, wie sie es fast verdienen, auf den Vf. gar keinen Eindruck gemacht zu haben. Aber desto mehr Aufmerksamkeit verlangt die von *Wenck* (a. a. O. 718) unterstützte, und mit allem, was diesem ausserordentlich belesenen Forscher zu Gebote stand, ausgestattete Meinung, dass nie ein Winzenburger Landgraf Thüringens gewesen. Was aber auch *Wenck* sagen mag, wir glauben Hr. *W.* hatte in so fern Recht, dass Herrmann der Sohn, Landgraf Thüringens, jedoch erst seit 1123, war. Die Landgrafenwürde des ältern Herrmanns, Grafen von *Vormpach-Windeberg* in Baiern, war auf Gaue am Inn gegründet, welchen Titel auch sein Sohn erbte, aber nicht auf Thüringen. Uebrigens waren diese Winzenburger sehr viel mächtiger, als sie hier geschildert werden. — Was S. 224 von dem Tode des jüngern Herrmann gesagt ist, dürfte wohl falsch seyn. Kein einziger gleichzeitiger oder naher Schriftsteller erzählt die Mordgeschichte auf diese Weise. Neuere sind es; und die gleichzeitige *Vita S. Lamberti* bey *Dreyhaupt* (B. des Saalkreises I. 719) lässt uns vielmehr einen ganz andern Gang der Begebenheit vermuthen. Sie nennt den Grafen Heinrich von *Bodenburg* als einen der Mörder, der auch, nach der Besiegung in einem deshalb angestellten Zweykampf, von seinen Zeitgenossen der That überführt gehalten wurde. Rec. glaubt diess hier sagen zu müssen, da selbst *Wenck* jene Darstellung für so gegründet hält, dass er nicht einmal Beweise geben mag. — Sehr angenehm war

es

es uns, S. 274 zu sehen, dafs Hr. *W.* aus der bekannten Anerkennungs-Urkunde der Thüringischen grofsen Vasallen von 1249 keinen Landsassiat herleitet, sondern nur glaubt, durch ihre Deutung sey derselbe befestigt worden. Diese Behauptung ist um so löblicher, da noch neuerlich in einem sehr partheynehmenden Auffatz in des Vfs. Magazin aus dem *Dominus* dieser Urkunde der Landesfürst erzwungen werden sollte. Jedoch schwankt der Vf. wieder, z. B. S. 285. Ueber die Mainzischen Besitzungen in Thüringen, namentlich *Erfurt*, wird dagegen mit mehr Eifer des Landgrafen landesfürstliche Hoheit erstritten. — Der Th. II. S. 30 aufgeführte Statthalter König Adolfs in Thüringen, *Gerlach* von *Bruberg*, sollte eigentlich nicht so, nach veraltetem Ton, sondern *Breuberg* genannt seyn. Er gehörte zu dem Dynasten-Geschlecht dieses Namens, dessen Herrschaft noch bekannt ist.

Gern würden wir uns noch über mehreres verbreiten; aber wir glauben jetzt enden zu müssen, und fügen nur noch den Wunsch hinzu, dafs der Vf. am Ende des Werkes (es sollen noch 2 Theile folgen) ein vollständiges Register nicht vergessen möge.

H. St. F.

BERLIN, b. Matzdorff: *Denkwürdigkeiten der kurmärkischen Stadt Rathenow.* Nicht blofs für Rathenower, sondern für Geschichts- und Vaterlandsfreunde überhaupt, bearbeitet von *Samuel Christoph Wagener.* 1803. XVI u. 314 S. 8. Mit 4 Kupf. (2 Rthlr.)

Eine schön geschriebene und sorgfältig ausgearbeitete Beschreibung einer Stadt, die besonders im dreyfsigjährigen Kriege durch die schwedischen Truppen viele Drangsale erlitt. Es ist jetzt selten der Fall, dafs man in Urkunden forscht und aus gleichzeitigen Schriften schöpft. Man schreibt andern nach, unbekümmert, ob man Geschichte oder Legenden wiederholt. Von letztern ist leider die Geschichte der Mark Brandenburg noch nicht gesäubert genug. Jeder verdient daher Dank, der auf die Quellen hinleitet und selbst nachdenkt. Der Vf. ist anspruchlos genug, sich der Unvollkommenheiten bewufst zu seyn, die seinem Buche ankleben, und ihm sind Berichtigungen willkommen. Wir liefern hier einige Beyträge.

Die Urkunde Nr. 4 (Es sind nämlich 92 Urkunden ihrem Inhalt nach angezeigt worden) ist v. Jahr. 1284, wie man sich in *Gerckens cod. diplom. Brand.* Tom. I. p. 52 überzeugen kann. Diefs gilt auch S. 37, wo diese Urkunde wieder angeführt ist. Hier sollte es heifsen: Die Markgrafen Otto und Conrad erlaubten den Bürgern Vorlauben zu bauen. — Die Urkunde Nr. 9 worin Herzog Rudolf von Sachsen als Vormund der Agnes der Stadt Rathenow ihre Privilegien bestätigt, ist von 14 Oct. 1319 und befindet sich in *Ludwigs reliq.* Tom. IX. p. 518. (S. 98) Kurfürst Joachim I stiftete 1516 das Kammergericht in Berlin. (S. 20) Heinrich I aus dem Hause Sachsen kann nur König, nicht Kaiser genannt werden. (S. 32) Bey der Verzeichnung der Strafsen, wäre es zur Bestimmtheit vielleicht gut gewesen, genau anzugeben, wo die einzelnen Strafsen anfangen, welche Strafsen sie durchschneiden und wo sie aufhören. — Die (S. 38) angeführte Erzählung, dafs es mit der Einsammlung der Gelder zum neuen Kirchbau in Rathenow im Anfange des 16 Jahrhunderts defshalb nicht fortgewollt habe, weil der Astrolog Stöfler eine allgemeine Sündfluth auf den Februar 1524 vorausgesagt hatte, scheint hier zu weit hergeholt zu seyn. Man sollte vielmehr glauben, dafs alsdann die Leute zu gottesdienstlichen Gebäuden desto williger und reichlicher gespendet haben würden. Freylich verdrehte diese Prophezeihung vielen Schwachen die Köpfe, wie man in *Moehsens Gesch. der Wiss. in der Mark Brandenburg* S. 410 ff. lesen kann. Der Präsident Auriol in Toulouse liefs eine Arche bauen, und sie auf vier gemauerte Pfeiler setzen. In diese wollte er sich mit seiner Familie zur Zeit der Noth retten. — Die Regierung Markgraf Ludwigs des Aeltern von 1324—1352 wird vielleicht zu abscheulich geschildert. Er war grofs genug bey seinen Unfällen, bey dem Hasse K. Karls IV, und seiner übrigen Feinde. — Die Urkunde Nr. 44 (S. 197) wodurch Rathenow mit einigen Mittelmärkischen Städten sich gegen Räuber und Friedensstörer verbindet, ist von J. 1394, und befindet sich in *Gerckens cod. Diplom.* T. IV. p. 417 abgedruckt. Hr. *W.* erklärt den Namen *Woldenbergere*, für solche Menschen, die gleich den Weifskäufern zur Schurkerey privilegirt zu seyn vermeinten. (Woher mag diefs Wort stammen? *Gercken* gesteht, dafs er den Namen nicht zu erklären im Stande sey.) S. 271. Das Dorf, in dessen Nähe die Schlacht bey Fehrbellin 1675 geliefert, und wo jetzt zum Andenken des von den Brandenburgischen Truppen über die Schweden erfochtenen Sieges vom Hn. Domkapitular *von Rochow* ein Denkmahl errichtet ist, heifst *Hakenberg.* Der sonst erzählte und hier (S. 275) wiederholte Vorfall mit dem Schimmel, welchen *Froben*, der Stallmeister des Kurfürsten, mit seinem Herrn getauscht haben soll, wird jetzt mit Gründen bestritten. Eine Urkunde scheint dem Vf. entgangen zu seyn. Sie ist datirt Berlin, am Tage des Apostels Thomas 1322, und enthält ein Schreiben mehrerer mittelmärkischen Städte, worunter auch Rathenow ist, an die Stadt Stendal, wie es bey Ueberläufereyen der Verbrecher in einen andern Ort gehalten werden soll. Diefs Dokument hat *Lenz* in den markgräflich brandenburgischen Urkunden S. 220.

Die Tendenz der Schrift, Zufriedenheit mit dem Zeitalter und der Regierung zu wecken, ist ersichtlich. Als Lesebuch wird sie den Märkern interessant seyn. Die Darstellung ist dem Vf. auch gelungen, und verdient, so wie der Plan und die Ausführung des Ganzen, Beyfall. Die Kupfer enthalten die Stadt Rathenow, den Grundrifs der Stadt und der Umgebungen und das Denkmal des Kurfürst Friedrichs Wilhelms, das ihm die kurmärkischen Stände gesetzt haben. Er war es, der 1675 die Schweden an die-

diesem Orte überfiel, und ein paar Tage darauf den glänzenden Sieg bey Fehrbellin erfocht. Diese Begebenheiten sind hier ausführlich vorgetragen worden.

V. H. B.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Rein: *Roderich*, oder *der Zauberthurm.* Ein allegorisches Gemählde. *Lorenzo und Antonia.* Eine italiänische Novelle. 1803. 128 S. kl. 8.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind diese beiden Erzählungen Uebersetzungen aus dem Französischen, obschon der Titel davon nichts sagt, auch keine Vorrede nähere Auskunft giebt. Das allegorische Gemählde ist nicht ohne Phantasie; der Verstand des Lesers wird aber nicht sehr angestrengt, indem ein königlicher Adler dem Helden Roderich, und nebenbey auch dem Leser die ganze Allegorie erklärt. Der Styl ist nicht übel; doch merkt man oft, dass das Ganze eine Uebertragung aus einer fremden Sprache ist. Die zweyte Erzählung scheint von dem nämlichen Vf. zu seyn. Sie gehört zu jenen unseligen Mitteldingen aus wahrer Geschichte und Erdichtungen zusammmengesetzt, die man Halbromane genannt hat. Den Stoff zu dieser Novelle hat die Geschichte Italiens hergeben müssen, aber der ganze Charakter derselben ist ebenfalls französisch. Der Styl ist hier oft lächerlich preciös. So steht S. 57: „komm „Sohn der Venus, leihe mir deine Fackel, um, wenn „ich es vermag, mit ihrem Feuer die bezaubernden „Reize zu mahlen, womit du Lorenza schmücktest.“ — Hat man je mit einer Fackel gemahlt? — Allein unser Autor bemüht die armen Fackeln noch öfter für seine Helden. S. 55 sagt Lorenza: „Ich will an „deiner Seite kämpfen und dir zeigen, ob ich dei„ner würdig bin, und so die Fackel des Ruhms, die „deine Schritte leiten muss, noch mehr entflammen.“

O. O.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hamburg*, b. Perthes: *Klopstock und sein Verdienst.* Eine Vorlesung zur Feyer seines Andenkens in seiner Vaterstadt von *Joh. Friedrich Sachse.* 1803. gr. 8. Vel. Pap. (8 gr.) Diese gut geschriebene Vorlesung, die eine Rede-Uebung im Gymnasium zu Quedlinburg eröffnete, entspricht dem wichtigen Interesse des Inhalts in ihrem kleinen Umfange. Sie erweckt den Wunsch nach einem grösseren, historischen und kritischen Werke in eben dem Geiste. Klopstocks früheste Bildungsgeschichte ist nicht bloss die seines Zeitalters, sondern der ästhetischen Bildung des deutschen Gefühls und Geschmacks. Diese mit Wahrheit und Anmuth gegeben, würde in dem Lorbeer-Hain, in dem sie, ruhmwürdiger, als die meisten Kapitel der vaterländischen Geschichte, gesammelt würde, auch einen Zweig um die Stirne des Vfs. biegen. Und wann aus der vereinten Kraft, die zuerst in den Bremischen Beyträgen keimte, die eigene Klopstocks hervorgeht, wie würdig ist dann die hervorragende eines kritischen Blicks, nicht des Richtens, sondern des Studium, gleich dem Anschauen der Antiken! Wir verweilen nicht bey einzelnen Gegenständen, die ihr mannichfaltiges Interesse haben, wie z. B. Klopstocks Hexameter, der mehr der seine, als ein hellenischer genannt zu werden verdient, sondern bleiben, um mit unserm Vf. zu reden, „bey dem gehalt„vollen Dichter stehen, der zu neuen Gedanken erhob, durch „rührende Grösse das Herz sich fühlen liess, in Thränen auf„lösete, ohne die Kraft in verzehrende Empfindeley versinken „zu lassen, überall den Leser auf Natur und Gott, auf Tu„gend, Religion und ächte Menschenfreuden durch himmli„sche Harmonieen hinzog“

G D Z.

Hamburg, b. Nestler: *Klopstocks Gedächtnissfeyer* von *F. J. L. Meyer.* 1803. 55 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.) Wenige aber herzvolle Blätter über die letzte Lebenszeit und die Begräbnissfeyer des edlen Dichters. „Ehrfurcht für diesen Sterbenden (so sagt der Vf.) und stille Ueberzeugung von dem wohlthätigen Eindrucke auf alle Guten, fodern es, dass ich von seinem Tode rede.“ Dieses hat er, voll von seinem Gegenstande, auf eine sehr befriedigende Weise erfüllt. Die schöne Darstellung einzelner Reden und Aeusserungen Klopstocks stellt uns den Mann vor die Augen, der selbst in der Todesstunde zu wirken nicht aufhörte. Den Trauernden gab er Trost durch seine Ruhe und Seelengrösse, den Getrösteten erfüllte er die Seele mit höheren Ahndungen der Vollendung. Schön ist es zu sehen, wie alles, was er in Stunden der Begeisterung geahndet hatte, an ihm selbst erfüllt wurde; denn für Klopstock war die Stunde „des lehrenden des ehrenvollen Todes“ die Frucht seines schönen und tadellosen Lebens. — Mit der Erinnerung an die Begräbnissfeyer wird sich die Erinnerung an die herzliche Liebe und Ehrfurcht zweyer Städte für ihren Klopstock erhalten. Hr. *M.* hat uns eine treffliche, durch das Gepräge innerer Wahrheit ausgezeichnete Erzählung davon gegeben. So heisst es S. 28: „Ohne Vortritt des Ranges trat der Mensch mit „dem Menschen an die Baare... ungeachtet des Zuströmens „vieler Tausende waren Vorkehrungen unnöthig; der feyer„liche Eindruck gebot Ruhe und ehrfurchtsvolle Stille:“ und S. 31: „Es waren Klopstocks Worte, welche an seiner Baare „gesprochen wurden; wer hätte an diesem Orte gewagt, mit „anderen Worten zu reden?“ Auf die Anfragen wegen eines zu errichtenden Denkmahls äussert sich der Vf. sehr schön S. 39: „über die Ausführung dieses Gedankens darf die erste Wärme nicht entscheiden: sie muss das Resultat ruhiger Würdigung des hohen Gegenstandes seyn — oder ganz unterbleiben. Die künftige Generation wird, wenn die seinige mit der Stiftung eines seiner würdigen Ehrenmahls zurückbliebe, diese Palme über sie erhalten. Von uns seinen Zeitgenossen, den nächsten Würdigern seiner hohen Verdienste, Zeugen seiner erhabenen Tugenden, werde eine höhere Pflicht erfüllt.“

Die Sprache des Vfs. ist die eines edeln begeisterten Herzens; die Empfindung ist selten durch die Beymischung eines fremdartigen getrübt. Um so mehr wünschen wir solche Stellen weg, wie S. 13: „Ich achte nicht kleinlicher Deutungen, nicht des Hohnlächelns starkgeisterischer Schulen.“ Möchte Hr. *M.* „ein Zeitgenosse“ Klopstocks und ein Freund, uns noch mehr Beyträge zur Lebensgeschichte des Verewigten geben, in einfacher Erzählung vorgetragen; denn was bedarf es des Wortschmuckes, wo der Gegenstand redet?

Den schönen Druck ziert noch besonders ein sauberer, sprechend ähnlicher Kupferstich Klopstocks.

D A E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 MÄRZ, 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *F. G. Händels Oratorium, der Messias, nach W. A. Mozarts Bearbeitung.* Partitur. (Prän. Pr. 5 Rthlr.)

Händel und Mozart waren bekanntlich zwey der tiefsten, kräftigsten und reichsten Menschen, unter allen, die für Musik geboren wurden und lebten; beide beherrschten das Gebiet ihrer Kunst mit glücklichem Erfolg fast in allen seinen Provinzen; beide wurden aber durch ihre Individualität am meisten zum Starken, Grossen, Erhabenen geleitet. Sollte man darum nicht geneigt seyn, von der Bearbeitung des Werks des Einen durch den Anderen etwas Vollkommenes zu erwarten?

Händel und Mozart wandelten aber auf verschiedenen Wegen nach Einem Ziele. Jener rang nach Grösse und Erhabenheit durch Einfalt, Klarheit, und verständige Bestimmtheit: dieser, durch Reichthum, Glanz und mystisches Dunkel. Händels Genius blickt ernsthaft nach dem Antiken: Mozarts Genius umfasset das Moderne in all seiner Fülle und Kraft. Beide Künstler waren mächtige Naturen; aber H. mehr denkender Kopf, der nichts schrieb, was nicht reif erwogen war, und wovon er sich nicht bestimmte Rechenschaft zu geben wusste: M's mehr leicht entzündbare Phantasie, dem dahinreissenden Instinct und der glücklichen Stunde vertrauend, liess sich selbst frey walten, ohne sich erst an die Reflexion zu wenden. Sollte man darum nicht geneigt seyn, von der Bearbeitung des Werks des Einen durch den Andern etwas ganz Verfehltes zu erwarten?

Beide Erwartungen hätten Grund: beide würden aber durch das Product selbst getäuscht. Nur für die unorganische Natur giebt es eine zuverlässige Chemie.

Es liegt uns mehr daran, dass der Leser in den Stand gesetzt sey, über dieses Product selbst ein gegründetes Urtheil zu fällen, als dass das unsrige aus- und nachgesprochen werde. Wir geben deshalb sorgfältig an, was M. an H's Messias gethan hat, wo sich denn das Urtheil über das Ganze von selbst ergeben wird. Wir werden nicht verschweigen, welches Resultat sich uns darstellt, ohne dass wir damit den Studirenden überheben möchten, ein eigenes zu ziehen. Er kann dabey vieles lernen.

Folgendes müssen wir vorausschicken:

1) H's Messias ist dem Leser nicht unbekannt, und das um so mehr, je gründlicher über ihn geschrieben worden ist. Man weiss mithin auch, dass die *Chöre* in aller Kirchenmusik aus Händels Zeiten, und im Messias ganz besonders, die Hauptsache; dass die kurzen *Recitative* dieses Oratoriums *nur* zweckmässig sind, und seyn sollen; dass sich H. in den *Arien* nur dann höher, als zu seiner Zeit gewöhnlich war, erhebt, wenn ihm der Text besondere Veranlassung giebt; dass er manche Arien absichtlich sinken lässt, wenn er den Nachhall eines vorzüglichen Chors nicht zu schnell verklingen lassen, oder auf ein solches vorbereiten will; dass er sich in den Arien, wo ihm jene besondere Veranlassung nicht zukömmt, mit einem immer *richtigen* Ausdruck der Singstimme, einem bedeutenden Bass, und oft nur Einer, mehr oder weniger obligaten und mit der Singstimme alternirenden Violine begnügt.

2) Mozart achtete Händeln als einen der grössten, und in Absicht auf starke Effecte, als den ersten aller Meister: seine Bearbeitung des Messias (und einiger anderer Händelschen Oratorien) war kein Werk der Liebe oder des freyen Entschlusses, sondern entstand aus Nachgeben gegen Verhältnisse. Man weiss in Wien, dass der Baron *Swieten* M'en diese Arbeit auftrug, und dass dieser dem Ansehen dieses Mannes, so wie dem Drange beschwerlicher Bedürfnisse, sich fügen musste.

3) Händel hat sein Oratorium nach der ersten Ausgabe noch einmal überarbeitet, und bey der zweyten Recension einige sehr schöne neue Stücke hinzugethan; M. hat aber, wie sich aus der Folge ergeben wird, nur die erste Ausgabe vor sich gehabt.

Wir betrachten nun die Stücke dieses umgearbeiteten Werks einzeln. M. liess 1) mehrere Stücke ganz unverändert; liess 2) einige weg; verstärkte 3) viele nur durch Blasinstrumente und ein volleres Accompagnement überhaupt; und nahm 4) mit verschiedenen noch wesentlichere Veränderungen vor.

I. *Ganz unverändert sind geblieben:* die Fuge der Overtura; das schöne Tenor-Solo: *Tröstet mein Volk* etc. die kurzen unbegleiteten Recitativen sämtlich; die sogenannten Accompagnements: *So spricht der Herr Zebaoth* etc. *Denn siehe, Finsterniss bedecket das Erdreich* etc. *Es waren Hirten auf dem Felde* etc. *Alle, die ihn sehn, verspotteten ihn* etc. *Diese Schmach brach ihm das Herz* etc. *Er ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen* etc. Die Arien: *Er weidet seine Heerde* etc. *Schaut her und seht, ist wo ein Schmerz* zu

Die Dichtung der Valerie ist das ganze Werk hindurch erhalten, und sinkt nicht einen Augenblick von ihrer ätherischen Höhe herab. Selbst eine gewisse Einförmigkeit der Charaktere in den mithandelnden Personen, die man eher eintönende Accorde nennen könnte, vermehrt die Harmonie des Ganzen, die durch Contraste, womit Dichter bisweilen den Hauptcharakter zu heben suchen, würde gestört worden seyn. Und die einfache Geschichte ist mit so vielen lieblichen und lebenden Bildern durchwebt, dass nie das einzige Gefühl, welches der Mahlerin Farbengebung beseelt, monoton wird. Die Dichterin declamirt nirgend; das heisst, sie stellt nicht den Eindruck, den der Anblick des Schönen und Rührenden auf die Gefühlorgane gemacht hat, in Wort-Ausrufungen dar; sie enthüllt das Schöne und Rührende selbst, und überläfst den Ausdruck der Empfindungen, die ihr kein theilnehmendes Herz versagen wird.

Es giebt in der Dichtung der Romane mehrere Gattungen, die hohe Verdienste haben, die man aber nicht verwechseln muss, um gerecht zu urtheilen. In einigen spielt der Dichter, wie Jean Paul, mit veredelten und überraschenden Phantasieen in sonst gewöhnlichen erdlichen Gestalten, und gaukelt der Einbildungskraft magische Bilder vor, um das gewöhnliche Leben mit ihrem Zauber zu beleben, und den Gedanken eine grösere Fülle zu geben, ohne sie aus dem Ideenkreise der Alltagswelt zu entfernen. In andern Romanen macht der Dichter, wie Lafontaine, immer den wahren Naturereignissen getreu, die sittlichen Erscheinungen in der uns umgebenden Welt nur durch auffallende Zusammenstellung der Begebenheiten sichtbarer oder hervorstechender. Noch andere, ächte Meister in der Dichtkunst, geben uns wahre, schöne Natur, ohne höher fliegende Ideale, ohne den Schmuck der Phantasie, ohne Neugier erregende Verhüllung, rein und lauter, wie der Anblick des Frühlings im Gefühle der Unschuld. So wirft Correggio seine Lichtphantasien auf die Geburt eines Kindes in einen Stalle; so gruppiren Geschichts- oder Menschheitsmaler, wie Rubens, Le Brun, Tenier oder Albano: so stellen Salvator, Rosa und Ruisdael die Natur dar, und Raphael seine Schule in Athen. Aber göttlich mahlt Raphael seine Madonna und, wie er, dichten im hohen Ideale, Dichter, wie die Verfasserin der Valerie.

Bekanntlich ist sie die Wittwe des in Berlin verstorbenen russischen Gesandten *von Krüdener*, eine geborne Fräulein *von Vittinghof*, deren Vater Gouverneur in Riga war. GDZ.

ERFURT, b. Hennings: *Die schöne Pachterin.* Erstes und zweytes Bändchen. 1803. M. 1. K. 360 u. 269 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Sagte dem Vf. sein Gewissen gar nichts, als er sich unterstand, diess bunte Gemisch fader Empfindeley, leeren Bombastes und roher Sinnlichkeit einem unserer ersten und edelsten Dichter zuzueignen? Dieser Roman kann keinesweges auch nur zu den mittelmäfsigen gerechnet werden. An Plan und Entwickelung darf man hier gar nicht denken, aber an schmutzigen Erzählungen von Verführungen und Nothzüchtigungen mangelt es nicht. Bis in ein Bordell muss der Leser mit dem Autor. Held und Heldin der Geschichte lassen sich übrigens sehr naiv selbst Gerechtigkeit wiederfahren. Er, dem (Th. I. S. 27) „*in Dämmerstunden die Salzquellen ein bissgen übertreten*,“ den aber auch zur Entschädigung (S. 175) „*ein Kubus von Seligkeiten überfluthet*“ vermag (S. 199) „*vor Schaam die Augen nicht aufzuheben*“ und fühlt S. 213 „*die Erbärmlichkeit seiner Rolle in ihrem ganzen Umfange*,“ und sie charakterisirt sich S. 105 sehr treffend als ein „*buhlerisches Weib.*“ An Feinheit der Empfindung ist das edle Paar sich gleich. (S. 83) „*Sie dehnte sich nach Tische mit liebenswürdiger Ungezogenheit. Ich habe heute viel gegessen, sagte sie.* Er, seiner Seits, *fühlt* (S. 253) *durch das leichte Gewand ihr warmes zitterndes Fleisch.* Das rege Gefühl des Vfs. äussert sich vorzüglich in erbaulichen Betrachtungen auf Kirchhöfen. Vom Kirchhofe zu *Dietenhoff* heisst es: „*jedes Grab bezeichnet eine weisse Steinplatte mit Namen und Heimathsort des Glücklichen, der hier unten seine Transsubstantiations-Epochen beym Würmerbachanal feiert.*“ Wer ein Exempel eines unübertrefflichen Kernunsinns braucht, den verweisen wir getrost auf Th. I. S. 235. Er soll seine Erwartung übertroffen finden. Möchte doch keiner unserer vortrefflichen Schriftsteller im Bewusstseyn eines unerschöpflichen Reichthums, in der Darstellung genialisch sorglos seyn! Möchten alle, wenn sie in solchen Stümpern ihre Carricatur erblicken, die Gefahr recht beherzigen, die dem Geschmacke und der Sprache der Nation durch das Nachahmervolk zerstörend droht! Wer erkennt in des Vfs. aberwitzigen Metaphern nicht den unglücklichen Nachahmer? (Th. II. S. 159) „*Die abgestorbenen Theile der entwischten Liebe mussten erst durch den Lapisinfernalisstengel der Beredsamkeit, und die weisse Alkali-Salbe der Rührung in organische Thätigkeit gesetzt werden.*“ Schliesslich wünscht Rec. aus Achtung für Geschmack und Sitten, dass der Vf., was er sich S. 6) vornahm, leider! aber nicht hielt, nie wieder, *seine Gefühle* (und die seiner Leser) *durch eine ekelhafte Beschreibung entweihen möge!* Gvst.

KLEINE SCHRIFTEN.

HANDLUNGSWISSENSCHAFT. *Halle*, b. Hendel: *Tabellarische Uebersicht der üblichsten Münzen, Maasse und Zahlenbenennungen*, nebst einer Tabelle zur Erleichterung des Kopfrechnens, entworfen von *C. A. Buhle*, Subrector a. K. r. G. zu Halle. 1 Bogen gr. 8. (2 gr.) Dieses höchst unbedeutende Schriftchen enthält weiter nichts, als eine unvollständige und öfters unrichtige Abschrift des in vielen Kalendern und Rechenknechten befindlichen Anhangs, in welchen die gewöhnlichsten Münzen und Maasse angegeben werden. Der Nutzen, den dieses Blatt stiftet, wird sehr gering seyn. Wenn daher auch der Vf. seinen Vorsatz, eine Fortsetzung herauszugeben, nicht erfüllt: so verliert die pädagogische Literatur, für welche er seine Arbeit bestimmt, dadurch nichts.

WA.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 MÄRZ, 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

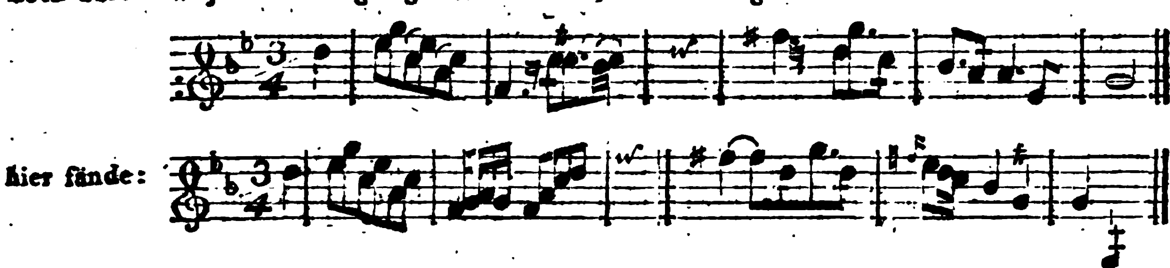
Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *F. G. Händels Oratorium, der Messias, nach W. A. Mozarts* Bearbeitung etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

IV. *Wesentliche Abänderungen* haben folgende Stücke erhalten. Da sie von Mozart nicht nach einem auf das Ganze berechneten Plane behandelt sind, sondern jedes einzeln für sich angesehen worden: so sind sie auch nicht unter Eine Summe zu bringen, sondern einzeln zu betrachten und zu beurtheilen.

Die Arie: *O du, der Gutes predigt zu Zion* etc. ist zwar stehen geblieben, wie sie Händel geschrieben hat, aber mit ungemein künstlichen und äusserst sorgsam gearbeiteten kleinen Solo's der Flöte, der Clarinetten und der Fagotten ausgestattet worden, die um so anziehender sind, je weniger sie sich von den Melodien der Arien selbst entfernen. Dass aber dadurch die Arie eine andere, ganz moderne Gestalt bekommen habe, ergiebt sich von selbst, so wie auch, dass gerade durch das Anziehende und Hervorstechende, das die Arie nun hat, dem folgenden Chore, da er über dieselben Worte und dasselbe Thema geschrieben ist, das schönste Interesse entzogen wird, welches er, nach H's Plan, dadurch erhalten sollte, dass, was in der Arie nur angedeutet war, im Chore ausgeführt wurde, und der Phantasie zugleich das Bild — erst des einsamen „Rufers in der Wüsten," der „Gutes predigt zu Zion", und dann des Auffassens und Weiterverbreitens dieser frohen Botschaft und ihrer Freude, vorschweben möchte. In diesem Chore selbst ist die Verstärkung der kurzen Zwischenspiele nach den hellen Ausrufungen: *Wohlan! Mit Macht!* (erhebe die Stimme —) nicht zu billigen, da sie diese lauten Ausbrüche der Freude dämpft und sie nicht so durchdringend umherhallen läfst, wie bey H. selbst. — Die meisterhafte Arie: *Das Volk, das da wandelt in Finsterniss* etc. hat H. fast ganz im schauerlichen Unisono der Geigen und Bässe, ja gröfstentheils auch der Singstimmen, geschrieben. Moz. hat diese Stimmen unverändert gelassen; aber dazu gleichsam ein ganzes, zweytes Orchester gesetzt, das er mit feiner Wahl aus Einer Flöte, zwey Fagotten und zwey A-Clarinetten bildete, welche letzte zu diesem Satze (aus H moll) äusserst befremdend, aber, wie sie nun behandelt sind, vortrefflich tonen. Diese Stimmen sind sämtlich und durchaus obligat gesetzt, und dennoch nur aus Ideen der Arie selbst gewebt. Es ist dadurch ein äusserst kunstreiches Stück geworden. Man erstaunet, wenn man übersiehet, was Mozarts tiefer Geist mit so wenig Materie vermochte, und wer Gelegenheit hat, sich diess Stück oft und gut aufführen zu lassen, wird sich nicht satt daran hören. Indessen, es ist durch diese Bearbeitung etwas ganz anderes geworden; etwas, dem man, sieht man es einzeln für sich an, ohne Pedanterey schwerlich wird absprechen können, dass es weit höhern Werth besitze, als das alte: aber auch etwas, das den Standpunkt ganz verrückt, aus welchem das ganze Werk anzusehen und zu beurtheilen ist. Es scheint uns die Mozartsche Bearbeitung dieser und der sogleich anzuführenden Arie, der Schillerschen Bearbeitung der Hexenscenen im Macbeth fast in jedem Betracht zu gleichen. Diese zweyte, in Ansehung der Umgestaltung jener ähnlichen Arie, ist die: *Du zerschlägst sie mit eisernem Scepter* etc. Sie hat an sich noch mehr gewonnen, denn bey H. ist sie nur seltsam, hier aber durch die obligaten, und äusserst kunstreich verwebten Blasinstrumente zu einer der interessantesten Arien dieses Oratoriums geworden. Aber H. opferte diese Arie dem darauf folgenden Chore, dem grossen Halleluja, auf, und wollte durch sie nichts, als Erwartung *erregen;* je mehr diese nun hier befriedigt wird, je ungünstiger ist es für diesen grossen Chor. Die diesem Chore zugekommene Verstärkung durch alle Instrumente, die in Orchestern gebraucht werden, ist darum als wesentlich anzusehen, weil die von H. zwar gross, aber sehr einfach behandelten Schattenparthieen, durch welche die glänzendern Lichter desto mehr gehoben werden sollten, jetzt zu lebhaft hervortreten, und dadurch die letzten schwächen. Man darf nur die ersten zwanzig Tacte im Original und in der Bearbeitung vergleichen, um diess bestätigt zu finden. Zu dem ganz contrapunktisch gearbeiteten Duett: *Der Tod ist verschlungen* etc. hat Moz. zwey, aus den Grundharmonieen gezogene, Bratschen gesetzt, und dadurch nicht nur die Ausführung und das Verständniss des ganzen Satzes erleichtert, sondern auch bey der Strenge, womit er sich an das Gegebene hält, dem ohnehin schönen Stücke noch einen höheren Werth verliehen. Es scheinet diese seine Arbeit eine Kleinigkeit: aber nur ein Meister konnte sie so geben. — Mit allem, was an den übrigen Stücken des dritten Acts gethan worden, kann Niemand zufrieden seyn, den nicht Autorität blendet; und es läfst sich mit einiger Sicherheit annehmen, dass dem Bearbeiter sein Geschäft, wo es sich zum Ende neigt, zum Verdruss ge-

geworden sey, oder dass man ihn dabey übereilt habe. In beiden Fällen glaubte vielleicht Er, der sich sonst bey bedeutenden Arbeiten nie Nachlässigkeiten zu Schulden kommen liess, sich nachsehen zu dürfen, weil er an eine öffentliche Herausgabe seiner Umgestaltung des Messias nicht dachte. Oder sollte eine dritte Person im Spiele gewesen seyn, die es nun gerade *so* gemacht haben wollte? Den ersten und dritten Satz des Chors: *Durch Einen kam der Tod* etc. schrieb H. ohne Instrumente, und liess diese nur bey den Worten: *Durch Einen kömmt auch der Todten Auferstehung*, lebhaft eintreten, und seine Absicht ist nicht zu verkennen; hier sind die Singstimmen jener Sätze durch ein ganzes Chor Blasinstrumente verstärkt. Das Accompagnement: *Merkt auf, ich sag' ein geheimes Wort* etc. schliesst: *Wir werden verwandelt zur Zeit der letzten Posaune.* Hier tritt nun die bekannte, imponirende Arie, unmittelbar mit der obligaten Trompete, äusserst überraschend, und die Scene selbst vor die Anschauung rufend, ein, so dass hernach die Worte: *Die Posaune erschallet! Die Todten stehen auf!* etc. eine erschütternde Wirkung hervorbringen *müssen*. Hier ist das alles anders. Hier hat die Trompete schon beym Schluss jenes Accompagnements eine gewöhnliche Fanfare, und von der Arie selbst ist wenig mehr, als nichts geblieben. Dieses im Einzelnen zu vergleichen und die Verderbung jenes originellen, obschon freylich *nur* auf augenblicklichen Effect berechneten Stücks zu beweisen, (denn es ist hier wirklich selbst ein strenger Beweis möglich,) müsste zu weit führen; die Sache liegt aber auch so am Tage, dass man sich auf die Einsicht eines jeden Lesers, der vergleichen, oder auf das Gefühl eines jeden Zuhörers, der aufmerken will, verlassen kann. Hier nur so viel! H. schrieb eine Arie von mehr als anderthalbhundert Tacten, (die freylich wohl einige Abkürzung erleiden konnte,) für zwey Violinen, Viola, — die nur wenig bekamen — Singstimme, Bass und durchaus concertirende Trompete, die, in überwältigender Pracht, die Melodie führt und mit der Singstimme alternirt. Moz. strich von der Arie fast zwey Drittheile weg, gab die Solos der Trompete den Geigen u. dgl., liess ihr nur die sonst gewöhnlichen Tuttisätze, und dämpfte sie auch noch durch zwey neu hinzugefügte Waldhörner, die denn auch ihre kleinen Solos bekommen. Es sey uns erlaubt, zu wiederholen, dass hier wahrscheinlich *besondere* Ursachen mitgewirkt haben; denn so sehr vergriff sich Moz. ohne sie schwerlich. So sehr aber, wie es bey der Arie: *Ist Gott für uns, wer kann uns schaden* etc. geschehen, vergriff sich Moz. *ganz gewiss nie*, und hier *müssen* besondere Ursachen mitgewirkt haben. In der ersten Ausgabe des Messias, die Moz. vor sich hatte, steht nur ein kurzes Accompagnement über jene Worte; für die zweyte schrieb H. eine der schönsten Arien des Oratoriums, obgleich nur für Eine Violin, Sopran und Bass. Nach dem Chor: *Dank sey Gott, der uns den Sieg gegeben hat* etc. und vor dem: *Würdig ist das Lamm, das erwürget ist* etc. dringt, durch seine fromme, kindliche Einfalt, dieses Stück jedem Zuhörer tief ins Herz. Doch fand man, selbst in England, dass diese Arie für die Ausführung vor einem gemischten Publicum zu lang sey. Weil ihr aber nichts genommen werden konnte, ohne das schöne Ganze zu zerreissen, suchte man sie mit einem bescheidenen Reitz zu schmücken, und zog aus der Violinstimme einen obligaten Fagott. (Burney, sagt man, that das.) So wurde das Stück gegeben, und that vortreffliche Wirkung. Diese Fagottstimme ist in der M'schen Bearbeitung beybehalten, ausserdem sind die *zwey* Violinen und die Viola voller ausgesetzt worden — wogegen sich wenig sagen liess: aber man findet auch überall die willkührlichsten Abänderungen; und zwar eingeschaltete, veraltete Operettenzierrathen, ohne allen Grund weggeworfene, oder hinzugesetzte Stücke von ganzen Zeilen, höchsttriviale Ausgänge, und überhaupt Armseligkeiten, wie sie Moz., selbst in seinen flüchtigen Papagenoliedchen u. dgl., selbst in seinen kleinern Claviersonaten, als zu gemein, verschmähete. Das *kann* er nicht gemacht haben. Es *scheint* nur hart, hier über die Werkthätigkeit eines dritten zu entscheiden, da man keine historischen Beweise dafür geben kann; aber jeder, der über die Sache zu urtheilen im Stande ist, wird keiner solchen Beweise bedürfen, selbst wenn er nicht in den Geist des Stücks, sondern nur in das Mechanische der Ausführung desselben zu dringen verstünde, sich an Einzelnheiten hielte, und nun, statt H's körnigen:



Nach diesem genauen Berichte wird es keinem der Sache Kundigen schwer fallen, ein Urtheil über diese Ausgabe des Messias zu fällen. Das unsrige ist folgendes. Betrachtet man diess Oratorium als eine Sammlung Kirchencantaten, von denen man mit Sängern und Orchestern, wie sie jetzt auch gewöhnlich sind, Gebrauch machen will: so hat es (die angegebenen wenigen, und offenbaren Missgriffe abgerechnet,) gewonnen. Es ist brauchbarer, nützlicher geworden. Betrachtet man diess Oratorium als Ein Werk,

Werk, und zwar als das Werk eines der gröfsten Künftler, als fein vollendetftes Werk: fo hat es viel verloren. Es ift fchwankend zwifchen alt und neu geworden. Siehet man von allen diefem ab, und hält fich, als fenfualer Liebhaber, nur an das, was eben da ift und wie es wirkt: fo haben einzelne Stücke beträchtlich verloren; andere beträchtlich gewonnen, das Ganze aber ift, fchon durch Schwächung der Gegenfätze, die in Händel's Werken ein eben fo mächtiger Hebel find, wie ungefähr in Schillers — an Wirkung weniger kräftig geworden. Ungeachtet fich demnach der Kenner und Freund der Tonkunft diefer neuen Ausgabe freuen darf, befonders weil von ihr zu erwarten fteht, dafs fie, theilweife gebraucht, viele geift- und herzlofe Kirchencantaten verdrängen werde: fo kann er doch zu bemerken nicht unterlaffen, dafs diefe neue Ausgabe, eine neuere um fo wünfchenswerther mache. Diefe dürfte aber nur die letzte H'fche Bearbeitung felbft wiederholen. Was aus der Fülle des Gemüths eines wahrhaft grofsen Meifters hervorgegangen ift, kann, als Kunftwerk, durch *jede* Umfchmelzung nur verlieren, und wäre der Bearbeiter ein eben fo grofser Mann. Ein anderes ift die, in Nebendingen leife nachhelfende, ein anderes die, nach einem dem Urheber fremden Zweck verfahrende Hand. Aber auch die erfte follte man nicht an die *Ausgaben* folcher Werke legen, fondern das Gefchäft folches behutfamen Nachhelfens dem anheim ftellen, der dazu genöthigt wird, oder es nicht laffen kann.

Die Worte der Schrift find meiftens nach der in Oefterreich gewöhnlichen Ueberfetzung untergelegt; man wird finden, dafs fie nicht felten weniger kräftig und wohllautend ift, als die Lutherifche. Der Druck ift fo gut, als man ihn, bey fo wohlfeilem Preife, kaum verlangen kann; aber bey weitem nicht fo correct, als man ihn von diefer Verlagshandlung erwarten möchte.

PENIG, b. Dienemann u. C.: *Cupido, ein poetifches Tafchenbuch auf* 1804, herausgegeben von *Imman. Meier* und *S. G. Laube.* Mit Titelkupfer und geftochenem Umfchlag. 292 S. 8.

Eine Sammlung von Poefieen gar mannichfach, wie der Form fo dem Werthe nach, und Prolog und Epilog haben wohl Recht, wenn fie fie *ein buntes Gefchenk* nennen! Die Herausgeber, die mit ihren Freunden zum erftenmal öffentlich auftreten, unter denen fich aber einige durch ausbildungswürdige Talente auszeichnen, betreten in ihren Verfuchen eine Bahn, auf der es bey der jetzigen Verworrenheit der Meinungen fchon gewiffermafsen ein Verdienft ift, fie mit Ueberzeugung für die einzig richtige zu halten. Ein jugendliches Streben, das das Höchfte zum Ziel und einige ewig ächte Vorbilder zu Leitfternen gewählt zu haben, und feinen Gang wenigftens in der Hauptfache auf wohlgefafste und richtige Anfichten zu gründen fcheint, kann als folches fchon eine rühmliche Anerkennung verlangen, ehe man auch noch unterfucht hat, wie viel davon anderen Motiven, (als da find Nachahmungsbegierde, Reitz der Neuheit, Drang zum Excentrifchen) zukomme. Freylich wenn man fieht, wie manches Ausgleiten und Abirren vorfällt, wie fehr oft blofs Form für Gehalt angerechnet wird, und ftatt des freyen Schwunges der ausgebildeten Kraft ein nichtsnützigesUmherflattern in den Käfigfchranken einer *Manier* erfcheint: fo mufs man wünfchen, dafs eine ftrengere Selbftbeurtheilung die Herausgeber wenigftens von der Ausftellung folcher Verfuche abgehalten hätte, von denen ihnen bey einiger Erkenntnifs ihrer felbft das Mifslungene nicht hätte verborgen bleiben können.

So erfcheint mindeftens die Hälfte der Gedichte diefes Almanachs als eine Reihe von Studien, die nicht aus der Mappe hätten kommen follen; eine Foderung, die um fo ernfter gethan werden könnte, wenn man die Zeitumftände dazu erwägt, die es mit fich bringen, dafs Verirrungen der Art von jenen Vorftänden der Alltäglichkeit und der entgegenftehenden Kunftprincipien, die ohnedem alles unter einander zu werfen, fo gewohnt als willig find, nur als Waffen zur Vertheidigung ihrer Irrthumer ergriffen werden, und fo der guten Sache unausbleiblich Schaden bringen müffen. Wem am Emporkommen diefer liegt, und Rec. darf das mit Fug auch von den Herausgebern vorausfetzen, den wird fchon eine folche Rückficht zu gröfserer Sorgfalt und Vorficht bewegen.

Zu den, der Kritik am meiften Blöfsen gebenden Stücken der Sammlung mufs Rec. vorzüglich einen grofsen Theil der Romanzen und Balladen, (nicht minder viele Sonette) zählen, die den Sinn und Charakter ihrer Gattung faft nur durch die Form darlegend, nicht felten eine unbefchreibliche Leerheit athmen. Ob er auf die erften Romanzen v. *Laube*, *der Graf von Gleichen* diefen harten Spruch mit ausdehnen foll, ift Rec. faft unfchlüffig. Offenbar aber fehlt ihnen ein Merkliches, um zu einer ächten poetifchen Höhe erhoben zu feyn. Um fo mehr, da ein fo begünftigender Stoff die höchfte Kunft der Darftellung in Anfpruch nehmen mufste. Der *Dirnenräuber*, *Balduin und Edda*, die *Ballade* von *Meier*; *der arme Jäger*, *der arme Rittersmann* von *Laube*; *der Harfner*, *der Knabe* von *Sophie L.* liefsen Rec. bey und nach dem Lefen in nicht geringer Verlegenheit, zumal wenn er claffifcher Vorbilder, die den Verfaffern, wie nur zu deutlich hervorgeht, fehr gegenwärtig gewefen find, gedachte. Eben fo nicht wenige der Lieder, z. B. *an Röschens Grabe*, von *Meier*, *die Träume*, von demfelben, *der Wunfch*, und *die Prüfung*, mit I—r bezeichnet, *der Knabe*, von *Sophie L.*, *das Schwimmerlied*, von *Laube*, worin unter andern:

> Schüttelt eure Locken;
> So was wird bald trocken;
> *Nur das böse Ohr*
> *Wird so leicht nicht trocken,*
> Als die leichten Locken u. f. w.

Ferner *das Lied* von *Bertel*, und fämtliche Lieder von *Kurzbein*, (eins darunter: *die fchwarze Farbe* ift faft platt zu nennen,) — alle diefe dünkten dem Rec.

mehr

mehr oder weniger bloßes Wort und Reimgeklingel, die Nichtigkeit oft nur dürftig umhüllend, oft prosaischer Fläche sich annähernd, wenn auch hie und da eine poetische Idee dunkel zum Grunde zu liegen schien, — fast möchte man sagen: Fabrikarbeit. Die *musikalischen Scenen* von *Meier* sind, trotz mancher blendenden Einzelnheiten, ein, offenbar aus Misverständnissen entsprungener, und aufs äusserste misglückter, ja kaum zu vergebender Versuch. Wo die *Träume* mit den Wanderer Zek, Zek und Blindekuh spielen, die *Dorfhunde* ihr Bau Bau einmal ums andre rufen, die *Eulen* sich vernehmen lassen, welchen wieder die *Sterne* das Wort abnehmen, bis das Chor (?) der *Sonne* Ah, Ah! und die *Nacht* Weh, weh! macht, wo die *Abendglocke* bim, bim, und die *Heerden* kling, ling, sagen, der *Schäfer* meint:

So 'n Schaf ist doch ein dummes Ding

und nachher:

Immer nach Haus,
Sonst würden wir noch nass!

bis, *endlich*, nachdem der Wanderer vom Blitz erschlagen, und von *Liebenden* bedauert ist, *Mond und Sterne* mit den sinnvollen Versen schliessen:

Aufgang aus Niedergang.
Nicht ewig gebunden,
Was irdisch verschwunden,
Aufgang aus Niedergang!

da sieht sich Rec. jedes Urtheils entmüssigt, und es würde ihm schwer werden, es ohne Bitterkeit auszusprechen. Ein anderes Gedicht von *Meier: Prolog zum Stück* betitelt, geht bey all seiner Länge ebenfalls auf nichts aus, und läfst über die ihm zum Grunde liegende Idee aufs völligste in Zweifel.

Andere Gedichte der genannten Gattungen machen dagegen auf eine ehrenvolle Erwähnung Anspruch, und da sie meist mit jenen einerley Verfasser haben: so ist um so mehr zu verwundern, wie diese ihren Vortheil so misverstehen, und sich auf so verschiedenen Stufen darstellen konnten. Viele Poesieen von *Giesebrecht* und *Laube*, die von geläutertem Kunstsinne und einem tiefen Gemüthe zeugen, und zum Theil vortrefflich zu nennen sind, von jenem z. B. *die Klagen einer Nonne*, und *Laura*, (seine geistlichen Sonette sind schon von weit minderem Gehalte) von diesem *Ilse, der Rosstrapp, Rose, Götterdank* u. a., eben so eine Ode von *Wesselmann* auf *Washington*, rechnet Rec. hieher. Die Sestine: *die Metalle*, von *Laube*, ist dagegen wieder so überaus leer, und sinkt gegen das Ende so in Nichts, dafs sie nicht der Mühe werth ist, die die Form gekostet. Unter den Epigrammen, die mit I—r bezeichnet sind, findet man vom Schlechtesten bis zum Guten hinauf Proben.

Ausser einer Uebersetzung der Petrarca'schen Canzone auf die *Quelle von Vauclüse*, von *Meier*, die im Ganzen gelungen zu nennen, und einigen kleineren Sachen, sind noch zwey Gesänge *der Hölle* des *Dante* übersetzt, einer von *Meier*, einer von *Laube*. Beide sind nur als Versuche zu beurtheilen, was schon aus der Natur der Aufgabe fliessen würde. Inzwischen verdient die Arbeit von *Laube* (Gesang V) sowohl in Rücksicht ihres Geistes und richtiger Annäherung an das Original, als ihres Versbaues bey weitem den Vorzug vor der Meierschen. Doch ist auch bey ihr noch zu wenig Fleifs auf die Form gewandt. Ausser vielen Hiaten und misklingenden Versen, ist der Uebers. weniger auf Mannichfaltigkeit des Reims bedacht, als es immer noch unsere Sprache erlaubt. Von der 12—16 Terzina z. B. läfst er den Ton: „Klagen" Plagen u. s. w. *neunmal* hören, indem der dazwischen liegende Reim nur das *g* in *r* ändert, ein Unterschied, der für das Ohr geringe ist. Anderswo wählt er noch unglücklicher: wie, wo er zweymal „ein'gen" bringen muss, oder genöthigt ist, verderbliche Zusätze zu schaffen, wie Terz. 81 „der Gute." — Weit mangelhafter, auch in dieser Rücksicht, ist noch die Meiersche Uebersetzung (Gesang III), wo die Noth schon im zweyten Verse angeht, und *la perduta gente*: um deswillen „das Volk, verloren, *trübe*" genannt wird, wo der den Gesang beginnende Reim schon Terz. 3 wieder da ist, und das *e* (hier der unbrauchbarste aller Vocale) in den Reimen entsetzlich vorwaltet, wie es denn von der 9—30 Terz. fast gar nicht aufhört, und wo diese an sich schon werthlosen Reime obendrein oft nur durch die gröfsten Sonderbarkeiten des Ausdrucks gebraucht werden können. Z. B.

Wo jedes Zagen *muss getödtet gehen*.

Oder: Des Todes Hoffnung *ihnen ist verleget*.

Oder: — als ich einge draus erkennet *eben*.

Diefs, und Wortstellungen wie

Das Antlitz *ihnen sie* mit Blut beflecken.

Oder: Wo ekelhafte Würmer *auf es* lecken

zeigen, so wie überhaupt die Nachlässigkeit in der Wahl des Ausdrucks, von einer unrichtigen Schätzung der Schwierigkeiten einer solchen Arbeit. Hie und da trifft man auch auf offenbare Misverständnisse, das auffallendste fand Rec. v. 52, wo der Uebers. aus *insegna* eine *Schaar* macht, folglich vor der eigentlichen Schaar, die gleich folgt, (*lunga tratta di gente*) sich *noch eine* im Kreise *drehen* läfst; da im Gegentheil von einer Fahne die Rede ist, der der Zug nachgeht (*dietro le venia*).

Drey längere Gedichte, unter dem Namen *Trias* von den übrigen abgesondert, worin die Herausgeber das Publicum aus den Augen verlieren, um sich ihrer früheren Jugendverhältnisse zu erinnern, und ihre gegenseitige Hochachtung und Freundschaft für einander an den Tag legen, schliefst die Sammlung nicht zum angemessensten. Rec. wünscht, dafs die Zukunft alle Hoffnungen, die dieses Taschenbuch erregt, erfülle, alle Besorgnisse, zu denen es berechtigen könnte, verschwinden lasse; dafs das schwächere wie das bedeutendere Talent seiner Ausbildung mit Ernst und Fleifs obliegen, das Wesen seiner Kunst immer fester ins Auge fassen, und bald daran denken möge, statt die beginnende Kraft durch das Bestreben, sich in *allen* Formen auszusprechen, zu zersplittern, seinem Gemüthe diejenige abzufragen, in der es sich mit Glück und Gelingen zu bewegen hoffen kann.

Für das Aeufsere des Taschenbuchs hat der Verleger in jeder Rücksicht mit dem rühmlichen Aufwande gesorgt, den man an seinem Verlage zu erblicken gewohnt ist. Nur wäre von dem Cupido des Titelblatts eine, wo nicht gefälligere, doch richtigere Zeichnung zu wünschen. Auch sind einige Compositionen von *W. Schneider* hinzugefügt, so wie eine von *Tag*.

H. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 MÄRZ, 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Schmidt: *Feuerbrände für Deutschland, oder: Annalen der Tugend und der Laster* etc. von *X. Y. Z.* 1803. *Erster Band.* 290 S. *Zweyter Band.* 288 S. 8. (Jeder Band 1 Rthlr.)

Ueber den auffallenden Titel: *Feuerbrände* erklärt sich der Eingang zum ersten Auffatz dahin, dass das Feuer der in dieser Zeitschrift enthaltenen Abhandlungen die Leser erwärmen, und manche Wahrheit in denselben ihnen so nahe gelegt werden soll, dass ihr Gemüth dadurch, wie von einem Brande, gleichsam in Gluth gerathe. Immerhin! Es ist ein Aushängeschild, wie tausend andere, und wir haben nichts dagegen, wie jemand seine Sachen an den Mann zu bringen sucht. Nur fürchten wir, mancher Leser werde die Brände so deuten, als würde man sich an den Auffätzen die Finger verbrennen, wenn man ihren Rathschlägen folgen wollte. Hier ein Verzeichniss der vorzüglichsten Auffätze! Der Auffatz: *Genuine Nachrichten von den heutigen Gold- und Rosenkreuzern in Deutschland*, der im 1 und 2 Heft des 1 Bandes sich befindet, liefert wenig oder gar keine neuen Ansichten. Ein darin enthaltener Brief, von dem man nicht weiss, von wem und an wen er geschrieben ist, zeigt blos, dass es unter den Meistern dieses Ordens auch ganz gemeine Bettler gab. Denn der arme Schlucker von Briefsteller beugt sich vor seinem Gönner in den Staub, um den Rest von einem Ducaten zu erschmeicheln, den er unter die Armen vertheilen soll! *Ueber den Nachtheil der Anwendung der Prügel bey Criminaluntersuchungen*, verdient von allen Criminalbehörden beherziget zu werden. *Die neue jesuitische Congregation zu Pfadelbach*, aus den Zeitungsblättern bekannt. *Die Schädlichkeit alter Privilegien.* Die Altstadt Brandenburg erhielt von den Marggrafen aus dem Baierschen Hause das Recht des Krugverlags 3 Meilen um die Stadt herum. Mit eben einem solchen Privilegium beliehe M. Ludwig der Römer 1335 die Neustadt Brandenburg. Diess Privilegium drückt noch heut zu Tage die benachbarten Oerter; das General-Directorium sieht die Schädlichkeit desselben ein, und ohne es aufheben zu können, sucht es dasselbe so viel wie möglich zu beschränken. Der Auffatz: *Ueber die Gränzen der Pressfreyheit* führt aus längst bekannten Gründen das Wort der guten Sache, aber eben darum führt er nicht einen Schritt näher zum Ziele. Nach unserm Dafürhalten lösst sich die ganze Frage in folgende Bestandtheile auf: wie ist der durch Schriften verbreiteten Sittenverderbniss zu steuern? und wie hat sich der Richter gegen einen Schriftsteller zu benehmen, der die Religion, den Staat etc. verunglimpst? Die erste dieser Fragen erhält zur Antwort: bildet den Geschmack eurer Kinder, so wird ihnen, wie dem Censor, vor geistlosen und herzverderbenden Sudeleyen ekeln! Der Schriftsteller, der keinen sittenlosen Leser zu finden hofft, schreibt gewiss kein sittenloses Buch, und die Erfahrung hat es gezeigt, dass die Sittenverderbniss des Publicums *in praxi*, immer den sittenverderbenden Büchern vorhergegangen. Die Antwort auf die zweyte Frage lautet: wie gegen jeden andern Injurianten. Nur muss der Gesetzgeber, da die Injurie durch Druckschriften eine grössere Publicität erhält, auch die Strafe schärfen, und etwa den Schriftsteller dahin bedrohen, dass er es auf eigene Kosten ausmittele, wer alles seine Injurie zu Gesichte bekommen habe, um an denselben den gedruckten Widerruf und die Abbitte gelangen zu lassen. *Ueber den nachtheiligen Einfluss der Jagd auf den Landbau und die Mittel, ihn zu verhüten.* Eine mit vieler Gelehrsamkeit prunkende Abhandlung, in welcher der Text gleichsam auf den Noten schwimmt, in der aber weder ein Nachtheil gezeigt wird, der nicht schon längst bekannt wäre, noch ein Mittel angegeben wird, das nicht jedes nur erträgliche Forstrecht schon enthielte. — *Die Vorschläge des Hn. v. Arnim zur zweckmässigern Einrichtung der Preussischen Gefangenanstalten*, verstatten keinen Auszug, da jedes Wort derselben die grösste Beherzigung verdient, und für den edlen Menschenfreund die innigste Theilnahme erregt. Gewiss der einzige Auffatz in beiden Bänden, der von Sachkenntniss und Gradsinn im höchsten Verstande der Wörter zeugt, und bey einer ganz umfassenden Ansicht seines Gegenstandes, Vorschläge thut, die ausführbar sind. *Ueber die Verbesserung des Forstwesens.* Ein sonderbarer Auffatz! Er fängt mit den theils bereits eingeführten, theils schon vergessenen Vorschlägen an, die ein Ungenannter 1799 dem Könige Friedrich Wilhelm III über diesen Gegenstand eingereicht hatte, schweift dann auf die Meinung ab, die Friedrich II von der Jagd hegte, und endet mit den Bedrückungen, die der Vice-Oberjägermeister von Stein sich unter Friedrich Wilhelm II bey Auffoderungen zur Ableistung der Jagddienste erlaubte! Von dem also, was man erwartete, kein Wort! *Die Wohlthaten des Pupillencollegiums in *** sind zwar nicht fortgesetzt, obgleich die Fortsetzung versprochen ward; man sieht aber wess Geistes Kind die-

dieser Satiriker ist. Denn Satire soll doch wohl die Ueberschrift seyn, da das Pupillencollegium über sein Verfahren getadelt wird. Die Thatsache ist kürzlich die: Jemand heyrathet ein Mädchen, zu deren Ausstattung ein Oncle 200 Rthlr. hergiebt, wofür sich der Mann als Selbstschuldner verschreibt. Nach dem Tode des Oncles findet der Universalerbe den Wechsel über 200 Rthlr., schenkt diese Summe dem Kinde seiner Nichte, will sie aber vom Vater eingetrieben wissen. Der Vater macht dagegen Vorstellungen, die von der *Billigkeit* hergenommen sind, und das Pupillencollegium entscheidet nach *Gerechtigkeit*. Was will nun dieser scheinbare Kosmopolit mit seinem Achselzucken? Gewiss ein hartes und äusserst gewagtes Unternehmen, von einem Gerichtshof zu verlangen, dass er nach Billigkeit für den Vater sprechen soll, da die Gerechtigkeit für den unmündigen Sohn sprach! In den *Gedanken über eine Pensionsanstalt für Dienstbothen* wird die von dem verstorbenen Grafen *von Alvensleben* über diesen Gegenstand aufgeworfene Preisaufgabe getadelt. Der Brodherr habe der Ausgaben schon zu viele, als dass er hiezu beytragen könne; und wenn die Beyträge von den Dienstbothen erhoben werden sollten, würden diese den Lohn erhöhen müssen, wodurch der Beytrag doch am Ende auf den Brodherrn fiele. Ueberdiess würde das Gesinde, durch diese gesicherte Aussicht in die Zukunft nur trotzig und zu noch häufigern Dienstveränderungen verleitet werden, als bis jetzt schon im Schwange waren. Er schlägt daher unter andern vor, dass mit den schon bestehenden Arbeitshäusern, Versorgungsanstalten auch für Dienstbothen verbunden würden. Ist das aber etwas anders als eine Pensionsanstalt? Und ging dann die wohlgemeinte Absicht des Hn. *v. A.* auf etwas anders, als auf die Versorgung solcher Dienstbothen, die nicht mehr arbeiten können? Wie traurig ist es doch, dass ein Unbefugter den edlen Gedanken, dem müden Menschen einige wenige Stunden der Ruhe zu verschaffen, dadurch brandmarkt, dass er jene Pensions-Anstalt, eine Faul-Anstalt nennt! *Die heiligen zehn Gebote für angehende Cameralisten und Finanziers*, enthalten in einem schwerfälligen Styl einige Sätze aus den Anfangsgründen der Cameral- und Finanz-Wissenschaft. Wie unwissend und unerfahren muss doch der Cameralist und Finanzier seyn, der diese nicht weiss! Und wo hat dieser Lehrer seine Weisheit hergenommen, dass er die Beförderung der Viehzucht und des Ackerbaues im Staate für wichtiger als die Bevölkerung desselben hält? Jene beiden Zweige zur Ernährung der Einwohner stehen, so wie alle Zweige des National-Kunstfleisses, mit der Bevölkerung im Wechselverhältniss. In einem Staate, wo die Bevölkerung durch zufällige Umstände abnimmt, braucht man die Nahrungszweige nicht zu vermehren, zu erhöhen; und wo diese zufälliger Weise vertrocknen, kann die Bevölkerung nicht zunehmen. Eins hält mit dem andern allemal gleichen Schritt. Wir nehmen folgende drey Aufsätze zusammen: *Ueber die Bittschrift der deutschen Judenschaft an den Reichstag zu Regensburg, oder Vertheidigung der Christen gegen die Eingriffe und den Wuchergeist der Juden. Der Charakter der Juden im Allgemeinen, und über die Mittel, ihn zu bessern.* Endlich die sogenannte Recension der Schrift: *de civitate Judaeorum* vom K. Preussischen Criminalrath *Paalzow*. Diese Aufsätze athmen Einen Geist, ob wir gleich nicht behaupten können, dass sie aus Einer Feder geflossen sind. Wie muss einem Mann zu Muthe seyn, der zu derselbigen Zeit, wo alles sich bestrebt, das schöne Gebäude der Bruderliebe und der Duldsamkeit aufzuführen, sich alle Mühe giebt, es zu untergraben? Gewiss nicht anders, als jenem Manne, der kein inneres Verdienst in sich fühlte, und den Tempel der Diana anzündete, um wenigstens so in der Geschichte genannt zu werden! Der zuletzt genannte Aufsatz rührt vom Justizcommissarius *Grattenauer* in Berlin her, der sich zu demselben als Vf. bekennt, und ihn besonders unter dem Titel: „*wider die Juden*," abdrucken liess. Er enthält keine Recension der Paalzow'schen Schrift, da diese sich auf ruhiges Prüfen ihres Gegenstandes einlässt, Hr. *G.* hingegen *Eisenmenger* und andere compilirt — *Schmidt* scheint er nicht gekannt zu haben, — die von ihm, Hr. *G.* angefertigte Deduction gegen die Zulässigkeit des Judeneides anführt, und Anekdoten beybringt, an die Hr. *P.* nicht gedacht hat. Und wozu alles das? Um zu beweisen, dass die Juden stinken, Wucher treiben, falsch schwören, und selbst den Aerzten ihrer Kolonie nicht zu trauen sey! Sensation hat diese Schrift, bey dem unaufgeklärten Christen und Juden, allerdings machen müssen; denn der unaufgeklärte Christ ist schadenfroh, und der unaufgeklärte Jude furchtsam. Der uneingenommene Beobachter aber sah bald ein, dass diese Broschüre gar keine Aufmerksamkeit verdiene. — Die Beschuldigungen Eisenmenger's sind grössten Theils mit Stellen aus dem Talmud und andern rabbinischen Schriften belegt. Wer aber den Talmud kennt, wird wohl wissen, dass er eine Sammlung von höchst widerstreitenden Meinungen ist, in welcher sich daher für jede die Menschheit schändende Stelle eine andere findet, an der sich das Herz des Menschenfreundes erwärmen kann. Und was Wunder überhaupt ist es, dass es in einem Zeitraume von beynahe 2000 Jahren intolerante Juden gegeben hat? Der Geist aller positiven Religion führt bey dem Unaufgeklärten nothwendig auf Intoleranz; und es sollte gar nicht schwer fallen, aus dem N. T. den Kirchenvätern, den Beschlüssen der Sorbonne etc. das traurigste Gemählde dieser Art aufzustellen, und aus zusammengestoppelten Bruchstücken, gleichsam eine Musivarbeit hervorgehen zu lassen, vor welcher der entschiedenste Menschenfeind zurückbeben, und sich gestehen müsste: so intolerant habe ich die Menschen noch nicht gekannt! Rec., der die Juden genau kennt, ist kein unbedingter Vertheidiger derselben; aber es kränkt ihn, wenn er sieht, dass man die Schuld alles dessen, was ihnen zur Last fällt, gänzlich auf sie legt. Eine christliche Familie lebt mit 400 Rthlr. in Berlin äusserst eingeschränkt; aber der Hausvater erwirbt diese Summe entweder als Gehalt, oder durch seiner

Hän-

Hände Arbeit, ohne grosse Capitalien. Der Jude, der seine Familie, wenn auch eben so eingeschränkt ernähren will, bedarf dazu wenigstens eines Capitals von 10,000 Rthlr., um diese Summe auf eine rechtliche Weise hervorzubringen. Nun hat er aber selten mehr als ein paar hundert Thaler bey seiner Verheyrathung; alle andere Wege, als mit Geld, Geld zu verdienen, sind ihm abgeschnitten, seine 200 Rthlr. muss er zu 200 Procent ausbringen, und er ist noch ein sehr ehrlicher Mann, wenn er sich mit 10 oder 8 Procent begnügt! Der possirliche Einwand, dass die Christen leiden würden, wenn die Juden die Rechte der Menschheit erhalten sollten, verdiente eigentlich ebenfalls eine possirliche Antwort: jetzt nämlich leiden die Juden, da den Christen die Rechte der Menschheit allein eingeräumt sind. Denn Mensch ist Mensch. Aber die Sache im Ernst genommen, möchten wir wohl fragen: was verlieren die Christen dabey, wenn die Juden zu Handwerken etc. zugelassen werden? Jeder Jude, der ein Handwerk treibt, ist dem Handelsstand entzogen, und an seine Stelle tritt ein Christ ein: das Gleichgewicht ist wieder hergestellt. — Was nun die Beschuldigung gegen die Zulässigkeit des Judeneides betrifft, die Hr. G. abermals aufwärmt, und zu der er die Gründe von einem am Versöhnungstage gehaltenen Gebete hernimmt: so gesteht Rec. dass er den Juden rathen wollte, diess Gebet ganz abzuschaffen, da es schon so oft zu ihrer Verunglimpfung gebraucht wurde. Er muss aber auch von der andern Seite bekennen, dass es das unschuldigste Ding auf Gottes Erdboden ist. Es enthält weiter nichts, als einen den Katholiken nachgemachten Ablass von Sünden, Gelübden etc. gegen Gott; von Verbindlichkeiten der Menschen gegen den Menschen befreyet es auf keine Weise. — Die in diesen beiden Bänden enthaltenen Gedichte von den Pseudonymen *Rivera*, von *Richtscheid*, und von *Held*, sind nicht ganz gewöhnlich. Die Feder aber, die sie schrieb, war in Wermuth getaucht, und die Bitterkeit, die sie dem Leser mittheilt, stärkt ihn nicht, sondern schwächt seinen Glauben an Menschenwürde, und macht den Menschen zum Abscheu vor sich selbst.

V—b.

1) Berlin, b. Schmidt: *Wider die Juden. Ein Wort der Warnung an alle unsere christliche Mitbürger.* (Fünf Auflagen). 1803. 64 S. 8. (6 gr.)

2) Ebend. b. demselben: *Erklärung an das Publicum über meine Schrift: wider die Juden*, von *C. W. F. Grattenauer*, königl. preuss. Justizcommissarius und Notarius im Departement des Kammergerichts. *Zweyte Auflage.* 48 S. 8. (6 gr.)

3) Ebend. b. demf.: *Grattenauers erster Nachtrag zu seiner Erklärung über seine Schrift: wider die Juden.* Ein Anhang zur fünften Aufl. 84 S. 8. (8 gr.)

4) Ebend., b. Hayn: *Können die Juden, ohne Nachtheil für den Staat, bey ihrer jetzigen Verfassung bleiben?* 67 S. 8. (8 gr.)

5) Ebend., b. Schöne: *Für die Juden. Ein Wort zur Beherzigung an die Freunde der Menschheit und die wahren Verehrer Jesu.* Vom Kammerassessor u. Prof. *Kosmann. Zweyte Auflage.* 56 S. 8. (4 gr.)

6) Ebend., b. demf.: *Geständnisse; meine Schrift für die Juden betreffend*, vom Kammerassessor u. Prof. D. *Kosmann. Eine Zeitschrift.* 64 S. 8. (4 gr.)

7) Ebend., b. demf.: *Sendschreiben eines Christen an einen hiesigen Juden, über den Vf. der Schrift: wider die Juden.* 32 S. 8. (2 gr.)

8) Ebend., b. demf.: *Der Pseudo-Hamann, oder kurze Widerlegung der Schrift: wider die Juden.* 40 S. 8. (4 gr.)

9) Hamburg, b. Nestler: *Bellerophon oder der geschlagene Grattenauer, nebst einer Dedication an den Teufel.* Von *S. J. Lefrank.* 55 S. 8. (6 gr.)

10) Berlin, b. Schöne: *Kosmopolitische unpartheyische Gedanken über Juden und Christen, erzeugt durch das Werk: wider die Juden* u. s. w. *Eine Vertheidigung dessen, was gerecht und billig ist.* Von *K. F. W. Freyherrn v. Diebitsch*, Russisch. Kaiserl. Major ausser Dienst. 1804. 132 S. 8. (12 gr.)

Viel Lärm, aber *nicht* um Nichts, wenn man den *wider* die Juden geschriebenen Broschüren glaubt! Hr. *Grattenauer*, bekannt durch eine Schrift über das *Wechselrecht*, und vor einigen Jahren *Anwald des Juden Gans zu Celle* gegen den preussischen Kammerherrn, Baron von *Eckartstein*, jetzt ein muthwilliger Gegner der Juden, giebt in der Vorrede zu Nr. 1. deutlich genug an, was ihn bewogen habe, die Feder gegen die Juden zu ergreifen. „Ein *Ministerium*, führt er aus Herders Adrastea nicht ohne Absicht an, in welchem der *Jude* alles gilt; eine *Haushaltung*, in welcher ein *Jude* die Schlüssel zur Garderobe und zur Casse des ganzen Hauses führt; ein *Departement* oder *Commissariat*, in welchem *Juden* die Hauptgeschäfte führen, eine *Universität*, auf welcher *Juden* als Mäckler und Geldverleiher der Studirenden geduldet werden, das sind unauszutrocknende pontinische Sümpfe. Denn nach dem alten Sprichwort: wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler, und wo Fäulniss ist, hecken Insecten und Würmer.“ Der Vf. von Nr. 4 geht noch freyer mit der Sprache heraus; er behauptet S. 63 ausdrücklich: „es sey anzunehmen, dass die Juden von der Summe *alles Verkehrs* im (preussischen) Staate und von der Summe *aller Besoldungen* der *Militär-* und *Civilbeamten* wenigstens *zehn Procent* im Durchschnitt durch den Wucher und Betrug an sich ziehen.“ Und S. 33 heisst es: „Wer kann durch ein ehrliches Gewerbe, ohne zu stehlen, ohne zu betrügen, ohne zu contrebandiren, ohne die Münzen zu beschneiden, ohne zu defraudiren, ohne die Cassenbeutel zu verfälschen, und ohne einen sträflichen Handel mit falschem Gelde zu treiben, *in einer so kurzen Zeit so grosse Reichthümer zusammen bringen, als so mancher Jude?*“ Auch Hr. *Buchholz*, dessen Schrift: *Moses und Jesus*, durch das grosse Aufsehen, welches die Grattenauerschen Pamphlete gegen die Juden in dem preussischen Staate gemacht haben, veranlasst ward, und von einem andern Mitarbeiter angezeigt werden wird, sagt S. 200 seiner Schrift: „Wie soll der Christ es ruhig mit ansehen, *dass sich in der*

Staats-

Staatsgesellschaft ein Sauerteig befindet, der den ganzen Teig versäuert? Wie kann man ihn bereden wollen, das zu lieben, was er seiner Natur nach *hassen muss?*" Also ein grosses, für den Staat gefährliches Uebergewicht, das sich die Juden angeblich durch ihr Geld zu verschaffen gewusst haben, diess ist der *ostensible Grund*, warum die Juden in Nr. 1—4 angegriffen werden. Hr. *Gr.* verhehlt dabey nicht, dass er die Juden *„von ganzem Herzen hasse;"* auch redet er ihnen in der That alles erdenkliche Böse nach; was sich nur immer in *Eisenmengers entdecktem Judenthum* und in andern Schriften den „verfluchten Juden" Nachtheiliges auffinden liess, das hat er eifrig, aber ohne die mindeste Auswahl und Prüfung gesammelt; vielleicht ist er aber im Herzen so wüthend nicht gegen diese Nation, als er *scheinen* will; er wollte vielleicht nur, wie so manche Lärmmacher vor ihm, um jeden Preis *Aufsehen machen*, und eine ruhige, unpartheyische und humane Schrift über die Juden würde nicht so sicher *zu diesem* Zwecke geführt haben, und keine fünf Auflagen derselben würden nothwendig geworden seyn. *Pikant* kann Hr. *Gr.* übrigens wohl schreiben, und auf ein anderes Verdienst macht er vermuthlich keinen Anspruch; es würde also gewiss vergebliche Arbeit seyn, wenn man Flugblätter, deren Vf. nur die *Lacher* auf seine Seite ziehen wollte, ernsthaft prüfen, und die Spreu von dem Weizen sorgfältig sondern wollte; Hr. *Gr.* hat *seinen* Zweck erreicht, er hat dem *grossen Haufen*, zu dessen Sprache er sich kaum *herablassen* musste, Unterhaltung genug gegeben und *sein* Publicum einige Zeit von sich reden zu machen verstanden. *Scurriler* noch, wo möglich, und diess will viel sagen, *profaner* noch, wo möglich, ist Nr. 4 geschrieben; Rec. enthält sich, aus Achtung für seine Leser, diess Urtheil mit Beyspielen zu belegen; nur muss er sagen, dass, wenn die Juden wirklich die verderblichen Leute sind, die sie nach ihm und Hn. *Gr.* seyn sollen, es sehr zu bedauern ist, dass diese beiden Männer durch die *Zügellosigkeit* ihrer Ausfälle auf diese Nation das *edlere* Publicum geneigt gemacht haben, sich mehr für sie als für ihre Hasser zu interessiren. — Die Schriften des Hn. *K. für* die Juden (Nr. 5 und 6) sind schwach, und ihr Vf. dürfte besser gethan haben, sich nicht in diesen Streit zu mischen. Der unbeschnittene Philister, der den Juden so sehr Hohn sprach, musste anders angegriffen werden. Hr. *K.* hat ihn nicht getroffen, und diess wird manchem leid thun, der dem Hn. *Gr.* eine Demüthigung seines Uebermuths wohl hätte gönnen mögen, und sich allemal freut, wenn ein petulanter Angreifer an einem andern, den er gering schätzte, seinen Meister findet, und nach Verdienen abgeführt wird. — Der *Christ*, der Nr. 7 schrieb, macht der christlichen Kirche wenig Ehre; gemein und pöbelhaft ist seine Sprache, wie ihm sogleich bewiesen werden soll, wenn er sich über diess Urtheil beschwert. Besser gefällt der *Jude*, der Nr. 8 schrieb, und der dem Hn. *Grattenauer*, welcher sehr mit Belesenheit in jüdischen Schriften prunkte, zu beweisen sucht, dass er den Talmud, woraus er vieles anführte, nicht recht verstehe. — In welchem Sinne der Vf. von Nr. 9, auch ein *Jude*, Hr. *Gr.* den *geschlagenen* nennt, ist gleichgültig; aber gewiss ist diese Schrift mehr als alle übrigen in einem unwürdigen, unedeln Tone geschrieben, und wenn Hr. *Gr.* feines Gefühl hat, so wird ihm gewiss beym Lesen dieses *Bellerophons* das Gewissen schlagen, und ihm Vorwürfe darüber machen, dass er durch den von ihm angestimmten Ton einem Hn. *Lefrank* Muth machte, in einem *solchen* Tone gegen ihn zu schreiben. Bemerkenswerth ist es, dass Hr. *Buchholz*, der doch später als Hr. *Gr.* über die Juden schrieb, und vielleicht ohne den Lärm, der über jene Pamphlete in den preussischen Staaten entstand, nie eine Feder desshalb angesetzt hätte, des Hn. *Gr.* in seiner interessanten Schrift *mit keinem Worte gedenkt*, obgleich sein *Moses und Jesus* auch in *Berlin* erschienen ist. Kann diess Stillschweigen ein Zeichen der Hochachtung für Hn. *Gr.* seyn?

Wir haben noch ein Wort von Nr. 10 hinzu zufügen. Weil man nach S. 5 glaubt, dass der Vertheidiger der Juden, Hr. *Kosmann*, für seine erste Schrift zweytausend Thaler von einem vornehmen Juden erhalten habe, so erklärt der Vf. vorliegender Schrift, welcher die Juden ebenfalls gegen Hn. *Grattenauer* in Schutz nimmt, dass er sie *unaufgefodert durch solche Versprechungen* geschrieben habe. „Sollte sie mir indessen, sagt er S. 7, wider mein Vermuthen *Geld und Geschenke* einbringen, so *kann ich Geld immer brauchen*, und ich verspreche, demjenigen, der neugierig ist, es wissen zu wollen, (wie viel ich bekommen habe) aufrichtig die Wahrheit zu sagen, und ihm jede eingehende Summe anzuzeigen." Wenn ferner „ein armer Teufel selbst auf die Gefahr, eine Tracht Prügel zu erhalten, auf den Einfall kömmt, den Vf., auf einer *Sau*, einem *Esel*, *Ochsen* oder einem andern Mitgliede seiner Verwandtschaft reitend, dem Publicum darzustellen, so kann sich derselbe, der Aehnlichkeit des Bildes wegen, dreist an den Hn. Baron wenden, der sich geduldig abzeichnen, mahlen, und in Kupfer stechen lassen will; denn ich halte es, sagt er, für Pflicht, *die Industrie zu befördern und einem Genie, das sonst verhungern müsste, aufzuhelfen.*" So viel zur Charakterisirung des Tons. Was zur Vertheidigung der Juden vorgebracht wird, läuft zum Theil darauf hinaus, es sey der Christen Schuld, wenn die Juden schlecht denken und handeln. Die Schrift liest sich ziemlich unbequem, weil man die Grattenauersche Schrift immer bey der Hand haben muss, um sie ganz zu verstehen. Bedeutend kann Rec. sie nicht finden; doch mag sie immerhin den übrigen neuesten Schriften über die Juden beygelegt werden; nur wird das Publicum wünschen, dass sie die letzte sey, und sein Wunsch wird hoffentlich in Erfüllung gehen, da Hr. *Gr.* sich bekanntlich in eine Lage gesetzt hat, die seinen Feindseligkeiten gegen die Juden allen Stachel benimmt.

OW.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Monatsregister

vom

März 1804.

I. Verzeichniſs der im Monat März in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

von

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des März.

Bemerkungen über Literatur und Kunst.

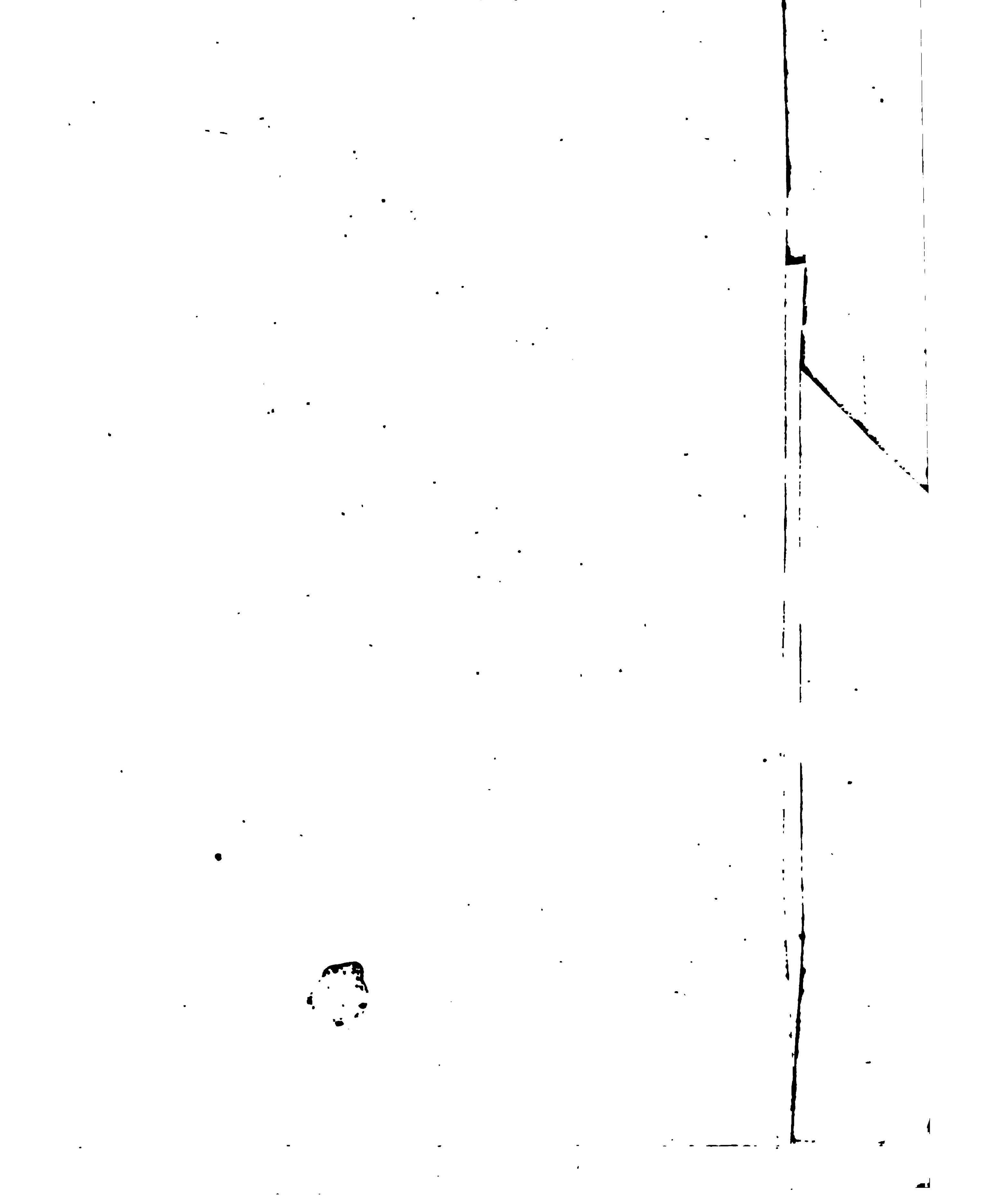
Ankündigungen.

Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Mu-

[illegible]; und die Auswanderungen

 der



ALTE WELTKUNDE.

Homers Odyssee konnte nicht überſezt werden, ohne daſs die Fragen ſich aufdrangen: Wie dachte ſich jenes Zeitalter den Umfang und die Geſtalt der Erde, ſamt den Völkern an dem einſchlieſsenden Okeanos? wie den Himmel, mit der umſpannten Dunſtluft und Ätherluft, und die tägliche Laufbahn der Himmelslichter? wie den Todtenbezirk im Inneren der Erde, und unter ihr den tartariſchen Kerker der Titanen? Der Dichter antwortete bald mehr, bald weniger, nachdem ſein Gedicht eine beiläuſige Erwähnung des Be-nnten veranlaſste; auf manches kaum andeutend, ſtändig auf nichts.

Man zog die nächſtfolgenden Dichter und Fabel-iber in erhaltenen Werken und Bruchſtücken, und, au einzelnen Auflöſungen neue Räzel ſich geſell-immer ſpätere und ſpätere zu Rathe; und ver- die Beziehungen der fortgehenden Volksſagen Göttern, Helden und entlegenen Wunderdingen. rgab ſich, daſs Homers zufällig geäuſserte Welt-e im Weſentlichen die gemeine Vorſtellung meh- Jahrhunderte war: welche, aus ſinnlichen Er-nungen und halbwahren Gerüchten der Einfalt des Betrugs, von lebhafter Fantaſie nach Wahr-nlichkeit geordnet, und durch unſterbliche Ge-e zugleich mit dem Heiligſten der Religion und Vaterlandsliebe in die Herzen geprägt, ſelbſt wahr-re Entdeckungen nach einander ſich anbildete, ja ich der überwältigenden Berichtigung noch auf-nde Spuren von ſich einmengte. So wenig von eriſcher Erdkunde, und ſo lange ſie nach Homer Weltkunde zugleich war, als von irgend einer ren, da ſchon die Erde ein kleiner, erſt ſcheiben-iger, dann kuglichter Theil in dem erweiterten all ſchien, konnte ein richtiger oder vollſtändiger ſf erlangt werden; wenn man nicht die geſamte und Weltkunde der Alten, ſie heiſse fabelhaft hiſtoriſch (denn Irthum und Wahrheit blieben Homer bis nach Ptolemäus, nur in abnehmendem ltniſſe, gemiſcht), aus allen Dichtern, Mytho-, Weltweiſen, Geſchichtſchreibern, Geografen, nomen, ſelbſt aus den kleinſten Bruchſtücken bei Grammatikern, zuſammenſuchte, und nach ih-mannigfaltigen Abſtufungen anordnete.

Die Unterſuchung ward anziehend, ſchon durch Reiz der Schwierigkeiten, die das nahe geglaubte immer hinausrückten, aber weit mehr durch das uliche Schauſpiel, auf welchem Wege der menſch-e Geiſt, von Erfahrungen geregt, aus ſinnlich Groſsem zum Gröſseren des Verſtandes drang, und durch den ausgebreiteten Nuzen, für die Erklärung Homers nicht allein, ſondern, mit Einem Wort, aller Schriftſteller des griechiſchen und des römiſchen Alterthums. Es war ein heiterer Anblick, wie das Homeriſche Weltall, eine umfloſſene Erdſcheibe zwiſchen dem übergeſtülpten Himmelsgewölbe und dem gleich tiefen Tartaros, zur Thaletiſchen Hohlkugel des Himmels mit Planetenkreiſungen um die mittlere, auf Waſſer ruhende Erdſcheibe ſich ausdehnte; und wie die Erdſcheibe, bald ſo bald anders in der Mitte gehalten, noch kühneren Forſchern die Geſtalt einer Kugel mit mehreren umfloſſenen Erdkreiſen annahm, ja dem Vorahnder des Copernicus ſogar die Mitte verlieſs, und um die Sonne mit den anderen Planeten ſich bewegte. Hatte man die fabelhaften Welttafeln belächelt, auf deren Bezirk die erſtaunlichen Irren der Argonauten, des Odyſſeus, der Io ſich einſchränkten; ſiehe da, aus ihnen entfaltete ſich die Karte, wonach Alexander die Eroberung ſeines Erdkreiſes für möglich hielt, die Karte, welche dem Cäſar die britanniſche Inſel Mona bis zum 66 Grad verſchob, die Karte, womit Columbus durch den weſtlichen Ocean ein nicht allzu fernes Oſtindien aufſuchte.

Den Barden des alten Griechenlands ſchien nichts unterhaltender, als berühmter Vorfahren Wanderſchaften und Irren in entlegene Weltgegenden zu beſingen. Ein Volk, welches, in der Mitte eines Ringes von Meerländern, kaum die benachbarten durch furchtſame Küſtenfahrten des Verkehrs, oder durch etwas kühnere des Freibeutens, die entfernteren nur aus Überlieferungen von Zügen einheimiſcher Abentheurer, oder vielmehr aus abſichtlichen Mährchen fönikiſcher Kaufleute kannte: ein ſolches Volk, von ſo lebhafter Neugier, als hiziger Einbildung und Wunderliebe, muſste nothwendig gerührt werden, wenn der heilige Sänger, deſſen Lied für Eingebung des wahrſagenden Gottes galt, einen griechiſchen Helden durch groſse Götterverhängniſſe bis an die äuſserſten Enden der Welt führte, und nahe den Himmelsſeulen am Aufgang oder am Niedergang, auch ſelbſt an den Pforten des Todtenreichs, ihn die graunvollſten Gefahren, durch göttlichen Schuz, mit Kraft und Klugheit beſtehen lieſs. Die Irrwege der Io, der Demeter, der Leto, die Luftreiſe des Triptolemos, die ſchickſalreichen Züge des Perſeus, des Herakles, des Dionyſos, des Theſeus, die Schiffahrt der Argonauten, die Rückkehr der Eroberer Ilions, und die Auswanderungen

der Troer, waren lauter berühmte Volkssagen, welche, nach der veränderlichen Vorstellung der frühen und der späteren Zeit, die wundersamsten Theile der jedesmaligen Erdkunde umfasten; und Homer konnte im Eingang der Odyssee nicht besser die Aufmerksamkeit erregen, als dass er die Begegnisse eines vielgewandten, eines vielfach umhergetriebenen Mannes ankündigte.

Je vortreflicher Homers Gedichte waren, desto lebhafter ward im alexandrinischen Zeitalter, welches den Dichter der gelehrteren Erdkunde gemäss zu erklären trachtete, über die Weltgrenzen bei Homer, und die westlichen Irrfahrten des Odysseus, gezankt. Eratosthenes samt Aristarch und den verständigen Auslegern behauptete, Homer habe die Gegend um Sicilien und alles Entfernte nach der falschen Vorstellung seiner Zeit, zum Vergnügen der Einbildungskraft, geschildert; so wie Hesiodus mit etwas vollkommnerer Kenntnis den von Homer genannten Orten, die Odysseus umirrt, den Berg Ätna, die syrakusische Insel Ortygia und die Tyrrhener hinzufüge; genau aber Homers Angaben in der Natur zu finden, bleibe demjenigen vorbehalten, der den Meister des äolischen Windschlauchs auffinde. Andere, unter welchen der Grammatiker Krates der lauteste war, drangen darauf, der göttliche Homer habe alles, auch das Entfernteste, richtig gekannt, seine Bezeichnung erfodere nur einen geschickten Ausleger. Noch andere, denen Strabo sich anschloss, grübelsten heraus, Homer, der erste Geograf, habe die Enden des Erdkreises gut genug, und besser als spätere Dichter gekannt, sie aber in fabelhafter Umhüllung gesamt und durch einander in den Ocean versezt, um Bewunderung zu erregen, und lehrreich durch angenehme Allegorieen zu sein.

Im Unwillen über die stolzen Grammatiker, die dem Homer, damit er Bewunderung verdiente, ihre eigene Gelehrsamkeit und Denkart liehn, rief Eratosthenes einmal aus: Schwäzer wären die Ausleger mitsamt ihrem Dichter. Aber es ward ihm so vergolten, dass Cicero mit dadurch von dem Vorsaz, eine Geografie zu schreiben, abgeschreckt wurde. „Vor dem „Schreiben," sagt er in einem Briefe an Atticus (II, 6), „habe ich ein Grauen gefasst. Denn das geografische „Werk, womit ich umging, ist ein groses Unterneh-„men: so heftig wird Eratosthenes, den ich zum Vor-„bilde gewählt hatte, von Serapion und vom Hippar-„chus gezerrt. Was meinst du, wenn noch Tyrannio „dazukommt? Und wahrlich die Sachen sind schwer „zu erläutern, und einförmig, und verstatten keinen „so blühenden Vortrag, als es schien; und was über „alles geht, mir ist jeder Vorwand zum Ausweichen „recht genug."

Weise Männer predigten dazwischen, indem sie gleichwohl der so genannten Ausoceanung und der lehrreichen Allegorie sich hold erklärten. Die Grammatiker, sagte Bion (*Stob. serm.* IV. p. 55), die um Odysseus Irre sich kümmerten, vergäsen darüber ihre eigene zu prüfen, und sähen nicht, dass sie selbst darin irrten, da sie ganz unnüze Dinge bearbeiteten. In gleichem Tone erbaut uns Seneca (*Ep.* 88): „Du for-„schest, wo Ulysses geirrt habe, statt zu verhüten, dass „nicht wir immerdar irren. Nicht Zeit ist, zu hören, „ob er zwischen Italien und Sicilien verstürmt worden „sei, oder auser dem uns bekannten Erdkreise; denn „unmöglich konnte ja in einem so engen Raum eine „so langwierige Irre sein. Die Stürme der Seele wer-„fen uns täglich umher, und die Bosheit jagt uns in „alle Leiden des Ulysses. Es fehlt keine Schönheit, „unser Auge zu bethören, es fehlt kein Feind; hier „sind wilde Ungeheuer, die nach Menschenblut lech-„zen; hier verführerische Reize der Ohren; hier Schif-„brüche, und so mancherlei Gestalten des Wehs."

Solchen Strafreden haben sich die neueren Gelehrten nicht ausgesezt, sondern, statt in müssigen Untersuchungen über Odysseus Irre herumzuirren, sich bei Strabos Gutachten grösstentheils zur Ruhe gelegt. Weil zum Unglück Strabos schwindlichte Deutung der homerischen Weltkunde die gesünderen Ansichten überlebte; so verschwand selber die Lust, jene verdunkelten Ansichten nur einmal wieder aufzufrischen. Die Kenntnis der alten Geografie, obgleich sie mit allen übrigen des Alterthums verwebt ist, ward fast gänzlich vernachlässiget. Denn so viele auch eine Geografie der Alten ankündigten, alle berührten das Ganze, das ist, Umfang und Anordnung des Erdkreises, und später der Erdkugel mit ihren Vesten, kaum im Vorbeigehen, und wandten sich eilfertig, wo sammelnder Fleiss hinreichte, zu der Beschreibung des Einzelnen, nach untergeschobener, oder wenig veränderter Gestalt neuer Karten. Alle verwechselten, was Ptolemäus im Anfange seines Werks so bestimmt unterscheidet, Geografie mit Chorografie, Erdkunde mit Länderkunde; und lehrten nicht sowohl jene, wie man das Allgemeine bis zur Grenze des Unbekannten sich *gedacht*, als vielmehr diese, wie man das Besondere innerhalb des Erdkreises *gekannt* habe; und auch diese, wie es fiel, aus dem späteren Alterthum, oder aus mehreren Zeitaltern durch einander. Dennoch wagten ein paar wackere Männer, Schöning und Schlözer in der Bestimmung des Nordgestades, und Mannert in der Angabe des ganzen Landumfanges, sich den wechselnden Begriffen des Alterthums anzunähern; und seit kurzem drang Gosselin mit Scharfsinn in verschiedene Systeme der alten Geografie. Möchten es solche Männer nicht verschmäht haben, die Weltkunde der Alten in ihrer ursprünglichen Gestalt bei Homer auszuspähn, und sie durch alle Erweiterungen und Umbildungen entdeckender und anordnender Jahrhunderte, da die Fabel langsam und widerstrebend in Wahrheit überging, zu verfolgen! Wer mit Herodot, als dem gelobten Vater der historischen Erdkunde, die Untersuchung beginnt, kann selbst Herodots Vorstellung nicht ganz fassen, ohne Kenntnis der vorhergehenden, welche der Weltforscher auch berichtigend nicht aufhob.

De[illegible]ersezer Homers hat mit dem Gedanken, die Sy[illegible] der alten Geografie in ihrer Folge zu behandel[illegible]en besten Theil seines Lebens hindurch, wie mit einer Puppe gespielt. Er hat in der Freude des Erfindens den Schwierigkeiten der Ausarbeitung,

und

und bei demjenigen, was er, besonders in dem Kommentar zu Virgils ländlichen Gedichten und in den Mythologischen Briefen, von seinen Untersuchungen mittheilte, den unholden Seitenblicken neuerer Strabone, ziemlich lange getrozt; bis ihm endlich, wie dem Cicero, die Laune verging. Was er mehr oder weniger vollendet hat, wird er nach einander hier an der Heerstrase niederlegen, und sich freun, wenn ein Gutherziger die hülflosen Kinder aufnehmen und erziehen will.

Neben der hesiodischen Welttafel, die wir beifügen, wird man die verbesserte homerische in der neuesten Ausgabe der Übersezung gefällig nachsehn. Beide haben, zur Mitte noch den thessalischen Berg Olympos. Anaximander, dessen Tafel wir künftig geben, wählte dafür Delfos, als das vornehmste Erdorakel. Auf beiden Welttafeln ist die Chorografie noch mancher Erweiterung und genaueren Bestimmung fähig.

Beschränkte Weltkunde der alten Griechen.

Die Spinnmädchen erzählen von einem jungen Schneidergesellen, der auf der Wanderschaft immer weiter und weiter ging, und, nach mancherlei Abentheuern mit Greifen, verwünschten Prinzessinnen, zaubernden Zwergen, und grimmigen, Berge schaufelnden Riesen, zulezt das Ende der Welt erreichte. Er fand sie nicht, wie die gewöhnliche Meinung ist, mit Brettern vernagelt, durch deren Fugen man die heiligen Engel mit Wetterbrauen, Blizschmieden, Verarbeitung des alten Sonnenscheins zu neuem Mondlichte, und des verbrauchten Mond- und Sternenscheines zu Nordlichtern, Regenbogen, hellen Dämmerungen der Sommernächte, beschäftiget sieht. Nein, das blaue Himmelsgewölbe senkte sich auf die Fläche des Erdbodens, wie ein Backofen. Der Mond wollte eben am Rande der hohlen Decke aufgehen; und der Schneider liess sich gelüsten, ihn mit dem Zeigefinger zu berühren. Aber es zischte; und Haut und Fleisch war bis an den Nagel hinweggesengt.

Ähnliche Nachrichten hatten die alten Griechen von den Enden der Welt. Bei Homer und den folgenden, bis zu den persischen Kriegen hin, ist die Erde ein mäsiger Länderkreis um das Mittelmeer, dessen entferntere Gestade man fabelhaft oder gar nicht kennt: eine Scheibe, die um Griechenland, ihren Nabel, zur Einschliessung des Meers sich ein wenig senkt; und die ostwärts vom kolchischen Fasis, westwärts vom einströmenden Okeanos, in zwey gleiche Hälften, Tagseite und Nachtseite, getheilt wird. Den höheren Rand dieser Scheibe umringt der Okeanosstrom, der, am westlichen Ende der Nachtseite entspringend, die Erde rechtshin umströmt, vom Morgen her den Fasis in das pontische Meer ableitet, und endlich an seiner Quelle in das Meer hinter Sicilien sich ergiesst. Am Okeanos hinter Kolchis wohnt der Sonnengott Helios, samt der begleitenden Lichtgöttin Eos. Dieser fährt aus dem Morgenthore unter dem metallenen Himmel auf der Dunstluft in schräger Krümmung [illegible] dem Abendthore; und nachdem er sein Gespann [illegible] dem prallelnden Okeanos gekühlt, lenkt er in ein tiefästliches Fahrzeug von schwebenden Golde, welches ihn mit wunderbarer Geschwindigkeit längs dem nördlichen Gestade des Okeanos nach Kolchis zurückträgt, wo er die Rosse im Sonnenteiche schwemmt, und die Nacht bis zur Morgenröthe bei den Seinigen ruht. Das Gewölbe des Himmels wird an den Grenzen der beiden Erdhälften von hohen Bergen gestüzt. Die Götter mit Zeus, ihrem Familienhaupte, wohnen auf dem thessalischen Berge Olympos, über den Wolkenhöhn; zwei andere Berge darauf gesetzt, errichten das Gewölbe des Himmels, der über dem Olympos eine Ofnung hat, und von dem reinsten Äther erleuchtet wird. Ein anderer Lustort für den Patriarchen der Götter ist Elysion, ein anmutiges Eiland, oder mehrere im westlichen Okeanos. Hier, am Abendthore, führt eine Steige zum abhängigen Himmel hinauf; hier sprudelt an der Schlafkammer des Zeus die Ambrosiaquelle; hier wohnen, von dem gemeinen Loose des Todes befreit, seine Lieblinge unter den Menschen; und nahe dabei hat seine Gemahlin Gärten voll ambrosischer Goldfrüchte. Am ewig benachteten Westrande der nördlichen Erdhälfte geht eine Kluft in die Höhlung innerhalb der Erdscheibe zu den Todten hinab; und eine andere in den Tartaros, den Kerker der verstosenen Titanen, der unter der Erdscheibe so tief, als hoch der Himmel über ihr, sich erstreckt, und, samt dem Okeanos, auswärts vom Chaos durch eine eherne Mauer geschieden wird. In beiden Erdhälften sind am Rande umher die gerechtesten Menschen, die arbeitlos in paradiesischer Unschuld bei Milch und Baumfrüchten Jahrhunderte fortleben: in der südlichen von der nahen Sonne geschwärzt; in der nördlichen zum Theil von ewiger Finsternis umhüllt, weil G[illegible]irge bey Tag und bei Nacht das Sonnenlicht ausschl[illegible]essen. Zerstreut unter ihnen, oder auf den nahen Eilanden des Meers und des Okeanos, wohnen Zauberer und Zauberinnen, die, troz Beelzebubs Verbündeten, Wetter und Wind machen, Besuchende umbringen, oder in Bären, Wölfe und Schweine verwandeln, dreiköpfige oder einäugige Riesen und Menschenfresser, spannenlange Zwerge in Fehde mit Kranichen, goldhütende Greife, alte Weiber mit Einem gemeinschaftlichen Zahn, schlangenhaarige Unholdinnen, deren Anblick versteinert, missgebo-

geborene Menschen mit Hundsköpfen, oder ohne Kopf mit geäugter Brust, mit breiten Plattfüsen, die sie, auf den Rücken gestreckt, als Sonnenschirme über sich halten, oder mit ungeheuren zottigen Ohren, die sie in stürmischer Jahrszeit als Mäntel um sich hüllen.

Was? solche Fabelchen hätten die scharfsinnigen Griechen im Ernste geglaubt? Ihre Spinnmädchen und Ammen mögen sie buchstäblich geglaubt haben! Aber ihre Gelehrten, die Priester, die Wahrsager und die erleuchteten Sänger, die schon seit dem pelasgischen Uralterthume des Danaus und des Kadmus in Kosmogenie und Theogonie und allen Geheimnissen ägyptischer und morgenländischer Weisheit eingeweiht waren? Unstreitig hat sich der wohl unterrichtete Barde und Weltweise nur manchmal zu den kindischen Vorstellungen des Volks herabgelassen, und sie bald als räzelhafte Sinnbilder vom Streit der Elemente und dergleichen, bald als allegorische Hüllen der Moral, mit glücklichem Erfolg angewandt. Vor allen Homer, der Vater der Erdkunde, wie fast aller menschlichen Wissenschaften, der, nach Strabo's und des scharfwitternden Krates Behauptung gegen die kalten Klüglinge Eratosthenes und Aristarch, nicht allein Griechenland, und was daran grenzet, sondern auch die entfernten Gegenden der Welt, wenn ihn einer gehörig zu erklären versteht, sehr genau, ja genauer sogar als die späteren Fabeler, beschrieben hat.

Prüft ruhig, ihr Wahrheitsfreunde, und enthaltet euch jener Machtsprüche, um nicht eine heillose Fehde des Alterthums zu erneun. Heget nicht darum ein günstiges Vorurtheil für Strabo's Meinungen von der ältesten Geografie, weil seine Stimme allein bis zu uns erschollen ist, und von der Gegenpartei die Stürme der Zeit nur einzelne Laute herübergewehet haben. Als ob das lezte Wort immer das beste wäre! Wenn nun die übertäubte Gegenpartei mit ihrer Behauptung, dafs Homer und die Nachfolger von entfernteren Gegenden nur schwache und verwirrte Kenntnisse haben konnten, auch nicht so ganz Unrecht hätte; sollte dies unserer Ehrfurcht für die lieben Altväter Eintrag thun? Vielleicht dafs selbst ihre Versuche, aus dem wenigen Bekannten in das Unerkundete zu dringen, und ein harmonisches Welltall zu schaffen, mehr Stärke und Anstrengung des Mutterwizes erforderten, als mancher zufällige Fund, der sich Entdekkung nennt, oder die plauderhafte Gelehrsamkeit des Erlernten. Wer legt es dem Copernicus zur Last, dafs er ohne Herschels Fernspiegel den Uranus nicht fand, oder die winzigen Sternflimmer, welche sogar die Schwester des sinnreichen Spiegelschleifers, wie verlorene Stecknadeln, aufsucht? Wer verargt es den neueren Erdbeschreibern, dafs nach so vielen Entdekkungen, wozu den Forscher und den Abentheurer Kompafs und Sturm führte, ihre Weltkarten noch jezt unbekannte Länder darbieten?

Homer und die nächstfolgenden konnten, ohne Eingebung des Wahrsagergottes, keine ausgebreitete Kenntnis des Erdbodens haben, weder durch einheimische Nachrichten, noch durch Erzählung weltkundiger Fremdlinge. Das beweist die ganze Verfassung der alten Welt; das beweisen die auffallendsten Beispiele der Unkunde rings um Griechenland her, die schwerlich durch allegorische Deutung zu beschönigen sind.

Der verständige Polybius, welcher die Fabeln der Alten von entlegenen Ländern mit der Unmöglichkeit einer genaueren Weltkunde vor den Eroberungen der Macedonier und der Römer entschuldiget, zeigt uns im dritten Buche die Schwierigkeiten einer alten Entdeckungsreise. Fast alle, sagt er, oder wenigstens die meisten Schriftsteller, welche die Natur und Lage der äussersten Gegenden unseres Erdkreises zu beschreiben versucht, haben in vielen Dingen geirrt. Man muss sie deswegen nicht tadeln oder schelten, sondern vielmehr loben, und ihre Unwissenheit berichtigen: überzeugt, dafs jene selbst, wenn sie in unseren Zeiten lebten, wohl manche ihrer Erzählungen berichtiget, und mit anderen vertauscht hätten. Denn in der Vorzeit fand sich selten einmal ein Grieche, der sich den grossen und unüberwindlichen Beschwerden einer Reise zu den Enden der Welt ausgesezt hätte; weil damals auf dem Meere sowohl, als auf der Veste, so mannigfaltige und zahllose Gefahren drohten. Und wenn ja einer, aus Noth oder aus freier Wahl, bis zu den Grenzen der Erde sich durcharbeitete; so war damit die Sache nicht abgethan. Denn schwer war es in den meisten Gegenden mit eigenen Augen zu sehn, theils wegen der barbarischen Einwohner, theils wegen der öden Wildnisse; noch schwerer, von Augenzeugen etwas gewisses zu erfahren, wegen der Verschiedenheit der Sprachen. Und hatte man nun einige Kenntnisse erlangt; so war noch der härteste Kampf übrig, das Geschehene bescheiden zu erzählen, mit Verachtung abentheuerlicher und wunderbarer Mährchen, seiner selbst wegen, die Wahrheit über alles zu schäzen, und sich nicht die geringste Ausschmückung, so sicher man es auch konnte, zu erlauben. Da es also in den vorigen Zeiten nicht schwer, sondern fast unmöglich war, eine richtige Vorstellung von jenen Ländern zu erhalten; so verdienen die Schriftsteller, wenn sie manches übergehn oder falsch erzählen, nicht gleich unseren Unwillen; im Gegentheil ist es billig, sie deswegen, dafs in solchen Zeiten ihre Weltkunde noch so weit sich erstreckte, zu loben und zu bewundern. Polybius billigte also mit Apollodor den Ausspruch des Eratosthenes (*Strab.* VII): Homer und die übrigen Alten hätten zwar die griechischen Länder gekannt, aber bei den entfernten zeigten sie viel Unwissenheit: weil man damals weder zu Lande, noch zur See, weite Reisen gewagt hätte.

Am wenigsten wohl konnten zu Lande weltwandernde Griechen dem Zeitalter Homers und der Homeriden Kenntnisse von den Enden ihres Erdkreises zurückbringen. Gern mögen die Heroen, welche zu Fuss die Veste durchwandelten, Perseus und Herakles und Dionysos, schon in den ältesten Fabeln vor Homer die Weltenden samt dem unterirrdischen Todtenreiche besucht haben. Weit gefehlt aber, dafs die Erdkunde der Griechen durch jene gefabelten Züge

sich

sich erweiterte; sie selbst, die Züge, erhielten durch die zuvor herschenden Volksbegriffe ihre immer veränderte Ausbildung. Vor Homers Zeit hätte Dionysos am kolchischen Ostrande noch Äthiopen, und keinen Kaukasos; hätten Perseus und Herakles im äussersten Westen noch dunkle Kimmerier gefunden: nach Homer fand jener im erweiterten Osten schon Indier, samt dem fortgerückten weltgrenzenden Kaukasos, und dem zugleich versezten arabischen Nysa; dieser im Westlande bereits glückliche Hyperboreer unter Ölbäumen mit neu gefabelten Umgebungen. Solche Volksmährchen für Geschichte zu nehmen, welches Strabo (I. p. 48) sich einfallen läst, ist eben so lächerlich, als wenn ein neuerer Grillenfänger die Irren der wahnsinnigen Io zu einer Entdeckungsreise jener nach Erkenntnis lechzenden Prinzessin umdeutete. Hätte er doch lieber des Prokonnesiers Aristeas glaubwürdige Reise gerühmt, der, selbst der Held seines Gedichts, mit entkörpertem Geiste bis zu den Issedonen gewandert zu sein, und dort die Bestättigung der Sagen von Hyperboreern, Greifen und einäugigen Arimaspen, vielleicht auch einige Zusäze, erkundiget zu haben vorgab; und der, wenn er Homers Lehrer war, wie Strabo berichtet fand, gewiss seine Weltkunde dem Zöglinge nicht vorenthielt! Oder ernsthaft, hätte er vielmehr an die Früchte dieser weitforschenden Landreisen sich erinnert! Die Macedonier, sagt Polybius (I, 2), haben die streitbarsten Völker Europa's gegen Abend fast gar nicht gekannt. Ja Strabo selbst, seines indischen Dionysos uneingedenk, meldet uns treuherzig (XV. p. 735): Von den Barbaren sind die Perser bei den Griechen am berühmtesten, weil sonst keine die asiatischen Griechen beherscht haben; aber auch jene kannten diese so wenig, als die Griechen jene Barbaren, ausser durch ein schwaches Gerücht aus der Ferne. Dem Homer war weder das syrische noch das medische Reich bekannt; denn da er Thebe in Ägypten nennt, und den Reichthum dort und in Fönike, würde er den in Babylon und Ninos und Ekbatana nicht verschwiegen haben. Und im ersten Buche (p. 14) legt er das nüchterne Bekenntnis ab: dass die Erdkunde seiner Zeit durch die Macht der Römer und der Parther sehr gewonnen habe, wie ehemals, nach dem Worte des Eratosthenes, durch Alexanders Eroberung; denn dieser habe uns vieles von Asien aufgedeckt, und im Norden von Europa alles bis zum Ister; die Römer aber den Westen von Europa bis zum Strom Albis, der Germania zertheile, und das jenseitige des Ister bis zum Tyras; das weitere dann, bis zur Mäotis und der nach Kolchis reichenden Meerküste hin, sei durch Mithridates Eupator und dessen Heerführer bekannt geworden; wie durch die Parther die Gegenden um Hyrkania und Baktriana und die Scythen oberhalb, die man vorher wenig gekannt habe.

Eher scheint die Lage von Griechenland durch Seefahrten frühe Weltkunde zu verheissen; doch gewähren auch diese kein sonderliches Licht. Eratosthenes, dem in der alexandrinischen Bibliothek noch alle Denkmäler der alten Geschichte zeugten, that den Ausspruch (*Strab.* I. p. 48): Vor Alters habe niemand in das euxinische Meer zu schiffen gewagt, noch längs der Küste von Libyen, ja nicht an Syrien einmal, oder Kilikien. Strabo dagegen höhnt: Wenn Eratosthenes die Alten vor unserer Kunde meint, so ist es mir gleichgültig, ob sie geschift haben, oder nicht. Meint er aber die, wovon die Geschichte redet, so dürfte man wohl behaupten, die Alten scheinen weitere Reisen zu Lande und zur See gethan zu haben, als die Späteren. Und diesen herzhaften Saz beweist er mit den besungenen Abentheurern der griechischen Volkssage, wozu er die berühmte Meerherschaft des Minos fügt, und, was nicht zur Frage gehört, die Schiffahrten der Föniker. Ein Widerspruch solcher Art ist Einräumung.

In der Kindheit der Schiffahrt, da die Griechen auf Tauschhandel oder Raub des Tages an den Küsten herumfuhren (*Strab.* I. p. 48), und des Abends die kleinen Fahrzeuge in einer Bucht fest banden, und am Strande übernachteten, auch wohl, wenn ein schärferer Wind das Meer aufwühlte, Tage und Monate verweilten: wie hätte man da eine nur etwas entfernte Reise, und vollends in das Unbekannte zu den schauerlichen Weltenden, gewagt? Jeder Strudel, jede heftige Strömung, jede Sandbank, alles was einen beträchtlichen Umweg in die offene See foderte, schreckte sie zurück, und ward bei der Heimkehr als Graunwunder geschildert. Hatten überdies Völker von anderen Sprachen, Kleidungen und Sitten sie nicht allzu freundlich begrüsst; so waren es Unmenschen und misförmige Riesen, mit welchen schon die Amme das Kind in der Wiege schwichtigte. Noch vermehrten diese ängstliche Furcht die gewinnsüchtigen Föniker, um ihren Alleinhandel nach den Westgegenden zu sichern. Eine freiwillige Fahrt durch die reissende Flut des thrakischen Bosporos, in das ungastfreundliche stürmische Meer, bewies schon den erstaunlichsten Heldenmut; in die Meerwüsten aber gegen Libya oder sogar jenseit Thrinakia hin, wo rings nur Luft und Wasser zu sehen war, erkühnte sich selbst die Fabel kaum andere, als durch Sturm, besonders von Malea, verschlagene, und durch Göttergeschick umherirrende Männer, zu entfernen, damit sie, nach mühseligen Jahren heimkehrend, die Volkssagen von den dortigen Wundern durch ihr Zeugnis bestättigten. Nothdürftig kekannt war daher kaum das nähere Südufer des pontischen Meers, denn gegen Kolchis häuften sich die Mährchen. Am westlichen Griechenland hörte schon um Epeiros bei Scheria die Kenntnis auf; mit der östlichen Küste des nachmaligen Italiens und Siciliens war einiger Verkehr, besonders durch die Tafier. Jenseit Kypros und Fönike, welche fern im unerkundeten Winkel dämmerten, rühmte sich selten ein Küstenfahrer bis Ägyptos, oder gar zur angrenzenden Libya, gelangt zu seyn. Aber was hinter den Untiefen von Salmydessos am pontischen Meere lag, und der unruhige Busen von Adria, mit Schlamm und Klippen umzäunt, und die ganze Westgegend, wovon hier Skylla und Charybdis, dort die libyschen Syrten zurückscheuchten: alles das blieb den Griechen Jahrhun-

und das Zinn von gewissen Kassiteriden oder Zinninseln herkomme, wolle er nicht behaupten: denn verdächtig sei schon der Name Eridanos, der griechisch, nicht barbarisch, und von einem Dichter gebildet zu sein scheine; auch habe er von keinem, der selbst gesehn, mit aller Mühe erfahren können, wie das dortige Meer (nämlich im Norden von Westeuropa) beschaffen sei. Dass die besorgten Kaufleute die Sagen ihrer Vorfahren zu tilgen bemüht waren, ahndete der sorgfältige Forscher nicht. Zu eben der Zeit ward ausgesprengt, dass ausser den heraklischen Seulen weder ein Kundiger fahren könne, noch ein Unkundiger (*Pind. Ol.* III, 79), der Dunkelheit wegen und des Schlamms, welchen Plato im Timäus für die versunkene Atlantis hält, und wegen der Windstille in diesen Untiefen (*Aristot. meteor.* II, 1). Zwar wussten die betriebsamen Massilier nicht nur sich zu Lande durch Gallien Zinn aus den britannischen Inseln zu verschaffen (*Diod.* V, 22), sondern zu Alexanders Zeit schifte auf ihren Befehl Pytheas hin, jenes fabelhafte Gewässer zu erkundigen. Aber des übertreibenden Pytheas Bericht ward fast überall, und wohl nicht ohne Zuthun der fönikischen Krämer, Lüge genannt; und bald darauf erschien ein auf punische Treue wahrhafter von dem karthagischen Heerführer Himilko, einem Zeitgenossen des bekannten Hanno (*Plin.* II, 67) der in der 117 Olympiade, von Agathokles besiegt, das Leben verlor, und aus dessen Umschiffung des libyschen Gestades hinter den Seulen zuerst Eratosthenes die Insel Kerne in seine Geografie aufnahm. Jener Himilko meldet uns bei Avienus (*or. mar.* 117): er sei bis Ierne und Albion kaum in 4 Monaten geschift, so windstill starre die träge Flut, so dicht verwachsenes Schilf hemme den Kiel, auch bedecke das Wasser nur seicht den Boden, und rings um die hinschleifenden flachen Fahrzeuge (378) wimmele es von scheuseligen Seethieren; nordwärts aber von den Seulen (380) erstrecke sich gränzenlos die nimmer befahrene Meerwüste, welche, von keinem Hauche durchweht, sich in ewige Nacht und Dunkelheit verliere.

Ihren Erbfeinden, den mächtigen Massiliern, konnten die Karthager keine Geseze vorschreiben; mit den Tyrrhenern schlossen sie einschränkende Verträge über Einfuhr, Beleidigung und Beistand (*Aristot. Pol.* III, 9). Dass für die vornehmste Beleidigung den Karthagern die Fahrt nach Tartessos und dem Ocean galt, erkennen wir aus ihren Verträgen mit Rom, welche Polybius (III, 22-24) aus dem Altrömischen in einer, wie er sagt, mühsamen Übersezung mittheilt. Der älteste dieser Verträge, den gleich nach der Könige Vertreibung im Jahre der Stadt 245 die Konsuln Brutus und Horatius mit den Karthagern und deren Verbündeten abschlossen, enthält diese Beschränkungen der römischen Seefahrt: „Nicht schiffen „sollen Römer noch Römergenossen jenseit des schö„nen Vorgebirgs, wenn nicht Sturm oder Feindesge„walt sie nöthiget; auch wer aus Zwang anlandet, „darf nichts kaufen noch nehmen, ausser zur Rü„stung des Fahrzeugs und zu Opfern; und in fünf „Tagen soll man wieder auslaufen; kein Kauf ist gül„tig, als wobei ein Gerichtsbote und ein Schreiber „sind, dann soll dem Verkäufer für die Bezahlung „der Staat haften; so bei allem, was in Libyen oder „Sardinien verkauft wird; in Sicilien aber, so weit „Karthager herschen, haben die Römer mit ihnen „alles gleich." Das schöne Vorgebirge, sagt Polybius, liegt vor Karthago selbst nordwärts. Er meint die kleinere, im Nordwesten der karthagischen Bucht, am Strom Bagradas unterhalb dem Vorgebirge Apollo's sich erhebende Landspize, wo der ältere Cornelius Scipio landete (*Liv.* XXIX, 27. *App. Pun.* 13), und im Angesichte von Utika sein Lager aufschlug. Schaw verwechselt dies schöne Vorgebirge mit dem weissen, welches im Westen des Apollonischen liegt (*Trav.* I, 2, 1): eine menschliche Übereilung, die nur der Nachsprecher wegen bemerkt werden muss. Was aber wird jenseit dieses Vorgebirgs den Römern zu befahren untersagt? Polybius meint, man wehre römischen langen Schiffen die südliche Umbeugung nach der kleinen Syrte hinab, deren blühende Anlagen man vielleicht nicht bekannt haben wollte; Karthago aber samt dem übrigen Gebiet im Westen, auch Sardinien, und was in Sicilien karthagisch war, sei dem Handel geöfnet worden. Einem Polybius zu widersprechen, zumal wo es Verhältnisse Roms und Karthago's betrift, entschliesst man sich kaum, wenn schon das Versehen am Tage liegt. Soll der Römer nur nicht zu der Syrte hinab schiffen, so verbiete man ihm das jenseitige von Merkurs Vorgebirge. Warum aber von dem schönen? Wird ihm die westliche Gegend bis zum schönen Vorgebirge vergönnt, so ist ja Karthago der erste Ort, dem er nicht anders als im Nothfalle nahen darf.

Der zweite Vertrag, den die Römer für sich und ihre Verbündeten im Jahre der Stadt 406 mit dem Volke der Karthager und Tyrier und Utiker, und deren Verbündeten, eingingen, wird sein helleres Licht auf den ersten zurückwerfen. Er beginnt: „Jenseit „des schönen Vorgebirgs und Mastia und Tarseion, „sollen die Römer nicht Raub noch Handel treiben, „noch sich anbauen." Und nach andern Bedingungen folgt: „In Sardinien und Libyen soll kein Römer „handeln, noch eine Kolonie anlegen, noch verwei„len, als bis er Kost eingenommen, oder sein Schif „gebessert. Wenn ihn ein Sturm hinträgt, soll er in „fünf Tagen abfahren. In Sicilien, so weit die Kar„thager herschen, und in Karthago mag er alles schaf„fen und verkaufen, was dem Einheimischen erlaubt „ist. So auch der Karthager in Rom." Hier ist der Sinn offenbar: der Römer darf handeln im karthagischen Sicilien und in Karthago selbst und dessen Gebiete; aber er soll, die Richtung von dorther gedacht, nicht jenseit des schönen Vorgebirgs, also nicht einmal bis zum befreundeten Utika, gehn. Nicht jenseit, ist das Wort des gebietenden Karthagers, der den Blick nach dem bereichernden Westen gerichtet hat: nicht jenseit des Vorgebirgs, um welches sein Schif nach Metallen steuert. Ihm gehört die ganze libysche Küste von der kyrenischen Grenze bis an das äussere Meer (*Polyb.* III, 39); ihm auch, und der Mut-

Mutterstadt Tyrus (*Diod.* V, 35), die noch unzerstört fortblüht, die Obergewalt in Sardinien, der Vormauer seines gesegneten Westhandels, welcher zu nahn mit Ersäufung bestraft wird. Kein Römer, so gute Freunde sie übrigens sind, soll weder dort noch hier, anders als in dringender Noth, anlanden, und, was er durchaus nicht entbehren kann, eilfertig unter der engsten Einschränkung kaufen, und davonziehn. Noch weniger soll ein etwa durchschleichendes Römerschif jenseit Mastia und Tarseïon in das äussere Meer schiffen: das wollen die dort, mit ihren Stammvätern aus Tyrus, angesiedelten Karthager und Utiker. Schon die lezte Bestimmung konnte dem scharfsinnigen Polybius, wenn nicht die Entzifferung der verschollenen Urkunden (III, 26) ihn ermüdete, zur Verständigung hinreichen, dass es in beiden Verträgen, nur deutlicher in dem lezten, auf Sicherung des Westhandels abgesehen war; denn Mastia, welches bei Hekatäus unter Europa vorkam, und Tarseïon, werden von Stefanus als Städte an den heraklischen Seulen genannt, und von Polybius selbst (II, 32) Tarseïten und Mastianer unter den Völkern Iberiens.

Man sieht, die Römer samt den verbündeten Latinern hatten vor dem Jahr 245 in kleinen Fahrzeugen (denn Kriegsschiffe baueten sie nicht vor 493 im ersten punischen Kriege) des Tauschhandels wegen die Küsten bis Sicilien und Karthago beschift, auch als Freibeuter das Meer durchkreuzt, und durch Landungen in Sardinien und Westlibyen den Karthagern Unruhe erregt. Im Jahr 406 waren schon ihre Unternehmungen so keck, dass ihnen die Karthager und Tyrier, neben Sardinien und Libyen, ausdrücklich die Fahrt nach dem Ocean untersagten. Nicht ohne Wirkung; denn im Jahr 501 während des ersten punischen Kriegs war den Römern Ebbe und Flut noch unbekannt. Zwei Konsuln, die in der Gegend der kleinen Syrte an der Insel Meninx gelandet waren, sahn mit Schrecken und Angst, wie bei der Ebbe die Schiffe auf Sandbänke sanken; sobald aber wider Vermuten die Flut eintrat, warfen sie alle Lasten aus, um die Schiffe aus dem Schlamme zu erheben, und eilten als Fliehende davon (*Polyb.* I, 39). Als nachmals die Römer an Macht und Seekunde, wie an Habsucht, zunahmen; ward punische List zum Schuze des Alleinhandels nach dem Ocean angewandt. Die Bewohner der Kassiteriden, sagt Strabo am Schlusse des dritten Buchs, haben Zinn und Blei, auch Felle, wofür sie von den Kaufleuten Salz, Thonarbeiten und ehernes Geräth eintauschen. Zuerst trieben die Föniker allein diesen Handel von Gadeira aus, indem sie allen die Fahrt verhehlten. Einst da die Römer einem Schiffer nachfolgten, um auch den Handelsort zu erfahren, lenkte jener aus Misgunst sein Schif mit Fleiss auf den Strand, und zog die Nachfolger in das Verderben. Er selbst rettete sich aus dem Schifbruch, und der Werth des verlorenen Gutes ward ihm vom Staate ersezt.

Da also, die Westgegenden hinter Sicilien durch Mährchen und vorgegebene Unkunde, durch Verträge, Gewalt und Arglist zu verheimlichen, dem fönikischen Volke von den ältesten Zeiten bis zum Falle Karthago's Staatssache war, so musste ja wohl das Bild, welches den Griechen vorschwebte, je früher, desto unähnlicher der wahren Gestalt, desto fabelhafter und graunvoller sein. Wer dieses erloschene Bild samt den einwohnenden Fabeln, so wie es immer veränderlich der Wahrheit sich annäherte, aus zerstreueten Angaben herzustellen versucht, ist Forscher der alten Geografie; nicht, wer in den neuesten Länderumrissen die Örter der altgriechischen Volkssagen angiebt.

Vor der Vertilgung der karthagischen Meertyrannei erschien der Raum zwischen Sicilien und der Oceanmündung in allen geografischen Systemen zusammengedrängt. Aus dem Eudoxischen meldet Aristoteles (*mund.* 3), dass gleich dem einschiffenden das Mittelmeer rechts in die Syrtenbucht sich zurückziehe, und links in das sardoische, galatische und adriatische Meer. Völlig so in der orfischen Argonautik (1240-47), wo Gesner mit Unrecht eine hässliche Lücke sieht, gelangt man von den Säulen flugs in das sardoische Meer:

> Als der tagende Schimmer im Aufgang wieder erwachte,
> Frühe jezt mit dem Ruder durchschnitten wir bläuliche Salzflut;
> Und das sardoische Meer, und die Bucht der Latiner empfing uns,
> Samt den Ausonierinseln, und samt den tyrrhenischen Ufern.

Was Wunder also, wenn Herodot zwischen Karthago und dem Atlas nichts besonderes anmerkte? Dicäarch, ein Schüler des Aristoteles, und Verächter des Pytheas, schäzte vom Peloponnes zu der sicilischen Meerenge 3000, von hier zu den Seulen nur 7000 Stadien (*Strab.* II. p. 105); und sein Mitschüler Heraklides Ponticus dachte sich Rom (*Plut. Cam.*) als eine griechische Pflanzstadt nahe am Ocean, welche jüngst von den Hyperboreern, so nannte er die Gallier, erobert worden. Noch in der Eratosthenischen Erdtafel wurden zwischen Karthago und den Seulen nur 8000 Stadien angenommen; bis Artemidor von Sardinien nach Gades allein 10000 Stadien, und Strabo von der sicilischen Meerenge zum Ocean 13000 Stadien fand. Eratosthenes hatte vieles von Timosthenes, dem Admiral des zweiten Ptolemäus entlehnt, welchem die Späteren Unkunde sowohl im pontischen und adriatischen, als selbst im tyrrhenischen Meer, und um die sämtlichen Küsten hinter Sicilien, vorwarfen, weil, wie Marcian sagt, noch kein Römerkrieg jene Gegenden entdeckt hatte.

Eine dunkle Kenntnis von den grösseren Inseln hinter Sicilien kam durch den Samier Koläus und die Fokäer nach Griechenland. Die Fokäer hatten zwanzig Jahre vor ihrer Auswanderung in Kyrnos oder Korsika eine Stadt angelegt (*Herod.* I, 165); dennoch lag Kyrnos dem Hekatäus im Norden von Iapygia oder Italien (*Steph.* Κυρνος, Αβυδοι); dem Lykofron aber (v. 1084) und dem Paläfatus (32), mit dem Hannonischen Kerne vermischt, draussen im Ocean. Früher

war

war Sardo oder Sardinien, als die gröſste und glückseligste Insel, wohin schon die besiegten Messenier auszuwandern ermahnt wurden (*Paus.* IV, p. 260), in der griechischen Volkssage berühmt (*Herod.* I, 170. V, 106), und ihrer Fruchtbarkeit wegen mit der Fabel des Aristäus, den die Kyrener als Gott des Anbaus ehrten, des Herakles und anderen, geschmückt (*Paus.* X. p. 638). Aber durch die karthagische Sperre, welche erst im Jahre Roms 515, etwa 70 Jahre nach dem Tode des Agathokles, gehoben ward (*Polyb.* I, 79), blieb Sardinien so unbekannt, daſs der jüngere Aristoteles, der den Hanno anführt, in den Wundersagen (105) das vielleicht absichtlich verbreitete Gerücht von einem Verbote der Karthager, dort weder Obst noch Feldfrüchte zu baun, nicht als etwas unglaubliches erzählte. Noch mehr, der Sicilier Timäus, der die Kriege des Agathokles und des Pyrrhus beschrieb, und vor Polybius der gründlichste Kenner des Westens schien, betrachtete das benachbarte Sardinien, samt dem späteren Skylax (p. 56), noch immer als die gröſste der Inseln (*Strab.* XIV. p. 654), und sezte sie dicht an die Seulen des Herakles (*Zenod. coll. Nat. Com.* I, 18). Eben der Kenner gab dem Rhodanus bei Massilia fünf Ausflüſse (*Strab.* IV. p. 183), und einen in das äuſsere Meer (*Avien. or. mar.* 677), dessen Apollonius gedenkt, und um Libyen und Korsika zeigte er die gröbste Unwissenheit (*Polyb.* XII, 1). Die Ausleger also, welche schon bei Homer (*Odyss.* XX, 302) μειδησαι σαρδανιον, das bittere Lächeln des verbissenen Zorns, für ein sardinisches Lächeln erklären, weil dort ein Kraut die Muskeln verziehe, oder ein geopferter Mensch in der Qual lache: die haben sich wohl wenig um Homers Erdkunde bekümmert.

Zu Homers Zeit hatten die Griechen von den östlichen Küsten des noch namenlosen Italiens, und zugleich Siciliens, welches Thrinakia hieſs, durch streifenden Küstenhandel und Raub einige Kenntnisse erlangt; alles jenseitige war ihnen ein Fabelreich, worin Traumbilder aus geringem Anlasse der Wahrheit gaukelten. Die von kaum entronnenen Waghälsen verschrieene Meerenge zwischen Skylla und Charybdis, samt den flammenden Irrfelsen dahinter, welche die Einbildung aus den liparischen Inseln geschaffen hatte, besangen schon viele Volkslieder in der älteren Göttersprache (*Od.* XII, 61):

> Diese nennt Irrfelsen die Sprach' unsterblicher Götter.

Hinten am Eingange des gefährlichen Schlundes hatten die auf der Rückkehr von Kolchis verirreten Argonauten den Weg rechts durch die brandende Strömung, in welcher die Feuerfelsen zu irren schienen, mit göttlicher Obhut gewagt (XII, 69):

> Eins nur steurte vorbei der meerdurchwandelnden Schiffe,
> Argo die allbesungne, zurückgekehrt von Äetes.
> Und bald hätt' auch diese die Flut an die Klippen geschmettert;
> Doch sie geleitete Here, die Helferin war dem Iason.

Den verirrten Odysseus aber hatte vorlängst in Volkssagen und Liedern sein Schicksal links durch Skylla und Charybdis zu steuern, und an die thrinakische Küste der Sonnenrinder, wo seinen Freunden das Verderben bevorstand, zu landen genöthiget; weswegen Homer im Anfange der Odyssee, nach Anführung des lezten Umstandes, die Muse bescheiden anflehte (I, 10):

> Hievon sag' auch uns ein weniges, Tochter Kronions.

Doch war die Kenntnis des vom Küstenfahrer gefürchteten Ortes fabelhaft. Jener entsezlichen Drachin Skylla, die an der italischen Seite, dem drauſsen vorübereilenden unsichtbar, in einer westwärts gewandten Felshöhle wohnte (XII, 81), zu geschweigen; selbst ja der strudelnden Charybdis am sicilischen Ufer, die der Schiffer in näherer Entfernung beobachten konnte (XII, 430. 445), ward angedichtet (v. 105):

> Dreimal strudelt sie täglich hervor, und schlurfet auch dreimal;

Da doch, nach Strabo's, der alles entschuldiget, eigenem Geständnis (I. p. 43), in der sicilischen Meerenge, wie im Ocean, nur zweimal Ebbe und Flut wechselt.

Auſserhalb dieses unruhigen Gewässers mied man noch eine fruchtbare Strecke der Insel Thrinakia, wo man nicht Menschen, sondern heilige Heerden des Sonnengottes, von Nymfen gehütet, zu finden wähnte (*Od.* XII, 127. 261): in einer Gegend, wo Hesiodus schon Zankle am pelorischen Vorgebirge vernahm (*Diod.* IV, 87). Thrinakia für eine kleine Insel vor dem namenlosen Sicilien zu halten, widerstrebt dem einhelligen Zeugnisse des Alterthums, daſs die Insel Thrinakia oder Trinakria später Sikania, dann Sikelia, genannt worden sei. In dem Orakelspruche, der dem Archias, die Stadt Syrakusa zu bauen, in der 11ten Olympiade gebot, hieſs es (*Paus. El.* I. p. 293):

> Eine Ortygia liegt im dunkelwogenden Meere,
> Über Thrinakia dort, wo der Strom Alfeios hervordringt,
> Eingemischt dem Gequelle der weidlichen Nymf' Arethusa.

Sowohl der Name Thrinakia (*Timaeus ap. Sch. Apoll.* IV, 966), als der gewöhnlichere Trinakria, bezeichnet die dreieckte Gestalt, τριγλωχινα νησον (*Orph. Arg.* 1249), die man durch das Gerücht kannte; denn in der älteren Sprache des Landmanns hieſs θριναξ ein Dreizack. Mehrere Inseln benamte der Seemann von ihrer Gestalt, z. B. Sardinien von der Ähnlichkeit einer Fuſssohle Sandaliotis und Ichnusa. Besondere Gegenden der Insel konnten mit den Namen der Bewohner, wie Sikania und das Kyklopenland, bestimmt werden; der unbewohnten blieb nur der allgemeine Thrinakia.

Schwerlich entging dem Küstenfahrer der Berg Ätna, und der Anblick oder das Gerücht seiner Feueraus-

erauswürfe; wenn gleich Homer, seiner zu gedenken, nicht Gelegenheit fand. Erst Hesiodus nannte ihn in in den Irren des Odysseus (*Strab.* I. p. 23). Der heftige Ausbruch unter Hieron in der 75 Olympiade veranlasste die Beschreibungen bei Pindar und Äschylus (*Sch. Prom.* 366), vielleicht auch die Erwähnung in der Orfischen Argonautik (1250), und die Sage vom Tode des Empedokles. Funfzig Jahre nachher, sagt Thucydides (III, 116), war ein ähnlicher, der dritte, seitdem Griechen in der Insel wohnten, das ist, seit der 11 Olympiade. Jener frühere könnte leicht dem Hesiodus, der um Ol. 20 blühete, den Berg merkwürdig gemacht haben. Aber ob zwar namentlich kein Ätna bei Homer vorkommt; so gehört er doch wahrscheinlich zur beiläufig erwähnten Fabel der Giganten, die sonst immer um brennende Berge gesezt werden. Homers Giganten waren Riesen der Vorzeit, ähnlich den Lästrygonen (*Od.* X, 120); sie lebten wild und von der Natur gesegnet, wie die Kyklopen, so dass, mit beiden an sorgloser Glückseligkeit den Göttern nahe zu sein, die Fäaken für Ruhm achteten (VII, 205); ihr König, der aber ihre Wildheit nicht einschränkte, war mütterlicher Grossvater des noch in Thrinakia herschenden Fäakenkoniges Nausithoos (VI, 4. VII, 56):

> Dieser beherschte vordem die ungeheuren Giganten;
> Aber er stürzt' in Verderben das frevele Volk, und sich selber:

indem nämlich die üppigen Freveler, wie das Volk in Sodom und Gomorra, von Zeus durch Feuerregen vertilgt wurden. Hesiodus (*Theog.* 185) meldet, aus dem Blute des entmannten Uranos habe die Erde erzeugt

> — — — — — die grossen Giganten,
> Hell von Waffen umblinkt, langragende Speer' in den Händen.

Welchen Ursprung Akusilaus und Alcäus (*Sch. Apoll.* IV, 992) auch den benachbarten Fäaken andichteten. Nach Hesiodus erfand man schlangenfüssige und geflügelte Giganten, die, auch Titanen genannt, gegen die Götter im Westlande und anderswo gekämpft haben sollten (*Myth. Br.* II, 2, 32).

Von diesem Size der ausgestorbenen Giganten, wenn nichts wahrscheinlicheres zu sagen ist, bis zu der Südspize hinab, kannte Homer Sikeler und Sikanen. Mit den Sikelern waren die Griechen in demselbigen Verhältnisse, wie mit den Epeirern über Scheria, deren grausamen König Echetos selbst einige Geschichtschreiber den Sikelern zueigneten (*Sch. Odyss.* XVIII, 84): man raubte Sikeler oder kaufte sie, und sandte ihnen Unglückliche zum Verkauf. Auf dem Meierhofe des Laertes dient eine alte Sikelerin (XXIV, 211). Und die Freier geben dem Telemachos den höhnenden Rath (XX, 382):

> Lass uns die Gäst' einwerfen ins vielgeruderte Meerschif,
> Und an die Sikeler senden, dass grossen Gewinn du erlangest.

Von der Fahrt nach Sikania, giebt Odysseus vor (XXIV, 307), wohin er aus Alybas gewollt, sei er nach Ithaka verstürmt worden. Die Sikanen, wie Thucydides (VI, 2) und Timäus bei Diodor (V, 6) versichern, waren der Geschichte nach die ältesten Bewohner, gleich viel woher, deren Macht der ganzen Insel den Namen gab. Später kamen die Sikeler aus Italien, verdrängten die Sikanen in die südlichen und westlichen Bezirke, und brachten statt des vorigen den Namen Sikelia auf. Timäus, dessen Wort hier am meisten gilt, meldet, eine anhaltende Entzündung des Ätna habe die ackerbauenden, und unter mehrere Könige vertheilten Sikanen westwärts gescheucht, worauf die Sikeler das verlassene Gefilde besezt, und ihre Gewalt ausgebreitet. Homers Sikeler also waren ein rauhes Volk, welches die Gegend der fabelhaften Giganten behauptete; weiter hinab übten noch die sanfteren Sikanen den Ackerbau.

Für einen jener feldbauenden Sikanenkönige darf man den Beherscher der Insel Syria jenseit Ortygia wohl annehmen, dessen Sohn Eumäos, wie er dem Odysseus erzählt (XV, 402), als Kind von den Fönikern nach Ithaka entführt wurde:

> Eines der Meereiland' heisst Syria, wenn du es hörtest,
> Über Ortygia hin, wo die Sonnenwende geschn wird:
> Nicht an Bevölkerung zwar so sonderlich, aber gelobt doch,
> Gut für Schaf' und Rinder, an Reb' und Weizen gesegnet.

Die Geschichte kennt nur Eine Ortygia, nämlich die kleine Insel, hinter welcher in der 11 Olympiade die Korinther Syrakusa erbaueten; obgleich spätere Priestersage den Namen nach Delos und Efesos zog. Hesiodus nannte unter den Örtern, die Odysseus umirrt habe, ausser den von Homer besungenen, auch den Ätna, die Insel Ortygia vor Syrakusa, und die Tyrrhener (*Strab.* I. p. 23). In dem Hymnus an Apollon, welchen Thucydides seines Alters wegen dem Homer zuschreibt (III, 114), wird Ortygia wenigstens von Delos unterschieden (v. 14):

> Heil dir, selige Leto; denn glänzende Kinder gebarst du,
> Beid', Apollon den Herscher, und Artemis, froh des Geschosses,
> Sie in Ortygia's Flur, und ihn in der felsigen Delos.

Eben so in dem Orfischen Hymnus an Letó (XXXIV), wo die zwei lezten Verse fast wörtlich vorkommen. Pindars erste nemeïsche Ode beginnt also: Heilige Ruhe des Alfeos, der ruhmvollen Syrakusa Spross, Ortygia, Lager der Artemis, Delos Schwester. Und die Dichterin Nossis (*Br. Anth.* I. p. 194):

> Artemis, die in der schönen Ortygia wohnet und Delos.

Ohne

Ohne Zweifel alſo iſt auch bei Homer die ſiciliſche Inſel Ortygia gemeint, ſowohl hier, als *Odyſſ.* V, 123, wo Artemis den Orion in Ortygia erlegt haben ſoll; denn nach Sicilien erſtreckten ſich Orions Groſsthaten noch bei Heſiodus (*Diod.* IV, 87). Dieſe Inſel mit ihren vortreflichen Hafen muſste den Seefahrern ſo frühe, als die Sikanen, bekannt ſein; zumal den Fönikern, welchen die fruchtbare Gegend einen vortheilhaften Handel und Erquickung für die Tarteſſosfahrt anbot. Sie hatten hier, ſcheint es, einen berühmten Sonnenweiſer, der durch den Schatten eines Stifts die Sonnenwenden und Nachtgleichen (beide hieſsen τροπαι), zur Beſtimmung der Schiffahrt, andeutete. Pherecydes, der unter den Griechen zuerſt einen Sonnenweiſer in der Inſel Syros verfertigte, hatte die Wiſſenſchaft aus föniķiſchen Büchern geſchöpft (*Heſych. Mil.*). Durch den Ruhm der Inſel, vielleicht auch durch eine örtliche Göttin, welche wie die efeſiſche, der griechiſchen Artemis entſprach, konnte die Fabel gelenkt werden: daſs Leto, da ſie der eiferſüchtigen Here über Land und Gewäſſer entfloh, in Delos den Apollon, und in der fernen Ortygia die Artemis geboren habe.

Weil aber ein Geburtsort ſo mächtiger Gottheiten Ehre und Gut eintrug; ſo ward die herſchende Religionsſage durch Deutungen verſezt. Die Prieſter in Tegyra zeigten bei ſich einen Berg Delos, und zwei Quellen Φοινιξ und Ελαια, d. i. Palme und Ölbaum, und anderes, was bei der Entbindung der Leto genannt worden war, (*Plut. Pelop.*); die in Delos und Efeſos zeigten einen Hain Ortygia mit allen Wahrzeichen der heiligen Geſchichte, und erfanden noch lehrreiche Namenerklärungen dazu (*Callim. Ap.* 59. *Strab.* XIV. p. 639. *Sch. Apoll.* I, 308. 419. *Sch. Pind.* N. I, 2. 4. *Ariſtid. Apell.*). Die Efeſer, welche an der Artemis Geburt ſich begnügten, klagten unter Tiberius vor dem Senat, daſs man ihnen nicht glauben wollte (*Tac. ann.* III, 61); ſie hätten für ſich noch die angeſchlämmte Inſel Syria vor dem Kayſtros anführen können (*Plin.* II, 91. V, 31). Die Delier, welche beide Zwillinge ſich zueigneten, fanden Beifall ſchon vor Herodot (VI, 97); wiewohl noch Kallimachus, ſogar in einem Lobliede auf Delos (v. 255), ihnen nur Apollons Geburt zugeſteht. Da indeſs die Scholiaſten gröſstentheils den Deliern beipflichteten; ſo erklären die Neueren Homers Ortygia für Delos, bloſs um die Deutung der oberhalb liegenden Syria ſich beunruhigend. Ein griechiſcher Königsſohn einem griechiſchen Könige verkauft, und nicht einmal ausgelöſt, erregte keine Bedenklichkeit!

Daſs man geraubte Menſchen nur andersredenden Völkern zum Verkauf anbot, wuſste doch ſchon die Fönikerin, die den Eumäos erzogen hatte (*Od.* XV, 452). Unmöglich konnte der trefliche Sauhirt, wie Strabo meint, ein Prinz von der cykladiſchen Inſel Syros ſein. Er hätte nicht Delos, wäre auch der Beiname Ortygia ſchon verſucht worden, in kunſtloſer Erzählung ſo genannt; gewiſs ſo wenig, als ein verſtändiger Elbſchiffer von der ſchönen Hammonia ſchwazt. Er hätte nicht einem ſeekundigen Kreter, wofür ſich Odyſſeus gab (XIV, 199), die Heimat Syros ſo umſtändlich, und mit dem Beiſaz: *wenn du davon gehört haſt:* bezeichnet. Ein Ungrieche war er, gebürtig von einer entfernten Inſel Syria, die, weil vielleicht auch der Seekundige ſie nicht nennen gehört, die Bezeichnung zu fodern ſchien: ſie läge jenſeit der bekannten Sikaneninſel Ortygia mit dem ruchtbaren Sonnenweiſer. Ob übrigens dieſe Inſel an der Grenze des Unbekannten durch die Volksſage falſch beſtimmt worden; ob ſie dem Geſtade, wie ſpäter Ortygia, angewachſen ſei; ob ihr Name ſogar auf die Landzunge deute, wo nachmals Syrakuſa am Sumpf Syrako, vielleicht einer Lache der Anſchlämmung, erbaut wurde: das ſind unſtäte Vermutungen, deren keine ſich begründen läſst. Die Entfernung iſt der homeriſchen Welttafel gemäſs: Die Föniker kamen, mit Fahrwind von Syria nach Ithaka nicht lange nach dem ſiebenten Tage (XV, 475-481); und Odyſſeus von der ſchwimmenden Äolia, die damals unter der Südſpize von Thrinakia lag, in der Nacht auf den neunten Tag.

Mit ſolchen Vorſtellungen, und einigen Gerüchten von der Südſeite Thrinakia's, wo man um das nachmalige Kamarina das alte Gefilde der ausgewanderten Fäaken Hypereia, und jenſeit das Land der Kyklopen, ſamt der durch Schiffer erkundigten Ziegeninſel am weſtlichen Vorgebirge, ſich dunkel dachte, läſst Homer ſeinen Odyſſeus umherirren, einen Mann, der überlegte, was er that. Wir wollen dieſe, durch zweitauſendjährigen Streit der Ausleger berühmte Irrfahrt nach Homers Angaben zu beſtimmen ſuchen.

Von Maleia verſchlug ihn ein ſtürmiſcher Nordoſtwind (denn das iſt Boreas, X, 507) mit vielen Abbeugungen neun Tage hindurch in die Meerwüſte der Syrtenbucht (*Od.* IX, 80-84), und am zehnten gelangt' er

Hin zu den Lotofagen, die blühende Speiſe genieſsen.

Durch die Lüſternheit der Seinigen genöthiget, ohne günſtigen Wind abzurudern (IX, 103), ſteuerte er natürlich wieder gegen Nordoſt, wo die Heimat lag. Allein in der ſternloſen Nacht (142) verirrte er nordwärts, und kam an die Ziegeninſel vor dem Kyklopenlande (116). Eine ſolche, wie Homer ſie beſchreibt, fand Cluver an der Weſtſeite des lilybäiſchen Vorgebirgs von Sicilien: eine fruchtbare Inſel mit ſicheren Buchten, die von der Menge Ziegen den Namen Äguſa führte. Auch das Kyklopenland gegenüber muſs nothwendig, wie ſchon Cluver bemerkt, in der lilybäiſchen Felsgegend gedacht werden. Die Oſtſeite, wo es Spätere um Leontion oder am Ätna ſuchten, war für dergleichen Ungeheuer, und für eine völlig erdichtete Ziegeninſel zu hell, und machte dem Odyſſeus, der immer nach Nordoſt lenkte, die Verirrung um Sicilien herum unmöglich.

Nachdem er den Kyklopen entronnen war, ruderte er von der Ziegeninſel hinweg (IX, 565), und gelangte zu der ſchwimmenden Inſel des Äolos (X, 1).

Dieſer

Dieser war in der ältesten Fabel kein Gott, sondern ein weiser, glücklicher und menschenfreundlicher König, der den Besuchenden günstige Winde zu erregen, und die anderen zu bezähmen verstand, dessen Eiland aber nicht jeder Seefahrer in der angezeigten Gegend auffinden konnte. Nach einer späteren Titanomachie (*Clem. Al. str.* I. p. 306) hatte er seine Naturkenntnis von Hippo, Cheirons Tochter, gelernt. Erst Virgils Vorgängern im alexandrinischen Zeitalter ward er zum Gott, durch Gunst der Here, und erhielt ausschliessende Gewalt der Winde; da bei Homer ohne ihn Athene, Kirke und Kalypso Fahrwind nachsandten. Sein mitgegebener Schlauch war ein Talisman, der die schädlichen Winde durch Zauber fesselte, nicht, wie Agatharchides (p. 6) spottet, die Windgötter selbst in sich zum Ersticken einengte. Eben so gaben die Lappländer den Seeleuten Beutel und Schläuche mit verschlossenen Winden (*Schaeffer. Lapp.*). Und bei den Indiern fand Apollonius von Tyane (*Philostr.*) zwei Gefäſse von schwarzem Stein, wovon der eine Regen, der andere Winde enthielt. Einige Ausleger wollen zwar, daſs Äolia nicht schwimme, sondern, nur umschwommen von Meerwogen, unter den liparischen Inseln stehe. Ein Wunder mehr oder weniger verschlägt nichts; sie sei, was man wünscht, Lipara selbst oder Strongyle. Dann hätte aber den Odysseus der Westwind, den ihm Äolos nachsendete, unverlezt durch die Irrfelsen, oder wenigstens durch Skylla und Charybdis, nach Ithaka hin, und unverlezt durch dieselbigen zurück der Sturm ihn geführt. Und nach zwei glücklichen Durchfahrten müſste der arme Dulder zum drittenmale hindurch, um nun erst den Ausspruch der Kirke zu bewähren (XII, 98):

> Niemals rühmte sich noch ein Segeler, frei des Verderbens
> Dort vorüberzusteuern.

Nein, lieber das wahrscheinlichere Wunder, das natürliche für eine Fabelgegend! Äolia schwimmt, wie weiland Delos, im buchstäblichen Sinn; und zwar diesmal, wohin der besonnene Odysseus den Lauf richten muſste, östlich vom Kyklopenlande. Hier segelt er mit dem Westwinde ab (X, 25), und sieht in der zehnten Nacht die Wachfeuer in Ithaka.

Der Sturm treibt ihn nach Äolia zurück (X, 55); er wird von Äolos weggejagt, rudert ab ohne Fahrwind, und kommt am siebenten Tage zu den Lästrygonen (77-81). Die Ausleger, welche dies alte sicilische Fabelvolk (*Thuc.* VI, 2) wiederum an der helleren Ostseite in der Gegend von Leontion ansiedeln, mögen zusehn, wie dorther Odysseus nach Ääa, der Kirke Insel, mit einiger Vernunft zu befördern sei. Durchaus müssen diese Unmenschen an der jenseitigen Fabelküste des westlichen Meerbusens, worin Kirke wohnt, ihren Siz haben; und dahin den klugen Ithaker von seiner ostwärts gerichteten Fahrt abzulenken, ist kein anderes Mittel, als die schwimmende Insel des Äolos. Ohne Zweifel nahm der verwiesene Odysseus den vorigen Lauf, den der Westwind ihm geführt hatte. Aber Äolia lag diesmal weiter zurück im Südwesten des Kyklopenlandes, durch den selbigen Sturm, der ihn von Ithaka trieb, fortgedrängt. Denn, wie Pindar von Delos sagt,

> Sie war beweglich den Wogen
> Und aller Wind' anstoſsendem Hauch.

Um Raum sowohl für die zweite Lage von Äolia, als für die folgenden Irrfahrten in dem Meere hinter Sicilien zu gewinnen, welches so beschränkt ist, daſs von Ääa ein hülfreicher Wind der Zauberin in einem Tage nach dem Okeanos (XI, 11), und wieder in einem durch die sicilische Meerenge führen soll (XII, 142-284); müssen wir über der erweiterten Syrtenbucht Sicilien ostwärts herumdrehen, daſs Lilybäum die südliche Spize werde. Und grade diese erzwungene Stellung Siciliens findet sich, vielleicht durch die alten Welttafeln fortgepflanzt, bei den späteren Geografen, bis auf Strabo (VI. p. 266): welche von den heraklischen Seulen nach dem issischen Meerbusen eine Linie durch Pelorum und Pachynum ziehn (*Strab.* II. p. 106). Von der westlich geschwommenen Äolia nun rudert Odysseus ohne Fahrwind nach Osten; aber, durch Wind und Wogen und Dunkelheit verleitet, geräth er hinter Sicilien, wo er nach sechstägigem Umherkreuzen an die Lästrygonische Küste kommt. Die alte Sage bei Thucydides, Strabo (I. p. 20), und den Grammatikern, daſs die Lästrygonier in Sicilien gewohnt haben, ist an sich wahrscheinlicher, als die spätere italische, von Cicero (*ad. Att.* II, 13) und Horaz (*Od.* III, 17) im Scherz, von Plinius (III, 5) im Ernst angeführte, die sie, vielleicht des Hafens wegen, nach Formiä in Italien versezt. Dann würden ja alle Wunder nach der Abfahrt von Äolia auf das verkürzte Italien gehäuft, indem das ganze jenseitige zwischen dem lilybäischen Kyklopenlande und der Meerenge gestreckte Sicilien, wovon die Schiffersage wohl am wenigsten schwieg, leer ausginge.

Den grausamen Lästrygonen entflieht Odysseus mit Einem Schiffe, bei ungünstiger Luft rudernd (X, 128), und wird endlich an Ääa, wo die Zauberin Kirke wohnt, durch zufällige Winde und Strömungen getrieben (135). Die Insel, an der Mitte des namenlosen Westlandes, hatte den Namen von der kolchischen Stadt Äa, in deren Nachbarschaft Helios mit des Okeanos Tochter Perse den König Äetes, der Medeia Vater, und diese Kirke gezeugt hatte. Hesiodus, dem die Gegend schon weniger dunkel war, erzählte: Kirke sei auf dem Wagen des Helios in die vor Tyrrhenia liegende Insel gekommen (*Sch. Apoll.* III, 309). Und in der Theogonie (v. 1011): sie habe dem Odysseus den Agrios und Latinos geboren, die Könige der Tyrsener. Der Verfasser der Orfischen Argonautik, dem diese Gegend zu hell dauchte, gab der Kirke (1205) eine Insel im Okeanos nahe der Einströmung, dem lyngäischen Lande am Atlas gegenüber (*Steph.* Λυγξ). Aber zur Zeit des Theofrast (*hist plant.* V, 9) ward Latiums waldiges Vorgebirge Kirkäon von den Eingeborenen für die ehemalige Insel der Kirke gerühmt; auch pries man die Ergiebigkeit des Bodens an wirksamen Kräutern (*Sch. Apoll.* III, 311), um mit

diesem

diesem und anderen Wahrzeichen die Sage zu bescheinigen (*Strab.* V. p. 232). Es war alter Volksglaube, dass im Osten und Westen des Erdkreises die Kraft der näheren Sonne ausnehmende Fruchtbarkeit und die stärksten Zauberkräuter hervorbringe. Nachdem hier Odysseus gelandet, und zwei Tage und Nächte vom Rudern sich ausgeruht (143); erforscht er das Land, und stärkt seine Freunde mit Kost. Am folgenden Morgen entdeckt er ihnen seine Verlegenheit (190):

> Freunde, wir wissen ja nicht, wo Finsternis, oder wo Licht ist;
> Nicht wo die leuchtende Sonne hinabsinkt unter die Erde,
> Noch wo sie wiederkehrt.

Wo die Nachtseite der Welt und die Tagseite sei, weiss er wohl; denn er sah die Sonne aufgehn und untergehn. Aber er weiss nicht, sagt er mit Leidenschaft, in welche Weltgegend von der Heimat er verirrt sei, ob die veränderte Lage der äolischen Insel ihn ostwärts oder westwärts in das unerkundete Meer (III, 320. IV, 85) geteuscht habe.

Nach jährigem Aufenthalte befiehlt ihm Kirke, dass er, den Geist des Teiresias zu fragen, durch den einströmenden Okeanos zum Schlunde der Unterwelt hinfahre (X, 490); sie selbst wolle ihm nördlichen Wind, d. i. Nordost, nachwehen lassen (507). Er werde jenseit der Einströmung hinter dem Felsufer ein niedres buschichtes Gestade finden (508). In diesem zu einer tieferen Kluft sich neigenden Thale (denn man steigt hinab, XI, 57. 476, indem die Todten heraufsteigen, XI, 38), sei der Pful Acheron, in welchen, an dem Felsen des unterirdischen Eingangs, der feurige Pyriflegethon sich stürzt, und der Kokytos, ein Arm der Styx (511): welche bei Hesiodus (*Theog.* 776), eine Tochter des Okeanos, den zehnten Theil seines Gequells aus himmelstüzenden Silberfelsen (*Homers Leukas*, *Od.* XXIV, 11) in die Unterwelt ableitet. Odysseus segelt mit dem nördlichen Fahrwinde der Zauberin (XI, 6) den ganzen Tag durch das innere Meer (11), und erreicht Abends das Ende der Okeanosmündung (13), wo er am Gestade der dunklen, durch Berge beschatteten Kimmerier, vor der buschichten Niederung anlandet (20), und, näher dem Quellfelsen des Weltstromes Okeanos und der unterirdischen Styx, den bezeichneten Pful aufsucht (22). Dort in eine Grube opfert er Honig, Milch, Wein, Wasser mit Mehl, und das Blut schwarzer Schafe (26); durch die Witterung angelockt, steigen aus dem Schlunde des Erebos die sinnlosen Todten herauf (36), um mit dem Blut ein kurzes Lebensgefühl einzuschlürfen.

Die Kimmerier, offenbar eine fönikische Erfindung, haben den Namen von *kamar*, *kimmer*, dunkeln (*kimrir*, Dunkelheit, *Job.* III, 5). Ältere Griechen formten daraus κιμμερος, Finsternis, welches Lykofron (1427) seinem veralteten Kauderwelsch einmischte; κεμμερος und καμμερος fand Hesychius bei anderen. Eben so ist mit *ereb*, Trübe, Abend, nicht nur ερεβος, Dämmerung des Schattenreichs, samt den Beiwörtern ερεβεννος, ερεμνος, dunkel, sondern selbst *Europa*, welches zuerst Westgegend bedeutete, verwandt. Da Homers Kimmerier über der Erde wohnen; so müssen es umzingelnde Berge sein, die ihnen das Licht der auf wolkiger Luft einherfahrenden, und zum benachbarten Okeanos sich senkenden Sonne entziehen: wie bei Hesiodus (*Theog.* 759) dem Schlaf und dem Tode, auch den Gräen an der westlichen Landspize (*Aeschyl. Prom.* 802), vor welchen Hesiodus die Gorgonen auf einer Insel herbergt (*Theog.* 275),

> Hart an der Grenze der Nacht, bei den singenden Hesperiden.

In der Orfischen Argonautik (1119) werden die Kimmerier samt den beschattenden Bergen, welche von westlichen Bergen der späteren Erdkunde die Namen Rhipäon, Kalpis, Flegra und Alpen führen, an den nordwestlichen Ocean versezt. Auch dunkelt es um die westlichen Rhipäen bei Alkman und Sofokles (*Oed. Col.* 1311, *Schol.*), und noch bei Späteren um die Quelle des Rhodanus und Eridanus (*Apoll.* IV, 630. *Dionys.* 288).

Um jene kimmerische Todtenkluft wohnen dem Homer, obgleich hier unerwähnt, auch die Träume (*Od.* XXIV, 12), die Harpyen und Erinnyen (*Od.* XX, 63-78. *Il.* XVI, 150), wahrscheinlich noch mehrere bedeutende Fantome, welche bei Späteren vor den Eingang des Erebos in ewiger Nacht schweben. Draussen im Okeanos ist das Eiland der Seligen, Elysion, an der Lichtseite: woselbst, nicht fromme oder wenigstens, wie bei Hesiodus, durch Heldentugenden ausgezeichnete Menschen, sondern allein Günstlinge von Zeus, dem Tode entrückt, in unthätiger Wonne leben. So wird dem Menelaos von Proteus geweissagt (*Od.* IV, 561):

> Doch nicht dir ist geordnet, den Tod und das Schicksal zu dulden;
> Nein dich führen die Götter dereinst an die Enden der Erde
> Zu der elysischen Flur, wo der bräunliche Held Rhadamanthys
> Wohnt, und ganz mühlos in Seligkeit leben die Menschen:
> (Nimmer ist Schnee, noch Winterorkan, noch Regengewitter;
> Ewig wehn die Gesäusel des leis' anathmenden Westes,
> Die Okeanos sendet, die Menschen sanft zu kühlen :)
> Weil du Helena hast, und Zeus dich ehret als Eidam.

Nahe dabei, am niederhangenden, von Atlas gestüzten Himmelsgewölbe (*Od.* I, 53), ist das Sonnenthor (XXIV, 12), durch welches Helios zu dem wartenden Goldschiffe in den Okeanos hinausfährt; und eine Steige zum Gewölbe hinauf (*Myth. Br.* I, 27). An der Nachtseite gegenüber erhebt sich (XXIV, 11) der Fels Leukas, oder der schimmernde, von Hesiodus (*Theog.* 791) der silberhelle und himmelstüzende genannt: aus welchem der erdumzirkelnde Okeanos und die

die unterirdische Styx entspringt (*Hesych.* Λευκαδα πετρην). Hinter der Einströmung ist, am Boden des Okeanos, die Kluft, welche durch eine eiserne Pforte mit eherner Schwelle zum Tartaros führt (*Il.* VIII, 16),

> So weit unter dem Aïs, wie über der Erd' ist der Himmel:

wo Iapetos, Kronos und andere Titanen ohne Sonne und Wind wohnen (VIII, 479). Von dem Elektronstrome reden wir bei der Hesiodischen Erdkunde.

Durch die Mündung des Okeanos rudert Odysseus wieder in das innere Meer (*Od.* XI, 639), und ein südwestlicher Fahrwind bringt ihn aus dem Lande der Finsternis zur ääischen Insel zurück (XII, 2), wo die Lichtgöttin Eos und der Sonnengott Helios ihre Macht üben. Bald nachher schift er in der Frühe mit Fahrwind ab (142), steurt an dem Eilande der Seirenen vorbei (166), vermeidet dann rechts die Brandungen und Flammen der Irrfelsen (201, vergl. 59), und wendet sich links in die Meerenge zwischen Skylla und Charybdis hindurch (234, vergl. 73), worauf er an der thrinakischen Weide des Sonnengottes zu übernachten genöthiget wird (260). Sturm und widriger Wind hält ihn auf (312), bis vor Hunger die Genossen an der heiligen Heerde sich vergreifen (353). Er leidet Schifbruch (403), treibt auf Scheitern nach der Charybdis zurück (427), und von dort in neun Tagen nach Ogygia (447), wo er bei der Nymfe Kalypso, des Atlas Tochter, bis ins achte Jahr bleiben muss (VII, 244). Diese nach Schiffersagen gefabelte Insel, in der Mitte des Meers (I, 50), oder von jedem Ufer entfernt, liegt nach Homers Vorstellung in der ungeheuern Bucht zwischen Libya und dem Atlas, so weit westlich gerückt, dass Odysseus auf der Fahrt nach Scheria oder Corcyra den grossen Bären zur Linken hat (V, 276). Er segelt im rohen Flosse mit laulem Winde aus Südwest (V, 268), und erblickt am achtzehnten Morgen Scheria (279); dann, nach verlorenem Flosse, schwimmt er zwei Tage im Sturm, bis ihn der Nord nach Scheria zurücktreibt (385), und erreicht am dritten Tage das Land. Von hier bringen ihn endlich in Einer Nacht die Fäaken nach Ithaka (XIII, 35-93).

Scheria war am adriatischen Busen das äusserste der homerischen Weltkunde. Unter des Alkinoos Vater waren die Fäaken aus Hypereia vor den Kyklopen entflohn (VI, 8):

> Dass sie in Scheria wohnten, entfernt von erfindsamen Menschen;

d. i. am Ende der gebildeten Völker, nach den Barbaren des unbekannten Epeiros hinauf, von welchen sie Sklaven raubten (VII, 8). Das selbige sagt Nausikaa (VI, 203) etwas stärker:

> — — — — — — Denn sehr geliebt von den Göttern,
> Wohnen wir abgelegen, des endlos wogenden Meeres
> Äusserste, haben auch nie mit anderen Menschen Gemeinschaft.

Sie hatten ja, nach eigenem Geständnisse (VIII, 29), Völker im Westen wohnend; und das Gewässer um ihre Insel wird Meer, nicht Okeanos genannt. Aber aus ihrem Benehmen gegen Odysseus ist offenbar, dass die unkriegrischen Fäaken (VI, 270) den neuen blühenden Staat nicht allein durch Mauern (VII, 45), sondern durch fönikische Kunst der Verheimlichung sicherten. Obgleich weder hartherzig noch arm, nahmen sie nicht gerne Fremdlinge auf (VII, 32), und entsandten sie bei Nacht (XIII, 35), und zwar schlafend (VII, 318), damit sie Zeit und Wind nicht beobachteten, und mit dem Vorgeben, ihre Schiffe hätten Gedanken, und liefen von selbst den bestimmten Weg ohne Gefahr mit übernatürlicher Geschwindigkeit (VII, 326. VIII, 556). Homer nennt sie bloss geschickte Seeleute, und giebt ihnen eine ganze Nacht zu der Fahrt nach Ithaka, wo sie die forkynische Bucht schon kannten (XIII, 113).

Gegen die eratosthenische Behauptung, dass vor Alters sich niemand in das euxinische Meer gewagt habe, führt Strabo die Argonauten an (I, p. 48). Als ob diese einzelne, so hoch bewunderte Heldenthat, die allerdings einige Kunde von Kolchis brachte oder voraussezte, nicht ein Beweis für die Behauptung wäre! Voraussezte, sagen wir. Denn wenn auch Iasons Fahrt, wie des Odysseus und anderer, nur von Dichtern bis an das östliche Weltende wäre gedehnt worden; so möchte doch die dürftige Kenntnis der Amazonen, der Kolchier, des Sonnenteichs (*Od.* III, 1), einer Andeutung des kaspischen Meers, schon durch einen alten Landhandel erklärbar sein (*Il.* II, 857),

> Fern aus Alybe her, alwo des Silbers Geburt ist.

Welches Alybe, der Siz nachmaliger Chalyber, auf Homers Welttafel zu den Halizonen gesezt werden muss. Strabo (I. p. 45) rühmt die ganze Gegend um Kolchis wegen des Reichthums an gegrabenem Gold, Silber und Eisen. Ein andermal hat Strabo (I. p. 6. 20) die Laune, seinem Homer sogar Kenntnis der kimmerischen Halbinsel durch skythische Horden, die, vielleicht schon vor seiner Zeit, Asien durchschwärmt, zu verschaffen. Auch den Ister soll er (p. 6) durch Erwähnung der anwohnenden Myser bezeichnet haben. Aber gleich darauf (p. 21) entfährt dem vergesslichen Anwald das Geständnis: man habe damals das euxinische oder pontische Meer für eine Art von Okeanos angesehn, dass einer dorthin eben so, wie jenseit der heraklischen Seulen, ausser der Welt schifte; und seiner Grösse und Furchtbarkeit wegen habe man es vorzugsweise Pontos genannt. Ja gegen Apollodor, der aus Homers Stillschweigen schloss, er habe viele berühmte Flüsse und Völker am schwarzen Meer gar nicht gekannt, giebt Strabo (XII. p. 553) die kimmerische Halbinsel und den Ister auf, weil Zeus sie nicht wahrnimt (*Il.* XIII, 4):

> Seitwärts hinab auf das Land gaultummelnder Thrakier schauend,
> Auch nahkämpfender Myser, und treflicher Hippomolgen,

Welche

Welche bei Milch arm leben, ein Volk der gerechtesten Männer.

Homer, sagt er, hätte die Nomaden nicht als Milchesser, als dürftige und gerechte Menschen, als treffliche Rossmelker bezeichnet, sondern Skythen genannt, oder Sauromaten, oder Sarmaten, wenn sie damals bei den Griechen so hiessen. Auch hätte er, da er Thraker und Myser anführte, die am Ister wohnten, ihn selbst, den grössten der Ströme, nicht verschwiegen, zumal er gerne nach Flüssen die Gegenden bestimmt. Auch bei Erwähnung der Kimmerier wäre er den Bosporos oder die Mäotis nicht übergangen. So vertritt der besonnene Strabo seinen allwissenden Homer!

Im östlichen Winkel des schwarzen Meers kannte Homer Kolchis, das Reich des Äetes (*Od.* X, 137. XII, 70), den der benachbarte Sonnengott mit des Okeanos Tochter Perse (vielleicht eine Andeutung dunkel vernommener Perser, als eines äthiopischen Stamms) erzeugt hatte. Nahe ward des Helios Wohnung und der Okeanos noch von Mimnermus geglaubt (*Strab.* I. p. 47):

Zu des Äetes Stadt, wo des rüstigen Sonnenbeherrschers

Helios leuchtender Glanz ruhet im goldnen Gemach,

An des Okeanos Rande, da kam voll Gottheit Iason.

Den berühmten Fasis, den ältesten Scheidestrom zwischen Nachtseite und Tagseite, nennt Homer nicht; aber ohne ihn kann weder diese Abtheilung, die er häufig angiebt, noch des Äetes Reich, noch die Verirrung der Argonauten hinter Sicilien bestehn. Weil der Fasis, der aus dem Okeanos hereinfliesst, grade im Osten der westlichen Einströmung entgegen sein muss; so erscheint Vorderasien fast wie ein Dreieck: eine Gestalt, die noch späten Geografen verwiesen wird (*Scymn. Fr.* 185-194). An der Einströmung des Fasis wohnt ihm, wie allen ältesten, Helios und die Lichtgöttin Eos, zwischen dem Okeanos und dem Teiche, in welchem Helios seine Rosse schwemmt, sowohl des Abends, nachdem er von Westen herumschifte (*Aeschyl. Fr.*) als vor dem Aufgange (*Od.* III, 1):

Helios strebte nunmehr, aus dem herlichen Teiche sich hebend,

Auf zum ehernen Himmel.

Den Rand des Okeanos vom Fasis bis zur westlichen Einströmung bewohnen Äthiopen, von der näheren Sonne gebräunt (*Od.* I, 23):

Äthiopen, die zwiefach getheilt sind, äusserste Menschen,

Diese zum Untergange des Helios jene zum Aufgang.

Besondere Stämme der Äthiopen sind bei Homer, wo nicht schon Perser, wenigstens Erember und Pygmäen; bei Späteren Kefener, Perser, Meder, Baktrer, Inder, Araber und andere (*Strab.* I. p. 42). Von einem Feste der Ostäthiopen, mit welchen die griechische Volkssage vertrauter war, kehrte Poseidon im Luftwagen über die Berge der Solymer zurück (*Od.* V, 283. 380). Zu ihnen gehörte Memnon, der schöne Sohn des Tithonos und der Eos (*Od.* IV, 188. XI, 521), der den Troern zu Hülfe kam, und der bei Quintus (II, 120), dem Nachahmer verlorener Alten, auch auf seinem Wege vom östlichen Rande des Okeanos her die Solymer fand. Diese Volkssagen, welche lange fortdauerten, werden im Folgenden ihre völlige Bestätigung erhalten.

Nach Homers Liedern folgen an Alter Hesiods Gedichte, und viele Bruchstücke von hesiodischen Werken: welche dem achtzehnten Jahrhunderte zum Vorwurf, noch zerstreut liegen. Ob alles von Einem Verfasser herkomme, kann uns hier gleichgültig sein. Was den Namen Hesiodus führt, enthält, nach unserer Einsicht, in Sprachform, in Mythologie und Weltkunde (ein paar unverkennbare Einschaltungen abgerechnet) nichts widerwärtiges, und bekennt Einen und den selbigen Zeitraum, in welchem die ererbte Volksmeinung durch Erfahrungen aus ihrer Ruhe geweckt wurde, und einige Kenntnisse, mit alten oder neugefabelten Wundern gemischt, aufnahm.

Hesiodus lebte, wie wir sehn werden, etwa zweihundert Jahre nach Homer, gegen die 20 Olympiade, als schifkundige Griechen anfingen, mit gewagteren Unternehmungen nach allen Gegenden umher zu streben. Zwar hatten, der Sage nach (*Dionys. Hal.* 1), welcher die Verwandschaft der Sprachen bestimmt, schon vor Ilions Fall griechische Stämme unter Peucetius um das iapygische Vorgebirge Italiens, und unter Önotrus an der ausonischen Küste sich angesiedelt; zu welchen allmählich andere, z. B. unter Evander, sich gesellt. Von den heimkehrenden Siegern Troja's waren Diomedes nach Apulien, Teukros nach der entfernten Kypros, andere anderswohin verirrt. Achtzig Jahre darauf, durch den Einfall der Herakliden in den Peloponnesus, waren grosse Bewegungen und Auswanderungen bewirkt worden; Griechen bedeckten die Meerküste Asiens; griechische Städte, wie die euböische Kuma, die Mutter von Parthenope, blühten in Italien auf. Indess hatte die Erdkunde der homerischen Zeit dadurch nichts gewonnen: die asiatischen Griechen spielten dem glänzenden Verkehr mit den Enden der Welt zuerst durch schüchterne Versuche in der Nähe vor; und die entfremdeten Anbauer in Kypros, um Italien, und noch weiter, wenn man will, verloren sich aus dem Andenken der Ihrigen, wie die sächsischen Siebenbürger und die Pfälzer in Amerika. Aber jezo erweiterten allmählich ihre Betriebsamkeit die mächtigen Ionier, und die vom durchgehenden Handel, anfangs zu Lande, dann zur See, bereicherten Korinther. Statt der funfzigrudrigen Kriegsböte des heroischen Alterthums, erfanden die Korinther Triremen; und in der 18 Olympiade erbauete ein Korinther vier solche den Samiern (*Thucyd.* I, 13). In der 11 Olympiade gründeten fast zugleich Euböer die Pflanzstadt Naxos in Sicilien, und Korinther Syrakusa, auch Kerkyra in dem alten Fäakeneiland. Der bequemeren Schiffahrt wegen nach Kerkyra oder Corcyra

cyra, verwandelten die Corinther die leukadische Landzunge, welche Odysseus unter dem Namen Nerikos beherscht hatte, in eine Insel; und schon in der 28 Olympiade hielten sie mit ihren Abkömmlingen das älteste Seetreffen, welches dem Thucydides bekannt war. Bald nach Syrakusa ward Kyrene in Libyen gebaut; und um die selbige Zeit führte der Sturm einen Samier, bis zu den Seulen des Herakles, woher er tartessische Reichthümer und Gerüchte mitbrachte.

Dennoch erlebte Hesiodus nicht die Zeit, dass der axeinische Pontos, oder das unwirtbare Meer, welches die Argonauten zuerst öfneten (*Pind. Pyth.* IV, 361), seinen unholden Namen mit dem einladenden des euxeinischen oder wirtbaren vertauschte (*Pind. Nem.* IV, 79); die Zeit, wovon Scymnus der Chier sagt (v, 733):

> Zahlreiche Pflanzer wurden aus Ionia
> Gesandt zum Pontos, welcher, ungastfreundlich einst
> Ob seiner Barbarstämme Grausamkeit benamt,
> Durch jener Thun gastfreundlich jezo heissen darf.

Denn erst nach der 30 Olympiade wurden die Pflanzstädte Istros, Olbia, Sinope von den Milesiern, die meisten noch viel später gebaut (*Ramb. de Mileto*). Zwar standen seit der argonautischen Durchfahrt festgewurzelt am Eingange die Kyaneen oder Schwarzfelsen (*Orph. Arg.* 680-708), die vorher als Symplegaden in der gewaltigen Strömung zurückschreckten (*Pind. Pyth.* IV, 370):

> Mit der zusammenprallenden Klippen
> Unausringbarer Bewegung;
> Denn die Zwillinge waren belebt,
> Und rolleten hurtiger an,
> Als dumpftosende Winde geschaart zum Kampf.

Aber schrecklich genug blieb, wie heutiges Tags, den schwachen Fahrzeugen die entgegenstürzende Flut der thrakischen Meerenge, noch empörter durch den Süd, der das Segel schwellte, und durch plözliche Stosswinde von vorn und von der Seite. Selbst der Pöner, sagt Horaz (*Od.* II, 13. III, 4), durchsteuerte mit Angst

> Die Flut des graunvoll tobenden Bosporos.

In den Pontos fahren, und aus dem Pontos kommen, waren Sprichwörter von grossem Unglück (*Eustath. ad Dionys.* 147). Man dünkte sich, wie Cicero sagt (*Tusc.* I, 20), nicht weniger, wenn man die Mündung des Pontus gesehn hatte, als die Meerenge des Oceanus.

Vorläufige Versuche der Pontusfahrt hatten gewiss zu Hesiodus Zeit ionische Krämer häufig gewagt, um, gleich dem horazischen Indusfahrer (I *Ep.* 1, 45),

> Durch Meerwogen die Armut zu fliehn, durch Klippen, durch Feuer.

Sie hatten links die schlammige Bucht Salmydessos, die Stiefmutter der Schiffe (*Aeschyl. Prom.* 725), besiegt, und den Namen des grossen Stroms Istros zurückgebracht, welchen Hesiodus (*Theog.* 339) samt dem neulich benamten Neilos, unter die merkwürdigsten Ströme aufnahm. Vielleicht dass auch im Ardeskos (345) oder Aldiskos, welchen der Scholiast einen skythischen Strom nennet, ein Ardessos oder Aldessos steckt, als älterer Name des berüchtigten Salmydessos, Almydessos oder Sarmydessos (*Suid.*), der nach den Scholiasten in die gleichnamige Bucht ausströmt. Ferner hatten sie dem Hesiodus den eigentlichen Namen der Rossmelker verkündiget, und ein neues Bild ihrer nomadischen Lebensart, ihre gekarreten Wohnungen. Denn bei Strabo (VII. p. 300) besingt er, als äusserste Völker im Süden, Westen und Norden,

> Äthiopen, und Ligyerstämm', auch Skythen bei Rossmilch.

Und eben daselbst (p. 302) wird ihm Fineus von den Harpyen geführt

> Zum Milchessergeschlecht, das Wohnungen führet auf Rädern.

Damit man nicht von dem entdeckten Istros zu viel Licht hoffe, erinnere man sich, was milesische Mährchen bedeuteten. Als die Milesier schon über funfzig Jahre am Istros und Borysthenes sich angebaut, fabelte man um die Mündungen des Istros, oder weiter hinauf, eine dem Achilles heilige Insel Leuke; hier sah ein krotonischer Feldherr den Achilles in Gesellschaft befreundeter Helden, und der Helena, die jezt seine Gemahlin war; Helena trug ihm auf, dem Stesichorus in Himera zu melden, ihr Zorn sei die Ursache seiner Blindheit; worauf der Dichter seine Palinodie sang (*Paus. Lac.* p. 102). Noch Polybius warnt (IV, 42), nicht die Lügen und Wunder, welche die Meerhändler aus dem Pontos berichten, mit offenem Munde zu verschlingen.

In Kolchis nennt Hesiodus den Fasis (*Theog.* 340), der, aus dem Okeanos einströmend, die Erdscheibe bis zur Welttafel des Hekatäus in zwei Inseln theilte. Die flüchtenden Argonauten führte er, wie Pindar und Antimachus, weil die Mündung des Fasis von Kolchern bewacht wurde, aufwärts in den Okeanos, und rechtsum bis über Libya, wo sie, noch unkundig des arabischen Busens, den nächsten Weg in das Mittelmeer über Land zum See Triton nahmen (*Sch. Apoll.* IV, 259. 283. *Sch. Pind. Pyth.* IV, 44). Zum Okeanos gelangten sie durch den Sonnenteich, welchen noch Äschylus anerkennt, und bei Strabo eine spätere Iasonee in das kaspische Meer umdeutete (*Strab.* XI. p. 503). Den Kaukasos, das nachmalige Ostgebirge des Erdkreises, finden wir nicht vor Pherecydes genannt (*Sch. Apoll.* II, 1214). Übrigens die alten Fabeln, nur etwas erweitert: Äetes mit den Seinigen, vom Geschlecht des Helios und des Okeanos (*Theog.* 956); Medeia von Iason entführt, Mutter des Medeios (992), der den Medern wahrscheinlich den Namen gab; Kirke auf dem Sonnenwagen nach einer tyrrhenischen Insel versezt (*Sch. Apoll.* III, 309). Auch des Frixos Ritt auf dem goldvliessichten Widder (*Eratosth. catast.* 19. *Sch. Germ. Aries*), und wie Fineus dem einkehrenden den Weg über das schwarze Meer nach Kolchis weissagte, und deswegen geblendet ward (*Sch. Apoll.* II, 182). Auch Fa-

Faethons Fahrt auf dem Sonnenwagen, wodurch die Äthiopen gebräunt wurden (*Hygin.* 154); weshalb (*Lb.* 527) dunkelfarbige Männer die Völker der südlichen Erdhälfte heissen. Ferner wie Eos dem Tithonos die oſtäthiopiſchen Fürſten Memnon und Emathion gebar (*Theog.* 984); und dem Kefalos (986) einen anderen Faethon, den Afrodite zum Tempelhüter, nach dem Scholiaſten, in Kypros erkohr. Die Kyprier, ſagt Herodot (VII, 90), leiten ihr Geſchlecht theils von Griechen ab, theils aus Fönike, theils aus Äthiopia: d. i. aus dem ferneren Morgenlande. Dann beſang Heſiodus (*Strab.* I. p. 43. VII. p. 299. *Harpocrat.*), als Nachbarn der Kolchier die langköpfigen Makrokefaler, Herodots Makronen (II, 104); vielleicht auch dort herum Hemikynen mit Hundshäuptern, wo nicht Herodots Hundsköpfige am Triton (IV, 191) die älteren ſind, welche der falſche Ariſteas nebſt anderen Fabeln zu den ſpäter entdeckten Nordvölkern hinauf rückte (*Tzetz. chil.* VII, 144. *Steph.*). Endlich hatte er, wahrſcheinlich durch Föniker, auch Araber vernommen, Stammgenoſſen der perſiſchen Kefener, eines oſtäthiopiſchen Volks, welchem die ſchöne Andromeda angehörte (*Herod.* VII, 61. *Agatharch.* p. 2). Denn Arabos war ihm ein Sohn des Hermes und der Thronia, deren Vater, der König Belos, auch den Kefeus gezeugt hatte; das ſelbige ſagte noch Steſichorus (*Strab.* I. p. 42).

Man hüte ſich, den alten Namen Arabia auf den neueren Begrif einzuengen, und, wo er ihn überſchreitet, einen Fehler zu argwöhnen. Arabia ſchwankt, wie Thrakia, und wie dieſes den ganzen Norden, ſo umfaſst jenes oft das geſamte Oſtland. Apollodor (II, 5, 11) fand bei älteren Dichtern, die man falſch deutete, den Oſtäthiopen Emathion in Arabia; bei anderen Servius (*Aen.* IV, 367) Hyrkania, eine Bergwaldung Arabiens, Vibius Sequeſter (*de gentibus*) Inder als Araber in Aſien genannt; der Berg Nyſa lag anfangs in Arabien, und rückte nach Indien. Auch der Fönix, von welchem zuerſt Heſiodus fabelte, neun Menſchenalter überlebe die Krähe, vier Krähen der Hirſch, drei Hirſche der Rabe, neun Raben der Fönix, und zehn Fönixe der Nymfen Geſchlecht (*Plut.* χρηστηρ.), auch dieſer war zuerſt in Arabien einheimiſch, bald in Indien, Äthiopien, Aſſyrien. Denn auch Aſſyrien oder Syrien bedeutete Morgenland, z. B. bei Lukan VIII, 292; Arabia nennt Heſychius eine Gegend in Syrien, und Scymnus ſezt um Sinope Syrer (*Fr.* 206). Strabo ſucht eine ſolche Verwechſelung der Volksnamen durch ihre Verwandſchaft zu erklären (I. p. 41); da doch die natürlichſte Erklärung aus der Unkunde der Alten flieſst. Nach dieſer älteren Vorſtellung, nahm in Ovids Verwandlungen Eurus ſeine Wohnung bei der Aurora im Reiche der Nabathäer, d. i. der Araber; nach dieſer liegt dem Ariſtofanes (*av.* 144) im rothen Meer, oder am öſtlichen Ocean, ein glückſeliges Gebiet, nämlich der Araber; nach dieſer erkennt Äſchylus (*Prom.* 420) Arabia's kriegeriſche Blüte nahe dem kaukaſiſchen Gebirge. Und wir dürfen nicht, wie jener bei Plautus (*Trinum.* IV, 2, 89), mit Verwunderung ausrufen: *Eho! an etiam Arabia'ſt in Ponto?*

Noch jezo, als dieſe regſame Zeit eintrat, ſah man die groſse Meerbucht jenſeit Kreta's nur in etwas hellerer Dämmerung, wo noch immer, was Virgil aus griechiſchen Dichtern nahm (*Lb.* IV, 387), der homeriſche Proteus bald in Faros, bald in Karpathos, vor den Seeleuten gaukelte. Noch jezo, da Heſiodus am aleiſchen Gefilde in Kilikia ſchon Soli (*Strab.* XIV. p. 676) und vielleicht mehreres kannte, blieb jener Winkel von ungeheuern Fabeln, der Echidna, des Tyfaon und ihrem Geſchlechte bewohnt (*Theog.* 301-332); und noch um die 33 Olympiade war die Gegend ſo dunkel, daſs dem Piſander die hier geborene Sfinx fern aus Äthiopia, d. i. aus dem Morgenlande, nach Thebe geſendet ſchien (*Sch. Eurip. Phoen.* 1748). Obgleich nunmehr die kypriſche Salamis mit ihrem Teukros beſungen ward (*Pind. Nem.* IV, 76), erſtaunte man nicht weniger, als Homers Neſtor, über die Fahrt durch jenes unendliche Meer. Bei Horaz, der ein ſolches Gedicht nachſang (*I Od.* 7), ſtärkt ſich der Held am Weine mit dem herakliſchen Pappelkranz, und ermuntert die Genoſſen:

> Salamis ſoll gleichnamig auf Fremdlingsboden hervorblühn.
> Tapfre, wohlan! noch herberes oftmals
> Trugt ihr Männer mit mir! Nun tilgt im Weine den Unmut;
> Morgen erneun wir den mächtigen Meerlauf!

Spätere lieſsen ihn aus Kypros heimſchiffen, und, als man ihn abwies, nach Hiſpanien, einige ſeiner Schaar ſelbſt nach Gallicien, gerathen (*Iuſt.* XLIV, 3. *Strab.* III, p. 157). Die zunehmende Kenntnis von Kypros iſt beſonders in der Fabel der kypriſchen Afrodite ſichtbar. Homer weiſs nur, daſs ſie dort verehrt werde. Bei Heſiodus, der doch bereits den Adonis (*Apollod.* III, 14, 4), und den Tempelhüter Faethon (*Theog.* 990) kennt, erwächſt ſie im Meerſchaum aus dem Blute des Uranos, und landet an Kythere, wohin ſie nach Kypros kommt (*Theog.* 193). Das ſelbige bezeugen Feſtus (*Cytherea*) und Diodor (V, 55) aus anderen. Saffo aber (*Philoſtr. ic.* II, 1), die der fönikiſchen Urania kundiger war, läſst ſie aus dem befruchteten Meere zuerſt bei Pafos ans Land ſteigen: welches auch im zweiten homeridiſchen Hymnus an Afrodite behauptet wird. Noch dem homeridiſchen Sänger des Hymnus an Dionyſos ſcheint Kypros und Ägyptos aus der Kunde der Menſchen faſt ſo weit, als das zuerſt von dem verſtürmten Samier Koläos, dann wieder von den Fokäern unter Kyros an den herakliſchen Seulen entdeckte Hyperboreerland; denn dem Götterjünglinge droht der tyrrheniſche Seeräuber (v. 26):

> Hoffentlich bald gen Ägyptos gelanget er, oder gen Kypros,
> Oder zum Hyperborëiergeſchlecht hin, oder noch jenſeit.

Das iſt, noch über Tarteſſos hinaus, zu den ferneren Anwoh-

Anwohnern des Okeanos: welche wohl gar die spätere Entdeckung voraussezen.

Aus dem fernen Lande Ägyptos war dem Hesiodus der Name des Stroms Neilos (*Theog.* 338) erschollen; und, vielleicht durch Föniker, das Gerücht der Troglodyten, die als Katudäer oder Unterirdische, in Höhlen sich aufhielten (*Harpocration*), und, wie wir bei Kolchis gesehn, der ostäthiopischen Araber. Auch war ihm schon etwas aus der altägyptischen Geschichte hinterbracht worden, nämlich die Unarten des Busiris, der elf Menschenalter vor Herakles gelebt haben sollte (*Theon. Progymn.* 6). Wenn Busiris in seiner Sage, wie es scheint, bereits ein Menschenopferer war; so trift ihn Herodots Urtheil (II, 45), dass die Griechen, die das sagen, der Ägypter Natur und Geseze durchaus miskennen. Gewiss schufen einen so unholden Busiris griechische Seeräuber nach einer unfreundlichen Aufnahme in Ägyptos, wo sie etwas von Osiris, welchen die Priester Hysiris nannten (*Hellan. ap. Plut. Is. et Os. II.* p. 364), mochten gehört haben (*Diod.* I, 88). Eratosthenes (*Strab.* XVII. p. 802) erklärt das ganze Mährchen von Busiris, der nie gelebt habe, für einen Beweis, was es den Griechen vordem bedeutet habe (*Od.* IV, 483):

> Hin zum Ägyptos zu gehn, den Weg, so lang und gefahrvoll!

Zu dieser abschreckenden Ferne komme noch die unlandbare Küste, und dass der Hafen bei Faros von räubrischen Rinderhirten sei bewacht worden. Kurz, Ägyptos war den Griechen ein verschlossenes Fabelland: bis Psammetich nach der 30 Olympiade den ionischen, mit dreissig Schiffen gelandeten Seeräubern, die ihm die Herschaft erkämpft hatten, eine Lagerstadt, Stratopedon, einräumte, und ägyptische Kinder, die Stammväter der nachmaligen Dolmetscher in der griechischen Sprache unterrichten liess (*Herod.* II, 152-154. *Strab.* XVII. p. 801). Etwa zwanzig Olympiaden nachher bestimmte Amasis den griechischen Kaufleuten zur Wohnung Naukratis, eine milesische Pflanzstadt an dem Nilarme, der in die kanopische und bolbitische Mündung sich theilt, und ausserdem noch verschiedene Tempel mit Handelsfreiheit (*Herod.* II, 178. 179).

Dieser bei Hesiodus fortwährenden Dunkelheit zum Troz, will Strabo (I. p. 29-35) seinem Homer die Ehre ausfechten, dass er den arabischen Meerbusen gekannt, und durch ihn die östlichen Äthiopen von den westlichen geschieden habe. Warum sollte er nicht, da ihm die entferntere Stadt Thebe bekannt war? Darum nicht, weil eine so merkwürdige Königsstadt am befahrenen Strom eher in den Ruf kommen musste, als ein durch unwegsames Land getrenntes Wasser, welches die Anwohner selbst lange für einen inneren See hielten. Sonst hätten die Argonauten, in der ältesten Anordnung bei Hesiodus, Pindar, Antimachus (*Schol. Apoll.* IV, 259), ihr Schif den arabischen Busen hinauf gelenkt, und über die Landenge getragen, nicht aber bis zum fabelhaften Triton sich bemüht. Auch hätte nicht Hekatäus ihre Rückfahrt durch den Nilus, der ihm aus dem Ocean zu kommen schien, vorgezogen; noch diesen zur Abtheilung der südlichen Erdhälfte in Asia und Libya gewählt. Herodot (II, 11) war der erste, der den arabischen Busen richtig beschrieb; aber sowohl hier, als am kaspischen Meere, ward seine Kenntnis durch neue Unkunde überwältiget. Später rühmten einige (*Strab.* I. p. 35) die Naturgrenze des arabischen Busens, weil er fast von einem Meere zum anderen reiche, der Nilus aber zu weit vom Ocean zurückbleibe, um ganz Asien von Libyen zu sondern; dennoch blieb die gewohnte Abtheilung.

Es ist noch zweifelhaft, ob selbst der See, der zum arabischen Busen sich ausdehnte, schon Homers und Hesiods Welttafeln angehöre. Gewiss zeichneten ihn Anaximander und Hekatäus nach der Angabe ihrer ägyptischen Landsleute, denen unmöglich das benachbarte Gewässer, aber wohl seine Ausdehnung, verborgen blieb. Die Ionier, sagt Herodot (II, 15), jene im Sinn habend, nennen Ägyptos allein das Delta; was über der Nilscheidung ist, rechnen sie theils zu Libyen, theils zu Arabien. Ein oberägyptisches Arabien also, ununterbrochen durch einen Meerbusen. Mit solcher Vorstellung konnte Eforus (*Plut. pl. ph.* IV, 1) das Anschwellen des Nils dadurch erklären, dass im Sommer ganz Ägyptenland schwize, wozu auch Arabien und Libyen beitrage. Auch der Dichter Herodor, der nach Alexander lebte, sezte den arabischen Berg Nysa hinter Fönike nahe an den Nil, ohne durch einen Meerbusen gestört zu werden (*Sch. Apoll.* II, 1215):

> Nysa ist ein erhabnes Gebirghaupt, blühend an Waldung,
> Fern dem Fönikerland', und nahe dem Strom des Ägyptos.

Alexander selbst glaubte (*Strab.* XV. p. 696), der indische Hydaspes sei der Anfang des Nilus. Andere (*Lucan.* X, 292) leiteten ihn von den Serern; noch andere (*Paus.* II. p. 94) aus dem Eufrates, der in einen Sumpf verschwinde, und über Äthiopien als Nilus wieder aufsprudele. Eratosthenes tadelte einige Schriftsteller jener Zeit, dass sie den arabischen Busen für einen See hielten (*Strab.* I. p. 47). Er konnte seinen Vorgänger Timosthenes mit tadeln, der dem arabischen Busen nur vier Tagefahrten in die Länge, und zwei in die Breite zutraute (*Plin.* VI, 33); so dass der eingeschlossene See nur etwa bis neben Syene sich erstreckte. Manche sogar machten den geöfneten Meerbusen wieder samt dem indischen Meere zu einem umschlossenen See, dessen jenseitige Ufer noch bis in die spätesten Zeiten als unentdeckte Australländer gespukt haben.

Das Land Libya zunächst an Ägyptos war noch im zweiten Jahrhunderte nach Homer eben so dunkel den Griechen bekannt, und selbst den Kretern. Ein Zufall eröfnete jene Gegend, und brachte zugleich etwas wahrere Gerüchte von den äussersten Westländern. Das delfische Orakel, erzählt Herodot (IV, 150), befahl dem Könige der Insel Thera, eine Stadt in Libya zu erbaun. Weil man aber nicht wusste,

wo Libya in der Welt läge, so ward der undeutliche Spruch vernachlässiget. Es erfolgte siebenjährige Dürre; und als den rathfragenden Theräern die Pythia von neuem Ansiedelung in Libya gebot, sandten sie nach Kreta, zu erfragen, ob etwa ein Kreter oder ein dortiger Fremdling nach Libya gekommen wäre. Nach vielem Herumirren trafen sie einen Purpurfischer Korobios, der im Sturm nach Libya, zu der Insel Platäa, gekommen zu sein versicherte, und dungen ihn. Unter dessen Anführung schiften einige Männer aus Thera, das Land zu besehn, und liessen ihn, während sie die Botschaft nach Thera brachten, mit Speise auf der Insel Platäa zurück. Als sie über die Zeit ausblieben, und sein Vorrath zu Ende ging, kam ein samischer Schiffer Koläos, der ihn versorgte. Die Samier wollten zurück nach Ägyptos fahren, wurden aber vom Ostwinde bis durch die heraklischen Seulen geraft, und kamen durch göttliche Fügung nach Tartessos. Dieser Handelsort war damals noch unbesucht; deshalb führten sie so unermessliche Schäze heim, dass man in Samos von den Zehenten, welche sechs Talente ausmachten, ein grosses ehernes Gefäss, mit Greifenköpfen geziert, und von drei ehernen, sieben Ellen langen, knieenden Kolossen gestüzt, in den Tempel der Here stiftete. Unterdess sandten die Theräer mit Battos eine Kolonie nach Platäa, welche nachher Kyrene in Libya erbaute. Seitdem hielten die von Kyrene und Thera mit den Samiern besondere Freundschaft.

Kurz vorher also, ehe Battos Kyrene gründete, ward Tartessos von den Samiern entdeckt. Wenn wir bis zum achten Könige von Kyrene, welchem Pindar in der 80 Olympiade, 462 Jahre vor Christi Geburt, die vierte der pythischen Oden sang, gegen 250 Jahre annehmen dürfen; so fällt die Erbauung Kyrene's über 700 Jahre vor Christo in die 18 Olympiade, um welche Zeit den Samiern ein korinthischer Baumeister die ersten Triremen bauete (*Thuc.* I, 23). Von der Erbauung Kyrene's bis zum Argonautenzuge hinauf zählt Pindar (*Pyth.* IV, 16) noch 17 Geschlechter, welche ungefähr in das dreizehnte Jahrhundert der gewöhnlichen Zeitrechnung hinein reichen. Beide grossen Ereignisse, dass in Libya, dem fruchtbaren Fabellande, eine griechische Pflanzstadt aufblühe, und dass ein Samier bis jenseit des einströmenden Okeanos zu einem noch reicheren Lande verstürmt worden sei, konnte Hesiodus aus Kyme von den benachbarten Samiern in dem ersten Schwunge des staunenden Gerüchts vernehmen. Sein Zeitalter entspricht völlig: denn Homers Ausleger (*Il.* XXIII, 683) bezeugen, Hesiodus habe nackte Wettkämpfer ohne Gurt eingeführt, namentlich den Hippomenes, der mit Atalanta lief; dieser Gebrauch aber entstand, nebst dem Worte *γυμνασιον*, nach der 14 Olympiade (*Dionys. Hal. ant. rom.* 7 *fin.*), und ward hierauf von dem Dichter zurück in das heroische Alterthum versezt. Die kyrenische Sage, wie Apollon die Flussnymfe Kyrene vom thessalischen Peneos nach Libya entführt, und mit ihr den Anpflanzer Aristäos erzeugt habe, besang Hesiodus schon, wie nachmals Pherecydes (*Schol. Apoll.* II, 502) und Pindar (*Pyth.* IX, 6), dessen Scholiast den Anfang mittheilet:

> Auch wie die Ftierin einst, von der Chariten Schöne verherlicht,
> Wohnt' an der Flut des Peneos, die anmutreiche Kyrene.

Servius bezeugt (*Virg. Lb.* I, 14), dass auch des Aristäus Beiname Apollon Nomios, oder Hirtenapollon, von Hesiodus gebraucht worden sei. Früher entstand diese Sage wohl nicht, als nach der 20 Olympiade; da schon das Gedeihn der neuen Stadt in dem fetten Gefilde den Ruhm berechtigen konnte, dass dem Heilbringer Apollon dort eine tempische Löwenbekämpferin sich vermählt, und der Stadt ihren Namen, dem Gefilde ihren anbauenden Sohn zum Schuzgotte, geschenkt habe. In den Gedichten und Bruchstücken, die man hesiodische nennt, widerstrebt nichts diesem Zeitraume; alles fügt sich in ihn mit Bequemlichkeit.

Die erstaunlichsten Wunder jedoch bot dem Hesiodus die Koläische Sage von den Westgrenzen der Erde. Wo bisher Kimmerier in der Dunkelheit überschattender Gebirge gehaust hatten; da erschienen glückselige Hyperboreer, vor dem heftigen, in Griechenland herschenden Nordwinde geschüzt durch eine Gebirgkette, deren edle Metalle in gediegenen Klumpen von Greifen bewacht wurden: indem die ewige Nacht, samt den Eingängen der Unterwelt, sich hinter die Berge an die westliche Landspize zurückzog, und weiter an den Elektronstrom Eridanos hinauf die verdrängten Kimmerier herbergte. Die Greifenköpfe an dem ehernen Gefässe, welches die Samier von dem tartessischen Gewinste des Koläos weiheten, sind das älteste Denkmal ihres Fabelgeschlechts. Sie geben samt den knieenden Riesen die Andeutung, dass die grossen Männer des Westlandes, die, über des Boreas Erreichung hinaus, unter dem mildesten Himmel Jahrhunderte ohne Krankheit und Alter fortblühen, einen Theil ihrer von Greifen gehüteten Metalle der Here zum Geschenke gesandt. Bei Hesiodus, sagt Herodot, (IV, 32), wird von den Hyperboreern geredet, auch bei Homer in den Epigonen, wenn anders Homer der Verfasser dieses Gedichtes ist. Da er ohne Zweifel es nicht ist, und seine Westgegend solche Vorstellungen nicht einmal zulässt; so bleibt Hesiodus der erste, der die neugefabelten Hyperboreer besang. Dies Zeugnis unterstüzt der Scholiast des Äschylus (*Prom.* 803) durch die Versicherung, dass von den Grypen oder Greifen, die immer auf den Goldbergen der hyperborischen Arimaspen sind, Hesiodus zuerst Wunder erzählt habe. Er giebt zu verstehn, die selbigen Wunder, welche noch Äschylus, als schon seit der 57 Olympiade unter Kyros wahrere Berichte der Fokäer vom Westlande gekommen waren, aus der Koläischen Sage beibehielt (*Myth. Br.* II, 18):

> O dass du Zeus stimmlose Hunde, scharfes Mauls,
> Die Greife scheuest; auch das Volk Einäugiger,
> Arimaspenschwärm' im Rossetrab, die fliessend Gold
> Umwohnen längs des Plutonstromes Windungen.

Hyper-

Hyperboreer, nordlose Menschen, und Pluton, der reiche Strom, sind nur Benennungen; wahrscheinlich auch die Insel Erytheia oder Erythe, weil sie von der untergehenden Sonne, wie nachmals das erythräische Meer und die Insel Chryse von der aufgehenden, geröthet schien.

Aber auch den Eigennamen Tartessos der Stadt und des Landes, aus dem fönikischen Tarsis, welches bei den Hebräern schon unter Salomo berühmt war, kannte vielleicht Hesiodus, da aus der selbigen Sage des Koläos um die 42 Olympiade Stesichorus den gleichnamigen Strom gegen Erytheia anführt (*Strab.* III. p. 148): Geryons Rinder, sagt er, wurden erzeugt,

> Entgegen fast der gepriesenen Erytheia,
> An des Stroms Tartessos Quellen,
> Den unendlichen silbergewurzelten,
> In den Felsen der bergenden Bucht.

Hesiodus zuerst, wie Strabo (III. p. 150) meldet, fabelte des Herakles Zug zu den Rindern des Geryones, und zu den Goldäpfeln der Hesperiden, und nannte gewisse Inseln der Seligen. Der Rinderraub wird in der Theogonie (v. 287) beiläufig erwähnt:

> Den dreihauptigen Riesen Geryones zeugte Chrysaor,
> Mit der Kalliroe buhlend, des edlen Okeanos Tochter.
> Diesen erschlug und enthüllte die hohe Kraft Herakles,
> Beim schwerwandelnden Vieh, in dem Fruchteiland' Erytheia,
> Jenes Tags, da den Schwarm breitstirniger Rinder gen Tiryns
> Heiligen Fluren er trieb; denn durch des Okeanos Enge
> Fuhr er, und schlug den Wärter Eurytion nieder, und Orthros,
> Dort in dem dunklen Geheg, jenseit der Okeanosströmung.

Den Weg dahin und zu den Hesperiden nahm Herakles, der ältesten Fabel nach (*Apollod.* II, 5, 10), durch Europa's, d. i. des Westlandes wilde Völker, auch durch die Ligyer (*Eust. Dionys.* 76), wohin ihm in einem Fragmente des Äschylus (*Galen. morb. ac.* 6) Nachweisung von Prometheus gegeben wird. Zur Überfahrt nach Erytheia lieh ihm Helios sein goldenes Schif, worin er nach Kolchis zurückzufahren pflegt (*Pherec. ap. Athen.* XI, 5). Eben so beiläufig, ohne Zufügung des Herakles, gedenkt Hesiodus der Hesperiden und der Goldäpfel, jener nachmals so gepriesenen citrischen Äpfel oder Pomeranzen (*Erkl. Virg. Ecl.* VI, 61. *Lb.* II, 126), wovon Koläos die erste Probe mitbrachte. In der Theogonie v. 215 nennt er als Kinder der Nacht:

> Hesperiden zugleich, jenseit der Okeanosströmung,
> Die Goldäpfel bewachen, und Goldfrucht tragende Bäume.

Diese helltönigen Hesperiden werden v. 275 den Gorgonen gegenüber, und v. 518 an den Atlas gesezt; und v. 333 ist ihr Mithüter ein Drache, welchen Hesiodus (*Sch. Apoll.* IV, 1397) anderswo Ladon nannte:

> Keto gebar auch den jüngsten, genaht in Liebe dem Forkys,
> Ihn, den entsezlichen Drachen, der tief in der westlichen Erdbucht,
> Draussen am Ende des Alls, hochgoldene Äpfel behütet.

Statt des Homerischen Elysions, erkennt Hesiodus mehrere Eilande der Seligen an der Einströmung des Okeanos, wo die edleren, vor Thebe und Ilios gefallenen Helden, nach dem Tode wieder belebt, der Unsterblichkeit geniessen (*Lb.* 167);

> Diesen entfernt von den Menschen Verkehr und Wandel gewährend,
> Ordnete Zeus der Vater den Siz an den Grenzen der Erde.
> Und sie wohnen nunmehr, mit stets unsorgsamer Seele,
> An des Okeanos tiefem Gewog', in der Seligen Inseln,
> Hochbeglückte Heroen; es zeitiget dreimal des Jahres
> Ihnen erquickende Frucht die nahrungsprossende Erde.

Auch, dem Hesychius zufolge (Γοργω, Γοργειην κεφαλην), war Hesiodus der erste, der die Gorgonen und den Zug des Perseus besang. Diese wohnen auf einer Insel an der Nachtseite vor dem dunklen Gestade der Gräen (*Theog.* 270):

> Keto gebar dem Forkys die rosenwangigen Gräen,
> Seit der Geburt schon grau, die drum Grauharige nennen
> So unsterbliche Götter, wie sterbliche Erdebewohner,
> Schön Pefredo im Schmuck, und im Safranmantel Enyo;
> Auch der Gorgonen Geschlecht, jenseit des Okeanos wohnend,
> Hart an der Grenze der Nacht, bei den singenden Hesperiden,
> Stheino, Euryale auch, und die jammervolle Medusa.

Nahe der Insel sind die Quellen des Okeanos; denn Pegasos, der aus dem Halse der von Perseus enthaupteten Medusa sprang, erhielt seinen Namen von πηγαι, Urquell (v. 282).

Gewiss wurden Perseus und Herakles, auf ihrer Reise zu westlichen Abentheuern, sowohl in Hesiods verlorenen Gedichten, als in anderen Volksliedern seit der 20 Olympiade, gerade so, wie bei Pindar von langlebenden Hyperboreern um die Quellen des Istros, der aus der westrhipäischen Pyrhene zu entspringen, und ganz Europa zu durchströmen schien (*Herod.* II, 33. IV, 49), unter Lorbern und Ölbäumen bewirtet. Denn

auch

auch Apollons Verkehr mit den Hyperboreern ist zwar jünger, als der Homeridische Hymnus an Apollon, der davon schweigt; aber so alt, daſs schon der Lykier Olen, nach des Pausanias Meinung der erste Erwähner des Volks ohne Nordsturm (*Pauſ.* V. p. 299.), von dorther nach Delos die Achaia, und, zum Beistand der kreiſsenden Leto (I. p. 31), die Eileithya führte. Und um die 42 Olympiade dichtete Alkäos (*Himer.* XIV, 10), daſs der neugeborene Apollon von Delos in einem Schwanenwagen zuerst den Hyperboreern, und darauf den Delfiern erschienen sei. Eines Heraklischen Besuchs bei dem Hyperboreervolk gedenkt Pindar also (*Ol.* III, 26. 45. 55).

> Den bläulichen Schmuck des Olivenbaums
> Von des Istros schattigen Quellen
> Brachte vordem Amfitryons Sohn,
> Der Kämpf' in Olympia herlichstes Denkmal ihn;
> Als der Hyperboreer Volk er bewegt,
> Das fromm dem Apollon dient . . .
> Hin trieb ihn der Mut in des Istros Land,
> Wo der Leto rossetummelnde Tochter
> Aufnahm den kommenden . . .
> Die Hindin verfolgend, sah er auch jenes Land
> Hinter des kalten Boreas Hauch;
> Und die Bäume bewundernd stand er da.

Des Perseus Einkehr auf dem Wege zu den Gorgonen beschreibt er noch umständlicher (*Pyth.* X, 46):

> Im Schiffe weder noch Fuſsgang,
> Fändest du wohl zu der Hyperboreer Schaar
> Den wundersamen Pfad:
> Bei welchen am Mahl einst Perseus
> Der Heerfürst saſs, in die Wohnungen eingekehrt,
> Da die ruchtbare Eselhekatombe
> Dem Gott er sie opfernd fand.
> Ihrer Feste freuet sich stets
> Und des Jubelgetöns am meisten Apollon,
> Und lacht den mutigen Troz
> Der bäumenden Unthier' anzuschaun.
> Auch die Mus' ist ihren Sitten nicht fremd:
> Denn ringsum wallet der Jungfraun Chor,
> Und der Harfen Gesang und der Flöten Laut;
> Und mit goldenem Lorber die Locken umhegt,
> Feiren sie fröhlichen Schmaus.
> Nicht Krankheit, verderbendes Alter nicht,
> Sucht heim das heilige Volk;
> Ohn' Arbeit und Feldschlacht wohnen sie,
> Entrückt der rächenden Nemesis.

Pindar und seine Zeitgenossen kannten die Fabeln dieser glückseligen Westgegend nicht anders, als Hesiodus, aus den staunenden Berichten des Entdeckers Koläos. Denn durch die Fokäer, die kurz vor ihrer Auswanderung unter Kyros (*Herod.* I, 163) um die 57 Olympiade zuerst wieder nach Tartessos sich gewagt hatten, ward die Gegend so entblöſst ihrer älteren Fabeln, und so mit historischen Namen der Kelten, der Iberer, der Pyrenäen erhellt: daſs Pindar in der lezten Erwähnung gestehn muſste, zu Hyperboreern, wie Perseus bei den heraklischen Seulen, dem äuſsersten Ziele der Meerfahrt, sie gesehn, fände den wunderbaren Weg weder ein Schiffender noch ein Fuſsgänger. Weswegen man, wie vorher die Kimmerier, jezt das hyperborische Segensland mit seinen Oelbäumen und mutigen Eseln und Metallbergen weiter hinauf zur unbekannten Nordwestgegend, und bald, weil auch hier der massilische Landhandel aufzuhellen begann, noch weiter nach Norden, und zulezt bis Nordosten drängte.

Vor dieser lichtvolleren Wiederentdeckung durch die Fokäer, veränderte sich das Bild der Westgegend nur in Nebenzügen: indem irgend ein wahrer oder entstellter Name sich einmischte, oder ein neues Schreckwunder den Zugang des Okeanos umlagerte. Fönikische Lüge ward, wie die kretische, zum Sprichwort (*Strab.* III. p. 170), welches Plato im Umlauf fand. Auch fehlte es nicht an eitlen Verkündigungen ruhmrediger Griechen, welche, vielleicht mit einer erhandelten Kostbarkeit fönikischer Fabriken herausgepuzt, der Welt Enden und den Okeanos besucht haben; zumal gegen die 45 Olympiade, da die Fokäer, nach mehreren kühnen Erforschungen der Westgestade, Massilia gründeten. So eines windigen Meerhändlers, wie es scheint, spottete um die 42 Olympiade Alkäos in einer Ode, deren Anfang Hefästion erhielt:

> Kommst du her von den Weltenden, und trägst des Schwerts
> Elfenbeinenes Heft zierlich in Gold gefaſst?

Nicht genug, daſs von dem Wege nach Zinn und Bernstein ein finsterer, windstiller und morastiger Okeanos zurückscheuchte, und daſs ein Pindar (*Nem.* IV, 112) die Sage für unverdächtig hielt:

> Von Gadeira ist zu der Dunkelheit
> Kein Durchgang!

Auch vor der gadeirischen Pforte, wie Pindar die Straſse zwischen den heraklischen Felsseulen nannte, drohete das Verderben. Denn diese Felsen wurden von einigen als zusammenprallende Irrfelsen, gleich jenen an der sicilischen und an der pontischen Meerenge, vorgestellt (*Strab.* III. p. 170). Und der hereinstürzende, jezt meerweite Okeanos verursachte in dem Meere, welches dort grade am tiefsten war, eine so entsezliche Brandung, daſs man ihr den Namen des sicilischen Strudels Charybdis (*Suid.* Χαρυβδις), und des purpurnen Sundes (πορφυρεας λιμνης, *Eur. Hippol.* 744), d. i. des dunkel aufwogenden, gab.

In Hesiods ausführlicher Erzählung von dem Zuge des Perseus, müssen die Gräen, die der Held vor den an der Nachtgrenze wohnenden Gorgonen antraf, ihren Siz eben daselbst, wo Äschylus ihn bezeichnet, auf der benachteten Landspize Europa's gehabt haben. Von der ältesten Darstellung dieser Fabel, die beständig dem Perseus geflügelte Solen, d. i. mit hebender und fortschnellender Kraft beseelte, zur Erreichung

der Gorgoneninsel leiht (*Hes. Scut.* 220), ist in den Mythologischen Briefen (I, 15) gehandelt worden. Auf jener äusserſten Spize, in der Nachbarschaft anderer Fantome um den Eingang der Todtenkluft, denke man sich bei Äschylus (*Prom.* 701) die gorgonische Schreckenflur Kisthene, wo die Gräen,

> Die Töchter Ferkys hausen, Jungfraun, hochbetagt,
> Drei schwanenfarbne, Eines Augs theilnehmende,
> Einzahnig, die nicht Helios vom Himmel schaut
> Mit Stralen, noch die nächtliche Selene je.
> Ohnfern sind ihre Schwestern, drei geflügelte,
> Die drachenlockigen Gorgonen, menschenfeind,
> Die sehend nie ein Sterblicher den Geist behält.

Ob das vielfach verschriebene Kisthene vielleicht Herodots äusserstes Westvolk, die Kyneten oder Kynesier, enthalte, ist eine Nebenfrage, die in der geografischen Anordnung nichts ändert; eben so wenig, als wenn einer diese Kyneten von κυων, Hund, ableiten, und mit den Kerberiern (*Aristoph. ran.* 187. *Scymn.* 248), wie man die Kimmerier, die ältesten Anwohner der Todtenkluft, vom Kerberos betitelte, vergleichen wollte. Gerne mag Kisthene ein Name aus der unstäten Volkssage sein, die dem orfischen Argonautiker für Tartessos ein Ternessos oder Termessos, dem Euripides (*Aristoph. ran.* II, 1) tithrasische Gorgonen, nach dem Scholiasten in Libya, oder, was der Zusammenhang fodert, bei Tartessos am Eingange der Unterwelt, darbot.

Diese stets nächtliche Schreckenflur der Gräen wird von den selbigen Felsen der Westgegend überschattet, innerhalb welcher Homers Kimmerier, Traumgötter, Harpyen und Erinnyen sich aufhielten, und bei Hesiodus, dem Atlas gegenüber im Nachtbezirk, (*Theog.* 758) die Zwillinge Schlaf und Tod:

> Auch die Söhne der Nacht, der düsteren, haben ihr Haus dort,
> Beide der Schlaf und der Tod, die furchtbaren! Nimmer auf jene
> Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstralen,
> Steig' er zum Himmel empor, und senk' er sich wieder vom Himmel.

Nahe dabei ist der Eingang in des Aïdes unterirdisches Reich (*Theog.* 768):

> Auch die hallende Burg des unterirdischen Gottes
> Aïdes steht aldort, und der schrecklichen Persefoneia,
> Vorn; und der scheusliche Hund bewacht die Pforte der Wohnung.

Der thorhütende Hund wird v. 331 der funfzighauptige Kerberos genannt. Noch Euripides dachte sich nahe bei Tartessos den Eingang des Schattenreichs, und den aornischen oder acherusischen Sumpf, samt der stygischen Flut (*Sch. Aristoph. ran.* II, 1). So düster und schauerlich beginnt das Gebiet der Nacht, welches von hier, wo die Sonne am Atlas untergeht, bis zum Aufgange hinter Kolchis sich erstreckt (*Theog.* 744):

> — — — — Auch, der düsteren Nacht graunvolle Behausung
> Stehet dort, in Gewölk von dunkeler Bläue gehüllet;
> Vor ihr steht Iapetos Sohn, das Gewölbe des Himmels
> Tragend empor mit dem Haupt und rastlos ringenden Armen,
> Unverrückt: wo die Nacht und Hemera, ferne sich wandelnd,
> Eine die andre begrüsst, um die mächtige Schwelle des Erzes
> Schwingend den Lauf. Wann die eine hinabsteigt, gehet die andre
> Schon aus der Pfort'; und nie sind im Inneren beide geherbergt;
> Sondern die ein' ist immer beschäftiget ausser der Wohnung,
> Und umwandelt die Erd'; und die andere drinnen im Hause,
> Wartet indess, bis ihr des Hervorgehns Stunde herannaht.

Die Behausung der Nachtgöttin steht dem Atlas gegenüber, vorn an der Grenze ihres um Europa herum reichenden Gebiets. Sie und die Lichtgöttin Hemera oder Eos, die Begleiterin des Helios (*Myth. Br.* II, 8), rufen einander von ferne zu, indem die eine durch das östliche Himmelsthor aufgeht, und die andere durch das westliche untergeht.

Vorn am Gestade der Nachtseite ist das hohe, den abhängigen Himmel tragende Felsengebirg, von Homer Leukas, das schimmernde, von Hesiodus das silberhelle genannt: aus dessen Gesprudel der Urvater Okeanos neun Theile um den höheren Rand der Erdscheibe ergiesst, und den zehnten Theil seine Tochter Styx in das unterirdische Reich des Aïdes ableitet (*Theog.* 775):

> Dort auch hauset zugleich, verhasst den unsterblichen Göttern,
> Styx, des kreisenden Stroms Okeanos älteste Tochter,
> Eine furchtbare Göttin: sie wohnt, von den Seligen abwärts,
> Unter erhabenem Felsengewölb'; und ihr prangendes Haus ist
> Ringsumher bis zum Himmel mit silbernen Seulen befestigt . . .
> Zeus entsendet dann Iris, zum grossen Schwure der Götter
> Fern in goldener Schale das ruchtbare Wasser zu schöpfen:
> Welches kalt aus der Jähe des unersteiglichen Felsens
> Niederrinnt, und sich unter die weitumwanderte Erde,

Durch

Durch schwarzdunkelnde Nacht, kraftvoll aus dem heiligen Strome
Stürzt, des Okeanos Arm; denn ein Zehntheil ward ihr beschieden.
Neun der Theil' um die Erd' und den weiten Rücken des Meeres
Rollt mit Silbergestrudel der Strom, und fällt in die Salzflut;
Aber das ein' entsprudelt dem Fels zum Verderben der Götter.

Die Styx, ein Arm oder Horn, wie der Grieche sagt, des Okeanos, fliesst landwärts in das dunkle Thal, welches zum Eingange des Erebos sich hinabneigt; in diesem Thale (*Od.* X, 514) ergiesst sich ein Arm von ihr, der Kokytos, mit dem Pyriflegethon vermischt, in den Pful Acheron; ihr meistes Gewässer stürzt unter die Erde, zur Umzingelung des Todtenreichs. Doch rieselten von ihr noch einige abgeleitete Adern durch die obere Erdrinde, wie die harzige Quelle des Titaresios (*Il.* II, 755). Der Okeanos rollt neunmal so viel süfses Wasser um den Erdkreis und das eingeschlossene Meer, zu welchem er ringsher Ströme durch verborgene Adern, und im Osten den offenen grossen Fasis ableitet, und fällt endlich im Westen, nahe bei seiner Quelle, in das salzige Mittelmeer. Dieser westliche Urquell des Okeanos blieb im Volksglauben, bis Römer nach Lusitanien kamen (*Aeschyl. Prom.* 300. *Pind. Fr.* LXIX. *Schn. Callim. lav. Pall.* 6), und später als Überlieferung (*Lucian. Tragop.* 91. *Quint.* X, 195. III, 745. *Stat. Th.* III, 409. *Sil.* XIII, 554).

Zum Tartaros, welcher unter der Erdscheibe so tief, als hoch der Himmel über ihr ist, führet eine Kluft hinter der Einströmung des Okeanos; denn die Wächter der eingekerkerten Titanen, des Zeus hundertarmige Helfer (*Theog.* 816),

Hausen in Wohnungen dort an Okeanos untersten Gründen.

Ein Ambos, sagt der Dichter (722), würde neun Tage vom Himmel bis zur Erde, und eben so lange von der Erde bis zum Boden des Tartaros hinab fallen. Seine Mauer gegen das Chaos draufsen umufert zugleich den Okeanos (726):

Ehrnes Geheg' umläuft den Tartaros; und um ihn her ruht
Dreifach gelagerte Nacht am Eingang; aber von oben
Wachsen die Wurzeln der Erd' und des ungebändigten Meeres . . .
Keiner vermag zu entfliehn; denn es schloss Poseidon den Ausgang
Fest mit eherner Pfort', und rings umschränkt sie die Mauer . . .
Eine unendliche Kluft! Selbst nicht am Ende des Jahres
Käm' auf den Grund, wer Einmal hinein in die Pforte gedrungen;
Sondern ihn stürmte von hier und von dort ein Orkan dem Orkane
Wütend daher.

Die dreifach gelagerte Nacht um den Eingang sezt ungeheure Felsen voraus, die das Licht der untergehenden Sonne abhalten, und dem Strom des Okeanos die Richtung in das innere Meer geben. Jenseit dieser Nacht, welche (v. 814) auch Chaos heisst, weil sie an Dunkelheit der unermesslichen Leere aufser dem Weltall gleicht, wohnen die Titanen (813) vorn an der Pforte zum Ausbruche bereit, weshalb die Wache der drei Hundertarmigen am Grunde des Okeanos nothwendig ist. In der Ausbildung weicht Hesiodus von Homer etwas ab; seine Pforte ist von anderem Metall, sein Tartaros stürmt; aber die Anordnung des Ganzen ist die selbige.

Durch die Koläische Fahrt also ward dem Hesiodus Westeuropa bis Tartessos, dicht an den Heraklischen Seulen, mit hyperborischer Heiterkeit aufgehellt; das Jenseitige um des Erebos Eingang blieb in der uralten Nacht, und umher alles fürchterliche der Weltenden, wie bei Homer, nur mit neu erdichteten Fabeln vermehrt. Dort, sagt er staunend (*Theog.* 736),

Dort sind der dunkelen Erd', und des finstern tartarischen Abgrunds,
Auch des verödeten Meers, und des sternumfunkelten Himmels,
Aller Beginn' und Enden sind dort bei einander versammelt,
Fürchterlich dumpf, voll Wustes, wovor selbst grauet den Göttern.

Welche Verbindung der sämtlichen Weltenden dort um das niedrige Himmelsdach noch Spätere anerkennen. So wird bei Sofokles (*Strab.* VII. p. 295) Orithya vom Boreas zu den Hyperboreern entführt,

Ganz über die Meerabgründe fort zum Erdenrand,
Zum Beginn des Nachtreichs, und des Himmels Wölbungen,
Und Föbos altem Garten.

Zu den Hyperboreern ging diese Entführung bei mehreren (*Sch. Apoll.* I, 211), bei anderen zu einem Felsen Sarpedon, welchen einige in Thrake angaben, Stesichorus aber als eine Insel im westlichen Okeanos: und nach Westen, wenigstens nach Nordwesten nöthiget uns der Beginn des Nachtreichs. So singt auch Euripides (*Hippol.* 744) von den Hesperiden:

Wo des Meeres Gott nicht fürder die Bahn
Des purpurnen Sundes dem Schiffer gewährt,
Die heilige Grenze berührend
Des Himmels, den Atlas trägt.

Nach der Aussage der Föniker konnte man nur bis zum Ende des Mittelmeers schiffen, wo es purpurbraun vom hereinstürzenden Okeanos aufwogte: der Okeanos war seicht, windstill und dunkel. Diesen nennt der Dichter die heilige, mit Ehrfurcht gescheute Grenze des abdachigen Himmels: wie die Orfiker (*Hymn.*

(*Hymn.* LXXXII, 6) ihn: Ende der Erde, Anfang des Pols! anruft. Ja der Spanier Lukan (*Pharſ.* XI., 39) erblödet nicht, ſeinem Vaterlande den abhängigen Himmel der alten Weltkunde zu leihn, und (IV, 72) eine fürchterliche Ueberſchwemmung der in die Enge getriebenen und zerplazenden Wolken zu beſchreiben. Bei Plinius (IV, 33) wird dem Ausſpruche der Vorgänger, daſs das groſse artabriſche oder olyſiponiſche Vorgebirge Land, Meer und Himmel abgrenze, eine neuere Deutung untergelegt.

Noch eins wiſſen wir aus der Koläiſchen Sage von den Hyperboreern: ſie lebten an tauſend Jahre, wie Strabo (XV. p. 711) bei Simonides und Pindar und andern gefabelt fand. Eben dergleichen tauſendjährige Hyperboreer mit allem Zugehör wollte Oneſikritus, ein Gefährt Alexanders, ſeinem Indien zueignen. Der orfiſche Argonautiker bildete daraus im Nordweſten Europa's, zwiſchen Hyperboreern und Kimmeriern (v. 1105), langlebende Makrobier, die viele Weltjahre hindurch, jedes zu zwölf Monaten von 100,000 gemeinen Jahren geſchäzt, durch die Kraft des ambroſiſchen Honigthaues fortblühen. Hellanikus bei Klemens (*ſtrom.* I) lieſs ſeine, wahrſcheinlich nordweſtlichen Hyperboreer hinter den Rhipäen doch mit ſechshundert Jahren, zwar durch einen gegebenen Tod, davonkommen; und erklärte ihr zähes Leben für die natürliche Folge ihrer Unſchuld und einfachen Koſt, da ſie nicht Fleiſch, ſondern Baumfrüchte genöſſen. Joſephus (*Archaeol.* I, 4) ſagt, daſs in 600 Jahren ein groſses Weltjahr vollendet werde. Die ältere Summe dieſes kroniſchen oder ſaturniſchen Weltjahres, für die Menſchen des goldenen Geſchlechts unter Kronos, muſs Tauſend geweſen ſein: welche der Orfiker, nach aſtronomiſchen Berechnungen (*Virg. Ecl.* IV, 5) vergröſserte. Theopomp (*Ael. var. hiſt.* III, 18), der die hyperboriſchen Wunder auf die weſtliche Inſel Meropis verſezt und erhöht, giebt den dortigen Menſchen doch nur das Doppelte unſerer Gröſse und Lebenszeit: im Staat der Frommen (der Hyperboreer) lebe man ohne Arbeit und Leiden, beſucht von den Göttern, und gehe lachend zum Tode; bei den Kriegriſchen (den Arimaspen) ſei es ein wenig ſchlimmer; Gold aber und Silber ſei ſo häufig, daſs dort geringer das Gold geſchäzt werde, als hier das Eiſen. Der Grammatiker Feſtus las von Hyperboreern im Norden, die das Ziel des menſchlichen Lebens, das hundertſte Jahr, überſchreiten; und Mela (III, 5) rühmt ſie am nordöſtlichen Rande als die gerechteſten der Sterblichen, die länger als irgend andere und glückſeliger leben, in einem höchſt fruchtbaren, beſonnten und baumreichen Lande, bis ſie lebensſatt, mit Kränzen geſchmückt, ſich fröhlich von einem beſtimmten Felſen in das Meer ſtürzen. Die tauſend Jahre, ſehn wir, ſind nicht ſpätere Vermehrung, ſondern die urſprüngliche Zahl, welche Koläos dem Alter ſeiner nordloſen Tarteſſier in dem baumreichen Weſtparadieſe zumaſs, und welche die folgenden theils ins Wunderbare erhöhten, theils zum Glaublichen herabſezten. Nach anderthalb Jahrhunderten, da zuerſt die Wunder Beſcheidenheit annahmen, trafen die Fokäer gleichwohl in Tarteſſos einen König, der achtzig Jahre geherſcht hatte (*Herod.* I, 163), und überhaupt hundertzwanzig, oder, wie Anakreon hörte, hundertfunfzig erreichte.

Eine ſo bedeutende Auszeichnung der Hyperboreer überging Heſiodus wohl ſchwerlich. Für das Alter der hebräiſchen Erzväter führt Joſephus (*Archaeol.* I, 4) die Nachricht an, Heſiodus, wie Hekatäus und Hellanikus und Akuſilaus, auch Eforus und Nikolaus, behaupte, daſs die Alten tauſend Jahre gelebt haben. Und Plinius (VII, 48) bezeugt, er erhöhe die Lebensdauer der älteſten Menſchen ins Unglaubliche. Die älteſten ſind die Menſchen der goldenen Zeit unter Kronos, von welchen Heſiodus zuerſt redet. Jenes goldene Geſchlecht um Kronos, ſagt er (*Lb.* 108), lebte ohne Arbeit und Sorge, bei unſchuldigen Sitten und Nahrungen, gleich den Göttern, bis es endlich dahin ſchlummerte; das ſilberne, dem vorigen an Wuchs und Geſinnung nachſtehende, hatte noch ein hundertjähriges, obgleich unweiſeres Knabenalter, doch ward es früher hinweggeraft; noch früher das eherne und Heroengeſchlecht; und jezt im eiſernen wird der eben geborene ſchon grau. Hier ſind die tauſend Jahre des erſten Geſchlechts als bekannter Volksglaube nur vorausgeſezt; ausdrücklich beſtimmt wurden ſie wahrſcheinlich in dem verlorenen Gedichte, worin er die Hyperboreer als Nachlebende der goldenen Zeit ſchilderte.

Jenes unſchuldige Volk wohnt ja, vor dem winternden Boreas durch Goldberge eingehegt, in einem Paradieſe, wo, wie in Elyſion,

> Ewig wehn die Geſäuſel des leiſ' anathmenden Weſtes,
> Die Okeanos ſendet, die Menſchen ſanft zu kühlen;

in der Gegend, woher auch die erſtarrten Griechen der Frühlingswind mit neuer Belebung anhaucht. Nahe dabei ergieſst der Vater Okeanos den Urborn aller Quellen und Ströme (*Il.* XXI, 196), den Befruchter der nahrungſproſſenden Erde, der allen Dingen Geburt und Erzeugung verleiht (*Il.* XIV, 246), und an welchem ſelbſt die ſeligen Götter geboren ſind (*Il.* XIV, 201). Dort, wie am Oſtrande, wirkt die nähere Kraft des Sonnengottes ausnehmende Fruchtbarkeit ſchon in Thrinakia, auch übernatürliches Zaubergewächs in der ääiſchen Inſel und um den Atlas, deſſen Inhaber, der Titan Atlas, als Weiſſager am Meerorakel berüchtigt war (*Od.* I, 52):

> — — — der ſchädlich geſinnete, welcher des Meeres
> Tiefen geſamt durchſchaut.

In Thrinakia nährte der Gott mit der fetteſten Weide heilige Rinder und Schafe (*Od.* XII, 127); in der neu entdeckten Erytheia vor Tarteſſos des Geryones Rinder, deren Treflichkeit den Herakles anlockte, und nach einer bald eintretenden Sage (*Apollod.* I, 6, 1) wiederum eine eigene Rinderheerde. Auf einer benachbarten Inſel am Atlas, die Apollodor (II, 5, 11) und Zezes (*Chil.* II, 36) ſelbſt als hyperboriſche gerühmt fanden, wachſen in dem Garten der Götter, oder wie andere ſagen, der Götterkönigin die hesperi-

di-

dischen Goldäpfel, welche die Erde der Here zum Brautgeschenk aufsproste (*Pherec. Sturz.* XXX). Unferne dieser ist Homers Elysion, jezo mit Hesiods seligen Eilanden vermehrt: woher Tauben täglich Ambrosia dem Zeus über Thrinakia nach dem Olympos bringen (*Od.* XII, 62), und ein Adler den Nektar, der aus Felsen herabsprudelt (*Athen.* XI, 12); wo nämlich, nach Euripides (*Hippol.* 748),

> Die ambrosischen Quellen fliessen
> Bei den Ruhekammern der Wohnung Zeus,
> Wo das segenschenkende göttliche Land
> Glückseligkeit bringt den Göttern.

Unter solchen Umgebungen ist ein gottbefreundetes Hyperboreervolk an seinem Orte. Koläos verdient Glauben, dass das Land Tartessos ein Garten Gottes, ein Garten des heilbringenden und begeisternden Apollon sei, und das gutherzige Geschlecht in ursprünglicher Lauterkeit, nicht einmal in ein silbernes ausgeartet, fortlebe (*Hes. Lb.* 129),

> Beides an Wuchs zu vergleichen dem goldenen, und an Gesinnung.

Und wenn, wie alle ältesten Gesezgeber lehren, der schuldlosen Frömmigkeit Lohn nicht nur äusseres Wohlergehn, sondern blühende Gesundheit, hohe Göttergestalt, und ein langes, an Unsterblichkeit grenzendes Leben ist; wer zweifelt, dass so unverdorbene, und ohne Schweiss des Angesichts mit reichem Ertrage sich nährende Menschen, welchen noch immer die heilige Gerechtigkeit beiwohnet, grösser und gewaltiger, als nun Sterbliche sind, auch das Lebensziel des goldenen Geschlechts erreichen?

Nach allen Andeutungen der zertrümmerten Denkmäler, hielten die ältesten Griechen Elysion oder die seligen Inseln in der Nähe der Okeanosquelle für den Geburtsort der Götter. Diesen Geburtsort am Okeanos meint Here (*Il.* XIV, 200. 301):

> Zeus, ich gehe zu schaun der nährenden Erde Begrenzung,
> Auch den Okeanos, unsre Geburt, und Tethys die Mutter.

So ist es bei Hesiodus (*Theog.* 157) zu verstehn, dass Gäa die neugeborenen Titanen dem unväterlichen Uranos aus der Geburtsinsel entzog, und in der Ecke der Nachtseite, vielleicht in der Kluft des Erebos, wo die Hundertarmigen eine Zeit lang steckten (v. 620—669), verheimlichte:

> Alle barg sie hinweg, und liess sie nimmer an Tageslicht,
> Dort in dem Winkel des Lands.

Ein Epigramm rühmt die Fruchtbarkeit des thebischen Gebiets durch Vergleichung mit den seligen Inseln, wo Zeus geboren sei:

> Hier sind traun Eilande der Seligen, wo den erhabnen
> Zeus, den König der Götter, gebar die heilige Rhea.

Als herschende Volkssage, wie hier, ward die Geburt der Götter am Okeanos auf einer glücklichen Insel auch bei Diodors Vorgängern angeführt. Einer von denen, die aus dem spät geöfneten Ägypten die alte griechische Religion zu enträzeln liebten, meldete ihm (I, 12): Die Ägypter halten ihren Neilos für den Okeanos, an welchem auch die Götter geboren sein. Ein anderer (III, 54) nahm unferne der am Atlas liegenden Insel der Hesperiden, die er zu Amazonen umschuf, gegenüber dem Gorgoneneiland, jene von Plato (*Crit. Tim.*) beschriebene Atlantis an, bei deren sanften und glücklichen Bewohnern, nahe am Okeanos, der griechischen Fabel gemäss, die Götter entstanden sein sollten; der erste Atlantenkönig Uranos (56), der Stammvater der Titanen, habe Anbau, Sitten und Städte gebracht, und den Erdkreis gegen Westen und Norden überwältiget. Dieser Schriftsteller also, der Homers seliges Elysion in der spät gefabelten Atlantis wiederfand, lebte in dem Zeitraum, da man die Glückseligkeit des goldenen Weltalters unter dem Titan Kronos, zugleich mit dem Namen der westlichen Hyperboreer, in die nördlichere Gegend nur noch ausdehnte, bald darauf einschränkte. Weiter von Afrika sezt Plutarch die atlantischen Inseln, wohin Sertorius zu gehn dachte; sie heissen selige Eilande, sagt er, und man glaubt, dort sei das Homerische Elysion. Eine ähnliche Fabelinsel im atlantischen Ocean ist Theopomps oberwähnte Veste der glücklichen Meropen, von welchen einst eine Million, uns zu erobern, herüberschifte, aber gleich bei den Hyperboreern (im Westlande), auf den Bericht, dies sein die glücklichsten der Unsrigen, mit Verachtung wieder umkehrte.

Als die Sage von den grossen, in der Unschuld des goldenen Weltalters langlebenden Hyperboreern des Westlandes sich festgesezt hatte; so folgte leicht die poetische Ausbildung, der elysische Kronos samt den mitherschenden Titanen habe dort am längsten sein Reich behauptet, und auch nach seinem Falle noch frische Spuren goldlauterer Tugend und Glückseligkeit zurückgelassen. Bei Hesiodus wohnten die Titanen, wahrscheinlich nach der ältesten Vorstellung, auf dem thessalischen Othrys (*Theog.* 632), und nach zehnjährigem Kampfe, der über die Erde sich ausbreitete, wurden sie zulezt in die westliche Kluft des Tartaros hinabgestürzt. Den Nächstfolgenden wohnten sie, die nun häufig mit den Giganten der späteren Fabel vermischt wurden, in dem unförmlich gedachten Westlande, zunächst ihrer seligen Geburtsinsel; und eben daselbst war die lezte entscheidende Schlacht. Eustathius (*Dionys. P.* 64) meldet, die heraklischen Seulen sein anfangs des Kronos Seulen, dann des Briareus genannt worden, weil bis hieher ihre Geschichte sich erstreckt habe. Seulen des Briareus oder Ägäon, wie er sonst hiess (*Il.* I, 403), nennt sie auch Pindars Scholiast (*Nem.* III, 37); denn, wie er aus einer Titanomachie mit leicht verbesserten Schreibfehlern anführt,

> Στῆσαν Αἰγαίωνι, ἁλὸς μεδέοντι, Γίγαντες·
> Stelleten sie die Giganten dem Meerobwalter Ägäon.

Wahr-

Wahrscheinlich ist des Eumelus Titanomachie gemeint: dieser machte zum Mitstreiter der Titanen den Ägäon, der Gäa und des Pontos Sohn, der im Meer wohnte (*Sch. Apoll.* I, 1167). Bei Hesiodus ist er ein hundertarmiger Sohn des Uranos und der Gäa (*Theog.* 149), und Helfer des Zeus gegen die Titanen (714), vor deren Kerker er Wache hält, vermählt mit Poseidons Tochter Kymopoleia (817). Als hundertarmigen Meergott, wozu ihn Eumelus schuf, zeigt ihn Ovid (*Met.* II, 9) auf einem Meerthiere:

> Proteus Wechselgestalt, und Ägäon, welcher dem Wallfisch
> Drückt mit Riesenarmen den ungeheueren Rücken.

Andere, wie jener gelehrte Scholiast bezeugt, verwandelten ihn selbst in ein Meerungeheuer: das ist, sie fügten zu seiner Riesengestalt Fischglieder. Weshalb seiner in den Myth. Briefen (II, 22 — 27) unter den halbthierischen Meergöttern hätte gedacht werden sollen. Durch Ägäons Neuerung beweist sich Eumelus ein beträchtliches jünger als Hesiodus; und wenn die alte Titanomachie, welche Klemens (*Strom.* I. p. 306) anführt, die seinige ist, so blühete er höchstens um die 40 Olympiade, da die beginnende Weltweisheit den Namen des Bergs Olympos auf den Sternhimmel übertrug.

Von diesen Seulen des Kronos oder des Briareos bis zum unerkundeten adriatischen Meer herum, dachte man jezo den Hauptsiz der titanischen Weltherschaft, und ihre auf die Hyperboreer vererbte Glückseligkeit. Kronisches Meer ward der adriatische Busen genannt, weil dort Kronos gewohnt habe (*Sch. Apoll.* IV, 327); nach anderen, weil unter Kerkyra, dem alten Scheria, die entmannende Sichel des Kronos lag, oder jene hesiodische, womit Demeter die Titanen ernten gelehrt (*Apoll.* IV, 983 — 993). Der Scholiast meldet hierbei, Akusilaos habe, und nach ihm Alkäos, von den Blutstropfen des entmannten Uranos der Fäaken Geschlecht abgeleitet. Diese verstecktere Fabel wird dem Hesiodus (*Theog.* 188) der gereifte Kritiker Wolf nicht länger entziehn wollen:

> Aber die Scham, wie er solche, sobald sie entmähet der Demant,
> Nieder warf bei Epeiros zum weitaufwogenden Abgrund,
> Also wallte sie langsam das Meer durch.

Um Epeiros erwuchs Afrodite aus Schaum, trieb dann auf der Geburtswoge mit ätherischer Leichtigkeit ohne Muschel nach Kythere, und endlich nach Kypros. der Name kronischer und hyperborischer Ocean, der zuerst im Nordwesten sein muſste, ward später samt den Hyperboreern nach dem Norden versezt (*Orph. Arg.* 1079. *Dionys. P.* 32), oder vielmehr er umfaſste das ganze Weltmeer von Nordwest bis Nordost (*Agathem.* p. 56). Solche Sagen von dem gesegneten Westreiche des Kronos gaben den Römern Anlaſs, ihren italischen Pflanzgott Saturnus mit der Hippe für den Kronos zu erklären, der auf der Flucht vor Jupiter in Latium sich verborgen habe; solche dem Virgil, die Göttin Italia anzurufen (*Lb.* II, 173):

> Heil dir, Mutter der Früchte, saturnisches Land, und der Männer
> Pflegerin! dir, du Hohe, beginn' ich Werke von alter
> Würd' und Kunst!

Da des Kronos Gebiet bis Kerkyra und Epeiros sich erstreckte; so befremdet es nicht, daſs Homers Scholiasten (*Il.* XVI, 233) und das Etymologikon (Δωδωναιος) selbst um Dodona ein Gefilde der Hyperboreer angeben: welchem das durchgehende Erstlingsopfer der entfernteren Hyperboreer den Ruhm erhielt. Die Kreter, welche sich die Titanen zueigneten, erkannten doch, daſs Kronos vorzüglich die Westländer beherscht habe (*Diod.* V, 66).

Auch die Titanin Themis, die zuerst göttliche und menschliche Sazungen und Rechte anordnete, hatte ihren Siz, von den verdorbenen Menschen entfernt, in dem heiligen Westlande, wo der allbefruchtende Okeanos quoll. Pindar sang (*Clem. str.* VI):

> Einst haben die Ratherin Themis, des Uranos Kind,
> Auf goldenem Rossegeschirr von Okeanos Bornen,
> Die Mören zur heiligen Steige geführt
> Auf des Olympos stralenden Pfad,
> Des segnenden Zeus uralte Genossin zu sein;
> Und Töchter im Goldschmuck, prangend mit Frucht,
> Gebar sie, die guten segnenden Horen.

Die Steige zum Olympos, welcher jezt die Götterwohnung auf der Höhe des gewölbten Himmels bedeutete, war in Elysion (*Quint.* XIV, 223):

> Schnell zur elysischen Aue gelanget er, wo von des Himmels
> Hochgewölbeter Veste der Niedergang und der Aufgang
> Ist für selige Götter.

Hesiodus (*Theog.* 902) nennt die von Zeus und Themis erzeugten Horen Eunomia, Dike, und Eirene. Die jungfräuliche Gerechtigkeit Dike, von Späteren Asträa genannt, entzog sich allmählich den Menschen nach dem goldenen Weltalter; aber bei den Hyperboreern weilte sie noch. Mit dieser Themis, der ältesten Weissagerin am Erdorakel, erzeugte auch Zeus, wie Ferekydes sagt (*Sch. Apoll.* IV, 1397), Nymfen, die in einer Grotte am Eridanos wohnten, und dem Herakles vom profetischen Nereus Kunde der hesperischen Äpfel verschaften. Der Eridanos aber war bei Ferekydes (*Hyg.* 154. *Sch. Germ.* 364) der neu entdeckte Padus im Inneren des adriatischen Meers.

Das Schlachtfeld, wo die milde Titanenherschaft endlich erlag, wird von den ältesten immer in jenem unentwickelten Westlande, nach dem Schlunde des Tartaros hin, angedeutet; bald näher, bald entfernter, wie der unstäte Sieg die luftwandelnden Riesengötter umher führte. Justinus (XLIV, 4) fand die äus-

serste

ſserſte Spize des Weſtlandes beſtimmt: In den Bergwaldungen der Tarteſſier, meldet er, in welchen die Titanen, der Sage nach, den Krieg gegen die Götter geführt, wohnten die Kuneten. Bei Herodot ſind Kyneten oder Kyneſier das lezte Volk hinter den Seulen des Herakles. Die ſelbige Gegend nennt Homers Scholiaſt (*Il.* VIII, 479), aber mit ſpäterer Namenverwechſelung: Als Zeus dem Vater Kronos die Herſchaft abnahm, erhuben die unwilligen Giganten, der Erde Söhne, wider ihn einen groſsen Streit in Tarteſſos, einem Staate am Okeanos; Zeus aber verſtieſs die überwältigten in den Erebos, und gab dem Kronos die Herſchaft über ſie; und den Oſion, der von allen der mächtigſte ſchien, bändigte er, indem er ein Gebirg auf ihn ſezte, welches von ihm Oſionion genannt wird. Dieſer Oſion, ein älterer Titan, hatte mit ſeiner Gemahlin Eurynome, des Okeanos Tochter (*Il.* XVIII, 399), vor Kronos und Rhea geherſcht; und beide waren von dieſen in die Flut des Okeanos geſtürzt worden (*Apoll.* I, 503. *Lycophr.* 1192); weswegen das Bild der Eurynome in Arkadien bis zu den Hüften ein Weib, unten ein Fiſch war (*Pauſ.* p. 522). In Lucians komiſcher Nachahmung alter Geſänge (*Tragopod.*) wird Oſion als der älteſte Weltherſcher geehrt:

> Da zuerſt ſich das dunkele Licht verzog,
> Und die leuchtende Eos emporſtieg,
> Mit dem allumſtralenden Helios:

Welche Vorſtellung den erſten Welttagen bei Moſes zu entſprechen ſcheint. Daſs nach ihrer Verſtoſsung Oſion und Eurynome mit Kronos ſich ausgeſöhnt, und ihm gegen Zeus Hülfe geleiſtet, bezeugt Nonnus (*Dionyſ.* II, 574):

> Kehre zum Äther zurück Eurynome ſamt dem Oſion,
> Kronos auch, in dem Zuge vereiniget.

Spätere, welche Titanen und Giganten häufiger verwechſelten, zählten ihn zu den lezten (*Claud.* XXXVI, 348). Der Kreter Epimenides um die 45 Olympiade erdichtete zuerſt, der arkadiſche Berggott Pan habe den Zeus begleitet, und durch den Hall einer Meerſchnecke die Titanen geſcheucht (*Eratoſth. cat.* 27): welches andere den ihanenden Reitthieren des Dionyſos, Heſäſtos und der Satyre zuſchreiben (*id.* 11). Dies paniſche Schrecken am weſtlichen Weltende in Tarteſſos veranlaſste des Orfikers Gebet (*Hymn.* X, 23):

> Sende das paniſche Grauen hinaus an die Enden des Erdreichs.

Und vom zurückgelaſſenen Pan ward endlich bei Varro (*Plin.* III, 1) der römiſche Name Spania oder Hiſpania hergeleitet (*Bochart. Can.* II, 1, 35); doch hält Plinius, was vom Saturnus oder Herkules und Pyrene erzählt wird, für fabelhaft. Noch meldet vom weſtlichen Titanenkampf uns Zezes (*Lycophr.* 706), die Göttin Styx habe dem Zeus geholfen; und Natalis (p. 193) anderswoher, der Acheron ſei, weil er die kämpfenden Titanen getränkt, unter die Erde verſtoſsen worden.

Nach der Titanen Bezwingung gebar die zürnende Erde bei Heſiodus (*Theog.* 820) vom Tartaros den Tyfoëus; bei den Späteren (*Apollod.* I, 6, 1) vorher vom Uranos die Giganten, ungeheure, langharige Rieſen mit Schlangenfüſsen, auch bei einigen geflügelt. Dies ſind die neu gefabelten Götterfeinde, die den Giganten Homers und Heſiods ſo wenig, als die donnerſchmiedenden Kyklopen den Brüdern des Polyfemos, gleich ſehen. Ihr Name Giganten oder Erdgeborene wird manchmal den Titanen, wie in der obgedachten Titanomachie, auch wohl den ſpäteren Kyklopen (*Apoll.* I, 510) und anderen Rieſenſöhnen der Erde (*Apoll.* I, 943. III, 1338) in allen Weltgegenden, beigelegt; ſeltener werden ſie ſelbſt wiederum Titanen genannt (*Eurip. Hec.* 472. *Hor. Od.* III, 4, 43-56. *Prop.* II, 1, 20. *Hygin.* 150). Pindar und andere unterſcheiden ſie genau, und noch Nonnus (*Dionyſ.* XLVIII, 29) nennt die älteren Titanen Mörder des erſten Dionyſos, und die jüngeren Giganten des folgenden. Dieſe ſpätere Erdenbrut ſtürmte gegen die Olympier aus ihrer weſtlichen Heimat, dem flegräiſchen oder Brandgefilde um Kumä (*Apollod.* I, 6, 1. *Polyb.* II, 17. III, 91. *Strab.* V, p. 243), wo die mitſtreitende Gorgo von der Pallas erſchlagen ward (*Eurip. Ion.* 988). Der Kampf zog ſich dem Olympos näher nach dem palleniſchen Brandfelde Flegra (*Herod.* VII, 123. *Eudox. ap. Steph.*); bis Zeus, wie das Schickſal wollte, den ſterblichen Herakles zu Hülfe nahm (*Apollod.* I, 6, 1). Nun erſt wurden die Himmelſtürmer zerſtreut, und mit Waffen und Donnerkeilen erlegt; über den weſtwärts fliehenden Enkelados warf Athene die Inſel Sikelia (*Apollod.* I, 6, 2), und nach vollendetem Siege ſchwemmte ſie die Streitroſſe im tarteſſiſchen Quelle des Okeanos (*Callim. Pall.* 5):

> Niemals wuſch Athenäa ſich rein die gewaltigen Arme,
> Ehe ſie ihrem Geſpann trieb von den Weichen den Staub:
> Selbſt nicht, als ſie vom Mord' aufrühriſcher Erdegeborner
> Kam, ihr Waffengeſchmeid' alles mit Blute befleckt:
> Sondern ſie löſte zuvor aus dem Wagenjoche die Nacken
> Ihrer Roſſ', und entſpült' in des Okeanos Born
> Ihnen den tropfenden Schweiſs.

Durch ihren vorzüglichen Antheil an der Schlacht erwarb ſich Athene den Beinamen Gigantenmörderin (*Plutn.* 20). Und die Athener ſtickten auf Feſtteppichen die Siegesgöttin in ihrem Streitwagen, ſamt dem Titanengeſchlecht, welches Zeus mit dem Donnerſtrale vertilgt hatte (*Eurip. Hec.* 466): d. i. ſamt den aus gleichem Urſprunge entſtandenen Giganten, denn die eigentlichen Titanen wurden in den Tartaros geſtürzt. Eben dieſer Sieg über die Giganten des Weſtlandes ward im Parthenon durch Greife an ihrem Helm angedeutet (*Pauſ. Att.* p. 43). Auf einem geſchnittenen Steine, welchen Goethe beſitzt, kämpft ein weſtrhipäiſcher Greif mit einem ſchlangenfüſsigen Giganter.

Den Titanen indeſs gaben mehrere Dichter nach Heſiodus, bei welchem der Vers Lb. 169 nicht zuläſſig iſt, Erlöſung aus dem Kerker des Tartaros.

Es

Es löste Zeus der unendliche
Die Titanen:

sagt Pindar (*Pyth.* IV, 518); und erkennt den Kronos (*Ol.* II. 127) als Beherscher des Seligeneilands, wo, von Okeanoslüften umweht, goldene Blüte auf der Flur, auf Bäumen, und (wie die Kolokasie des Nilus) auf dem süssen Gewässer des Okeanos glüht, zum Festschmuck der vollendeten Gerechten und Heroen. Unter den Heroinen wohnt auch, wie ihre Grabschrift sagt (v. 9. 21), Regilla, die Gemahlin des Herodes,

Dort wo die Wonneilande der Seligen Kronos beherschet . . .
Denn zum Okeanos sandte sie Zeus, die blühende Gattin,
Dass sie Zefyros sanft mit elysischen Lüften dahintrug.

Vielleicht schloss sich dieser Dichtung die orfische an (*Fr.* XLII. *Gesn.* p. 400. 408), dass Kronos auch das silberne Geschlecht unter Zeus beherscht habe. Den versöhnten Vater besuchten seitdem hier die Götter um Zeus (*Eur. Hippol.* 748), und den benachbarten Göttergarten bei den hyperborischen Hesperiden, welchen gegenuber auch langlebende Westäthiopen und Erytheia wohnten (*Dionys.* P. 558). Als durch die pontischen Griechen die Ostgrenze der Welt berühmt ward, wanderten dorthin mehrere Fabeln des Westlandes; die Quelle des Okeanos (*Herod.* IV, 8), die Rinderinsel Erytheia (*Orph. Arg.* 1046 - 650), auch die Titanen (*Strab.* X, p. 472), welche Sage Äschylus im gelösten Prometheus behandelte, und die Bezwingung des entflohenen Kronos auf dem Kaukasos (*Plut. fluv. Phasis*).

Jenes dunkel bezeichnete Westland also der ältesten nachhomerischen Welttafeln, mit Ausschluss der näheren Küsten, so weit die Entdeckung reichte, bewohnten die grossen Hyperboreer, die, als Spätlinge der goldenen Zeit unter der Titanenherschaft, noch immer das kronische Weltjahr in schuldloser Seligkeit durchlebten. Sie umfassten die nachmaligen Iberer und Kelten, bis wo sie in Skythen sich verloren, und wurden, so wie ein historischer Name sie zurückdrängte, immer weiter hinauf, und endlich an den äussersten Nordrand des Okeanos versezt, wo die nächtlich herumschiffende Sonne ihnen die Milde der alten hesperischen Heimat erhielt (*Avien. or. mar.* 646 - 659). Als Abkömmlinge der westlichen Titanen, obgleich in Rauhigkeit ausgeartet, erscheinen noch die Kelten oder Gallier unter Brennus bei Kallimachus (*H. Del.* 172):

Wann gegen das Volk der Hellenen, erhebend
Ihr barbarisches Messer der Schlacht und keltische Mordlust,
Spätgeborne Titanen vom äussersten Ende des Abends
Toben, wie stürmische Flocken des Schnees, und ähnlich an Unzahl
Wimmelndem Sternengewühl in der nährenden Weide des Äthers.

Eben diese ursprüngliche Bezeichnung giebt er auch den versezten Hyperboreern (v. 281).

. . . die über den Boreas nordwärts
Hausen am Weltmeerstrand, hochaltrige Söhne der Urzeit.

Der spätere Dichter Ferenikus betrachtete die nördlichen Hyperboreer als Ausgewanderte des titanischen Westlandes, wo er in alten Gedichten sie fand (*Sch. Pind.* III, 28):

Auch um die Hyperboreier, die wohnen am äussersten Erdsaum
Unter Apollons Haine, des Kriegs unkundige Männer:
Diese, so rühmt der Gesang, aus dem Blut uralter Titanen
Aufgesprosst, führt über des Boreas heitere Wohnung
Hin, sich anzubauen das Land, Arimaspos der König.

Wir lesen ὑπερ δομον für ὑπο δρομον. Denn die Hyperboreer, anfangs ein westliches Volk über des Boreas Erreichung hinweg (*Diodor.* II, 47), weil dorthin, der westlichen Rhipäen wegen, der Boreas nicht stark wehen konnte (*Hippocrat. de aer. aqu. et loc.* 9): diese wurden nunmehr ein Volk jenseit der nördlichen Rhipenkette, der Heimat des Boreas. Das Skythengeschlecht, sagt Hippokrates (*ib* 45), liegt unter dem Bärenkreise, und dem Rhipäengebirge, woher Boreas weht. Bei Plutarch wird die Auswanderung nach Norden mit historischen Namen erzählt (*Camill.*): Von den Galatern oder Galliern, einem keltischen Geschlecht, sei wegen zu starker Bevölkerung ein Theil nach dem nördlichen Okeanos über die rhipäischen Berge gezogen, und habe das Äusserste von Europa besezt. In dieser Zeit war es, was Strabo (XI. p. 507) sagt, dass man die über dem euxinischen Meer und dem Ister und Adria wohnenden Völker Hyperboreer nannte und Sauromaten und Arimaspen. Das Hyperboreerland jenseit den Rhipäen ward, ein ähnlicher Ausdruck, wie die Tramontana der Italiener.

Ehe die Fabelnamen durch historische verdrängt, und durch vorgegebene Umwanderung erklärt wurden, nämlich vor den Entdeckungen der Fokäer, und bei fabelliebenden Schriftstellern noch eine geraume Zeit nachher, bezeichnete man sanfte Hyperboreer und rauhere Arimaspen der Metallberge immer als Umwohner der Westrhipäen, aus welchen allmählich Pyrenäen, Alpen und Herkynien sich roh entwickelten. Äschylus im gelösten Prometheus (*Sch. Apoll.* IV. 284) leitete den Ister von den Hyperboreern und den rhipäischen Gebirgen: welche er auch in den Heliaden, also über dem Eridanos, Rhipen nannte (*Sch. Soph. Oed. C.* 1248). Jenes selbige sagt Herodot (II, 33. IV, 49) mit Namen, welche die Fokäer zurückgebracht: Der Ister entspringe bei den Kelten und Pyrrhene, jenseit der heraklischen Seulen, und durchströme ganz Europa. Aber noch Apollonius beharrte bei der mythischen Sprache des Äschylus. Schon Alkman besang gegen die 30 Olympiade:

Der Rhipa göttliches Waldgebirge,
Die Brust der dunkelen Nacht:

und zwar, wie der Scholiast des Sofokles (*Oed. C.* 1248) aus dem Zusammenhang urtheilte, im Westlande

de. Mehrere Alterthumsforscher bei Athenäus (VI, 4), Stefanus (Ὑπερβορεοι) und dem Scholiasten des Appollonius (II, 677) fanden die Rhipäen der Hyperboreer nachmals Olbia, dann Alpia genannt, wo von selbstentzündeten Wäldern Silber umhergeflossen sei. Auch Probus (*Virg. G.* III, 382) hörte von rhipäischen Alpen; Favorinus kennt Olpia, und Lykofron (1361) Salpia. Die sichtbare Einmischung der Pyrenäen, denen die Entzündung den auszeichnenden Namen gab (*Strab.* III. 147. *Diod.* V, 35), erklärt die zusammengereiheten Berge der nordwestlichen Kimmerier in der orfischen Argonautik (V. 1121), und den Pyrenäus der Alpen, den Brenner Tyrols (*Ortel, ad Sall. fr. p.* 425). Aristoteles nennt im keltischen Westen die Pyrene, nordwestlich die stromreichen Arkynien, dann bei den nördlichen Skythen die fabelhaften Rhipäen (*Meteor.* I, 13). Ihm stimmt sein Ausleger Olympiodor bei, dass fast alle nördlichen Ströme in den Arcyonischen Gebirgen des Keltenlandes ihren Ursprung haben. *Silius* XI, 462 leitet den thracischen Strymon aus den Rhipäen; und Eustathius (*Dionys. P.* 663) fügt sie mit dem Kaukasos an die taurische Bergkette. Die Herkynien sind dem Parthenius ein hesperisches Gebirge, anderen gar ein italisches (*Steph. Etym. M.*). Dem Diodor (V, 21) scheinen sie das höchste in Europa gegen Britannien hin; und weiter nach Norden wohnen ihm skythische Kimmerier oder Kimbern (V, 32): von welchen der belesene Claudian (XXVI, 335) am Ausflusse des Rhenus den cimbrischen Ocean benennt. Man dachte sich dort in der Rheingegend noch fortwährende Dunkelheit. Stefanus nennt aus Aristoteles Germara, ein keltisches Volk, welches den Tag nicht sieht. Bei Apollonius (IV, 627-647) schiffen die Argonauten den Padus hinauf zu den Herkynien, woselbst der aus dem dunkelen Westlande entspringende Eridanos mit einem Arm in den Okeanos (als Rhenus), und mit zwei anderen, dem Padus und Rhodanus, in das Mittelmeer fällt. Wenn man erkennt, wie auf den alten Welttafeln Homers dunkle Kimmerier allmählich nach Nordwest wandern, so wird man die Kimbern, die dorther den Römern Graun brachten, nicht länger für einen historischen Namen halten, und sie so wenig, auf Glauben der Späteren, in Jütland, als die Herkynien im Harz, oder, was alles übersteigt, den Eridanos in Preussen, aufsuchen. Statt des besonderen Namens Herkynien, giebt Basilius (*Hexaëm. hom.* III, 6) aus der Eudoxischen Erdkunde den allgemeinen Rhipen: vom Pyrenäengebirge, sagt er, fliesse der Tartessos und der Ister; dann von den Rhipen der Eridanos mit vielen anderen in das hesperische Meer, d. i. in den nordwestlichen Ocean (VI, 11). Der Erdbeschreiber Dionysius dagegen leitet (v. 288) seinen Eridanos, welcher der Padus ist, aus den verwandten Pyrenäen durch öde Nacht zu der keltischen Bernsteinmündung. An diese weitschweifigen Pyrenäen, wofür eben sowohl Rhipäen oder Herkynien stehn könnten, spülte anderen (*Plin.* XXXVII, 2) der Ocean Bernstein aus.

Um solche nordwestliche Rhipäen zuerst, die aus dunkel vernommenen Pyrenäen, Alpen und Herkynien zusammengesezt waren, wohnten die frommen Hyperboreer (*Sch. Apoll.* II, 677. *Athen.* VI, 4. *Steph.*) und die bergbauenden, kriegrischen Arimaspen, welche man jenen beizählte (*Steph. Sch. Callim. Del.* 291); so dass die fabelhafte Glückseligkeit der hyperboreischen und arimaspischen Staaten, und der elysischen Gefilde, verbunden ward (*Clem. str.* IV. *fin.*). Die Arimaspen bei Äschylus sind ein rauhes einäugiges Volk der Goldberge, von welchen der tartessische Pluton, oder Strom des Reichthums, in der späteren Versezung Acheron und Arimaspa genannt, sich ergiesst (*Myth. Br.* II, 18); sie traben auf Rossen, zum Angrif und zur Flucht, wann sie den Greifen das Gold rauben; weswegen man die Greife als pferdeschen angab (*Virg. Eclog.* VIII, 27. *Isid.* XII, 2). Herodot, der sie nach Norden gedrängt fand, (III, 116) glaubt den Namen aus der skythischen Sprache durch Einäugig zu erklären (IV, 27). Von seinem Gewährsmann Aristeas bietet uns Zezes (*Chil.* VII, 144) folgende Verse, die auch Bayer (p. 178) gebraucht hat:

> Issedonen, geschmückt mit lang abwallendem Haupthaar.
> Jenseit, sagten sie mir, sein andere Menschen benachbart,
> Gegen den Nord, zahlreich, und hershaft kämpfende Streiter,
> An Rossheerden gesegnet, an Wollenvieh und an Hornvieh:
> Nur Ein Aug' hat jeder auf wohl ansehnlicher Stirne;
> Rauhbehaart sind alle, die stämmigsten unter den Männern.

Es scheint, dass die neu gefabelten Einäugigen der metallreichen Westrhipäen den Hesiodus (*Theog.* 139) zur Dichtung der drei donnerschmiedenden Kyklopen von titanischer Abkunft veranlassten: welche in der Folge, mit den homerischen Kyklopen vermengt, unter dem Ätna oder einer liparischen Insel ihre Werkstatt erhielten. Ennius redet (*Varr. lingu. lat.* 6), gewiss nach einem Griechen, von Kyklopen oder Einäugigen (*Coclites*), die hoch auf den Rhipen wühlen.

Wie Herodot die westlichen Hyperboreer und Rhipäen, woher der Ister zu kommen geglaubt wurde, mit den neueren Namen Kelten und Pyrrhene nannte; so beschreibt noch der Chier Skymnos die Kelten, die ihm vom Westen des Erdkreises bis Nordwest, d. i. in Hispanien und Gallien, wohnen, ganz ähnlich an Sitten dem Hyperboreervolke des Alterthums (v. 182):

> Die Kelten sind hellenischer Gebräuche froh,
> Zutraulichkeit ausübend gegen Hellas Volk,
> Und gern mit Freundschaft pflegen sie der Fremdlinge.
> Mit Musik begehn sie festliche Versammlungen,
> Nacheiferend ihr, der holden Lebensmilderung.

Daher Mnaseas (*Sch. Apoll.* II, 677) wohl nicht anders zu verstehen ist, als dass die Hyperboreer jezt Kelten (für das verschriebene Δελφους) genannt werden. Die Ueberraschung der ersten Entdecker, im Westlande nicht jenes menschenfeindliche Ungethüm der besungenen Volksfabel, sondern ein gebildetes, reiches und gastfreundliches Volk zu finden, hatte den Ruhm der von Apollon geliebten Hyperboreer so vergrössert, dass auch

auch auf ihre Nachfolger, die ruhiger betrachteten Kelten, der Nachglanz sich vererbte. Bei Plato (*Axioch.*) rühmt ein Magier eherne, von Hyperboreern nach Delos gesandte Tafeln über den Zustand der Seele nach dem Tode. Eforus (*Strab.* IV. p. 199) preist die iberischen Kelten als Griechenfreunde. Und Strabo (III. p. 131) sagt, die Turdetaner in Bätika, der alten Tartessis, sein die weisesten der Iberer, sie üben Grammatik, und haben alte Nachrichten in Schriften und Liedern, und metrische Geseze von 6000 Jahren, wie sie sagen; auch die anderen Iberer üben Grammatik in verschiedenen Sprachen.

Von den gallischen Kelten, welche Rom einnahmen, meldet Heraklides Pontikus, ein Hörer des Aristoteles, das Gerücht (*Plut. Camill.*): ein Krigsheer aus den Hyperboreern sei gekommen von aussen her, und habe die griechische Stadt Roma erobert, die dort wo bewohnt werde um das grosse Meer. Man erinnere sich, dass in dem geengten Westlande Rom, wie Sardinien und Karthago, nahe an der Meerenge des Oceans lag. Auch der Hyperboreer Abaris begrüsste auf der Heimkehr als seinen Apollon den Pythagoras in Kroton (*Iamblich. c.* 19). Und nach einer alten Sage bei Dionysius von Halikarnass (*ant. rom.* I) gebar den Latinus dem Herakles eine von Westen her mitgebrachte Hyperborerin. Hekatäus von Abdera fabelte zu Alexanders Zeit, es gebe Hyperboreer in einer fruchtbaren Oceaninsel, nicht kleiner als Sicilien, jenseit Gallien unter dem Bärenkreise, wo Leto geboren sei, und Apollon vorzüglich verehrt werde; sie sein den Griechen von Alters her gewogen, am meisten den Athenern und Deliern; der Mond gehe dort so nahe vorbei, dass man Hügel in ihm sehen könne; alle 19 Jahre, deren Umfang bei den Griechen (nach Meton) ein groses Jahr heisse, werde Apollons Besuch gefeiert (*Diod.* II, 47). Er meinte Britanien, welches den Griechen so spät bekannt ward, dass die Fabel weder Herakles, noch Dionysos, noch sonst einen Weltwanderer dahin führte (*Diod.* V, 21). Sogar diesseits der Alpen, wie die spätere Geschichte sie enthüllte, gab die Fabel den Hyperboreern Wohnsize. Die berühmten Erstlingsgarben, die aus dem Hyperboreerlande über Adria und Dodona nach Delos gesandt wurden (*Herod.* IV, 33. *Callim. Del.* 284), kamen zum Theil von den Spinetern am Padus (*Dionys. ant. rom.* I). Der Bernstein vom Padus ward von einigen für die Thränen erklärt, die Apollon um den Verlust seines Sohns bei den Hyperhoreern vergossen habe (*Apoll.* IV, 611). Bei dem Raube der Proserpina, erzählt Hyginus (*F.* 141), verirrten die Sirenen an Apollo's Land, wo sie durch den Willen der Ceres, weil sie der Proserpina nicht Hülfe geleistet, Fittige bekamen, und nach des Ulysses Vorbeischiffung sich ins Meer stürzten. Dem Apollo war eigen das Hyperboreerland; dazu also rechneten einige auch Tyrrhenien, die bekannte Sirenenküste: wohin sie, wie Eustathius (*Od.* XII, 39) berichtet, von der zürnenden Afrodite in Halbvögel verwandelt, entflogen, und die Insel Anthemusa einnahmen. So viel diesmal von den Hyperboreern.

Im Nordwesten der Hesiodischen Erdscheibe, wohin die kimmerische Dunkelheit wich, ergiesst sich in den Okeanos von den hohen Rhipäen der Eridanos, an dessen Ausfluss gewisse Bäume von der Hize der vorbeischiffenden Sonne Bernstein, genannt Elektron oder Sonnenstein, ausschwizen. Ein Mährchen, welches die fönikischen Bernsteinhändler schon vor Homers Zeit, vielleicht selbst mit dem Namen des Stroms, den Leichtgläubigen eben so behaglich erzählten, als die Kaufleute des Mittelalters den Ursprung des im rothen Meere gefischten Pfeffers; welches sie aber in der Folge, durch den fokäischen Westhandel beunruhiget, einem zu ernsthaft nachforschenden Herodot wiederum unwahrscheinlich zu machen wussten. Hesiodus (*Theog.* 338) rühmt den Eridanos, welchen der Scholiast einen keltischen Strom nennet, unter den ersten Stromgöttern:

> Tethys aber gebar dem Okeanos wirbelnde Ströme,
> Neilos, den Tiefhinstrudler Eridanos, und den Alfeios.

Weitläuftig besang er ihn in Faethons Geschichte, welche Hyginus (*F.* 154) ihm nacherzählt. Faethon lenkte den Sonnenwagen so schlecht, dass von zu naher Glut die Äthiopen oder nachmaligen Indier geschwärzt wurden; und als er sogar rechts über die Nachtseite der Erde hinschweifte, schmetterte ihn Zeus mit dem Donner in den Eridanos. Seine Schwestern, die Heliaden, fanden ihn dort, und wurden vor Gram in Schwarzpappeln verwandelt, deren Thränen zu Elektron erharteten. Der benachbarte Ligyerfürst Kyknos aber, indem er den verwandten Faethon betrauerte, ward ein Schwan, der auch sterbend noch wehmütig singt. Von diesem in der Nähe der Ligyer entspringenden Eridanos hörte Herodot (*III*, 115), obzwar mistrauisch, dass er an Europa's äussersten Westenden in das Meer gegen Norden, das ist, in den nordwestlichen Ocean, ausströme, und dass dorther Elektron komme. Aus einer alten Geografie, welche am Indus, dem äussersten Strome des Morgenlandes, als Eudoxische erkannt wird, meldet der Kirchenvater Basilius (*Hexaem. hom. III.* 6): Gegen den Sommeruntergang fliese vom Pyrenäengebirge der Tartesos und der Istros, jener in das Meer ausser den Seulen, dieser durch Europa in das Pontische; hiernächst entspringen aus den Rhipen über Skythia (welches mit dem Rhein anfing) viele Ströme, unter anderen der Eridanos oder Rhodanos, welche schifbar durch die westlichen Galater und Kelten und angrenzenden Barbaren in das hesperische Meer (so nennt er den westlichen Ocean, VI, 11) sich ergiessen. Für einen Strom des nordwestlichen Oceans giebt auch Pausanias (*Att.* p. 6) den Eridanos: Die Galater, sagt er, vormals Kelten genannt, bewohnen Europa's äusserste Enden an dem grossen Meere, dessen Enden nicht schifbar sind; es hat Ebbe und Flut und Klippen und Thiere, die denen im übrigen Meere gar nicht gleichen; durch ihr Land fliesst der Eridanos, an welchem Helios Töchter ihren verunglückten Bruder Faethon beweinen sollen. Auch Filostrat (ic. I, 11) erkennt einen in den Ocean ausfliessenden Eridanos

nos; imgleichen Valerius Flaccus (V, 431), bei welchem des Oceanus Gemahlin Tethys die Trümmer des Sonnenwagens auffammelt. Und von Chörilus meldet ein Randschreiber bey Virgil (*Ms. Lugd. Ge.* I, 482), er bezeichne den Eridanus als einen Strom in Germania, worin Edion (verdorben aus Ἡλίου, Helios Sohn) umgekommen sei. Sollte nicht in Germania der von Aristoteles bei Stefanus genannte Keltenbezirk Germara stecken, wo man den Tag nicht sieht?

Nach den fokäischen Entdeckungen im Westen des Mittelmeers fabelte Ferekydes zuerst gegen die 60 Olympiade, jener keltische von den Rhipäen in das äussere Meer fliessende Eridanos sei mit dem Padus des adriatischen Meers verbunden (*Hyg.* 154. *Sch, Germ.*); und Äschylus um die 70 Olympiade, der Eridanos sei ein Strom in Iberia, und werde auch Rhodanos genannt, das heisst, er hange mit dem Rhodanos zusammen (*Plin.* XXXVII, 2. *f.* 11). Die selbige Vereinigung des Padus mit dem Rhodanos, der zugleich als Eridanos auswärts sich ergiesse, nahm Euripides an (*Plin. ib.*), und, dessen eigenes Zeugnis noch erhalten ist, Apollonius in der Argonautik (IV, 627). Ein Dichtermährchen vielleicht? Als ob jemals die Dichter den Zeitgenossen eine von der herschenden Meinung gesonderte Erdkunde hätten vorfabeln dürfen! Selbst der Geograf Fileas, welchen Theofrasts Mitschüler Dicäarch als seinen Vorgänger nennt, betrachtete diesen von Meer zu Meer reichenden Rhodanos als Grenze Europa's und Ligya's (*Avien. Or. mar.* 686); nicht Libya's, welchen unsinnigen Schreibfehler Avien anstaunt. Europa hiess anfangs Abendland, und reichte so weit, als später Iberien, dessen pyrenäische Naturgrenze noch unerforscht war, bis an den Rhodanos-Eridanos. Noch Timäus, der vor Polybius der vorzüglichste Kenner des Westens schien, bekräftigte die Meinung, dass der Rhodanos, nachdem er den See Accion (wahrscheinlich eine Verwechselung mit dem acronischen oder Kostnizer See) durchströmt habe, zugleich in das atlantische Meer und in das innere auslaufe (*Avien. Or. mar.* 678); an den fünf Mündungen, die er ihm hier andichtet, erkennen wir den Urheber. Wer ohne Wünsche die Verhältnisse bemerkt, dem leuchtet es ein, dass der nordwestlich ausströmende Eridanos, mit welchem der Padus und der Rhodanos in Verbindung gedacht wurden, kein anderer Strom, als der, nach langer Stockung des Bernsteinhandels, mit historischem Namen wiedergefundene Rhenus, sein könne. Bis zum Rhodanos erstreckt, wie Fileas Europa, so Strabo (III. p. 166) Iberien; und wie Äschylus den Rhodanos-Eridanos, so nennt nach anderen Alten Nonnus (XXIII, 94. XLIII, 408) den Rhenus einen iberischen Strom, und Plutarch (*de flum.*) den Araris einen Bruder des Keltiberos. Von Julius Honorius (p. 12) und Aethicus (p. 39), Ausschreibern veralteter Geografieen, wird der Rhenus mit dem Rhodanus verbunden durch den Araris; diemit dem Rhodanus verbunden durch den Araris; dieser heisse in Germania Rhenus, weiter hinauf Bicorfer heisse in Germania Rhenus, weiter hinauf Bicornius, und dann Araris, welcher sowohl in das patabinische (batavische) Meer, als in das tyrrhenische führe, und so träge fliesse, dass man nicht sehn könne, ob sein Lauf nach dem westlichen Ocean oder dem inneren Meere gerichtet sei (*cf. Caes.* I, 12). Isidor meldet (XIII, 21), der Rhenus werde, der Sage nach, von des Rhodanus Verbindung genannt, und fügt seine Erklärung hinzu, weil er mit ihm aus Einer Provinz entspringe. Sein Autor sagte gewiss, der Rhenus habe zuerst mit dem verbundenen Strome, Eridanus oder Rhodanus gleichen Namen geführt, der allmählich in Rhenus sich verwandelt. Das selbige sagt auch der obige Randschreiber bei Virgil, Eridanus solle der Rhodanus sein, *propter similitudinem* (nicht *multitudinem*), wegen der Verwandtschaft und Namensähnlichkeit.

Aber auch seitdem ein dreiströmiger Eridanos in Gestalt eines χ die griechischen Welttafeln einnahm, deuteten doch die meisten Nachweisungen des Bernsteins, die Plinius (XXXVII, 2. *f.* 11) erhalten hat, auf jenen Ausfluss in den nordwestlichen Ocean, wo nachmals der Rhenus entdeckt wurde. Den iberischen Eridanos, welchen Aeschylus angab, und die Pyrenäen eines anderen Zeugen, haben wir schon erklärt. Pytheas hatte, wahrscheinlich im Geschäfte der Republik Massilia, um die Heimat des Zinns, des Bernsteins und köstlicher Felle zu erkundigen, Britannien und die Oceanufer der Kelten bis zum Rhenus, und jenseits eine Strecke des skythischen Gestades, welches später Germania hiess, vielleicht bis zur Weser oder höchstens bis zur Elbe, beschift, und den äussersten Strom seiner Fahrt für den Tanais (der damals, wie der Eridanos, zugleich in den Ocean und das innere Meer ausströmen sollte) angesehn. Eben so ward auf dem ancyranischen Denkmale gerühmt, dass unter Augustus eine römische Flotte von der Mündung des Rhenus gegen den Aufgang der Sonne bis zu den äussersten Enden der Welt geschift sei. Dieser Pytheas meldete, vor einer seichten, oft überfluteten, an 6000 Stadien langen Küste Germaniens sei eine Insel Abalus; dort spüle das Meer Bernstein an, einen Auswurf des geronnenen Meers, welchen die benachbarten Teutonen kaufen. Ihm hat Timäus geglaubt, sagt Plinius, aber die Insel Basilia genannt: welchen Namen er anderswo, vielleicht durch Versehn, von Pytheas selbst herleitet. Den Bericht des Timäus giebt Diodor (V, 23), nachdem er den Handelsweg des britannischen Zinns durch Gallien bis zu den Mündungen des Rhodanus angezeigt: Dem Skythenlande über Gallien entgegen, sagt er, liegt im Ocean eine Insel Basileia, wo die Flut Bernstein, der sonst nirgend zu finden ist, in Menge anspület; die Einwohner verkaufen ihn an die nächste Küste, woher er auf dem gemeldeten Wege zu uns gelangt. Nikias bei Plinius erklärte den Bernstein für einen Saft, der im Abendlande von den heftiger anprallenden Stralen der Sonne (jener bei Nacht herumfahrenden, meinte er), als ein fetter Schweiss in den Ocean flösse, und mit der Flut an die Küste der Germaner triebe. Mithridat nannte am germanischen Ufer eine Insel Osericta, wo aus einer Art von Cedern Bernstein auf die Felsen herabflösse. Sotakus behauptete, er flösse auf britannische Klippen, die davon Elektriden genannt würden.

Durch

Durch den gedachten Bernsteinhandel über Massilia bewogen, äuſserte Theofraſt (*Plin. ib.*) die Vermutung, er würde in Ligya gegraben; Filemon dagegen, gegraben würde er, aber in Skythia. Wir wagen nicht zu beſtimmen, ob dieſer erdkundige Filemon, der nicht ſehr lange vor Plinius (IV, 13) gelebt haben kann, noch Germanien unter dem Namen Skythia begriffen habe. Es ſcheint aber, daſs er vor der Bekanntwerdung der hiſtoriſchen Germaner ſchrieb. Einige glaubten, der Bernſtein wachſe in Ligya aus Luchsharn, und nannten ihn Lynkurion (*Plin.* XXXVII, 2. *Strab.* IV, p 202). Andere fabelten von Bäumen, die im Inneren des adriatiſchen Meers auf unwegſamen Felſen ſtänden, und in den Hundstagen dies Gummi ausſchwizten. Noch andere träumten ſich, worüber Plinius lächelt, Inſeln um die Mündungen des Padus, Elektriden genannt, an welche der Strom Bernſtein führte. Hiervon hatte ſchon Theopomp Nachricht (*Scymn.* 369-373), der erſte Grieche, der Rom, als eine von den Galliern eroberte Stadt, nannte (*Plin.* III, 5): der Eridanos, ſagte er (*Scymn.* 394), trüge in dieſe Elektriden das ſchönſte Elektron, eine verſteinerte Thräne von Schwarzpappeln. Einige hielten es für Thränen meleagriſcher Vögel, die in den adriatiſchen Elektriden (*Strab.* V. p. 215), oder, was Sofokles bei Plinius glaublicher fand, in Indien, Elektron zuſammen weinten. Apollonius (IV, 597) pflanzt heliadiſche Pappeln um einen ſtinkenden Pfuhl, der im Sturme das erhartete Elektron in den Eridanos ſpült; doch duldet er auch die keltiſche Sage (IV, 611), es ſein die Thränen, die Apollon bei den Hyperboreern um ſeinen Asklepios geweint habe. Der jüngere Ariſtoteles in den Wunderſagen erzählt, daſs jenes verſteinerte Pappelgummi vom adriatiſchen Eridanos zu den Griechen gebracht werde. Nahe bei den Elektriden hatte Theopomp an der Küſte der Heneter, die mit den iſtriſchen Thrakern grenzten, zwei Inſeln bemerkt, welche das ſchönſte Zinn hervorbringen ſollten (*Scymn.* 390-392). Es erhellt, daſs von dem Handelswege, der, nach Pytheas und Timäus, aus der teutoniſchen Rheingegend zum Rhodanus ging, ein Nebenweg zu dem Padus geführt, und die dortigen Kaufleute mit Bernſtein und Zinn verſorgt habe. In den Wunderſagen des Ariſtoteles wird des herakliſchen Weges gedacht, der aus Italien bis zu den Kelten, Keltoligyern und Iberern reichte, und auf welchem ſowohl Griechen als Einheimiſche von den Anwohnern gegen Beleidigung geſchüzt wurden.

Nachdem Plinius jene, dem Unkundigen alter Geografie unverträglich ſcheinenden Gerüchte über die Heimat des Bernſteins aufgezählt, entſcheidet er ſelbſt (XXXVII, 3): Es ſei gewiſs, daſs Bernſtein in den Inſeln des nördlichen Oceans erzeugt, und von den Germanern Gleſſum genannt werde; eine der Inſeln habe deswegen von den Römern unter Germanicus den Namen Gleſſaria erhalten, da ſie bei den Barbaren Auſtravia heiſse; man halte ihn für den erharteten Saft eines Baums vom Fichtengeſchlecht, woher die Benennung *Succinum.* An einer anderen Stelle (IV 16) ſagt er: Gegen Britannien über im germaniſchen Meere liegen zerſtreut die Gleſſarien, welche Elektriden von den neueren Griechen genannt werden. Die ſorgfältigſten Unterſucher erklären Auſtravia für die frieſiſche Inſel Ameland, auf welcher nicht allein, ſondern an allen weſtlichen Ufern der Nordſee, ſich Bernſtein findet. Hier alſo treffen alle Bezeichnungen der alten Sage mit der folgenden Geſchichte zuſammen. Am Nordgeſtade des weſtlichen Europa's, um den Ausfluſs des nahe dem Padus und Rhodanus entſpringenden fabelhaften Eridanus, welchen, nach langer Stockung des Oceanhandels, die erobernden Römer mit dem hiſtoriſchen Namen Rhenus entdeckten, jenen zugleich beſuchten Zinninſeln nicht allzu entfernt, und Britannien gegenüber: hier ward von der älteſten Volksſage die Gegend beſtimmt, wo anfangs die Föniker, dann auch die Zwiſchenhändler der Kaufleute am Rhodanus und Padus, den köſtlichen Bernſtein finden ſollten, den, der Seltenheit wegen, die Griechen faſt höher als Gold ſchäzten; und hier fanden ihn wirklich die Soldaten des Germanicus. Wären Föniker oder Maſſilier von dieſer ärmeren Bernſteinküſte noch weiter zu dem ergiebigen Samland fortgeſchift; ſie hätten gewiſs für die mühſelige Fahrt volle Ladungen mitgebracht, und dadurch den theueren Edelſtein zu einer gemeinen Waare erniedriget. Aber mit welchem Ahndungsvermögen konnten ſie von ferne den ſamländiſchen Bernſtein wittern, der, wie Tacitus (*Germ.* 45) ſagt, bei den Äſtyern ungenuzt unter anderen Auswürfen des Meers dalag, bis ihm römiſche Üppigkeit Namen gab, und wofür der Barbar mit Verwunderung einen wiewohl mäſsigen Preis annahm? Auf welchen Glauben konnte eine ſo ungeheure Küſtenfahrt durch die Watten und Sandbänke der unruhigen Nordſee, durch den gefährlichen Kattegat, durch die ſtürmiſchen Geſtade der Oſtſee, zu immer dürftigeren, gleichſam abſterbenden Bezirken der Natur, gewagt werden von Südvölkern, deren Fantaſie mit Graunbildern des unbewohnbaren Nordens erfüllt war?

Die erſte ſichere Andeutung der ſamländiſchen Bernſteinküſte giebt der Erdbeſchreiber Dionyſius. Nachdem er (288-293) von dem goldſtralenden Pappelgummi am keltiſchen Eridanos geredet, ſagt er bei der Gegend des Boryſthenes, der über dem Iſter in das euxiniſche Meer ausſtrömt, (314):

> Dort ſind auch des Aldeskos und auch des Pantikapes Waſſer,
> Die von rhipäiſchen Höhn in geſondertem Lauf abrauſchen;
> Und an deren Erguſs, dem erſtarreten Meere benachbart,
> Wird Elektros erzeugt, ſanftſchimmernder, gleich wie des Mondes
> Neu beginnender Glanz.

Das erſtarrete Meer iſt (32) eines mit dem kroniſchen Ocean im äuſserſten Norden; dorthin alſo ſtrömen ihm von den Rhipäen Aldeskos und Pantikapes: zwei unſtäte Ströme der älteren Geografen. Aber ſie mögen auch in das euxiniſche Meer, deſſen Nordſeite gefriert, auslaufen; ſo bleibt doch der Beweis, daſs Bernſtein aus Nordländern über der Gegend des Boryſthenes kam. Auch Filemos Bericht (*Plin.* XXXVII, 2. ſ. 11), in Skythia werde Bernſtein an zwei Orten

ge-

gegraben, hier weisses und wachsgelbes, dort dunkelgelbes, könnte vom nordischen gedeutet werden; wüsten wir nur, dass er bereits Germaner gekannt, und seine Skythen nordwärts gedrängt habe. Mela und Strabo kennen den nordskythischen Bernstein nicht; jener (II, 7) gedenkt blos der Elektriden im adriatischen Meere: welche Strabo (V. p. 215) ableugnet, indem er (IV. p. 202) ligyschen Luchsharn für Elektron hingehen läst. Aber Plinius beschliest (XXXVII, 3) seine Nachricht vom westgermanischen Bernstein mit einer, durch Abschreiber entstellten Versicherung, dass von dort (oder vielleicht schrieb er anderswoher) die Germaner Bernstein zu den Pannoniern um das adriatische Meer bringen; und dass darum die Fabel dessen Ursprung dem Padus beigelegt habe, wo schon die Bäurinnen Bernsteinschnüre zum Schmuck und zur Arzenei tragen. Von Carnuntum in Pannonien, fährt er fort, sei jene Küste Germaniens an 600 Millien entfernt: dies habe man neulich erfahren, da unter Nero ein römischer Ritter den Handelsweg zu der Küste bereist, und eine unermessliche Menge Bernstein, unter andern ein Stück von 13 Pfund, eingeführt habe. Über Carnuntum ging nicht zur friesischen Meerküste, aber wohl zur samländischen, der geradeste Weg. Und eben durch diesen Handelsweg erklärt sich das Räzel, woher Tacitus, dem die Westküste Germaniens nach der Elbe hin weniger bekannt als dem Plinius war, im Osten den historischen Namen der Aestyer und so viel angrenzendes zu nennen wusste. Wahrscheinlich ging der samländische Bernstein theils die Weichsel hinauf, und dann über Carnuntum nach dem Padus; theils auf der Pregel zum alten Borysthenes, dessen Mündung von griechischem Handel blühete. Der Samländer Bayer beschreibt (*Opusc.* p. 410. 492) römische Münzen und eine rhodische, die man in Preussen gefunden hat. Aus Vaterlandsliebe wollte er auch, wie vorher der Danziger Cluver, den berühmten Eridanus herüberziehn; dieser hatte ihn für das einheimische Flüsschen Radaune erklärt; er selbst wählte sich die Düna. Beiden scharfsinnigen Männern entging, dass der Eridanus beständig im Nordwesten des alten Erdkreises gefabelt wird, selbst von Dionysius, der zuerst, ausser dem Bernstein des keltischen Eridanus, auch nordskythischen am Akeskos und Pantikapes nachweiset. Ähnlicher Klang der Namen kann wohl zur Bekräftigung eines historischen Sazes dienen; die Grundveste des Beweises muss weniger schwankend sein.

Wir haben bemerkt, dass die kimmerische Nacht, als sie vor dem Lichte der westlichen Entdeckungen entweichen musste, sich im Nordwesten um den Eridanos und den verschobenen Eingang der Unterwelt lagerte. Bei Apollonius (IV, 629) nimt der Eridanos, der einen Strom zum Okeanos, und zwei in das Mittelmeer lenkt, seinen Ursprung eben daselbst, wo Alkman der Rhipa Gebirg als Busen der dunkelen Nacht erkannte:

> Fern von des Erdreichs
> Äusserstem Rand, wo der Nacht Eingang und düstre Behausung.

Die selbige Dunkelheit fand bei anderen Dionysius (290) um den Ausfluss des nordwestlichen Fabelstroms:

> Dem an den Mündungen einst des Helios traurende Töchter
> Durch Einöde der Nacht lautauf um Faethon weinten.

Einige, die auf den adriatischen Eridanos die Fabel einschränkten, begnügten sich, den angrenzenden Kelten schwarzes Trauergewand zum Andenken der kläglichen Geschichte zu leihn (*Scymn.* 397. *Polyb.* II. 16). Der Eingang der Unterwelt behauptete sich noch bei den Tragikern, wie bei Homer und Hesiodus, nahe dem Atlas (*Aesch. Prom.* 433), hinter Tartessos, wo herum der Scholiast des Aristofanes (*ran.* 470. 477) im Theseus des Euripides den aornischen Sumpf, d. i. den acherusischen, über dessen Ausdünstung kein Vogel hinwegfliegen konnte, die Styx, den Kokytos mit den Erinnyen, und die anwohnenden Gorgonen sah, also, nach einem Verse des selbigen Schauspieles,

> Zunächst dem lezten Erdenrand' Europia's.

Dem orfischen Argonautiker war die Spize Europa's zwar nicht sonderlich bekannt, aber doch für solche Schrecknisse zu hell geworden; denn, durch zunehmendes Verkehr der westlichen Griechen mit Iberien und Tartessus, hatte er schon von iernischen Inseln gehört (v. 1164), welche zuerst Aristoteles (*mund.* 3) aus der eudoxischen Erdtafel als zwei sehr grosse bretanische Inseln, Albion und Ierne, anführt. Er versezte daher (v. 1128) aus Tartessos den goldfliessenden Acheron mit dessen düsterem Sumpfe und immergrünen fruchtreichen Bäumen, den Eingang zu Aides Reich, und das Volk der Träume, vermehrt mit einer, der argolischen Hermionia gleichnamigen Stadt, nahe an die nordwestlichen Kimmerier (1118), der nächsten iernischen Insel quer gegenüber (1164. 1179), gerade in Nordwesten, wo Zefyros eben zu walten anfing (1148). Es konnte nicht fehlen, dass andere jezt auch den Eridanos dieses Orts mit der Unterwelt in Verbindung fabelten. Nach griechischen Vorgängern, die einen Arm des Eridanos, gleich der hesiodischen Styx, in die Todtenkluft leiteten, zeigt Virgil (*Aen.* VI, 657) die Seligen:

> Unter des Lorberhains Umduftungen, wo von der Höhe
> Vollgedrängt durch den Wald des Eridanus Strom sich herabwälzt.

Servius sagt hierbei, dass einigen der Eridanus in die Unterwelt fliesse, anderen aus Quellen der Unterwelt emporsteige; und vorher (v. 603), dass Tantalus im unterirdischen Eridanus stehe. Den ihm jezt anhaftenden Aornos fabelten mehrere nach dem adriatischen Arme des Eridanos hinüber (*Apollon.* IV, 597. *Aristot. mirab. Zez. ad Lyc.* 704. *Steph.*). Und weil bei Homer (*Od*, XX, 78) die Harpyen am Eingange des Schattenreichs wohnen sollten; so dachte sie sich mancher Alexandriner am nordwestlichen Eingange der damaligen Fabel, und Eustathius fand in vielen Handschriften (*Il.* XVI, 150) die Harpye Podarge,

> Weidend auf grüner Au am Eridanos strömenden Wassers.

Aus

Aus Höllenfahrten des alexandrinischen Zeitalters entlehnte noch Claudian III, 123 133) die nordwestliche Kluft des unterirdischen Reichs, am äussersten Meerufer Galliens, nicht weit von Britannien und dem Rhenus entfernt.

Dem uralten Eridanos in der Nähe wohnten um die westliche Bucht des inneren Meers die Ligyer. Denn der Ligyerfürst Kyknos ward in der hesiodischen Fabel (*Hyg.* 154), vor Gram um Faethons Fall, in einen Schwan verwandelt, der auch sterbend noch wehmütig singt. Ein neues Wunder der Koläischen Entdeckung! Die Schwäne, welche bisher, wie in der Ilias (II, 459), nur als lermende Sumpfvögel bekannt waren, singen um Ligya mit melodischem Ton, auch wenn sie sterben wollen. Natürlich mied Koläos auf der Rückfahrt die libysche Küste der feindseligen Föniker, und steuerte längs den Gestaden der Ligyer, Tyrrhener und Latiner bis um Thrinakia herum; wodurch die Weltkunde mit neuen Namen und Sagen bereichert ward. Gesangschwäne mit Jubeltönen der Gesundheit läfst Hesiodus in der Beschreibung des Schildes über dem nahen Okeanos anstimmen (v. 314):

> Ringsher floss um den Rand der Okeanos, der, wie geschwollen,
> Ganz den künstlichen Schild umflutete: über dem Strome
> Flogen Schwän' in der Luft, und jubelten; andere schaarweis
> Schwammen umher auf der Welle, von schwärmenden Fischen umtaumelt.

Für die ligysche Abstammung der Gesangschwäne, und dafs sie vorzüglich um Ligya, bald auf dem Meere, bald auf dem Eridanos und dessen Ausfluss in den Okeanos, auch bei den Hyperboreern, sich hören liessen, haben wir das einhellige Zeugnis der Alten schon anderswo angeführt (*Myth. Br.* II, 12). Hesiodus betrachtete die Ligyer als ein westliches Hauptvolk, welches mit den weitverbreiteten Äthiopen und Skythen genannt werden durfte (*Strab.* VII. p. 300):

> Äthiopen, und Ligyerstämm', und Skythen bei Rossmilch.

Auch die Folgenden, bevor genauere Erdkunde die Grenzen anwies, gaben dem Ligyernamen eine weit gröfsere Ausdehnung. Ligystine, meldet Stefanus aus den Alten, ist ein Staat der Ligyer, dem westlichen Iberien nahe, nicht weit von Tartessos. Nach Thucydides (VI, 2) erstreckte sich ihre Macht bis gegen den Iberus, woher sie vom einströmenden Sikanos, dem nachmaligen Sikoris, die Sikanen nach Thrinakia verjagten. Dieser Ausdehnung wegen nannte Eratosthenes (*Strab.* II, *p.* 92) von den drei vorlaufenden Spizen Europa's die westliche, worauf Iberien zu den Seulen reicht, die ligystische. Noch Skymnos (200-203) erkennt Ligyer von Emporion an, und Skylax (p. 2) Ligyer mit Iberern vermischt von Emporion bis zum Rhodanos; bei Apollonius (IV, 653) werden die Stöchadischen Inseln ligystische genannt. Auf der anderen Seite berührten die Ligyer Tyrrhenia mit unstäter Grenze; doch schweifte in der Dunkelheit ihr Name so weit hinüber, dafs eine Sage bei Dionysius von Halikarnafs (*ant. rom.* I.) die Aboriginer für ihre Abkömmlinge hielt, und Euripides (*Troad.* 437) die Kirke eine ligystische Saubildnerin benannte.

Gleich unbestimmt sind die Grenzen der Tyrrhener, denen man ihres Seeruhms wegen in der ältesten Zeit eine Herschaft von den Alpen bis zur sicilischen Meerenge beimafs (*Philarg. ad Virg. G.* II, 533), und der untergeordneten Latiner. Die lezten und ein verbündetes Volk, dessen Namen der einkehrende Samier mochte verhört haben, bezeichnet Hesiodus (*Theog.* 1011) durch gefabelte Stammväter:

> Kirke, des Helios Tochter, des leuchtenden Sohns Hyperions,
> Trug dem Odysseus Frucht, dem kühn ausharrenden Dulder,
> Agrios, ihn und Latinos, den treflichen, stark und gewaltig:
> Welche fürwahr sehr fern in dem Schoofs der heiligen Inseln
> Allem Geschlecht obwalten der hochberühmten Tyrsener.

Eine spätere Sage (*Dionys. ant. rom.* I) gab der Kirke von Odysseus die Söhne Rhomos, Antias und Ardeas. Eher möchte wohl das verdächtige Wort Agrios einen Antias, den Stifter der alten Seestadt Antium, enthalten, als einen Adrios, den niemand kennt, und der wenigstens nicht vor der fokäischen Entdeckung Adria's konnte gefabelt werden. Bei Skymnos (225-229) hat Latinos einen Halbbruder Auson von der Kalypso. Auch die Sage von Kirke's Sohne Telegonos, der unwissend seinen Vater Odysseus tödtete, entstand mit anderen solchen erst nach Hesiodus. Übrigens bezeugt Eratosthenes (*Strab.* I. *p.* 21), dafs Hesiodus in der Irrfahrt des Odysseus alle von Homer besungenen Örter genannt habe, und ausserdem den Ätna, die syrakusische Insel Ortygia, und die Tyrrhener. Die Sirenen betrift der vom Scholiasten des Apollonius (IV, 892) erhaltene Vers:

> Zur schönblühenden Insel, wo jenen gewährt der Kronide...

Das Beiwort der Sireneninsel nahmen Spätere für ihren Namen Anthemoessa. Homers Scholiast (*Od.* XII, 168) erklärt die Windstille für die Wirkung ihres Zaubergesangs, und beruft sich auf Hesiodus. Skylla, bei Homer eine Tochter der Kratäis, war, nach Hesiodus (*Sch. Apoll.* IV, 828), von Forbas und Hekate, zwei späteren Gottheiten, gezeugt worden. Noch kannte Hesiodus in Sicilien Zankle, die nachmalige Messana, und das Vorgebirge Pelorias, welches Orion, um das austretende Meer zu hemmen, mit einem Tempel Poseidons, sollte erhöht haben (*Diodor.* IV, 87). Dafs der Dichter auf dieser Strecke nicht einmal einen Zug der nachmals so graunvoll geschilderten Gegend um Kuma einmischte, beweist Unkunde, die, troz den griechischen Ansiedlungen hinter der Meerenge, im Vaterlande der Hellenen fortdauerte. Selbst der gelehrte Massilier Pytheas erzählte in seiner Erdumwanderung (*Sch. Apoll.* IV, 762): auf einer äolischen Insel im ringsum siedenden Meere sei die Werkstatt des Hefästos, wo man rohes Eisen samt dem Schmiedelohn hinlege, und am anderen Morgen ein Schwert, oder was man bestellt habe, wieder abhole. Und noch dem Eratosthenes wirft Strabo (I. *p.* 22) Unwissenheit vor, weil er gesagt: die Sirenen sezten einige an Pelorias, andere an die Sirenusen, die weiter als 2000 Stadien davon lägen; und diese wären ein dreigipflichter Fels,

der

der den kumäischen Meerbusen von dem poseidonischen trennte. Homers zusammengedrängte Schreckengegend, wo gleich auf die Sirenen das aufbrandende Meer des entflammten Irrfelsen folgt, entwickelte sich nicht vor Ferekydes: dieser zuerst fabelte (*Sch. Apoll.* II, 1214), wie Tyfos nach Italia floh, und die Insel Pithekusa auf ihn geworfen ward. Dort lastet ihn, sagt auch Pindar (*Pyth.* I, 34), das Felsufer vor Kyme, und der sikelische Ätna. Welches Felsufer der Scholiast für Prochyte (denn so schrieb er) oder Pithekusa erklärt, wo gewaltige Brandungen, Windstösse und feurige Erscheinungen sein sollen. An den Ostküsten Italiens konnte dem Hesiodus mehreres bekannt sein, auch der neue Name des Fäakeneilands Kerkyra. Als der Korinther Archias in der 11 Olympiade nach Sicilien schifte, sandte er den Chersikrates ab, um Kerkyra, die vormalige Scheria, einzunehmen (*Strab.* VI. *p.* 269). Doch steuerte noch kaum ein Schiffer um die berüchtigten Keraunien in den adriatischen Busen; bis um den Anfang des persischen Reichs die Fokäer sowohl den Adria, als Tyrsenia, Iberia und Tartessos eröfneten (*Herod.* I, 163).

So nah an Fabel und an völlige Unwissenheit grenzte im ganzen Umkreise des Mittelmeers die Weltkunde der Griechen in den Jahrhunderten Homers und Hesiods, anfangs dicht um Griechenland her, dann etwas weiter entfernt: indem Erforschtes und Gefabeltes zusammen durch die Erscheinung des gewölbten Himmels in eine vom Okeanos umströmte Scheibe gefasst wurde, und durch den Sonnenlauf in Tagseite und Nachtseite abgetheilt. Und solchen Beweisen von Unkunde stellt Strabo (I. p. 48) alte und neuere Sagen von heroischen Weltwanderungen entgegen; wiewohl des Menelaos Umschiffung Afrika's, welche Krates behauptete, ihm selbst nicht einleuchten will (*p.* 38). Man dürfe vermuten, sagt er anderswo (III. *p.* 149), Homer habe Tartessos, die westliche Weltgrenze, gekannt, und durch das nächtliche Todtenreich und den von Tartessos benamten Tartaros angedeutet; aber die Vermutung werde Gewisheit, wenn man die Reisen des Herakles und der Föniker in Anschlag bringe. Selbst Odysseus habe wahrscheinlich bis nach Iberien Krieg geführt, denn nicht nur in Italien und Sicilien finde man Spuren davon, sondern auch in Iberien die Stadt Odysseia nebst einem Tempel der Athene, (welche Stadt einige Spätere auswitterten, III, 159), und tausend andere Denkmale von ihm und anderen Helden der Ilias. Die besungenen Örter des Inneren, die sich nicht fügen wollten, dachte sich Strabo in den Ocean verlegt; andere mit dieser Ausoceanung nicht vergnügt, liessen den Dulder Odysseus selbst alle neuentdeckten Küsten des Oceans umirren. Von ihm zeugte in Lusitanien die Stadt Olisipo (*Solin.* 23); im äussersten Kaledonien ein Altar mit griechischen Buchstaben (*Solin.* 25), nahe dabei Ogygia, und ein griechisches Volk der Gegenveste (*Plut. fac. in orbe lunae*); in Gallien die noch bestehende Todtenkluft (*Claud. Ruf.* I, 123); in Germanien die Stadt Asciburgium mit griechischen Inschriften (*Tac. Germ.* 3). Schon Herkules muste bis in den germanischen Ocean geschift, und dort eigentlich seine Endseulen gesezt haben (*Tac. Germ.* 34).

Unter den Neueren erklärte Lipsius (*Tac. Germ.* 3) halb scherzhaft Vliessingen für Ulyssingen, und Circse für der Circe Wohnung; Barnes (*Eur. Hel.* 1692) im Ernst Homers leukadischen Felsen, mit dem benachbarten Volk der Träume, für sein Albion. Und weil bei Homer die Sonne aus dem stillen Okeanos aufgeht; so trauete ihm Bochart (*Praef. Can.*) Kenntnis des Oceans hinter China zu, wohin ja die Föniker, so gut als nach Ofir, oder Ceylon, könnten gekommen sein. Andere führten mit gleicher Bebendigkeit die Föniker (denn was konnten Föniker nicht?) um Afrika, und nach Preussen, und nach Amerika. Vorzüglich trachteten gebildete Nordmänner nach einiger Verbindung mit dem klassischen Alterthum. Die ehrwürdigen Geschichtforscher Cluver und Bayer, deuteten den Eridanos zur Radaune und Düna; ein neuerer Preusse sogar zur Ostsee. Noch herzhafter erkannte Rudbeck in den Hyperboreern schwedische *Oferborne*, d. i. hochgeborene Barone. Unübertrefbar aber bewies Jonas Ramus, ein Däne, dass Odysseus, der in Polyfems Höle sich Utis, verdeutscht Niemand, nannte, diesen Namen in der That, laut Hefästions Zeugnisse, seiner ansehnlichen Ohren wegen geführt habe, und kein anderer als der nordische Othin oder Odin gewesen sei (*Ulysses et Odinus unus et idem*, *Hafn.* 1702). Hypereia, welches die Kyklopen einnahmen, ist ihm Iberien; und Aiolia das Eiland Olia, Olbion, Albion, auch von Odysseus Gefährten Brutus Britannia genannt. Die Lästrygonen sind Kelten, bei welchen Odysseus in Artakia, Artois, und in des Antifates Residenz Antorf, Antwerpen, anlandete. Dort herum bauete er Asciburgium, Odins Asgaard, und hatte zu Nachbarn die Tyrrhener oder Tusker, wovon *de Tüske*, die Deutschen, abstammen. Der Kirke Aiaia oder Eiland war Fünen, welches von dem hochgeöhrten Utis den Namen Odhensöö, Odins Insel, erhielt. Die Kimmerier waren im dunkeln Norwegen, und die Sirenen, die Irrfelsen, Skylla und Charybdis, samt Thrinakia, in der Gegend des Maalstroms. Ogygia, das Land des Gog, Gyges, bedeutet Gylland, Gothland; und Scheria die Scheren um Irrland, wo eine iberische Kolonie am Ende der Welt wohnte. Dies Buch ward in den *Actis Eruditorum* nicht mit Misbilligung angezeigt. Belesenheit und Wiz haben auch im Misbrauch ihr Einnehmendes.

Wie weit die Helden der altgriechischen Volkssage, samt dem sogenannten Herakles von Tyros, und selbst die mit Absicht vermummten Föniker, gekommen sein können: diese Möglichkeit lässt, weder durch die schifbaren Wege unserer Landkarten, noch durch Betrachtungen über Mut und Geschicklichkeit, oder durch die beliebte Frage: Warum sollten sie nicht? sich ausmachen. Wie weit sie wirklich gekommen sein, entscheidet kein vorgegebenes Wahrzeichen, keine zufällige Ähnlichkeit der Namen. Über die Welt, da die Abentheuer erlebt wurden, breitet sich dicke Nacht, worin dem Ahndenden jede Erscheinung, die er wünscht, vorgaukelt. Die Welt, da Homer und Hesiodus das anstaunende Gerücht in Lieder fassten, hat die Dämmerung des ersten Hahnengeschreis: der Osten wird blass, und der Wanderer mutmasst die Gegend nach den erhellten Bergspizen.

Druckfehler. S. XVI. Col. 2. in der Mitte, lese man: *welcher die . . . beistimmt.* — S. XXII. Col. 2. gegen die Mitte: *den Okeanos wollten beschift haben.* — S. XXVII. Col. 1. heisst der lezte Vers: *Also wallte sie lange . . .*

Gedruckt bey dem Hofbuchdrucker Goepferdt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE
1804.

ERSTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

MIT EINER KUPFERTAFEL.

APRIL, MAY, JUNIUS.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1804.

Num. 79.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 APRIL, 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

Tübingen, b. Cotta: *Die Braut von Messina* oder *die feindlichen Brüder*, ein Trauerspiel mit Chören von *Schiller*. 1803. 162 S. 8.

Man bezeichnet das Eigenthümliche dieser Tragödie vielleicht am kenntlichsten, wenn man sie nennt das Gegenbild der Jungfrau von Orleans. Gleichwie der Dichter dieses Werk ganz auf die Idee von der Freyheit gegründet hat: so jenes auf die Idee von einer unbedingten Nothwendigkeit. Dort sehn wir das Schicksal besiegt werden, durch die Kraft der sittlichen Begeisterung; hier die Selbstthätigkeit des Menschen durch ein ungeheures Schicksal. Je lebendiger jemand sich bewusst ist des dem Menschen inwohnenden Principiums, das ihn fähig macht, zu wirken unabhängig von Naturkräften, ja denselben sogar mit Erfolg entgegenzustreben: je lebendiger ist in ihm auch das Gefühl unserer Abhängigkeit von Naturkräften, welche nicht nur den beabsichtigten Erfolg unserer Bemühungen oft vereiteln, sondern auch jene Selbstthätigkeit, wenigstens für Augenblicke aufheben, oder doch aufzuheben scheinen. Es war unseres philosophischen Dichters würdig, das erstgedachte Gefühl in seiner Reinheit darzustellen; er hat es gethan in der Jungfrau von Orleans: es war seiner nicht minder würdig, das andere darzustellen; er hat es gethan in der Braut von Messina.

Die Reihe von Trauerscenen, die er uns hier vorführt, gehen aus von einem unnatürlichen Hasse zweyer Brüder, dessen Ursache Niemand kennt, selbst nicht die Hadernden. Isabella die Mutter sagt S. 25:

> Doch eures Haders Ursprung steigt hinauf
> In unverständger Kindheit frühe Zeit,
> Sein Alter ist's, was ihn entwaffnen sollte.
> Fraget zurück, was euch zuerst entzweyte,
> Ihr wisst es nicht, ja fändet ihr's auch aus,
> Ihr würdet euch des kindschen Haders schämen.
> Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
> Der fortgezeugt in unglückselger Kette,
> Die neuste Unbill dieses Tags geboren.
> Denn alle schwere Thaten, die bis jetzt geschahn,
> Sind nur des Argwohns und der Rache Kinder.

Don Manuel und Don Cesar, die Feindlichgesinnten, vereinen sich in einer leidenschaftlichen Liebe zur Beatrice. Diese ist ihre spätgeborene Schwester. Der Vater, geschreckt durch ein Traumgesicht, hatte sie gleich nach der Geburt dem Tode geweiht; die Mutter, beruhigt durch ein anderes Traumgesicht, hatte sie gerettet, und liess sie in einem nahe gelegenen Kloster erziehn. Um das Geheimniss wusste nur Diego, ein treuer Diener.

Welche wunderbare Fügung den Don Manuel entzündet, zur Liebe für die Jungfrau, erzählt er selber S. 41:

> Wir hatten schon den ganzen Tag gejagt
> Entlang des Waldgebirges — da geschahs,
> Dass die Verfolgung einer weissen Hindinn
> Mich weit hinweg aus eurem Haufen riss.
> Das scheue Thier floh durch des Thales Krümmen
> Durch Busch und Kluft und bahnenlos Gestrüpp,
> Auf Wurfes Weite sah ichs stets vor mir,
> Doch konnt' ichs nicht erreichen noch erzielen,
> Bis es zuletzt an eines Gartens Pforte mir
> Verschwand. Schnell von dem Ross herab mich werfend,
> Dring' ich ihm nach, schon mit dem Speere zielend.
> Da sah ich wundernd das erschrockne Thier
> Zu einer Nonne Füssen zitternd liegen,
> Die es mit zarten Händen schmeichelnd kost.
> Bewegungslos starr' ich das Wunder an,
> Den Jagdspiess in der Hand, zum Wurf ausholend —
> Sie aber blickt mit grossen Augen flehend
> Mich an; so stehen wir schweigend gegen einander.

Die Gewährung des Wunsches, die Beatrice zu besitzen, hofft er nach dem Tode seines Vaters. Dieser erfolgt. Durch eine dunkle Ahndung geschreckt, warnt Don Manuel seine Geliebte, der feyerlichen Bestattung des Fürsten beyzuwohnen; aber umsonst. „Ich weiss nicht" sagt sie (S. 108):

> Welch bösen Sternes Macht
> Mich trieb mit unbezwinglichen Gelüsten,
> Des Herzens heissen Drang musst ich vergnügen,
> Der alte Diener lieh mir seinen Beystand,
> Ich war dir ungehorsam, und ich ging.

Der alte Diener rechtfertigt sich über diese Nachgiebigkeit vor Isabella, welche ebenfalls ihm verboten hatte, die Tochter dorthin zu führen. Er sagt (S. 91):

> Gebieterin, ich dacht' es gut zu machen,
> Die Stimme der Natur, die Macht des Bluts
> Glaubt' ich in diesem Wunsche zu erkennen,
> Ich hielt es für des Himmels eignes Werk,
> Der mit verborgen ahnungsvollem Zuge
> Die Tochter hintrieb zu des Vaters Grab.

Hier sieht Don Cesar sie. Den Eindruck, den sie auf ihn macht, schildert er so: Nachdem er, die

Aber wie kann nach dieser Ansicht der Chor zur Beruhigung nicht nur der handelnden Personen, sondern auch der Hörer beytragen? (Man sehe Vorrede S. XIII).

Der Unglückliche heftet seinen Blick auf einen schwarzen Punkt, je nachdem er ihn von dem Einzelnen zum Allgemeinern emporhebt, mildert sich sein Leiden. Hierauf deutet Goethe, wenn er den Tasso sagen läfst:

Hilft denn kein Beyspiel der Geschichte mehr?
Stellt sich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt;
Damit ich mich mit ihm vergleichend fasse?
Nein, Alles ist dahin! — Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrey des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. —

So wie Tasso, da er in dem ganzen Umfange seiner Erfahrung und Beobachtung nichts findet, woran er sich halten könne; so würden auch die handelnden Personen unserer Tragödie der Verzweiflung zum Raube werden, wenn nicht der Chor durch seine leidenschaftlose Theilnahme die selbstthätige Kraft in ihnen aufregte, den Blick von sich abzuwenden auf das Ganze. Nicht minder wohlthätig wirkt er auf uns Hörende, indem er das Mitleiden mit den Unglücklichen, die wir vor uns sehn, in Mitleiden mit der Menschheit, mit uns selber verwandelt, und durch die Menge und Mannichfaltigkeit der Unfälle, mit deren Erinnerung oder Ahndung er uns erfüllt, das Pathos mildert, und bis zur rein ästhetischen Stimmung besänftiget.

Aber ferner, wie verträgt sich mit jener Ansicht, dass der Chor aus streitenden Elementen zusammengesetzt ist? Er, welcher das ruhige, stetige, nach ewigen unabänderlichen Gesetzen waltende Schicksal vertreten soll; wie darf er sich in Partheyen trennen, die leidenschaftlich gegen einander hadern?

Die Personen, die den Chor bilden, könnte man antworten, sind Ritter, welche begeistert von den romantischen Ideen des Mittelalters dem Fürstenhause von Messina anhängen, nicht aus Furcht oder Zwang, sondern, weil sie bey den lockern Banden, welche damals die Gesellschaft zusammenhielten, es ehrenhaft finden, den Uebermuth trotziger Freyheit zu bändigen durch freywilligen Gehorsam gegen erwählte oder ererbte Herrn. Derselbe ritterliche Geist macht, dass sie nach dem Tode des alten Fürsten sich in Partheyen trennen, und daher, obgleich einig in ihren Gesinnungen, leicht in Streit gerathen, sobald es die Ehre ihrer Herrn gilt. Daher der häufige und schnelle Uebergang von Zwietracht zur Eintracht, von friedlicher Ruhe zu kriegerischer Bewegung. Was sie also gegen einander so oft erzürnt, ist dasselbe, was sie bald darauf zu gemeinschaftlichen Gesängen begeistert, *eine Idee*; und in so fern bleiben sie bey aller anscheinenden Leidenschaftlichkeit stets über die Handelnden erhaben, und sind würdig, die Organe des Schicksals zu seyn.

Wir müssen den Lesern überlassen, zu beurtheilen, ob diese Antwort befriedigend sey. Der Rec. bekennet, dass er selber sie nicht dafür hält. Allerdings giebt es Stellen, welche für die hier gegebene Ansicht des Chors zu sprechen scheinen, wie folgende S. 14:

Erster Chor.

Dich nicht hass' ich! Nicht du bist mein Feind!
Eine Stadt ja hat uns geboren,
Jene sind ein fremdes Geschlecht.
Aber wenn sich die Fürsten befehden,
Müssen die Diener sich morden und tödten,
Das ist die Ordnung, so will es das Recht.

Zweyter Chor.

Mögen sie's wissen,
Warum sie sich blutig
Hassend bekämpfen! Mich ficht es nicht an.
Aber wir fechten ihre Schlachten;
Der ist kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läfst verachten.

Als sehr unedel schildert dagegen Isabella den Chor S. 22:

O! diese wilden Banden, die euch folgen,
Die raschen Diener eures Zorns, — Sie sind
Nicht eure Freunde! Glaubet nimmermehr,
Dass sie euch wohlgesinnt zum Besten rathen!
Wie könnten sie's von Herzen mit euch meinen,
Den Fremdlingen, dem eingedrungen'n Stamm,
Der aus dem eignen Erbe sie vertrieben,
Sich über sie der Herrschaft angemafst?
Glaubt mir! Es liebt ein jeder, frey sich selbst
Zu leben nach dem eigenen Gesetz,
Die fremde Herrschaft wird mit Neid ertragen.
Von eurer Macht allein und ihrer Furcht
Erhaltet ihr den gern versagten Dienst.
Lernt diess Geschlecht, das herzlos falsche kennen!
Die Schadenfreude ist's, wodurch sie sich
An eurem Glück, an eurer Gröfse rächen.
Der Herrscher Fall, der hohen Häupter Sturz,
Ist ihrer Lieder Stoff, und ihr Gespräch,
Was sich vom Sohn zum Enkel forterzählt,
Womit sie sich die Winternächte kürzen.

Und was erwiedert der Chor auf diese schmählichen Worte?

Ja, es ist etwas Grofses, ich muss es verehren,
Um einer Herrscherin fürstlichen Sinn.
Ueber der Menschen Thun und Verkehren
Blickt sie mit ruhiger Klarheit hin.
Uns aber treibt das verworrne Streben
Blind und sinnlos durch's wüste Leben.

In dieser Scene erscheint der Chor als ein Haufe roher, feiger, heimtückischer, knechtischer, zum Herrschen und Dienen gleich unfähiger Gesellen, aus deren Munde die Resultate des Lebens und die Lehren der Weisheit zu vernehmen, für die handelnden Personen eben nicht mag erbaulich gewesen seyn.

Von dieser seltsamen Organisation, die es dem Dichter gefallen hat, seinem Chore zu geben, findet sich bey den Alten wohl kein Vorbild; und es wäre zu bedauern, wenn das Misfällige darin die Freunde der Kunst der Wiedereinführung des Chors überhaupt abgeneigt machte.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 APRIL, 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

Tübingen, b. Cotta: *Die Braut von Messina, oder die feindlichen Brüder*, von *Schiller* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was der Vf. in der Vorrede sagt, um seinen Chor zu vertheidigen gegen den Vorwurf, dass er die Täuschung unterbreche, ist so befriedigend, dass ganz überflüssig wäre, hierüber etwas hinzuzusetzen, wenn nicht, wie verlautet, selbst manchen Lesern besserer Art das Bündige jenes Räsonnements entgangen wäre. Der Rec. wagt, zwischen diese Leser und den Verfasser in die Mitte zu treten, und ihnen den Sinn desselben auf seine Art auszulegen. Was den folgenden Bemerkungen in Vergleichung mit Schillers an Tiefsinn abgeht, gewinnen sie vielleicht an Popularität.

Es giebt eine dreyfache Täuschung. Die eine besteht darin, dass wir wahres für falsch, gutes für böse halten, oder umgekehrt; die andere darin, dass wir, wie im Zustande des Träumens, des Fiebers, der Trunkenheit, die ohne unsere Willkühr sich in uns bildenden Vorstellungen für Wirkungen äusserer Eindrücke von den uns umgebenden Gegenständen halten; die dritte darin, dass wir die durch unsere Selbstthätigkeit hervorgebrachten und geordneten Ideen für gegeben halten, dass wir den Geschöpfen unserer Einbildung eine von dieser unabhängige nicht nur mögliche, sondern nothwendige Realität beylegen. Von diesen drey Arten der Täuschung verträgt sich die letzte allein mit der Würde und der Bestimmung der Kunst.

Was ist die Bestimmung der Kunst? Die verschiedenen mechanischen, chemischen, organischen Kräfte der Natur stehn nicht nur unter sich, sondern auch mit den selbstthätigen Kräften, die das Reich der Freyheit constituiren, in der innigsten Verbindung, und bilden insofern *das All*. Von diesem All wohnet jedem Menschen ohne Ausnahme eine mehr oder weniger helle Ahndung bey. Das durch diese Ahndung geweckte Bedürfniss, den Zusammenhang einer gegebenen Anzahl von Erscheinungen zu erforschen, hat die Wissenschaft hervorgebracht; das durch eben dieselbe geweckte Bedürfniss, eine möglichst grosse Anzahl von Erscheinungen im Zusammenhange anzuschauen, die Kunst. Die Bestimmung der Kunst ist also eine solche Darstellung ihres Gegenstandes, welche möglichst viele Beziehungen desselben anschaulich mache; und der tragischen Poesie insonderheit, eine solche Darstellung ihres Gegenstandes, die uns ein inniges und tiefes Bewusstseyn gebe von den Verhältnissen, in welchen der Mensch als freyes Wesen steht zu den feindlichen Kräften, die seiner Selbstthätigkeit widerstreben, und sie vereiteln. In diesem Sinne kann man sagen: Jede wahrhafte Tragödie schliesst alle übrigen in sich; alle wahrhaften Tragödien sind nur Variationen eines einzigen Themas. Dieses Thema spricht sich aus in folgender zu einem ganz andern Zwecke gedichteten Stanze von *Goethe*:

> Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
> Zu leben und zu wirken hie und dort,
> Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
> Der Strom der Welt und reisst uns mit sich fort.
> In diesem innern Sturm und äussern Streite
> Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort.
> Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
> Befreyt der Mensch sich, der sich überwindet.

Offenbar nun ist es nach dieser Ansicht, dass, wie oben bemerket worden, nur die dritte von den angeführten Arten der Täuschung sich mit der Würde der Kunst vertrage, und nicht minder offenbar, dass der Chor dieselbe nicht nur nicht hindert, sondern befördert; denn in dem Maasse, als er die Täuschung der zweyten Art zerstört, als er uns über das alltägliche Leben hinausrücken, über den Kreis unserer gewöhnlichen Anschauungen emporheben, von den Schranken der gemeinen Wirklichkeit befreyen hilft, in dem Maasse macht er uns fähiger, die Verhältnisse, in denen wir zum Schicksale stehn, nicht als solche und solche Menschen, sondern als Menschen überhaupt, mit dem Gefühle zu ergreifen; und in der einzelnen zufälligen uns dargestellten Begebenheit anzuschauen das allgemeine und nothwendige Verhängniss.

So sehr nun aber, wie aus dem bisher gesagten erhellet, der Rec. geneigt ist, dem Chore das Wort zu reden: so weit ist er doch entfernt, dem Vf. beyzustimmen, wenn er, laut der Vorrede, den Chor der Tragödie für durchaus nothwendig hält, wenn er behauptet, er werde selbst den Werken Shakespears erst ihre wahre Bedeutung geben.

Da dieser Gegenstand für die Freunde der tragischen Kunst von Wichtigkeit ist: so sey dem Rec. erlaubt, seine Zweifel darüber mitzutheilen.

Nach Engels Erklärung (wodurch, um diess beyläufig zu sagen, dieser Kritiker sich ein unsterbliches Verdienst um die Aesthetik erworben hat) ist Handlung in einem Gedichte, sofern wir darin Veränderungen werden sehn, hervorgebracht durch

durch die Thätigkeit eines Wesens, welches mit Absicht wirkt. Der Begriff Handlung schliesst also in sich Begebenheit (Verknüpfung von Ereignissen) und absichtliche Thätigkeit (Handlung in engerer Bedeutung). Diess angewandt auf das Trauerspiel, kann man zwey Gattungen desselben unterscheiden. Die eine ist so organisirt, dass die Verknüpfung der Ereignisse nach und nach, ganz und vollständig aus der absichtlichen Thätigkeit der zusammen- oder entgegenwirkenden Personen sich entwickelt, dass der Held der Fabel in Verfolgung seiner Zwecke nur zu kämpfen hat mit Wesen seines Gleichen.

Die andere Gattung ist so organisirt, dass die Verknüpfung von Ereignissen erfolgt, grossentheils unabhängig von der absichtlichen Thätigkeit der auftretenden Personen; dass die Katastrophe durch die Handlung (in enger Bedeutung) nicht sowohl verursacht, als nur veranlasst wird, dass also der Held der Fabel mit einem übermenschlichen Schicksale vielmehr als mit menschlichen Leidenschaften zu kämpfen hat. Als Repräsentanten der ersten Gattung führen wir an den Hamlet; der zweyten den Oedipus, und meynen, dass, je nachdem eine Tragödie in ihrer Organisation dem einen oder dem anderen dieser Werke sich nähert, der Chor ihr unzulässig oder unentbehrlich ist. Unzulässig scheint er denen Tragödien, worin die Handlung (in enger Bedeutung) die vollständige Ursache der Katastrophe enthält, unentbehrlich allen denen, worin sie nur die Veranlassung der Katastrophe ist; denn in jenen dürfen wir den Kreis der Handlung nicht verlassen, in diesen müssen wir ihn verlassen, um die Verknüpfung der Ereignisse hell anzuschauen.

Man denke an die Jungfrau von Orleans, und frage sich, ob nicht nach der Organisation, die dieses Werk hat, der Chor eine nicht nur überflüssige Nebenperson wäre, sondern selbst lästig, weil er durch Erweiterung unseres Blicks denselben nur hindern würde in die Tiefe zu dringen. *Maria Stuart* dagegen würde durch Einführung des Chors ohne Zweifel gewinnen; denn die Katastrophe dieses Trauerspiels ist das letzte Glied einer langen Reihe vieler und vielfach verschlungener Ereignisse, von welchen nur der geringste Theil in den Kreis der Handlung sich aufnehmen liess, und dass jene alle dem Hörer nicht zu Gemüthe geführt worden, ist wohl die vornehmste Ursache, warum dieses Werk so weit hinter der beabsichtigten und erwarteten tragischen Wirkung zurückbleibt.

Eine strenge Befolgung der Grundsätze Schillers würde unsern Dichtern die Fehler fast unvermeidlich machen, welche Aristoteles an dem Agathon und andern tadelt, dass bey ihnen der Chor nicht in die Handlung eingreife, dass er eingeschaltete Zwischengesänge anstimme, die zu einer Tragödie so gut als zur andern passend, die Einheit zerstören. In der That, wenn aus der Handlung die Begebenheit sich so vollständig entwickelt, dass gar nichts zu ergänzen übrig bleibt, woher soll dann der Chor seinen Stoff nehmen? wird er nicht zu einem episodischen Zwischenspiel herabsinken?

Ein löbliches Unternehmen wäre es, wenn Jemand zur Auflösung aller hieher gehörigen Fragen den Sophokles und Euripides zu seinem Studium machte, um zu erforschen, was Aristoteles meynet, wenn er sagt: Der Chor muss ein Theil des Ganzen seyn, und mitspielen (συναγωνιζεσθαι), nicht wie bey'm Euripides, sondern wie bey'm Sophokles.

Wir verlassen jetzt diesen Gegenstand, um noch einige Bemerkungen zu machen über eine andere Eigenthümlichkeit unserer Tragödie, die Charakterlosigkeit. Die auftretenden Personen gleichen Gemählden von schöner Bildung ohne Physiognomie. Isabella ist die personificirte Mütterlichkeit; Beatrice die personificirte Jungfräulichkeit; und auf den Don Manuel und Don Cesar passt Zug für Zug die Schilderung, welche Horaz von den Jünglingen überhaupt macht.

Die Kritiker des Tages tadeln dieses; uns sey erlaubt, ihrer Autorität eine andere entgegenzusetzen. „Ohne Handlung (Verknüpfung von Ereignissen συστασις πραγματων) kann keine Tragödie seyn, sagt Aristoteles, wohl aber ohne Charaktere, die Tragödien der meisten neuern sind charakterlos; ja es giebt Dichter, die es überhaupt sind; wie auch unter den Mahlern Zeuxis sich zum Polygnotos verhält; denn Polygnotos ist ein guter Charaktermahler; des Zeuxis Mahlerey hat keinen Charakter."

Wenn man nun durch die Autorität bewogen, unserer Tragödie die Charakterlosigkeit vielleicht zu gute hält: so behaupten wir dagegen, dass sie ihr wesentlich ist. Der Inhalt der Fabel ist ein unvermeidliches Schicksal, welches die Leidenden trifft, nicht sofern sie solche und solche Menschen, sondern sofern sie Menschen sind. Eine scharfe Charakterzeichnung würde diese Ansicht verwirren, und die Einheit des Ganzen zerstörend, uns zweifelhaft machen, ob wir in den auftretenden Personen die Menschheit oder Individua leiden sahen.

Aber, rufen hier manche Leser vielleicht ganz ungeduldig aus, endlich wissen wir gar nicht mehr, was eine Tragödie ist. Wenn sie nicht täuschen, nicht handeln, nicht charakterisiren soll: was soll sie denn? Sie soll die Elemente des menschlichen Lebens, Freyheit und Nothwendigkeit, innere Selbstthätigkeit und äusseren Zwang, das Wollen und das Müssen im Streite darstellen. Da jene Principien und ihre Beziehungen nur mit dem Gefühle aufgefasst werden können: so bedarf die Tragödie zur Darstellung derselben sinnlicher Gegenwart, wie das lyrische Gedicht; und da sie jene Principien im Streite darstellen soll: so bedarf sie einer Verknüpfung von Ereignissen wie das Epos. Was sie von dem Epos unterscheidet, ist die dramatische Form, und die Einheit für das Gefühl (d. i. eine solche Verknüpfung von Ereignissen, dass dieselben als Ganzes empfunden werden können); was sie von dem lyrischen Gedichte unterscheidet, ist die Mehrheit und bald freundliche, bald feindliche Zusammenwirkung der Personen.

nen. Jenes allein ist der Tragödie wesentlich; alles übrige ist zufällig, und steht in der Wahl des Dichters.

Fragen läst sich nun allerdings, welche Gattung vorzüglicher sey, ob die charakterlose, in welcher das Schicksal vorwaltet, oder die charakterisirende, in welcher individuelle Handlung vorwaltet?

Die höchste ästhetische Kraft und ethische Würde läst sich wohl nur von der Tragödie erwarten, deren Held unter dem Drucke von Verhältnissen leidet, in denen wir alle stehn; und Widerstand leistet durch eine Kraft, die wir alle mit ihm gemein haben: denn der hieraus entstehende Wechsel von Theilnahme und Bewunderung nähert sich der ganz uninteressirten rein künstlichen Stimmung am meisten. Insofern scheint die erst gedachte Gattung vorzüglicher. Doch hüte man sich ja, den Werth der andern zu verkennen, um so mehr, da sich leicht zeigen liefse, dafs man unrecht hätte, diese Einseitigkeit zu beschönigen durch Berufung auf die Alten. Dieselbe edle Zuversicht, mit welcher der Vf. den herrschenden Ansprüchen an die Kunst entgegen, den Chor und das Schicksal auf die Bühne zurückgeführt, hat ihn geleitet in der Vermischung der Mythologieen. Er erklärt sich hierüber in der Vorrede also:

„Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja selbst an den Maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drey Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern, fortwirkten und zu den Sinnen sprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein collectives Ganzes für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eignen Charakter trägt, eine eigne Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muss dem Dichter erlaubt seyn, dieses auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemsten und am treffendsten findet."

Wir wagen, die Statthaftigkeit dieser beiden Gründe in Zweifel zu ziehn, des einen, weil er zu wenig beweist, des andern, weil zu viel.

Dafs die Tragödie in Messina spielt, ist zufällig; und es muss befremden, wenn der Vf., dessen edles Trachten auf nichts so sehr gerichtet ist, als die Kunst von allen ausserwesentlichen Bedingungen und materiellen Schranken zu befreyen, in seiner Rechtfertigung auf einen so unbedeutenden Umstand Rücksicht nimmt. Ist die Vermischung der Mythologieen in Messina erlaubt: so ist es auch in Böhmen, in England, in Frankreich und in der Schweiz; wenn aber nicht hier, dann auch dort nicht. Sie scheint es in der That, nur nicht so uneingeschränkt, als der zweyte Theil der angeführten Bemerkung zu verstatten scheint. Deutlicher wird diess werden, wenn wir erforschen, in wiefern man sagen könne, dafs unter der Hülle aller Religionen die Religion selbst liege.

Das, wovon wir oben die Wissenschaft und die Kunst ableiteten, hat auch der Religion den Ursprung gegeben, die Ahndung des Alls, und zwar insofern sie die Idee hervorbrachte von einer selbstthätigen mit Bewufstseyn und Persönlichkeit begabten Urkraft, welche das Universum durchdringt und beseelt, wie der Künstler in der Stunde der Begeisterung sein werdendes Werk, der Denker sein System, der Tugendhafte seine Neigungen. Jene Idee, die nach der Hypothese des Hemsterhuis in den frühesten Zeiten des menschlichen Geschlechtes jedem Einzelnen höchst deutlich und anschaulich zugleich war, trübte und verdunkelte sich allmählich, und verschwand endlich ganz.

Von einer unwiderstehlichen Sehnsucht getrieben, strebten die Menschen, sie wieder herzustellen, indem sie bestimmte Reihen von Erscheinungen, als für sich bestehende Ganze betrachteten, und an die Spitze derselben in Gedanken Wesen setzten, die für einzelne Theile des Universums waren, was jene Urkraft für das Ganze. So bildeten sich die Ideen von den Gottheiten, die in den verschiedenen Mythologien auftreten, und nach dieser Ansicht allerdings als Symbole jenes göttlichen, nicht gekannten, sondern nur geahndeten Urwesens sich betrachten lassen. Als ein solches Symbol erscheinet unter andern die Venus in dem begeisternden Lobliede, in welchem der hohe Lucretius sie mit wahrhaft erbaulicher Andacht vortrefflich besingt. Nehmen wir an, dieser Dichter habe die Idee von einer Gottheit belebender Liebe in ihrer ursprünglichen Reinheit aufgefasst, und vergleichen wir seine sinnvollen Worte mit dem, was bey andern zum Theil viel früheren Dichtern von den Buhlereyen der Venus erzählt wird: so können wir uns eine Vorstellung machen von den Umwandelungen, welche jene Ideen nach und nach erfahren.

Mögen nun die Religionen verschiedener Zeiten und Völker in Formen und Ausdrücken noch so verschieden seyn: sie lassen zum poetischen Gebrauche sich füglich vermischen, sofern sie unverkennbare Spuren an sich tragen von ihrer anfänglichen Heiligkeit, und ihrem mystischen aus der Ahndung des Unendlichen hervorgegangenen Ursprunge, denn in sofern haben sie alle Begeisterungsfähige zu Verehrern und Anbetern. Unverwischbar dagegen ist das Historische der Mythologieen, weil es, um mit Wohlgefallen aufgefasst zu werden, eine eigenthümliche Empfindungsweise und bestimmte Ansichten der Welt und des Lebens voraussetzt, und weil es, gewaltsam geschieden von der Sphäre örtlicher und zeitlicher Beziehungen, worin und wodurch es entstand, die poetische Anschaulichkeit verliert.

Schön ist daher in unserer Tragödie die Zusammenstellung der Eumeniden mit dem Gottesfrieden, schön in dem einen Chorgesange die Verherrlichung der Diana, der Meeresgöttin, des Eros. Unzuläsfig aber wäre es, wenn, wie oft in den alten Tragödieen mit vortrefflicher Wirkung geschieht, eine dieser Gottheiten persönlich aufträte: denn die Idee von Er-

Erscheinungen jener überirdischen Wesen in menschlicher Gestalt, ist nicht mehr eine ursprüngliche, sondern schon eine abgeleitete.

Ferner: Zwey Hauptclassen von Mythen lassen sich unterscheiden; die eine ist entstanden aus den Anschauungen des äussern Sinnes, wie die griechischen; die andere aus Anschauungen des innern Sinnes, wie die christlichen, namentlich der von der Maria. Wo nun, wie in unserer Tragödie, die unsinnliche Anschauung herrscht, da lassen sich füglich sinnliche Mythen einmischen; wo aber die sinnliche Anschauung herrscht, nicht füglich, unsinnliche; denn wer in seinem Innern wohnhaft ist, dem wird leicht, für Augenblicke in die Welt der Erscheinungen hinauszutreten; wer aber in der äusseren Welt einheimisch ist, dem wird schwer, in sein Inneres sich zurückzuziehen.

Bis jetzt haben wir vorliegende Tragödie betrachtet als Repräsentantin einer bestimmten Gattung, noch wäre übrig, zu bemerken, wie sie sich verhalte zu den frühern Werken des Dichters und zu fremden gleichen oder verwandten Inhalts (wie *Julius von Tarent*, mit dem sie die Fabel, wie *Alarkos*, mit dem sie die Idee einer unbedingten Nothwendigkeit gemein hat). — Die Leser jedoch, welche mit dem Rec. über die vorgetragenen Principien einig sind, werden die Anwendung davon auf gedachte Beziehungen leicht selber machen; für die übrigen aber ist dieser Aufsatz schon zu lang.

Kfd.

Leipzig, b. Rein: *Die seidenen Schuh.* Ein dialogisirtes Familienspiel für häusliches Glück und Menschenkenntniss, von *Familius Hausmann.* 1803. 222 S. kl. 8.

Der Plan und der Dialog in diesem Familienspiel sind gleich unnatürlich, überladen und geziert. Bey der Schilderung der Charaktere ist der Vf. glücklicher gewesen. Wenn er lernt, sie minder grell und caricaturmäsig zu mahlen, und vor allen nicht mehr die dialogisirte Form für seine Arbeiten wählt: so kann er vielleicht dereinst etwas liefern, was auch die strengere Kritik nicht scheuen darf; nur muss er die bürgerlichen Verhältnisse besser beobachten, und platte Witzeleyen vermeiden. So spricht z. B. kein Bedienter zu einer Dame, und keine Dame zu einem Bedienten, wie der Vf. S. 92 sie sprechen lässt. Auch zeigen die lateinischen Brocken, mit welchen ein Schuhmacher um sich wirft, keineswegs einen richtigen Takt fürs Schickliche. Mit unter zwar stösst man wohl auf einen guten Einfall; aber er ist so selten und einzeln, wie — die Fettaugen auf einer Rumfordischen Suppe, würde der Vf. in seiner Manier sagen, hätte er das Buch nicht selbst geschrieben.

O.G.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Frankfurt am Mayn*, b. Herrmann d. j.: *Die Todesstrafen und die Behandlung der Verbrecher.* Ein Gedicht von *Heinrich Wilhelm Bommer*, Diakonus und Lehrer am Pädagog. zu Durlach. 1803. 48 S. 8. (8 gr.) Wenn auch der Gegenstand dieses Gedichtes sich zu einer poetischen Behandlung eignen sollte: so fodert er doch gewiss einen Meister in der Kunst, und unser Vf. war weder Philosoph noch Dichter genug, um einer so schwierigen Aufgabe zu genügen. Was er uns hier giebt, ist dem Inhalt nach nichts, als das ganz Gewöhnliche, das sich dem ersten flüchtigen Blick darbietet, und die Darstellung ist hier bey weitem nicht so ausgezeichnet, dass der Leser sich für das Unbedeutende des Inhalts entschädigt halten dürfte. Wir müssen also diesen Versuch im Ganzen als misslungen ansehn; wollen aber doch deswegen dem Gedichte nicht allen Werth absprechen. Hat gleich der Vf., der sich *wider* die Todesstrafen erklärt, seinen Gegenstand viel zu flach aufgefasst, trifft man gleich auf Behauptungen, die entweder ungebührlich übertrieben, oder nur halb wahr sind. (Z. B. *„doch Arges"* S. 28) oder zu viel beweisen (S. 21 ff. u. S. 27) oder auch gar nicht zur Sache gehören (S. 32): so sagt er doch auch viel Wahres und Gutes, und man kann nicht umhin, den edlen Eifer zu ehren, der ihn für die leidende Menschheit begeistert, und der sich durch das ganze Werk lebendig ausspricht. Auch in Rücksicht der Darstellung wollen wir dem Vf. eine leichte Versification und eine blühende Sprache nicht ableugnen, wollen ihm auch einzelne gutgewählte Bilder und wohlgelungene Schilderungen gern zugestehn; aber wir müssen hinzusetzen, dass sowohl Sprache als Versbau sehr ungleich sind. Falsche Reime finden sich häufig (*verbreitet weidet*, *Ungethüm Grim*, *Würde verirrte*, *Grabgeläute Kleide*). Die Sprache hat zuweilen Härten (*jen's* S. 11 *zehenfacher* S. 11) mitunter Plattheiten (*Korpus, Popanz*) oft ist der rechte Ausdruck verfehlt. (So steht S. 18 das Praesens die ganze letzte Hälfte der Seite sehr unglücklich für's Imperfect), und öfterer sind falsche Bilder gewählt. S. 31. Ist dem Barbaren am Pole das Lieben so unbekannt als *Thule*. S. 34 *sieht* man dem *weggesungenem Liede zu*. Ueberhaupt gefällt sich der Vf. in einer Zusammenhäufung von Metaphern, die nicht selten einander verwirren und aufheben, wie gleich die ersten Zeilen S. 11 beweisen.

Das Gedicht ist dem Kurfürsten von Baiern in einer mittelmässigen Ode zugeeignet, wovon die letzte und beste Strophe, als ein neuer Beleg dessen, was wir zum Lobe und Tadel des Vfs. gesagt haben, hier stehen mag:

> Das Elend mindern und die Tugend lohnen
> Ist Gottbegabter Herrscher heil'res Loofs,
> Wer trüge sonst den *Dornenkranz der Kronen?*
> *Ja*, gut zu seyn ist schwerer noch als gross.
> *Nur Dankesthränen* siehst du gerne *fliessen:*
> Drum sey mir, sey, erhabner Fürst gepriesen.

Gvl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 4 APRIL, 1804.

THEOLOGIE.

Auf dem weiten Gebiete der theologischen Wissenschaften ist in unseren Tagen vorzüglich auch das Feld der Moral von mehreren einsichtsvollen Männern mit Kraft und Glück angebauet worden. Wir dürfen nur die Namen *Michaelis*, *Reinhard*, *Tittmann*, *Morus*, *Ammon*, *Stäudlin*, *Schmid*, *Lange* und *Vogel* nennen, um die Reformen, welche diese Wissenschaft erfahren hat, den Kundigen ins Gedächtniss zu rufen, den Uebrigen im Voraus ahnden zu lassen. Wie Individualität und besonderer Zweck der Verfasser auf der einen, wie auf der andern Seite das Studium der Philosophie und der Geist des Zeitalters in Betracht gezogen werden müssen, um das Charakteristische sowohl als das Gemeinschaftliche dieser einzelnen Moralsysteme zu entwickeln, diess wird am deutlichsten aus der Beurtheilung derselben hervorgehen. Wir werden, unseres Plans eingedenk, die neuesten Werke in unseren Blättern allmählich, nach den Beurtheilungen *verschiedener* Recensenten, aufführen, jedoch vorher noch die Aufmerksamkeit des Publicums auf ein älteres zurück leiten, welches zwar ein sonderbares Mittelding zwischen theologischer und philosophischer Moral ist, aber doch die lange Vernachlässigung in Allgemeinen Journalen durch seinen Gehalt nicht verwirkt zu haben scheint:

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Johann David Michaelis Moral*, herausgegeben von *Karl Friedrich Stäudlin*, Prof. der Theol. zu Göttingen. 1792. Erster Theil 384 S. Zweyter Theil 340 S. 8.

Laut der Vorrede des Herausgebers hatte der sel. *Michaelis* mehrmals Vorlesungen über die *theologische* Moral gehalten, als er sich gegen das Ende seines Lebens entschloss, eine *philosophische* Moral auszuarbeiten, welche in diesen beiden Bänden nur mit einigen kleinen Veränderungen der Handschrift, dem Publicum übergeben wird. Da der Vf. der Meinung war, dass die philosophische und theologische Moral völlig einerley Pflichten vorschrieben, dass letzte gar keine willkührlichen Gesetze enthalte, und dass der ganze Unterschied in der Erkenntnissquelle, den Beweggründen und der Gewissheit einzelner Pflichten liege, so musste seine ganze Moralphilosophie der Hauptsache nach schon in seiner Moraltheologie enthalten seyn, und er konnte daher die letzte für die erste sehr benutzen. Der Unterschied bestand nur darin, dass er sich über manche Pflichten, die der Mode zu Folge in der Moralphilosophie weiter ausgeführt zu werden pflegten, hier viel weiter verbreitete, und dass er viele Beweggründe, die er in der theologischen Moral nur kurz berührte, oder bloss aus der Bibel nahm, hier eigentlich philosophisch ausführte. Die biblischen Stellen, die er hier beybehielt, gebrauchte er nicht sowohl als Beweise oder als eigentliche Motive, sondern bloss theils als Erläuterungen und Zeugnisse, theils als Belege zu der Behauptung, dass philosophische und theologische Moral in ihren Geboten durchaus mit einander übereinstimmen. In sofern er aber die Verpflichtung zur Moral nicht aus der Vernunft, sondern allein von dem vermuthlichen *Willen Gottes* ableitete, konnte seine philosophische Moral keine *reine* Moralphilosophie werden, sondern musste immer eine *religiöse* Moral bleiben, wenn man gleich diese von der theologischen Moral noch dadurch unterscheiden kann, dass sich die letzte auf einen *geoffenbarten* Willen Gottes gründet, 1 Th. S. 71. Ob nun dieser Missgriff dadurch veranlasst ist, dass der Vf. ursprünglich von der theologischen Moral ausging, oder dass er mit den neuern Untersuchungen über die Moralphilosophie, die eine andere Ueberzeugung hätten bewirken können, nicht genug bekannt war, lässt Rec. dahin gestellt seyn. So viel ist aber gewiss, dass jener Umstand mehr Materien in diese Moral gezogen hat, als in eine Moralphilosophie gehören, die man also, in Verbindung mit der unverwandten Rücksicht auf die Bibel, noch als einen Ausfluss der früheren theologischen Moral betrachten muss, und dass die Unbekanntschaft mit der neuern Moralphilosophie eine Unbestimmtheit und Unrichtigkeit der *allgemeinen Begriffe* veranlasst hat, die man sehr ungern bemerkt. Diese Mangelhaftigkeit ist die schwächste Parthie der vorliegenden Moral, wie Rec. hernach an einigen Beyspielen zeigen wird. Ausserdem gehören einzelne unhaltbare und sogar sophistische Behauptungen zu den Fehlern derselben, und endlich auch noch die überall durchscheinende verdorbene Phantasie des Vf's., welche die erläuternden Beyspiele, so viel nur irgend möglich, von den Geheimnissen des Geschlechts und der Ehe hernimmt. Ein widerlicher Umstand bey einem Moralisten! — Dagegen entdeckt man auf der andern Seite so viel Originalität, Kenntniss der Welt und der Psychologie, gesundes, naives und treffendes Räsonnement, besonders in der angewandten Moral, dass man immer mehr in der Bewunderung dieses grossen Mannes bestärkt

bestärkt wird, besonders wenn man bedenkt, dass die Materialien zum Theil schon aus dem Anfange der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind (denn irgendwo heisst es: jetzt im Jahr 1757), wo die moralischen Begriffe noch so unvollkommen, und durch die Theologen so verschroben waren. In der That, *Michaelis* war in seiner Art ein eben solches Originalgenie wie *Kant*, und wenn er gleich diesem an Tiefsinn und Strenge der philosophischen Begriffe nicht gleich kommt, so muss man bedenken, dass er für die orientalische Philologie gebildet war, die dem Fluge des Genies schwere Fesseln anlegt, und dass er mit einer unphilosophischen Theologie zu kämpfen hatte, welche ihm die reinen Vernunftbegriffe wohl verhüllen konnte. Wäre seine Bildung von den mathematischen und philosophischen Wissenschaften ausgegangen, so würde er auch als ein grösserer Philosoph erschienen seyn. Dennoch muss man erstaunen, wie vielen Nebel der Afterphilosophie und Theologie er schon allein als originell denkender Mann zu verscheuchen vermochte. — Gleich in der *Einleitung*, worin er die allgemeinen Begriffe für die Moral aus einander setzt, unterscheidet er sich dadurch von seinen Zeitgenossen, dass er das *Wolfische* Vollkommenheitsprincip auf eine originelle Weise verwirft. S. 68: „Die Bewegungsgründe nimmt die Wolfische Philosophie von meinem eigenen Vortheil, oder wie sie es nennt, von der Beförderung meiner Vollkommenheit her. Allein wie kann hieraus *Pflicht* und *Schuldigkeit* entstehen? Gesetzt, ich sehe die Bewegungsgründe und meinen Vortheil vollkommen ein, so handle ich freylich weise, wenn ich die dazu dienenden Mittel befolge; aber *wem* bin ich dazu verpflichtet? Mir selbst, wird man sagen. Allein ich kann mich ja meiner Pflicht erlassen, so wie man sonst überall, wo ich Jemanden etwas schuldig bin, mich für frey von der Schuldigkeit hält, wenn der sie mir erlässt, dem ich schuldig war. In der That weiss ich mir von dem Ausdruck *Pflichten gegen mich selbst* alsdann gar keinen Begriff zu machen, wenn ich ihn im allereigentlichsten Verstande nehme, so dass ich selbst der Verpflichtende und der Verpflichtete bin, weil ich mich gleich dispensiren könnte, ob ich gleich der Kürze des Ausdrucks wegen zwar geschehen lasse, dass man die Pflichten gegen Gott, die zu unserm eignen Besten gereichen, Pflichten gegen uns selbst nennt.“ Man sieht hieraus wenigstens, in wiefern der Vf. zu der moralischen Verpflichtung durchaus den Willen Gottes nöthig zu haben glaubte, weil der durch das blosse Vernunftgebot Verpflichtete sich sonst selbst dispensiren könne: allein er bedachte dabey nicht, dass diese Dispensation auf jeden Fall doch vernunftmässig seyn, und von dem eignen Gewissen gebilligt werden müsse. Das πρωτον ψευδος lag also mit einem Worte darin, dass er die sich selbst richtende Urtheilskraft oder das Gewissen im Menschen übersah. Das Princip ferner, woraus er die ganze Moral deducirt, *„suche die ausgedehnteste Glückseligkeit des Ganzen zu befördern“*, ist zwar besser, als das egoistische Princip der eigenen Vervollkommnung, aber doch auch eben so mangelhaft. Weil indessen in der neuesten Zeit genug dagegen erinnert ist, will sich Rec. nicht dabey aufhalten, sondern bloss bemerken, dass das Princip: *„handle vernunftmässig“*, weit vorzüglicher ist. Allein man nimmt überall wahr, dass der Vf. der Vernunft und ihren Geboten nicht das gehörige Recht wiederfahren lässt, sondern da, wo er eigentlich von der Vernunft sprechen sollte, lieber von der Natur spricht. Diess ist vielleicht noch ein Ueberbleibsel aus der alteren Philosophie. Eben so unvollkommen ist die Definition von Pflicht *„was ein Anderer von mir zu fodern das Recht hat“* S. 70, wonach es unter andern keine Pflichten gegen mich selbst geben könnte, sobald nicht der Wille Gottes als der Andere zum Grunde gelegt wird. Wenn ferner S. 37 diejenigen Handlungen *Sünde* genannt werden, die uns alle sehr unglücklich machen würden, wenn sie allgemein begangen würden, so passt dieser Begriff nicht auf die sündhaften Handlungen Einzelner, die bey ihren Sünden oft sehr glücklich leben können. Daher der Vf. diese auch ausnehmen muss, welches aber schon die Mangelhaftigkeit des Begriffs von der Sünde beweist. Da der Vf. S. 18 die richtige Idee äussert, „dass das Glück nicht bloss von unserem Betragen, sondern auch von Dingen ausser uns, von Zufällen abhänge; so ist es zu verwundern, dass er dennoch die Rechtmässigkeit unserer Handlungen von den glücklichen Folgen derselben abhängig macht. Allein weit auffallender bleibt es, dass der zur Moral durchaus nothwendige Begriff von der Willensfreyheit nicht gehörig vom Vf. entwickelt ist. Er kommt S. 92 darauf, verweist den Leser auf seine Schrift von der Sünde, und äussert sich über das *liberum arbitrium* so, dass man wohl sieht, die Dogmatik hat ihm den rechten Gesichtspunkt verrückt. Wenn es *ungekränkte* Freyheit oder ein *Vermögen* bedeuten solle, *alles, was das Gesetz befiehlt, zu wollen und zu vollbringen*, so müsse man eine solche Willensfreyheit dem Menschen absprechen!? Ferner kommt S. 126. 27 eine Stelle vor, die gewiss ein anderes Ansehen gewonnen haben würde, wenn sich der Vf. einen richtigen Begriff von der Freyheit gebildet hätte. „Doch finden wir Einige, denen besondere Laster, Lügen, Saufen, Unkeuschheit, Stehlen u. s. w. *angeboren* sind, wovon *Mosheim* viel in seiner Moral hat. Das Urtheil über sie, wiefern sie Laster oder *Krankheiten*, imputabel oder bloss zu bedauern sind, ist schwer zu fällen; doch *scheint es*, Niemand sey *gezwungen*, sie zu vollbringen, und er könne über diese Krankheiten Herr werden.“ Sobald der Moralist in diesem wichtigen Punkte noch ungewiss ist, und es ihm nur scheint, dass Niemand zum Laster gezwungen sey, sollte er lieber die ganze Moral aus Consequenz aufgeben. Mit den *angebornen* Lastern will es Rec. so genau nicht nehmen, weil darunter wohl nur ein ursprünglicher Hang zu diesem oder jenem Laster verstanden werden soll. Gäbe es aber angeborne Laster im strengsten Sinne des Worts; so wäre eine Moral ebenfalls Inconse-

consequenz, denn so wie einige Laster angeboren sind, könnten sie auch alle angeboren seyn. — Eben so unerwartet erscheint in einer *philosophischen* Moral die Behauptung S. 114: dass der Vf. aus der ganzen Geschichte des Menschengeschlechts keinen wahrhaft Tugendhaften mit Zuversicht anzuführen wisse, den *die blosse Philosophie* gezogen habe; denn was die Griechen und Römer Tugend nennten, sey gemeiniglich nur ihre National- und Modetugend gewesen, wobey man doch *wissentlich* die gröbsten Verbrechen habe begehen, und die Vorschriften der Moral übertreten können, wenn man nur das, was das Publicum als Tugend pries, aus Ehrbegierde mitgemacht habe. — Wäre diese Behauptung in der Ausdehnung richtig, dass die blosse Philosophie wirklich noch keinen wahrhaft Tugendhaften gebildet habe: so müsste eine reine Moralphilosophie eine Satyre auf das Menschengeschlecht seyn, die freylich unser Vf. dadurch vermeidet, dass er seiner philosophischen Moral den Willen Gottes zum Grunde legt. Allein er ist überhaupt gegen die Tugend der Griechen und Römer zu sehr eingenommen, und was den wahrhaft Tugendhaften betrifft, wodurch eine vollendete Tugend angedeutet zu werden scheint, so hätte er bedenken sollen, dass kein Mensch ganz ohne Sünde ist, auch im Christenthume nicht. — Diess sind einige von den Mängeln, die sich vorzüglich in der Einleitung finden, wogegen dieselbe aber allerdings auch viele feine und frappante Bemerkungen enthält, wovon Rec. der Unpartheylichkeit wegen wenigstens eine kleine Probe geben will, ohne eben ängstlich danach zu suchen. Es giebt unstreitig gewisse Pflichten der Humanität, die nicht bloss aus dem kalten Gesichtspunkte des Pflichtgebots betrachtet werden müssen, wenn sie nicht an ihrem Werthe verlieren sollen. Der sel. *Michaelis* macht darüber S. 100 folgende schöne Bemerkung: „Wem ich Freundschaft und Liebesdienste erzeige, und er weiss, ich thue es gar nicht aus Trieb des Herzens, sondern aus blosser Betrachtung meiner Pflicht, dem wird die grösste Annehmlichkeit meines Dienstes schon verflogen seyn, und danken kann er mir nur mit Worten. Die Entzückung von Dank und Gegenliebe, die wir gegen das warme Herz eines Andern fühlen, fühlt er gewiss gegen meine pflichtgebietende Vernunft nicht u. s. w.“ Eine andere Bemerkung ist zwar nur individuell, aber sie mag hier um so eher ihren Platz finden, weil sie sich auf die Kindheit des Vf's. bezieht. S. 42. „Die Kindheit könnte wirklich unsre glücklichste Zeit seyn, und sie kommt auch den meisten Erwachsenen so vor: allein wenn ich zurück denke, so war sie es mir gewiss nicht, weil ich keinen *eignen* Willen haben durfte, weil mir keine *Rechte* verstattet wurden, und ich mich stets Andern unterwerfen, ihrem Willen *blindlings* folgen, und um alles bitten musste. Könnte ich auch, so möchte ich doch nicht in dieselbe zurück. Vielleicht denken Andere anders.“ Wenn man an die alte despotische Erziehungsart denkt, so werden vielleicht Mehrere mit dem Vf. einstimmen: allein seitdem man nur einen Gehorsam gegen vernünftige Vorstellungen verlangt, ist die Kindheit selbst für solche nicht mehr drückend, welche schon früh einen starken Trieb zur *eigenen* Handlungsweise zeigen. — Die Moral selbst handelt der Vf. ab nach der gewöhnlichen Eintheilung in Pflichten *gegen Gott*, *gegen uns selbst* und *gegen Andere*. Die freyern und eigenthümlichen Ansichten, die er darin eröffnete, mussten zu seiner Zeit für seine Zuhörer sehr interessant seyn, und sie zu einem vernünftigen Nachdenken leiten (denn dass der Grundstoff zu dieser philosophischen Moral noch immer die alte theologische ist, worüber der Vf. Vorlesungen hielt, merkt man nur zu sehr): aber durch Philosophie gebildete Köpfe werden doch auch manche Behauptung unerwartet und unhaltbar gefunden haben. In sofern diese ein vorzüglicher Gegenstand der Kritik zur Berichtigung sind, will Rec. einige davon zur Beurtheilung auszeichnen. Wenn gleich die moralischen Grundsätze des Vf's im Ganzen streng sind, so sieht man auf der andern Seite doch auch, wie er durch sein Glückseligkeitsprincip bisweilen zu Behauptungen verleitet wird, die der Tugend allen Werth an sich rauben. Die merkwürdigste Stelle darüber findet sich im I Th. S. 342: „Der erste Grundsatz der Moral ist, Glückseligkeit zu befördern. Glückseligkeit aber besteht aus der Reihe angenehmer Empfindungen, d. i. Vergnügungen. Selbst die Theologie verspricht ja im ewigen Leben Vergnügungen. Diese sind *der Zweck*, nach dem wir ringen, und selbst Tugend ist nur *Mittel*.“ Hier ist offenbar der Naturzweck mit dem moralischen Zwecke verwechselt. Wie? hat die Tugend an sich keinen moralischen Zweck, und steht sie bloss im Dienste des ihr untergeordneten Naturzwecks? Und wie kann es irgend eine heroische Tugend geben, die selbst das Leben in Gefahr setzt, wenn sie bloss ein Mittel zu Vergnügungen ist? Hienach ist es wahre Inconsequenz, wenn der Vf. dennoch die Gefährde und in gewissen Fällen selbst die Aufopferung des Lebens für Pflicht hält. Aus diesem Glückseligkeitsprincip fliessen denn auch so manche schwache Motive für die Tugenden, so dass sie in der That nur auf schwachen Füssen stehen würden, wenn es keine bessern und stärkern Gründe dafür gäbe. Z. B. im II Th. S. 54: „Ob es erlaubt sey, auf Verordnung des Arztes sich zu betrinken, ist eine casuistische Frage. Ich halte es für erlaubt, so gut als Opium nehmen, denn die Uebermasse im Wein *ist nur wegen ihrer Schädlichkeit sündlich*.“ Also nicht weit mehr wegen der Betäubung der Vernunft, der Entweihung der Menschenwürde und des vorsetzlichen Versetzens in einen Zustand der Unbesinnlichkeit, wo der Mensch zu jedem Laster fähig ist? Ferner wird S. 65 auch als ein Grund gegen das Fasten angegeben, weil der Fastende die, mit denen er umgeht, *durch seinen übelriechenden Oden incommodire*. Wenn solche aus der feinern Lebensart hergeholte Motive eine *moralische* Verbindlichkeit begründen könnten, so hätte der Vf. seiner Moral noch ein langes Register von verbotenen Speisen

sen hinzufügen müssen, worunter die mit Zwiebeln angemachten Gerichte nicht den letzten Platz hätten einnehmen dürfen. — Eben so ist nach S. 285 das vornehmste Argument wider die Polygamie, *dass sie die Bevölkerung hindert.* Allein wie kann ein blosses politisches Argument eine moralische Verbindlichkeit begründen, und wer kann ohne positive Gesetze zur Beförderung eines gewissen Grades der Bevölkerung verpflichtet seyn? — Ein anderer Missgriff bey den Motiven liegt darin, dass sie gegen das Ende der Moral mehr aus der Bibel als aus Vernunftgründen abgeleitet sind, und bisweilen ganz allein aus jener. Diess rührt unstreitig daher, dass die Moral des Vf's lange Zeit eine theologische Moral war. — Bisweilen sind auch die Entscheidungsgründe so sophistisch, dass man es einem so scharfsinnigen Manne, als der sel. *M.* war, kaum zutrauen mag, es sey ihm damit ein Ernst gewesen, welches man doch annehmen muss. Kein Beyspiel ist in dieser Hinsicht so auffallend, als die Entscheidung der Frage: ob Lügen gegen den Feind oder einen Mörder erlaubt sind? Da der Vf. die Verpflichtung zur Wahrheit vom *pacto tacito* ableitet, so entscheidet er den ersten Punkt der Frage dahin (S. 163): dass im Kriege das *pactum tacitum* aufhöre, *weil der Feind keine Wahrheit von mir erwarte!?* (Allein alsdann wäre es ja Unsinn, mich nur um Wahrheit zu fragen.) In Hinsicht des zweyten Punkts aber sucht er den Gefragten dadurch vom *pacto tacito* zu entbinden, dass er dem verfolgenden Mörder erklären muss; er werde die Unwahrheit sagen, wenn der Mörder in ihn dringe. „Hätte *Athanasius* dem ihn suchenden Mörder gesagt: *du hältst Athanasium für ehrlicher als er ist, wenn du glaubst, er werde dir sagen, dass er es sey. Er würde lügen, wie er viel gelogen haben mag* — und der Mörder hätte alsdann insistirt: *bist du es?* so wäre Athanasius vom *pacto tacito* los gewesen." In der That ein seltsames Mittel, sich vorher selbst zum Schelm erklären zu sollen, um es alsdann nicht zu seyn, wenn man es wirklich ist. Allein der Vf. scheint sich wieder zu begreifen, indem er hinzu setzt: „doch hier war kein Pactum, die Wahrheit zu sagen, sondern Antwort durch Gewalt erpresst, von einem Mörder auf der Strasse, wo alle Pacta aufhören, und wir bloss in den Stand der Natur ohnehin zurück kehren." Allein damit ist auch noch nicht geholfen; denn wenn die Verbindlichkeit, die Wahrheit zu sagen, einmal von einem *pacto tacito* abgeleitet wird, so muss dieses sowohl im Naturstande als bürgerlichen Stande gelten, denn sonst wäre die Lüge im Naturstande moralisch erlaubt. — Doch diese und ähnliche Mängel heben bey weitem das viele Gute nicht auf, was in dieser Moral enthalten ist, wovon Rec. nun noch einiges anführen will. Sobald man sie mit ältern theologischen Moralen vergleicht, ergiebt sich, dass der Vf. die seinige mehr humanisirt, von theologischen Uebertreibungen gereinigt, und auf richtigere Begriffe zurück geführt hat. Unter andern zeigt sich dieses besonders in der Lehre vom Selbstmorde, wobey er auch ausdrücklich folgende Bemerkung macht (II Th. 44): „davon, dass die christlichen Theologen gethan haben, was die Offenbarung weislich unterliess, nämlich *allen* Selbstmord für eine Todsünde, und *alle* im Selbstmord Sterbende für ewig verdammt zu erklären, ist der künstliche und viel abscheulichere Selbstmord die Folge gewesen, da Leute, die einmal des Lebens gar zu überdrüssig sind, und sich doch vor der Hölle fürchten, andere Unschuldige tödten, um von der Obrigkeit wieder hingerichtet zu werden, vorher aber Zeit zur Bekehrung zu haben. Ein Laster, welches in Kopenhagen (vor und unter *Christian VI* und im Anfang der Regierung *Christian VII*) so herrscht, dass man neue, und doch oft unzulängliche Gesetze dagegen machen muss." Politik war ein Lieblingsthema des sel. *M.* und es kommen auch hier viele politische Reflexionen vor: allein keine sind merkwürdiger, und nach seinem Tode interessanter, als die sich auf das Verhältniss des Regenten zum Staat beziehen. Er leitet natürlich dieses Verhältniss vom Vertrage ab, wodurch der Regent eben so gut an die Grundgesetze des Vertrags gebunden wird, als das Volk. Bey einer vorsetzlichen und groben Verletzung derselben sey also der passive Gehorsam der Unterthanen keine Pflicht, sondern der Regent könne abgesetzt und bestraft werden. Allein wenn auch dieses in der Theorie richtig sey, so stehe doch der Anwendung auf einzelne Fälle unendlich vieles entgegen, und er widerräth daher beides aus sehr triftigen Gründen, die sich alle in der französischen Revolution erprobt haben, gleichsam, als wenn der grosse Mann die Greuel derselben schon voraus gesehen hätte. Aber es war eigentlich seine genaue Kenntniss der Geschichte, die ihn so richtig diviniren liess. Die Menschheit bleibt sich bey ihren Handlungsweisen im Grossen immer gleich, und in sofern ist die Geschichte die beste Schule für praktische Menschenkenntniss. — So viel wird hinreichend seyn, zur unpartheyischen Würdigung dieser Moral, und zur Charakterisirung derselben für diejenigen, die noch nicht damit bekannt sind. Der Styl ist nachlässig, ohne Kraft und Rundung, wie fast in allen Schriften des Verstorbenen, aber desto deutlicher, fasslicher und populärer.

D. a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 APRIL, 1804.

THEOLOGIE.

Leipzig u. Rostock, b. Stiller: *System der theologischen Moral.* Von D. *Samuel Gottlieb Lange.*
Auch unter dem Titel:
System der christlichen Theologie. Erster Theil. 1803. XL u. 330 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die christliche Dogmatik verdient, nach der Meinung des Vf., so wie sie jetzt abgehandelt wird, nicht mehr den Namen eines wissenschaftlichen Ganzen. Das alte kirchliche System hält er für sehr consequent. Seitdem man aber durch exegetische und historische Entdeckungen sich genöthiget sah, das kirchliche System zu verlassen, ist, wie er dafür hält, die Dogmatik ein Gemisch von philosophischer Religionswissenschaft, biblischer Theologie, neuer und alter Exegese, kirchlicher Dogmatik, Kritik des Kirchensystems und Geschichte der Dogmen, welchem auch die beste Behandlung keine innere Haltung geben könne. Der Vf. versucht es, den Weg zu einem System der christlichen Theologie wenigstens zu bahnen, indem er dasselbe aus drey Systemen zusammensetzt, so dass das System der theologischen Religionswissenschaft den anderen, und das kirchliche System der Dogmatik den dritten Theil desselben ausmachen soll. Was durch die theologische Moral, als eine bloss aus philosophischen Grundsätzen und biblischen Aussprüchen zusammengesetzte Wissenschaft, bisher für die christliche Sittenlehre geleistet worden ist, das soll die theologische Religionswissenschaft, als eine gleichfalls bloss aus philosophischen Grundsätzen und biblischen Aussprüchen zusammengesetzte Wissenschaft, für die christliche Sittenlehre leisten, und das kirchliche System soll ganz für sich bleiben, ganz in seiner ursprünglichen Form vorgetragen werden, so dass die Geschichte desselben der Abhandlung dieser dritten Disciplin vorangeht.

Der Vorwurf, welchen der Vf. der jetzt unter den Protestanten gewöhnlichen Art, die Wissenschaft der christlichen Glaubenslehre abzuhandeln, gemacht hat, muss beym ersten Lesen nothwendig auffallen. Aber man muss dem Vf. auch die Gerechtigkeit nicht versagen, ihn und seine Behauptung nach seinen Principien zu beurtheilen. Freylich wenn es zum Begriff eines Systems und wissenschaftlichen Ganzen gerechnet werden müsste, dass es ganz aus philosophischen Grundsätzen zusammengesetzt wäre, wie der Vf. die von ihm sogenannte theologische Religionswissenschaft zusammensetzen, und derselben die Aussprüche der Bibel an schicklichen Orten einschalten will: so wären seine Vorwürfe nicht ohne Grund. Aber wenn nur das nothwendig zum Begriff eines Systems oder wissenschaftlichen Ganzen gehört, dass alle Theile und Sätze dieses Ganzen unter einem obersten Grundsatze der ganzen Wissenschaft, und als mit diesem höchsten Princip der Wissenschaft nothwendig zusammenhängend, natürlich geordnet, und bündig, vollständig und gründlich abgehandelt werden: so dürfte kaum geleugnet werden können, dass auch die neuere Dogmatik den Namen eines wissenschaftlich geordneten und verbundenen Ganzen verdiene, und dass die christliche Theologie gerade diese Art der Behandlung als christliche Theologie erfodere. Wird z. B. mit *Ammon* (*Summa theologiae christianae* S. 37) das höchste Princip christlicher Theologie in den Worten ausgedrückt: „*Deus, auctor et gubernator mundi, humanae etiam felicitatis auctor et largitor est, per Jesum Christum*", so gehört zum Beweise, *dass* und *wie* Gott durch Jesum Christum diess für die Menschen sey, sowohl die reine biblische Glaubenslehre, als die Vergleichung derselben mit der Glaubenslehre der Vernunft, und mit den merkwürdigsten verschiedenen Erklärungen der biblischen Glaubenslehren, unter welchen die kirchliche Erklärung derselben billig als die merkwürdigste obenan steht. Denn die Vergleichung mit der Glaubenslehre der Vernunft, beweiset die Uebereinstimmung der biblischen Glaubenslehre mit der Vernunft, und mithin die innere Wahrheit ihrer Lehren; und die Vergleichung mit den Erklärungen Anderer über die biblische Glaubenslehre, ist nicht minder nothwendig, weil durch die Bekanntschaft mit den verschiedenen Ansichten derselben, und mit den verschiedenen Urtheilen über den Inhalt der Bibel, die Prüfung erleichtert, und die eigene Wahl der richtigsten unter den versuchten Erklärungen der Bibellehre befördert wird. Dass, der christliche Theologe frey von der Anhänglichkeit an irgend eine philosophische Secte, die Entdeckungen bald älterer, bald neuerer Weltweisen, in der Entwickelung biblischer Glaubenslehren und der Glaubenslehren der Vernunft zu Hülfe nimmt, kann ihm nicht als Fehler angerechnet werden; wenn nur *wahr* ist, was er lehrt. Denn er soll nicht die Harmonie der Bibellehre mit einer oder der anderen philosophischen Schule, sondern die Uebereinstimmung derselben mit der Vernunft, und die Wahrheit derselben nach der Vernunft erweisen. Gebraucht er dogmatische Exegese, und trägt er Sätze des

des kirchlichen Systems in die Bibel hinein: so trifft ihn verschuldeter Tadel, und man mag ihn zurechtweisen; dieser Tadel trifft aber dann nicht die Methode im Ganzen, er trifft nur einzelne Fehler der Auslegung.

Hingegen sieht Rec. noch nicht ein, wie ein System *christlicher Religionswissenschaft* aus lauter philosophischen Sätzen so zusammengesetzt werden könne, dass nur die reinen biblischen Aussprüche an den gehörigen Orten eingeschaltet werden. Gehört es wesentlich zum Charakter einer *christlichen Religionswissenschaft*, dass sie die Wissenschaft einer *geoffenbarten Religionslehre* ist: so muss es auch derselben wesentlich seyn, dass nicht nur der Beweis geführt werde, die biblische Religionslehre sey von Gott geoffenbart; sondern dass auch die biblische Religionslehre, als eine geoffenbarte Religionslehre, den *Hauptinhalt* der ganzen wissenschaftlichen Abhandlung ausmache; die christliche Religionswissenschaft könnte folglich schon deswegen nicht aus einem System philosophischer Grundsätze bestehen. Denn in ihr dürfte die Philosophie und die philosophirende Vernunft so wenig, als noch weniger irgend ein philosophisches System, über die Bibellehre erhoben, und als Erkenntnissgrund betrachtet; die Philosophie dürfte vielmehr nur als Mittel angewendet werden, die Lehre der Bibel richtig zu entdecken, zu entwickeln, zu vertheidigen und anzuwenden. In einer christlichen Religionswissenschaft kann ferner alles das nicht fehlen, was die Bibel lehrt, wenn in ihr von Gott, dem Vater, vom Sohne Gottes, vom heiligen Geiste, von Jesus Christus Verhältniss zu Gott und zu den Menschen, von Gottes Offenbarungen im Alten und Neuen Testament, vom Verhältniss der ersteren zu den letzteren, von Engeln und Teufeln, von Opfern und Gebräuchen, die Gott angeordnet hat, von Christus Tod, als Opfer für der Welt Sünde, und als Versöhnung der Menschen mit Gott, und als Ursache ihrer Begnadigung, vom Glauben an Christum als Bedingung der Seligkeit, und von der unbedingten Vorherbestimmung derjenigen, welche zum Glauben an Christum kommen, von Berufung, Erleuchtung, Bekehrung und Wiedergeburt, Erneuerung, Heiligung, Erhaltung und Erwählung der Menschen, als von Wirkungen Gottes die Rede ist. Man darf nicht voraussetzen, dass die Bibel in diesem Allen, und in ihrer Lehre von der ersten Menschenerschaffung und ursprünglichem Zustande, und von der angeborenen Natur und Beschaffenheit aller folgenden Menschen, und von der Bestimmung des Menschen, mit Vernunftlehren und Vernunftgrundsätzen vollkommen übereinstimme; sondern dieses muss, wenn es so ist, durch unpartheyische Exegese erwiesen werden, und wie vieles lehrt nicht die Bibel, wovon die Vernunft *a priori* gar nichts lehren, gar nichts *a priori* wissen kann? Die christliche Religionswissenschaft wird also immer eine *biblische Religionsphilosophie* seyn müssen, bey welcher gezeigt wird, dass sie mit allen Vernunftgrundsätzen übereinstimmt. Würde etwa dabey gewonnen, wenn ein System philosophischer Grundsätze irgend einer Schule an die Stelle der biblischen Religionsphilosophie gesetzt würde? Freylich wohl an Consequenz für den, der alle Vordersätze eines solchen Systems für untrüglich hielte, und richtig aus denselben folgerte; aber würde damit auch an Wahrheit, Allgemeingültigkeit und Ueberzeugungskraft für Alle gewonnen? Kann irgend ein philosophisches System gedacht werden, welches nichts als Wahrheit enthielte, untrüglich und allgemeingültig, und für Alle überzeugend wäre? Ist ja doch jedes System nur ein Versuch trüglicher Menschen, sich der Wahrheit zu nähern, und nur für *die* gültig in Absicht des Unterscheidenden in seinem Inhalt, die sich mit Vorliebe in dasselbe hineinstudirt, und nach demselben zu denken geübt haben! Was soll aber dem Lehrer der christlichen Kirche besonders dadurch geholfen werden, dass er, anstatt reinbiblischer Religionsphilosophie, nicht in den Schulen der Philosophen allein, sondern auch in den Schulen der Theologen, das System der Religionsphilosophie einer gewissen Schule zu lernen geübt wird? Biblisch soll er ja doch künftig die Religionslehre vortragen, nicht nach irgend einem philosophischen System. Biblische Formen und Darstellungen der Religionsideen soll er gebrauchen, und in einer zwar edeln, aber jederman verständlichen Sprache entwickeln, und für die Erweckung zu christlicher Weisheit und Tugend recht fruchtbar machen. Wie schwer wird und muss ihm das werden, wenn er die Religionslehren der Bibel, sofern er sie mit Ueberzeugung dachte, immer an die Formen eines philosophischen Systems anzuknüpfen geübt wird! Der Vortrag des dogmatischen Kirchensystems in seiner ursprünglichen Gestalt kann ihm nicht dazu nützen, sich an die biblischen Formen der Religionsideen zu gewöhnen; weil ihm dasselbe nicht als Gegenstand des Glaubens, sondern nur historisch vorgetragen werden soll: und was die gerühmte Consequenz des kirchlichen Systems betrifft; so kann ihm diese nur unter der Voraussetzung beygelegt werden, dass seine philosophischen und exegetischen Prämissen richtig sind. Durch die Widerlegung seiner philosophischen und exegetischen Prämissen, sind zugleich alle, auch sonst noch so folgerecht aus jenen Prämissen gezogenen Conclusionen widerlegt, und seine ganze Consequenz fällt hin. Denn wie könnte ein System den Ruhm wissenschaftlicher Bündigkeit und innerer Haltung verdienen, dessen Prämissen durch eine gründliche Philosophie und Exegese widerlegt werden? Auch würde Rec. Bedenken tragen, die drey vom Vf. genannten Disciplinen ein System der christlichen Theologie zu nennen, weil er nicht einsieht, warum das lutherische kirchliche System, als System, mit der theologischen Religionswissenschaft nothwendig verbunden werden müsse. Wollte man sagen, weil der Lehrer lutherischer Kirchen diess System vortragen solle? Aber dieser soll ja *nicht das System* in Predigten und Katechismuslehren vortragen, sondern nur *die* symbolischen Lehrsätze, welche wirklich biblisch sind, und weil sie biblisch sind, in sei-

seinen Predigten gebrauchen, christliche Weisheit und Tugend zu befördern. Die Formeln des Systems, welche nicht biblisch sind, gehören in seine Vorträge nicht. Er soll sie nicht bestreiten, aber auch nicht als nothwendig einschärfen; denn er soll ja *die göttliche Religionslehre der Bibel*, nur den symbolischen Büchern gemäss, vortragen.

Wäre von einem System der christlichen Theologie der römischen Kirche die Rede: so würde Rec. es ganz angemessen dünken, wenn in demselben zuerst eine theologische Moral und Religionswissenschaft aus lauter philosophischen Grundsätzen zusammengesetzt, und mit den Stellen der Bibel, welche mit diesen Grundsätzen der Philosophie übereinstimmten, verbunden würde, um anfänglich zu zeigen, in welchen Sätzen die Vernunft und Bibel einig seyen, und dass alle Grundsätze der Vernunftmoral und Vernunftreligion sich auch in der Bibel finden; und wenn dann zuletzt das kirchliche System der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, als ein für sich bestehendes Ganzes folgte, um das zu lehren, was die untrügliche Kirche in Ansehung derselben vorgeschrieben habe. Denn nach den Principien der römischen Kirche soll ja nicht eine freye grammatisch-historische Auslegung der Bibel über die Glaubens- und Sittenlehre der Kirche entscheiden, und dieselbe bestimmen, sondern die untrügliche Lehre der Kirche, wie sie einmal durch die Canones der Concilien, durch die Gesetze der Kirche, und die Aussprüche der Päpste bestimmt ist, soll entscheiden, wie die Bibel jetzt und künftig immer zu erklären, und was christliche Glaubens- und Sittenlehre sey. In dieser Kirche findet also biblische Religionsphilosophie, und Streben nach einer richtigeren Erklärung der Bibel, in Absicht *der* Lehren gar nicht statt, welche einmal schon durch Kirchengesetze bestimmt sind. In dieser Kirche ist das kirchliche System eine über alle menschliche Vernunft erhabene Glaubensnorm, ja in der Praxis selbst über die Bibel erhaben; und selbst nach der Theorie derselben hängt das göttliche Ansehen der Lehre der Bibel vom Zeugniss der Kirche ab. Der römisch-katholische Theolog und Kirchenlehrer muss also die nach den Grundsätzen seiner Kirche einzig wahre und untrügliche christliche Glaubens- und Sittenlehre aus dem Zeugnisse der untrüglichen Kirche, und aus dem System derselben erlernen, wenn die Philosophie vorher ihn gelehrt hat, wie weit man durch blosse Vernunft kommen könne.

Aber die protestantische Kirche, genannt nach ihrer Protestation gegen die Verbindlichkeit, ihren christlichen Glauben, und ihre christliche Gottesverehrung, unabhängig von der Lehre der Bibel durch Kirchengesetze bestimmen zu lassen, erklärte ja von Anfang in ihrem Bekenntniss, dass ihre Lehrer nach dem lauteren göttlichen Unterricht in den prophetischen, evangelischen und apostolischen Schriften lehrten, und hernach bey der Ausgabe ihrer symbolischen Bücher, dass die Bibel die einzige Regel des christlichen Glaubens seyn, dass nach ihr alle andre Bücher, die Glaubenssachen enthielten, gerichtet und beurtheilt, und keine andre Schriften ihr an die Seite gesetzt werden sollten. Sie erklärte die Bibel für die einzige Erkenntnissquelle der geoffenbarten Religionslehre, für den einzigen in Sätzen der geoffenbarten Religionslehre entscheidenden Richter. Sie erkennt daher kein unabänderliches System des Kirchenglaubens für nothwendig oder nur für zulässig. Sie will vielmehr, dass die Lehre ihrer Kirchen aus dem lauteren Unterricht der richtig erklärten Bibel geschöpft werden soll. Sie erklärt ihre symbolischen Bücher nur deswegen, weil ihr Inhalt biblisch ist, und insofern er biblisch ist, für eine Norm der Kirchenlehre, um zu verhüten, dass nicht unbiblische, und also unchristliche, den symbolischen Lehren widerstreitende, Lehren und Grundsätze in Kirchen und Schulen verbreitet, und dadurch die Christen verwirrt, und von christlicher Wahrheit abgeleitet werden. Es ist daher freylich für protestantische Religionslehrer nothwendig, den Inhalt der symbolischen Bücher ihrer Kirche zu kennen, und sich zu überzeugen, dass und wiefern er biblisch, und an welche, in ihren Gemeinen vorhandene, Religionsideen, ihr Vortrag anzuknüpfen sey, wenn er Eingang finden, und in den Gemüthern wirksam werden solle, christlichen Glauben und christliche Tugend zu befördern. Allein in sofern das System der kirchlichen Dogmatik Sätze enthält, die nicht der Bibel gemäss sind, insofern soll es verbessert, und mit der Bibel in eine möglichst vollkommene Uebereinstimmung gebracht, und das System *als System* soll nie als integrirender Theil der christlichen Glaubenslehre in der protestantischen Kirche betrachtet werden, sondern immer nur *insofern es mit der Bibel übereinstimmt.* Die Religionsphilosophie, oder theologische Religionswissenschaft für künftige Lehrer der protestantischen Kirchen, soll demnach eine biblische Religionsphilosophie, und eine Anleitung seyn, jeden Lehrsatz der kirchlichen Dogmatik nach der Bibellehre richtig zu beurtheilen und anzuwenden.

In Absicht der Moral unterscheidet der Vf. die *Moral des Christenthums*, so nennt er Christus und der Apostel Sittenlehre im N. T., von der *christlichen Moral*, welche die Sittenlehre des A. und N. T. mit einander verbinde, und von der *Moral für Christen*, welche eine vollständige Moral enthalten müsse, so weit die Vernunft mit Hülfe der Schrift und des eigenen Nachdenkens diese Vollständigkeit erreichen könne. Als ein Theil der christlichen Theologie müsse sie in ein System gebracht werden. Diess sey nur dann möglich, wenn man ein philosophisches Moralsystem zum Grunde lege, und diesem die Aussprüche der Bibel an gehörigen Orten einschalte. So entstehe eine *theologische Moral*, und deswegen ist hier der Hauptsache nach die Kantische philosophische Moral zum Grunde gelegt. Auch hiebey hat Rec. manche Zweifel, und die Sache ist zu wichtig, als dass er sie zurückhalten sollte. Warum sollte man Moral des Christenthums, christliche Moral und Moral für Christen so unterscheiden, wie der Vf. es will? Christliche Moral heisst diejenige, deren Urheber Christus ist, dem die Christen glauben und folgen. Die

det, stets an Gott, ihren heiligen Urheber, erinnert wird.

Nach S. 67 wählt und verwirft der reine Wille nach dem a priorischen Gesetz der reinpraktischen Vernunft; nach S. 69 aber soll der freye reine Wille ein von der reinpraktischen Vernunft verschiedenes Vermögen seyn, dessen sich das Subject, welches diess Vermögen besitzt, auch wider das Gesetz bedienen kann, welches die reinpraktische Vernunft ihm giebt, nämlich um etwas zu erwählen, das es nicht für gut erkennt, und im Gegentheil dasjenige zu verwerfen, was nach seiner Ueberzeugung gut, oder der reinpraktischen Vernunft gemäss ist. Hier scheint dem Rec. ein Widerspruch zu seyn. Denn wie kann ein reiner Wille bloss *nach dem Gesetze* der reinpraktischen Vernunft wählen und verwerfen, und doch auch *wider das Gesetz* wählen oder verwerfen?

Der Vf. theilt die Geschichte der christlichen Moral nach vier Zeiträumen ab: 1) bis Augustin, 2) von Augustin bis Calixtus; 3) von da bis auf Kant, und 4) von Kant oder J. W. Schmidt bis auf unsere Zeit. Dem Rec. scheint Augustins Lehre vom Verderben der Natur weniger auf die Moral, als auf die dogmatische Anthropologie in der christlichen Kirche, Einfluss gehabt zu haben, und er glaubt auch nicht, dass mit Kant eine neue Periode der christlichen Moral anzufangen sey, da sich nicht etwa alle folgende *für*, sondern die meisten und neuesten Bearbeiter dieses Fachs der christlichen Theologie *wider* Kants Methode erklärt haben. Er pflegt in seinen Vorlesungen, 1) die Periode des biblischen Vortrags der Moral bis J. Chr. 160; 2) Die Moral der Kirchenväter bis zum Tode Gregors I.; 3) von da bis auf Calixtus; und 6) von Calixt bis auf die neueste Zeit zu unterscheiden. Denn das Verhältniss der Behandlung der Moral in der christlichen Kirche zu den Lehren der Bibel, scheint ihm in *christlicher Moral* die Hauptsache, auf welche in der Geschichte derselben zu achten ist.

Die Selbstpflichten zu deduciren wird S. 177 behauptet: Der Mensch als reines Vernunftwesen verpflichtet sich; als Sinnenwesen wird er verpflichtet. Richtiger hiesse es wohl: Das Sittengesetz oder die objective Vernunft wird verpflichtet. Nach S. 99 soll Kant einen Hang in der Freyheit angenommen haben, weil er ein radicales Böses gelehrt hat; der Hang kann aber ja im Menschen neben der Freyheit, und er soll nach Kant als frey angenommen, gedacht werden.

Der Vf. hat übrigens sein Werk so geordnet, dass in der Einleitung 1) von der Moral überhaupt und 2) von der Geschichte derselben gehandelt wird. Darauf folgt 1) die reine Moral, 2) die angewandte Moral. In der letzteren ist von der Natur des menschlichen Willens, von der Gesetzgebung für denselben, und von den einzelnen Pflichten des Menschen gegen Gott und Jesum, gegen sich selbst und gegen Andere im Allgemeinen und in besonderen Verhältnissen die Rede. Ein Anhang ist den Pflichten in Ansehung der Thiere gewidmet. Bey jedem Gegenstande sind mehrere wohlgewählte Schriften nachgewiesen, worin derselbe ausführlicher behandelt ist. Wer mit dem Vf. in den Principien einig ist, wird auch in dem, worin er mit Kant übereinstimmt, so wie überhaupt durch die gute Ordnung, Bestimmtheit und Deutlichkeit des Vortrags, und durch die überall an den Tag gelegte Hochachtung für Christus Religion und Verdienste, sich befriediget finden.

JT.

1) Weissenfels u. Leipzig, in d. Bösesch. Buchh.: *Der schriftstellerische Charakter und Werth des Petrus, Judas und Jacobus*, zum Behuf der Specialhermeneutik ihrer Schriften untersucht und bestimmt von M. *Johann Daniel Schulze*, Privatlehrer der Philosophie und Theologie auf der Universität zu Leipzig. 1802. XIV und 98 S. gr. 8. (8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Der schriftstellerische Charakter und Werth des Johannes, zum Behuf der Specialhermeneutik seiner Schriften untersucht und bestimmt. Voran ein Nachtrag über die Quelle der Briefe von Petrus, Jacobus und Judas, und über das Verhältniss dieser Briefe zu andern neutestamentlichen Schriften.* Von M. *J. D. Schulze.* 1803. VIII und 364 S. gr. 8.

Bey Allem, was auch in neuern Zeiten, in allgemeinen Einleitungen zum N. T. oder in speciellen Einleitungen zu einzelnen Bücher desselben über das Charakteristische einzelner neutestamentlichen Schriftsteller beygebracht ist, schien es gleichwohl dem Vf. nicht überflüssig, *zum Behuf der Hermeneutik des N. T.*, für welche noch immer zu wenig geschehen ist, die Eigenthümlichkeiten einzelner neutestamentlichen Schriftsteller, sowohl was den Inhalt, als was die Darstellung und Einkleidung betrifft, so treffend und vollständig, als möglich, herauszuheben. Die zuerst genannte kleinere Schrift sollte für eine solche Art der Behandlung dieser Schriftsteller als Probe dienen. Mehrere vortheilhafte Urtheile, die darüber gefällt wurden, ermunterten den Vf. zur Fortsetzung dieser Arbeit, welche Nr. 2 enthält. Ihr ward zugleich ein Nachtrag von Bemerkungen zu Nr. 1, die sich dem Vf. bey fortgesetztem Studium dargeboten haben, beygefügt, oder eigentlich — wiewohl nach Rec. Urtheil, sehr unschicklich — *vorhergeschickt*. Denn die ersten 62 Seiten von Nr. 2 sind bloss ein Nachtrag zu der ersten. Mit S. 63 beginnt erst die Schrift, welche der zweyte Titel ankündigt.

Die Art der Behandlung der einzelnen genannten Schriftsteller ist im Ganzen dieselbe. Bloss die grössere Zahl und die Verschiedenheit der Schriften, welche man vom Johannes hat, bringt den Unterschied mit sich, dass bey ihm zuerst von dem Charakter der *sämmtlichen* Johanneischen Schriften, dann von den Eigenheiten *jeder dieser Schriften besonders* die Rede ist.

Bey

Bey Petrus, Judas und Jacobus beginnt die Untersuchung des Vfs. mit den *Quellen*, welche diese Schriftsteller benutzten. Als Quelle des *Petrus* werden angegeben: Stellen des A. T., die er bald vollständiger, bald kürzer und im Auszug, bald nur statt seiner eigenen Worte anführt, Ueberlieferungen, die ältere Geschichte der Juden, Aussprüche Jesu, und die Geschichte desselben; auch wohl einzelne Paulinische Briefe. Als Quelle des *Judas* werden bemerkt, ausser dem zweyten Briefe des Petrus, die historischen Bücher des A. T., mythische Erzählungen, eine alte Weissagung Enochs, und noch gewisse Weissagungsbücher, und Verkündigungen von Aposteln. Als Quelle des *Jacobus* werden aufgeführt: Aussprüche Jesu, die sich auch bey den Evangelisten finden, die Briefe des Petrus, das A. T., besonders die Salomonischen Schriften, auch die Geschichte des A. T., endlich die Apokryphen des A. T., besonders das Buch der Weisheit und des Siraciden. Nächst Erforschung der Quellen wird mit der nämlichen Sorgfalt bey jedem Einzelnen der genannten Schriftsteller das Charakteristische, das ihn in *materieller*, wie in *formeller* Hinsicht unterscheidet, bemerkt; in *formeller* Hinsicht werden selbst die einzelnen Wörter alle aufgezählt, die bloss bey Petrus, bloss bey Judas, bloss bey Jacobus vorkommen; worauf im Nachtrag noch diejenigen Wörter beygefügt sind, die Petrus mit Paulus allein, oder mit Lucas und Paulus, die Judas mit Paulus, und die endlich Jacobus mit Paulus allein, oder mit Lucas und Paulus gemein hat; zuletzt werden auch noch, bey Petrus und Jacobus Charakteristik, die von beiden Schriftstellern bey Lucas aufbehaltenen Reden nach Inhalt, Form und Ausdruck verglichen, um dadurch noch dasjenige zu bestätigen, was über den schriftstellerischen Charakter Beider gesagt ist.

Die nämliche Art der Behandlung ist nun auch auf den *Johannes* übertragen; nur machte die Mehrheit der ihm beygelegten Schriften eine grössere Ausdehnung nothwendig. Zu den Eigenheiten der sämtlichen Schriften, die Johanneisch heissen, werden gerechnet: 1) die häufigen Wiederholungen derselben Worte und Ideen; 2) der Gebrauch abstracter und collectiver Begriffe statt concreter; 3) die Gewohnheit, denselben Gedanken erst bejahend, dann verneinend auszudrücken; 4) die Gewohnheit, einen Satz oder Begriff dem andern entgegenzusetzen, oder sie mit einander zu parallelisiren; 5) die Figur der Rhetorik, *correctio* genannt; 6) viele Ανακολουθα und Ανανταποδοτα; 7) hebräisch- oder syrisch-chaldäisch-artige Ausdrücke, nach verschiedenen Rücksichten; 3) häufige Einkleidung seiner Ideen in die Form der Definition; 3) häufige Parenthesen. Hierauf folgt ein Verzeichniss der Wörter, welche bloss bey Johannes vorkommen, sey es im Evangelium, oder in den Briefen, oder in der Apokalypse. Diesen sind noch angehängt einzelne Lieblingsausdrücke des Johannes, und einzelne Wörter, die er in eigner Bedeutung gebraucht hat. Nach diesem Allen, welches in Nr. 2 S. 63—129 aufgeführt ist, redet der Vf. von dem Charakteristischen der *einzelnen* Johanneischen Schriften. *Zuerst* vom *Evangelium*. S. 129—234. Als Quelle desselben werden angegeben: 1) noch andre schriftliche Nachrichten von Jesu. Um hier genauer zu bestimmen, welche diess seyen, wieviel und wie Johannes aus ihnen schöpfte, folgt hier eine Uebersicht der grösseren und kleineren Abschnitte, welchen verwandte Stellen in den übrigen Evangelisten entsprechen, und die hier nach Art einer Harmonie zusammengereiht werden; hieraus geht das Resultat hervor, dass Johannes in dem grösseren Theil seiner Nachrichten von Jesu viel weniger von vorhandenen schriftlichen Aufsätzen abhängig, und daher viel origineller ist, als die übrigen Evangelisten, indem das, was er mit ihnen gemein hat, kaum den dritten Theil des Ganzen ausmacht; dass aber Johannes selbst in den Stellen, wo er mit den Andern übereinstimmt, manches Eigenthümliche hat; dass Johannes also, wie S. 194 bemerkt wird, allerdings unsere drey Evangelien bey der Abfassung des seinigen vor Augen haben mochte, aber keinem derselben an irgend einer Stelle sklavisch folgte, vielmehr sie oft als bekannt voraussetzte, und daher Manches überging, was sie enthalten, Manches in einen Auszug brachte, Anderes ergänzte, berichtigte, besser ordnete, und besonders die ganz übergangenen merkwürdigen Reden Jesu hinzufügte. Als Quelle dient ihm 2) das A. T., auch wohl einige Stellen aus den Apokryphen des A. T., besonders aus dem Siraciden und dem Buch der Weisheit. Zu den Formell-Charakteristischen in diesem Evangelium rechnet Hr. S. unverkennbare Spuren von Synchronismus und Pragmatismus, welcher letztere sich bey der Zurückführung seiner Erzählungen von den Reden und Thaten Jesu auf einen Hauptzweck, bey der Zusammenstellung des Einzelnen nach gewissen leitenden Principen, bey allerley eignen Bemerkungen des Johannes, bey Auslegung seiner eignen oder fremden Worte, bey gewissen geheimen Deutungen, prophetischen Winken, und auf manche andere Weise zu erkennen giebt.

Ferner wird von den *Briefen des Johannes* besonders geredet S. 234—267. Als Quelle derselben werden bemerkt 1) das A. T. 2) Die Geschichte und Lehre Jesu. 3) Die Briefe Petri. 4) Das Evangelium Johannis, als die reichhaltigste Quelle, oder vielmehr das Original der Briefe Johannis, besonders des ersten. Hierauf werden die Eigenheiten der Johanneischen Briefe ausführlich angegeben.

Endlich wird von der *Apokalypse* besonders geredet S. 257—326. Als Quellen derselben werden aufgeführt 1) das A. T., wie hier bey vielen Stellen nachgewiesen wird; 2) die historischen Schriften des N. T., wenigstens die demselben zum Grunde liegenden Nachrichten. Bey der Angabe des Charakteristischen der Apokalypse bemerkt der Vf. 1) ihre Verwandtschaft mit den Johanneischen Schriften, namentlich mit dem Evangelium, in einzelnen Bildern, Ideen und Ausdrücken, wie hier durch Induction umständlich erwiesen ist; 2) besondere Eigen-

genheiten, die sie von den übrigen Johanneischen Schriften unterscheiden; dazu gehört, ausser gewissen, der Apokalypse ganz eigenthümlichen Ausdrücken, die hier aufgezählt sind, noch der Umstand, dass der Styl ungleich rauher in derselben ist, als in den übrigen Johanneischen Schriften, und dass hier nicht solche Erläuterungen und Bemerkungen über den Sinn und die Absicht gewisser dunkler Ideen u. dgl. zu finden sind, wie in dem Evangelium.

Noch sind ein paar ganz kurze Bemerkungen über die dogmatischen und moralischen Ideen des Johannes hinzufügt; und der Vf. beschliesst mit einer Betrachtung des Verhältnisses, in welchem die Johanneischen Schriften zu den Paulinischen Briefen stehen; wobey einzelne Wörter, einzelne Redensarten und Wendungen, und ganze Stellen der Johanneischen Schriften bemerkt werden, die gewissen Paulinischen Lieblingswörtern, Redensarten, Wendungen, und einzelnen ganzen Stellen der Paulinischen Briefe durchaus ähnlich sind.

Diess ist der Inhalt der beiden vorliegenden, mit Fleiss, Beharrlichkeit, Belesenheit in den alt- und neutestamentlichen Urkunden und vertrauter Kenntniss des Eigenthümlichen und Charakteristischen derselben abgefassten Schriften, die allerdings ähnliche Versuche über die drey ersten Evangelien, wie über die Paulinischen Briefe wünschenswürdig machen; welche letztern der Vf. uns auch hoffen lässt. Wir zweifeln nicht, dass diese Schrift sehr geschickt seyn wird, die Leser der hier behandelten apostolischen Schriften mit dem Eigenthümlichen derselben im voraus bekannt, und auf dasjenige aufmerksam zu machen, was sie bey der Lectüre derselben vorzüglich zu beachten haben. Auch müssen wir gestehen, dass wir im Ganzen mit den Ansichten, welche hier eröffnet, und mit den Resultaten, welche hier nach so sorgfaltigen Untersuchungen mitgetheilt werden, einverstanden sind; wenn sich gleich über einzelne Bemerkungen, die hier zu einem Ganzen verbunden, und über einzelne Stellen, die für den Zweck des Vfs. benutzt sind, Manches möchte erinnern lassen, das aber hier zu weit führen würde. Rec. begnügt sich daher mit zwey Bemerkungen, welche mehr die ganze Art der Behandlung betreffen. Fürs Erste möchte er fragen: ob nicht der Vf., dessen Sorgfalt selbst die kleinsten Umstände für seine Auseinandersetzung zu benutzen, allerdings Beyfall und Dank verdient, dennoch bisweilen seinen Gegenstand zu sehr bis ins *Kleinliche* verfolgt? Ob es z. B. um einen jeden der hier genannten biblischen Schriftsteller nach allen seinen Eigenheiten zu charakterisiren, nothwendig gewesen wäre, selbst die einzelnen Wörter *alle* aufzuzählen, die, oft ganz zufällig, bloss bey Einem dieser Schriftsteller vorkommen, wenn solche auch gar nichts Charakteristisches haben? so richtig es übrigens ist, ganz charakteristische Wörter besonders auszuzeichnen; und ob nicht bey Aufführung ähnlicher Stellen, die vielleicht gar für eine vorliegende Stelle sollen als Quelle gedient haben, die Aehnlichkeit oft ganz zufällig, und oft gar zu weit hergeholt ist? Doch verkennt Rec. auch bey diesem Punkt keinesweges das Mühsame, das mit dem Auffsuchen solcher ähnlichen Stellen verbunden ist, und das oft über alle Erwartung gelungene Auffindem derselben, die nicht bloss zur Erläuterung, sondern auch zur Zurückführung des Gesagten auf seine ächte Quelle dienen. Fürs zweyte kann Rec. den Wunsch nicht zurückhalten, dass der Vf., der diese sämtlichen Untersuchungen *zum Behuf der Specialhermeneutik* der gedachten Schriftsteller anstellte, nicht bloss diese Forschungen, die als schätzbare Vorarbeiten, oder als Prämissen zur Specialhermeneutik einzelner biblischer Schriftsteller zu betrachten sind, mitgetheilt, sondern auch nach Beendigung dieser Untersuchungen über jeden einzelnen Schriftsteller noch einige Folgerungen für den Ausleger möchte daraus hergeleitet haben, die erst das Werk der *Specialhermeneutik* vollendet hätten.

LEIPZIG, b. Crusius: *Commentar über die wichtigsten Stellen des Alten Testaments.* Vom Verfasser des exegetischen Handbuchs des Neuen Testaments. Erster Theil. Erstes Stück. 1803. 220 S. gr. 8.

Die erste Hälfte dieser Schrift erschien schon im Jahr 1800 (eigentlich 1799) unter dem Titel: *Philologisches Thargum des Alten Testaments.* Erstes Stück. Frankfurt und Leipzig (Erfurt) 128 S. 8. Das Targum erstreckte sich bloss bis 1 Mos. K. 7; der gegenwärtige Commentar aber geht bis 1 Mos. 20 (nicht 19, wie S. 220 unrichtig angegeben wird). In der ersten Hälfte ist im Ganzen nicht viel verändert; nur einige Unrichtigkeiten sind hin und wieder verbessert worden. Allein was wir sehr missbilligen ist: dass der Vf. die *Nachweisungen auf Vater's Grammatik*, die im Targum Hauptsache waren, hier ganz weggelassen, und so dem Werke einen grossen Theil seiner Brauchbarkeit für Anfänger entzogen hat. Denn an Commentaren und exegetischen Handbüchern fehlt es uns in der That nicht. Die grammatischen Nachweisungen gaben diesem Targum einen eigenthümlichen Werth; bey der veränderten Gestalt desselben hat es aber offenbar verloren. Die eben nicht lobenswerthe Erklärungs-Manier des Vfs. ist aus seinem *exegetischen Handbuche des N. T.* zur Genüge bekannt. Wenn — um nur Ein Beyspiel gezwungener Erklärungen anzuführen — S. 206 zu K. 19, 24 (von Sodom's Untergang) die Bemerkung steht: מֵאֵת יְהוָה, *von dem Ewigen*, d. h. *auf eine schreckliche Art, schrecklich.* Wenn die Hebräer ein Ereigniss, als *höchst wunderbar*, *höchst erhaben*, *äusserst furchtbar*, *schrecklich* beschreiben wollen: so sagen sie, es sey *von Gott gewirkt* worden" — so hat der Vf. offenbar יהוה mit אֱלֹהִים verwechselt. Er hätte die Pflicht auf sich gehabt, die Synonymie beider Ausdrücke zu erweisen. Die Stelle lässt sich ja so leicht und natürlich erklären! —st—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 APRIL, 1804.

KIRCHENGESCHICHTE.

St. Blasius, a. d. Druckerey des Stifts: *Episcopatus Costantiensis Alemannicus sub Metropoli Moguntina cum Vindonissensi, cui successit, in Burgundia Transjurana Provinciae Vesontinae olim fundato*, chronologice et diplomatice illustratus à P. *Trutperto Neugart, San-Blasiano*, p. t. Praeposito in Krozingen. Partis I Tom. I, 1803. CXLVIII u. 552 S. 4.

Je mehr man Ursache zu der Besorgnifs hatte, dafs der grofse Plan einer *Germania sacra*, zu dessen Ausführung der würdige Abt *Gerbert* von St. Blasius mehrere von den gelehrten Vätern seines Klosters vereinigt hatte, durch die Unruhen des letzten Krieges oder durch die Folgen des Friedens unterbrochen werden könnte, desto willkommener mufs allen Freunden wahrer historischer Gelehrsamkeit die Erscheinung des gegenwärtigen Werks seyn, durch das man auf das vollkommenste wegen jener Besorgnifs beruhigt wird. Die darin enthaltene Geschichte des costanzischen Bisthums macht einen der wichtigsten Theile des grofsen Haupt-Werks aus. Die Arbeit daran wurde höchstwahrscheinlich, mitten unter dem Geräusche des Krieges, das dem Kloster oft so nahe kam, angefangen und gefördert. Also darf man gewifs hoffen, dafs sie nach der Rückkehr des Friedens und der Ruhe nicht auf die Seite gelegt werden wird; da glücklicherweise auch der Friede, der für so manches Kloster noch trauriger wurde als der Krieg, den ehrwürdigen Wohnsitz der Wissenschaften zu St. Blasius geschont hat. Sollte indessen in dem Verlauf eines halben Jahrhunderts, das wenigstens noch zu der Ausführung des Planes gehören dürfte, irgend ein Zufall die Vollendung des Ganzen verhindern: so wird doch die Geschichte überhaupt, und die deutsche Geschichte insbesondere, durch dasjenige, was schon daran geleistet ist, und ganz vorzüglich durch die vorliegende Arbeit des gelehrten P. Neugart etwas höchst beträchtliches gewonnen haben.

Zu dieser besondern Arbeit über die Geschichte des costanzischen Bisthums, hatte schon vor 70 Jahren der berühmte P. *Marquard Herrgott* einen ausführlichen Plan entworfen, nach welchem sie von ihm in zehen Bücher gebracht werden sollte. Hr. *N.* fand es jedoch schicklicher, bey der Anordnung der seinigen von dem Herrgottischen Plane, den er in der Vorrede mittheilt, abzuweichen, um sie dafür den Arbeiten seiner Vorgänger, durch welche schon die Geschichte der Bisthümer von Würzburg, Bamberg und Chur, als Theile der *Germania sacra* geliefert wurden, in der äufsern Oekonomie etwas ähnlicher zu machen. Diefs wird man gewifs allgemein billigen; es ist aber ohnehin nur eine etwas verschiedene Eintheilung der Materien, welche dadurch nöthig geworden ist; und dafs man dabey auch sonst nichts verloren habe, diefs mag die folgende Anzeige von der Anordnung dieses ersten Bandes zugleich mit dem Reichthum seines Inhalts bewähren.

Sechs Dissertationen stehen als Prolegomena voran; von welchen die erste mit der allgemeinen Ausmessung des Raums von dem Bisthum und mit der Beschreibung seiner Gränzen sich beschäftigt. S. I—IX. Sie werden dabey so fixirt, wie sie von dem König Dagobert schon im J. 633 nach einem Diplom des Kaisers Friedrichs I, das sich auf die Dagobertische Gränz-Bestimmung bezieht, regulirt seyn sollen; die eine Untersuchung über die Aechtheit dieses Diploms macht den besondern Gegenstand der zweyten Dissertation aus: doch wurden bey der genauern Markirung einzelner Gränz-Oerter noch Beziehungen auf andere Belege und Urkunden nöthig, die nur mit einem eben so genauen als mühsamen Fleifs zusammengebracht werden konnten. So ist es z. B. sehr wahrscheinlich gemacht, dafs im Murrgau, wo sich ehemals die Gränzen von Franken und Allemannien berührten, auch die nördliche Gränze des costanzischen Bisthums an den Gränzen der würzburgischen und speyerischen Diöces hin — aber doch noch in das Glemsgau hineinlief. Das Falsche der Behauptung von Crollius, der in seiner gelehrten Abhandlung von dem Herzogthum des rheinischen Franciens, das ganze Murrgau und Glemsgau dem speyerischen Bisthum vindiciren wollte, ist wenigstens überzeugend dargethan; ob aber defswegen das ganze Glemsgau, oder nur der District zwischen dem Neckar und der Glems von jeher und zu jeder Zeit zu der costanzischen Diöces gehörte, möchten wir doch noch nicht für entschieden ausgeben. Gewifs veränderten sich auch zuweilen die Gränzen der bischöflichen Diöcesen; ja die Bischöfe selbst tauschten zuweilen gewisse Districte und Parochien gegen einander aus, und Tschudi führt in seiner *Gallia comata* selbst ein Beyspiel einer solchen Permutation an, die im elften Jahrhundert zwischen dem Bischof Warmann von Costanz und dem Bischof von Chur zu Stande kam.

Eben so hat zwar, nach unserer Ueberzeugung, Hr. *N.* in der zweyten Dissertation S. IX—XIV auf eine

eine sehr befriedigende Art die Zweifel gehoben, welche von Hottinger in seiner helvetischen Kirchengeschichte gegen die costanzische Haupturkunde oder das Fridericianische Diplom vom J. 1155 aufgeworfen wurden. Er hat noch glücklicher das chronologische *Falsum* in allen Abdrücken des Diploms gehoben, das seine Aechtheit am verdächtigsten hätte machen können, denn man hat nun durch ihn erfahren, oder man hatte es schon aus seinem *Codex Diplomaticus Alemanniae et Burgundiae Transjuranae* erfahren, dass das *Datum Indict. IV. V. Kal. Septembr.* in allen gedruckten Exemplaren des Diploms unrichtig ist, indem das Original *Indict. III. V. Kal. Decembr.* datirt ist. Allein sollten nun deswegen, weil es mit dem Aeussern des Diploms seine Richtigkeit hat, die Zweifels-Gründe, die aus seinem Inhalt hervorgehen, ihr Gewicht schon völlig verloren haben, und sollte auch jener stärkste Grund, der aus dem neuen ungewohnten und unerhörten der Begünstigung erwächst, wodurch die Kirche zu Costanz dabey ausgezeichnet worden wäre, durch Hn. *N.* völlig niedergeschlagen seyn? Der Kaiser hätte nämlich darin dem Bischof versprochen, dass weder er, noch einer seiner Nachfolger im Kaiserthum jemals nach Costanz kommen sollte, ausser Andachts halber — *orationis causa* — oder wenn er von dem Bischof berufen und eingeladen, oder wenn er auf einer Reise den Weg durch die Stadt zu nehmen genöthigt würde. Wie der Bischof hätte dazu kommen können, ein solches Privilegium zu wünschen? — lässt sich freylich leicht denken; aber lässt sich denken, dass es der Kaiser hätte übersehen können, was er sich und seinen Nachfolgern dadurch vergab? und lässt sich ein Beyspiel eines ähnlichen Versprechens anführen, das irgend ein früherer oder späterer Kaiser einer *deutschen* Stadt gegeben hätte? Die zwey einzigen frühern Vorgänge, auf welche sich Hr. *N.* beruft, sind nicht von ganz ähnlicher Art. Heinrich V gestattete im J. 1114 den Cremonesern, dass sie ihm eine Pfalz ausserhalb der Mauern ihrer Stadt bauen dürften, und im J. 1116 den Mantuanern, dass sie die kaiserliche Burg innerhalb ihrer Ringmauern und sammt ihren Befestigungen niederreissen möchten. Dabey wollten aber die Cremoneser und Mantuaner sich wohl nicht bloss sicher stellen, dass der Kaiser nicht mehr mit seiner Armee in ihre Stadt selbst kommen sollte, sondern es war ihnen noch um etwas mehr zu thun; doch wenn sie auch nur eben das durch Heinrich V erhalten hätten, was Friedrich I den Costanzern auf die Bitte ihres Bischofs Hermann bewilligt haben soll, so lässt sich noch nicht so geradezu annehmen, dass Friedrich I einer deutschen Stadt eben so leicht bewilligt haben könnte, was Heinrich V zwey italienischen Städten zu gewähren für gut fand. Ausserdem erwachsen der Zweifel noch mehrere aus andern Umständen, und besonders auch daraus, weil sich der Kaiser in dem Diplom darauf beruft, dass die Bischöfe von Costanz das nämliche Privilegium schon von mehreren seiner Vorgänger erhalten hätten, wovon sich doch sonst keine Spur in der Geschichte findet: allein bey allen diesen Zweifeln gesteht doch Rec., dass er sie selbst nicht für hinreichend hält, gegen die Aechtheit des Diploms zu entscheiden, das jetzt von seiner äussern Seite so gut gedeckt ist.

In der dritten Dissertation S. XIV—XCV hat der Vf. das schwere Geschäft übernommen, die politische Eintheilung des costanzischen Gebiets in grössere und kleinere Provinzen zu beschreiben, so weit sie sich aus Urkunden, die in den Zeitraum vom achten bis in das zwölfte Jahrhundert hineinfallen, eruiren lässt. Das mühsame der Arbeit, welche darauf verwandt werden musste, dürfte für manche unserer neueren Historiker, für welche einer unserer ältern Geschichtsforscher den Namen Geschicht-Staffirer vorgeschlagen hat, kaum begreiflich seyn. Die Namen von mehrern hundert Oertern mussten nicht nur aus Documenten und Diplomen der verschiedensten Art ausgezogen werden, sondern bey mehreren wurde es nothwendig, drey bis vier solcher Documente zu vergleichen, um den Namen zu berichtigen, oder bestimmtere Data zu der Fixirung der Lage des Orts daraus zu ziehen. Auch dabey mussten noch zuweilen Conjecturen zu Hülfe genommen werden; aber dafür hat auch die ältere Geographie eines grossen Theils von Schwaben, vom Elsass und von der Schweitz eine Menge der schätzbarsten Aufklärungen erhalten, wovon wir hier nur folgendes allgemeinere auszeichnen dürfen. — Das costanzische Gebiet umfasste einen beträchtlichen Theil der zwey grossen Provinzen Alemanniens und des transjuranischen Burgundiens, aber keine von beiden umfasste es ganz, denn die Gränzen von beiden erstreckten sich eine geraume Zeit hindurch noch weiter als die Gränzen der Dioces. Alemannien lief gegen Osten noch bis an den Lech in die augspurgische und gegen Westen in die strasburgische und baslische Dioces hinein; von dem transjuranischen Burgundien gehörte hingegen nur derjenige Theil zu Costanz, der sich vom St. Gotthardt am rechten Ufer der Aar bis an den Rhein zieht, und zuweilen auch durch den Namen *Burgundia minor* bezeichnet wurde, wobey sehr richtig gegen Herrgott erinnert wird, dass die Eintheilung Burgundiens in das cis- und transjuranische nicht erst im neunten, sondern schon im sechsten Jahrhundert aufkam, so wie schon früher die ganze Schweitz unter burgundische Herrschaft gekommen war. Der specielleren Geographie dieser Provinzen, so weit sie zu dem costanzischen Bisthum gehörten, ist auch noch die schöne Bemerkung vorangeschickt, dass die politische Eintheilung zugleich über die kirchliche einiges Licht verbreiten kann, indem die grösseren und kleineren *Pagi*, die Marken und Centschaften, in welche das Land vertheilt war, meistens den Archidiakonaten, den Rural-Kapiteln und den Parochien, in welche das Bisthum vertheilt war, entsprachen. Die Pagos und die Marken selbst aber findet man nach dem Alphabet, und also in der nämlichen Ordnung angeführt, wie sie schon im vierten Buch des *Chron. Gottvic.* verzeichnet

net stehen, nur dass sehr viele dort unbemerkte nachgetragen und in ihre Ordnung eingerückt sind.

In der vierten Differtation S. XCV — CXXII, die der besondern kirchlichen Geographie des Bisthums gewidmet werden sollte, konnte Hr. *N.* weniger leisten als er wünschte, weil sichere Documente ihm mangelten. Es läfst sich nicht genau bestimmen, wenn die Diöces zuerst in Archidiakonate und Rural-Dechaneyen eingetheilt worden seyn möchte, sondern nur vermuthen, dass das erste noch vor dem Ende des achten Jahrhunderts geschah, und diese Vermuthung gründet sich selbst nur darauf, weil man gewiss wusste, dass es um diese Zeit in der benachbarten strassburgischen Diöces geschehen war. Der Vf. begnügte sich daher, eine *Descriptionem Archidiaconatuum Episcop. Costant.* mitzutheilen, welche unter den Papieren des D. *Jac. Rassler*, eines nicht unbekannten Gelehrten aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, gefunden worden war, worin er jedoch mehrere Lücken aus *Manlius* und *Bucelin* noch ergänzen konnte. Dabey ist aber der schlimmere Uebelstand, dass man nicht nur über die Zeit, in welcher diese Eintheilung gemacht wurde, sondern auch über die Dauer der Zeit im Dunklen ist, in welcher sie galt, denn man hat Gründe genug zu der Vermuthung, dass sich auch in der costanzischen Diöces die Eintheilung der Archidiakonate und der Kapitel nicht immer gleich blieb. Das bischöfliche Officialat hätte hier ohne Zweifel aus seinen Archiven am leichtesten hinreichende Aufklärung, und hätte sie auch wohl ohne Bedenken geben können.

Sehr zweckmäfsig sind dafür in der fünften Differtation S. CXXII — CXLI die bekannten Nachrichten von den ältern Einwohnern des Bisthums und von ihrer Religion in den fünf ersten Jahrhunderten mit Absonderung der falschen und zweifelhaften, ins Kurze zusammengedrängt. Unter das erwiesen Falsche werden nicht nur die Legenden von dem Apostel Petrus, der nach Feldkirch gekommen, und von dem h. Barnabas, der im Costanzischen selbst eine Zeitlang sein Missions-Geschäft getrieben haben soll, sondern auch ohne Bedenken die Fabeln von dem h. Beatus geworfen, der sonst als der Apostel der Helvetier präconisirt wird. Erst am Ende des zweyten oder im dritten Jahrhundert — vermuthet Hr. *N.* mit der Bedachtsamkeit des ächten Geschichtsforschers — möchte das Christenthum auch in Helvetien und in dem angränzenden Theil von *Germania prima* sich verbreitet, und zwar durch die Bemühungen von *Photin* und *Irenäus* von dem celtischen oder lugdunesischen Gallien aus sich verbreitet haben, zu welchem damals Helvetien gehörte. Selbst bey der gelegentlich eingemischten Untersuchung über die Märtyrer-Geschichte der berufenen thebaischen Legion, und über die Acten des h. Felix, seiner Schwester Regula und der h. Verena verläugnet sich jene Bedachtsamkeit gar nicht, wie wohl er sich verleiten liess, etwas länger als nöthig war, dabey zu verweilen. Nur war es für Rec. eben desswegen desto unerwarteter, dass Hr. *N.* S. 139 die so bestrittene Synode von Cöln vom J. 346 und die Absetzung des Bischofs Euphratas, welche darauf erfolgt seyn soll, als ausgemacht annahm. Es ist wahr, dass sie auch Grandidier in seiner Geschichte der strassburgischen Kirche vertheidigte; aber es ist auch höchst sichtbar dabey, dass es Grandidier bloss desswegen that, weil sich der Name des Bischofs Amandus von Strassburg in den Acten davon findet.

In der sechsten Präliminar-Differtation S. CXLII bis CXLVIII wird endlich noch der ursprüngliche Sitz der costanzischen Bischöfe und die Zeit ihrer Verpflanzung nach Costanz fixirt, wobey vorzüglich die streitige Frage auszumachen war, ob das *castrum Vindonissae*, das heutige *Windisch* im bernischen Gebiet, das der erste Sitz des Bisthums war, in den Metropoliten-Sprengel von Lyon, oder von Besançon gehörte? So weit das streitige dabey von der Frage abhängt: ob die Gallische Provinz *Maxima Sequanorum* noch im vierten Jahrhundert zu der *Prima Lugdunensis* gehört habe, so scheint es uns hier richtig entschieden: denn das letzte wird mit überwiegenden Gründen gegen Schöpflin geläugnet, der es nur auf die Autorität einer verstümmelten Inschrift behauptet hatte. Ob aber die Entscheidung allein davon abhängt? — Diess dürfte wohl desto zweifelhafter seyn, jemehr uns bey der kirchlichen Eintheilung der gallischen Provinzen überhaupt und ihrer verschiedenen Veränderungen immer noch ungewiss und dunkel ist. Unter den verschiedenen Vermuthungen über die wahre Verlegungs-Epoche des Bisthums von Windisch nach Costanz hat hingegen der Vf. die Vermuthung von le Cointe, vorgezogen, nach welcher sie in den Zeitraum zwischen 553—561 gefallen wäre, ohne sich ausführlich in die Widerlegung der andern Meinungen darüber einzulassen, und diess war desto zweckmäfsiger, da man doch ausser dem blossen Facto der Translation weiter nichts davon weiss.

Nach diesen gelehrten Prolegomenen wird nun die Geschichte des Bisthums selbst, und zwar in der Ordnung ausgeführt, dass nach der Reihe der Bischöfe immer zuerst das kirchlich-merkwürdige aus der Regierung eines jeden zusammengestellt, und bey dem Schluss eines jeden Jahrhunderts die politischen Hauptveränderungen, welche hineinfielen, und auch jene, welche in dem Zustande der Gelehrsamkeit vorgingen, in besondern Abschnitten angehängt werden. Daraus darf aber hier nur so viel ausgehoben werden als hinreichend ist, um sowohl von der Behandlungsart und Manier des Vfs, als von dem Reichthum und der Varietät des für die deutsche Geschichte besonders wichtigen und brauchbaren, das sich in seinem Werk findet, einen Begriff zu geben.

Als erster Bischof von Vindonissa wird *Bubulcus* angeführt, weil sich von keinem fühern eine Spur findet; aber auch von ihm findet sich nichts als sein Name in den Unterschriften der Synode, die im J.

517 von dem burgundischen König Sigismund zu Epaon veranstaltet wurde. Diess ist auch der Fall mit seinem Nachfolger Grammatius, dessen Name sich bloss in den Acten zweyer Synoden vom J. 535 und 549 findet. Unter dem dritten Bischof von Windisch, der im J. 552 (und nicht, wie durch einen Druckfehler angegeben ist, im J. 522) auf Grammatius folgte, wurde aber der bischöfliche Sitz von Vindonissa nach Costanz unter Chlotar I verlegt; doch weiss man auch von dieser Verlegung, so wie von dem Mann selbst fast weiter nichts, als dass er Maximus hiess, und so ist es auch mit seinen zwey Nachfolgern, Rudolf und Ursin, mit deren Regierungs-Jahren man das sechste Jahrhundert noch ausfüllen muss. Die Abwechslungen in dem politischen Zustand des Bisthums während dieses Jahrhunderts liessen sich S. 21 etwas genauer markiren. Nach dem Erlöschen des burgundischen Reichs kam im J. 534 auch der helvetische Theil der Diöces an den König Theodebert von Austrasien, und somit, da Alemannien schon vorher zum austrasischen Reich gehört hatte, das ganze Bisthum unter einen Herrn. Im J. 553 kam Chlotar I auch in den Besitz des austrasischen Reichs; nach seinem Tode im J. 561 wurde aber bey der neuen Theilung des Reichs unter seine vier Söhne auch Helvetien wieder getheilt, doch blieb das Land an dem rechten Ufer der Reuss bey Austrasien. Nur über die Bestimmtheit haben wir uns hier etwas gewundert, womit Hr. *N.* S. 22, 23 die alemannischen und burgundischen Herzoge aus diesem Jahrhundert der Reihe nach angiebt: denn diess wusste er gewiss selbst am besten, dass sich aus demjenigen, was uns Fredigar und Aimon von den *Ducibus* dieses Zeitalters hinterlassen haben, nichts sicheres schliessen lässt, und ohne Zweifel desswegen hat er sich selbst über den seltsamen Eccardtischen Versuch, den habsburgösterreichischen Stammbaum von dem alemannischen Herzog Leuthar auszuführen, mit so schicklicher Zurückhaltung ausgedrückt. Die nämliche Ungewissheit erstreckt sich, wie wir glauben, auch noch über die *Duces* des siebenten Jahrhunderts. Wenigstens möchte sich Rec. nicht erlauben, die Formel zu gebrauchen, dass der Ducatus des cis-rhenanischen Alemanniens zwanzig Jahre lang erledigt geblieben sey, oder dass der Herzog Gottfried im J. 688 das Herzogthum angetreten habe. Aber ein wichtiges Geschäft bleibt es immer für den Geschichtsforscher in diesen Zeitraum, die steigende Macht und die wachsende Grösse der Familien und Geschlechter zu beobachten, die in der Folge in jeder Provinz und in jedem Gau die bedeutendsten wurden.

Auch die Geschichte der costanzischen Bischöfe, die im siebenten Jahrhundert auf einander folgten, hat des merkwürdigen nur wenig, weil es fast ganz an Urkunden darüber fehlt, oder wohl noch mehr desswegen, weil die Zeiten zu unruhig, und die Bischöfe zu unbedeutend waren, als dass ihre Geschichte in die grössere politische hätte eingreifen können. Unter dem Bischof Gaudentius, der vom J. 606—615 der costanzischen Kirche vorstand, wurde im J. 612 das Kloster zu St. Gallen von dem h. Gallus angelegt. S. 34. Drey Jahre darauf im J. 615 wollte man den h. Gallus selbst zum Bischof von Costanz machen, der aber die Ehre ablehnte, und einen seiner Mönchs-Schüler, den Diakonus Johann dazu vorschlug. S. 39. Unter dem Nachfolger Johanns, dem Bischof Martian regulirte der König Dagobert I die Gränzen der Diöces, und vermehrte den Güter-Stock der bischöflichen Kirche mit einer Menge neuer Besitzungen, wofür aber das angeführte Diplom Friedrichs I allein die Gewähr leisten kann. S. 42. Von den vier letzten Bischöfen aus diesem Jahrhundert haben sich aber kaum die Namen erhalten. Mit möglichster Genauigkeit und mit unendlich viel gelehrtem Fleiss ist hingegen dasjenige zusammengebracht, was zu der Geschichte des wichtigen Zeitpunkts gehört, wo unter Pipin und Karlmann die bisherige alemannische National-Dynastie auf einige Zeit völlig erlosch, oder der alemannische Ducat abrogirt wurde. S. 49—96. Diese National-Dynasten starben mit Lantfried II aus, denn nachdem ihn Pipin besiegt, und im J. 750 in seine Gewalt bekommen hatte, so verwandelte er Alemannien in eine Provinz, die er nun durch Cammerboten regieren liess. Von diesen Cammerboten sind nur die Namen der zwey ersten auf uns gekommen, nämlich Warinos, der im Thurgau seinen Sitz hatte, und in einigen Urkunden des Zeitalters auch als Graf des Lenzgaus genannt wird, und Rutharts, der in einer Urkunde zugleich als Graf des Aargaues vorkommt. Den letzten wollten einige Gelehrten in den welfischen, und den ersten in den gibellinischen Stamm hineinbringen; nach andern aber sollten beide zu dem Geschlecht der Welfen gehört haben. Hr. *N.* entscheidet S. 55 nicht darüber, aber beweist aus Urkunden, dass es auch im achten Jahrhundert in Schwaben und im Elsass schon Welfen gab, und macht es S. 59 sehr wahrscheinlich, dass Ruthardt aus dem Geschlecht der alten alemannischen Dynasten war. Diess ist für die politische Geschichte Pipins nicht unbedeutend; aber noch wichtiger für die politische Geschichte der Heyrathen Karls des Grossen ist der schon von Teganus zwar angegebene, aber hier bewiesene Umstand, dass seine Gemahlin Hildegarde, die im Jahr 783 starb, ebenfalls aus diesem Geschlecht, eine Urenkelin des alemannischen Herzogs Berchtold, und eine Schwester des Grafen Gero von Berchtolsbar war, der bey Karln in so grossem Ansehen stand.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 APRIL, 1804.

KIRCHENGESCHICHTE.

St. Blasius, a. d. Druckerey des Stifts: *Episcopatus Costantiensis Alemannicus sub Metropoli Moguntina cum Vindonissensi*, etc. illustratus à P. *Trutperto Neugart, San-Blasiano*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vom achten Jahrhundert an wird dann auch die Geschichte der costanzischen Bischöfe, deren Reihe Hermann *Contract.* ohnehin erst von Andoin, dem ersten Bischof dieses Jahrhunders ausführt, ergiebiger und gewisser. Unter Andoin legte der h. Pirmin das Kloster zu Reichenau an. S. 70. Mit seinem angeblichen Nachfolger Rudolf II dürfte es etwas ungewiss stehen: denn seine Existenz beruht bloss auf einem Brief Gregors III, der an die *Episcopos in Bojoaria et Alemannia constitutos* und unter diesen auch an einen Rudolf überschrieben ist. S. 74. Der Nachfolger Rudolfs, der Bischof Ehrenfried, war vorher Abt von Reichenau gewesen; ein schwüriger Punkt in seiner Geschichte erwächst aber daraus, dass man ihn nicht auf der berühmten Synode findet, die der h. Bonifaz im J. 739 oder 740 zusammenbrachte, wofür jedoch S. 76 eine sehr annehmliche Ursache ausgemittelt ist. Unter dem nächsten Bischof Sidonius vom J. 748—760 wurde Costanz, das bisher unter der Metropole von Besancon gestanden, dem neuen Metropoliten-Sprengel von Mainz zugeschlagen. S. 78. Nur darf man freylich nicht fragen: woher man es weiss? Denn die Behauptung, dass es *jetzt* geschehen sey, gründet sich bloss darauf, weil es jetzt geschehen seyn *könnte*, und weil man sonst keine andere Zeit bestimmen kann, wenn es geschehen wäre. Gewisser ist hingegen, dass dieser Sidonius, der ebenfalls Abt zu Reichenau gewesen war, dem Kloster zu St. Gallen, das der h. Othmar um diese Zeit in besondern Flor brachte, alle mögliche Drangsale zufügte, um sich einen Theil von den reichen Schenkungen, die ihm zuströmten, zuzueignen, oder die Mönche dafür zu strafen, dass sie von Pipin ein Exemtions-Privilegium ausgewirkt hatten. S. 77. Noch schlimmer ging es dem Kloster unter dem neuen Bischof Johann II vom J. 760—781. Dabey kann man aber, durch eine sehr ungezwungene Zusammenstellung der hier erzählten Umstände, in die Geschichte dieser Kloster-Plackerey einen weit feineren Plan hineinbringen, als Hr. *N.* darin gesehen zu haben scheint. Dieser Johann, der vorher Mönch zu Reichenau gewesen war, wurde nach Othmars Tode noch während dem Leben des Bischof Sidonius zum Abt von St. Gallen ernannt. Als Abt schloss er sogleich mit dem Bischof einen Vergleich, wodurch er gewissermassen auf das Exemtions-Privilegium verzicht that, welches Pipin dem Kloster verliehen hatte: denn er machte durch den Vergleich das Kloster verbindlich, einen jährlichen Zins von einer Unze Goldes, und ein Pferd von dem Werth eines Pfundes an die bischöfliche Kammer abzureichen. Unmittelbar darauf starb Sidonius. Johann wurde sein Nachfolger im Bisthum, wie in der Abtey zu Reichenau. Und was geht daraus natürlicher hervor, als die Vermuthung, dass der reichenauer Mönch bloss desswegen zum Abt von St. Gallen gemacht worden war, damit er das Kloster in die Hände des Bischofs liefern sollte? Diese Vermuthung erhält durch alles, was Johann als Bischof zum Nachtheil des Klosters und zur Behauptung der bischöflichen Herrschaft darüber that, noch mehr Wahrscheinlichkeit; aber sie wird zur vollen Gewissheit durch die ganz ähnlichen Proceduren, welche der Nachfolger Johanns, der neue Bischof Egino vom J. 781—811 mit dem Kloster und gegen das Kloster vornahm. Er drang ihm sogleich einen Presbyter, der vorher nicht einmal Mönch gewesen war, zum Abt auf. S. 86. Und wusste es durch diesen leicht einzuleiten, dass die kaiserliche Commission, welche die Mönche ausgewirkt hatten, ihnen so viel als nichts half: denn durch den Abt liess er sich selbst das Original des Privilegiums, worin dem Kloster das Recht der freyen Abts-Wahl von Karl dem Gr. ertheilt worden war, in die Hände spielen, das er dann, um es recht gewiss auf die Seite zu bringen, ins Feuer warf. Unter dem Nachfolger von Egino, unter dem neuen Bischof Wolfleoz vom J. 811—839 zeigte es sich hingegen auf eine andere Art, wie stark der blosse und reine Bischofs-Geist den Mönchs-Geist überwog. Dieser Wolfleoz war aus dem Kloster zu St. Gallen auf den Bischofs-Stuhl gekommen. Bey ihm konnte also keiner der Neben-Gründe eintreten, welche seine Vorgänger, die meistens reichenauische Mönche gewesen waren, gegen die Mönche von St. Gallen immer auch mitgereitzt haben mochten. Es war vielmehr zu erwarten, dass er einige Vorliebe für seine alten Mitbrüder zeigen würde: aber das Interesse des Bischofs siegte bey ihm über alle andere Rücksichten. Er zwang sie selbst S. 107 ihn bey dem Papst zu verklagen, den er jedoch auf einer Reise, die er selbst nach Rom machte, für sich zu stimmen wusste; und als sich die Mönche darauf an den Kaiser wandten, so konnte er zwar nicht verhin-

wodurch endlich Annäherung von beiden Seiten wie von selbst kömmt. Nach und nach werden beide Partheyen nicht mehr eine in allen ihren Fächern getrennte theologische Literatur aufstellen, sondern als gemeinschaftliches Gut, gleich brauchbar dieser und jener Parthey, jetzt dieses, dann mit der Zeit wieder ein anders Fach ansehen. Die Gemeinschaft der Kirchengeschichte, glaubt Rec., möchte zuerst unter Protestanten und Katholiken eingeführt werden können. Nach und nach würde sie sich auch auf die Exegese erstrecken; die Moral könnte jetzt schon dahin gezogen werden. Mit der Dogmatik hofft er, würde sichs endlich auch geben, nur viel später, als mit den andern Theilen; man dürfe aber doch schon den Anfang zu dieser Annäherung und künftigen Gemeinschaft, als gemacht ansehen.

Bey gerechter Anerkennung der fleissigen und mühevollen Arbeit, welche in diesem Buche dargelegt worden ist, will Rec. noch einige Bemerkungen hinzufügen, und auf manche Bücher aufmerksam machen, die vielleicht bey einer zweyten Auflage mit aufzunehmen seyn möchten.

Das, was Rec. als Folge solcher Werke ansah, war wohl die Absicht des Vf. und des Herausgebers nicht, als sie dieses Werk unternahmen. Es hätte sonst nach einem ganz anderen Plan angelegt werden müssen. Es hätte sich über die gesammte Literatur erstrecken, und doch wieder nur auf Deutschland beschränken müssen. Aber auch derjenigen Absicht, welche die Vff. hatten, möchte das Werk nicht so genau entsprechen, obschon Rec. gerne gesteht, dass es äusserst schwer sey, das Zuviel und Zuwenig bey einer so beschränkten Arbeit zu vermeiden; und glaubt dass es leichter gewesen seyn möchte, wenn sie, ohne Rücksicht auf eine besondere Classe von Theologen zu nehmen, überhaupt eine theologische Bibliothek, *zunächst* für katholische Theologen angelegt, nur für jedes Fach die für die besten in ihrer Art anerkannten Werke, die katholischen gleichwohl zuerst, und zwar welcher Nation sie immer zugehören möchten, dann die protestantischen, genannt hätten, doch so, dass in dem Falle, wo diese letztern nicht so gerade zu von dem Katholiken durchaus gebraucht werden dürften, nachgewiesen worden wäre, wie oder wo die nöthige Berichtigung gemacht werden könnte. Der Theolog von einer niedern Stufe in seinem Orden hätte dann, wie der zu einem höhern Grad bestimmte, jeder nach seinem Bedürfnisse sich auslesen können, besonders, wenn in dem Werke selbst die nöthigen Winke dazu wären gegeben worden. Wie das Verzeichniss jetzt da liegt, ist es doch manchmal für seine Absicht nicht passend; denn es nennt Werke, die für diese Classe Theologen zu voluminös und zu theuer, und manche, welche zu unbedeutend sind. Wie viele werden sich die *Bibliotheca PP.* kaufen, und wie wenige werden sich um einzelne Dissertationen und solche Broschüren bekümmern, die besonders am Ende des Werks aufgezählt werden!

Was die hier mit Unrecht ausgeschlossenen Bücher anlangt, so rechnen wir dahin zuförderst Josephus und Philos Werke, welche in keines Theologen Bibliothek fehlen sollten. Von jenen hat bekanntlich *Oberthür*, von diesen *Pfeiffer* (jedoch der letzte nicht vollständig) bequeme Ausgaben geliefert. Etwas von der *rabbinischen Literatur* hätte wohl auch gesagt werden sollen. Denn dieses Fach muss aus Liebhaberey bearbeitet werden, wozu aber Bücher, wie diese, das literarische Publicum aufmerksam machen, und die Liebhaberey wecken müssen. *Goldhagens* N. T. griechisch — dessen Religions - Journal, *Gerberts* Theologie, die *theologia PP. S. J.*, die zu Wirzburg in 8. Tractaten erschienen, die eben in Wirzburg erschienene Theologie des Dominikaners *Billuart*, *Voits* Moral hätten nicht übergangen werden sollen: diese drey Werke sind in ihrer Art die besten, und machen den Schluss der scholastischen Periode der Dogmatik und der Moral auf katholischen Universitäten. Zur Geschichte müssen sie aufbewahrt werden als merkwürdige Urkunden. Wenn der Vf. über den Mangel guter lateinischer Uebersetzungen der Bibel klagt: so errinnert ihn Rec. an die Uebersetzung des *Seb. Castellio*, an die von *Dathe*, von A. und an die *Erasmische* und *Bezaische* vom N. T. Bey der Dogmatik hätte *Oberthürs Theologiae revelatae primae lineae, Dogmaticae pars una* deswegen genannt werden sollen, weil die Anlage zu einer Dogmatik neu ist, und er eine Zeitlang selbst darüber öffentliche Vorlesungen gehalten, ehe *Lud. Häbert* und in der Folge *Steph. Wüst* als Bücher zu Vorlesungen zu Wirzburg vorgeschrieben wurden. Bey der Bibel und Exegese hätte *Henr. Kilber Harmonia Evangeliorum*, und dessen *Analysis biblica*, die aber ohne Namen des Vf. erschienen, und wovon Rec. den T. I. *Continens libros hist. V. T.* (Heidelb. 1773. 8.) vor sich hat, nicht übergangen werden dürfen, weil der Vf. der erste war, der 1764 exegetische Vorlesungen zu Wirzburg auf höchsten Befehl zu halten anfing. Unter der Bücherlehre von der Dreyeinigkeit fehlt eine merkwürdige Erscheinung, die von einem Benedictiner aus dem Kloster Neustadt im Wirzburgischen, *Placidus Stürmer*, herausgegebene Schrift: *Dogma Scholasticorum*, worin er zeigt, dass die das Geheimniss so erschwerende *Unitas naturae numerica*, die Lehre der Scholastiker, nicht aber der Kirche sey. Druckfehler mögen es seyn, wenn *Oberthür* einmal *Friedrich*, und *Zirckel Doctor Phil.*, *Heger* Pfarrer im *Wirtembergischen* statt *Wirzburgischen*, *Schneider*, Professor zu Köln genannt wird. Dort muss es *Francis.* hier *D. Theol.* heissen. Letzterer aber war Professor zu Bonn, verlor seine Professur nicht, sondern verliess sie selbst, und ging dann nach Frankreich.

F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 10 APRIL, 1804.

JURISPRUDENZ.

Giessen, b. Tasché u. Müller: *Civilistische Versuche* von D. *Paul Johann Anselm Feuerbach*, ord. Prof. des Rechts in Kiel. Erster Theil. 1803. 274 S. 8.

Einige Auffätze über streitige Gegenstände des Civilrechts, mit Klarheit und Scharffinn, aber auch mit zu viel Aufwande von Worten geschrieben; Kleinigkeiten, nach der eigenen Sprache des Vfs, die, wie er hofft, nur dem Kreise der wenigen ächten Civilisten willkommen, dem rein philosophischen Juristen aber, wie er fürchtet, nur ein Ekel seyn würden. Es mag seyn, dass die letztern das Gefilde der eleganten Jurisprudenz im Rücken haben; der Freunde philologischer und historischer Entwickelungen des positiven Rechts werden indess doch hoffentlich noch immer mehrere seyn, als der Vf. zu glauben scheint. Seine Abhandlungen sind nicht alle von gleichem Gehalte. Am meisten zeichnet sich N. I aus, *Entdeckung des Unterschieds zwischen servitus luminum und servitus, ne luminibus officiatur*; eine glückliche Erklärung von L. 4 D. *de servitutibus praediorum urbanorum*. Eine Servitut in Ansehung des Lichts konnte man sich in Deutschland nicht anders denken, als dass der Beschränkte seinem Nachbar das Licht nicht verbauen dürfte; *servitus, ne luminibus officiatur;* sollte es noch eine zweyte, der ersteren entgegengesetzte, geben, so konnte sie nichts anderes seyn, als eine Beschränkung der Freyheit im Nichtbauen oder im Niedrigenbauen, wodurch dem Nachbar ein Schatten erhalten wurde, *servitus luminum*. Da die letztere in Deutschland ganz ungebräuchlich und unbekannt war, so zerbrach man sich lange den Kopf über den Sinn von *servitus luminum;* man suchte die Erklärung dazu aus der Zahl der in Deutschland gewöhnlichen Servituten, und verfehlte so, durch eine falsche vorgefasste Idee geleitet, das rechte Ziel, bis ein glücklicher Gedanke an das Eigenthümliche des italienischen Himmels erinnerte. Nun ist L. 4. D. *de servitutibus praediorum urbanorum* ganz klar. N. II. *Beweis, dass die Redhibitorienklage sowohl statt finde wegen Mängeln* (Mängel), *welche die Brauchbarkeit der Sache aufheben, als auch wegen solchen* (solcher), *die ihren Werth verringern*. Der Satz ist ganz richtig, dass der Käufer einer fehlerhaften Sache, sie sey ihm noch brauchbar oder nicht, die Wahl zwischen der Aufhebung des Kaufs und der Herabsetzung des Kaufpreises hat. Wenn aber der Vf. damit eine alte irrige Meinung zu stürzen glaubt, so möchte dieser Gewinn wohl nur auf einem Missverständnisse beruhen. So sagt *Leyser Sp. 237 m. 1. — ex aedilitio edicto duas oriri actiones, redhibitoriam et aestimatoriam, in vulgus notum est; hae, ut Lauterbachius in compendio juris p. 413 loquitur, e l e c t i v e concurrunt* womit die übrigen vom Vf. genannten Rechtsgelehrten leicht zu vereinigen sind. Ein Wahlrecht des Käufers findet auch unstreitig nach der Meinung der von ihm angeführten *Voet* und *Malblank* statt. N. III *Grundlinien zu einer Theorie der juridischen Kritik und Beantwortung der Frage, ist die Kritik dem Praktiker brauchbar?* Meist polemischen Inhalts, ohne ein fruchtbares Resultat zu liefern: vieles läuft auf einen Wortstreit hinaus. N. IV. *Ueber die L. 13. 9. 5. D. de usufructu*, der Vf. seines glücklichen Fundes gewiss, setzt mit Zuversichtlichkeit hinzu: *eine nothwendige kritische Emendation, die wohl keinen Zweifel hat.* Allerdings ist die von ihm vorgeschlagene Verbesserung, durch veränderte Interpunction und leichtes Zusammenziehen getrennter Sylben, aus der Classe derjenigen, die den wenigsten Anstand verursachen, aber darum, wie Rec. glaubt, nichts weniger als gelungen. Auf sie fällt der Tadel eines Sprachzwanges und einer unnützen Wiederholung. Nach der bisherigen Ansicht der Stelle aber fällt nicht allein dieser Tadel weg, sondern es liegt auch darin kein solcher Widerspruch, als der Vf. fand. Es ist vielmehr in Hinsicht auf den Grubenbau, wenn er einträglicher als andere Nutzarten ist, eine Ausnahme gemacht, die, ohne auch noch auf die Wichtigkeit des Grubenbaues für den Staat zu achten, nicht bloss dem Nutzniesser, sondern auch dem Eigenthümer in der Folge zu gut kommt, welches bey den andern Arten der Verbesserung der Fall nicht ist. Von dieser Seite betrachtet erscheint die Sprache Ulpians an der angeführten Stelle sehr ausdrucksvoll, die auch durch die damit übereinstimmende Uebersetzung dieser Stelle in den Basiliken völlig bestätigt wird. N. V. *Was ist ein Directarius*, zur Erklärung der *L. 9. de extraordinariis criminibus* und der L. 9 §. 1. seq. *D. de effract. et expilatoribus*. Dass *Directarius* einen kecken, sehr listigen Dieb, der bis in das oberste Stockwerk, den Speisesaal, (*coenaculum*), sich wagt, bedeute, ist gut gezeigt; wodurch aber in den angenommenen Begriffe, von einem sich ins Haus einschleichenden Diebe, in der Hauptsache nichts geändert wird. N. VI. *Ueber den römischen Begriff von status und die gewöhnlichen Eintheilungen desselben*. Dass die Römer sich nur einen *status libertatis*, e[illegible]

vitatis und *familiae* dachten, und den von den Neueren gebildeten Begriff eines *status aetatis*, *sanitatis* und dergleichen nicht kannten, darin stimmt Rec. dem Vf. bey; sollte aber die weitere Ausbildung des Begriffs, der in dem Worte *status* liegt, tadelhaft seyn? Eine andere Frage hiebey ist, ob die Systemschöpfer recht daran thaten, die in so vieler Hinsicht fruchtbare, und den Römern durch die dreyfache *capitis deminutio* wichtige Abhandlung des Rechts im Grofsen unbenutzt zu lassen. Gewifs müfste die Ansicht des positiven Rechts nach diesen dreyfachen Zuständen bey weitem glücklicher und nützlicher für die Theorie, als die herrschende geworden seyn, zumal wenn sie, wie sich erwarten liess, mit der Zeit mehr Ausbildung erhalten hätte. Als Grundlage blieb immer der *status civitatis*; und diesem waren untergeordnet, der Stand des Einzelnen ausser der Gesellschaft, und der Stand in der Gesellschaft; wovon dieser aus dem *status familiae*, jener aus dem *status libertatis* hervorging. N. VII. *Etwas über die Methode des deutschen Privatrechts*, mit besonderer Anwendung auf die Frage: Ist der Interimswirth für seine Person zu einer Lehnwaare verbunden? Der Vf. bestreitet gegen *Runde* die Verbindlichkeit des Interimswirths zur Entrichtung der Lehnwaare, und bekennt sich in Ansehung des Begriffs vom deutschen Privatrecht zur Hufelandischen Theorie. In beiden tritt ihm Rec. bey, nur mit der Einschränkung, dafs für Freyheit des Interimswirths der römische *usufructus* keinen passenden Gebrauch verstattet; und dafs das Eigenthümliche der deutschen Nutzungsarten von Grundstücken diese Freyheit noch zweifelhaft macht; dafs ferner im deutschen Privatrechte die Geschichte des Gebräuchlichen und Gewöhnlichen, wenn sie gleich keine eigentlichen Gesetze liefert, doch praktisch brauchbare Vermuthungsregeln an die Hand giebt, deren Entwickelung das wichtigste Stück des deutschen Privatrechts ausmachen mufs. Im Grunde besteht die ganze Controvers über den Werth des deutschen Privatrechts in einem Wortstreite. N. VIII. *Ueber actio in rem und actio in personam, jus in rem und jus in personam.* Eine wenig interessante Controvers mit Hn. *Thibaut*. Da die römischen Juristen in der Entwickelung der Grundbegriffe und Grundsätze wenig genau, und nicht immer glücklich waren: so sollte man billig, mit Hülfe der bessern Einsichten unserer Zeiten, vor andern die Begriffe aus der Natur der Sache, philosophisch, und dann die römischen Begriffe historisch, und mit dem allgemeinen Maafsstabe vergleichend, zu entwickeln suchen, womit zugleich viele Controversen von selbst fallen würden.

Ef.

Leipzig, b. Martini: *Handbuch des (Kur) Sächsischen peinlichen Processes*, von D. *Gottfried Winckler*, ausserordentlichem Prof. d. R. zu Leipzig. Erstes Bändchen. 1802. 164 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein Lehr- oder Handbuch für die Theorie irgend eines Landes-Processes darf, nach unserem Dafürhalten, nicht mehr und weniger, als Nachträge und Zusätze zu der Lehre des gemeinen Processes, und mithin von dieser selbst nur so viel enthalten, als davon zur vollkommenen Einsicht des Landesrechtes nothwendig seyn dürfte. Alles dieses aber nicht allein um der Einheit des Plans, der Wahrheit und der Consequenz willen, sondern auch, damit nicht durch den wiederholten Rückblick auf das gemeine, das eigentliche Ziel übersehen werde. Dem verdienten Vf. vorliegender brauchbaren Schrift war es aber, so wie sich aus diesem *ersten Theile* erkennen läfst, mehr um eine vollständige Anleitung zu dem in Kursachsen und in den Lausitzen geltenden Untersuchungsprocesse überhaupt zu thun. Denn, des eingeschränkten Titels ungeachtet, liefs derselbe nicht allein die in die Theorie des gemeinen deutschen Processes gehörigen Vorbegriffe und Begriffsbestimmungen vorausgehen, sondern zählt auch Karls V Halsgerichts-Ordnung zu den Quellen des sächsischen Processes, desgleichen das gemeine fremde Recht zu den *Hülfsmitteln* (!) desselben, bemerkt häufig die Grundsätze des gemeinen Rechts, und nimmt ausserdem durchgehends Rücksicht auf die Abweichungen der in der Ober- und Niederlausitz üblichen Verfahrungsart. Uebrigens enthält dieser Abschnitt nur einen kleinen Theil des Ganzen und wenig mehr als die Einleitung: nämlich, das erste Hauptstück oder die Einleitung und die beiden ersten Kapitel des zweyten. *Jenes* befafst in vier Kapiteln a) Prolegomena über den Begriff, die Arten, Quellen und Hülfsmittel des Criminalprocesses, b) die Lehre von den peinlichen Gerechtsamen und der Gerichtsbarkeit, c) die Lehre von dem Gerichtsstande, d) und von der äussern Form des Gerichts. *Dieses*, welches der Darstellung des Criminalprocesses selbst bestimmt ist, erörtert die Rechtstheorie über die Veranlassung der Untersuchung und die Mittel, den Angeschuldigten vor Gericht zu bringen. Unverkennbare Vorzüge dieses mit vielem Fleifse ausgearbeiteten Buches sind: die Grundlegung zu einer vollständigen Geschichte des sächsischen Criminalprocesses, die sorgfältige Bemerkung der Eigenheiten des Lausitzer Verfahrens, vollständige Angabe der Quellen, genauere Bezeichnung der Gränzen der hohen und niedern Criminalgerichtsbarkeit nach den vaterländischen Gesetzen und der Praxis, vollständigere Darstellung der Lehre von dem Gerichtsstande bey Verbrechen und Vergehen aller Art, so wie auch der Lehre von der Denunciation nach den kursächsischen, in diesem Punkte sehr reichhaltigen, Gesetzen. Es gereicht auch diesem Werke zu einer nicht geringen Empfehlung, dafs der Vf. mit einer seltenen und von seinen Vorgängern nicht erreichten Genauigkeit seine Angaben überall mit den gesetzlichen Belegen bewährte, und ausserdem, bey dem Streben nach der möglichsten Vollständigkeit, die Regel zweckmäfsiger Kürze nicht vergafs. Der vorausgeschickte literarische Anzeiger (§. 13) ist nicht kritisch, mithin nicht belehrend. Der §. 14—19 mitgetheilte Versuch einer Geschichte des sächsischen Criminalprocesses enthält fast nichts, als ein

ein unpragmatisches Register der Quellen. Ueberhaupt darf man in dieser Schrift, welche allein das Vorhandene vollständig darlegen sollte, eigene Beobachtungen nicht suchen. Selbst die Anordnung dieses Werkes ist fremd, und im Ganzen von *Feuerbach* entlehnt. Auch gegen den Ausdruck des Vfs und gegen mehrere Begriffsbestimmungen liessen sich noch manche gegründete Ausstellungen machen.

V. z. B.

Ulm, b. Stettin: *Ueber die Unzulänglichkeit des Kleinschrodtischen Entwurfes zur peinlichen Gesetzgebung in Baiern*, von *Joh. Karl Schmid*, Hofrath und Professor zu Dillingen. 1803. 8.

Nach des Vfs Meinung sind wir von der Stufe der Vollkommenheit in der Criminalgesetzgebung, wegen Mangel des Urprincips vom Strafrechte, noch weit entfernt, und er findet einen überzeugenden Beweis davon in dem Kleinschrodtischen Entwurfe eines baierischen Gesetzbuchs. Er hält sich überzeugt, dass mit dem Kleinschrodtischen Criminalprincip, bey einer consequenten Anwendung desselben, das Criminalrecht sich nie bis zur Wissenschaft erheben, noch darauf ein vollkommenes Gesetzbuch gebauet werden könne. Auch legt er dabey das Geständniss ab, dass er die bisher in den Lehrbüchern aufgestellten Principien des Criminalrechts, sie seyen von *Feuerbach* und *Grolmann*, oder von *Klein* und *Kleinschrodt*, nicht für die ächten halte; dass es überhaupt noch an einem ersten Rechtsgrunde, an einem Grundprincip des Rechts, oder an einer Realdefinition desselben ermangele; dass weder die Sammler der neuern Gesetzbücher, noch die neuesten Philosophen den Rechtsbegriff glücklicher als ihre Vorgänger bestimmt hätten. Indem er aber den Grund derselben, als den nicht ächten, bestreitet, lässt er dem brennenden Eifer der Neuern, immer vorwärts zu schreiten, alle Gerechtigkeit wiederfahren. Von seinen eigenen Bemühungen hierin, deren Beurtheilung er zwar dem Publicum überlässt, glaubt er doch das offene Geständniss ablegen zu dürfen, dass das von ihm aufgestellte Rechtsprincip, seiner Ueberzeugung nach, zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Rechtslehre vollkommen zureiche, und dass er, nach angestellter Prüfung aller dagegen gemachten Vorwürfe, die Möglichkeit nicht einsehe, wie seine Principien widerlegt werden könnten.

Zur Begründung seiner eigenen Theorie nimmt der Vf. eine völlige Gleichheit in der Freyheit zu handeln an, mit dem daraus fliessenden Widerstande gegen die Anmassungen Anderer. „Die vollkommene Gleichheit der Reaction eines freyen Sinnenwesens auf die Action eines Andern ist die Realdefinition des Rechts und das Grundprincip der Rechtswissenschaft.“ Hieraus wird dann das Strafrecht abgeleitet, mit Rücksicht auf Stoff und Form des Rechtsbegriffs. „Der freye, gleiche Widerstand gegen jede Anmassung ist die das Recht von allen andern Vernunftgegenständen unterscheidende *Form*, die sich mit ihrem *Stoffe*, nämlich unserer Freyheitssphäre, die wir gegen äussere Angriffe durch unsern Widerstand erhalten, unzertrennlich verbinde, und durch diese Vereinigung den Rechtsbegriff vollende. Die *Form* des Rechts — die freye Reaction, geschieht entweder durch eine blosse Insinuirung unseres Nichtwollens in dem Bewusstseyn des *Anmaassers (rechtliche Foderung)* oder durch wirkliches Gegenhandeln *(wirkliche Ausübung des Rechtszwanges)*; den *Stoff* — unsere Freyheitssphäre, die wir zu erhalten trachten“ beziehen wir entweder auf uns selbst, um unser freyes Handlungsvermögen zu erhalten (*Urrecht der Freyheit*), oder wir beziehen ihn auf andere uns gleiche freye Wesen; und dann ist er das *Urrecht der Gleichheit*.“ Damit ist der Rechtsbegriff ganz entwickelt, und es bedarf nur noch der Anwendung desselben auf die wirkliche Welt, oder wie der Vf. sagt, auf das Handeln freyer Sinnenwesen. Er unterscheidet weiter angeborne und erworbene Rechte, und rechnet zu den ersten auch die Rechtsform, welche sich durch Anwendung vermittelst des körperlichen Rechtszwanges äussert, und wodurch wir unsere Freyheit schützen, welches das *Vertheidigungsrecht* wird. Wenn unsere Freyheitssphäre wirklich verletzt wird, so erzwingen wir *Schadenersatz*; aber auch ohne dieses fodern wir auch immer noch *Wiederherstellung der verletzten Gleichheit*, die der Beleidigte durch *Wiedervergeltung* erzwingen kann; und hier haben wir dann, nach dem Vf., den *Urgrund des Strafrechts*. Aus diesem, wie er es nennt, eigenen, absoluten, in dem ursprünglichen Rechtsprincip gegründeten, nicht aus der Politik, oder dem Rechte der Sicherheit hergeleiteten Princip des Strafrechts folgert nun der Vf. weiter, dass *Verbrechen*, die Verletzung des Rechts der persönlichen Gleichheit freyer Wesen, und *Strafe*, die Wiederherstellung dieses verletzten Rechts an dem Verletzten sey, und zwar nicht eben allezeit durch gleiche Facta, sondern durch die Gleichheit unangenehmer Gefühle. Er schliesst nun den Versuch aus der Zahl der Verbrechen aus; erfodert zu einem Verbrechen nicht den vollen Gebrauch der Vernunft; bestimmte Strafen erlauben eine Schärfung, unbestimmte müssen durch eine billigmässige Annäherung an den Grundsatz der Gleichheit, in dem jedesmaligen Falle, niemals aber zum Voraus und im Allgemeinen bestimmt werden; bey bestimmten Rechtsverletzungen muss stets und überall einerley Strafe z. B. beym Todschlage die Todesstrafe seyn, ohne Schärfung und ohne Milderung; Abstufungen von unbestimmter Strafe, zur Hälfte, zum Drittel, Viertel etc. kann es nicht geben; moralische und politische Grundsätze dürfen auf das Strafrecht eigentlich keinen Einfluss haben; auch sind allzuängstliche Zergliederungen der Strafgesetze mehr schädlich als nützlich.

Nach dieser Vorbereitung stellt der Vf. zwischen seinem und dem Grundsatze, den er in dem Kleinschrodtischen Entwurfe entdeckt, und in die Sicherung gegen Verbrechen setzt, eine Vergleichung an,

wo-

woven den Erfolg ein Jeder sich leicht selbst sagen kann. Im Grunde scheint der Vf. das Wiedervergeltungsrecht, in das Gewand der neuern Philosophie eingekleidet, dem Publicum vorzuführen, ein Princip, das durch sein Alter ehrwürdig, und durch seine Wirkung allgemein verständlich, auch bey Abmessung der Strafe ein guter Maßstab ist. Inzwischen möchte der Rec., ohne noch in die Beurtheilung des aufgestellten Rechtsprincips einzugehen, dem Vf. bloss die Frage zur Beantwortung vorlegen: ob der Staat, wenn er ohne das Wiedervergeltungsrecht, oder ohne das Rechtsprincip von der Gleichheit der Freyheitssphäre, nach der Sprache des Vfs die Freyheit der Landeseinwohner mit glimpflicheren Mitteln schützen kann, von demselben dennoch Gebrauch machen müsse? Ob also Todschläger, nach dem Princip des Vfs, nothwendig hinzurichten sind, bloss dem Princip zu Gefallen, wenn man gleich Mittel hätte, den Verbrecher auf andere Art zu strafen und zu bessern, und so einen nützlichen Bürger dem Staate zu erhalten? Im Fall er diese Frage bejahet, ist vorauszusehn, dass weder die pfalzbaierische, noch eine andere Gesetzcommission von seiner Schrift Gebrauch machen wird; wenn er sie verneinet, so kann diese nichts weiter als ein Spiel der Theorie werden. Es ist bey allem dem nicht uninteressant, dem Vf. in die Prüfung der einzelnen Stellen des pfalzbaierischen Criminalcodex zu folgen; indem der eigene Gesichtspunkt, aus dem er die Gegenstände betrachtet, zu mancher nützlichen Anmerkung Anlass giebt. Hätte der Vf. seinen Grundsatz zur bessern Bestimmung der Ersatzpflicht des Verbrechers benutzt: so könnte seine Ausführung einen mehr praktischen Nutzen gewähren; denn die Gleichheit in Ansehung des Ersatzes gegen das Eingebüsste, ist ein unverkennbares Recht, dessen Handhabung im Grunde das wichtigste Stück der öffentlichen Fürsorge, neben der Sicherstellung gegen künftige Verbrechen seyn sollte.

Rr.

PARIS, b. Goujon d. Sohn: *Tableau historique de la jurisprudence Romaine, depuis la fondation de Rome jusqu'au dix-huitième siècle.* Suivi du texte de la loi des douze tables et de notes explicatives; pour servir de préliminaire à l'étude du droit — par *Goujon* (de la Somme) ancien Jurisconsulte. An XI. (1803.) 396 S. 8.

Das Werk von *Terrasson*, sagt der Vf. in der Vorrede, sey zwar vortrefflich, aber ein Foliant sey doch zu gross für den Anfänger, deswegen habe er es für nöthig gehalten, dieses Buch zu schreiben. Neue Untersuchungen also liegen ganz ausser dem Plane dieses Werks, und es kann nur zweyerley von ihm gefodert werden: vollständige Kenntniss der Arbeiten anderer Gelehrten, und planmässige Auswahl der Materialien. Allein die *Kenntniss* des Vfs beschränkt sich auf Terrasson und dessen Citate: davon, dass in Deutschland in diesem Fach gerade die wichtigsten Werke geschrieben worden sind, scheint der Vf. nie gehört zu haben. Die *Auswahl* des Stoffes ist völlig gedankenlos: dafür, dass hier dem Anfänger viele Dinge gesagt werden, welche er nicht zu wissen braucht, erfährt er viele andere nicht, ohne die seine ganze Kenntniss höchst dürftig und unzusammenhängend bleibt; ja es lässt sich behaupten, dass Jeder, der nur einen vollständigen Vortrag über alte Geschichte angehört hätte, eine viel gründlichere Kenntniss des römischen Rechts haben müsste, als der aufmerksamste Leser dieser Rechtsgeschichte. Dass also dieses Buch jedem Leser völlig unbrauchbar ist, versteht sich von selbst. Wie weit die Unwissenheit des Vfs gehe, wird sich durch wenige Beyspiele zeigen lassen, welche so ausgewählt sind, dass sie bloss dem Vf. zur Last fallen, Terrasson hingegen dabey ausser Schuld ist. Nach S. 251 hat das *Sc. Trebellianum* bestimmt, dass dem Intestaterben (*l'héritier du sang*), welchem bis auf diese Zeit das ganze Vermögen durch Testament entzogen werden konnte, wenigstens eine Quart als Pflichttheil übrig bleiben solle. Nach S. 257 sind zwey kritische Ausgaben des Julian geliefert worden, die erste von Irnerius im J. 1576, die zweyte von den beiden Pithou 1689. Unter den Schriftstellern endlich, welchen wir die Erhaltung der Fragmente der zwölf Tafeln zu verdanken haben (S. 55), stehen in Einer Reihe: Dionysius, Livius, Plinius, Hotman, Gravina und Gothofred. Selbst die magere Notiz von den Handschriften der Pandekten etc. zu Paris (S. 297) ist bloss aus Terrasson extrahirt; nur dass hier der Name der Nationalbibliothek an die Stelle der königlichen getreten ist. Merkwürdig ist noch die ehrenvolle Art, mit welcher hier Cäsar und seine Usurpation eingeführt wird.

RdB.

KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. *Aschaffenburg*, b. Weiland: *Adressbuch, oder alphabetisches Verzeichniss des in kurf. Reichs-Erzkanzl. Diensten und Charakteren stehenden Personals.* Taschenformat 36 S. Das erste und noch unvollkommene Surrogat eines kurerzkanzlerischen Staatskalenders, welches schon an sich einen merkwürdigen Contrast mit den von 1738 bis 1797 erschienenen kurmainzischen Hofkalendern darbietet. Statt des überaus zahlreichen Hofstaats, und der Erfurter, Eichsfelder und Wormser Behörden ist hier alles nach dem A, B, C unter den drey Abtheilungen der *Fürstenthümer Aschaffenburg* und *Regensburg* und der *Grafschaft Wetzlar* an einander gereihet. Bis zu entschiedener Sache sind auch noch die Mitglieder der *beiden* Domcapitel darin begriffen. Die Lücken und Fehler entschuldigt der Verleger mit der Eile, und mit dem Versprechen einer berichtigteren Fortsetzung. Vor dem beygedruckten Schreib- und Adresskalender bildet das neue kurerzkanzlerische Wappen die Vignette; der französische Jahrzähler steht dem deutschen zur Seite, und scheinet überhaupt unter den Deutschen in eben der Masse Credit zu gewinnen, in welcher er ihn unter den Franzosen verliert. Dagegen hebt Rec. unter den Mängeln die Nichterwähnung der bey dem Kurerzkanzler accreditirten Gesandten heraus.

1112.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 APRIL, 1804.

JURISPRUDENZ.

1) Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Georgii Ludovici Boehmeri Principia juris canonici*, speciatim juris ecclesiastici publici et privati, quod per Germaniam obtinet, editionem septimam curavit D. *Car. Traug. Gottlob Schoenemann*, Prof. Göttingensis. 1802. XXVI u. 672 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

2) Halle, b. d. Vf.: *Grundriss des Kirchenrechts der Katholiken und Protestanten in Deutschland*, mit Beziehung auf *Wiesens* Grundsätze des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts, vom Professor *König* in Halle. 1803. 172 S. gr. 8.

Der nunmehr verstorbene Prof. *Schoenemann* unternahm gewiss ein nützliches und für ihn ehrenvolles Werk, indem er *Böhmer's* mit Recht geschätztem Lehrbuche, welches nun schon seit 44 Jahren den akademischen Vorlesungen über das Kirchenrecht auf mehrern Universitäten, nicht ohne Nutzen, zum Grunde gelegt wird, durch Ergänzung und Bereicherung der Literatur und durch einige in den Noten hinzugefügte Bemerkungen, eine noch grösere Brauchbarkeit zu verschaffen suchte. Diese Brauchbarkeit werden selbst diejenigen zugestehen müssen, welche mit dem Vf. von Nr. 2 anderen späterhin erschienenen Lehrbüchern in anderer Hinsicht den Vorzug einräumen. Denn, um diess gleich hier in der Einleitung beyzubringen, Hr. Prof. *König* äussert in dem Vorberichte, dass sein Grundriss bloss zum Gebrauche der Vorlesungen über das Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland bestimmt sey. Er habe nämlich dasselbe bisher nach dem Lehrbuche von *Wiese* vorgetragen, weil er jedesmal das beste Lehrbuch seiner Art wähle, und das Wiesesche Lehrbuch gewiss grosse Vorzüge vor dem *Böhmerschen*, selbst nach der *Schoenemannschen* Ausgabe besitze. Der Erklärung wegen habe er daher überall auf das Wiesesche Lehrbuch hingewiesen.

In so fern sich dieses Urtheil über den Werth jener beiden Lehrbücher nur allein auf deren Brauchbarkeit, als Leitfaden, beym *mündlichen Vortrage* beschränkt, dürfte es wohl zu rechtfertigen seyn. Denn so unverkennbar *Böhmer's* Verdienste um gründliche Behandlung der einzelnen vorgetragenen Gegenstände sind; so sehr sein Lehrbuch durch die ihm eigene Bestimmtheit der Begriffe, durch Bündigkeit und gedrängte Kürze im Vortrage, ohne Eintrag der nöthigen Ausführlichkeit und Deutlichkeit, und endlich auch durch gute Auswahl der Beweisstellen und Allegate sich auszeichnet; so wenig ihm das Wiesesche Lehrbuch hierin völlig zur Seite gesetzt werden darf: so ist doch bey einem Lehrbuche nicht allein hierauf, sondern vorzüglich auch auf Vollständigkeit der dahin gehörigen Gegenstände, auf richtige Auswahl und zweckmässige Anordnung derselben, Rücksicht zu nehmen; und in dieser Hinsicht möchte allerdings in dem Böhmerschen Lehrbuche noch manches zu vermissen seyn.

In dem *Wieseschen* Lehrbuche findet sich zuförderst ein ausführlicher Abschnitt von den Verhältnissen der Kirche zu Kaiser und Reich, zu den Landesherrn einzelner Staaten, so wie von dem Verhältnisse der verschiedenen Religions-Theile in Deutschland unter sich; welche Verhältnisse von *Böhmer* in seinem Lehrbuche theils übergangen, theils nur angedeutet, und in wenigen Paragraphen kurz zusammengefasst sind, wahrscheinlich weil dieser Gegenstand auch zum deutschen Staatsrechte gerechnet wird. Wenn aber schon bey einer allgemeinen Uebersicht des ganzen Rechtsgebietes solche Gränzen richtig festgesetzt werden können: so darf doch bey der systematischen Behandlung eines einzelnen Rechtstheils eine solche Gränzscheidung nicht statt finden. Vielmehr wird man in einem Systeme des Kirchenrechtes eine vollständige Belehrung über alle Rechtsverhältnisse in Ansehung der Religion und der Kirchengesellschaft erwarten dürfen; es wird daher aus dem deutschen Staatsrechte jener Abschnitt, so wie aus dem Criminalrechte die Lehre von den sogenannten geistlichen Verbrechen, zu entlehnen seyn; wiewohl der verschiedene Gesichtspunkt, aus dem sie in dieser oder jener Hinsicht betrachtet werden, eine verschiedene Behandlung erfoderlich machen wird. Auch bey dem mündlichen Vortrage dürfte eine solche Vollständigkeit besonders auch für diejenigen wichtig seyn, die nach ihren besonderen Verhältnissen an den Vorlesungen über die übrigen Rechtstheile keinen Theil nehmen wollen.

Dagegen finden sich in dem *Böhmerschen* Lehrbuche einige fremdartige Gegenstände, besonders eine unverhältnissmäsig weitläuftige Ausführung des gewöhnlichen Processes, z. B. die Lehren von den Klagen, Einreden, vom Beweise durch Zeugen, Documente und Eid, von petitorischen und possessorischen Rechtsmitteln, u. s. w. welche sämmtlich, allenfalls mit Ausnahme der wenigen auf kirchliche Angelegenheiten sich ausschiesend beziehenden Vorschriften, in die Lehrbücher des bürgerlichen Rechts, oder

oder des Processes zu verweisen seyn möchten. Obgleich aber die Hauptquelle des Kirchenrechts, das *Corpus juris canonici*, so viele Vorschriften über den Process enthält, dass sich daraus schon allein eine vollständige Theorie des Processes aufstellen liesse, so kann diess doch den Kirchenrechtslehrer nicht berechtigen, diese Gegenstände in das System des Kirchenrechtes mit aufzunehmen; vielmehr darf er denjenigen, die diesen Gegenstand besonders behandeln, es überlassen, von diesen Vorschriften, in so weit sie von Gültigkeit seyn sollten, den nöthigen Gebrauch zu machen. Dagegen wird es ihm frey stehen, bey denjenigen Gegenständen, die nach gegenwärtiger Verfassung zum Kirchenrechte gehören, z. B. bey dem Eherechte, zu den Vorschriften des römischen Rechts seine Zuflucht zu nehmen, um, so weit es gestattet ist, die etwanigen Lücken dadurch zu ergänzen; welches nur als eine Austauschung der Rechtsquellen zu betrachten ist, wodurch die Gränzen nicht verrückt werden können. Mit Recht scheint daher Hr. *Wiese*, so wie schon vor ihm Hr. *Schnaubert*, den Process theils ganz weggelassen, theils nur auf den vorhabenden Zweck beschränkt zu haben.

Zweifelhafter möchte es scheinen, ob in einem Lehrbuche des Kirchenrechts sowohl für Katholiken als Protestanten, eine gemeinschaftliche Behandlung bey den Kirchenrechte, wie sie *Böhmer* hat, oder eine abgesonderte, wie sie Hr. *Schnaubert* und Hr. *Wiese*, beide jedoch nach verschiedenen Methoden, unternommen haben, vortheilhafter sey. Es lässt sich zwar nicht läugnen, dass die abgesonderte Behandlung manche Wiederholung, Hin- und Zurückweisung nöthig mache, die bey der gemeinschaftlichen Behandlung eher zu vermeiden ist. Wenn aber schon die Kirchenrechte bey den Religionspartheyen füglich neben einander zugleich systematisch behandelt werden können: so lassen sie sich doch nicht wohl in *Ein* System bringen, da sie in ihrem Wesen und ersten Grundsätzen sehr verschieden sind, und an und für sich keine Einheit dabey statt findet. Durch die öftere Unterbrechung des Zusammenhangs, und abwechselnde Aufstellung der verschiedenen zuweilen heterogenen Principien wird aber die Uebersicht des Ganzen erschwert, und diess kann leicht zu einer Verwirrung der Begriffe Anlass geben; wie denn auch eine solche gemischte Erörterung nicht leicht einem von beiden Theilen völlig befriedigend sein wird. Daher scheinen die Nachtheile dieser Methode überwiegend zu seyn.

So viel von dem Zweck und Inhalt des *Böhmer'schen* und *Wiese'schen* Werkes im Allgemeinen! Was nun bey dem ersten die Anordnung und zweckmässige Vertheilung der zu behandelnden Gegenstände insonderheit anlangt, so scheint der Abschnitt von den Ordensgeistlichen, Klöstern, Stiften und geistlichen Ritterorden nicht an seiner rechten Stelle zu seyn. In dem 3 Buche wird nämlich von der Anwendung der geistlichen Regierung auf einzelne Gegenstände gehandelt, in Beziehung auf den Gottesdienst, und Verleihung der Kirchenämter und Pfründen, und Verwaltung der Kirchengüter. In der 3 Section ist aber jener Abschnitt eingeschaltet. Will man etwa hiebey die Anwendung der geistlichen Regierung auf geistliche Institute vor Augen haben, so würde hier ebenfalls von Klerikern zu handeln seyn, und dürfte ferner in Betrachtung kommen, dass den Ordensobern und Stiftern ebenfalls ein Antheil an der geistlichen Regierung zukomme, und daher schon früher eine Kenntniss davon voraus zu setzen sey. Es scheint desshalb fast angemessener, wenn dieser Abschnitt dem ersten Buche von dem geistlichen Stande (*de statu ecclesiastico*) als ein Anhang hinzugefügt wäre, wie Hr. *Schnaubert* in seinen Grundsätzen des Kirchenrechts gethan hat; wiewohl man bekennen muss, dass diese Nebensprossen des christlichen Kirchenstaates, in den Systemen des Kirchenrechts schon oft Verlegenheit erweckt haben.

In so fern endlich das *Böhmersche* Lehrbuch für beide Religionspartheyen bestimmt seyn soll, — wie wohl anzunehmen ist, da auf den protestantischen Universitäten gewiss auch Katholiken an den Vorlesungen darüber Theil nehmen, — möchte es zu wünschen seyn, dass der Schein der Polemik in Ansehung der Religionsdogmen hätte vermieden werden können, da die katholischen Principien in Ansehung der Hierarchie, der Sacramente u. s. w. durchgängig nur aufgestellt sind, um sie durch die von der evangelischen Kirche angenommenen Grundsätze zu widerlegen. Bey den sonst so duldsamen und menschenfreundlichen Gesinnungen des verehrungswürdigen Vfs, liess diess aber der religiöse Eifer nicht zu, der ihn beseelte, und möchte überhaupt bey einer solchen Nebeneinanderstellung schwer zu vermeiden seyn.

Doch diese wenigen Mängel werden nicht nur durch die Einfachheit eines leicht zu übersehenden Plans, welche diesem Lehrbuche allein schon zur Empfehlung gereichen muss, vorzüglich aber durch die einsichtsvolle und gründliche Ausführung der einzelnen Gegenstände, mit steter Hinweisung auf das Studium der Quellen, ohne sich bloss an Autoritäten zu binden, so wie auch durch manche aufgestellte neue wichtige Gesichtspunkte, durch die Klarheit und Bestimmtheit seiner Begriffe, durch gute Auswahl der Allegate, und endlich durch den lichtvollen Vortrag, durch die Präcision des Ausdrucks, und die Gewandtheit des lateinischen Styls, so reichlich ersetzt, dass man sie gern übersehen dürfte. Ihm gebührt hauptsächlich das Verdienst einer richtigen Gränzscheidung der Hoheitsrechte in Ansehung der Kirche und der Kirchengewalt; welcher Gegenstand durch *Samuel Pufendorf, Thomasius*, und selbst durch des Vf's berühmten Vater *Joh. Henning Böhmer*, und andere, die ihnen folgten, in manche Zweifel verwickelt war.

Ueber dieses Böhmersche Lehrbuch sind in ältern und neuern Zeiten verschiedene, besonders herausgegebene Erläuterungen und Kritiken erschienen. Zu erstern gehören *Hermann Becker's* Gedanken und Erläuterungen der *Principiorum* etc. 1774. Der berühmte Canzler *Koch* in Giessen, der über diess Bohmersche Lehrbuch Vorlesungen hielt, tadelte in einem

em Programm *de sacris religionis internis et externis*, en Begriff, den *Böhmer* von der Religion festgesetzt atte; wogegen sich letzterer in der Vorrede zur vieren Ausgabe vertheidigt, welches mithin als ein theoogischer Streit zu betrachten ist. Eben derselbe rüge ferner in der Vorrede zu seinen 1774 herausgegeenen *Opusculis juris canonici*, *compendium Böhmerianum illustrant.*, dass er bey der evangelischen Kirhenverfassung die sächsischen zum Muster genommen habe; welches sich doch wohl rechtfertigen lässt. n den Abhandlungen selbst hat er einige Bemerkungen über ein paar Stellen dieses Lehrbuchs gemacht; vorzüglich über die von *Böhmer* angenommene Erklärung der kanonischen Berechnung der Verwandtchaftsgrade in der ungleichen Collaterallinie; auch iber die priesterliche Einsegnung bey der zweyten Ehe, und über die Provision der geistlichen Benefiien; welche aber nachher von dem Vf. theils erläutert, theils berichtiget sind. In neuern Zeiten, 1791) hat *Joh. Jacobi* einige Anmerkungen über dieses Lehrbuch herausgegeben, worin er solches nach den gereinigten Grundsätzen der christlichen Religion zu prüfen sucht. Er ist aber mit seinen Erinnerungen nicht weiter als bis zum 12 §. dieses Lehrbuchs gekommen. Alle diese Werke müssen übrigens das grosse Ansehen noch mehr bewähren, worin bis jetzt das Böhmersche Lehrbuch, und zwar mit Recht, steht; welches bey allen sechs Ausgaben, die nach und nach davon erschienen sind, durch mancherley Berichtigungen und Zusätze stets gewonnen hat.

Da der sel. *Schoenemann* über den Zweck seines Unternehmens sich nicht selbst erklärt hat: so glaubte Rec. zu dessen gehöriger Würdigung solches im voraus bemerken zu müssen. So wichtig nun hienach sein Zweck erscheint, so dankbar ist das Verdienst anzuerkennen, welches er sich um dieses Lehrbuch erworben hat.

In dem Texte selbst hat er nichts geändert: nur hat er an ein paar Stellen einige mit Klammern bezeichnete Worte zu mehrerer Deutlichkeit eingeschaltet; jedoch ist S. 114 ein nicht unwichtiger §. von den Vikarien der Pfarrer hinzugefügt. Mit zweckmässiger Kürze hat er übrigens durch die in den Noten eingestreuten Bemerkungen, das etwa Mangelnde zu ergänzen, und jede Unbestimmtheit zu heben gesucht, um von jedem einzelnen Gegenstande, so weit es in einem Lehrbuche möglich ist, einen kurzen aber vollständigen Abriss darzulegen. So ist z. B. verschiedentlich auf den Zweck der Religion und der christlichen Kirche genauer hingedeutet (§. 2. 4); und der Unterschied der Kirchengewalt, Kirchenregierung, und der Ministerialbefugniss bestimmter angegeben (§. 9. 12). Mit Recht scheint *Böhmer* von den Hoheitsrechten in Ansehung der Kirche, das Devolutionsrecht, und das Obereigenthum über die Kirchengüter ausgeschlossen zu haben; welche von andern angenommenen Rechte daher nur zu mehrerer Vollständigkeit von dem Herausgeber in den Noten nachrichtlich beygefügt sind (§. 22. 23). Bey §. 43 geschieht der beiden andern Systeme der protestantischen Kirchengewalt, ausser dem von *Böhmer* angenommenen Collegial-Systeme, ebenfalls in einer Note Erwähnung, da die nähere Bekanntschaft mit diesen verschiedenen Systemen wesentlich nothwendig ist. Nicht unwichtige Zusätze finden sich §. 47 zur Erläuterung der nothwendigen und freywilligen Religionstoleranz in Deutschland, §. 62 von *const. extravag.*, §. 122 von der concurrenten Gerichtsbarkeit des Papstes, §. 138 von den Diöcesangesetzen, §. 150, 157, 160 von den Primaten und Patriarchen, Archipresbytern und Officialen, §. 540 von Verleihung der erledigten Beneficien der römischen Curie. Besonders finden sich bey dem Titel von der Ordination, auch bey dem Eherechte viele Bemerkungen, und §. 271—279 sind die neuern Grundsätze in Ansehung der Liturgie hinzugefügt. Bey dem Reichthume von Bemerkungen, womit jeder Titel ausgestattet ist, würde die Aushebung einzelner zu weit führen, und Rec. begnügt sich, durch die wenigen Andeutungen darauf aufmerksam zu machen.

Besondere Sorgfalt hat der Herausg. auf die Ergänzung der Literatur verwandt. Nach seinen Verhältnissen durfte man hierin viel von ihm erwarten, und er hat auch in der That viel geleistet, so dass jeder dadurch in den Stand gesetzt wird, über jeden einzelnen Punkt durch weitere Nachforschungen sich gründlich zu belehren. Er hat nicht nur die ältere Literatur noch häufiger benutzt, als *Böhmer*, sondern auch die neuere hinzugefügt, wenigstens die gangbarsten juristischen und theologischen Schriften, in so fern sie hierauf Beziehung haben: z. B. die Werke des um das Kirchenrecht sehr verdienten *Schnaubert*, *Wiesen's* Handbuch des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts, *Schott's* Einleitung in das Eherecht, *Dabelow's* Grundsätze in das allgemeine Eherecht, *Ammon's* praktische Theologie, und über das Fundament der Eheverbote, *Spittler's* Geschichte des kanonischen Rechts, und Grundriss der Geschichte der christlichen Kirche, *Plank's* Werke, denen vorzüglich die erst seitdem erschienene vortreffliche Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung hinzuzufügen seyn würde, *Grellmann's* Geschichte der Stolgebühren, *Flügge's* Geschichte des deutschen Kirchen- und Predigtwesens, u. a. m.

Bey dem protestantischen Kirchenrechte führt er auch die Werke über einige Provincialkirchenrechte mehrmals an, als *Ledderhose's* Anleitung zum Hessen-Casselschen Kirchenrechte, *Matthiä's* Beschreibung der Kirchenverfassung des Herzogthums Schleswig und Holstein, *Siggelkow's* Handbuch des Mecklenburgischen Kirchenrechts, *Schlegel's* Kurhannöversches Kirchenrecht, *Borowski's* neue Preussische Kirchenregistratur, *Hartmann's* Gesetze des Herzogthums Würtenberg. Auch bey dem katholischen Kirchenrechte macht er von einigen ähnlichen Werken Gebrauch. Besonders ist die Literatur sehr bereichert bey dem Abschnitte von den Quellen des Kirchenrechts und Kirchengesetzen, desgleichen bey den Hoheitsrechten

im

in Ansehung der Kirche, den Parochien, evangelischen Synoden, geistlichen Visitationen, Eherechten der Protestanten, geistlichen Ritterorden und Patronatrechten. Und wiewohl der Herausgeber an gänzlicher Vollendung dieser Arbeit durch seinen frühzeitigen Tod verhindert wurde, so war doch schon der wesentlichste Theil, (bis zum 602 §.) von ihm selbst ausgearbeitet, und das übrige ist aus seinen nachgelassenen Papieren von seinen Freunden nachgetragen und ergänzt worden.

Endlich ist auch das Register hin und wieder berichtigt, und dadurch das Nachschlagen erleichtert, welches beym Gebrauche des Werths allerdings wichtig ist. Ungern vermisst man ein solches Register bey einigen andern Lehrbüchern der Art, z. B. bey *Eybel's* Einleitung in das katholische Kirchenrecht, und *Schnaubert's* Grundsätzen des Kirchenrechts. Der Druck ist von Fehlern mehrentheils rein. Ausser den hinten angezeigten Fehlern hat Rec. nur noch einige bemerkt. Z. B. S. XVII Z. 3 ist *considerate* zu setzen statt *consideratae*, §. 317 *Evangelio* statt *Evangelico*, §. 55 ist die Note f aus einem Versehen weggelassen, §. 292 Note a ist eine Citation unberichtigt geblieben, da es heissen muss *B. Paulus in jure eccl.* lib. II. Tit. 41 (nicht II) §. 68. 76. 79. 80. — Der in den vorigen Ausgaben befindliche Abdruck des Westphälischen Friedensschlusses ist als hinlänglich bekannt hinweggelassen.

Jedoch bey allen den Vorzügen dieser neuen Ausgabe, welche in Ansehung des Reichthums der Literatur schwerlich wird übertroffen werden, muss man gleichwohl den einsichtsvollen Aeusserungen des Hn. Prof. *König* (Nr. 2) beypflichten, welche er in dem Vorberichte dargelegt hat.

„Es scheint ihm nämlich auch in dieser Wissenschaft noch Vollständigkeit und Ordnung erfoderlich zu seyn, wenn sie auf den Namen einer Wissenschaft mit Recht Anspruch machen soll. Diess zu versuchen, sey die Absicht dieses Grundrisses gewesen;" welches in der That ein sehr rühmliches Unternehmen ist.

Das Kirchenrecht hat, wenigstens in neuern Zeiten, in der Behandlung, vor dem Civilrechte dadurch einen Vorzug behauptet, dass es systematischer, und nicht nach Anleitung eines willkürlich zusammengestellten Gesetzbuches vorgetragen ist; welches, wenn man etwa die Decretalen Gregors IX dabey zum Grunde legen wollte, noch willkürlicher ausfallen dürfte, als das nach den Pandekten geordnete Civilrecht. Es herrschte zwar vordem in der katholischen Kirche der widernatürliche Gebrauch, das Kirchenrecht nach jenen Decretalen vorzutragen. Auch *von Riegger* hat in dem speciellen Theile der Institutionen des Kirchenrechts, wiewohl mit Versetzung einiger Titel, diese Ordnung beybehalten, *Eybel* aber sie zuerst verlassen. Selbst unter den Protestanten hat der berühmte, und um das protestantische Kirchenrecht so sehr verdiente *Justus Henning Böhmer* in Halle, jedoch so weit es Rec. bekannt ist, nur er allein, diese Ordnung sowohl in seinen Institutionen, als in seinem grössern Werke erwählt; welches bey seiner vorurtheilsfreyen Denkungsart, und seinem Geiste der Ordnung, noch auffallender erscheint, wenn man nicht auf die dabey gehegte, und von ihm selbst zu seiner Rechtfertigung angeführte Absicht Rücksicht nimmt: das Ansehen des kanonischen Rechtes bey den Protestanten zu schwächen, und den vorsichtigen Gebrauch desselben zu lehren, wesshalb er glaubte, in dieser Hinsicht die Decretalen Schritt vor Schritt näher prüfen zu müssen. Doch durch diese Methode, welche Wiederholungen unvermeidlich machte, so wie durch den unnöthigen und verschwenderischen Aufwand von Gelehrsamkeit, hat sein unsterbliches Werk, das *Jus ecclesiasticum Protestantium*, eine Ausdehnung erhalten, die es zum Gebrauche unbequem macht. Nicht viel angemessener, wo nicht noch unangemessener, ist die Ordnung, welche *Benedict Carpzov* und *Brunemann* erwählt haben, die das ganze Kirchenrecht in Personen- und Sachenrecht abtheilen, mit Hinzufügung des Processes, und unter diese drey Abtheilungen alle einzelnen Gegenstände zusammenreihen, so unbequem und unpassend solches auch immer seyn mag.

Schon seit geraumer Zeit haben indessen, besonders die protestantischen Rechtslehrer sich bemüht, dem Systeme mehr Vollständigkeit und Vollkommenheit zu geben. Nach Rec. Meinung dürfte aber ein absolut reines, und in allen Punkten völlig zusammenhängendes System des positiven Kirchenrechts um desswillen schon höchst schwierig seyn, weil manche Theile nur zufällig damit verbunden sind, ohne wesentlich dazu zu gehören, z. B. das Eherecht, die Schul- und Armen - Angelegenheiten, und die Gerichtsbarkeit in der jetzigen Ausdehnung, die doch nicht übergangen werden können: daher es als ein Aggregat mehrerer in keinem nothwendigen Zusammenhange bestehenden Theile zu betrachten ist. Uebrigens wird auch der individuellen Ansicht, und dem eigenthümlichen Ideengange einige Freyheit dabey zu gönnen seyn, wenn nur das wesentlichste Erfodernis dabey beobachtet wird: dass die leitenden Ideen, und die allgemeinen Grundsätze, von denen man dabey ausgehen muss, früher entwickelt werden, als die einzelnen Gegenstände, denen sie zur Grundlage, Stütze und Erläuterung dienen sollen, und dass ferner die einzelnen Gegenstände, wenn schon nicht immer jeder folgende Satz aus den vorhergehenden abzuleiten ist, doch so viel als möglich, in einer natürlichen Folge an einander gereiht werden. Je mehr man sich diesem Ziele nähert, desto lichtvoller und einfacher wird das System seyn.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 12 APRIL, 1804.

JURISPRUDENZ.

Halle, b. d. Vf.: *Grundriss des Kirchenrechts der Katholiken und Protestanten in Deutschland*, etc. vom Professor König etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. *König* hat den bekannten *Wiesefchen* Plan eigentlich nur in der Hauptanlage beybehalten; in der weiteren Ausführung aber ihn vielfältig abgeändert, und nicht nur erweitert, sondern auch in manchen Punkten genauer geordnet und berichtigt, auch die Literatur hin und wieder mit Auswahl ergänzt.

Vorläufig wird in dem 1 Kap. der Begriff und die Natur des Kirchenrechts näher entwickelt. Das Kirchenrecht ist S. 6 des Grundrisses, nach Verschiedenheit des Verhältnisses, richtiger in das Privatkirchenrecht, Staatskirchenrecht und Völkerkirchenrecht, und das Privatkirchenrecht wiederum, in das öffentliche, und Privatkirchenrecht im engeren Sinne abgetheilt. Es wird dadurch dem bey dem *Wiesefchen* Lehrbuche sonst schon gerügten Mangel abgeholfen, wo die Kirchenregierung ohne alle Einschränkung zum Privatkirchenrechte gerechnet ist; und eben dadurch hat manches eine andere Richtung erhalten. Das 2 Kap. begreift die Quellen und Hülfsmittel, welche hier, wie billig, den allgemeinen Grundsätzen vorgesetzt sind, da dieser Gegenstand zur Vorbereitung oder Einleitung mit gehört. Das 3 Kap. handelt von der Methode und dem Nutzen des Kirchenrechts. Es ist zu wünschen, und gewiss auch zu erwarten, dass bey dieser Gelegenheit der Nutzen, den besonders auch Theologen zur zweckmässigen Amtsführung daraus ziehen können, genauer bestimmt und erörtert werden möge, um sie zu diesem bisher von ihnen noch immer zu sehr vernachlässigten Studium zu ermuntern.

Es würde zu weitläuftig seyn, diesen ausführlichen Grundriss genau zu verfolgen, und jede Verbesserung und Erweiterung besonders anzuführen; Rec. beschränkt sich daher nur auf einige Beyspiele und allgemeine Bemerkungen. Zu den vorzüglichsten Verbesserungen dürfte die gehören, dass die Sacramente, samt den dazu gehörigen Ehesachen hier schicklicher zu den gottesdienstlichen Handlungen gerechnet sind, da Hr. *Wiese*, bey Darlegung des katholischen Kirchenrechts, sie weit davon getrennt, und unter dem Abschnitte von Kirchengütern vorgetragen hat. Zwar sucht letzterer diesen Uebelstand durch die nähere Bezeichnung dieser Güter zu heben, indem er sie *geistliche* Güter nennt; doch kann er dadurch nicht gehoben werden, wenn, wie er gethan, zum Gegensatze die *weltlichen* Güter genommen werden. Es gewährt dieses überall keine richtige Ansicht. Die Sacramente sind nicht Güter der Kirche oder der christlichen Gesellschaft, sondern sie sollen nur dem einzelnen Mitgliede ein Gut (oder vielmehr ein Beförderungsmittel zum Guten) seyn, dem sie dargereicht werden. Eben so richtig hätte man die Abtheilung so aufnehmen können: Güter, welche die Kirche an deren Mitglieder ausspendet, ohne sie eigentlich zu besitzen; und Güter, welche sie eigentlich besitzt, ohne sie auszuspenden. Bey jener Abtheilung aber ist nicht abzusehen, warum nicht der Gottesdienst und die Beerdigung ebenfalls zu den geistlichen Kirchengütern gerechnet sind. Der Gottesdienst ist in diesem Sinne doch wohl das allgemeinste Kirchengut, da die katholischen Sacramente nicht einst allen Mitgliedern zu Theile werden, manchen sogar durch Gesetze versagt sind z. B. die Ehe. Die gottesdienstlichen Handlungen erhalten dadurch auch einen sehr engen Bezirk, da, wenn man die Messe ausnimmt, die zum Gottesdienste mit gerechnet werden kann, nach *ihm* nur das Fasten, die Privatverehrung der Heiligen und Reliquien, und das Begräbniss übrig bleibt. Letzteres aber kann doch nur für diejenigen, welche die Bestattung nach Kirchengebräuchen begehen, nicht aber für den, der beerdigt wird, als eine gottesdienstliche Handlung betrachtet werden. In dem protestantischen Kirchenrechte hat Hr. *Wiese* diese Eintheilung auch wieder verlassen, und die Sacramente unter dem Abschnitte vom Gottesdienste behandelt; wiewohl sie in jenem Sinne hier ebenfalls als geistliche Güter betrachtet werden könnten.

Der *Wiesesche* Plan ist ferner mit einigen neuen Abschnitten bereichert. Z. B. ist S. 35 bey den Pfarrern ein Abschnitt von den Vikarien der Pfarrer, S. 48 bey den gottesdienstlichen Handlungen der Abschnitt von Wallfahrten der Katholiken, und S. 99 auch 156 das Völkerrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland hinzugefügt. Nicht unangemessen ist in dem Grundrisse S. 112 bey dem protestantischen Kirchenrechte der Abschnitt vom Kirchenregimente, dem von den Kirchenbeamten vorgesetzt, da Hr. *Wiese* die umgekehrte, nicht so natürliche Ordnung befolgt.

Zu den Rechten der Kirchenregierung rechnet der Vf. S. 36—40 und S. 110—122, ausser der gesetzgebenden, aufsehenden und vollziehenden Gewalt, auch die

die beurtheilende Gewalt, wohin er bey Katholiken das kirchliche Bestätigungsrecht, und das Censurrecht, bey den Protestanten aber einen Theil der sogenannten landesherrlichen geistlichen Reservatrechte zählt. Die geistliche Gerichtsbarkeit sondert er ebenfalls ab, und rechnet sie nicht bloss zur vollziehenden Gewalt. Die beurtheilende Gewalt dürfte indessen wohl nur eine blosse Modification der aufsehenden und vollziehenden Gewalt, in Ausübung derselben, seyn. Sollte nicht etwa auch die S. 81—87 aufgeführte Lehre von dem geistlichen Strafrechte, samt dem geistlichen Gerichtswesen, der S. 40 behandelten geistlichen Gerichtsbarkeit im engern Sinne, angemessen haben hinzugefügt werden können, so wie ebenfalls bey dem protestantischen Kirchenrechte S. 121 und 142 wie es in *Wiese's* Lehrbuche sich findet? Würde der Vf. (wie es jedoch nicht scheint) unter der geistlichen Gerichtsbarkeit im engern Sinne, etwa die wesentlich in der Kirchenregierung begriffene Gerichtsbarkeit bezeichnen wollen, um sie von der, der Kirche willkührlich beygelegten, Gerichtsbarkeit zu unterscheiden, so bedurfte es doch dieser Trennung nicht, da sodann nur der Unterschied unter wesentliche und unwesentliche Theile der geistlichen Gerichtsbarkeit getroffen werden konnte. Das geistliche Strafrecht möchte aber unter gehöriger Einschränkung allerdings zu den wesentlichen Theilen zu rechnen seyn. Sollten aber dort etwa nur die generellen Ideen entwickelt werden, und am letztern Orte die nähere Ausführung folgen, so würde dieses einige Wiederholungen und Rückweisungen, die zu vermeiden waren, nach sich ziehen. So hätten vielleicht auch bey dem protestantischen Kirchenregimente zugleich die einzelnen darin enthaltenen Rechte behandelt werden können, welche S. 106 und 118 von einander getrennt sind, und S. 126 hätten die Sacramente den sonstigen gottesdienstlichen Handlungen billig vorgesetzt werden mögen. S. 87 und 146 kömmt ein eigener Abschnitt von dem Kirchenrechte der erlauchten Personen, Soldaten und Gesandten vor, sowohl bey Katholiken als Protestanten. Es können jedoch dahin nur einzelne Vorrechte und Ausnahmen gerechnet werden, die zu wenig ergiebig seyn möchten, um ein eigenes Recht daraus zu bilden; daher solche füglich unter den gehörigen Rubriken, als Unterabtheilungen und Ausnahmen mit aufgeführt werden könnten.

Die Anmerkung des Vf. S. 102, dass die Literaturgeschichte des protestantischen Kirchenrechtes in zwey Hauptperioden zerfalle, als vor und nach *J. H. Böhmer*, scheint dem Rec. sehr richtig zu seyn, wenn man die Umformung der Denkungsart und Begriffe erwägt, die durch seine Schriften bewirkt ward, und auf die Sensation Rücksicht nimmt, die sie gleich bey ihrer ersten Erscheinung bey protestantischen Consistorien erregten. Nur kann der Zeitpunkt nicht auf 1740 festgesetzt, sondern muss wohl weiter zurückgesetzt werden, da *Böhmers* grösseres Werk, das *Jus ecclesiasticum Protestantium*, schon 1713 herauskam. *Thomasius* sagt daher in seinen 1725 herausgegebenen vermischten philosophischen und juristischen Händeln 3 Th. S. 26: „*Carpzovii Definitiones juris ecclesiastici*, und *Dedekenii Consilia theologica*, wie auch das heilige *Jus canonicum* selbst hat nicht mehr so viele Autorität, als vor 30 und mehreren Jahren.“ Schon 1718 drückte sich ein damaliger bejahrter Consistorialrath in einem aufgestellten Gutachten darüber folgendermassen aus: „*Quid de hoc jure episcopali scripserit Böhmerus Hallensis, dudum est, quod cum cura legi, nec semel exclamavi: o mihi praeteritos referat si Jupiter annos! ut librum illum, quo in odium totius cleri, ipsorumque Consistoriorum pejor nunquam prodiit, refutare possim, a libris scribendis alias per naturam alienissimus.*“

Durch diese wenigen Bemerkungen, die nur die Aufmerksamkeit in Prüfung dieses Grundrisses beweisen, soll dessen Werthe nichts entzogen werden. Im Ganzen kann Rec. diesem Grundrisse seinen Beyfall nicht versagen. Das System hat ohne Zweifel dadurch mehr Vollständigkeit und Zusammenhang erhalten, und ist dem Ziele merklich näher gebracht, welches der Vf. sich selbst gesetzt hat, und dieses Verdienst wird billig jeder um so höher schätzen, je mehr er die damit verbundenen Schwierigkeiten kennt. Auch ohne Beziehung auf den mündlichen Vortrag, kann daher die nähere Prüfung dieses Werkes keinem unwichtig seyn, der sich für die weitern Fortschritte dieser Wissenschaft interessirt. Jedoch für den Zweck der Vorlesungen scheint uns dieser Grundriss fast zu weit umfassend und detaillirt angelegt zu seyn. Wenigstens möchte in dieser Hinsicht dem allgemeinen Kirchenrechte, als den natürlichen und allgemeinen Staatenkirchenrechten eine zu grosse Ausführlichkeit gegeben seyn, zumal da diese noch nicht durchgängig als eigentliche Wissenschaften anerkannt werden dürften. Vielleicht würde auch die Verfolgung dieses ausführlichen Grundrisses weniger anstrengend erscheinen, wenn der Vf. hin und wieder durch eingestreuete Bemerkungen auf einige Hauptgesichtspunkte aufmerksam gemacht hätte, wie etwa Hr. *Plank* in dem Grundrisse einer Geschichte der kirchlichen Verfassung; welche Bemerkungen gleichsam als Ruhepunkte zu betrachten seyn würden. Einige einzelne Sätze möchten dagegen auch zu kurz angedeutet seyn, um deren durchgängige Zweckmässigkeit genau beurtheilen zu können.

K. S.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Theoretisch-praktischer Commentar über die Heineccischen Institutionen* nach deren neuesten Ausgabe von D. *Ludwig Julius Friedrich Höpfner*, mit dem Bildniss des Verfassers. Siebente Aufl., von neuem durchgesehen, mit einigen Anmerkungen und Zusätzen begleitet von *Adolph Dietrich Weber*. 1803. Ohne die angehängten Tabellen. 1227 S. 4.

Da das Publikum mit den Vorzügen und Mängeln des Höpfnerschen Commentars hinlänglich bekannt ist: so müssen wir uns hier bloss auf eine Anzeige der

der Eigenthümlichkeit der vorliegenden Ausgabe einschränken. Der wesentliche Vorzug derselben besteht darin, dass der berühmte Herausgeber dem, im Ganzen unverändert gelassenen Texte eine Menge ergänzender und berichtigender Anmerkungen beygefügt, auch überall die neuere Literatur nachgetragen hat. Die Zahl der Anmerkungen ist so bedeutend, und ihr Inhalt so belehrend und interessant, dass alle vorhergehenden Ausgaben durch diese letzte so gut als völlig unnütz geworden sind. Sehr zu wünschen wäre es indess, dass die Verlagshandlung dem Herausgeber auch in Ansehung des Textes freye Hand gelassen hätte, und dass Hr. *W.* sich bey einer neuen Ausgabe entschliessen möchte, mancher Darstellung eine andere Wendung zu geben, manches abzukürzen, und manches weiter auszuführen. Denn sollten alle Mängel stets durch Noten verbessert werden, so würde die ganze Arbeit nach und nach ihrem Hauptzweck durchaus nicht mehr entsprechen, und selbst dem Gelehrten beschwerlich werden. Der Verleger braucht auch gewiss nicht zu fürchten, dem Absatz des Werks durch solche wesentliche Aenderungen zu schaden, so lange diese von einem Schriftsteller herrühren, dessen Superiorität *Höpfner* selbst bey jeder Gelegenheit anerkannte, und über dessen ausgezeichnete Verdienste unter dem gebildeten Publicum nur eine Stimme ist. Um Beyspiele anzuführen, verweisen wir nur auf das *Prooemium*, die Lehre vom Besitz und der *bonorum possessio*. Sollte hier jede dürftige, eingeschränkte und schiefe Ansicht durch Noten verbessert werden: so müsten die Noten wieder einen reinen vollständigen Text enthalten. Und wozu diess, da doch die Irrthümer des Vfs. dem verständigen Publicum nicht heilig seyn können?

Uebrigens dürfen wir es nicht unbemerkt lassen, dass der Aufmerksamkeit des Herausgebers manche Sätze entgangen sind, deren Richtigkeit er selbst gewiss nicht wird vertheidigen wollen. Unter andern rechnen wir dahin dasjenige, was §. 48 Not. 1 über die Auslegung singulärer Vorschriften gesagt ist, wenigstens hätte die entgegenstehende Meinung anderer angeführt, und zuförderst §. 25 berichtigt werden müssen. Denn nimmt man mit dem Vf. an, dass die logische Ausdehnung nur statt finde, *ubi eadem ratio*: so darf man nachher auch nicht weiter von einer *similitudo rationis* sprechen. Eben so halten wir den Satz im §. 234 für falsch, dass *alle* Vormünder, welche von mehreren zur Tutel gewählt werden, Satisdation leisten müssen. Denn im T. 1 *J. de satisdatione tutorum*, L. 17. L. 19. §. 1 *de testament. tut.* L. 7. *de Administr. tutor.* L. 14. §. 1 *de solut.* ist nur von testamentarischen, und *praevia inquisitione* von höheren Obrigkeiten bestätigten Vormündern die Rede, und nur in Rücksicht dieser hat die Bestimmung ihren guten Grund, da solche Vormünder an sich von der Satisdation frey sind. Eben so hätte im §. 264 der Satz nicht unberichtigt bleiben sollen, dass die Gräber religiös sind, da nach L. 2. §. 5 *de religiosis* die Heiligkeit sich nicht auf das ganze Grabmahl erstreckt, ohne welchen Satz sich auch die bekannte Bestimmung, dass nicht das ganze Grab, aber doch der offene Theil verkauft werden könne, gar nicht erklären liesse. Gleichfalls einer Berichtigung bedürftig scheint uns der Satz in §. 305 dass der, mittelst des Gebrauchs der Zauberkünste auf fremdem Boden gefundene Schatz dem Fiscus halb zufalle. Auf allen Fall hätte der Herausgeber, bey seinem Bestreben nach Vollständigkeit der Literatur, die Hauptschriftsteller anführen sollen, welche hier dem Eigenthümer des Bodens den Schatz ganz zusprechen. (*Köchy* Civil-Erört. 1. S. Nr. VII. S. 201 Not. b) — Doch es mag an diesen Beyspielen genug seyn. Wir erkennen es nur zu wohl, wie schwer, und fast unmöglich es ist, bey der ersten Revision jeden Fehler aus einem so weitläuftigen Werke zu entfernen, und rechnen mit Zuversicht darauf, dass der Herausgeber, auch ohne unsere Erinnerungen, bey jeder neuen Auflage seinem Zweck immer näher kommen werde.

P.

Halle, in d. Rengerschen Buchh.: *Materialien zur wissenschaftlichen Erklärung der neuesten allgemeinen preussischen Landesgesetze. Erstes und zweytes Heft.* 1800. *Drittes und viertes Heft.* 1801. *Fünftes Heft.* 1803. *Sechstes Heft.* 1804. 8. (4 Rthlr. 14 gr.)

Den Plan und den Zweck dieser Zeitschrift haben die Vff. in einer ausführlichen Ankündigung, die hier nochmals abgedruckt ist, dem Publicum vorgelegt. Wir müssen ihn als bekannt voraussetzen, und zeigen daher nur den Inhalt der herausgekommenen Stücke an.

Erstes Stück. 1) *Inhalt der preussischen Landesgesetze von Geh. Oberjustizrath Suarez.* Dieser Auffatz, der jedoch nicht das ganze Landrecht betrifft, indem das Criminalrecht weggelassen ist, erleichtert nicht nur die Uebersicht der in dem Landrechte vorkommenden Materien, sondern kann auch als ein *Memoriale Legum* betrachtet werden. 2) *Auszug aus dem Entwurf zum allgemeinen Gesetzbuch für die preussischen Staaten.* Ein gutes Hülfsmittel zur Erklärung des Landrechts, da dieser Entwurf die ersten Materialien enthält, aus welchen nachher das Landrecht entstanden ist. Ausserdem wird auch der denkende Rechtsgelehrte Veranlassung haben, über den Geist der Gesetze und die Ursachen ihrer Abänderung oder gänzlichen Uebergehung, Betrachtungen anstellen zu können, die dem, welche seine Rechtswissenschaft nicht bloss handwerksmässig und des Brods wegen treibt, immer angenehm sind. Die Gesetze sind sowohl ein Spiegel des Volks als auch des Fürsten. 3) *Auszug der abgeänderten Stellen in der ersten Ausgabe des allgemeinen Gesetzbuchs.* 4) *Disputationes fori.* In diesem Auffatze ist die Digression über die Frage, ob das allgemeine L. R. in der Theorie von den rechtlichen Vermuthungen mit dem gemeinen Rechte übereinstimme, und insbesondere, ob dasselbe *praesumtiones juris et de jure* kenne, bemerkenswerth. 5) *Antinomistische Zweifel.* 6) *Nachtrag. Einige Bemerkungen über das Circular wegen genauer Bestimmung vor-*

verschiedener im allgemeinen L. R. und der Gerichtsordnung enthaltenen Vorschriften; d. d. Berlin den 30 Dec. 1798. Verschiedene der in diesem Circular vorgekommenen Dunkelheiten sind durch nachherige Rescripte erläutert worden.

Zweytes Heft. 1) *Uebersicht der allgemeinen Ger. Ordn. mit Bemerkung der darüber ergangenen neuen Verordnungen.* Dieser Aufsatz ist besonders für den Praktiker, der unmöglich alle Verordnungen und Rescripte immer gleich bey der Hand haben kann, sehr brauchbar. 2) *Versuch eines Commentars über die §§. 109—184 Tit. 5. Th. I. des allgemeinen Pr. L. R.* Dieser Versuch läfst nur den Wunsch übrig, dass es dem Vf. gefallen möge, das ganze Landrecht nach diesem Plane zu erläutern: denn in dogmatischer Hinsicht wird er immer seinen Werth behalten, wenn auch die Gesetze eine ganz andere Form erhalten sollten. 3) *Disputationes fori,* oder *Anwendung streitiger Gesetze auf vorkommende Fälle.* 4) *Antinomistische Zweifel.* 5) *Nachtrag zum ersten Heft.* Welcher einige durch nachher ergangene Rescripte gehobene Zweifel enthält. Unter der Vorerinnerung zu diesem Hefte unterschreibt sich der Hr. Stadtjustizrath *Siewert* in Danzig als Redacteur und Herausgeber.

Drittes Heft. 1) *Auszug aus der Kabinetsordre von 14 April 1780.* 2) *Versuch einer Uebersicht der Lehre von den Rechten auf fremdes Eigenthum im Titel 18 bis 23. Th. I. des A. L. R.* 3) *Auswahl der erheblichsten exegetischen, noch auf das L. R. anwendbaren Bemerkungen aus Schlossers Briefen, Hermanns Fragmenten und Erhards Kritik des Gesetzbuchs.* 4) *Disputationes fori.* 5) *Antinomistische Zweifel.* Der Anhang enthält eine Uebersicht des allgemeinen preussischen Landrechts nach seinen Rubriken und Marginalien mit Bemerkung der darüber seit der Publikation ergangenen neuen Verordnungen und sonstigen Erklärungen. Dieselben Gründe, welche die im zweyten Hefte enthaltene Uebersicht der allgemeinen Ger. Ordn. rechtfertigten, finden auch hier statt.

Viertes Heft. 1) *Aphorismen zur allgemeinen Rechtslehre.* Nach der Vorerinnerung des Herausg. rühren sie von einem der ersten preussischen Staatsbeamten und Rechtsgelehrten her, der sie zu einem sehr erhabenen Zweck aufgesetzt haben soll. Um die Tendenz dieser Aphorismen wahrnehmen zu können, wollen wir einige ausheben. §. XVIII. Der Stand der Natur ist also nach dem Zeugniss der Geschichte ein Stand der Unruhe und Verwirrung, in welchem keine Sicherheit bey dem Seinen, keine Ausbildung und Veredelung der Geisteskräfte, folglich keine wahre Glückseligkeit statt finden kann. S. 6. Die Bestimmung des Menschen ist nämlich nach unserm Vf., *Glückseligkeit.* §. XIV. S. 17. Despotismus setzt bey den Despoten Mangel an Einsicht oder Schwäche des Charakters voraus. Denn der Despot handelt nicht nur gegen seine Pflicht, sondern auch gegen sein Interesse. §. XV. Der Despot verändert den Zweck des Staats und des bürgerlichen Vertrages. *Er verliert also sein Recht zur Regierung* und untergräbt den Grund, auf welchem die Pflicht der Unterthanen, ihm zu gehorchen, beruhet. §. XVIII. Den grössern Haufen sagt es der gemeine Menschenverstand, dass Millionen nicht um eines Einzigen willen daseyn können, und dass, wenn dieser Einzige die ihm anvertraute Gewalt missbraucht, die Millionen nicht mehr schuldig seyn können, ihm zu gehorchen. 2) *Auswahl der exegetischen Bemerkungen aus Kleins Annalen zum zwanzigsten Titel des allgemeinen L. R.* 3) *Vom ausserordentlichen, und Werth der besondern Vorliebe.* 4) *Disputationes fori. Antinomien.*

Fünftes Heft. 1) *Bemerkungen über das neue allgemeine Stempelgesetz vom 17 Sept. 1802.* Diese Bemerkungen schränken sich blos auf Gegenstände ein, die vor die Justiz gehören, und haben die Absicht, die Praktiker auf die Schwierigkeiten bey der Anwendung des Gesetzes aufmerksam zu machen, und ihnen das Verstehen und Anwenden einzelner Vorschriften zu erleichtern. 2) *Responsa Prudentum.* Die in den vorhergegangenen Heften enthaltenen *Disputat. fori* sollen nicht als Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfragen, sondern nur als Meditationen darüber, durch Gegeneinanderstellung der möglichen Zweifelsgründe, angesehen werden, wodurch die Vff. eine nähere Prüfung und Beantwortung veranlassen wollten. Einige dieser zweifelhaften Rechtsfragen sind von dem Hn. Geh. R. *Klein* in seinem System des preussischen *Civilrechts* erörtert und beantwortet, welche Erörterungen in diesem Aufsatze angeführt sind. 3) *Disputationes fori.* 4) *Antinomistische Zweifel.*

Das *sechste Heft* endlich enthält, ausser den *Fortsetzungen* schon angezeigter Aufsätze, Nr. 5. *Einige Bemerkungen über die Wirkung des Retentionsrechts im Concurse.* Und Nr. 6 *Ueber die Vereinfachung der Depositalverwaltung bey den Untergerichten zweyter Classe.*

PCR.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. Zeitz, b. Webel: *Kurze Erläuterung des unterm (!) 14 Dec. 1801 in Kursachsen emanirten Generalis, die Verjährung der auf Aufkündigung gestellten Schuldfoderungen betreffend,* von *B.* 1803. 21 S. 8. Rec. kann nicht absehen, welcher Classe von Lesern diese Schrift nützen soll, Das hier abgedruckte Generale ist in den Händen aller kursächsischen Juristen, und der Commentar darüber enthält sowohl in seinem allgemeinen als besondern Theile gar nichts, was nicht jeder angehende Jurist schon wüsste, und was nicht jedem aufmerksamen Leser von selbst einfallen sollte. Der Vf. hat bloss eine Umschreibung seines Textes und eine ganz gemeine und doch nicht fehlerfreye Einleitung gegeben. Hier ist z. B. nicht, wie der Vf. und die Ungenannten, aus welchen er seine Einleitung entlehnte, glauben, die Rede von erlöschender Verjährung, sondern vom Verlust der Rechte durch Nichtgebrauch, es ist mithin der S. 7 gegebene Begriff der ersteren unrichtig. Ferner ist es befremdend, wenn (S. 9) die 30jährige Verjährung der Klage, *longi temp. praescriptio,* und eben da, *J. H. Böhmer,* ein sächsischer Jurist genannt wird. Das Generale von 1801 harmonirt auch keinesweges mit der Meinung des App. Gerichts in Dresden, wie S. 11 behauptet wird. Der Vf. sah *Kind's Qu. For. II. 66* zu flüchtig an, und machte auch S. 12 von der Regel: *agere non valenti* etc. den auffallendsten Missbrauch. Rec. lässt übrigens die nachlässige Schreibart des Vfs. ungerügt.

V. z. B.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 APRIL, 1804.

MEDICIN.

Frankfurt a. M., in der Andräischen Buchh.: *Der Scheintodt und das Rettungsverfahren.* Ein chymiatrischer Versuch von *J. F. Ackermann*, Prof. der Anatomie und Physiologie an der Specialschule der Arzeneywissenschaft zu Mainz etc. 1804. 246 S. gr. 8.

Mit Recht klagt der Vf., dass die zum Beystand bey scheintodten Menschen herbeygerufenen Aerzte bisher in den meisten Fällen ihre wahre Bestimmung verkannten, und dass oft das Verfahren derselben so tumultuarisch und zweckwidrig war, dass es schien, man habe die Absicht den Scheintodten vollends zu tödten, anstatt ihn in das Leben zurückzurufen. Arzt und Nichtarzt eilten wohl schnell herbey, aber selten war die Anordnung des Heilgeschäfts mit Kaltblütigkeit, Klarheit und wahrer Sachkenntniss, und was noch das traurigste ist, gewöhnlich ohne Gebrauch der nöthigen Instrumente unternommen: denn wie viele Städte können sich des Besitzes eines vollkommenen Rettungs-Apparats rühmen? Nur scheint der Vf. darin zu weit zu gehen, dass er die vortrefflichen Anstalten mehrerer Städte in Hinsicht ihrer Einrichtung und ihres schon geleisteten Nutzens verkennt, und in seinem Urtheile zu allgemein verfährt. Wir dürfen nur unter den Städten unseres Vaterlandes Hamburg, Berlin, Wien nennen, um jene Aeusserung des Vfs in ihre Gränzen zurückzubringen.

Freylich konnte es nicht anders kommen, als dass mit dem Brownianismus alle anderen, vorzüglich die chemischen Ansichten, verdrängt, und bloss auf die reizenden Kräfte der Dinge hingewiesen wurde. Hiedurch musste oft, da man bisher die Zustände der Erregung bey weitem nicht vollkommen genug kannte, das schwache Flämmchen des Lebens, statt angeblasen, ausgelöscht werden, und es verdient daher der Vf. allen Dank, in einer so lichtvollen Sprache, die Aerzte wieder auf die wahren Bedingungen des Lebens, vorzüglich aber des Athemholens und des Kreislaufes aufmerksam gemacht zu haben. Ob Rec. schon nicht gewohnt ist, bey seinen Betrachtungen des organischen Lebens den bloss chemischen Standpunkt zu wählen: so glaubt er doch, dass dergleichen Ansichten, wenn sie mit den nöthigen Einsichten in animalische Chemie und mit genauen Versuchen verbunden sind, ungemein nützlich seyn müssen, und sollten sie auch nur lehren, das Qualitative der Wirkungsart der äusseren Medien auf die Organe des thierischen Körpers näher zu bestimmen. Rec. will versuchen, den Leser in den Stand zu setzen, selbst das Wesentliche der Ideen des Vfs, worauf sein Rettungsverfahren sich vorzüglich gründet, zu verfolgen und zu prüfen.

Nach Hn. A's Theorie unterscheiden sich die organischen Körper von den unorganischen dadurch, dass sie, ob sie schon ihre Mischungsverhältnisse stets ändern, und selbst ihre Grundbestandtheile schnell wechseln, ihre Form und Kräfte dennoch gegen das Uebrige der Sinnenwelt beybehalten. Sie bestehen aus lauter Zellchen, welche von der äusseren Oberfläche derselben bis in ihr Innerstes zusammenhängen. Dieses Zellgewebe bildet sich auch in zusammengesetzten Organismen in hohle Kanäle, die man Gefässe nennt, in welchen die flüssigen Substanzen gleichförmig fortgetrieben werden. Muskeln, Nerven u. s. w. sind alle aus diesen Zellchen zusammengesetzt; die Säfte, welche aus den, ihn umgebenden, Medien aufgenommen werden, wirken auf die Gefässe durch chemische Kräfte, welche immer Trennung und neue Bindung in den starren Theilen zur Folge haben, und da die gesättigten Theile stets ausgeführt und andere an ihre Stelle gesetzt werden, so geht das vorige Spiel der Verwandtschaften immer von neuem an. Diese Wirkung der flüssigen Theile auf die festen hat Zusammenziehungen zur Folge, welche die erstern (die Säfte) durch den ganzen Körper treiben und vertheilen; und diese genaue und harmonische Wechselwirkung der chemischen und mechanischen Kräfte ist mithin das Eigenthümliche des Organismus. Diese Bewegungen der Gefässe nennt der Vf. *automatisch*, um sie von den animalischen, die ihren ersten Grund bloss einem Impulse auf das Nervensystem verdanken, zu unterscheiden.

Die neuesten Entdeckungen machen es dem Vf. wahrscheinlich, dass das Nervenmark bloss der Leiter einer sehr feinen Flüssigkeit sey, welche aus dem Luftkreise oder aus dem Wasser in den Thierkörper eindringt, und durch seine Beymischung in dem zellichten Gewebe der Organe die Veränderungen hervorbringt, welche in dem automatischen System durch veränderte chemische Mischung hervorgebracht werden; und obgleich die verwickelten Thierorganisationen ohne die Wirkung der Nerven nicht bestehen können, so hängen ihre Bewegungen, gleichwohl von den chemischen, in dem Gefässsystem fortdauernden Lebensprocesse ab. Es ist daher bey der Schätzung der Lebenskräfte des Menschen auf eine doppelte hier wirksame Thätigkeit zu sehen. — Es

Es giebt, fährt der Vf. fort, keinen organischen Körper, der in einem Medium leben könnte, welches nicht den Sauerstoff als Bestandtheil enthielte, und der Mensch bedarf dieses Stoffes am allermeisten. Er nimmt ihn aus der Luft durch die Haut und die Lungen in sich auf; und verbunden mit einem anderen einfachen Stoffe, dem Kohlenstoffe, giebt er denselben als kohlensaures Gas wieder an die Atmosphäre ab. Die Kohlensäure wird nicht an der Oberfläche der Haut und der Lungen erzeugt, sondern sie ist das Resultat eines Processes, welcher in dem Inneren der Organisation vorgeht; denn nur zwischen den Enden der Arterien und dem Anfange der Venen wird das Blut von seinem überflüssigen Sauerstoffe entbunden. Die *innere* Bedingung besteht demnach in der eigenen Mischung der Bestandtheile, welche den Organismus darstellen. Diese sind Hydrogen, Karbon, Azot, (welche mit dem Oxygen sich in verschiedenen Verhältnissen befinden); auch selbst Phosphor und Schwefel sind sehr wichtige Agentien. Das erste Erfoderniss ist dabey, dass die Anziehung jeder einzelnen Stoffe zu jedem der übrigen, oder auch zu dem ganzen Aggregat geringer ist, als zu dem Sauerstoffe. Die äusseren Bedingungen aber sind: gleichmässige Zuführung des Sauerstoffs, damit sich derselbe beständig mit jenen, welche den thierischen Stoff ausmachen, verbinden können; dann die schleunige Ausführung der oxydirten Stoffe und die Herbeyführung neuer, zu dem Sauerstoff die nöthigen Ziehkräfte habenden, Stoffe. Die auf dem Wege der Ernährung in den Thierkörper gelangten und assimilirten Säfte haben die Eigenschaft, dass sie, bey der Berührung des Sauerstoffs durch das Athemholen, nur langsam verbrennen. Der Zusammenhang der gleichartigen Theile des Nahrungsstoffes ist zu fest, als dass eine Verbindung mit der soliden Basis dieses Luftstoffes geschehen könnte. Inzwischen ist die Tendenz zu dieser Verbindung hinreichend, einen Theil des Wärmestoffes zu entbinden, welcher den Sauerstoff in Luftgestalt expandirt hält. Die Sauerstoffbasis geht also nicht in tropfbarer Gestalt in das Blut über, sondern in einer noch mehr expandirten Form, welche eine Halbgasgestalt genannt werden kann. Es ist daher der Zustand der *Oxygenation* des Bluts, wo es mehr ausgedehnt, dünner und beweglicher wird, von jenem der Oxydation, wodurch es die entgegengesetzte Beschaffenheit erhält, zu unterscheiden, weil sich der Sauerstoff da nach und nach fixirt, und mit dem Verlust seines Wärmestoffes endlich ganz mit den einfacheren Stoffen verbrennt. Die Stoffe, welche hauptsächlich den Sauerstoff aus der Luft anziehen, sind der Eyweisstoff und das luftsaure Eisen.

Das hellrothe, dünne und schäumende Blut ist allein im Stande, das Herz und die Blutgefässe zu reizen und in Erregung zu setzen, und der Kreislauf hört sogleich auf, wenn man die Lungenvenen unterbindet, vorher aber die Scheidewand des Herzens öffnet, um auf diese Weise dem Venenblute unmittelbar aus dem rechten in den linken Herzsinus den Durchgang zu gestatten, und es folgt hieraus, dass das Blut in den Lungen das Princip geschöpft haben muss, wodurch es allein das Herz und die Gefässe in Bewegung setzt. Das mit dem Blute durch die Gefässe getriebene Sauerstoffgas tritt an die festen Theile über und erzeugt Oxyde, die nicht mehr mit dem organischen Gewebe verbunden bleiben können, sondern sogleich sich trennen und in den Blutstrom zurückfallen. Nur ein Theil des hydrocarbonisirten Azots aber wird oxydirt und getrennt. Es wirkt alsobald die Verwandtschaft der Aggregation unter den nicht oxydirten Stoffen, und indem sich die nähern verbinden, so entsteht das, was wir Zusammenziehung, Erregung nennen. Hiedurch wird das Blut in die feinsten Gefässe getrieben, wo theils der feinere Theil des Bluts, theils oxygenirter Eyweisstofferum (Lymphe) zur Ernährung in die Zellchen der Organe durchschwitzt.

Was nun die Nervenerregung betrifft, so unterscheidet der Vf. drey Arten derselben: 1) die Centralerregung des Gehirns, wohin die Seelenkräfte zu rechnen sind; 2) welche von der Peripherie gegen den Centraltheil geschehen, wohin man die Empfindung, durch äussere Eindrücke bewirkt, zu rechnen hat; 3) die Erregungsorgane nach aussen, die bald durch die Kraft des Willens, bald bloss durch die Kraft des Vorstellens hervorgebracht werden. — Die Substanz des Gehirns und der Nerven hat ihr Entstehen aus dem Eyweisstoffe des Bluts, welcher in dem ersten Zustande der Oxygenation ist, wo mithin seine gleichartigen Theile in Kugelform sich befinden, welche durch den Sauerstoff in Halbgasgestalt umhüllt sind. Dieser Halbgas ist es auch, was durch seine Wirkung von der Peripherie zum Centralpunkte die Empfindung hervorbringt.

Der Vf. sucht hierauf durch mehrere Versuche zu beweisen, dass die automatische Erregung des Gefässsystems die wesentliche Bedingung des organischen Lebens, die animalische Erregung aber (der Nerven) nur eine zufällige des organischen und eine charakteristische des thierischen Lebens sey. Er machte nämlich an Säugethieren dieselben Versuche, welche *Spalanzani* schon an Thieren niederer Ordnung z. E. an Fröschen, Salmandern etc. gemacht hatte, und fand, dass der Kreislauf bey der Durchschneidung des Stimmnerven, des Zwerchfellnerven, und des sympatischen Nerven, zwar sehr beunruhiget, aber doch nicht aufgehoben wurde; ja, dass selbst die Trennung des Rückenmarks vom Gehirn nur deshalb den Kreislauf unterbreche, weil dadurch das Athemholen und mithin das Einziehen des Sauerstoffs aufgehoben würde. Um dieses zu beweisen, durchschnitt er einem Hunde das Rückenmark zwischen dem Kopfe und dem ersten Halswirbel. Er hatte die Halsader ergriffen, und merkte noch einige Schläge nach dem Schnitte. Nach 10 Minuten öffnete er die Brusthöhle und den Herzbeutel, und bemerkte, dass, sobald die Luft eintrat, sich das Herz bewegte, und zwar zuerst die Herzohren, dann die Herzkammern. Er brachte hierauf einen

en kleinen Blasbalg in die Luftröhre und blies mäsige Luft in das Gewebe der Lungen, und indem er as Herz etwas zusammendrückte, trieb er auch jeesmal etwas Blut in die Verzweigung der Lungendern ein. Indem er diese Operation fortsetzte, fand r zu seinem Erstaunen, wie das geröthete Blut in las linke leere Herz einströmte, und erst den Herzinus, dann die Herzkammer in Bewegung setzte, ja elbst in die Aorta drang, und durch die verletzten iefäfse der Zwischenschlagadern ausströmte.

Den Einwurf, dass der Kreislauf des Bluts desalb stille stehe, weil das Blut, wegen nicht erfolger Ausdehnung der Lungen, durch das Einathmen ler Luft, nicht zum rechten Herzen gelangen könne, beantwortet er so: 1) bemerke man, bey willkühriich unterdrücktem Athem, dennoch den Pulsschlag u 15—20 malen, ehe man gezwungen werde, von ieuem Athem zu schöpfen. (Könnte man aber nicht inwenden, dass bey künstlich unterdrücktem Athem, gleich nach dem Einziehen der Luft, wo die Luft feitgehalten wird, die Lungen in einem ausgedehnten Zustande verbleiben, und mithin das Blut frey durchgehen könne; dass aber bey künstlich unterdrücktem Athem, nach dem Ausathmen, die Luft nicht gänzlich aus den Lungen getrieben werde, so dass nicht das Blut frey durchströhmen könne?) 2) gehe bey dem Embryo der Kreislauf des Blutes frey durch die Lungen, und durch den *Ductus Botalli*, und durch die Scheidewand gehe nur ein Theil des Blutes zum Herzen zurück. (Rec. glaubt, dass bey dem Embryo nur so viel Blut in die Lungen übergehe, als nöthig ist, dieses Eingeweide zu nähren, und er sieht nicht ein, warum die Natur die Einrichtung mit dem *Ductus Botalli* und dem *foramen ovale* getroffen habe, wenn das Blut ungehindert, auch ohne Athemzug, durch die Lungen gehen könnte. Rec. will hiedurch nicht den Ungrund der Behauptung, sondern nur das Unzureichende des Beweises zeigen.)

Um aber den Leser ganz zu überzeugen, dass das Sauerstoffgas die nächste Ursache des Kreislaufes sey, blies der Vf. bey einer Katze, welcher er das Brustbein sammt den Rippenknorpeln weggenommen hatte, Wasserstoffgas in die Lungen ein. Augenblicklich hörte der Kreislauf auf, obschon die Lungen ausgedehnt waren. (Hier wünscht Rec., dass es dem Vf. gefallen haben möchte, auch noch Sauerstoffgas, ohne es mit Luft zu vermischen, einzublasen. Hiedurch hätte er jeden Zweifel entfernt, und sein Mittel zur Wiederbelebung der Scheintodten, welches er sehr anempfiehlt, würde jedem Arzte willkommen gewesen seyn.)

Dass die Werkzeuge des Athemholens ohne directen Einfluss des Gehirns in Bewegung gesetzt werden können, z. E. im Schlafe, dieses hängt, fährt der Vf. fort, von einem besonderen, in der Brust angelegten Mechanismus, von einer automatischen Nervenwirkung ab. Der grosse sympathische und Zwergfellnerve liegen in der Brusthöhle, dicht an den Lungen, und es ist nothwendig, dass bey der langsamen Verbrennung, die zwischen dem Blute und dem Sauerstoffgas vor sich geht, die Nervenstämme sich damit anfüllen, und dadurch, nach mehreren Pulsationen des Herzens, endlich die Kraft erlangen, auf das Zwerchfell und die Zwischenrippenmuskeln zu wirken, (welche Behauptung der Hallerische Versuch, wo bey der Unterbindung des Zwergfellnerven die Wirkungen dieses Muskels nicht unterbrochen wurde, sehr unterstützt.)

Nun erst giebt der Vf. die Bestimmung des Scheintodes: Der Tod ist der Zustand des Körpers, sagt er, in welchem das Spiel der, wechselweise auf einander wirkenden, Ziehkräfte des, in einen elastischen Zustand versetzten, Sauerstoffes des äussern Mediums, und der die starren Formen des Organismus bildenden Stoffe aufhören. Der *wahre Tod* ist, wenn diese Ziehkräfte nicht mehr statt finden. *Scheintod*, wo diese Ziehkräfte zwar noch da sind, wo es aber an Sauerstoff in Hinsicht seiner Menge oder seiner Form fehlt. Dieser kann entweder in dem umgebenden Medium fehlen, oder die Respirationsorgane, oder die des Blutumtriebes, sind durch eine äussere oder innere Ursache gelähmt.

Soweit der 1ste Abschnitt. Der 2te enthält den praktischen Unterricht, das Leben in Scheintodten, durch die Wiederherstellung seiner äusseren Bedingungen, zurückzurufen. — Alles, was der Arzt hier zu thun habe, sey, die chemischen Bedingungen zu begünstigen oder von neuem zu erzeugen, die zwischen dem Sauerstoffe der Atmosphäre und den Bestandtheilen des, in seinen Mischungsverhältnissen unveränderten, organischen Körpers noch statt haben. Dieses bewirke er aber 1) indem er den Sauerstoff in der Gestalt eines Halbgases in die Lungen bringe; 2) indem er dasselbe im concentrirten Zustande den Gefässen der Haut zuführe; 3) indem er den, dem thierischen Körper eigenthümlichen, Wärmegrad erzeuge, und dadurch den zu schwachen oder unterbrochenen Lebensprocess wiederherstelle.

Der Vf. giebt sehr gute Vorschläge, diese gegebenen Indicationen zu erfüllen; es würde uns aber zu weit führen, wenn wir sie alle ausheben wollten. Hier nur das Hauptsächlichste! Das aus Braunstein gezogene Sauerstoffgas wird entweder allein in die Lungen geblasen, oder eine Mischung von 0, 80 atmosphärischer Luft und 0, 20 übersaurem Kochsalzsaurem Gas. Schon das Einblasen der atmosphärischen Luft sey sehr wirksam, — die Regeln bey der Erwärmung des Körpers sind ebenfalls sehr gut; vorzüglich räth er, die einzuathmende Luft nicht zu erwärmen. — Um dem Körper äusserlich Sauerstoff zuzuführen, will er die übersaure Kochsalzsäure, mit Oelen verbunden, in die Haut eingerieben haben. Von den Oelen und Balsamen allein hofft er schon viel: denn indem diese sich an der Atmosphäre säuern, so übergeben sie, bey ihrer Einreibung, den mit sich nicht festverbundenen Sauerstoff an das Blut ab. — Statt des Aschenbades empfiehlt er die Bedeckung mit einem Pulver aus Eisenfeile mit zerstossenem Schwefel zu gleichen Theilen (beides muss aber einzeln erwärmt werden), und hofft hiedurch der Haut

am reichlichsten den Sauerstoff zuzuführen. — Was die Erregung des Nervensystems betrifft: so räth er, nicht eher durch Reize auf dasselbe zu wirken, als bis man Spuren der automatischen Lebenserregung gewahr werde, weil man sonst offenbar das in den Nerven noch gegenwärtige Princip erschöpfe, da auf keinen Zufluss durch die natürlichen Wege zu rechnen sey. Dann aber, wann wirkliche Spuren der Gefässerregung sich zeigen, soll man vorzüglich auf *die* Nervenstämme wirken, welche auf die Zusammenziehung des Zwerchfells und der Rippenmuskeln einen vorzüglichen Einfluss haben, nämlich auf den *Nervum phrenicum* und *sympathicum*. Sodann geht der Vf. alle die besonderen Theile, vorzüglich die Sinnorgane durch, auf welche er die nöthigen (und zwar bekannten) Reize anwenden lässt. — Von der Elektricität hofft er nichts; dem Galvanismus aber trauet er viele Kräfte zu, und schlägt folgende Methode ihn anzuwenden vor: Man nehme zwey messingene Stäbchen, und lasse sie mit trockenem lackirtem Holze überziehen, so dass die beiden Enden frey sind; sodann verbinde man das Eine mit der Hydrogenkette, das Andere mit der Oxygenkette. Das erste, dessen abgerundetes Köpfchen vergoldet seyn muss, wird in den After gebracht, das letzte aber, ebenfalls vergoldet, in die Rachenhöhle, um die innere Wand des Schlundkopfes zu berühren. Hiedurch hofft der Vf. dieses kräftige Agens, durch den ganzen Stamm des grossen sympathischen Nerven zu leiten, um dadurch die Respiration in Gang zu bringen. Zuletzt folgt noch ein Nachtrag, welcher den zu den Rettungsversuchen nöthigen Apparat darstellt, und die Ordnung der Hülfleistung enthält.

Nach dieser Anzeige wird jeder Leser mit Rec. einverstanden seyn, dass obige Vorschläge zu einer neuen Rettungsmethode alle Aufmerksamkeit verdienen, und dass dieselbe in einem Zustande, wo bis jetzt so selten Rettung möglich war, allerdings versucht zu werden, die Pflicht gebiete. Freylich aber wird nur dann erst, wann die Erfahrung für den Vf. entscheidet, die Theorie, worauf sich seine Methode gründet, und welche er schon früher in seinem *Versuche einer physischen Darstellung der Lebenskräfte* vortrug, sich über den Rang einer blossen Hypothese erheben können.

—nn—

Leipzig, b. Barth: *Anatomisches Taschenbuch für Aerzte und Wundärzte.* 1802. XVI und 382 S. 8.

Der ungenannte Vf. dieser Schrift will sie als Theil eines in Zukunft zu vollendenden Ganzen betrachtet wissen, worin alle nothwendigen Kenntnisse des praktischen Arztes und Wundarztes vereinigt seyn sollen. Es soll also hier nur eine kurze und deutliche Uebersicht des Wissenswürdigen und praktisch Brauchbaren aus der Zergliederungskunst, mit Weglassung aller Subtilitäten, gegeben werden. Diesen Zweck hat der Vf. erreicht. Das Ganze ist in seinen Theilen ziemlich gleichmässig behandelt und den höchsten Grad von Vollständigkeit besitzt, welcher bey der nöthigen Kürze möglich war. Auf ein Verzeichniss der wichtigsten anatomischen Schriften folgt die Einleitung, welche die Definition der Anatomie, die äussere Eintheilung des menschlichen Körpers, die Beschreibung der Grundstoffe desselben, die daher genommene Eintheilung in mehrere Doctrinen der Anatomie und die Beschreibung der allgemeinen Bedeckungen des Körpers enthält. Die einzelnen Doctrinen sind nun in der gewöhnlichen Ordnung abgehandelt. Zur Wiederholung und zur Erleichterung des Gedächtnisses für Anfänger, insbesondere für solche, welche sich vollständigere Handbücher nicht anschaffen können, ist zwar diese Uebersicht der Zergliederungskunde den älteren bekannten Büchern dieser Art weit vorzuziehen: nur führen leider solche Bücher zu einer nur allzusehr zur Mode gewordenen Oberflächlichkeit hin. Dem praktischen Arzte kann es unmöglich genügen, ein vollständiges Namensregister von allen Theilen des Körpers inne zu haben. Er wird oft genug finden, dass ihm die umständliche Kenntniss einzelner Theile und ihrer Verbindung unter einander unentbehrlich sey: er muss also dennoch seine Zuflucht zu vollständigeren Handbüchern, oder zu der Natur nehmen.

C. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Würzburg*, b. Nitribitt: *Morbus maculosus haemorrhagicus* seu *Haemorrhoea petechialis*. Diss. Auctore *Franc. Casp. Rosenauer*, Wirceb., Praes. *G. Pickel*. 1802. Cum tabula aenea. 32 S. 4. Zweckmässige Benutzung der wichtigsten Schriften und eigene eben so sorgfältig angestellte, als richtig beurtheilte Beobachtungen am Krankenbette zeichnen diese wohlgerathene Probeschrift aus. Zuerst bestimmt der Vf. in nosologischer und diagnostischer Hinsicht das Nähere, dann stellt er seine ätiologische Meinung auf, und setzt endlich eine dieser entsprechende Heilmethode fest. — Die bey der hier abgehandelten Krankheit *ohne Fieber* erscheinenden *und von Blutflüssen begleiteten Petechien* nennt er die *chronisch einfachen* und die im Typhus sich zeigenden, die *symptomatischen*. Zwischen dem Scorbut und dem *Morbus maculosus haemorrhagicus* zieht er bestimmte Grenzlinien. Mit Recht sagt er von der nächsten Ursache der *Haemorrhoea petechialis* (S. 14.): „*requiri quendam debilitatis gradum actione potentiarum nocentium jam praecedente in finibus vasorum sanguiferorum productum, ut effectus potentiarum nocentium petechias chronicas constituat. Ad potentias (nocentes) pertinere videtur abusus balneorum frigidorum.*" Die dieser kleinen Abhandlung angehängten zwey Krankengeschichten sind sehr instructiv, besonders, da zwey illuminirte Kupfertafeln die S. 21 bis 24 beschriebene Petechien naturgemäss versinnlichen.

S. P. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 APRIL, 1804.

MEDICIN.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: D. *Johann Jacob Wagner über das Lebensprincip*, und P. *J. A. Lorenz's*, französischen Arztes, *Versuch über das Leben*, aus dem Französischen übersetzt. 1803. 280 S. gr. 8.

Das Wissen theilt sich für die Speculation und Reflexion in die zwey Seiten: Theorie und Empirie; an sich ist es aber die Einheit beider, und stellt eine nach allen Seiten vollendete Ganzheit dar. Des Theoretikers Setzen und Darstellen, des Empirikers Erfahren und Beobachten sind die verschiedenen Formen, unter denen die Wissenschaft erscheint, und gleich willkommen seyen uns die Ansichten und Deductionen des ersteren, der von Einem ausgehend die Vielheit der Erscheinungen umfasst, und die Bemühungen und Untersuchungen des andern, der von derselben Mannichfaltigkeit aus auf das Eine und Letzte zu kommen trachtet. Aber keiner glaube für sich im Besitze der vollkommenen Wissenschaft zu seyn, da nur die innerste, zusammenstimmende Einheit von Theorie und Empirie das Vollkommene ist. Gewöhnlich erscheinen zwar diese für sich abgesondert, und man setzt sie einander entgegen; aber diese Absonderung und Entgegensetzung ist nur relativ und fragmentarisch; denn auch die strengste Theorie wird nicht gänzlich vom Empirischen entledigt, und die nüchternste Beobachtung nicht von aller Theorie rein und entblösst seyn. Wenn aber beide einander so durchdringen, dass sie vollkommen einander gleich sind, und im Einzelnen wie im Allgemeinen zusammenstimmen, dann ist das Höchste erreicht, wonach wir streben können. —

Diese Bemerkungen beziehen sich auf das Ganze und die Theile des vorliegenden Buchs, dessen beide Abhandlungen, die es enthält, in vollkommener Absonderung und Entgegensetzung gegen einander sind, jedoch so, dass die erstere, als die theoretische und speculative, ihr Werk mit Bewusstseyn und Klarheit, mit durchgängig herrschender Zusammenfassung und Unterordnung des Empirischen unter höhere ideale Gesichtspunkte vollführt, die andere hingegen, hoherer Standpunkte unbewusst, ihre Arbeit unter der Vielheit und Last der Erscheinungen nur mit Mühe und wenig erfreulichen Resultaten vollbringt. Die erste geht nämlich von der ewig wirkenden und bleibenden Gesetzmässigkeit aus, die in allem, was wird und ist, sich ausdrückt, und begreift dabey das Unendlich-Mannichfaltige der Erscheinungen in harmonischer Einheit, indem sie den innern Zusammenhang aufdeckt und darstellt; aber die andere trauet sich gleichsam dem Ocean der Phänomene ohne weisenden Compass an, und sucht mit Hülfe bloss sinnlicher Wahrnehmung, und deshalb fruchtlos, das unbekannte Eiland der Wahrheit zu entdecken, zu welchem die neueren Bemühungen der Naturphilosophie treffend den Weg bezeichnen.

Hr. *Wagner* beginnt seine Darstellung mit der ersten Aufgabe der Naturphilosophie, mit der Deutung, wie die Dinge im Universum existiren. Es sind drey Stufenfolgen, in welchen sich das Wesen der Dinge, das immer eines und das nämliche ist, offenbart: erstens, indem die Dinge für sich als Einzelnheiten durch Cohäsions- oder Schwerkraft, zweytens indem sie für sich als Einheiten (harmonische Zusammensetzung von Einzelnheiten) durch Leben und Lebensthätigkeit, und drittens, indem sie als höchst gesteigerte Individualitäten bestehen, und durch Geberde und Sprache, in welcher der Geist der Einheit gleichsam nach aussen aufs neue reproducirt wird, als Vernunftwesen sich äussern. Das Princip des Lebens wird bestimmt, als die Nothwendigkeit des Universums im Grossen und Kleinen, sich zu gestalten, im Kampfe mit der Nothwendigkeit, den stets hervorgebrachten Gestalten, Totalität und Einheit zu geben. Dieser anhaltende Conflict, wo er sich im Einzelnen darstellt, ist das Leben selbst. Der menschliche Organismus als individuirte Einzelnheit des Universums, so wie jeder andere Organismus, enthalten einen Dualismus von Thätigkeiten, die sich wechselseitig bestimmen; diese Thätigkeiten äussern sich durch Expansion und Contraction, und verhalten sich gleich den chemischen Processen von Oxydation und Desoxydation. Im Nervensystem ist das Lichtprincip, welches desoxydirend wirkt, und im Gefässsysteme der Sauerstoff vorwaltend, aus deren Conflict Wärme und Leben hervorgeht. Die cohäsive Ansicht der Organe vom flüssigen Blutwasser an durch alle, die einzelnen Gebilde ausmachenden Theile z. B. Zellgeweb, Faser u. s. w. bis zum festen Knochensystem ist neu und gut durchgeführt, obgleich die empirische Physiologie manches dagegen einzuwenden haben wird. Gleicherweise ist die Zusammenstellung der Wechselbeziehung der Nutritions- und Assimilationsorgane einerseits und der Secretions- und Excretions-Organe andererseits neu, und gewährt einen hellen Blick in die innere Haushaltung der thierischen Natur. Treffend und mit dem

Rec. schon lange hierüber gehegten Ideen übereinstimmend ist die Darstellung des Blutgefässsystems in die zwey Pole der Arterien und Venen, oder des Lungen- und Lebersystems, wovon jenes den Oxygenen, dieses den hydrogenen Pol repräsentirt. Wie folgenreich diese Ansicht für Pathologie und Praxis sey, wird Rec. anderwärts ausführlich zeigen. Nach diesem handelt der Vf. von den Bewegungs- und Empfindungsorganen; bey letztern trägt er seine im Werke: *Ueber die Natur der Dinge* schon entwickelte Theorie der Sinne vor, und viele andere der Aufmerksamkeit der Physiologen würdige Gedanken vom Hirn- und Nervensystem, z. B. vom Schlafe, von der Entgegensetzung des sensibeln Systemes im grossen Gehirne, als seinem Mittelpunkte, gegen das irritable System, das seinen Mittelpunkt im Herzen hat, vom kleinen Hirne, das die höchste und vollendete Reproduction des höhern Organismus ausmacht, und wie im grossen Gehirne und Nervensysteme, als dem höheren Organismus, die active Existenz der äusseren Sinne, so ist im kleinen Gehirne die Wirksamkeit des inneren Sinnes unter den Formen des Verstandes, der Einbildungskraft und der Vernunft begründet, u. s. w.

Diess ungefähr sind die Grundzüge der kunstreichen Darstellung des Vfs, wobey aber Rec. noch manches Interessante und Denkwürdige übergangen hat, welches im Werke selbst, wie auch die Art, mit welcher das Ganze entwickelt ist, nachgesehen werden muss. Die Leser werden finden, dass ein umfassender Blick vom Anfang der Abhandlung an herrsche, und eine unausgesetzt sich gleichbleibende Consequenz bis ans Ende derselben durchgreife, so wie sie überhaupt einen Schatz von physiologischen Ideen finden werden, die noch überdiess weisende Fingerzeige zu neuen Funden geben. Sollte auch manchmal im Einzelnen etwas auszustellen seyn, dass z. B. die Thätigkeit des Hautsystems, die in der Gesamtthätigkeit des thierischen Organismus eine so bedeutende Rolle spielt, dass sie selbst die beiden Nutritionsprocesse in Lunge und Magen oftmals auf einige Zeit ersetzen kann und muss, hier nicht beachtet worden ist, — dass ferner der Conflict zwischen Muskel- und Nervenaction immer einander entgegengesetzt wird, da derselbe doch eigentlich zwischen Blutgefässe und Nervensystem statt findet, als welche im Muskel durch Anastomose und Zellgewebe in die neutralisirte Einheit eines Organs verbunden sind; — dass bald das negative Princip als Wasserstoff (S. 32) bald dasselbe wieder als Sauerstoff (S. 55) angegeben wird, obwohl das Hydrogen wieder sonst als positives Princip (S. 33 u. a. m. O.) angenommen ist; — dass der dem Menschen allein zukommende Sinn des Hautsystems, welchen man das äussere Gemeingefühl nennen könnte, und welcher abgesondert vom Getaststinn vornehmlich durch Einwirkung von Wärme und Licht, insbesondere aber durch den sogenannten thierischen Magnetismus, welcher aber ausser dem Menschen keiner andern Thierart gegeben ist, afficirt wird, nicht genug hervorgehoben worden ist —: so wird doch durch diese Bemerkungen das Wesen des Ganzen nicht entstellt, und die Abhandlung verliert durch dergleichen kleine Mängel, die leicht ersetzt werden können, nichts von dem philosophischen Werthe, dessen sie sich als Erbtheils des Geistesreichthums ihres Urhebers, wie kein physiologisches Werk neuerer Zeit, mit vollem Rechte zu rühmen hat. In Rücksicht der speculativen Ausbildung aber unterscheidet sie sich noch zu ihrem Vortheil von des Vf. Werke: *Von der Natur der Dinge*, worin der Empirie die Speculation gleichsam nur eingebildet ist, indess in vorliegender Abhandlung im Gegentheil die Speculation sich über die Empirie erhebt.

Die zweyte Abhandlung stellt, wie schon angedeutet worden, einen vollkommenen Gegensatz in Hinsicht der erstern dar, da in ihr durchgängig die nüchternste Empirie, strenge Beschränkung auf die vorhandenen, an sich selbst oft ungewissen Thatsachen, und hiedurch eine bis zum Geständniss von Nichtwissen getriebene Resignation herrschend ist. Hingegen ist das Verdienst einer fleissig zusammengetragenen Sammlung von empirischen Daten über Hirn- und Nervenwirkungen, die sich in Gefühl und Bewegung der Organe ausdrücken, ferner der Zusammenstellung von einzelnen hieher gehörigen Erfahrungen, Versuchen und Beobachtungen dem französischen Verfasser um so mehr zuzugestehen, als andere Empiriker bey ihren Arbeiten, wenn sie sich auf die Höhen der Speculation versteigen, auf traurige Ab- und Irrwege gerathen. Indessen wird der bedächtige Leser auch bey der protocollarischen Nüchternheit des Vfs auf Aeusserungen kommen, wie z. B. dass in allen organischen Actionen und deren Successionen feste Ordnung und Gesetze walten u. dgl., aus denen irgend ein Funke von höherem Lichte hervorschimmert, welches des Rec. anfängliche Behauptung, dass der Empirismus nie von aller speculativen Ansicht leer und verlassen sey, bestätiget. Unwillkührlich wird zuletzt die Empirie zur Speculation gesteigert, so wie sich diese mit herrschender Willkühr in jene ergiesst. W. A. St.

Breslau, Hirschberg u. Lissa, b. Korn d. ä.: *Geist der neuesten medicinischen Literatur in Frankreich*, zum Behuf deutscher Aerzte in Auszügen aus den neuesten Original-Werken dargestellt, und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen, von D. *A. Zadig*, ausübendem Arzt zu Breslau. *Ersten Bandes zweytes Stück.* 1799. S. 139 bis 264 8. (8 gr.)

Den Anfang dieses Heftes machen I. *Physiologische Untersuchungen und Versuche über die Vitalität*, von dem Prof. *J. J. Sue.* Aus dem *Mag. encyclop.* Wir können uns hier nur auf die Resultate des Vfs einlassen. Man hat in Ansehung der wichtigsten Puncte der Animalität viel zu allgemeine Schlüsse aus relativen Beobachtungen gezogen, indem man 1) den Sitz der Empfindung ausschliesslich nach dem Gehirne verlegt, 2) die Vitalität in allen Thieren denselben Organen zueignete, 3) annahm, dass die Genera-

ration und Reproduction in allen Thieren durch fast gleiche Proceduren geschehe, 4) die Dauer der animalischen Identität durch eine lange Unterbrechung der Bewegung für zerstört ansah. Der zweyte Theil dieser Abhandlung, der einige aus der grossen Zahl der von dem Vf. gesammelten Beobachtungen enthält, soll im nächsten Stücke folgen. II. *Beobachtung über eine ausser der Gebärmutter im Unterleibe Statt gefundene Schwangerschaft*, von *Martin d. ä.* Aus dem *Recueil — de Lyon*. Es war die zweyte Schwangerschaft der Frau. Sie spürte in der Magengegend die Bewegungen des Kindes, und hatte einen eingeklemmten Bruch. Letzteren operirte der Vf. glücklich; allein am fünften Tage nach der Operation starb die Schwangere in heftigen Convulsionen. Man fand bey der Section unter den Bedeckungen des Unterleibes einen ziemlich dünnen häutigen Sack von schwärzlicher Farbe, und in demselben eine reife männliche Frucht, die queer unter dem Magen lag, so, dass der, durch einen beträchtlichen Riss des Sacks durchgedrungene Kopf im linken Hypochondrium, gerade vor der Milz, und die Füsse in der Lendengegend der rechten Seite lagen. Der Sack bestand aus den, mit dem Bauchfelle verwachsenen, Hüllen des Kindes, und die darin enthalten gewesene Flüssigkeit war durch den Riss in den Unterleib abgeflossen. Die Gebärmutter war unverletzt und frey, in ihrer gewöhnlichen und natürlichen Lage. Ihr Umfang war ungefähr „verdreyfacht". Die Sinus waren so erweitert, als sie es im vierten Monate der Schwangerschaft zu seyn pflegen, und mit schwarzem geronnenem Blute angefüllt. Die äussere Fläche ihres Grundes hing innigst mit der Placenta zusammen. Hätte man auch in diesem Falle eine *conceptio extrauterina* bestimmt erkennen können: so glaubt doch der Vf. entscheidende Gründe zu haben, den Kaiserschnitt in Fällen dieser Art für eine unnütze und nothwendig tödtliche Operation zu halten. Vielmehr ist er überzeugt, dass die Natur sich selbst genug ist, um sich allmählich von dem Producte einer Conception, wobey sie sich von der Einförmigkeit ihrer Gesetze entfernt zu haben scheint, zu entledigen. Bey dieser Gelegenheit rückt er einen Aufsatz unter folgendem Titel ein: *Reflexionen des B. Guerin über eine Abhandlung des B. Colomb, betreffend eine „aussergebährmütterliche" (!) Schwangerschaft von funfzehn Monaten*, in welchem selbiger das Durchschneiden der Scheide für den Fall vorschlägt, wo die Theile des Kindes in das kleine Becken eingetreten seyn, und durch ihre Anwesenheit die schicklichste Stelle für den Durchschnitt anzeigen möchten. Der Uebers. liefert in einem Zusatze die in den Schriften der königl. med. Gesellschaft zu Paris und in den philosophischen Transactionen aufgezeichneten Fälle, welche beweisen, dass die Natur sich selbst helfe, oder die Frucht im Leibe der Mutter zurückbleiben könne, ohne den Tod der letzteren zu bewirken. III. *Versuche und Beobachtungen über den äussern Gebrauch einiger Fieberheilenden, Urin- und Stuhlgang befördernden Mittel*, von *J. L. Alibert*. Aus dem *Mag. encyclop*. Eine Salbe, aus einer Drachme Rhabarber und 12 Granen Jalappe mit einer hinlänglichen Menge Speichel und zugesetztem Schweinefett bereitet und häufig auf den Unterleib eingerieben, bewirkte bey einer Wöchnerin, die seit 5 Tagen nicht zu Stuhle gegangen war, reichliche Ausleerungen. Einreibungen aus 2 Quentchen Rhabarber, ohne Jalappe, mit Speichel und Schweinefett gemischt, auch aus 12 Granen Scammonium, eben so viel Coloquinten, und 6 Granen versüssten Quecksilbers, leerten die Mutter nicht aus; allein ihr Kind bekam einen übermässigen Durchfall. Es scheint jedoch aus der Folge (S. 202) zu erhellen, dass die Wirkung bey jener sich nur verspätet hatte. Bey dem Vf. selbst wirkte eine Salbe aus 15 Granen Jalappe, 20 Granen Coloquinten, und 8 Granen versüssten Quecksilbers gar nicht; allein sie verursachte Cholikschmerzen, Schneiden, Schwere des Kopfes und Ekel. Drey Kinder, von denen das älteste nicht über 5 Jahre alt war, und bey welchen die Eingeweide des Unterleibes beträchtlich verstopft und verschleimt waren, wurden durch Einreibungen aus Rhabarber, Scammonium, und dem Magensafte einer Eule sehr stark ausgeleert, ob sie gleich seit langer Zeit von einer hartnäckigen Verstopfung geplagt gewesen waren. Ein anderes Kind von 3 Jahren, das ausserordentlich geschwollen war, und dessen Zufälle eine Brustwassersucht befürchten liessen, leerte nach Einreibungen von Meerzwiebelpulver mit dem Magensafte eines Hundes und Schweinefett eine ungeheure Menge Urin aus. Drey Frictionen von denselben Substanzen, ohne Zumischung von Magensaft, waren hinreichend zur Genesung eines Kindes, das an der Bauchwassersucht litt. Man müsse die Einreibungen auf gesunde Theile anbringen, und vorzüglich auf solche Stellen, die am unmittelbarsten mit den leidenden Theilen sympathisiren: bey alten Leuten sollte man die offenen Enden der Lymphgefässe durch laue Bäder und trockenes Reiben zur Einsaugung geschickt machen. Die China, mit oder ohne Magensaft, auf der Oberbauchgegend eingerieben, hob in vier Fällen Quartan- und tägliche Fieber: doch wirkt sie langsamer und ungewisser, als auf die gewöhnliche Weise. — Die Einreibungen geschahen einmal des Tages, und zwar des Morgens. IV. *Praktische Reflexionen über die Krätze*, von *Parat*. Aus dem *Recueil — de Lyon*. Es giebt drey, deutlich von einander getrennte, Arten dieses Uebels; die entzündliche, die schleimig-seröse, und die trockne. Man kann im Verlaufe desselben drey merkliche Perioden unterscheiden, die der Eruption, der Suppuration, und der Abtrocknung. Auf selbige muss man bey der Heilung Rücksicht nehmen. In der ersten Periode kann man, ohne der ausleerenden Mittel zu erwähnen, mit zwey Arten von Prisanen ausreichen, nämlich von Gerste und Süssholz, und von Grindwurzel, Sassafrass, Bittersüss u. dgl., wobey man Schwefel nehmen lässt. Dadurch wird nicht nur der Ausbruch bald beendiget, sondern auch die Suppuration sehr beschleunigt. Die zweyte Periode

erfodert blofs folche Getränke, die fich für jede befondere Art fchicken: doch müffen fie in mäfsiger Menge genommen werden, damit man nicht den Zuflufs der böfen Säfte nach der Haut übermäfsig befördere. Sobald die Bläschen, nach vollkommener Reife, abzutrocknen anfangen, darf man nicht länger mit innern Mitteln das Heraustreiben befördern wollen, fondern mufs fogleich topifche Mittel anwenden, die in diefer dritten Periode fo fchnell wirken, dafs oft zwey oder drey Einreibungen hinreichen, wenigftens das Abfallen aller Borken zu befördern. V. *Auszug aus der — Schrift vom D. Alyon*, betitelt: *Verfuch über die medicinifchen Eigenfchaften des Sauerftoffes* u. f. w. Der Herausgeber liefert diefsmal blofs den theoretifchen Theil diefer Schrift, der unter andern die Bereitung der oxygenirten Salbe enthält, und will den praktifchen im nächften Stücke mittheilen. Rec. enthält fich eines Auszuges aus diefem Auszuge, da feit Erfcheinung des letzteren, *Alyons* Methode bekannt genug geworden ift. Am Schluffe zwey Erfahrungen des Herausgebers von der guten Wirkung jener Salbe, gegen ein unausftehliches Jucken am Hodenfacke und gegen angefchwollene Halsdrüfen. VI. *Verfuche und Beobachtungen betreffend den innern Gebrauch des Phosphors*, vom Prof. *Alphonfe Leroi* zu Paris. Aus den — *Mémoires d'émulation.* Ein Viertelgran Phosphor täglich ift eine hinlängliche Menge, um grofse Wirkungen hervorzubringen. Um ihn in Form einer Latwerge zu geben, legt der Vf. ihn in fehr heisses Waffer, wo er zergeht; alsdann rüttelt er es fehr ftark, worauf er fich, wie Oel, in eine unglaubliche Menge kleiner Kügelchen zertheilt; fodann giefst er kaltes Waffer hinzu, worauf er, in Geftalt eines Pulvers, zu Boden fällt. Von diefem Pulver nimmt man 1 bis 2 Gran, mifcht fie mit Zucker und 1 bis 2 Tropfen Oel, thut etwas Eygelb hinzu, reibt Alles in einem gläfernen Mörfer, der in fehr kaltem Waffer, oder in Eis ftehen mufs, und fetzt diefe Operation fort, bis die Latwerge fertig ift. Ein andermal gab er diefs Mittel in einer Mifchung von Oel, Syrup, und einem deftillirten aromatifchen Waffer. Er behauptet, das Mittel, *Kunkel's* leuchtende Pillen zu machen, wieder gefunden zu haben: aber fie erfodern eine fo eigene Manipulation, dafs er ihre Bereitung nur den Hn. *Pelletiers* anvertrauen zu dürfen glaubte. Auch die Phosphorfäure hat er als ein fehr fchätzbares Mittel gefunden: wenn er im Winter keine Zitronen hat, giebt er in Faul- und bösartigen Fiebern eine Limonade aus diefer Säure, Zucker und Orangeblüthenwaffer. Bey der Schwäche vom Misbrauch des Beyfchlafs fcheint ihm der Phosphor eines der mächtigften und am fchnellften reftaurirenden Mittel zu feyn; aber nach feinem Gebrauche mufs eine ftrenge Enthaltfamkeit beobachtet werden, denn ein Rückfall ift gefährlich. Schädlich befand er diefs Mittel nie, fehr oft von außerordentlichem Nutzen, und nur zuweilen unwirkfam, wo die Lebensflamme bereits zu fehr erlofchen war. Seine Wirkung auf die Gefchlechtstheile ift hervorftechend und feine Verbindungen mit der Saamenfeuchtigkeit find evident. Der Vf. wagte es einmal, 3 Gran Phosphor in Theriak zu nehmen, worauf er fich zwey Stunden lang fehr übel befand; was fich jedoch nach fehr kaltem, oft hinter einander in kleinen Portionen genoffenem, Waffer verlor. Sein Urin war fehr roth. Aber am folgenden Morgen waren feine Muskelkräfte verdoppelt, und er fühlte einen unerträglichen Venusreiz. Nach der Wahrnehmung des Herausgebers ift die ficherfte und befte Form, den Phosphor zu geben, die Pillenform, indem man die Dofis, die man davon reichen will, in fiedendem Waffer auflöfen, fehr ftark rütteln, dann durch hinzugegoffenes kaltes Waffer präcipitiren, diefe ganz feine weiche Maffe auf der Stelle mit einem Scrupel *Confectio rofarum* zu einem Biffen machen läfst, den der Kranke, fobald er ihn erhält, verfchluckt, und diefen Biffen jeden Tag zu der Stunde, wenn ihn der Kranke nehmen foll, frifch bereitet, oder indem man aus drey Granen auf obige Art aufgelöften Phosphors mit etwas arabifchem Gummi 12 Pillen, in deren jeder genau ein Viertelgran Phosphors enthalten feyn mufs, bereiten, einige Tropfen Nelkenöl zur Maffe tröpfeln, und die Pillen ftark verfilbern läfst.

I. *v*. *o*.

KOPENHAGEN, b. Brummer: *Matthias Saxtorphs gefammelte Schriften geburtshülflichen, praktifchen und phyfiologifchen Inhalts.* Herausgegeben und mit deffen Biographie begleitet, von D. *Paul Scheel.* Mit Kupfern. 1803. 352 S. 8.

Der verftorbene Etatsrath *Saxtorph* war einer der guten Geburtshelfer, die durch ihre Kunft praktifch nützlich find; fein Sohn und Hr. *Scheel* liefern deffen zerftreueten Schriften deutfch und unverändert, um das Andenken diefes verdienten Mannes bey einem gröfsern Publicum zu erhalten. Die einzelnen Abhandlungen betreffen die mancherley Geburten, die vom Becken und deffen Verhältniffe zum Kindskopfe, von der Lage der Gebärmutter und der Frucht, von den Knoten und Umfchlingungen der Nabelfchnur, abhangen, imgleichen den Gebrauch der Zange bey der Seitenlage des Gefichts, das Auffitzen des Mutterkuchens auf dem Muttermund, die Harnverhaltung von rückwärts gebogener Gebärmutter und deren Zerreifsung, die verfchiedenen Arten der Mutterumftülpung u. f. w. Sie verrathen den Mann, der fein Metier verfteht, fie werden dem Kenner genügen, wenn er auch hier und da etwas verfchieden denkt, und bedürfen, da fie hinlänglich bekannt find, keiner namhaften Angabe. Die *biographifchen Nachrichten* enthalten die vornehmften Lebensumftände, und die abermalige Beftätigung eines alten Erfahrungsfatzes, dafs Armuth die beften Köpfe zum anhaltenden Fleifse weckt, und die Wiffenfchaft das Verdienft krönt. Auffallend war dem Rec., dafs *S.*, als Arzt, fich einem theologifchen Examen unterwerfen mufste, aber der Vf. zeigt in der Anmerkung, dafs diefs in Schweden vor jedem medicinifchen Doctorate vorher zu gehen pflegt. Schliefslich wünfcht der Biograph von *Saxtorphs* Schülern einen beliebigen Beytrag zur Errichtung einer Büfte von Marmor im Lehrfaale des Entbindungshaufes. Wir hoffen, dafs fein Wunfch wird erfüllt werden.

S. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 APRIL, 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

Königsberg, b. Nikolovius: *Lyrische Gedichte von Johann Heinrich Voss.* 1802. *Erster Band*, Oden und Elegieen. 1—8 Buch 340 S. *Zweyter Band*, Oden und Lieder. 1—3 Buch 326 S. *Dritter Band*, Oden und Lieder. 4—6 Buch 346 S. *Vierter Band*, Oden und Lieder. 7 Buch. Vermischte Gedichte, Fabeln und Epigramme. 399 S. 8.

Indem wir die Verzeichnisse sämmtlicher Gedichte, wie solche den Bänden regelmäsig vorgedruckt sind, am Eingange betrachten, so finden wir die Oden und Elegieen des ersten Bandes, imgleichen die Oden und Lieder der drey folgenden, nicht weniger die übrigen kleineren Gedichte unter sich durchaus nach der Jahrzahl geordnet.

Eine Zusammenstellung der Art, die schon mehreren Dichtern gefiel, deutet, besonders bey dem unsrigen, auf ruhige, gleichförmige, stufenweis erfolgte Bildung, und giebt uns ein Vorgefühl, dass wir in dieser Sammlung, mehr vielleicht als in irgend einer anderen, das Leben, das Wesen, den Gang des Dichters abgebildet empfangen werden.

Jeder Schriftsteller schildert sich einigermassen in seinen Werken, auch wider Willen, selbst; der *gegenwärtige* bringt uns, vorsätzlich, inneres und äusseres, Denkweise, Gemüthsbewegungen, mit freundlichem Wohlwollen dar, und verschmäht nicht, uns durch beygefügte Noten über Zustände, Gesinnungen, Absichten und Ausdrücke, vertraulich aufzuklären.

Und nun, auf eine so freundliche Weise eingeladen, treten wir ihm näher, suchen ihn bey sich selbst auf, schliessen uns an ihn, und versprechen uns im Voraus reichen Genuss, und mannigfaltige Belehrung und Bildung.

In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn sich seines Daseyns freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermutheten.

Und freylich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole her stürmend bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis, ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indess sich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wohnlichkeit freut, und wohlgemuth solchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter sicherem Obdach, in liebevollem vertraulich-gesprächigem Kreise, das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben, und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Axe mit Brennholz befrachtet knarrt, wenn selbst die Fusstritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee, nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald zu grossem Schlittenzuge gesellt, durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die halbererstarrten aufnimmt, eine lebhafte Flamme des Kamins die eindringenden Gäste begrüsst, Tanz, Chorgesang, und mancher erwärmende Genuss, der Jugend sowohl als dem Alter genugthut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, befreyt sich ein erwärmter Boden nur einigermassen von dieser lästigen Decke; so eilt mit den Seinen der Dichter alsbald ins Freye, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquicken, und die zuerst erscheinenden Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger Güldenklee wird gepflückt, zu Sträussern gebunden und im Triumf nach Hause gebracht, wo diese Vorboten künftigen Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr, immer findet man den Dichter draussen, auf sanften Pfaden, um seinen See herstreichen. Jeder Busch entwickelt sich im einzelnen, jede Blüthenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemählde erblickt man, im Sonnenschein um ihn her, Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgend eine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Aeste zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der gemüthvolle Dichter, als ein Priester der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand, und weiht sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln, und übertönt das Leben des Tags mit vielfachen Accenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt, und sein bewegliches Bild auf der leisewogenden Wasserfläche einem jeden schlängelnd entgegenschickt, wenn der Kahn sanft dahin wallt, das Ruder im

Tacte rauscht, und jede Bewegung den Funken eines Wiederscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet und jedes Herz zum Gefühle aufruft, dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zartheit, von den ersten Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie, bis zu jener stillen, anmuthigen, schüchternen Lüsternheit wie sie aus den engern Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorspriesst. Ein wallender Busen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kuss beleben das Lied. Doch ist es immer der Bräutigam, der sich erkühnt, immer die Braut, welche nachgiebt, und so beugt selbst alles Gewagte sich unter ein gesetzliches Maass; dagegen erlaubt er sich manches innerhalb dieser Gränze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zustände, und eine beängstete Braut wird, unter lebhaften Zudringlichkeiten muthwilliger Gäste, zu Bette gebracht.

Sogleich aber führt er uns wieder unter freyen Himmel ins Grüne, zur Laube, zum Gebüsch, und da ist er auf die heiterste, herzlichste und zarteste Weise zu Hause.

Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle weht durch das Lied, Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten abwärts und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verschiedenen Aerndten versäumt der Dichter, alle feyert er durch seine Gegenwart.

Und hier ist wohl der Ort, zu bemerken, welchen Einfluss auf Bildung der untern deutschen Volksclasse unser Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden schon hat.

Seine Gedichte, bey Gelegenheit ländlicher Vorfälle, stellen zwar mehr die Reflexion eines dritten, als das Gefühl der Gemeine selbst dar: aber wenn wir uns denken mögen, dass ein Harfener sich bey der Heu- Korn- und Kartoffelärndte finden wollte, wenn wir uns vorstellen, dass er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas alltägliches wiederfährt, wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuss der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft; so darf man sagen, dass er seiner Nation eine grosse Wohlthat erzeige. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist, wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken, und ihn dabey wünschenswerth zu finden gewöhnt wird. Man singe das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforscher selbst zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung, nach langem stillem Weben und Wirken vegetabilischer Kräfte, zum Vorschein kommt, und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der Erde quillt; so wird man erst das Verdienst dieser und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtsinnigen, zerstreuten, alles für bekannt annehmenden Menschen auf die ihn alltäglich umgebenden, alles ernährenden hohen Wunder aufmerksam zu machen unternimmt.

Kaum aber ist alles dieses Gute in des Menschen Gewahrsam gebracht, so schleicht auch der Herbst schon wieder heran, und unser Dichter nimmt rührenden Abschied von einer, wenigstens in der äusseren Erscheinung hinfälligen Natur. Doch seine geliebte Vegetation überlässt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln, und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, dass es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Käfichtlaube fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfniss der Musik lässt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Zirkel anschmiegen, und ein verscheidender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahrszeit.

Denn so gewiss nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiss werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen, sie werden sich in der Gegenwart eines allliebenden Vaters wiederfinden und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wornach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstreben. Eben so ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Ueberzeugung, dass alles der Vorsorge eines weisen Gottes sich zu erfreun habe, der mit seiner Kraft jeden erreicht, und sein Licht über alle leuchten lässt. So bewirkt auch die Anbetung dieses Wesens im Dichter die höchste Klarheit und Vernünftigkeit und zugleich eine Versicherung, dass jene Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften fasst und bezeichnet, nicht leere Träume noch Klänge sind, ein Wonnegefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alles Widerstrebende, Besondere, Abweichende, aufgelöst und verschlungen wird.

Wir haben bisher die sanfte, ruhige, gefasste Natur unseres Dichters mit sich selbst, mit Gott, mit der Welt in Frieden gesehen; sollte denn aber nicht eben jene Selbstständigkeit, aus der sich ein so heiteres Leben nach den inneren Kreisen verbreitet, öfter von aussen bestürmt, verletzt und zu leidenschaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch die Frage lässt sich vollständig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Ueberzeugung, durch eigenthümliche Kraft, durch festen Willen, aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu seyn, solche Vortheile nur durch ein ungefesseltes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Absonderung von der Welt, immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muss.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, dass so manche Glieder der höheren Stände ihre angebo-

renen

jenen großen Vorrechte und unschätzbaren Bequemlichkeiten vernachlässigen, und hingegen Ungeschick, Rohheit, Mangel an Bildung bey ihnen obwaltet; so kann er einen solchen Leichtsinn nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdiess mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst begegnen, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sie launicht von heiteren Gastmählern und Trinkzirkeln, wo offene Menschlichkeit vom Herzen ins Herz strömen, und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

Mit heiligem, feyerlichem Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschliessenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegenzuwirken.

Wo aber angebohrene Vortheile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu, und erwirbt sich die schätzenswerthesten Freunde.

Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Antheil an jenem dichterischen Freyheitsinn, der in Deutschland im Genuss zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgesinnte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit ins Leben und in die Kunst hinübertrug, musste in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches drückende und unregelmäßige finden, dass er, wo nicht im besonderen, doch im allgemeinen, auf Herstellung von Recht und Freyheit zu sinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von aussen, aber man glaubte sie zu Hause, auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Rittersitzen, in Cabinetten, an Höfen zu finden; und da nun gar Klopstock, durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhayn, der deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Gesanges geschlagen hatte: so war es natürlich, dass unter der Jugend sich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Wesen und Unwesen eine Zeitlang vor sich hintrieben, und man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Theil, um die Sclavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

Auch ist in der Folge die Annäherung zum französischen Freyheitskreise nicht heftig, noch von langer Dauer, bald wird unser Dichter durch die Resultate des unglücklichen Versuchs abgestossen, und kehrt ohne Harm in den Schooss sittlicher und bürgerlicher Freyheit zurück.

Innerhalb des Kunstkreises läst er denn auch manchmal seinen Unmuth sehen, besonders äussert er sich kräftig, ja man kann sagen hart gegen jene vielfachen unsicheren Versuche, durch die das deutsche Dichterwesen eine Zeitlang in Verwirrung gerieth. Hier scheint er nicht genugsam zu sondern, alles mit gleicher Verdammniss zu strafen, da doch selbst aus diesem chaotischen Treiben manches schätzenswerthe hervorging. Doch sind Gedichte und Stellen dieser Art wenige, gleichnissweise gefasst, und ohne Schlüssel kaum verständlich; desswegen man des Dichters sonstige billige Denkweise auch hier unterlegen darf.

Dass überhaupt eine so zarte, in sich gekehrte, von der Welt weggewandte Natur, auf ihrem Lebenswege nicht durchaus gefördert, erleichtert und in heiterer Thätigkeit gekräftigt worden, lässt sich wohl vermuthen. Doch wer kann sagen, dass ihm ein solches Loos gefallen sey! Und so finden wir schon in manchen früheren Gedichten ein gewisses zartes Unbehagen, das durch den Jubel des Rundgesanges, wie durch die heitere Feyer der Freundschaft und Liebe, unvermuthet hindurchblickt, und manches herrliche Gedicht stellenweis einer allgemeineren Theilnahme entzieht. Nicht weniger bemerken wir spätere Gesänge, in denen gehindertes Streben, verkümmerter Wachsthum, gestörtes Erscheinen nach aussen, Kränkungen mancher Art mit leisen Lauten bedauert, und verlorene Lebensepochen beklagt werden. Dann aber tritt er mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig wie um sein eigenes Daseyn, dann lässt er es an Heftigkeit der Worte, am Gewicht der Invectiven nicht fehlen, wenn die erworbene heitere Geistesfreyheit, dieser aus dem Frieden mit sich selbst hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall, über die sittliche Ordnung desselben, wenn die kindliche Neigung gegen den, der alles leitet und regiert, einigermaßen getrübt, gehindert, gestört werden könnte. Will man dem Dichter dieses Gefühl allgemeinen heiligen Behagens rauben, will man irgend eine besondere Lehre, eine ausschliessende Meinung, einen beengenden Grundsatz aufstellen, dann bewegt sich sein Geist in Leidenschaft, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr, und schreitet gewaltig gegen die ihn so fürchterlich bedrohenden Irrsale, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle, den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunftverfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verketzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht, und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel.

Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen ist, dass er jenem heiteren Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten, nicht ohne die grössten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner im Norden verbreitete, mit vielen anderen, das eigentliche Glück seines Daseyns schuldig sey? Sollte man zu jener scheinbar gerechten, aber partheysüchtig grundfalschen Maxime stimmen? welche, dreist genug, fodert: wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant seyn. Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.

Ja, wir begreifen um so mehr die leidenschaftlichen Besorgnisse des Dichters, da ihm noch von einer anderen Seite jene düsteren Uebermächte drohen; sie drohen, ihm einen Freund zu rauben, einen Freund in dem wichtigsten Sinne des Wortes. Wenn unser

unser Dichter, wie wir gesehen, so liebevoll an allem hangen kann, was nicht einmal seine Neigung zu erwiedern vermag, wie muss er sich erst an's Theilnehmende, an Menschen, an seines Gleichen, an vorzügliche Naturen anschliessen, und sie zu seinen kostbarsten Gütern zählen!

Gebildete, nach Bildung strebende Männer sucht frühe sein Geist, sein Gefühl auf. Schon schweben *Hagedorn* und *Kleist*, die erstverschiedenen, gleichsam selig gesprochenen deutschen Dichtergestalten, in die ätherischen Wohnungen voraus, auf sie ist der Blick jüngerer Nachkömmlinge gerichtet, ihre Namen werden in frommen Hymnen gefeyert. Nicht weniger sieht man die lebendig vorstehenden, vorantretenden gebildeten Meister und Kenner, *Klopstock*, *Lessing*, *Gleim*, *Gerstenberg*, *Bodmer*, *Ramler*, von den neu aufspriessenden, im Hochgefühl eigenen Vermögens, mit kraftvoller Selbstschätzung und würdiger Demuth verehrt. Schon erscheinen die Namen *Stolberg*, *Bürger*, *Boie*, *Müller*, *Hölty*, in freundschaftlicher Anerkennung des Ruhmes werth, den ihnen das Vaterland bald bestätigen sollte.

In diesem Chor von Freunden, von Verehrten setzt der Dichter ohne bedeutenden Verlust lange sein Leben fort; ja, es gelingt ihm, die Fäden akademischer Frühzeit, durch Freundschaft, Liebe, Verwandtschaft, eheliche Verbindung, durch fortgesetzte Theilnahme, durch Reisen, Besuch und Briefwechsel, in seinen übrigen Lebensgang zu verweben.

Wie muss es daher den liebenswürdig Verwöhnten schmerzen, wenn, nicht der Tod, sondern abweichende Meinung, Rückschritt in jenes alte, von unseren Vätern mit Kraft bekämpfte, seelenbedrückende Wesen, ihm einen der geliebtesten Freunde auf ewig zu entreissen droht! Hier kennt er kein Maass des Unmuths, der Schmerz ist gränzenlos, den er bey so trauriger Zerstückelung seiner schönen Umgebungen empfindet. Ja, und er würde sich aus Kummer und Gram nicht zu retten wissen, verlieh ihm die Muse nicht auch zu diesem Falle die unschätzbare Gabe, jenes bedrängende Gefühl, am Busen eines theilnehmenden Freundes, harmonisch gewaltig auszustürmen.

(*Der Beschluss folgt.*)

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Neue Lieder geselliger Freude.* Herausgegeben von *Johann Friedrich Reichardt.* *Erstes Heft.* 1799. 25 Notenblätter u. 76 S. Text. *Zweytes Heft.* 1804. 25 N. Bl. u. 60 S. Text. 8. (jedes Heft 1 Rthlr.)

Hr. *Reichardt*, berühmt nicht bloss durch grössere Kunstproducte, sondern auch durch das edle Bestreben, vorzüglich zu den Liedern unserer Dichter entsprechende Melodieen zu setzen, dadurch in Mehreren die noch schlummernde Neigung zum Gesange zu wecken, und überhaupt durch solche Compositionen auf die Vervollkommnung des Nationalgesanges zu wirken, liefert hier abermals einen schätzbaren Beytrag zu dieser Art der Gesangsstücke. Bey den meisten dieser Lieder ist darauf Rücksicht genommen, dass mehrere Glieder eines frohen Zirkels an dem Gesange unmittelbaren Antheil nehmen können; denn viele derselben sind entweder für zwey Singstimmen gesetzt, oder es sind Wechselgesänge oder Chöre. Uns war jedoch besonders angenehm, hier mehrere Lieder zu finden, die auch ohne Instrumentalbegleitung dem Kenner genügen, und sich demnach als wahre Volkslieder behaupten; eine Eigenschaft, die wir noch allzuoft an Kunstproducten dieser Art vermissten.

Jedes Heft enthält 25, grösstentheils noch nicht componirte Lieder, deren eine Hälfte von dem Herausg., die andern von schon bekannten und in dieser Gattung beliebten Tonsetzern componirt sind. Erstes Heft: I. *Naturfreude* von *Voss* und *Reichardt*. II. *Minnelied* von *Haug* und *Himmel*; beide gefällig und sanft hinfliessend. III. *Frühlingstanz* von *Voss* und *Reichardt*. Die intendirte Charakteristik der Jünglinge und Mädchen, und der zuschauenden Alten, ist dem Tonsetzer trefflich gelungen. Nur wünschte Rec., dass in den ersten 16 Tacten (in welchen das Charakteristische zum Theil durch die Bewegung des Basses bezweckt wird) die durchgehenden Noten der Oberstimme gegen die dazu anschlagenden Bassnoten weniger Härte äusserten, als gleich im ersten und im 11 und 13 Tacte geschieht, wodurch die Delicatesse eines so einfachen Satzes, und die Klarheit des Ganzen beeinträchtiget werden, die bey dieser Gattung der Tonstücke selten ohne nachtheilige Folgen vernachlässigt werden können. IV. *Waldgesang* von *Voss* und *Reichardt*, und V. *am Geburtstage*, von *Voss* und *Zelter*, beide sehr naiv. VI. *Der Jäger* von *Goethe* und *Reichardt*. Dieses Lied bekömmt durch die dem Waldhorne angepasste Melodie viel Charakteristisches. Nur dürfen nicht Anfänger die hier gebrauchte Form auf Lieder von mehreren Strophen anwenden wollen. Der Vf. hat in diesem 20 Tacte langen Liede nicht die geringste Ausweichung aus der Haupttonart angebracht. Diess ist zwar bey einer Melodie thunlich, die nur, wie hier, zu Einer Strophe gesungen werden soll, und die besonders ihr Unterscheidendes durch die Aehnlichkeit mit der Tonführung des Waldhornes erhalten hat; bis zum Ekel würde aber alsdann eine solche Form, bey einem Liede von mehreren Strophen angewandt, monotonisch werden. VII. *Abendstille* von *Voss* und *Reichardt*. Ein sanftfliessendes liebliches Lied. Nur wissen wir nicht, warum ein Tonsetzer wie der Vf., der die höheren Anfoderungen der Kritik so streng befriedigt, und dem das Schulgerechte des Satzes nicht die geringste Schwierigkeit machen kann, grammatische Nachlässigkeiten, wie im 2, 7 und 9 Tacte dieses Liedes stehen, verschulden konnte, da ihm nicht unbekannt ist, dass solche Fortschreitungen, zumal in einem bloss zweystimmigen Satze, auch dem Ohre des minder feinen Kenners missfallen. VIII. *Die Ruhe* von *Voss* und *Kunzen*. Schade, dass in diesem schönen Liede in der 1 Strophe durch den rhetorischen Accent, der in dem 5 Tacte auf das von dem Dichter lang gebrauchte Wort *und* fällt, ein so merklicher Uebelstand veranlasst wird!

Der Inhalt des zweyten Heftes wird die Liebhaber des Gesanges ohne Zweifel noch mehr interessiren, als der Inhalt des ersten. Billig hätten aber hier drey schon allgemein bekannte Lieder von Mozart mit andern noch unbekannten vertauscht werden sollen.

O—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 APRIL, 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Lyrische Gedichte* von *Johann Heinrich Voss*. Erster bis Vierter Band etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wenden wir uns nun von dem, was unser Dichter als allgemeines und besonderes Gefühl ausspricht, wieder zurück zu seinem darstellenden Talent, so drängen sich uns mancherley Betrachtungen auf.

Eine, vorzüglich der Natur, und man kann sagen der Wirklichkeit gewidmete Dichtungsweise nimmt schon da ihren Anfang, wo der übrigens unpoetische Mensch dem, was er besitzt, dem, was ihn unmittelbar umgiebt, einen besonderen Werth aufzuprägen geneigt ist. Diese liebenswürdige Aeusserung der Selbstigkeit, wenn uns die Erzeugnisse des eigenen Grundes und Bodens am besten schmecken, wenn wir glauben durch Früchte, die in unserem Garten reiften, auch Freunden das schmackhafteste Mahl zu bereiten, diese Ueberzeugung ist schon eine Art von Poesie, welche der künstlerische Genius in sich nur weiter ausbildet, und seinem Besitz nicht nur durch Vorliebe einen besondern, vielmehr durch sein Talent einen allgemeinen Werth, eine unvertrennbare Würde verleiht, und sein Eigenthum dergestalt den Zeitgenossen, der Welt und Nachwelt zu überliefern und anzueignen versteht.

Diese gleichsam zauberische Wirkung bringt eine tieffühlende, energische Natur durch treues Anschauen, liebevolles Beharren, durch Absonderung der Zustände, durch Behandlung eines jeden Zustandes in sich als eines Ganzen, schaffend hervor, und befriedigt dadurch die unerläfslichen Grundfoderungen an innern Gehalt; aber damit ist noch nicht alles geschehen, auch äusserer Mittel bedarf es, um aus jenem Stoff einen würdigen Körper zu bilden. Diese sind Sprache und Rhythmus! Und auch hier ist es, wo unser Dichter seine Meisterschaft aufs höchste bewährt.

Zu einem liebevollen Studium der Sprache scheint der Niederdeutsche den eigentlichsten Anlass zu finden. Von allem, was undeutsch ist, abgesondert, hört er nur um sich her ein sanftes behagliches Urdeutsch, und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja, wenn er an's Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundsylben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches eigene, das er selbst schon aufgegeben, von fremden Lippen zurück, und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche, der an Völkerstämme ganz verschiedenen Ursprungs angrenzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken.

Diesen ersten Theil der Sprachkunde läfst sich unser Dichter gewissenhaft angelegen seyn. Die Ableitung führt ihn auf das Bedeutende des Wortes, und so stellt er manches gehaltvolle wieder her, setzt ein misbrauchtes in den vorigen Stand, und wenn er dabey mit stiller Vorsicht und Genauigkeit verfährt; so fehlt es ihm nicht an Kühnheit, sich eines harten, sonst vermiedenen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen. Durch eine so genaue Schätzung der Worte, durch den bestimmten Gebrauch derselben entsteht eine gefafste Sprache, die sich, von der Prosa weg, unmerklich in die höheren Regionen erhebt, und daselbst poetisch für sich zu schalten vermögend ist. Hier erscheinen die dem Deutschen sich darbietenden Wortfügungen, Zusammensetzungen und Stellungen zu ihrem gröfsten Vortheil, und man kann wohl sagen, dafs sich darunter unschätzbare Beyspiele finden.

Und nicht blofs diesen an's Licht geförderten Reichthum einer im tiefsten Grunde edlen Sprache bewundern wir, sondern auch, was der Dichter bey seiner hohen Foderung an die Rhythmik durch Befolgung der strengsten Regeln geleistet hat. Ihn befriedigte nicht allein jene Gediegenheit des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt ist, keines einen Nebenbegriff zuläfst, sondern bestimmt und einzig seinen Gegenstand bezeichnet; er verlangt zur Vollendung Wohllaut der Töne, Wohlbewegung des Periodenbaues, wie sie der gebildete Geist aus seinem Innern entwickelt, um einen Gegenstand, ein Empfundenes völlig entsprechend und zugleich bezaubernd anmuthig auszudrücken. Und hier erkennen wir sein unsterbliches Verdienst um die deutsche Rhythmik, die er, aus so manchen schwankenden Versuchen, einer für den Künstler so erwünschten Gewifsheit und Festigkeit entgegen hebt. Aufmerksam horchte derselbe den Klängen des griechischen Alterthums, und ihnen fügte sich die deutsche Sprache zu gleichem Wohllaute. So enthüllte sich ihm das Geheimnifs der Sylbenmaafse, so fand er die innigste Vereinigung zwischen Poesie und Musik, und ward, unter dem Einflusse eines freundschaftlichen Zusammenlebens mit *Schulz*, in den Stand gesetzt, solche Früchte einer gemeinsamen Anstrengung seinem Vaterlande auf praktischem und theoretischem Wege mitzutheilen.

Besonders angenehm ist das Studium jener Gedichte, die sich der Form nach als eine Nachbildung der aus dem Alterthume geretteten ankündigen. Belehrend ist es zu beobachten, wie der Dichter verfährt. Hier zeigt sich nicht etwa nur ein ähnlicher Körper nothdürftig wiederhergestellt; derselbe Geist vielmehr scheint ebendieselbe Gestalt abermals hervorzubringen.

Wie nun der Dichter den Werth einer bestimmten und vollendeten Form lebhaft anerkennt, die er bey seinen letzten Arbeiten völlig in der Gewalt hat: so wendet er eben diese Foderung auch gegen seine früheren Gedichte, und bearbeitet sie musterhaft nach den Gesetzen einer in ihm später gereiften Vollkommenheit.

Haben daher Grammatiker und Techniker jene Leistungen besonders zu würdigen: so liegt uns ob, dass wir das übernommene Geschäft den Dichter aus dem Gedicht, das Gedicht aus dem Dichter zu entwickeln, mit wenigen Zügen vollenden.

Auch innerhalb des geschlossenen Kreises der diessmal anzuzeigenden vier Bände, finden wir ihn, wie er sich zum vorzüglichen Uebersetzer jener Werke des Alterthums nach und nach ausbildet.

Durch den entschiedenen, obengepriesenen Sieg der Form über den Stoff, durch manches, von äusserer Veranlassung völlig unabhängige Gedicht, zeigt uns der Dichter, dass es ihm frey stehe, das Wirkliche zu verlassen und in's Mögliche zu gehen, das Nahe wegzuweisen und das Ferne zu ergreifen, das Eigene aufzugeben und das Fremde in sich aufzunehmen. Und wie man zu sagen pflegte, dass neben dem römischen Volke noch ein Volk von Statuen die Stadt verherrliche: so lässt sich von unserem Dichter gleichfalls aussprechen, dass in ihm, zu einer ächt deutschen wirklichen Umgebung eine ächt antike geistige Welt sich geselle.

Ihm war das glückliche Loos beschieden, dass er den alten Sprachen und Literaturen seine Jugend widmete, sie zum Geschäft seines Lebens erkohr. Nicht zerstückeltes, buchstäbliches Wissen war sein Ziel, sondern er drang bis zum Anschauen, bis zum unmittelbaren Ergreifen der Vergangenheit in ihren wahresten Verhältnissen, er vergegenwärtigte sich das Entfernte, und fasste glücklich den kindlichen Sinn, mit welchem die ersten gebildeten Völker sich ihren grossen Wohnplatz die Erde, den übergewölbten Himmel, den verborgenen Tartarus mit beschränkter Phantasie vorgestellt, er ward gewahr, wie sie diese Räume mit Göttern, Halbgöttern und Wundergestalten bevölkerten, wie sie jedem einen Platz zur Wohnung, zur Wanderung den Pfad bezeichneten. Sodann, aufmerksam auf die Fortschritte des menschlichen Geistes, der nicht aufhörte zu beobachten, zu schliessen, zu dichten, liess der Forscher die vollkommene Vorstellung, die wir Neuern von dem Erd- und Weltgebäude, so wie von seinen Bewohnern besitzen, aus ihren ersten Keimen sich nach und nach entwickeln und auferbauen. Wie sehr dadurch Fabel und Geschichte gefördert worden, ist niemand mehr verborgen, und sein Verdienst wird sich immer glänzender zeigen, je mehr dieser Methode gemäss nach allen Seiten hin gewirkt, und das Gesammelte geordnet und aufgestellt werden kann.

Auf die Weise ward sein grosses Recht begründet, sich vorzüglich an den Urbarden anzuschliessen, von ihm die Dichterweihe zu empfangen, ihn auf seinen Wanderungen zu begleiten, um gestärkt und gekräftigt unter seine Landsleute zurückzukehren. So, mit festhaltender Eigenthümlichkeit, wusste er das Eigenthümliche jedes Jahrhunderts, jedes Volkes, jedes Dichters zu schätzen, und reichte die älteren Schriften uns mit geübter Meisterhand dergestalt herüber, dass fremde Nationen künftig die deutsche Sprache, als Vermittlerin zwischen der alten und neuen Zeit, höchlich zu schätzen verbunden sind.

Und so werde zum Schluss das Hochgefühl gelungener unsäglicher Arbeit, und die Einladung zum Genusse des Bereiteten mit des Dichters eigenen Worten ausgesprochen:

Mir trug Lyäos, mir der begeisternden
Weinrebe Sprössling; als, dem Verstürmten gleich
Auf ödem Eiland', ich mit Sehnsucht
Wandte den Blick zur Hellenenheimath.

Schamhaft erglühend, nahm ich den heiligen
Rebschoss, und hegt' ihn, nahe dem Nordgestirn,
Abwehrend Luft und Ungeschlachtheit,
Unter dem Glas' in erkargter Sonne.

Vom Trieb der Gottheit, siehe, beschleuniget,
Stieg Rankenwaldung übergewölbt, mich bald
Mit Blüte, bald mit grünem Herling,
Bald mit geröthetet Traub' umschwebend.

Im süssen Anhauch träumt' ich, der Zeit entflohn,
Wettkampf mit alterthümlichem Hochgesang.
Wer lauter ist, der koste freundlich,
Ob die Ambrosiafrucht gereift sey.

Paris, b. Didot d. ält: *Description d'un pavé en mosaique, découvert dans l'ancienne ville d'Italica,* aujourd'hui le village de Santiponce pres de Seville; suivie de recherches sur la Peinture en Mosaique chez les anciens, et les monuments en ce genre, qui n'ont point encore été publiés, par *Alexandre Laborde.* 1802. im grössten Folioformat mit 22 Kupfern, welche alle bis auf zwey in Farben abgedruckt sind, 8 Vign. u. 103 S. Text.

Seit geraumer Zeit ist kein Werk typographischer Kunst mit so verschwenderischer Pracht ausgestattet erschienen, wie dieses. Der Text ist auf ganze Bogen starkes Velinpapier, mit vortrefflichen Lettern, unverbesserlich sauber gedruckt; eben so verdienen auch das Lob musterhafter Nettigkeit durchgängig die Kupferstiche, sowohl diejenigen, welche mit mehreren Platten bunt abgedruckt, mussive Arbeiten darstellen, als die bloss schwarzen, welche meistens als Vignetten nicht nur die Pracht des Ganzen erhöhen, sondern auch bezüglich auf Stellen des Textes, diese deutlicher machen.

Die

Die Stadt *Italica* in Spanien wurde von den Römern erbaut, ungefähr 208 Jahre vor Chr. Geb. Trajan und Hadrian sind daselbst geboren, wahrscheinlich auch Theodosius. Im 5 Jahrh. gerieth sie unter die Herrschaft der Vandalen, nachher unter die Gothen, und endlich ward sie von den Mauren völlig zerstört. Jetzo liegt an der Stelle ein Dorf, Santiponce genannt; um dasselbe her zeigen sich noch einige Ueberbleibsel alter Stadtmauern und ein ziemlich wohlerhaltenes Amphitheater.

In dieser Gegend nun wurde am 12 Dec. 1799 das Mosaik, dessen Beschreibung, Erklärung und Darstellung der Hauptzweck des vorliegenden Werks ist, ungefähr 3½ Fuss tief in der Erde verschüttet gefunden. Es war der Fussboden eines wahrscheinlich zum Baden eingerichteten Zimmers, hält 38 franz. Fuss in der Länge und 27 in der Breite. Beym Aufgraben, und bald nachher, wurden durch Nachlässigkeit beträchtliche Beschädigungen veranlasst; doch erkennt man im Mittelstück noch die Abbildung eines Circus und Wettrennens. Dieses Mittelstück wird auf drey Seiten von einer Doppelreihe runder zierlich eingefasster Gemälde umgeben, welche Brustbilder der Musen mit beygesetzten Namen, Figuren der Jahrszeiten, eines Centauren und verschiedener Thiere enthalten. Die vierte vom übrigen durch einen verzierten Streifen unterschiedene Seite oder Abschnitt, stellt, wie der Vf. meint, das abgerundete Ende der Rennbahn nebst einigen Ringern vor: uns scheint jedoch um des abschneidenden Zierraths willen diese Seite ein für sich bestehendes Bild, und die halben Zirkellinien keinen Theil der Rennbahn, sondern ein Amphitheater anzudeuten. Endlich wird das Ganze von einer breiten Borde eingefasst, die in viereckige Felder getheilt, und mit mancherley Zierathen reich geschmückt ist.

Der beste Gewinn, der sich für die Alterthumskunde aus der Entdeckung und Bekanntmachung dieses Monuments ergiebt, ist vornehmlich die vermehrte Wahrscheinlichkeit, dass bey den alten Rennbahnen die *Carceres*, oder dasjenige Gebäude, wo das Wettrennen anfing, gegen das Uebrige der Rennbahn in einer schiefen Linie angelegt wurde, wie man solches schon am Circus des Caracalla beobachtet hatte. Hienächst findet sich unter den Attributen, welche den Brustbildern der Musen zugegeben sind, einiges Seltene oder vielleicht gar Einzige, wie z. B. das Modell eines Tanzsaales bey der Terpsichore, und der Zweig, welchen die Erato in der Hand hält. — Hr. *Laborde* versucht es, doch ohne glücklichen Erfolg, die Musen samt allen übrigen Bildern um den Circus her als bezüglich auf diesen zu deuten. Die Jahreszeiten sollen auf die Farben der 4 Factionen anspielen, und der Centaur ein Genius der circensischen Spiele seyn. Da aber dieser eine Fackel und einen Becher hält, so ist es viel wahrscheinlicher, dass er auf den Dienst des Bacchus ziele, wie ebenfalls auch der Tiger, der Bock und die Weintrauben in und zwischen den runden Feldern, welche der Vf., vermuthlich seiner Erklärung zu lieb, übergangen hat.

Ueber den Kunstwerth dieses Mosaik's erfährt man gar nichts; eben so wenig von welcher Materie die Würfelchen sind, woraus das Ganze zusammengesetzt ist. Bunte Marmorstückchen darf man nicht vermuthen: denn die Kupferstiche geben viel Blau an, und es ist unwahrscheinlich, dass an einem so grossen gar nicht sorgfältig ausgeführten Werk *Lapis Lazuli* oder Glasfluss in Menge verschwendet worden sey. Sollte man also etwa auf glasirte Würfelchen von gebranntem Thon rathen dürfen? Aber auch dieses wäre selten, und wohl der Anzeige werth gewesen. Von der Zeit, wann dieses Mosaik verfertigt worden seyn möchte, spricht der Vf. nirgends; indessen zeigt der Mangel an Symmetrie in der Anlage des Ganzen schon den Verfall der Kunst deutlich an.

Die angehängten *Recherches sur la peinture en Mosaique chez les Anciens* enthalten eine mangelhafte Geschichte der Mosaik, nebst eben so unvollständigen Anzeigen von antiken Werken dieser Art, welche sich zu Rom befinden, und in der Schweitz, Deutschland, England, Frankreich und Spanien entdeckt worden sind. Von drey Stücken aus diesem letztern Reich werden Abbildungen gegeben, eines derselben ist ein kleines Fragment, zu Tarragona gefunden, mit 2 Halbfiguren von recht gutem Styl, und mag leicht zu dem Besten in seiner Art gehören. Die 22ste Kupfertafel, ganz am Ende des Werks, stellt 3 verstümmelte Bildsäulen dar; zwey derselben, ebenfalls im Umkreis von Italica gefunden, sind männlich, ganz nackt, ausser einem über die Schulter geworfenen Mantel. Art und Geschmack dieser Werke geben zu erkennen, dass es die Reste zweyer heroischen Bildsäulen römischer Kaiser seyn müssen. In solchem Fall aber hat der Vf. sich sowohl über die Zeit, welcher sie angehören, als über ihren eigentlichen Kunstwerth sehr geirrt, indem er S. 102 von ihnen sagt: *ils sont du meilleur temps et dignes de tout ce que l'on voit en Italie de plus beau.*

—y—H.

HOF, b. Grau: *Der Rathgeber für Zeichner und Mahler, besonders in dem Fache der Landschaftsmahlerey.* Nebst einer ausführlichen Anleitung zur Künstlerperspectiv. Von *H. P. Valenciennes*, Mahler und Mitglied der philotechnischen Gesellschaft etc. zu Paris. Aus d. Franz. übersetzt, und mit Anmerk. u. Zusätzen vermehrt, von *Joh. Heinr. Meynier*. 1803. XLII u. 358 S. 8. Mit 36 Kupfert. (3 Rthlr. 8 gr.)

Aus der Vorrede des Uebersetzers sehen wir, dass Hr. *Valenciennes* von seinen Zuhörern ersucht wurde, vorliegendes Werk, das auch den besonderen Titel: *Praktische Anleitung zur Linear- und Luftperspectiv für Zeichner und Mahler* führt, bekannt zu machen, und dass Hr. *Croze Magnan* den Ideen des Vfs diejenige Form des Vortrags ertheilt hat, worin wir sie gegenwärtig lesen. Sehr richtig ist zwar die Ansicht, welche der Uebersetzer von dem Buche giebt: dass der Vf. seinen Gegenstand als Künstler behandelt, und also vorzüglich bey solchen Punkten verweilt habe,

die

die durch ihre Anwendung auf die Mahlerey von praktischem Nutzen sind. Aber die Neuheit der Sachen möchten wir nicht so unbedingt anpreisen. Alles, was hier, obgleich mit guter Wahl, zusammengetragen ist, findet sich auch in anderen Schriften, und bietet dem in diesem Fache bewanderten Gelehrten und Künstler keine neue Ideen dar. Jedoch für den Anfänger sind die Grundsätze der Wissenschaft in einer guten Verbindung vorgetragen, so wie auch einige Bemerkungen den Geübteren zu eigenem Nachdenken Anlass geben können. Die Regeln, nach welchen geometrische Figuren gezeichnet werden müssen, gehen von S. 19 bis 23, wo der Vf. von der Horizontallinie und dem Gesichtspunkt redet, der seiner Vorschrift gemäss, stets in die Mitte eines Bildes angebracht seyn soll. Wir wissen zwar, dass nicht nur dieser Grundsatz bey theatralischen Decorationen angewendet wird, indem man wegen der Hauptloge, worin sich der Hof befindet, den Gesichtspunkt in die Mitte der Scene setzt, sondern dass auch einige neuere Schriftsteller, unter andern Hr. Prof. *Breising*, dieselbe Regel bey der Anlage einer Mahlerey oder perspectivischen Versteckung anwenden wollen; aber wir können ihrer Behauptung die Werke eines Dentone, Mauro Tesi und zahlreicher berühmter Mahler im Fach der Perspective entgegensetzen, welche oft selbst, wenn es die Umstände erfoderten, den Gesichtspunkt ausserhalb des Gemähldes anbrachten. „Wir nehmen" sagt der Vf. „als wesentliche Regel an, dass sich der Augenpunkt in der Mitte des Gemähldes befinden soll, weil man bey Abweichung von diesem Grundsatz in mancherley Verlegenheiten geräth, und Schwierigkeiten findet, die ein Künstler nur mit vieler Mühe überwindet." Diesen Einwurf hält Rec. für sehr gering, da sich durchaus alle Schwierigkeiten mit Kunst und Geschicklichkeit heben lassen. Eine nähere Prüfung erfodert die Anmerkung des Uebersetzers gegen das Ende des 2 Kapitels, wo die nöthigen Begriffe zu perspectivischen Verzeichnungen aufgestellt sind. „Wo ich nicht irre," sagt er, „so ist der Vf. hier so zu verstehen: wenn ich nämlich einen hohen, senkrecht aufgerichteten Gegenstand, z. B. eine Säule oder einen Thurm von dem flachen Boden aus betrachte, so ist offenbar mein Auge weiter von der Spitze entfernt als von dem unteren Theil; ich sollte also den Thurm nicht durch gerade, sondern durch etwas schräge Linien ein wenig pyramidenförmig zeichnen. Eben so verhält es sich der Breite nach, z. B. mit langen Gebäuden; denn wenn ich meinen Standpunkt der Mitte des Gebäudes gegenüber nehme: so bin ich von den beiden Ecken weiter entfernt, als von dem Mittelpunkt. Die beiden Seiten sollten also verjüngt gezeichnet werden, so dass der mittlere Theil des Gebäudes höher wäre, als die beiden Grenzen. In einer *Camera obscura* erhält man auch wirklich solche Zeichnungen, wenn man sich nicht weit genug von dem Gegenstand entfernt. Wenn man aber, wie der Vf. angiebt, dreymal so weit davon wegbleibt, als das Object hoch oder breit ist, so weichen die Bogenlinien von einer geraden Linie so wenig ab, dass man sie ohne Anstand mit einem Lineal ziehen kann." Es scheint, dass weder der Vf. noch der Uebers. diesen wichtigen Theil der Perspective mit gebührender Aufmerksamkeit überdacht haben. Die Kunst der Perspective kann nicht anders als in der Tiefe wirken, da sie bey der Breite und Höhe eines Gegenstandes von selbst erscheint. Denn wenn wir z. B. die Zeichnung eines Tempels, der zehn Säulen zur Façade und neunzehn Säulen an den Seitenwänden hat, vor Augen halten: so wird uns, je nachdem der Augenpunkt mehr zur rechten oder zur linken Seite genommen ist, eine der Ecksäulen näher als die übrigen neun der Façade, welche mit unserer Horizontallinie parallel sind, vorkommen. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, dass sich diese Säulen, obgleich in derselben Grösse gezeichnet, wirklich von unserm Augenpunkt entfernen, und ohne die Einrichtung der Perspective verkleinern, da im Gegentheil diejenige Seite des Tempels mit 19 Säulen, welche sich in der Zeichnung vertieft, gegen den Gesichtspunkt vermittelst der Kunst der Perspective zusammenläuft und verkleinert wird. Von diesem Satze lässt sich ebenfalls eine Anwendung auf das zweyte Beyspiel machen. Unstreitig ist uns, wenn wir vor einem Thurm stehen, der Eingang in ihn näher als seine Spitze; aber derselbe Fall tritt bey einer Abbildung des Thurms ein; so wie auch die unnöthige Foderung, dass man den Standpunkt so entfernt nehmen soll, wie der Gegenstand hoch oder breit ist, sehr oft gar nicht befriediget werden kann. S. 47 folgen brauchbare Regeln von der Subfundamentallinie, um den Uebelstand zu vermeiden, dass eine Figur, die man in Perspective bringt, immer so verkehrt erscheint, als ihr geometrischer Grundriss ist. S. 131 schlägt der Vf. eine leichtere Methode vor, um perspectivische Gegenstände zu zeichnen. Sie hat vor der gewöhnlichen besonders den Vortheil, dass man die vielen Linien, welche bey jener nöthig sind, entbehrt, indem zwey Drittel der Arbeit, nämlich die Zeichnung der geometrischen Fläche und der Elevation oder der Höhe, auf einzelne Blätter entworfen werden können, während das Bild selbst nicht mit so vielen Linien überladen wird. Uebrigens ist diese Regel mit vielen andern, welche sich auf die Landschaft, die Vertheilung der Figuren und die Einfassung oder den Namen der Zeichnung beziehen, aus zahllosen ähnlichen Werken, besonders aus einer französischen Schrift, (*La perspective pratique à tous peintres par un Religieux de la Compagnie de Jesus*, Paris 1663. 4.) bekannt, welche der Vf., wie es scheint, vorzüglich vor Augen gehabt hat.

Demungeachtet müssen wir ihm und dem Uebersetzer das Verdienst lassen, durch eine gemeinnützigere Einkleidung das Studium der so nothwendigen Perspective den jungen Künstlern erleichtert zu haben, welche sich, um mit Carlo Maratto zu reden, so viel damit beschäftigen mögen, als hinreichend ist (*tanto che basti*), ohne ihre Zeit mit Subtilitäten zu zersplittern, woraus sie für die Kunst keinen bedeutenden Vortheil schöpfen können.

N. G. a. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 APRIL, 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Bohn: *Gedichte von Hölty:* neu besorgt und vermehrt von *J. H. Voss.* 1804. LVI u. 256 S. 8.

Von Hölty's Gedichten überhaupt zu sprechen, den Geist derselben darzustellen, ihre Eigenthümlichkeit zu entwickeln, und ihren Einfluss auf die vaterländische Dichtkunst zu berechnen, dürfte jetzt in einer beurtheilenden Zeitschrift zu spät seyn. Wir schränken uns daher bloss auf das Charakteristische der neuen Ausgabe ein, über welche sich der Herausgeber selbst in der Vorrede S. LV folgendermassen erklärt: „Nach wiederholter Vergleichung der Handschriften schien die vorige Ausgabe bald zu strenge, bald zu nachsichtig. Mehrere der verworfenen Stücke durften, theils mit sehr wenigen Zügen der Ausbildung, neben den vollendeten stehen; einige des Nachlasses, die Hölty noch nicht einmal dem Freunde zur Beurtheilung gesandt hatte, trugen zu sehr die Gestalt des ersten Entwurfs; in anderen war stellenweise der Dichter sich selbst ungleich. Jetzt ist alles, was und wie es Hölty wahrscheinlich gebilligt hätte, gesammelt, und nach Gattungen und Zeitfolge geordnet.“ Von den ehemals verworfenen Stücken sind elf in diese neue und nunmehr vollendete Sammlung aufgenommen. Es sind folgende: 1) *Töffel und Käthe* S. 6. 2) *Sehnsucht* S. 69. 3) *Der Busenstrauss* S. 72. 4) *Reue* S. 82. 5) *Einladung* S. 85. 6) *An eine Tobackspfeiffe* S. 88. 7) *Die Ersehnte* S. 131. 8) *Die Knabenzeit* S. 139. 9) *Minnelied* S. 175. 10) *Seligkeit* S. 192. 11) *Frauenlob* S. 195. — Aus der vorigen Sammlung sind 62 Stücke, unter denen Leander und Ismene und überhaupt die bekanntesten sich befinden, durchaus unverändert abgedruckt. Die meisten der Uebrigen haben die Veränderung eines Wörtchens oder des Rhythmus wegen eine Umstellung zweyer Worte erlitten, oft nach der eigenen Handschrift des Dichters, der (S. LIV) mehrere Lesarten zugleich gab. Wir wagen es kaum Lesarten wie: *dem Tod' ins Antlitz* für *dem Tod' entgegen* S. 48, *dein helles Maylied* für *süsses* S. 83, *lauer* Abendwind für *lieber* S. 202, *o zehnmal* für *ach zehnmal* S. 77, *Träumt' ich im seligen Hain der Zukunft* für *Wann ich im Haine der Zukunft träumte:* solche Lesarten, die zur Ehre des Dichters mussten aufgenommen werden, für Veränderungen auszugeben. Wichtiger ist die im Maygesange S. 124, wo der zu rasche Schluss:

> Träumend spielt er mit Laurens
> Weissem bebenden Busen,
> Küsst den bebenden Busen,
> Und den rosigen süssen Mund.

durch die genauere Ausführung mehr Leben, Gehalt und Schicklichkeit erhält:

> Träumend schaut' er das Mägdlein
> In hellgrüner Umschattung,
> Fügt des Beetes Aurikel
> In ihr bräunliches Lockenhaar;
> Spielt am zarten Geringel,
> Blickt ihr kühner ins Antlitz,
> Ach, und waget den Brautkuss
> Auf den rosigen warmen Mund.

Die beiden hexametrischen Idyllen sind die einzigen Stücke, die durchgehend eine nachhelfende Veränderung erfahren haben. Wir sehen deutlich, dass Hr. *Voss* ihnen nicht den ursprünglichen Charakter nehmen, sondern nur der auffallenden Unbestimmtheit einzelner Theile mehr Festigkeit geben, und zugleich dem oft falsch gemessenen Verse zu Hülfe kommen wollte. Wir heben nur den Schluss der Schnitteridylle aus:

> Schon entstieg der freundliche Mond dem Thaugewölke,
> Und die zitternden Weizenwogen schwammen in Silber;
> Da ergriffen die Schnitter die Sensen, und schäkerten Christeln
> Und sein erröthendes Hannchen aus ihrem trauten Geschwätze.

Nach Vossens Veränderung:

> Hell aus thauiger Wolk' enthüllte der freundliche Mond sich,
> Und rings schwammen in Silber die zitternden Weizenwogen.
> Jünglinge huben die Sens', und Mädchen die Hark' auf die Schulter
> Lachten des säumigen Paars, und ermahneten. Eilig verliessen
> Beid' ihr trautes Geschwätz, das erröthende Hannchen und Christel,
> Sprangen empor, und folgten der singenden Aerntegesellschaft.

„Kein eitler Trieb (S. LV), eine Aristarchische oder Ramlerische Feile zu handhaben, leitete den Herausgeber; sondern“ (was auch ein hinzugekommener Brief S. XLVI beweist) „der Auftrag des Vorangegangenen. Beide hatten, als verbrüderte Herzen, manches gearbeitet, mehreres verbessert; beide hatten einander Gedanken und Ausdrücke geliehen... Als beide

de an gefährlichen Bruftkrankheiten litten, war ihre Abrede: Der Ueberlebende besorge des anderen Gedichte, wie die seinigen. Der Verpflichtete hat in beiden Ausgaben bey jedem nachhelfenden Zuge den Geist des gereiften Hölty gefragt, und das ungefähr zu leisten gestrebt, was der Dichter selbst, wäre nur noch ein Jahr ihm vergönnt worden, mit freyerer Hand und glücklicher geleistet hätte. Wer indefs die meisten der hinzugekommenen Gedichte, und einige der ersten Ausgabe, Gedichte von Hölty und Vofs nennen will, dem werden es beide, die im Leben so gern vereint waren, nicht für Beleidigung aufnehmen."

Das Leben Höltys hat aufser den bereits angeführten Zusätzen noch bedeutende Erweiterungen erhalten. Wir nennen mit Beyfall die charakteristischen Anekdoten, die uns den liebenswürdigen und frohherzigen Jüngling so lebhaft vor Augen rücken. S. XVII. „Eine seiner liebsten Unterhaltungen war, *bouts rimés*... Die Aufgabe mufste in bestimmter Zeit fertig seyn, oder man trug zur Strafe eine gewaltige Tute als Grenadiermütze auf dem Haupte. Einst fügte es sich, dafs ein Göttingisches Wochenblatt, worauf ein verworfener Hymnus von Hölty stand, den Dichter selbst krönen sollte. Diefs dauchte ihm doch zu ernsthaft; er ergriff die heillose Mütze, und behauptete sie (so stark war er) gegen die vereinigte Gewalt." — S. XVIII. „Manchmal übernahm er auch wohl ein Gelegenheitsgedicht, und Vofs half ihm dabey. Sie liefsen Rheinwein hohlen, verabredeten Plan, Ton, Versart, Reime und Gleichnisse; und dann ging es Schlag auf Schlag, auf das Wohlseyn des künftigen Ehepaars." Bekannt ist, wie sich der Besteller eines solchen Carmens, Monsieur Herbst, durch das Gleichnifs eines fruchtbringenden Herbstes gekränkt fühlte. „Seitdem (S. XIX) liefs Hölty sich alle Umstände und den Ton bestimmen. Bey der Vermählung eines Dorfpredigers ward etwas Fliefsendes verlangt; und es flofs nach Wunsche durch alle Ehestandsfreuden bis zum seligen Abschiede, ungefähr so:

Dann geht Papa mitsamt Mama
Zum ewigen Halleluja.

Durch Kästner, Höltys Freund, kam die Bestellung eines schwülstigen, aber dabey verständlichen Hochzeitgedichts. Meister und Gesell thaten ihr möglichstes in Hexametern und Tetrametern mit einer Vorsylbe, nach der damaligen Prosodie. Am Versammlungstage trat ein Ankläger auf, sie hätten ihren Rheinwein mit Sünden verdient. Sie rechtfertigten sich durch eine genaue Berechnung der olympischen Seltenheiten, der gefischten Perlen, der Tage mit Sonnenscheine gestickt, und des prächtigen Donnerwetters zum Beschlufs; man fand Zuthat und Arbeit nach Billigkeit geschätzt, und schlug die Anklage nieder."

Wir danken es dem Herausgeber, dafs er solche und ähnliche Charakteristiken seines Freundes aus der Erinnerung uns mitgetheilt hat. Ein schöner Beytrag der Art sind auch die hinzugefügten Briefe (S. XLII) von denen Hr. *V.* mit gerührtem Herzen sagt: „sie fesseln das Herz; man glaubt des Abgeschiedenen Stimme aus der Ferne zu vernehmen. Gewifs sind gleich empfindende, jetzt und in der Zukunft, die gerne mithorchen werden." — Noch müssen wir hier der mit Vofs verabredeten Fufswanderung nach Italien und Sicilien erwähnen. „Es war Begierde, die einfachen Sitten des Alterthums in Gegenden der freywirkenden Natur auszuforschen — — das Bekannte, und was der Antiquar und Künstler sucht, wollten sie umgehen, und dafür in freundlichen Dörfern, von der Heerstrafse entfernt, sich auf längere Zeit niederlassen, oder mit den Berghirten der Apenninen und des Aetna umherstreifen — — dort, dachten sie, würde der Geist Homers, Hesiods, Theokrits, sie vernehmlicher ansprechen, und manches beantworten, was einem hier nicht einmal zu fragen einfällt."

Glaubte Hr. *V.* bey der ersten Ausgabe noch manches der Umstände wegen verschweigen zu müssen, oder was hielt ihn ab schon damals die Geschichte des Bundes zu erzählen, die, durch Tradition entstellt, endlich ein so lächerliches Ansehen gewann. Es ist sehr belustigend (S. XXVIII fg.) dem sinnreichen Bardenmythos bis auf den ersten Ursprung nachzugehen. Ernsthafter scheint auch uns das andere Gerücht, das durch den Mann Ansehen erhielt, der seit 30 Jahren seine gelehrten Gegner, statt durch Gründe zu belehren, durch Persönlichkeiten zu beschämen sucht. Wir lesen hierüber S. XXXVI folgendes: „Hölty und Vofs sollen eines bekannten Mannes Schüler, im engsten Sinne des Wortes gewesen seyn, und von ihm, dem Lehrer und väterlichen Freunde, unverdankte Wohlthaten genossen haben: nämlich beide zugleich, freye Kollegien, Aufnahme in das Seminar und an den akademischen Freytisch: Hölty besonders, gewisse heimliche Hülfsmittel. Der Mann, der diese vorgeworfenen Lehren und Wohlthaten theils durch Stillschweigen, theils durch unbestimmte Klagen über Undank, bekräftiget hat, lebt noch mit dem einen der Gekränkten. Er rede laut und bestimmt und mit nicht schonendem Beweise, welche Kenntnisse, welche Wohlthaten und welchen Undank er vorwerfen könne; oder, was alles wieder gut machen würde, er ermanne sich, bevor die letzte Sonne ihm untergeht, zu dem edlen Geständnisse des Unrechts."

Dem schönen und correcten Drucke der Frommann-Wesselhöftischen Officin müssen wir noch ein besonderes Lob zugestehen.

H.

NEUBRANDENBURG, b. Korb: *Gedichte* von *E. T. J. Brückner*. 1803. Ohne Vorr. 246 S. kl. 8.

Den Lesern der alten Göttinger und Hamburger Musenalmanache wird diese kleine Sammlung eine eben so willkommene Erscheinung seyn, wie der Besuch eines Freundes, von dem man lange nichts hörte. Man freut sich zuerst der frischen Gestalt und Herzenswärme, die noch, wie vor einer Reihe von Jahren, anzieht; dann entdeckt man, dafs dieser Freund liebenswürdiger geworden, dadurch dafs er kleine Fehler tilgte, und sich mehr für den erkohrenen Wirkungskreis ausbildete. Man lebt gerne mit ihm und

in

ı ihm, auch wo man nicht ganz übereinstimmt, und ält sich mit desto reinerer Freude an das, wo man iit ihm gleich empfindet. — Die Gedichte dieser ammlung, die gröfstentheils schon durch Almanache und Kinderschriften bekannt sind, theilen sich in atriarchalische Idyllen, Kinderidyllen, vermischte edichte und Sinngedichte.

Die meisten der patriarchalischen Idyllen (eine em Dichter ganz eigenthümliche Gattung) gehören in as goldene Zeitalter der in der Genesis dargestellten Ienschheit. Gute Naturanlage, warmes Gefühl, und ähigkeit für edle Gesinnungen und feurige Entchlüsse, diefs ist der Charakter der hier auftretenden Ienschen. Kaum noch losgelassen von der Hand des nstinctes, die Freyheit der Willkühr nur ahndend, och schuldlos obgleich nur durch ihren beschränkten Zustand, tragen sie in sich den Keim wachsender Ienschlichkeit, der die herrlichsten Früchte verspricht. Einen festeren Standpunkt hat der Dichter in dem patriarchalischen Epos *Adaja*, dem wir seiner Vorzüglichkeit wegen, und weil es bisher noch unbekannt var, die meiste Aufmerksamkeit schuldig sind. Hier ehen wir schon die goldene Zeit im Hinschwinden. Wehmüthig blicken die Edleren ihr nach, die entflohene Schuldlosigkeit bejammernd, ohne sich bewufst zu seyn, dafs eben dieser Zustand Entwickeung der Fähigkeiten, einen erweiterten Gesichtskreis und eigentliche Bildung herbeyführt. Freylich ist die Unschuld dahin, aber dafür hat die Tugend Verdienst gewonnen, und wo sich Tugend findet, interessiren uns die Menschen durch Seelenstärke und edle Willkühr; denn sie sind gut, aber *konnten* schon schlimm seyn, was im Mittelpunkte der goldenen Zeit nicht einmal möglich war.

Die Dichtung ist einfach und lieblich, der Plan mit Verstand geordnet, die Sprache gröfstentheils edel, oft von gediegener Kraft und energischer Kürze. Selbst wo der Dichter als Dichter sinkt, sucht er durch den Ausdruck zu vergüten. — Gleich der Anfang stellt den Leser auf den richtigen Standpunkt, um das Ganze in seinen Theilen zu übersehen. Die Ufer des Phrat können nicht mehr die zahlreich vermehrte Menschenmenge fassen. Statt des allgenügenden Unterhaltes droht Mangel und Noth, statt des Gemeingutes ist eigener Besitz nothwendig geworden. Hieraus entspringt Ungenügsamkeit, Habsucht, Gewalt und Stärkerecht. Nur die Edleren des Volks halten sich frey davon. Um der physischen Noth, und der moralischen Verschlimmerung entgegenzuwirken wird beschlossen

> Durch heilges Loos gewählet, einen Theil
> In neues Land im Weltmeer auszusenden.

Hieran knüpfen sich die Hauptmomente des Gedichtes. *Adaja*, ein kühner Jüngling wird Anführer derjenigen, die, ein neues Land zu erspähen, ausgeschickt werden. Ihn liebt im Stillen *Jedida*, die Tochter Henochs und der Dimnath. Sehr schön werden beide mit wenigen Zügen charakterisirt. Adaja erscheint als der Liebenswürdigste seines Volkes, indem wir ihn erblicken:

> — — — — Wie Kind und Greis
> Mit Wehmuth ihn und Segenswunsch begleitet
> Noch weit den Strom hinab; wie ihn gelobt
> Die Väter, Mütter und die Jungfraun alle,
> Und sie beklemmt ihm lange nachgesehn.
> So sah wohl Adam einst am ersten Abend
> Bestürzt der ihm entsunknen Sonne nach.

Jedida ist ihren Gespielinnen nur unter dem Namen, *die Fromme* bekannt:

> — — — Sie waltete daheim mit Fleifs
> Des Hauses ihrer allgeliebten Mutter,
> Ihr Herz mit treuer Pflege zu erfreun.

Auf Mutter und Tochter ruht sichtbar der Geist Henochs, und beide werden im Volk als überirdische Wesen geehrt. Ihre Hütte ist der Versammlungsort der lehrbegierigen Jugend, um Menschlichkeit und Tugend zu hören:

> So sammeln, wo der Baum des Lebens blüht,
> Vom Duft gelockt die muntern Bienchen sich;
> Wenns tagt schon ämsig, umspähn und umsummen die Schwärme
> Die duftge Blüth', entsaugend süsse Kraft,
> Und kehren froh des Honigs heim.

Früh und spät wandelt Jedida am Ufer des Phrat, nach ihrem Jünglinge sich sehnend; ihr volles Herz bricht in Lieder der Wehmuth aus:

> Sie wandelt ängstlich auf und ab am Wasser;
> Bald in der grünen Wiese tief am Strom.
> Da singen ihr in Weiden Nachtigallen.
> Bald mühsam stieg sie auf zur steilsten Höh'
> Und safs dort auf dem Fels, im Schein des Abends.
> Wenn über den Strom her frisch die Morgenluft
> Sie anhaucht, schwillt ihr Herz von frohem Glauben:
> „Ich fühl' es, heute kommt er, ist schon nah!"
> Oft glaubt sie dann die Segel schon zu sehn,
> Zu hören schon den Ruf vom Strand' herauf.
> So sieht der Wanderer bey hellem Wetter
> Des Berges Gipfel klar, auf den sein Blick
> Und Gang sich richten muss, er wähnt ihn nahe,
> Und eilt mit festrem Glauben weiter fort;
> Dann wird ihm bange, wann bey trübem Himmel
> Des Berges Haupt sich grau in Wolken hüllt.
> So wenn des Abends Schwule sie umduftet,
> Dann sorgt Jedida: „Ach er kommt wohl nie!"

Schön ist es, wie dennoch der Glaube an den Treuen sie tröstet und aufrecht erhält, und ihre Seele mit frohen Ahndungen erfüllt. In einem bedeutenden Traume wird die froheste Ahndung von der nahen Zurückkunft des Geliebten versinnlicht. Nach 11 Monden bringt das Schiff die freudige Bothschaft des gefundenen Landes:

> — — — — — Jedida staunt
> Den schönen Jüngling an; hoch raget er
> Im Schiffe vorn hervor; vom Morgenstrahle
> Geröthet wallt im Winde sein Gewand,
> Voll Wonne segnet er der Heimath Ufer,
> Und winket Freud' und Grufs den Frohen zu.

Sie

Sie sah sein Angesicht, wie eines Engels,
Der liebreich mit den Menschenkindern spricht.

Wir haben aus der Fülle des ersten Gesangs nur einiges mitgetheilt, aber hinlänglich gezeigt, dass es dem Dichter nicht an lebendiger Darstellung fehlt. Er mahlt nie mit gleissenden Farben, um einer todten Masse ein Scheinleben zu geben, sondern lässt mit bedeutenden Zügen die Sache durch sich selbst reden. Die Hauptsituation des dritten Gesangs ist sehr glücklich vollendet. Adaja, den ein jeder zum Anführer wünscht, trifft das Schicksalsloos Führer der Auswandernden zu seyn. Jeder Jüngling wählt beym Freudenfeste seine Geliebte, und Adaja im Herzen Jedida. Aber Jedida ist von ihrem Vater Henoch, als er gen Himmel fuhr, verpflichtet, die Stütze der Mutter bis an den Tod zu seyn, und die Mutter durch einen Eidschwur, den nur Henoch lösen kann, aber noch nicht gelöst hat, an ihre Stelle gebunden. — Zur Freude des gesammten Volkes hat den Adaja so eben das Loos getroffen:

Und lauter Freudenruf schlug an die Wolken.
So jauchzt der Wandrer, wenn ihm klar und roth
Die Morgensonn' an weisser Berge Gipfel
Daher glüht; denn sie bringt den schönsten Tag,
Und Gnade giebt ihm Gott zu seiner Wallfahrt.
So wuchs der Männer Muth zur Fahrt ins Meer,
Als in Jedidas Hand das Täflein glühte.
Jedida, wie vom Blitz getroffen, floh
Schnell durch der Mägdlein froh Gewühl von dannen.
Nur zwo bemerkten sie, die Trautesten,
Die sahen tief gerührt ihr nach und schwiegen.

Sie vermeidet anfangs ihn zu sehn; endlich erklärt sie ihm, dass sie ihn über alles liebe und lieben werde, aber ihre Mutter nicht zu verlassen für die höhere Pflicht erkenne. Nach langem Kampfe entschliesst sich Adaja zu gleicher Aufopferung:

— — — — Der Väter Wort,
Das Gott geweihte Loos will ich verehren.
Wie du die Liebe deiner Mutter ehrst.
Fürwahr, jetzt muss ich grosse Dinge wirken,
Dass Ruhe find' in Gottes Welt mein Geist.
Ja trüb' und bang' ist ohne dich mein Leben;
Jedoch, Gott will's! so mag es denn geschehn.

Gerne führten wir noch die Stelle an S. 57, wie Jedida mitten in ihrer Trauer ungern aber doch willig sich von den Jungfraun kränzen lässt, um beym Feste den Fleiss und die Freude singend vorzustellen; und aus dem fünften Gesange, wie Dimnath durch eine Erscheinung des Henoch angetrieben ihre Kinder zum ewigen Bunde segnet — allein die Gränzen einer Recension verstatten nur eine blosse Hindeutung. — Ueber einige Punkte sey es erlaubt, noch eine Bedenklichkeit zu äussern. Was bewog wohl den Dichter, seinen Personen eine Lebensdauer von 1000 Jahren zu geben, und uns diesemnach 100 jährige Knaben, oder blühende Jünglinge von 2—300 Jahren vorzuführen? Glaubte er dadurch die zahlreiche Vermehrung an den Ufern des Phrat zu erklären? eher scheint es, als ob er zu genau an den mosaischen Mythus sich hielt. Aber was wir in einer Erzählung von einem entflohenen goldenen Zeitalter uns gefallen lassen, wo die 1000 Jahre, nach den kindlichen Begriffen menschlicher Glückseligkeit, an ihrer Stelle sind, das nehmen wir in der Gegenwart als Darstellung nicht an. Wie können wir auch nur die 2—300 Jahre festhalten, da eine blühende Jünglingsgestalt uns den Glauben an etwa 20 Jahre abzwingt? und wer vermag es den schönen Adaja mit 300 Jahren zusammenzudenken? Stellen, wie S. 79 *„obs hundert Sommer wären, ich harre dein"* gelten uns entweder für eine starke Hyperbel, oder, wenn wir genau zählen wollen, erzwingen sie ein gutmüthiges Lächeln. — Ein ähnlicher Missgriff findet sich nach unserer Ueberzeugung bey der Erscheinung des Henoch, welche ihre von der Natur angewiesene Gränze überschreitet, wie lieblich sie auch ausgeschmückt ist. Welch ein körperlicher Geist, der ein kleines Kind in seine Arme schliesst und herzt! S. 138. Und wie liesse es sich rechtfertigen, dass Dimnath vor den Augen ihrer Kinder — nicht *verklärt* wird (die äussere Erscheinung innerer Geisteserhebung) sondern im eigentlichsten Sinne in einen Lichtkörper verwandelt gen Himmel steigt? S. 141.

Die übrigen Unschuldsidyllen haben durch Umarbeitung gewonnen. Besonders zeichnen sich die Kinder am Bache aus durch eine Naivetät, die man auch bey Kindern aus unserer Welt natürlich finden würde. Den Platz der *Reisenden* hätte nach unserem Bedünken eine vom Verfasser verworfene Idylle der *Schmied* weit besser ausgefüllt.

Die Kinderidyllen sind hinlänglich bekannt. Auch sie sind oft glücklich verbessert. Misslungen und in der Darstellung verfehlt scheinen uns *das blaue Tuch* und *die Nadel*.

In den vermischten Gedichten bemerken wir eine glückliche Annäherung an die *Vossische* Muse. Wir wissen aus den Anmerkungen zu den Vossischen Gedichten, in wie engem Verhältnisse Hr. *Br.* mit dem Bunde lebte, und wie sehr die verschiedenen Mitglieder auf einander wirkten, eine Wechselwirkung, die bey Voss und Hölty so sichtbar ist. Auszeichnung verdienen *das Neujahr*, *die guten Menschen*, *der Winter auf dem Lande*, und die Ode an *Voss und Hölty*. Aber warum hielt Hr. *Br.* seinen entlaufenen Amor, dieses naive Gedicht in sassischer Sprache, zurück?

Bey der Auswahl der Sinngedichte, so scheint es, ist der Dichter zu strenge gewesen. Oder hätte er wirklich nur 8 *vorzügliche* geschrieben, und dann in dieser Gattung ausgeruht? Wir geben eins zur Probe:

Ein Schwerdtapostel in des grossen Ludwigs Sold
Schrie fliehnden Ketzern nach: der Papst hat es befohlen,
Ihr Hunde, dass ihr selig werden sollt;
Und wenn ihr nicht mit Güte wollt,
Soll euch der Teufel hohlen.

DAE.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 APRIL, 1804.

PHILOSOPHIE.

Hamburg, b. Perthes: *Schellings Lehre oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts*, dargestellt von *Friedrich Köppen*, nebst *drey Briefen verwandten Inhalts* von *F. H. Jacobi*. 1803. 278 S. gr. 8.

Der lebendige *Glaube an die Wahrheit* behauptet, als das *klare*, aber *undeutliche*, Bewusstseyn des Unterschiedes zwischen Schein, Erscheinung, und Seyn an sich, seinen Rang zwischen dem *speculirenden Scheinwissen*, als dem an sich verdunkelten, aber *scheinbar* deutlichen, jenen Unterschied auf mancherley Weise *verkennenden* Bewusstseyn — und dem *eigentlichen philosophischen Wissen*, welches in dem *klaren*, und *wirklich* deutlichen, Bewusstseyn desselben besteht. Als *blosser* Glaube geht er aus dem wirklichen, aber erkenntnisslosen *Genusse* des wahren Unterschiedes zwischen Schein, Erscheinung und Seyn an sich hervor, folglich aus dem eigenthümlichen *Lebensgefühle* des Menschen, dem Bewusstseyn der *Persönlichkeit*, dem *Gewissen*. Durch ihn *kennt* man die Wahrheit, ohne sie weder zu *erkennen*, noch zu *verkennen*; und liebt sie und vertraut auf sie lediglich nach dem Maasse der Lauterkeit und Innigkeit des sittlichen *Gefühles*. Er ist die *Gesundheit des Herzens*, ohne welche man einem übrigens nicht ungesunden, ja! dem talentvollsten und kenntnissreichsten *Kopfe* zu viele Ehre erweiset, wenn man ihm *Gesundheit des Verstandes* einräumt. Als die *vorläufige Bekanntschaft* mit dem Unterschiede zwischen Schein, Erscheinung und Seyn an sich wird Er endlich von dem Bestreben nach der *deutlichen* Kenntniss, nach der *Erkenntniss* desselben, nach dem *philosophischen Wissen*, vorausgesetzt. Selbst ein misslungener Erfolg dieses Bestrebens nähert sich doch der wahren Philosophie in dem Verhältnisse an, in welchem der vorhergegangene Glaube, welcher nunmehr den Schein des Wissens angenommen hat, reiner und lebendiger war. Hingegen entfernt sich der scheinbar gelungenste Erfolg, in dem glänzendsten Lehrgebäude aufgestellt und angestaunt, von der wahren Philosophie, und nähert sich der leeren Speculation in dem Verhältnisse, in welchem jenes Bestreben durch Mangel jener Reinheit und Lebendigkeit in unlautere Wissbegierde übergegangen ist. Allein die *Bedingung* ist nicht der *Grund*, der *Grund* ist nicht die *Bedingung*, und das beschriebene Fürwahrhalten kann, *als Glaube*, so wenig der *Grund* der wahren Philosophie seyn; als es die wahre Philosophie *selber* seyn und werden kann. Indem es die undeutliche, nichterkennende, Kenntniss ist, muss es vielmehr durch die deutliche, erkennende, Kenntniss aufgehoben werden; und sobald die *adäquate* Unterscheidung des Scheins, der Erscheinung, und Seyns an sich wirklich in ein menschliches Bewusstseyn eingetreten ist, ist auch die nun wirkliche, nicht scheinbare, Philosophie keiner weiteren Berufung auf blosse Gefühle, durchaus keiner Bestätigung und Berichtigung durch blosses Glauben fähig und bedürftig.

Durch das bisher gesagte ist der Gesichtspunkt angegeben, aus welchem allein über die merkwürdige, und lehrreiche *Fehde* zwischen der *jacobischen* und *schellingischen* Speculation, und folglich auch über den Inhalt des hier anzuzeigenden Werkes, ein bestimmtes und gerechtes Urtheil sich fällen lässt. Rec., der die *jacobische* Ansicht des Wesens der Philosophie seit vielen Jahren in jeder ihrer aufeinander folgenden Aeusserungen sorgfältig kennen gelernt hat, bewundert nicht nur an ihr die seltenste Vereinigung ausgebreiteter, und tiefeindringender Kenntniss der ältern und neueren Lehrgebäude mit hoher Genialität und Bildung des Geistes; sondern er erkennt auch an dem *Glauben*, welcher von ihr dem speculirenden Scheinwissen entgegengestellt wird, und der von ihren Gegnern und Freunden auf die mannigfaltigste Weise gemissdeutet ist, keinen andern, *als den oben beschriebenen*. In diesen beiden Rücksichten scheint ihm ihre Ueberlegenheit über ihre Gegnerin nicht dem geringsten Zweifel unterworfen. Allein in Beziehung auf das eigentliche *Problem der Philosophie* hofft er beiden Partheyen nachweisen zu können, dass sie einander nur das *Gleichgewicht* halten. Indem die jacobische Lehre dem *blossen Glauben*, (dem doch die Unmöglichkeit des Wissens nicht begreiflicher als seine eigene, ihm unbegreifliche Möglichkeit seyn kann,) das Behaupten und Beweisen jener Unmöglichkeit in den Mund legt, treibt sie denselben *aus* sich, und *über* sich selber, in ein ihm durchaus fremdes Gebiet hinaus, auf welchem er zum glaubenden Speculiren und speculirenden Glauben, und in so ferne selber zum Scheinwissen wird. Sie bekämpft zwar *dasjenige* Scheinwissen, welches sein (sich selbst widersprechendes) Fürwahrhalten für das *wahre Wissen* geltend macht, und darum die *positive* Speculation heissen kann; aber indem sie die Unmöglichkeit des wahren Wissens *ergründet* zu haben glaubt, macht sie, *als negative* Speculation, mit der Posi-

Positiven gegen die Möglichkeit der wahren Philosophie gemeine Sache.

Die jacobische Lehre ist bisher fast nur von ihrer polemischen Seite bekannt. Sie ist in den *Briefen über die Lehre des Spinoza* — in dem *Gespräche David Hume über den Glauben* — in dem *Sendschreiben Jacobi an Fichte* — und neuerlich in der Abhandlung *über das Unternehmen des Kriticismus die Vernunft zum Verstande zu bringen*, (Hamburg bey Perthes 1801) nach und nach gegen die *metaphysisch-realistische*, und gegen die *transcendental-idealistische* Speculation aufgetreten. Bey allen diesen Gelegenheiten schien der eigentliche *Grund* ihres eigenthümlichen Fürwahrhaltens sich um so mehr in Dunkelheit einzuhüllen, jemehr sie die Grundlosigkeit der von ihr angestrittenen Lehrgebäude durch klares Aufweisen der in denselben verborgenen Widersprüche enthüllte. Nur aus jenen Lehrgebäuden, als den *Irrenden*, heraus, disputirte sie, und zwar auch nur im Vorübergehen, in das *Eigenthümliche* ihrer Ansicht der Wahrheit, als in das Wahre hinein; ohne sich jemals auf eine deutliche und zusammenhängende Beschreibung davon einzulassen. Da sie ihr eigenes Wesen im *Nichtwissen* zu haben bekennt, und die Nichtigkeit aller wissenschaftlichen Erklärungen und Beweise in der Philosophie behauptet: so muss sie es freylich auch bey einem *blossen Beschreiben* ihres *Grundes* bewenden lassen. Allein, indem sie nichts destoweniger *als Philosophie* auftritt, und indem sie *den* Glauben, für den sie streitet, nicht weniger dem Aberglauben der gemeinen, sich für gesunden Verstand haltenden *Unvernunft* — als dem Unglauben des nicht weniger gemeinen, aber sich für philosophierende Vernunft ansehenden, *Unverstandes* — entgegenstellt: so kann und darf sie, indem sie ihren Grund beschreiben muss, es keineswegs bey blossen Winken, hingeworfenen Andeutungen, und blossen Bildern und Gleichnissen bewenden lassen. Indem sie vollends in dem vor uns liegenden Werke auf nichts geringeres ausgeht, als, in *Schellings Lehre das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts*, folglich die endliche Erschöpfung des gesammten metaphysischen und transcendentalen Scheinwissens aufzuweisen: so war es hohe Zeit, auch das *Ganze*, der für sie *wahren Philosophie* nicht mehr nur als das *negative* Gegentheil von diesem oder jenem Scheinwissen ahnden zu lassen, sondern als das *positive* Gegentheil, alles möglichen Scheinwissens überhaupt (*ut contraria juxta se posita elucescant*) in einer bestimmten, und methodischen Charakteristik aufzustellen. Dieses war nicht weniger auch darum zu erwarten, weil der Mann, welcher hier die Sache der jacobischen Philosophie zu führen übernommen hat, derselbe ist, welchem Jacobi vor zwey Jahren zur Vollendung seiner durch Krankheit unterbrochenen Abhandlung *über das Unternehmen des Kriticismus* u. s. w. bekanntlich seine Feder übergab, und welcher sowohl damals als auch in dem gegenwärtigen Buche seine vertraute Bekanntschaft mit dieser Philosophie, und seine Geistesverwandschaft mit ihrem Urheber, unverkennbar beurkundet hat. Endlich, da Hr. *Köppen* gleich im *ersten Abschnitte* aller Philosophie, welche ihr Wesen im Wissen hat, und eben darum *demonstriren* muss, den Vertilgungskrieg ankündiget, und nicht weniger auch „die Wahrheiten, welche unabhängig von nichtigen *Schulgebäuden*, (vermuthlich ein Druckfehler für *Lehrgebäuden*) dem Menschen bleiben, wenn es überhaupt Wahrheiten giebt, (?) im letzten Abschnitte anzuwenden verspricht: so war von ihm um so weniger eine blosse *dichterische*, oder *rednerische*, sondern um so mehr eine *logische* Andeutung der eigenthümlichen Kennzeichen der Wahrheit des von ihm behaupteten *einzigmöglichen* Glaubens zu hoffen, da er sichs so auffallend angelegen seyn liess, die *Widersprüche der Schulphilosophie* „logisch begreiflich zu machen."

Um so unangenehmer wurde Rec. überrascht, als er in dem sehnlich erwarteten *letzten Abschnitte* nichts *als Resultate* sowohl durch den Titel angekündigt, als im ganzen Inhalt aufgestellt fand, über welche nirgendwo auch nur obenhin angedeutet wird, *woraus* und *wie* sie *resultiren*. Hier, wie allenthalben im ganzen Buche, wird aus den aufgewiesenen Widersprüchen des *absoluten Identitätssystems*, die demselben theils eigenthümlich, theils mit dem metaphysisch-realistischen, theils mit dem transcendental-idealistischen *Scheinwissen* gemeinschaftlich sind — das Widersprechende der *Philosophie überhaupt* die ihr Wesen *im Wissen* hat, und die Nothwendigkeit des Glaubens, ohne weiteres gefolgert. Ausserdem enthalten jene *Resultate* nichts als behauptende Berufungen auf die *Wirklichkeit* des *angebornen* Glaubens, und Abfertigungen derer, welche sich mit dem blossen Glauben dieses Glaubens nicht begnügen können, durch die Qualificationen *Entgeisterter*, *Schalweisen*, *Zeitmenschen*; *Todter unter den Lebendigen* u. s. w. Das *Resultat*, das zugleich die Resultate und Prämissen aller Resultate enthält, wird am Schlusse „für die Lebendigen" welche wahrlich desselben eben so wenig bedürftig seyn dürften, als wir anderen *Todten* desselben fähig sind, folgendermassen aufgestellt: „Mit Vernunft und Verstand ist uns Menschen *der Glaube* an das *Daseyn der Natur*, unser *eigenes Daseyn* und das *Daseyn Gottes* angeboren. Ohne diesen *dreyfachen Glauben* giebt es keine Wesenheit, und Wahrheit weder für Speculation noch für Praxis. Die Philosophie muss ihn entweder anerkennen, oder Alles in Nichts verwandeln, und mit diesem Alles auch sich selbst. *Wesen*, *Daseyn* jeglicher Art, ist uns ein *Geheimniss*. Auf Wesenheit vertrauend merken, und erfahren wir in der Natur; reden zu den Menschen; heben unser Antlitz zu Gott empor. Gewissen, Recht und Pflicht können sich nur in diesem Glauben gestalten. Was edel, schön und gut ist, was dem Leben Dauer giebt, und den Tod überwindet, stammt aus dieser verborgenen Kraft und Gewalt der Menschheit." — Gesetzt aber nun die Philosophie, welche ihr Wesen im *Nichtwissen* hat, wäre die wahre, und sie müsste *schlechthin glauben: dass nur geglaubt werden könne, und müsse*: sollte sie nicht wenigstens *als phi-*

philosophirendes Nichtwissen glauben können und müssen: dass es auch einen *blinden Wahnglauben* an jenes *dreyfache Daseyn* gebe? dass der *Schein* des Wesens und Daseyns nicht weniger in einem *Scheinglauben* als in einem *Scheinwissen* täuschen könne und getäuscht habe? und dass der *Aberglaube*, sich nicht mit grösserem Rechte auf einen *geheimen Grund* seines Fürwahrhaltens berufe, als der Unglaube und das Scheinwissen sich auf die *Evidenz* angeblicher Axiome, Postulate, Demonstrationen, Deductionen und Constructionen beruft? Oder führt nicht auch der Aberglaube *Gott*, *Gewissen*, *Recht*, *Pflicht*, *was edel, schön und gut ist*, im Munde? und sucht nicht auch der Aberglaube die Wahrheit von allen diesen in der Unbegreiflichkeit auf? Wie sich diejenige Philosophie, welche im Versenken des Problematischen ins Geheimnissvolle, im Zurückführen des nicht genug Bekannten ins schlechthin Unbekannte, im Herleiten des Halbdunkeln aus dem Ganzdunkeln ihr Wesen hat, *als Philosophie*, folglich keineswegs nur als „*individuelle* Vorstellungsart eines genialischen und gebildeten Kopfes, nicht nur von derjenigen *Schulweisheit*, die das nicht genug Bekannte aus dem nur *scheinbar* schlechthin Bekannten herleitet, sondern auch *von dem Köhlerglauben* unterscheide," *das* war es, was Hr. *Köppen* aufzuklären hatte, und was er ganz im Dunkeln gelassen hat.

Aber freylich liess *schon* der Eingang zu den *Resultaten* nichts besseres vermuthen. Er lautet wie folgt: „Die Schulweisheit trägt im Herzen den Tod; nur auf der Lippe ist ihr mattes Leben, und ihre Umgebung von Formeln, Beweisen und Constructionen liefern den Brennstoff ihres eigenen Scheiterhaufens. Ist es auch so mit der Wahrheit? Bleibt von ihr nach einem grossen Verbrennungsprocesse nichts Feuerbeständiges, sondern nur Asche? Stürzet den Menschen seine Liebe zur Wahrheit in den Abgrund des Zweifelns an allem, damit er wissend und wachend umfange das Nichts, erkalte im innersten Leben, um nie wieder zu erwarmen. Philosophie sollte den Menschen retten, und sie hat ihn in ihren Orakeln verdammt. Sie versprach Wahrheit und gab Wahn. Es lag in ihrer eigenen Ohnmacht. Sie selbst die Betrügerin war zugleich die Betrogene, und hatte begonnen mit dem Wahne einer alles beherrschenden Gewalt." In dieser *Declamation* wenigstens verkennt Rec. die *jacobische Philosophie*, welche bekanntlich mit der *Schulweisheit* der *Platone*, *Leibnitze*, *Spinoza*, *Kante* u. a. m. zu vertraut ist, um über die *Schulweisheit überhaupt*, das angeführte Urtheil unterschreiben zu können. Die ganze zweyte Hälfte dieses *Exordii ex Abrupto* von den Worten: Philosophie sollte u. s. w. gilt von Wort zu Wort auch von dem *Glauben*, wenn man dieses Wort an die Stelle der weggestrichenen *Philosophie* einschalten, und den *Walmglauben* mit Glauben *überhaupt*, eben so verwechseln willy wie Hr. K. die *scheinbare* Philosophie mit der Philosophie *überhaupt*, verwechselt.

„Jedes menschliche Erkennen" fährt Hr. *Köppen* hierauf fort, „ist ein Entgegensetzen, ein Erkennen *unter Bedingungen*. Die Bedingungen der Erkenntniss machen *also* erst die Erkenntniss *möglich*, nicht umgekehrt. Das Bedingende durch das Bedingte entstehen lassen wollen, heisst mit Nichts anfangen und mit Nichts enden. Bedingte Erkenntnisse lassen sich unter einander verknüpfen, zusammenstellen, werden aber durch keine Zusammenstellung unbedingt. Darum begreift, und erkennt der Mensch Vieles, aber nicht alles; manches bleibt ihm verborgen, und unbegreiflich, und zwar das *Erste*, ursprünglich seine Erkenntniss *bedingende*, was über alles menschliche Construiren, Verknüpfen, Zusammenfügen in der Erkenntniss hinausgeht, jede Kraft, die wir nicht mechanisch auseinanderlegen können, jede dynamische Entwickelung." — Hr. K. vermengt hier die *Bedingung*, welche *als Bedingung* immer selbst wieder *bedingt* und als *unbedingte Bedingung* ein Widerspruch ist, mit dem *Grunde* als solchem, der allein *unbedingt*, und zwar *nur* unbedingt seyn kann, so sehr, dass er den wesentlichen Unterschied von beiden, und den davon unzertrennlichen Unterschied von *Wesen* und *Daseyn*, nicht einmal von ferne ahndet, und dass Beides in seinen Vorstellungen, wo möglich, noch mehr verworren, vermischt, *scheinbar identisch* ist, als in der *intellectuellen Anschauung* der *Identität* des *Subjectiven und Objectiven*, die Er bekämpft. Eben darum würde es vergeblich seyn, Ihn darauf aufmerksam zu machen: *Erstens*: Dass dem *blossen sinnlichen* Bewusstseyn, oder der sogenannten *thierischen Erkenntniss* (dem blossen *Analogon* des Erkennens) *sowohl* die *Bedingungen*, als der *Grund verborgen* sind und bleiben (Geheimnisse sind). *Zweytens*: Dass hingegen in der *menschlichen Erkenntniss*, in wie ferne dieselbe *empirisch*, Erkenntniss durch den sogenannten *gemeinen* Verstand ist, sich jedesmal mehr oder weniger *Bedingungen* einfinden, und einfinden müssen, welche der *gemeine* Verstand, in seiner Gemeinheit, für *Gründe* ansieht, und deren *Zusammenfassung in Einen Begriff* ihm der jedesmalige *zureichende Grund* ist und heisst. *Drittens*: Dass aber diese *Bedingungen*, und ihre *Complexionen*, für die weiter gehende, und nach dem *Grunde* (der, als solcher, keine Bedingung, nicht bedingend, und nicht bedingt ist, sondern *durch* den selbst die *Bedingungen überhaupt* allein möglich und wirklich sind) forschende Erkenntniss — für das *philosophische Wissen* (oder, wenn Hr. K. an dem Namen Aergerniss nimmt, *Glauben*), nicht Gründe (denn die Philosophie kennt nur *Einen* Grund) und nicht der *Grund*, sondern nur das sind, *was sie sind*: *Bedingungen* und *Complexionen von Bedingungen*. — Allein wenn sich Rec. auch hierüber mit Hr. K. hier nicht verständigen kann: so kann und muss er ihn wenigstens fragen: Ob denn das *Bedingtseynmüssen*, welches als der *Achilles* gegen die Philosophie, die ihr Wesen im Wissen hat, geltend gemacht wird, nicht auch eben so der Philosophie, die ihr *Wesen im Glauben* hat, zur Last liegen müsse? Oder ist das menschliche Fürwahrhalten nicht in jenen beiden Arten eben so gewiss *subjectiv* bedingt, als es sich für ein Gleich-

objectiv Unbedingt hält? widerspricht sich ein objectiv unbedingtes menschliches Fürwahrhalten weniger, wenn es sich ein *subjectiv unbedingtes Glauben*, als wenn es sich ein *subjectiv unbedingtes Wissen* nennt? Kann es wohl auch, *als Glauben*, ohne das leidige „Entgegensetzen und Gleichsetzen" bestehen? Läfst seine Reinheit und Lebendigkeit, *als Glauben*, keine *Grade* zu? Wird es nicht durch Unglauben und Aberglauben, in den Individuen verunstaltet, und verdrängt? Hat es endlich *als Glauben*, durch die Unbedingtheit seines Ursprungs, und in den Individuen, denen es als Glauben genügt, und welche die grofse Majorität ausmachen, ein besseres Schicksal gehabt, als das Schicksal *des Wissens*, durch die Bedingtheit seines Ursprunges, und in den wenigen Individuen, welche im Wissen ihr Heil suchten, gewesen ist? — Wir gehen nun zu der *Fehde* der *Jacobischen* Philosophie mit der *Schellingschen* über.

Es gehört zu den eigenthümlichsten Eigenthümlichkeiten der jacobischen Philosophie, dafs sie das *speculirende Scheinwissen* zwar immer in seinem jeweiligen consequentesten Lehrgebäude bekämpft, dabey aber demselben immer auch *auf sein Wort* glaubt und nachsagt, dasselbe sey *die Philosophie*, die ihr *Wesen im Wissen* hat. Als die Speculation noch nicht über die *vorkantische*, sogenannte *Metaphysik*, den *metaphysischen Realismus*, zum *transcendentalen Idealismus* hinausgegangen war, bestand dieselbe in dem blofsen *Objectiviren des Subjectiven;* indem sie das Eigenthümliche der *Erscheinung* des *inneren* und des *äufseren Sinnes*, das *Vorstellen* nämlich, und das *Ausgedehntseyn* — auf das *Seyn an sich* übertrug, und zwar *beide* Charaktere der Erscheinung, aber als *Getrennt* von einander — *im cartesischen Dualismus* — *beide* Charaktere, aber als *Ungetrennt* von einander — im *spinozistischen Pantheismus* — *nur* das *Ausgedehntseyn allein* — im *Materialistischen* — *nur* das *Vorstellen allein* — im *idealistischen Realismus*, *objectivirte*, *substanzialisirte*, mit dem *Seyn an sich identificirte*. Jacobi, indem er sich gegen dieses Scheinwissen erklärte, zeichnete unter den Lehrgebäuden desselben das spinozistische mit Recht als das *Consequenteste* aus. Aber die *Kritik der reinen Vernunft* mufste ihn bald überzeugen, dafs er die Philosophie, die *ihr Wesen im Wissen* hat, mit Unrecht nicht aufser der *Metaphysik* aufgesucht habe. Als nämlich die Speculation ihr *bisheriges Verfahren umkehrte*, durch die Kantische Revolution vom Objectivisiren des Subjectiven zum *Subjectivisiren* des Objectiven überging, und die Charaktere des Seyns an sich auf die Erscheinungen, übertrug — räumte *Jacobi* mit Recht dem *Kantischen Kriticismus*, als *dem* transcendentalen *Idealismus*, der sich nur *für empirischen* (das *Erkennbar Reale* auf die *Erscheinung* beschränkenden) *Realismus* erklärt, den Vorzug der Consequenz über das ehemalige *metaphysische* Speculiren ein. Dieselbe Gerechtigkeit liefs Jacobi bald hernach auch dem *reinen transcendentalen Idealismus* der *Fichteschen Wissenschaftslehre* in Vergleichung mit dem *Doppelsinnigen der Kritik* wiederfahren; *mit Fichte* anerkennend, dafs man nur durch *absolutes Subjectiviren* sich des leidigen *gegebenen Stoffes* „ohne welchen man nicht *in die* Kritik *hineingelangen*, und mit welchem man nicht in derselben bleiben, kann" überhoben seyn könne. Aber auch hier liefs er es nicht dabey bewenden, sondern er behauptete nun auch *mit Fichte*, dafs die Philosophie, welche ihr Wesen im Wissen habe, nicht aufser der absoluten Subjectivitätslehre enthalten seyn könne, Er versicherte, im *Sendschreiben an Fichte* „dafs seiner innigsten Ueberzeugung nach die Philosophie desselben allein im strengeren Verstande Philosophie genannt zu werden verdiene," und er begrüfste Fichten, als den „Messias der speculativen Vernunft, den Sohn der Verheifsung einer durchaus reinen in und durch sich selbst bestehenden Philosophie." Hätte Jacobi damals nicht blofs die Convergenz bis zur endlichen *Berührung* zwischen dem (S. 3 des Sendschreibens) von ihm durch die Namen *Materialismus* und *Idealismus* bezeichneten *objectiven* und *subjectiven Dogmatismus*, sondern vielmehr die eigentliche *Compenetration* (Durchdringung) von beiden vorhergesehen, welche von *Schelling* vermittelst der Spinozisirung des Fichtismus, und Fichtesirung des Spinozismus, bald hernach bewerkstelliget wurde: so würde Er das Prädicat des „speculativen Messias" für *Schellingen* aufbehalten, und *Fichten* den „Vorläufer" Schellings, so wie *Kanten* den „Vorläufer" *Fichtes*, mit dem weisen und gerechten Vorbehalt genannt haben „dafs ihm hier die Vorläufer offenbar die *Vornehmeren* seyen." (*Jacobi an Fichte. Vorbericht.*)

(*Der Beschlufs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

HALLE, in d. Rengerschen Buchh.: *Clemence.* Aus dem Französischen des Verfassers der Zenobia. *Erster*, *zweyter* und *dritter Theil.* 1803. 258. 230 u. 224 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Scheufsliche Charaktere, die das Gefühl empören, Verbrechen, die wider die menschliche Natur sind, und die in keinem Lande eintreten können, wo Polizey ist, auf der einen Seite, und auf der andern, eine Nachgiebigkeit der Unschuld aus angenommenen Grundsätzen, die man da nicht verlassen zu müssen glaubt, wo gerade ihre Festigkeit dazu dienen sollte, das Laster zittern zu machen, und wo ein wenig ruhige Vernunft alle Schwierigkeiten heben und selbst die Verbrecher auf die beste Art herausziehen könnte, machen in einem sehr geschwätzigen und gedehnten Vortrage den Inhalt dieses Romans aus, den jeder, der den Werth der Zeit kennt, ungelesen lassen kann, da er weder die Phantasie angenehm unterhält, noch den Verstand mit wahrer Lebensweisheit bereichert.

GDZ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 APRIL, 1804.

PHILOSOPHIE.

Hamburg, b. Perthes: *Schellings Lehre* oder *das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts*, dargestellt von *Friedrich Köppen*, nebst *drey Briefen verwandten Inhalts* von *F. H. Jacobi*. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Unstreitig gebührt Schellingen der Ruhm, der Erste *entdeckt* und *klar* gezeigt zu haben, was Jacobi nur geahnet und angedeutet hatte. Erstens: dass das consequentere Subjectiviren des Objectiven (der Fichtesche Idealismus) und das consequentere Objectiviren des Subjectiven (der spinozistische Realismus) *im Grunde* nur *Ein* und *Dasselbe* Thun sey. Zweytens: dass das *absolut consequente* Speculiren sich erst dadurch einfinde, und darin bestehe, dass man *wisse dass* und *warum*, und *wie* jenes Beide nur Ein und Dasselbe Thun ist. Drittens: dass dieses nur derjenige wissen könne, welcher sich der *intellectuellen Anschauung der absoluten Identität des Subjectiven und Objectiven*, welcher zwar sowohl *Spinoza* als *Fichte*, theilhaftig waren, aber die von jedem nur einseitig gefasst und festgehalten wurde, völlig bemächtiget habe. Schelling ist zu dieser Anschauung auf dem Wege der *genialischen* Eingebung gelangt; Er hat dieselbe eigentlich *entdeckt*. Aber, als etwas *Intellectuelles*, muss diese Anschauung, nachdem sie einmal entdeckt ist, sich *genetisch* nachweisen, und in so fern auch *erfinden* lassen. Der Weg dazu ist durch unsere *allgemeingeltende*, und besonders, die *reine Logik* unverkennbar vorgezeichnet. Bekanntlich hat diese Logik keine andere als *bloss formale* Erkenntniss, ein bloss formales *Princip*, eine bloss formale Wahrheit aufzuweisen; und kann daher eben so wenig ein *reales*, oder *absolutes Erkennen* begründen, als dasselbe selbst seyn. Gleichwohl stellt sie wenigstens die *Form des Denkens*, als solchen, auf; und obwohl sie nicht völlig darüber einig ist: ob der *Satz der Identität*, oder der *Satz des Widerspruchs*, *das Erste* von jener Form ausdrücke: so stellt sie doch die *blosse Identität*, *als die blosse*, in der Eigenschaft einer unläugbaren *Form des Denkens* auf. Da sich nun mit dieser *blossen* Identität, und dem *blossen* Denken in der Philosophie nichts anfangen lässt: so muss der Philosoph *aus* beiden *heraus*, und *über* beides *hinaus* gehen. Zu diesem Behufe hat er nur von der *blossen* Identität, als der *blossen*, *wegzusehen*, von der leidigen *Blösse* derselben *zu abstrahiren*; hierauf auf die *nicht blosse* Identität hinzusehen, und dieselbe, als *solche*, im Bewusstseyn fest zu halten; und er befindet sich nun im *Anschauen derjenigen* Identität, welche, *als die nicht blosse Identität*, auch die *Nichtidentität* mit der ihr *gegenüberstehenden*, *Identität*, enthält; Er ist im Besitze derjenigen Einheit, in welcher die Einheit und der Gegensatz *Eins sind*, und worüber *Schelling* in seinem Bruno S. 39 u. d. f. am fasslichsten sich vernehmen lässt; Er hat die *Anschauung der absoluten Identität des Subjectiven und Objectiven* errungen. *Diese* Identität beweiset eben dadurch ihre Unwandelbarkeit, Unvertilgbarkeit, *Absolutheit*, dass sie sich, *in sich* und *durch sich selbst*, ohne aufzuhören Identität zu seyn, *entzweyt*, und darum als die *Identität* des *Denkens* und *Anschauens*, des *Idealen* und *Realen*, ja! des *Unendlichen* und *Endlichen*, *Gottes* und der *Natur* in dem Bewusstseyn des ächten Philosophen hervortritt, welcher jene Anschauung *festzuhalten*, und vermittelst derselben das gesamte Erkennen und Seyn zu *construiren* vermag.

Dass diese intellectuelle Anschauung ohne die, unserer *Logik abgeborgte*, gewöhnliche *Vorstellung vom Denken*, und von der *blossen Identität*, weder entstehen noch bestehen könne; dass *diese Vorstellung* undeutlich, verworren, und mit einem erweislichen Widerspruche behaftet, und ein geheimer Grund- und Erbfehler jener Logik sey; dass ferner die angebliche *Identität des Subjectiven und Objectiven* nichts, als der *gemeine*, die *vulgäre Vorstellung von der Wahrheit* ausmachende, *Schein der Wahrheit* sey; dass die *Speculation*, diessfalls nur im Gemeinen ungemein, diesen *Urschein* dem sogenannten *gemeinen* Verstande wirklich *abgeborgt*, und allen ihren Lehrgebäuden weniger oder mehr ausdrücklich zum Grunde gelegt habe, und dass endlich *derselbe Urschein* sich in dem *absoluten Identitätssystem*, als der endlich unvermeidlichen *Coalition* des *Subjectiven* und *Objectiven Scheinwissens*, vollends ausgesprochen habe: — dieses alles könnte und müsste, nach des Recensenten Dafürhalten durch eine *Kritik* des Identitätsystems, welche zugleich Kritik des Scheinwissens *überhaupt* seyn sollte, dargethan werden. Eine solche Kritik aber ist keineswegs von irgend einer Speculation zu erwarten, welche selbst mit derselben *undeutlichen Vorstellung* vom *Denken*, und von der *Wahrheit* behaftet ist. Dieses ist bey der *Jacobischen* so sehr der Fall, dass sie sich der *Anerkennung* der Spinozistischen, Fichteschen, Schellingschen *intellectuellen Anschauung* nur durch den gewöhnlichen *indifferentistischen Skepticismus*, oder *skeptischen Indifferentismus*

tismus würde erwehren können; wenn ihr nicht ein, sie gegen Beides *gleichempörendes Gefühl* den *Salto mortale* abnöthigte, durch den sie sich in das Gebiet des *Glaubens* rettet. Dagegen was von ihr zu erwarten, was auch durch ihren Sachwalter wirklich geschehen ist, dass sie dem Schellingschen Identitätssystem, den ihm gebührenden Vorzug der Consequenz *vor* dem Fichteschen Idealismus einräumen, ihm auf sein Wort, dass es die *Philosophie*, die ihr Wesen im Wissen hat sey, *glauben*, und darauf, die, durch das *Wegsehen von der blossen Identität* unsichtbar gemachten, *Widersprüche* in demselben, *sichtbar* machen würde.

Gleichwohl würde Jacobi, wenn Er selber die Feder geführt hätte, seinen Angriff etwas anders eingeleitet haben, als dieses §. 1 durch die Declamation gegen die *deutsche Schulphilosophie*, und das *Demonstriren* geschehen ist. Er würde das *Demonstriren*, welches auch Hr. *Köppen* selber „für das Erweisen seiner Behauptungen als ewig und nothwendig" erkennt und erklärt, keineswegs für eine Eigenthümlichkeit der *deutschen*, und noch dazu der *neueren Schulphilosophie*, angesehen und ausgegeben haben. Behauptet Er doch (in einem seiner angehängten Briefe S. 267) auch von *seiner* Philosophie, dass dieselbe „den *unvertilgbaren* Geist *aller* Zeiten für sich habe." Er muss also wohl die wesentlichen *Behauptungen* derselben für *nothwendig* und *ewig* halten; und wenn er es nicht beym blossen Behaupten bewenden lassen will, auch *erweisen*. Er ist übrigens mit der älteren und neueren, deutschen und nicht deutschen, Schul- und Nichtschulphilosophie (*Weltweisheit?*) zu *lange* her, und zu innig, vertraut, um nicht zu wissen: dass es von jeher auch *tolerante*, *gesittete*, und *bescheidene Demonstratoren*; so wie nichtweniger auch wohl *intolerante*, *ungesittete*, *despotische Glaubensprediger* gegeben habe. Wie hätte *Er* schreiben können: „Die neuen deutschen Schulphilosophieen sind intolerant, ungesittet, despotisch; denn sie demonstriren"!!

Uebrigens verfährt Hr. *Köppen* allerdings im Geiste der jacobischen Philosophie, indem er *als ausgemacht* annimmt, das eigentliche und consequente *Demonstriren* könne und müsse in nichts anderem bestehen, als in denjenigen *Functionen* des *Speculirens*, welche in der *fichteschen* Schule *Deductionen*, in der *schellingischen* aber *Constructionen* heissen. Die jacobische Philosophie ist nämlich mit dem *subjectiven*, und mit dem *absoluten* Dogmatismus völlig darüber einverstanden, dass das *Denken*, als solches, ein *blosses Vorstellen* durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse sey. Sie lässt „die *Einheit* des Subjectes und Prädicates" welche zur Nothwendigkeit des *Wissens wesentlich* ist, mit *Kant*, durch die *Spontaneität* des Bewusstseyns, mit *Fichte* durch das *reine Ich*, und mit *Schelling* durch die *absolute Identität* des Subjectiven und Objectiven — producirt, deducirt, construirt, und auf alle Weise *selbstgemacht* werden. „Mit dieser Einheit (heisst es S. 7) wissen wir nichts als eben die Einheit; denn nur durch Auffassen eines verschiedenen Subjectes und Prädicates, und Verknüpfen derselben durch *Aehnlichkeit*" (sage: *Aehnlichkeit*, welche von Hn. *Köppen* fast allenthalben mit der *Identität* verwechselt wird) „lernt und erkennt der Mensch. Soll er eine unbedingte, nicht comparative, Erkenntniss gewinnen: so *muss er aus sich selbst construiren*; er erkennt alsdann nicht ein Gegebenes, sondern ein Gemachtes, und der Schellingsche Grundsatz ist wahr: *absolute Erkenntniss* ist *absolute Construction*." . .

Dass das absolute Identitätssystem, *in seinem Princip*, sich selber widerspreche, dass die intellectuelle, im Wegsehen von der Differenz des Subjectiven und Objectiven, und Hinsehen auf die dadurch erschlichene Indifferenz, bestehende Anschauung jenen Widerspruch nicht weniger enthülle, als verhülle, und dass und wie jener Widerspruch durch die auffallende *Doppelsinnigkeit*, mit welcher die Worte *Identität*, *Form*, *Wesen*, *Seyn*, *Subject*, *Object* u. s. w. in den schellingschen Constructionen gebraucht werden, durch das ganze Lehrgebäude hindurch sich offenbare und verberge — dieses hat Hr. *Köppen* im §. II. durch eine vom Ersten Hauptsatz des Identitätssystemes ausgehende, und durch mehrere Hauptsätze hindurch geführte Beurtheilung darzuthun gesucht. Rec., der nicht mit jener *intellectuellen Anschauung*, in welcher der *Widerspruch* κατ' ἐξοχὴν *doppelsinnig aufgehoben*, nämlich *gesetzt* und *versteckt*, unsichtbar gemacht, und durch seine Unsichtbarkeit *wohlverwahrt* aufbehalten wird — behaftet ist, — hält sich überzeugt, dass es Hn. K. in der That gelungen sey: die *Grundlosigkeit* des Identitätssystems *handgreiflich* zu machen, recht eigentlich zu *monstriren*, und dass es zu diesem Behuf kaum des Aufwandes von Witz und Beredsamkeit bedurft hätte, womit, in den *drey* folgenden *Abschnitten*, durch mancherley sinnreiche und zum theil humoristische Wendungen jene Grundlosigkeit erläutert wird.

Allein auch durch das einleuchtendste und siegreichste *Monstriren* der im *absoluten* Dogmatismus, so wie im *objectiven* (der Metaphysik) und im *Subjectiven* (der Transcendentalphilosophie) enthaltenen *Widersprüche*, kann dem leidigen *Versteckenspielen mit dem Widerspruche an sich*, welches das *Wesen* der blossen, leeren, Speculation ausmacht, keineswegs abgeholfen werden, so lange jenes Monstriren ein *blosses Monstriren*, und darum selber nur wieder ein Versteckenspielen mit dem Widerspruch an sich selbst ist. Die jacobische Philosophie *bedarf*, um als *negative* Speculation auftreten zu können, durchaus der ihr gegenüberstehenden *positiven* Speculation. Unter dem fortwährenden Berufen auf die *unerforschliche Quelle* ihres eigenen Fürwahrhaltens, hat sie sich von jeher durch das *Monstriren des Widerspruchs* erst im metaphysischen Realismus, dann im transcendentalen Idealismus, und endlich im absoluten Coalitionssysteme, *als Philosophie* einzuführen, und geltend zu machen, vermocht. Ihr Aufdecken des Widerspruches

ches in den Lehrgebäuden der positiven Speculation ist auch kein Vertilgendes sondern ein Aufbewahrendes; — und sie würde sich selber auch vernichten, wenn sie jenen Widerspruch, dessen sie zu ihrer eigenen Begründung und Selbsterhaltung bedarf, wirklich vernichtete. Hätte sie nicht in der *angeblich demonstrablen Wahrheit*, (dem positiven Scheinwissen) einen *monstrablen Widerspruch* vor sich, so würde ihr ihre eigene *indemonstrable Wahrheit*, als ein *monstrables Geheimniss*, zum Widerspruch werden müssen. Kömmt es zur *eigentlichen Demonstration* des *Widerspruchs an sich selbst*, mit welchem alles Scheinwissen behaftet ist, so fände sich eben *damit*, und *dadurch*, auch die *Philosophie* ein, die ihr Wesen im eigentlichen *Wissen* hat, die jenen Widerspruch, indem sie ihn aufdeckt, auch *vernichtend* aufhebt, und mit demselben der positiven sowohl als der negativen *Speculation* ein Ende macht.

Die jacobische Philosophie hat in jedem der verschiedenen bisher aufgestellten *scheinbar deutlichen* (an sich aber wirklich verworrenen, und eben darum Widersprüche verhüllenden,) *Begriffe von dem Unterschiede zwischen Schein, Erscheinung und Seyn an sich*, Widersprüche entdeckt, und aufgedeckt. Sie schliesst daraus, dass *überhaupt kein* deutlicher Begriff davon möglich, und dass eine *offenbare Undeutlichkeit* diesem Begriffe wesentlich sey. Sie nimmt allerdings einen inneren, und unwandelbaren *Unterschied* zwischen Schein, Erscheinung, und Seyn an sich, an; und läugnet nicht, dass in demselben die *Wahrheit* bestehen müsse. Allein sie nimmt denselben nur *im Undeutlichvorgestellt-werden*, im *Nichtgedacht*, sondern nur *Gefühlt-werden* an; — so wie die *Schellingsche* Philosophie diesen Unterschied nur in so ferne annimmt, in wie fern sie denselben aus der *Anschauung der absoluten Identität* des Subjectiven und Objectiven, mit *scheinbarer Deutlichkeit*, hervorgehen lässt.

Das *Nicht-Denken-können* des Unterschiedes zwischen Schein, Erscheinung, und Seyn an sich, welches sich im menschlichen Bewusstseyn (das *ohne Genuss* desselben kein *Menschliches* seyn würde,) nicht ausdrücklich verläugnen lässt, — ist es *allein*, was die mit diesem Nicht-Denken-können behaftete Speculation unvermeidlich zwingt, entweder im *glaubenden Gefühle* über das Denken desselben schlechthin hinauszugehen, — oder aber im *positiven* Scheinwissen, nach dem sie vermittelst eines *angeblichen Denkens* (eines scheinbaren Denkens) das *Wahrfinden* eines Unterschiedes in dem *metaphysischen* (*objectiven*) *Dogmatismus* vergeblich versucht hat, sich in dem *transcendentalen* (subjectiven) Dogmatismus auf das *Wahrmachen* desselben anfangs durch das Kantische *praktische Glauben*, nachmals durch das Fichtesche *absolute Selbstthun*, zu verlegen; bis sie endlich dieses *Wahrmachen* mit *jenem Wahrfinden* im *absoluten Dogmatismus* vereinigend, jenen Unterschied in dem *absoluten Nicht-Unterschied*, als seiner *Urquelle*, anschaut, und als die *Erscheinung* desselben aus demselben hervorgehen lässt. Es ist immer nur ein und dasselbe *Nicht-Denken-können* jenes Unterschiedes, was denselben entweder in das *geheimnissvolle Dunkel* des *Glaubens*, oder in die täuschende *Evidenz* eines, ihn nur scheinbar behauptenden, und wirklich aufhebenden, *Wissens* verhüllt.

Aber sollte denn auch dieses *Nicht-Denken-können* wirklich aus dem *Wesen des Denkens*, oder nicht vielmehr aus einem nur *scheinbar* deutlichen, aber für wirklich deutlich, *angenommenen*, und durch Herkommen und Gewohnheit befestigten *Vorstellen vom Denken*, erfolgen? Es hat wenigstens ehemals Männer gegeben, welche noch immer zu den grössesten *Denkern*, und *Philosophen* von Profession gezählt werden; und welche das, von dem *sinnlichen*, oder *blossen*, *Vorstellen abgeschiedene*, *Denken* für die eigentliche *Enthüllung* des *Seyns an sich*, in seinem Unterschiede sowohl von der *Erscheinung*, als von dem *Scheine*, so wie auch das *Seyn an sich* in jenem Unterschiede für die *Enthüllung* des *Denkens* als solchen, in seinem Unterschiede von dem *sinnlichen* und *blossen Vorstellen* gehalten haben. So hat *Platon*, und nach, und mit ihm, *Leibnitz* gelehrt: dass sich das vom Denken, *als Denken*, *unzertrennliche Seyn an sich*, und das vom *Seyn an sich unzertrennliche Denken*; beides, sich aneinander enthüllend, zunächst *am Wesen* des Weltgebäudes, des Organismus und dessen *Erscheinungen* auf der Erde, am *Leben* der Pflanzen und der Thiere, vermittelst einer, dem Menschen zu theil gewordenen, und ihn über das blosse Thier hinaushebenden, *Denkens*, in so ferne, erweisen, *demonstriren*, wahrhaft erkennen lasse, wenn und in wie ferne das *Denken*, *im Menschen*, *über* das *sinnliche Vorstellen*, das ein blosses *Monstriren* der *Erscheinungen* ist, *hinausgehe*. Eben dieses *Hinausgehen*, und das in demselben sich einfindende, *wirklich deutliche*, vom Denken, *als Denken*, ausgehende *Vorstellen* des *Unterschiedes* zwischen Schein, Erscheinung, und Seyn an sich, war dem *Platon* und *Leibnitz*, das *reine Erkennen*, das *philosophische Wissen*. Da aber der Unterschied zwischen dem Denken, *als Denken*, und *dem Vorstellen überhaupt* in den *Darstellungen*, welche diese Männer von ihren Lehrgebäuden hinterliessen, nicht sowohl dargestellt, als nur angedeutet, war: so verlor sich der *Geist* dieser Lehre in die bekannte *idealistisch-realistische Speculation*, welche das *Denken* zwar vom *Sinnlichen*, aber nicht *vom blossen Vorstellen* unterscheidend, das *Wesen* und die *Substanz* der Dinge *überhaupt* in der *vorstellenden Kraft* bestehen liess. — Durch diese Lehre wurde der *Uebergang* von dem *objectiven*, durch Verwechselung des Vorstellens mit dem Denken, die *Erscheinung* zum *Seyn an sich erhebenden*, *Dogmatismus* — zu dem *subjectiven* — durch Verwechselung des Denkens mit dem Vorstellen, das *Seyn an sich* zur *Erscheinung herabwürdigenden* — Dogmatismus herbeygeführt. Dieser (sich die Transcendentalphilosophie nennende) Dogmatismus hat in der *Kritik der reinen Vernunft*,

zu-

zuerst *ausdrücklich*, das *Denken* für *blosse Subjective* Thätigkeit des Menschen zu erklären angefangen: und, durch die bisherige Beschaffenheit der allgemeingeltenden *Logik* dabey unterstützt, es bald genug dahin gebracht, dass der *Unterschied* zwischen *Seyn an sich* und *Erscheinung* immer ausdrücklicher für einen *nothwendigen Schein* geltend wurde. Wer nun vermittelst der *Klarheit*, und *Lebendigkeit* des *Genusses*, der ihm von dem *wahren* Unterschied zwischen Schein, Erscheinung, und Seyn an sich zu Theil geworden ist, diesen Unterschied eben so wenig für einen nothwendigen, als für einen zufälligen *Schein* halten kann, für den ist, so lange er selber noch das Denken mit dem Vorstellen verwechselnd den *blossen Schein des Denkens*, für *Denken* hält, und geltend macht, kein anderes Rettungsmittel: als den Unterschied zwischen Seyn an sich und Erscheinung, den auch Er seinem Denken zufolge für Schein halten müsste, seinem *Gefühle* zufolge aber nicht dafür halten kann, für ein *Geheimniss* zu erklären.

Von den angehängten Jacobischen Briefen ist besonders der *zweyte* durch eine höchst geistvolle Darstellung des Identitätssystemes merkwürdig. Allein da das Eigenthümliche der *Jacobischen Philosophie* ungleich weniger bekannt, und mehr verkannt ist, als das Eigenthümliche der *darstellenden Kunst* dieses anerkannt grossen Schriftstellers: so glaubte Rec. den beschränkten Raum, der ihm in diesen Blättern vergönnt ist, zweckmässiger zur Charakteristik der Ersteren zu benutzen.

Dr.

KLEINE SCHRIFTEN.

NUMISMATIK. *Stockholm*, b. Nordström: *Collectio numorum Cuficorum*, quos aere expressos, addita earum interpretatione, subjunctoque alphabeto Cufico edidit *J. Hallenberg.* 1800. 72 S. 8. und 10 Kupferblätter. (1 Rthlr. 12 gr.) Diese kleine Schrift des Königl. Schwedischen Reichs-Historiographen und Reichsantiquars *Hallenberg* empfiehlt sich durch die genaue und saubere Abbildung der Münzen, und durch ihre grösstentheils richtige Erklärung; übrigens geben die hier erklärten Münzen wenig neue Aufschlüsse in der arabischen Numismatik, und der Herausgeber hat auch das Wenige nicht einmal bemerkt, sondern sich damit begnügt, die Uebersetzung ihrer Inschriften zu liefern. Er ordnet die Münzen sämtlich nach ihrem Alter, ohne auf die verschiedenen arabischen Dynastien Rücksicht zu nehmen, so wichtig auch diese Rücksicht in der arabischen Numismatik ist, wo die Münzen einer jeden Dynastie sich durch ihr eigenthümliches Gepräge und durch besondere Inschriften auszeichnen. Von den 33 Münzen, welche diese Sammlung enthält, befinden sich 10 im Königl. Schwedischen Münzcabinet, die übrigen gehören theils dem Herausgeber, theils dem Baron *Karl Ehrensverd.* Den Anfang machen fünf Münzen der Ommiadischen Chalifen, unter welchen die erste wegen ihres Alters merkwürdig ist; sie ist nämlich in Damascus im Jahr d. F. 79 (Chr. 698) geschlagen, und die älteste der bisher bekannten Ommiadischen Münzen, deren Inschriften nicht zweifelhaft ist. Die älteste des Borgia'schen Museums, die der Herausgeber desselben *gemmam inter antiquos numos Cuficos* nannte, ist nur vom J. 90. Die sechste und siebente sind Abbasidische, unter der Regierung des Chalifen Manzur von dem Thronerben Mohdi geschlagen, die das Eigene haben, dass sie mit der Formel مما امر به die auf Amins und Mamuns Münzen häufig vorkommt, bezeichnet sind. *Museum Cufic. Borgian. T. II. p.* 17 *O. G. Tychsen introductio in rem numar. Arab. p.* 36. Den Münzort von Nr. VII liesst Hr. *Hallenberg Arran*, und in den *corrigendis* schlägt er اراق *Irac* vor; allein Irac wird arabisch عراق geschrieben. Vielleicht ist der Münzort ارجان, von welchem Münzort eine Münze vom J. 340 bekannt ist. *Tychsen introd. in rem numar. Additamentum I. p.* 30. Nr. VIII eine Ommiadische Münze aus Andalusien vom J. 162. Nr. IX von Amin unter Haruns Chalifat geschlagen vom J. 183, völlig übereinstimmend mit Nr. XVI im zweyten Theil des *Musei Cufici Borgiani.* Die zehnte zum Theil verschliffene vom J. 190 muss von *Harun al-Raschid* seyn, der Münzort ist *Schasch.* Zur Geschichte dieser Münze verdient verglichen zu werden, was im zweyten Theil des *Musei Cuf. Borg. p.* 22 ff. angeführt wird, wo eine in demselben Jahr von Mamun unter *Harun al-Raschids* Autorität zu Schasch geschlagene Münze beschrieben worden. Nr. XI eine gewöhnliche Abbasidische. Nr. XII von Amin im J. 196. Die Inschrift wird unrichtig übersetzt: *Muhammed est legatus Dei, cujus auctoritate est Abdallah Muhammed imperator fidelium Alamin.* Richtiger: *M. est legatus Dei. Jussu Abdallae Muhammedis, imperatoris fidelium, Alamini.* Abdallah Muhammed sind Namen Amins, der im J. 193 das Chalifat antrat, und dieselbe Inschrift beybehielt, unter welcher er schon während der Regierung seines Vorwesers und unter dessen Autorität hatte Münzen prägen lassen. S. Nr. IX. Nr. XIII eine Abbasidische. Nr. XIV eine Andalusische. Nr. XV bis XXIII lauter Samanidische Münzen mit dem gewöhnlichen Gepräge. Die Münze XXIV hat Hr. *H.* nicht entziffern können. Die Inschrift ist folgende: *Non est Deus, nisi Deus unicus, qui socium non habet. Abu'l-Abbas, filius principis fidelium.* Geschlagen zu *Muhammedia* im J. 310. Folglich unter Moktaders Chalifat, zur Ehre seines Sohns Abu'l-Abbas, den man auch, wiewohl vergeblich, zu seinem Nachfolger ernennen wollte. *Abulfedae annal. Muslem. T. II. p.* 367. Nr. XXV eine Abbasidische vom Chalifen Radi. Nr. XXVI eine Samanidische von Nuch ben-Nasser. Nr. XXVII. XXVIII zwey Dynastien-Münzen unter den Chalifen Hescham in Andalusien, vom J. 380 und 381. Den Namen des Statthalters lieset Hr. *H.* عامر Oman. Nr. XXIX eine bekannte Atabekische. *Mus. Cuf. Borg. I.* Nr. XLII. Nr. XXX bis XXXIII bekannte neuere arabische Münzen, wobey die richtige Bemerkung gemacht wird, dass der Name *Islambul* oder besser *Istambul* nicht aus εις την πολιν entstanden, sondern die Abkürzung des Namens Constantinopel sey. Ein *alphabetum Cuficum ex his numis desumtum* wird auf den beiden letzten Kupferblättern geliefert, und als Titel-Vignette ist die Andalusische Münze vom J. 107 wieder abgedruckt, welche der Vf. schon in einer früheren Dissertation *de nominis Dei Gud in Suiogothica cognatisque linguis origine* beschrieben hat.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 APRIL, 1804.

PHILOSOPHIE.

Tübingen, b. Cotta: *Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums.* Von *F. W. J. Schelling.* 1803. 323 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In der neueren Philosophie ist es nicht selten, dass auch da, wo es nur auf Darstellung eines bestimmten Theiles angesehen ist, auch die ersten Grundzüge des ganzen Systems in verschiedenen Formen wiederholt werden, wie z. B. *Fichte* in den Einleitungen zum Naturrecht und zur Sittenlehre mehr vielleicht für diesen Zweck geleistet hat als in diesen Werken selbst für die Wissenschaften, denen sie gewidmet. Eben so werden wohl die Mehresten erwarten, auch in dieser Schrift, wiewohl sie einen ganz exoterischen Zweck ankündiget, die ersten Grundzüge von der Philosophie ihres Urhebers wieder neu und eigen dargestellt zu finden. Auch kann es wohl seyn, dass Mancher sie hier anschaulicher erblickt, und von ihrer Gattung richtigere Vorstellungen erhält, als anderwärts. Indess kann diese nur zufällige Seite des Werkes hier nicht zum Gegenstand der Beurtheilung gemacht werden, da das Wesentliche desselben die ganze Aufmerksamkeit dessen auf sich zieht, dem das System selbst, über welches doch hier so gelegentlich nicht kann abgesprochen werden, nicht mehr fremde ist. Daher sey nur im Vorbeygehen die Erörterung über das Urwissen in der ersten Vorlesung und über die Art, wie die Identität des Idealen und Realen der Philosophie zum Grunde gelegt wird, denen zur Beherzigung empfohlen, welche bis jetzt das Schellingische System auf mancherley Art missverstanden haben. Ferner, was besonders in der sechsten Vorlesung von der Philosophie selbst gesagt wird, zumal die Hinweisung auf die Technik und die Poesie in ihr. Man könnte behaupten, dieses beides anzuerkennen sey der Prüfstein des wahren Philosophirens. Denn dass derjenige immer unreif bleiben wird, der für sein philosophisches Bestreben die Technik verschmäht, ist für sich klar. Eben so gewiss aber ist auch, dass wer das poetische Element in der Speculation nicht anerkennt, sich mit aller Dialektik immer im Leeren herumtreibt; und es wird immer nöthiger dieses recht ins Licht zu setzen, zumal jetzt von einer sich etwas ins mysteriöse zurückziehenden Erneuerung eines Systems die Rede ist, dessen Hauptfehler eben darin liegen möchte, dass es über das poetische Element, obwohl es ihm nicht fremd ist, nie zum rechten Bewusstseyn gekommen ist. Nicht minder vortrefflich ist das in der fünften Vorlesung über die Mehrheit der Formen in der Philosophie; merkwürdig, weil es das erstemal seyn möchte, dass die Sicherheit, zu welcher die Philosophie seit ihrer Erneuerung unter uns gediehen ist, sich in einer solchen Liberalität offenbart.

Was nun aber das Wesentliche der vorliegenden Schrift angeht, zu dem wir uns mit Uebergehung alles Einzelnen hinwenden, so besteht es in der Verbindung zweyer Endzwecke, des in der Ueberschrift angekündigten, und des weit höheren und wichtigeren, ein System aller Erkenntnisse und ihres Zusammenhanges wenigstens im Umriss aufzustellen. An sich kann allerdings von demjenigen, der nur auf irgend eine Art über das erstere reden will, nicht verlangt werden, dass er sich auch mit dem letzteren befasse, da das akademische Studium weder ein solches Ganzes der Wissenschaften umspannt, noch auch, was es davon wirklich in sich begreift, nach einem rein wissenschaftlichen Gesichtspunkte gesondert und geordnet ist. Wie denn auch unsere bisherigen sogenannten Encyklopädien, ohne von einer solchen Idee geleitet zu seyn, sich immer nur empirisch über das Einzelne verbreitet haben. Ein wissenschaftlicher Bearbeiter dieses Gegenstandes aber kann wenigstens die Vergleichung nicht umgehen, und wenn wohl Jeder darin mit Hn. *Schelling* übereinstimmen wird, dass auch die äusseren Organisationen zum Behuf der realen Wissenschaften ein getreuer Abdruck ihres inneren und natürlichen organischen Zusammenhanges seyn sollten, wenn gleich bis jetzt noch die trübe Mischung verschiedenartiger Elemente das freye Entwickeln der wahren äusseren Gestaltung verhindert: so wird sich gewiss auch Jeder freuen, dass der Grundsatz auch in dem, was sie sind, die unvollkommenen Spuren dessen, was sie seyn sollen, aufzusuchen, den Vf. bestimmt hat, in diesen Vorlesungen auf das System der Erkenntnisse selbst zurückzugehen. Denn ein solches aufzustellen ist eine unnachlässliche Foderung an jede Philosophie, und die Art, wie sie dabey sich selbst wenigstens genügt, und nach ihren eigenen Grundsätzen etwas mit ihnen und mit sich selbst übereinstimmendes zu Stande bringt, ist gleichsam die äussere Probe ihrer innern Wahrheit und Haltbarkeit; und schon dass Hr. *Schelling* sich dieses ausdrücklich zur Pflicht macht, und die Aufgabe als nothwendig anerkennt, sticht sehr vortheilhaft ab gegen die Art, wie *Kant* und *Fichte* ihre ähnlichen Versuche angestellt haben. Was die Art und Weise betrifft, so entschuldigt er sich

ſich zwar, daſs in dieſer Verbindung das Syſtem der Erkenntniſſe nicht aus den höchſten Principien auf die ſtrengſte Art abgeleitet erſcheinen könne; indeſs kann dieſes der Richtigkeit und Vollſtändigkeit der Umriſſe nicht ſchaden, und ſo würden ſich Kenner leicht die Principien zu dieſem eſoteriſchen Theile des Buches ergänzen, wenn auch der Vf. nicht, wie es doch ſcheint, gerade in dieſer Hinſicht mehr geleiſtet hätte als verſprochen.

In der Hauptſtelle nun zur Conſtruction des Syſtems der Erkenntniſſe S. 153 ff. erklärt er ſich im Weſentlichen ſo: Die Philoſophie ſey nur die ideale Darſtellung des Urwiſſens, die reale ſey alles andere Wiſſen zuſammengenommen, in welchem aber Abſonderung und Trennung herrſche, und welches nur in der Gattung, und auch in dieſer nur im unendlichen Progreſs real Eins werden könne. Jedes ſucceſſive Realwerden einer Idee ſey Geſchichte, ſo daſs die realen Wiſſenſchaften eigentlich die hiſtoriſche Seite der Offenbarung des Urwiſſens ſeyn, und alſo nach demſelben Typus müſsten organiſirt ſeyn, den man auch in der Philoſophie findet. Dieſe Beſtimmung der Conſtructionsmethode iſt ſo ſehr aus den erſten Principien, daſs, wer auch nur die erſte Vorleſung verſtanden hat, ſich den ganzen Zuſammenhang leicht darſtellen kann. Weiter heiſst es, jede Geſchichte gehe auf Realiſirung von äuſseren Organismen, als Ausdruck von Ideen, daher habe auch das Wiſſen, von ſeiner hiſtoriſchen Seite angeſehen, das nothwendige Streben, ſich eine objective Erſcheinung oder äuſsere Exiſtenz zu geben. Der allgemeinſte dieſer Organismen, oder idealen Producte, durch welche ſich das Handeln als objectiv gewordenes Wiſſen äuſserlich ausdrückt, ſey der Staat. Dieſer alſo begreife nothwendig einen eigenen äuſseren Organism für das Wiſſen als ſolches in ſich, und in ſofern auf dieſe Art die Wiſſenſchaften durch den Staat, oder in Bezug auf ihn Objectivität erhalten, heiſsen ſie poſitive, und die Verbindungen für ſie, weil ſie durch dieſe objective Exiſtenz eine Macht werden, Facultäten. Dieſes iſt alſo das Princip der Conſtruction für die äuſsere Organiſation der Wiſſenſchaften, welcher auch die akademiſchen Formen entſprechen ſollen; aber hier geſteht Rec., daſs er die Bündigkeit der Fortſchreitung, und die eines Mannes wie *Schelling* würdige Tüchtigkeit in der Form durchaus vermiſst. Denn ſolche noch anderwärts, auch in Beziehung auf das Poſitive wiederholten, eigentlich der moraliſchen Interpretation auf ein Haar ähnlichen, Spiele mit gefälligen Formen und Benennungen, um auch in ihnen einen Ausdruck von Ideen zu finden, und ſolche loſe Deductionen, dächten wir, überlieſsen wir, ſchon verdrieſslich genug, wenn *Fichte* ſie bisweilen gebrauchen will, lieber ganz den ſpäteren Arbeiten des nun verewigten *Kant*, zumal ſolchen, nur dem Alter zu verzeihenden, wie der Streit der Facultäten, deſſen doch der Vf. aus Achtung für den Veteran lieber gar nicht hätte erwähnen ſollen. Was zuerſt unter den ſpielenden, und im Zuſammenhange keine genaue Zerlegung vertragenden Ausdruck zu denken iſt, alle Geſchichte gehe auf Realiſirung von äuſseren Organismen, dieſes erklärt ſich noch aus der anderen angeführten Stelle vom Objectivwerden des Wiſſens durch Handeln, und von des letzteren Ausdruck durch ideale Produkte. Auch iſt anderwärts her bekannt, inwiefern Hr. *Schelling* den Staat, für eine alles geſellige umfaſſende Form hält, und aus dieſer Vorausſetzung muſs dann freylich geſagt werden, daſs auch die äuſseren Organiſationen des Wiſſens in ihm begriffen ſind. Allein wenn dieſes in ihm begriffen ſeyn, hernach mit dem durch ihn und in Beziehung auf ihn ſeyn und zur Macht durch ihn werden, für Eins genommen wird: ſo iſt das eine faſt unbegreifliche Verwechſelung, beſonders wenn man dazu nimmt, daſs der Vf. ſelbſt von dem Poſitiven im letzteren Sinne ſagt, es gehe nur auf dasjenige unter dem realen Wiſſen, was zu wiſſen im Staat und für ſeine Zwecke Pflicht iſt. So iſt es auch. Dieſe durch den Staat und für ihn vorhandenen äuſseren Organismen gehen nicht auf das Wiſſen als ſolches, ſondern nur als Theorie, und zwar im trüben Sinne, einer für ihn unentbehrlichen, empiriſchen Praxis. Wie können ſie alſo einerley ſeyn, oder auf einerley Weiſe conſtruirt werden mit jenen äuſseren Organiſationen, welche unmittelbar auf das Wiſſen ſelbſt gehen, und aus ſeiner Natur als eines ſucceſſiven und hiſtoriſchen nothwendig folgen? Jene erſten hängen in der Wirklichkeit von der beſonderen Beſchaffenheit eines jeden Staates ab, und von den Zwecken, welche er ſich wirklich ſetzt; denn daraus muſs ſich ergeben, was er privilegirt und was er beſchränkt; aber auch in der Idee können ſie nur aus der Conſtruction des Staates, nicht aus der bloſsen Natur des Wiſſens als eines realen erkannt werden. Dieſe letzteren hingegen können zwar im Staate ſeyn, aber ſelbſt nach Hn. *Schelling* nicht durch und in Bezug auf ihn, da ſie vielmehr Gröſsen gleicher Gattung ſind mit ihm ſelbſt, der ja auch nur ein objectiv gewordenes Wiſſen iſt. Wie könnte er dieſe alſo privilegiren oder beſchränken, da ihm vielmehr obliegt, ſich ſelbſt in Abſicht ihrer zu beſchränken? Will man alſo von dieſen durch die Natur der Sache gefoderten Organiſationen das unvollkommne Abbild in der Wirklichkeit ſuchen: ſo findet man es nur in den freyen Verbindungen zur ergänzenden Ueberlieferung des hiſtoriſchen Wiſſens, in Anſehung deren auch jene Selbſtbeſchränkungen des Staates, um ſie von ſeinen Zeitverhältniſſen unabhängig zu machen, ſchon hie und da wirklich eingetreten ſind. Die Facultäten hingegen als Macht im Staate folgen ganz aus denſelben Gründen wie alles andere Zunftweſen im weiteren Sinn, alſo gar nicht aus der Natur ihres Gegenſtandes. Sonach ſcheint, was die erſten Principien betrifft, die eſoteriſche Seite des Buches beſſer ausgeſtattet zu ſeyn, als die exoteriſche, und dieſe, unter dem edeln Beſtreben, ſie jener zu nähern, in der That etwas gelitten zu haben. Was aber die ſtrenge Ableitung aus den Principien betrifft, bey dieſer ſcheint auch in Abſicht des Syſtems der Erkenntniſſe

selbſt

selbst die Entschuldigung des Vfs Platz greifen zu müssen, indem er eben aus jenem Bestreben hier nicht den richtigsten Weg scheint eingeschlagen, und die realen Wissenschaften selbst minder richtig dargestellt zu haben, um sie auch ihrerseits jenem positiven, das er einmal seines Schutzes gewürdiget, näher zu rücken. Wir folgen ihm, um dieses Urtheil zu rechtfertigen, weiter. Der innere Typus der Philosophie, so spricht er, nach welchem auch die Organisation des realen Wissens müsse gebildet seyn, beruhe auf drey Punkten, dem Indifferenzpunkt, in welchem ideale und reale Welt als Eins erblickt werden, und den beiden relativ entgegengesetzten Mittelpunkten dieser beiden Welten. Diejenige Wissenschaft nun, welche den Indifferenzpunkt objectivire, sey die Wissenschaft des absoluten göttlichen Wesens, die Theologie; diejenige ferner, welche die ideale Seite der Philosophie für sich nehme, und objectivire sey die Geschichte, und das Positive in ihr die Kenntniss der Rechtsformen, und ihrer einzelnen Bestimmungen; endlich diejenige, welche die reale Seite, objectivire sey die Naturwissenschaft, und das Positive in ihr die Medicin. Durch keine von ihnen aber werde die Philosophie in ihrer Totalität objectivirt, welches nur in der Kunst geschehe, die allein eine vollkommene *In Eins Bildung* des idealen und realen bewirke, für die es aber nichts Positives gebe, sondern nur freye Verbindungen, weil sie nie durch den Staat weder privilegirt werden könne, noch beschränkt. Sehr merkwürdig muss es nach einer so unumwundenen Erklärung über das Positive erscheinen, dass in Absicht der Theologie sich bloss darauf berufen wird, es werde allgemein angenommen, sie enthalte etwas positives. Denn einsehen läfst sich doch schwerlich, wie die Wissenschaft des absoluten göttlichen Wesens kann durch den Staat objective Existenz und äussere Erscheinung bekommen. Auch fehlt es eben deshalb ganz an einer bestimmten Unterscheidung des Positiven in dieser Wissenschaft von dem rein historischen und realen. Aber wie steht es denn selbst um dieses reale und rein historische in der Theologie? Was am Ende der achten Vorlesung von einer wahrhaft historischen Wissenschaft der Theologie gesagt wird, und bloss darauf beruht, dass das Christenthum als historisch nothwendig begriffen werden kann, ist doch warlich mehr eine Erinnerung an das, was der Vf. hier hätte leisten sollen, als dieses selbst; denn eben so gut und mit denselben Worten, liesse sich auch eine wahrhaft historische Wissenschaft der Philosophie hervorbringen, welche doch gewiss Hr. *Schelling* nicht wird zugeben wollen. Aufgezeigt also ist dergleichen nichts. Aber kann es überhaupt statt finden? kann wohl überall der Indifferenzpunkt der Gegenstand einer realen Wissenschaft werden? Jedes andere Wissen S. 153, welches sich in diese Wissenschaften verzweigt, ist ja dasjenige, in welchem durchaus Trennung und Absonderung herrscht, und kann diese herrschen in der Wissenschaft des absoluten göttlichen Wesens? Oder wie kann sich dieses successiv an sich offenbaren, da es ja die absolute Form des Absoluten ist, in der Nicht-Absolutheit nur getrennt unter der Gestalt der beiden relativ entgegengesetzten zu erscheinen? Daher zerfällt auch hier die Religion nothwendig in Christenthum und Mythologie, von denen jenes eine Anschauung Gottes ist in der Geschichte als dem Idealen, diese in der Natur als dem Realen. So dass durch keine von beiden der Indifferenzpunkt, die *Als-Eins-Erblickung* des Idealen und Realen objectivirt werden kann, sondern dieses nur durch ein anderes Wissen geschehen konnte, welches jene beiden Religionen als Eins erblickte. Dieses Wissen kommt zwar hier auch gelegentlich vor, und heisst auch Religion, nämlich reine Vernunftreligion, aber doch nicht Anschauung, wie sonst die Religion hier durchgängig charakterisirt wird, sondern Einsicht, und möchte überhaupt wohl seiner Natur nach reinphilosophisch seyn, und nichts historisches an sich haben. Sieht man nun, wie die hier dargestellte Theologie oder Religion in die beiden andern realen Wissenschaften zerfliesst, indem das Christenthum durchaus als höhere Ansicht der Geschichte beschrieben wird, und also auch nothwendig parallel die Mythologie, wird sie nur recht begriffen, höhere Ansicht der Natur seyn muss: so sieht man offenbar, dass die Theologie nicht in dem Sinne, wie die andern beiden eine reale Wissenschaft seyn kann, ein ihnen gleichartiges, nur durch seinen Gegenstand verschiedenes Wissen, auch nicht sich zu ihnen verhalten, wie die Objectivirung des Indifferenzpunktes zur Objectivirung der differentiirten Seiten; sondern vielmehr hat sie den Gegenstand mit ihnen gemein, zeigt sich aber als eine ganz verschiedene Behandlung desselben. Wollte also auch Jedermann eben so gern, als Rec., Verzicht darauf thun, die Theologie unter den realen Wissenschaften ihren Geschlechtsbeweis führen zu sehen: so entsteht doch, wenn nur Religion, wie hier, gesetzt und anerkannt wird, die Aufgabe, eben diese Verschiedenheit der Behandlung aufzuzeigen, wäre es auch nur, damit Geschichte und Naturwissenschaft rein und unvermischt könnten aufgefasst werden. Dass es jedoch nicht die Schuld des Systems sey, wenn diese Aufgabe hier nicht nach Wunsch gelöst ist, und also auch das System der realen Wissenschaft nicht klar heraustritt, dafür bedarf es keines andern Beweises, als dass die genauere Darstellung von dem Typus der Philosophie in diesem Werke sich weit besser als die eben angeführte eignet, dieses System ihr gemäss zu organisiren. Der nothwendige Typus der Philosophie, heisst es S. 158, ist dieser: den absoluten Centralpunkt gleicherweise in den beiden relativen, und wiederum diese in jenem darzustellen. Soll nun nach dieser Grundform die S. 153 beschriebene reale Darstellung des Urwissens zu Stande kommen: so finden wir uns zum grossen Glück von der unlösbaren Aufgabe befreyt, ein reales aufzustellen, welches dem Indifferenz*punkt* entspricht, mit welchem seiner absoluten Form nach jedes Verfahren wieder nur ein Differentiiren seyn kann; sondern reale Wissenschaften sind nur die Darstellungen

der

der beiden Relationen für sich (vergl. S. 213) also die historische Construction der geistigen Welt, und die historische Construction der Natur, welche beide zusammen, eben insofern sie als real Eins angesehen werden können, (S. 153) auch die reale Darstellung des Urwissens ausmachen. Und zwar die ganze und die einzige, weil die successive Offenbarung des Urwissens in der realen und idealen Welt die absolute Form des Absoluten erschöpfte. Dahingegen nach obigem Typus das Urwissen auf eine dreyfache Art real dargestellt und zuerst in seiner Ursprünglichkeit durch die Religion. — denn wenn das Innere der Philosophie objectivirt wurde durch die Theologie: so wäre diese allerdings eine eigene und ganze Darstellung des Urwissens; — dann in seiner Zerspaltung durch Geschichte und Naturhistorie, und zuletzt in seiner Totalität durch die Kunst. Nun stellen allerdings diese historischen Wissenschaften des relativ entgegengesetzten das Absolute dar; aber nur sofern sie als Ganze gedacht und durch Beziehung auf die speculative Seite des Wissens vereinigt werden. Indem aber die Reihe der idealen und realen Erscheinungen historisch verfolgt wird, wird doch das Einzelne ausserhalb des Absoluten und getrennt von ihm gedacht, und ist insofern dem Ganzen, dessen integrirender Theil es ist, unähnlich. Und hier eben entstehen jenem Typus zufolge zwey Aufgaben, deren Lösungen keinesweges wieder reale Wissenschaften seyn sollen, sondern Ergänzungen derselben, um auch in dem einzelnen relativen die Trennung vom Absoluten aufzuheben, und so unmittelbar den Centralpunkt herzustellen. Diese Lösungen nämlich sind zuerst die Darstellung des Absoluten auch im einzelnen relativen durch InEinsBildung des Idealen und Realen auch in bestimmten Erscheinungen vermittelst der Kunst; zweytens umgekehrt die Darstellung auch des einzelnen relativen im Absoluten, indem nämlich das einzelne Endliche, sey es nun ideal oder real, unmittelbar im Unendlichen geschauet wird, in welchem von selbst und immer das Ideale und Reale als Eins und Dasselbe erblickt werden muss, welches eben geschieht vermöge der Religion. Es ist hier nicht der Ort, weiter auszuführen, wie sich in Beziehung auf Kunst und Religion durch Symbolik und Mystik diess Ganze schliesst, und wie, indem auf der einen Seite die Philosophie selbst als Erscheinung der Kunst eingebildet wird, auf der andern aber die Religion nichts weiter ist, als die in der Welt der Erscheinungen unmittelbar sich offenbarende Philosophie, die ideale und die reale Darstellung des Urwissens sich zwiefach in einander schlingen. Nur soviel scheint in Beziehung auf das vorliegende Werk klar, dass der scheinbaren Leichtigkeit, aus jenen drey Punkten nicht nur das historische Wissen, sondern mit ihm zugleich auch die Dreygestaltung des akademischen Studiums abzuleiten, mehr und wichtigeres, als billig ist, aufgeopfert worden. Wie denn auch alles, was in der Methodologie selbst einigermassen verwirrt erscheint, aus dem hier aufgestellten Gesichtspunkt leicht zur Klarheit würde können gebracht werden. Hieher gehört, in Beziehung auf das eben abgehandelte, das Verhältniss der Theologie als Wissenschaft des absoluten göttlichen Wesens zur Religion als Anschauung des Unendlichen im Endlichen oder umgekehrt, indem letztere gleichsam mit Gewalt eingeführt und ohne weiteres mit ersterer für dasselbe erklärt wird. Ferner der Gegensatz zwischen Christenthum und Mythologie, der durch das, was von Offenbarung des Unendlichen in nur wandelbaren Gestalten, und doch auch wiederum vom Orient als dem Vaterlande der Ideen, gesagt wird, sich zwar sehr trübt, sich aber nirgends klar auflöst. Denn es wird zwar bey der Mythologie von einer Religion geredet, welche sich auf die Mythologie gründet, und bey dem Christenthum von einer Mythologie, welche die Religion begleiten muss; aber nirgends findet sich doch eine Construction, um diese Entgegengesetzten wieder gleichzusetzen und zu vereinigen. Sonst ist die Darstellung des Christenthumes im Ganzen vortrefflich, seine durchaus mystische Natur, und sein Verhältniss zur Geschichte sind mit grosser Klarheit entwickelt. Letzteres möchte vielleicht Manchen nicht neu und auch Hn. *Schelling* nicht eigenthümlich scheinen, allein dieser Vorwurf, den man nicht selten bey den Werken des Vfs anbringen könnte, ist nur für denjenigen einer, der das rohe Aufnehmen fremder Gedanken nicht von einem solchen zu unterscheiden weiss, welches sich durch seine Gehörigkeit in ein regelmässig aufgeführtes Ganze, als ein wahres zweytes Erfinden ankündigt, dem das frühere eines Andern nur zufällig vorausgegangen ist. Einzelne Bedenklichkeiten auch gegen diese Construction des Christenthumes will Rec. nur andeuten. So sind die Ideen der Versöhnung und des Opfers unbegründet und ihrer Gattung nach theils überschätzt, theils zu sehr beschränkt; der Foderung, den Begriff des Wunders speculativ zu fassen, widerstreitet die Rüge gegen die Bemühungen der Ausleger in Erklärung einzelner Thatsachen, deren Natürlichkeit ja dem speculativen Gehalt des Begriffs gar nicht zuwider ist; auch die speculative Ansicht von Christo ist mit der Behauptung, dass er als Grenze zweyer *Zeiten* dastehe, nicht wohl zu vereinigen, und überhaupt hier die hohe Willkühr etwas verwischt, die von dieser Seite doch der Schlüssel des Christenthumes seyn möchte. — In der Darstellung der Kunst ist es auch einige Verwirrung und noch mehr Dürftigkeit, welche dem gewählten Typus zur Last fällt. Denn liess sich auch wegen Mangel an Bearbeitung wenig über sie ausführen, so mussten doch, sobald sie als nothwendiges Glied einer ganzen Organisation abgeleitet ist, die Umrisse ihres Gebietes bestimmt können dargestellt werden. Da aber, wo sie eigentlich abgehandelt ist, wird von ihrem Verhältniss zur Philosophie nur bildlich geredet, und das Innige zur Religion mehr vorausgesetzt als gezeigt, auch ihr ganzes Gebiet im Vergleich mit einigen früheren Aeusserungen, z. B. dass auch Staat und Kirche sich als Kunstwerke bewähren müssen, nur sehr unvollständig bestimmt; weshalb sie denn auch zuletzt nur in einem untergeordneten Sinn, und auf eine sehr fragmentarische Weise den Philosophen, den Religiosen und den Staatsmännern — eine Classification, die in dem Munde des Vfs etwas sonderbar erscheint, — fast bittweise empfohlen wird.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 APRIL, 1804.

PHILOSOPHIE.

Tübingen, b. Cotta: *Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. Von F. W. J. Schelling* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was die Historie betrifft, so ist ihr die höhere Ansicht zum Besten der Theologie weggenommen, die pragmatische Behandlung, die hier mit wenigen Zügen sehr treffend geschildert und gewürdiget ist, wird als empirisch für unwürdig erklärt dasjenige zu seyn, was der Historie den Rang einer realen Wissenschaft giebt, und so bleibt durch eine von jenen apagogischen Deductionen, welche Rec. nirgends liebt und immer als verdächtig bezeichnet, nur die Historie als Kunst übrig. Hr. *Schelling* drückt zwar dieses, um sich selbst oder uns die wahre Beschaffenheit der Sache zu verbergen, etwas schielend nur so aus, die Historie solle *auf die gleiche Stufe mit der Kunst* gestellt seyn; indess wird doch Niemand entgehen, dass auf diese Weise die Historie aus der Reihe der realen Wissenschaften ganz verschwindet, und nur zum Object wird, welches Religion und Kunst, jede nach ihrer Weise und in ihrer Form, bearbeiten sollen. Ja, gesetzt man könnte dieses anfänglich übersehen, so wird man nur noch deutlicher darauf geführt durch die Vorschrift, die Kunst solle die Historie, damit sie als eigentliche Historie weder auf dem religiösen noch auf dem philosophischen Standpunkt stehe, immer als Schicksal darstellen. Denn was ist eben dieses anders, als nur der religiöse Standpunkt für die ältere, unchristliche Zeit im Gegensatz der Idee einer Vorsehung? Und wenn Herodotus als Beyspiel angeführt wird: so ist die Versuchung nicht gering, diese Behandlung nur für pragmatisch gelten zu lassen, indem Verhängniss und Vergeltung bey ihm nur auf kleinen empirischen Gegensätzen beruhen. Auf der andern Seite, wenn man bedenkt, dass für Hn. *Schelling* nicht sowohl die Begebenheiten das Object der Historie sind, als vielmehr die Realisation der Organisation der idealen Welt: so ist sie offenbar Alles auf diesem Gebiete der realen Darstellung des Wissens, und indem sie Alles ist und Nichts, muss man gestehen, dass es ihrer Darstellung an Bestimmtheit fehlt. Die Naturwissenschaft dagegen ist vortrefflich behandelt, und die Construction der Körperreibe als eigentlicher Inhalt ihrer historischen Seite sehr überzeugend dargestellt; so dass jeder gestehen muss, was hier von dem Begriff der Theorie gesagt wird, er gehöre jener trüben Mischung des Allgemeinen und Besonderen an, in welcher das gemeine Wissen befangen ist, könne nicht gelten von diesem Begriff, wie es hier mit seinem Correlat, dem Experiment als Grund der historischen Naturlehre aufgestellt ist: denn hier ist die Mischung sehr klar aufgelöst und gezeigt, wie die reale Seite der Wissenschaft sich als Leib der speculativen anschliesst. Nur fragt sich: ob nicht dem Experiment auch die Beobachtung hätte zur Seite gestellt werden sollen, oder ob jeder sie sich, als mit darunter begriffen, von selbst denken wird? Denn, so getrennt wie man bis noch vor kurzem das Experiment nur für die unorganische, — auch wohl anorganische, aber der *Sprachmeister* wegen nur ja nicht *anorgische* — und die Beobachtung nur für die organische Reihe anzuwenden pflegte, war doch für keine von beiden Heil zu finden. Auch scheint der Vf. etwas zu bescheiden die historische Naturlehre nur auf Geologie zu beschränken. Denn wenn, wie er anzunehmen scheint, so etwas wirklich gegeben seyn sollte, wie eine Uebereinstimmung zwischen dem Planeten und den Producten der Erde; so dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, in ganz stetiger Fortschreitung wenigstens zu einer Heliologie, wo nicht gar zu einer Kosmologie, auch historisch zu gelangen. Nur mit Mühe enthält, sich Rec. aus diesen drey der Naturwissenschaft gewidmeten Vorlesungen, denen er unbedingt und in jeder Hinsicht den Preis zuerkennen möchte, mehreres Einzelne zu berühren; so viel schöne, zur rechten Zeit geredete, Worte über den Zusammenhang der einzelnen Theile und Ansichten der Wissenschaft sind hier zerstreut. Nur was das Positive betrifft, selbst in dem Sinne des Vfs durch und in Bezug auf den Staat, so hat auch hier das Hinschielen auf die wirkliche dermalige Organisation der Universitäten von dem abgeleitet, was die Sache selbst würde ergeben haben. Denn zu begreifen ist nicht, warum nicht die Phytonomie und die Metallurgie durch den Staat eben so gut sollten für sich äusserlich organisirt werden müssen, als die Medicin.

Ausser diesen das System ausmachenden realen Wissenschaften, ist noch hie und da von zwey anderen die Rede, welche auch ausser der Philosophie aber ihr gleich gesetzt werden, die Mathematik nämlich als gleich absolut, und die Moral, als gleich speculativ. Von der Mathematik meint zwar Hr. *Schelling*, ihre Stelle im allgemeinen System des Wissens zur Genüge bestimmt zu haben, Rec. aber gesteht,

fteht, dafs ihm dieses nicht deutlich geworden ist. Denn wenn sie als Analysis und Geometrie auf Raum und Zeit beruht, und diese selbst nur in der Philosophie construirt, und nur durch sie als Objecte der Mathematik erkannt werden: wie kann sich diese im allgemeinen System des Wissens als reine Vernunftwissenschaft neben die Philosophie stellen? Etwa wegen des formalen Charakters der absoluten Erkenntnissart? Aber dieser ist ja ohne die philosophische Erkenntniss in die Beschaffenheit ihrer Objecte überhaupt gar nicht gründlich aufzuzeigen, und läfst sich von diesen gar nicht trennen, ist auch gar kein anderer als der in der Philosophie selbst. Und wie construirt der Vf. die *angewandte* Mathematik, deren er doch selbst erwähnt? Woher soll so etwas kommen, was sonst gar keine Analogie hat? Ueberdiess wird hier eine doppelte Ansicht der Mathematik aufgestellt, und die symbolische mit Recht über jene gesetzt; wie aber kann es eine höhere Bedeutung einer Disciplin geben als diejenige, durch welche sie schon der Philosophie gleich steht? Abstrahiren wir nun von diesem Symbolischen, worauf wir uns ohnehin hier nicht weiter einlassen können, sollte denn nicht von der ganzen Mathematik gelten, was der Vf. selbst von der Mechanik sagt, dass ihre Formen nur die getödteten Formen der physischen Processe sind? und sollte sie dann etwas anders seyn, als die Technik für das Experiment und die Beobachtung? — Von der Moral ist nur hie und da gelegentlich die Rede, vorzüglich bey den äusseren Gegensätzen der Philosophie, und das Wenige, was von ihr gesagt wird, ist nur Schönes. Die Hoffnung, dass endlich der Begriff der Sittlichkeit durch die Philosophie positiv werden soll, indem doch nur durch die Ideen dem Handeln Bedeutung gegeben werden könne, ist die erfreulichste Verkündigung für die Freunde dieser Wissenschaft, und die Behauptung, dass sie eben so wenig als Philosophie ohne Construction gedacht werden könne, ist mehr Ehre, als ihr gewöhnlich angethan wird. Aber wo liegt denn nun in dem System des gesamten Wissens diese eben so speculative Wissenschaft als die theoretische Philosophie? Offenbar ist dieser Zusatz nur ihr zu Liebe gemacht; er hat aber keine Haltung; denn hier ist sonst nirgends von einer praktischen Seite der Philosophie im Gegensatz der theoretischen die Rede. Giebt es aber einen solchen Gegensatz, und die realen Wissenschaften beziehen sich blofs auf die theoretische: so muss auch ihr Organismus nur aus dem Typus der theoretischen abgeleitet, und dieser uns nicht für den Typus der Philosophie überhaupt gegeben werden. Beziehen sie sich im Gegentheil auf beide: so muss es auch in den realen Wissenschaften etwas der praktischen entsprechendes geben. Giebt es aber keinen solchen Gegensatz, wohin sollen wir dann mit der Moral, und allem Schönen, was von ihr gesagt wird? Auf alle Weise scheint es daher, dass diese das Buch und das System der Erkenntnisse in Verlegenheit setzt. Denkt man nun auf der andern Seite an die Schwierigkeiten, welche sich bey diesem System schon gefunden haben, und nimmt hinzu, dass nach unserm Vf. die Sittlichkeit durch die allgemeine Freyheit objectivirt wird, und die Construction dieser Organisation der Construction der Natur parallel laufen soll: so sollte man fast glauben, der Platz der fast verschwundenen Historie müsse von hieraus besetzt werden, und die sogenannte Wissenschaft der Geschichte, die sich gar nicht recht auffinden lassen wollte, weil sie weder auf dem philosophischen noch auf dem religiösen Standpunkt stehen sollte, sey eigentlich die historische Construction der Sittlichkeit. Ja, auf diese Art könnten auch vielleicht jene zerstreuten Aeusserungen über Staat und Kirche und andere ideale Producte, in denen *das Handeln* sich äusserlich ausdrückt, eine etwas bessere Haltung bekommen. So dass es fast scheint, wenn Hr. *Schelling* nur erst die Moral construiren, und das mit der theoretischen und praktischen Philosophie in Ordnung bringen wollte, alsdann auch die Lücken in dem System der Erkenntnisse sich ausfüllen lassen würden. Und sollte nicht die Stellung der Vernunft als Centrum der Natur, und die Rücksicht auf den Allen eingebornen Erdgeist, und noch Einiges andere ohne grosse Schwierigkeiten hiezu führen?

Doch es ist Zeit, noch etwas von der exoterischen Seite der merkwürdigen Schrift zu sagen, insofern sie nämlich Anweisung geben soll zum akademischen Studium. Natürlich konnte hiebey nicht ins Einzelne ausführlich eingegangen werden. Von der gewöhnlichen Vertheilung, in welcher sich der Unterricht in den positiven Wissenschaften den Jünglingen auf der Universität anbietet, von der richtigen Abschätzung dieser einzelnen Theile und der zweckmäfsigsten Art sie zusammenzufügen, ist so gut als gar nicht die Rede. Selbst in der Geschichte, wo sich der Vf. noch am ausführlichsten bey einer Art von Anweisung verweilt, bezieht sich diese mehr auf das eigene Quellenstudium eines Jeden, und auf seine Bildung zum Künstler, als auf die Benutzung des öffentlich dargebotenen Unterrichts. Bedenkt man also, dass eine solche Anweisung gerade beym ersten Eintritt in das akademische Leben an ihrer rechten Stelle steht, worauf auch der Vf. selbst in der Einleitung hindeutet: so zeigt sich der Nutzen der gegenwärtigen doch nur sehr beschränkt. Auch diess scheint grossentheils eine Folge zu seyn von jenem Bestreben, das Zufällige in der gegenwärtigen Organisation der Universitäten zum Abdruck des Inneren und Nothwendigen hinaufzudeuten. Denn hiedurch konnte der Vf. nur zu leicht zu dem Schluss verleitet werden, die Jünglinge würden im Stande seyn, von dem Allgemeinen die Folgerungen auf das Besondere selbst zu ziehen. Hätte er dagegen das Gegenwärtige, in seiner Differenz von dem, was es seyn soll, anschaulich zu machen gesucht: so würde er sich unstreitig bewogen gefunden haben, einige Vorschriften zu geben, wie, ungeachtet der Hindernisse, die aus der dürftigen und verschrobenen Organisation des Universitätswesens entstehen, die Studierenden sich desselben dennoch so be-

bedienen können, dafs ihnen das Vordringen zur Wiffenfchaftlichkeit dadurch erleichtert wird. Es fehlt allerdings diefen Vorlefungen nicht an folchen Winken, befonders in der Theologie und Naturwiffenfchaft; allein fie find zu fehr an das efoterifche gebunden, und die Vorausfetzung, dafs Jünglinge bey'm Eintritt in das akademifche Leben diefes recht follten benutzen können, ift zu ftark und demjenigen felbft widerftreitend, was der Vf. felbft von dem vor diefer Stufe zu erwerbenden Grade intellectueller Bildung behauptet. Auch ergiebt fich aus mehreren Stellen ein gewiffes Schwanken, ob er fich akademifche Novizen oder Veteranen gedacht hat, welches doch für den exoterifchen Zweck einen wefentlichen Unterfchied macht. In zwiefacher Hinficht aber können auch angehenden Studierenden diefe Vorlefungen von grofsem Nutzen gewefen feyn. Zuerft, wenn fie auch nicht alles einzelne Wiffenfchaftliche verftanden haben, welches leider in den meiften Vorlefungen noch immer gar oft der Fall feyn mag, fo kann es doch kaum fehlen, dafs nicht in den Befferen die Begierde wenigftens nach der Wiffenfchaft im höheren Sinne follte erregt worden feyn. Nächftdem aber ift es auch fehr dankenswerth, dafs fie bey gehöriger Aufmerkfamkeit auch mit hinlänglicher Achtung vor dem wirklichen Lernen und dem ächten hiftorifchen Wiffen mufsten erfüllt werden. Nicht nur für feine Perfon, fondern auch für die Schule, von welcher er als der Anführer angefehen wird, hat der Vf. durch diefe Vorlefungen den fo oft gehörten Vorwurf befeitiget, als ob die Erhebung zur Speculation gegen das hiftorifche Wiffen gleichgültig mache, und es herabfetze, wodurch denn das heranwachfende Gefchlecht unbrauchbar würde im bürgerlichen Leben fowohl als für das Gebiet der realen Wiffenfchaften. Denn fchwerlich möchte Jemand die Foderungen zu gering finden, welche der Vf. in Anfehung des Lernens an denjenigen macht, der fich der Wiffenfchaft rühmen will. Auch dringt er fehr und mit Recht darauf, dafs auf dem Vorbereitungsfchulen mehr foll geleiftet werden. Nur hie und da bürdet er ihnen wohl zu viel auf. So wenn er in der Philologie Alles, was zur Auslegung gehört, auch zur Emendation, von der Akademie verbannt. Rec. ift weit entfernt die Conjectur, fofern fie nur eine Fertigkeit in Erkennung der Möglichkeiten ift, für den Triumph der Philologie auch nur in der gewöhnlichen Bedeutung zu halten; ein anderes aber ift es, wenn fie nur das Refultat der genaueften Kenntnifs der Sprache nicht nur, fondern auch der Eigenthümlichkeit des Schriftftellers ift, und der, dem diefe fehlt, vielleicht nicht einmal des Bedürfnifs fühlt. Ueberhaupt, wenn man die Sprache felbft als ein Kunftwerk des menfchlichen Gefchlechts anfieht, und bedenkt, wie genau die hiftorifche Conftruction derfelben mit der der idealen Welt felbft zufammenhängt, wie alles hiftorifche in Künften und Wiffenfchaften fich in der Sprache abfpiegelt, und nur in Verbindung mit ihr recht zu erkennen ift, fo ift wohl deutlich, dafs auch hier das rechte unmöglich von Schulen kann mitgebracht werden, fondern wohl verdient, dafs Manche, und nicht die Schlechteften, es zu ihrer befonderen Wiffenfchaft für das ganze Leben machen. Da der Vf. in der dritten Vorlefung Naturkenntnifs und Sprachkenntnifs fehr fchön parallelifirt, fo erwartete Rec. ähnliche Foderungen auch in Abficht auf die erfte zu finden, und hier gefchieht in der That noch immer viel zu wenig auf den höheren Vorbereitungsfchulen.

Rec. würde mit diefen Bemerkungen fchliefsen, wenn er nicht noch über Eins feine Meinung fagen zu müffen glaubte. Er befürchtet nämlich, dafs der Vf., was er auf der einen Seite gethan hat, um Achtung vor dem wirklichen Lernen einzuflöfsen, auf der anderen Seite durch die dem ganzen Buch eingewebte Polemik wieder zerftört habe. Man foll freylich diejenigen, die frifch zu den Wiffenfchaften kommen, nicht wie geiftige Mumien einbalfamiren (S. 113), aber gewifs auch nicht den noch leeren inneren Raum mit Polemik ausftopfen; fondern hat eben, weil fie noch keine vorgefafsten Meinungen haben, auch nicht nöthig, in der Unterhaltung mit ihnen gegen andere Meinungen zu ftreiten. Man fchärfe ihnen nur die rechten Grundfätze gehörig ein, fo werden die irrigen Meinungen keinen Eingang bey ihnen finden. Immerhin mag auch das Wahre durch Darftellung des Entgegengefetzten deutlicher gemacht werden; aber eine folche gedrängte Polemik gegen die Sache unterfcheidet fich gewifs fehr von diefer dünnen, mimifchen, in kleinlichem Styl, welche zwar allgemein aber doch perfönlich ift, weil fie das zu beftreitende nicht an fich, fondern gerade fo darftellt, wie man es von diefem und jenem zu hören gewohnt ift. Dergleichen kann nur den Dünkel der Jugend, über den ohnehin fo grofse Klage ift, vermehren, dafs fie fich einbildet, die Wiffenfchaft zu haben, weil fie im Stande ift, nach einer folchen Zeichnung die Unwiffenfchaftlichkeit in einzelnen Beyfpielen zu erkennen, und dem angeftimmten Tone gemäfs zu verachten, und dafs fie fich im Vergleich mit andern erhebt, welches nicht der rechte Weg ift, um etwas Tüchtiges zu werden. Rec. will nicht davon reden, wie nachtheilig es der Jugend in ihren bürgerlichen Verhältniffen werden mufs, wenn ihr der gröfste Theil der Menfchen, die mehr fcheinbar, als wirklich durch ihre Gefchäfte, in einer gewiffen Berührung mit der wiffenfchaftlichen Sphäre ftehn, verächtlich erfcheint, wiewohl der Vf. in Beziehung auf den exoterifchen Theil feines Werkes nicht fagen könnte, dafs diefs nicht hieher gehöre, fondern ihn nur darauf aufmerkfam machen, dafs diefe Verachtung nach feinen eigenen Principien grofsentheils ungerecht feyn würde. Hr. *Schelling* giebt ja felbft eine von der Wiffenfchaft unabhängige Bildung durch das Leben zu, wenn gleich als die langfamere und befchwerlichere, durch welche alfo doch auch Menfchen über die Gemeinheit hinaus zu den Ideen können erhoben werde. Die fo Gebildeten können dann leicht verkehrt über die Wiffenfchaft denken; wenn aber die Sittlich-

lichkeit etwa eine Kunst ist, oder etwas ähnliches, so werden sie demungeachtet nicht verächtlicher seyn, als der Künstler es ist, der sich nicht zur Philosophie über seine Kunst erhoben hat, und oft nicht minder wunderlich darüber redet. Beyspiele einer edleren, wenn gleich nicht minder kräftigen und durchgreifenden Polemik, hat der Vf. selbst im Anfang der achten und in der zwölften Vorlesung gegeben, so dass man nicht sagen kann, diese irreführende sey nur ein Missgriff des Ausdrucks; das Fehlerhafte darin scheint vielmehr auch mit dem zusammenzuhängen, was wir am esoterischen vermisst haben. Es ist nämlich eine dem System der Erkenntnisse gegenüberstehende Aufgabe für jede Philosophie, auch ein ihren Grundsätzen gemässes System der Gesinnungen und des Lebens aufzuführen, die auch in diesem Werk hie und da gelegentlich anerkannt ist. Ehe aber das mit der Moral in Richtigkeit gebracht ist, und die Bedeutsamkeit des Handelns durch die Ideen festgesetzt: giebt es kein anderes für dieses System als das durch Wissenschaft und Kunst — oder etwa auch das durch die fast göttlichen Kräfte eines Eroberers? Hier scheint nun eine gewisse Ahndung, dass noch etwas fehle, sich in diese einseitige Polemik ergossen zu haben, gegen alles, was nicht Wissenschaft und Kunst ist, auch gegen die den göttlichen Kräften des Eroberers entgegengesetzte milde Beschränktheit. (S. 108). Diese Polemik hat ihre nachtheiligen Wirkungen, wenigstens nach dem Gefühle des Rec., auch auf den Styl verbreitet. Man stösst häufig auf scharfe, pikante Stellen, von denen man gestehen muss, sie würden sich sehr gut als abgerissene Einfälle ausgenommen haben, die aber mit dem Tone des Ganzen in widerlicher Disharmonie stehen. Es mag seyn, dass der Beyfall, den sie auch im didaktischen Vortrage vor den Zuhörern finden, eine grosse Versuchung ist, sie nicht zu unterdrücken; aber ein Lehrer, wie *Schelling*, sollte den Geschmack nur leiten, und nie von ihm geleitet werden. Eben so finden sich auf der andern Seite in diesen polemischen Schilderungen am meisten Nachlässigkeiten, welche auch nicht dem freyeren Styl einer Vorlesung, so bald sie gedruckt wird, zu verzeihen sind, am wenigsten aber, wenn der Vf. des Bruno sie begehet.

P—p—s.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Schumann: *Geist, Grundsätze und Meinungen* von *J. J. Rousseau*, nach dem Französischen von *J. C. Bloesst*. 1803. 392 S. 8. mit einem Register. (1 Rthlr. 16 gr.)

Eine Uebersetzung des zu Neufchatel erschienenen Werks *Esprit etc. de Rousseau*, von deren Nothwendigkeit wir uns nicht überzeugt fühlen. Leicht genug hat es sich freylich der Sammler gemacht. Er zieht Rousseaus Meinungen über einzelne Gegenstände aus seinen mannichfaltigen Schriften, und stellt sie in einem bunten Gemische neben einander. Wer wird aber z. B. Rousseau den Pädagogen, dessen Emil durch ganz Europa eine so bedeutende Revolution in der physischen und moralischen Erziehung bewirkt hat, aus dem in dieser Sammlung S. 153—177 befindlichen Aufsatz kennen lernen? Den *Geist* eines Schriftstellers rein auszusprechen, ist an sich eine schwere Aufgabe, die nur tiefes Studium und ein hoher Grad von philosophischem Sinn zu lösen vermag. Unmöglich ist aber vollends dieses Unternehmen bey einem Schriftsteller wie Rousseau, den die Mannichfaltigkeit seiner Producte, sein individueller freundlich-grämlicher Charakter und der herrschende Zug desselben: Glanzsucht, zu Paradoxen, Widersprüchen, Inconsequenzen, und oft zu absprechender Oberflächlichkeit hinriss.

Diese Oberflächlichkeit wird in der Uebersetzung noch weit sichtbarer, wo das Colorit der Diction verwischt ist, und nur die Gemeinsprüche, nackt und von allem Prunk des Vortrags entkleidet, die Imagination, zum Nachtheil ruhiger Prüfung, nicht mehr bestechen können. Um sich davon lebhaft zu überzeugen, lese man nur z. B. die Aufsätze: *Ehliche Gesellschaft* (S. 89), *Auflage* (S. 290), *Theater* (S. 354), und *Trauerspiel* (S. 361) nach.

So wie nun durch einen solchen Auszug, weder für die Wissenschaften, noch für die Lebensweisheit, irgend ein reeller Gewinn sich zeigt: so können dergleichen oberflächliche Gemeinsprüche, oder offenbar falsche, grösstentheils nichts weniger als durchdachte und gründliche Räsonnements, durch den Namen des Vfs, als Unterhaltungsbuch, sogar schädlich werden. Die Uebersetzung ist zwar rein und fliessend, doch nichts weniger als geschmeidig und kraftvoll. Sonderbar genug verwahrt sich der Uebersetzer in der Vorrede, dass die im Buche vorgetragenen Grundsätze Rousseaus *nicht die seinigen* seyen!! —

E. —

Berlin, b. Matzdorf: *Thierseelen-Kunde auf Thatsachen begründet; oder 136 merkwürdige Anekdoten von Thieren.* Erster Theil, mit 2 Kupfern. 1804. XXIV u. 245 S. 8.

Thomas Morus wollte in seinem Utopien alle Denkarten und Partheyen dulden, nur die ausgenommen, die die Unsterblichkeit der menschlichen Seele leugneten, dahingegen auch die Unsterblichkeit der Thiere zu glauben, Jedermann unverwehrt seyn sollte. Und in der That, „es ist ein sehr natürlicher Gedanke, dass bey allen, auf unmerklichen Stufen hinuntersteigenden, Gattungen die Seelen in einer ihnen angemessenen Ordnung stehen, und nur durch unmerkliche Grade von einander unterschieden sind. — Man sollte kein Insect zernichten, mit keinem Hunde zanken, ohne eine Ursache, welche hinreichend wäre, uns vor allen Richterstühlen der Moralität zu rechtfertigen.“— Diese aus der Vorrede entlehnten Stellen bezeichnen den Zweck vorliegender Sammlung. Mit Ueberlegung hat der Vf. ihn zu erreichen gestrebt; er kündiget Fortsetzungen dieser unterhaltenden Anekdoten an, und ladet Oekonomen, Forstbeamte und Hausväter zu Beyträgen ein.

M. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 24 APRIL, 1804.

PÄDAGOGIK.

Fortgesetzte Beurtheilung der Schriften über Pestalozzi's Lehrsystem und Lehrmethode.

Mit Pestalozzi's oben (Nr. 60 und 61) angezeigter Schrift verbinden wir eine ausführliche Abhandlung, welche sich in folgendem Werke:

Leipzig, b. Gräff: *Beyträge zur Erziehungskunst*, herausg. von *Christian Weiss*, Prof. der Philosophie, und M. *Ernst Tillich*. 1803. Ersten Bandes, erstes Heft. (S. 68 bis 112), Zweytes Heft. (S. 221 bis 265 u. S. 338 bis 361) 8.

unter dem Titel: *Analyse der Pestalozzischen Schrift: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*, von M. *Tillich* befindet. Der Vf. bewährt sich in dieser Abhandlung, so wie in der des zweyten Heftes über denselben Gegenstand, als einen selbst denkenden, scharfsinnigen Kopf, der tief in die Elemente der Pädagogik eingedrungen ist, und damit zugleich das seltene Talent der Popularität in der Darstellung des Gedachten verbindet. Er wollte nach S. 77 einen Versuch liefern, die Vorstellungen eines Andern (nämlich Pestalozzi's) aus seiner Seele heraus zu entwickeln, und in ihrem Zusammenhange darzustellen. Es sind vornehmlich drey Punkte, welche er dabey berücksichtigt: 1) Das Princip, nach welchem P. verfährt; 2) das Object, welches er behandelt, und 3) der Zweck und das Endziel, nach welchem er strebt. Das Princip der Pestalozzischen Unterrichtskunst stellt er in folgender Formel auf: „Entwickele in einem jeden einzelnen deiner Leitung anvertrauten Wesen deines Geschlechts alle die Anlagen, welche als Keime in der Menschennatur gegeben sind, und unterwirf, bey dem Gange ihrer Entfaltung, dein kunstmäsiges, aber willkührliches Wirken den künstlichen aber nothwendigen Gesetzen der Natur.“ Wir sind im Wesentlichen mit diesem Principe einverstanden und glauben, dass es die gesammte Pestalozzische Unterrichtskunst in sich fasse. Nur billigen wir es nicht, dass den Gesetzen der Natur das Prädicat *künstlich* beygelegt ist. Der Vf. erklärt sich zwar S. 87 darüber: „In dieser Einfachheit des Ausbildens (sollte wohl heissen, in dieser schlichten aber nothwendigen Form des Ausbildens) und in diesem allmählichen Zusammensetzen von lauter kleinen Theilen zu einem vollendeten Ganzen, besteht *die grosse Kunst der Natur*.“ Allein wer wollte denn das Kunst nennen, was nach nothwendigen Gesetzen erfolgt? P. spricht freylich von der Natur oft als von einer Künstlerin; aber abgerechnet, dass der Vf. ja die Ideen Pestalozzi's verdeutlichen wollte, so kann diess ja am Ende doch nichts weiter seyn, als eine poetische Licenz.

Die Ansicht des Menschen nach einem dreyfachen Gesichtspunkte, als blosses Naturwesen, als intellectuelles und endlich als sittliches (besser sittlich religiöses) Wesen, ist sehr wahr und richtig durchgeführt. Nach dieser dreyfachen Ansicht des Menschen zerfällt die Abhandlung in drey Theile, deren erste sich mit der Frage beschäftiget: „was ist der Mensch als reines Naturwesen?“ Diese Frage ist in dem ersten Hefte der vor uns liegenden Beyträge aus Pestalozzi's Seele dahin beantwortet: dass der Mensch, als reines Naturwesen, den nothwendigen Gesetzen der Natur eben sowohl, als ein jedes andere Naturproduct unterworfen, mithin auch die Entwickelung der menschlichen Anlagen in ihrem Wesen nichts anderes, als die Entfaltung der Naturkräfte einer besonderen Art sey. In dem zweyten wird die Frage beantwortet: „was ist der Mensch als erkennendes, und endlich was ist er als wollendes Wesen?“ Der Vf. zeigt S. 222 ff., dass der Mensch als solcher nach P. Ansicht erkennen *müsse*, weil auch dieses nicht seiner Willkühr anheimgestellt sey. Hierauf werden die Bedingungen der Entwickelung angegeben, und dann (S. 230 ff.) die Nothwendigkeit des Unterrichts aus dem langsamen und dennoch unsichern Fortschreiten des, seiner oder eines andern Willkühr überlassenen Menschen dargethan. Der Unterricht ist, dem oben aufgestellten Principe gemäss (S. 232), „die kunstmässige, aber dennoch den nothwendigen Gesetzen der Natur unterworfene Entwickelung der menschlichen Anlagen.“ Die drey Elementarpunkte werden zwar richtig angegeben und deutlich auseinandergesetzt, aber nicht tiefer begründet, als es von Pestalozzi selbst geschah. Nur in einer Anmerkung (S. 233) deutet der Vf. darauf hin. — Der dritte Abschnitt der Abhandlung, welcher P's. Ansicht des Menschen als moralisch-religiöses Wesen ins Licht setzt, ist vortrefflich und hat unsern unbedingten Beyfall.

Von demselben Vf. befindet sich in dem zweyten Hefte dieser Beyträge noch eine Abhandlung: *Ueber den eigenthümlichen Charakter der Pestalozzischen Lehrart.* Man sieht es aus dieser Abhandlung, so wie aus der ihr vorhergehenden Beurtheilung der Pestalozzischen Elementarbücher, dass der Vf. Pestalozzi's System vollständig und von allen Seiten durchdrungen hat, aber eben darum kein blinder Verehrer von ihm

ihm ist, sondern selbstständig mit Freymüthigkeit das Mangelhafte, oder weniger Richtige, tadelt. Er scheidet (S. 341) *Unterrichtskunst*, als solche, von der *Methode* (des Unterrichts). Erstere ist ihm die consequente Darstellung der in ihrem Zusammenhange vollständig begriffenen Grundsätze der Erziehung, letztere aber das individuelle Verfahren bey jener Darstellung. (Dieser Begriff ist zu eng gefasst; denn eine Methode ist nicht bloss auf ein Individuum beschränkt, sondern sie lässt sich objectiv darstellen, d. h. es kann eine bessere Methodik des Unterrichts begründet werden, welche unabhängig seyn kann von einer jeden Individualität.) Das Charakteristische der Pestalozzischen Unterrichtskunst findet der Vf. 1) in der höhern Tendenz derselben; (diess wäre dem Worte nach ein Lob, welches nicht sowohl der Lehrart, als vielmehr Pestalozzi gebührte. Die Tendenz ist allezeit die Sache der Individuen, welche nicht einmal dem Kopfe, noch weniger irgend einer Kunst, sondern einzig dem Wollen eines jeden Einzelnen beygemessen werden kann. Aber die Folge lehrt, dass der Vf. vielmehr die Zusammenstimmung und das Ineinandergreifen aller einzelnen Theile des Unterrichts zur Realisirung seines höchsten Zweckes darunter verstand.) 2) in der psychologisch tiefern Begründung der Grundsätze und der Stufenleiter des ganzen Unterrichts; 3) in der festern, psychologisch begründetern Bestimmung der Grundsätze des ersten Unterrichts (warum nicht lieber der Elementarpunkte?). Die Pestalozzische Methode charakterisirt Hr. *T.* 1) durch den analytischen Gang, und 2) durch die dogmatische Form. Beide findet man hier deutlich auseinander gesetzt.

Wie das Einzelne der Methode durchgeführt ist, werden uns Pestalozzi's Elementarbücher, zu deren Beurtheilung wir jetzt übergehen, selbst lehren. Wir bemerken hier sogleich, dass wir, um nicht an Einzelnheiten zu hangen, kurz den Inhalt derselben andeuten, und alsdann erst sie ihrem Geiste nach zusammenfassen und beurtheilen werden.

Wir haben bereits 5 Hefte erhalten:

1) *Das Buch der Mütter*, oder *Anleitung für Mütter, ihre Kinder bemerken (?) und reden (?) zu lehren.* Erstes Heft. 164 S.

2) *A B C der Anschauung*, oder *Anschauungslehre der Maassverhältnisse.* Erstes Heft. 84 S. Zweytes Heft. 148 S.

3) *Anschauungslehre der Zahlen-Verhältnisse.* Erstes und zweytes Heft. 175 und 251 S. (Zürich und Bern in Commission bey Heinr. Gessner, und Tübingen in der Cottaischen Buchhandlung 1803.)

Der Zweck von Nr. 1 geht dahin, den Müttern einen Leitfaden zu geben, ihre Kinder auf einem naturgemässen Wege zur Wahrnehmung der Gegenstände und zur richtigen Bezeichnung derselben zu bringen. Hiezu werden erst die äussern Theile des menschlichen Körpers ausgewählt. (Ohnerachtet es hier gerade nicht auf das Object des Unterrichts ankommt, so müssen wir doch erinnern, dass der menschliche Körper zu dieser Uebung nicht gut gewählt ist. Der Grund, dass alles Wissen von uns selbst ausgehe, worauf P. diese Auswahl stützt, kann das keinesweges rechtfertigen, indem dieser hier durchaus missdeutet, und folglich auch übel angewendet ist.) In der ersten Uebung werden die Theile des Körpers nur benennt. Die Lage und Gränzbestimmung derselben wird in der zweyten angegeben, z. B. S. 21 „das rechte Auge liegt unter der rechten Seite der Stirne, über der rechten Backe zwischen dem obersten Theile der Nase und der rechten Schläfe" u. s. w. In der dritten Uebung wird das Kind auf den Zusammenhang der Theile aufmerksam gemacht, z. B. S. 44 „der Kopf ist ein Theil des Körpers, das Angesicht ist ein Theil des Kopfes" etc. Die vierte Uebung lehrt das Kind, welche Theile einfach und welche vielfach da sind. In der fünften lernt es die Eigenschaften eines jeden Theils bemerken und benennen, z. B. S. 58, der Kopf ist rundlich und beweglich. In der sechsten soll es diejenigen Theile zusammensuchen, welche eine, oder mehrere Eigenschaften mit einander gemein haben. Die siebente Uebung, welche hier noch nicht vollendet ist, lehrt die mannichfaltigen Verrichtungen eines jeden dieser Theile kennen: z. B. S. 67 man kann mit dem Kopf schütteln; man kann mit dem Kopfe winken; man kann auf dem Kopfe tragen. Der Bauer schüttelt den Kopf, wenn er das Haus voll Schnee hat u. s. w.

Von Nr. 2 sind bisher zwey Hefte erschienen. Diess Buch setzt (nach Vorr. I. II) schon voraus, dass das Kind auf die Form und auf das Messbare an den Gegenständen aufmerksam gemacht worden sey. „Da aber die Wörter *gross* und *klein*, fährt P. fort, zum Grössten und Kleinsten und allen Mittelgrössen gebraucht werden, aber über den Unterschied des Maasses aller dieser Grössen gegen einander garnichts bestimmen, der Mensch aber dennoch einer solchen nähern Bestimmung unumgänglich bedarf: so hat das Menschengeschlecht von jeher alles gethan, um sich zu deutlichen Begriffen hierüber zu erheben u. s. w. Zur Entwickelung des Begriffes der Maassverhältnisse werden nun Kunstmittel erfodert. Diese sind 1) die gerade Linie, und 2) das Quadrat. Zu dieser Uebung findet sich eine Tabelle, welche folgende Zeichnungen enthält, a) eine Reihe von wagerechten und senkrechten Linien, welche sich gleichmässig so verlängern, dass sie von eins bis zehen in einer arithmetischen Reihe fortschreiten, b) aus zwey wagerechten und zwey senkrechten Paralellinien; c) aus Rechten-Neben- und Scheitel-Winkeln; d) aus Quadraten und Rechtecken. Die Quadrate werden erst durch wagerechte, dann durch senkrechte Linien in gleiche Theile getheilt, so dass sie ebenfalls von eins zu eins fortschreiten. — In der dritten Reihe werden die Quadrate durch wagerechte und senkrechte Linien in kleinere Quadrate zerlegt. Endlich findet man noch eine Reihe von Rechtecken, welche durch die Abtheilungen des Quadrats entstanden sind. Die Anwendung davon ist folgende: Das Kind benennt erst die-

diese Linien als solche, die erste, zweyte, dritte u. s. w. Dann wird das Verhältniss ihrer Länge angegeben, welches nach und nach immer näher bestimmt wird. Die zweyte Uebung beschäftigt sich mit der Beschreibung der Figuren, welche aus der Vereinigung von senkrechten und wagerechten Linien entstehen. In der dritten Uebung wird auch das Grössenverhältniss der Vierecke, der Länge und Breite nach, in eben derselben Stufenfolge als bey den blossen Linien angegeben. In der vierten Uebung wird das Grössenverhältniss der kleinern Quadrate zu den Rechtecken, und dieser hinwiederum zu den grössern Quadraten genauer bestimmt. Die fünfte behandelt die Rechtecke und die Diagonallinien derselben auf eben dieselbe Weise. So weit führt uns das erste Heft der Maassverhältnisse.

Dem zweyten Heft liegen zwey Tabellen zum Grunde, deren erste das Kind (nach Vorr. S. I) im Vergleichen der abgemessenen Theile der geraden Linie und der Bestimmung ihrer Maassverhältnisse gegen einander beschäftigen soll. Die zweyte Tabelle hingegen soll das Kind mit Anwendung der Kraft des Rechnens und des Messens, die durch die Uebungen des Vergleichens der abgemessenen Theile der geraden Linie erhalten worden ist, zur Bestimmung des Verhältnisses der Breite des Quadrats, und jeder gemessenen Abtheilung desselben zu seiner Höhe, und umgekehrt zu seiner Länge, beschäftigen. Die *erste* Tabelle dieses Heftes besteht aus 36 paar Parallellinien, welche in 7 Classen getheilt sind. Die erste Classe fasst 8 Paar, in welchen das Verhältniss aller Theile *eines* Längenmaasses zu einem Halben von eins bis 20 bestimmt ist. Die erste ist durch einen grossen Punkt in zwey halbe, und jede Hälfte durch einen kleinen Punkt wieder in drey gleiche Theile getheilt. Die unterste Linie ist dann durch 2 grössere Punkte in 3 gleiche Theile, und jedes Drittel wieder in halbe getheilt, so dass beide ganze Linien in 6 Theile zerlegt erscheinen. Diess wird in den hiezu gehörigen Redeübungen zuerst beschrieben, und dann die genauere Anwendung gemacht: S. 1 „Jeder einzelne Theil der ersten Linie ist jedem einzelnen Theile der zweyten Linie gleich. Ein Drittel der zweyten Linie hat zwey Sechstel, und die Hälfte der ersten Linie hat drey Sechstel; zwey Sechstel sind zweymal der dritte Theil von drey Sechsteln, und ein Drittel der zweyten Linie ist so lang, als zweymal der dritte Theil der Hälfte der ersten Linie" u. s. w. Man wird aus diesem leicht den Gang des Ganzen errathen können.

Die *zweyte* Tabelle enthält 10×10 Quadrate, deren erste Reihe durch wagerechte Linien in 2, dann in 3 bis 10 gleiche Theile getheilt sind; die zweyte Reihe ist durch wagerechte Linien eben so als die erste Reihe getheilt. Aber alle diese Abtheilungen des Quadrats werden dann durch senkrechte Linien in doppelt so viele Theile zerlegt. In der dritten Reihe geschieht dasselbe mit zwey senkrechten Linien u. s. w. Das Verhältniss der Länge und Breite wird hier genau angegeben, und mit Hülfe der Zahlverhältnisse bewiesen. Dass auch hierin eine Stufenfolge und ein strenger Zusammenhang sey, wird jeder Leser schon voraus ahnden. Auf diesem Punkte, sagt P. (Vorr. VI), entwindet sich das Kind nach meiner Methode den Schranken der Elementarmittel, durch welche es auf diesen Punkt gebracht worden. Es muss sich ihnen entwinden; seine so weit physisch-mechanisch-gebildete Kraft ist jetzt in eine psychologisch entwickelte Vernunftskraft übergegangen, die dasselbe dahin erhebt, beides, das Bedürfniss eines freyen Vorschrittes und das Bewusstseyn seiner selbstständigen Kraft zu diesen Vorschritten in sich selber zu fühlen.

Nr. 3. Der Zweck und die Nothwendigkeit dieses Theils des Elementarunterrichts ist uns aus der Abhandlung bekannt. Es ist hier nur nöthig den Gang anzudeuten. *P.* fodert in der Vorrede zu dem zweyten Hefte, die eigentlich vor dem ersten stehen sollte, dass das Kind sich den Begriff der Zahlen erst von den Gegenständen abstrahiren, und mithin erst die Zahl eins, zwey, drey als Beschaffenheit eines Gegenstandes benennen solle, ehe es die Zahl eins, zwey, drey spricht. Er setzt hinzu: „Wenn nun die Mutter also das Kind verschiedene Gegenstände, z. B. Erbsen, Steinchen u. s. w. als *ein*, *zwey*, *drey* u. s. f. erkennen und benennen lehrt, so bleiben bey der Art, wie sie selbige dem Kinde zeigt und vorspricht, die Wörter *eins*, *zwey*, *drey* immer unverändert stehen; hingegen die Wörter Erbsen, Steinchen, Hölzchen verwechseln sich allemal mit der Abwechselung des Gegenstandes. Durch dieses fortdauernde Bleiben des einen, so wie durch das fortdauernde Abändern des andern, sondert sich dann im Geist des Kindes der Abstractionsbegriff der Zahl, das ist, das bestimmte Bewusstseyn der Verhältnisse von mehr und minder abhängend von den Gegenständen, die als mehr oder minder dem Kinde vor Augen gestellt worden u. s. f."

Zu dem ersten Hefte ist eine Tabelle, welche aus lauter einzelnen Strichen besteht; diese Striche muss das Kind zuerst zählen. Eben so zählt es nachher combinirte Zahlen; zweymal eins, die es dann wieder in Einheiten auflöset; z. B. 2×1 sind 1×2 u. s. f. In der zweyten Uebung wird von zwanzig Einheiten eine jede als die Hälfte von zwey, und von dreyssig eine jede als der dritte Theil von 3 benennt u. s. f. In der dritten lernt es die Zahl 2 mit der 3 und diese wieder mit 4 u. s. w. bis 10 in ein Verhältniss setzen. Die vierte bringt den Zögling dahin, combinirte ganze Zahlen in gleiche Theile zu theilen. In der fünften werden combinirte kleinere Zahlen als gleiche Theile von grössern behandelt, (z. B. (S. 74) $3 \times 1 = 1 \times 3$, $6 \times 1 = 2 \times 3$, $1 \times 3 = \frac{1}{2}$ von 2×3. Die sechste Uebung ist eine Verdoppelung und Vervielfältigung der fünften. Die siebente lehrt, welche Zahl von einer jeden von 1 bis 10 die Hälfte, welche das Drittel u. s. w. Die achte ist hinwiederum eine Verdoppelung und Vervielfältigung der vorhergehenden. In dem zweyten Hefte findet man denselben Gang mit gebrochenen Zahlen, zu deren Versinnlichung eine Tabelle mit getheilten Quadraten beygefügt ist. Diess ist

ist ungefähr der Gang des Ganzen. Es ist nicht schwer, ihn zu übersehen, aber schwieriger, ihn überall seinem Zwecke gemäss zu beurtheilen. Pestalozzi, sagt in der Vorrede zu dem Buche für Mütter S. XI. „Ich sage es zuerst, ich sage es laut, die Methode taugt nichts, als, in so fern es in ihrem Wesen liegt, dass sie jede verständige Mutter, die sich sorgfältig in ihren Formen geübt hat, mit psychologischer Sicherheit dahin erhebt, die Bücher meiner Methode, als ihr überflüssig, auf die Seite zu legen, und unabhängend von derselben in ihrem Geiste dem Zweck derselben entgegen zu schreiten. Die arme Hülle meiner Formen wird von Tausenden lange — lange als ihr Wesen angesehen werden" u. s. w. Wir wollen uns diesen Vorwurf nicht zu Schulden kommen lassen, und daher die Elementarbücher in ihrem Zusammenhange, und dem Geiste nach, auffassen.

Wir sehen, dass alle drey Theile des Elementarunterrichts sehr innig zusammen greifen, und es ist unverkennbar, dass hier der ganze Mensch in Anspruch genommen wird. Er wird zum Beobachten der Gegenstände hingezogen; er muss benennen, was er gesehen und beobachtet hat; er muss aus gegebenen Linien Formen bilden, die einen Flächenraum umschliessen, und durch die Vergleichung derselben das Grössenverhältniss selbstthätig finden; er wird unwillkührlich in Zahlenverhältnisse hineingeführt, und schreitet darin von Stufe zu Stufe immer weiter. Alle drey Elementarpunkte sind auch auf jeder Stufe für einander berechnet. Wenn hier das Kind die Theile des Körpers, wie es sie vor sich sieht, benennt, so beschäftigt es sich dort mit der Benennung von Linien, und dann wieder von einfachen und zusammengesetzten Zahlen. Wenn es hier die Lage (das Verhältniss) der einzelnen Theile des menschlichen Körpers bemerken lernt, so sieht es dort das Verhältniss der Länge von einer Linie zur andern, und findet dann wieder das Verhältniss einer einfachern Zahl zu einer zusammengesetztern grössern. So wie das Kind in einem fortschreitet, so schreitet es auch im andern weiter. Der systematische Zusammenhang und die consequente Durchführung eines jeden Einzelnen ist den Elementarbüchern durchaus nicht abzusprechen.

Aber werden sie auch den Erfodernissen der gesammten Menschenbildung Genüge leisten? Werden sie nicht bloss zum Lernen anleiten, sondern auch den Kopf aufschliessen? Wird ein jeder einzelne Theil auch für seinen Zweck Genüge leisten? — Hier ist es, wo uns die Gebrechen der Elementarbücher in die Augen fallen. Wir sahen es oben, dass die Scheidung dreyer Elementarpunkte sich auf das Erfoderniss der Entwickelung unseres Geistes stützt. Wenn nun ein jeder derselben nicht seinen Zwecken gemäss behandelt ist, so hebt sich diese Scheidung von selbst hinwiederum auf, und die Methode ist dadurch mangelhaft und unzulänglich geworden. Das *Buch der Mütter* soll das erste Unterrichtsmittel, den *Schall*, bearbeiten. Pestalozzi schied hier, wie wir oben sahen, richtig drey Stufen, nämlich Ton-Wort- und Sprach-Lehre; die Ausführung der ersten Rubrik ist er uns aber schuldig geblieben; die zweyte beschränkt sich auf Benennungen der einzelnen Theile des menschlichen Körpers: und doch hätte die Ableitung der Wörter aus einander nicht nur zum recht eigentlichen Handhaben der Sprache hingeführt, sondern auch die folgende Stufe so vollständig vorbereiten können, dass schon hier der Gang der menschlichen Bildung im Einzelnen dargestellt worden wäre. Die Mangelhaftigkeit dieser zweyten Rubrik musste die Unvollständigkeit der dritten, aus sehr nahe liegenden Gründen, nothwendig mit sich führen. Das *ABC der Anschauung* sollte das Kind zu dem Gefühle der Nothwendigkeit bringen, dass es in seinen Anschauungen nichts ändern könne, dass es z. B. die Kugel nothwendig rund, ein Quadrat nothwendig eben so lang als breit, sich vorstellen müsse. Das kann die Anschauungslehre der Maassverhältnisse aber nicht leisten, denn dazu fehlt es ihr an Vollständigkeit und richtiger Behandlung der als Elemente angenommenen Formen. Rec. sagt an *Vollständigkeit:* denn es sind *nur* eckige Musterformen hier aufgenommen, und unter diesen *nur* das Quadrat. Doch hat die runde Form einen eben so gerechten Anspruch darauf, nicht bloss weil es runde Gegenstände giebt, sondern weil die eckigte Form durch den Contrast mit der Rundung einzig und allein Bedeutung erhält. Wir lesen hier ferner von rechten Winkeln. Diese erhalten nur im Gegensatze von spitzen und stumpfen Winkeln Sinn. Doch fehlen die letztern beide. Dem Viereck sollte wenigstens ein Drey- oder ein Vieleck zur Seite gesetzt werden. Es fehlt also, wie man sieht, dem ABC der Anschauung die gegenseitige Beziehung der einzelnen Formen, die man in ihm zu suchen berechtigt ist. Aber auch die Art der Behandlung der hier aufgenommenen Formen finden wir nicht richtig. Das Kind sollte nicht bloss beschreiben, was es sieht, sondern es sollte die Verbindung der einzelnen *Formen* beobachten, und durch ein Vergleichen derselben zur Einsicht gebracht werden, dass aus der Vereinigung gewisser Linien mit einander nothwendig diese, und keine andere Gestalt hervorgehen könne. Anstatt dass das Kind (*Anschauungslehre der Maassverhältnisse* S. 17) beschreibt, dass ein rechter Winkel aus einer wagerechten und aus einer senkrechten Linie gebildet ist, sollte es lieber zur Einsicht gebracht werden, dass z. B. Parallellinien nirgends zusammentreffen, wagerechte und senkrechte sich zwar vereinigen, aber weder *gegen* noch *von* einander neigen können; dass eine rechts steigende Linie sich gegen eine wagerechte neigen müsse, sobald sich beide Anfangspunkte mit einander vereinigen, hingegen von diesem das Gegentheil statt finde, sobald sich der Endpunkt der einen mit dem Anfangspunkte der anderen verbindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 APRIL, 1804.

PÄDAGOGIK.

Fortgesetzte Beurtheilung der Schriften über Pestalozzi's Lehrsystem und Lehrmethode.

Die angeführte Construction der Formen, welche unter gewissen Bedingungen immer nur solche, und nicht andere Gestalten als Resultate zur Folge haben kann, sollte eigentlich das ABC der Anschauung ausmachen. Pestalozzi ahnete ein solches, (*Wie Gertrud* etc. S. 189). Aber das Anstaunen seines Quadrats machte ihn gegen alle andere Formen so blind, dass er uns nur ein ABC *der Grössenverhältnisse*, statt eines ABC der *Anschauung* schenkt. Wir verschmähen das Geschenk nicht; aber wir sind berechtiget, erst das Versprochene zu fodern. Die Vermittelung der Grösenverhältnisse gehört nicht in das Gebiet der Anschauung, sondern vor das Forum der Zahl. Daher kommt es, dass das Pestalozzische ABC der Anschauung gröfstentheils als Anwendung der Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse erscheint.

Aber auch dieses letzte Elementarmittel wird seinem Zwecke nicht entsprechen. Wir wissen schon, dass die Zahl eigentlich nur in der Zeit existirende Grösen ausdrückt; ihre wesentliche Operation ist also die Combination verschiedenzeitiger Grösen zu Gleichzeitigen, und dann Analyse dieser Combination. Das absolute Element der Zahl ist aber die absolute *Einheit*. Diese ist als solche nicht theilbar; wenn sie es werden soll, so muss sie relativ d. h. mit mehrern Einheiten verbunden seyn. So ist zwey in Beziehung auf *eins* eine relative Einheit, die aus zwey absoluten componirt ist. Anstatt dieser Combination läst Pestalozzi seinen Zögling nicht aus seinem Quadrate heraus, und die Zahl als Folge der Vergrösserung und Verminderung des Flächenraums in seinem Gemüthe entstehen. Der Zögling muss sich alles im Raume vorstellen, um zu versuchen, ob ihm die Zahl auch Wahrheit lehre. Hier wird also offenbar die Vernunft zu den Augen in die Schule geschickt. Daher kann der eigentliche Zweck des Rechnens nicht erreicht werden, indem auf diese Weise gar nicht die Art der Geistesthätigkeit, welche durch die Zahl geübt werden sollte, statt findet; denn Alles ist in eine leidige Empirie umgegossen. Das eben angeführte Beyspiel (*Anschauungslehre der Zahlverhältnisse* 2 Heft S. 1) gründet sich eigentlich auf Zahlverhältnisse, und erhält nur dadurch seine Unfehlbarkeit, dass es in Zahlen ausgedrückt ist; es verliert sie aber in der Form, wie es hier erscheint. Es war hier zu suchen, wie sich der dritte Theil der zweyten wagerechten Linie zur Hälfte der ersten verhält. Die Anschauung kann hier nichts weiter thun, als das Verhältniss der ganzen Linien vermitteln. Diese sind einander gleich; das Uebrige muss Folge der innern Intuition der Grösse seyn. Die Operation war folgende: Ein Ganzes hat $\frac{3}{3}$; ein halbes ist folglich 3 halbe Drittel. Ein ganzes Drittel hat 2 halbe Drittel; 2 ist aber $\frac{2}{3}$ von 3: folglich muss auch ein drittel Ganzes $\frac{2}{3}$ halbe seyn. Dieser arithmetischen Operation darf nichts Empirisches weiter beygemischt werden, weil sich dieses nicht mit ihr verträgt.

Jedoch wir müssen hier schliessen. Wir sind nun mit der bessern und mit der minder vortheilhaften Seite der Pestalozzischen Elementarbücher bekannt. Wenn wir in ihren Geist tief genug eingedrungen sind, so werden wir uns darauf verstehen, das Korn zu sichten von der Spreu. Rec. muss dieses Geschäft dem bessern Genius der deutschen Pädagogik überlassen. Von diesem hofft er aber um so zuversichtlicher eine bessere Begründung der Elementarpunkte des Unterrichts, je glücklicher die Auspicien sind, mit welchen so begonnen wurde.

Wir führen nunmehr unsere Leser zu denjenigen Schriften fort, welche die Billigung und Anempfehlung der Pestalozzischen Methode zum Endzweck haben:

BERN u. ZÜRICH, b. Gessner: *Amtlicher Bericht über die Pestalozzische Anstalt und die neue Lehrart derselben*, von Johann Ith, Dekan u. Präsident des Erziehungs-Raths in Bern. 1802. 125 S. 8.

Der Vf., der sich schon durch seine frühern anthropologischen Schriften schätzbar gemacht hat, sucht in der vorliegenden Schrift das Charakteristische der Pestalozzischen Lehrmethode herauszuheben. Es liegt weder in dem Zwecke dieses Buches, noch in der Individualität des Verfassers, eine tief eingehende philosophische Deduction zu geben. Nur einzelne treffliche Bemerkungen darf man in ihm suchen; und diese wird man hier, so wie in seinen übrigen Schriften, finden. Sehr wahr ist es, was der Vf. S. 69 über den Einfluss der verbesserten Methode auf die Sittlichkeit bemerkt. „Die Uebereinstimmung, heisst es hier, unserer sinnlichen und vernünftigen Natur, und die daraus resultirende Ordnung in allen unsern Fähigkeiten und Kräften, macht die Grundlage aller menschlichen, folglich auch aller moralischen Vollkommenheit im Menschen aus, und das unverblendete,

te, zuverlässige Bewufstseyn dieser innern Vollkommenheit ist die Grundlage aller wahren Heiterkeit, aller vernünftigen und sittlichen Zufriedenheit."

Die Methode ist übrigens hier mit sehr vieler Wärme anempfohlen, und die Regierung zur angemessenen Unterstützung der Anstalt sehr dringend aufgefodert.

Um der Pestalozzischen Methode einen baldigen Einfluss auf unsere Volksschulen zu verschaffen, schrieb der durch mehrere pädagogische Schriften schon rühmlichst bekannte *F. H. C. Schwarz* zwey kleine ganz populäre Schriften, unter folgenden Titeln:

1) *Pestalozzi's Methode und ihre Anwendung in Volksschulen.* 1803. 4 Bog. 8.

2) *Gebrauch der Pestalozzischen Lehrbücher bey dem häuslichen Unterricht und in Volksschulen.* Giefsen, b. Krieger. 1804. 4 Bog. 8.

Beide Piecen zeichnen sich weniger zu ihrem Vortheile aus, als die sonst sehr gehaltreichen Schriften des geschätzten Vf. Nr. 1 enthält, ausser einigen Vorschlägen zur Verbesserung der Methodik des Unterrichts, keine eigenthümlichen Ansichten des Vfs.; vielmehr scheint gerade der systematische Zusammenhang und das Ineinandergreifen der einzelnen Gegenstände des Pestalozzischen Elementarunterrichts übersehen zu seyn. In Nr. 2 macht er auf den eigenthümlichen Gang der Pestalozzischen Methode aufmerksam, und zeigt, wie alle hier vorkommenden Uebungen sich auf andere Gegenstände übertragen lassen. Uebrigens wird den Müttern der häusliche Unterricht anempfohlen, nur die zwangvolle Form wird ihnen erlassen. Der arithmetische und geometrische Theil des Unterrichts soll aber nach den Regeln der Methode behandelt werden.

In beiden kleinen Schriften äusert der Vf. eine ihm sehr bedeutend scheinende Bedenklichkeit gegen Pestalozzi's ABC der Anschauung. Er glaubt nämlich S. 11 Nr. 1, und S. 27 und 28 Nr. 2, „dass der Unterricht in senkrechten und wagerechten Linien, in Winkeln und Rechtecken u. s. w. den Blick und die Fertigkeit für die Schönheitslinien und für die Herrlichkeit der Natur selbst, welche sich in fliessenden Formen offenbart, verderben dürfe. Winkel und Ecken sind der Sitz der Geschmacklosigkeit (?!). Das Kind ist vom Schöpfer bestimmt, die freye Natur zu schauen, und diese soll es nicht mit Quadraten umstricken, es soll sie schauen lernen, wie sie ist, sie soll ihm in ihrer Freyheit heilig werden. (Soll wohl heissen, sie soll ihm in der Form, in welcher sie sich ihm nothwendig darstellen muss, heilig seyn; denn Freyheit im eigentlichsten Sinne wird der Vf. der Natur doch nicht beylegen wollen?)" — Wir erwiedern: Pestalozzi entzieht dem Kinde nicht die Richtung auf die Natur, sondern er lenkt dasselbe vielmehr recht hin, um sie zu beobachten. Das Buch der Mütter ist davon der vollständigste Beleg. Das ABC der Anschauung zieht das Kind nicht auf Winkel und Ecken, sondern auf die *Combination* der Gestalten. Diese lehrt es dasselbe suchen, und finden in den Gegenständen. Das Kind wird hier zur Anerkennung einer Regel geführt, nach welcher die Natur sich gestaltet, und in einem beständigen Fortschreiten bildet. In einem bunten Gewirre von Farben und in einer regellosen Masse von Formen, wie diese auch einzeln erscheinen mögen, giebt es für den Schönheitssinn des Zöglings keine Nahrung. Es ist die Ordnung, in welcher sich das Reich der Objecte dem Zöglinge darstellt, und das Gesetz, dessen Abdruck er allenthalben findet, was eine ästhetische Stimmung erzeugen und eine religiöse Ansicht der Natur vorbereiten muss. Das Ineinanderfliessen der Formen, das Wellen- und Wogenförmige ist die gefällige Aufsenseite der Formen, die ja eben desswegen uns ergötzt, weil wir sie, sey es mit, oder ohne deutliches Bewufstseyn, mit einer regelmäfsig eckigen oder runden Form zusammen halten.

Göttingen, b. Röwer: *Pestalozzi's Idee eines ABC der Anschauung*, untersucht und wissenschaftlich ausgeführt von *J. F. Herbart.* 1802. 218 S. 8.

Diese Schrift ist unstreitig eine der vorzüglichsten unter allen, welche über die Pestalozzische Lehrart erschienen sind, und verdient desswegen vorzüglich unsere Aufmerksamkeit. Der Vf., der sich durch eigene Ansicht von dem Werthe und von den Vorzügen dieses Theils des Elementarunterrichts überzeugt hatte, fasste Pestalozzi's Idee eines ABC der Anschauung auf, und suchte sie weiter auszubilden; jedoch nur die Idee, denn die Ausführung derselben ist in Pestalozzi's ABC der Anschauung und hier ganz verschieden ausgefallen.

In der Einleitung sucht der Vf. theils die Bildsamkeit und den Werth der Anschauung darzuthun, theils das Feld aufzusuchen, welches derselben zuerst anzuweisen ist, theils endlich den Weg anzudeuten, welcher am kürzesten und sichersten dahin führe. Den Platz, welchen der Vf. dem ABC der Anschauung anweisen will, findet er in dem Gebiete der Mathematik, und von dieser scheint ihm namentlich die Trigonometrie am meisten dem Zwecke der hier gesuchten Elementarübungen, der S. 51 darin bestehen soll: die Anschauung zu bilden, der Erziehung zu helfen (unbestimmt) und die Mathematik vorzubereiten, zu entsprechen. Den Grund, warum gerade die Versinnlichung trigonometrischer Lehrsätze (S. 69) der Anfangspunkt sey, findet der Vf. theils in der einfachen Form des Dreyecks, theils in der ungemein grosen Anwendbarkeit desselben in den gesammten mathematischen Wissenschaften. Beides ist wahr und richtig. Das Dreyeck ist, als Combination von drey gegebenen Elementen, wirklich die einfachste Form. Weniger Elemente geben gar keine Figur, und mehr werden zusammengesetzter als das Dreyeck. Denn man nehme drey Punkte a b c: Gesondert sind sie nichts; einfach verbunden erscheinen sie nirgends anders, als Linie. Dreyfach verbunden werden sie eine Form, die allemal ein Dreyeck seyn muss. So viel geben wir dem Vf. zu.

Aber

Aber ehe er uns auf diese Combination verweiset, sollte er zuförderst die Frage beantwortet haben, die er nicht einmal aufwarf: Ob in einem naturgemässen Unterrichte die Combination der Analyse, oder diese jener vorausgehen müsse? Die Beantwortung dieser Frage setzt noch eine andere, die psychologischer Natur ist, voraus: ob nämlich nach dem erstern Acte des Ergreifens, welcher das Werk der Anschauung ist, die erste zum klaren Bewusstseyn des Gegenstandes führende Thätigkeit des Geistes mehr combinatorisch, oder mehr analytisch sey? Hier, dünkt uns, wird es nicht schwer seyn, die Priorität des letztern darzuthun. Denn die Stoffe der Geistesthätigkeit sind Objecte, oder wenn man lieber will, Anschauungen; diese erscheinen als solche schon zusammengesetzt, und können mithin nur durch Analyse zur vollkommenen Klarheit gebracht werden. Die Elemente, welche wir zu einer willkührlichen Form combiniren wollen, müssen folglich erst durch Analyse gefunden werden. Das Zergliedern musste daher dem Zusammensetzen vorangehen. Aus diesem Grunde durfte man auch bey der Construction eines Dreyecks nicht von Punkten ausgehen, sondern die vorher erkannten Punkte und Linien mussten, wie es auch Pestalozzi thut, durch Analyse gefunden und in der Form erkannt werden. Wir werden also besser thun, nach einer Form uns umzusehen, aus welcher wir das Dreyeck selbst herausfinden können, und darin wird uns das *Quadrat* ungleich bessere Dienste leisten. Dieses zählt zwar, sobald auf seine Stoffe gesehen wird, ein Element mehr. Aber es ist dafür auch, als Form, nothwendig bestimmt, und duldet keine Abweichungen. Das Dreyeck hingegen ist als solches keine so bestimmte Form, sondern es ist vielfachen Veränderungen unterworfen, die man nur mit Hülfe des Zirkels genauer bestimmen kann. Schon dieser Umstand erschwert das Handhaben desselben für den ersten Unterricht ungemein; noch weniger geschickt muss man diese Figur zur Elementarübung finden, wenn man das so schwer zu bestimmende Verhältniss der Seiten in Erwägung zieht. Es mag wohl seyn, dass das Dreyeck einen vielfachern wissenschaftlichen Gebrauch verstattet. Aber die nothwendige Gleichheit der Form, auch bey den vielfachsten Modificationen der Grösse, wird es nie so vollkommen darstellen; und doch soll uns ein A B C der Anschauung nicht in die *Wissenschaft* introduciren, sondern in der geometrischen Anschauung orientiren. Die unzählige Menge der möglichen Dreyecke nöthigte den Vf., sich nach Muster-Dreyecken umzusehen, und diese fand er in den Rechtwinkligen, deren Gestalt von der Bestimmung der Winkel ausgehen soll. (S. 84) In einem rechtwinkligen Dreyecke von 45° werden Radius und Tangente (die Katheten) einander gleich seyn; die Secante (Hypothenuse) hingegen ist um einen, hier noch nicht genau anzugebenden Theil länger. Man sieht schon hieraus, dass das Kind hier offenbar in die Subtilitäten einer Wissenschaft hineingeführt wird, die es schlechterdings, ohne andere vielfältige Vorübungen, nicht fassen kann. Denn die Bestimmung der Winkel nach Graden hat der Zögling vorher nicht begriffen, noch weniger die Beziehung der arithmetischen Grösse mit der geometrischen; und beides wird vorausgesetzt. Nichts desto weniger wird der Schüler auf sein Messinstrument zurückgewiesen, um zu versuchen, wie viel und in welchem Verhältnisse die ganze Ausdehnung eines Dreyecks mit der Vergrösserung eines Winkels zunimmt. Giebt es denn in dem weiten Gebiete der sämmtlichen mathematischen Wissenschaften nicht viele andere Wahrheiten, die nur als Folge der Combination von Elementar-Formen sich bewähren? Häufe man doch diese zusammen, ohne sich ängstlich an das ohnehin noch so wenig scharf gezogene Band der Wissenschaften anzuketten. Warum soll doch das Kind mit einer leeren Gruppe von Dreyecken sich Jahrelang herumtragen, bis es der vergötterten Wissenschaft gefällt, ihre Gaben huldreich dem flehenden Verehrer zu spenden? Wir sind gar nicht in Abrede, dass Uebungen der Art vorkommen müssen; nur die Anordnung und Stufenfolge trifft unser Tadel. Sehr treffend finden wir die Bemerkung S. 126: „Uebung im Combiniren sollte schlechterdings ein wesentliches Stück jedes Lehrcyklus seyn. Es würde um viele Wissenschaften anders stehen, wenn ihre Gründer und Pfleger dieselbe besessen hätten. Und wie viele Dinge des frühen Schulunterrichts, unter andern namentlich das Decliniren und Conjugiren, würden den Geist nicht mehr tödten, sondern heben, wenn man dabey combinatorische Betrachtungen anstellte." Wenn es nur dem Vf., der seiner Wissenschaft mächtig ist, gefallen hätte, uns zu zeigen, wie diese combinatorischen Uebungen betrieben, wie sie auf *Sprache*, auf geometrische Zeichnungen u. s. w. angewendet werden müssen. In den Berechnungen der Dreyecke und allen hier vorkommenden arithmetischen Uebungen, wird man sich vergeblich nach einer Anwendung der combinatorischen Analysis umsehen. Doch ward sie hier leichter, als irgendwo. Die Zeichnung geometrischer Figuren aus gegebenen Linien ist, unsers Bedünkens, die anschaulichste Darstellung der Combination, wenn sie zweckmässig betrieben wird. Die ganze Arithmetik von Anfang bis zu Ende ist, sobald sie nicht in die willkührliche Form der sogenannten Rechenkunst gegossen, oder wohl gar mechanisch erlernt wird, eine Darstellung der Combination in Concreto. Rec. wundert sich daher nicht wenig, dass der scharfsinnige Vf. nicht die Gebrechen der arithmetischen Uebungen, die er hier mit einstreuen musste, selbst fühlte. Die Berechnung der Dreyecke nach den mechanischen Regeln der Regel-de-tri haben uns daher am wenigsten gefallen.

Alles, was nicht klar begriffen wird, und als Folgerung aus gegebenem Bekannten unmittelbar hervorgeht, ist für den Rechenschüler Mechanismus. Dieser aber muss verdrängt werden, sobald das Rechnen seinen Zweck erreichen soll. Man kann dieses mechanische Rechnen auch völlig entbehren, sobald es als eine reine Verstandessache von Stufe zu Stufe geübt

geübt wird. Man fetze nur immer die Bedingungen klar aus einander, und laffe alles Andere aus der Combination bekannter Zahlbegriffe hervorgehen, fo mufs der ganze Zweck des Rechnens vollftändig erreicht werden. Ein Beyfpiel nur fey uns erlaubt. S. 143 follen die Seiten des Dreyecks von 55° berechnet werden. Diefe find zwar ganz richtig in der Proportion ausgedruckt $100:143 = 155 : \frac{143 \cdot 155}{100}$. Aber combinatorifch mufste die Proportion alfo ausgedruckt werden: $1 : \left(\frac{2}{5}\ \frac{\frac{3}{10}}{0}\right) = 1,55 : 155\ \left(\frac{2}{5}\ \frac{\frac{3}{10}}{0}\right)$ d. i. $221\ \frac{65}{100}$; denn es war ja zuerft nur die Einheit da, diefe wuchs zu $\frac{43}{100}$. $\frac{43}{100}$ find $\frac{2}{5}$, und davon ift $\frac{3}{100}$. In demfelben Verhältniffe mufs nun auch 1, 55 wachfen, $\frac{2}{5}$ von 15 ift aber 6 und 0, von 5 ift 2: folglich 62. Dazu kamen noch $\frac{3}{100}$ diefes find $4\frac{65}{100}$. Diefs zufammen addirt giebt $221\ \frac{65}{100}$; $\frac{65}{100}$ find aber gleich $\frac{65}{100}$. Man fieht, dafs hier die eigentlichen Regeln der Combination befolgt find, dafs hier nichts Mechanifches, fondern durch Analyfe und Combination alles gefunden ift. Gerade darum war es uns zu thun. Bey diefer combinatorifch-analytifchen Operation mufs eine jede vielfach zufammengefetzte Zahl als Einheit behandelt, und nach einer und derfelben Regel dann analyfirt werden. Peftalozzi ahnete wirklich diefe combinatorifche Rechnungstheorie; und hier follte ihm unfer kenntnifsreicher Vf. zu Hülfe kommen. Wenn man in Erwägung zieht, dafs alle Rechnungen nach derfelben Norm vollbracht werden können, fo wird felbft der ökonomifche Vortheil diefer hier angedeuteten Theorie einleuchtend; freylich nicht für den mechanifchen Rechenmeifter, deffen Geift und Leben unter todten Formeln verwittert, wohl aber für unfern Zögling, der fich allenthalben frey entwickeln und felbftthätig ausbilden foll.

Diefe Bemerkungen werden auf keine Weife den Werth diefes Buchs verkümmern. Einige Unvollkommenheiten abgerechnet, ift es ein fehr gelungenes Werk. Der befcheidene Vf. fagt am Schluffe. „Das ABC der Anfchauung, wie es hier in die Welt gefchickt wird, ift nur noch ein armer Fremdling, der gar manche gute Gabe, aus vielen Händen, fich auf fein ehrlich Geficht erbitten mufs. Etwas reichlicher hätte er gleich Anfangs ausgeftattet werden können; aber er mufs es erft zu verdienen fcheinen, dann kann ihm das Zurückgehaltene nachgefendet werden." — Mit Verlangen erwarten wir die baldige Erfüllung des letztern Verfprechens, und hoffen von diefer zweyten Sendung recht viel Gutes. Die Methodik und die Art, diefen unentbehrlichen Theil des Unterrichts in den Schulen einzuführen, wird am fchicklichften praktifchen Schulmännern überlaffen bleiben.

(Die Fortfetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PAEDAGOGIK. *Stettin*, b. Leich: *Ideen zu einer Statiftik des öffentlichen Schul- und Erziehungswefens*; nebft Vorfchlägen, Wünfchen und Nachrichten, das Lyceum zu Stettin betreffend. — Eine Einladungsfchrift von *Friedr. Koch*, Director des Lyc. zu Stettin und Mitgl. d. lat. Gef. zu Jena. 1803. 38 S. 4. Unter einer Statiftik des öffentlichen Schul- und Erziehungswefens verfteht der würdige Vf. eine hiftorifchtreue Darftellung von der gegenwärtigen Lage der Nationalerziehung und von der innern und äufsern Verfaffung einzelner Schulanftalten, von der in ihnen vorhandenen ökonomifchen und intellectuellen Kraft. Mit Recht verfpricht er fich von der Ausführung diefer Idee, welche durch den dazu gelieferten Grundrifs S. 14 ff. noch anfchaulicher gemacht wird, nicht nur fehr viel für zweckmäfsige Verbefferung der Schulen, fondern auch felbft für die Polizeywiffenfchaft. Am Schluffe diefer lehrreichen Schrift giebt Hr. *K.* eine getreue Rechenfchaft von den Fortfchritten der feiner Leitung anvertrauten Anftalt, welche in diefem 1804ten Jahre ihr 400jähriges Stiftungsfeft gefeyert hat. Da es diefer Schule, welche durch die Bemühungen ihrer würdigen Lehrer einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, fehr an äufserer Unterftützung gebricht: fo belebte den Vf. die angenehme Hoffnung, dafs ehemalige dankbare Zöglinge diefer Anftalt und andere begüterte Freunde der jungen Menfchheit die Feyer diefes Stiftungsfeftes durch milde Beyträge oder Stiftungen wohlthätig machen würden. Wir wünfchen herzlich, dafs diefe Hoffnung des würdigen Vf's. nicht unerfüllt geblieben fey!

Z — d.

Leipzig, b. Tauchnitz: *De re paedagogica in fcholas academicas revocanda.* Libellus *Augufti Ludovici Diemer*, AA. M. et Advocati Lipfienfis. 1803. 62 S. 4. Der Vf. diefer in einem fliefsenden Styl abgefafsten Abhandlung bemüht fich, den vielumfaffenden *abfoluten* Werth der Pädagogik und die daraus gefolgerte Nothwendigkeit, fie wieder zu einem *allgemeinen* Lehrobject auf Akademieen zu erheben, zu entwickeln. Die Pädagogik war als folche bisher gröfstentheils in den Händen der Theologen; und doch ift der Einflufs nicht zu verkennen, den Juriften als Mitglieder der Scholarchate, Schulephorate, und Schulcollegien auf die Verbefferung des Schul- und Erziehungswefens haben *können*. Und vertritt nicht in unfern Tagen ein erfahrener und gebildeter *Hausarzt* gröfstentheils die Stelle des — *Beichtvaters*? Er, der die *phyfifche* Erziehung der Kinder leitet, follte er nicht fehr oft Gelegenheit haben, auf moralifche und intellectuelle Bildung zu wirken? Und follte nicht jeder Familienvater, vorzüglich in den höheren Ständen, zu feiner und feiner Kinder Wohlfahrt, mit einer gründlichen Kenntnifs der Pädagogik ausgerüftet feyn? Gewifs Gründe genug, welche die Nothwendigkeit erhärten, auf jeder Univerfität für die Genoffen *aller* Facultäten Pädagogik zu lehren. Es möchten indeffen die frommen, fehr beherzigenswerthen Wünfche des Vfs. wohl nicht früher in Erfüllung gebracht werden, bis durch eine gründliche Reformation unferer Akademieen, der Studienplan derfelben beffer organifirt, und eben dadurch Zeit für ein Lehrobject gewonnen worden ift, welches, fo fehr es feiner Natur nach dazu geeignet ift, Staaten zu regieren und zu beglücken, dennoch fich bis jetzt in dem Zuftande *der Erniedrigung* befand. Indeffen Dank allen denen, die, wie der Vf., fo ernftlich darauf dringen, den Stand *der Erhöhung* für daffelbe herbeyzuführen!

Th. Ch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 APRIL, 1804.

PÄDAGOGIK.

Fortgesetzte Beurtheilung der Schriften über Pestalozzi's Lehrsystem und Lehrmethode.

BERLIN, b. Haude u. Spener: *Versuch einer Einleitung in die Grundsätze des Pestalozzischen Elementarunterrichts, nebst einem Anhange: über die Olivierische Lese- und Rechtschreibungs-Lehrmethode*, von *J. F. W. Himly.* 1803. 210 S. 8.

Der Vf. wollte den wissenschaftlich-historischen Gesichtspunkt andeuten, aus welchem der Pestalozzische Elementarunterricht zu betrachten sey, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Elementarbücher einigermaſsen zu leiten. Das Buch zerfällt in drey Abschnitte, deren ersten wir nur als eigenthümliches Werk des Vfs. betrachten können. Er handelt „von dem Fundamental-Grundsatze der Erziehungs- und Unterrichtswissenschaften, in so fern er bisher gekannt und angewandt worden." Im zweyten Abschnitte wird unter der Ueberschrift: „von der in unsern Tagen erfolgten tiefern Erwägung und versuchten durchgreifenden Anwendung des Fundamental-Grundsatzes," ein Auszug aus Herbarts ABC der Anschauung, geliefert. In dem dritten Abschnitte, welcher von dem ganzen Umfange der Pestalozzischen Ideen zum Zweck einer allgemeinen Menschenbildung, Erkenntniſs, Berufsfertigkeit, Gottesverehrung (erste Erweckung religiöser und sittlicher Gefühle) handelt, stellt er die hieher gehörigen interessanten Stellen aus Pestalozzi: „*Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*" zusammen. Ohnerachtet diese beiden Schriften, aus welchen der Vf. in diesen letzten Abschnitten schöpfte, sehr reichhaltige Ideen und beherzigungswerthe Stellen enthalten: so miſsbilligen wir es doch, daſs der Vf. nicht lieber seine eigenen Ideen auf seine Weise ausführte. Das konnte ihm um so weniger schwer werden, da er in dem ersten Theile Beweise ablegt, daſs er tiefer in den Geist der Pestalozzischen Lehrart eingedrungen ist.

In der Einleitung macht Hr. *H.* durch das belehrende Beyspiel der französischen Revolution auf die Folgen einer verkehrten Erziehungsweise aufmerksam. Was hier gesagt wird, verdient sehr beherziget zu werden. Die Erziehung wird sehr häufig deſswegen nicht so geachtet, als sie wohl verdiente, weil die Folgen ihrer Vernachläſsigung mit ihr selbst nicht in einem Punkt zusammentreffen, und dann leicht anderen Ursachen beygemessen werden.

Den Fundamental-Grundsatz der Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft findet der Vf. S. 11 darin, „daſs die Pestalozzische Methode eben so fest und unabweichlich auf den, durch die letzte Reform der Wissenschaft gefundenen Satz, wornach dem symbolischen Unterricht der anschauliche unterzulegen ist — zurückführe, als jener letzten Reform zu ihrer Vollendung noch das, nun in der Tiefe des Gegenstandes gesuchte und gefundene durchgreifende, Mittel einer sichern Ausübung des bemerkten Grundsatzes gefehlt habe."

In dem ersten Kapitel finden wir über die Entstehung und Ausbildung der Sprache treffende und schätzbare Bemerkungen. Das zweyte Kapitel geht noch weiter zurück auf die Entstehung sämmtlicher Vorstellungen in dem Kinde. Hier wird S. 24 mit Recht behauptet, daſs das Kind in geistiger Rücksicht schlechterdings nichts als *Anlagen* besitze. In dem Folgenden wird ein kurzer Abriſs der Entwickelungsgeschichte der sinnlichen Vorstellungen gegeben, die einen Beweis ablegt, daſs der Vf. das Kind sorgfältig beobachtet, und sehr richtig reflectirt hat. Freylich erhalten wir hier mehr eine äuſsere, als eine innere Entwickelungsgeschichte. — Das dritte Kapitel handelt von der bisherigen Kenntniſs und Benutzung des anschaulichen Unterrichts. Hier wird zuerst die frühere gänzliche Vernachläſsigung des anschaulichen Unterrichts sehr ernstlich gerügt, und zugleich bemerkt, daſs schon seit Rousseau's Epoche das Bestreben der Pädagogen dahin gerichtet gewesen sey, den anschaulichen Unterricht wieder in seine Rechte einzusetzen. Die Quintessenz von diesem Kapitel ist S. 82 sehr charakteristisch und wahr so ausgedrückt. Die Hauptformel des Unterrichts lautet nicht mehr: „Höre und behalte und sage auf; sondern sieh und fasse, und zeige daſs du gefaſst hast." Aber hier war gerade der Ort, das Charakteristische der Pestalozzischen Lehrart herauszuheben, und demjenigen gegenüber zu stellen, was unsere vorzüglichen Pädagogen seit Basedow für den anschaulichen Unterricht gethan haben. Dieſs würde den Vf. noch tiefere Blicke in das Wesen und den Gehalt dieser Lehrart haben thun lassen.

Ueber *Oliviers* Leseunterricht finden sich in einem Anhange einige gute Bemerkungen. Jedoch ist die Methode zu wenig vollständig charakterisirt.

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Kritik der Pestalozzischen Erziehungs- und Unterrichtsmethode, nebst Erörterung der Hauptbegriffe der Erziehungs-*

hungswissenschaft. Von *Friedrich Johansen.* 1804. 341 S. 8.

Der Vf. wollte in einer Zeit, wo so viel für und wider Pestalozzi's Lehrmethode geschrieben wird, etwas dazu beytragen, der Aufmerksamkeit des Publicums die gehörige Richtung zu geben, um demselben behülflich zu seyn, ein vollständiges und richtiges Urtheil über sie zu fällen, und zugleich diese Gelegenheit benutzen, um einige neue Gedanken über die Erziehung der Prüfung Anderer zu unterwerfen, die er in einer folgenden Schrift tiefer zu begründen und deutlicher zu entwickeln verspricht. Er bahnt sich durch eine vorläufige Darstellung und Erörterung der wichtigsten Begriffe einer allgemeinen Theorie der Pädagogik den Weg zu dem folgenden.

Er geht von dem Objecte der Erziehung aus: diess ist der Mensch als ein *mögliches* Vernunftwesen. Der Charakter eines Vernunftwesens besteht aber in der Identität des Handelnden und Behandelten (S. 19). Die Erziehung soll (S. 35) ein mögliches Vernunftwesen zu einem wirklichen erheben; da aber ein mögliches Vernunftwesen nur als ein auf bestimmte Weise modificirtes Naturproduct gedacht werden kann, in welchem die Bestimmung zur Freyheit und Vernunft *angedeutet* ist: so nimmt die Erziehung den Zögling als Naturwesen auf, um ihn als wirkliches Vernunftwesen wieder zu entlassen. Allein diess kann nur durch *eigenes Handeln* geschehen. Ein jedes Handeln muss aber auf einen Gegenstand hinausgehen. Die ganze Erziehung besteht lediglich darin, „dass das Wesen, welches erzogen werden soll, durch äussere Gegenstände zum freyen Handeln aufgefodert, und dadurch seine Selbstthätigkeit angeregt werde." — Wenn es doch dem Vf. gefallen hätte, sich über dieses sein Grundprincip der Erziehungskunst ein wenig verständlicher zu machen! Handeln kann, unsers Bedünkens, nur ein freyes Wesen, und zu diesem soll die Erziehung *auffodern.* Handelt denn der Mensch vor aller Erziehung nicht frey? Wie soll er es lernen? Denn jedes Lernen setzt ja, nach des Vfs. eigener Annahme, schon ein freyes Handeln voraus. Die Selbstthätigkeit kann eben so wenig durch die Erziehung angeregt werden, sie ist vielmehr mit dem Menschen zugleich da; sie kann nicht bloss als *möglich* vorhanden seyn, denn aus dem Begriffe des Möglichen folgt das Wirkliche noch nicht. Eine jede Erziehung, mit welchem Namen man sie auch belegen mag, setzt freye Selbstthätigkeit nicht bloss als möglich, sondern auch als wirklich voraus. Wie kann dann aber die Erziehung zur Freyheit *auffodern?* „Der Zweck aller äussern Einwirkung auf das Vernunftwesen ist, dass es seine freye Thätigkeit äussere. Dieser äusseren Einwirkung muss die Möglichkeit zum Grunde liegen, dass das Vernunftwesen, auf welches gewirkt wird, diese Absicht erkenne. Mithin muss die Auffoderung von einem ausser demselben befindlichen andern Vernunftwesen herkommen." — Wie diese Sätze zusammenhängen, das sehen wir fürs erste nicht ein: Das Vernunftwesen kann seine freye Thätigkeit äussern, ohne die Möglichkeit jener Absicht zu erkennen; denn da es nur durch freye Thätigkeit zum Erkennen gelangen soll, so muss diese doch früher da seyn, als es irgend etwas erkennt. Die Auffoderung zur Freyheit müsste nur dann von einem andern Vernunftwesen herkommen, wenn sie selbst mit dem Begriffe identisch, oder vielmehr, wenn jene von dieser abhängig wäre. Der Vf. läugnet aus diesem Grunde S. 62 die Erziehung der Natur ab, und behauptet: alle Erziehung könne nur unmittelbar auf die Intelligenz des Kindes wirken, und die Erlangung gewisser Erkenntnisse *beabsichtigen.* Daher folgert er S. 63: der Unterricht ist die Methode der Erziehung; und weiter unten: die Erziehung ist nur durch Unterricht, durch Einwirkung auf die Intelligenz möglich. Diess ist wahr und nicht wahr, je nachdem man die Worte nimmt. In dem eigentlichen Sinne, welchen wir mit Unterricht verbinden, ist die Behauptung des Vfs. offenbar falsch. Soll aber unter Unterricht ein jedes Einwirken auf die Intelligenz bezeichnet werden, so liegt dieser Behauptung Wahrheit zum Grunde. Allein dann durfte auch die Erziehung der Natur nicht abgeläugnet werden; denn in diesem Sinne muss ein jedes Object, welches das Kind wahrnimmt, auf die Intelligenz desselben wirken.

Von S. 70 wird das Ganze der Pestalozzischen Lehrart auseinander gesetzt, grösstentheils mit Pestalozzischen Worten; jedoch in einer logischen Ordnung. Wir wünschten, der Vf. hätte lieber die Methode mit seinen eigenen Worten prüfend dargestellt: dann würde man viel mehr Zusammenhang gefunden haben, und es wäre dann leichter in die Augen gefallen, worin und in wie fern Pestalozzi's System mit der Ansicht des Vfs. übereinstimme. S. 180 will der Vf., den wahren Geist der Theorie des Unterrichts darstellen; diesem müssen wir prüfend folgen.

„Aller Unterricht, diess sind des Vfs. Worte, muss von der Anschauung ausgehen, und auf Anschauung zurückgeführt werden." (Das sind freylich Pestalozzi's Worte, deren Sinn wir mehr entwickelt wünschten.) „Das Wesen der Unterrichtsmethode besteht darin, die Anschauung selber zur Kunst, d. i. zu einer dem Kinde bewussten freyen Geistesthätigkeit zu erheben." (Eine jede Anschauung ist schon freye Geistesthätigkeit, wie der Vf. gleich auf der folgenden Seite mit dürren Worten lehrt.) „Die Anschauung des Kindes muss daher von dem Anfange alles Unterrichts an, geweckt (abermals ein Paradoxon!) d. h. die Geistesthätigkeit desselben muss durch seine Anschauungen erregt werden." (Kann es denn eine Anschauung ohne Geistesthätigkeit geben? Schlummert denn diese Anschauung in dem Menschen, um eines Weckens zu bedürfen? Der Vf. wusste dieses sehr wohl, denn S. 178 heisst es: die Anschauung ist die ursprüngliche Thätigkeit der Intelligenz, und die erste womit sie ihre Aeusserungen beginnt.) „Dieses kann nur dadurch geschehen, dass sie einzig und allein nur auf das gerichtet wird, was ursprünglich an der Anschauung reine Thätigkeit des Geistes ist." (Oben hiess es, dass die Thätigkeit

tigkeit des Subjects nur auf ein Object hingehe, dem diess Prädicat nicht zukomme. Das schien uns verständlich. Wie aber freye Geistesthätigkeit auf freye Geistesthätigkeit gerichtet werden soll, begreifen wir nicht. Die freye Geistesthätigkeit soll aber auch *an der Anschauung* seyn. Was soll man sich darunter denken? Wahrscheinlich das, was durch die productive Einbildungskraft an den Gegenständen erzeugt ist. Aber heisst es nicht S. 178, dass die productive Einbildungskraft durch ihre eigene schöpferische Kraft *alles, was da ist*, hervorbringt? Wie bedurfte es denn der Richtung auf das, was an den Gegenständen freye Thätigkeit des Geistes ist, wenn die Gegenstände selbst nichts als die Producte derselben sind?) „Reine Thätigkeit ist die Anschauung aber nur dadurch, dass sie auf die Form und Gestalt der Gegenstände im Raum, und auf reine einfache Bewegungen im Raume gerichtet wird.“ (Das folgt aus dem Obigen gar nicht. Kann es überdem auch eine Anschauung geben, die *nicht* auf Gestalt und Form u. s. w. der Gegenstände im Raume gerichtet ist?) „Die Form wird aber nur durch das sinnliche Organ des Auges aufgefasst, so wie die einfachen Bewegungen im Raume nur durch das Gehör,“ (welche einfache Bewegungen? Der Sinn des Gehörs ist ein dynamischer, der unmittelbar auf keine Vorstellungen des Raumes führt.) „Das Auge ist nämlich kein blosser Spiegel der Gegenstände, welcher bey der Abbildung derselben in ihm sich leidend verhält, sondern es ist das Organ einer freyen wahren Geistesthätigkeit, die die Gestalten der Dinge und ihren Umriss umläuft, und selbstthätig nachbildet, so wie das Ohr die Bewegungen der Gestalten selbstthätig auffasst und nachbildet.“ (Wiederum etwas ganz Neues, das Pestalozzi nicht gelehrt hat; denn dieser meint, es sey das Sehen und Hören nothwendig bestimmt durch die Objecte, welche durch diese Organe nur wahrgenommen werden. Auch können wir nicht begreifen, wie in den Sinnen schon eine freye Geistesthätigkeit statt haben könne.) „Durch beide Sinne soll das Kind mit dem Wesen der Gegenstände, d. h. mit dem, was an ihnen Product der Geistesthätigkeit ist, zuerst bekannt gemacht werden.“ — Man sieht wohl, dass durch diess ganze Räsonnement die Sache weder an Deutlichkeit noch an Wahrheit sonderlich gewinnen kann.

In dem folgenden wird es noch einmal eingeschärft, dass nach Pestalozzi die Anschauung wirkliche Thätigkeit des Geistes im Auffassen der Gegenstände sey, (diess wird nicht geläugnet); dass Anschauungskunst eine freye Handlung der productiven Einbildungskraft sey. (Diess müssen wir vor der Hand bezweifeln.) Diesen Satz commentirt er S. 272 wo es heisst: „Die ursprüngliche Thätigkeit der Intelligenz oder die Anschauung ist als reines Handeln nur vermöge der Einbildungskraft darstellbar, als Agilität, Beweglichkeit im Raume; jede Thätigkeit des Geistes kann nur als ein Linienziehen (allein?) gefasst werden. Mithin ist der Raum selbst das Schema des reinen durch die Einbildungskraft hindurchgegangenen und vermittelst derselben aufgefassten Handelns des Geistes.“ — Man wird hieraus den Geist dieses Buchs, und die Prämissen von welchen der Vf. ausgeht, erkennen.

Dass Pestalozzi, der, nach des Vf. eigenem Urtheile, nicht philosophirt, diese transcendentale Ansicht des Raums nicht ahnden konnte, bedarf keiner Erinnerung. Dass er sich aber unter dem Anschauen nicht bloss etwas Leidendes, sondern eine Thätigkeit dachte, beweiset sein Räsonnement. *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt* S. 220 ff. und S. 282 der eben angeführten Schrift lesen wir ausdrücklich: „Wenn man die *Anschauung* im Gegensatz der *Anschauungskunst* einzeln und für sich betrachtet, so ist sie nichts anders, als das blosse *vor den Sinnenstehen der äussern Gegenstände, und die blosse Regmachung des Bewusstseyns ihres Eindrucks*. Soviel ist unbezweifelt wahr, dass die Anschauung, als Act, das Vorhandenseyn der äusseren Gegenstände voraussetzt, und nur so viel bedürfen wir hier. Alles Uebrige liegt jenseits des Gebiets der Pädagogik, und hat mithin auf sie keinen weitern Einfluss. Ob die Sinnenwelt ein blosses Schema des reinen Handelns des Geistes, ob alle Bestimmungen des Raumes nur Modificationen und nähere Bestimmungen der Geistesthätigkeit; ob die ganze Welt endlich (d. i. das ganze Reich der Objecte) mit allen ihren ursprünglichen und abgeleiteten Beschaffenheiten nur der Wiederschein der rein geistigen seyen: über dieses alles samt der Erklärungsversuche, wie sich Aeusseres und Inneres im Gemüthe sondern könne — mögen die Metaphysiker rechten. Der Pädagog darf sich in diesen Streit nicht mischen, und in einer Pädagogik sollte davon eben so wenig die Rede seyn, als in einer Psychologie. Beide, der Psycholog so wie der Pädagog, nehmen den Menschen wie sie ihn finden, und behandeln ihn diesem gemäss. Nur gegen eine Einseitigkeit, die gefährlich werden könnte, müssen wir warnen. Sie betrifft die hervorstechende, mit Vernachlässigung aller übrigen Vermögen versuchte Uebung der productiven Einbildungskraft. Der Pädagog findet an einer zu regen Phantasie ohnehin schon einen zu bekämpfenden Gegner. Der freye Schwung, welchen man durch Robinsonaden und Feenmährchen dem Zöglinge zu geben hofft, wird den Menschen nicht zur Freyheit erheben, sondern der ungezügelten Willkühr Preis geben. Dass sich der Mensch *beherrschen* lerne, nicht dass er *beherrsche*, dass er sich in seinen Schranken geziemend halte, nicht dass er diese willkührlich annehme und verwerfe, ist unsere Tendenz; und diess fodert auch Pestalozzi.

Uebrigens ist das, was Pestalozzi Form nennt, keinesweges mit dem Begriffe des Raums zu verwechseln, wie schon die Abhandlung (Nr. 59) lehrt, und die Pestalozzische Anschauungskunst ist von dem Act des Anschauens nur dadurch verschieden, dass die erstere die Form gesondert von den übrigen Qualitäten behandelt. Damit können wir uns hier bescheiden. Nur noch die Bemerkung sey uns erlaubt, dass das Anschauen realer Gegenstände allezeit das Ge-

Gefühl der Nothwendigkeit mit sich führt. Die Einbildungskraft kann die Gegenstände nur nachbilden, sie nicht gestalten, den Raum nur in den Gränzen anschauen, in welchem er sich darstellt, aber nicht selbst schaffen. Der inneren Intuition der Form ist es gestattet, diese Gränzen selbstthätig zu ziehen und abzustecken; das heisst aber nicht, den Raum aus sich selbst produciren. Aus diesem Gange des Vf. mag es sich denn auch erklären, dass er die Zahl und die Sprache (nach S. 185) nur in so fern als Elementarmittel angesehen wissen will, als sie sich auf die Anschauung gründen. Wir haben oben gesehen, dass die Anschauung als solche nicht auf den Begriff der Zahl führt, dass sich diess Elementarmittel auf eine psychologische Nothwendigkeit stützt.

Wir entledigen uns zuletzt noch der Pflicht, auch dem Vf., der den Maasstab zur Beurtheilung der Pestalozzischen Lehrmethode von einem philosophischen System hernahm, und dadurch verhindert wurde, den Werth der Methode mit ihrem eigenen Maasse und unabhängig von jedem Systeme zu messen, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Kein unbefangener Leser wird dem Vf. Scharfsinn absprechen. Auch haben wir in seiner Schrift treffende Bemerkungen gefunden, die wir wohl entwickelt und weiter ausgeführt wünschten. Dahin rechnen wir die Würdigung des Rousseauschen Erziehungssystems; die Beantwortung der Frage, wo die Erziehung anfange und wo sie sich ende; die ernste Rüge derjenigen pädagogischen Schriftsteller, die sich nicht bis zur höhern Ansicht der Aufgabe der Erziehung erheben können, und dennoch sich ein Urtheil anmasen über eine Methode, deren Geist sie nicht ahnden. Aber wir misbilligen sehr lebhaft den Ton dieser Rüge und die unanständigen Worte, die sich der Vf. gegen seine Gegner erlaubt. Bitterkeit führt nie zu besserer Einsicht, sondern erregt gegenseitige Leidenschaft. Wer andern seine Ueberlegenheit durch einen anmasenden Ton fühlbar macht, der zeigt eben dadurch, dass er ihnen noch nicht überlegen ist.

Beherzigungswerthe Bemerkungen über Sokratik und körperliche Erziehung beschliessen das Ganze.

Alle bisher angezeigten Schriften über die Pestalozzische Lehrart sprachen mehr oder minder für Pestalozzi. Es sind nunmehr noch die Schriften der Gegenparthey übrig, von welchen unsere A. L. Z. im nächsten Monat Bericht abstatten wird.

A*.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Helvetischer Almanach für das Jahr* 1804. 215 S. 12. Mit Kupfern. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Fortsetzung der *Helvetischen Chronik*, die jene so denkwürdigen Begebenheiten in der Schweiz vom Ausgang Septembers bis zum Schluss des Jahrs 1802 aufbewahrt, eröffnet den Almanach. Sie beginnt also fast mit der Proclamation Bonaparte's an die achtzehn Cantone der Helvetischen Republik, vom 8 Vendemiaire XI., und schliesst mit dem Schreiben eben desselben an die Helvetischen Deputirten zu Paris, in welchem die Grundsätze, auf denen sich die neue föderative Verfassung der Schweiz gründen soll, angegeben werden. Die Form der Chronik erlaubt eine bequeme Uebersicht der dazwischen liegenden, höchst interessanten, Ereignisse im Inneren Helvetiens. — Sodann folgt eine *geographische Darstellung des Cantons Lucern*, hie und da mit Stellen aus *Stalder's* Fragmenten über das *Entlebuch*, unter denen Rec. die Schilderungen eigenthümlicher Volkslustbarkeiten, wie die des Schwingfestes, der Hochzeitfeyern, und die Sitte des Lichtgehens (nächtliche Besuche der Jünglinge bey ihren Mädchen) mit Vergnügen gelesen hat. Am Schlusse des Aufsatzes heisst es: „Merkwürdiger aber und interessanter als die Alpwirthschaft, und selbst das so anmuthige Alpthal seyn mag, ist der Charakter seiner Bewohner. Ehrstolz im hohen Grade, Freyheitssinn fast bis zur Ungebundenheit, Anhänglichkeit an sein Land und Seinesgleichen, Frohsinn und Munterkeit im Bunde mit immer jugendlichem Leichtsinn, trauliche Geselligkeit im Umgange mit andern, vorzüglich mit Fremden, und treffender Witz ohne zu beleidigen, sind die Grundlinien seines Nationalcharakters. Keiner der Schweizerhirten, ausgenommen der Appenzeller, äussert so viel Lebhaftigkeit, so viel geistreichen Witz, so viel äusseres gefälliges Wesen, so viel Hang für gymnastische Uebungen als der Entlebucher, und diese Züge wird jeder Reisende an diesem Volke bewundern, wenn er es einer ernstern Aufmerksamkeit würdigt."

Einige Gedichte von *Fr. Brun*, in der bekannten Manier der Verfasserin, zu denen sich ein paar äusserst artige Schweizerische Volkslieder (*Napflied* und *Oeppis vo der Schwytz*) gesellen, die jedoch zur gänzlichen Verständlichkeit vielleicht noch etwas mehr Commentar bedürften, machen den Beschluss. Angehängt sind einige Notizen über die neuesten Schweizerischen Kunst- und Literaturproducte, unter welchen *Zschocke's* neueste belletristische Werke (die historischen, deren erwähnt wird, kennt Rec. noch nicht) neben den Schriften für und wider *Pestalozzi*, sich etwas sonderbar ausnehmen.

Die zierlichen Kupfer des Almanachs stellen das Schwingfest im Entlebuch, Lucerner Trachten, einige Ansichten von Lucern, die Ruinen von Habspurg, die Capelle auf dem Schlachtfelde zu Sempach, Lucernische Bauarten dar, wozu noch eine Karte vom Canton Lucern kommt.

H. A.

HANNOVER, b. Hahn: *Neuester Volkskalender auf das Schaltjahr* 1804; oder Beyträge zu nützlichen und lehrreichen Unterhaltungen für allerley Leser, zunächst für den Bürger und Landmann. Herausgegeben von *J. G. Ch. Stelzner* und *F. J. Kutscher*. 1804. 210 S. 8. (9 gr.)

Dem Zweck einer nützlichen und lehrreichen Volksunterhaltung entspricht dieses Buch, welches Nachrichten von interessanten Menschen, Beyspiele guter und schlechter Handlungen und Merkwürdigkeiten aus fremden Ländern enthält. Manches ist neu; anderes aus Zeitschriften gesammelt. Dem Bürger und Landmann sey es empfohlen!

M. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 APRIL, 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt u. Leipzig: *Bruchstücke über Verbrechen und Strafen*, oder *Gedanken über die in den preussischen Staaten bemerkte Vermehrung der Verbrecher gegen die Sicherheit des Eigenthums, nebst Vorschlägen, wie denselben durch zweckmässige Einrichtung der Gegenanstalten zu steuern seyn dürfte.* Zum Gebrauch der höhern Behörde. Zwey Theile. I B. 174 S. u. 96 S. Anlagen. II B. 260 S. III B. 280 S. 1803. gr. 8.

Ungeachtet unsere, schon alles überströmende, Literatur an Schriften über Criminalrecht reich genug ist, und das Lob von manchen in den öffentlichen Blättern laut genug ertönte, um ein Orakel erwarten zu können: so sieht sich doch der Staatsmann, der die wichtigen Angelegenheiten der Criminalgesetzgebung zu leiten hat, mit den Rathgebern, die ihn dabey unterstützen, nicht selten bey den wichtigsten Gegenständen von der Hülfe der Criminalrechtswissenschaft, so wie sie jetzt bearbeitet ist, fast ganz verlassen. An allgemeinen Grundsätzen, wonach Verbrechen und Strafen zu beurtheilen und zu bestimmen sind, fehlt es zwar so wenig, als an Formeln, die ein oberstes Princip darstellen sollen; wenn es aber darauf ankommt, in der Anwendung derselben, unter mehrern gleich rechtlichen Mitteln und Wegen die kürzesten, zuverlässigsten und zweckmässigsten zu wählen; wenn die Frage entsteht, wie das Verbrechen am besten verhütet, wie die Schuld oder Unschuld des Angeklagten am sichersten entdeckt, wie die Untersuchung, ohne Abbruch des Hauptzwecks, am geschwindesten geendigt, wie die Strafe ohne Schwächung ihrer Wirksamkeit, am glimpflichsten eingerichtet, wie der Verurtheilte am ersten gebessert, und wie selbst am Bösewichte, ohne Gefahr für das Publikum, das Vorrecht eines Menschen geachtet werden könne; wenn es solche schwierige und doch für den Staat höchst wichtige Punkte betrifft: dann fragt der Gesetzgeber die seitherigen Deductionen der Philosophie vergebens um Rath. In Verhandlungen solcher Fälle giebt weder ein oberstes Princip, noch die aus dieser Urquelle abgeleiteten Grundsätze die verlangte Auskunft, sondern diese muss aus den durch Erfahrung bestätigten Resultaten der Politik genommen werden, die aber noch immer, wegen Mangel guter Beyträge, ziemlich unzulänglich geblieben sind. Aus diesem Grunde hat das angezeigte Werk, die Frucht eines tiefen Nachdenkens und einer fruchtbaren und geläuterten Erfahrung, auf allgemeine Aufmerksamkeit um so mehr Anspruch, da es in einer Zeit erscheint, wo die Criminalgesetzgebung in Deutschland eine ihrer merkwürdigsten Perioden hat, und da es selbst in der Nähe einer der wichtigsten Legislationen, und wahrscheinlich nicht ohne Einfluss auf selbige, in das Publicum kommt. Der Vf., Chef eines angesehenen Criminaldepartements, der preussische Staats- und Justizminister, Hr. *von Arnim*, vereinigte auf seinem vorzüglich günstigen Standpunkte alles, was erfodert wurde, um lehrreiche Erfahrungen zu sammeln, und sie mit Einsicht vortheilhaft zu bearbeiten. Sein Werk enthält zwar nur Fragmente, ist aber nichts destoweniger auf Grundsätze, und zwar auf sehr richtige gebauet, und redet eine Sprache, die mit einer allgemeinen Verständlichkeit eine grosse Klarheit verbindet, und die man im Criminalfache an der Stelle der gewöhnlichen Phraseologie herrschend wünschen muss. Praktiker, welche den Werth eines zuverlässigen Unterrichts von dem leeren Geschwätze zu unterscheiden wissen, werden dieses gehaltvolle und im gereinigten Geschmacke geschriebene Werk mit grossem Interesse lesen.

Eine Revision der preussischen Criminalgesetze, wovon das Resultat täglich erwartet wird, gab dem Vf. einen nahen Anlass, seine Gedanken über die auffallende Erscheinung von der Zunahme der das Eigenthum gefährdenden Verbrecher in den preussischen Staaten niederzuschreiben. Schade, dass die Umstände, worüber die mit dem Grosskanzler *v. Goldbeck* geführte, und dem ersten Theile angehängte Correspondenz Auskunft giebt, ihn bewogen, seinen Vorsatz, sich über das Ganze auszubreiten, aufzugeben, und sich vornehmlich nur auf Vorschläge zur bessern Einrichtung der Gefangenanstalten einzuschränken (S. 125). Diesem speciellen Gegenstande ist der zweyte Theil ausschliessend gewidmet. Der erstere giebt allgemeine Bemerkungen und Vorschläge, vorzüglich über Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums, die als das Resultat seiner auf das Ganze gehenden Einsichten zu betrachten sind.

Voran steht im ersten Theile das merkwürdige Zeugniss, dass bey allen verbesserten Gesetzen, Gerichtswesen und Anstalten, dennoch die Zahl der das Eigenthum gefährdenden Verbrecher sich in zunehmender Progression in den preussischen Staaten vermehrt hat. Ausser dem steigenden Wohlstande und dem zunehmenden Luxus, welche dergleichen Verbrecher natürlich vermehren, und ausser dem Ziehen

hen vieler Verarmten und Flüchtlinge aus den Ländern des gewesenen Kriegsschauplatzes in die preussischen Staaten, findet der Vf. hauptsächlich drey Hauptquellen dieses Uebels, auf deren Verstopfung die Gesetzgebung Bedacht nehmen muss: *mangelhafte Criminalgesetze*, besonders gegen Verbrecher des Eigenthums, *zweckwidrige Einrichtung der Gefangen- und Strafanstalten, und zu lange verzögerte Vollstreckung der Strafen.* Zur nähern Bestimmung setzt er hinzu, dass diess wenigstens diejenigen Hauptquellen sind, welche in dem Gebiete der Criminaljustiz entspringen, und daher die Aufmerksamkeit eines Criminalministers auf sich ziehen müssen; ohne welchen Zusatz man die angegebenen Quellen für zu unvollständig würde halten müssen; da es schon von selbst einleuchtet, dass insbesondere im Gebiete der Polizey, die gegen das Entstehen der Verbrecher wachen soll, noch mehrere Quellen dieses Uebels angetroffen werden. Es ist übrigens sehr interessant, dem Vf. in die nähere Entwickelung der angegebenen drey Hauptquellen weiter zu folgen.

Bis auf die Regierung Friedrichs II, waren die Gesetze gegen Diebe und Räuber, im Geiste der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls des Fünften, äusserst streng. Als Schriftsteller in seiner bekannten Abhandlung *sur les raisons d'établir ou d'abroger les loix*, und als Gesetzgeber bestritt der grosse Monarch die noch überall herrschende übertriebene Strenge der Strafen, schaffte die Tortur ab und milderte die Gesetze gegen die Verbrecher, aber nicht gleich durch einen neuen vollständigen Criminalcodex, sondern durch Instructionen an seine Minister, so dass die alte Form stehen blieb, die Sache selbst aber sich im Stillen verbesserte, und das Publicum diess letztere erst durch den wenigeren Gebrauch des Galgens erfuhr. Ueber die Befolgung seiner Grundsätze wachte der König selbst durch eine Controlle der ihm zur Bestätigung vorzulegenden Strafurtheile. Endlich kam der Zeitpunkt, wo Preussen ein neues Gesetzbuch erhielt. Diess milderte fast alle Strafen, insbesondere die der Verletzer des Eigenthums. Nach der Meinung des Vfs kam diese Milderung zu schnell und zur unrechten Zeit; es war bedenklich, bestehende Strafgesetze mit einemmale zu mildern, und solches zu einer Zeit zu thun, wo das angrenzende Ausland strenge Gesetze behielt, aus dem sich daher die Verbrecher in die, auch durch vermehrten Wohlstand anlockenden, preussischen Länder um so leichter ziehen konnten, da in Ansehung der Verbrecher aus dem Auslande keine Ausnahme gemacht war. Ob die Betrachtung über die Grösse der Strafe auf den Verbrecher viel Eindruck mache, ist wohl zweifelhaft, und der Vf. behauptet in einer andern Stelle selbst, dass nicht sowohl die Vorstellung der Strafe, als die Hoffnung der Straflosigkeit, den Entschluss der Verbrecher leite; und diesem Satze zufolge möchte die Milderung der Strafgesetze an der Anlockung der Verbrecher aus dem Auslande wohl lange nicht so viel Antheil haben, als der Vf. anzunehmen scheint. Aber gewiss ist die Bemerkung sehr treffend, dass die Schärfung der Strafe in Ansehung des Ausländers zweckmässig sey, und, um diese zu rechtfertigen, bedarf es wohl des von dem Vf. angegebenen Grundes, dass die Strafgesetze im Auslande härter seyen, darum nicht, weil schon von selbst einleuchtet, dass ein Ausländer in der Regel ein gefährlicherer Verbrecher als der Inländer ist, weil er weniger gekannt ist, und ohne Verdacht, auch ohne Verlust, leichter sich von dem Orte der Nachforschung entfernen kann. — Unter der jetzigen Regierung erfolgte eine Circularverordnung vom 26 Febr. 1799 wegen Bestrafung der Diebstähle und übrigen Verbrecher gegen die Sicherheit des Eigenthums, die aber, der Erfahrung zufolge, der zunehmenden Vermehrung der Diebstähle und verwandten Verbrechen noch keinen Einhalt gethan hat. Der Vf. hebt daraus eine auf das Ganze Bezug habende Verordnung, wegen des erlaubten *Schlagen* und *Peitschen* der Angeschuldigten aus, und bestreitet (von S. 32 – 74) die Zweckmässigkeit dieses Mittels mit sehr starken und eindringenden Gründen. Er unterstützt diese mit einem umständlich beschriebenen sehr merkwürdigen Falle einer untersuchten Brandstiftung in Südpreussen, worin Unschuldige auf dem Punkte waren, die Vollstreckung eines Todesurtheils unter den geschärftesten Umständen zu erfahren, — ein erschütterndes Beyspiel von den Gefahren des Prügelns angeblich hartnäckiger und lügenhafter Angeschuldigten, welches nicht weniger als die Tortur ein falsches Geständniss zu erpressen geschickt ist. Mit sehr einleuchtenden Gründen bestreitet er ferner die Zweckmässigkeit des in der gedachten Circularverordnung aufgestellten Grundsatzes, das Entweichen der Gefangenen aus den Gefängnissen, durch Schärfung der Strafe, zu ahnden; und das (S. 79) Schwankende in der Vorschrift, die im Allgemeinen Landrechte angedroheten Strafen zu schärfen. Körperliche Züchtigung findet der Vf. in der Regel verwerflich, so auch die sogenannten Willkommen und Abschiede, besonders die letzteren. Das in der Circularverordnung vorgeschriebene Einsperren bis zur Nachweisung eines ehrlichen Erwerbs, bis zur Besserung und bis zur Begnadigung, hat eben so wenig seinen Beyfall.

Das zweyte Hauptübel, die unzweckmässige Verfassung und Verwaltung der Gefangenanstalten (S. 92) wird hier nur des Zusammenhangs wegen berührt, und daher bloss im Allgemeinen dargestellt, da eine genaue und erschöpfende Ausführung davon der zweyte Theil des Werks enthält. Ueber das dritte Hauptübel, über den zu langsamen Gang des Criminalprocesses, und über die zu lange verzögerte Bestrafung der Verbrecher werden, mit Rücksicht auf die Unzulänglichkeit der gedachten Circularverordnung, mehrere sich auszeichnende Bemerkungen und Vorschläge angebracht. Dass mit der Verzögerung der Strafe der grosse Eindruck, den sie bey einer baldigen Vollziehung an einem noch in frischen Andenken seyenden und den Unwillen des Publicums reitzenden Verbrecher machen können, sich

sich verliere, und wohl gar in eine entgegengesetzte Empfindung, in ein gewisses Mitleiden gegen den Verurtheilten, übergehen könne, lässt sich wohl nicht bezweifeln; und es ist daher auch der Grundsatz ganz richtig, dass Beschleunigung der Strafe ein nicht unwichtiges Stück der Criminaljustiz sey, wenn der Zweck derselben nicht grossentheils verfehlt werden soll. Den in dieser Hinsicht getroffenen Anordnungen in der Circularverordnung spricht der Vf. ihre Wirkung an sich nicht ab, befürchtet aber aus ihrer sonstigen Beschaffenheit, dass sie die Quelle nur auf Kosten der Sache selbst verstopfe. Dass das Beschwören des Werths der gestohlenen Sachen in der Regel abgeschafft sey, scheint ihm zwar an sich zweckmässig, zugleich aber zu allgemein und zu wenig bestimmt, zumal, wenn die Strafe nach dem Werthe des Gestohlenen abgemessen werden muss. Wenn dem Ermessen des Richters überlassen bleiben soll, die Untersuchung abzuschliessen, wenn auch noch Defensionalzeugen zu vernehmen sind, deren Abhörung nicht hat erfolgen können: so erinnert der Vf. mit Recht, dass diess, nach Erheblichkeit dieser Zeugnisse, nicht anders als auf Kosten der Justiz und des Publicums geschehen könne. Ein Gleiches lässt sich auch von der Vorschrift sagen, dass durch Ausmittelung mehrerer durch Verdacht begründeten Verbrechen die Untersuchung, nachdem der Angeklagte geständig oder überführt ist, nicht aufgehalten werden solle. Auch gegen das Ausschliessen der Vertheidiger in nicht erheblichen und verwickelten Straffällen, so wie gegen das Dictiren der Defensionen zu Protokoll, werden sehr triftige Gründe vorgebracht. Dagegen scheint dem Rec. die Rüge der Maxime, den *statum causae* am Schluss der Instruction aufsetzen, mit dem Angeschuldigten oder dessen Defensor durchgehen, hiernächst vom Referenten revidiren zu lassen, so dass in den Relationen nur der mit Gründen unterstützte Strafertrag formirt werde, nur insofern treffend, als dabey nicht dafür gesorgt ist, dass tüchtige Subjecte diesen *statum causae* entwerfen, und zu einer sorgfältigen Ausarbeitung durch zweckmässige Mittel angehalten werden. Denn unter dieser Voraussetzung, wo der von der Sache schon unterrichtete, und daher zur geschwindern Abfassung der Relation am besten geschickte Instruent der Referent, so weit es blofs auf die Geschichtserzählung, Gründe, ohne Votum ankommt, und der gewöhnliche Referent der Correferent wird, lassen sich eben sowohl für Abkürzung als Zuverlässigkeit der Arbeit erhebliche Vortheile hoffen. Unter andern könnte auch dadurch der sonst gegründete Vorwurf gegen das mündliche Referiren, insoweit es nicht auf das Votum geht, von selbst leicht gehoben werden. Gegen das Abkürzen der zehntägigen Frist in eine dreytägige, bey dem Gebrauche eines Rechtsmittels, und gegen das Schärfen der Strafe, wenn sich ein verurtheilter Dieb des Rechtsmittels der weitern Vertheidigung ohne hinlänglichen Grund bedient hat, erklärt sich der Vf. aus sehr einleuchtenden Gründen, und vergleicht diese Schärfung mit dem mit Recht verhassten Gebrauche der Succumbenzgelder. Ungeachtet er aber aus diesen Gründen die Zweckmässigkeit der gewählten Beschleunigungsmaassregeln bestreitet, so will er doch nicht in Abrede stellen, dass die Criminalprocesse, in Vergleichung gegen die vorigen Zeiten, einen viel schnelleren Gang genommen haben, wovon aber der Grund in nichts anderem, als in der vorzüglichen Aufmerksamkeit des Königs auf dieses Fach, und in der dadurch bewirkten Anstrengung der Justizbedienten im Diensteifer liege, zum unverkennbaren Beweise, dass strenge Aufsicht von oben herab, vorzüglich zur zweckmässigen Handhabung der Criminalgesetze beytrage.

Nachdem die drey Hauptübel, aus welchen die Vermehrung der Verbrecher gegen das Eigenthum entspringt, beleuchtet worden, kommt der Vf. auf die Vorschläge, die ihm dagegen zweckmässig scheinen. Zuförderst verlangt er *eine durchgängige Einführung zweckmässig eingerichteter Inquisitoriate;* ein Vorschlag, dessen Ausführung bald als nothwendig erscheint. Eine schnelle und gründliche Verwaltung der Criminaljustiz kann nur mit Inquisitoriaten erwartet werden, wegen Abwesenheit des Justitiarius am Orte der Untersuchung, und wegen der wenigen Uebung und Lust derselben zu Criminaluntersuchungen, welches bey einen *Inquisitor publicus* ganz anders sich verhält. Ohne Inquisitoriate werden ferner die Verbrecher leicht straflos bleiben, weil theils die Patrimonialgerichte unter sich in keinem solchen Zusammenhange stehen, dass sie einander das Entdecken der Verbrecher erleichtern könnten, theils die Kosten der Untersuchung den Gutsbesitzern leicht so schwer fallen, dass sie zu einer schädlichen Nachsicht geneigt werden. Dem Vf. sind, wie er versichert, Fälle bekannt, in welchen die Untersuchungskosten, die dem Gutsbesitzer zur Last fielen, weit mehr betrugen, als seine sämtlichen jährlichen Einkünfte, wovon er mit seiner ganzen Familie leben wollte. Ausserdem ist eine vollständige und zweckmässige Controlle der Oberbehörden bey Verwaltung der Criminaljustiz des platten Landes nur durch Einführung der Inquisitoriate zu erhalten. Unter den gewöhnlichen Umständen fallen die Justizvisitationen der Patrimonialgerichte so gut als ganz weg. Zu den allgemeinen Maassregeln sind ferner zu rechnen, *eine vollständige Verbesserung und zweckmässige Einrichtung aller Gefangen- und Strafenstellen*, wovon die Vorschläge im zweyten Theile näher angegeben werden; *die Abfassung einer vollständigen und zweckmässigen Criminalordnung*, da die von 1717, bey allen ihren unverkennbaren Vorzügen jetzt unzulänglich ist und einer Revision bedarf; *eine vollständige Revision aller Criminalgesetze*, mithin des ganzen zwanzigsten Titels im zweyten Theile des Allgemeinen Landrechts. So sehr der in diesem Criminalcodex herrschende philosophische Geist vom Vf. anerkannt wird: so urtheilt er doch, dass gegen den keine Ausnahme leidenden Grundsatz: „durch *bürgerliche* Strafen nur den *Bürger* zu strafen, und keine höheren Zwecke des Menschen

schen zu stören", noch seiner eigenen selbstthätigen moralischen Besserung unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen" — auf mehr als eine Art in demselben verstoßen sey. Zum Beweise wird der Gebrauch lebenswieriger Gefängnisstrafen, des Brandmarkens, des Staupenschlags und der sogenannten Abschiede angeführt; dergleichen Strafen sich selbst weniger als die Todesstrafen rechtfertigen lassen. Lebenswierige Gefängnisstrafen vernichten die Hoffnung, welche jedem Verbrecher, als ein Sporn der Selbstthätigkeit seiner Besserung, gelassen werden muss, und sind daher inconsequent, ein anderes ist das Einbehaften auf unbestimmte Zeit nach überstandener Strafe bey solchen Verbrechern, die dem Publicum durch ihre Entlassung gefährlich werden könnten, welches aber, ohne jene Hoffnung dem Eingesperrten zu nehmen, gar nicht statt finden kann. Als dunkle, unvollständige und unpassende Begriffe werden im Allgemeinen Landrechte die Bestimmungen getadelt, die von gewaltsamen Diebstählen, und vom Diebstahl und Raub in Banden gegeben werden. Manche Verbrechen, ob sie gleich nicht selten vorkommen, z. B. die Strafe des gewaltsamen Diebstahls im Wiederholungsfalle, sind gar nicht besonders verpönt. Ausserdem werden manche Dispositionen, als unbestimmt, oder wegen der darin liegenden Widersprüche, auch weil sie der Willkühr des Richters bald zu viel bald zu wenig überlassen, in Anspruch genommen. Es rechnet der Vf. überdiess noch zu den allgemeinen Massregeln die *Anordnung eines Criminal-Obertribunals*, vor welchem bey eingewandten Rechtsmitteln, alle irgend erhebliche Sachen in der zweyten Instanz abgeurtheilt werden müssen. Ein dem Obertribunal in Civilsachen ähnliches Collegium scheint nicht allein bey der Wichtigkeit der Strafsachen sehr zweckmäfsig zu seyn, sondern auch bey der Unzulänglichkeit der, bis jetzt statt findenden Einrichtung, nach der Vergröfserung der Monarchie, dringendes Bedürfniss zu werden. Am Schlusse setzt der Vf. noch hieher als eine der allgemeinen Maassregeln, *eine zweckmäfsige, so viel als möglich, nach Grundsätzen bestimmte Feststellung der Confirmationsgränzen.* Die Nothwendigkeit des Bestätigungsrechts wird aus guten Gründen gezeigt, und die Anstände, welche dessen Gebrauch, wegen des Aufenthalts der Strafvollziehung haben kann, werden, so weit es die Sache erlaubt, gehoben. Die Schwierigkeit, einen sichern Maasstab der Confirmationsgränzen zu finden; macht einige Willkühr unvermeidlich; aber die blofse Dauer der erkannten Strafe ist kein passender Maasstab; es muss auch auf die Dauer des Arrestes in Aufbewahrungsgefängnissen gesehen werden, ohne Rücksicht auf den Inhalt des Erkenntnisses, wodurch zugleich die Verschleppungen der Processe controllirt werden könnten. Uebrigens sollten die Erkenntnisse der Untergerichte an die Obergerichte, die der letztern an das Criminaldepartement, und die von diesem genehmigten an das Oberhaupt zur Bestätigung eingeschickt werden.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Frankfurt a. Mayn*, in d. Herrmann. Buchh.: *Versuche zur Erläuterung des Privatrechts der Reichsstadt Frankfurt.* 1804. 54 S. gr. 8. (6 gr.) Diese Schrift enthält einen Versuch einer neuen Erklärung einiger Stellen des Frankfurter Privatrechts (Reformation genannt). Der unbekannte Vf. beschuldiget den Commentator gedachter Reformation, D. *Orth*, mit Recht, einer zu grofsen Anhänglichkeit an römische Rechtsgrundsätze, und an Autoritäten; er streitet daher gegen ihn, jedoch mit Bescheidenheit, und ohne *Orths* Verdienst zu verkennen. Die Abhandlung selbst zerfällt in folgende 9 Abschnitte. 1) Ueber die Gültigkeit der von minderjährigen Personen geschlossenen Verträge. 2) Ueber die sogenannte stillschweigende Emancipation. 3) Wann ist ein Insatzcapital zu den beweglichen Gütern zu rechnen? 4) Bricht Kauf Miethe? 5) Verliert eine Wittwe, die vor Ablauf der Trauerzeit zur weitern Ehe schreitet, dadurch, auch die in erster Ehe errungenen Güter? 6) Kann auch heutzutage ein Testirer sein Testament vor ganzem Rathe errichten; oder seinem schon schriftlich verfassten letzten Willen, bey ganzem Rathe zu dem Ende übergeben, dass er ohne alle weitere Feyerlichkeiten bestehe? 7) Ueber des Grofsvaters Recht, den Enkeln pupillarisch zu substituiren. 8) Ueber die Bedeutung der Ausdrücke: *unmündige Jahre* und *rechtes Alter*, wenn solche in einem letzten Willen vorkommen. 9) Welche Erfodernisse muss ein Testament haben, um einen früher errichteten letzten Willen aufzuheben? — Rec. stimmt dem Vf. in den hier vorgeschlagenen Vereinigungen widersprechend scheinender Stellen der Reformation, völlig bey, und wünscht, dass er fortfahren möge, ähnliche Beyträge zu liefern, damit auch Frankfurts Gesetzerklärung fortgehe mit dem Geiste der Zeit. *L*

Medicin. *Wittenberg*, b. Kühn: *Recept-Taschenbuch für Thierärzte und Landwirthe*, von L***. Erstes Bändchen: Auserlesene Heilmittel wider äufserliche Krankheiten. 1802. 46 S. Zweytes Bändchen. Auserlesene Heilmittel wider innerliche Krankheiten. 1803. 44 S. 8. Der Vf. hat eine Menge Recepte zusammengetragen, und ohne Rücksicht auf Grundsätze niedergeschrieben; er hat also kein Verdienst bey diesem Werke, welches im Gegentheil Schaden stiften kann, weil Laien die verschiedenen Fälle nicht kennen, und keine Auswahl treffen können, wo und in welchen Zeiträumen einer Krankheit diese oder jene Formel anwendbar ist. Bey der Eintheilung ist die alte Methode beybehalten worden. Billig hätte der Vf. auch die verschiedenen sich widersprechenden Recepte gehörig und kunstmäfsig verbessern sollen; allein dieses ist ebenfalls nicht geschehen, vielmehr sind die alten Fehler noch mit neuen vermehrt worden. Auch findet man häufig das Abbrühen und Abkochen verwechselt und mehrere Unrichtigkeiten in Betreff der Chemie und Pharmaceutik. Dergleichen Bücher, wodurch nur die Pfuscherey unterstützt wird, sollten billig gar nicht zum Publicum gelangen.

Ohm.

Druckfehler. No. 76. 77. S. 604. 2 Z. von unten, lies: *helltönenden.* S. 605. 7 Z. l. *verwandeln der Scene.* 10 Z. l. *und diesen.* S. 610. 22 Z. l. *der Aria.* S. 610. 9 Z. von unten l. *der Singstimme.* S. 611. 3 Z. von unten l. *zu füllen.* In dem Notenbeyspiele, 1 Zeile, muss die vorletzte Note *g*, 2 Zeile, muss die letzte Note des 3 Takts *es*, und die vorletzte des vorletzten Takts *a* heissen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 APRIL, 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Bruchstücke über Verbrechen und Strafen* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im zweyten Theile dieses classischen Werks kommt der Vf. auf die Ausführung seines speciellen Gegenstandes, der Gefangen- und Strafanstalten, der nicht bloss durch die genauere Entwickelung alles dessen, was dahin gehört, sondern durch seine Natur selbst ein grosses Interesse gewinnt. Gefangen- und Strafanstalten gehören zu den Gegenständen, die für die gemeinen Beobachter nichts Anziehendes haben, von denen daher selten die Sprache ist, und die man nur im Allgemeinen kennt, und die doch für den Zweck der Strafgewalt von der grössten Wichtigkeit sind, und wobey so grosse Hindernisse zu überwinden, so viele ermüdende und widrige Umstände vorkommen, als weder die Arbeit des Richters noch des Gesetzgebers kennt. Eine Entschleyerung der traurigen Welt, welche die Bewohner der Gefangen- und Strafanstalten bilden, und eine Schilderung aller der Gebrechen, die auf derselben in der halben Verborgenheit ruhen, aus zuverlässigen Nachrichten, mit gründlichen, tiefdurchdachten, glücklichen Verbesserungsvorschlägen, wie sie dieser zweyte Theil enthält, erregen daher mit Recht die volle Aufmerksamkeit aller derjenigen, welche eben so wohl an dem Schicksale vieler Unglücklichen und Gefallenen, als an der Sicherheit und Ordnung des Staats, der sie im freyen Zustande gefährlich werden, Antheil nehmen. Sein Thema handelt der Vf. in vier Abschnitten ab; in dem ersten wird der Zweck der verschiedenen Classen der Gefangenanstalten bestimmt; im zweyten werden die aus richtigen Grundsätzen hergeleiteten Haupterfodernisse zweckmässig eingerichteter Gefangenanstalten angegeben; im dritten wird untersucht, inwiefern die preussischen Gefangenanstalten diesen Grundsätzen gemäss eingerichtet sind; und im vierten folgen zum Schluss die Vorschläge zur bessern und zweckmässigeren Einrichtung der preussischen Gefangenanstalten. Wenn gleich die drey letzten Abschnitte, um Wiederholungen zu vermeiden, vortheilhaft verbunden werden können: so gewährt doch der gewählte Plan von einer andern Seite nützliche Uebersichten, die sonst verloren gehn müssen.

Die Gefangenanstalten bestehen jetzt aus zwey Hauptclassen, aus *Aufbewahrungsgefängnissen* und aus *Strafgefängnissen*. Zu diesen soll nun noch eine dritte Classe, die *Besserungsanstalten*, kommen. Der Zweck der ersten Classe, die zum Arrest des in Untersuchung befangenen Angeschuldigten dienen, liegt klar vor; wegen des Zwecks der zweyten Classe entsteht ein Zweifel, da man anfängt, moralische Besserung in den Strafgefängnissen zu verlangen. Um hier auf eine feste Bestimmung zu kommen, entschliesst sich der Vf., so abgeneigt er sich auch erklärt, bey praktischen Arbeiten in theoretische Speculationen einzugehen, die streitigen Fragen über den Zweck der Strafen zu bestimmen. „Meines Ermessens, sagt er, liegt bey der Idee, dass Besserung, und zwar moralische Besserung der Verbrecher, der Zweck der Strafen sey, eine ganz offenbare Verwirrung der Begriffe zum Grunde, welche dadurch entsteht, dass man die transscendentale Idee des Strafzwecks, ohne weitere Rücksicht und in ihrer abstracten Allgemeinheit, aus der Metaphysik in die bürgerliche Gesetzgebung überträgt." Nach seiner Meinung nimmt der Staat nur auf den rechtlichen Zustand der Gesellschaft Rücksicht; was rein moralisch ist, liegt ausserhalb den Gränzen der bürgerlichen Strafgesetze. Diess wird jedoch weiter so modificirt, dass zwar die Beförderung der Moralität nicht ausgeschlossen, doch dem Hauptzwecke der Strafgesetze nur untergeordnet wird, und zwar dergestalt, dass durch die letzteren die moralische Besserung nicht gehindert, und durch die physische Besserung des Verbrechers, durch ein Gewöhnen an Mässigkeit und Ordnung, vorbereitet wird. Nach dieser Voraussetzung, die man gern unbedingt beyfallswürdig finden wird, nimmt der Vf. an, dass der Zweck der Strafen kein anderer, als Verbrechen zu *verhüten*, seyn könne; dass die Androhung und Vollziehung der Strafe sich nothwendig unterstützen müssen, und dass, nach der Lage der Dinge, nur empfindliche, sinnliche, vom Begehen des Verbrechens abzuhalten geschickte Uebel von Wirkung sind. Besserungsanstalten, die neben Strafanstalten bestehen sollen, müssen daher einen ganz anderen Zweck haben, wenn es nicht ein neuer Name für eine alte Sache seyn, oder auf etwas, das nicht zum Strafzweck gehört, gehen soll. Die Strafe muss zwar nach einem mittleren Proportionalmaasse berechnet seyn; da aber hierin nach den Umständen, bald zu Gunsten, bald zum Nachtheil der Schuldigen, Modificationen eintreten können und müssen, so kommt man im ersten Falle auf das Begnadigungs- in dem zweyten auf das Sicherstellungsrecht. Diess letztere Recht führt denn auf die Besserungsanstalten, die erst nach

Abbüfsung der Strafe von Gebrauch find, und worin folche Bestrafte, die durch ihre bösen Gewohnheiten, durch Müfsiggang, Ausschweifung und Verschwendung, einen Hang zu Verbrechen in fich tragen, durch Anstrengung zur Arbeit, und durch Aufficht ihrer gefährlichen Gewohnheiten so entwöhnt werden follen, dafs fie nach einiger Zeit in die Claffe der brauchbaren Einwohner gezählt werden können. „Sicherstellung des Staats, fagt der Vf., gegen die eingewurzelten Neigungen feiner Bürger zu unrechtlichen Handlungen und phyfifche Befferung der Verbrecher, das ift der Zweck, den Befferungsanftalten haben können und follen. Eigentliche moralifche Befferung kann dabey nur Nebenfache feyn, und das Beyfpiel der nordamerikanifchen Gefängniffe, die fich bekanntlich auf eine einzige und ruhmvolle Weife von diefer Seite auszeichnen, kann dagegen nicht als ein widerlegendes Beyfpiel angezogen werden; da es in denfelben der Religionseifer der Quaker ift, welche, mit grofser Aufopferung, diefe feltene Befferung unter den Verbrechern zu Stande bringen." Der Vf. macht noch in einer andern Stelle die nicht ungegründete Bemerkung, dafs ein folcher Religionseifer, der nicht zu den gewöhnlichen gehöre, mit der Zeit zu erkalten pflege, dafs aber eine Befferungsanftalt nach der angegebenen Idee zuletzt eben dahin führen könne, wohin die moralifchen Befferungsverfuche bringen, und weniger als diefe der Wandelbarkeit unterworfen find. In den vorgefchlagenen Befferungsanftalten follen nur folche Verbrecher, nach überftandener Strafe, aufgenommen werden, die einer Befferung fähig find, und mit der gehörigen Auswahl, fo dafs die Verführung, die gewöhnlich die Gefängniffe, Arbeits- und Zuchthäufer zu Pflanzfchulen neuer Verbrechen zu machen pflegt, möglichft verhütet wird. Zur Arbeit follen die darin Aufgenommenen eben fo als in den Strafanftalten, nur ohne Zufügung finnlicher Uebel, mit gehöriger Rückficht auf das Maafs ihrer Kräfte, nach einer ftrengen Ordnung angehalten, auch gleich, aber nur nothdürftig gekleidet und beköftigt werden. Von ihrem Ueberverdienft mufs ein Capital gefammelt, und ihnen folches, wenn fie aus der Befferungsanftalt gehen, zu ihrem Fortkommen, unter gehöriger Aufficht, mitgegeben werden. An einem vernünftigen Gottesdienfte darf es übrigens bey folchen Anftalten nicht fehlen. Um das in den Gefängniffen fo gefährliche Verführen zu verhüten, ift es nöthig, unter den Verbrechern eine zweckmäfsige Claffification zu machen. Verbrecher aus Leidenfchaft kommen unter den Verführern faft gar nicht vor; dahingegen fallen ganz eigentlich in diefe Claffe Diebe, Diebeshehler, Räuber und Betrüger, allenfalls auch feile Dirnen, die daher zur Verhütung der Verführung möglichft abzufondern find. Zur Befferung der Züchtlinge wird aufserdem erfodert, dafs ein jeder mit derjenigen Arbeit, an die er von Jugend auf gewöhnt ift, alfo Landleute mit Feldarbeiten, mechanifche Arbeiter mit Handwerken, Taglöhner mit Handarbeiten, fo weit es feyn kann, befchäftigt werden. Dafs fie in Zuchthäufern mit Rafpeln, Wollekratzen, Spinnen befchäftigt werden, ift ihnen zu einer Befferung nicht vortheilhaft, fondern vielmehr hinderlich, indem fie nach dem Austritt aus dem Zuchthaufe von diefer Arbeitsart keinen Gebrauch zu machen wiffen, und der Arbeit, die fie vor ihrer Beftrafung trieben, während der Strafzeit, durch ganz andere Arbeiten entwöhnt worden, fo dafs fie in der Verlegenheit, in die fie dadurch gerathen, zu neuen Verbrechen Anlafs finden können. Zu diefer üblen Einrichtung kommt zuweilen noch, dafs die Zuchthäufer den groben Verbrechern, anftatt ihnen finnliche Uebel zuzufügen, folche Bequemlichkeiten verfchaffen, dafs fie unter fich ganz vergnügt leben.

Als Haupterforderniffe der Gefangenanftalten nimmt der Vf. im 2 Abfchnitte an, dafs fie für fich beftehende, von Armen- Waifen- Irrenhäufern und Hofpitälern ganz abgefonderte Anftalten feyn müffen, welches fie in den preufsifchen Staaten zum grofsen Theile nicht find. Ferner müffen die verfchiedenen Claffen derfelben, Aufbewahrungsgefängniffe, Strafgefängniffe und Befferungsanftalten von einander abgefondert feyn, welches fich ebenfalls nicht allenthalben fo findet; imgleichen follen die Gefangenanftalten nicht zu klein angelegt, und dadurch der Zahl nach zu fehr vervielfältigt, fondern vielmehr fo viel es nur irgend möglich ift, in gröfsere Anftalten zufammengezogen werden, weil fich nur in folchen gröfseren Anftalten der Zweck der gethanen Vorfchläge erreichen läfst. In Anfehung der Aufbewahrungsgefängniffe findet aus leicht einleuchtenden Gründen die meifte Ausnahme von diefer Regel ftatt. Dafs die Gefängniffe, ohne der Ketten und Banden zu bedürfen, Sicherheit genug gewähren, und die Ablieferung der Gefangenen unter gehöriger Bedeckung gefchehen müffe, ift eine ganz billige Foderung, fo wie auch diefe, dafs die Gefangenftellen die erfoderlichen Auffeher, Wächter und Officianten haben. Es ift wohl nicht zu verkennen, dafs es bey Anftalten, die verdorbene Menfchen beffern follen, auf vorzüglich taugliche Subjecte ankomme, und dafs diefs Erfodernifs nicht weniger wichtig als bey Vorftehern von Erziehungsanftalten wird. Vor andern ift bey der Gefangenanftalt eine aus rechtfchaffenen Männern beftehende Verwaltungscommiffion nöthig, welche mit den Details der Adminiftration nichts zu thun hat, welche aber über die Officianten derfelben die Aufficht führt und dahin fieht, dafs der Zweck der Anftalt erreicht werde. Alle Gefangenanftalten follten einer einzigen Behörde untergeordnet feyn, von der die Vertheilung der Gefangenen nach den verfchiedenen Claffen, zufolge beftimmter Grundfätze abhinge, wodurch denn auch das Ueberfetzen der Gefangenanftalten verhütet werden könnte. Billig ift die Foderung, dafs auf Gefundheit und Reinlichkeit, bey der Anlegung und Einrichtung der Anftalten gefehen, auch auf gehörige Beköftigung und Bekleidung Bedacht genommen, diefe Stücke aber nicht verpachtet, oder in Entreprife gegeben, oder den Officianten ein Theil am Verdienft ge-

gelassen werde. Dass die Gefangenen in den Straf- und Besserungsanstalten zur Arbeit angehalten werden, ist ein nothwendiges Erfodernis; in den Aufbewahrungsanstalten aber nur insofern, als sich die Gefangenen nicht aus eigenen Mitteln ernähren können, sondern sich ihren Unterhalt verdienen müssen. Ausser der Arbeit sind die Gefangenen zur Beobachtung einer strengen Ordnung, Mässigkeit, Ehrbarkeit und Anständigkeit anzuhalten; es sind zu dem Ende Polizeygesetze abzufassen, die den Gefangenen bey ihrem Eintritt in das Haus bekannt gemacht werden, und deren Uebertretung festgesetzte, nicht von der Willkühr der Officianten abhängige Ordnungsstrafen nach sich ziehen. Wenigstens alle Monate müssen die Gefangenen nach ihren Fähigkeiten und Kräften in den festgesetzten Arbeitsclassen vertheilt, auch zur Gewinnung eines Ueberverdienstes, ausser dem bestimmten Arbeitspensum angehalten werden. Den Gefangenen soll übrigens so viel möglich Veranlassung gegeben werden, sich während ihres Aufenthalts in den Anstalten auch moralisch zu bessern. Die Entlassung aus den Gefangenanstalten darf nicht willkührlich, sondern nach gewissen Vorschriften geschehen, so dass sie weder eher erfolgt, bis man versichert seyn kann, dass der Zweck der Anstalt erreicht worden, noch auch durch eine willkührliche Verlängerung aufgehalten wird. Sowohl bey der Aufnahme, als bey der Entlassung müssen die Gefangenen mit den nöthigen Kleidungsstücken versehen werden.

Der 3 Abschnitt, der die Beschreibung der Gefangen- und Strafanstalten in den preussischen Landen enthält, liefert von denselben ein Bild, das einige wenige helle Stellen ausgenommen, welche die Gefangenanstalten in Magdeburg, Halberstadt, Halle, auch Jauer in Schlesien vorzüglich ausmachen, fast lauter Farben der Trauer darstellt, und zu dessen Zeichnung sich der Vf. mehr aus Nothwendigkeit als aus Neigung entschlossen hat. Es ist leider zu erwarten, dass diese Darstellung der Gefangenanstalten noch auf mehrere Länder passe, und aus demselben noch mit neuen Zügen greller gemacht werden könne, da es bekannt ist, wie wenig diese Anstalten gewöhnlich die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen pflegen. Ein Hauptübel dabey ist, die gänzliche Anarchie, welche bey der Direction und der Verwaltung der Gefangenanstalten statt findet, da es noch ganz an einer obern Behörde fehlt, welche das Ganze leitet. Mehrere Behörden, des Justiz- Finanz- und Militärdepartements, nebst den Unterbehörden concurriren häufig dabey, und sind sich, da jedes für sein besonderes Interesse arbeitet, leicht hinderlich. Die meisten Strafanstalten bestehen nicht für sich, sondern sind fast überall mit Armenanstalten, Waisenhäusern, Hospitälern und Irrenhäusern verbunden; diess ist unter andern der Fall bey den Zuchthäusern zu Halberstadt, Tapiau, Russel, Halle, Jauer, Stettin, Stargard, Wesel, Schwabach und Baireuth. Sie sind ferner zum Theil zu klein angelegt und der Zahl nach zu sehr vervielfältigt. Sie können nur 20, 30, oder 40 Personen fassen. Pommern hat solcher Zuchthäuser nur drey, zu Stettin, Stargard und Colberg, die für das Land nicht hinreichen, und kein einziges hat hinlängliches Auskommen, welches sie, in ein einziges vereinigt, durch Arbeitsverdienst der Gefangenen leicht heben könnten. Ein grosser Mangel der Anstalten ist, dass sie keine sichere Aufbewahrung geben, vornehmlich weil es an hinlänglichen und tauglichen Wächtern, Aufsehern und Officianten fehlt, und die Anstalten, wegen Mangel des Raums, und wegen Mangel einer Oberbehörde, welche die Gefangenen vertheilt, mit solchen übersetzt werden müssen, welches mit vielen Beyspielen belegt wird. In einem einzigen Jahre entflohen 346 Verbrecher aus den Gefangenanstalten, manche Fälle der Flucht mögen gar nicht bekannt geworden seyn. Es herrscht ferner in diesen Gefangenanstalten eine völlige Ungleichheit der Behandlung; die Gefangenen sind von den Aufsehern, Officianten und Wächtern zu abhängig gemacht, und daher bald zu gedrückt, bald zu frey gehalten. Die Gefängnisse sind nicht überall der Gesundheit angemessen, und einige, wie das in Elbingen, schauderhaft. An der erfoderlichen Reinlichkeit fehlt es den meisten derselben. In manchen Anstalten weiss man von keiner Arbeit, und in nicht wenigen wird doch, selbst bey der Arbeit, dem Müssiggange zu viel nachgesehen. Polizeygesetze hat man nur in den wenigsten; und da der Ueberverdienst den Gefangenen häufig überlassen wird, so befördert man dadurch selbst die Unordnung; manche Zuchtknechte machen die Verkäufer von Lebensmitteln, Tabak, und selbst Brantewein an die Gefangenen. Der Mangel an einer Classification der letzteren zeigt sich fast überall, und ist die vornehmste Veranlassung zum Verführen. Zu einer moralischen Besserung finden die Gefangenen nur wenig Gelegenheit. Ausserdem entstehen aus dem Zusammenpressen der Gefangenen in manchen Anstalten nachtheilige Folgen für die Gesundheit; und bey ihrer Entlassung finden sie keine Beyhülfe zum weitern Fortkommen. Die Entlassung der Gebesserten geschieht mehr auf Gerathewohl, als nach gehörigen Grundsätzen, da es an Reglements überhaupt fast ganz fehlt.

Der 4 Abschnitt, der bestimmte Vorschläge zur Verbesserung der Gefangen- und Strafanstalten, mit besonderer Rücksicht auf die preussischen Staaten enthält, bedarf hier um so weniger eine nähere Anzeige des Inhalts, da er sich aus dem Angegebenen schon ergiebt, und zu sehr auf das Locale und die eigene Verfassung Preussens eingeht. Es ist zu wünschen und zu hoffen, dass seine Vorschläge, die mit reifem Nachdenken, mit Vorsicht, ohne überspannte Erwartung, und mit genauer Sachkenntniss gemacht sind, das verdiente Gehör finden, und dass dem edlen Verf. der Ruhm, für Preussen ein Howard geworden zu

zu seyn, in ungetheiltem Maasse, und mit dem Danke der Nachwelt, werden möge. Rr.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Tübingen, b. Cotta: *Taschenbuch für Soldaten* auf 1804, von *J. G. Hoyer*. 1803. VIII und 160 S. 12. (20 gr.)

Dieses Taschenbuch enthält eine kurze, aber angenehm und richtig vorgetragene *Kriegsgeschichte von Italien* vom Jahre 1511 bis zum 19 Jahrhundert; dann sind unter der Rubrik: *Biographien berühmter Feldherrn*, diessmal die Biographien von Ferdinand von Toledo, dem Herzog von Alba, und Ferdinand d'Avalo, dem Marchese von Peskari, gewählt worden. Da Biographien Spiegel für lebende und handelnde Personen von gleichen oder ähnlichen Bestimmungen sind: so werden sie lehrreich, wenn sie der Wahrheit gemäss gezeichnet und empfehlend dargestellt werden; diese Kunst aber besitzt der Vf. in einem hinreichenden Grade. Er zeichnet getreu ohne zu mahlen, und vergiebt der historischen Wahrheit nichts, indem er durch interessante Nebenzüge auf die Empfindung der Leser wirkt. Es ist zu hoffen, dass der Vf. diese Rubrik in den künftigen Jahrgängen seines Taschenbuches beybehalten, und uns mehrere lehrreiche Biographien mittheilen wird. Die im Taschenbuche befindlichen *Artillerie-Notizen* sind lehrreich, und ob sie gleich keine neuen Ansichten oder besonderen Erfahrungen enthalten: so werden sie doch Artilleristen und anderen Officieren willkommen seyn, weil sie Gegenstände betreffen, deren Kenntniss nicht oft genug empfohlen werden kann. Das Nämliche gilt auch von den *strategischen und andern Notizen*. Ueberhaupt zeichnet sich dieses Taschenbuch vor dem auf 1803 vortheilhaft aus, weil in jenem zu viel Bekanntes von fremdem Boden auf unsern deutschen verpflanzt wurde. Die *Angabe der militärischen Handbibliothek* ist für junge Officiere mehr als zu vollständig; belehrender aber würde sie seyn, wenn das Gute jeder empfohlenen Schrift auch nur mit ein paar Worten dargestellt worden wäre. Auch die *pragmatische Uebersicht der neuen österreichischen Militärverwaltung* wird jedem, der sich über den gemeinen Garnisondienst erhebt, angenehm seyn. Da diese Verwaltung voll Weisheit und Ordnung an sich ist: so wäre zu wünschen, dass sie irgend ein Sachkundiger mit der österreichischen Staatseinrichtung vergliche, wo sie sodann um so mehr der österreichischen Monarchie angemessen erscheinen würde.

Möchte es dem Vf. gefallen, in der Fortsetzung dieses Taschenbuches, dem militärischen Publicum auch über die Organisation und den Gebrauch solcher Truppenarten Notizen mitzutheilen, die den meisten unbekannt und doch sehr wichtig sind, wie z. B. die Organisation der österreichischen regulären und irregulären *leichten* Truppen, Infanterie und Cavallerie, und die bezweckten Absichten ihres Gebrauchs, nebst Beurtheilung, ob sie diesen entsprechen oder nicht, und aus was für Gründen. Ein Gleiches wäre von diesen Truppen bey der russischen und französischen Armee zu wünschen. — So würde sich dieses Taschenbuch durch Mannichfaltigkeit und Neuheit des Inhalts merklich vor ähnlichen auszeichnen.

JKG.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *München*, b. Strobel: *Ueber Vertheilung der Pfarreyen und Besoldung der Geistlichkeit in Baiern.* 1803. 94 S. 8. Unter den vielen wohlgemeinten Vorschlägen, die seit der gegenwärtigen Regierung die Pressen in Baiern beschäftigt haben, ist der vorliegende einer der durchdachtesten, und (wenn man einige wenige Missgriffe abrechnet) ausführbarsten. Der Vf. besitzt, wie seine Abhandlung zeigt, alle zur Beurtheilung eines so verwickelten Gegenstandes nöthigen Kenntnisse, und verbindet mit denselben eine seltene Mässigung. Er handelt in 3 Abschnitten von dem Personal- und Local-Etat der baierischen Geistlichkeit, von ihrem Besoldungsstande, und von der Einführungsart des vorgeschlagenen Organisations-Planes. Der Plan besteht darin: 1) die zu grossen Pfarreyen so zu vertheilen, dass die entferntesten Pfarrgenossen nicht weiter als ½ Stunden zur Pfarrkirche zu gehen haben, und dass die Seelenanzahl nie über 2400 steige (grosse Städte ausgenommen.) 2) Vier Classen von Pfarreyen nach der Anzahl der Seelen festzusetzen. 3) Die Zahl der Priester zu bestimmen. 4) Eine Anstalt für ausgediente, und 5) eine für vorzubereitende Geistliche zu errichten. 6) Die Pfarreyen in Verbindung mit den Landgerichten, die Bisthümer im Verhältnisse mit den Hofgerichten zu behandeln. 7) Aus den in den Kloster-Bibliotheken zurückgebliebenen Sammlungen öffentliche Land-Bibliotheken in jedem Landgerichte anzulegen. 8) Den Geistlichen eine fixirte Besoldung zu ertheilen, und zwar von 1000 fl. für die 1ste, 800 für die 2te, 600 für die 3te, und 500 für die 4te Classe. 9) Die Natural-Zehenten und Stollgebühren ganz aufzuheben. 10) Die Baumaterialien und Dotations-Capitalien der entbehrlich werdenden Kirchen, Pfarrhäuser u. s. w. für eine zu errichtende Bau-Casse zu bestimmen. 11) Die neue Organisation, welche durch genaue geographische und statistische Beschreibungen vorbereitet werden muss, zwar nach und nach, aber in kurzer Zeit in Vollzug zu setzen. Rec. bedauert, nicht weitläufiger über diese mit gründlicher Einsicht verfasste Schrift reden zu können, und empfiehlt sie jedem, der in diesem Fache zu arbeiten hat.

Rtn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 APRIL, 1804.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Weidmanns: *Frid. Aug. Guil. Wenckii*, Ser. Sax. Princ. El. a Consil. aul. et Hist. Prof. Lips., *Codex juris gentium recentissimi, e tabulariorum exemplorumque fide dignorum monumentis compositus.* T. I. 1781. 784 S. T. II. 1788. 788 S. T. III. 1795. 827 S. in 8.

MEISSEN, b. Erbstein: *Directorium*, d. i. *chronologisches Verzeichniss der Quellen der süd-sächsischen Geschichte, sofern selbige aus Geschichtsschreibern aller Art und Denkmälern bestehen.* Von *Johann Christoph Adelung*, kurfürstl. sächs. Hofrathe und Oberbibliothekar. 1802. 250 S. gr. 4. (3 Rthlr. 12 gr.)

Wir verbinden auch hier wieder die Beurtheilungen zweyer Werke verwandten Inhalts, und erwähnen, neben dem neueren, zugleich ein *älteres*, nicht, weil es unserer Zeitung an Stoff gebricht (wie jüngst ein getadelter Schriftsteller, der sich sonst nicht zu helfen, nicht durch Gründe zu vertheidigen wusste, im Verdruss uns vorwarf), sondern weil die gelehrten Blätter auch von jenem Hauptwerke wenig oder gar keine Notiz genommen haben.

Das *Adelungische* Werk, um mit diesem den Anfang zu machen, gehört unstreitig, als einzig in seiner Art, zu den merkwürdigsten Erscheinungen der historischen Literatur, und zu den brauchbarsten in Absicht auf die Bearbeitung der sächsischen Geschichte. Der Zweck des Vfs war: die zahlreiche Menge der überall zerstreuten Quellen dieser Geschichte aufzusuchen, die aufgefundenen Data Auszugsweise in chronologischer Ordnung zusammen zu reihen, sie mit kritischem Auge zu mustern, und durch diese Sammlung von Notizen aus den Schriftstellern des mittleren Alters sowohl, als aus allen bisher bekannt gewordenen Urkunden dem künftigen Geschichtschreiber nützlich zu werden, und ihm eben so viele Jahre mühsamer Vorarbeit zu ersparen, als selbige dem Vf. dieses Directoriums gekostet haben mag. Er theilt die Geschichtsquellen, wie man von selbst erwarten kann, in *zwey Hauptclassen*: in die *gleichzeitigen Geschichtschreiber* und in die *Urkunden*. Von jenen war noch nichts befriedigendes vorhanden, was dem Geschichtsforscher hätte nachweisen und ihren Gebrauch erleichtern können. Der Vf. hat also das alleinige Verdienst, eine eben so mühvolle als durchaus nützliche Arbeit von der Art übernommen zu haben. Zu den historischen Schriften, aus welchen man hier Auszüge findet, rechnet er nicht nur solche, welche auf die sächsischen Länder unmittelbaren Bezug haben, sondern auch solche, welche andere Gegenden und besonders die nahe angrenzenden Länder betreffen. Dahin gehören Annalen, Chroniken, eigentliche Geschichten, Briefe, Concilien, Synoden, Nachrichten von Stiftungen einzelner Klöster, das Leben der Heiligen und die Nekrologia. Die zwey letzten Produkte geben aber, wie der Vf. richtig bemerkt, für die Geschichte wenig Ausbeute, und müssen mit Vorsicht benutzt werden. Eigentlich ist nur der gleichzeitige Schriftsteller oder wenigstens der, welcher aus gleichzeitigen Quellen geschöpft hat, ein glaubwürdiger Zeuge, und es ist jedem Geschichtsschreiber zu empfehlen, bey wichtigen Begebenheiten seine Zeugen in chronologischer Ordnung auftreten zu lassen, und bey einem jeden zu bemerken, wann er gelebt oder geschrieben habe, eine Regel, die unsere heutigen Geschichtschreiber sehr oft außer Augen setzen. Zu den Quellen der Geschichte pflegt man zwar auch Denkmäler und Münzen zu rechnen; es läfst sich aber daraus wenig Gewinn erwarten; doch hat sie der Vf. in seinem Werke nicht ganz unbenutzt gelassen, auch in der Vorrede die merkwürdigsten Erbbegräbnisse der Markgrafen von Meissen und der Landgrafen von Thüringen bemerklich gemacht.

Die zweyte Hauptclasse der historischen Quellen sind die *Urkunden*. In diesem Fache hat nun zwar *Schöttgen* durch sein bekanntes *Inventarium diplomaticum* vom J. 1747 viel geleistet, oder doch wenigstens die Bahn zur Vervollkommnung eines ähnlichen Werks gebrochen; allein sein Verdienst beschränkt sich blos auf sehr magere Rubriken, die nicht nur oft unrichtig, sondern auch durchgehends so mangelhaft sind, dass man zwar die Existenz der Urkunde, aber selten den Inhalt derselben kennen lernt. Der Geschichtschreiber, oder der Publicist, muss also auch jede Urkunde, wenn er davon Gebrauch machen will, selbst lesen, um zu sehen, ob sie etwas für seinen Behuf enthält; und wohl ihm, wenn er den grossen Vorrath von Büchern besitzt, welcher dazu gehört!

Um diese vorzügliche Quelle der sächsischen Geschichte, nach ihrem ganzen Umfange, brauchbarer zu machen, wird nun der Vf. auf dieselbe Art, wie es in dem vorliegenden Bande bey den Schriftstellern des Mittelalters geschehen, aus allen bekannt gewordenen Urkunden, welche die Zahl der von *Schöttgen* angezeigten bey weitem übersteigen, und sich auf 24,000 belaufen, die nöthigen Auszüge geben,

ben, ſo daſs ein künftiger Geſchichtſchreiber des mühſamen Nachſchlagens ganz überhoben ſeyn kann, und nur den ihm vorgeſammelten Stoff auf die gehörige Art verarbeiten darf.

Die Wichtigkeit und den Nutzen eines ſolchen Diplomatariums wird gewiſs jeder Kenner der ſächſiſchen Geſchichte nach ſeinem ganzen Umfange zu ſchätzen wiſſen; er wird aber auch die grenzenloſe Mühe und die unerſchütterliche Beharrlichkeit fühlen, die die Ausführung dieſes Unternehmens erfodert; wenn es den möglichſten Grad der Vollſtändigkeit erreichen, und dem beſtimmten Zwecke ganz angemeſſen ſeyn ſoll. Es iſt voraus zu ſehen, daſs manche Urkunden-Auszüge, wenn ſie den weſentlichen Inhalt ganz erſchöpfen, und dem Geſchichtſchreiber das Leſen der Urkunde erſparen ſollen, oft ganze Seiten füllen, und alſo mehrere Bände zur Vollendung eines Werks erfodern werden, deſſen Nutzen ſowohl für unſere Zeitgenoſſen als für die ſpätere Nachwelt unverkennbar bleiben wird.

Die vorläufigen Proben, die der Vf. S. 151 ff. von dergleichen Auszügen gegeben, hat Rec. ganz dem Geiſte der Urkunde gemäſs gefunden; doch kann er den Wunſch nicht unterdrücken, daſs es dem Vf. gefallen möge, nicht nur in den Auszügen der älteſten Urkunden, die darin vorkommenden *Gauen*, nebſt den dazu gehörigen Ortſchaften mit Benennung der Gaugrafen anzuführen, ſondern auch die, in den Urkunden des 12, 13 und 14 Jahrh. aufgeführten Zeugen des hohen und niedern Adels bemerklich zu machen. Das erſtere erleichtert dem Geſchichtsforſcher die Bearbeitung der mittleren Geographie und der damaligen ſtaatsrechtlichen Verfaſſung der deutſchen Gauländer; das letztere hingegen liefert manches, vielleicht noch unbenutzte, Datum zur Vervollkommnung der Geſchlechtskunde der fürſtlichen und gräflichen Häuſer Deutſchlands, deren Genealogie noch mancher Berichtigung bedarf.

Nach dieſer allgemeinen Bemerkung über den Plan, den ſich der Vf. bey dieſem trefflichen Werke vorgeſchrieben hat, wollen wir unſere Leſer nur noch kürzlich mit dem Inhalte des gegenwärtigen Bandes bekannt machen.

In einer vorangehenden *Einleitung* findet man einige gut durchdachte Winke, über die ſüdſächſiſche Geſchichte, zu deren Bearbeitung der Vf. manche neue Ideen mittheilet, die mit gutem Erfolg zu benutzen ſind. Er geht in die älteſten Zeiten zurück, und verbreitet ſich über die Völkerſtämme der *Hermundurer*, *Thüringer* und *Slaven*, deren Urſprung er kürzlich zu entwickeln ſucht. Er zeigt, daſs die Thüringer nicht, wie man bisher glaubte, ein weſtgothiſcher Stamm waren, ſondern daſs die Wörter Hermundurer und Thüringer bloſs zwey verſchiedene Namen eines und deſſelben Volks geweſen, welches ſeine Grenzen nie verlaſſen habe. Dieſe Angabe gründet er auf eine eben nicht weit geſuchte Etymologie, indem der Name *Hermun-Durer* den germaniſchen *Durer* oder Bergbewohner anzeige, der ſpäterhin durch den Namen *Thüringer* aus-

gedrückt wurde. — Mit vorzüglicher Gründlichkeit handelt er hierauf von der *Errichtung der thüringiſchen Marken* überhaupt, und von der *Mark Meiſſen* inſonderheit. Jene waren Nord- und Südthüringen, die beide an den Sorben unruhige und gefährliche Nachbarn hatten. Um ihren Raubzügen ein Ende zu machen, eroberten die fränkiſchen Könige im Oſten ſo vieles Land als ſie konnten, und übergaben es der Aufſicht eines Markgrafen. In der Folge wurde auch Nordthüringen von Karl dem Groſsen überwältiget, und hier ebenfalls eine eigene Mark errichtet. Beide Marken zuſammen hieſsen anfangs *Limes Sorabicus*, ſpäterhin *Marchide orientales*, welcher letztere Name ſich nachher bloſs auf die nördliche Mark einſchränkte. Als man in der Folge den Slaven alles übrige Land wegnahm und mit den Eroberungen weit über die Elbe bis an die ſchwarze Elſter fortrückte; ward eine neue Mark nothwendig, die von ihrem Hauptorte die *Mark Meiſſen* genannt wurde, deren Grafen nach und nach auch die beiden älteren Marken an ſich brachten, und dadurch alles zu einem Staatskörper vereinigten.

Die Grenzen dieſer Mark beſtimmt der Vf. nach dem Umfange der drey Biſsthümer Meiſsen, Merſeburg und Zeitz, die in drey verſchiedenen Provinzen errichtet wurden. Er geht hier von dem ſehr richtigen und von unſern deutſchen Alterthumsforſchern anerkannten Grundſatze aus, daſs man ſich mit den Biſsthümern immer nach den Landesgrenzen zu richten pflegte, und daſs die älteſte Diöceſen-Verfaſſung ein vorzügliches Beweismittel abgebe, die damaligen Grenzen der Provinzen beſtimmen zu können. Aus dieſer Vorausſetzung entwickelt ſich die Wahrheit, daſs die Grenzen des Stifts Meiſsen, ſich bis an die heutigen Grenzen Böhmens erſtreckt haben, und daſs daher die Angabe Schöttgens und anderer meiſsniſchen Geſchichtſchreiber, welche die böhmiſche Grenze bis an Dresden ausdehnen wollen, ganz irrig ſey. — Nicht ohne Scharfſinn leitet der Vf. aus der politiſchen Einrichtung der Marken den Urſprung der ſtaatsrechtlichen Lehre vom *geſchloſſenen Gebiete* und von der Landſäſsigkeit ab, welche die Markgrafen von Meiſsen in ihrer Mark von jeher hergebracht und von Zeit zu Zeit ſtandhaft behauptet haben. Eben daher lieſsen ſie in ihren Landen keine Reichsunmittelbarkeit aufkommen; daher findet man daſelbſt ſo wenig Spuren von den, im übrigen Deutſchland ſo häufig geſchehenen, Befehdungen, weil die Markgrafen ihren hohen und niedern Adel beſſer in Zaum zu halten wuſsten, daher konnten die Kaiſer jenen Biſsthümern nicht ſo viele Hoheitsrechte zugeſtehen, als den andern deutſchen Biſsthümern, weil ſie von den Markgrafen unabhängig waren, dieſe auch als Vogt- und Schutzherrn manche Vorrechte über ſie hatten. — In der vormaligen Errichtung der *Burgwarten*, die zur Sicherheit der Lande abzweckten, glaubt der Vf. den wahren Urſprung der *Amtſaſſen* und ihres Unterſchieds von den *Schriftſaſſen* zu entdecken. Jene waren ehe-

ehedem Burgmänner, und hatten für die Sicherheit der ihnen anvertrauten Bezirke zu sorgen; die *Schriftsassen* hingegen waren solche Gutsbesitzer, welche sich der Markgraf vorbehalten hatte, und daher von ihm nur allein aufgeboten werden konnten. Ueber *Landstände* und *Landtage*, über *Leibeigenschaft* des gemeinen Landvolks und über den *Bergbau* giebt der Vf. zwar nur allgemeine Bemerkungen; sie enthalten aber manches, wodurch der künftige Geschichtsschreiber zu weiteren Nachforschungen dieser Gegenstände aufmerksam gemacht werden muss. Diese Einleitung schliesst sich mit einer kritischen Untersuchung der Herkunft des *Theodorici Buzici*, dem Stammvater des Wettinischen und heutigen Hauses Sachsen. Hr. A. berichtiget die Angaben einiger Geschichtschreiber, die diesen Theoderich für einen Slaven ausgegeben haben, und muthmasst aus Gründen der historischen Wahrscheinlichkeit, dass seine Urväter Dynasten unter den Sueven oder wohl gar Heerführer derselben gewesen, deren Nachkommen, wenig Jahrhunderte hernach, in dieser Gegend die gräfliche Würde um so leichter erhielten, weil ein grosser Theil ihrer Erbgüter in dem Schwabengau, als in der nachmaligen Graffschaft Mansfeld, gelegen war. Dieser Umstand berechtiget den Vf. zu der Muthmassung, dass Theoderich zu einer nahen Linie der alten Grafen Mansfeld gehört haben mag.

Das auf diese instructive Einleitung folgende Directorium selbst, oder das chronologische Verzeichniss der aus den ältern Schriftstellern gefertigten Auszüge, zur Erläuterung der südsächsischen Geschichte, beginnt mit dem Jahre 404 und endigt sich mit dem J. 1536. Eine unbegränzte Vollständigkeit lässt sich freylich bey einem solchen Werke nicht erwarten, und es wird dem künftigen Geschichtsforscher immer noch eine Nachlese übrig bleiben. Der Vf. fühlte diess selbst und giebt daher den Rath, dass jeder, der von diesem Directorium Gebrauch machen will, sich dasselbe zum Nachtragen durchschiessen lasse.

Nicht ohne Verlangen sehen wir der Fortsetzung eines so wichtigen Werks entgegen, welches für die Erweiterung der Geschichte einen unverkennbaren Nutzen gewährt, und durch die künftige Lieferung der versprochenen Urkunden-Auszüge einen vollständigen und für die späten Zeiten bleibenden Werth erhalten wird. Möge demnach der unermüdete Vf. sowohl, als der wackere und ehrliebende Verleger durch einen erklecklichen Absatz und durch thätige Unterstützung des gelehrten Publicums aufgemuntert werden, ein eben so verdienstvolles als nützliches Unternehmen ganz nach dem vorgelegten Plane zu vollenden!

A. S.

Was das *Wenckische* Werk anlangt, so haben wir kaum nöthig, die Historiker und Geschäftsmänner auf dasselbe und dessen vorzüglichen Werth von neuem aufmerksam zu machen, sondern nur solchen Lesern, die es bloss durch den Ruf kennen, in Erinnerung zu bringen, dass die Deutschen zur neuesten Geschichte und dem neuesten europäischen Staats- und Völkerrecht eine Urkundensammlung besitzen, wie sie wohl keine andere Nation aufzuweisen hat. Keine der vorhandenen Sammlungen dieser Art kommt dieser an Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit gleich; bey keiner ist die diplomatische Genauigkeit und Unverdrossenheit des Herausgebers, seine strenge Prüfung und gewissenhafte Treue so unverkennbar, als bey dieser; denn die vortreffliche *Hertzbergische* Sammlung gehört, wegen ihres auf Preussen beschränkten Umfangs, in eine andere Classe. Freylich ist die Veranstaltung eines solchen *Codex jur. gent.* nicht das Werk von drey, vier Jahren. Wer sich jemals mit dergleichen Arbeiten ernstlich beschäfftigt hat, wird wissen, wie viel Zeit und Geduld dazu gehöre, oft nur um die getreue Abschrift einer einzigen Urkunde vom Original, auch wohl nur um eine Antwort auf die Anfrage zu erhalten; wie viel Bücher und Ausgaben einzelner Staatsverträge verglichen werden müssen, und wie man oft, erst nach langem Nachsuchen und Nachfragen, zufällig den richtigeren Abdruck oder die bessere Copie erhält. Daher kam es, dass zwischen der Erscheinung des ersten und dritten Bandes des vorliegenden Werks 14 volle Jahre verstrichen. Mit dieser Zögerung unzufrieden, unternahm Hr. *von Martens* zu Göttingen eine Art von Fortsetzung des *Wenckischen* Codex, und edirte seit 1790 sein *Recueil des principaux Traités* cet., wovon die Bände freylich sehr schnell auf einander folgten, aber auch die Eilfertigkeit des sonst verdienten und achtungswerthen Herausgebers gar zu sichtbar war. Hr. Hofr. *Wenck* liess sich dadurch nicht irre machen, sondern fuhr unbekümmert fort, seine Materialien zum dritten Bande mit der gewohnten Sorgfalt und Treue aufzusuchen und zusammenzutragen, um seinem Werk jene diplomatische Vollkommenheit zu geben, wodurch es sich vor ähnlichen Sammlungen auf die vortheilhafteste Weise auszeichnet.

Der *erste* Band fängt, da *Dumont* und *Schmauss* bey dem J. 1731 stehen geblieben, und der unzuverlässige *Rousset* nicht viel weiter gekommen war, mit dem Wiener Präliminarien von 1735 an, und schliesst mit dem Breslauer Frieden von 1742, und dem kursächsischen Allianztractat mit Oesterreich vom 20 Dec. 1743. Der *zweyte* endigt sich mit dem sicilisch-holländischen Handelsvertrage vom 27 Aug. 1753; der *dritte* mit der Parlamentsacte über die Nothwendigkeit der königlichen Einwilligung zu den Heyrathen der Descendenten Georgs II vom J. 1772. Die meisten Diplome, nebst den dazu gehörigen Actenstücken, liefert der Herausgeber nach beglaubten Abschriften von den Originalen, oder nach authentischen, unter öffentlicher Autorität veranstalteten, Abdrücken, die ihm aus Archiven mitgetheilt wurden: und was er aus diesen reinsten Quellen nicht erhalten konnte, das entlehnte er aus solchen Sammlungen, die er für die zuverlässigsten hielt. Mehrere Urkunden erscheinen hier, besonders im dritten Bande, zum erstenmal abgedruckt, z. B. der Freundschafts- und Garantie-Vertrag der K. K. Maria Theresia und des Kurf. von der Pfalz vom 30 Oct. 1757, der höchst merkwürdige Allianztractat zwischen Frank-

reich und Oesterreich vom 30 Dec. 1758; der Vertrag der K. K. Maria Theresia mit Karl III von Spanien, als dem bisherigen Könige beider Sicilien, vom 3 Oct. 1759, wodurch Maria Theresia ihrem Rückfallsrecht auf Parma, Piacenza und Guastalla entsagte; die Beytrittsacte des Kön. von Schweden zu dem gedachten französisch-österreichischen Allianztractat, vom 17 Sept. 1760; die preussische und kursächsische Ratification des Hubertsburger Friedens, nebst den preussischen und sächsischen Vollmachten zu dessen Abschliessung; die Convention zwischen Frankreich und Genua wegen Corsica, vom 6 Aug. 1764; die geheime, obschon nicht ratificirte, Convention zwischen Oesterreich und der Pforte vom 6 Jul. 1771. Andere sind von solchen authentischen Abdrücken genommen, die nur in sehr geringer Anzahl veranstaltet wurden, und also den ungedruckten fast gleich zu achten sind. Noch andere hat der Herausgeber entweder aus sehr seltenen und theuern Sammlungen der Ausländer abdrucken lassen, oder nach bessern Ausgaben richtiger und vollständiger geliefert. Man würde zu viel verlangen, wenn man hier alle Staatsverträge der europäischen Fürsten von 1735 bis 1772 suchen wollte; mehrere derselben werden vielleicht nie, weder *in Extenso* noch im Extract, bekannt gemacht werden; aber jeder billige Beurtheiler wird gestehen müssen, dass Hr. *W.*, auch in Rücksicht auf die Menge der Urkunden, ungemein viel geleistet hat. Bey solchen Diplomen, die schon in anderen Sammlungen abgedruckt waren, hat er jedesmal seine Quelle angeführt. Allerdings möchte man wünschen, dass er es auch bey jenen, die ihm aus Archiven, besonders auch von dem verstorbenen kursächsischen Conferenzminister *Wurmb*, mitgetheilt wurden, gethan hätte: aber diess war ihm von den Mittheilern, aus sehr begreiflichen Ursachen, ausdrücklich untersagt worden. Daher musste er sich mit der allgemeinen Anzeige begnügen: *hunc tractatum e tabulario quodam publico accepi.* Mehreren Staatsverträgen, besonders im ersten und zweyten Bande, ist eine französische, zuweilen eine deutsche Uebersetzung beygefügt, dafern eine öffentlich veranstaltete vorhanden war. Um sich von der diplomatischen Genauigkeit des Hn. *W.* zu überzeugen, vergleiche man z. B. im dritten Bande die französisch-grossbritannischen Friedenspräliminarien vom 3 Nov. 1762, und den darauf gefolgten Definitiv-Friedensvertrag vom 10 Febr. 1763. oder den bourbonischen Hausvertrag vom 15 Aug. 1761 mit den Abdrücken des Hn. *v. Martens* und anderer. Dem ersten Bande ist, durch ein Versehen, kein Verzeichniss der gelieferten Urkunden beygefügt; dieses findet man erst am Ende des zweyten Bandes. Noch hat der Herausgeber zu einem vierten Bande Hoffnung gemacht. Wir sehen der baldigen Erfüllung derselben mit ungeduldigem Verlangen entgegen.

T. R — G.

LEIPZIG, in d. Juniusfischen Buchh.: *Elisabeth, Königin von England*, nach *Hume*, fürs grössere Publicum bearbeitet. 1803. VI u. 294 S. 8. (1 Rthl.)

Der Vf. dieser Biographie, welcher übrigens dem Rec. völlig unbekannt ist, wollte wahrscheinlich einige Groschen verdienen, und da es ihm an Kraft fehlte, auch nur einen Roman, wie sie in unsern Lesebibliotheken zu cursiren pflegen, selbstthätig hervorzubringen, so wandte er sich an die, so tausendfachen Zudringlichkeiten ausgesetzte Historie. Am Roman hingegen rächte er sich, denn wenigstens der eine oder der andere schlechte Roman, meinte er, sollte durch diese historische Darstellung verdrängt werden. Diesen treuen Dienst, den er der Historie leisten wollte, hat er sich nun freylich äusserst leicht gemacht. Das Ganze ist im Grunde nichts anders, als eine Uebersetzung aus *Hume*. „*Dieser grosse Historiker* — so drückt sich der Vf. selbst aus — *liegt* bey meinem Gemählde durchgehends *zum Grunde;* aber beynahe die Hälfte seines Werks, die mehr für Engländer, als für Deutsche, mehr für Historiker von Profession, als für Dilettanten geeignet zu seyn schien, ist von mir weggelassen worden. Da, wo in seiner Erzählung der Engländer zu sehr hervorstach, habe ich die Nationalzüge zu vermeiden gesucht (!)". Dass der Vf. *Hume's* folgte, darüber wollen wir indess nicht mit ihm rechten. Ja, wenn wir gleich uns keineswegs überzeugen können, dass das ernste und tiefgedachte Geschichtswerk *Hume's* für unser grösseres Publicum, welches nicht einmal für die geistvolle Schilderung, welche Hr. *v. Genz* vor einigen Jahren von *Maria Stuart* geliefert, Sinn genug offenbart, geeignet sey: so würden wir es doch dem Vf. Dank wissen, wenn er auch nur diese Parthie desselben in unsere Muttersprache, in der wir bekanntlich bis jetzt nur eine grundschlechte Uebersetzung von *Hume's* Geschichte besitzen, auf eine würdige Weise übertragen hätte. Aber freylich die Aufgabe ist eben nicht sehr leicht, *Hume's* historische Schriften mit Treue und Geschmack in deutscher Sprache wieder zu geben. Schon die hohe Klarheit und scharfe Präcision, wodurch sie sich so rühmlich auszeichnen, machen es nothwendig, dass der Uebersetzer derselben, falls er dem Geschäfte gewachsen seyn soll, nicht nur in englischer und deutscher Sprache gleich gewandt, sondern auch mit *Hume's* Geiste, ja mit Englands Geschichte überhaupt, über welche *Hume* sehr oft bloss reflectirt, innigst vertraut sey. — Alle diese Eigenschaften aber scheinen dem Vf. dieser Biographie völlig zu mangeln. Zwar wollen wir nicht leugnen, dass seine Uebersetzung so ziemlich treu ist; aber, was den Styl betrifft, so ist sie beynahe eben so schleppend und stümperhaft, als die oben erwähnte, heillose Uebersetzung. Zum Beleg unserer Behauptung könnten wir von jeder Seite des Buchs Stellen ausheben. Da es aber unsere Pflicht ist, den Raum dieser Blätter für bessere Schriften zu Rathe zu halten, so wollen wir den Wunsch und zugleich das wahrscheinlichste Schicksal dieser Schrift mit wenigen Worten aussprechen, und dabey, nach des Vfs Beyspiel, den grossen Geschichtschreiber der Britten ebenfalls zum Grunde legen. Was nämlich *Hume* irgendwo von einer seiner frühern Schriften gesagt hat, das kann man wohl mit zweyfachem Rechte auf diese Biographie anwenden: *sie ist todtgeboren von der Presse gefallen.*

R. T. H.

Monatsregister

vom

April 1804.

I. Verzeichniss der im Monat April in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

S.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkömmt.)

III. Intelligenzblatt des April.

Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Ankündigungen.

Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Eisen-

Oeffentliche Lehranstalten.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 MAY, 1804.

ALTE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Handbuch der Metrik*, von *Gottfried Hermann*, Prof. zu Leipzig. 1799. 268 S. 8.

Schon die philologische Gelehrsamkeit, welche der Vf. dieses Buches, seit der Erscheinung desselben, durch mannichfaltige andere Proben bewährt hat, sollte billig die Aufmerksamkeit der Philologen auf dieses, wie auf das grössere Werk *de Metris*, gerichtet haben. Bey der Regsamkeit ferner des philosophischen Geistes in Deutschland, bey der hier geleisteten Anwendung einer beliebten Philosophie auf einen einzelnen Zweig des Wissens, wäre es allerdings zu erwarten gewesen, dass diejenigen, welche sich Philosophen nennen, von diesem Werke Notiz genommen, und die Möglichkeit und den Grad der Meisterschaft in der Anwendung der Philosophie geprüft hätten. Diejenigen endlich, welche die Kunst zum Gegenstande ihres Nachdenkens oder ihrer Ausübung machen, hätten billig ein Werk, worin einem so wichtigen, vorher nur von wenigen Meistern nach Principien betrachteten und geübten Theil der Kunst eine neue und wichtige Aufklärung geworden ist, nicht übersehen sollen. Und so würde sich, von drey Seiten her, ein durch philosophische Argumente und historische Gründe, die sich durch praktische Bemerkungen gegenseitig durchdrungen und verknüpften, bestimmtes Urtheil gebildet haben, welches theils dem Werke seinen philosophischen Rang, theils seine historische Stelle ausgemittelt hätte. Es bleibe unentschieden, ob die Philosophen zu schwache Philologen, oder die Philologen zu schwache Philosophen waren, um dieses Werk gehörig zu würdigen; wenigstens blieben die *Sprachmeister* dabey stehen, dass sie dem aufgestellten System ein paar lobende Worte sagten, hie und dort eine Emendation, eine Brechung der Verse aufnahmen, oder sie gänzlich ohne Gründe verwarfen, ein anderesmal die Behauptungen der alten Grammatiker den aufgestellten philosophischen Gründen entgegensetzten, ohngeachtet der Vf. gegen diese Ansicht (*Vorrede* S. VII) ausdrücklich protestirt: kurz man that alles andere, als das System förmlich bestreiten, eigentlich beurtheilen. Und in der That das Unternehmen, ein Werk zu beleuchten, welches einerseits mit aller Schärfe und Anmassung, die der Charakter jeder Wissenschaft sind, auftritt, andererseits die philosophischen Behauptungen mit dieser historischen und philologischen Gelehrsamkeit unterstützt, erläutert und beweist, gehört zu den schwersten Unternehmungen; denn nicht bloss soll der Beurtheiler das Werk mit dem Maasstabe messen, welchen es ihm selbst in die Hand giebt; nicht soll er also bloss den Organismus und die Consequenz des Ganzen prüfen: sondern er muss auch die bemerkten Lücken, wenn nicht ausfüllen, doch den Gesichtspunkt angeben, von welchem aus diess etwa geschehen könnte; er soll es hiedurch organischer und zusammenhängender machen; er soll endlich das Ganze als ein Factum, als eine Erscheinung in der Zeit historisch ansehen, die Hülfsmittel, Vorarbeiten, Winke sammeln und über die Art, wie sie benutzt und verknüpft sind, Rechenschaft ablegen.

Der Vf. der folgenden Zeilen ist weit entfernt zu glauben, dass er bey einem so scharfsinnigen und in seiner Art bis jetzt einzigen Werke, allen diesen Anfoderungen ein Gnüge leisten könne, ohngeachtet er dahin gestrebt hat, es zu thun. Dahin aber stimmt er mit dem Vf. gewiss überein, dass durch die Bestrebungen die Wahrheit ausgemittelt werden solle; und hiedurch findet er sich veranlasst, der Untersuchung des Systems selbst eine Darstellung desselben voranzuschicken, weil es ja doch möglich wäre, dass bey aller Behutsamkeit, sich irgendwo ein Missverständniss, irgendwo eine falsche Auslegung des Systems eingeschlichen hätte, welche auf diese Art am leichtesten entdeckt und ausgemittelt werden könnte. Auch dem dieses Systems unkundigen Leser muss es angenehm seyn, in wenigen Worten und gedrängter Kürze, einen wenn schon historischen Begriff dieser Ansicht zu erhalten, und sich den Streitpunkt auf diese Art deutlich vor Augen zu rücken. Zu noch genauerer Bestimmung mancher Punkte wollen wir das grössere Werk *de Metris* in einzelnen Fällen benutzen.

Das erste Buch dieses Werkes handelt von dem Rhythmus und den Versen überhaupt, das heisst: Von dem Rhythmus an sich, der etwas ganz abgesondertes ist (Vorr. S. XIX), und die Anwendung desselben auf die Redekunst und Dichtkunst (ibid. XXXI), wo die Metrik (Rhythmus auf Sprache angewandt) erscheint (§. 67. 85. 86). Rhythmus aber ist eine Folge von Zeitabtheilungen, nach einem Gesetz, welches darin besteht, dass durch die blosse Zeit dargestellt werden soll, die Form der Causalität, bestimmt durch Wechselwirkung. Diess heisst soviel: Sollen Zeitabtheilungen rhythmisch seyn, so müssen sie untereinander im Zusammenhange, als Ursach und

und Wirkung gedacht werden, die Gröſse dieſer Urſach und Wirkung aber hängt von der Wechſelwirkung ab. Iſt die Wechſelwirkung der in Einwirkung ſtehenden Dinge gleich, ſo erfolgt keine Veränderung, welche nur unter der Bedingung der Ungleichheit ſtatt findet; und da nun die Wirkung der Urſache gleich iſt, ſo folgt, daſs bey einer Reihe in Wechſelwirkung ſtehender Dinge, das erſte Glied der Reihe gröſser ſeyn müſſe, um überhaupt eine Veränderung hervorzubringen, alle übrigen aber gleich ſind; welches auf den Rhythmus angewandt die Gleichheit der Zeitabtheilungen zur Folge hat. In einer jeden Reihe aber fodert der Verſtand einen Anfang, und deſshalb, wie auch nach dem Geſetze der Einheit und Mannichfaltigkeit, muſs der Rhythmus in den ſchönen Künſten *endlich*, d. h. am Anfange begränzt ſeyn. Eine jede Reihe muſs alſo mit einer erſten Urſache, welche nur eine freye ſeyn kann, beginnen, dieſe wird ἀρσις, ihre Wirkung θεσις und das Anheben aus eigener Kraft *ictus* genannt. Doch kann die Arſis in Hinſicht einer ihr vorhergehenden Urſache nicht als frey betrachtet werden; auch kann der Arſis eine Theſis ohne Arſis vorhergehen, welche ἀνακρουσις heiſst, und endlich können ganze Reihen als Arſes und andere als Theſes angeſehen werden, welche aber als ſolche unter dem abſoluten Geſetze des Rhythmus ſtehen, und den Namen periodiſcher Reihen erhalten. Zu den willkührlichen Einrichtungen der Dichter gehört die Baſis, zwey ſelten drey Sylben ohne Rhythmus, gewiſſen Reihen vorgeſetzt. An ſich kann eine jede Reihe ein gleichbleibendes Maaſs haben, die Arſis ausgenommen, welche zwar kein kleineres Maaſs als ihre Theſis, wohl aber ein gröſseres haben kann. Die Theſis dagegen, ſo wie die Anakruſis, können nur ein gleichbleibendes Maaſs haben. *Anceps* iſt die letzte Sylbe jeder Reihe und die einſylbige Anakruſis, weil nämlich das Maaſs einer beſtimmten Sylbe nur durch die, welche ſie umgeben, bemerkt werden kann, daher kann in periodiſchen Reihen nur die letzte Sylbe der letzten Reihe *anceps* ſeyn. Das Zeitmaaſs in der Sprache beſteht aus kurzen Sylben, welche das einfache Maaſs, und aus langen, welche das doppelte enthalten. Ein Fuſs iſt das Verhältniſs mehrerer Sylben zu einander in Hinſicht ihres Maaſses ohne Rhythmus. Jede lange Sylbe kann in zwey aufgelöſst, und zwey kurze jederzeit in eine lange zuſammengezogen werden, nur darf dieſes den Geſetzen des Rhythmus nicht widerſprechen, oder ſeiner Schönheit Abbruch thun. Willkührlich aber vertauſchen Dichter harte Rhythmen mit weicheren. Dieſs iſt der Fall mit dem Antiſpaſt, für den man zwey Jamben; mit dem gröſsern Jonicus, für welchen man zwey Trochäen, und endlich mit dem Choriamben, für welchen man eine jambiſche, periodiſche Dipodie ſetzt. Ein Vers iſt ein beſtimmter Rhythmus von einer oder mehreren Reihen, es ſoll aber der unbedingte und allgemeine Rhythmus mit dem der Sprache, welcher in einzelnen Worten liegt, verbunden werden, und dieſe Vereinigung geſchieht zuförderſt durch die Cäſur; daſs nämlich mit dem Ende der Reihe ein Wort endigt, ferner dadurch, daſs das Sylbenmaaſs durch den Rhythmus beſtimmt wird, indem nämlich der *ictus* eine kurze Sylbe lang macht, oder am Ende einer Reihe eine lange Sylbe kurz, oder eine kurze lang gemacht wird, endlich noch durch den Accent.

Das zweyte und dritte Buch enthält die Anwendung der eben aufgeſtellten Grundſätze, und zwar handelt das zweyte von den einfachen Verſen, deren trochäiſche, dactyliſche und päoniſche ſind. Zu den trochäiſchen rechnet der Vf. auch die jambiſchen als Trochäen mit einer Anakruſis, ſodann die kretiſchen als trochäiſche in der Arſis ſchlieſsend. Dann noch die baccheiſchen als Spondeen mit einer jambiſchen Anakruſis, und endlich die antiſpaſtiſchen aus zwey Reihen beſtehend, die erſte aus einer jambiſchen Anakruſis und einer langen Sylbe, unterſtützt durch einen Trochäus. Zu den dactyliſchen Rhythmen muſs man rechnen: die Anapäſte als Dactyle mit zweyſylbiger Anakruſis, die Choriamben als Dactyle in der erſten Arſis ſich endend, *tonici a minori* Spondeen mit anapäſtiſcher Anakruſis, *tonici a majori* eine gebrochene Reihe, wo die erſte Sylbe durch einen Dactylus unterſtützt wird. Endlich ſind zu den päoniſchen Rhythmen der erſte und vierte Päon zu rechnen. Im dritten Buche endlich, werden die aus verſchiedenen Rhythmen zuſammengeſetzten Verſe betrachtet, und nachdem die *polyſchematiſti* durch nähere Prüfung beſtimmt ſind; ſo geht der Vf. zu den *aſynartetis* über, dann zu den *metris κατ' αντιπαθειαν μικτοις*, und ſchlieſst mit den ſtrophiſchen.

Das erſte, was wir bey der aufgeſtellten Anſicht bemerken, iſt folgendes. Der Vf. weiſst der Rhythmik (Vorr. XIX) ihren Platz unter den ſchönen Künſten an, ſtellt ſie als ſchöne Kunſt der Zeit auf, und als weſentlichen Theil der Muſik, Tanzkunſt und Redekunſt. Wenn nun die Redekunſt, zu der die Dichtkunſt in engerer Bedeutung gehört, (S. XXIX) wirklich die Sprache ſelbſt iſt, ſo war in einer Metrik, welche (S. XXXI) aus dem Verhältniſs der Redekunſt zur Dichtkunſt entſpringt, es billig zu erwarten, daſs ein Punkt ausgemittelt wurde, in und durch welchen ſich die Sprache an den Rhythmus ſchloſs, und da (S. XIX) der Rhythmus nie allein vorkommen kann: ſo hätte der Vf. dasjenige nennen müſſen, in welchem ſich der Rhythmus urſprünglich und als ſolcher offenbart. Dieſs fällt um ſo mehr auf, da §. 18 der Rhythmus erklärt wird: für die Form der durch Wechſelwirkung beſtimmten Cauſalität, *dargeſtellt* durch bloſse Zeit. Denn ſoll die Zeit dargeſtellt werden, ſo muſs ſie in die Reihe der ſinnlichen Anſchauung treten, und die Frage, welche ſinnliche Anſchauung der reinen Zeit entſpreche, kann nicht unterdrückt werden. Dieſe iſt aber der *Ton*, und daher iſt eine Rhythmik nur in und durch die Muſik möglich, welche (Vorr. S. XXV) nicht wie die Dichtkunſt den Begriff, noch (S. XVI) wie Plaſtik und Graphik den Raum aufnimmt und darſtellt. War dann der Rhythmus an den Ton und damit an die

Muſik

Musik geknüpft: so konnte es nicht fehlen, dass die Lehre vom guten und schlechten Tacttheil, welche eigentlich des Vfs. Arsis und Thesis begründet, einen weit bestimmtern Einfluss erhalten, und damit eine grösere Deutlichkeit über das Ganze verbreitet hätte. Es kann hiebey nicht eingewendet werden, wie §. 36 geschieht, dass falsche Nebenbegriffe aus der Musik könnten veranlasst werden: denn diese zu verhüten, ist die Sorge des Vfs., auch nicht dass antike und moderne Musik so weit von einander entfernt sey: der Rhythmus ist beiden gemeinschaftlich, und ohne diese Anknüpfung fehlt es der ganzen Untersuchung an einem Centralpunkt. Denn das erste Kapitel, welches ihn aufstellen sollte, ist nichts als eine Abstraction, ausgehend von der sinnlichen Erscheinung, von einem Facto einer Thatsache, postulirend etwas objectiv entsprechendes, ein absolutes Gesetz, dessen Zusammenhang nirgend erscheint. Eben so steht es mit der Verknüpfung der Sprache und des Rhythmus. Nimmer kann es genügen, dass sie wirklich und in der That in Verse verknüpft sind: denn diess ist ja eben das Factum, dessen Nothwendigkeit erklärt werden soll. Nur dann erst ist alles begründet, wenn in der Sprache ein absolut musikalischer Punkt ausgemittelt wird, ein Punkt, in welchem die Sprache als bloser Ton nicht als Begriff erscheint. Diesen stellt die Interjection dar, dieser vielgewanderte, weit umgetriebene Redetheil. So fern aber die Sprache Wörter braucht, und diese als Poesie ausdrückend, ist es der Vocal, der in der Metrik die verdunkelte Interjection ist. Die aus diesem doppelten Mangel entstandene Lücke läuft durch das ganze erste Buch: denn es zerfällt in zwey ganz abgesonderte, unzusammenhängende Theile. In dem ersten wird von dem Rhythmus als absolut geredet, dahin gehört Kap. 1, 2, 3, 4, 6. Der zweyte handelt von dem auf die Sprache angewandten Rhythmus. Kap. 5, 7, 8, 9, 10, 11. Das Factum, dass die Sprache an sich des Rhythmus empfänglich sey, und dass sie ihn gerade als Poesie erhält, welches nur aus der Richtung auf die Empfindung erklärt werden kann, wird gar nicht berührt; eben so wenig, warum sich der Rhythmus an die Wörter nur formal, nicht material schliesst, das heisst: warum er sich nur die Wörter aneignet, so fern sie aus Sylben bestehen, nicht so fern sie Begriffe ausdrücken, ja warum sogar die Materie des Wortes bis auf einen gewissen Grad vernichtet wird. Eben so unerklärlich muss es nach der aufgestellten Ansicht bleiben, warum in antiken Sprachen der Rhythmus sich nur an den Vocal und dessen Länge und Kürze schliesst, welches alles aus einer musikalischen Ansicht des Rhythmus sich leicht ergiebt. Freylich hätte alles bey der Anwendung der Musik aus dem Wege geräumt werden müssen, was von ihr der Sprache darzustellen unmöglich ist, also zuförderst die Harmonie, welche die Sprache gar nicht, und die Intervalle, welche sie nur sehr unvollkommen durch die Vocaltonleiter darstellen kann. Zum grosen Vortheil der Hermannischen Theorie würde aber, wenn man auch den Gesichtspunkt aus der modernen Musik genommen hätte, der Tact übrig geblieben seyn, wovon hernach. Um den erwähnten Hiatus aber auch im Einzelnen nachzuweisen; so geschieht z. B. §. 32 der Uebergang von Rhythmus zur Sprache unmotivirt, sprungweise und mit groser philosophischer Härte. *Die freye Ursach heisst Arsis von der Erhebung der Stimme*, wo das letzte Wort nicht nur ganz unerwartet auf den Ton, sondern auch auf Sprache überleitet; noch auffallender ist es im 5 Kapitel, wo ohne alle Vorbereitung von den Sylben und ihrem Maasse gesprochen wird, und ihre Beschränkung auf das doppelte Maass dadurch als nothwendig angedeutet werden soll: *dass die Sprache nicht bloss zum Ausdruck der Empfindungen erfunden sey.* Dieser Satz aber, dessen Wahrheit Niemand anfechten wird, muss seine Gewissheit aus einem höhern Punkte erhalten. Wenn nämlich die Sprache auch zum Ausdruck der Begriffe erfunden ist, warum ist es denn für diesen Ausdruck unbequem, oder macht ihn unmöglich, wenn es dreyzeitige Sylben giebt? Der ganze Bau der Sprache führt immer auf ein einfaches und doppeltes, und fodert zur Beantwortung auf, die hier keinesweges am unrechten Orte gestanden hätte. Eben so hätte die Lehre von der Anakrusis erst durch die Musik ihre Vollendung erhalten, denn was ist eine Wirkung ohne Ursache? Wie kann nach §. 25. 26. 27. 28 von einer unendlichen Reihe in den schönen Künsten die Rede seyn? Wie kann eine Wirkung erscheinen, ohne dass nach §. 25 der Verstand nach der Ursache fragt? Sehr richtig sagt der Vf. §. 35: die Anakrusis sey gerade das, was bey uns Auftact in der Musik genannt werde, und gerade so muss man ihn, setzen wir hinzu, auch betrachten. Denn hat die alte Musik auch keinen Tact gehabt: so kann man ihn auf einem gewissen Standpunkte, wovon nachher, allerdings dem Verse zuschreiben, und da nun ein jedes mit demselben versehene Musikstück seinen letzten Tact um die Dauer des Auftacts verkürzt: so sind die Rhythmen mit der Anakrusis auf dieselbe Art zu erklären, nämlich dass man sich in Abstracto den Jambus also denken muss ∪ | ⏑́ ∪ — und den Anapäst also ∪ ∪ | ⏑́ ∪ ∪ —. Auch sieht sich Hr. H. genöthiget, *de metris* p. 143 die Anakrusis ganz anders als eine Thesis zu behandeln. Er sagt unter anderm: *Etenim, ut longe vehementiores sint jambi trochaeis, anacrusis efficit.* Es liegt aber in diesem Satze versteckt, was auch die Anschauung lehrt, dass die Anakrusis zur *folgenden* Sylbe zu zählen sey, und billig hätte die Anakrusis als Thesis der letzten Reihe, nicht aber als die einer unendlichen Reihe charakterisirt werden sollen. Man nehme folgende anapästische Sylbenzahl:

1 2 | 3 4 5 6 7 8 9
∪ ∪ | — ∪ ∪ — ∪ ∪ —

so verhält sich scheinbar Sylbe 4 und 5 zu 6, und 7 und 8 zu 9, wie sich 1 und 2 zu drey verhält, allein die Anschauung lehrt, dass ein ganz anderes Verhältniss entsteht, nämlich 1 und 2 schliesst sich so genau an drey, dass man sie als Eine rhythmische Grösse ansehen kann; 4 und 5, 7 und 8 schliessen sich aber nicht

nicht an sechs und neun, sondern erstere an drey, letztere an sechs; wodurch ein ganz anderes Verhältniss entsteht. Uebrigens ist Rec. sehr wohl bekannt, dass der Tact der Verse kein streng musikalischer ist, weil in der Sprache nicht Musik, sondern nur ein Streben darnach statt findet, und das Verhältniss des musikalischen Tactes zu dem des Verses lässt sich ungefähr schon aus dem Verhältniss der musikalischen und Vocal-Scale abnehmen. Ein Blick auf die Arithmetik, namentlich auf die Lehre von den Progressionen und Proportionen, würde sehr erläuternd gewesen seyn.

Ein zweyter zu erwägender Punkt ist die *ἀρσις* und der *ictus*. Jene ist die bey endlichen Reihen zum Grunde liegende erste Ursache, der *ictus* die Darstellung derselben, das Anheben aus eigener Kraft. Wir wollen hier nicht weiter nach der Bedeutung dieser Erscheinung fragen; sie nicht mit den Erscheinungen in den räumlichen Künsten vergleichen, nicht erforschen, wie so etwas dem ähnliches in der Kunst möglich, ja nothwendig sey, sondern strenge den Standpunkt bewahren, auf welchen uns der Vf. gestellt hat. Er behauptet offenbar: dass die Arsis ganz unabhängig von der Länge und Kürze sey, dennoch aber zu einer Länge und Kürze hinzutreten könne; und dadurch, meint er, werde erst die Sylbe als Causa charakterisirt. Wenn nun die Darstellung der Arsis durch den *ictus* in der Erhebung der Stimme besteht, so ist der Schluss sehr leicht: dass der Accent das Princip des Rhythmus sey, und dass eine Arsis aus einer Synthesis der rhythmischen Grössen mit dem Accente bestehe, die Thesis demnach durch diese Synthesis bestimmt werde. Ein Blick auf das Ganze der Sprache bietet eine Menge Analogien dar. Der zusammengesetzte Satz wird durch die Conjunction, der einfache durch das Verbum *Seyn*, zwey Consonanten werden durch Befassen unter ein Schwa, zwey Vocale durch Befassen unter einen Spiritus, zum Diphthongen verknüpft: so dass immer zwey Sprachtheile durch einen dritten, welcher ausserhalb beider liegt, aber ihnen analog ist, vereinigt werden. Die treffendste und analogste Verknüpfung aber ist die der Sylben eines Wortes, denn in einem Worte werden ebenfalls wie in einem Rhythmus mehrere Sylben zur Einheit verknüpft, und wenn der Accent dort, wie ganz bekannt, das bindende Princip ist, warum soll er es nicht bey dem innerhalb der Gränzen der Sprache sich bewegenden Rhythmus, bey dem Verse seyn? Die Vollendung der unter einem Accent gesammelten Sylben, wird durch die hinter dem Worte einfallende Pause angedeutet, und die Vollendung des Rhythmus durch die Cäsur. Eine rhythmische Reihe würde demnach ein metrisch geordnetes Wort seyn. Doch die Eigenschaft des Accents als causal ist dem Vf. so wenig unbekannt gewesen, dass er sie selbst anführt §. 97 vergl. mit §. 84 85. Auch stand er ganz nahe daran, die Identität des Accents und der Arsis anzuerkennen. Er sagt *de metris* p. 19: *Accentus enim — — eo tantum ab ictu differt, quod ictus quaelibet in omni numero ordinum principia, accentus ea solum, quae in vocabulis communi loquendi consuetudine introducta sunt, significat.* Ja die orthographische Bezeichnung seines Systems hätte ihn auf diese Identität führen müssen, und man kann wörtlich sagen: der Vf. hätte nur ein aufmerksames *Auge* auf die Darstellung seines Systems werfen dürfen, um es durchaus zu erweitern, denn überall bezeichnet er die Arsis durch einen *Accent*. Man halte diess eben angeführte aber ja für keine Kleinigkeit, etwa für einen blossen Kampf um die wörtliche Darstellung. Denn etwas, was mehrere Unbequemlichkeiten, Inconsequenzen und Unvollständigkeiten nach sich zieht, kann nicht mit dem Namen: *Kleinigkeit* bezeichnet werden.

Zuförderst ist das ganze System unvollendet geblieben, dadurch, dass die moderne Metrik gänzlich ausgeschlossen ist; der Vf. thut, als wenn so etwas gar nicht vorhanden wäre. Er sagt *de metris* 77 — — *nisi in semimuto Anglorum et Gallorum sermone.* Wir merken hier beyläufig an, dass selbst dieser Vorwurf darum ungerecht ist, weil er einzig von der Sprache des gemeinen Lebens hergenommen worden ist. Ohne den genannten Sprachen einen vorzüglichen Grad des Wohlklangs darum zuzuschreiben, führen wir nur an: dass ein mündlicher, declamatorischer Vortrag von Nationalen sich ganz anders deutlich ausnimmt. In einer Predigt, Rede oder rhythmischen Trauerspiel erscheinen die Sylben deutlich und bestimmt, nur die Eile in der gemeinen Sprache verschluckt die Sylben so unanständig und übelklingend. Ferner sagt der Vf. (Vorr. S. V): *Die Sprache der Italiener und Franzosen hat fast gar keinen Rhythmus und in den Gedichten der Engländer sind höchstens die Anapäste noch erträglich.* Diese Aeusserung wäre ihm gewiss nicht entfallen, wenn er die Arsis als Accent charakterisirt hätte, denn dass die modernen Nationen ihre Verse accentuirt messen, ist ja wohl bekannt genug. Sie brauchen nämlich den Wortaccent rhythmisch. Dem Vf. würde dann die Einheit des Princips der alten und modernen Rhythmik aufgefallen seyn, er hätte sein System durch Anführung der Verschiedenheit geründet und zugleich erweitert, und Bemerkungen wie die obige und die nachfolgende (S. IX der Vorr.): *Dass auch dieser Theil der Metrik nunmehr als vollendet angesehen werden kann*, würde er nicht niedergeschrieben haben. Ja man kann es deutlich und aus dem System des Vf.'s zeigen, dass diese Aeusserung der aufgestellten Ansicht ganz entgegen sey.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 MAY, 1804.

ALTE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Handbuch der Metrik von Gottfried Hermann* etc.

(Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Um die Behauptung, womit das *vorige* Blatt ſchloſs, zu rechtfertigen, führen wir den §. 88 an. Hier ſagt Hr. H.: *Rhythmus hat eine jede Sprache, wodurch ſie Wohlklang und Ausdruck erhält. Ohne Rhythmus würde kein Zuſammenhang der Sylben untereinander — — möglich ſeyn. Mithin* §. 84 *muſs auch jedes einzelne Wort ſeinen Rhythmus haben.* Dieſer iſt aber nach §. 86 und 97 ein Rhythmus des Accents. Dieſen Rhythmus des Wort-Accents haben die modernen Sprachen allein, und wenn er mit dem abſoluten Rhythmus vereinigt wird, ſo kann er den antiken erſetzen und nachahmen. Oder was will der Vf. gegen folgenden franzöſiſchen Hexameter rechtliches einwenden?

Chânte Deesse le coeur | furieux et l'ire d'Achille.

Daſs aus einer Pedanterey die antiken Regeln der Länge und Kürze beobachtet ſind, iſt ohne Einfluſs, denn *De* in *Deeſſe* iſt wahrlich nicht *ex vocale ante vocalem* kurz, und *eſ* in demſelben Worte nicht *ex poſitione* lang, ſondern dieſes iſt accentuirt, jenes accentlos. In allen modernen Sprachen ohne Ausnahme laſſen ſich die antiken Sylbenmaaſse bis auf einen gewiſſen Grad genau und richtig nachahmen. Der Unterſchied der antiken Verſe von den modernen Nachahmungen derſelben beſteht darin, daſs in jenen der Accent oft verlaſſen wird, wenn er nicht mit ihm vereinigt werden kann; er erſcheint in jenen unterdrückt. Bey den Nachahmungen antiker Verſe aber muſs er unbedingt vereinigt werden. Zwiſchen modernen und antiken Verſen ſelbſt iſt folgender Unterſchied: daſs die Arſis jener auch zugleich der Accent eines Wortes ſeyn muſs, die Arſis dieſer aber etwas iſt, was nicht von einem einzelnen im Verſe vorkommenden Worte hergenommen worden, oder mit demſelben zuſammenhängt, ſondern was das Princip der Verknüpfung einzelner Worte überhaupt iſt. Nur die deutſche Sprache iſt ſo glücklich, Quantität und Accent in einem gewiſſen Grade zu verbinden, und dadurch den antiken und modernen Rhythmus vortrefflich darſtellen zu können. Allein eben weil ſie beides verbindet, beiden Geſetzen in ihren Verſen unbedingt gnügen muſs, iſt ihre Quantität weder ſo ſtrenge als die antike, noch der Accent ſo bedingt, wie der der modernen. Die στιχοι δημοτικοι ſtehen auf dem Punkte des Ueberganges. Daſs übrigens das Princip des Reims und der mit ihm zuſammenhängende von ihm ausgehende Rhythmus, den abſoluten Geſetzen des Rhythmus unterworfen, allerdings aber etwas vollendetes und vortreffliches ſey, ſollte dieſs etwa der Vf. zu leugnen vermeinen? Endlich entſtand dadurch, daſs der Vf. die Arſis nicht als Accent charakteriſirte, ein zweyter Nachtheil. Denn er iſt nunmehr nicht im Stande nach ſeinem Syſtem den päoniſchen Rhythmus zu erklären | ⁻́ ᴗ ᴗ ᴗ | indem bey demſelben die Arſis kleiner iſt als die Theſis, denn | ⁻́ | iſt = 2, | ᴗ ᴗ ᴗ | aber = 3, welches nach §. 42 unzuläſſig iſt. Hätte der Vf. die Arſis nicht bloſs als Erhebung der Stimme §. 32, ſondern als rhythmiſche Gröſse anerkannt, ſo hätte er ſich nicht in dieſen auffallenden Widerſpruch verwickelt. Iſt aber der Accent die Arſis, ſo kommt er auch als rhythmiſche Gröſse in Betrachtung, und wie groſs er ſey, beweiſen wir wiederum aus dem Vf. ſelbſt. Der Accent, ſagt er §. 98, kann eine kurze Sylbe lang machen, er iſt alſo = | ᴗ́ | das iſt: = 1, folglich iſt eine Sylbe als Arſis um eins länger, als ihre abſolute Quantität und die Arſis des Päonen | ⁻́ | iſt = 3, nicht aber = 2, und ſo wird der päoniſche Rhythmus mit §. 42 verſöhnt. Beſtätigend iſt es, daſs der rhythmiſche Accent an ſich eine kurze Sylbe lang machen kann; eine Sache, die dem Vf. nicht entgehen konnte, und über welche er §. 95 ſpricht, ohne ſie jedoch für das Syſtem anzuwenden. Aber §. 95 und 98 enthalten eine und dieſelbe Bemerkung, nur die Erſcheinung iſt verſchieden, und bey einer neuen Darſtellung müſste man beides unter eine Rubrik befaſſen.

Wir kommen jetzt zu dem neunten Kapitel, welches von der *Cäſur* handelt, und von welchem man wohl ſagen kann, daſs es den Mittelpunkt des ganzen metriſchen Syſtems enthält. Hr. H. betrachtet §. 86 die Cäſur als ein Mittel, den Rhythmus des Verſes mit dem Rhythmus der Worte zu vereinigen, und zwar ſo, daſs jeder Ort im Verſe, wo eine Reihe ſich endet, Cäſur heiſst, ein Vers daher ſo viele Cäſuren hat, als Reihen in ihm ſind. Die Uebereinſtimmung aber wird alſo hervorgebracht, daſs eine Reihe im Rhythmus der Worte ſich eben da endet, wo eine Reihe im Rhythmus der Verſe, folglich das Ende eines Worts mit dem Ende des Rhythmus der Verſe zuſammenfällt. — Hier aber entſpringt eine Schwierigkeit von eigener Art. Es hat nämlich jedes einzelne Wort ſeinen Rhythmus §. 84, welcher der Ac-

cent ist §. 86. Die Sprache als Ausdruck einzelner verketteter Begriffe besteht aus einzelnen verketteten Wörtern, und die Darstellung eines einzelnen Begriffs geschieht durch eine Sylbenmenge unter Einen Accent befafst, hinter welcher eine Pause folgt, durch die der Schlufs eines Wortes angedeutet wird. Es müfsten demnach im Verse gerade so viel Wörter seyn als Reihen in ihm sind, da, wenn das Gegentheil geschieht, die Pause hinter den einzelnen Wörtern entweder durch den Rhythmus des Verses aufgehoben werden mufs, wodurch der Vers seinem Begriffe nach unverständlich wird, oder die Pause wird beobachtet, und eben dadurch der Rhythmus des Verses zerstört. Von dieser Schwierigkeit steht eine Ahnung p. 59 *de metris: Quamobrem optimi hi forent versus, in quibus singuli ordines, singulis vocabulis constarent. Sed quum illud linguae ratio non pateretur fieri, placuit in eos tantum locos caesurae consuetudinem introducere, in quibus vel ordinum fines gravius exaudirentur, ut in asynartetorum commissuris et pentametro elegiaco, vel numeri partes apta quadam proportione dividerentur, ut in hexametro heroico et jambicis trimetris.* Man sieht wohl, dafs hier die Schwierigkeit statt aufgelöst zu seyn, nur berührt ist, die Auflösung aber liegt in dem Worte *gravius.* Denn wäre der durch diesen Ausdruck angedeutete Begriff näher entwickelt: so würde die richtige Erklärung von selbst in die Augen gesprungen seyn. Wir müssen aber die folgende Auseinandersetzung mit einem andern Punkte verbinden, der zwar Anfangs Nebensache scheint, sich späterhin aber eng verbunden mit der gegenwärtigen Untersuchung bewähren wird, und dieser ist die Rechtfertigung der alten Grammatiker.

Hr. H. klagt dieselben durch das ganze Werk unaufhörlich an. Es wäre aber doch möglich, dafs diese Männer ein consequentes, wenn gleich einseitiges, ein wahres, wenn gleich beschränktes System gehabt hätten; es könnte seyn, dafs Hr. H. zwar über oder neben diesem System schwebte, dafs sich aber seine Ansicht auch nur als *einseitig* und *beschränkt* bewährte, und dafs er eben darum nicht im Stande wäre, das System und die Ansicht jener zu der seinigen zu machen; es könnte endlich wohl seyn, dafs sich diese Lücke in der Einsicht hie und da empfindlich gerächt hätte. Die Wurzel, aus welcher diese ganze Verschiedenheit entspringt, ist §. 52. *Ein Fufs,* heifst es dort, *ist ein Verhältnifs mehrerer Sylben zu einander in Rücksicht ihres Maafses ohne Rhythmus.* Diese Erklärung ist dem Hermannischen System völlig gemäfs, und insofern vortrefflich; nur fragt sich: ob der Fufs in keiner andern Bedeutung in der Metrik auftreten könne, als in der angeführten. Die Grammatiker mufsten diefs behaupten, und von ihrem Gesichtspunkte aus mufs ich ihnen beystimmen. Es ist nämlich sehr wohl zu bemerken, dafs die Grammatiker bey ihrer, von Hn. H. so genannten unrichtigen Abtheilung der Verse, sie dennoch richtig, das ist, wie Hr. H. lasen. Vergeblich würde man nach einem Beweis suchen, der an sich nicht möglich ist, dafs sie z. B. die Trimeter nach drey jambischen Dipodien, oder den Hexameter nach sechs Daktylen gelesen hätten, sondern im Lesen war, weil es an sich unmöglich ist, nichts anders ihre Leiterin als die Cäsur. Nur blieb ihnen zwischen ihrer Eintheilung, die sie von den Versen machten, und ihrem Lesen nach der Cäsur ein Hiatus; sie wufsten nicht, oder richtiger, sie hatten gar nicht die Absicht, beides unter eine Einheit zu befassen, so wenig wie es Hr. H. kann, so wenig wie er vermag aus seiner Theorie einen Uebergang zu der Eintheilung der Grammatiker zu finden. Die Eintheilung der Verse von den Grammatikern ist demnach zuförderst orthographisch, und keinesweges wie die von Hn. H. declamatorisch. Nur äufserst selten führen sie die Stelle der Cäsur an, es ist fast nur der Hexameter, und jambische Trimeter in welchem sie diefs bemerken, und fast immer geschieht es im Vorbeygehen. Daher sahen sie nun zweytens den Vers nicht als organisch an, sondern mechanisch, als ein historisches Produkt, welches man mit Hülfe gewisser mechanischer Regeln nachmachen könnte. Daher ist die Beobachtung und die Auctorität ihre Führerin; alles was sie über den Vers sagen, sind Bemerkungen, sind Bedingungen, unter deren Beobachtung man ein solches Produkt wieder hervorrufen kann, und selbst ihre Bemerkungen über die Cäsur sind von dieser mechanischen Art. Drittens endlich mufste sich durch ihr richtiges Lesen der Verse der Grundrhythmus unwiderstehlich aufdringen, und das Gefühl davon sie überall hin begleiten; sie mufsten also sehr wohl unterscheiden können, welches jambische, daktylische Verse waren, und nach diesen Principien bildete sich nunmehr folgendes System, dessen erste Grundzüge wir jetzt darstellen wollen, und wodurch alle Schwierigkeiten sich auf das befriedigendste lösen lassen.

Ein Vers ist eine Menge von Sylben, welche einen Wohlklang machen: diese Combinationen aber lassen sich berechnen, wenn man von der kleinsten Sylbenzahl die sich versetzen läfst, von zwey anfängt, so giebt es vier zweysilbige, acht dreysylbige und sechzehn viersylbige Füfse. Weiter gieng der gröfste Theil der Grammatiker nicht, sey es, weil weiter hin nur Compositionen von Füfsen vorkommen können, sey es, dafs ein musikalischer Grund obwaltete, der vielleicht aus Aristides p. 34 hergenommen werden könnte, (obgleich Arist. p. 49 die Sylbenzahl der Füfse nach einem musikalischen Princip auf sechs angiebt, und Diomedes p. 478 die fünfsylbigen vollständig anführt), sey es endlich, dafs durch das Lesen der päonische Rhythmus sich als der längste aufdrang, und sie daher die Viersylbigkeit nur in Nothfällen überschritten, welcher letztere Grund dem Rec. am meisten in der Natur der Sache zu liegen scheint. Dafs sie aber bis zur Viersylbigkeit, also bis zu componirten Füfsen fortschritten, davon lag der Grund in der Nothwendigkeit der Dipodie, die sich ihnen bald offenbarte. Auf diesem Wege entstanden den Grammatikern die Versfüfse, welche ihnen also schon ursprünglich nichts rhythmisches waren, sondern blofs Methoden, den Vers in Theile zu zerlegen.

Denn

Denn ein jedes Vers muss sich ja natürlich in solche Theile zerlegen lassen, und es kommt nur darauf an, welche Art derselben, ob zwey- oder drey- oder viersybige Abtheilungen, soll gewählt werden. Hierüber entscheidet wiederum das Lesen, denn dieses dringt bey dem heroischen Hexameter die Dreysylbigkeit als herrschend, bey dem dramatischen Trimeter und Tetrameter dagegen die Zweysylbigkeit als herrschend auf, und zwar bey jenem jambisch, bey diesem trochäisch. Auf diesem Punkte verwandeln sich die Füsse aus mechanischen Sylbencompositionen in rhythmische Abtheilungen: hier entdeckten sie, was Hr. H. nicht gehörig braucht, ein regelmäsiges Fortschreiten des Verses nach gewissen Elementen, einen Grundrhythmus. Sollte aber irgend ein Nutzen von dieser Zerschneidung des Verses in Füsse zu erwarten seyn, so musste er in gleiche Elemente zerfallen, in Füsse gleicher Art. Durch dieses Streben entstand ihnen zuförderst die Dipodie, denn nur unter der Bedingung derselben konnten sie manche Verse, z. B. den jambischen Trimeter in gleiche Füsse zerschneiden. Eben dadurch nahmen sie ferner an: Jeder Grundrhythmus müsse durchaus zu Ende gedacht werden, d. h. sie legten bey ihren Eintheilungen den akatalektischen Vers zum Grunde, als Urbild; und sahen den katalektischen und hyperkatalektischen als Ausnahmen an. Ferner machten sie, um die Glieder der Eintheilung gleich zu bilden, da wo es unmöglich war, Füsse einerley Art zu formiren, wenigstens Glieder gleicher Zahl, auch rechneten sie die *Syllabas ancipites* bald für eine, bald für zwey, je nachdem es ihrer Eintheilung bequem war. Dennoch wurden sie oft gezwungen die Gleichheit der Glieder in einzelnen Fällen aufzugeben, weil es unmöglich war sie durchzuführen, und diess veranlasste eine Menge von Fictionen, dahin gehören: die *versus polyschematisti*, die *μετρα κατ αντιπαθειαν μικτα*, und mehrere Asynarteten.

Es fragt sich jetzt zuförderst, ob das hier eben dargestellte durch die Praxis der Grammatiker bestätigt werde? Hierauf ist zu antworten: Allerdings. Alle Behauptungen der Grammatiker, selbst die widersprechendsten lassen sich leicht auf das Aufgestellte zurückführen. Zugleich erklärt sich hieraus ihr Begriff von Arsis und Thesis; denn diese Erscheinung, dass sie den ersten Theil eines jeden Fusses Arsis, den zweyten Thesis nannten, indem sie ihn so viel möglich in zwey gleiche Theile zerschnitten, ist nichts als das Streben bey dem Einfachsten nach Gleichheit der Massen. S. *Hermann de metris* p. 18 und *Metrik* 32, 33. Wenn aber Hr. H. a. d. a. O. behauptet, Priscian p. 1289 gebe eine wahre Erklärung der Arsis und Thesis, indem jene ihm wirkende Ursache, diese bewirktes sey, so ist diese Stelle nicht als Beweis anzunehmen. Es spricht nämlich Priscian dort nicht von Hn. Herrmanns metrischer Arsis, sondern von dem Wortaccent, dessen Identität mit dem metrischen der Vf. ja nicht anerkennt; und Priscian fängt gleich damit an, dass er sagt: *in unaquaque parte orationis* etc. Nichts folgt aus der Stelle des Priscian, als dass er mit dem eilften Kapitel der Metrik übereinstimmt. Sollte eine Bestätigung aus den Alten angeführt werden, so wäre zweckmäsiger *Mart. Capell. lib.* 9 *de Nupt. Philol.* anzuführen gewesen. Er sagt dort: *Pes est numeri prima progressio per legitimas et necessarios sonos juncta. Cujus partes duae sunt, arsis et thesis. Arsis est elevatio, thesis depositio vocis ac remissio.* Ferner erklären sich jene Definitionen des Fusses wie wir sie bey *Aristides* finden, p. 34 *πους εςι μερος τυ παντος ῥυθμυ, δι᾽ ὁ του ὁλου καταλαμβανομεν.*, oder bey *Victorinus* p. 2486: *pes est certus modus syllabarum quo cognoscimus totius metri speciem;* denn sie sagen im Grunde nichts anders, als dass der Fuss das Abbild und der verkleinerte Rhythmus des Ganzen sey. Diese ganze Eintheilung der Grammatiker entspricht der musikalischen des Taktes, und ihr ganzer Vers ist eine Verknüpfung von Füssen, deren keiner einen ictus hat.

Eben so wie in den Elementen bestätigt sich diess bey ganzen Versen; und ein recht schlagendes Beyspiel giebt der elegische Pentameter, der nur von seiner grammatischen Abtheilung also heisst. Diesen maassen mehrere Grammatiker (f. *Metr.* §. 240) also:

— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ ⏓

und diese widerlegt von seinem Gesichtspunkte aus durch die Cäsur Hr. *Hermann* sehr siegreich. Man müsste aber wirklich zweifeln, ob den Grammatikern das Organ des Gehörs zu Theil geworden, wenn man annähme, sie hätten wirklich die Pentameter also gelesen. Andere daher, durch den bey der unveränderlichen Cäsur zu auffallenden Widerspruch zwischen dem Lesen und der Abtheilung der Füsse aufmerksam gemacht, rechnen ihn, weil sie die Gleichheit der Abtheilungen nicht herausbringen können, zu den Asynarteten (*de metris* p. 42. 281. *Metrik* §. 240. 374), und theilen also

— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | ⏓

Ein anderes nicht minder auffallendes Beyspiel bieten die Antispasten dar, unter welchen die Grammatiker eine Menge choriambischer Verse mit der Basis begreifen, wie Hr. H. nach seiner Ansicht sie richtig classificirt; nach der der Grammatiker aber, und durch ihr Bestreben nach Gleichheit der Takte gehören sie wirklich zu den Antispasten. Um sie aber dazu zu zählen, legten sie den reinen Fuss zum Grunde, und fügten als eine Beobachtung bey, dass der erste Fuss in seiner Hälfte alle zweysylbigen Füsse und auch den Tribrachys zulasse.

⏑ — — ⏑ | ⏑ — — ⏑ | ⏑ — ⏑ —
— ⏑
⏑̄ ⏑̄
⏑ ⏑ ⏑

Hiedurch erhielten sie freylich Takte von sechs Zeilen, und so ging es mit allen andern, nach der Hermannischen Ansicht fälschlich zu den Antispasten gerechneten Rhythmen. Ging der Tact nicht gleich auf, so ward ein Katalekticus daraus z. B. der pherekratische Vers

⏑ — — ⏑ | ⏑ — ⏑

und der phaläcische

⏑ — — ⏑ | ⏑ — ⏑ — | ⏑ — ⏑

oder

oder auch ein hyperkatalekticus. Doch die gröſste Schwierigkeit entſtand bey manchen Metris, bey denen es mit der gleichen Tacteintheilung und mit dem Hineinbringen gleicher Füſse gar nicht fort wollte, z. B. beym ſapphiſchen Vers

— υ — ⏓ — υ υ — υ — ⏓

Hier ſind folgende Abtheilungen möglich

— υ | — ⏓ | — υ | υ — | υ — | ⏓

— υ — | ⏓ — υ | υ — υ | — ⏓

— υ — ⏓ | — υ υ — | υ — ⏓

keine derſelben bringt jedoch gleichartige Füſse in die Abtheilung, und ſo erdachte man eine ganz eigene Claſſe von Verſen, *μετρα κατ αντιπαθειαν μικτα*; nach welcher vagen Beſtimmung man alle ſolche unauflösliche Verſe maaſs, wobey man ſich immer, ſo viel möglich, an die Vierſylbigkeit hielt. Ein Beyſpiel giebt der alcäiſche Vers,

⏓ — υ — ⏓ — υ υ — υ ⏓

deſſen mögliche Abtheilungen ſind

⏓ — | υ — | ⏓ — | υ υ | — υ | ⏓

oder auch

⏓ — υ | — ⏓ — | υ υ — | υ ⏓

endlich

⏓ — υ — | ⏓ — υ υ | — υ ⏓.

In der letzten Eintheilung wird, wenn man im erſten Fuſse die *Syllaba anceps* kurz, im zweyten aber ſie lang rechnet, jeder dieſer Tacte auf ſechs Zeilen gebracht.

War endlich gar keine Möglichkeit da, Uebereinſtimmung in die Tacte zu bringen, ſo verlieſsen die Grammatiker endlich auch die Vierſylbigkeit, ſtellten die ähnlichen Füſse zuſammen, und ſuchten in die Tacte die gleiche Anzahl von Sylben zu bringen, ſo wurden die *aſynarteti*, und weil ſie ſich eigentlich nun ſchon auſserhalb ihrer Sphäre befanden, indem ihre Principien nicht ſo weit reichten, ſo kamen, wie Hn. H. gut zeigt, viele Verſe unter dieſe Claſſe, welche nicht dahin gehören; ſo der platoniſche Vers: Hephaeſt p. 51. Metrik §. 383.

— υ υ | — υ υ | — ⏓ — | υ — | ⏓ — υ υ | — υ υ | —

Rechnet man hier die *Syllabas ancipites* für lang, ſo enthält der erſte und dritte dieſer drey Tacte zehn, der zweyte neun rhythmiſche Gröſsen.

Aus dieſer Anſicht ſind noch manche einzelne Aeuſserungen der Grammatiker zu erklären, ſo nennt *Luſinus* p. 2712 die Scanſion des Jambus durch Dipodien *vetus inſtitutum*, weil es ihm eben nicht auf einen innern Unterſchied zwiſchen Monopodien und Dipodien ankam. Horaz giebt dem Trimeter: *ſex ictus*, er heiſst *ſenarius* ſtatt Trimeter, wie der Tetrameter *octonarius* (ſ. *Bentley de metris Terent. ab init.*) wo man mehrere Stellen zuſammenfindet). Durch dieſs alles iſt wohl ausgemacht, daſs das Syſtem der Grammatiker darauf ausging, Gleichheit der Tacte zu finden und zu bilden. Dieſe Tacte angeben heiſst ſcandiren, wobey ihnen natürlich die Worte gänzlich verſchwinden muſsten, und der Mittelpunkt ihrer Theorie war und bleibt der Versfuſs, das heiſst, die Sylbencompoſition ohne Rhythmus. Dagegen ging Hr. H. vom unbedingten Rhythmus aus, und die Cäſur, das Ende des Rhythmus, wird daher ſein Hauptaugenmerk. Daher der natürliche Widerſtreit beider Theorien; denn die der Grammatiker hebt die Abſchnitte der Worte und die Cäſur durchaus auf; die Hermanniſche aber die Füſse. Wenn alſo Hr. H. gegen die Grammatiker ficht, ſo ſtreitet er eigentlich mit einem Schattenbilde, denn auf dem Geſichtspunkte ſtehen ſie nicht, wo er ſie ſucht. Er zeige uns die Stelle wo ein Grammatiker behauptet: er habe durch ſeine Eintheilungen mehr thun wollen, als die Sylbencompoſitionen deutlich machen, und ſie hätten ſie, wie Hr. H. verlangt, auf das Leſen anwenden wollen. Rec. wenigſtens iſt keine Stelle bekannt, wo ſie die Cäſur anders als faktiſch, wo ſie ſie rhythmiſch angeſehen hätten, und an eine Verbindung ihrer Versabtheilung mit der Cäſur iſt vollends nicht zu denken, ſie wollten und konnten es auch nicht. Für Hn. H. iſt der Vers eine Verknüpfung von Rhythmen, den aber die alten von dem Metro ſorgfältig trennen. Ariſtides ſagt p. 31: *ρυθμος εςι συςημα εκ χρονων κατα τινα ταξιν συγκειμενων. και τα τυτων παθη καλυμεν αρσιν και θεσιν*; dagegen heiſst es p. 49: *εκ δη των ποδων συνιστανται τα μετρα. Μετρον μεν υν εςι συςημα ποδων εξανομοιων συλλαβων συγκειμενον επι μηκος συμμετρον. – Διαφερειν τυ ρυθμυ φασιν οι μεν ως μερος ολυ ——— οι δε κατα την υλην* etc.

Der Vf. könnte aber noch folgenden Einwurf machen: Es mag ſeyn, daſs, auf dieſe Art angeſehen, den Operationen der Grammatiker ein durchgehender Mechanismus, eine handwerksartige Regelmäſsigkeit zum Grunde liege, allein kann dieſs ein Syſtem genannt werden? Jene Vorwürfe mögen ſie nicht treffen, ſobald ſich die Grammatiker aus dem Gebiet der Wiſſenſchaft zurückziehen; ſie bleiben wahr gegen denjenigen, der dieſen Mechanismus als Organismus, als Scienz hinſtellen will. — Hierauf würde ſich mehreres antworten laſſen. Erſtlich iſt ja eingeräumt, daſs Hn. *Herrmanns* Anſicht wirklich über der der Grammatiker ſtehe, ſie hat einen *metriſchen* Mittelpunkt, den der Cäſur, daſs das Räſonnement der Grammatiker eben ſolch einen habe, iſt freylich erſt zu beweiſen. Zweytens aber iſt einzig und allein demjenigen das unbedingte Herabſehen auf die Bemühungen der Grammatiker erlaubt, der das Syſtem (wir verſtehen hier nur das der antiken Metrik) *ganz* beſitzt. Wenn es ſich aber finden ſollte, daſs manche Erſcheinung im Verſe ſich nach Hermanniſchen Principien gar nicht auflöſen laſſe, die gleichwohl, wenn man die Technik der Grammatiker annimmt, allerdings erklärt werden kann, ſo würde doch wohl nicht abzuleugnen ſeyn, daſs die Grammatiker, wenn auch dunkel, von einem *metriſchen* Geſichtspunkte ausgingen, und daſs erſt mit einer Vereinigung beider Anſichten die *ganze* Metrik aufgeſtellt ſey; es würde nicht verhehlt werden können, daſs, wenn Hr. H. ſchon darin Unrecht that, daſs er das Streben der Grammatiker nicht verſteht, er doppeltes Unrecht hat, weil er auch ihr Syſtematiſches, das was ihm ſelbſt abgeht, verkennt; und wenn er nach dem Vorigen *über ihnen* ſteht, ſo kommt er, wenn dieſs bewieſen wird, *ihnen nur zur Seite* zu ſtehen. Und dieſs iſt in der That unſere Meinung.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 MAY, 1804.

ALTE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Handbuch der Metrik*, von *Gottfried Hermann*, etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. wird zugeben müssen, dass ein Wort sich nur dadurch als solches constituirt, dass es hinter sich eine Pause hat, und dass die innerhalb zweyer Pausen liegenden Sylben dadurch eine Einheit sind, dass sie unter Einem Accent begriffen werden. Daraus folgt, wie er in der oben angeführten Stelle selbst bemerkt, dass entweder hinter jedem Worte eine Cäsur seyn müsse, oder, wie wir hinzusetzen, wenn die rhythmische Reihe mehrere Wörter unter sich begreift, dass die Pausen hinter den einzelnen Wörtern aufgehoben, versteckt, ersetzt werden müssen. Unsere Meinung ist, diess geschehe durch den Tact, welcher in der Metrik *Fuss* heisst. Dieser Sprachtact aber ist, weil Sprache und Musik zwey Dinge sind, nicht jenen streng musikalischen Gesetzen unterworfen, er muss aber doch so viel möglich ein gleichförmiges Fortschreiten, er muss eine Regel seyn. Was also Hr. H. (Vorr. S. XIX) von der Musik der Neuern sagt, gilt übersetzt vom griechischen Vers: *Der Rhythmus des Tactes ist der Grundrhythmus einer Musik ——— er giebt ihr Einheit und beherrscht den Rhythmus der Melodie, durch welchen er nicht aufgehoben werden kann.* Diess übersetzen wir also: der Vers hat einen doppelten Gang, den des Rhythmus und den des Tactes. Der Tact ist der Grundrhythmus, welcher dem Verse Einheit giebt, keiner aber beherrscht den andern, beide werden vereinigt, und daher hebt der eine den andern theilweise auf.

Diess mache ein Beyspiel deutlich. Der Hexameter hat sechs dactylische Tacte:

—⏑⏑ | —⏑⏑ | —⏑⏑ | —⏑⏑ | —⏑⏑ | —⏑

Mit dieser Form, soll folgende Reihe der Wörter vereinigt werden:

τον | δ' ημειβετ' | επειτα | αναξ | ανδρων | Αγαμεμνων

Wie kann das geschehen? Nur dadurch, dass man die einzelnen Wörter ganz vernichtet, dass man sie unbedingt an die Tacte schliesst, dass man sie in ein einzelnes rhythmisches Wort aus sechs dactylischen Sylben bestehend verwandelt. Ein Wort zeigt sein Ende durch die Pause und damit nun die Wortpausen den Tacten nicht widersprechen, müssen vielmehr die Tacte den Wortpausen widersprechen, das heisst: Das Ende der Tacte oder Füsse muss in die Mitte der Wörter fallen:

τον δ' η | μειβετ' ε | πειτα α | ναξ αν | δρων Αγα | μεμνων

Bis so weit ist es reiner Tact, aber ὁλον τον ῥυθμον καταλαμβανομεν. Nun tritt der Rhythmus dazu, der seine Wurzel in der Sprache als Begriff hat, und die im Verse enthaltenen *Sylben* als *Worte* einer Sprache verständlich macht, diess geschieht durch die Cäsur. Diese muss nothwendig ihrem Wesen nach an das Ende eines Wortes, sie muss aber auch in der Regel in die Mitte eines *Pes* fallen, also den Tact wiederum vernichten. Denn die Cäsur ist ja im Verse um anzudeuten, der Vers sey noch nicht zu Ende: diess geschieht aber ganz besonders dadurch, dass der gleichförmige Tactfortschritt unterbrochen wird, wodurch das Ohr unbefriedigt bleibt, und sich nach einer Ergänzung desselben sehnt. So zerfällt obiger Vers nach der Cäsur also:

τον δ' ημειβετ' επειτα | αναξ ανδρων Αγαμεμνων

Es sind zwey rhythmische Worte, in welche das Ganze wiederum zerfällt, wobey der Einwurf, dass in so vielen Fällen der Schluss des Wortes mit dem des Fusses zusammenfalle, gar nichts beweisst. Denn demjenigen, welcher diess einwenden wollte, würde zu antworten seyn: Der Tact ist das Gesetz der Einheit; ist diese einmal aufgefasst, so wird sie das Ohr unwiderstehlich fodern, daher, wenn das Ende eines Fusses mit dem eines Wortes zusammenfällt, wir diess ignoriren. Denn da die Mannichfaltigkeit nur der Einheit wegen da ist, so hört man Satz und Vers jederzeit und einzig im Ganzen; nur mit dem Punkte oder den gesetzmäsigen Tacten ist Verstand und Ohr befriedigt. Wir hören beym Anfange eines Satzes oder Verses schon das Ende, und das Ende erinnert wieder an den Anfang. Der §. 224 angeführte Vers des Ennius ist neben der Aehnlichkeit seiner Reihen auch darum schlecht, weil seine Worte Pedes sind:

Sparsis hastis magnis campus splendet et horret

conf. Metrik §. 144 *de metris p.* 143. Am besten kann man sich von jener oben bestimmten Stelle der Cäsur durch den sechzehn Cäsuren zulassenden Hexameter überzeugen. Wie selten ist verhältnissmäsig die dritte, sechste, neunte, funfzehnte; der zwölften oder der τετραποδια βυκολικη nicht zu gedenken, welche den Vers in zwey kleinere theilt; so dass als Hauptcäsuren die siebente, achte und die mit der zehnten gemeiniglich verbundene vierte übrig bleiben. Die andern als die sechzehnte, vierzehnte, drey-

zehn-

zehnte, eilfte liegen zu weit hinten, um oft vorzukommen, und die erste, zweyte, fünfte zu weit vorn.

Wir glauben nach dieser Darstellung das Resultat ziehen zu können, dass die Scansion und die Eintheilung des Verses in Pedes etwas metrisches, etwas dem Verse als solchem wesentliches sey, dass also Hr. H., indem er die Grammatiker nicht nur als nach einer mechanischen Regel strebend, sondern auch als Metriker verkennt, ihnen doppeltes Unrecht thut, welches sich dadurch an ihm rächt, dass er ganz ausser Stande ist zu erklären, wie die einzelnen Worte seines construirten Verses zu rhythmischen Maassen zusammenwachsen. Wir setzen hinzu, auch einen Hauptpunkt bey dem Centro seines Systems, bey der Cäsur, hat er nicht deutlich entwickelt, hat er nur geahnet. Die Sache ist diese. In allen Metriken, die neuesten nicht ausgenommen, wird immer der Vers als aus Wörtern bestehend construirt. Die Grammatiker sahen ihn an als aus Sylben bestehend, und reflectirten wenig auf die Wörter; Hr. *H.* dagegen auf die letztern fast ganz allein, allein der Vers ist ja auch noch ein Satz. Der Satz aber hat dreyerley Pausen, das Komma, das Kolon und das Punktum: diese im Verse vorkommend, müssen entweder an das Ende desselben, oder in eine der möglichen Cäsuren fallen. Der Ort der Cäsur läst sich wie die an sich möglichen nach gewissen allgemeinen Grundsätzen berechnen, denn sie fällt am gewöhnlichsten in die Mitte des mittleren Fusses, und da nun mit dem Komma, Punkte oder Kolon das Wort endigt, so wird, wenn das Ende dieses Satztheiles an die Stelle der gewöhnlichen Cäsur fällt, die Doppelkraft der Cäsur nicht weiter bemerkt, die Verknüpfung des Satzes und der Wörter geschieht natürlich mit dem Rhythmus in einem Moment und wird weiter nicht auffallend bemerkt. Wie aber, wenn der Satz oder das Komma, oder das Kolon zwar, wie natürlich, in eine der möglichen Cäsuren, aber nicht in die gewöhnliche fällt? Dann, antworten wir, wird die gewöhnliche Cäsur verdunkelt, und die ungewöhnliche erhält den Vorzug, weil Ende des Satzes wichtiger ist als Ende des Wortes. Z. B. folgender von Hn. H. angeführter Vers hat die regelmäsige πενθημιμερες:

Βάλλ', αιει δε πυραι | νεκυων καιοντο θαμειαι

weil aber mit Βαλλ' der Abschnitt eines Satzes endigt, so wird die erste die Hauptcäsur und man theilt ab:

Βάλλ' | αιει δε πυραι νεκυων καιοντο θαμειαι

dagegen wird keinem einfallen also zu theilen:

Ἀψ | απονοστησειν ει κεν θανατον γε φυγοιμεν

sondern:

Ἀψ απονοστησειν | ει κεν θανατον γε φυγοιμεν.

Die Grammatiker, welche überhaupt wenig von der Cäsur sprechen, haben über diesen Punkt gar nichts, wenn man nicht ein paar confuse Stellen des Marius Victorinus hieher zählen will: dass aber Hr. H. nicht hierin tiefer eindringt, mufs sehr auffallen. Zwar gehen Ahnungen davon durch das ganze Werk, wie denn die Sache selbst einem so scharfsinnigen Metriker in der Anschauung nicht entgehen konnte. Beym Hexameter hilft er sich dadurch, dass er die möglichen Cäsuren berechnet, und eine als Hauptcäsur angiebt, Metrik §. 225, ohne es jemals zu sagen, wodurch sie es wird, wenigstens drückt er sich in der angeführten Stelle sehr empirisch darüber aus. Eine ähnliche Spur steht §. 310, wo man im Horaz in vielen Fällen hinter jedem Choriamben ein Komma setzen kann:

Tu ne | quaesieris, scire nefas, quem mihi quem tibi

Am deutlichsten aber §. 417, wo Ende des Verses und der Perioden in einen Zusammenhang gebracht werden, und er sich sogar auf die Cäsur und deren Kraft beruft. Zum Schlusse dieser Materie rücken wir uns die oben angeführte Stelle nochmals vor Augen, um sie nach dem hier Aufgestellten zu suppliren. *De Metris* p. 59. *Optimi forent versus, in quibus singuli ordines, singulis vocabulis constarent,* — Wir sagen, diess wurde wirklich durch den die Wörter in ihrer Mitte zerschneidenden Tact der Füsse geleistet. — *sed quum illud linguae ratio non pateretur fieri.* — Nämlich, orthographisch ist diess nicht möglich, wohl aber rhythmisch durch die Pedes. — *placuit in eos tantum locos caesurae consuetudinem introducere,* — Diess ist ganz nichtig, denn die Cäsur hängt von rhythmischen Gesetzen ab. — *in quibus vel ordinum fines gravius exaudirentur,* — Diess geschieht nämlich, weil die Cäsur eine doppelte Kraft hat, indem sich einmal ein Wort und an demselben Orte ein Komma endet. — *ut in asynartetorum commissuris,* — Natürlich, denn die *commissura* ist ja eigentlich das Ende eines Verses. — *et pentametro elegiaco,* — Auch diess versteht sich, denn er hat seine fixe Cäsur mit der doppelten Kraft. — *vel numeri partes apta quadam proportione dividerentur,* — Diese *apta proportio* aber hat ein rhythmisches Fundament. — *ut in hexametro heroico, vel jambicis trimetris.* — Allein auch bey diesen findet die doppelte Kraft der Cäsur statt, und dann fallen die Schlüsse der Reihen natürlich heftiger ins Ohr.

Wir gehen jetzt zu einem andern Gegenstande über, zu der Basis. So nennt der Vf. zwey oder drey Sylben vor manche Reihen, und zwar vor die gesetzt, welche unmittelbar mit der Arsis, nicht mit der Anakrusis anfangen, durch welche, wie er meint, eine Versammlung der Kräfte ausgedrückt würde, und welche eine willkührliche Einrichtung der Dichter wären; sie hätten, behauptet er, gar keinen Rhythmus. *Metrik* §. 39. In dem grösern Werke: *de metris* S. 21 vergleicht er die Basis mit der Folge arpeggirter Accorde, welche gemeiniglich auf dem Flügel oder Clavier statt des Präludiums vor dem Anfang einer Symphonie gegriffen werden. Diese Basis kommt übrigens bey choriambischen und dactylischen Reihen ganz vorzüglich vor. Mancherley ist an dieser Ansicht auszusetzen. Die Basis soll zuerst eine willkührliche Einrichtung der Dichter seyn: hat aber der Vf. wohl bedacht, auf welches Feld er durch diesen Ausdruck sein ganzes System versetzt? Denn ist hier, ist einmal in einer Wissenschaft Willkühr gesetzt, so kann sie überall statt finden, und (Vorr. S. I)

statt

statt der Freyheit tritt die Gesetzlosigkeit, Zwang des Zufalls, zügellose Kraft ein. Zweytens jene Vergleichung mit der Musik ist durchaus und unbedingt nichtig, denn die Basis kommt ja vor jedem einzelnen Vers nicht einmal vor; die ganze Strophe, und der Begriff der Strophe ist es ja, welche in der Musik dem Stücke entspricht, es erläutert also diese Vergleichung keineswegs. Drittens sollen diese Sylben gar keinen Rhythmus haben, welches aber unmöglich ist, oder so viel sagen will, dass diese beiden Sylben keinen zusammenhängenden Rhythmus haben, und diess letztere ist der Fall, sie haben so wahr einen Rhythmus als eine einsylbige Anakrusis ihn haben kann, denn der Leser muss uns nicht so verstehen, als wenn wir das Factum leugneten, nur die gegebene Erklärung davon gnügt uns nicht, und wir halten die Basis für das Vorbild einer nach einem andern Gesetze fortrückenden Versgattung, für die Verdoppelung der einsylbigen Anakrusis. Man nehme diese Erklärung, deren vollen Beweis wir hier nicht geben können, für einen Augenblick an, und alle Schwierigkeiten sind gelösst, denn das Schema lautet nun ganz nach des Vf's Grundsätzen also:

∪ | ∪
– | –
∪ | –
– | ∪
∪∪ | –
– | ∪∪
∪ | ∪∪
∪∪ | ∪∪

Dass von diesen möglichen Fällen die dreysylbigen Füsse selten, der Proceleusmaticus nie vorkommt, lässt sich leicht erklären, da die Gefahr so gross ist, diese vorläufigen Tacttheile als dem gleichförmig fortschreitenden Rhythmus zugehörig anzusehen, es ergiebt sich die Ursache, warum die Basis nur vor der Arsis, nie vor der Anakrusis stehe, es zeigt sich deutlich, warum die Basis nur an der Spitze der Choriamben und Dactylen stehen kann. Denn die Anakrusis muss doch wohl mit den folgenden Versgliedern in einem harmonischen Verhältnisse stehen, daher die ursprünglich einsylbige und obenein kurz gedachte Anakrusis des Jamben, die ursprünglich zweysylbige des Anapästen. Also wird die Basis nur in Versgliedern statt finden können, wo die Thesis aus einer langen Sylbe oder zwey kurzen besteht. Demnach kann die Basis nicht stehen: vor Jamben, Baccheen, Antispasten, Anapästen, *Jonicis a minori*, wegen der schon vorhandenen Anakrusis; kann nicht stehen vor Trochäen, Creticis und vor *Jonicis a majori;* vor den zwey ersten nicht, weil die Thesis mit der Basis an Ausdehnung disharmoniren würde, vor den letzten nicht, weil der Rhythmus des Jonicus selbst schon sehr schwer einhertritt, und die Basis die Leichtigkeit der Verse wahrlich nicht befördert. Es bleibt demnach der Choriambe und Dactylus übrig. Ferner liesse sich zeigen, warum die Basis des Horaz Carm. I, 15. 16 ausgenommen spondeisch werden musste, Denn Horaz, welcher die lyrischen Rhythmen der Griechen in das Lateinische übertrug, musste nothwendig nach einem Gleichmaasse für das Ohr streben, zwey Kürzen aber, ein Jambus ein Trochäus würden das Gehör verwirrt haben. Dagegen aber hatte seine Sprache Ueberfluss an Längen, und so wählte er, aus derselben Ursache, wie einst die ältern dramatischen Dichter der Lateiner, beym Trimeter am liebsten die Längen. *Cf. Bentley ad Hor. A. P.* 260.

Um von hier auf eine verwandte Materie überzugehen, oder richtiger in derselben Materie nur in einer anderen Erscheinung derselben fortzufahren, sprechen wir von dem Antispasten. Wir sehen zuförderst wie der Vf. diesen schwierigen Rhythmus | ∪ – – ∪ | mit seinem Systeme vereinigt. Er sagt: *Metrik* §. 69. *Der Antispast besteht aus zwey Reihen, von welchen die erste eigentlich den ganzen Rhythmus vollenden sollte, weil aber angenommen wird, dass dieselbe dazu nicht Kraft genug besitze, so kommt man ihr mit einer neuen Reihe zu Hülfe, um doch den Rhythmus nicht unvollendet zu lassen.* Hiemit verbinde man *de metris* p. 54. *Haec unica causa est interceptionis ordinum, quorsum enim interciperentur, si alius cujusquam ordinis auxilio non indigerent?* Der Schluss, welcher hiebey zum Grunde liegt, ist folgender: Aller Rhythmus läuft nach dem Gesetz der Causalität fort, diesem aber widerspricht der Antispast, also muss man ihn darunter beugen, also annehmen, dass die Reihe unvollendet sey, dass eine zweyte sie unterstütze u. s. w. Wie, wenn jemand folgende Fragen thäte und folgende Schlüsse zöge? Die Reihe im Antispasten ist also eine unterbrochene und du nimmst diess an, weil ohne diess das Metrum, welches als Factum nicht geleugnet wird, sonst nicht auf die Causalität zurückgeführt werden kann. Diess einmal zugegeben, ist denn nun der Antispast die *Eine* Reihe geworden? Nimmermehr; sondern der Antispast besteht ja nach wie vor aus einem Jambus, dessen Arsis die Ursache ist von nichts, und einem Trochäus. Was bey dieser Art sich auszudrücken gewonnen ist, sehen wir sehr wohl ein. Denn wäre die lange Sylbe des Trochäen keine Arsis, so müsste sie Thesis seyn; also entspringen aus der langen Sylbe des Jambus. Da aber die kurze Sylbe des Trochäen ebenfalls aus der langen des Trochäen entspringend gedacht wird, so hätte die Thesis ein ungleiches Maass, welches gegen 544 läuft, nach welchem folgendes Schema | ∪ – – ∪ | unmöglich ist. Sollte wieder gesagt werden, es sind zwey absolut nicht zusammenhängende Reihen ∪ – | – ∪, so wäre nach §. 46 auch folgende Form des Antispasten möglich ∪ – | – ∪, die nicht faktisch erwiesen werden kann. Der Antispast musste also, um dem System zu gnügen, in sich zusammenhängen als Einheit, damit die zweyte Sylbe nicht *anceps* seyn konnte, dabey aber mussten es zwey Reihen bleiben, um das ungleiche Maass der Thesis und das Hervorwachsen einer Arsis unmittelbar aus der vorhergehenden zu vermeiden §. 159. Diess zu Stande zu bringen, dazu dient die Lehre von zwey Reihen, wovon die zweyte die erste unterstützt. Es wird nöthig seyn, irgend Jemanden darauf aufmerksam zu machen, dass diess nur eine Wendung ist, ein Nothbehelf, ein Brauchen der Worte des Systems, ohne ihren Sinn. Allein dass bey einer absoluten Theilung des Antispasten in zwey Reihen, die zweyte Sylbe *anceps* seyn kön-

könne, ist freylich nicht zu leugnen, jedoch man könnte sich auf die Analogie des Choriamben berufen | –́ ∪ ∪ – | für welchen immer diese Form erscheint | – ∪ ∪ ∪ | welches denn doch wohl nur aus §. 62 zu erklären ist. Uns dünkt, hier muss sich jedem ein Mangel des Systems offenbaren, und zugleich dass der Antispast als Rhythmus gerade dasjenige ist, was die Basis als Anakrusis ist.

Allein mit einer ganzen Reihe anderer Verse steht es in einer gewissen Rücksicht nicht besser. Denn aus dem Systeme selbst lässt sich gegen die kretischen, baccheischen, choriambischen und jonischen Verse ein wichtiger Einwurf motiviren. Diess geschehe folgendermassen. Woran erkenne ich, nach dem Systeme des Vf's, dass ein Vers in periodischen nicht aber in einfachen Reihen fortschreite? Doch nur erstlich durch die Cäsur. Denn da nach §. 88 ein Vers so viele Cäsuren hat, als Reihen in ihm sind, und §. 89 da, wo eine Reihe im Rhythmus des Verses endigt, auch ein Wort geendet seyn muss, so muss hinter allen Versarten, die durch ihre eigenthümliche Natur nicht in periodischen Reihen fortschreiten können, eine Cäsur fallen, z. B. hinter einem jeden Choriamben, wie diess Horaz bey den seinigen thut, welches *Metrik* §. 310, und *de metris* S. 320, ganz consequent, billigend und lobend erwähnt wird. Zweytens aber kann die periodische Reihe von der einfachen dadurch unterschieden werden: dass in der einfachen Reihe die *Syllaba anceps* am Schlusse einer jeden, bey der periodischen aber nur am Schlusse der letzten Reihe statt findet. S. *Metrik* §. 46 und 48. Ferner gehört die Beantwortung der Frage hieher: Wie weiss ich nach dem System, dass eine eintretende Sylbe eine Arsis ist, gleichviel in einer periodischen, oder einer einfachen Reihe? Das System giebt hierauf folgende Antwort: Wenn die Kraft der Arsis erschöpft ist, und also die Thesis durch eine hinzutretende Sylbe grösser als die Arsis werden würde, so ist diese hinzutretende Sylbe eine neue Arsis. S. *Metrik* §. 23 z. B. Die zweyte Länge ist im Choriamben eine neue Arsis –́ ∪ ∪ –́. Zweytens eine neue Arsis tritt nach §. 44 ein, wenn die hinzukommende Sylbe das gleiche Maass der Thesis stören würde. Nach diesem Princip muss die zweyte Länge des Kretikus eine neue Arsis seyn –́ ∪ –́.

Mit diesen Grundsätzen wollen wir zuförderst die Aeusserungen des Vf's von den kretischen, baccheischen, antispastischen, choriambischen und jonischen Versen vergleichen, und dann sehen, wie consequent er diess im Einzelnen anwendet, und wie er das Factum auf seine Principien zurückführt.

Von den kretischen Versen sagt er *Metrik* §. 159: *Der Kretikus hat als eine periodische trochäische Reihe zwey Arses — daher nicht mehrere Kretici in eine einzige periodische Reihe verbunden werden können. Denn aus der zweyten Arsis des Kretikus kann nicht unmittelbar eine andere Arsis hervorgehen.* Vgl. *de metris* S. 188. *Nam quod ferme bini pedes cretici conjungi solent et in postremo verbum terminari id aequabilitatis et pulmonum gratia institutum est.* — Wer spricht hier? Der Systematiker oder Empiriker? Nur der letztere kann von leichter Aussprache, Gleichförmigkeit, Wohlklang und solchen Bestimmungen reden; dem erstern muss sich alles aus dem System nach der strengsten Consequenz ergeben. Nach der Cäsur wäre also wirklich bey kretischen Versen eine Dipodie. Eben so fällt das Urtheil, wenn man auf die *Syllaba anceps* sieht. Der kretische Dimeter hat folgende Gestalt:

–́ ∪ –́ –́ ∪ ⏓

Das heisst: die zweyte Arsis in der Mitte des Verses ist nimmer *anceps*, der Vers schreitet demnach Dipodienartig fort. Man werfe, ehe man weiter geht, einen Blick auf das eben verzeichnete Schema, und man wird den Widerstreit, den wir eben im Antispasten bemerkten, hier wiederfinden, wie denn auch seine ganze Form darin liegt.

Bey den baccheischen Versen äussert sich der Vf. also: *Metrik* §. 172. „*In den baccheischen Versen hat jeder Fuss seine besondere Reihe.*“ Wie stimmt diess mit *de metris* 199: *Versus bacchiaci plerumque tetrametri sunt, et in secundi pedis fine incisionem habet oratio.* S. *Metrik* 172: „*Obgleich in den baccheischen Versen jeder Fuss seine besondere Reihe hat: so werden doch im Lesen gewöhnlich zwey Füsse des Wohlklangs wegen mit einander verbunden.*“ „*Aus demselben Grunde haben auch die Tetrametri mit dem Ende des zweyten Fusses eine Cäsur, die zwar nicht nothwendig ist, aber doch dem Verse einen schicklichen Ruhepunkt verschaft.*“ Hiezu kommt, dass dieser Vers nur am Ende des Verses die *Syllaba anceps* hat §. 169. Alles dasjenige, was wir oben bey den kretischen Versen erinnert, passt auch hier, die baccheischen haben ganz den Charakter des Ganges, durch Dipodien, und wenn wir einen Blick auf eine solche werfen: ∪́ – – ∪́ – ⏓, so finden wir den Gang des Antispasten in derselben; ist diess ein Zufall?

Dass die Antispasten nach dem System des Vf's nicht als periodische Reihen einherschreiten können, ist an sich klar, und eben so, dass nicht nach jedem Antispasten eine Cäsur statt findet, deren Regelmässigkeit ihnen ganz zu fehlen scheint. Da der *Choriambe* nach §. 291 *eine doppelte dactylische Reihe ist, die sich mit der zweyten Arsis endigt*: so kann er so wenig als der Kretikus nach *Hermann* in periodischen Reihen fortgehen, auch ist nicht nach einem jedem einzelnen eine Cäsur, und wenn Metrik §. 310 vom Horaz gesagt wird: *Er macht mit Recht am Ende eines jeden Choriamben eine Cäsur*, so soll diess doch wohl nichts anders heissen, als: die Praxis des Horaz widerspricht nicht den metrischen Gesetzen, sondern sie billigen diese. An eine Ancipität der zweyten Arsis aber bey dem Choriamben ist so wenig zu denken, dass sie nicht einmal aufgelösst wird, *Metrik* §. 291, *de metris* 311. Stellt man zwey Choriamben zusammen — ∪ ∪ — — ∪ ∪ —, so erscheint wiederum der Antispast darin liegend.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 MAY, 1804.

ALTE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Handbuch der Metrik*, von *Gottfried Hermann*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Es sind noch die ionischen Verse für die Betrachtung übrig. *Metrik* §. 322. *Der Jonicus a majore besteht aus zwey Reihen und* §. 326 *in den ionischen Versen hat jeder Fuss seinen besondern Rhythmus, und hängt durch keine periodische Reihe mit der andern zusammen; de metris* S. 331. An eine Cäsur nach jedem Fusse ist nicht zu denken, und eben so wenig beym *Jonicus minor:* stellt man aber zwey *Jonicos* zusammen, so erscheint der Antispast:

⏒ ⏒ ⏓ ⏓ ⏒ ⏒ ⏓ ⏓

Aus dem eben auseinandergesetzten scheint unwidersprechlich zu folgen, dass alle angeführten Verse sich aus der von Hn. H. aufgestellten Theorie nicht erklären lassen. Denn ob er gleich die Möglichkeit einer Verknüpfung nach periodischen Reihen ableugnet, so haben doch mehrere derselben alle, andere einige Kennzeichen dieses Fortschritts, der sich hie und da so auffallend äussert, dass *Hermann* ihn selbst anerkennen muss. Ferner ist das Princip der Spaltung, ihre Unfähigkeit in einander zu periodischen Reihen überzugehen, offenbar dasselbe, welches schon im Antispasten erschien, und welches in der Basis sich darstellte.

Diess alles scheint die Vermuthung zu motiviren: dass es zwey ganz verschiedene Arten von Rhythmen giebt, die eine Art, welche von Hn. H. vortrefflich behandelt ist, und zu welcher Jamben, Trochäen, Dactyle, Anapäste, Päone gehören. Die andere Art, deren Rhythmus nach einem andern Gesetze fortläuft, oder vielmehr nach demselben, aber von einem andern Punkte abgeleitet. Rhythmen, welche Mittelglied sind zwischen Rhythmus und Vers, die unter den Rhythmen das sind, was die Asynarteten unter den Versen, die eine Spaltung in sich haben, welche sich am Ende auf den Antispasten und dessen doppelte Form zurückführen lassen, welche ein Princip der Einheit nicht in sich, sondern ausserhalb tragen, und mit der Dissonanz des Antispasten beginnen, und mit der vollkommensten Harmonie des Choriamben schliessen.

Wie aber ein solches Unternehmen zu Stande zu bringen sey, welche Einschränkungen und welche Modificationen das eben gesagte erleiden müsse, gehört nicht hieher, sondern wird an einem andern Orte geleistet werden. Der ganze Zweck war nur, zu zeigen: dass diese Versgattungen nach dem Systeme, wie es jetzt liegt, unerklärbar seyn müssen. Hiebey versteht es sich allerdings, dass das Einzelne, welches in den Kapiteln dieser Versgattungen enthalten ist, in seinem Werthe bleibt. Auch können wir unmöglich weiter in die Einzelheiten eindringen, da diese Anzeige schon einen so grossen Umfang gewonnen hat.

Jetzt sind nur noch ein paar Worte über die Strophe zu sagen. Es wäre wünschenswerth gewesen, dass die Erscheinung der Strophe aus dem Verse selbst wäre abgeleitet worden, so dass der Vf. die Strophe als erweiterten, organisirten Vers angesehen hätte. Hier wäre auch eine Anwendung der Versarten auf die Dichtarten am schicklichen Platze gewesen, die bey der Entwickelung der Strophe hätten vorkommen können. Oder sollte nicht die Strophe eben so gut als der einzelne Vers ihre absoluten Gesetze haben? Bemerkungen wie die: Horaz habe durch seine Eintheilung des eilfsylbigen sapphischen Verses gegen allen Rhythmus gesündigt (*Metrik* §. 400), sind allerdings wichtig. Denn Horaz theilt ihn, statt dass die Griechen ihn folgendermasen theilten:

–́ ⏑ – ⏓ | –́ ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑

also:

–́ ⏑ – – – | ⏑ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑

Der schliessende adonische Vers hatte also in den Strophen der Griechen eine sehr passende Bedeutung, es war der verkürzte Fall eines jeden einzelnen sapphischen Verses | –́ ⏑ ⏑ – ⏑ |. Dagegen läfst sich bey dem Horaz, der die Cäsur so strenge beobachtet, und dadurch eine anapästische Anakrusis in der zweyten Reihe hervorbringt, die Nothwendigkeit und das Daseyn des adonischen Verses nicht erklären. Sollte aber dennoch Horaz nicht zu entschuldigen seyn? Sollte das Hinneigen seiner Sprache zu Längen, worüber *Bentley* in der oben angeführten Stelle nachzusehen ist, nicht mit ein Grund seyn, warum er von den Griechen abwich, wie er ja auch in der Cäsur des alcäischen Verses immer eine Länge braucht? Ist es anzunehmen, dass Horaz, wenn die Aussprache des Römischen ihm gar nicht zu Hülfe gekommen wäre, den Ohren seiner Landsleute diese Härte in dem geringen Umfang seiner Sammlung in sechs und zwanzig Gedichten geboten hätte? Baut doch Catull seine Verse den Griechischen ähnlicher. Ferner sollten wirklich die Griechen das elegische Distichon weniger gut als die Römer schliessen? *de metris* S. 63, oder

und der Zweck der fechs Sprachen fällt ganz weg. Die mechanifchen Kräfte und Werkzeuge hätten als Nomenclatur hergefetzt, aber nicht in wiffenfchaftlicher Form gelehrt werden müffen. Das gehörte nicht hieher, es kann nicht anders als unvollftändig feyn, und führt zu dem heutiges Tages nur zu gewöhnlichen:

Ex omnibus aliquid, et in totum nihil.

Der mäfsige Preis verdient einer rühmlichen Erwähnung, und der Fleifs in Ausarbeitung der Kupfer, fo wie Druck und Papier, können verfchiedenen Bilderbüchern zu Muftern empfohlen werden.

GDZ.

1) Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Praktifche Anweifung zum Gebrauch der Lieder für Volksfchulen in Schulen und Erziehungsanftalten.* Von dem Herausgeber. 1803. 228 S. 8.

2) Ebendaf.: *Bemerkungen zu der praktifchen Anweifung über den Gebrauch der Lieder für Volksfchulen,* in Schulen und Erziehungsanftalten für Lehrer. Von *A. L. Hoppenftedt.* 1803. 24 S. 8.

3) Ebendaf.: *Sammlung der in den Liedern für Volksfchulen zerftreut enthaltenen biblifchen Sprüche,* gemeinnützigen Denkverfe und fprüchwörtlichen Reden nach der Ordnung des Inhalts. 1803. 176 S. 8.

4) Ebendaf.: *Fabeln und Erzählungen,* ein Anhang zu den Liedern für Volksfchulen. 1803. 94 S. 8.

Hr. *Hoppenftedt* (gegenwärtig Superint. zu Stolzenau) gab *Lieder für Volksfchulen* heraus, welche, da fie für nicht unbrauchbar befunden wurden, eine *zweyte* Auflage erlebten. Von der Zeit an fcheint Hr. *H.* diefes Liederbuch, welches fo viele feines Gleichen hat, für eine Normal-Schrift zu halten. Er fchrieb damals fchon: *Ueber die zweyte Auflage der Lieder für die Volksfchulen und die Grundfätze ihrer Bearbeitung.* Hannover 1800. 8. und bezeugte dadurch die grofse Wichtigkeit, die er auf diefes Werklein legte. Jetzt hat er daffelbe gar mit 4 Büchern commentirt. Was würde erft daraus werden, wenn Hr. H. einmal gar ein wichtigeres Buch zur Welt befördern follte!

In der Vorrede zu Nr. 4 fagt der Vf.: „Wie der Herausgeber bey feiner gefchäftsvollen Lage eine geneigte Nachficht dafür fich verfpricht, (dafs die Fabeln nicht in der Form erfcheinen, in welcher die Lieder bearbeitet find), fo ift aber von ihm dafür geforgt, dafs die kleine Sammlung in der gröfsern Anzahl der aufgenommenen Stücke das gewiffermafsen erfetzt erhalten hat, was ihr vielleicht durch die unterlaffene methodifche Bearbeitung abgeben könnte." Das heifst die Qualität durch die Quantität entfchuldigen! Wer heifst denn den Vf. „bey feiner gefchäftsvollen Lage" fo viel fchreiben? Beynah möchte es nöthig fcheinen, dafs er nun bald noch einen Tractat: Ueber die unterlaffene methodifche Bearbeitung der Fabeln und Erzählungen etc. herausgäbe! Obige Stelle zugleich als Beweis, wie ungelenk die Perioden des Vf's find. Die der Fabel von Hans Nord (North) beygefügte Moral S. 50 ff.: *Was braucht wohl ein Hans Nord, verfehn zum Bücherfchmieren* u. f. w. fchickt fich gar nicht in ein Buch für Volksfchulen, weil darin von *demonftriren, Kunft zu converfiren, finnreich poetifiren* u. f. w. die Rede ift. Da bedürfte es ja wieder eines befondern Commentars!

In Nr. 2, welches blofs für die Lehrer beftimmt ift, wird weit ausgeholt und am Ende wenig gegeben. Wir zweifeln, ob viele Lehrer aus diefen 1½ Bogen klug werden können.

Nr. 1 enthält katechetifche Unterredungen über Gefänge aus dem Liederbuche, biblifche Lefeübungen, über den Auszug aus den Landesgefetzen von Weidmann, über Geographie und Naturgefchichte u. f. w. Am Schlufs S. 180 und 213 ff. find *Singübungen* mitgetheilt. Da müffen denn die Knaben aus Leibeskräften fingen. S. 224: Wie fang der Erfte? Fritz:

Mein Handwerk geht durch alle Welt u. f. w.

L. Wie fang der Zweyte? Ernft:

Gott grüfs Euch, Ihr Herren Autoren,
Zum Schreiben der Bücher erkoren;
Ich ehr' Euer Handwerk; — allein
Vergönnt mir auch, werthe Collegen,
Nach meinem geringen Vermögen
Ein treuer Gehülfe zu feyn u. f. w.

—ft—

Altona, b. Hammerich: *Jakob Stille's Erzählungsbuch,* oder *kleine Bibliothek für kleine Kinder, die das Lefen angefangen haben und fich gern etwas erzählen laffen.* Von *J. Glatz.* 1802. II Bändchen. 244 S. III Bändchen. 274 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Erdichtete und wahre Erzählungen, Fabeln, kleine Gedichte, Sprichwörter und fprichwörtliche Redensarten mit Anwendungen auf einzelne Fälle, Fragen, unvollendete Reime, Sprachübungen etc. machen den Inhalt diefer Bändchen aus, welche ihrem Zwecke entfprechen. Sie geben entweder Veranlaffung zum Nachdenken und Urtheilen, oder enthalten Motive zur Bezähmung der Leidenfchaften, oder vergnügen blofs. Doch diefe letzte Gattung von Erzählungen hat uns am wenigften befriedigt, weil wir glauben, dafs die finnliche Luft nie ohne Verbindung mit einer höheren Abficht ins Auge gefafst werden dürfe. Vorzüglich bey Nr. 2. 16. 77. und Th. II. 12 etc. vermifsten wir diefe höhere Tendenz. Die Sprache, obgleich fliefsend und leicht, könnte oft correcter feyn.

Kp.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 MAY, 1804.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Kummer: *Recensio manuscriptorum codicum; qui ex universa Bibliotheca Vaticana selecti, jussu Dni. nri. Pii VI Pont. M. prid. id. Jul. an.* CIↃIↃCCLXXXXVII. *procuratoribus Gallorum jure belli, seu pactarum induciarum ergo, et initae pacis traditi fuere.* Accedit index librorum tam impressorum quam manuscriptorm Bibl. Vatic. ut et vasorum etruscorum ac numorum iisdem procuratoribus exhibitorum. 1803. 151 S. 8.

Dieses Verzeichniss von den Vorstehern der vatikanischen Bibliothek verfasst, ist dasselbe, welches zugleich mit den ausgewählten Handschriften und Büchern an die Commissäre der französischen Regierung abgeliefert werden musste. Keine Vorrede belehrt uns über die Veranlassung und den Veranstalter der Bekanntmachung. Doch finden sich dabey so viele innere Kennzeichen der Aechtheit, dass der ungenannte Herausgeber von dem Verdachte der Unterschiebung völlig frey bleiben muss.

Es wäre freylich zu wünschen gewesen, dass die Beförderung des Kataloges zum Drucke, von einem Literator besorgt worden wäre. Wir hätten ihn dann ohne Schreibfehler- und Namenverstümmlungen erhalten, und wären durch manche belehrende Hinweisung auf Assemanns, Sylburgs, und Montfaucons Verzeichnisse der vatikanischen Handschriften besser befriediget worden. Ein solcher Herausgeber hätte uns nach einer kurzen historischen Einleitung vielleicht auf diejenigen Manuscripte aufmerksam gemacht, welche die wichtigsten und anziehendsten für den Literator sind; er hätte uns anstatt einer Nomenclatur einen *Catalogue raisonné* in die Hände gegeben.

Alles dieses vermisst man leider in dem vorliegenden trockenen Verzeichnisse, in welchem wir dagegen auf eine Menge Schnitzer des Abschreibers gestossen sind, wie z. B. *Eustachius, Armonicus, Troissardus, Tomandis, Phalandis, Reinhersbornensis, Biannanoir, Hantvill, Architrenices, Grobus* u. s. w. anstatt *Eusthathius, Armoricus, Froissardus, Jornandis, Phalaridis, Reichersbergensis, Beaumanoir, Hauteville, Architrenius, Probus* etc. Dessen ungeachtet war die Bekanntmachung dieses Kataloges, selbst in seiner unvollkommenen Gestalt, ein sehr nützliches Unternehmen, da wir doch nunmehr wissen, wo wir in Zukunft die Handschriften zu suchen haben, deren Benützung uns in irgend einer Hinsicht zum dringenden Wunsche geworden seyn möchte.

Bey der Wichtigkeit des Gegenstandes glaubt Rec. dem gelehrten Publicum einen Dienst zu erzeigen, wenn er die oben angegebenen Lücken, so viel es die Grenzen dieses Instituts gestatten, auszufüllen versucht.

Ueber die Geschichte der Requisition und Wegnahme der hier verzeichneten Schätze findet man folgende Aufschlüsse im Katalog selbst. Durch den Waffenstillstands-Vertrag vom J. 1796, und den Friedensschluss von Tolentino hatte sich der Papst anheischig gemacht, an die französische Republik 500 Handschriften abzuliefern, welche von jener ausgewählt werden sollten. Dieser Uebereinkunft zufolge wurden *Mongez, Barthelemy, Moitte,* und *Tinet* zur Auswahl und Uebernahme der literärischen Schätze abgeordnet. Hiebey äusserte sich eine Schwierigkeit, die das Geschäft etwas verzögerte, indem die Frage entstand, ob mehrere in einem Band enthaltene Stücke als eins, oder nach ihrer wahren Anzahl angenommen werden sollten? Auf die Vorstellung der Bibliothek-Vorsteher liessen sich die Commissäre bewegen, alle dergleichen zusammengebundene Handschriften einzeln zu berechnen; weil sich aber jene, durch die von den Abgeordneten bezeigte Humanität zu einer Dankes-Aeusserung verpflichtet glaubten, so liessen sie 37 Bände, anstatt die vielen darin enthaltenen Stücke besonders zu zählen, nach einer allgemeinen Uebereinkunft so ansetzen, dass von 33 Bänden jeder zu 2 Numern, von den übrigen 4 aber jeder zu 3 Numern angerechnet wurde. Dessen ungeachtet zeigte sich bey der Schluss-Berechnung, dass die Commissäre um 42 Numern zuviel ausgewählt hatten, und die Bibliothek hatte wirklich das Glück, diesen Ueberschuss wieder zurück zu erhalten (S. 130—135). Am 13 Jul. 1797 wurde das Geschäft in Rücksicht der Handschriften geschlossen, und von den Commissären ein Empfangschein ausgestellt. (S. 136). Dass aber damit noch nicht Alles berichtigt war, zeigt die „*Nota di libri, ed altre materie antiquarie richieste alla Biblioteca Vaticana dalla commissione della republica Francese, e dagli officiali di essa Biblioteca consegnate al Cittadino Vicard in virtu del Mandato di procura da esso esibito.* (S. 137—51) worin noch 120 seltene Druckdenkmäler, 14 hetrurische Vasen, 56 Münz-Reihen, und, was das empfindlichste war, noch 5 Handschriften in Requisition gesetzt wurden, unter welchen die allerältesten und kostbarsten wa-

waren, die man bey der ersten Auswahl wahrscheinlich vergessen oder nicht gekannt hatte. (S. 145).

Nach dieser historischen Einleitung will Rec das Verzeichniss selbst kurz durchgehen und erläutern.

I. Den Anfang machen die *Codices hebraici* S. 3—6. Hier wurden von 453 Stücken 19 ausgewählt, welche bey Assemann unter den Numern 4. 5. 6. 9. 31. 38. 76. 94. 108. 109. 110. 111. 112. 115. 116. 120. 121. 138. 453. vorkommen, und grösstentheils aus der Heidelberger Bibliothek herstammen. Diese Nachweisung hätte hier die Stelle des Verzeichnisses um so besser vertreten können, als in demselben mehrere Fehler vorkommen. Bey No. 5 fehlt die Anzeige des Buchs *Genesis*, und von 111 und 115 sind die Rubriken verwechselt. Unter den vielen Kostbarkeiten dieser Sammlung zeichnet sich die bekannte hebräische Bibel auf gerollten Pergament-Blättern besonders aus. II. Von den *Codicibus hebraicis Bibliothecae Urbinatis* S. 6. die sich nach *Assemann* auf 59 belaufen, wurde nur einer gewählt, N. 2. *Assem.* III. Von den *samaritanischen* Handschriften, S. 145, deren die vatikanische Bibliothek nur 2 besass, wurde vermöge der spätern Requisition eine weggenommen. N. 2 *Assemann.* IV. *Ex chaldaicis sive Syriacis* S. 7—17 mussten von 256 Stücken 49 auswandern, die bey *Assemann* unter den Numern 1. 12. 13. 21. 92. 93. 94. 100. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 117. 118. 120. 122. 123. 124. 125. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 152. 157. 158. 160. 165. 166. 167. 182. 198. 215. 255. angezeigt, grösstentheils mit altsyrischen (stronghyl, estrangelo) Charakteren geschrieben und daher von ausserordentlicher Kostbarkeit sind. Auch hier sind im Katalog wieder Rubriken verwechselt, nämlich bey 92—94. Auffallend war Rec. der Unterschied der Blätterzahl bey den Numern 103, 215 und 255, welche unser Katalog auf 372, 152 und 45, *Assemann* aber auf 386, 140 und 41 angegeben hat. V. Von den *arabischen* Handschriften (S. 17—34) ist *Assemanns* kritisches Verzeichniss noch ungedruckt. Hier hatte also keine Vergleichung statt. Man sieht aus dem Katalog, dass ihrer wenigstens 342 vorhanden waren; 80 wurden davon ausgewählt, worunter Rec. nach Entzifferung der fürchterlich verstümmelten Namen einige sehr wichtige historische, poetische u. s. w., auch 2 mit kufischen Lettern geschriebene fand, dergleichen bekanntlich unter die grössten Seltenheiten gehören. Von jenen scheinen Rec. die merkwürdigsten: N. 251. *Thesaurus juris mahometici*, N. 267 *descriptio Aegypti.* N. 269 ein Werk eines Astronomen von Samarkand, wo bekanntlich die grössten Astronomen gebildet wurden, 293 *Abd — ar — rahman comment. in Ethicen.* N. 358 *poema arabicum in laudem Mahometis*, N. 368 *fabula romanensis ex Saec. XII*, und N. 375—78 *recensio omnium lucubrationum, quae ad annum usque Christi* 1618 *arabice prodierunt, ubi rerum capita supra* 18000 *memorantur. Opus versione latina publicaque luce dignissimum.* Die meisten der übrigen sind minder unbekannt und selten; bey N. 267 sind unter dem prächtig klingenden Titel die bekannten Fabeln des Bidpai versteckt. VI. Auch von den *koptischen* oder *ägyptischen* Handschriften besitzen wir keinen gedruckten Katalog. Hier wurden von wenigstens 71 ausgewählt: 19. (S. 35—40) so wie VII. Von den *abyssinischen* oder *äthiopischen* die ersten 12 Numern (S. 4—41). Ob mehrere vorhanden waren, ist nirgends zu finden. VIII. Ob von *persischen* Handschriften eine eigene Sammlung in der Vatikanischen Bibliothek zu finden war, ist sehr zweifelhaft. Ein Pentateuch in dieser Sprache, mit hebräischen Buchstaben geschrieben, wurde bey der zweyten Requisition ausgewählt. (S. 145). IX. Die *chinesischen* S. 42—44 litten der Zahl nach den geringsten Abgang, da von wenigstens 392 nur 10 genommen wurden, worunter sich aber ein groses *Lexicon sinico-latinum*, und die chinesische Geschichte des *Claudius Visdelovius* in 6 Banden u. s. w. befinden. X. Nun folgen die *griechischen Handschriften der Vatikanischen Bibliothek.* Die gedruckten Verzeichnisse, die von Possevin und Montfaucon bekannt gemacht wurden, sind eben so unzulänglich, wie die Fragmente des von Platina verfassten (*in Struvii act. lit.*). Hier kann also ebenfalls keine Nachweisung statt haben. Man sieht aus dem Kataloge, dass von wenigstens 1950 nur 101 ausgewählt wurden (S. 44—76 und S. 145.). Unter diesen waren aber die berühmte griechische Bibel aus dem V Jahrhundert, und der Dio Cassius von gleichem Alter, welche man immer als die ersten Zierden der vatikanischen Bibliothek betrachtet hatte. Die Blätterzahl der letztgenannten Handschrift ist im Katalog anzuzeigen vergessen worden. Auch die übrigen ausgewählten sind in mancherley Hinsicht höchst schätzbar. Es ist zu wünschen, dass uns die französischen Gelehrten nun bald mit einem kritischen Verzeichnisse der wichtigsten griechischen Manuscripte beschenken mögen, die sie hier erhalten haben. So viel Rec. aus einem handschriftlichen *Catalogo Codicum Mspt. graecorum Bibl. Vaticanae*, den er vor sich liegen hat, beurtheilen kann, ist die Auswahl der französischen Commissäre nicht ganz sorgfältig gewesen. Rec. will nur einige noch ungedruckte wichtige Werke angeben, die von jenen in der vatikanischen Bibliothek zurückgelassen worden sind, und eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. *Aristotelis Harmonicorum libri* 3; *Philonis historia vitae; Mich. Belli versus politici ad regem C. Constantinum monachum; Porphyrogenetae apologeticus ad deos superos; Valentis Antiocheni anthologica; Damiani Heliodori Larissaei capita opticarum hypothesium* 12 u. s. w. Rücksichtlich der Kostbarkeit sind noch anzumerken, die ebenfalls von den Franzosen zurückgelassenen *Acta apostolorum* durchaus mit goldenen Buchstaben geschrieben, ein Geschenk der Königin von Cypern an Innocenz VIII. — XI. Sorgfältiger waren die Auswähler bey den *Mspt. graecis Bibliothecae Palatinae.* (S. 76—85). Unter den 27 Stücken, die sie hier von 431 wegnahmen, befindet sich die berühmte Handschrift von *Themistokles* Briefen, ferner *Democriti Sententiae stylo jonico; Philonis Byzantini libellus de 7 mundi miraculis; Hesychii Illustris de familiis*

bis *Constantinopol.*; und was Rec. vor allen einsehen möchte, *Homeri Boeotia cum paraphrasi Anonymi.* Wenn dieses nicht etwa ein einzelnes Buch der Ilias ist, wovon aber bisher keines unter solcher Aufschrift bekannt war, so übertrifft es an Wichtigkeit alle bis jetzt genannten Handschriften; denn es könnte die verloren gegangene Θηβαις seyn. (S. Fabricii Bibl. gr.) Jenen Umstand aber sollte man beynahe daher vermuthen, dass in demselben Band unmittelbar nach der *Boeotia* folgende Rubrik steht: *Ejusdem Iliados* l. 23 (anstatt 24). Auch hier entschlüpften aber der Aufmerksamkeit der Commissäre einige sehr wichtige *Inedita*, die Rec. nach den Numern des Sylburgischen Katalogs, die noch jetzt in der vatikanischen Bibliothek beybehalten sind, anzeigen will. Es sind folgende: 4. 13. 18. 38. 39. 50. 92. 160. 220. 223. 226. 243. 269. 297. 315. 364. Von diesen wäre unstreitig N. 50 das merkwürdigste, wenn es wirklich die Abkürzung (επιτομη) von *Polybius* verloren gegangenen Büchern, und nicht bloss die schon bekannten εκλογας aus denselben enthielte. Uebrigens ist der sehr vielen Literatoren unbekannt gebliebene Sylburgische Katalog in folgendem seltenen aber für die deutsche Geschichte wichtigen Buche zu finden: *Monumenta pietatis et literaria etc.* Frfti ad M. 1702. 4. Auch hier wäre dem Herausgeber die Nachweisung auf gedachten Katalog zu empfehlen gewesen, der den Inhalt der Manuscripte viel richtiger angiebt, als das gegenwärtige Verzeichniss, in welchem oft die wichtigsten der beygebundenen Werke gar nicht angegeben sind, wie z. B. bey N. 43. u. a. XII. Die *Bibliotheca Alexandrina S. Christinae Reg. Suec.* lieferte nur eine Ausbeute von 3 griechischen Handschriften (S. 85—86), und XIII. die *Bibl. Othobomiana* nur zwey Bände, nämlich *Photii Bibliothecam.* XIII. Bey den *Codd. latinis Bibl. Vaticanae* wurden von einer Zahl von wenigstens 6000 zwar nur 67 ausgewählt, aber hierunter befinden sich viele äusserst merkwürdige (S. 86—104). Hier traf nämlich das Loos den berühmten *Terenz* mit den Masken; den *Virgil* aus dem VII Jahrhundert, mit Miniaturen; die *Autographa* von *Sannazar*, *Tasso*, *Petrarca*, *Dante*, *Boccaccio* u. s. w. und die berüchtigten Original - Liebes-Briefe des Königs *Heinrich* VIII von England, von welchen bisher ein einziger, ziemlich anstössiger gedruckt ist (in *Addissons remarks on Several parts of Italy etc.*). Die wichtige Handschrift von *Ciceronis philippicis*, die *Muretus* in einem Briefe an *Turnebus* so sehr anrühmt, (s. *Mureti Epist.* l. II. p. 18) blieb zurück, so wie auch das vorgebliche *Autographum* vom *Minucius Felix*, und die alten *pugillares* und Baumrinden-Blätter, wenn nicht etwa N. 326 eins von den zuerst genannten Werken enthält; denn bey diesem steht die Note: „*Numerus hic in Mspto Roma misso desideratur.*" Unter den französischen, italienischen und provenzalischen Werken, die hier unter der Rubrik der lateinischen Mspt. vorkommen, verdienen die Sammlungen provenzalischer Dichter und die von Bembo und Petrarca dazu geschriebenen Anmerkungen besondere Aufmerksamkeit. Auch stiess Rec. auf verschiedene noch ungedruckte Chroniken aus dem Mittelalter. XV. Bey den *lateinischen Handschriften aus der Bibliothek der Königin Christina* kann Montfaucons Katalog nicht zur Nachweisung dienen, da er, wie schon *Jugler* bemerkt hat, sehr unzulänglich ist, und die Numern seither verändert worden sind. Ihre Anzahl bestand aus ungefähr 2000 Bänden, von welchen 70 ausgewählt worden sind (S. 104—20). Hierunter sind einige noch ungedruckte Chroniken, und die *leges Normannorum* (von welchen wir eine einzige, sehr fehlerhafte Ausgabe besitzen) besonders merkwürdig. Das anziehendste aber scheint Rec. eine Sammlung französischer Lieder aus dem XV Jahrhundert *mit den Melodien* S. 116. Nur muss das Alter der Handschrift hiebey nicht so unrichtig angegeben seyn, wie S. 115 bey N. 441, wo ein Werk von dem Jesuiten *Scheiner* ins XV Saeculum gesetzt ist. Von den hier angezeigten französischen Ritter-Romanen lässt sich nach diesem Katalog nicht bestimmt urtheilen, doch verdienen N. 446 und 449 als Producte der ersten, guten Epoche die vorzügliche Aufmerksamkeit ihrer neuen Besitzer. XVI. Von den *lateinischen Handschriften der Heidelberger Bibliothek* sind aus ungefähr 2000 Numern nur 12 genommen worden (S. 120—23), und unter diesem kein einziges von den altdeutschen Manuscripten, die theils unter obiger, theils unter einer abgesonderten Rubrik begriffen waren, eben so auch keine von den vielen Chroniken des Mittelalters, deren nach *Frehers* Zeugniss die Heidelberger Bibliothek eine grosse Menge enthielt. Beide Sammlungen hat man also noch jetzt in Rom zu suchen. Dagegen wanderten einige schätzbare Classiker nach Paris, unter welchen sich auch ein *Virgil* mit Uncial-Buchstaben aus dem VII Jahrhunderte befindet (S. 145). XVII. Auch von den *lateinischen Manuscripten der Othobonianischen Bibliothek* sind einige ausgezeichnete Seltenheiten ausgewählt worden, z. B. eine Sammlung von Aktenstücken über den Process der Jungfrau von Orleans; *Tasso's* vermischte Gedichte von seiner eigenen Hand geschrieben; *Mazarins* Staats-Correspondenz mit den italienischen Fürsten, von seinem Secretär *Ondedeo* bey des Ministers Verweisung in Sicherheit nach Italien gebracht; und ein unverstümmeltes Exemplar von *Le Gentils* Reise um die Welt, in welcher der pariser Verleger, den Jesuiten zu Gefallen, mehrere Stellen unterdrückt hat. Hier wurden von ungefähr 3000 nur 26 genommen (s. S. 124—30). XVIII. Den Beschluss machen die Handschriften, die in den vatikanischen Katalog noch nicht eingetragen waren. Von diesen nahmen die Commissäre eine einzige, aber äusserst kostbare, nämlich ein grammatisches Werk in lateinischer Sprache aus dem VI Saec.

Von denjenigen Manuscripten, welche die französischen Commissäre als überzählig zurückgegeben haben, (s. S. 133—85), verdienen besonders angemerkt zu werden: eine griechische Psalmodie mit beygefügten Musiknoten vom XIV Jahrhundert; Gedich-

dichte und Briefe von *Michael Angelo Bonaroti's* eigener Hand geschrieben; das splendide Manuscript von *Plinii* Naturgeschichte aus dem XV Saec., und ein *Lexicon malaico - latinum, et latino - malaicum.* Die übrigen waren theils Doubletten, theils Werke von geringer Seltenheit. Im Ganzen waren es 33 Bände, die für 42 Numern gezählt wurden, und unter welchen sich *ex arabicis* 4; *ex graecis Vaticanis* 15; *ex graecis reginae* 1; *ex graecis palatinis* 1; (N. 360 *Sylburg*) *ex latinis Vaticanis* 9; und *ex latinis reginae* 3 befanden.

Auf die Handschriften folgt im Katalog die Note über die andern requirirten Gegenstände, von welchen die seltnen Druckstücke die ersten sind (S. 137—44). Unter diesen sind die merkwürdigsten der äusserst seltene *Dante* von 1481 mit Vignetten, die *Editio princeps* der griechischen Anthologie, mit handschriftlichen Anmerkungen, die *Ed. princ.* des *Ammianus Marcellinus*, des *Homer*, des *Apulejus, Lucan*, ferner von *Pomponius Mela, Pompejus Festus, Catullus, Statius, Silius Italicus, Eutropius, Theokrit, Virgil, Cicero's epist. fam., Ovids Metamorphosen, Plinii Naturgeschichte, Boccaccio decamerone, Petrarca opere* u. s. w. Die Bibliomanie der Commissäre ging so weit, dass sie von mehreren Werken zwey Exemplare nahmen, wie z. B. vom *Pompejus Festus* und *Virgil.* Auch wählten sie solche Druckdenkmäler aus, von welchen sie überzeugt seyn konnten, sie schon zu besitzen, z. B. das *Decretum Gratiani*, Mog. 1472; die *Decret. Gregorii*, Mog. 1473; den *lib. Sext. Decret., Mog.* 1465, 1467, 1470, 1473; sogar *Breidenbachs* (nicht Brendebachs) *itinerarium terrae S.* Mog. 1486; *Petri de Albano de venenis*, Mediol. 1487; *Pauli Lescheri Rhetorica*, Heidelb. 1488; und das *Breviarium Spirense*, Spirae 1478.

Auch von Druckstücken aus dem XVI Jahrhunderte nahmen sie mehrere, hier aber nur ausgezeichnet seltene, z. B. *Eustathius in Homerum*, Romae 1542—50, fol. auf Pergament; *Boccaccio. Firenze Giunti* 1527. 4. *Nic. Franco dial. piacevoli*, Venez. 1545. 8. u. s. w. Hier entging ihnen aber Heinrichs des VIII *lib. de Sacramentis contra Lutherum* auf Pergament gedruckt, und vom König selbst unterschrieben.

Von den hetrurischen Vasen wählten sie 14 der schönsten aus, und von den Münzreihen 56 (S. 146—51). Neunzehn davon enthielten lauter goldene Medaillen 1787 an der Zahl. Die berühmte Siebenbürgische Münzreihe befindet sich aber nicht darunter. Auch blieben die in der Bibliothek verwahrten *Lintea sepulcralia* aus Asbest von der Requisition verschont.

Aus dem Gesagten hat man nun eine ziemlich vollständige Uebersicht der vorzüglichsten Kunst- und Literatur-Denkmäler, die theils nach Paris gekommen, theils in Rom zurückgeblieben sind. Hoffentlich wird bey den nach Paris verpflanzten die Wissbegierde der Gelehrten leichter befriedigt werden können, als es bisher in Rom geschehen durfte, und so hätte auch von dieser Seite die *Literatur* durch die Beraubung des Vatikans einen wesentlichen Gewinn zu erwarten.

Rtn.

NÜRNBERG, b. d. Verlegern: (Herausgebern) *Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler*, nebst kurzen Biographien derselben. Des dritten Bandes erstes Heft. Herausgegeben von *C. W. Bock* und *Riedner.* 1803. 31 S. gr. 8. mit 4 Kupfertafeln. (14 gr.)

Schon dreyzehn Jahre ist dieses ikono-biographische Werk im Gange. Nach der ersten Absicht sollten jährlich vier Hefte, und mit diesen sechzehn interessante Männer, meistens aus dem gelehrten Stande, in getreuen und von kurzen Autobiographien begleiteten Abbildungen geliefert werden. Wäre durchgehends die Auswahl strenger, die Kunst geistiger und sanfter, und eben dadurch die Biographie selbst interessanter und anziehender gewesen: so würde es dem Werke weder an Beyfall noch Abgang gefehlt haben. Anfangs mag dieses auch wirklich der Fall gewesen seyn. Allein schon seit einigen Jahren scheint dasselbe alle Augenblicke zu stocken. Auch schon andere öffentliche Blätter haben sowohl über die ungeschickte Wahl mancher aufgestellten Männer, als über den höchst trägen Gang des Unternehmens, und über den Mangel an mercantilischem Sinn bey den Herausgebern geklagt. Aber aller gutgemeinten Erinnerungen ungeachtet soll die Sache, dem Anschein nach, beym Alten bleiben. Die Verleger haben es sich daher selbst zuzuschreiben, wenn sie mit ihrem Werk, so wie es ist, weder sonderlichen Beyfall noch Vortheil einärnten. Wir zweifeln nicht, dass manche hier aufgenommene Männer, sowohl wegen ihrer individuellen Verhältnisse, als guten Eigenschaften örtliches Interesse haben mögen. Aber daraus folgt noch nicht, dass sie auch allgemeine Aufmerksamkeit unter gewissen Ständen erregen. Und *das* muss seyn, wenn das gebildete Publicum überhaupt Antheil an der Sache nehmen soll. Freylich versagen zuweilen berühmte Gelehrte der Redaction, sich aufnehmen zu lassen, ihre Bitte. Meistentheils aber kommt es bloss darauf an, dass ein Werk von der Art von einem Manne geleitet wird, welcher, ausser der erfoderlichen Kenntniss der, darf man so sagen, persönlichen Literatur, auswärts in einem gewissen Ansehen steht. Aber hier, wie es scheint, ist das Unternehmen keinem Gelehrten zur Leitung übergeben, sondern liegt bloss in den Händen der herausgebenden Künstler, die denn freylich durch mancherley Hindernisse nicht selten in einige Verlegenheit gerathen mögen.

Die in dem vorliegenden Stücke aufgestellten Männer sind 1) der Prälat *Aschenbrenner* zu Oberalteich in Baiern. 2) Der verstorbene markgräfl. Bauinspector *Riedel* zu Bayreuth, Vater der vortheilhaft bekannten kön. pr. Oberbauräthe zu Berlin. 3) Der Prediger *Schetelig* zu Celle. 4) Der Pfarrer *Witschel* zu Igensdorf im Nürnbergischen. Die Biographie des letzten, so wenig interessant sie auch nach ihren einzelnen Theilen seyn mag, hat durch den guten und lebhaften Ton, so wie durch das entschlossene, oft kecke Raisonnement das meiste Interesse erhalten.

ZQ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 MAY, 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Baudouin: *Essais sur les isles fortunées et l'antique Atlantide ou Précis de l'histoire générale de l'Archipel des Canaries* par *J. B. G. M. Bory de St. Vincent*, Officier Français. 522 S. gr. 4. mit Karten und Kupfern. (5 Rthlr.)

Diese mit einiger typographischen Pracht gedruckte Schrift, umfängt keinen grossen Gegenstand des Erdbodens, aber den kleinen, mit dem sie sich beschäftigt, behandelt sie classisch. Der Vf. hat mit eigener Ansicht sehr vieles Studium verbunden, und zeigt sich überall als ein Mann, dem es um Wahrheit und Unbefangenheit zu thun ist. Er berichtiget daher sehr genau seine Vorgänger, und unter diesen den Lord *Macartney*, oder dessen 1797 in London von *Georg Staunton* (den er nicht nennt) herausgegebene Reise; was er anführt, macht in der That die Zuverlässigkeit dieses Reisebeschreibers sehr verdächtig. Die übrigen Quellen, die der Vf. benutzt hat, sind *Alusio Cadamosto*, der sich im 3 Theile der Sammlung des Abbé *Prévôt* befindet, und 1454 die canarischen Inseln besuchte; der Franciscaner *Pedro Boutier* und der Priester *Johann Leverrier*, die den Eroberer der Inseln *Béthancourt* 1402 begleiteten, und deren Nachrichten erst 1630 zu Paris gedruckt wurden; *Fray* (Bruder) *Alonzo Espinosa*, der die Wunder des Marien-Bildes *de Candélarro* beschrieb, und gelegentlich von den alten Guanchen handelte; *Antonio de Viana*, der in einem riesenförmigen Gedichte Espinosa widerlegen wollte und fast immer ausschrieb; *Nomez de la Pena*, dessen Beschreibung von 1776 nicht leserlich ist; der Jesuite *Alonzo Garzia*, dessen natürliche und sittliche Geschichte der canarischen Inseln nicht gedruckt, aber in der Bibliothek des Paters *Phelipe de Alegambe* angeführt ist, die eine Folge von *Ribadeneira* ausmacht; *Dom Bartholomaeus Cairasio de Figueroa*, der die canarischen Inseln besang, und wie *Christoval Perez del Christo* manches Wahre liefert; *Joseph de Viera y Clavijo*, dessen 1772 gedruckten Nachrichten eine Hauptquelle sind, aus der unser Vf. schöpfte. *Cook* 1769, 1772 und der Botaniker *Anderson*, der ihn 1776 begleitete, *Eveux de Fleurieu*, 1768, die Mathematiker *Verdun de la Crenne*, *Pingré* und *de Borda* 1771, der Herausgeber der Reisen des unglücklichen *La Peyrouse* 1785 und *La Billardière* 1792, haben auch einige Nachrichten von den canarischen Inseln ertheilt. Die Beschreibung von *Borda* und *Pingré* findet man im 12 Theil der Völker- und Länder-Kunde von *Sprengel* und *Forster*.

Der Mönch *Franciscus Juan de Abreu Galindo* schrieb vor ungefähr 160 Jahren eine ausführliche Geschichte der canarischen Inseln, welche in den Archiven begraben blieb. *Georg Glats* verschaffte sich eine Abschrift, und liess 1764 in England eine Uebersetzung drucken; der Vf. legt darauf, so wie auf die Nachrichten der Reisenden *Seory* und *Sprats* keinen grossen Werth.

Die canarischen Inseln sind von jeher bekannt gewesen. *Plinius* gedenkt ihrer nach einem Werke des Königs *Juba* von *Mauritanien*; der Alexandrier *Ptolemaeus* nahm daselbst, als dem damals bekanntesten westlichsten Orte, den ersten Meridian zur Bestimmung der Länge an; *Plutarch* glaubt, in den atlantischen oder glücklichen Inseln das Urbild des Gemähldes zu finden, welches Homer von den elysäischen Feldern entwirft, und legt seinem Helden *Sertorius* einen grossen Hang nach ihnen bey. Tasso verpflanzte in neuern Zeiten dorthin die Gärten der *Armida*.

Ihrer sind sieben, *Lancerote* oder *Lanzarote*, *Fortaventura*, *Canaria*, *Tènériffa*, *Goméra*, *Palma*, *Ferro* oder *Hiérro*. Die besten Karten haben *Borda* und *Don Thomas Lopez*. Sie stimmen aber nicht mit einander überein.

Die *Guanchen*, ursprünglichen Bewohner der Insel bey der spanischen Eroberung, sind völlig ausgerottet. Der Vf. liefert von ihnen eine vielleicht etwas zu gedehnte und kleinliche Beschreibung; aber wenn man nichts mehr übrig hat, als Trümmer, Staub und Asche, sammelt man sie desto emsiger, und, wo möglich, durch Vermuthungen das Verlorne zu ergänzen. Der Papst Clemens VI schenkte zuerst 1344 die canarischen Inseln an den spanischen Infanten *Don Louis de la Cerda*. Die Schenkung blieb ohne Erfolg, aber bald nachher fingen die Versuche der Spanier an, sich der Inseln zu bemächtigen, und die päpstlichen Schenkungen wurden wiederholt. Die ersten, die festen Fuss gewannen, waren zwey Franzosen; Johann, Herr von *Béthancourt* oder *Béthencourt*, und *Gadifer de la Salle*. Sie liefen 1402 aus *Rochelle* aus. *Bethencourt* eroberte *Lanzarotta*, *Fortaventura* und *Ferro* und glaubte sich König der canarischen Inseln. Er starb 1425 in der Normandie, wo seine Güter lagen, und hatte verschiedene Nachfolger. *Fernand Perraza* von *Sevilla* war der siebente; und nach ihm kam sein Schwiegersohn *Don Diego Herrera*, der 1463 auftrat, und mit Hülfe seines Schwiegersohns, des

des Portugiesen *Don Diego Sylva* grosse Fortschritte machte, bis Spanien im Jahre 1478 die Eroberung ernstlich unternahm, und nach vielfältigen Kriegen am Ende des 15 Jahrh. die Unterjochung der Guanchen vollendete, worauf 1552 die heilige Hermandad den traurigen Ueberrest der Eingebohrnen völlig aufreiben half. Dass jetzt noch Abkömmlinge übrig sind, haben der Doctor *Sprats*, *Glats*, (nach ihnen *La Harpe* in seiner Sammlung) und *Macartney* behauptet, auch *Pingré* und *Borda* sagen es, aber unser Vf. widerspricht ihnen (S. 193).

Der Zustand der Inseln könnte sehr blühend seyn. Der Vf. hat die Idee, dass man zum Anbau der heissen Landstriche nicht Negersclaven einführen, sondern die bekanntlich am Nigerstrome unter dem Despotism der unsinnigsten Wütriche gedrückten Neger, durch eine freye, wiewohl gezwungene, Emigration, dahin verpflanzen möchte. Man hat den edlen *Las Casas* beschuldigt, dass er, um der Vertilgung der Caraiben Einhalt zu thun, den Neger-Handel vorgeschlagen; eine Beschuldigung, von der ihn *Gregoire* völlig gerechtfertigt hat. Menschenfreundlicher ist der Vorschlag unsers Vf's, und glücklich würde es unstreitig seyn, wenn, anstatt die Negern noch tiefer zu beugen, und sie vom Elend zur Verzweiflung zu bringen, die Europäer am *Senegal* ihre Geisteskräfte so erweckten, dass sie freywillig einen sichern Auffenthalt freyer Betriebsamkeit suchten, und so die europäischen Colonien mit fleissigen Anbauern bevölkerten, die nie die Gefahren würden besorgen lassen, welche jetzt nach St. Domingo's Beyspiel die *Antillen* bedrohen, wo überall das widrige Bild des menschlichen Verderbnisses in dem Ueberflusse der Glücksgüter auf der einen, und der Beraubung des letzten Gutes der Menschheit, der Freyheit, auf der andern Seite herrscht. Unausführbar sind diese Ideen nicht, aber dann müssten ganz andere Ansichten regieren, als jetzt.

Im Ganzen ist die Bevölkerung der canarischen Inseln im Anwuchs. Sie wird auf 157127 Seelen, und von Pingré auf 169285 angegeben, und soll seit 122 Jahren auf 52127 Seelen vermehrt seyn. Hierunter sind 3136 Nonnen, Mönche und Priester. Folgendes mag zur Uebersicht dienen.

Namen d. Insel.	Länge.	Breite.	Umfang.	Volksmenge.	Hauptstadt.	Häuser
	französische Meilen.					
Lanzarotta	14	7½	38	9500	Téguise	200
Fortaventura	27	8¼	66	8609	Santa Maria de Bethencaria	100
Canaria	14½	13	45	41082	La Cinda de las Palmas	9437 Einwohner
Téneriffa	24	15	64	67399	St. Croix	8397
Gomèra	7½	6	20	7000	St. Sébastian	
Ferro	6	1—6	19	4200		
Palma	12	4—8½	28	20096	Santa Cruz	3679 B.

Auf der Insel Ferro oder Hierro stand ehemals der Baum, von dem so viele Reisende erzählen, dass er die fast aller Quellen und Wassers beraubte Insel reichlich damit versorgte, indem es von seinem Laube floss. Der Vf. hat alle Nachrichten hierüber gesammelt, die das Daseyn eines solchen Baums, den 1625 (nach Pingré 1612) ein Orkan stürzte, zu erweisen scheinen, dessen Wirkung, da er im einsamen Meere sehr hoch stand durch Ansammlung des nächtlichen Thaues erklärt werden kann. Man nannte den Baum auf der Insel *Garoé* und nachmals den Heiligen. Wahrscheinlich war es der *Laurus indica*, dessen glatte Blätter den Abfluss des Thaues begünstigen, und der in Canarien einheimisch ist.

Téneriffa hat mehr als 200 Städte, Dörfer und Wohnplätze. In der Naturgeschichte dieser Insel ist der Vf. sehr ausführlich, besonders in der *Geologie*. Die Höhe des *Pic*, der auf der Insel seinen alten Namen *Teyde* behalten hat, haben *Pingré* und *de Borda* mit der grössten Sorgfalt gemessen. Sie bestimmten anfänglich die Höhe auf 1742 Klafter, und diese Höhe ist auch in *Sprengels* und *Forsters* Sammlung angegeben; sie fanden aber nachher, dass ein Rechnungsfehler eingeschlichen sey, und dass die Höhe 1904 *Toisen* oder Klafter über die Meeresfläche betragen, welches 3710 *Mètres* also 905 *Mètres* mehr als der Berg *Cénis*, und 275 mehr als die Höhe des *Marborée* beträgt. Der Vulkan ruhet, aber raucht noch seit 1707. Sein Inneres bestehet aus brennbaren Materien. Zu seinen Füssen machte der *Cahorra* in der Nacht vom 8 zum 9 Junius 1798 den Anfang eines Ausbruchs vulkanischer Materie und Lavastroms, den der Vf. sehr ausführlich beschreibt. Im Jahre 1730 brach zu *Lanzarotta* ein Vulkan aus. Sollte das immer tiefer in den Boden eindringende oder eingesogene Meergewässer durch die Verdrängung der Luft nicht zu der Gährung beytragen können, aus der Erdbeben und Vulkane entstehen, und zu der Bewegung, die Felsen und Insel aus dem Grunde des Meers erhebt? Dass *Téneriffa* indessen nicht bloss vulkanischen Ursprungs sey, zeigt der Vf., der zwar keinen Kalkstein daselbst gefunden hat, aber bemerkt, dass der D. *Juillen*, den *Macartney* anführt, um die Stadt *Laguna* den Boden nicht vulkanisch, in der Tiefe reine Erde, und auf der Insel Urgebirge, und dass *Clavijo* unweit *Candelaria* verkalkte Lagen und fossilische Muscheln, Kräuter u. d. gl. m. gefunden haben will.

Die übertriebenen Erzählungen der Engländer, dass der Branntewein auf der Höhe des *Pics* seine Kraft verliere, und dass alles Getränke lau werde, verwirft der Vf., aber *Pingré* und *Borda* gehen hier eben so weit. In der Kräuterkunde können die canarischen Inseln eine reiche Aernte liefern, und es ist zu wünschen, dass der bekannte Naturforscher *Broussonnet*, Mitglied des National-Instituts, der sich jetzt zu *Téneriffa* aufhält, eine canarische Flora liefern möge. Der Vf. giebt ein Verzeichniss von 467 Pflanzen, die er gefunden, nach *Jussieu's* natürlicher Ordnung, aber nicht alle mit botanischen Namen. *Lichen roccella* ist die canarische *Orseille*, ein wichtiger Handels-Artikel der Zubereitung zum Färben, wie

Mi-

Micheli und *Hellot* in feinem *traité fur la teinture des laines* gelehrt hat. Der Drachenbaum *Dracena draco* ift eigentlich auf den canarifchen Infeln zu Haufe, und der *Mocan Visnea mocanera* ift ihnen eigen. Diefer ift nie abgebildet worden, und der Vf. hat ihn daher, nach Proben, die er von *Ventenat* und *La Billardière* erhalten hat, ob er ihn gleich felbft nicht hat blühen gefehen, in Kupfer ftechen laffen. Anderfon hat bebehauptet, dafs der Theebaum auf den canarifchen Infeln wild wachfe, der Vf., der ihm widerfpricht, glaubt, dafs er eine *Genifta* für Thee, fo wie die *Cacatien* für *Tithymalen* (*Euphorbien*) genommen hat, und hier eben fo irret, als bey den Euphorbien, deren Milchfaft er nicht für giftig ausgiebt, welches er doch in einem hohen Grade ift. In der Zoologie ift der Vf. etwas kurz. Der Canarien-Vogel ift in feiner Freyheit nicht fo gelb, als in unferer Zucht: Er hat einen grünlichen Anftrich und einige ganz braune Federn, die ihn faft noch fchöner machen. Mehrere fammeln fich bisweilen auf Lorberen oder Palmen, und erheben auf einmal ein entzückendes Concert. Anderfon will Papageyen gefehen haben, die fich nicht auf den canarifchen Infeln finden. Von Infecten, Schmetterlingen, Mufcheln, Madreporen etc. liefert der Vf. ein kleines unbedeutendes Verzeichnifs.

In den Nachrichten, die er uns von der Kenntnifs giebt, welche die Alten von den canarifchen Infeln hatten, geht er in feiner Gelehrfamkeit zu weit, und verirrt fich in der Mannichfaltigkeit feiner Belefenheit bis in die Träumereyen eines *Rudbeck* und *Baer*. Er unterfucht und beweifet, wo die elyfäifchen Felder und der Orkus zu finden find, glaubt den Berg Atlas in dem *Pic* von *Tenériffa* und dort die Hefperiden, den Drachen, der fie bewachte, in dem Drachenbaum, das Vaterland der Amazonen und Gorgonen, und in Herkules die Sonne zu erkennen. Aus allen diefen Ideen geht ein feftes Continent hervor, welches er als Schöpfer oder Wiederherfteller in einer eigenen Karte abbildet, und das er jetzt, nach einer aus dem Propheten (Ezechiel 27, 33. 34. 36) angeführten Stelle, ins Meer verfunken glaubt. Die Erzählung, die Plato in feinem Timäus von dem ehemaligen Dafeyn der atlantifchen Infel giebt, welcher auch Voltaire und Mentelle nicht allen Glauben verfagen, mag freylich ihren Grund haben, aber das hindert uns nicht zu bedauern, dafs der Vf., der zu gründlichen Forfchungen und Beobachtungen gemacht war, fich von feinen Phantafien in das Reich der Dichtung hat hinreifsen laffen. Möge ihm folgen, wen dergleichen Grübeleyen vergnügen, wir bemerken blofs, dafs es uns unglaublich fcheint, dafs ein Durchbruch des mittelländifchen Meers bey Gibraltar oder Gades eine Ueberfchwemmung im Ocean verurfacht haben folle.

Der Kupfer find 10 an der Zahl, Karten, Anfichten, Gewächfe und einige Alterthümer der Guanchen.

Wenn man die Producte bedenkt, welche die canarifchen Infeln liefern, oder liefern können, Wein, Baumwolle, Caffee, Zucker, Cochenille, (die Pflanze ift da, das Thier nicht) Seide, Oel, Orfeille, Orangen, Getraide, Drachenblut, Euphorbifche Gummata, Filtrir-Steine, Fifche, Wild, vielleicht auch edle Metalle; fo ift es leicht, fich einen Begriff ihrer Schönheit und ihrer Reichthümer zu machen, und zu beurtheilen, wie wichtig fie werden könnten.

GDZ.

Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Reife durch England und Frankreich in Briefen an einen jungen Freund in Deutfchland*, von *J. H. Campe*. In zwey Theilen. Mit Kupfern. Aus des Vf's neuer Sammlung von Reifebefchreibungen befonders abgedruckt. 1803. Th. I. VI u. 322 S. Th. II. 404 S. 8.

Der Vf. fagt in der Vorrede, dafs, nach dem Plan und Zwecke feiner Sammlung von Reifebefchreibungen Frankreich und England nothwendig auch einen Platz einnehmen mufsten, und dafs er blofs anftand, ob er irgend ein Werk wählen und nach feiner Art bearbeiten, oder ob er die Reife felbft machen und befchreiben follte. — Es blieb noch ein dritter Weg übrig, der aber freylich der mühfamfte gewefen wäre, nämlich, die beiden Länder aus den beften Werken, die wir darüber haben, für die Jugend zu bearbeiten. Wenigftens wäre zu wünfchen gewefen, befonders da fich Hr. *C.* in beiden Ländern fo kurze Zeit aufhielt, dafs er fie vorher in andern Werken ftudiert hätte. Manches würde er richtiger gefehen, anderes leichter überfehen haben, und fein Urtheil wäre vielleicht über das und jenes anders ausgefallen, als jetzt; wenigftens ift zu vermuthen, dafs er in fein Urtheil mehr Mifstrauen gefetzt haben würde. An der Reife durch England fällt es vorzüglich in die Augen, dafs er fehr unvorbereitet in diefes Land trat, und dafs er fo manches beurtheilt, blofs weil es ihm neu war, und er es nicht lange genug fahe, um dem Dinge eine andere Seite abzugewinnen. Kurz, der Vf. hatte weder Zeit noch Gelegenheit, fich über Vieles gehörig zu unterrichten. Was foll man, um nicht wichtigere Sachen anzuführen, die aber zu weitläuftige Erörterungen verlangen würden, von folgenden Urtheilen fagen: dafs man zu Hamburg hunderte von neu erbauten, zum Theil *fehr gefchmackvollen und prächtigen Gebäuden* fieht, dafs die Einrichtung des Rainvillefchen Gartens in Altona das Vauxhall und Rannlagh bey London weit übertrifft; dafs alle englifche Biere, worunter auch Ale (Ale?!!) mit Hopfen ftark verfetzt, folglich bitter find; dafs man in England keine Servietten hat (es kommt freylich fehr darauf an, bey wem er gefpeift hat), keine Suppe giebt, und Gemüfe nur gegen Ende der Mahlzeit aufträgt; dafs man höchftens nur 65 leidlich fchöne Tage rechne, dafs es aber völlig heitere höchft felten gebe. Hieher gehört auch, was er über die englifche Seemacht fagt, über die es doch fo leicht war, fich genau zu unterrichten, denn der Vf. durfte nur die *Navy Lift* kaufen,

sen, welche 6 Pence kostet, und alle Monate frisch gedruckt wird. Th. I. S. 20 findet sich ein Druckfehler. Statt 20,000 will der Vf. wohl 120,000 gelesen haben; aber diese Zahl möchte für die jetzige Bevölkerung von Hamburg zu grofs seyn.

Darüber, dafs eine Menge Erklärungen hier gegeben werden, die dem erwachsenen Leser theils unnütz, theils langweilig sind, kann man den Vf. nicht eigentlich angreifen, denn er erklärt, dafs er für junge Leute schreibt; aber schwerer möchte er über die Weitschweifigkeit zu entschuldigen seyn, mit der diese Erklärungen geschrieben sind, und die sich überhaupt in diesem Werke nicht selten findet.

Dieser Mängel ungeachtet wird man durch die bekannte Darstellungskunst dieses Vf's, und durch manche gute und interessante Nachricht angezogen, so dafs das Werk nicht nur für junge Leute sehr nützlich seyn, sondern auch manche Erwachsene angenehm unterhalten wird. Im Ganzen ist die Reise durch Frankreich, welche denn hauptsächlich in dem Artikel von Paris besteht, besser gerathen, als die durch England, und er scheint hier durchaus mehr zu Hause zu seyn. Die Reise von Braunschweig nach England geht bis S. 42, die Beschreibung von England bis Th. II. S. 112, das Uebrige handelt von Frankreich.

Dafs man auch in diesem Werke den bekannten Sprachpurismus dieses Vf's finde, wird der Leser ohne Weiteres erwarten. Hier ist der Ort nicht, mit ihm darüber zu streiten, und das um so weniger, da schon so viel darüber geschrieben worden ist; aber das darf Rec. sagen, dafs sich auch hier einige höchst widrige und unglücklich gemachte, auch theils ganz verfehlte Wörter finden. Wer mag die *Wandelbahnen von St. James- und Hyde-Pferch* vertragen! Unmöglich giebt das ekelhafte Wort *Pferch* den Begriff eines Parks. Eben so wenig drückt *Volksrath* die Natur des grofsbritannischen Parlaments aus. Und wer wird sich wohl unter *Obervolksberather* den ersten Consul von Frankreich denken, wenn er anders weifs und überlegt, was dieser wirklich ist. Und dann findet man wieder Brücken von Quadern und Quadergemäuer. — Ausdrücke wie „Fahrzeuge, die mit *Mann und Maus* untergegangen sind" sollte man sich doch auch in einem Kinderbuche nicht erlauben. — In Paris lernt der Vf. den deutschen Arzt D. *Seyfert* kennen, der ein so groser Purist ist, dafs Hr. *Campe* ihn gebeten hat, nicht zu weit zu gehen!

Von den 2 gut gestochenen Kupfern enthält das erste die Aussicht an der Blacksteines Brücke in London, das andere der Gruppe des Laokoon. Ueber die letztern tritt der Vf. in Details ein, wobey er zu vergessen scheint, dafs er für junge Leute schreibt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Ronneburg* u. *Leipzig*, b. Schumann: *Gallerie merkwürdiger Oerter in Deutschland.* In Schilderungen nach dem Leben. Eine Zeitschrift. Erstes Stück. Passau enthaltend. 1803. VII u. 78 S. 8. (6 gr.) Als Anzeige und erste Probe eines Werkes, das, gehörig ausgeführt, eine lange Reihe von Bänden ausmachen könnte, verdient dieses eine umständlichere Anzeige und Prüfung, als wozu sonst eine Schrift von 78 Seiten berechtiget ist. Der Herausgeber sagt in der Vorrede: „da wir englische und französische Miscellen, ein London und Paris, und Beschreibungen von Reisen in die entferntesten Länder haben, warum sollte uns denn nicht eine eigene Zeitschrift über unser Vaterland belehren!" — Der Gedanke an die englischen und französischen Miscellen und an London und Paris ist hier etwas unglücklich, denn manchem Leser wird dabey der Junker Siegfried einfallen, welcher sagte: „Warum sollte ich nicht auch Avisen schreiben lassen? warum nicht auch Thiergefechte anstellen, und eine Akademie der Wissenschaften haben?" — Wir haben kein London und kein Paris in Deutschland, und selbst Wien ist noch eine wenig bedeutende Stadt, wenn wir sie mit dem ungeheuern Theater vergleichen, das jene darbieten. Wenn aber der Herausgeber sagte, dafs eine Zeitschrift sehr nützlich seyn würde, die uns die wichtigsten Orte unseres Vaterlandes wie in einem Gemählde vorlegte, so stimmt Rec. ihm willig bey, und würde es dem, welcher ein solches Werk in die Welt förderte, zu grofsem Verdienste anrechnen. Der Plan, den der Herausg. niederlegt, ist gut, und seine Foderungen an die Schriftsteller, die ihn ausführen sollen, gerecht und billig. Nur hätte er zum Anfange und zur Probe einen andern Ort, und vorzüglich einen ganz andern Schriftsteller wählen sollen. Der Leser würde schwerlich errathen, mit welcher Stadt diese Gallerie merkwürdiger Oerter eröffnet wird. Mit *Passau*!! Und nun dieser Vf., welcher gleich zur ersten Probe alle Bedingungen übertritt, die der Herausgeber mit seinen Schriftstellern macht! Er verlangt, man solle nicht blofse trockene Topographien geben, und hier sind 30 Seiten über das Aeufsere von Passau und seine Umgebungen. Er verlangt, man solle nur das Gegenwärtige mahlen und vom Vergangenen nur so viel geben, als nöthig ist, das Gegenwärtige einzuleiten. Und hier sind 20 S. Geschichte von 5 oder 6 verstorbenen Bischöffen, und sehr wenig über das Gegenwärtige. Er verlangt endlich einen lebhaften Vortrag und einen guten Styl, und dieser Vf. schreibt steif und abenteuerlich, ja hin und wieder nicht einmal Deutsch. — Zum Belege diene folgendes: „Eine Stadel, ein eisernes Gegitterwerk, der luxuriöse Aufwand, die Versuchung, diesen religiösen Luxus lobzupreissen, der Ablagsort aller abgeladenen Waaren," und die Redensarten: „man ist froh, wenn man *durch* die Petersstrafse *aus* diesem *verdammten* Ort *befreyt* wird; des vielen Lärmens, das man von Passau als Handelsort macht, verdient es nicht" u. dgl. m. Folgendes ist wahrhaft belustigend. Er redet von einem englischen Garten und sagt: „Es finden sich darinne eine Eremitage, eine Ruine, ein stygisches Gewässer, eine Höhle mit einem Cerberus, ein Elysium, und *was alles zu einem englischen Garten erfoderlich* ist." An Druckfehlern (um nicht zu sagen Sprachfehler) ist auch kein Mangel.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 MAY, 1804.

STATISTIK.

Schwerin, im Verlage d. Hofbuchdruckerey: *Herzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Staats-Kalender.* 1804. IV — 177 — XXXII u. 225 S. (1 Alph. 3½ Bog.) 8.

Die Vorzüge dieses, seit 1771 jährlich mehr zur Vollkommenheit gediehenen, Staatskalenders sind durch kritische und politische Journale längst bekannt, und besonders in dem berühmten Werke des Hn. *v. Schwarzkopf* schon im J. 1792 nach Verdienst gewürdiget worden. Er zerfällt, wie der vorigjährige, in zwey Theile, unter welchen der *erste* den Personal-Etat in zehn Abschnitten mit der mecklenburgischen Stammtafel, der *zweyte* die Staats-Notizen mit einer Karte, zwey Tabellen und dem Regenten-Verzeichnisse enthält. Als Vf. wurde gleichfalls der Th. 1. S. 24 und Th. 2. S. 181 genannte, Hr. Regier. Rath *Fr. Aug. Rudloff* öffentlich gerühmt. Die *diessjährige* Ausgabe zeichnet sich abermals in mancher Hinsicht aus. — In Ansehung der *äussern* Gestalt ist der Gebrauch von ganz neuen *lateinischen* Schriften zu bemerken, welche Rec. für diese Art von Werken, besonders wegen der Eigennamen der Personen und Oerter, zweckmäsiger als die deutschen, hält. — Der Abschluss geschah am 9 Januar 1804. Wenn gleich, was das *Innere* betrifft, der, am 5 May 1803 von den vermittelnden Mächten wegen Uebertragung der *Kurwürde* an die Reichsversammlung gediehene, Antrag bis jetzt ohne Wirkung geblieben, so brachte dagegen der Erwerb der See-Stadt und Herrschaft *Wismar* wesentliche Veränderungen im ganzen Werke hervor, z. B. Th. 1. S. 32, 39, 50, 53, 77, 91, 102, 118, 127, 169, und Th. 2. S. 14, 61, 116, 142, 175, wie auch in der Bevölkerungs- und Mortalitäts-Tabelle Th. 2. S. 175. Diese höchst erhebliche und glückliche Arrondirung greift in alle Zweige der Administration und Topographie ein, und gab zugleich den Anlass, mittelst der, jedem Amte und Stadt vorausgeschickten, kurzen historischen Nachweisung ihres Ursprungs, der allmälichen Zusammensetzung des mecklenburgischen Staatskörpers nachzuspüren. — Das zahlreiche Personale des wismarschen Raths, dessen verschiedene Departements und der sieben bürgerlichen Compagnien ist Th. 1. S. 169 — 175 vollständig eingeschaltet. Voran steht ein *Zeitkalender*, der in der dreyfach abgesonderten Seitenzahl gar nicht mit begriffen ist. Zur Probe ist diesesmal eine sich dadurch unterscheidende Variante beygelegt, dass, anstatt mehrerer in der evangelischen Kirche nicht gefeyerten Heiligen-Tage, die Namen verstorbener mecklenburgischen Fürsten und Fürstinnen an ihren Todestagen, so weit diese aus der beygehefteten Stammtafel mit diplomatischer Gewissheit bekannt waren, zum Andenken der Verdienste um das Vaterland verewiget worden. Statt des ermüdenden Einerley in den Zeitkalendern und statt des, seinem Ende ziemlich nahen, *französischen* Kalenders hält Rec. diese Art von Apotheose für so zweckmäsig, dass er selbst denkwürdige mecklenburgische Staatsbegebenheiten an den Tagen, wo sie vorgefallen, kurz ausgedrückt sehen möchte. Dass aber die Heiligen-Namen für die Chronologie entbehrlich seyen, möchte weniger einleuchten.

Die zehn Abschnitte des *ersten* Theils sind das regierende Haus, Ministerium, Hofstaat, Regierung, und die vier Hauptetats Cammeral-Justiz-Militär- und geistliches Fach, Polizey-Anstalten, Ritter- und Landschaft, mithin logisch und allumfassend. In der Genealogie sind die Geburt einer Prinzess und der Tod ihrer Mutter zu bemerken.

Das *europäische Regenten-Verzeichniss* ist nach dem Alphabet, bey Deutschland aber nach der neuesten Comitial-Ordnung, eingerichtet, mit der Bezeichnung des Religionssystems durch Buchstaben und zum erstenmal mit der Angabe des Residenzorts. Dass die Reichsgeneralität diessmal weggelassen, lobt Rec.

Von den *Staats-Notizen* giebt es *acht* Abtheilungen, Postrouten, Domänen, Ritterschaft, Städte, kirchliche Topographie, Literatur, Annalen und ein topographisches Hauptregister. Kein Abschnitt lässt etwas zu wünschen übrig. Die *Literatur* hat Hr. Universitäts-Bibliothekar, D. *Koppe* zu Rostock beygetragen; sie macht mehrere ausserhalb Mecklenburg wenig bekannte Schriften und auch die Vf. der anonymen namhaft. Die Gesamtzahl beträgt 70, mit Inbegriff der Strelitzischen. Die *Annalen* beziehen sich hauptsächlich auf die Kur- und Wismarschen Angelegenheiten wegen der Entschädigung, und daneben auf die Reisen und Besuche der königlich-preussischen und schwedischen Majestäten. Ein dankenswerther Erstling ist das allgemeine *topographische Register* aller Oerter nach den politischen, geographischen und kirchlichen Localitäten; gleichsam ein Lexikon zu Auffindung jedes einzelnen Orts und für den Gebrauch der *Karte* höchst nützlich. Von letzterer erschien die erste Hälfte bereits im vorigen Jahre, blieb aber in den damaligen Recensionen sonderbarer Weise ganz unerwähnt. Hier ist davon eine neue Auflage mit

mit der zweyten Hälfte verbunden. Das Ganze ist überaus sauber illuminirt, erstreckt sich über alle mecklenburgischen Lande und wurde vom Kriegsrath *Sotzmann* in Berlin unter Leitung des Herausgebers gestochen. Auf einem kleinen Raume ist der Inhalt der grosen Schmettauischen Karte von 16 Sectionen mit Bemerkung der Poststrasen und der wahren Entfernung jeder Station zusammengedrängt.

II + 2.

PARIS, b. Testu: *Almanac National de France*, an XII de la Republique, présenté au premier Consul, par *Testu*. 808 S. 8.

Sogleich nach der Erscheinung wurde dieses Staats-Handbuch in der Hamburger und der Huberschen allgemeinen Zeitung, und darauf in allen politischen Blättern excerpirt. Es verdient gewissermasen diese Auszeichnung, indem es von dem bedeutendsten europäischen Staate alle officiellen Data über die Zusammensetzung der vollziehenden, gesetzgebenden und gerichtlichen Gewalten, und ausser dem Personale der Regierung und der obersten Staatsbehörden, den ganzen Civil - Militär - und geistlichen Etat enthält. Unterdessen wurde auch manches als merkwürdig angeführt, was es nicht ist: z. B. dass unter den Kurfürsten die Stelle von *Hannover* leer gelassen sey: denn da der König als Kurfürst und der Prinz von Wallis als Kurprinz aufgeführt wird, so beweisst jenes weiter nichts, als dass der Redacteur nicht consequent handelte. Dasselbe wird auch von der Auslassung von Kur - Salzburg und von Ragusa zu sagen seyn; so wie auch davon, dass nicht die Gemahlinnen, Kinder und Verwandte abgedruckt sind. Im Epochen - Verzeichnisse ist dagegen mehr Sorgfalt angewendet. Das Consulat von Bonaparte wird nicht vom Dato der Ernennung, sondern vom 18 Brumaire angehoben, und daraus eine eigene Epoche gemacht. Auch wurde einiges Bedeutende unbemerkt, und manches Fehlerhafte ungerügt gelassen. Rec. strebte beides in folgender literarisch - statistischen Ansicht zu vermeiden.

Im Verzeichnisse der Chefs der verschiedenen europäischen Regierungen und Minister, welches vorangeht, findet man die alten und auch die *neuen* Kurfürsten. Als unabhängige Macht ist die *walliser Republik* und auch die Republik Lucca eingeschaltet. Bey der *spanischen* Regierung lernt man vier Minister *Cevallos*, *Caballero*, *Grandallana* und *Soler*; als *portugiesische* Staatsminister drey: *Balsemao*, *Souza - Coutinho* und *Anadia*; sodann als ersten Minister des *hetrurischen* Hofs den Senator *Julius Mozzi* kennen. Das Verzeichniss der bey der französischen Regierung accreditirten Minister nennt sechs *Grossbothschafter* (*Ambassadeurs*) 7 ausserordentliche Abgesandte (*Envoyés extraordinaires*) und 11 bevollmächtigte Minister (*Ministres plenipotentiaires*); aber der besondern Agenten und Geschäftsträger, deren es von Seiten der kleinern deutschen Stände so Viele, mit Creditiven bey dem Minister der auswärtigen Verhältnisse versehene, giebt, geschieht keine Erwähnung. Die, bey den fremden Regierungen angestellten, französischen Gesandten theilen sich in die *Ambassadeurs* zu Wien, in der batavischen Republik, zu Madrid, zu Constantinopel und zu Neapel, in drey *Envoyés extraordinaires*, zu Petersburg, Berlin und zu Lissabon, in die *zwölf* bevollmächtigten Minister, am schwedischen, dänischen und am etrurischen Hofe, bey der helvetischen und ligurischen Republik, bey dem Papst, bey den fünf Kurfürsten von Bayern, von Hessen, von Sachsen, von Würtemberg, und von Salzburg, und beym niedersächsischen Kreise; sodann in *sechs Geschäftsträger*, nämlich beym deutschen Reichstage, beym schwäbischen Kreise, beym Landgrafen von Darmstadt, bey den nordamerikanischen Freystaaten, bey der Republik Lucca und bey der walliser Republik, welche Reihe *ein Resident*, zu Frankfurt am Main, beschliesst. — Bey den *Staatstitulaturen* bemerkt man in Ansehung derjenigen, welche den Chefs der neuen Republiken zu ertheilen sind, manches Sonderbare. Der Vicepräsident der italienischen Republik z. B. hat den Titel: *Bürger Vicepräsident*; der Landammann der Schweitz aber: *Ew. Excellenz* und die Mitglieder der Tagsatzung: *Meine Herren*. Bekanntlich ist die Aufmerksamkeit des Consuls auf diese neuanbefohlenen Titulaturen sehr gross. Bey der Ausgabe vom an XI wurden die Blätter mit Titulaturen und mit dem Trauer - Reglement noch in die Druckerey geschickt, als der Almanach bereits ausgegeben wurde; man musste sie daher mit Verdoppelung der Arbeiter in groser Eile noch abdrucken und dem Almanach beyfügen. Der *Citoyen - Titel* ist beybehalten. Der französischen *Staatsminister* sind 8; der *Staatsräthe* 50; von denselben sind 33 ordentliche und 17 ausserordentliche Mitglieder. Der Name von *Fauvelet - Bourienne* findet sich nicht mehr darin, und doch erwähnte der Moniteur nichts von dessen Absetzung. Der *Erhaltungs - Senat* besteht aus 72 Mitgliedern, von denen 31 Inhaber von Senatorien seyn sollen, aber erst 16 ernannt sind. Die übrigen 17 sollen im Laufe des 12 Jahres besetzt werden, welches seitdem auch zum Theil geschehen ist. Die Zahl der *Tribunen* ist bis jetzt auf 79 reducirt worden; das *gesetzgebende Corps* hingegen ist vollzählig. Die *Ehrenlegion* ist noch nicht völlig organisirt; ihr Grossrath besteht bis jetzt nur aus 6 Mitgliedern, aber seit Vollendung des Handbuchs nannte der Moniteur häufig die Eidesleistung neuer Mitglieder, deren Anzahl auf 6000 gehen kann. Das Departement der *geistlichen Angelegenheiten* steht mit keinem Ministerium in Verkehr, und *Portalis* arbeitet unmittelbar mit den Consuln. Es ist in drey Hauptsectionen getheilt, wovon die erste sich mit katholischen, die zweyte mit allen, die protestantische Religion betreffenden, Gegenständen, und die dritte mit Compatibilitätssachen beschäftigt. Diese zweyte Unterabtheilung enthält nur das Wenige, was vom protestantischen Cultus reformirten und lutherischen Theils bis zum November 1803 organisirt war; man sieht deutlich daraus, wie weit es noch damit zurück ist. In den wichtigsten und volkreichsten Städten, z. B. *Bordeaux* und *Montpellier*, sind die orga-

organischen Religions-Artikel eben so wenig, als in den vier neuen Rhein-Departements, ausgeführt; daher man hier vergebens die *Consistorien* und *Synoden* sucht. Jedoch ist in dem spätern *Almanac Ecclesiastique* einiges besser ausgeführt. — Aus dem Abschnitte von der Justizverfassung übersieht man die drey Instanzen, die Gerichtssprengel, Friedens- und Handelsberichte, Vermittelungskammern und Polizeytribunale, so wie auch die 37 speciellen Criminalgerichte, welche bey der letzten Conspiration in Anwendung kommen werden, nicht so deutlich, als es zu wünschen und auch thunlich wäre.

Endlich bewährt sich die Sorglosigkeit der französischen Schriftsteller auch dadurch, dass dieser ungeheure *Almanac*, so wie der *Etat militaire* von *Champeaux* für 1804, 600 Seiten lang, gar kein *Namen-* noch *Personal-Register*, sondern nur ein sehr summarisches Rubrikenverzeichniss hat.

Ohne Benennung des Druckorts: *Briefe über Ansbach, und deren Schicksal.* Als Zugabe folgen Nachrichten von den öffentlichen Vergnügungen einiger andern fränkischen und sächsischen Städte. 1803. VIII u. 242 S. 8. (16 gr.)

Zwey Städte in Franken, *Ansbach* und *Baireuth*, sind schon vermöge ihrer geographischen Lage den von Norden nach Süden und umgewandt reisenden Deutschen mehr als manche andere bekannt, besonders aber wegen ihres so wichtigen politischen Einflusses seit ihrer eigentlichen Vereinigung mit dem preussischen Staate vor vielen merkwürdig. Jedem Deutschen kann daher nicht gleichgültig seyn, was in Hinsicht des Charakters, der Bildung, Lebensart und des gesellschaftlichen Betragens ihrer Einwohner von einem Manne öffentlich zur Sprache gebracht wird, der nicht nur eine feine Beobachtungsgabe besitzt, und mit beiden Plätzen genauer, als die gewöhnlichen Reisenden, bekannt ist, sondern selbst auch einer edlern Bildung sich freut, und, ob schon hin und wieder idealisch gesinnt, und daher mit dem Vorgefundenen selten recht zufrieden, gar wohl zu wissen scheint, was man von Städten der Art fodern und erwarten könne. Rec., welcher noch in den letzten Jahren des französischen Revolutionskrieges, vielleicht zu gleicher Zeit mit dem Briefsteller, eine geraume Zeit in Ansbach lebte, gleich darauf aber sich eine zeitlang zu Baireuth aufhielt, muss vor allen Dingen erinnern, dass auch diese Stadt, obgleich der Titel nichts davon sagt, in vorliegenden Briefen von einigen Seiten, aber ohne Zweifel nicht durchgehends billig genug, geschildert wird, und ein Urtheil erfährt, welches um so weniger ganz gerecht seyn kann, je mehr dasselbe auch zum Ausspruch über viele andere sowohl nördliche als südliche Städte Deutschlands dienen mag. Was den Ausdruck: „*Das Schicksal dieser Briefe*" betrifft, so soll derselbe besonders auf die Behandlung deuten, welche besagte Correspondenz, als sie vormals dem grössten Theile nach in die *fränkischen Provinzialblätter* eingerückt ward, von Seiten der Censur zu Baireuth erfahren musste. Hier sind nun diese Briefe ohne Censur, und also mit den damals gestrichenen Stellen, wieder abgedruckt, und haben einige neuere noch ungedruckte zur Gesellschaft erhalten.

Erster und *zweyter Brief. Ueber Ansbach, über die allgemeinen Vergnügungen daselbst, und über Freymaurerey.* Schon in den Fr. Pr. Bl. hatten diese Briefe viel Sensation erregt, weil der gesellschaftliche Ton in Ansbach, das Casino, die Schauspiele und Concerte daselbst meistens nur auf ziemlich nachtheiligen Seiten dargestellt, und die Geheimnisse und Unternehmungen der Freymaurer, als für unsere Zeiten untaugliche Grimassen, verlacht wurden. Wir finden in dem Raisonnement über die erstern Gegenstände manche theils einseitige und übertriebene Aeusserung, und betrachten als Uneingeweiheter die letztern gegenwärtig als eine Art von Spielbedürfniss für gewisse einzelne Mitglieder der allgemeinen grossen Gesellschaft, die gerade noch an *diesem* Spiele ihr Behagen finden. Und in dieser Hinsicht mag das Ganze immer einigen Werth behalten. Nach den ehemaligen Schilderungen von Ansbachs Vergnügungen, welchen manches entgegengesetzt wurde, findet man sich jetzt sehr angenehm S. 74 überrascht. Das Ansbachische Casino steht plötzlich wie umgeschaffen in verschönerter Gestalt da, so, dass dasselbe, wie der Vf. selbst sagt, wenn das alte eine Karrikatur war, jetzt ein Ideal ist. Diesem nach scheinen die bösen Briefe über Ansbach etwas sehr Gutes bewirkt zu haben. Die Nachrichten von dem Casino sind wirklich einladend. Alles, was zum Endzweck, Erholung von Geschäften, angenehme Zerstreuung und Unterhaltung zu finden, dienen kann, findet sich jetzt hier: Lectüre von allerley Art, Musik, Tanz, Gesang, kleine Diners, Vorlesung aus guten Schriftstellern, Gleichheit in edlerm Sinne des Worts, da vorher der Stand, welcher das *Von* stolz vor sich herträgt, nebst den übrigen höhern Amtständen, keinen Subalternen, keinen Unterdiener, wenn er auch gleich sonst noch so brav und geschickt war, um und neben sich geduldet hatte. Der treffliche Mann, welcher diese schnelle und glückliche Metamorphose vorzüglich mit bewirken half, war der edle Minister *von Hardenberg*. *Dritter* und *vierter Brief* (vorher noch ungedruckt). Hauptsächlich über *das Censurwesen.* Der Vf. ist mit demselben überhaupt nicht zufrieden, weil dadurch die natürliche Freyheit gewöhnlich zu sehr unterdrückt werde; weil die Censur dem Schriftsteller Aeusserungen gewaltsam vertilge, ohne ihm Gründe dafür anzugeben, und ohne seine Vertheidigung zu hören u. s. w. In einzelnen Fällen mag der Vf. recht haben. Allein die Censur überhaupt ist einmal so eingerichtet, dass sie Debatten nicht zulassen kann. Auch ist dieselbe nicht überall gleich streng, was z. B. in den preussischen Staaten der Fall ist. Und dann wird im Ganzen durch eine gemässigte Censur doch gewiss mehr Gutes bewirkt, als wenn gar keine vorhanden wäre, und jeder ohne Ausnahme öffentlich sagen könnte, was er nur wollte.

In der Zugabe enthalten die *drey* ersten schon in dem *Kosmopoliten* 1798 und in der *Nationalzeitung* 1800 stehenden Briefe Nachrichten von *Erlangen* und *Baireuth* und dem daselbst herrschenden gesellschaftlichen Tone. Beide Städte kommen darin sehr schlimm weg, weil sie nach den Angaben so beschaffen seyn sollen, dass daselbst ein feingebildeter Mann in Gesellschaften wenig Nahrung finden kann. Von dem gesellschaftlichen Ton in Erlangen heisst es: „er ist erbärmlich schlecht; ein unseliges Gemisch vom Kleinstädtischen und Grosstädtischen.“ — „In dem Klubb, von welchem viel Rühmens gemacht wird, kommt man *nur* zusammen, um zu *spielen;* und dem der keine Parthie hat, rathe ich, immer wegzubleiben, wenn er nicht *jämmerliche Langeweile* haben will.“ Rec., der vor einigen Jahren sich einige Wochen zu Erlangen aufhielt, und den dasigen Klubb zu besuchen öfters Gelegenheit hatte, hat das nicht gefunden: es gebrach keinesweges an geistiger Unterhaltung; so wie sich diess auch in einer solchen *Universitätsstadt* im Voraus erwarten lässt. Ferner wird das an den Sonnabenden nach dem nahegelegenen *Bruck* übliche Gehen und Fahren der Honoratioren und Professoren, unsers Erachtens unverdient, in einem sehr nachtheiligen Lichte vorgestellt. Ueber *Baireuth* wird sehr viel wahres gesagt, vieles aber auch nur einseitig beurtheilt und manches wieder übertrieben. Auch Rec. glaubt bemerkt zu haben, dass in Ansbach mehr innere Lebendigkeit, mehr freundschaftliche Geselligkeit, besonders für frohe häusliche Zirkel, mehr Gefälligkeit in dem gesellschaftlichen Umgange vorzüglich gegen Fremde, überhaupt mehr Gewandtheit für Mittheilung und Leben, mehr Artigkeit und, darf man so sagen, mehr zuvorkommende Freundschaft und gebildeter Frohsinn im Ganzen gefunden werden möchte. Hätte aber doch nur der Vf. zur Belehrung über diese auffallende Unähnlichkeit im nationellen Charakter dem Leser deren Quelle aufzusuchen und zu zeigen sich bemüht. Männer, welche den Ton und Charakter Baireuths noch von des Markgrafen Friedrichs Zeiten her kennen, versicherten uns ehemals, dass seit jenes Fürsten Tode, wo ein steter Wechsel von nicht immer gleich günstigen äussern Umständen eintrat, eine allmälich kälter gewordene Geistesstimmung, eine gewisse Verschlossenheit in sich selbst, verbunden mit Ernst, eine Art von schüchterner Zurücktretung vor der in engern Zirkeln sich frohergiessenden Freundschaft, und nach und nach eine allgemeine Stille, Ernsthaftigkeit und Gleichgültigkeit gleichsam Mode geworden sey. Ansbach hingegen verlor noch nie ganz einen Hof, und der von da ausströmende Geist weiss alles, was umher in seiner Nähe ist, in einer regern, lebhaftern und zugleich auch *frohern* Stimmung zu erhalten. Das Gemälde der Baireuthischen *Theegesellschaften* S. 147 ff. ist ziemlich getreu. Aber sollten diese bunten Theegesellschaften sich nicht überall sehr gleich seyn? Rec. wenigstens fand dieselben auch in den nördlichern Gegenden so, und sieht sie täglich in dem noch südlichern Deutschlande. Der allgemeine Wunsch vereinigt sich dahin, dass man dergleichen eingepferchte geist- und herzenslose Zirkel, wo man sich etwa höchstens eine halbe Stunde im Gespräch unterhält, und gegen drey Stunden oft mit vielem Zwange spielen *muss*, endlich einmal abschaffen sollte. Wenn das, was S. 135 gesagt wird, wirklich wahr ist, dass seit der letzten Organisation der Landescollegien, nach welcher der thätige und von dem Vf. mit Wahrheit gewürdigte Regierungspräsident Freyhr. *von Völderndorff* keinen Einfluss mehr auf das Consistorium hat, der Baireuthische Klerus wieder in Trägheit zurück sinkt, dass dessen Subjecte tauglich und untauglich der Reihe nach angestellt werden u. dgl. m., so ist doch wohl sehr zu wünschen, dass zum Besten der menschlichen Gesellschaft manche Grundsätze des genannten edeln Präsidenten, z. B. bey Beförderungen gute Subjecte den schlechten ohne *persönliche* Rücksichten vorzuziehen, auch jetzt noch befolgt werden mögen. Die S. 136 gemachte Schilderung der Candidatenprüfungen, welche bekanntlich niemals zu genau und streng und nie zu zweckmässig seyn können, liesse wenigstens von dieser Seite nicht viel erspriessliches hoffen. Doch es ist gewiss zu erwarten, das gegenwärtige Consistorium zu Ansbach, welches grösstentheils aus berühmten Männern und mehreren vortrefflichen Theologen besteht, werde dafür sorgen, dass allmälig Prediger nachgezogen werden, welche die berüchtigte *Charakteristik der Geistlichkeit in Franken.* Erst. St. Nürnberg 1799. 8. ganz in Vergessenheit bringen.

Die Briefe von S. 157 bis zu Ende, über das Bad zu Sichersreut, über die öffentlichen Vergnügungen in Hof, Leipzig und Zeitz, über Halle und Lauchstädt, müssen wir übergehen, da diese Anzeige ohnehin schon weitläuftig geworden ist. Uebrigens hatte der Vf. dieser Briefe offenbar die gute Absicht, durch seine freymüthigen Bemerkungen dazu beyzutragen, dass manchen Gebrechen und Fehlern gesteuert, Bildung und weise Aufklärung aber immer mehr befördert werden möge. Der Geist der preussischen Regierung, welcher, in allen Zweigen der Staatsverwaltung die möglichste Veredlung zu verbreiten, rastlos thätig ist, wird zuverlässig auch von der löblichen Absicht des Vf's weisen Gebrauch machen.

ZΦ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Ratibor*, b. Führ: *Katholisches Gebetbuch für denkende Christen nebst einem Anhange von Messliedern.* 1803. 108 S. 8. (6 gr.) Der Anhang von Messliedern ist unstreitig ein Nachdruck, da sie in des Rec. Gegend schon lange her gesungen worden. Die Gebete kommen ihm auch schon als ältere Bekannte vor, doch hat er nicht Lust, die Spur weiter zu verfolgen, und die Menge neuerer katholischen Gebetbücher desshalb zu vergleichen. Aber für die Brauchbarkeit dieses Büchleins will er gern Bürge seyn. *Localverhältnisse* können auch einen Nachdruck entschuldigen, oder, wenn das Büchlein nicht geradezu ein Nachdruck zu nennen seyn sollte, eine neue Sammlung aus mehrern Büchern, rechtfertigen. Verdienst ist es allemal um solche Gegenden, in denen man bessere Gebetsformeln zu verbreiten sucht.

F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 MAY, 1804.

ALTE LITERATUR.

Königsberg, b. Nikolovius: *Mythologische Briefe*, von *Johann Heinrich Voss*. Erster Band. VIII und 262 S. Zweyter Band. 334 S. kl. 8.

Als Hr. *Voss* den Homer in die deutsche Sprache zu übertragen anfing, war die Foderung, die er an sich selbst that, keine geringere, als ihn mit allen Eigenthümlichkeiten des inneren Gehaltes und der äusseren Darstellung wieder zu geben. Nicht allein ein treues Anschliessen an den Wortsinn des Originals sollte den Kundigen der griechischen Sprache überall befriedigen; sondern auch das, was den Worten Leben und Bedeutung giebt, sollte ungeschwächt und unverändert der Uebersetzung zum Grunde liegen. Die homerischen Gesänge sind unter dem Einflufs einer Zeitvorstellung entstanden, die so entfernt von der unsrigen ist, dass wir sie kaum begreifen würden, wenn nicht beide dem menschlichen Geiste, nur auf verschiedenen Stufen seiner Ausbildung, auf gleiche Weise angemessen wären. So wie das Kind lange mit den sinnlichen Vorstellungen seines Gesichtskreises spielt, ehe es, durch Erfahrung und Beobachtung zu reiferer Einsicht geleitet, sich zu den übersinnlichen Begriffen des Verstandes erheben kann — eben so reifte auch erst allmählich die sinnliche Vorstellung der Welt zu der Vollkommenheit, wie sie spätere Weise, anfangs mit Irrthümern vermengt, dann schüchtern, schon das wahrere ahndend, endlich mit Sicherheit und fester Bestimmung bis zu den neuesten Beobachtungen hinab, ausbildeten. Ohne eine lebendige Anschauung der ganzen homerischen Welt (worunter wir die beschränkte Vorstellung von Erde, Himmel, Oceanus und Unterwelt begreifen) ohne Kenntniss der Mythologie, ohne vollständige Begriffe von den Sitten des heroischen Zeitalters, war keine Uebersetzung, kaum ein dürftiges Verstehen denkbar. Der Vorsatz, beides mit Vollkommenheit zu leisten, musste den Uebersetzer nothwendig in Untersuchungen über diese Gegenstände einführen.

Es war schon für sich kein Leichtes, aus Begriffen, die wir von Jugend auf lernen, herauszutreten. Auch bey einem sehr geringen Anhaften an Vorurtheilen, weigert sich die Phantasie, das, was so sehr mit ihren gewöhnlichen Spielen contrastirt, aufzunehmen; und wir sind immer geneigter, fremde Gegenstände nach unseren Begriffen umzumodeln, als uns nach ihnen zu bequemen. — Grösser noch waren die Schwierigkeiten, in die homerische Vorstellung einzutreten. Der einzige sichere Führer ist Homer selbst, aber nur selten spricht er so bestimmt, dass er unmittelbarer Erklärer seines eigenen Werkes wird, öfter in Andeutungen, nicht selten schweigt er ganz, wo wir gern seine Stimme hörten. „Homer konnte bey unzähligen Dingen, die nur uns „Schwierigkeiten machen, der ausdrücklichen Anzeige überhoben seyn —" (Myth. Br. I. S. 186). Seinen Zeitgenossen, die gleiche Vorstellungen hatten, war er verständlich genug. Drum musste Hr. *Voss* aus den einzelnen absichtslosen und zerstreut liegenden Angaben, welche die Anschauung der homerischen Welt eigentlich schon, um verstanden zu werden, voraussetzen, sie erst, durch mühsame und scharfsinnige Zusammenstellung des an sich werthlosen, in ein neues Leben zurückrufen. Vieles musste aus einzelnen bildlichen Ausdrücken des Dichters, vieles aus der veränderten Vorstellung späterer Zeiten, vieles sogar aus dem blossen Stillschweigen geschlossen werden, ehe ein Ganzes gefunden werden konnte, das auf jeden einzelnen Theil ein gehöriges Licht warf. — Und wenn es hiemit nur gethan gewesen wäre. Aber sogar der Weg in diess Labyrinth musste erst gebahnt werden. Von festgewurzelten Irrthümern früherer Untersucher, (von Träumen flüchtiger oft trübsinniger Interpreten, von Einfällen schwülstiger Mythologen, die unwillig über des Dichters ungeziemende Leichtigkeit, ihm von der Fülle ihres eigenen Geistes aufgedrungen hatten — von allem Wuste der Art musste der gekränkte Homer gesäubert werden. Dazu kamen fortdaurende Anfeindungen solcher, denen mit *dieser* Aufhellung Homers aus bekannten Gründen der Selbstsucht nicht gedient war. Wir dürfen vom Glücke nachsagen, dass Alles diess dem Uebersetzer weder den Muth seine Forschungen fortzusetzen, noch das Vertraun auf die Festigkeit der guten Sache, „die Er allein ohne Anwald vertheidigte" (Vorr. S. 6), geraubt hat.

Untersuchungen über Homers Götter machen den Hauptinhalt der Myth. Briefe aus. „Es war (so beginnt die Vorrede) seit langer Zeit mein Wunsch, „der Uebersetzung Homers, an der ich 17 Jahre gearbeitet, wo nicht einen durchgehenden Commentar, „doch wenigstens einige Untersuchungen über Homers Götterlehre, Weltkunde und Länderkenntniss u. s. w. anzuhängen." Ein vollständiger Commentar ist nie erschienen; aber für den, der die Uebersetzung, die homerische Karte, den Grundriss des homerischen Hauses, die M. Briefe gehörig zu benutzen, und auf die einzelnen Theile des Homer anzuwenden versteht, ist er wirklich da. Wir erwähnen

nen mit Vergnügen der unlängst in dieser A. L. Z. erschienenen ersten Fortsetzung der Band I: S. 144 angekündigten Reihe von Weltkarten, „die eben so „unterhaltend seyn wird, um die Fortschritte des „menschlichen Geistes zu vergleichen, als dienlich „(wir fügen hinzu *unentbehrlich*) zur Erklärung der „alten Fabellehre und Weltgeschichte.“ Wir sehen an diesen Untersuchungen, wie sehr Mythologie und Geographie in einander greifen, und wie genau die Perioden, die nie durch scharfe Grenzen geschieden sind, aneinander hangen, und wundern uns deshalb nicht, dass die Myth. Briefe neben der Untersuchung der homerischen Götter, zugleich die Göttergeschichte späterer Zeit abhandeln, und so viel Geographisches enthalten.

Reines Bestreben, durch die Aufhellung einer vernachlässigten Wissenschaft das Verständniss des Homer und der anderen Dichter zu befördern, war die Veranlassung zu diesen Untersuchungen. Aber dem Vf. ging es, wie jedem, dessen hellerer Blick ein Anstoss für das Zeitalter wird. Er war seiner Zeit zu sehr vorgeeilt, und die Aufnahme zweyer Schriften (*über Virgils Ton und Auslegung*, und der *Commentar zu Virgils Landbau*) hatte es von neuem bestätigt, was er (M. B. II. S. 121) so schön ausdrückt: „Nie erkannte ein Zeitalter sich selbst für barbarisch. „Nur einzelne Vorboten der kommenden Menschlichkeit ahndeten es, und wurden den Übrigen zur „Thorheit.“ Dieses unschuldige Aergerniss hätte nun wohl, wie es gewöhnlich ist, sein Stündlein ausgedauert, und wäre dann verschwunden. Als aber böser Wille hinzukam, da war es Pflicht für die Aufrechthaltung der guten Sache unschonend und mit Eifer gegen die Widersacher zu kämpfen. Die pomphafte Ankündigung des Hermannischen Mythenbuches drohte der Wissenschaft eine noch grössere Verwirrung. Hier zu reden und laut zu reden, war für den, der den Beruf fühlte, Pflicht. So erhielten die Myth. Briefe neben der ruhigen Untersuchung zugleich eine schneidende Polemik gegen die Feinde der Wissenschaft.

Es sind zehn Jahre verflossen, seit diese Briefe dem Publicum übergeben wurden. Sie wurden mit Geringschätzung aufgenommen, wenn man die *N. Biblioth. der schönen Wissenschaften* Band 59. St. 1 ausnimmt, in keinem kritischen Journal angezeigt, selten beyläufig erwähnt, von einigen mit scheelen Seitenblicken gegen den, welcher der verbreiteten Lehre einer gewissen Schule nicht huldigte. Demungeachtet haben sie im Stillen gewirkt, manchem Buche und Büchlein eine bestimmte Wendung gegeben, sind oft, ohne genannt zu werden, ausgeschrieben, selbst von entschiedenen Gegnern, selbst von dem Manne, gegen dessen Grundsätze oder Nichtgrundsätze das Werk mit der Strenge, welche dem Verheimlicher einer nicht von ihm selbst verkündeten Wahrheit geziemt, einem grossen Theile nach gerichtet ist. Vielleicht ist jetzt der Zeitpunkt nahe, wo die lang unterdrückte Liebe für die alte Geographie und Mythologie sich nur desto gewaltsamer der Gemüther bemächtigen wird, zu einem mehr als grammatischen Verständnisse der alten Dichter.

Wir fodern von jedem verständigen Leser der Dichter, was der Uebersetzer Homers von sich selbst foderte, dass er sich mit dem Geiste der jedesmaligen Zeit vertraut mache. Die nicht geringe Schwierigkeit dieser Foderung zu erleichtern, wollen wir das Unserige beytragen, ein Werk, das hier so vieles geleistet hat, ins grössere Publicum einzuführen. Wir wollen die Resultate dieser reichhaltigen Briefe dem Ungeübten zur Anleitung, dem Kundigen zu weiterer Forschung vorlegen, und hie und da einige Zusätze von den Worten des Vfs durch Klammern unterscheiden. Den polemischen Theil können wir um so füglicher übergehn, da das Hermannische Lehrbuch so gut als vergessen, und nun auch vom Vf. selbst aufgegeben ist — und jeder Verständige sich schämt, in Sachen der freyen Ueberzeugung von Autoritäten abzuhangen.

Eine Hauptfrage, mit der wohl billig jede Mythologie anhebt, ist: *was waren die ältesten Gottheiten, und wie gestaltet?* Homer lässt uns über das erste nicht lange unbelehrt. Wenn wir ihm ruhig folgen, und alle spätere Sinnbildnerey auf sich beruhen lassen; so möchten wir ungefähr zu diesem Resultate kommen. Als der Mensch sich zuerst aus dem thierischen Zustande zur sinnlichen Wahrnehmung erhob, da fing er an zu den verschiedenen Erscheinungen in der umgebenden Welt, wirksame inwohnende Wesen als Ursache hinzuzudenken. Diese bildeten sich ihm als gestaltete Personen, wie Uranos, Gäa, Pontos mit ihren Zeugungen und Verwandtschaften. Zu diesen Fabelpersonen der Weltentstehung gesellten sich ihm andere der Erdkunde und Sittlichkeit, wie der Okeanos im Westen, im Osten die Gottheiten des Lichts und der Sonne. Auch die Begriffe wie Nacht, Tod, Schlaf, Träume, Schicksal, Krankheiten und Plagen wurden als Personen und in bestimmten Weltgegenden, die ihrer Beschaffenheit entsprechen, wohnhaft gedacht (vergl. I. S. 14). Symbolische Wesen dürfen wir diese Gottheiten nennen, insofern Gegenstände der Natur und Sittlichkeit als handelnde Personen auftreten und Eigenschaften ihrer Verwaltung beybehalten, wie Poseidon des stürmischen Meers, Aides der grauenvollen Schattenwohnung, Ares des Schlachtengewühls. Sie waren es ihrem Ursprunge nach, aber mit der Gestalt empfingen sie zugleich als selbständige, nach freyer Willkühr, nicht nach steifem Amtszwange handelnde Personen, ein freyschaltendes Bürgerrecht. Jetzt bequemten sich die Götter zu den menschlichen Sitten und Leidenschaften. Sie erhoben sich zu der edelsten Gesinnung, wie sie zur niedrigsten Leidenschaft herabsanken, sie empfanden Leid und Freude, sie zürnten und liessen sich durch Bitten erweichen u. s. w. Diess alles finden wir im Homer, ohne die geringste Andeutung, dass die Götterhandlungen eine durchgeführte Allegorie enthalten sollen. Auch wissen wir historisch, dass erst lange nach Homer die allegorische Deutung aufkam (Pind. Ol. I, 55). Als dem

demungeachtet diese hineingetragenen Allegorieen von einem berühmten Gelehrten als vorangegangene Symbole zum Vorschein gebracht wurden, foderte Hr. *Voss* den Beweis, dass wirklich Homer schon ein so mystisches Schattenspiel beabsichtigt habe, und drang ernstlich auf andere Nachrichten von der vorhomerischen Weisheit, als die von den späteren Fabelentzifferern geborgte. Noch sehen wir einem Beweise, der alle gesunde Wahrnehmung beschäme, mit gespannter Erwartung entgegen; aber wir fürchten, es möge ihm ergehen, wie dem oft versuchten und misslungenen der erläuterten Offenbarung, die von vielen fromm-gläubigen Männern als ein unerschöpflicher Abgrund der tiefsten Weisheit angestaunt und enträthselt ward.

Vielleicht gelingt es einem der Geweiheten. Der Ungeweihete mag indessen auch in der Mythologie die Stufen fortschreitender Ausbildung wieder erkennen. Dichterische Betrachtung war es, welche die Götter ins Daseyn rief, menschliche Empfindung und Vorstellungsart gab ihnen Charakter und Sitte. Roh und wild war in den ältesten Zeiten der Mensch wie der Gott. Schon im Homer finden sich Spuren geistiger Veredelung. Zeus erinnert zwar die Here an ehemalige Grausamkeiten, ist aber schon zu milde, um sie auszuführen. (M. B. I, 20). Allmählich traten die geläutertsten Begriffe von Rechtschaffenheit und Tugend zum Vorschein. Xenophanes sagte: „wie die Löwen und Rosse, falls sie zu bilden „vermöchten, die Götter als die vollkommensten ih„rer Gattung aufstellen würden; so habe sie auch der „Mensch von jeher *sich selbst ähnlich* an Zeugung, an Bau, an Pflege, an Gemüthsart gedichtet." Kurz, mit der Veredelung des menschlichen Geistes veredelte sich erst die Gottheit, so dass umgekehrt sich in der Göttergeschichte die Geschichte der menschlichen Ausbildung abspiegelt.

Die Frage, wie diese von den Menschen so abhängigen Götter gestaltet waren, würden sich ganz natürlich beantworten, wenn man unbefleckt von vorgefassten Meinungen, und nicht widerstrebend den wider Vermuthung ausfallenden Resultaten, in den Dichtern selbst die Spuren aufsuchte. Schon die Analogie wird für den Ausspruch des Xenophanes stimmen, wenn nicht zugleich die gesunde Wahrnehmung gegen die späteren zum Theil scheuslichen thierischen Auswüchse, laut redete. — Noch in einer anderen Hinsicht ist die Untersuchung merkwürdig. Denn wenn, nach Hn. *Voss* Untersuchungen, Mahler und Bildner durch die Zeichensprache ihrer Kunst den ersten Grund zu dieser Veranstaltung legten, welche ein verdorbener Geschmack endlich einheimisch machte; so erhält, mit der Religionsgeschichte, zugleich die Geschichte der Kunst eine ganz andere Richtung (I. S. 74), als wenn, man nach Winkelmanns Behauptung, die Flügel nebst anderem Zubehör in das pelasgische Alterthum versetzt, wo sie zu Symbolen tiefer Weisheit, und profunder Ideen sollen gedient haben (I. S. 221).

Diese Untersuchung umfasst den grössten Theil der Briefe, und ist in der Ordnung geführt, die für den Beweis, dass die Götter menschliche Gestalt hatten, die zweckmässigste war. Man erwarte also keine systematische Aufzählung jeder einzelnen Gottheit, die so wenig in den Plan des Werks gehört, als sie zu der Beweisführung nothwendig war.

Winkelmann, durch Trugschlüsse verleitet, gab den *sämtlichen* Göttern ursprüngliche Flügelgestalt (I. S. 75), die der geschmackvolle Homer nur einigen als Reste zurückliess. So misskannte er (I. S. 82) die goldenen πεδιλα der Athene für die späten *talaria* des virgilischen Merkur; und Hr. *Heyne* legte diese, mit Ausschluss der Pallas, dem beständig wandernden Hermes an. Im Homer ist keine Spur von den Flügelsohlen des Hermes; und aus der hesiodischen Fabel vom Perseus, ob nun dessen geflügelte Sohlen bloss flügelschnell für den Gedanken, oder als solche *auf dem Kunstwerke* für das Auge sichtlich bezeichnet waren, folgt wenigstens für *des Hermes Beflügelung* nichts. Neuere waren es, die dem Perseus *vom Hermes* geschenkte Flügelsohlen andichteten; die älteren lassen den Perseus in des Hermes Begleitung auf eigenen Sohlen von göttlicher Leichtigkeit zu der Insel der Gorgonen hinwandeln. *Geflügelt* erscheint Hermes bey keinem Dichter vor den Tragikern; wahrscheinlich zuerst in der Danaë des Euripides. Bestimmt geflügelt (d. h. an den Füssen; denn Schulterflügel trug er nie) zeigt ihn Aristophanes. Demnach wird dem Vf. eines Orphischen Liedes (H. 27) welches ihn: *Geflügelter!* anredet, mit Recht ein spätes Zeitalter angewiesen (I. S. 114).

Warum hat man denn die unerweislichen Flügel diesem Gotte und anderen so frühe anlegen wollen? Natürlich, um die Schnelligkeit, mit der die Götter unermessliche Räume durchwandern, erklären zu können. Hier bedurfte es einer Untersuchung über die Fortbewegung der Götter; denn sobald gezeigt werden konnte, dass sie mit den Gesetzen der menschlichen Fortbewegung übereinstimmten, mussten die Flügel als ein unnöthiger Apparat von selbst wegfallen. Homers edelster Held wandelte mit blossen Füssen, und lag unbeschuht bey Gastmählern. Wenn er Sohlen anlegte, so wurde er entweder durch die Beschwerlichkeiten eines langen Wegs und der Witterung genöthigt, oder er wollte sich in festlicher Pracht zeigen (I. S. 176). Gerade so machten es die Götter. Wenn sie sich zum täglichen Schmause in Zeus Palast versammelten, so legten sie die Sohlen ab, mit welchen sie sich über die rauhen Bergspitzen des Olympos geschwungen hatten; und so oft sich ein Gott zu einer Wanderung anschickt, sehen wir beständig, wie er die Sohlen für die Reise erst anlegt (I. S. 120). — Den Gang des Menschen erleichtert ein natürliches Hebungsmittel, den der Götter ein übernatürliches (I. S. 187). Schon von Natur hatten die Götter einen leichten ätherischen Körperbau (II. S. 40). Noch leichter hob er sich durch die Schwungkraft der hefästischen Sohlen. (Der Rec. in

in der Leipziger Bibl. hat diese Vossische Behauptung S. 72 glücklich auseinander gesetzt, obgleich er Hn. *Voss* zu tadeln scheint, dass er *alle* Schwungkraft in den Sohlen suche, und nichts auf die natürliche Leichtigkeit der Götter rechne. Aber Hr. *Voss* redet ja von den Sohlen beständig als *Erleichterungsmitteln* ihrer von Natur schon rascheren Fortbewegung). Die Werke des Hefästos waren von einem lebendigen Geiste beseelt, z. B. die hebenden Waffen des Achilleus (I. S. 188. II. S. 187). Von ihm war das goldene Schiff, das den Helios aus der Abendgegend zum Aufgange mit Flügelschnelle zurückführte. [Als der Werkmeister köstlicher Sohlen wird er noch bey Nonnus, Dionys. 2, 598) gerühmt, und sogar die spätern *Götterflügel* schmiedete er mit dem Hammer auf dem Ambos. Solche dem Eros in dem *Cabinet de pierres antiques gravées* (*T.* 2 *pl.* 125 *N.* 61) indem die vor ihm sitzende Afrodite, den Eros in einem Arm schliessend, rückwärts mit der andern Hand den eben vollendeten Bogen hält]. Mit Sohlen von so lebendiger Schwungkraft wandelte nun der Gott am liebsten auf der Erde, aber auch, wenn es Noth that, über das zunächst dichteste Element des Wassers. Ungern unterzog er sich der mühsamen Anstrengung, auf der dicken Dunstluft, oder sogar von einer in den entwölkten Aether emporreichenden Berghöhe zur anderen sich fortzuschwingen (I. S. 148).

Den gleitenden Zug mit geschlossenen Füssen [wie ihn neuere Mahler den Engeln der hebräischen Mythologie geben], findet Heliodor durch die einseitige Betrachtung einer missverstandenen Stelle schon im Homer angedeutet. Aber Homer beschreibt den hurtigen *Gang* des *wandelnden* Apollon; und wie sich Here vom Olympos auf Pieria schwingt, von dort auf die thrakischen Berghöhen, dann weiter von dem Athos über das Meer hinweg, wo der letzte Schritt, auf die Flut gedrückt, sie nach Lemnos bringt. Daher kam das Geraffel des Apollischen Köchers, daher die Benennung der *fussschnellen*, *sturmfüssigen* Iris (I. S. 136). So *wandeln* selbst die Windgötter, um die Glut anzufachen, und *gehen* nach vollbrachtem Geschäft in ihre Wohnung zurück (M. B. I, 233).

Diese Vorstellung lag so tief, dass, als schon die Beflügelung aufgekommen war, dennoch die Dichter den gewaltigen Schritt und sogar die tragenden Sohlen beybehielten (I. S. 153). Iris wird beym Euripides zu *gehen* ermahnt. Dieselbe bey Apollonius, obgleich sie auf *gestreckten Fittigen* die Luft durchschneidet, hat am Ende doch Luftschritte gemacht; denn

— — — *sie ruhte die hurtigen Kniee vom Weg' aus.*

[Wir wollen zu dem treffenden Beyspiele des Hn. *Voss* noch einige aus dem Nonnus (Dionys. 33, 140, u. 42, 1) und den Wunsch der Antigone bey Euripides (Phön. 156) hinzufügen:

O wie gern ich der stürmischen Wolke Lauf
mit den Füssen durch den Äther vollendete
zu dem Mitgebohrenen hin!

wo ein Neuerer, an den Flug der Engel gewöhnt, nicht anders als zu fliegen gewünscht hätte].

Wie Homer sein rüstiges Heroengeschlecht, also lässt er auch seine Götter in Wagen fahren, wenn ein gefahrvoller Weg bevorsteht, oder damit sie in vorzüglicher Feyerlichkeit erscheinen. Diese Wagen waren aus ätherischen Metallen vom künstlichen Hefästos gebildet, und mit Götterrossen bespannt (I. S. 186). Mit undenkbarer Geschwindigkeit fahren Here und Athene, dem verderblichen Ares zu steuren, in die Schlacht vor Troja, indem die schwebenden Räder nachrollen. Auch über die höchsten Bergspitzen setzten die Götterrosse, und *wandelten*, auf die trübere Dunstluft ihre schwebenden Hufe drückend (I. S. 176).

Natürlich waren diese Luftfahrten, nach Maass und Verhältniss der irdischen Wagenfahrten, noch schneller als die Luftwanderungen. Die Rosse der Unsterblichen nennt Homer *erzfüssige* und *raschstürmende:* Beywörter, die er keinem anderen Rosse giebt. Nicht zu kühn ist, unserem Bedünken nach, die von Hn. *Voss* angenommene Vermuthung des *Is. Vossius*, dass Hefästos auch die natürliche Leichtigkeit der göttlichen Rosse noch durch einen *ehernen Beschlag* der Hufe zu unermüdeten Sprüngen erhöht habe (I. S. 191).

Diese Eigenschaft müssen wir auch anderen göttlichen Thiergestalten zugestehn (I. S. 194), z. B. dem Zeus in der Stierbildung, wenn gleich die ältesten Dichter in den sparsam erhaltenen Bruchstücken schweigen. Moschus und Nonnus lassen ihn über das Meer *wandeln*. Auch auf einem geschnittenen Steine, (Lessing Laok. S. 362) läuft der Stier auf der Wasserfläche, wie auf dem Eise. [Dieser herrschenden Vorstellung wird es keineswegs schaden, wenn etwa ein Römer das gewöhnliche Schwimmen vorzog, wie Seneca Hippol. 305:

Langsam dann vorwärts mit der Klau' rudernd,
drang die Meerwog' er mit gestemmter Brust durch.]

Auch Pegasus war anfangs ein ungeflügeltes *luftwandelndes* Ross von ätherischer Leichtigkeit, wie er noch auf alten Sterntafeln, und auf einer syrakusischen Münze vorkommt (I. 251).

Mit Leichtigkeit *wandelte* der goldene Widder des Poseidon über das Wasser, wie ausser den angeführten Stellen noch Paläphatus (31), Euripides (*Schol. Apoll.* 2, 384) und Diodor (4, 48) beweisen. Seine Geschicklichkeit als Luftwandler zeigte er, als er zum Sternhimmel emporstieg, und als er die beiden Geschwister der Wuth ihrer Stiefmutter entrückte (I. S. 255).

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 MAY, 1804.

ALTE LITERATUR.

KÖNIGSBERG, b. Nikolovius: *Mythologische Briefe* von *Johann Heinrich Voss.* I—II Band etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Dichter hatte es freylich leicht genug, durch bildliche Ausdrücke, und in Gleichnissen, die übernatürliche Schnelligkeit für die frey sich bewegende Einbildungskraft zu bezeichnen. Die Imagination konnte es vertragen, einen Körper von so ätherischer Leichtigkeit anzunehmen, dass Luft und Wasser im Vergleich mit ihm dichte Massen wurden. Ein anderes wars, als Bildner und Mahler denselben Stoff auch *für das Auge* zu bezeichnen unternahmen. Hier war der Contrast einer sichtbar schweren Masse mit der Zartheit jener Elemente zu gross, um nicht manchen Zweifel der kalten Ueberlegung zuzulassen. Der Bildner musste, wie der Dichter, in Gleichnissen reden, aber in der Sprache *seiner* Kunst. Ein paar Flügel, oder später eine Wolke, das waren Zuthaten, die den Betrachter schon versöhnten und gläubig machten. Solche Flügel, die wegen ihrer Kleinheit nicht einmal im Stande waren, das Schweben des Körpers nach physischen Gesetzen zu erklären, waren denn auch, nach des Künstlers Absicht, nur Scheinflügel zur Bezeichnung der innewohnenden Leichtigkeit der Gegenstände, an welche sie gefügt wurden; als solche nahm sie auch der Betrachter, und sah in der bekannten Leichtigkeit der symbolischen Zuthat nichts als die unbekannte Leichtigkeit der Masse (II. S. 53. 225).

Waren indess die Flügel ursprünglich ein Bedürfniss der bildenden Kunst, die in den Ausdrücken ihrer Sprache redete, so ist doch auf der anderen Seite eben so gewiss, dass Bildner die *wirkliche Beflügelung* hiedurch veranlassten (I. S. 206). Man gewöhnte sich allmählich an die symbolische Beflügelung, und prägte sie mit der Göttergestalt der Imagination ein. Das Zeichen hörte auf anzudeuten, und ward als ein wirklich dem Körper von Natur anhaftender Theil genommen (II. S. 53). Mehrere Umstände vereinigten sich nun, den geflügelten Göttern ihr Daseyn zu erhalten, unter denen Hr. *Voss* besonders den späteren Mangel an Schönheitsgefühl, den Hang zur Sinnbildnerey (II. S. 272), und unter den äusseren Umständen die Mangelhaftigkeit der scenischen Kunst (II. S. 130. I. S. 160 fgd.), die den Luftgang nicht verstattete, heraushebt. — Daher heisst es (I. S. 80): desto neuer sey ein Dichter, je mehreren Gottheiten er die Flügel der Künstler anheftet, — obgleich man nicht dafür einstehen könne, dass nicht manches Flügelpaar auch bey späteren Dichtern bloss allegorisch gemeint worden sey (I. S. 262).

Die späteren Beflügeler schränkten sich auf den Ausdruck der schwebenden Gewandtheit, der fittlichen Flüchtigkeit und der Geisteserhebung ein (II. S. 1).

a) *Beflügelung weitstreifender Gottheiten.* *Hermes* und *Iris* erhalten ihre Beflügelung kurz vor Aristophanes, wenigstens bey den Dichtern. — Die *Winde* erschienen geflügelt wahrscheinlich zuerst auf dem Kasten des Cypselus, gewiss in den Orfischen Hymnen (II. S. 2). Den *Boreas* sah Pausanias mit Schlangenschwänzen, die wohl keinen Gang verstatten, durch die Luft schiessen — mit Flügeln ohne Zweifel (I. S 240). [In ähnlicher Beflügelung besänftigen sich bey Silius Italicus (7, 256) die sämtlichen Winde vor der Gewalt des Neptunus:

> *die tobenden Winde vergessen*
> *wildes Getöns, an der Stirne nicht mehr die Fittige regend*].

Mahler und Bildner waren es, welche, wie dem Eros, der Nike, der Iris und anderen (I. S. 117), so auch den weiblichen Dämonen der Wirbelwinde, den *Harpyen*, Fittige anfügten, und dadurch wahre Beflügelung veranlassten (I. S. 206). Aeschylus, dem sie hässliche Weiber waren (I. S. 231), bescheinigt die Beflügelung durch ein *gesehenes Gemälde*. Kurz nach Sophokles erscheinen sie in der völligen Unförmlichkeit, indem Dichter und Mahler wetteiferten, ihnen die grässlichste Missbildung zu geben (I. S. 222), und von diesen endlich entlehnte Virgil seine Vorstellung *). — Von den übrigen Beflügelungen dieser Classe dürfen wir des Raumes wegen nur weniges ausheben. *Artemis*, Göttin des Heils, wandelt bey Homer zu Fusse, oder lenkt ein Rossgespann. Nachmals, mehr als Jagdgöttin gedacht, ward sie mit Fittigen gebildet. [So fährt *Opis*, eine Nymphe ihres Gefolges bey Virgil Aen. XI, 595 auf Fittigen zum Olymp empor.] — Den *Hades* erkennt Euripides geflügelt. [Derselbige mit dem römischen Namen Orcus

*) Der Engländer *Jackson* hat neulich Berichte über die Gewölbe bey Utica nach London geschickt. Hier fand er unter anderen Merkwürdigkeiten eine Art grosser Fledermäuse, wobey er sehr sinnreich und naiv bemerkt, *dass sie Virgil Harpyen nenne.* S. das Intelligenzblatt der J. A. L. Z. N. 24.

denk der nicht zu entheiligenden Schönheit. Statius giebt ihnen tragende Muscheln, und Nonnus setzt sie mit Anstand auf Delfine (II. S. 213).

Nur geringere Meergottheiten entstellte der Bildner, den edleren wurden tragende oder ziehende Seethiere zugesellt. Schon in der Meergruppe des Skopas erschienen die edleren Götter theils auf Delfinen, theils auf Hippokampen (Meerrossen); und Philostrat vergleicht, wie gegen Homers erzfüssige Landrosse die schwimmenden Hippokampe des Gemähldes abstechen. Auch Dichter nahmen mit edler Scheu diese Verunstaltungen auf. Virgil z. B. duldete bey dem Untergott Proteus die blauen Schuppen, und die Hippokampe; aber den Neptunus zeigt er von Rossen geführt, im Geleit der neugefabelten Ungeheuer (II. S. 221).

Aus der hesiodischen Fabel der meerentsprossenen Afrodite flossen mehrere Vorstellungen. Man verehrte eine Afrodite *Pontia* und *Limenia*, als Obwalterin des Meers. Bildner nutzten die Fabel, um Weiberreize in den Stellungen des Schwimmens und Auftauchens zu enthüllen. Am berühmtesten war die *Anadyomene* des koischen Apelles. — Auch Afrodite musste sich endlich den neumodischen Wasserfahrten fügen. Unter den herkulanischen Alterthümern sind davon die ersten sicheren Abbildungen. Bald trägt sie ein von einem Eros gelenkter geflügelter Hippokamp, und bald liegt sie auf einer grossen vom nachfliegenden Eros geschobenen Muschel. [Auf bruttischen Münzen, *Bracci memorie degli antichi incisori* 1 *Tab.* 5 *n.* 2. trägt sie einen Amor auf dem Schoosse, der mit dem Bogen zielt]. So bey Mahlern: bey guten Dichtern reiset sie nie anders als durch die Luft. [Statius weiss sehr wohl, *silv.* 3. 4, 3—5, dass der meermildernden Cythere die Fahrt auf der schwimmenden Muschel nicht ungewohnt sey; doch giebt er ihr gleich nachher v. 22 ein Schwanengespann, das Attribut der Meerherrscherin]. Aber Nonnus, Claudian, Apulejus und Sidonius geben ihr Hippokampengespanne und Tritonen zum Reiten. — Die Wünsche für das Alter der Mediceïschen Venus, die eben von einer solchen Meerfahrt gelandet ist, müssen demnach ruhen, bis bewiesen ist, dass vor der Herrschaft der Cäsare die meerherrschende Venus, als *Meerwandlerin*, erschienen sey. Hätte ein Phidias, ein Praxiteles, oder ein Skopas sie dazu erniedrigt, so würden wir diese Vorstellung weder bey Pausanias, noch bey den Dichtern der ersten Jahrhunderte vermissen (II. S. 229—239).

Nach dem gewöhnlichen Gange der Kunstbildung wurde die Menschengestalt der Götter erst allmählich zur thierischen entedelt. Auch mit anderen Thiergestalten versuchte mans, welche von den Sinnbildnern begierig festgehalten wurden. Nun erhielten die Satyre, Pane und Centauren ihre Thiergestalt (II. 272), und wurden als ursprüngliche Symbole ins Alterthum versetzt; welches Hn. Heyne zu der Behauptung verleitete, alle Götter des Alterthums seyen geschwänzt und gehörnt gewesen (II. S. 240).

Diese Lehre scheint indess nur eine esoterische geblieben zu seyn; denn in den *Antiquarischen Aufsätzen* ward sie fast schüchtern ausgesprochen, und im Homer stillschweigend zurückgenommen. Sie war auch zu subtil für den Ungeweihten, zumal da die Gottheiten, die als Beweis stehen konnten, alle weit jünger waren als Homer (II. 246).

Pan, den Hr. Heyne ein altes Symbol der Natur nennt, wurde zuerst vom Philippides den Athenern kurz vor der Marathonischen Schlacht bekannt gemacht (I. S. 78). [Er war ein Berggott, mit dem die arkadischen Jünglinge, nach Theokrit 7, 106, sehr unglimpflich umgingen, wenn er zu wenig Wild beschert hatte. Sie geisselten ihn, und liessen ihn auf Brennesseln ruhn. Wer diese Behandlung mit der feyerlichen Andacht, die einem Sinnbilde des Weltalls gebührt, zu vereinigen weiss, der mag auch die samojedischen Gottheiten, die der Jäger nach glücklichem Fange mit Fett beschmiert, nach unglücklichem prügelt und mit Koth wirft, für Symbole der grossen Natur ausgeben].

Der *Satyre* gedenkt zuerst Hesiodus als peloponnesischer Waldgötter. Sie behielten Menschengestalt, bis spätere Künstler die vorragenden Knollen am Haupte zu eigentlichen Hörnern und die Füsse zu Geissbeinen umschufen (II. 252).

Die Centauren waren bey Homer *Bergmenschen* von wilder Natur. Der Centaur *Cheiron* hatte eine schöne Naïs zur Gemahlin [und eine Tochter von blühender Schönheit — Pind. Nem. 5, 12 —. Auch war er der Erzieher so vieler edler Helden, wie Iason, Achilleus, des Aesculapios: Pind. Pyth. 4, 205; 6, 21; 3, 1]. Rossleibige Centauren finden wir erst in Pindars Zeit, der sie (Pyth. 2, 85) durch die Vermischung des Centauros, welchen dem Ixion die Wolke gebahr, entstehen lässt. Centauren und *Centaurinnen* mit Rossgliedern mahlte zuerst Zeuxis. [Kein Wunder, dass nun auch spätere Dichter sich zu dieser Vorstellung bequemten, wie Ovid (Met. 12, 405) die schöne Rossmännin Hylonome schildert, und Virgil (Aen. 5, 122) eine Centaurin als Schiffszeichen anführt]. Es lässt sich denken „dass nach einer „Volkssage, die den Centauren die Erfindung des Reitens zueignete, der Bildner diese Ungeheuer zusammensetzte" (II. S. 269). [Indess scheint uns doch wahrscheinlicher, dass der Bildung centaurischer Halbrosse vielmehr diese Deutung nachfolgte, als jene Volkssage vorangging. Warum sonst erscheint nirgends in späteren Gedichten und Kunstwerken einer von Cheirons Zöglingen, nicht Achilleus einmal, mit der Reitkunde begabt? warum haben noch bey Quintus von Smyrna die Amazonen ausschliessend den Vortheil des schnelleren Angriffes und Entfliehens auf Reitrossen? warum anders, als weil den Amazonen, nicht den Centauren, in der älteren Sage die Erfindung des Reitens verliehn wurde? So meldet Lysias — (Or. in Corinth. soc. p. 28): *die Amazonen seyen die ersten die auf Rossen ritten.* — Der Beweis, den Hr. *Voss* über die veränderte Centaurengestalt der nachhomerischen Zeit aus dem Kallistrat führt, dürfte wegfallen, wenn wir der sicheren Emendation eines scharfsinnigen jungen Gelehrten im Norden Europas folgen, der nach der homerischen Cyklopenbeschreibung für θηρὶω ὑλήεντι, ῥίῳ ὑλήεντι liest].

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 MAY, 1804.

ALTE LITERATUR.

Königsberg, b. Nikolovius: *Mythologische Briefe*, von *Johann Heinrich Voss*. I—II Band. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ueber den Ursprung neuerer geschwänzter und gehörnter Gottheiten lese man den 35 Brief nach.

Die Zwittergestalt der alten homerischen oder vorhomerischen Gottheiten erborgte Hr. Heyne von Winkelmann und Gessner, der sie aus der orfischen Philosophie zu beweisen suchte. Wahrscheinlich dachten sich die Orfiker den unter mannichfaltigen Sinnbildern verehrten Naturgott, als Mannweib, und die aufgezählten Beweise hiefür, liessen sich noch ziemlich vermehren. [Aristides z. B. bezeugt T. I. p. 29, dass Dionysos ἄῤῥην και θηλυς, *Mann und Weib* sey]. Aber was haben die späteren Lehren mit dem Alterthum gemein? Homers Götter, ohne Ausnahme, sind Eines Geschlechtes, durch deren Vermischung unter einander und mit Sterblichen jüngere Götter und Heroen erzeugt wurden. Alle Zwittergestalten sind aus späterer Zeit, da man anfing, den alten Gottheiten naturphilosophische Ideen unterzulegen, oder sie mit ausländischen, zum Theil mystischen Gottheiten zu vergleichen, und von diesen Eigenschaften zu erborgen (II, 277—302).

Von den geographischen Abhandlungen der M. B. weitläuftig zu reden, verstattet der Raum nicht; auch können wir jetzt mit einer Hinweisung auf die eben erschienene geographische Untersuchung, welche in Verbindung mit den M. B. gelesen werden muss, uns begnügen. Nur ein Wort über die Wanderung der Io, wovon im 2 Bande 3 Briefe (16—18) umständlich handeln. Gegen die Vossische Anordnung des Weges, den die wahnsinnige Io durchwandern muss, hat sich vor einigen Jahren Hr. *Hermann* zu Leipzig in seinen *Observationibus Criticis* erhoben, dem der ungenannte Uebersetzer des Prometheus im Attischen Museum beygetreten ist. Wir danken dem Manne aufrichtig, dass er bemüht war, in diese dunkele Urkunde Licht zu bringen; aber dass er, einer Hypothese zu Liebe, Punkte, über welche wir eine historische Gewissheit haben, entweder sorglos übersehen, oder eigenmächtig übergangen hat — das danken wir ihm gar nicht. Mit einer Hypothese freylich müssen wir uns begnügen, weil der Dichter die Lage der Oerter nicht ihrer durch die Zeitvorstellung bestimmten Lage nach beschreibt, sondern nur in einzelnen Zügen das Bild, wie es seiner Phantasie vorschwebte, andeutet. Dieser Umstand aber darf keinen berechtigen, ganz willkührlich zu Werke zu gehn. Im Gegentheil, wir müssen nach dem, was wir mit Sicherheit wissen können, das, worüber wir nur Vermuthungen haben, sich fügen lassen, und so auch der Vermuthung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben suchen. Es sind in dieser Wanderung nun wirklich drey feste Punkte, die zum Leitfaden dienen müssen: 1) der *Phasis* war dem Aeschylus die Grenze Europas und Asiens, nicht der kimmerische Bosporus oder vielmehr der Tanaïs, der in den mäotischen See sich ergiesst; 2) Io wandert sowohl über den kimmerischen, als über den thrakischen Bosporus; 3) die Greife und Arimaspen wohnen mit den Hyperboreern im Westen, nicht im Norden.

1) Dass der Phasis dem Aeschylus die Grenze der beiden Welttheile war, das giebt Hr. Hermann dem Vossischen Beweise (II. S. 138) unbedingt zu . . . *nec dubitari potest, quin hac in re Aeschylus cum Homero consenserit* (p. 29). Gut! Auch wir zweifeln nicht. Aber wie heisst es gleich darauf? „Auch der kimme„sche Bosporus sey die Grenze, und zwar im Nor„den." Welcher Missgriff dieser zweyten Behauptung zu Grunde liegt, können wir nicht enträthseln. Merkte Hr. Hermann nicht, dass sie die vorige schlechterdings aufhebt? und dass er durch sie dem Welttheil Europa ein beträchtliches Stück entzieht, welches er so eben dazuschlug?

2) Der Uebergang der Io über den thrakischen Bosporus, den Hr. *Voss* gleichfalls aus dem Aeschylus beweist (II. S. 144), scheint dem Hn. Hermann keine Unruhe gemacht zu haben. 3) Was den dritten Punkt betrifft, so hat Hr. Hermann wahrgenommen, dass die Hyperboreer samt den Greifen und Arimaspen, welche immer zu den Hyperboreern gesellt waren, bey einigen aus dem Westen in den Norden versetzt vorkommen; aber weder um den *Grund* dieser Versetzung, noch um die *Zeit*, scheint er sich bekümmert zu haben. Denn sonst wäre einem so denkenden Manne gewiss nicht entgangen, dass erst durch die von Herodot verbreiteten Nachrichten von der Westgegend, die Hyberboreer den *Kelten* wichen, und nordwärts rückten, so wie früher die homerischen Kimmerier durch die Hyperboreer des Hesiodus nach Norden verdrängt wurden. Die homerischen *Kimmerier*, die *Hyperboreer* der zweyten, und die *Kelten* der mit Herodot beginnenden dritten Periode, wohnten in *derselbigen Gegend*. Der Ister entspringt nach He-

Herodot (2, 33) *bey den Kelten*, die jenseit der heraklischen Säulen wohnen, d. h. im Westen. Pindar, der in die zweyte Periode fällt, läfst ihn in eben der Gegend entspringen *bey den Hyperboreern*, und Homer, wenn er den Ister gekannt hätte, würde seinen Ursprung *bey den Kimmeriern* gesucht haben. Wie konnte Hr. *Hermann* den pindarischen Hyperboreern die Westgegend zugestehn (p. 32), ohne sie denen des Aeschylus einzuräumen, der doch auch den Ister von den Hyperboreern kommen läfst (Schol. Apoll. 2, 284)? Wollte Hr. Hermann nicht eine durch veränderte Zeitvorstellung abgenöthigte, sondern eine willkührliche Versetzung nach Norden annehmen, so beantworte er zwey dem Rec. unbeantwortliche Fragen: „welch einen poetischen Zweck hatte der Dich-„ter bey dieser willkührlichen Versetzung"? und: „wie machte ers, dafs der an die Zeitvorstellung „gewöhnte Hörer nicht doch Westen dachte, wo Nor-„den gedacht werden sollte"?

Man sieht leicht, dafs Hr. *Hermann*, der aus Unkunde der alten Geographie in den drey Hauptpunkten fehlte, nun auch in der hievon abhängigen weiteren Anordnung fehlen mufste. Es wird aber ein leichtes seyn, wenn wir diese Punkte fest im Gesichte behalten, nun auch den übrigen Theil der Reise richtig aufzufassen. Im 740 Verse und im 796sten, wird der Io Durchgang durch den *Strom* (ρειθρον), der die beiden Welttheile sondert, angedeutet, der Fasis nämlich. Man hat die Worte: λιπουσα δ'Ευρωπης πεδον, ηπειρον ἡξεις Ἀσιαδα, so genommen, dafs sie den Erfolg des eben beschriebenen Durchgangs durch den kimmerischen Bosporus anzeigten, ohne zu bedenken, dafs dadurch die abgeschlossene Erzählung dieses Durchgangs von neuem angeknüpft und unnöthig erweitert worden wäre. Denn angenommen, dieser Bosporus sey schon bey Aeschylus die Scheidung beider Welttheile, so wäre eins von beiden: *„du gehst „über die Meerenge"*, oder *„du verläfsest Europa, und „gehst nach Asia"* hinreichend gewesen — da jedes das andere voraussetzt. Diefs ist auch der Grund, warum Aeschylus, ohne den Phasis zu nennen, ihn doch dem Hörer hinreichend, durch die blofse Erwähnung der scheidenden Grenze bezeichnete. Von geringer Bedeutung ist der Einwurf (S. 30), dafs nun Aeschylus nichts von den Oertern erwähnt, die zwischen diesem Bosporus und dem Phasis liegen. Nennt der Dichter nicht überall nur das hervorstechende? und lag viel merkwürdiges auf diesem kleinen Wege? — Jetzt ist Io auf dem letzten Theile der Wanderung, aber hier den Weg zu bestimmen, den Io im Osten Asiens machte, ist bey der Lücke im Original unmöglich. Wir sehen die Wahnsinnige nur ein *rauschendes Meer* durchschwimmen, und dann in den Westen zur Schreckenflur *Kisthene* dringen. Welchen Theil von welchem Meere? Rec. gesteht, dafs ihm die Vossische Vermuthung, es sey der thrakische Bosporus noch am meisten befriedigt, obgleich sie über diesen schon einmal (v. 731) gekommen ist. Er liegt wenigstens am bequemsten auf dieser Reiseroute. Sonst müfsten wir uns an den Hellespont halten, wovon aber die Fabel schweigt. Ueber die Emendation Κυνητης statt Κισθηνης mag sich Hr. *Vofs* mit Hr. *Hermann* selbst vergleichen. Uns scheint sie plausibel, weil Herodot die Kyneten grade an der Stelle nennt, wo wir die Flur Kisthene, (oder wie der Name seyn mag), zu denken haben. Indefs hält es Rec. für möglich, dafs der Name Κυνηθη erst mit dem der Kelten aufgekommen ist, und dann konnte Aeschylus freylich nichts davon wissen.

Die letzten Briefe verbreiten sich über die verkannte Sitte des Knochenopfers, worüber auch neuerlich die angefangenen Untersuchungen fortgesetzt worden sind. Der letzte Brief (XLII) spricht das Hauptresultat der vorhergegangenen Kritiken aus, und enthält die Ankündigung dessen, was folgen sollte: „Eine artige Leiter von Empfindungen, die Sie beym Anblick des entlarvten Mythenphilosophen durchstiegen zu haben, so treuherzig bekennen! Erst Befremdung, dann Verwunderung, bald darauf Unwillen, dann wieder Mitleiden, und endlich gelassenes Wohlbehagen an der tragikomischen Erbärmlichkeit. — Wer hätte gedacht, dafs mein mildredender Freund so boshaft wäre? — Ihr Gelust indessen nach mehreren Lächerlichkeiten unseres Ἀκριτομυθος fühle ich gar keinen Ruf zu befriedigen. Wir wollen das mythologische Gaukelspiel, das seine Zeit währte, vergeben und vergessen; aber auf dem unermefslichen Fabelgefilde, wo zehn Lessinge zu thun fänden, uns selbst jeder ein Plätzchen nach unserer Bequemlichkeit zum Anbau wählen und freundliche Gehülfen einladen. — Ich für mein Theil habe schon längst auf *Föbos Apollons* und der jungfräulichen *Artemis* heiligen Bezirk mit Wehmuth geblickt, und, wenn nicht blühenden Anbau, doch Aufräumung und Anlage, doch die erste rohe Entwilderung, meinen Kräften gemäfs geachtet."

Diefs versprach Hr. *Vofs* vor zehn Jahren. Er hat in dieser Zwischenzeit sich andere Palmen auf dem weiten Gebiete der alten Literatur erworben; aber zu jenen mythologischen Erörterungen ist er nicht zurückgekehrt. War es das tiefe Stillschweigen, welches unsere sogenannten Kunstrichter über seine Bemühungen mit Absicht beobachteten, oder war es der höhnende Ton, mit welchem andere sich davon ins Ohr zischelten, was ihm, dem redlichen Forscher, Lust und Liebe zu dieser Arbeit benahm? — Dann hätten diese, wie jene, bey dem Verfasser, bey den Besten und Erleuchtetsten der Nation und bey der Literatur selbst, Viel zu verantworten!

W. C. J.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Vofs: *Unterhaltungen für Freunde altdeutscher und altnordischer Geschichte und Literatur*, von *Friedrich Rühs*. 1803. X u. 162 S. 8. (14 gr.)

Nicht ohne Vergnügen zeigt Rec. diese Unterhaltungen an, bey denen gleich in der Vorrede das offene

fene Geständniss (S. IV), wodurch der Vf. den „aus unbesonnener Jugendkühnheit" 1801 herausgegebenen Versuch einer Geschicht —— der *Skandinavier*, gewissermassen zurücknimmt, einen günstigen Eindruck macht. Denn dieses Urtheil zeigt von fortgesetzter Prüfung und einem lobenswerthen Bestreben, die Wahrheit zu suchen, und gegen diese (was nicht immer der Fall zu seyn pflegt) länger gehegte Meinungen und Ansichten aufzugeben. Wie der Vf. über die in dem Werke vorkommenden Gegenstände jetzt denkt, will er, mit einer vom Verleger empfohlenen, möglichsten Kürze, darlegen. Er thut diess in einem leichten und angenehmen Vortrage, und hält sich von gelehrtem Schmuck, wie von gänzlicher Vernachlässigung des Literarischen gleich weit entfernt. Er befördert durch dieses Werk hier und da eine richtigere Ansicht des deutschen und nordischen Alterthums, und tritt der Einseitigkeit einer Parthey, die mit Wohlgefallen von der Fülle der Vorgänger ohne Anstrengung sich nährt, und diesen Wust selbst noch zu vermehren strebt, mit Entschlossenheit in den Weg. Wir glauben auch gern, dass viele Leser hier manches Neue und Unbekannte antreffen werden (S. VIII). Aber wir zweifeln, ob bey dem Kenner diess der Fall seyn dürfte; denn tiefdringende Forschungen finden sich in dem Werkchen nicht, das dem Dilettanten eine angenehme Lectüre seyn wird, ohne deshalb die Wissenschaft weiter zu bringen. Das Buch zerfällt in 5 kleinere Aufsätze, die wir einzeln anzeigen müssen. I. *Der Barde, ein Preisgedicht*, ein kleiner poetischer Erguss, wie Nr. V, die als Dichtung wohl wenig Werth haben. Es werden darin diejenigen lächerlich gemacht, welche aus lauter seynsollenden Deutschheit gegen alles nicht ursprünglich deutsche, sey es auch die Vortrefflichkeit selbst, den heftigsten Unwillen hegen, und, wenn sie's könnten, uns wohl gar in die sumpfigen Haine der *Katten* und *Sueven*, und zu *Herrmanns* Bärenhaut zurückbrächten. Solche hyperpatriotische Meinungen trifft wohl gerechter Spott. Dieser Gesang scheint übrigens die Parodie eines Gedichtes in einem längst vergessenen Bardenalmanache zu seyn. II. *Ueber die alten Deutschen, und ihre Religion, besonders die Gottheiten Wold und Ostar.* Man kennt die Phantasiengebilde des Hn. *v. Münchhausen*, mit denen die deutsche Mythologie unglücklicher Weise bereichert werden sollte. Der Vf. schrieb gegen das erstere Wesen einen kleinen Aufsatz, über welchen Hr. v. M. sehr unwillig wurde. Hier ist eine neue Streitschrift, der einige Sätze über die Religion der Deutschen vorausgehen. Wir können manche derselben nicht unbedingt zugeben, z. B. dass die *nomadischen* Deutschen sich wenig um den Ackerbau bekümmerten, dass aus der Lebensart eines Volkes die sichersten Schlüsse auf seine Religion gemacht werden können u. s. w.; jedoch dürfte es hier nicht der Ort seyn, darüber zu streiten. Hätte der Vf. den Begriff *Gottheit* nicht näher bestimmen müssen? Dass der Deutsche sichtbare verehrte Wesen hatte, ist nicht zu leugnen; aber Bilder derselben (S. 14 und 64) hatte er nicht. Es ist auch offenbar ein Fehler, dass der Vf. bey diesen Bestimmungen den langen Zeitraum vom ersten Bekanntwerden der Völker diesseits des Rheins und der Donau bis zum Christenthum nicht scheidet. So richtig er bemerkt, dass wir die alten Deutschen, ohne Vorliebe zu verrathen, aus keinem anderen Gesichtspunkt, als dem betrachten müssen, aus welchem wir die Völker anderer Erdstriche ansehen: so muss man doch hiebey nicht zu weit gehen, und etwa gar das, was wir bey den Kanadiern finden, gleich auch als das Eigenthum der mit ihnen auf einer Culturstufe stehenden Deutschen annehmen. Es wäre Schade, wenn den richtigern Ansichten von Deutschlands Alterthum, und den Bestrebungen, dasselbe vernünftiger zu würdigen, durch solche Uebertreibungen geschadet werden sollte. Eben so unrichtig behauptet der Vf., dass die Art, wie die Deutschen ihre *wenigen* Götter verehrt hätten, wild und grausam gewesen sey, weil sie Thiere und Menschen geopfert. Rec. hegt gewiss keine unbeschränkte Vorliebe für die alten Deutschen, bey denen er Laster und Tugenden barbarischer Nationen findet, und die er nicht vorzüglich von der Natur begünstigt wähnt; aber man muss gerecht seyn. Thiere opferten auch die cultivirtesten Völker, und was sollten solche Nomaden, wie der Vf. die Deutschen ohne Ausnahme schildert, anders ihren Göttern bringen? Dieses Opfern ist kein Beweis einer wilden Rohheit und Grausamkeit. Die Menschenopfer könnten dafür gelten; aber dieser Vorwurf muss erst besser begründet werden, ehe man darauf fortbauen darf, und auch dann würde er noch keinen vollständigen Beweis abgeben. Dagegen unterschreibt Rec. gern folgende Sätze: Die Deutschen hatten keine Mythologie; *was man aus den Edden herausgefunden hat, war nie das Eigenthum der nordischen Völker;* diese Sammlungen sind jung, von Christen gemacht und dabey die Erzählungen anderer Völker reichlich genutzt; dass sie die kanonischen Bücher der *Odinschen* Religion wären, muss man mit Unwillen oder Lächeln anhören; *am allerwenigsten, haben sie in Deutschland gegolten.* Hr. Prof. *Gräter*, dem der Fehdehandschuh hingeworfen wird, mag diese Sätze bekämpfen! Mit der Bemerkung, dass wir durch die Sorglosigkeit der Römer von eigenthümlichen deutschen Götternamen nichts wissen (was auch schielend gesagt ist, denn wie, wenn sie nun noch keine besonders benannten Götter hatten?), dass dagegen Missverstand und Unwissenheit einige solcher Namen in neuern Zeiten auf die Bahn gebracht habe, geht der Vf. auf den gefeyerten *Wold* des Hn. v. *Münchhausen* über. Die Stunde, worin dieser seine sonderbaren Ideen empfing, war sicher eine sehr unglückliche, so wie über der ganzen Ausführung derselben ein sehr feindseliges Gestirn gewaltet haben muss. Wie Hr. *R.* den *Wold* vertreibt, wie er gegen *M.* streitet, muss man im Buche selbst nachlesen; doch gestehen wir, dass wir diese Einfälle keiner ernsthaften Widerlegung gewürdigt haben würden. — S. 44 wird die *Ostera* beleuchtet, die *M.* als *Ostar* wieder aufführen, und durch ein

ein altes bemahltes Bret begründen wollte. Dass die Osterfeuer am *letzten* Ostertage angezündet worden (S. 47), war dem Rec. neu; die Zeit mag verschieden seyn, vorher (S. 46) werden sie z. B. von einem Schriftsteller des 16 Jahrh. auf den Abend vor Ostern gesetzt, welches das ursprüngliche und richtigere zu seyn scheint, da sie wahrscheinlich (wie wenigstens Neuere behaupten) Ueberbleibsel des alten Neujahrsfestes sind. Dann sagt der Vf. ein paar Worte über *Flügge's* ebenfalls missrathenen Aufsatz über die *Ostara*. *Beda's* Zeugniss wird, nicht unwahrscheinlich, für einen blossen Erklärungsversuch dieses Prälaten gehalten, und gilt endlich bloss den Angelsachsen. III. *Ueber die Authenticität der isländischen Sagen als historischer Denkmähler*. Man kennt den von *Adelung* neu angefachten Streit über die isländischen Sagen. Der Vf. tritt, nach *Nyerup's* Vorgange, (in dem *Skandinavisk Museum* H. 3.) als ein neuer Kämpfer darin auf. Er macht einen Unterschied unter Geschichtsbüchern und romanartigen Erzählungen, beides Sagen genannt, aber von *Adelung* zusammengeworfen. *Island*, behauptet er dann, sey keine so unglückliche Insel, und die *Skandinavier* seyen nicht so roh gewesen, als *Adelung* sie schildere. Selbst die besseren isländischen Sagen enthielten in den ältesten Zeiten Dichtungen, die zum Theil von andern Völkern, besonders aus England, entlehnt wären. Die Vff. dieser Dichtungen, die von christlichen Priestern mit schon vorhandenen Volkssagen verbunden wurden, hätten solche Sagen schon vorgefunden. Nicht alle Erzeugnisse der nordischen Literatur wären erst lange nach Einführung des Christenthums entstanden, die Dichtungen vielmehr durchaus mit Thatsachen des vaterländischen Alterthums verwebt, die durch Ueberlieferung sich erhalten hätten. Daher sey die allgemeine und unterschiedlose Verwerfung der Sagen unbillig und nicht zu rechtfertigen. Was aber von historischen Denkmählern gelte, dürfe man ja nicht auf Mährchen und Romane anwenden. Diese, wie die mythischen Sagen, wären neuern Ursprungs; die *Edden* enthielten fremde und christliche Ideen. Dann eine Widerlegung der von *Adelung* gegen *Are*, *Theoderich* und *Snorro* ausgesprochenen Behauptungen. Wir können uns hier nicht über diese Ausführung verbreiten, und unser Urtheil, dass sie uns lange nicht genüge, und dass wir dadurch um keinen Schritt weiter gekommen sind, mit Gründen unterstützen. Welches sind denn nun aber die als glaubwürdig beyzubehaltenden Sagen, und was lässt sich gegen und für jede einzelne sagen? Soll denn *Snorro* überall glaubwürdig seyn? Kein Theil seiner Geschichte zu den Mährchen gehören? Ehe eine solche Schilderung jedes Erzeugnisses, das zu den isländischen Geschichtsbüchern gerechnet wird, nicht vollendet ist, steht es noch, wie zuvor, in Jedes Belieben, sich hinter allgemeine Verwerfung, oder allgemeine, oder besondere, Annahme zu verstecken. Eine solche Aufzählung und Musterung würde dem Vf., bey seiner Kenntniss der nordischen Literatur, nicht schwer, und bey seiner Vorliebe für die Geschichte des Nordens, Pflicht seyn. Aber unpartheyisch muss diese Darstellung der Werke, welche der Vf. unter die isländischen Historiker rechnen will, ausfallen, und besonders *ehrlich*. Wir wissen, dass schon der erste Herausgeber *Snorro's*, manche Erzählung aus Furcht wegliess, dem Ansehn seines Schriftstellers dadurch zu gefährden. Sind wir nun mit dieser Aufzählung fertig, so werden wir bald sehen, was wir als Regel anzunehmen haben. Sehr gern stimmen wir auch in den Wunsch des Vf's bey, dass ein Theil der Einkünfte der *Magnäischen* Stiftung (deren Commissarien, nach *Nyerup*, mit *Adelung* unter einer Decke spielen) zu Volksbüchern für Island verwendet werden möchte. Welchen Gewinn könnte das bringen, gegen welchen der Nutzen, der die durch jenes Institut bekannt gemachten Sagen gestiften haben, ganz verschwindet. IV. *Ueber die nordische Poesie*. Der Vf. findet diese mit Recht des grossen Aufhebens nicht werth, das von ihr gemacht ist. Die noch vorhandenen Denkmähler sind ohne poetischen Werth, Ammenmährchen, voll wilder Rohheit, nicht original, sondern wahrscheinlich englischen Ursprungs, mit den später hinzugekommenen Ritterbüchern französischer und deutscher Sängen vermischt; die *Niflunga-Saga* ist das Lied der *Nibelungen*, aber verkürzt und verschlechtert. Das ganze Geheimniss dieser Poesie liegt in Assonanzen, die für alle andere Sprachen unausdrückbar sind. Für die redende Kunst hat die sogenannte nordische Mythologie gar keinen Werth. V. *Der Kampf der Götter*, wieder poetisch. *Odin* erscheint *Kattegast* im Traum, umgeben von seinen *Asen*, hält ihm eine Lobrede, verspricht, den dem Geist desselben entsprungenen *Wold*, *Ostar* (warum nicht auch den dritten *Hanns?*) als Asen anzuerkennen, ja *Kattegast* selbst soll, der Verdienste gegen *Odin* halber, unter die Götter aufgenommen werden. *Kattegast* singt dann ein Lied voll erhabener Deutschheit, das, wie die ganze Posse, den Leser in eine fröhliche Stimmung setzt. Wundern müssen wir uns jedoch, dass der Vf., der hundert Lächerlichkeiten ohne Mühe finden konnte, Sachen, die es nicht sind, angreift. So wird (S. 147) auch der von M. *Heinze* auf die Wiederfindung der durch Karl des Grossen Anordnung abgeschriebenen Lieder bekanntlich gesetzte Preis dazu benutzt. Wir finden diesen Eifer (ohne das Benehmen zu preisen) weit eher zu loben, als zu tadeln; am wenigsten verdient er lächerlich gemacht zu werden.

H. St. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 MAY, 1804.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Barth: *Arabisches Elementar- und Lesebuch.* Mit einem vollständigen Wortregister, von E. F. K. *Rosenmüller*, Prof. d. arab. Sprache auf der Univers. zu Leipzig. 1799. XXII u. 397 S. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

2) Leipzig, b. Crusius: *Arabisches, Syrisches und Chaldäisches Lesebuch,* das Arabische grösstentheils nach bisher ungedruckten Stücken mit Verweisung auf die Grammatik und mit erklärenden Wortregistern herausgegeben von D. *Fr. Th. Rink*, Prof. der Theol. und erstem Pred. an der Dreyfalt. Kirche zu Danzig, und *J. S. Vater*, Prof. d. Theol. u. d. morgenl. Sprachen zu Halle. 1802. XVI u. 292 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

3) Wien, b. Wappler u. Beck: *Arabische Chrestomathie* herausgegeben von *Johann Jahn*, D. der Philos. u. Theol. u. Prof. der oriental. Sprachen u. s. w. in Wien. 1802. XVI u. 280 S. gr. 8.

4) Ebendaselbst: *Lexicon arabico - latinum* Chrestomathiae arabicae accommodatum a *Johanne Jahn* etc. 1802. 490 S. gr. 8. (Pr. der Chrestom. u. des Wörterbuchs 4 Rthlr. 16 gr.)

Für die Beurtheilung solcher Lesebücher giebt es einen doppelten Gesichtspunkt. Sie sind entweder bloss für die Bedürfnisse des Anfängers berechnet, oder sie wollen zugleich die arabische Literatur selbst bereichern. In dem Begriffe einer *Chrestomathie* scheint zwar nur das Erstere zu liegen, und ein Herausgeber derselben scheint sich vollkommen gerechtfertiget zu haben, wenn er bey der Wahl der aufzunehmenden Stücke in formeller Hinsicht den allmälichen Uebergang vom Leichtern zum Schwerern beobachtet, in materieller aber das *utile* und das *dulce* zweckmäfsig mit einander zu verbinden weiss. Allein dieser Gesichtspunkt, welcher z. B. für den Herausgeber einer griechischen oder lateinischen Chrestomathie vollkommen ausreichend seyn würde, ist für eine arabische zu enge. Die Bemerkung, dass wir schon eine ziemlich grosse Anzahl von Lesebüchern für diesen Zweck besitzen; die Wahrnehmung, dass die arabische Sprache nicht von *Knaben*, sondern von schon grösstentheils gereiften Jünglingen erlernt zu werden pflegt; und endlich die Rücksicht auf den noch sehr fühlbaren Mangel gedruckter arabischer Werke muss den Herausgeber einer arabischen Chrestomathie bestimmen, das Bedürfnis des Anfängers mit dem Interesse des Kenners zu vereinigen. Man ist also zu der Foderung berechtiget, dass er, wo nicht lauter, doch grösstentheils *ungedruckte* Stücke liefere. Nur auf diese Weise wird sich unser Vorrath an gedruckten Werken allmählich vermehren lassen. Wir stimmen daher dem Hn. D. *Rink* vollkommen bey, wenn er in der seinem arabischen Lesebuche (Nr. 2) besonders vorgesetzten Vorrede S. IX. klaget: „Es ist kein geringer Schade, den diejenigen für die orientalische Literatur veranlassen, welche, wenn sie Gelegenheit haben, etwas dahin gehöriges drucken zu lassen, immer nur *das* wieder zum Besten geben, was schon ein, oder auch wohl mehrere Male abgedruckt ist. Dergleichen findet natürlich den erwünschten Absatz nicht, und jeder, übrigens auch gemeinnützig gesinnte Verleger wird Kopfscheu, noch irgend etwas der Art, wäre es auch ganz etwas Neues, auf seine Kosten in das Publicum zu bringen. Die Literatur büsset dadurch auf mehr als einer Seite eine Erweiterung ein, sie verliert an Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Interesse, und sonach auch eine grössere Anzahl von Freunden und Beförderern, deren sie sich unter andern Umständen würde zu erfreuen haben." So wahr diess ist, so möchte Rec. die Sitte, schon gedruckte Stücke wieder aufzunehmen, doch nicht gerade, mit Hn. R. (S. X) für Eigensinn und kleinliche Eitelkeit, „die ihre Selbstständigkeit aufzuopfern vermeint, wenn sie Andern ein gutes Werk geben soll, die im Besitz handschriftlicher Sammlungen sind," erklären; wenigstens glaubt er, den geschätzten Herausgeber von Nr. I. davon freysprechen zu dürfen.

Hr. *Rosenmüller* hat, indem er lauter schon gedruckte Sachen lieferte, unstreitig bloss den von uns angeführten ersten Gesichtspunkt aufgefasst. Beurtheilen wir ihn nach diesem, so können wir ihm unsern Beyfall nicht versagen. Seine Auswahl ist verständig; auf *prosaische* Stücke folgen *poetische* und in beiden ist wieder die gehörige Gradation, so viel möglich, beobachtet worden. Schwere Stellen sind mit kurzen Anmerkungen versehen worden, und durch das gelegentliche Einrücken *arabischer Scholien* hat sich Hr. R. ein besonderes Verdienst erworben. Das *erklärende Wortregister*, S. 137—397 ist vollständig und bequem für den Gebrauch des Anfängers. Wir billigen es sehr, dass auch auf die Sacherklärung Rücksicht genommen, und bey historischen, geographischen Wörtern etc. auf *Herbelot*, *Oedmann*, *Niebuhr*, *Volney*, *Muradgea D'Ohsson* u. a. verwiesen wird. Die S. 123—136 angehängte *englische* Uebersetzung einiger

niger poetiſchen Stücke von *Carlyle* (*Specimens of Arabian Poetry etc.* Cambridge 1796. 4.) hätte wegbleiben ſollen. Sie iſt offenbar bloſse Paraphraſe, und, wenn man ihr auch weder Geſchmack noch poetiſchen Sinn abſprechen will, ſo dient ſie doch mehr dazu, den Anfänger (bey dem ohnedieſs eine genaue Kenntniſs der engliſchen Sprache vorausgeſetzt wird) in Anſehung der bey Ueberſetzungen zu befolgenden Grundſätze irre zu leiten, als ihm eine wahre Erleichterung zu verſchaffen. Wie weit inſtructiver wäre es doch geweſen, wenn Hr. R. eine *ganz wörtliche* lateiniſche oder deutſche Ueberſetzung hinzugefügt hätte, etwa in der Manier, wie es im *Koran* von *Marracci*, oder bey *Thograi*, *Amralkeis* u. a. zum wahren Vortheil der Lernenden geſchehen iſt! Von den *Anfangsgründen der arabiſchen Sprache*, welche S. 3—74 ſtehen, reden wir hier nicht, da unſer Zweck iſt, bloſs die neueſten arabiſchen Leſebücher zu beurtheilen. Es würde ſich aber auch auſserdem nicht viel davon ſagen laſſen; denn ſie enthalten das Gewöhnliche in gedrängter, zuweilen der Deutlichkeit ſchadender, Kürze. Druckfehler ſind uns ſelten aufgeſtoſsen. S. 35 z. B. v. u. ſteht: 2 B. IV, 21. Es ſoll heiſsen: 2 B. *Moſ.* IV, 21.

Nr. 2 iſt als ein *zweyter* Theil zu Hn. *Vater's Handbuch der hebräiſchen, ſyriſchen, chaldäiſchen und arabiſchen Grammatik* (Leipzig 1802. 8.) zu betrachten und enthält auch S. 1—12 ein *chaldäiſches* und (S. 13—52) ein *ſyriſches Leſebuch*. Zweckmäſsig finden wir es, daſs Hr. *V.* für beide (ſo wie für die *erſte* Abtheilung des arabiſchen Leſebuchs) correſpondirende Bibelſtellen gewählt hat, welches dem Anfänger eine gute Gelegenheit giebt, dieſe verwandten Dialecte unter ſich nützlich zu vergleichen. Den gröſsten Raum im ſyriſchen Leſebuch nimmt *Abulfaradſch's Kreutzzug des Königs Richard I von England* ein. S. 33—39 enthält ein Anekdoton: *Aus einer handſchriftlichen Tauf-Liturgie*, aus einer in der Halliſchen Waiſenhausbibliothek befindlichen Handſchrift. Sie iſt von allen bey *Aſſemanni* vorkommenden Liturgieen völlig verſchieden; beſonders zeichnet ſich der *Exorcismus* durch ſeine kräftigen Verwünſchungs-Floskeln aus. Billig hätte Hr. *V.* dieſes Stück, ſo wie die folgenden aus der *Philoxeniana*, mit Vocalpunkten verſehen ſollen. Durch das angehängte Verzeichniſs der Wörter, welche in den hebräiſch-chaldäiſchen *Lexicis* und in *Gutbirii Let. Syr.* fehlen, wird auch nicht viel gewonnen. Statt deſſen wäre ein vollſtändiges chaldäiſch-ſyriſches Gloſſarium für den Anfänger, der das gegenwärtige nicht zu brauchen weiſs, nothwendig geweſen. In der erſten Hälfte des arabiſchen Leſebuchs S. 73—96 folgen, nach einigen Bibelſtellen (Pſ. 110. Hiob 19. Joh. 7, 53 und K. 8, 1—11) Stücke aus dem *Koran*, welche zugleich wegen ihres dogmatiſchen Inhalts wichtig ſind. Die *Stellen von Jeſus Chriſtus* ſind (S. VII) nach *Auguſti's Chriſtologia Koranica* (Jena 1799) gewählt. Hr. *V.* iſt, ſo viel Rec. weiſs, der Erſte, welcher die occidentaliſchen Interpunktions-Zeichen bey arabiſcher Schrift gebraucht hat. Sie nehmen ſich in der That im Ganzen auch nicht übel aus, obgleich die Colons und Semicolons etwas verkrüppelt ausſehen. Für die *hebräiſche* Sprache hatte ſie ſchon früher *L. J. C. Juſti* im *neuen Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Literatur von Paulus*. 3 Th. S. 378 ff. empfohlen und an einer Probe ihre Brauchbarkeit und Anwendbarkeit gezeigt. Aus dem Angeführten erſieht man, daſs Hr. *V.* bey ſeiner Sammlung hauptſächlich das Bedürfniſs des *angehenden Theologen* vor Augen hatte.

Den ſchätzbarſten Theil dieſes harmoniſchen Leſebuchs aber macht auf jeden Fall die Beyſteuer des Hn. D. *Rink* aus. Er hat aus ſeinem handſchriftlichen Vorrathe faſt lauter intereſſante Stücke mitgetheilt. Folgendes iſt ihr ſummariſcher Inhalt. 1 Abſchnitt. *Geographiſchen Inhalts*: 1) Aus *Jakut's* geographiſchem Wörterbuche; 2) Aus *Nuweiri's* Bibliothek; 3) Aus *Abulfeda*; 4) *Makriſi's* Beſchreibung des Thales *Hadhramaut*. 2 Abſchnitt. *Hiſtoriſchen Inhalts*. 1) Aus *Maſudi's* morgenländiſcher Geſchichte (zwey intereſſante Stücke); 2) Aus *Tamimi's* Geſchichte der Araber in Spanien und Afrika, (wird uns Hr. R. nicht bald mit der längſt angekündigten *vollſtändigen Geſchichte Spaniens* beſchenken?); 3) Aus *Nuweiri's* Bibliothek. 3 Abſchnitt. *Oratoriſchen, grammatiſchen und erzählenden Inhalts*. 1) (Drey) kleine Erzählungen (ohne Angabe des Autors); 2) *Hariri's* vierzehnter Conſeſſus, mit der Ueberſchrift: المكية (mit untergelegten Scholien). 4 Abſchnitt. *Poetiſchen Inhalt*. 1) Einige kleine jugendliche Gedichte des *Motanabi*; 2) Gedichte aus der *Hamaſa* des *Abu-Temmam*, (auch dieſe ziemlich ſchwere Stücke ſind mit Scholien verſehen); 3) Die letzten 53 *Baits* aus *Lebid's* berühmten Preisgedichte (*Moallakat*). Die erſte Hälfte dieſes ſchönen Gedichtes war bereits in Hn. Prof. *Wahl's* Magazin abgedruckt. Erſt kürzlich hat uns Hr. Prorect. *Hartmann* (*die hellſtrahlenden Plejaden am arabiſchen poetiſchen Himmel*. Münſter 1802. S. 122 ff.) eine geſchmackvolle Ueberſetzung des ganzen Preisgedichts geliefert. Die Varianten aus *Jones* und *Tebrizi* ſind zahlreich und zum Theil bedeutend.

Daſs Hr. *R.*, auſser einigen poetiſchen Stücken, die Vocalpunkte ganz weggelaſſen hat, iſt zum Nachtheil der Anfänger geſchehen, die in dieſem ganzen Leſebuche bey weitem den kleinſten Theil punktirt finden. In dieſer Hinſicht müſſen wir Hn. *Jahn* den Vorzug geben, der die gröſste Hälfte ſeiner Chreſtomathie ganz und im Uebrigen die ſchwerern Wörter mit Vocalen verſehen hat. Dem *Gloſſarium* S. 163—276 wäre eine gröſsere Vollſtändigkeit zu wünſchen. Wir führen nur ein Beyſpiel an. S. 97 wird aus *Jakut's* geographiſchem Wörterbuche der Artikel: العقبة mitgetheilt. Hier iſt nicht klar, ob *Okbah* (عُقْبَة) oder *Akabah* (عَقَبَة) gemeint iſt. (Rec. verweiſet auf *Edriſi Clim.* III. p. 1 und *Niebuhr* Beſchreibung von Arab. S. 400). Das in dieſer Beſchreibung vorkommende Wort: جَمْرَة (جمرة, *agmen*, *ritus ſacer*

cer peregrinationis Meccanae in valle Mina) sucht man vergeblich im Glossarium und der Anfänger kann also die ganze Stelle, ohne Hülfe eines andern Wörterbuchs, auf keine Weise verstehen. Die *Literatur der in arabischer Sprache gedruckten Schriften*, welche S. 277—292 angehängt ist, giebt diesem Lesebuche einen neuen Vorzug, ob sie gleich noch manche Zusätze erhalten könnte. Die S. 285 angeführten *Animadversiones philol. in Coranum* sind von *Ant. Vieyra* (nicht *Vieura*) und erschienen zu London 1792. Das gute Papier und der corrrecte Druck verdienen besonders gerühmt zu werden. Nur hin und wieder sind uns kleine Unrichtigkeiten aufgestossen, z. B. S. 247 Z. 4 v. o. كَكِيقُ statt كَيْفَ. S. 97 Z. 2 v. u. muss es 263 statt 382, 1 heissen. Bey Bestimmung des sehr mässigen Preisses ist ebenfalls für das Beste der zahlreichen Classe unbemittelter Studirenden gesorgt worden.

Hn. *Jahn's* Chrestomathie (Nr. 3) und Wörterbuch (Nr. 4), welche beide zusammen ein Ganzes ausmachen, sind bis jetzt das *ausführlichste* Elementarbuch der arabischen Sprache, welches Rec. kennt, und wenn der Anfänger damit die *arabische Sprachlehre*, welche dieser verdienstvolle Gelehrte im Jahr 1796 herausgegeben hat, verbindet, so hat er den vollständigsten Apparat zur Erlernung dieser Sprache. Der gelehrte Kenner derselben wird es freylich bedauern, dass Hr. *J.* so viele schon längst gedruckte Sachen von neuem auftischt. Der *Koran* hat von S. 1—45 beygesteuert. Hr. *J.* liess die aufgenommenen Abschnitte (Sur. II. 136—188. 211—234. III. 1—116. XIII. 27—32. XV. 1—18. XVII. 87—89. XVIII. 8—100. XXI. 1—10. XXV. 1—11. LXXVI. 1—22. LXXVIII. 21—35. VII. 38) aus keiner gedruckten Ausgabe, sondern aus einer in der Bibliothek des Servitenklosters zu Wien befindlichen alten Handschrift abdrucken und verglich damit noch 6 andere Manuscripte. *Hinckelmann's* abweichende Lesarten sind in Klammern eingeschlossen worden. Rec. muss aber bekennen, dass der Gewinn für die Kritik des Koran's sehr unbedeutend ist, da der Unterschied meist nur die Form betrifft. Nur ein Paar der bedeutenderen Varianten will Rec. hier ausheben. Sur. II. 182 ist: سَمَّكَ als die schwerere Lesart der gewöhnlichen: سَارَكَ unstreitig vorzuziehen. Sur. III. 65: أَخِرَةً لَعَلَّكُمْ statt: أَخِرَةً لَعَلَّهُمْ. Sur. III. 33 hat der gedruckte Text: زَكَرِيَّاءُ, der hier edirte aber زَكَرِيَّا. Sur. XV. 3. فَسَوْفَ (*et futurum est*), der Vulgatus hat dagegen فَسَرَفَ (*omnem modum excedentes*). Die *Fragmente aus der Naturgeschichte* S. 46—80 sind sämmtlich aus *Bochart's Hierozoicon* entlehnt, wobey auch die neue Ausgabe von *Rosenmüller* benutzt ist. *Abulfeda's Beschreibung von Aegypten* S. 80—160 (in einem vollständigen Auszuge) hätte füglicher wegbleiben können, da wir schon 2 Ausgaben davon haben. Hr. *J.* hat ohnediess die ältere Ausgabe von *Michaelis* (1776. 4.) zum Grunde gelegt. Dasselbe gilt auch von dem langen Auszuge aus *Abdollatif's Denkwürdigkeiten Aegyptens* S. 107—184, wovon man ebenfalls eine Tübinger und Oxforder Ausgabe hat. S. 118 Z. 3 v. u. ist der Abschnitt falsch getheilt. Das Wort: وَرَأَيْتُ muss zu dem folgenden جَالِينُوس gezogen werden. Die Worte S. 147 ثم ان الناس sind keine Variante, sondern ein Zusatz, den Hr. *Anton Aryda*, ein gelehrter Syrer, der sich seit einiger Zeit in Wien aufhält, und dessen Beyhülfe sich der Herausgeber zu erfreuen hatte, der Deutlichkeit und des Zusammenhanges wegen hinzufügte. Es folgen S. 185—200 einige Gedichte aus der *Hamasa des Abi-Temmam* (nicht *Abi-Temmain*, wie S. 185 unrichtig steht) aus *Erpenius* genommen und mit Scholien versehen.

Die letzte Hälfte dieser Chrestomathie liefert endlich doch auch etwas dem Freund der orientalischen Literatur Erfreuliches. Zuerst S. 201—220 die *siebente* und *zehnte* مقامة des *Hariri* aus einer auf der K. K. Bibliothek zu Wien befindlichen Handschrift mit Erklärungen und Berichtigungen des schon gedachten Hn. *Aryda*, welcher, in Gesellschaft des Herausgebers, die ganze Handschrift zu ediren gesonnen ist — ein Geschenk, dem der Orientalist mit Verlangen entgegensieht! Den Beschluss S. 221—280 machen *vier Unterredungen* (مُفَاوَضَة), welche Hr. *Aryda*, nach dem vom Herausgeber ihm grösstentheils gegebenen Stoff, in der arabischen Mundart, welche jetzt in dem Vaterlande des Vf's (Syrien) unter Gebildeten die gewöhnliche ist, aufgesetzt hat. Diese *Mofawihz* waren dem Rec. die interessanteste Parthie des ganzen Werks und er kann sich das Vergnügen nicht versagen, den Lesern wenigstens einige Bemerkungen daraus mitzutheilen. Wir erfahren daraus (S. 250), dass Hr. *A.* aus der Stadt *Tripolis* (طَرَابُلُس) gebürtig ist, und sich (S. 267) eine Zeitlang in dem Kloster *Kemar* (دَيْر القَمَر) „wo gegenwärtig (1799?) Sr. Durchlaucht der Grossvezier Ihre Residenz halten" (التي هي الان كرسي الحكم وسلطان —— هولاء الكواخي), aufgehalten habe. Mit Indignation liest man die Schilderung (S. 278 ff.) von den enormen Bedrückungen und Abscheulichkeiten, wodurch sich der berüchtigte *Dschezar* (الجزار) zum Abscheu der Menschheit herabwürdiget. Hr. *A.* zeigt sich überall als einen wohl unterrichteten Mann, und besonders verdienen seine Nachrichten über die *Drusen* am Libanon (S. 254 ff.), mit wel-

welchen er sehr genau bekannt ist, und deren neueste Geschichte (von 1785—1799) er ausführlich erzählt, die Aufmerksamkeit des Historikers und Statistikers. Diese Notizen verdienten ins Deutsche übersetzt, und in einem vielgelesenen Journal dem grösern Publicum mitgetheilt zu werden. Die Sprachforscher werden vorzüglich die Bemerkungen über *Alt-* und *Neuarabisch*, und über *Gelehrten-* und *Volkssprache* S. 221—242, ferner über die verschiedenen *Grussformeln* S. 243 ff. wobey Rec. an *Meleager's* (*Carm. CXXV*): Ἀλλ' εἰ μὲν Σύρος ἐσσὶ, Σέλομ u. s. w. erinnert wurde, interessant finden. Es wird darin auch auf die Meinungen deutscher Gelehrten Rücksicht genommen, und man findet unter andern folgende Citate: S. 243: المعلم نيبور الذي طاف جملة اماكن في بلاد الشرق .قد اخبر في كتاب سياحته (Der gelehrte *Niebuhr*, welcher eine Reise zu unsern sämmtlichen orientalischen Völkern gemacht, und hernach eine Reisebeschreibung herausgegeben hat). Oder S. 230: المعلم المشهور ميكاذليس (der berühmte Gelehrte *Michaelis*). Die auf derselben Seite citirte Schrift: علي الالسن soll unstreitig das Buch seyn: *Beurtheilung der Mittel* u. s. w. Es wird S. 234 ff. durch mehrere Beyspiele gezeigt, dass allerdings ein Unterschied zu machen sey zwischen:

اللغة النحوية واللغة الدارجة

(der *grammatikalischen* und *gewöhnlichen* Sprache, der *Lingua docta* und *vulgaris*); allein daraus folge noch nicht, dass das Arabische, welches noch jetzt in Büchern und den Zirkeln der Gebildeten geschrieben und gesprochen werde, von der alten arabischen Sprache, wie man sie in den besten Schriftstellern des 7 bis 13 Jahrhunderts findet, so sehr verschieden sey, wie von Vielen behauptet worden sey. Wir unterschreiben hierüber, was in der Vorr. S. XIV geurtheilt ist: „Man wird doch nicht in Abrede stellen, dass dieser Richter von der Sache unvergleichlich besser unterrichtet ist, und weit tiefere Kenntnisse von der Beschaffenheit derselben besitzt, als alle, die sich bisher über dieselbe erklärt haben, und dass folglich sein Ausspruch allen andern — wenigstens weit vorzuziehen ist."

Das *Wörterbuch* ward von dem Herausgeber um deswillen *lateinisch* verfasst, damit es von seinem Freunde *Aryda*, welcher der *deutschen* Sprache noch nicht vollkommen mächtig ist, revidirt und verbessert werden konnte; wodurch es nicht nur an Vollständigkeit, sondern auch an Richtigkeit gewonnen hat. Bey dieser Gelegenheit kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, dass uns Hr. *A.*, durch Umarbeitung des *Golius* und *Castellus*, ein *arabisches Handwörterbuch*, dergleichen wir so sehr bedürfen, und das Er so vorzüglich liefern könnte, schenken möchte! Gewiss ist es doch, dass der Grund, warum das Studium der arabischen Sprache so wenig getrieben wird, hauptsächlich in dem Mangel eines brauchbaren und verhältnissmässig wohlfeilen Lexicons zu suchen ist.

Dadurch, dass Hr. *Jahn* die Formen der Zeitwörter nicht bloss durch Zahlen andeutete, sondern sie ausdrücklich hinsetzte, so wie durch die Vergleichungen der arabischen mit aramäischen und hebräischen Wörtern, welche man jedoch häufiger wünschen möchte, hat er gut für das Bedürfniss des Anfängers gesorgt. Allein den Rechtfertigungsgrund wegen der Anordnung nach dem hebräischen und aramäischen Alphabet: „weil seine Zuhörer, wenn sie zu dem Arabischen kommen, das Hebräische und Aramäische schon ziemlich verstehen, an diese Ordnung schon gewöhnt sind, und weil sie selbst bey den alten Arabern gewöhnlich war," können wir nicht gelten lassen. Rec. sieht durchaus nicht ein, wie den Lernenden dadurch ein Erleichterungsmittel verschafft werden soll, er weiss vielmehr aus Erfahrung, dass diese Einrichtung ihnen unbequem ist, und das Aufsuchen in einem andern Wörterbuche sehr erschweret. Auf die *alten Araber* sollte man sich gar nicht berufen, denn obgleich diese mit ihrem Alphabet mehrere Veränderungen vorgenommen, und seit *Moramer*, das syrische Alphabet eingeführt hatten (S. *Tychsen: Ueber das Alter der arab. Vocalpunkte* u. s. w. im N. Repertor. für Bibl. und Morgenl. Lit. 2 Th. S. 258 ff.), so haben doch die neuern Araber diese Sitte längst wieder verlassen und ihre Grammatiken und Wörterbücher befolgen die von *Ibn-Mokla* (10 Jahrh.) eingeführte Ordnung. Ein zweyter Fehler, den wir an diesem Wörterbuche bemerken müssen, ist der, dass die Stellen der Chrestomathie, wo die angeführten Bedeutungen vorkommen, nicht nachgewiesen sind. Der Anfänger entbehrt dadurch eines grosen Erleichterungsmittels und von Hn. *Aryda's* dankenswerther Bemühung, hin und wieder die gewöhnlichen Wörterbücher zu berichtigen, wird nicht der gehörige Gebrauch gemacht werden können.

Endlich müssen wir noch einen Hauptfehler sowohl der Chrestomathie als des Wörterbuchs rügen — die zahlreichen *Druckfehler*. Sie kommen zwar nicht auf Rechnung des Herausgebers, da der Druck in der Entfernung besorgt ward; allein es ist bedenklich, einem Anfänger ein uncorrigirtes Exemplar in die Hände zu geben. Rec. will aus beiden nur einige, wie sie sich ihm eben darbieten, anzeigen, um die Besitzer darauf aufmerksam zu machen. Chrestomathie S. 5 Z. 1 الغجر lies الفَجْر (*alfadschri*). S. 11 Z 2 اقلبهم l. قبلهم (*Keblihim*). S. 13 Z. 3 كافوا l. كانوا (*canu*). S. 46 Z. 1 ثوزة l. توزة. S. 47 Z. 1 ولدلك l. ولذلك. S. 53 Z. 4 وباكل l. وياكل. S. 58 Z. 3 بريدون l. يريدون. Z. 10 مضع l. مضغ. S. 81 Z. 4 الجد l. الحد. S. 83 Z. 3 مهلمة l. مهملة. S. 84 Z 3 يينهما l. بينهما (*bainahoma*) S. 85 Z. 1 اناخر l. داخل. *Ibid.* Z. 2 العغام l. الجغام. Im *Lexicon* S. 74 Z. 5 نيام l. ديام. S. 185 Z. 11 *duno* l. *duo*. S. 189 Z. 5 يين l. دين (*baina*). S. 273 Z. 10 اسبات l. اسباب (*asbab*). S. 426 Z. 4 ريع l. ربع (*raba*). S. 427 Z. 9 ابص l. ربص (*rabaz*) S. 483 ثبيس l. ثنيس (*Thanis*) u. a.

Muh. Cor.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 MAY, 1804.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTENBURG u. ERFURT, b. Rink u. Schnuphase: *Predigten an den Sonn- und Festtagen des Jahres 1802*, wie solche im Fürstenthume Altenburg gefeyert werden, von *Jonathan Schuderoff*, Diakonus in Altenburg. Erster Theil. 1803. 478 S. Zweyter Theil. 494 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *Sch.* erklärt in der Vorrede, worin über Concipiren und Memoriren der Predigten manche lesenswerthe Gedanken ausgestreuet sind, dass er von der äusserst lästigen Gewohnheit, seine Predigten zu concipiren, nicht eher abgehen werde, als bis sein Gedächtniss oder der Drang von Geschäften und missliche Gesundheitsumstände ihm es unmöglich machen würden. Aber welcher gewissenhafte Prediger, der nicht sein Publicum gering schätzt, wird sich eine andere Methode erlauben, gesetzt auch, dass es eine lästige Sache sey? Es ist nicht möglich, im Laufe der Gedanken das Zuviel oder Zuwenig von jeder Sache, das nicht gehörig Passende und Fremdartige, worauf die Phantasie verfällt, hier Ueberfluss an Beyspielen, dort Mangel an denselben, hier eine Exaggeration, dort ein dürftiges Abbrechen, hier eine Tautologie, dort eine Wiederholung u. s. w. ganz zu vermeiden, die nicht bey der in unseren Tagen doch grösseren Menge von Kennern bemerkbar werden sollte. Auch hier könnte man sagen: wer aber anders lehret und thut, der u. s. w.

Vorliegende Predigten handeln in fruchtbarer Kürze und in einer edlen und würdigen Schreibart allgemein interessante Wahrheiten ab. Dahin gehören vorzüglich: Was für Gedanken und Entschliessungen in uns die Betrachtung veranlassen soll, dass es unter allen Nationen edle und rechtschaffne Menschen giebt. Am 3 Sonnt. nach Epiph. (Wozu aber das viel weniger sagende: *rechtschaffen*, wenn das viel höhere: *edel*, schon vorausgeht?) Einige Lehren aus der Wahrnehmung, dass ein Theil der Ehre ehrenwerther Kinder auf die Eltern übergeht. Am Feste Mar. Verk. Von der Pflicht, Wahrheit zu reden, auch wenn sie Schmerz erregt. Am 3 Sonnt. nach Ostern (wo aber doch nicht alle nothwendigen Gränzen genau genug gezeichnet sind). Von der Pflicht, die Bemühungen seiner Vorgänger um Menschenwohl und Menschenveredlung hochzuschätzen. Am 1 S. nach Trinit. Von dem Hange, das Verbotene zu thun. Am 12 S. nach Trinit: Von der Geneigtheit, Fehler, welche man selbst beging, an andern hart zu rügen. Am 22 S. nach Trinit. Nur einige Erinnerungen erlaube uns der Vf. Zuförderst scheint uns der Begriff dessen, wovon die Rede ist, oft nicht genug entwickelt zu seyn. Wenigstens muss man oft lange suchen. So fehlt z. B. gleich in der zweyten Predigt eine kurze Definition des freudigen Rechtthuns. Daher entsteht denn auch die Unbestimmtheit S. 21: „Hier ist keine Spur von Zwang „und Anstrengung." Man sollte aber meinen, dass der am freudigsten Recht thäte, welcher aus inniger Liebe zu seiner Pflicht keine Anstrengung, keinen Zwang scheut. So hätte man auch S. 62 bey dem Thema: die Pflicht, alles was wir thun, so vollkommen als möglich zu thun, billig erwartet, dass die Art, wie das geschehen sollte und was das: vollkommen alles thun, heisse, bestimmter beschrieben worden wäre. S. 163 Von der Pflicht, dem Müssiggange zu wehren. Wie viele Arten des Müssiggangs giebt es aber, die nothwendig entweder speciell oder durch eine genaue allgemeine Definition aufgedeckt werden mussten, wenn mancher versteckte Müssiggänger unter den Zuhörern getroffen werden sollte? S. 350 Was heisst ein Miethling in seinem Berufe seyn? Die angegebenen Merkmale, dass ein solcher nicht weiter wolle, als er müsse, und nie mehr thue, als er gezwungen werde — dass er seinen Beruf nicht aus eigenem Triebe zu dem seinigen mache — dass er es sich nicht hoch anrechne, wenn er seine Geschäfte verkehrt betreibe — dass er ungern in einen andern Geschäftskreis trete — dass jede Schwierigkeit ihn muthlos mache, erschöpfen theils nicht den wahren Begriff, theils sind in dem Begriffe selbst gar nicht enthalten, sondern blosse mögliche Folgerungen daraus. Sodann wundert sich Rec. über manche zu allgemeine Themata. Am Neujahrstage ist das Thema gewählt: die Feyer des Jahreswechsels als ein Mittel, uns an unsere Bestimmung zu erinnern. Hat aber nicht jedes religiöse Fest diese Absicht? Am ersten Ostertage: das Osterfest, als ein kräftiges Mittel, uns zur Reinigkeit des Herzens zu ermuntern. Ist aber der Jahreswechsel nicht eben so gut ein Mittel zu diesem, als das Osterfest ein Mittel zu jenem? Da es auffallend ist, wenn an Festtagen nicht vom Feste geprediget wird, so ist Rec. gewohnt, an Festtagen wo möglich das dem Feste Eigenthümliche aufzusuchen. Zuweilen scheinen die Abtheilungen zusammenzufliessen, z. B. S. 184 wird das Gefühl, seinen Wirkungskreis erweitert zu haben, als Folge der Selbstüberwindung angeführt, was von der neuen Folge: erleichtertes Fort-

Fortschreiten zum Bessern, schwer zu unterscheiden ist, denn durch Erweiterung der Schranken wird ja eben alles erleichtert. Und der Beyfall Gottes, der als die letzte Folge angeführt wird, gehört in diese Classenreihe gar nicht, indem er nicht in dem Sinne Folge ist, in welchem es die andern genannten Punkte sind. So ist auch die S. 317 Th. 2 angeführte Gefahr, wenn man sich nicht von bösen Exempeln warnen läſst, daſs man nämlich oft tiefer fällt, mit der folgenden, daſs man seine Besserung erschwert, eine und dieselbe. Ueberhaupt wird die Besserung nicht dadurch, daſs man sich nicht von bösen Beyspielen warnen läſst, sondern dadurch erschwert, daſs man fortfährt, Böses zu thun. Ob es übrigens gut sey, daſs der Vf. bey der Frage: wer Nachruhm verdiene? S. 313 Th. 1 sagt: „Es sind ganz besondere Geister, es sind hohe, in ihrer Art unerreichbare, seltene Menschen, Menschen, die ganz neue Schöpfungen beginnen, die mit unwiderstehlicher Kraft wirken, und vor deren mächtigem Geiste alles sich beugt und alle Hindernisse verschwinden, welche in Wissenschaften und Künsten, in Staatsverfassungen, im Gebiete der Religion wichtigen Veränderungen den Ursprung geben, die gewöhnliche und gemeine Denkungsart umformen und den Fortschritt der Menschheit merklich beschleunigen —" und so vielleicht manchem Schüchternen den Muth benimmt, nach Nachruhm zu streben, oder daſs er S. 352 Th. 1 bey der Beschreibung des Miethlings gerade das Beyspiel eines Schullehrers wählt, an dem ohnediess die Eltern gern etwas tadeln möchten, will ihm Rec. zur eigenen Beurtheilung überlassen. Die Wörter: *interessant* S. 7, *Sphären* S. 239 konnten doch in deutsche verwandelt werden, so wie S. 56 *begleitet* statt *bekleidet* ein Druckfehler ist.

Dieser kleinen Mängel ungeachtet, hat Hr. *Sch.* durch diese empfehlungswürdigen Predigten, in denen ein ächter Geist der Wahrheit athmet, neue Ansprüche auf Hochachtung und Ruhm sich erworben.

L. M. H.

Leipzig, b. Hertel: *Homiletisches Handbuch zum leichtern und nützlichern Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen aller Sonn- und Festtage des ganzen Jahres*, für angehende Prediger und Kandidaten des Predigtamts, von M. *Traugott Leberecht Kämpfe*, dermaligen Archidiakonus zu Saalburg im Reuſs. Voigtlande. Zweyten Bandes erster Theil, 4tes Heft. 1803. 576 — 758. (12 gr.)

Dieses Werk zeichnet sich vor vielen von gleicher Bestimmung, sowohl durch seine Einrichtung, als durch seinen reichern Gehalt, sehr zu seinem Vortheil aus. Der Vf. giebt immer zuerst eine *Geschichte des Festes* in einer gedrängten und sehr interessanten Uebersicht aller Veränderungen, welche dasselbe, von seinem Ursprunge bis auf unsere Zeit, durch die Verordnungen der Päpste, Concilien und Landesherrn erlitten hat, und schon dadurch fällt gewiſs oft ein Lichtfunken in die Seele dessen, welcher eine für den Tag schickliche Materie zu seinem Vortrage sucht. An einigen Stellen jedoch ist der würdige Vf. zu weitläuftig geworden: z. B. S. 576 bey Gelegenheit der Ursachen, warum das Fest der Empfängniſs Christi ein unbewegliches wurde. Auf die Geschichte des Festes folgt eine *erklärende Uebersetzung* der Perikopen des Tages, und zu derselben fügt der an diese sich anschlieſsende *Inhalt* die nöthigen exegetischen Erläuterungen, welche von des Vfs. Gelehrsamkeit ein rühmliches Zeugniſs geben. Doch scheint auch hier eher zu viel als zu wenig gethan worden zu seyn, wie z. B. wenn er S. 588 בית־דוד Jes. 7, 13 erklärt, welches, auf Ahas allein, oder die Glieder des Reiches Juda bezogen, einen gleich guten Sinn giebt, und mithin so wenig einer Erklärung bedurfte, als χαῖρε S. 618. Da aber einmal V. 1 — 9 obgleich nicht zur Perikope gehörig, als die beste Einleitung dazu mit übersetzt worden ist: so wäre es den Lesern vielleicht nützlicher gewesen, von dem gelehrten Vf. etwas über die Zeitbestimmung der 65 Jahre im 8ten Vs. und die statt der ששים וחמש שנה, welche im Texte stehen, vorgeschlagene Lesart שש וחמש zu hören. Auf diesen Inhalt folgen nun eine groſse Anzahl *moralischer Sätze*, als eine Anweisung zum homiletischen Nachdenken über den Text. Sie sind ungemein reichhaltig und bieten gleichsam der Meditation den Schlüssel zu dem innern Wesen des Textes, auf welchen die vorhergegangenen, aus Sprachkunde und Geschichte gezogenen Erläuterungen, ein klares Licht haben fallen lassen, und verwandeln so oft eine scheinbare homiletische Einöde in ein fruchtbares Gefilde. Gern würden wir unser Urtheil mit Aushebung wohlgerathener Stellen bekräftigen, wenn der Raum uns nicht beschränkte. Auch bieten sich solche Stellen dem Leser selbst dar. — Unrichtig hat aber Rec. der Grundsatz S. 602 XII geschienen, daſs Etwas dem bösen Menschen wiederfahrendes, ihm oft nur um anderer willen geschehe: vielmehr glaubt er, daſs die erziehende Vorsehung den Menschen immer als Selbstzweck behandelt, so daſs dieser, von welcher Beschaffenheit er auch sey, alle Umstände seines Lebens, alle Ereignisse seines Schicksals, als zu *seiner* Erziehung geordnet betrachten müsse: womit wir jedoch nicht leugnen, daſs bey der physischen und moralischen Wechselwirkung der Menschen unter einander, und bey ihrer moralischen Natur, jeder eine Anwendung auf sich von dem machen könne, was dem andern begegnet. Bey dieser Vorstellungsart erscheint der Mensch niemals als ein bloſses Instrument, zum Gebrauch für andere. Spuren dieses Irrthums finden sich auch S. 607. XXX, 2. Aus solchen Sätzen leitet nun der Vf. eigentliche *Hauptsätze* oder Predigtthemata her, von denen allezeit einige dogmatischen und die meisten moralischen Inhaltes sind, und welche, nach einer solchen Vorbereitung dazu, eben so mannichfaltig, als gehaltvoll, der Kritik wenig zu verbessern darbieten. Doch können wohl

folgen-

folgende Themata von niemand gebilligt werden: S. 632 V: Von der ausserordentlichen Empfängnifs Jesu — da eine so ganz problematische, und nichts, was nicht durch zweifelsfreyere Dinge bewiesen werden könnte, beweisende Sache, billig von der Kanzelbearbeitung ausgeschlossen bleibt. Ferner S. 606 XIX: Christus, der Grund aller unserer Hoffnungen auf Gott. 1) Durch seine Lehre und Leben. Allerdings! 2) Durch sein Verdienst. Wie so? Und was heifst dies Wort, wenn nicht Lehre und Leben, seine ganze edle Bemühung, durch letzteres die erstere zu bestätigen und zu empfehlen, darunter verstanden wird? — Den Beschlufs machen endlich einige völlig disponirte *Entwürfe*, welche sich gleichfalls durch die Gediegenheit und Brauchbarkeit ihres Gehalts auszeichnen, und unter denen wir als vorzüglich wohlgerathen, den über die Allmacht Gottes (der Vf. schreibt allezeit Allvermögenheit) S. 649, und den über den Unterschied zwischen starrer Unempfindlichkeit und stiller Ergebung an Gott, in bedenklichen Schickfalen des Lebens S. 659. nr. 6 nennen dürfen.

Rec. schliefst diese Anzeige mit der Rüge eines wirklichen Flecken. Der Vf. sagt S. 679 zu V. 24 der Epistel am gr. Donnerstage, dafs bey den unächten Worten λάβετε, φάγετε Gelegenheit sey, mit Ungelehrten über Kritik des N. T. und diejenigen zu sprechen, welche dieses Geschäft betreiben, *ohne Bösewichte* zu seyn. Von wem getraut sich der Vf. ein so hartes Urtheil zu *beweisen?* Gewifs hat die nächste Auflage diese unangenehme Stelle nicht mehr.

S. R.

1) Breslau, b. Korn: *Predigten über die evangelischen Texte auf das ganze Jahr von S. R. Rambach*, Probst zum h. Geist, Pastor bey der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Bernhardin und des Consistoriums Assessor (zu Breslau). 1803. *Erster Theil.* 664 S. *Zweyter Theil.* II Vorr. 632 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

2) Schweidnitz, verl. von Biesterfeld in Commiss. b. Buchheister: *Predigten zur Beförderung häuslicher Erbauung auf alle Sonntage und Feste im Jahre*, von *George August Kunowski*, Königl. Kreisinspector und Pastor primarius in Schweidnitz. 1804. *Erster Theil.* II Vorr. 478 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Zwey Predigtsammlungen von äusserst verschiedenem Gehalte. *Jene* empfiehlt sich nach ihrem innern Werth durch gar nichts, als durch eine gewisse Popularität, durch einen guten, gefälligen Ausdruck und bisweilen eine gewisse Herzlichkeit, durch welche der Vf. sich vielleicht besonders dem *Zuhörer* mitgetheilt haben mag, die aber bey dem *Leser* darum leicht verloren geht, weil ihr die Kraft des Geistes fehlt. *Diese* aber verdient in vielfacher Hinsicht unsern vorzüglichsten Kanzelreden wenigstens an die Seite gesetzt zu werden.

Der Vf. von Nr. 1, welcher sich schwer zur Herausgabe seiner Predigten entschlossen zu haben versichert, hätte sich selbst am besten gerathen, wenn er dieselben blos unter seine Pränumeranten hätte vertheilen lassen. Denn was *so mittelmäfsig* ist, empfiehlt sich vor dem gröfsern Publicum nicht. Ein Rec. in einem andern kritischen Journale versicherte, der Vf. käme damit funfzig Jahre zu spät. So schlimm ists freylich nicht, auch wenn man das theologische System des Vf. mit dazu rechnet; aber jetzt fodert man doch mit Recht weit mehr, als sonst und als hier geleistet worden ist. Rec. will von den 76 Predigten, welche in diesen beiden Bänden enthalten sind, alle diejenigen Themata ausheben, welche zu den allervorzüglichsten gehören, damit man desto sicherer auf die übrigen schliessen könne, welche über das Gewöhnliche und allgemein Bekannte sich gar nicht erheben. Z. B. Ein Christ soll sich in der erkannten Wahrheit immer mehr befestigen. Der Sieg des göttlichen Rathschlusses über alle Rathschlüsse der Menschen. Wie und wozu müssen Christen das Hauskreutz anwenden? Der Geist des wahren Christenthums. Armuth und Reichthum, als zwey gefährliche Klippen der menschlichen Glückseligkeit. Die beste Anwendung der Freudentage unsers Lebens. Von der Selbstbeherrschung. Von der Treulosigkeit. Die heiligen und weisen Absichten Gottes beym frühzeitigen Tode. — Die übrigen zeichnen sich weder durch Inhalt, noch Form im mindesten aus. Von der strenglogischen Anordnung des Plans nur einige Proben, obgleich sie sich sehr schwer geben lassen, weil in den meisten Predigten, genau genommen, gar keine wirkliche Disposition anzutreffen ist; denn der Vf. numerirt mit 1, 2, 3, oder a, b, c, wo es ihm etwa beliebt. Z. B. *Dankbare Bekenntnisse rechtschaffener Christen bey dem Beschlufs eines alten Jahres.* I. Welches ist der Inhalt dieser Bekenntnisse? a) Alle Wohlthaten Gottes; b) seine Gedanken des Friedens und der Liebe zu unserm Wohlergehn; 1) er hat manches Uebel von uns abgewendet; 2) er hat uns viel Gutes zugewendet; 3) er dachte im Leiblichen und Geistlichen an uns. II. Wozu verpflichten sie uns? 1) zum Dank, 2) zur Rechnung mit uns selbst; 3) zur Gottesfurcht. — Oder: *Das Verhalten eines Christen bey wichtigen Ereignissen seines Lebens.* I. Wie *verhielt sich Christus* dabey? II. Was können wir *von ihm zu unserm Besten lernen?* (Ist I. durch das Thema auch nur angedeutet worden? Uebrigens ist nichts Bestimmtes von *wichtigen Ereignissen* gesagt, als im Allgemeinen von den Uebeln in der Welt. Bey II. heifst es: 1) lernt an Gottes Vorsehung glauben; 2) lernt Jesu Beyspiel euch vorhalten; 3) bewaffnet euch mit Freudenmuthe. — Oder: Das *h. Abendmahl als ein Gedächtnifs* (Gedächtnifsmahl) *der fortdauernden Liebe Jesu zu uns.* Was folgt? 1) spricht der Vf. *vom hohen Werth* und 2) *von dem rechten Gebrauch* des h. Abendmahls überhaupt! Hier hört alle Kritik auf. Uebrigens hat der Vf. alle seine Predigten am Anfange, in der Mitte und am Schlusse mit langen, langen Liederversen verschwenderisch ausgestattet.

In

In einem ganz anderen Geiste und mit ganz anderen Kenntnissen wichtiger Erscheinungen in der moralischen Welt ist die erste Hälfte des Predigtjahrganges von Nr. II geschrieben. Sie kündigt sich schon durch die Themata sehr vortheilhaft an. Der Vorträge sind 26, theils über die Evangelien, theils über epistolische Texte gehalten. Vorzüglich interessant sind die Hauptsätze, z. B. Wie viel darauf ankomme, unter welchen Umständen wir den Schauplatz dieser Welt betreten. (Am Weihnachtsfeste.) An *Träume* glauben ist Thorheit, ist Sünde und stiftet unleugbaren Schaden. Wie beruhigend und nützlich es sey, sich die Leiden des Lebens in Verbindung mit den Vortheilen zu denken, welche sie begleiten. Wie wir uns den ruhigen und vollen Genuss des *Schlafs* verschaffen können. Ueber die wohlthätige Einrichtung der Erde. Ueber einige der wichtigsten Veränderungen unsers Lebens. Das Bild einer weisen, durch das Christenthum veredelten Liebe gegen unsre verstorbnen Freunde. (Am Charfreytage.) Die Freundschaft unter dem Einflusse des Glaubens an Unsterblichkeit. (Am Osterfeste.) u. m. a. Man sieht es wohl, dass der Vf. sich nach den besten Kanzelrednern gebildet habe, ohne ein unglücklicher, oder ein sklavischer Nachahmer Anderer zu seyn. Er denkt selbst und sucht seinen Gegenstand fast immer, wenn auch nicht zu erschöpfen, doch wenigstens richtig, wahr und treu darzustellen. Ueberall leuchtet eine innere Kraft der Beredsamkeit hervor, die auch auf den *Leser* wirkt; überall eine Fülle der Gedanken, eine so richtige Entwickelung der Begriffe und grossentheils eine wenigstens so zweckmässige, wenn auch *nicht immer* strenglogische Anordnung des Plans einzelner Vorträge, dass man sie auch schon in dieser Hinsicht sehr empfehlen kann. Dem Rec. gefallen übrigens nicht alle Eingänge, weil sie nicht immer einleitend genug zum Hauptsatze sind; auch wäre zu wünschen gewesen, der Vf. hätte bisweilen am Schlusse seiner Vorträge kraftvoller zum Herzen gesprochen, da so viel Leben und Wärme in den Vorträgen selbst herrscht. Zu der am *Charfreytage* gehaltenen, oben angezeigten Predigt, in welcher er sehr viel vom *Scheintode* spricht und vor dem Lebendigbegraben warnt, hätte Rec. doch wohl ein Thema ausgeführt, welches auf eine *solche* Todesfeyer eine nähere und wirkliche Beziehung hat. Manche dieser Vorträge stehn auch nicht in genauer Beziehung mit dem Text selbst. Bey denen über den *Schlaf* und die *Träume* hat der Vf. mit vielerley Klugheit die Abwege zu vermeiden gewusst, auf welche der Kanzelredner leicht gerathen kann. Schande ist's übrigens für den Verleger, dass er eine so empfehlungswürdige Predigtsammlung auf Löschpapier drucken liess!

Aλ.

Leipzig, b. Rein: *Jesus der Weise von Nazareth, ein Ideal aller denkbaren Grösse*, für alle seine wahren Verehrer zum weitern Nachdenken aufgestellt von M. *Joachim Bernhard Nikolaus Hacker*, Pfarrer zu Straach bey Wittenberg. *Erstes Bändchen.* 1800. — Geistesgrösse. 285 S. (1 Rthlr. 8 gr.) *Zweytes Bändchen.* 1803. — Seelengrösse. 406 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Innig gefühlte Achtung und feuriger Enthusiasmus für den grossen Weisen von Nazareth und seine erhabenen Verdienste um die Veredlung und Beglückung der Menschheit sprechen aus dem Vf. dieser Schrift; allein die Ausführung und Darstellung des Inhalts kann Rec. nicht ohne Einschränkung loben. Das Ganze scheint mehr das Product einer glühenden Phantasie und frommen Aufwallung, als das Resultat ruhiger Prüfung und reiflicher Ueberlegung zu seyn. Die Begriffe sind zum Theil nicht rein und richtig aufgefasst, die allzu üppige Sprache ist der Würde des Gegenstandes nicht angemessen, und in der Anordnung und Durchführung vermisst man einen festen Plan und strenge Ordnung. Wollte übrigens der Vf., wie man es nach S. VI der Vorrede erwarten sollte, *nur* von der menschlichen d. h. selbsterworbenen Grösse und Würde Jesu reden — von welcher er *uns* auch vornehmlich ein Gegenstand der Bewunderung, Ehrfurcht und Nachahmung werden kann: so möchten wohl die Stellen, wo von der genauen Verbindung der mit dem Menschen Jesu und ihrer unmittelbaren Einwirkung auf ihn, ferner von seinen Wundern und Weissagungen, die Rede ist, und wodurch seine Grösse bewiesen werden soll, nicht hieher gehören.

Wir wollen indess nicht leugnen, dass manche treffliche Stellen, welche Verstand und Herz in gleichem Grade befriedigen, und von den Talenten, Kenntnissen und Gesinnungen des Vf's. das rühmlichste Zeugniss ablegen, in dem Buche vorkommen. Besonders werden auch diejenigen Leser, welche mit dem Vf. sympathisiren, einen angenehmen Geistesgenuss darin finden. Sollte diess Buch einst in einer geläuterten Gestalt aus den Händen des Vf's hervorgehen, so würde es zu der ausgezeichneten Erbauungsschrift für gebildete Christen: *Die Abendmahlsfeyer*, wovon 1803 bey Göschen eine 2te verbesserte Ausgabe erschienen ist, ein schönes Seitenstück abgeben, und mit diesem vereint, dem grossen ehrwürdigen Weisen von Nazareth und seiner beglückenden Religion viel wahre Verehrer gewinnen.

B — G.

Chemnitz, b. Jacobäer: *Natur- und Aerndtepredigten*, von *M. Chr. Vict. Kindervater*, Prediger zu Pedelwitz, unweit Pegau. 1803. 288 S.

Diese Predigten sind reiner Erguss eines die Naturschönheiten lebhaft fühlenden Herzens. Sachen, Ordnung, Ausführung und Sprache — alles hat uns, mit wenigen Ausnahmen, gefallen. Angehängt ist den Predigten eine kleine Anzahl Gebete, ähnlichen Inhalts, die, nebst den übrigen (den dogmatischen Ton einiger Stellen abgerechnet), sich durch Wärme, Kürze und guten Periodenbau empfehlen.

φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 MAY, 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Henrichs: *Le Parisium, ou Tableau de Paris en l'An XII* (1804) *par J. F. C. Blanvillain.* XXXVI u. 317 S. 12. (2 Liv. 10 S.)

Rec. kennt die neuesten Wegweiser von Paris, die seit der Revolution erschienen sind; keiner kam der *Dulaureschen* Beschreibung bey, viele waren blofs alte Ladenhüter, die noch alle Einrichtungen des alten *Regime*, bis auf die Bastille, enthielten, und nur einen neuen Titel zum Aushänge-Schild bekommen hatten; die wirklich neuen Hand- und Taschenbücher, z. B. das *Manuel portatif*; das *Manuel du voyageur*, bey *Favre*; *Paris, ou Description des curiosités*, bey *Marchand*; befriedigten bey weitem den Fremden nicht, waren gewöhnlich weitläuftig in Schilderung ephemerer oder frivoler Dinge, und liefsen es gerade da an Zurechtweisungen und Belehrungen fehlen, wo man sie suchte und erwartete. Hier aber erhält man endlich ein Handbuch, das mit *deutschem Fleifs* ausgearbeitet und gesammelt, und so zweckmäfsig im Plan und Detail abgefafst ist, das ihm darin keins, selbst der ältern, geschätztesten Gemälde dieser ungeheuern Stadt gleich zu setzen ist. In einer gedrängten, angemessenen Kürze, findet man eine Menge interessanter Notizen, und in einer angenehmen Schreibart vorgetragen; sie sind gerade hinreichend um den Fremden zu leiten und zu belehren, ohne ihn zu zwingen, seine Taschen und sein Gehirn mit einem Schwall theurer, und oft widersprechender, Beschreibungen zu füllen; sucht er ja umständlichern Unterricht, so braucht er nur das Werk, oder die Schrift nachzuschlagen, die zu dem Behuf, bey jeder Sache, jedem sehenswürdigen Gegenstand, und mit kritischer Wahl, angegeben ist. Dabey hat der Vf. oft angemerkt, wo sich nun dieses oder jenes Kunstwerk befindet, das man wohl aus alten Beschreibungen kannte, von dem man aber nicht wufste, wohin es, seit den Revolutions-Stürmen, gestoben sey. So fand z. B. Rec. hier zum erstenmal angeführt, wohin *le Brun's* berühmtes Gemählde der *la Vallière*, [dieser, durch der *Genlis* Roman wieder auferstandenen, Geliebten *Ludwigs XIV*] nach der Zerstörung des *Carmeliterinnen-Klosters*, sich gerettet habe: es hängt jetzt im Museum zu *Versailles*. Rec. wird in der Folge dieser Anzeige, noch mehrere dergleichen, kleine Notizen einzuschalten Gelegenheit haben.

Gleich dem Titel gegenüber, erblickt man unter der Aufschrift *Panorama des curiosités*, ein sauberes Kärtchen von den Sehenswürdigkeiten; kein Gewirr von Plätzen und Gassen, mit ermüdenden *Renvois* und Numern, sondern eine Uebersicht dessen, was von interessanten, politischen, wissenschaftlichen, historischen und Kunst-Gegenständen, in jedem Bezirk der Stadt, beysammen liegt. Wie nothwendig und wünschenswerth wäre ein solches Kärtchen des Lokals, der Merkwürdigkeiten, bey jeder grofsen Stadt! Tausendmal willkommener, als alle Grundrisse! — Eben so angemessen und entsprechend, ist die, nach dem *Avant-Propos* folgende, *Semaine du Curieux*. Hier hat man auf einen Blick vor sich, an welchen Wochentagen, und zu welchen Stunden, die Museen, Bibliotheken, Kabinette etc. geöffnet oder geschlossen sind. Die *Instructions pour l'étranger*, werden, hoffentlich, bald allen Reisebüchern einverleibt werden. Bemerkenswerth ist, dafs man noch jetzt *Voitures des environs de Paris* hat, womit man seine Excursionen, zu sehr billigen Preisen, anstellen kann: ferner dafs man im *Bureau des Théatres*, sogenannte *Billets d'acteurs* zu kaufen findet, und so, um ein geringes Geld, täglich das Orchester oder die Logen im Schauspiel besucht. Allgemeine Uebersicht von Paris; Entstehung, Lage, Klima, Luft, Wasser, Erzeugnisse etc. das Maximum der Hitze ist 30 Grad; das Minimum 15, nach *Reaumur*: man zählt ohngefähr 1000 Strafsen, von fast 9000 Laternen erleuchtet; die Volksmenge läfst sich nicht zuverläfsig bestimmen, allein sie gränzt gewifs nahe an 750,000 Seelen; das Viertel der *Chaussée d'Antin* ist ohnstreitig das lebhafteste; wie sehr der Luxus gestiegen sey, erhellt schon daraus, dafs man jetzt wohl 100, weit reichlicher und glänzender ausgesteuerte, Galanterie-Läden zählt, als das, vor 25 Jahren so berühmte, *Petit-Dunkerque*; z. B. *blofs die Verzierung der Boutique de la Providence, Rue de la loi*, hat 70000 Livres gekostet; die Meublirung von zwey Zimmern kam einem Privatmann 140,000 Livres zu stehen, und die Fassung eines Schmucks ist nach drey Monaten schon *alt*.

Der Vf. hat seine Gegenstände, sehr schicklich, in sechs Haupt-Abschnitte geordnet, *Gouvernement*; *Religion*; *Lettres*; *Industrie*; *Edifices*; *Spectacles*. Jeder von diesen Abschnitten begreift wieder die ihm anpassenden Unterabtheilungen: Z. B. so sind unter *Religion*, die Erziehungs-Anstalten, unter *Spectacles*, die Spazier- und Vergnügungs-Oerter classificirt. Rec. wird nicht bey jeder Rubrik verweilen, sondern nur diefs und jenes Interessante und minder Bekannte ausheben. — Es giebt 14 Spitäler und 8 Ge-

Gefängnisse. Der *Pavillon de Marsan* vor den *Thuillerien*, wo sonst die französische Komödie war, und *Voltaire* gekrönt wurde, diente nachher dem National-Convent, und jetzt dem Staatsrath zum Versammlungsort. Der erste Consul bewohnt den *Pavillon de Flore*. Der Carrousel-Platz ist äusserst prächtig, seitdem er von allen Gebäuden, die ihn verengten, gesäubert worden, und 400 Schritte breit. Der Garten enthält viele Statüen und Vasen, deren hier einige 60, nebst den Meistern, namhaft gemacht sind. — *Luxembourg*: die *Rubenssche* Gallerie, soll wieder dahin gebracht werden; aufgestellt sind schon die Marinen von *Vernet*, und die Gemählde des *le Sueur*, die sonst bey den Karthäusern waren. — Das *Palais Bourbon*, dessen ehemalige Bewohnerin, Prinzessin *Louise von Bourbon*, jetzt im Auslande, in einem Nonnenkloster, weilt, wird nicht blofs vom *Corps législatif*, sondern auch von der *Ecole polytechnique*, und dem *Staatsarchiv*, eingenommen. — *Palais royal*, nun *Palais du Tribunat*, „einziger Ort in der Welt, desgleichen vielleicht nie vorher existirt hat!" Alphabetisches Verzeichnifs der in den Gallerien befindlichen Butiken, nach ihren Waaren. — In der *Grande Chambre* des *Palais de Justice* die unter dem *heil. Ludwig* erbaut wurde, hielt das *Revolutionstribunal* seine Versammlungen, und in demselben Saal hielt auch *Ludwig XVI* jene auf immer berufene Sitzung, womit die Revolution begann. Jetzt ist das *Cassations-Tribunal* daselbst befindlich. — Es hält nunmehr sehr schwer, Einlafs-Billets in die *Thuillerien*, an den grofsen Paradetagen, zu bekommen, man kann sie aber aus den umliegenden Häusern sehn. — Das *Hôtel-Dieu*, das an 4000 Kranke zählt, hat schon jetzt wieder 60 *Soeurs de charité*, die den Dienst der Pflegerinnen darin versehn; vor der Revolution belief sich ihre Zahl auf 130. — *La Charité*, wo der berühmte Wundarzt *le Côme* war, besitzt nun den *Boyer*, der für einen der ersten Wundärzte in Europa gilt. — Die *Retraite assurée á Chaillot* ist ein neues, wohlthätiges Institut, wo man, für eine gewisse Summe, auf Lebenszeit sich einkaufen kann. — Auf dem *Hôtel de ville* zeigt man noch die Stelle, wo *Robespierre* versuchte sich selbst zu tödten. — Die *Rumfordschen* Suppen werden zu Paris an 7 verschiedenen Oertern vertheilt; das Billet kostet 6 Liards. — Es sind 4 Telegraphen zu Paris; man muss Erlaubnifs von der Regierung haben, um ihr Inneres zu sehn; nur in dem auf *Montmartre* darf man gehn. — Das *Champ de Mars* ist jetzt von allen Gerüsten und Auszierungen gereinigt, und dient blofs zum Exerciren. — Zu Paris wird wieder eine *Gazette ecclésiastique* geschrieben, und es versammelt sich daselbst eine Gesellschaft unter dem Namen, *Gesellschaft der christlichen Philosophie*. — *Paisiello* ist Kapellmeister von der Messkapelle des ersten Consuls, mit einem Gehalt von 30000 Livres. — Die grofsen Männer, Gelehrten und Künstler, welche in den verschiedenen Kirchen von Paris begraben waren, sind durch den Vandalism der Revolution ausgescharrt, und ihre Asche zerstreut worden; nur die Ueberreste von einigen befinden sich noch im Museum der französischen Denkmähler. In einer Ecke des gewesenen Kirchhofs von *St. Etienne-du Mont*, liegen *Mirabeaus* Gebeine begraben, nachdem man sie aus dem Pantheon verstofsen. — Die Reformirten haben 3 Kirchen, und die Juden 3 Synagogen. Die Lutheraner halten Gottesdienst beym dänischen Gesandten. Die Theophilanthropen haben keine öffentlichen Versammlungen mehr. Das *Musée des aveugles*, wo die Gesellschaft der letztern sich zuerst bildete, ist dasselbe *Hôtel de Mesmes*, wo 1567 der grofse *Montmorency* starb, wo *Heinrich II* wohnte, und *Law* seine famöse Bank anlegte. — 13 öffentliche Museen und Sammlungen; 18 gelehrte Gesellschaften; 9 öffentliche Bibliotheken; 7 Lehranstalten, und 9 Lesekabinette werden von S. 90 an aufgeführt. Das *Musée Napoléon* besteht jetzt aus der Antiken-Gallerie, [die mediceische Venus steht im *Laokoon's Saal*, und die Pallas von Velletri im *Kaiser-Saal*] der Gemählde-Gallerie, der Zeichnungen-Gallerie, und dem chalkographischen Kabinet. Bey der Gemählde-Gallerie findet man die Meister der verschiedenen Schulen und die Numern der Gemählde genannt. — Das *Museum des Monumens François* theilt sich nun, ausser den 7 Sälen, auch in den innern Garten, und ins *Elysium*, wo *Molieres*, *Boileau's*, *La Fontaines*, *Descartes*, und *Heloisens* Gebeine ruhen. — Das Grabmahl und die Leiche von *Goy de la Brosse*, dem Stifter des *Jardin des plantes*, wird, seit der Zerstörung der Kapelle, wo er begraben war, in dem Keller des *Musée d'histoire naturelle* aufbewahrt; der berühmte *Faujas de St. Fond*, ist im Besitz des Hirnhäutleins und der Blasensteine *Büffons*, und Willens, diesen Resten des grofsen Naturforschers, auf seinem Gute in Languedoc, ein Denkmahl setzen zu lassen. *Büffons* Körper ist noch zu *Montbart*, aber in der Revolution um einen Arm gekommen. — Das *Musée d'Artillerie* ist eine neue Anstalt; man bewahrt daselbst alle die geheimen und ungesehenen mörderischen Erfindungen des Kriegs, und auch die Rüstungen *Gottfrieds von Bouillon*, des *Mädchens von Orleans* etc. die sonst zu *Chantilly* und im *Garde meuble* waren. — Die Wohnungen der ehemaligen Doctoren der Sorbonne sind jetzt Mahlern und Künstlern eingeräumt. — Die National-Bibliothek fasst 350,000 Bände; unter den ältesten Drucken ist ein *Titus Livius*, der in der Belagerung von *Lyon* halb von einer Bombe zerrissen wurde. — Die Tafel der Isis von Turin, der Sessel Dagoberts, das Petschaft von Michel Angelo, werden jetzt im Antiken-Kabinet aufbewahrt. Die berühmte Vase, die sonst in der heil. Kapelle war, ist bekanntlich vor kurzem gestohlen worden. — Das Kupferstich-Kabinet enthält unter andern das Portefeuille des *Gaignières* von allen französischen Werken, seit *Clovis* bis auf unsere Zeit. — Unter den 72,000 Handschriften der *Gallerie des manuscrits* befinden sich nun auch der Terenz und Virgil aus dem Vatican; der Virgil mit *Petrarchs* Noten, der Flavius Josephus von Mayland, die *Hallerschen* anatomischen Tafeln, die Manuscripte des *Galilei*, und Memoiren *Ludwigs XIV* von seiner Hand. — Von S. 146 an, giebt der Vf. das Namen-Register der Schriftsteller, inglei-

gleichen der Künstler von 1802; die der letztern, deren Wohnungen auch bezeichnet sind, belaufen sich auf 267, sowohl Mahler, als Bildhauer und Kupferstecher; von vielen sind die Arbeiten bemerkt. — Es giebt jetzt in Paris 15 politische Tagblätter und Zeitschriften, und 36 gelehrte und wissenschaftliche. — Bey *Soulavie*, dem bekannten Verfasser der *Mémoires de Louis XVI*, trifft man eine vollständige Sammlung von allen Karrikaturen und satyrischen Kupfern an, die seit 1789 erschienen sind — zwanzig Privat-Sammlungen von verschiedenen Gegenständen; *Denon*, der bekannte ägyptische Reisende, besitzt einen Zahn von *Voltairen*, in einen Ring gefasst, und im *Cabinet de Tersan* findet man die Larve von *Cromwell*; — die Spiegel-Fabrik hat schon Spiegel von 102 Zoll Höhe geliefert; die theuersten Spiegel sind zu dem Preis von 6000 Livres — dass S. 207 die Vergleichung der französischen Münzen mit den ausländischen, auf *Livres* und *Sols*, nicht auf *Francs* und *Centimes* gestellt ist, fiel dem Rec. auf. — Im J. 1803 war das Taglohn des Maurers 5 Livres, des Tagelöhners 2 Liv. 10 S., des Schreiners 2 Liv., des Schneiders 1 Liv., 10 S., des Schlossers 3 Liv., des Schusters, vom Paar, 1 Liv. 10 S., der Wäscherin 15 S., der Näherin 15 Sols und Essen. — Der viereckige Thurm, der unter *Franz I* gebaut war, ist von St. *Jacques - la Boucherie* noch übrig. Der Käufer hat ihn nicht abtragen lassen, sondern an einen Engländer vermiethet, der niemand hineinläfst, und desswegen in der Nachbarschaft für den Anhänger von *Nicolas Flamel*, des berüchtigten Alchimisten, gilt, der hier begraben lag. — S. 237 ist ein Verzeichniss historisch-merkwürdiger Oerter, als von Molieres-Haus, von den Häusern, wo *Voltaire, Mirabeau, Coligny, Heinrich IV* starben; *Racines* Wohnung; die *Butte des Moulins*, wo das Mädchen von Orleans in einem Sturm verwundet wurde u. s. w. — Unter den 18 Brücken ist der *pont de la Concorde* die prächtigste — 8 grosse Schauspiele, und 22 kleine, die 4 Panoramas von Paris, Lyon, London, Neapel, die Phantasmagorie, die Franconi mit eingeschlossen; man hat jetzt auch eine Stierhetze; die Fiacres belaufen sich auf 3000, die Cabriolets auf 2000: Verzeichniss der Promenaden, sowohl der innern, als der entfernten etc. Das alphabetische Verzeichniss der Gassen macht den Beschluss. Der Druck ist sehr sauber, und trotz der Zartheit der Lettern, nicht angreifend für's Auge. Er macht der Druckerey von *Cramer* (aus Kiel) Ehre.

El.

SULZBACH, b. Seidel: *C. G. v. Murr über den wahren Ursprung der Rosenkreutzer und des Freymaurerordens.* Nebst einem Anhange zur Geschichte der Tempelherrn. 1803. 160 S. 8. (10 gr.)

Dem Titel des Buches nach könnte man hier eine kritische Untersuchung des *wahren* Ursprunges der Rosenkreutzer und des Freymaurerordens, und dessen Enthüllung aus seiner bekanntlich für manche noch dunkeln Geschichte, wenigstens eine bedeutende Nachlese zu dem, was andere vor dem Vf. über diesen Gegenstand gesagt haben, erwarten. Aber auf eine solche Untersuchung hat der Vf., wie es scheint, es selbst nicht im Ernste angelegt, noch eine solche zu geben gemeint. Ihm genügt es, hier einen an sich nicht unerheblichen Beytrag zu einer künftigen *Bibliotheca obscurorum virorum*, durch Anführung vieler theils rosenkreutzerscher Schriften selbst, theils anderer mit diesen in oftmals sehr engem Bezuge stehender zu geben, über die er nicht selten ein Urtheil fällt, das Rec. stets zu unterschreiben bereit ist. Oftmals mischt der Vf. auch literarische Notizen ein, die sowohl über die erwähnte Schrift, als über deren Vf. eine dem Literator willkommene Auskunft geben, und übrigens von seiner bekannten Belesenheit ein unzweydeutiges Zeugniss ablegen. Er beginnt mit dem bekannten *Thurneisser* von dem, besonders durch *Khunrath*, auf den schon vor ihnen gelegten Grund theosophischen, astrologischen und magischen Unsinns, ein in aller Hinsicht sehr klägliches Gebäude aufgeführt worden, das von der grossen Verirrung des menschlichen Wissens nur zu laut zeugte, und welches auch die nachher hinzugekommenen alchemistischen und kabbalistischen Strebepfeiler vom Sturze nicht zu retten vermochten. Denn einen solchen Sturz mussten natürlich die folgenden Zeiten mit einer geläuterten Philosophie und Physik beschleunigen. Was von dem bekannten *Joh. Valent. Andreä* hier vorkommt, gehört zu dem schon bekannten. Rec. kann den Wust, nach chronologischer Ordnung erwähnten, rosenkreutzerischen Unsinns hier nicht abermals anführen, will jedoch bemerken, dass die hier genannten Schriften leicht mit mehrern, besonders aus den neuern Zeiten, weil es noch immer hie und da solche Queer- und Leerköpfe giebt, vermehrt werden können. Dem Vf. war es auch um eine solche Vollständigkeit nicht zu thun, weil er nur bis zu dem J. 1633 gehen durfte, um in demselben den *Keim* (?) der Entstehung des Freymaurerordens zu finden, und von da an, neben den Schriften der Freymaurer, auch die der Rosenkreutzer zu verfolgen. „Da die letztern in diesem Jahre, in England ihren bisher gebrauchten Namen abschafften, und sich *Sophi*, *Sapientes* nannten (sagt der Vf. S. 69), so bedienten sie sich solcher figürlichen Redensarten von Wiederaufbauung des Tempels Salomonis etc. um die Absicht *ihres* Ordens zu verbergen, der (?) sich hernach unter Cromwell durch öffentliche und geheime Clubbs (bey den Rosenkreuzern hiessen sie Collegia) oder Logen, als Orden zu dem, was er in der ersten Hälfte des XVIII Jahrhunderts war und theils noch ist, ausbildete". Sein Endzweck war und ist noch (trotz der vielen Auswüchse) *Philanthropie und religiöse Freyheit* (?) zu befördern. Mit der Angabe dieser dem Vf. eigenen Idee, welcher Rec. das Wort zu reden nicht Ursache hat, scheint er auch sich seines Versprechens, den *wahren* Ursprung der Freymaurer angegeben zu haben, zu entledigen. Nur Schade, dass er bey der so bestimmten Angabe des Ursprungs und Endzwecks des Frey-

mau-

maurerordens, so manche hiebey einschlagende Schrift, wie die des Hn. *Nikolai*, und der *Briefe über Freymaurerey* (Nürnberg b. Gratten.) so wie *Vogels Reden über den Zweck der Freymaurerey*, nicht benutzen wollte, da doch besonders erstere seinen Ideen über den Ursprung des Ordens, so wie jenen über Zunft- und Tempelherrnmaurerey, wenn Rec. nicht alles trügt, eine bestimmtere Richtung gegeben haben würde. Vom J. 1650, als in welches die allererste patriotische Freymaurerloge in London fällt, beginnt, mit Einschluss manches, was von dem in den Freymaurerlogen üblichen Ceremoniel allbekannt ist, eine Art von Freymaurer-Chronik, (die gar leicht aus andern gedruckten Nachrichten, besonders aus dem *ersten Hefte der Eleusin. des XVIII Jahrh.* hätte vermehrt werden können,) bey welcher es dem Vf. nicht an Stoff fehlte, seine eigenen, mit unter sehr richtigen, Urtheile über geheime Gesellschaften, und ihre nahen und fernen Auswüchse anzuschliessen. S. 93 erwähnt er auch der *Fesslerschen Idee*, scheint jedoch nicht zu wissen, was dem Hn. *Fessler*, auf das, was er über Wesen und Tendenz der Freymaurerey sich gedacht hat, in der neuesten Schrift: *Die Brüder St. Johannis des Evangelisten etc.* Berlin. 1803, im *Anhange über die Nichtigkeit der Fesslerschen Reformation*, geantwortet ist. S. 94 meint der Vf., man sehe es nicht gern, *wenn der Logenmeister ein eifriger Kantianer sey, der in der Kantischen Philosophie sein Alles finde*, wobey ihm jedoch nicht jede Loge ganz unbedingt beypflichten möchte. In dem Anhange zur Geschichte der Tempelherrn in Spanien und Portugal findet der Leser einen Auszug aus des Grafen *Campomanes Dissertaciones historicas del Orden y Cavalleria de los Templarios* etc. S. 133 hat der Vf. aus einem ihm von Hn. D. *Münter* mitgetheilten Hefte der in Rom von ihm 1785 in verschiedenen Privatbibliotheken abgeschriebenen Aktenstücke, mehrere zum Theil lesenswürdige ausgezogen, von welchen diejenigen, welche das Zeugenverhör der Tempelherrn in Castilien 1310 betreffen, sehr interessant sind. Eine Urkunde zur Geschichte der deutschen Tempelherrn schliesst diese nicht unerhebliche Schrift.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Gemählde der Kindheit und des häuslichen Glücks*, von *Aloys Schreiber*. 1803. 177 S. 8. (Gedruckt in *Essen*, b. Bädeker). (18 gr.)

Eine wohlgemeinte Ansprache an gute, unverdorbene Herzen, die ihre Absicht nicht verfehlen wird. Dem grösseren Theil nach sind diese kleinen Gemählde nach den in Frankreich sehr beliebten *Charmes de l'Enfance* vom B. *Jauffret* copirt, doch so, dass die nationale Manier des überrheinischen Dichters nicht zu sehr hervorsticht. Der Erzählungen sind 37; sie beziehen sich alle auf Freuden der Natur und häusliches Glück. Den Beschluss macht: *Das verödete Dörfchen*, eine Erzählung in fünffüfsigen Jamben nach *Goldsmith*. Bekanntlich lieferte schon *Bürde* eine gereimte Nachbildung derselben, allein die gegenwärtige Uebersetzung stellt dieses durch Simplicität in Wahrheit rührende Gedicht treuer dar. Die Verse sind indess nicht immer fliessend genug; auch finden sich hin und wieder andere Unrichtigkeiten. Z. B. S. 170: *Zu nächtlichen Orgyen (Orgien) eingeweiht.* Druck und Papier verdienen einer rühmliche Erwähnung.

—ft—

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Altenburg* u. *Erfurt*, b. Schnuphase: *Ueber die öffentlichen und gemeinschaftlichen Vergnügungen der Landleute.* Ein Versuch, Polizeydirectoren, menschenfreundlichen Obrigkeiten und wahren Volksfreunden zur Prüfung vorgelegt von *C. H. A.* 1804. 9 Bog. 8. (8 gr.) Dieses Büchlein ist von einem sachkundigen, verständigen und wohlmeinenden Manne geschrieben, und es ist dem Rec. sehr lieb, dass auch diese Sache einmal, und mit so viel Achtsamkeit auf dabey mitwirkende kleine und grosse Dinge, öffentlich zur Sprache kommt. Schon seit vielleicht funfzehn und mehr Jahren that er, auf Veranlassung, einigen Landleuten der Gegend, wo er lebt, den Vorschlag, ob sie nicht statt der grossen daselbst üblichen Hochzeiten, welche viel Beschwerde und wenig Freude mit sich führen, zwey oder drey *allgemeine Freudentage* in den verschiedenen Höfen ihrer Kirchspiele einführen könnten, wovon die Besorgung nach den Dorfschaften sowohl, als auch nach den grossen Häusern in denselben, jährlich abwechseln müsste. Aber das *wie?* machte grosse Schwierigkeit; und eben diese Schwierigkeiten finden sich auch bey der Ausführung der Vorschläge des Vf's, dem es doch gar nicht an Erfahrung fehlt; inzwischen mag sich manches in Obersachsen leichter als in Niedersachsen und Westphalen ausführen lassen; und in Ortschaften, wo Gutsbesitzer sind, die thätig seyn wollen, sind Hindernisse der Einrichtung zweckmässiger Volksvergnügungen mit der wenigsten Mühe zu besiegen. In der Gegend des Vf's scheint übrigens der Luxus noch weit mehr auf dem Dorfe eingerissen zu seyn, als in der Gegend des Rec.; und was jener von *absichtlichen Hagestolzen* sagt, würde auf die Landleute in seiner Nachbarschaft nicht passen, wo die Ehelosigkeit so gut wie bey den Kindern der Edelleute, und noch weit mehr, oft *blosser Nothzwang* ist. Wovon soll der Bauersohn, der kein Land hat, Frau und Kinder ernähren? Wo soll er Wohnung finden? Und hülfe er auch sich selbst durch, so ist die Aussicht für die nächste Geschlechtsfolge, blosse Taglöhner-Familien zu werden, mehr als abschreckend. Was von *Polizeyanstalten* bey den öffentlichen Vergnügungen der Landleute gesagt wird, lässt sich da, wo einmal eine Art von Polizey auf den Dörfern durch die Einwohner selbst schon ausgeübt wird, leichter einrichten als wo diess der Fall nicht ist. Und wie soll der Städter, den der Vf. bey den Vergnügungen der Landleute nicht dulden will, zurückgehalten werden, wenn er sich zudrängt? Und wer wird den Verkäufer von berauschenden und verfälschten Getränken überführen und zwingen? Dem *Vogelschiessen* wäre Rec. nicht abhold; auch würde er den Sonntag-Nachmittag den Landleuten gern zum *beständigen* Freudentag machen, damit nicht gespielt, gesoffen, gelangweilet, und damit auch nicht gearbeitet würde. Von dem jüdischen Sabbat hat der Vf. einen verkehrten Begriff. „Der Sonntag," heisst es S. 92, „ist zugleich dem Genusse anständiger sinnlichen Freuden gewidmet, und unterscheidet sich eben hiedurch (?) von dem altjüdischen Sabbat." Auch kann Rec. den Vf. versichern, dass der bekannte *Kleinjogg* nie einen *Musenalmanach* oder dergl. etwas in der Hand gehabt hat, wie er S. 9 zu glauben scheint.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MAY, 1804.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, in d. Steinischen Buchh.: *Fauna Boica: Durchgedachte Geschichte der in Bayern einheimischen und zahmen Thiere. Von Franz von Paula Schrank*, der Theol. und Philos. Dr., kurpfalzbayerschem wirkl. geistl. Rathe. *Erster Band*, (in zwey Abtheilungen mit besondern Titeln aber fortlaufender Seitenzahl). XII und 720 S. mit 1 Titelkupfer. (2 Rthlr. 8 gr.) *Zweyter Band*, erste Abtheilung. (*Ingolstadt*, b. Krüll). 1801. VIII und 274 S. (1 Rthlr. 4 gr.) *Zweyten Bandes* zweyte Abtheilung etc. 1802. 412 S. (1 Rthlr. 8 gr.) *Dritten* und *letzten Bandes* erste Abtheilung. (*Landshut*, b. Krüll). 1803. VIII und 272 S. *Dritten* und *letzten Bandes* zweyte Abtheilung. 1803. XIX und 372 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Hr. *S.* sagt nicht, welch einen Beruf er zur Herausgabe einer Fauna Bayerns haben konnte, und doch würde diess nicht überflüssig gewesen seyn, da das Buch durch seinen Inhalt hierüber keine befriedigende Auskunft giebt. Nur eine gleich gute Bekanntschaft mit allen Classen des Thierreichs kann die Herausgabe einer allgemeinen Fauna, nur die Aufstellung und genaue Beschreibung einer bedeutenden Anzahl unbeschriebener Thiere in dieser oder in jener Classe, die Herausgabe einer speciellen Fauna rechtfertigen. Dass Hr. S. nicht alle Fächer der Zoologie einer gleichen Aufmerksamkeit gewürdigt habe, davon wird weiter unten Rec. den Beweis führen. Es war also von seiner Seite ein kühnes und nicht zu billigendes Unternehmen, dass er sich an die Herausgabe einer allgemeinen Fauna wagte. Ist aber in dem Buche irgend eine Classe so ausgezeichnet gut bearbeitet, und durch Aufstellung wirklich neuer Arten dergestalt bereichert, dass doch wenigstens die Herausgabe einer speciellen Fauna Dank verdient hätte? Rec. glaubt diess nicht. Wohl sind in den meisten Classen neue Gattungen errichtet, auch mehrere Arten als neu aufgestellt; allein diese sind so beschrieben, dass entweder die Entzifferung unmöglich fällt, oder dass da, wo die Beschreibungen besser ausfielen, es sich bald zeigt, dass nur die Benennungen neu sind, die Thiere selbst aber längst unter andern Namen bekannt waren.

Wir sind weit entfernt, der Arbeit des Hn. S. alles Verdienst absprechen zu wollen, denn die meisten Abhandlungen und allgemeineren Anmerkungen, welche hin und wieder eingewebt sind, geben zuweilen gute Aufschlüsse und gründliche Belehrung, verrathen auch den denkenden Kopf und den philosophischen Naturforscher; allein gerade diese Abhandlungen stehen hier nicht an ihrer Stelle, da sie zur Erläuterung der Thiergeschichte Bayerns nicht mehr als zu der eines jeden andern Landes beytragen. Die besondere Herausgabe jener Abhandlungen hätte Dank verdient, noch grössern aber die Unterdrückung der Aufzählung der Thierarten Bayerns. Zur Bekanntmachung der wenigen wirklich neuen Arten hätte der Vf. gewiss anderswo eine schickliche Gelegenheit gefunden, ohne dass es hiezu der Herausgabe dieser Bände bedurft hätte, die noch überdiess durch Weitschweifigkeit und oft unnöthiges Verweilen bey den bekanntesten Gegenständen, zu einer ziemlichen Dicke angewachsen sind. Nicht selten hat der Vf. eine wenigstens hier nicht statt habende Gelehrsamkeit zur Schau gestellt; denn was sollen theologische, juridische, medicinische und algebraische Digressionen in einer Thiergeschichte?

Hr. S. scheint sich zwar für einen guten Beschreiber zu halten; allein seine Beschreibungen sind gesucht und verworren, und stehen denen von Linné und Fabricius so weit nach, dass nicht einmal eine Vergleichung möglich ist. Der Vf. scheint an Scopoli's geschmacklosen Beschreibungen besondern Wohlgefallen gefunden zu haben, denn viele derselben sind ganz nach dieser Manier abgefasst. Allein Scopoli hat doch noch mehr Methode, wird doch noch durch die Kupfer zu seiner *Entomologia Carniolica* verständlich; hier aber ist die Entzifferung der Arten, wo nicht immer unmöglich, doch immer unangenehm und ermüdend; erläuternde Kupfer hat das Werk nicht, und eine nähere Auskunft will der Vf. der Vorrede zum I Bande nach, auf an ihn zu richtende Anfragen, wegen seiner neuen Arten nicht geben. Rec. übernimmt bey dieser Lage der Dinge, auch nicht bey einer unter den Arten, welche er weiter hin auf des Vfs Wort als neu anführen wird, die Gewährleistung, dass sie es wirklich sey. Einen gerechten Tadel verdienen viele der Farbenbenennungen des Vfs. Was heisst *muschelbraun*, *weinsuppenfarben*, *lausefarben*? Welch ein bestimmter Begriff kann an so unbestimmte, als diese und mehrere andere, Ausdrücke geknüpft werden?

Doch genug der allgemeinen Rügen; Rec. eilt, den Inhalt der drey Bände dieses Buches anzuzeigen, und behält sich für diese Gelegenheit die Belege zu seinem Tadel vor.

In der I Abtheilung des I Bandes kommen die Claſſen der Säugthiere, der Vögel und der Amphibien vor. Die Ordnungen der Säugthiere ſind gröſstentheils die Linnéiſchen, theils die einiger Neuern. Neue Gattungen ſind von dem Vf. nicht errichtet, neue Arten nicht aufgeſtellt, Erläuterungen über dunkle kommen nicht vor. Von dem Hunde ſind S. 48 und 49 zwey bekannte Anekdötchen erzählt, welche eine ſchicklichere Stelle in Raff's Naturgeſchichte für Kinder, als hier, gefunden haben würden. Unſchicklich findet es der Vf., den Namen des Weibes zum Gattungsnamen, und die Benennung des Mannes zum Trivialnamen zu machen, er nahm daher für die bisherigen lateiniſchen Gattungsnamen *Capra* und *Ovis* die Namen *Tragus* und *Murmon* an. Welch' eine Neuerungsſucht!

Bey den Vögeln ſind Linné's Ordnungen beybehalten. Von der Linnéiſchen Gattung *Falco* ſind diejenigen Arten getrennt, deren Schnabel an der Wurzel gerade, am Ende aber gekrümmt iſt, und für ſie die Gattung *Aquila* errichtet. Ueber die Nothwendigkeit dieſer Trennung mögen andere entſcheiden; Rec. ſieht ſie nicht ein. *Strix tripennis* hätte genauer beſchrieben werden müſſen, damit beſtimmt werden konnte, ob die Art wirklich neu ſey. Der Beweis, daſs die *aves meleagrides* des Plinius keineswegs unſere Truthühner, ſondern unſere Perlhühner ſeyen, iſt S. 137 artig geführt. Daſs der Phaſan, (*Phaſianus Colchicus L.*) zur Gattung *Pavo* gezogen iſt, läſst ſich ſchwerlich rechtfertigen. Der Vf., ſtatt den Leſer von den Gründen zu dieſem Verfahren (die aber ſchwerlich trifftig geweſen ſeyn würden) zu unterrichten, erzählt lieber ein Anekdötchen, den Phaſan betreffend, aus den alten Minnezeiten herbeygeführt. Dieſs heiſst denn doch nicht die Naturgeſchichte eines Landes aufklären; doch nicht die durchgedachte Thiergeſchichte Bayerns liefern! Von *Fringilla caelebs L.* iſt unter den Namen *Fringilla nobilis* wahrſcheinlich nur eine Spielart als Art getrennt. Linnés *Scolopax arquata* und *Phaeopus*, haben nach dem Vorgange Schäffers den Gattungsnamen *Numerius* erhalten.

Die Linnéiſchen Ordnungen ſind bey den Amphibien beybehalten, jedoch mit dem Unterſchiede, daſs die dritte, die Schwimmer (*Nantes*), mit Bloch und andern zu den Fiſchen verwieſen ſind. *Laurentis Synopſis reptilium* iſt von dem Vf. ſowohl in Anſehung der Gattungen, als auch bey Beſtimmung der Arten, genutzt worden. Denn ſo iſt hier nach Laurenti Linné's Gattung *Rana* in die Gattungen *Bufo*, *Rana* und *Hyla*, und Linné's Gattung *Lacerta* in die Gattungen *Triton*, *Salamandra* und *Seps* aufgelöſt. *Seps Stellatus* iſt von dem Vf. nur, als er noch Knabe war, geſehen worden, dieſer Umſtand hält ihn aber doch nicht ab, das Thier aus dem Gedächtniſſe aufzuführen. Welch ein Verfahren! Bey den Schlangen kommen die Linnéiſchen Gattungen *Anguis* und *Coluber* vor, ſo wie auch die von der letzteren durch Laurenti abgeſonderte Gattung *Natrix*. Zur Füllung des Raums ſind bey *Salamandra maculata* weitläufige Auszüge aus *Wurfbainii Salamandrologia*, und bey *Natrix vulgaris* ein beynahe wörtlicher Abdruck des Blumenbachſchen anatomiſchen Aufſatzes über dieſe Schlange aus dem V Bande des Lichtenberg-Voigtſchen Magazins beygebracht. Nicht aus eigner Wiſſenſchaft, nach des Vfs eignem Geſtändniſſe, ſondern nur auf das Wort anderer, ſind von den beſchriebenen Amphibien einige als Bewohner Bayerns aufgeführt. Bey einer ſolchen Behandlungsart waren Miſsgriffe und Irrthümer unvermeidlich.

In der zweyten Abtheilung dieſes Bandes kommt die Claſſe der *Fiſche* und die erſte Linnéiſche Ordnung aus der Claſſe der Inſecten, die *Käfer* vor. Bey den Fiſchen ſind Linné's Ordnungen beybehalten und ihnen noch die von den Amphibien getrennte, die Schwimmer, zugeſellt. Durch eine Flüchtigkeit, die kaum zu entſchuldigen iſt, heiſst die Aalgattung S. 304 *Anguilla*, S. 307 aber mit Linné *Muraena*. Welcher von den beiden Gattungsnamen ſoll nun gelten? Ueber die Fortpflanzungsweiſe der Aale ſind Vallisnieri's, Marſigli's und Bloch's Meinungen vorgetragen. Auf neue Arten, oder neue Bemerkungen bey bekannten kann bey dieſer Claſſe Rec. den Leſer nicht aufmerkſam machen. Nach des Vfs Behauptung, ſoll in dem Bayerſchen Landrechte, welches noch jetzt geſetzliche Kraft hat, des ſechsten Theils neunter Titel vortreffliche Verordnungen in Anſehung der Fiſchereyen enthalten. — Die Inſectenordnungen des Vfs ſind beynahe gänzlich die Linneiſchen, auch ſind Linné's Gattungen beybehalten, einige Fabriciſche aufgenommen, und neue hin und wieder eingeführt. Wegen der vom Vf. herrührenden Gattungen, ſoll das Nöthige bey einer jeden Ordnung bemerkt werden; zunächſt alſo hier von den neuen Gattungen bey den Käfern. *Pilularius* — Linné's *Scarabaei exscutellati* — die Gattungen *Ateuchus* und *Copris* des Fabricius. *Involvulus* — die Gattung *Attelabus* des Fabr. und Herbſts, ſo wie auch des letztern Gattung *Rhynchites*. *Salius* — die mit Springfüſsen verſehenen *Rhynchaeni* beym Fabr. Die Gattung *Rhynchophorus* iſt nach Herbſt aufgenommen, und heiſst bey Fabr. *Calandra*. *Peotias* bey Fabr. mit *Ptinus* vereinigt. *Adimonia*, nach Laicharting aufgenommen, bey Fabr. *Gallerucca*. *Gymnopterion*, — bey Linné *Necydalis*, bey Fabr. *Molorchus*. Alle in dieſer Ordnung vorkommenden wirklich neuen, oder als neu angegebenen Arten ſpeciell anzuführen und kritiſch zu beurtheilen, würde Rec. weiter führen, als es ihm der beſchränkte Raum einer Recenſion erlaubt. Einiges glaubt er aber doch ausheben zu müſſen. Eine, bisher ſtets mit *S. parallelipipedus* Linn. verwechſelte, Schröterart, kömmt unter dem Namen *S. bipunctatus* vor. *Pilularius Lunus* iſt *Cop. lunaris* Fabr., *Pil. Beliſama* aber *Cop. emarginata* Fabr. *Melolontha* ſoll der Abſtammung nach, behauptet der Vf., einen *Pillenwälzer* bedeuten. Illigers Etymologie, der dieſes Wort von μηλον — Obſt ableitet, ſ. deſſen Magazin I. S. 142, iſt bey weitem vorzuziehen. *Tragoſita* kömmt zweymal im Buche S. 356 und 419 unrichtig ſtatt *Trogoſita* vor. Mit einigen andern

und

und nicht mit Unrecht, sieht der Vf. den *Bost. piniperda* nicht als die Ursache, sondern als die Folge der Baumtrocknifs an. Bey der Gattung *Crioceris* wird der Trivialname einer der Arten derselben, der *merdigera*, als untauglich verworfen, weil er die Eigenthümlichkeit aller Arten dieser Gattung, sich mit ihrem Kothe zu bekleiden, ausdrücke; jene Art ist daher *lilii* genannt. Lächerlich dünkt uns der der Gattung *Spondylis* ertheilte deutsche Gattungsname *Wanderkäfer.* Der Grund zu dieser Benennung kann unmöglich errathen werden, hier ist aber Hr. S., was nicht oft der Fall in seinen Schriften ist, so gefällig ihn anzugeben . . . . „*Spond. buprestoides hat seltsame Wanderungen von einer Gattung zur andern befahren müssen*" — daher denn der Name *Wanderkäfer.* Hoffentlich wird diese Benennung keine Nachahmungen zur Folge haben; was würde aus der systematischen Nomenclatur in der Naturgeschichte werden, wenn die Missgriffe der Naturforscher bey den Benennungen zum Grunde gelegt werden sollten? Den Larven der Springkäfer wird der Aufenthalt im Holze angewiesen, und der des *El. sanguineus* in alten modernden Eichenstämmen. Diese Fingerzeige sind nicht aus der Acht zu lassen, denn spürt man ihnen weiter nach, so ist die nähere Beleuchtung der Naturgeschichte einer Gattung zu hoffen, welche bis jetzt noch fast ganz im Dunklen lag. Die Folge der Gattungen, welche Hr. S. annahm, ist weder die des Linné, noch die des Fabricius, sie gründet sich auf die Beschaffenheit der Fühlhörner. Zur Ordnung der Käfer hat Hr. S. auch noch die Gattungen *Forficula* und *Blatta* gezogen, welche bey Fabricius in der Classe der *Ulonaten*, bey Linné aber in der Ordnung der *Hemiptern* stehen. Nach den Gründen dieses Verfahrens forscht der Leser vergebens, denn Gründe giebt der Vf. in der Regel nicht an —: leset und glaubet!

Des 2ten Bandes erste Abtheilung beginnt mit einem lesenswerthen Aufsatze, in welchem der Vf. den Begriff von Verwandlung bey den Insecten in dem Sinne, wie er noch hin und wieder genommen wird, verwirft, und mit Bonnet die verschiedenen Gestalten, in welchen die Insecten während ihrer Lebensperiode erscheinen, für Einkleidungen erklärt. Hiernächst trägt er seine Theorie über die Erzeugung thierischer Körper vor, und definirt die Erzeugung: „*ein blosses Fortwachsen des organischen Körpers, indem sich an schicklichen Gegenden desselben einige seiner Theilchen sammeln, und dazu durch den eignen Bau des Mutterkörpers bestimmt, einen dem Mutterkörper ähnlichen Körper bilden, der von diesem eine Zeit lang genährt, endlich aber stark genug wird, für sich selbst zu leben, sich davon losreisst, und sein eignes Leben unabhängig fortführt.*" Rec. überläfst die Würdigung dieser Theorie Fähigern. Endlich verwirft noch im Allgemeinen der Vf. Harvey's Grundsatz: „*omne vivum ex ovo, omne ovum ex coitu*" und zwar den zweyten Theil desselben wegen der Fortpflanzungsweise der Blattläuse im Sommer.

In der gegenwärtigen Abtheilung kommen ausser Linné's Ordnung der Hemiptern auch noch die ersten Familien der Linnéischen Ordnung der Lepidoptern, und zwar bis *Noctua* mitgerechnet, vor. Linné's *Hemiptera* werden von dem Vf. in zwey Hauptfamilien getheilt, *Halbkäfer:* die Classe der *Ulonaten* beym Fabricius; *Wanzen:* die Classe der *Rhyngoten* des Fabr. Bey der Gattung *Thrips* in der ersteren dieser Familien, (welche Gattung bey Fabr. aber bey den Rhyngoten untergebracht ist) kommen als neue Arten vor: *myriophylli, bicolor, leucanthemi, leucoptera*, von allen ist aber nur die Artbezeichnung und der Ort des Aufenthalts angegeben. In der zweyten Familie kommen folgende neue Gattungen vor: *Thyreocoris* und *Coriscus.* In der ersteren sind die Arten *lineata, grammica, cucullata, austriaca* und *scarabaeoides* untergebracht, welche bey Fabr. noch in der Gattung *Cimex* stehen, in der andern kommen nur zwey Arten vor, *dauci*, schon früher von dem Vf. in den physikalischen Aufsätzen beschrieben und von Schäffern abgebildet, und *crassipes* — neu. Sonst sind in den verschiedenen ältern Gattungen dieser Familie mehrere Arten aufgeführt, deren Aufzählung Rec. sich zur Ersparung des Raums enthält. Zumal die Gattung *Aptris* hat einen bedeudeutenden Zuwachs an Arten erhalten, von welchen der grössere Theil aber schwer zu bestimmen seyn wird; zur Geschichte der Gattung hat Hr. S. doch einen wichtigen Beytrag geliefert.

Sehr gerecht ist des Vfs Klage, dafs die Ordnung der Schmetterlinge, welche in Rücksicht auf die Arten mit einer grösseren Sorgfalt, als bey den übrigen Insectenordnungen, bearbeitet worden, in Ansehung der Gattungen beynahe gänzlich vernachläfsiget sey. Linné nahm bekanntlich bey seinen *Lepidoptern* nur drey Gattungen an, theilte aber die letzte, die *Phalaenen*, in acht Familien, denen er besondere Namen beylegte; Fabricius besserte an dem Linnéischen Gebäude, führte neue Gattungen ein, allein diese nicht in hinlänglicher Anzahl, und nicht immer in dem Geiste seiner eigenen Methode. Borkhausens Schmetterlingssystem, welches im Wesentlichen mit dem Schiffermüllerschen übereinkömmt, gehört zu den besten: denn gute Anordnung und Natürlichkeit kann demselben nicht abgesprochen werden, allein es beschwert das Gedächtnifs durch die vielfältig zusammengesetzten Begriffe, und würde einen weit höheren Werth erhalten haben, wenn Borkhausen einen Schritt weiter gethan, und seine Familien zu Gattungen gemacht hätte. Linné's Gattung *Papilio*, durch Fabricius in zwey Gattungen *Papilio* und *Hesperia* gebracht, ist durch Hn. S. in fünf Gattungen aufgelöst worden. Diese Gattungen sind aber nicht alle von gleichem Werthe. Unterdessen sind: die Gattung *Erynnis* — Dickfalter, Linnes *plebeji urbicolae* — *Herperiae urbicolae* des Fabr., und die Gattung *Cupido* — Schildfalter, Linné's *plebeji rurales*, des Fabr. *Hesperiae rurales.* Gleich untadelhaft würde die Gattung *Maniola* Stutzfalter, die Familie *F* des Wiener Systems seyn, hätte der Vf. nicht in selbige auch die

die Falter der *Fam. G.* des Wiener Systems mit aufgenommen. Höchst unvollkommen sind aber die beiden Gattungen *Pieris* — Edelfalter und *Papilio* — Dornfalter. Zu der erstern dieser Gattungen sind die Familien *B. C. D* und *E* des Wiener Systems gerechnet. Dieses Verfahren kann aber von keinem Entomologen, er bekenne sich zu welchem System er wolle, gut geheissen werden; denn hiedurch geriethen Arten beysammen, welche nach ihrer Verwandlungsweise, nach dem Baue der Mundtheile und nach dem Geäder ihrer Flügel nicht durch Familien, sondern nothwendig durch Gattungen getrennt werden mussten. Welch' eine Aehnlichkeit findet zwischen den früheren Ständen der Picris *Apollo* und *cardamines* statt? Wie verschieden sind nicht die Palpen an *P. Polyxena* und *Machaon* gebildet? Wie unvereinbar ist nicht das Geäder der Flügel bey *P. Mnemosyne* und *brassicae*? Aber selbst die Familien, welche der Vf. bey dieser Gattung annahm, würden nicht ohne Ausmerzungen in Gattungen verwandelt werden können; denn so stehet z. B. in der Familie *B. P. Polyxena* mit *P. Machaon* und *Podalirius* vereinigt, welches weder der Fabricianer, noch der Jurinianer billigen darf, da zwischen den Palpen des erstern Falters und den der letztern beiden, so wenig als zwischen dem Flügelgeäder derselben ein Uebereinkommen statt findet. Der Gattung *Papilio* des Vfs welche die Familien H. I. K. L. des Wiener Systems in sich fasst, können ähnliche Vorwürfe gemacht werden.

Bey der Linnéischen Gattung *Sphinx* sind die von Fabricius eingeführten Gattungen *Sphinx*, *Sesia* und *Zygaena* beybehalten. Bey der ersten und dritten derselben ist aber noch die Absonderung neuer unumgänglich nothwendig, da es anstössig ist, die langgezüngelte *S. convolvuli* mit der beynahe zungenlosen *S. Atropos* in einer Gattung, wenn gleich in abgesonderten Familien zu dulden, und nicht minder anstössig, die *Z. Phegea* und dann die *Z. statices* und *pruni* bey den *Zygaenen* stehen zu lassen. Die übrigen Gattungen des Vfs sind ganz die des Wiener Systems mit der Ausnahme, dass er nach Fabricius die Gattung *Hepialus* aufnahm, mit ihr aber die Gattung *Cossus* des Fabr. vereinte, und für die Familie *A.* der Schaben des Wiener Systems, sehr lobenswerth! die neue Gattung *Psyche* errichtete.

Von den Gattungen, welche der Vf. wirklich annahm, kommen wir nun zu denjenigen, deren Einführung er bloss vorschlug. Sie beziehen sich lediglich auf die Familien der Linnéischen Phalaenen, mit Ausschluss der der Spanner und Wickler, welche der Vf. nicht theilbar fand, worin aber Rec. mit ihm nicht gleicher Meinung ist. Für die Spinner des Wiener Systems sind folgende Gattungen vorgeschlagen: 1) *Saturnia* — Augenspinner; die Familie *B.* des Wiener Systems — eine gute Gattung, zu den aber *B. Tau*, sehr mit Unrecht und aus keinem andern Grunde, als wegen der durchsichtigen Flecken im Mittelfelde der Flügel zugesellt zu seyn scheint. 2) *Bombyx* — Seidenspinner; in dieser Gattung stehen nur zwey, und zwar ganz unvereinbare Arten beysammen, nämlich *B. mori* und *versicolora*, die letztere könnte weit eher mit *B. Tau* eine eigene Gattung bilden. 3) *Laria* — Streckbeinspinner; in dieser Gattung finden sich die Spinnerfamilien *D*, *G* und *H* des Wiener Systems sehr zur Ungebühr zusammengezogen, denn kaum würde es hinreichend gewesen seyn, aus diesen drey Familien drey Gattungen zu machen. 4) *Arctia* — Bärenspinner; auch eine Gattung, wo mehr bey ihrer Errichtung auf die Farben des vollendeten Insects und auf die Bekleidungen im Raupenstande, als auf die Bedürfnisse des Systems Rücksicht genommen ist, denn die Spinner der Familien *C* und *F* des Wiener Systems sind hier zusammengeworfen. 5) *Lasiocampa* — Pelzspinner; eine gute Gattung aus den Familien *I*, *K* und *L* des Wiener Systems zusammengesetzt, bey welcher aber doch einige Familien beyzubehalten gewesen wären. 6) *Cerura* — Gabelspinner, die Familie *S.* der Spinner des Wiener Systems — die Arten *terrifica* und *fagi* können aber mit den übrigen nicht vereint bleiben. Den Benennungen der letzteren Gattungen kann der Vorwurf gemacht werden, dass sie von den Eigenschaften des unvollendeten Insects entlehnt sind. Fabricius vermied es nicht nur, dergleichen Benennungen einzuführen, sondern verliess sie sogar da, wo er sie von andern eingeführt vorfand. 7) *Drepana* — Sichelspinner; in einer Monographie dieser Gattung von dem Stadtrath *Laspeyres* in Berlin, ist ihr der Name *Platypteryx* beygelegt. Die Gattung ist richtig, nur ziehet Hr. S. mit Unrecht zu ihr die *flexula*. Was die beiden Benennungen dieser Gattung anlangt, so kann gegen die von Laspeyres vorgeschlagene eingewendet werden, dass sie eben so gut eine andere, etwa die der *Augenspinner* des Vfs, als diese bezeichnen würde: dagegen aber hat sie doch vor der *Schrankschen* den Vorzug, dass sie auf alle darin enthaltenen Arten passt, welche der des Hn. S. nicht eingeräumt werden kann, indem die *spinula*, welche doch unbezweifelt zur gegenwärtigen Gattung gehört, runde und keineswegs sichelförmige Flügel hat.

(Der Beschluss folgt.)

Druckfehler. In No. 55. S. 439. Z. 27 von oben lies *Die Frage* statt *Die Entscheidung der Frage.* No. 110. S. 252 unten st. *Compatibilitäts* - lies *Comptabilitätssachen*, und 253 oben st. *Friedens* - und *Handelsberichte* lies *gerichte.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 MAY, 1804.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, in d. Steinischen Buchh.: *Fauna Boica. Durchgedachte Geschichte der in Bayern einheimischen und zahmen Thiere*, von *Franz von Paula Schrank*. I—III Band. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die zwey von dem Vf. bey den Eulen in Vorschlag gebrachten neuen Gattungen *Poecilia* — *Schakeule*, und *Cucullia* — *Kapuzeule* möchten nicht ganz glücklich gewählt seyn. In der erstern sind als Arten *Noct. perla*, *aprilina* und *runica* des Wiener Systems genannt, und in der letztern sind mit den *kappenhalsichten* Eulen die *holzfarbichten* des Wiener Systems verbunden. Letztere Gattung, wenn sie für die kappenhalsichten Eulen ausschliesend bestimmt wird, ist nicht verwerflich, nur die einzige *N. linariae* würde gewaltsam mit den übrigen Arten in Verbindung bleiben. Auch sind noch die Gattungen *Noctua-Eule* für die Familie *M* und *N*; *Hadena* — *Treibeule* für die Familie *O* und *P* und *Catocala* — *Prachteule* für die Familie *X* des Wiener Systems in Vorschlag gebracht, von ihnen aber keine Charaktere angegeben worden. Die Zünsler des Wiener Systems werden durch den Vf. in folgenden Gattungen untergebracht: *Polypogon* — *Vielbartzünsler*, mit Nennung der Arten *barbalis* und *tentaculalis*, es hätten auch noch andere hiezu gerechnet werden können; *Pyralis* — *Kurzbartzünsler*, hier ist nur *pinguinalis* allein genannt, allein an schicklichen Gefährten wird es auch nicht fehlen; *Nymphula* — *Vierbartzünsler*, die genannten Arten sind *potamogalis* und *nymphaealis*, zu diesen würden auch noch unbedenklich *lemnalis*, *stratiotalis* u. a. m. treten müssen; *Scopula* — *Bürstenzünsler*; *Hypena* — *Langbartzünsler*; *Agrotera* — *Beilbartzünsler*; *Pyrausta* — *Kleinbartzünsler*. Diese Gattungen sind von sehr ungleichem Werthe; überall fehlt, wie der Vf. selbst gesteht, die letzte Feile, und bey allen Eintheilungen werden Ausmerzungen und Einschaltungen unvermeidlich seyn.

Auch die Gattung der Schaben des Wiener Systems hat durch den Vf. Veränderungen erlitten, ob überall mit hinlänglichem Rechte, läfst Rec. dahin gestellt seyn. Borkhausens Schabenspinner, die Eulen-Famile *C* des Wiener Systems, ist unter der Benennung *Setina* — *Motteneule* zur Gattung erhoben; auch Fabricius führte gleichzeitig mit dem Vf. diese Gattung ein und nannte sie *Lithosia*. Allein sowohl bey Fabricius, als auch bey Schrank haben in diese sonst gute Gattung sich Arten eingeschlichen, welche wieder davon getrennt werden müssen. Die übrigen Gattungen des Vfs sind: *Nemapogon* — *Fadenmotte*; *Tinea* — *Gemeinmotte*; *Setella* — *Schnauzenmotte*; *Harpella* — *Sichelmotte*; *Plutella* — *Gabelmotte*; *Stigmella* — *Edelmotte*. Hr. S. nennt diese wichtigen und interessanten Vorarbeiten sehr bescheiden „*einen höchst unvollständigen Entwurf eines Bruchstücks*." Rec., und gewifs mit ihm jeder Freund des entomologischen Studiums, betrachtet diese verdienstlichen Bemühungen als einen schönen Funken, der, gut bewahrt, zur hell leuchtenden Flamme werden kann, die ein neues Licht über die Wissenschaft verbreiten mufs.

An zwey Stellen seines Buchs legt der Vf. das Bekenntnifs ab, dafs die Schmetterlinge derjenige Theil in der Zoologie sey, den er am meisten vernachläfsigt habe, und dem er nur dann einige Aufmerksamkeit schenkte, als er zur Herausgabe dieses Buchs den Entschlufs fafste, weil er ihn als ergänzenden Theil nicht weglassen durfte. Dieses Bekenntnifs eigener Schwäche erklärt die häufigen Mifsgriffe; die unrichtigen Bestimmungen, Verwechslungen und die widersprechende Synonymie. Unter dem Namen *Maniola Lemur* kömmt *P. Janira* und dessen anderes Geschlecht *P. Jurtina S.* vor. *Man. Baucis* höchst warscheinlich *P. Manto* Hübner *Pap.* f. 512—517. Bey *Man. Arcanius* ist eine der Spielarten dieses Falters für *P. Sabaeus* Fabr. gehalten, der doch Linné's *P. Hero* ist. *Man. Manto* ist *P. Iphis* Hübn. Aus den beiden bekannten Spielarten des *P. populi*. L., welche Esper jetzt aber auch als Arten ansiehet, sind zwey Arten unter den Namen *P. Semiramis* und *populi* gemacht. *P. Syrinx* Borkh. und *P. Thalia* Hübn., beide Spielarten, ersterer von *P. Adippe* Esp., und letzterer von *P. Euphrosyne* L. sind, ohne von dem Vf. gesehen worden zu seyn, als in Bayern einheimische Arten aufgeführt. *P. Trivia* ist *P. Delia* des Wiener Systems. Ohne zureichenden Grund wird der Gattungsname *Bombyx* von dem Vf. als ein *masculinum* gebraucht, da er doch stets von allen Entomologen als ein *femininum* gebraucht worden ist. Das Wort βόμβυξ ist zwar in der griechischen Sprache stets, und in der lateinischen gewöhnlich, männlichen Geschlechts, doch fehlt es in der letzteren nicht an Auctoritäten für das weibliche; wozu also eine Neuerung, welche das Abändern sehr vieler Trivialnamen nach sich ziehen mufste? *B. chaonius* ist *B. trepida* Esp.; *B. Morio* ist *B. luctifera* des Wiener Systems. Hr. S. kann sich nicht überreden, dafs Hübners Abbildung der *Z. infausta* das wahre Weibchen

chen dieser Art vorstelle, hält diese Figur vielmehr für einen Spinner, und führt daher selbige unter dem Namen B. *infaustus* auf. Kaum trauet man seinen Augen, wenn man dergleichen Dinge liest. Bey B. *chrysorrhoeus* ist Scopoli's *P. pradata* mit Unrecht angezogen; denn sie ist Hübners *Tin. phantasmella*, wie sich aus der guten Figur Scopoli's ergiebt. B. *roboris* ist die Spielart von B. *quercus* Esp. t. 13 f. 2—6. B. *ambiguus* eine neue Art, von der aber nur das Weibchen, und so unbestimmt chararakterisirt ist, dass die Entzifferung dem Rec. unmöglich fiel. *Hep. Fauna* ist Espers Spielart der *Flina* tab. 82 fig. 7. *Hep. Horta* mit dem Citate Naturforscher III., tab. 1. fig. 9, wo aber nichts weiter als das Weibchen von N. *Ancilla* abgebildet ist. Ein doppelter unverzeihlicher Missgriff, einmal die *Ancilla* zu verkennen, und dann sie zum *Hepialus* zu machen. N. *Ulmea* ist N. *Perflua* Fab.; N. *scrophulariae* von Capieux Eule dieses Namens, welche der Vf. zu N. *verbasci* ziehet, ganz verschieden, und vielleicht neu; N. *margodea* ist N. *rurea* Borkh.; N. *ravida* ist N. *valligera* des Wiener Systems; N. *hordei* ist N. *cespitis* des W. S.; N. *latruncula* — N. *heliaca* des W. S.; N. *marginula* — N. *fuscula* des W. S.; N. *tortricula* — N. *candidula* des Wiener Systems. Unter den Eulen kommen noch als neue folgende vor: *lapathe*, *grisea*, *semistriata*, *ramea*, *gnomon*, *sciaena* und C. *latinum*.

Im II B. 2 Abth. kommen die noch übrigen Gattungen der Linnéischen Phalaenen, und dessen Ordnungen der *Neuroptern* und *Hymenoptern* vor. In der Gattung der Spanner bieten dem Rec. sich folgende Bemerkungen dar: Bey *Ph. Fasciaria* ist Rösels Abbildung der *cervinata* fälschlich angeführt; wenn des Vfs *Ph. vernaria* die Schäffersche, welche runde Hinterflügel hat, ist, so kann sie schon um deswillen die Hübnerische nicht wohl seyn, weil bey diesen die Hinterflügel eckigt sind; *Ph. bupleuraria* ist die *margaritaria* Bork.; *Ph. marmorata* Sulz. ist eine eigne Art, und daher fälschlich als Spielart zur *Ph. betularia* gezogen; *Ph. repandata* mit dem Citate der *repandata* Scopol., vermuthlich Linné's *remutata*; *Ph. crepuscularia* mit dem Citate aus dem Wiener System, verschieden von dem gleichnamigen Spanner Hübners; *Ph. ziczagaria*, vielleicht ein verflogenes Exemplar von *lichenaria*; *Ph. dimidiata* vermuthlich Hübners *duplicaria*; *Ph. dentaria* ist *Ph. bidentata* L.; *Ph. bicommata* ist *impluviata* Hübn.; *Ph. bilineata*, nicht die Linnéische, welche des Vfs *dumetata* ist; *Ph. propugnata* nimmermehr der gleichnamige Spanner Hübners und Fabr., mithin das Citat aus dem Wiener System falsch; *Ph. alchemillata* wohl die Hübnersche, nicht aber die Linnéische; *Ph. ophitata* — vielleicht *psittacata* Fabr., aber welch' eine Beschreibung! — *Ph. lynceata* mit fälschlicher Anführung der *lynceata* Fabr., welche Linnés *ocellata* ist, des V. Spanner ist nicht genau zu bestimmen; *Ph. alpinata*, das Citat aus Scopoli, sowohl dem Namen, als der Numer nach falsch; denn N. 580 ist nicht *aethiopata*, sondern *nigrata*, und *aethiopata* ist unter N. 581 beschrieben — aber weder der eine, noch der andere Spanner Scopoli's kann zur *alpinata* gehören, wie schon die oberflächlichste Vergleichung zeigt; *Ph. cuspersata* mit dem Citate Schäffer *icon.* XII f. VI?, woselbst aber eine Spielart von Linné's *remutata* abgebildet zu seyn scheint. Als neue Arten kommen in dieser Gattung noch vor: *Ph. cinerata*, *griseata*, *tricolorata*, *solata*, *heparata*, *bifasciata*, *lucinata*, *derasata*, *carbonata*, *cariata*, *ternata* und *seriata*.

Bey den Zünslern kommen als Arten, deren Bestimmung dem Rec. nicht gelang, vor: *julialis* und *undalis*; *aversalis* ist vielleicht *curionalis* Hübners; *paludalis* ist *Ph. ornata* des Wiener Systems, und vielleicht die *Ph. paludata* Linné's, obgleich dessen Beschreibung etwas abweicht; bey *P. fascialis* würde die mit Unrecht bey *Ph. alpinata* angeführte *Ph. aethiopata* Scop. anzuziehen gewesen seyn. Bey den Wicklern finden wir zu bemerken: dass des Vfs *litterana* keineswegs Linnés Wickler dieses Namens sey; dass die Bezeichnung der *pauperana* auf mehrere bekannte Wickler passe; dass *biangulana* von Hübners *flavana* nicht verschieden zu seyn scheine; dass *scopoliana*, nach dem Citate zu urtheilen, nicht die *scopoliana* Fabr. seyn könne; dass *dipsacana* auch von Kühn im XI Stücke des Naturforschers S. 42 beschrieben worden sey. Als neue Arten kommen in dieser Gattung vor: *chalybeana*, *anarin*, *sexpunctaria*, *verbascana*, *verucana*, *cineraria*, *vitelliana*, *alpinana*, *glareana*, *hirundana*, *tiliana* und *obscurana*. In der Gattung der *Federmotten Psyche* kommen zwar keine neuen Arten vor, allein ein wichtiger Beytrag zur Geschichte der Gattung ist hier geliefert. Bey den *Gemeinmotten* (*Tineae*), sind zwar mehrere Arten als neu aufgeführt, Rec. führt sie aber nicht weiter an, weil nur von sehr wenigen die Entzifferung ihm gelang; er verweiset daher die Entomologen auf das Buch selbst, und wünscht ihnen bey der Entzifferung derselben mehr Geduld und Glück, als er dabey hatte. In der Gattung der Geistchen ist keine neue Art aufgeführt. In der Ordnung der Netzflügler (*Neuroptera* Linn. = *Synistata* und *Odonata* Fabr.) kömmt die neue wohl zu billigende Gattung *Perla* vor, in welche mit *Semb. lutaria* Fabr., O. F. Müllers *Phryg. variegata*, *Phryg. ruficrus* aus des Vfs *Enum. Inf. aust.*, auch eine neue Art *Perla nigra* verwiesen worden. Dass *Hem. pulsatorius* zu Anfange des Herbstes mit einer anderen Farbe auch Flügel erhalte, wird von dem Vf. behauptet. Ist diese Bemerkung richtig, so gehört sie ohne Zweifel zu den interessantesten im ganzen Werke. Die wenigen neuen oder angeblich neuen Arten, welche in den verschiedenen Gattungen dieser Ordnungen erscheinen, glaubt Rec. unangezeigt lassen zu dürfen.

Der Linnéischen Ordnung der *Hymenoptern*, des Fabricius Classe der *Piezaten* ist von dem Vf. der deutsche Name *Vespe* beygelegt. Folgende neue Gattungen kommen in dieser Ordnung vor. *Coelogaster* — *Beutelwespe* mit nur einer Art *C. conicus*, deren Bestimmung dem Rec. nicht gelang, daher er von der Gattung nichts sagen kann. *Serphus* — *Sichelschwanz*, auch hier kömmt nur eine Art *S. brachypterus*, welche

che des Fabr. Ichn. *emarcinator* ist, vor. In Walkenaers Faune parisienne erhielt diese Gattung den Namen *Evodorus*. *Arge*, eine aus der zweyten Faune der Blattwespen des Fabr. entstandene Gattung, deren Nothwendigkeit nicht wohl abzusehen ist, wenn nur auf die Mundtheile Rücksicht genommen wird. Die Art N. 1992 *berberides*, von welcher nur die Larve aufgeführt ist, wird eingehen müssen, und mit *A. enodis*, von welcher sie die Larve ist, zu verbinden seyn. *Diprion* — *Kammwespe*, die dritte Familie der Blattwespen des Fabricius, eine Gattung, welche ganz wegbleiben konnte, so wie auch die Gattung *Psen* — *Sackleiterwespe*, in welche die Blattwespen mit plattgedrückten Hinterleibern gesetzt sind. — *Leuc. coelogaster* ist das Weibchen mit *Leuc. dubia*, eine Var. des Männchens von *Leuc. dorsigera* Fabr. Der Vf., welcher doch so manche überflüssige Gattung aufstellte, hätte wohl eine neue für den *Sphex sispes* errichten können, welches Fabr. that, der sie unter der Benennung *Chalcis* einführte. Weshalb begnügte der Vf. sich mit einer einzigen Gattung bey seinen Bienen? *Apis curvicornis* ist *Anduna spiralis* Fabr.

Des III Bd's 1 Abth. enthält, ausser einer 52 S. langen Abhandlung — „*Beyträge zur Beobachtungskunst in der Naturgeschichte*“ deren aufmerksame Durchlesung *dem Anfänger in der Naturgeschichte* zu empfehlen ist, — die noch übrigen Insecten Ordnungen Linnés *Diptera* und *Aptera*.

Bey den Zweyflüglern des Vfs, Fliegen, den *Antliaten* des Fabr., kommen folgende neue Gattungen vor: *Atrichia*, eine aus der *Musca saltitans* und *spoliata* des Scop. mit Hinzufügung der neuen Art *fasciata* errichtete Gattung; *Nemotelus*, ganz verschieden von des Fabr. Gattung dieses Namens, hier nur eine Art *albisetus* aufgeführt, welche des Fabr. *Mulio ichneumoneus* ist; auch des Vfs Gattung *Volucella* ist von der gleichnamigen beym Fabr. ganz verschieden, denn sie bestehet aus Arten, welche bey Fabr. in den Gattungen *Sysphus* und *Musca* untergebracht sind; *Trupanea*, nach *Guettard* aufgenommen, die Arten dieser Gattung als *arcuata*, *seminationis*, *umbellatarum* etc. stehen beym Fabr. in der Gattung *Musca*; *Orthoceratium*, wozu als Arten *Musc. lacustris* Scop. und eine neue *cinereum* gerechnet sind; die Gattung *Sicus* von Scopol. eingeführt, hat bey Fabricius den Namen *Myopa*.

Dem Vf. war vermuthlich *Bracy Clark's* musterhafte Monographie der Gattung *Oestrus* unbekannt: sonst würde er manche unrichtige Bestimmung haben vermeiden können. Arten nach mündlichen Berichten von Jägern aufzunehmen, wie diess mit *Oest. elaphi* N. 2291 geschah, ist unvermeidlich. Eben so unrecht ist es, in Thierverzeichnissen Insecten im Larvenstande aufzuführen, wie bey *O. cervi* und noch an andern Orten: denn auf diese Weise muss nothwendig oft der Fall eintreten, dass ein Insect zweymal vorkommt, einmal als Larve, einmal als vollendetes Insect, z. B. *Arge enodis* und *berberidis*. Bey der Gattung *Tipula* sind gute Fingerzeige gegeben, um diese in mehrere aufzulösen; weshalb legte denn aber der Vf. nicht selbst Hand an das Werk? Wenn der Unterschied zwischen *Fab. pluvialis* L., und des Vfs *Fab. hyetomantis* kein anderer ist, als die einander näher stehenden Augen bey der letztern Art, so würde sie nichts weiter, als das Männchen der erstern seyn. Der Vf. scheint nicht zu wissen, dass die Breite des Stirnbandes bey allen Zweyflüglern das untrüglichste Kennzeichen des Geschlechtsunterschiedes abgiebt. *Culex bifurcatus* ist weiter nichts, als ein ganz gewöhnliches Männchen von *C. pipiens*.

Bey den flügellosen Insecten (*Aptera* Linn.) kommen folgende neue Gattungen vor; *Arctiscon*, Eichhorns Wasserbär. Hr. S. tadelt Spallanzani's und Eichhorns Abbildungen dieses Insects, und mit Recht: allein eine vortreffliche Figur dieses Thierchens stehet im VI Hefte des Fueslinschen Archivs. Vermuthlich war sie aber dem Vf. unbekannt, der uns in dem von ihm angehängten Verzeichnisse der benutzten Schriftsteller sagt, dass jener Heft ihm fehle. *Hydrachna*, bey Fabr. *Trombidium*; *Chelifer*, nach Degeer und Geoffroi aufgenommen; die Arten dieser Gattung standen bey Linné so unschicklich in der Gattung *Phalangium*, als sie bey Fabr. in der Gattung *Scorpio* stehen; *Cancer*, bey Fabr. *Astacus*; *Squilla* und *Ino*, bey Fabr. *Gammarus*; *Triops*, *Cyclops*, *Amymone*, *Nauplius*, *Cypris*, *Lynceus* und *Daphnia* nach Müllern aufgenommen, machen bey Fabr. die Gattung *Monoculus* aus. Von dem gewöhnlichen Flusskrebse ist der Steinkrebs *C. torrentium* als Art abgesondert, was der Vf. anführt, scheint sein Verfahren zu rechtfertigen; Herbst mag hierüber entscheiden.

Die Classe der Würmer füllt des III Bd's 2 Abth., und beschliesst das ganze Werk. Die angenommenen Ordnungen sind: *Aufgussthierchen*, *Gemeinwürmer*, *Eingeweidewürmer*, *Gliederwürmer*, *Schaalthiere* und *Röhrenthiere*. In der ersten dieser Ordnungen sind die Gattungen ganz die des Etatsraths *Müller*, mit den Ausnahmen, dass die Gattung *Trachelius* aus einigen Arten der Müllerschen Gattung *Vibrio* gebildet ward; dass des Vfs Gattung *Ceratium* bey Müller mit der Gattung *Bursaria* vereint ist; dass die Arten der Gattungen *Ecclissa* und *Rotifer* bey Müllern unter den *Vorticellen*, und die Arten der Gattung *Vaginaria* in den Gattungen *Trichoda* und *Brachyonus* zu suchen sind. Der Vf. sagt S. 19: „*er kenne die Aufgussthiere eben so gut als Hr. Hedwig die Moose*“. Diess heisst viel, sehr viel gesagt, und was kann bey einer solchen Aeusserung dem Rec. noch zu sagen übrig bleiben? In der Ordnung der *Gemeinwürmer* kommen nun keine neue Gattungen, doch in den aufgestellten einige neue Arten vor. Die Ordnung der Eingeweidewürmer gehört mit zu den besseren Theilen des ganzen Werks, und in diesem Fache hat der Vf. sich schon früher vortheilhaft bekannt gemacht; die einzige hier vorkommende Gattung ist *Hygroma* — *Finne*. In der Ordnung der Gliederwürmer finden wir keine neue Gattung, und nur eine neue Art *clavata* in der Gattung *Hydra*. *Galba* mit der Art *pusilla*, ist die einzige in die Ordnung der Schaalthiere eingeführte Gattung. *Melicerta*, bey Linné *Sabella*; *Limnias*, mit einer Art *ceratophylli*; *Linza*, bey Müllern mit *Vorticella* verbunden,

den, sind die neuen Gattungen in der Ordnung der Röhrenthiere.

Rec. schliesst hiemit diese lange Anzeige eines Werks, in welchem das Gute und das Schlechte so ziemlich im Gleichgewichte stehen, eines Werkes, welches seiner Mängel ungeachtet den Naturforschern mehr bekannt zu werden verdient, als es ihnen in der That bekannt zu seyn scheint. Dass die Herausgabe in drey Verlagshandlungen geschah, mag daher rühren, dass die ersten beiden Verleger beym Absatze ihre Rechnung nicht fanden.

Leipzig, b. Jacobäer: *Naturhistorische Abhandlungen der batavischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem.* Aus d. Holländ. übers. von D. v. *Halem*, Medicinal-Rath beym kön. Collegio Medico et Sanitatis u. s. w. Mit 18 sauber illum. u. schwarzen Kupfern. Erster Band. 1802. 126 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die batavische Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem hat sich, wie der historische Bericht der Gesellschaft beweiset, durch mehrere die Naturkunde betreffende Preisaufgaben, welche sämtlich die wirkliche Verbreitung der Kenntnisse in diesen Wissenschaften, und den von der Anwendung zu hoffenden Nutzen bezwecken, sowohl um ihr Vaterland, als um alle Freunde der Wissenschaften ein bleibendes Verdienst erworben. In dem vor uns liegenden I Bd. befinden sich *mikroskopische Beobachtungen über die Krystallisation der Metalle* von *A. C. Swaving*. Eine eben so lehrreiche als angenehme Abhandlung, welche eine deutliche Anweisung der Auflösung und Krystallisation der Metalle enthält. Hr. S. liefert in 30 verschiedenen Versuchen das Resultat seiner Beobachtungen, welche durch die beygefügten sehr schönen Originalkupfer auf deutlichste dargestellet werden. Er beschliesst diese Abhandlung mit einigen Bemerkungen und Vorschriften zum Gelingen dieser Versuche, und zeigt auf einer beygefügten Tafel, welche Metalle sich krystallisiren, und welche Auflösungsmittel sie erfodern. Ueber die wichtige Lehre von der Verwandtschaft der Metalle müssen diese Versuche immer mehr Licht verbreiten. II. *Anleitung, undurchsichtige Gegenstände unter dem zusammengesetzten Mikroskop gehörig zu erleuchten*, von demselben Vf., welcher hier einige nützliche und zweckmäfsige Verbesserungen des zusammengesetzten Mikroscops mittheilt. III. *Ueber die Infusions-Thiere*, ist ebenfalls vom Hn. *Swaving*. Besonders interessant für die Naturforscher. Auch die kleinsten Infusions-Thierchen sind lebende organische Geschöpfe, die sich willkürlich bewegen, jedes aufstossende Hinderniss sorgfältig zu vermeiden suchen, den Unterschied zwischen Licht und Finsterniss kennen, und Gefühl von Furcht und Schmerz zu besitzen scheinen. In Rücksicht ihrer Grösse, Form, Durchsichtigkeit und Art, sich zu bewegen, sind sie sehr verschieden. Wegen des äusserst kleinen Körperbaues, wissen wir von ihrer innern Oekonomie sehr wenig. Ihre Fortpflanzung geschieht sehr schnell, und je kleiner die Thiere sind, desto grösser scheint ihre Fruchtbarkeit zu seyn. Von der Art der Fortpflanzung selbst wissen wir nichts bestimmtes; indessen ist es wahrscheinlich, dass es bey einigen durch Eyer geschieht. Der dünnste Theil eines mit faulenden Pflanzen angefüllten, und bis auf den dritten Theil ausgetrockneten Morastes, die Lache des Kuhmistes, der Sehnerve eines Menschenauges, welcher drey Wochen in Regenwasser gefaulet, ein Aufguss von Fliederblumen, ein sehr verderbener Aufguss verschiedener Pflanzen, und der Aufguss des Pferdemistes, lehrten den Vf. eine Menge Thierchen dieser Art kennen, die selbst in einerley Pflanzen-Aufgusse oft verschieden waren, und auf eine sonderbare Weise ihre Gestalt veränderten. Versuche über die Lebensdauer dieser Thierchen zeigten dem Vf., dass einige von einem Aufgusse von verfaultem rohen Fleische noch am achten Tage lebten. IV. *Geschichte einer merkwürdigen steinartigen Bekrustung im Munde*, durch *J. Willemse*. Die Kranke war eine Frau von 36 Jahren, welche diese kalkartige Kruste an den Backenzähnen hatte, die auf einer sehr sauber gestochenen Kupfertafel hier abgebildet ist. V. *Bemerkungen über den Ursprung der Vehne* (Torfmoore) durch *M. v. Marum*. Dieser berühmte Naturforscher glaubt, dass die Entstehung des Torfmoors vorzüglich der *Conferva rivularis* zuzuschreiben sey, welches er durch einige Beobachtungen zu beweisen sucht. Allein wenn wir auch die Richtigkeit derselben zugeben: so scheinen uns doch die daraus gezogenen Resultate zu gewagt. Die *Conferva*, die er *rivularis* nennt (eigentlich *fugacissima Roth*) müsste in ungeheurer Menge vorhanden seyn, wenn sie die Hauptbestandtheile des Moors seyn sollte. Ein Heuwagen voll davon, würde kaum einen einzigen Torffaden ausmachen. Die faserichte Substanz des Torfs ist durchaus ganz anderer, nämlich holziger Natur, und kann daher nicht, wie *v. Marum* meint, aus dieser *Conferva* kommen, welche eine, das dünnste Goldschläger-Häutchen noch an Dünne übertreffende, Membran ist. Zudem müsste ja diese *Conferva* allenthalben Torf bilden, wo sie wäre. Diess ist aber durchaus gegen die Erfahrung. Der Torfboden ist ein eigener Boden, zu dessen Wiedererfetzung mehrere Pflanzen beytragen. Z. B. *Ledum palustre; Myrica Gale; Vaccinium uliginosum* und *occycoccos; Empetrum nigrum; Eriophoron polystachion* und *Vaginatum* vornehmlich aber *Sphagnum palustre*. Alle diese Pflanzen sind daher auch auf dem Vf. S. 116 erwähnte *Teufels-Moore* zwischen Bremen und Stade sehr häufig. Da der Fischteich, an welchem der Vf. seine Beobachtung machte, nicht an den Seiten mit Bohlen abgesetzt war: so läst sich auf eine ungezwungene Art das so schnelle Anhäufen der Torferde aus dem Zuschiessen des Bodens von allen Seiten erklären. — Man hat übrigens noch nirgends bemerkt, dass obige *Conferve* auf anderen, als Torfboden, jemals Torf erzeugt habe, so häufig sie auch, z. B. auf dem Kleyboden um Bremen sich befindet.

M. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 18 MAY, 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Ideen über Getreide-Magazine, nach ökonomisch-statistischen Ansichten, samt Prüfung der dabey gemeiniglich angenommenen Grundsätze und Vorschläge, wie durch andere damit zugleich in Verbindung zu stellende Mittel zur Verkaufs-Concurrenz Theurung und Hungersnoth am sichersten entfernt werden können.* Von *Heinrich Wilhelm Schultes*, H. S. Altenburg. Obersteuer-Secretär. 1803. VI u. 68 S. Fol.

Die in Zeiten der Theurung oft schon aufgeworfene Frage: wann sind Fruchtsperren zweckmäfsig und Getreide-Magazine nützlich? gehört zu den wichtigsten Angelegenheiten des Tages. Möchte man nur darüber mehr die aus Erfahrungen gezogenen Resultate des Staatsmannes, als eine auf Hypothesen gestützte Speculation des Dilettanten erhalten, welche gewöhnlich an vorher nicht bedachten Schwierigkeiten scheitert! Der Vf. erklärt ganz bescheiden: „seine Absicht sey nicht, die Sache zu erschöpfen, sondern nur Winke im allgemeinen zu geben."

Nachdem er einige Fragmente der Landes-Anstalten bey den Athenienfern und Römern mitgetheilt hat, die ihn auf seine Ideen gebracht haben sollen, geht er zur Entwickelung seines Plans über. Man stöfst hier auf Grundsätze, die einen hohen Begriff von dem Geiste seiner Theorie geben, z. B. „in dem *salute publica* ist das *salus* von jedem *einzelnen* Unterthan im Staate schon mit begriffen: wird *dessen salus* durch irgend eine, nach dem Gemeinsatze und Wahne: der Zweck heilige die Mittel, organisirte Landes-Anstalt alteriret; so ist es wahrhaftig nichts mehr und nichts weniger, als Selbsttäuschung, wenn man noch von *salute publica* spricht." Auf der andern Seite ist er aber wieder sehr nachgiebig. Ihm ist, nach dem Begriffe des römischen Rechts, *Freyheit*, die in allen Staaten geehrte, zum Umfange des öffentlichen Wohls gehörige Freyheit: das Vermögen zu handeln, wie es einem beliebt, sofern er nicht durch gesetzliche, oder öffentliche, oder *Privat-Gewalt*, (also nach seiner Citation L. 152 D. de D. R. J. durch ein Verbrechen) oder auch durch rechtliche Ansprüche anderer daran verhindert wird. So hat auch der Sklav eine bedingte Freyheit, die wenigstens einer willkürlichen Fruchtwipperey nicht entgegengesetzt werden kann!

Als *Fehler* der Getreide-Magazin-Anstalten bemerkt er vorzüglich: wenn dem Grundeigenthümer a) eine perennirende jährliche Abgabe oder b) eine Abgabe nach dem Flächengehalt c) ohne Rücksicht auf Zinsen und andere Beschwerden d) gegen festgesetzte Preise, angesonnen wird, die nicht auf dem Verhältnisse zum reinen Ertrag und zum gemeinen Bedürfnisse beruht, also besonders in Misjahren ohne Noth dem Landmanne lästig wird. Magazin-Anstalt darf nicht Speculation auf Gewinn, sondern nur Deckung des Mangels und Minderung der Marktpreise oder „Belebung der Verkaufs-Concurrenz" zur Absicht haben. Das sey die Linie zwischen Magazin und Dardanariat. (Doch ist es auch eine wesentliche Bemerkung, dafs durch allzugeringe Preise der Magazinfrüchte die Verkäufer zurückgeschreckt werden.) Er spricht nun I über die *Getreide-Handelsfreyheit*, die er der Sperre vorzieht, weil durch das Ausfuhr-Verbot, besonders durch die „Pafssperre" (wenn eine gewisse Quantität zum Bedürfnisse auf Zeugnisse ausgeführt werden darf) nur Schleichhandel veranlafst, und doch das Einfuhr-Gebot vereitelt, die Concurrenz der ängstlichen oder wuchernden Käufer aber vermehrt werde. Der Ueberflufs, wo er auch sey, verbreite sich von selbst und ziehe sich dahin, wo Mangel und Nachfrage ist. Zölle seyen ein Hindernifs dieser Freyheit. Doch sey die Prüfung der Tabellen über Einfuhr- und Ausfuhr-Zölle ein Barometer, die Ursache zu erforschen und zu entfernen, wenn der Handel zu stocken anfängt. Sperren würden gewöhnlich erst verfügt, wenn das Getreide schon gestiegen sey, ohne die Ursache, etwa durch Controllirung der Müller und Becker, zu untersuchen, und nicht, wenn es zu steigen anfange. Sie wären nur dann nützlich, wenn ein Ausland, ohne Consumtibilien einzuführen, zum Magazin oder zum Handel aufkaufen lasse. II. Der *Landes-Ertrag* dürfe nicht nach eingezogener allgemeiner Erkundigung oder nach dem Flächengehalt der Aecker oder nach dem Aussaat-Verhältnisse berechnet werden. Er will vielmehr, um den *reinen Ertrag* (den Ueberflufs) zu bestimmen, gegen eine, theils von jedem Feld-Eigenthümer, theils aus der Magazins-Casse, abzugebende verhältnifsmäfsige Belohnung, jährlich Tabellen aufnehmen lassen, in welchen A der Gehalt und die Beschaffenheit aller Grundstücke, B der Bewirthschaftungsstand oder die Art des darauf gezogenen Products, C die Summe der Schocke jeder Getreidart, nach Abzug der Zehenden, u. s. w. D der Ertrag des Ausdrusches, nach Abzug der Abgaben an Drescherlohn, Zinsen, u. dgl. E der wahre Ueberschufs, nach Abzug des Saamen-Getreides und Haus-be-

bedarfs, mit Rücksicht auf den Mehlgehalt der Körner, angegeben und berechnet, damit aber F das Consumtions-Bedürfniss des Orts, das ist, was die, welche keinen reinen Ertrag übrig behalten, für sich brauchen, verglichen, mithin der wahrscheinliche Mangel oder Ueberschuss ausgemittelt werden könnte. Hiezu käme dann G eine Einfuhr-Verkaufs- und Einsatz-Controle über jedes Dorf. (Solche Tabellen jährlich für ein ganzes Land, was für ein Aufwand, welche ungeheure Mühe! Die gröfste Schwierigkeit aber ist, dass eine allgemeine Uebersicht alsdann erst, wann ausgedroschen, also zu einer Zeit möglich seyn würde, wenn ein groser Theil des reinen Ertrags schon wieder veräussert ist. Und hätte man auch ein zuverlässiges Resultat; so ist doch, ohne den Zusammentritt mehrerer Fürsten, in schmahlen Strichen Landes, die in beständigem Verkehr mit dem Nachbar sind, und dessen reinen Ertrag zum Ihrigen rechnen, oder die von einem andern Lande umschlossen von dessen Verfügungen abhängen, oder wenigstens weit entfernt vom Hauptlande liegen, die Anwendbarkeit nur precär oder unmöglich, wie die Erfahrung bey der letzten Theurung gelehrt hat. III. Das *Consumtions-Bedürfniss* setzt eine Vergleichung des (reinen) Ertrags mit der Quantität der Consumtion, nach der Verschiedenheit der Consumenten, und mit Rücksicht auf die Fremden, voraus. Alsdann lasse sich die Frage beantworten: wird, oder eigentlich: ist im Lande das, was man darin braucht, erbaut? Die Consumtion ist ihm entweder die bestimmte, gewöhnliche, oder die unbestimmte, welche Vorräthe auf ungewisse Fälle erfodert. Das Erbauen einer gröfsern Menge von Frucht, die Industrie überhaupt, müsse erst auf alle Weise befördert werden. Die Marktordnung, welche der zuerst kaufenden ärmeren Classe ihr kleines Bedürfniss gewöhnlich theurer mache, als den zuletzt concurrirenden Beckern und Aufkäufern, verdiene eine den Fortschritten der Cultur gemäfse Revision. So auch Gemäss, Waagen-Mühlen- und Becker-Ordnung. Ueber das eingesetzte Getreide sey Aufsicht nöthig, damit es nicht dem Schleichhändler zu Theil werde. Becker, inländische Aufkäufer sollten das auf dem Markte erkaufte Getreide nie aus der Stadt schaffen dürfen. Dem Ausländer sey nur gegen ein anderes importirtes Bedürfniss, z. B. gegen Holz, Getreide zu vertauschen, oder auf ein sehr bestimmtes gerichtliches Zeugniss, (wobey eine sehr pünktliche und mühsame Controle vorgeschlagen wird.) Die Einschränkung des Getreide-Verkaufs auf die Marktplätze sey hart und zweckwidrig. Ein Getreidemarkt sollte wöchentlich zum Erkauf des wechselseitigen Consumtions-Bedürfnisses, und jährlich zweymal, im November und im Junius, zum Handel *en gros*, für die Aufkäufer, auch zur Ausfuhre, erst in den Haupt- zuletzt in den Grenzstädten, gehalten werden, wenn reiner Ertrag übrig wäre. Zu dem Ende sey eine *Importations-Ordnung* oder ein *Vertrag* mit den Bauern nöthig, wenn, und, wo möglich, wieviel sie von ihrem reinen Ertrag auf die Märkte zum Verkauf wenigstens bringen sollen; wozu die Grenzdörfer zuerst zu fodern wären.

Das Verhältniss des *Magazin-Contingents* der Einzelnen zu bestimmen, sey schwer. Man müsse auf örtliche Umstände, auf Aecker und Getreidemaass, auf den reinen Ertrag und auf die Consumtion sehen. Ja, es müsse, ausser solchem und dem gröfsern Importations-Contingent, dem Landmann auch noch zum freyen Verkauf im Inlande oder Auslande etwas übrig bleiben. Freye Felder könnten mehr abgeben, als sehr beschwerte. (Es steckt aber darin auch ein gröfseres Capital.) Er nennt Magazin: „eine Sammlung überflüssiger Getreide-Vorräthe, um solche nach Wunsch brauchen zu können." Ueberfluss sey nur da, wenn mehr erbaut ist, als die Nothdurft erfodert. Deckt aber der reine Ertrag nicht die unbestimmte Consumtion, so entstehet Mangel und Theurung; fehlt es auch an der bestimmten, Hungersnoth. (Theurung entstehet oft durch zufällige Umstände plötzlich, durch Aufkauf, oder durch Furcht.) Die Sammlung und Oeffnung des Magazins sollte Theurung und Nothstand nicht erst abwarten. Hungersnoth sey in einem gut verwalteten Staate nicht denkbar. Doch heisst es: wenn die Polizey durch die erwähnten Mittel das richtige Verhältniss nicht herstellen könne; so lege sie alsdann Magazine an, um die unbestimmte Consumtion auf ein Jahr in Körnern und auf ein Jahr in Mehl, höchstens auch einen Theil der bestimmten Consumtion zu decken. (Wie aber, wenn der reine Ertrag nicht mehr zureicht, und die Nachbarn sperren?) Das Magazins-Contingent müsse ein Jahr, sechs Monate wenigstens, creditirt und alsdann nach dem Mittel-Marktpreise des Jahrs vergütet werden. (Also nicht nach der *condictione triticiaria?*) So setze das Magazin keinen Fonds voraus, weil auch die Einwähr bey dem beständigen Wechsel nicht merklich sey (?!) Sonst müsse die landesherrliche Casse den Vorschuss leisten und die Landschafts-Casse den Verlust tragen.

Man sollte Amts-Stadt- und Dorfs-Magazine zugleich anlegen. Diese bestehen in einem Theile des reinen Ertrags, den jeder Bauer aufheben muss, damit vom Staate darüber disponirt werden könne. (Eine durch die Erfahrung bewährte, oft allein schon ausreichende Anstalt.) Amts-Magazine müssten halb im October, halb im December von den Amtsunterthanen und Untersassen, die reinen Ertrag haben, nach dessen Verhältnisse, frey zusammengeliefert und in grosen Gemäsen, zu 3 bis 10 Scheffel (!) nachgemessen werden. Auch eingesetztes Getreide könnte zum Magazin gekauft werden. Die Magazine müssten einander unterstützen. Mit dem Januar würden sie, am Wochenmarkte für alle Bedürfnisskäufer, täglich, aber für die Consumenten aus dem Amtsbezirk geöffnet. Was nicht verkauft werde, das sey auf dem Fruchtmarkt öffentlich zu versteigern, oder besser für künftiges Bedürfniss zu Mehl zu machen. Beym Verkauf sey ein *Magazingeld*, etwa 1 gr. auf den Scheffel Korn, zu rechnen. Denn da die, welche reinen Ertrag übrig haben, für das Importations- und

und für das Magazin-Contingent, zum Besten des Staats, sorgen, so könnten die, welche soviel nicht bauen, um doch auch etwas zu thun, einen Theil der Kosten übernehmen. Die Böden könnten gemiethet, statt des Miethzinses könnte eine Steuer erlassen werden. (Aufwand und Verlust, zumal beym schnellen Wechsel der Preise, scheinen den Vf. wenig zu kümmern. Die Kosten der Einnahme, der Aufsicht, der Berechnung, des Ausmessens, der Eindarre und des Mausefrasses sind aber noch grösser beym Mehl-Magazin, auch wegen der Fässer, der Trockenböden, des Hin- und Herbringens, des Abgangs, des Unterschleifs und des Verderbens. Er gedenkt nicht des Versuchs, das Getreide durch die Darre haltbar zu machen, wovon *du Hamel du Monceau* eine, von *Tietz*, Leipzig bey Junius 1768 übersetzte, Abhandlung geschrieben hat.) Der Vf. räth, durch Agenten von entfernten Ländern Nachricht über die Aernten einzuziehen, wie die Kaufleute beym Zucker und Caffee, um Theurung vorauszusehen und zu verhüten. Fürsten sollten sich die Hände bieten, ganz als *Landesväter* handeln, und aus ihrer Politik alle die Anstriche entfernen, die auf das Verhältniss vom Mutterlande zur Kolonie und auf eine „Precarität" hinweisen, die mit dem Charakter der Menschenliebe nur zu sehr im Widerspruche stehen.

Man sieht schon aus diesem Auszuge, dass bekannte Dinge mit frommen Wünschen durchflochten sind. Ueberhaupt vermisst man eine klare Ansicht, und die Sprache ist schwerfällig. „Bedürfende Consumtibilien" oder: „das ihm bedürftige Consumtibel" ist nicht richtig gesagt. Im 121 §. heisst es: „Fast sollte man glauben, die *Fichtische* Theorie vom Ich sey allenthalben an der Tagesordnung, weil jedes Individuum — nur sich für sich interessirt, und, so zu sagen, allenthalben individuelle Arrondissements-Systeme bemerklich werden!"

Ca.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Ideen über die Organisation einiger untern Staatsgewalten, und verschiedene darauf Bezug habende Gegenstände*, mit Rücksicht auf das Herzogthum Berg. Von *Karl Freyherrn von Proff.* 1803. VIII u. 136 S. 8. (14 gr.)

Diese Schrift besteht aus drey Abhandlungen. I. *Ueber die Trennung des Justiz- und Administrativsaches bey den Landstellen, und die Modificationen, welche solche in der gegenwärtigen Verfassung veranlassen könnte.* In jedem Amte des Herzogthums Berg befanden sich bisher zwey sogenannte Jurisdictionsbeamte, welche nicht nur die eigentliche Gerichtsbarkeit ausübten, sondern auch noch in ihrem Amtsbezirke die Verwaltungsgeschäfte zu besorgen hatten. Die Grenzen ihrer beiderseitigen Wirkungskreise waren ziemlich unbestimmt, und da, wo sie zusammenwirken sollten, entstand nach des Vf's richtiger Meinung, aus der gemeinschaftlichen Behandlung der Geschäfte kein Vortheil für diese, und wohl eher Nachtheil. Er schlägt daher vor, die Administrativ- und Polizeygeschäfte von den Justizgeschäften zu trennen, und weiset sowohl dem Administrativ- und Polizeybeamten, als dem Justizbeamten seinen Geschäftskreis an. Die Art, wie der Vf. dieses thut, hat Rec. vollkommen befriediget. Besonders ist Rec., um der von dem Vf. angeführten Gründe willen, mit ihm einverstanden, dass das sämtliche Vormundschaftswesen, wenn es gleich nach richtigen Grundsätzen zu den Administrativgeschäften gehört, dennoch dem Justizbeamten überlassen bleiben soll. Die von dem Vf. vorgeschlagene Trennung der Verwaltungs- und Justiz-Geschäfte, so zweckmässig sie im Herzogthume Berg, und überall seyn mag, wo die Amtsdistricte einen beträchlichen Umfang haben, würde doch in kleinen Aemtern, deren es in Franken, Schwaben u. s. w. so viele giebt, aus leicht denkbaren Gründen, keine Anwendung leiden. II. *Ueber fixe Besoldungen, unentgeldliche Justizpflege und die Quellen des dazu nöthigen Aufwands.* Der Vf. vertheidiget mit Gründen, die gewiss alle Aufmerksamkeit verdienen, die unentgeldliche Gerechtigkeitspflege, und die fixen Besoldungen gegen das Sportelsystem. Zur Verdrängung dieses letztern, und zur Besoldung des zur Justizpflege nöthigen Personals schlägt er *Einregistrirungs-* und in gewissen Fällen *Stempelgebühren* vor, und giebt die Modificationen an, unter welchen dieselbe eingeführt werden, und zu dem beabsichtigten Zwecke einen hinreichenden Fonds abwerfen könnten. Rec. schliesst aus dem, was der Vf. sagt, dass im Herzogthume Berg noch keine solche Registrirungs- oder wie sie der Vf. auch nennt, Mutationsgebühren bey Kauf-Tausch und andern Contracten, durch welche das Grundeigenthum oder der Besitz einer Sache auf einen andern übergeht, eingeführt seyn müssen; und daher liesse sich vielleicht in diesem Lande eher als in manchem andern ein solches Surrogat für die Gerichtssporteln unterstellen. In manchen Ländern sind aber dergleichen Abgaben, so wie auch Stempelgebühren, schon in Uebung, und hier würde es also unmöglich seyn, einen Gebrauch von diesen Vorschlägen zu machen, wenn sie nicht zur grossen Beschwerde der Staatsbürger gereichen sollten. Vielleicht dürfte es sich in manchen deutschen, besonders kleinern, Staaten wohl der Mühe lohnen, etwas genauer nachzusehen, ob nicht wirklich schon Abgaben bestehen, von welchen in der Partikulargeschichte des Landes nachgewiesen werden kann, dass ihre ursprüngliche Bestimmung war, dem Landesherrn die Mittel zu liefern, die Kosten der Justizpflege zu bestreiten. Sind solche Abgaben vorhanden, warum sollen sie nicht vorzüglich ihrem Zwecke gemäss verwendet werden? Es ist nicht zu widersprechen, was der Vf. S. 63 sagt, dass allerdings eine Abgabe zur Unterhaltung des Personals für die Justizpflege statt finden dürfe, weil jeder Bürger die Pflicht übernommen hat, zu den Anstalten beyzutragen, welche zur Sicherung des Eigenthums dienen. Allein man muss doch erst

erst untersuchen, ob der Bürger nicht schon wirklich seinen Beytrag leistet. Sollten unter den so mannichfaltigen Abgaben, die in verschiedenen Staaten herkömmlich sind, keine seyn, die eigentlich den Zweck hätten, die Mittel zur Besoldung der Justizbeamten zu liefern, und die auch ohne die Gerichtssporteln zu diesem Zwecke hinreichend wären? Der Vf. will die Kosten der unentgeldlichen Justizpflege den Domänengefällen nicht aufbürden, weil diese Einkünfte schon zu sehr ihre fixe Bestimmung hätten. Dieses möchte auch in manchen Territorien unbillig seyn, in manchen aber nicht. Die Verschiedenheit der Verfassungen und der bereits bestehenden Abgaben muss hiebey berücksichtiget werden. Rec. hat sich überzeugt, dass in einigen deutschen Gebieten das sogenannte Ungeld von jeher in einer genauen Verbindung mit der Criminalobrigkeit stand, und zu Bestreitung der Criminalgerichtskosten bestimmt war. Wie unbillig wäre es, in einem solchen Gerichtsbezirke eine neue Auflage zu Bestreitung der Criminalgerichtskosten einzuführen, und wie billig hingegen, dass, wenn z. B. das Ungeld zehnmal mehr ertrüge als die Criminalkosten erfodern, aus dem Ueberschusse das Justizpersonal besoldet würde. III. *Vereinigung des Civil-Referendariats mit der Lehranstalt der juristischen und Cameral-Wissenschaften.* Rec. will nicht in Abrede stellen, dass mit dem Civilreferendariate, welches, nach dem Vf. aus Rechtsgelehrten besteht, an welche gerichtliche Verhandlungen von den Beamten zu Abfassung der Urtheile in erster Instanz eingeschickt werden, eine Lehranstalt der Rechts- und Camerelwissenschaften verbunden werden könnte. Doch möchte die Ausführung dieses Vorschlages mit manchen Schwierigkeiten verbunden, und nicht ohne einen merklichen Aufwand des Schulfonds, dessen Kräfte hier nicht angegeben sind, zu realisiren seyn. Da der Vf., wie billig, sehr auf die Bildung der Beamten dringt, und das Justizfach vom administrativen trennt, wodurch die Justizbeamten Musse erhalten, sich ihrem Fache vorzüglich zu widmen, so sollten, wie uns dünkt, bey einer solchen Einrichtung, die Justizbeamten die Urtheile erster Instanz wohl selbst abfassen können, und das Spruchcollegium nach und nach überflüssig werden.

A—E.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Die Organisation der Coburg-Saalfeldischen Lande.* Erster Band. 1803. 140 S. 8. (16 gr.)

Die allgemeine Einleitung, so wie das derselben beygefügte Actenstück, beziehen sich vorzüglich auf die Hindernisse, welche bey der neuen Organisation der Fürstl. Coburg-Saalfeldischen Lande vorgekommen, und erregen in so fern nur ein beschränktes Interesse; ein weit allgemeineres hingegen die Inhaltsanzeige dessen, was die folgenden Bände enthalten sollen. Denn was man sonst in Lehrbüchern der Staatsverwaltung, als Anleitung und Vorschrift zu künftigem Handeln, vorgetragen findet, das soll, als wirklich systematisch ausgeführt, nach einzelnen Abtheilungen und Rubriken, vollständig dargestellt werden. Eine Zusage, die nicht allein den Geschäftsmann und Gelehrten, sondern auch jeden Weltbeobachter zur Aufmerksamkeit reizen muss, und bis zu deren Erfüllung wir uns eine umständlichere Beurtheilung dessen, was dieser einsichtsvolle Staatsmann geleistet hat, mit Vergnügen vorbehalten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort und Verleger: *Freymüthige Bemerkungen über Almosen-Anstalten und Armen-Versorgung nebst ausführbaren Vorschlägen zur Verbesserung derselben.* 1803. 58 S. 8. (6 gr.) Dieses in Paragraphen verfasste Schriftchen enthält die Grundlinien über diesen Gegenstand, und weicht von den gewöhnlichen Vorschriften darin ab, dass die Armen-Ordnung (§. 4) weder als ein Zweig der *Staatshaushaltungswirthschaft*, noch als eine *Polizeyanstalt*, noch als ein *Werk der augenblicklichen Rührung*, sondern vielmehr als *„ein und bey weitem der wichtigste und empfehlungswürdigste Theil des Religionscultus angesehen und ausgeübt werden soll.“* Bloss die Betteley, als ein Verbrechen wider den Staat, gehöre für die Polizey; Armuth, verschuldete und unverschuldete, als Unglück, für die Almosen-Anstalt. Der Vf. sagt manches aller Beherzigung werthe, z. B. über das verderbliche Betteln der Handwerksgesellen und Steuerbrüder (§. 34), wobey ein schändlicher Unfug der Zünfte mit Ertheilung falscher Kundschaften getrieben wird, u. dgl. m. Dass unsern Zeiten der Ruhm gebühret, über diesen so wichtigen Gegenstand der Staatsverwaltung musterhafte Vorschriften hervorgebracht zu haben, ist nicht zu leugnen. Wenn sich aber leider! noch allenthalben Mängel genug finden, so liegt der Grund weniger in der Ansicht der Sache, als in dem Mangel an Gemeingeist und uneigennütziger Thätigkeit, ohne welche die richtigsten Grundsätze in der Ausübung um die Hälfte ihrer Kraft und Wirksamkeit kommen. Wäre der Geist der Humanität lebendig unter uns, so dürfte die Armen-Versorgung keine obrigkeitliche Einrichtung seyn; sie müsste einen rühmlichen Theil unserer Sitten ausmachen, und wetteifernde Beschäftigung des Publicums werden.

Sehr richtig bemerkt noch der Vf. (S. 55) im Epilog: dass alle Schriften über Almosen-Anstalten nichts helfen, und alle gute Einrichtungen unwirksam bleiben werden, wenn die Hauptquellen des Verarmens nicht aufgesucht und verstopft werden. Dieses sey aber nicht allein Sache der Staatsgewalten und Obrigkeiten. Jeder rechtliche Mann, jeder thätige Menschenfreund, jede würdige Hausfrau u. s. w. müsse hier mitwirken. Und ohne Grund-Verbesserung der Schul- und Erziehungsanstalten für die mittlern und niedern Stände bleibe jede Armen-Anstalt nur ein schwaches Palliativ.

F. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 MAY, 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Breslau, b. Korn: *Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben* von *Christian Garve.* Fünfter Theil. 1802. VIII u. 515 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser letzte, von den Hn. *Manso* und *Schneider* herausgegebene, Band der lehrreichen Versuche des verewigten *Garve* enthält *vier* Aufsätze, von denen der erste, eine Abhandlung *über das Daseyn Gottes,* (S. 1—290), der ausführlichste und ausgearbeitetste ist. Der Vf. ward dazu theils durch das Bedürfniss, sich über den wichtigen Gegenstand selbst zu verständigen, theils durch den Wunsch seiner Mutter, eine fassliche Belehrung darüber von ihm zu erhalten, theils durch die *Mendelssohn-Jacobischen* Streitigkeiten und die gegen die vorhin gewöhnlichen Vorstellungsarten von der Vernunftkritik vorgebrachten Zweifel veranlasst. Er rechtfertigt zuerst seine neue Untersuchung dieses Gegenstandes damit, dass er weder mit *Moses Mendelssohn*, noch mit *Jacobi* und *Wizenmann*, noch mit *Kant* ganz einstimmig sey. Hienächst sucht er zu zeigen, dass die Frage über die Existenz Gottes von der Speculation über die Dinge an sich und die Dinge in der Erscheinung ganz unabhängig sey, dass aber ein blosses Bedürfniss von *Kant* mit Unrecht an die Stelle aller objectiven Gründe für das Daseyn Gottes gesetzt werde. Darauf stellt er die Hauptsysteme, nämlich das System des Zufalls, der mechanischen Entwickelung und des Theismus, nach ihren Vorzügen und Schwierigkeiten, dar, findet aber das letzte, welches er besonders gegen *Hume'ns* Bedenklichkeiten vertheidigt, am vorzüglichsten, weil es sich auf eine Kraft, die wir kennen, und auf Analogieen gründe, dagegen das System des Zufalls eigentlich nichts erkläre, der Mechanismus aber gar keine Analogieen für sich habe, und auf blosse *qualitates occultas* führe. Eingeschaltet ist noch ein Abschnitt über den Gebrauch der Finalursachen bey dieser Materie, und angehängt ein kleiner Aufsatz über das theologische System des *Spinoza.* Von diesem hat der Vf. eine ganz eigene Ansicht, in welcher Scharfsinn nicht zu verkennen ist, wenn sie auch mit *Spinoza's* Sinne nicht ganz zusammen stimmen sollte. Alles ist, so soll dieser Philosoph gedacht haben, mit Materie erfüllt, und die Trennung der einzelnen Dinge machen nur unsere Sinne oder unsere Denkkraft. Diese Materie modificirt sich in mannichfaltige Formen, bleibt aber selbst unveränderlich. Ebendieselbe nothwendige Substanz liegt auch bey denen Formen zum Grunde, welche ein Denken und Wollen zu ihrer Wirkung haben. Hienach ist also *S's.* System nichts als ein versteckter Materialismus. Bey der Würdigung der Hauptsysteme zeigt G. ganz die wahrhaft-philosophische Unpartheylichkeit, die Entwickelungsgabe und die Deutlichkeit des Vortrages, welche man an ihm gewohnt ist. Allein er führt seine ganze Untersuchung nur bis auf einen gewissen Punkt fort, und nimmt also auf die Bedenklichkeiten, welche erst jenseits desselben entstehen, keine eigentliche Rücksicht.

Es ist allerdings dem Menschen natürlich, da er die Welt mit nichts passender zu vergleichen weiss, als mit einem Kunstwerke, ihren Ursprung ebenfalls der Entstehung eines Kunstwerkes analog sich vorzustellen. Aber hat er auch Grund, dieser Vorstellung objective Wahrheit zuzuschreiben? Ist er berechtiget, dem, was ihn innerhalb des Gebietes der Natur, wo alles den nämlichen, in gewisser Rücksicht wenigstens erkennbaren, Gesetzen unterworfen ist, richtig leitet, sich nun auch über dieses Gebiet hinaus anzuvertrauen, und die Entstehung der Natur selbst schon den Gesetzen dieser Natur zu unterwerfen? Muss er nicht vielmehr den Ausspruch des *Xenophanes* für gültig erkennen: „Keiner weiss etwas von den Göttern; und wer auch die Wahrheit träfe, der könnte doch nicht wissen, dass er sie getroffen hätte?" *Garve* selbst gesteht daher seiner Meinung nur Wahrscheinlichkeit zu. Aber Wahrscheinlichkeit beruht darauf, dass ein Urtheil, dessen Wahrheit nicht durch Erkenntniss des Objects begründet werden kann, dem gewöhnlichen Laufe der Natur und der Analogie gemässer ist, als sein Gegentheil. Wie kann denn hier von Wahrscheinlichkeit die Rede seyn, da ja noch erst die Frage ist, ob nach den für unsere Erfahrungen geltenden Gesetzen hier geurtheilt werden dürfe? Oder soll selbst diese Frage nach Gründen der Wahrscheinlichkeit beantwortet werden? Wo in aller Welt will man denn Gründe für das Urtheil hernehmen, dass das, was jenseits der Natur und Erfahrung liegt, unter den Gesetzen derselben stehe? Ja, es giebt vielmehr Gründe, die uns zu dem entgegengesetzten Urtheile bestimmen. Aus dem, was der Eleatiker *Zeno*, *Bayle* und *Kant* gesagt haben, erhellt unwiderleglich, dass die Erhebung der Erfahrungsgesetze und Bedingungen unseres Erkennens zu Gesetzen und Bedingungen der Dinge selbst uns in unauflösbare Widersprüche verwickelt,

wickelt, denen die Vernunft einzig durch die Annahme entgeht, dafs die menschliche Ansicht der Dinge nur für die menschliche Erkenntnifssphäre d. i. innerhalb der Grenzen der Erfahrung gültig sey. Nun fällt zwar dadurch die Befugnifs nicht weg, fich überfinnliche Dinge den Erfahrungsgegenftänden analog zu *denken*; aber wer durch dieses *Denken* die Objecte deffelben zu *erkennen* meint, der täufcht fich offenbar. Unfers Vf's Ausführung zeigt alfo gar nicht, was wir etwa von dem Verhältnifs der Welt zu ihrem Grunde wiffen oder auch nur mit Grunde vermuthen können, fondern blofs, wie wir uns daffelbe am paffendften denken mögen, wenn wir es uns etwa doch denken wollen, follen oder müffen. Wie aber? Sollte es nicht rathfamer feyn, eine Sache ganz dahingeftellt feyn zu laffen, von der man nichts zu wiffen geftehen mufs? „Wer diefes kann," fagt G. S. 40, „und dabey ruhig und glücklich, gut, rechtfchaffen ift, gegen den habe ich nichts zu fagen. Es ift ihm erlaubt, fich aller Unterfuchungen zu enthalten, die er nicht zu Ende zu bringen weifs, und die er demunerachtet entbehren kann. Aber fo ift es mit mir nicht. Ich kann von dem Gedanken nicht loskommen. Der Anblick der Welt, mein eigenes Herz bringen mich immer wieder darauf zurück." Er gefteht alfo, dafs „das Bedürfnifs" ihn „bey einer Frage, *die in der That über unfern Horizont ift*, fo weit fefthält," dafs er entfcheiden mufs. Aber das Bedürfnifs, wie G. felbft ganz richtig darthut, ift nicht mit der Ueberzeugung einerley, und kann fie noch nicht gewähren. Darum fucht er nun auch andere Gründe. Wer jedoch diefe, den obigen Ueberlegungen gemäfs, nicht für entfcheidende Gründe zu halten vermag, der wird felbft in dem, was der Vf. von dem Bedürfniffe und deffen Verhältnifs zu der Ueberzeugung fagt, einen neuen Grund finden, die Beantwortung der vorliegenden Frage für unmöglich zu halten, wenn er nicht durch tieferes Eindringen etwas entdeckt, wodurch die Sache eine andere Geftalt gewinnt. Worauf ein confequentes Denken hiebey führet, das findet der Rec. zu feiner völligen Befriedigung in *Kant's* und *Jacobi's* Schriften dargeftellt. So verfchieden auch bey beiden der Gang der Unterfuchung und die Einkleidung ift, fo find fie doch in der Hauptfache viel einiger, als der letztere meint; und was andere in Abficht der vorliegenden Materie gegen beide vorgebracht haben, ift in der That von keiner grofsen Bedeutung, da ihr Sinn von den wenigften erreicht worden ift. Auch unfers Vf's Einwendungen treffen jene Philofophen fehr wenig. Ift es denn zu leugnen, dafs bey allen unfern Deductionen und Demonftrationen fchon ein Wahres, und namentlich die Wahrheit des Vernunftmäfsigen, vorausgefetzt werden mufs? Hat alfo *Jacobi* nicht Recht, wenn er fagt: „Die Ueberzeugung aus Gründen ift eine Gewifsheit aus der zweyten Hand. Gründe find nur Merkmahle der Aehnlichkeit mit einem Dinge, deffen wir gewifs find. Wenn nun jedes Fürwahrhalten, welches nicht aus Vernunftgründen entfpringt, Glaube ift, fo mufs die Ueberzeugung aus Vernunftgründen felbft aus dem Glauben kommen, und ihre Kraft von ihm allein empfangen." Das Gefetz der Vernunft aber, deffen wir durch ihren Gebrauch inne werden, ift Einftimmung des Mannichfaltigen unferer gefammten Erkenntnifs und aller unferer Urtheile. So wie alfo einige Urtheile unmittelbar als wahr erkannt werden, fo find wir auch durch den Glauben an die Vernunft genöthiget, alles das für wahr anzunehmen, deffen Gegentheil mit ihnen im Widerfpruche fteht, oder die Vernunft, unter Vorausfetzung derfelben, mit fich felbft entzweyen würde. Stellt alfo die Vernunft uns ein Ziel auf, dem wir nachzujagen haben, fo müffen wir auch annehmen, dafs wir uns demfelben nähern können; und find wir gedrungen, alles als zweckmäfsig zu beurtheilen und zu behandeln, fo mufs auch Zweckmäfsigkeit des Weltlaufs vorausgefetzt werden. Auf diefes Vertrauen, dafs die Vernunft nicht täufche, dafs alfo die Bedingungen auch ftatt haben, unter welchen die Erreichbarkeit ihrer Zwecke nur möglich ift, gründet fich *Kant's* von unferm Vf., wie von fo manchen andern, verkannter fogenannter moralifcher Beweis für das Dafeyn Gottes. Das Bedürfnifs, worauf diefer beruht, ift nicht ein blofser Wunfch des Menfchen, nicht das Bedürfnifs eines Einzelnen, durch Erziehung, Gewohnheit oder andere Umftände gewirkt; es ift das Bedürfnifs der Vernunft felbft. Wer ihr glaubt, mufs auch einen Gott d. h. ein Princip einer vernünftigen, moralifchen Weltordnung glauben, wenn eine objective Erkenntnifs davon gleich unmöglich ift. Erft dann, wenn man diefe Ueberzeugung gewonnen hat, wird man des Vf's fchätzbare Unterfuchungen gehörig würdigen und nach ihrem wahren Werthe benutzen können.

Die Anficht, welche G. von *Kant's* Philofophie überhaupt hatte, kennt man fchon aus der Abhandlung über die Moralprincipe. So richtig er manche einzelne Theile fchätzte, und fo vortheilhaft fich feine Prüfung überhaupt von fo vielen andern, deren Urheber in einem fo fehr anmafsenden Tone reden, unterfcheidet: fo fehlte es ihm doch an dem Ueberblicke des Ganzen und an der Einficht in den eigentlichen Geift und das Princip deffelben, und auch in Abficht einzelner Punkte beruhen feine Einwendungen nicht felten auf Verwechslung verfchiedener Dinge. Dahin gehört z. B. das, was hier S. 14 ff. gegen die Behauptung gefagt wird, dafs die reinmathematifchen Sätze fynthetifch feyen. Offenbar verwechfelt G. hier die Natur des Objects mit unferm primitiven Begriffe von demfelben. Unter mehrern Einwürfen gegen einige Lehren der *Kritik der Urtheilskraft*, wo fich leicht ein Vereinigungspunkt auffinden läfst, ift auch einer gegen die Behauptung, dafs der Menfch, als moralifches Wefen, Endzweck der Schöpfung fey. Auch Glückfeligkeit empfindender Wefen überhaupt, fagt G., kann als möglicher Zweck des Univerfums angefehen werden. Dagegen hat der Rec. nichts zu fagen, als dafs denn doch, worauf es hier eigentlich ankam, der Menfch von feinem Standpunkte fich als den Endzweck der Schöpfung zu betrach-

trachten hat, dabey aber seine moralische Natur als die Hauptsache ansehen muss.

Die drey übrigen Abhandlungen haben die Herausgeber aus mehreren, ungleich bearbeiteten, Bruchstücken zusammengesetzt. Die zweyte, *über die öffentliche Meinung* (S. 291—334) bestimmt diesen aus Frankreich zu uns gekommenen Begriff genauer, als es irgendwo geschehen seyn dürfte. Es muss darunter nicht jede Uebereinstimmung der Menschen und Bürger verstanden werden, sondern nur eine solche, die bey einem jeden Folge eigenes Nachdenkens oder seiner Erfahrungen ist. Wie sie entstehe, wie und unter welchen Umständen sie zu erkennen und nicht zu erkennen sey, endlich welchen Werth sie habe und nicht habe, das wird hier genügend entwickelt.

In der dritten Abhandlung, *über die Schwärmerey* (S. 335—406) wird dieses Wort für „Ueberspannung und Verirrung der Einbildungskraft" genommen, „vermöge welcher ein Mensch Visionen für Thatsachen hält, und sich zu Wünschen, Begierden und Handlungen verleiten läfst, welche auf die Voraussetzung der Wahrheit jener Thatsachen gegründet sind." Diese Erklärung scheint uns mehr zu einem vorläufigen Begriffe geschickt, um dadurch zu einem genauer bestimmten zu gelangen, als dieser selbst zu seyn. Wenigstens können wir nicht alles, was selbst in dieser Abhandlung zur Schwärmerey gerechnet wird, damit vereinigen, man müste denn Visionen in einem weiteren Sinne nehmen, als gewöhnlich ist. So viel Lehrreiches also hier auch von den verschiedenen Arten der Schwärmerey (der speculativen, der beschaulichen und der theurgischen), ihrer Entstehung, ihrem Nutzen und Schaden, und von den Mitteln, sie zu entdecken und zu heilen, gesagt wird, so verdient der Gegenstand doch noch eine genauere Untersuchung, wobey dieser Aufsatz sehr gut benutzt werden kann. Es sey uns erlaubt, eine merkwürdige Stelle (S. 403) auszuzeichnen: „*Gott wird an sich nicht erkannt*, sondern *der Begriff* von ihm nur aus der Erfahrung von unserm eigenen Denken und Wollen geschöpft, durch die Idee von der Gröfse der Welt erhöhet, und durch die Wahrnehmung der Ordnung in derselben und unser moralisches Bedürfniss, als höchstes Ideal der Moralität aufgestellt. Alle Ideen also, welche sich mit ihm beschäftigen, müssen sich entweder auf die Ordnung und Schönheit der Natur oder auf unsere Moralität beziehen. Jede andre Erforschung seines Wesens, ohne die Erforschung der Natur oder unsers Geistes, selbst die unmittelbare Beschäftigung des Gemüths mit ihm, führt auf Schwärmerey. Der Begriff *Gott* ist gleichsam nur ein begleitender Begriff; ein Resultat von andern, eine Farbe gleichsam, welche unsere Kenntnisse der Natur und unsers moralischen Selbst annehmen, niemals eine eigene abgesonderte, für sich bestehende Kenntnifs." Hier kommt *G's.* Urtheil der ächtkritischen Denkungsart viel naher, als da, wo er eigentlich von dieser Materie handelte. Vielleicht ist aber auch dieser Aufsatz weit neuer, als der erste.

Die letzte Abhandlung (S. 407—515) betrifft *den Stolz*. Die Arten desselben werden classificirt, wobey man nicht leicht eine übergangen finden wird. Dann werden seine allgemeinen sowohl als besonderen Symptome mit Menschenkenntnifs und Scharfsinn aufgezählt. Die Moralität des Stolzes beurtheilt der Vf. theils nach seiner Vernunftmäfsigkeit, Wahrheit und Schicklichkeit, theils nach seinem Einflusse auf die Vervollkommnung und Wohlfahrt des Stolzen sowohl als auf die Glückseligkeit anderer Menschen. Als Ursachen des Stolzes werden Temperament, Gewohnheit und Erziehung, und Unwissenheit genannt; und zuletzt die vornehmsten allgemeinen sowohl, als besonderen, den verschiedenen Arten des Stolzes entgegenzusetzenden, Heilmittel angegeben. Uebrigens ist der Vf. in dieser Abhandlung bloss bey der Bedeutung des Wortes stehen geblieben, da es eine tadelnswürdige Eigenschaft bezeichnet, ohne auf die edlere Denkungsart Rücksicht zu nehmen, welche man ebenfalls durch dasselbe ausdrückt.

HJKL.

Leipzig, b. Steinaker: *Was muss der Religionslehrer thun, um der gesunkenen Achtung seines Standes wieder aufzuhelfen? abgesehen von dem, was der Staat dabey thun kann.* Von *Christian Friedrich Liebegott Simon*, Candidat der Theologie in Merseburg. 1803. 215 S. 8. (20 gr.)

Die ascetische Gesellschaft zu Zürich hatte vor einiger Zeit die in dieser Schrift beantwortete Frage zu einer öffentlichen Prüfung vorgelegt. Diefs war die nächste Veranlassung, die Hn. *S.* bestimmte, seine Beobachtungen und Untersuchungen über einen Gegenstand, der schon lange, wie er versichert, sein Nachdenken beschäftigt hatte, öffentlich mitzutheilen. Allerdings gereicht es ihm zur Empfehlung, dass er, als Candidat der Theologie, gerade auf diesen Gegenstand seine vorzüglichste Aufmerksamkeit richtete. Auch hat er durch seine Schrift eine schöne Probe von seinem Fleiss und von seinen eingesammelten Kenntnissen gegeben. Aber den Foderungen einer strengen Kritik entspricht freylich seine Abhandlung nicht. Zwar ist im Ganzen die aufgeworfene Frage richtig beantwortet, durch den Hauptsatz: „Der Prediger darf nur seine Bestimmung erfüllen, darf nur seyn, was er seyn soll, so leistet er alles, was *von seiner Seite* geschehen kann, um der gesunkenen Achtung seines Standes aufzuhelfen." Allein die Ausführung dieses Thema ist theils zu oberflächlich, bleibt bloss bey dem allbekannten stehn, und dringt nirgends tief genug ein, theils enthält sie manches, was gar nicht zur Sache gehört, sondern vielmehr den Ideengang unangenehm und zweckwidrig unterbricht, theils ist endlich der Styl zu gedehnt, nicht selten zu gemein, auch hier und da unrichtig und sprachwidrig.

In der Einleitung sucht der Vf. zu beweisen, dass die Prediger selbst die Achtung ihres Standes verwirkt haben. Er giebt zwar zu, dass der Leichtsinn unsers

unsers Zeitalters, die furchtbare Macht der Sinnlichkeit, die Nachläſsigkeit und Unthätigkeit der Regenten, die Lauigkeit, Kälte und Gleichgültigkeit der höhern und gebildetern Stände gegen Tugend und Religion, daſs die Gewiſſenloſigkeit, Unverſchämtheit und Pflichtvergeſſenheit ſo vieler Schriftſteller, zur Herabſetzung der Religion und der Religionslehrer das ihrige beygetragen haben; aber er meint, daſs *alle dieſe Urſachen* doch zuletzt *bloſs in der Schlechtheit und Untauglichkeit der Prediger ſelbſt* ihren Grund haben. Das iſt wohl zu viel behauptet. Rec. wenigſtens iſt der Meinung, daſs unter den Umſtänden, welche den in Hinſicht der Religion fehlerhaften Geiſt des Zeitalters herbeygeführt haben, viele ſind, welche mit der Wirkſamkeit des Predigers gar nicht zuſammenhängen, welche ſie weder verhindern noch befördern konnten. Ferner ſcheint uns auch die Schilderung, die der Vf. von der Unwiſſenheit, von dem Epikureismus und Cynismus, von dem ſchändlichen Geitz und der niederträchtigen Habſucht unſerer jetzigen Religionslehrer, wenigſtens des *gröſseren Theils* derſelben macht, übertrieben und ungerecht zu ſeyn. Im Ganzen iſt doch gewiſs in unſern Tagen die Anzahl der aufgeklärten und für ihren Beruf thätigen Prediger eben ſo groſs, vielleicht gröſser, als jemals. Aber der Vf. iſt gerade der entgegengeſetzten Meinung, wie aus mehrern Stellen ſeiner Schrift erhellt. S. 201 behauptet er ſogar: der innere moraliſche Werth ſey bey den ſonſtigen Religionslehrern mehr ſichtbar geweſen, als bey den gegenwärtigen; welches ſich doch am wenigſten beweiſen laſſen möchte. Ueberhaupt ſcheint der Vf. nur den Pöbel des geiſtlichen Standes im Auge gehabt zu haben; aber dann hätte er auch nicht ſo generell ſich ausdrücken, und wie z. B. S. 35 ſagen ſollen: „wem vielleicht dieſe Schilderungen übertrieben ſcheinen, den bitte ich — wenn er ſelbſt Prediger iſt, in ſeinen Buſen zu greifen."

Die Abhandlung ſelbſt theilt der Vf. in zwey Abſchnitte. Im erſten zeigt er, was der Zweck des Religionslehrers ſey, und im zweyten wie und wodurch er dieſen Zweck zu erreichen ſuchen müſſe, um ſich die verlorene Achtung ſeiner Perſon und ſeines Standes wieder zu verſchaffen.

Bey der Beſtimmung des Zwecks des geiſtlichen Standes handelt er zuförderſt von den fehlerhaften Zwecken, welche die meiſten Mitglieder dieſes Standes, nach ſeiner Meinung, verfolgen. Beſonders klagt er, daſs ſie (d. h. nur die Landprediger, die ſich dem Vf. am wenigſten empfohlen haben) häufig über den Anbau ihrer Felder und Grundſtücken ihre eigene Cultur und die ihrer Gemeinen überſehen. Aber es hätte nur auch, um einem jetzt ſehr gewöhnlichen einſeitigen Raiſonnement zu begegnen, bemerkt werden ſollen, daſs die Selbſtbewirthſchaftung der Pfarrfelder mit einer gewiſſenhaften Verwaltung des Predigtamts gröſstentheils gar wohl beſtehen könne, und daſs auch die erſtere aus guten Gründen immer noch den meiſten Landpredigern anzurathen ſey.

Den wahren Zweck des Predigtamts hat der Vf. zwar richtig angegeben, indem er ihn in der moraliſchen Veredlung der Menſchen durch Hülfe der Religion ſetzt. Aber er hätte es nur nicht bey der allgemeinen Angabe deſſelben bewenden laſſen, ſondern ihn vielmehr nach ſeinen einzelnen Beſtandtheilen zergliedern ſollen, wenn er daraus ableiten wollte, was ein Prediger wiſſen und thun müſſe, um dieſem Zwecke zu entſprechen. Dagegen ſieht man nicht ein, wie die weitläuftige Abhandlung über den Begriff der Religion und über ihr Verhältniſs zur Moral hieher gehört. Sie nimmt 27 Seiten ein, und enthält doch nichts als die gewöhnliche, ſattſam bekannte Deduction der Religion im Kantiſchen Sinne, mit Rückſicht auf das Chriſtenthum. Aber zur weitern Entwickelung der ganzen Beſtimmung eines Predigers, oder vielmehr eines Seelſorgers (denn dieſer Name umfaſst am beſten die einzelnen Theile der Predigerbeſtimmung) iſt kein Wort geſagt; ſondern der Vf. geht, nach der Bemerkung, daſs die Religion in dem von ihm angegebenen Sinne eine allgemeine Angelegenheit aller Menſchen ſey, zu den zweyten Abſchnitt über, um die erfoderlichen Kenntniſſe und praktiſchen Obliegenheiten eines Predigers anzugeben. Dieſer Abſchnitt hat dem Rec. noch beſſer gefallen als der erſte, obgleich auch hier nur das allerbekannteſte wiederholt, und auch dieſs nur ſehr oberflächlich berührt iſt. Der Vf. würde vieles gründlicher haben ausführen können, ohne die Grenzen einer Abhandlung zu überſchreiten, wenn er ſich nicht durch gar zu trivielle Demonſtrationen den Raum weggenommen hätte. So beweiſt er z. B. 119 ff. den Nutzen der Naturgeſchichte ſo ausführlich, als ob er eben vor einer Landgemeine predigte.

Uebrigens ſagt er angehenden Predigern und Candidaten des Predigtamts viel Nützliches, und berechtigt zugleich zu der Hoffnung, daſs er ſelbſt, der in dieſer Schrift dem ganzen geiſtlichen Stande eine ſo derbe Moral lieſt, ſich beſtreben werde, ſeinem künftigen Beruf Ehre zu machen.

D. K. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Rotterdam*, b. Ginkel: *Kerkelijke Redevoering ter vijfen twintigſte verjaaring van den vervulden Evangeliedienſt in verſcheidene Gemeenten, gehouden te Rotterdam d. XVI Oogſtmaand* door *J. Scharp*, Doct. der H. Godgeleerdh. en Predikant te Rotterdam. Met eenige bijgevoegde, vooral hiſtoriſche Aantekeningen. 1803. XV. 96 u. 55 S. gr. 8. Dem Vf. war es merkwürdig, daſs er am 16 Auguſt 25 Jahre in ſeinem Lehramt zu St. Annaland, Axel, Noordwyk, Loga und Rotterdam zurückgelegt hatte, und feyerte dieſen Tag durch eine auſserordentliche Predigt über 2 Kor. XI, 30. Es herrſcht in dieſer Predigt viele Empfindung und eine herzliche Sprache; aber der Vf. ſpricht zu viel von ſich ſelbſt, und man ſiehet, daſs er ſich dadurch ein Denkmal ſetzen wollte. Die am Ende beygefügten Anmerkungen betreffen meiſtens die Geſchichte des Vf's, und enthalten manche particulare Umſtände, die nicht füglich in der Predigt ſelbſt konnten angebracht werden. Ueberhaupt kann die Schrift als ein Beytrag zur Geſchichte dieſes Mannes angeſehen werden, deſſen Silhouette auf dem Titelblatte ſteht.

T. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 21 MAY, 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Voss: *Reise durch Schweden und Finnland bis an die äussersten Grenzen von Lappland, in den Jahren 1798 und 1799.* Von *Joseph Acerbi.* Aus dem Englischen übersetzt von *Ch. Weyland.* Nebst berichtigenden Bemerkungen eines sachkundigen Gelehrten. Mit 2 Kupfern und einer Landkarte. 1803. 520 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

(*Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen* etc. 26 Band. und *Neues Magazin der merkwürdigen Reisebeschreibungen* etc. 2 Band enthalten das nämliche Werk.)

Mögen sich immer Mängel und Irrungen in dieser Reise finden, wofür der Vf. in dem Anhange und den berichtigenden Bemerkungen sehr hart behandelt wird: so hält sie Rec. doch für eins der wichtigsten und interessantesten Werke, die über dieses Reich erschienen sind; und in Rücksicht auf den Umfang der Reise übertrifft es alle seine Vorgänger. Der Vf. fühlt lebhaft, bemerkt sorgfältig, und ist unermüdet in der Fortsetzung seiner Reise, so wie in der Mittheilung seiner Nachrichten. Seine Bemerkungen haben im Ganzen einen gewissen Anschein von Billigkeit, und seine Sprache ein Gepräge von Wahrheit, welches Zutrauen einflösst. Uebrigens reisste er in Gesellschaft eines gebornen Schweden, des Obristen *Skiöldebrand*, welcher für die Nachrichten, die er durch Beobachtung sammelte, gewissermasen sein Bürge ist. Auch sind die Irrungen, deren man *Acerbi* in den Berichtigungen zeihet, grösstentheils von der Art, dass sie nicht aus eigenen Beobachtungen, sondern aus Nachrichten entstanden, die er von andern erhielt, oder aus Büchern, die er entweder nicht sorgfältig genug las, oder nicht hinlänglich verstand. Hieher kann jedoch Rec. einige allgemeine Bemerkungen nicht rechnen, die der Vf. gleich im Eingange zu seiner Reise macht, und deren einige allerdings sehr auffallend sind, weil man nicht begreift, wie ein Mann mit offenen Augen, und mit dem Willen, die Wahrheit zu sagen, sie hinschreiben konnte. Dass es in Lappland keine gemachten Wege giebt, begreift man leicht und glaubt es eben so gern; aber wie konnte der Mann, wenn er von Schweden überhaupt spricht, die Strasen schlecht nennen, da sie, bis unter den 60 Grad nördlicher Breite, und zum Theil auch höher hinauf, unter die besten in Europa gehören! Vom 60 Grade bis herab nach Helsingborg macht man in einer Stunde eine schwedische Meile, d. h. beynahe 1½ deutsche. Wie konnte er ferner behaupten, dass man in Italien auf einer Strecke von 400 englischen Meilen in 50 Städte komme, die an Schönheit, Reinlichkeit und Bequemlichkeit der Hauptstadt von Schweden gleich sind, wo nicht gar sie übertreffen? Am auffallendsten aber ist die Behauptung, dass das Reisen in Schweden eben so theuer sey, als in andern Ländern von Europa, England vielleicht ausgenommen. Rec. kennt keines, wo man so wohlfeil reiset, als in Schweden. Freylich wurde Hr. *A.* sehr übel behandelt, wenn man ihm 6 Pferde vor einen Wagen spannte, der in Deutschland von 3 gezogen wurde; und Rec. kann sich diese in Schweden gar nicht gewöhnliche Unbilligkeit nur dadurch erklären, dass *A.* keinen schwedischen Kutscher hatte. Aber selbst diese 6 Pferde, zusammen mit dem 7ten für den Vorbothen, und dem Trinkgelde, das man den sämmtlichen Bauern giebt, kosten in Schweden noch immer nicht so viel, als 3 Pferde in Deutschland mit dem Postknechte und Wagenmeister.

Der Vf. geht von Helsingborg nach Gothenburg, und über Trolhätta nach Stockholm. Ueber den letztern Ort finden sich hier eine Menge interessanter Nachrichten; aber diess ist auch der Artikel, in welchen sich die mehresten Irrungen eingeschlichen haben. S. 92 wird gesagt, dass die Sternwarte zu Stockholm mit einer Menge der vortrefflichsten astronomischen Instrumente aller Art versehen sey. Rec. wünschte wohl zu wissen, woher diese in der Geschwindigkeit gekommen sind. So viel ist gewiss, dass im Sommer 1798 ihr Vorrath äusserst gering war. S. 93 „Es giebt vielleicht kein Land in Europa, in welchem die niedrigste Classe des Volks so allgemein einen guten Unterricht erhält, als in Schweden; nur allein Island, Schottland und Genf machen hievon eine Ausnahme.“ — Der Vf. kannte weder die Erziehung, die er beschreibt, noch die, welche das Volk im protestantischen Deutschland erhält. Uebrigens ist auch dieser Artikel am Ende gehörig gerügt, nicht aber das, was der Vf. über das schwedische Fabrikwesen (S. 122) sagt, welches er rühmt, und welches doch ziemlich allgemein in einem schlechten Zustande ist. S. 119 statt Inel, l. Juel, durchaus.

Das 10 und 11 Kap. enthalten die Ueberfahrt von Geislehamn nach Åbo. Diese Beschreibung ist etwas verworren und nachlässig behandelt. Der Vf. redet von den åländischen Inseln überhaupt, ohne beynahe der Insel Åland zu gedenken. Es scheint, die ver-

schiedenen Arme des Meeres, die weit in diese Insel hineinlaufen, und über deren einige er gehen musste, haben ihn irre geführt, so dass er vermuthlich eine andere Insel zu betreten glaubte, so oft er über das Wasser ging. Gleichwohl sieht Rec. aus mehreren Orten, welche genannt werden, dass der Vf. den gewöhnlichen Weg der Post nahm. Auch liefert er nachher eine besondere Beschreibung der Insel Åland, aber dieser sieht man es an, dass sie ausgeschrieben ist, (von *Radloff*) und der Vf. wusste sie nicht in gehörige Verbindung mit seiner wirklichen Reise zu bringen.

S. 151 sind einige Druckfehler, die der Uebersetzer hätte berichtigen sollen. Ein Blick auf die Karte zeigt, dass hier mehrere Entfernungen so falsch angegeben sind, dass der Fehler unmöglich von dem Vf. selbst kommen kann. Auch sieht man es in der Folge, wo die Ferne von Wasa nach Carleby und Uleåburg richtig angegeben ist.

Von Åbo geht der Vf. nach Uleåborg, wo er sich ein paar Monate aufhält; dann weiter nach Torneå. Von hier an wird die Reise am umständlichsten und interessantesten, auch schon dadurch, dass sie grösstentheils durch ein Land geht, das nie ein Reisender auf diesem Wege besucht hat. Der Vf. geht nämlich theils an, theils auf dem Flusse *Torneå* hinauf, *fährt* dann in den *Muonio*, und aus diesem begiebt er sich in den *Alten*, auf welchem er in das Eismeer hinabfährt. Er ist sehr umständlich über die Art und Weise, auf die er seine Reise macht, und in Beschreibung der Schwierigkeiten und Leiden, die sehr interessant ist, wenn sie auch hin und wieder übertrieben seyn sollte. Hievon lässt sich aber kein Auszug liefern; man muss das Werk selbst lesen. Aus der Mündung des Alten besucht er das Cap Nord zu Wasser, und kehrt dann, auf einem etwas veränderten Wege, über Enontekis nach Torneå und Uleåborg zurück. Hier endiget die Reise, und der Vf. giebt keine Ursache an, warum er zu seiner Rückkehr nicht die westliche Seite des bothnischen Meerbusens wählte. Vermuthlich besuchte er diese auf einer anderen Reise, die er nach Drontheim machte, die aber hier nicht beschrieben wird.

Von S. 434 an folgen Auszüge aus *Knnut Leems* Beschreibung von Lappland, wovon 1767 eine lateinische Uebersetzung zu Kopenhagen erschienen ist. S. 501 bis 520 enthält Berichtigungen, Zusätze und Erinnerungen von einem ungenannten Gelehrten. Freylich sollten diese unter dem Texte stehen; allein der Mann bekam die Uebersetzung erst zu sehen, nachdem sie schon gedruckt war.

Die Uebersetzung liest sich ziemlich wohl, und scheint, so weit Rec. urtheilen kann, ohne das Original vor sich zu haben, gut zu seyn. — In der Vorrede sagt der Uebersetzer: „dass er alles weniger Wichtige, alles zum Wesentlichen des Gegenstandes nicht Gehörige, und alle Discussionen über fremdartige Materien weggelassen habe." Diese Erklärung ist eben so schwankend, als weit umfassend. So viel ist gewiss, dass Rec. mehrere Nachrichten und Urtheile, die er in Auszügen aus dem Original gelesen, hier vergebens gesucht hat. Dahin gehören vermuthlich auch jene Artikel, über welche so viel Beschwerde geführt worden ist. Der Uebersetzer kann seine guten Ursachen gehabt haben, diese Artikel wegzulassen; allein er hätte dem Leser ein Wort darüber sagen sollen. Die 2 Kupferstiche sind, als Kunstwerk, mittelmäfsig; die Karte aber ist ganz zwecklos. Wozu lieferte man eine Karte vom ganzen schwedischen Reiche? Es wird niemandem einfallen, die Geographie dieses Landes auf einem so kleinen Blatte zu studiren; aber angenehm wäre es, wenn man des Vf's Reise deutlich darauf übersehen könnte. Diess ist aber kaum möglich, denn alles ist so eng, klein und in einander geschoben, dass man Mühe hat, die Namen der Oerter zu lesen. Auch sind viele anders geschrieben, als der Vf. sie schreibt, und endlich nennt dieser mehrere, die auf der Karte gar nicht angegeben sind, und welche man hier gerade darum zu sehen wünscht, weil man sie auf andern Karten nicht findet.

Berlin, b. Maurer: *Reise von Glogau nach Sorrent, über Breslau, Wien, Triest, Venedig, Bologna, Florenz und Neapel.* Von dem Vf. des Natalis. 1803. 290 S. u. XII S. Vorrede u. Inhalt. 8. (1 Rthlr.)

Verfasser ist der königl. preussische Cammer-Secretär zu Gross-Glogau, *Benkowitz*. Er hat, wegen Kränklichkeit, um Urlaub zu einer Reise und zu einem Aufenthalt in Italien, und erhielt ihn. Was diess für Aufsehen in *Glogau* gemacht habe, bekommt man weitläuftig zu lesen, so wie die Anschaffung der eigenen Pferde zur Reise, und mehrere dergleichen kleinliche Details, die vielleicht für die Bekannte des Vf's und für ihn von Wichtigkeit seyn mögen, die aber aufhören, es für ein grösseres Publicum zu seyn, das, ohne eben lauter statistische und scientifische Nachrichten in einer Reisebeschreibung zu erwarten, doch mit Recht fodern darf, mit persönellen Vorfällen verschont zu werden, sobald daraus sich keine Belehrung oder Gemeinnützigkeit für andere Reisende abstrahiren lässt. Und doch sagt der Vf. in seiner, von *Neapel* aus datirten, Vorrede: „So wie es Menschen giebt, die von einer gewissen Angst überfallen werden, wenn eine Katze, oder ein anderes für sie *antipathetisches* Thier in der Nähe ist: so wiederfährt mir dasselbe, *wenn mir jemand etwas mit allen kleinen Nebenumständen erzählt*, und einen Frosch gleichsam zu einem Ochsen aufbläst." Nun, so muss der Vf. recht gut wissen, wie Rec. zum Beyspiel bey seiner *Troppauer* Pass-Geschichte zu Muth war, die mehrere Seiten füllt, und doch auf weiter nichts hinausläuft, als dass der Polizey-Director zu *Troppau*, ihn nach Pflicht und Vorschrift, wegen Ermangelung eines kaiserlichen Passes, in den kaiserlichen Staaten nicht weiter reisen lassen wollte, was der Vf.

Vf. drollig genug mit diesem Ausdruck bemerkt: „So war auf einmal mein Pass von dem *grossen* preussischen Minister, Grafen von Hoym, durch *einen kleinen* österreichischen Officianten, ungültig gemacht." Rec. will jedoch billig seyn, und diess alles, wohin auch die pappiernen Drachen über Troppau S. 46, die Bratspiesse der *Olmützer* Thürme S. 83, und das triviale *hors d'oeuvre* (S. 193) von dem kleinen Bürgermeister mit der grossen Perücke gehören, durch den Schreibseligen Drang entschuldigen, der, in Ermangelung wichtiger Gegenstände, zu Füllung des Tagebuchs, aus Noth zusammenrafft, was ihm vor die Feder kommt. Hoffentlich wird diess nicht der Fall in den künftigen Bänden seyn, zumal da der Vf. durch seinen *Helios der Titan*, spätere Beweise eines bessern Beobachtungsgeistes gegeben hat, als dass z. B. von der Stadt *Laybach* S. 242 sich nichts weiter anmerken lasse, als dass „sie keine Thore und einen sehr groben Wirth habe?" — Rec. hebt noch zum Schluss einige Bemerkungen aus: *Rosswalde*, S. 42 die Schöpfung des Grafen *Hoditz*, des Freundes Friedrichs des Grossen, ist jetzt in andern Händen, und von seiner alten Herrlichkeit sind nichts übrig als Trümmer. Nur das Schloss hat von aussen seine majestätische Gestalt behalten. — Selbst der Vf. muss eingestehen, dass sichs in *Wien* gut leben lasse, und dass es prächtiger, volkreicher, lebendiger sey, als *Berlin*. *Addison* nennt die geschminkten Schönheiten sehr passend, *Picten*; in *Wien* ist ein ganzes Volk solcher Picten. Von der Hofdame bis zum Küchenmädchen, übt alles diese Art Pastellmahlerey an seinem Körper. [Sollte das nur auf *Wien*, nicht auf die meisten grossen Städte passen?] Beschreibung eines Schiffs S. 119 das der Fürst *Bathyani*, durch den Mechaniker *Giubiani*, für 100,000 Thaler, und zum Geschenk für die verstorbene Gemahlin des ungarischen Palatinus bauen liess. Es hat in der Form viel Aehnliches von der Arche Noah, wie man sie gewöhnlich abzubilden pflegt, und dient jetzt, da es seine eigentliche Bestimmung verloren, zum schwimmenden Kaffeehaus. Das *Schikanedersche* Theater ist wahrscheinlich das prächtigste in Deutschland, das neuerbaute Berliner nicht ausgeschlossen. Es fasst 6000 Zuschauer, und hat über 150,000 Thaler zu bauen gekostet. Auf dem Portal des Haupteingangs sieht man den *Papageno* mit seinem Vogelbauer, weil *Schikaneder* der *Zauberflöte*, und der Rolle des *Papageno* die er darin spielte, sein eigentliches Emporkommen zu verdanken haben soll. — Bey den Schwierigkeiten, die der Vf. S. 162 in der italienischen Staatscanzeley, wegen Erhaltung eines Passes nach Italien fand, errinnert man sich; was *Seume* in seiner bekannten Fussreise, von einer ähnlichen Behandlung erzählt. — Wichtigkeit des Kanals der von *Wien* nach *Triest* gezogen werden soll. Ein Centner Fracht kostet jetzt, zwischen diesen beiden Städten, neun Gulden auf der Achse. Die Kaiserstrasse durchs *Mürzthal*, beschreibt der Vf. als einen Morastström. — Die Brücke von *Grätz*, gleicht Auerbachshof. Sie ist mit Buden angefüllt, die dem Magistrat eine Miethe von 2000 Gulden eintragen, und niemand wird ahnden, dass er sich auf einer Brücke befinde, wenn er nicht vorher ihre Lage bemerkt hat. — Von *Krain* weiss der Vf. nichts weiter zu sagen, als dass man da Bockfleisch esse. Bey der Gelegenheit fügt er hinzu: „in *Deutschland* habe man die Gewohnheit, die Böcke, ehe man sie schlachtet, *aus einem obern Stockwerk herunterzustürzen*, um durch den Schrecken ihrem Fleisch das Widrige zu benehmen." Rec. gesteht, dass ihm, auf allen seinen Reisen durch Deutschland, diese Sitte nie zu Ohren gekommen ist. — Einige Meilen von *Triest*, hinter dem Dorfe *Sonneschütz*, reiset man in eine sonderbare Gegend. In unabsehlicher Weite sind die Felder mit grossen und kleinen Steinen bedeckt, die theils locker da liegen, theils, wie Pflanzen und Gewächse, aus dem Boden gewachsen scheinen. — Der Vf. hatte sich immer auf den ersten Anblick des Meers gefreut. Plötzlich erblickte er bey einer Wendung des Wegs, über dem Abhang, in der Tiefe, eine ungeheuere grüne Wiese. Gleich darauf sah er ein Schiff mit vollen Segeln auf dieser Wiese, und nun entdeckte er seinen Irrthum. Die ungeheuere Wiese war das Meer. Ueber der istrischen Küste stieg ein Gewitter herauf und es blitzte. Ueberhaupt ist der erste Eindruck, den man vom Anblick des Meers empfängt, etwas schreckhaft: ein wogender Abgrund, wo sich alles bewegt! Diese Scene stellt auch das Titelkupfer vor. Die Erzherzogin von Oesterreich, die an den Kronprinzen von Neapel vermählt wurde, weinte, als sie hier das Meer erblickte, und stieg aus dem Wagen, um ihren Thränen freyen Lauf zu lassen. — Vor *Sagrado*, lag endlich vom Gebirge herabgesehen, der Anfang Italiens, wie eine Landkarte, vor Augen. Welch' ein Genuss! Ich möchte allen Reisenden, sagt der Vf., den Rath geben, sich auf den Weg nach *Monfalcone* zu verirren.

E. I.

WEIMAR, b. d. Gebr. Gädicke: *Der Passagier auf der Reise in Deutschland und einigen angränzenden Ländern, vorzüglich in Hinsicht auf seine Belehrung, Bequemlichkeit und Sicherheit.* Ein Reisehandbuch für Jedermann vom Kriegsrath *Reichard*, Vf. des *Guide des Voyageurs en Europe*. Mit einer grossen Postkarte. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 1803. XXIV u. 746 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Werk ist seit seiner ersten Erscheinung zu sehr in Umlauf gekommen und seine Brauchbarkeit zu allgemein bekannt, als dass es nöthig seyn sollte, unseren Lesern jetzt eine umständliche Inhaltsanzeige davon zu geben. Wir haben es hier bloss mit der neuen Ausgabe zu thun. So schnell auch diese auf die erste, welche 1801 erschien, gefolgt ist, so sind dennoch die Veränderungen und Verbesserungen, die man hier findet, so gross und viel umfassend, dass manche Artikel beynahe so gut wie neu zu betrachten sind. Unter den ganz neuen nennt der Vf. in der Vorrede — die Kenntniss vom Wechselgeschäf-

te — die Tabelle von den Wetter-Anzeigen der Spinne, — die Ueberſicht der geprägten deutſchen Gold- und Silbermünzen, — die Vergleichung im Zahlwerthe der neu franzöſiſchen Münzen mit den ausländiſchen — die Reduction der neu franzöſiſchen Maaſse auf andere, nebſt der amtlichen deutſchen Dollmetſchung der erſteren, — die projectirten Decimal-Syſteme der bataviſchen und helvetiſchen Republiken — die Beſchreibung von Sagard auf der Inſel Rügen — von dem Seebade Norderney — von Kiſſingen und Boklet etc. Die alten Artikel ſind zum Theil berichtiget, zum Theil vermehrt; ja der aufmerkſame Leſer wird finden, daſs mehrere zum Theil weitläufige Werke, die ſeit oder während der Ausarbeitung der erſten Ausgabe erſchienen, ſo benutzt worden ſind, daſs man das hauptſächlichſte und wichtigſte daraus hier findet. Kurz, überall zeigt ſich der bewährte Fleiſs des Vf., dem nichts entgeht, der immer das Neueſte aufſucht, und jede Veränderung mit ſorgſamer Hand nachträgt. Und ſo findet man denn eine Menge Nachrichten über die neueſten Veränderungen, die ſich nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in einigen angränzenden Ländern zugetragen haben: Veränderungen, die aus mehreren Werken gezogen wurden, welche zum Theil noch wenig in Umlauf gekommen ſind. Auch hat der Vf. mancherley Privatnachrichten erhalten und benutzt. Wer die Schwierigkeiten einer ſolchen Arbeit kennt, wird willig eingeſtehen, daſs Hr. R. um das reiſende Publicum ſich ein Verdienſt erworben hat, wie keiner ſeiner Vorgänger: und wie viel und mannichfaltig auch die Mängel ſeyn mögen, die noch immer übrig bleiben, ſo wird doch jeder billige und erfahrene Mann einräumen, daſs das Werk nunmehr einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht habe.

Der Hauptplan des Werkes iſt unverändert geblieben: und über dieſen muſs ſich Rec. einige Bemerkungen erlauben. Für diejenigen, welche das Ausland bereiſen wollen, iſt dieſes Werk keineswegs zureichend, und der Reiſende mag nach Paris, oder nach Petersburg, nach Venedig oder Amſterdam gehen, ſo wird er allemal noch andere und umſtändlichere Quellen des Unterrichts ſuchen müſſen. Auch wird jeder ſolcher Reiſende den *Guide des Voyageurs* des Hn. *Reichard* mit ſich führen. Für Paris, Petersburg, Amſterdam, Venedig etc. braucht er noch überdieſs beſondere Beſchreibungen. Im *Guide des Voyageurs* aber findet er eine groſse Menge von Dingen, die hier auch ſtehen, und die er alſo doppelt mit ſich führen muſs. Hieher gehört hauptſächlich ein groſser Theil der allgemeinen Regeln für Reiſende, die in dem Paſſagier auf 200 Seiten einnehmen, und in dem Guide den ganzen erſten Heft füllen. Wäre es alſo nicht beſſer geweſen, wenn der Vf., bey Bearbeitung dieſer neuen Ausgabe, ſich bloſs auf Deutſchland eingeſchränkt hätte? Er hätte dadurch dem Leſer ein viel wohlfeileres, kleineres und doch zugleich über Deutſchland umſtändlicheres Werk liefern können. Für das Ausland wird es, in ſeiner jetzigen Geſtalt, nie ein allgemeines und ſehr brauchbares Werk werden. Dazu fehlt es ihm an gehörigem Umfange. In Frankreich führt es den Reiſenden nicht weiter, als nach Paris, in Italien nach Venedig, in den nordiſchen Staaten bis nach Kopenhagen, und über England findet ſich hier gar nichts. Und wollte der Vf. ja den Weg bis an die genannten Orte angeben, ſo waren wenigſtens die Beſchreibungen von Paris, Petersburg, Amſterdam und Venedig unnütz. Die Schweiz hätte ebenfalls ganz wegbleiben können; denn welcher Reiſende, der dieſes Land nur einigermaſsen kennen zu lernen wünſcht, wird ſich mit der Beſchreibung begnügen, die er hier vorfindet, ſo gut ſie auch übrigens gerathen iſt? Das Handbuch des Hn. *Ebel*, aus welchem dieſer Artikel gröſstentheils gezogen iſt, iſt ſo allgemein bekannt und ſo vortrefflich, daſs es wirklich zu bedauern wäre, wenn irgend ein Reiſender durch dieſen Auszug ſich verleiten lieſse, dieſes Werk nicht zu ſeinem beſtändigen Begleiter durch die Schweiz zu machen. — Was helfen endlich dem Deutſchen die Nachrichten über die Seereiſen? Die Zahl derjenigen, die von einer deutſchen Stadt nach einer andern zu Waſſer gehen, iſt ſehr geringe, und die mehreſten möchten wohl zu einer Claſſe gehören, unter welcher dieſes Reiſebuch ſchwerlich je ſehr in Umlauf kommen wird. Wer Seereiſen unternimmt, geht in fremde Länder, und dieſe gehören in den *Guide des Voyageurs*. S. 728 findet ſich ein kurzes Verzeichniſs von Druckfehlern und Berichtigungen. Rec. hat folgende bemerkt, welche nicht angegeben ſind. S. 337 unter *den* (die) Handelsexporten gehören etc. S. 467 ſtatt *Magozzo* l. *Margozzo*. S. 509 die allergröſsten Spiegelflächen ſind 112 Fuſs hoch und 68 Zoll breit. Hier ſcheint mehr als ein Druckfehler zu ſeyn, 112 Fuſs iſt offenbar falſch. Wollte man Quadrat-Fuſs darunter verſtehen, ſo paſſen die 68 Zoll nicht dazu. Lieſt man aber 112 Zoll, ſo möchte dieſe Höhe wohl nicht hinlänglich ſeyn, denn Rec. weiſs Beyſpiele, daſs man Spiegel von einer weit beträchtlichern Höhe gegoſſen hat. S. 565 *Volargine*, l. *Volargine*, oder *Volargni*. S. 578 Pola mit ſeinem wohlerhaltenen *Theater*, l. *Amphitheater*. (Von dem Theater iſt kaum eine Spur mehr übrig.) S. 579 *Pordenor*, l. *Pordenone*. Ib. *Eonigliano*, l. *Coniglians*. S. 580 *Liſanzo*, l. *Liſonzo*. Ib. *Codoripo*, l. *Codroipo*. S. 614 Z. 4 und mehrmals, ſtatt *Boosberg*, l. *Borsberg*. S. 637 Z. 17 v. u. mit dem *Kleiniſchen* Inſtitut, l. kliniſchen. S. 682 Z. 12 und 683 Z. 12 *Sorghöe*, l. *Snoghöe*. Auf der Reiſekarte ſind mehrere Entfernungen falſch angegeben, die im Buche ſelbſt richtig ſind. So iſt z. B. die bekannte Straſse von Dresden nach Leipzig zu 12 Meilen angeſetzt, indem zwiſchen Meiſsen und Stauchitz eine halbe Meile weggelaſſen iſt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 MAY, 1804.

JURISPRUDENZ.

Paris, b. Blanc: *Institutions du droit de la nature et des gens;* par le Citoyen *Gerard de Rayneval.* An XI. (1803). XXIV S. Vorrede, 392 S. Text, 159 S. Noten.

Nicht fowohl der Umftand, dafs dieses Buch von den Journaliften des Landes, in welchem es erfchien, mit der gröfsten Auszeichnung behandelt worden ist — denn diefs Schickfal haben manche mittelmäfsige Bücher, auch aufserhalb Frankreich, — fondern hauptfächlich der Bewegungsgrund und der Gefichtspunkt, aus welchem man es in ein fo günftiges Licht geftellt hat, machen es unferer Aufmerkfamkeit würdig. Nach fo viel überftandenen Stürmen, hiefs es in diefen lobpreifenden Urtheilen, nach fo viel traurigen Verirrungen der menfchlichen Vernunft, nach einer fo langen und furchtbaren Herrfchaft der ausfchweifendften politifchen Grundfätze, fey es eine höchft erfreuliche Erfcheinung, nun endlich ein Werk hervorgehen zu fehen, worin ein reifer, erfahrner, im Denken geübter, und in den Gefchäften grau gewordener Mann, den Schatz feiner alten Kenntniffe, durch fo viel neue, aus der gröfsten aller politifchen Revolutionen gefchöpften Anfichten bereichert und vollendet, fo lehrreich aufgefchloffen, das Staats- und Völkerrecht fo ganz in feiner wahren Geftalt gezeigt, und künftigen Irrthümern fo zweckmäfsig vorgebeugt habe. — Diefs Werk wird uns alfo gleichfam als ein Maafsftab dargereicht, an welchem wir den Inbegriff der ganzen alten und neuen franzöfifchen Staats-Weisheit, befonders aber auch die Fortfchritte, welche die Wiffenfchaft des Staats-Rechtes während der Revolution gemacht, abmeffen, und den Grad der Höhe, auf welcher diefe Wiffenfchaft fich jetzt in Frankreich befindet, beftimmen follen.

Unter einem folchen Gefichtspunkte würde man zwar das vorliegende Werk nicht mehr betrachten dürfen, wenn man fich bey näherer Bekanntfchaft mit demfelben überzeugt hätte, dafs der Vf. nicht gerade das Höchfte, was in Frankreich wohl geleiftet werden könnte, geleiftet hat, und dafs alfo von dem Maafse wiffenfchaftlicher Einficht, welches wir an ihm bemerken, kein unmittelbarer Schlufs auf den Zuftand der Wiffenfchaften in feinem Lande gemacht werden kann. Aber nichts defto weniger bleibt es wahr, dafs diefs feit vielen Jahren das erfte auf wiffenfchaftliche Form Anfpruch machende Werk über Staats- und Völker-Recht ift, welches Frankreich aufzuweifen hat; und dafs die grofse Achtung, mit welcher man dort davon fpricht, doch im allgemeinen die Stufe, welche die Wiffenfchaft erreicht hat (wenn wir darüber auch nicht fo manche andere Belehrungen hätten), verrathen würde.

Rec. ift längft der Meinung gewefen, dafs die franzöfifche Revolution, von welcher fich ihre Freunde und Anhänger, aufser fo viel praktifchen Vortheilen, auch fo viel theoretifchen Gewinn, die Auflöfung fo vieler politifchen Probleme, und die letzte Vollendung des ftaatsrechtlichen Syftems verfprachen, felbft in wiffenfchaftlicher Rückficht (denn mit den anderen haben wir es hier nicht zu thun) fo viel als gar nichts geleiftet hat; dafs, wider alles Vermuthen, aus einer fo weit verbreiteten, und fo beyfpiellofen Gährung der Köpfe, doch nur eine fehr geringe Anzahl neuer Ideen, und eine fehr unbedeutende Berichtigung der alten hervorgegangen ift; und dafs die, welche unmittelbar von diefer Revolution getroffen wurden, zwar durch die fchrecklichfte aller Erfahrungen etwas weifer, behutfamer, und gegen verwegene Theorien mifstrauifcher geworden, aber in ihrer pofitiven, wiffenfchaftlichen Erkenntnifs auf keine Weife fortgerückt find.

In Frankreich felbft ift diefe Meinung jetzt unter allen guten Köpfen allgemein; und was ihr etwa noch, damit fie vollkommen herrfchend fey, an objectiven Gründen abgehen möchte, das wird durch fubjective, durch den tödlichen Hafs gegen alles, was an die revolutionäre Denkart erinnert, und durch den merkwürdigen Contraft zwifchen der jetzigen Regierungsform, und allen von den revolutionären Lehrern erfundenen oder empfohlenen, reichlich erfetzt.

Wenn diefelbe Meinung nicht auch in Deutfchland durchaus gangbar ift, wenn aufser dem grofsen Haufen der Nachbeter oder der Halb-Aufgeklärten, die fich noch immer einbilden, die franzöfifche Revolution habe gewiffe *„ewige Grundfätze"*, geltend gemacht, die (trotz ihrer *Ewigkeit!*) fonft nicht gekannt, oder doch nicht anerkannt gewefen wären, auch unterrichtete, und gebildete Männer noch von dem Einflufs jener grofsen Begebenheit auf die Entwickeluug der ftaatswiffenfchaftlichen Ideen, oft auffallend-falfche Vorftellungen an den Tag bringen: fo liegt diefs hauptfächlich an einer eben fo ungefchickten als ungerechten Verwechfelung deffen, was wir in den letzten zwanzig Jahren aus unferen eigenen Quellen gefchöpft, und aus unferm eigenen Stoffe bereitet haben, mit dem worauf wir zufälliger Weife

se durch die französische Revolution geführt worden sind. Dass *Deutschland* in der letzten Zeit in Allem, was unter dem vielumfassenden Namen *Staatswissenschaft* begriffen wird, die wesentlichsten und die entscheidendsten Fortschritte gemacht hat, — das ist eine unleugbare, und eine für uns ruhmvolle Thatsache. Zu diesen Fortschritten können die Begebenheiten um uns her allerdings hier und da den Anstoss oder die Gelegenheit gegeben haben; aber bey weitem das Meiste, und bey Weitem das Wichtigste wurde durch unsere eigenthümliche Kraft, und durch unser eigenthümliches Verdienst, wurde durch die grosse Reform, welche die Philosophie in allen ihren Theilen erfuhr, wurde durch die kühnen und scharfsinnigen Absonderungen so vieler sonst wild ineinander verwachsenen Zweige derselben, wurde durch das glückliche Hinaufdringen zu den ersten Gründen der Wissenschaft überhaupt bewirkt.

Das vorliegende Werk ist ganz dazu gemacht, uns den Abstand zu zeigen, der sich in dieser Rücksicht zwischen uns und den Franzosen befindet. Der Vf. desselben ist ein Mann, der sich sein ganzes Leben hindurch mit Staats-Recht und Politik beschäftiget hat, dem alle in diese Wissenschaften einschlagenden Fragen sehr geläufig geworden sind, und der, nachdem er viele Jahre lang selbst gewirkt, und in wichtigen Verhältnissen gewirkt hatte, die stürmischen Zeiten der Revolution, die ihn vom Schauplatz der öffentlichen Thätigkeit entfernten, zum ruhigen Nachdenken, zum Sammeln seiner Ideen, und zu einer systematischen Anordnung derselben verwendete. Sein Buch verräth allenthalben einen Mann von gesundem Verstande, von reifer Erfahrung, von mannichfaltiger Geschäftskenntniss, und von rechtlicher und sittlicher Denkungsart. Er hat seine Vorgänger in derselben Laufbahn, so weit als ein französischer Schriftsteller sie kennen konnte, gekannt und benutzt; er hat mit einem Worte sein Bestes gethan. Gleichwohl führt dieses Werk die Wissenschaft, der es gewidmet ist, auch nicht um einen Schritt weiter, als *Vattel* sie gelassen hatte, mit dessen *Natur-* und *Völkerrecht* das gegenwärtige, sowohl im Plan des Ganzen, als in der Behandlung einzelner Gegenstände auffallend übereinstimmt; gleichwohl wird kein an gründliches Denken gewöhnter, und namentlich kein deutscher Kopf die geringste Erweiterung, oder auch nur Berichtigung seiner Begriffe daraus schöpfen.

Wie ist es aber auch möglich ein System des Völkerrechts aufzustellen, wenn man weder sich selbst noch anderen klar machen kann, was man unter *Völkerrecht* versteht? Wie ist es möglich über Gegenstände der allgemeinen Rechtswissenschaft überhaupt zu schreiben, so lange man die Grundbegriffe dieser Wissenschaft nur in einer Art von Nebel erblickt, wo alles ohne bestimmte Umrisse und Gränzen in einander fliesst? Noch keinem französischen Schriftsteller, so wenig nach als vor der Revolution, ist es eingefallen, das, was wir eine Deduction der Begriffe nennen, in der Rechtswissenschaft auch nur zu versuchen; noch keinem hat geahndet, dass man zu dem ersten Begriffe des *Rechts* auf einem eigenthümlichen Wege, der von dem zum Grundbegriff der *Moralität* führenden abweicht (ob er gleich zuletzt in einem höhern Begriffe wieder mit ihm zusammen kömmt), gelangen muss; noch keiner hat seine Laufbahn damit angefangen, dem vieldeutigen Worte *Naturrecht*, nur erst einen bestimmten Sinn unterzulegen, und, wenn es auf Völkerrecht ankam, vor allen Dingen die Stelle zu bezeichnen, welche diesem Theile der Rechtswissenschaft in einem allgemeinen System derselben zukömmt. Daher findet man auch in den geistreichsten französischen Büchern, in den Schriften von *Montesquieu* und *Rousseau*, in den wenigen seit der Revolution erschienenen, die nur irgend Aufmerksamkeit verdienen, sobald sie sich zu einem eigentlich speculativen Raisonnement erheben wollten, überall eine grenzenlose Verwirrung; das Gebiet des *Rechts* ist nirgends, weder von dem der *Moral*, noch auch nur von dem der *Politik* gehörig geschieden; die Ideen laufen wild durch einander; nicht ein einziges staatsrechtliches Problem ist auf seine Elemente zurückgeführt. Da sie auf keine feste Basis bauen, so ist auch in ihrem ganzen Vortrage keine wahre Methode, keine zweckmässige Anordnung, kein befriedigender Zusammenhang zu finden. Diese Schriftsteller bieten ihren Lesern nur höchstens fragmentarische Belehrung, nie einen wahrhaft wissenschaftlichen Unterricht dar.

In der Vorrede zu dem gegenwärtigen Werke sagt *Rayneval* unter andern, indem er seine Leser auf die Quellen verweiset, an welche sie sich zur Vollendung ihres Studiums zu wenden hätten: „Besonders werden die *deutschen Autoren* sie in den Stand setzen, zu einer *unerschöpflichen Gelehrsamkeit* (*érudition inépuisable*), in diesem Fache zu gelangen.“ Diese, wahrscheinlich etwas ironisch gemeinte, Bemerkung zeigt deutlich genug, dass der Vf. von dem, worauf es bey einem Studium dieser Art eigentlich ankömmt, keine richtige Vorstellung besass.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik würde es offenbar eine eben so unnütze als ermüdende Arbeit seyn, ein Buch, woraus so wenig wahrer Gewinn zu schöpfen ist, und welches sich von den älteren seiner Gattung so wenig unterscheidet, ausführlich zu zergliedern, und durch 70 oder 80 äusserst locker zusammenhängende Abschnitte, von denen jeder wieder aus einer gewissen Anzahl willkührlich aneinander gereiheter Aphorismen bestehet, Schritt vor Schritt zu verfolgen. Wir begnügen uns daher, die Rubriken der Kapitel, und das Wesentlichste ihres Inhalts anzuzeigen, und nur bey solchen Abschnitten etwas zu verweilen, in denen auffallende Bestätigungen unseres über das Ganze ausgesprochenen Urtheils, oder Aeusserungen, die durch die Zeitumstände ein besonderes Interesse erhalten, anzutreffen sind.

Das Werk zerfällt in vier Bücher, wovon das erste von dem *Staatsrecht im Innern der Staaten*, das zweyte von dem eigentlich sogenannten *Völkerrecht*,

oder

oder dem *Verhältnisse zwischen Nationen und Nationen*, das dritte von dem Stande des *Krieges und des Friedens*, und das vierte (unter dem Titel eines *Anhanges*) von der *Politik* im engeren Sinne handelt. Jedem Buche ist eine gewisse Anzahl von *Noten* beygefügt, in welchen sich mitunter ganz interessante einzelne Erläuterungen und Bemerkungen finden, die Rec. unbedenklich für den besten Theil des Werkes erklärt.

Das erste Buch spricht in 28 Abschnitten über *Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft*, *Regierungs-Formen*, *Souveränität*, *Freyheit*, *Gleichheit*, *Erblichkeit*, *Unverletzlichkeit*, *Sklaverey*, *öffentliche Gewalten*, *Gesetzgebung* in ihren verschiedenen Theilen, *Polizey*, *Bevölkerung*, *Abgaben*, *Ackerbau*, *Industrie* und *Handel*, *Eigenthum*, *Tugend* und *Ehre*, *Erziehung* und *Unterricht*, *Sitten* und *Sittlichkeit*, *Patriotismus*, *Religion* und *Gottesdienst*, *bürgerliche Unruhen*. Diese blosse Aufzählung der Rubriken charakterisirt das Werk, und wird unserm oben aufgestellten Urtheil über dasselbe bey allen Sachkundigen Eingang verschaffen. Es ist in der That schwer zu begreifen, was die *Abgaben*, der *Patriotismus*, die *Bevölkerung* und der *Gottesdienst*, in einem Lehrbuche über das *Staatsrecht* zu thun haben; und wenn man bemerkt, dass nach mehreren Kapiteln, in welchen von *Ackerbau*, *Handel*, directen und indirecten *Auflagen* und u. f. f. gehandelt wird, nun erst die *Definition* des *Eigenthums* folgt, so wird man sich von der Methode des Vfs einen hinlänglichen Begriff machen können.

Das höchste Princip, von welchem alles abgeleitet, und auf welches alles zurück geführet wird, ist das sogenannte Princip der *Selbsterhaltung*, auf welches bekanntlich weder ein *Staatsrecht* überhaupt, noch ein *Völkerrecht* insbesondere gegründet werden kann. Was daher über *Entstehung* der *Gesellschaft*, der *Regierungsformen* u. f. f. gesagt wird, ist durchaus seicht und unbefriedigend; ein einziger Paragraph von *Hobbes*, (den, um diess hier beyläufig zu sagen, die Franzosen, selbst *Rousseau* nicht ausgenommen, nie verstanden zu haben scheinen), enthält mehr wahre Philosophie der Staatswissenschaft, als das ganze *Raynevalsche* Werk.

In dem Abschnitt über die *Souveränität* verwickelt sich der Vf. dergestalt in die Unbestimmtheit seiner eigenen Begriffe, dass er am Ende zu folgendem seltsamen Resultate gelangt: „Die Souveränität besteht im *Handeln*; der *Gesetzgeber* handelt nicht; *also* hat er *keinen Antheil an der Souveränität!!* Er ist das Organ des öffentlichen Willens; er ist, in der Ausübung seiner Functionen, die Nation selbst; der *Souverän* ist *sein Repräsentant*, sein Beamter u. f. f.“ !!!

In dem Abschnitt über die *Unverletzlichkeit der höchsten Gewalt* wirft er seinen Vorgängern, *Grotius*, *Puffendorff* und *Vattel* vor, dass sie, anstatt die Frage zu entscheiden, durch die Schwierigkeiten derselben geschreckt, sie vielmehr umgangen hätten. Wenn er selbst aber sagt: „Wir behaupten, dass kein Souverän davon befreyt ist, dem *natürlichen Gesetz* (*raison naturelle*), zu gehorchen, welches die ursprüngliche Quelle aller Gesetzgebung ist, und welches ihm zur *Pflicht* macht, seinem Beruf treu zu seyn u. f. f.“ — so darf er sich nicht einbilden, der Auflösung auch nur um den kleinsten Schritt näher gekommen zu seyn. Denn die Frage von der *Unverletzlichkeit*, oder besser von der *Unbeschränktheit* der höchsten Gewalt ist gar nicht die: ob der Besitzer derselben durch das *innere Gebot der moralischen Pflicht* gebunden wird (welches noch nie bezweifelt worden ist), sondern vielmehr, ob und inwiefern es nach dem *Rechtsbegriffe* von der höchsten Gewalt möglich ist, den Besitzer derselben durch *äussere Schranken*, *rechtlich* zu binden? — Und diese Frage hat der Vf. noch weit weniger beantwortet, oder auch nur angegriffen, als seine Vorgänger.

Das merkwürdigste in diesem ersten Buche ist der allenthalben hervorstechende Contrast der politischen Meinungen des Vf's mit gewissen durch die Revolution in Gang gebrachten Ideen, zum Theil auch mit Lieblingsideen des gegenwärtigen Augenblicks. So setzt er in einer langen Note zum 2ten Abschnitt sehr umständlich und zum Theil mit sehr plausibeln Gründen auseinander, dass der *Despotismus*, insofern man darunter die Vereinigung aller Staatsgewalten in Einer Person versteht, an und für sich eine eben so rechtliche Regierungsform als jede andere sey, dass er mit der *bürgerlichen Freyheit* ganz wohl bestehen könne, dass *Montesquieu* ihn mit der *Tyranney* verwechselt, und nur vermöge dieser Verwechselung ihm so viel Böses zur Last gelegt habe, endlich dass für grosse Staaten die despotische Verfassung nicht bloss die zweckmässigste, sondern beynahe die einzig-mögliche sey. Von diesem letzteren Umstande aber nimmt er, sehr unerwartet, und für die jetzigen Zeitläufte freymüthig genug, die Veranlassung zu erklären, „dass die *Grösse* eines Staates auf keine Weise zum Glück seiner Bewohner beytrage, und dass, nach dem gleichförmigen Zeugnisse der Geschichte, *Eroberungen allemal das Schicksal der alten Unterthanen verschlimmern.*“

Wenn der Vf. dagegen in dem Abschnitte *von der ausübenden Gewalt*, behauptet, dass nach der jetzigen französischen Verfassung, „die Regierung *nur einen indirecten Antheil* an der Gesetzgebung habe“: so begreift man kaum, wie er in einen so groben Irrthum verfallen konnte. Die Constitution von 1799 hat der vollziehenden Macht das ausschliessende Vorschlags-Recht bey der Gesetzgebung übertragen; wenn also die vollziehende Macht auch nur das wäre, was sie nach den Vorschriften jener Constitution seyn sollte, so besässe sie gewiss einen *directeren* Einfluss auf die Legislation, als je die vollziehende Macht in irgend einer zusammengesetzten Staatsverfassung besessen hat.

In dem *zweyten Buche*, welches nun das eigentliche *Völkerrecht* zum Gegenstande hat, wird durch 15 Kapitel, von der *Unabhängigkeit der Nationen*, von den *Grenzen*, von den *wechselseitigen Verbindungen zwischen den Nationen*, vom *Handel*, von den

Bünd-

Bündnissen und den daraus entspringenden *Pflichten*, von den *Erwerbsarten zwischen Nationen*, von der *Verjährung*, vom *Meere*, von *Flüssen* und *Seen*, von *Garantien*, von *Repressalien*, von *Fremden*, von *politischen Agenten*, von *Rang* und *Titel* der *Souveräns* gehandelt. — Dass bey einer solchen wüsten Zusammenstellung der ungleichartigsten Dinge, an keine wahrhaft wissenschaftliche Behandlung zu denken sey, braucht kaum wiederholt zu werden. Selbst im *Vattel*, den man gewiss nicht als Muster von dieser Seite aufstellen wird, obgleich der Vf. ihn offenbar zum Muster gewählt hat, ist die Anordnung der Materien viel weniger willkührlich und fehlerhaft.

Gleich zu Anfange dieses zweyten Buches prüft der Vf. die Definitionen, welche *Hobbes*, *Puffendorff*, *Vattel* und *Montesquieu* vor ihm vom *Völkerrechte* gegeben haben, und verwirft sie, eine nach der anderen. Mit *Montesquieu* kostete ihm diess freylich nicht viel Mühe; denn dieser, in anderen Hinsichten grosse und vortreffliche Schriftsteller, war im Definiren nicht sonderlich stark; und es möchte schwer seyn, in seinem ganzen Werke eine einzige haltbare Definition aufzufinden. Wenn R. aber den drey übrigen Rechtslehrern einen Vorwurf daraus macht, dass nach ihren Definitionen, das Völkerrecht nichts anders als „das Naturrecht auf das Verhältniss der Nationen untereinander angewendet" seyn würde: so verräth er dadurch bloss, dass ihm sein Gegenstand noch nicht einmal in der Klarheit erschien, in welcher seine Vorgänger ihn bereits aufgefasst hatten. Das *natürliche Völkerrecht* — *insofern es nämlich ein natürliches Völkerrecht giebt*; eine grosse, schwierige, noch nie hinlänglich erörterte Frage, zu deren Auflösung freylich ganz andere Kräfte gehören, als die, aus welchen das gegenwärtige Werk erwuchs, — das natürliche Völkerrecht ist in der That nichts anderes, als das Naturrecht auf das freye Verhältniss der Staaten unter einander angewendet. So weit waren *Hobbes* und andere, welche der Vf. zu widerlegen vermeint, vollkommen auf dem richtigen Wege. Sie konnten aber nicht lange darauf bleiben, weil es ihnen sammt und sonders an einem bestimmten Begriff vom *Naturrechte* selbst, (dem *Hobbes* doch näher kam, als irgend ein Anderer) fehlte, und weil sie folglich bey ihrem Uebergange zum *Völkerrechte* nur dieselben unbestimmten und schwankenden Vorstellungen, die ihnen vom Naturrechte unter Einzelnen beywohnten, in ihren Erörterungen zum Grunde legen konnten. Ihre Definition des Völkerrechts war an und für sich richtig; aber es kam in dieser Definition ein Begriff vor, der eine höhere Definition verlangte; und diese letzte vermochten sie nicht zu Stande zu bringen.

Die Definition, durch welche der Vf. jene älteren zu verdrängen glaubt, lautet folgendermaßsen: „das ursprüngliche, oder natürliche Völkerrecht ist die gemeinschaftliche Regel, welche die Vernunft den Nationen unter einander zu ihrer wechselseitigen Erhaltung vorschreibt." — Dass diess eher alles andere, als eine Definition des *Völkerrechts* seyn könne, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.

Noch schwächer, wo möglich, ist die Erklärung, die der Vf. von dem conventionellen Völkerrechte giebt, und wodurch er dasselbe vom *natürlichen* oder *ursprünglichen* zu unterscheiden glaubt. Er sagt, das conventionelle Völkerrecht sey der Inbegriff der Maassregeln, wodurch das natürliche Völkerrecht gegen die menschlichen Leidenschaften gesichert werde. Hienach sollte man glauben, das conventionelle Völker-Recht sey bloss eine Art von Straf-Codex gegen die Uebertreter des natürlichen, und alles, was man sonst, selbst nach den gemeinen Vorstellungen, vom natürlichen Völkerrecht absondert, z. B. die Tractate, und die aus ihnen hervorgehenden Verbindlichkeiten und Rechte gehörten schon zum natürlichen Völkerrechte. Oder sollen die Tractate etwa auch nur als eine Sicherheits-Maassregel gegen die menschlichen Leidenschaften betrachtet werden? — Doch es lohnt nicht der Mühe, sich bey Muthmassungen über den eigentlichen Sinn solcher durchaus unbestimmten und unbrauchbaren Erklärungen aufzuhalten.

In dem Kapitel von der *Verjährung* wagt es der Vf. von allen seinen Vorgängern abzugehen; denn *Puffendorff*, *Wolf* und *Vattel* lehren ganz bestimmt die Anwendbarkeit der Principien der Verjährung auf die völkerrechtlichen Verhältnisse, und selbst *Grotius*, obgleich der Vf. ihn fälschlich auf seiner Seite glaubt, ist, mit einigen Einschränkungen, derselben Meinung. Der Vf. hingegen bestreitet sie, und zwar aus dem Grunde, weil zwischen Völkern kein gemeinschaftliches Gesetz Statt habe. Nun ist aber nichts gewisser, als dass in dem Sinne, in welchem alle vorhin genannten Staatsrechts-Lehrer, und *der Vf. mit ihnen*, das *Naturrecht* nehmen, Verjährung einer der unbestreitbarsten und heiligsten Titel in diesem Rechte seyn muss, und dass der Vf., indem er sich dagegen auflehnt, ohne es selbst zu wissen, sein ganzes System umstösst. Nur der, welcher die Idee eines *natürlichen* Völkerrechts überhaupt, wenigstens in dem bisher gangbaren Sinne, verwirft — ein Standpunkt, von welchem der Vf. noch weit entfernt ist — hat die Befugniss, auch die Verjährung nicht als Rechts-Titel, oder doch nicht als unmittelbaren, und für sich bestehenden gelten zu lassen. In einem auf *Verträge* gegründeten Völkerrecht, dem einzigen, das diesen Namen verdient, kann sie nichts desto weniger ihre Stelle behaupten.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 MAY, 1804.

JURISPRUDENZ.

Paris, b. Blanc: *Institutions du droit de la nature et des gens; par le Citoyen Gerard de Rayneval* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die 27 Abschnitte des dritten Buches handeln vom *Ursprunge*, von den *Ursachen*, von den *Rechten*, von den *Wirkungen* des *Krieges*, von *Gefangenen* und *Geisseln*, von *Belagerungen*, *Bündnissen*, *Neutralität*, *See-Rechten*, *Friedensschlüssen*, *Vermittelungen*, und abermals *Friedensschlüssen*. — Dieses dritte Buch ist verhältnissmäsig noch schwächer als die beiden vorhergehenden; der Mangel eines festen Standpunktes, und alle davon unzertrennlichen Uebel, sind hier noch fühlbarer als dort.

Die rechtmäsigen *Ursachen* des *Krieges* sollen nach dem Vf. theils in dem *Princip* der *Selbsterhaltung*, theils in dem des *gesellschaftlichen Interesse* (*de l'interêt social*) zu finden seyn. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, dass hinter solchen, durchaus unbestimmten, und nichts bedeutenden Formeln, die ungerechtesten und frevelhaftesten Motive sich verstecken können. Indessen weiss der Vf., wenn es zur Anwendung kömmt, sich schon durch eine glückliche Inconsequenz, oder durch die erste, die beste, willkührliche Entscheidung aus der Verlegenheit zu ziehen. So wirft er z. B. die in unseren Zeiten nicht wenig kritische Frage auf: ob die Erhaltung (oder Wiederherstellung) des *politischen Gleichgewichts* eine rechtmäsige Ursache des Krieges werden kann? Und er beantwortet sie dahin, dass ein aus dieser Ursache unternommener Krieg zwar vor der *Politik*, aber nicht vor dem *Völkerrechte* bestehen würde. Ohne uns hier in eine eigene Erörterung der Sache einzulassen, bemerken wir nur, dass es dem Vf. keinesweges erlaubt war, die Frage auf diese Weise abzufertigen. Denn wenn alles, was sich aus dem *Princip* der *Selbst-Erhaltung*, oder dem *gesellschaftlichen Interesse* ableiten lässt, ein rechtmäsiger Bewegungsgrund zum Kriege seyn soll, wie er kurz zuvor selbst gelehrt hat: so ist nicht abzusehen, wie die Aufrechthaltung des Gleichgewichts, die auf jene beiden Motive so leicht und deutlich zurückgeführt werden kann, nicht unter die rechtmäsigen Bewegungsgründe gehören sollte.

Aus den Kapiteln, welche von den im Kriege erlaubten *Mitteln*, von den *Wirkungen* des *Krieges*, von der Natur und den Gränzen des *Eroberungsrechtes* u. f. f. handeln, ist nicht die mindeste Belehrung zu schöpfen; an die Stelle *rechtlicher Bestimmungen*, die hier allein einheimisch gewesen wären, schleichen sich allenthalben bald Vorschriften der *Moral*, bald Ermahnungen zur *Billigkeit* und *Menschlichkeit*, bald blosse *Klugheitsregeln* ein. Da der zweydeutige Grundsatz der *Selbsterhaltung* jeden Augenblick von neuem angerufen wird: so darf man sich nicht wundern, wenn bey dem ganzen Raisonnement die Willkür allein den Vorsitz führt. So wird die wichtige und schwere Frage: wie weit ein an und für sich rechtmäsiger Krieg getrieben werden dürfe? — mit der kahlen Antwort, „nur so weit, bis der Zweck des Krieges erreicht sey!" auf die Seite geschafft. Da aber der Zweck des Krieges wieder bloss durch das Recht der *Selbsterhaltung* erklärt wird, so sieht man wohl, dass durch einen Ausspruch, wie dieser, eigentlich nichts ausgesprochen worden ist.

Nach allem, was wir bisher über den Charakter des vorliegenden Werks gesagt haben, wird wohl Niemand erwarten, dass zur Auflösung eines so äusserst schwierigen und verwickelten Problems, als das von den *wechselseitigen Befugnissen der kriegführenden und der neutralen Mächte in einem Seekriege*, hier irgend ein wesentlicher Schritt gethan seyn sollte. Die vergeblichen Bemühungen so vieler Schriftsteller, die, von *Albericus Gentilis* und *Hugo Grotius* an, bis auf den heutigen Tag dieses halsstarrige Problem bald auf dem einen, bald auf dem andern Wege zu bezwingen gesucht haben, die Ungereimtheiten und Widersprüche, in welche alle diese Schriftsteller verfielen, sobald sie sich schmeichelten, die Entscheidung *jenseits positiver Verträge*, auf dem Gebiet des sogenannten *reinen* oder *natürlichen* Völkerrechtes zu gewinnen, die seltsame, schon in frühern Zeiten bemerkte, und von verschiedenen Rechtslehrern, (z. B. von dem scharfsinnigen *Gagliani*) sehr richtig dargestellte Erscheinung, dass in dieser Materie, so oft man auf allgemeine Grundsätze zurück gehen will, die beiden mit einander kämpfenden Partheyen (gleichsam vermöge einer natürlichen *Antinomie*) je nachdem man den Gesichtspunkt wählt, zugleich Recht und Unrecht haben, endlich alle die neuern, durch die bekannten Neutralitäts-Bündnisse von 1780 und 1800 veranlassten, zum Theil sehr gründlichen Erörterungen — haben für Kenner bloss die Ueberzeugung bewirkt, dass die Frage über die Gränzen zwischen neutralen und kriegführenden Mächten im Seekriege, nicht bloss (in ihrer Allgemeinheit) unentschieden geblieben, sondern auch auf den bisher be-

betretenen Wegen, ſo bald man ſich vom *poſitiven*, durch die Verträge beſtimmten Rechte entfernt, ganz unentſcheidbar iſt. Keine völkerrechtliche Aufgabe verräth deutlicher als dieſe, die Unvollkommenheit aller der Lehrbegriffe, die man bis jetzt für allgemeines Völkerrecht ausgegeben hat; keine macht die bisherigen Grundlagen dieſer Wiſſenſchaft verdächtiger und zweifelhafter; und Rec., der alles, was über dieſe Frage von einer und von der andern Seite geſchrieben worden, mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit geleſen und verglichen hat, wagt es zu verſichern, daſs, ſo lange man nicht die erſten Begriffe von einem natürlichen Völkerrechte überhaupt, ganz anders als es bisher geſchehen, zergliedern, und von neuem auf die Kapelle bringen wird, an eine Beendigung jenes alten Streites, gar nicht zu denken iſt.

Unſer Vf. ſcheint die Schwierigkeiten, die dieſen Gegenſtand umringen, nicht einmal gekannt, oder wenigſtens nicht ſehr beherziget zu haben. Er fertigt die verwickeltſten Fragen mit wenig Worten ab, und theilt bald Rechts, bald Links, Befugniſſe und Privilegien aus, ſo wie es ihm gerade gut und billig dünkt. Den *neutralen* Mächten geſteht er unbedingt den Satz, „daſs das *freye Schiff* die *Ladung frey* macht," zu, ohne ſich um die von den Vertheidigern der Gegenparthey, und namentlich von brittiſchen Schriftſtellern vorgetragenen, gewiſs nichts weniger als unbedeutenden Einwürfe gegen dieſen Satz zu bekümmern. Dagegen räumt er wieder den *kriegführenden* Mächten das Recht, die neutralen Schiffe, *auch wenn ſie unter Begleitung eines Kriegs-Schiffs ſegeln*, zu viſitiren, vollſtändig ein; obgleich nicht zu leugnen iſt, daſs die Gründe, welche die Advocaten der neutralen Schiffahrt der Ausübung eines ſolchen Rechts entgegen geſetzt haben, wenigſtens eben ſo ſtark ſind, als die, womit ſie die Freyheit des feindlichen Gutes unter neutraler Flagge behaupteten.

Auf das dritte Buch folgt ein *Anhang*, der die Ueberſchrift: *Ideen über Politik* führt. Da der Vf. das Gebiet des *Rechts* von dem Gebiete der *Politik* nirgends ſtrenge zu ſcheiden verſtand, ſo wird man leicht vermuthen, daſs in dieſem Anhange mehr oder weniger dieſelben Gegenſtände verhandelt werden, denen wir in den vorhergehenden Abſchnitten begegneten. Und ſo verhält es ſich denn auch wirklich. Der Anhang hätte ganz füglich in den Text, oder in die Noten des Werkes mit hineingezogen werden können.

Dieſer Anhang hat wieder zwey Abtheilungen. Die erſte iſt der Aufſtellung der Ideen des Vf. über verſchiedene Punkte der *inneren* und der *auswärtigen* Staatsklugheit, der zweyte ſeinen Bemerkungen über *politiſche Agenten* gewidmet.

Die Ideen über Staatsklugheit zeigen den Vf. durchgängig, von Seiten ſeines Charakters und ſeiner politiſchen Denkungsart, in einem ſehr vortheilhaften Lichte. Wer aber neue Wahrheiten, oder auch nur alte auf eine neue und intereſſante Art ausgedrückte bey ihm ſucht, der ſucht umſonſt. Unterdeſſen will Rec. doch aus den Paragraphen, welche von der Staatsklugheit in auswärtigen Verhältniſſen handeln, einige Punkte herausheben, über welche es, in Rückſicht auf die neueſten Begebenheiten, und auf die gegenwärtige Verfaſſung von Europa, der Mühe werth iſt, einen Mann, der in ſeinem Vaterlande als eine Autorität betrachtet wird, reden zu hören.

Der erſte Punkt betrifft ſeine Grundſätze über *die Bündniſſe unter ſchwächern Staaten* und über die Erhaltung des Gleichgewichts in Europa. Hier ſpricht der Vf. nicht bloſs mit aller Einſicht und Billigkeit eines unbefangenen Zeitgenoſſen, ſondern auch mit einer Freymüthigkeit, die man von einem franzöſiſchen Schriftſteller kaum erwartet haben würde. Er ſtellt das Syſtem des Gleichgewichts in ſeiner wahren Geſtalt, nicht, wie einen eiteln Verſuch, die Kräfte der verſchiedenen Staaten ſo lange in den Wagſchalen herum zu werfen, bis eine ungefähr gegen die andere aufgehen möchte, (eine muthwillige Karrikatur, von unwiſſenden, oder treuloſen Gegnern dieſes Syſtems erfunden!) ſondern als die Summe der Maaſsregeln, wodurch die Unabhängigkeit ſchwacher Staaten gegen die drohende Präpotenz eines übermäſsigſtarken geſichert werden ſoll, dar. Er ſagt unter andern: „Wenn eine Regierung aufſteht, deren Handlungen von Egoismus, von Eigenſinn, oder von Uebermuth geleitet werden, der die Ruhe zur Laſt iſt, die ſich nur in Stürmen, in dem Tumult der Waffen, und in allgemeiner Zerrüttung wohlgefällt, alsdann muſs die Politik alle ihre Künſte zu Hülfe rufen. Bleiben die bedrohten Nationen getrennt, ſo werden ſie bald genug einzeln angegriffen, und überwältigt; *ſie verſchwinden eine nach der andern*. Das einzige Rettungsmittel, welches die Staatsklugheit, das heiſst, das Intereſſe ihrer Selbſterhaltung ihnen darbietet, iſt eine offene und aufrichtige Vereinigung ihrer Kräfte, um ſich dem einbrechenden Strom gemeinſchaftlich entgegen zu ſtämmen." Der Vf. ſetzt jedoch in einer Note — und zwar der einzigen des ganzen Werkes, die gleich unter dem Texte ſteht — hinzu: „Als Beyſpiele kann man *Alexander*, *Soliman II*, *Mahomet II*, den Papſt *Julius II*, *Karl XII*, und — *die Machthaber des revolutionirten Frankreichs bis zum 18 Brumaire* anführen."

Bey Gelegenheit der (immer äuſserſt ſchwankenden) Unterſcheidung zwiſchen *natürlichen* und *unnatürlichen* Bündniſſen, äuſsert er ſeine Meinung über die berühmte Allianz, die von dem Jahre 1756 an, bis zum Ausbruch des Krieges im Jahr 1792 zwiſchen *Frankreich* und *Oeſterreich* beſtanden hat. In den erſten Zeiten der Revolution, und beſonders ſeit der Bekanntmachung der *Favierſchen Memoiren*, war es gewiſſermaſsen ein politiſcher Glaubensartikel in Frankreich geworden, dieſer Allianz alles Unglück, das Frankreich betroffen hat, zuzuſchreiben, ja ſogar, wie unter andern der ſeichte Compilator *Soulavie* in ſeinen bändereichen Werken gethan, den Untergang der Monarchie unmittelbar und ausſchlieſsend davon herzuleiten. Der erſte namhafte Schriftſteller, der ſich förmlich gegen die falſche Anſicht erklärte, und

und den Traktat von 1756 in einem ganz andern Lichte darzustellen suchte, war *Segür*, in seinen Anmerkungen zu der neuen Ausgabe des *Favier;* und es ist merkwürdig genug, dass *Rayneval* die Sache aus demselben Gesichtspunkte betrachtet. Was man auch über die Entstehung dieser Allianz und ihre ursprünglichen Motive denken und sagen mag, kein einsichtsvoller Staatsmann kann leugnen, dass sie in ihren Wirkungen das keinesweges gewesen ist, wofür die irregeleitete öffentliche Meinung sie ausgab. Nachdem die Rivalität zwischen *Frankreich* und *England* der hervorstechende Punkt in der ganzen französischen Politik geworden war, konnte das Verhältniss zwischen *Oesterreich* und *Frankreich* nicht mehr aus den alten Gesichtspunkten betrachtet werden; und hätte *Favier* selbst zwischen den Jahren 1783 und 1793 geschrieben, so würde er sich gehütet haben, einen unglücklichen Irrthum zu begünstigen, der zu Frankreichs Verderben nicht wenig beygetragen hat.

Ein anderer Punkt, in Ansehung dessen der Vf. von der grosen Majorität der politischen Schriftsteller unsers Zeitalters abweicht, ist der, welcher *die Befugniss eines Staates, sich in die innern Unruhen eines andern Staates zu mischen*, betrifft. Hierüber findet man folgende merkwürdige Aeusserung: „Wenn eine Nation durch bürgerlichen Krieg zerrissen wird, *so hört sie auf, eine Nation zu seyn;* denn ohne Regierung giebt es keine Nation; die Regierung aber wird durch den bürgerlichen Krieg aufgelöset: in einem solchen Zustande existiren nur noch *Partheyen*, die mit einander um eine Autorität streiten, die eigentlich keiner gehört, nur noch Individuen, die einander wechselseitig vernichten, und kein anderes Gesetz, als das ihrer Leidenschaften erkennen." — In einer andern Stelle sagt er ganz bestimmt, dass der Krieg, welchen die europäischen Mächte gegen die französische Revolution geführt haben, in seinem Ursprunge ein gerechter und weiser Krieg war, der aber nachher durch Mangel an Uebereinstimmung im Zweck und in den Planen, durch unglückliche Zwistigkeiten, durch mannichfaltige Fehler u. s. f. zu einer Quelle des allgemeinen Elends ward.

Der zweyte Anhang, der von den *politischen Agenten* handelt, enthält lauter bekannte Dinge über die Rechte und Verhältnisse der Gesandten, über die ihnen nöthigen Eigenschaften, über die Form politischer Unterhandlungen u. s. f. bey denen es überflüssig wäre, einen Augenblick zu verweilen.

Der Vf. hat in öffentlichen Blättern ankündigen lassen, dass er selbst eine *deutsche Uebersetzung* seines Werkes besorgen, und zum Behuf dieser Uebersetzung beträchtliche Veränderungen darin vornehmen würde. Rec. wird es sich zur Pflicht machen, davon, so bald sie erschienen seyn wird, Bericht zu erstatten.

Z.

Halle, in d. Russischen Buchh.: *Fried. Albr. Ludw. Kornmann's*, K. Preuss. Schöppenstuhls- und Stadtger. Assess. auch Adjuncti Fisci zu Halle, *Handbuch des Abschossrechts für Preussische Geschäftsmänner in Justiz- und Cameraldienst nach alphabetischer Ordnung*. 1803. 20 Bog. gr. 8.

Der preussische Staat zeichnet sich durch Reichhaltigkeit einer eigenen Gattung von Literatur, nämlich der *Geschäfts-Literatur*, sehr vortheilhaft aus; vielleicht bloss aus der zufälligen Ursache, weil diese Literatur nicht wohl in einem kleinen Lande gedeihen kann, in welchem der Privatfleiss seine Rechnung nicht dabey findet, die Geschäftshülfsmittel für die Presse zu bearbeiten. An die lange Reihe solcher gedruckten Geschäftsmittel schliesst sich das vorliegende Handbuch des Abschossrechts an. Der Vf. hat hauptsächlich auf die in den preussischen Staaten vorhandenen gesetzlichen Vorschriften und sonst in einzelnen Fällen ertheilten Verordnungen Rücksicht genommen, und sie da, wo es ihm nöthig zu seyn schien, auch zum Theil wörtlich im Auszuge geliefert. Vorzüglich ist er bemüht gewesen, die in der Myliussischen und nachherigen Edicten-Sammlung vorkommenden Verordnungen, welche von einem und eben demselben Gegenstande handeln, nach der Zeitfolge zusammen zu stellen, und auch die ihm bekannt gewordenen ungedruckten Nachrichten beyzufügen. Von den doctrinellen Hülfsmitteln ist selten Gebrauch gemacht; bloss hin und wieder hat sich eine wissenschaftliche Nachweisung verloren, und am Schlusse des Werks ist ein Verzeichniss der Abhandlungen über Auswanderung und Abschossrecht angehängt worden. Die Anordnung der Materialien ist alphabetisch, und das Ganze kann füglich ein *alphabetischer Clavis* über die dem Vf. bekannt gewordenen Gesetze und Normalien, welche den Abschoss im Preussischen zu Gegenstande haben, genannt werden.

Die Kritik hat bey einem Werke dieser Art vorzüglich auf zwey Eigenschaften zu sehen: auf *Bequemlichkeit im Gebrauche*, und auf *Zuverlässigkeit*. Für den Vf. selbst ist die alphabetische Ordnung unstreitig die bequemste, und es bedarf bey ihr nur einer kleinen Manipulation, um einen Haufen Collectanea in ein Buch umzuschaffen. Sie ist daher auch bey den Geschäftsbüchern der Juristen allgemein herkömmlich. Der Geschäftsmann aber, welcher das Buch gebrauchen soll, befindet sich gewiss bey einer systematischen Ordnung, welche mit der alphabetischen zweckmässig verbunden ist, ungleich besser. Ein Muster in dieser Art von Combinirung haben wir in dem Index zur *Schmelzerschen* Wahlcapitulation. Es ist ein Vorurtheil, als brauche nur die systematische Ordnung vorher einstudirt zu werden, die alphabetische aber nicht. Wer nicht die Reihe der alphabetisch zusammengefügten Rubriken vorher übersehen, und sich vorher nicht damit bekannt gemacht hat, wie die Materien danach zerschnitten und vertheilt sind, der tappt auch bey einem alphabetischen Repertorio immer im Blinden; er findet gar nicht, oder nur mit vieler Mühe, und mit mancherley Gefahren von Missverständnissen, was er sucht.

Ist

Ist es dagegen nicht leichter, ein System zu fassen und sich gegenwärtig zu erhalten, als das Spiel der Willkühr, womit die Materialien in ein Alphabet verstreuet sind? Wenigstens sollte der alphabetischen Ordnung jedesmal mit einem systematischen Directorio zu Hülfe gekommen werden, welches aber klüglich zurückgehalten zu werden pflegt, weil es mit leichter Mühe dazu benutzt werden kann, die Mängel und Schwächen einer alphabetischen Arbeit aufzuspüren und zu rügen. Einen solchen Verräther setzt man sich selbst nicht gerne an die Seite. Wer aber sich bewusst ist, dass er nicht nöthig hat und nicht damit umgeht, die Unzulänglichkeit der Materialien, den Mangel an Plan, die Fehlgriffe in der Auswahl, die Ungleichheiten in der Ausführung in den Schlupfwinkeln der alphabetischen Construction zu verstecken; wer die Zeit und Mühe nicht scheut, welche erfoderlich ist, wenn ein für Geschäftsmänner bestimmtes Materialienbuch nun auch noch zur Würde eines Buchs von guter und zweckmäsiger Form erhoben werden soll: der verlasse ja die gemeine alphabetische Heerstrase, und rechne darauf, dass er es dem einsichtsvollen Geschäftsmanne, der sein Interesse kennt, dann am meisten zu Danke machen wird, wenn er ihm ein *System mit angehängtem alphabetischen Nachweiser* liefert. — An der Zuverlässigkeit des Vfs haben wir nicht Ursache zu zweifeln, weil er allenthalben seine Quellen nachweiset. Ist in diesem Stücke irgendwo ein Fehler eingeschlichen, so rührt er wohl daher, dass dem Vf. hin und wieder die Abänderungen neuer Gesetze entgangen sind. In dem Artikel *Braunschweig* sind z. B. die neueren hannöverischen Verordnungen vom 7 Jul. 1792 und vom 12 Dec. 1796 unbenutzt geblieben. — Die schwächste Seite des Buchs ist die bibliographische und literarische. Das angehängte Schriftenverzeichniss ist voll von älteren Dissertationen und anderen grösseren Ausführungen, die so gut wie gar keinen Werth haben, weil sie aus unächten Quellen geflossen sind. Die gute Literatur des Gegenstandes hebt erst mit den Zeiten einer besseren Bearbeitung des deutschen Rechts an, vorzüglich mit der vortrefflichen *Bonhöferschen* Dissertation. Von den Schriften dieser besseren Zeit fehlen aber sehr viele und nicht selten die vorzüglichsten. So wird z. B. der Dissertation von *Oelrichs, de eo quod justum est circa emigrationem civium Germaniae* gedacht, welche bey der akademischen Preisbewerbung zu Göttingen das zweyte oder dritte Accessit erhielt, dagegen fehlen die Abhandlungen von *Seidensticker* und *Leth*, von welchen jene den Preis, und diese das erste Accessit bey jener Gelegenheit bekam. Aber auch so, wie das Buch vorliegt, kann es dem Geschäftsmann doch immer gute Dienste leisten, um ihm mit Hülfe desselben manche Zeit und Mühe kostende Untersuchung zu ersparen. Die Brauchbarkeit desselben erstreckt sich auch nicht bloss auf die preussischen Staaten, sondern auf alle übrigen Länder, die mit jenen in Abschossverhältnisse gerathen können.

mn.

KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. *Halle*, b. Hendel: *Beyträge zur Statistik des Saalkreises und der Grafschaft Mannsfeld* aus neuen und zuverlässigen Quellen geschöpft von *Friedr. Manitius* (Collaborator in Halle). Eine Berichtigung zu Leonhardis (Beschreibung der) Preussischen Monarchie, wie zu Platos Länderkunde des Herzogthums Magdeburg. 1801. 30 S. 8. (2 gr.) Unter diesem vielversprechenden Titel findet man nichts weiter, als einige dürre Notizen über Häuser-Aecker- und Einwohnerzahl, einige Nahrungszweige (besonders Ackerbau und Viehzucht) der Städte *Halle*, *Alsleben*, *Cönnern*, *Wettin* und *Löbegun* im Saalkreise; ferner *Gerbstedt*, *Mannsfeld*, *Leimbach* und *Schraplau* im preussischen Antheile der Grafschaft Mannsfeld, so wie der Zustand dieser Orte im Jahre 1797 war. Statt mehrerer mikrologischen Angaben hätte Rec. wenigstens Nachrichten über die wichtigern Zweige der Industrie bey verschiedenen der angegebenen Orte (z. B. über den Bergbau bey Wettin, Löbegün, Gerbstedt, Mannsfeld und Leimbach) erwartet. Davon findet man aber nicht das Mindeste.

—n.

LITERATURGESCHICHTE. *Leipzig*, b. Tauchnitz: *Memoriam Viri Ill. Henrici Frid. Innocentii Apelii*, Icti, Serenisss. Pr. El. Sax. a Consil. aul. et justit., Capituli Ciz. Subsenioris et Scholastici, Consistorii Lips. et Collegii Scabinor. Assessoris, Civitat. Consulis etc. d. 14 Nov. a. 1802 placide defuncti civibus suis et gratae posteritati commendat *Rector Universitatis litt. Lipsiensis.* 1803. 23 S. gr. 4. Eine alte, ehrwürdige Sitte der Universität Leipzig brachte es so mit sich, dass das Andenken ausgezeichneter Mitbürger durch öffentliche, auf Kosten der Familie von der Universität veranstaltete, Schriften gefeyert wurde. Gewöhnlich wurden solche *Memoriae* von dem Professor der Beredsamkeit verfertiget; und so haben wir noch in *Jo. August* und *August Wilhelm Ernesti Opuscull.* mehrere treffliche Schriften dieser Art, deren einige als vollendete Meisterstücke zu betrachten sind. Wetteifernd mit solchen Vorgängern, übernahm es jetzo Hr. Hofr. *Wenck*, durch diese mit seltener Eleganz und Würde des Ausdrucks verfasste Denkschrift auf seinen verstorbenen Freund einen fast erloschenen Gebrauch herzustellen. Der Mann, dem er diese *Laudatio* weihete, ist weniger den Auswärtigen als Gelehrter, desto mehr seinen näheren Umgebungen als Staatsbürger und Mensch bekannt, und von diesen geschätzt worden. Sehr wahr und treffend wird seine ganze Denk- und Lebens-Weise in folgenden Worten geschildert: *Constabat sibi, cumque mature de vitae itinere recte instituendo cogitasset, ab ejus tramite abstrahi se non patiebatur. Itaque fortuna etiam mutata ipsum non mutavit, neque humilem in tenui re, in qua usque ad virilem aetatem vixit, neque in maximis opibus, quibus postea usus est, se efferentem.*

E.

Druckfehler. In Nr. 75. S. 595 Z. 27 l. *Meginhart* (Ruodolf) Z. 46 und 49 eben so *Meginhart*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 24 MAY, 1804.

KIRCHENGESCHICHTE.

Paris, b. Henrichs u. Metz, b. Collignon: *Essai sur l'esprit et l'influence de Luther.* Ouvrage qui a remporté le prix. — *Par Charles Villers.* An XII—1804. 376 S. 8.

Preis und Ehre dem Institut, das im Jahr 1802 ein solches Thema zur Preisaufgabe hat wählen mögen; und noch mehr Preis und Ehre der Aufklärung und Unerschrockenheit der Commission, welche im Jahr 1804 einer solchen Beantwortung den Preis zuerkannt hat! Es ist höchst erfreulich, und ein Zeichen hoher Aufklärung selbst im Katholicismus, mitten in einem katholischen Lande, von einer Gesellschaft gelehrter Männer, die aus lauter Mitgliedern der katholischen Kirche besteht, bey einer Frage über die Folgen der Reformation nichts von Schisma, nichts von Gräueln des seelenverderblichen Abfalls von der allein seligmachenden Kirche zu hören, sondern die Frage so frey von allem Partheygeist aufgefasst und so ächt philosophisch und historisch ausgedrückt zu lesen: *quelle a été l'influence de la réformation de Luther sur la situation politique des différens Etats de l'Europe et sur le progrès des lumières?* Diese Art der Darstellung ist ein untrügliches Barometer von dem Zustand der religiösen Denkart, die im Jahr 1802 in der Hauptstadt der französischen Republik und bey ihrer Regierung geherrscht hat. Nach dem Verlauf von fast zwey Jahren hat die Politik eine etwas andere Denkart ihren Zwecken zuträglicher gefunden: aber die Philosophen bleiben der Denkart, die ihnen das Thema der Preisfrage in der beschriebenen Ansicht dictirt hat, treu, und krönen eine Schrift, welche die Frage ganz im Geiste ihrer Urheber, unbefangen, freymüthig, man möchte sagen protestantisch beantwortet, und nichts weniger als der plötzlich umgestimmten Denkart, die nun an der Ordnung des Tages ist, huldiget.

Die ganze Schrift athmet einen ächt-philosophischen Geist: mit ihm ist voraus Sinn und Umfang der Frage entwickelt und bestimmt; mit ihm ist die Geschichte der drey letzten Jahrhunderte umfasst, um das aus ihr auszuheben, was sie zu ihrer Beantwortung enthält; mit ihm sind die Resultate der Geschichte zu einem Ganzen geordnet und in einer so eleganten, lebendigen und dabey doch einfachen ächt-historischen Sprache dargestellt, dass selbst der, welchem durch Amt und Beruf der Inhalt geläufig seyn muss, hingerissen, und an die Ausführung des scharfsinnigen Vf's gefesselt wird.

Der erste Theil der Schrift schickt allgemeine Betrachtungen als Leitungspunkte der folgenden Untersuchungen, die das Thema unmittelbar betreffen, voraus. Auf die genaue Bestimmung des Inhalts und Umfangs der Frage, folgt eine scharfsinnige Betrachtung über das Wesen jeder Reformation, die sich mit den Veranlassungen der Reformation endiget, die Luther bewirkte: wie der politische, religiöse und geistige Zustand der europäischen Nationen, wie ihre innere politische Lage, ihre gegenseitige äussere Verhältnisse zu einander und zu dem Chef der Kirche, ihre grössere und geringere Unterwürfigkeit unter den päpstlichen Stuhl zu Rom und die Stimmung der Fürsten gegen ihn und die Stufe der Cultur, auf welcher ihre Einwohner standen, eine kirchliche Abänderung im sechszehnten Jahrhundert gefodert habe. An die Skizze des politischen, religiösen und literarischen Zustandes von Europa im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, schliesst sich eine kurze Darstellung der Reformation selbst nach ihren Hauptbegebenheiten und den wichtigsten Ereignissen, die ihre unmittelbaren Folgen waren, an, und endet mit der Bemerkung, dass eine allgemeine Sklaverey von Europa, das eiserne Joch einer Universaldespotie wahrscheinlich aus der ganzen Lage von Europa hervorgegangen seyn würde, wenn nicht Völker und Fürsten durch die Reformation zum kräftigen Widerstande gegen die herrschsüchtigen Absichten des Hauses Oesterreich und des Papstes vereiniget worden wären.

So vorbereitet führt der Vf. seine Leser zur Auffassung der politischen und geistigen Folgen der Reformation (im zweyten Theil), dem Hauptthema seiner Schrift.

Der Verlust grosser Einkünfte verminderte in dem Oberhaupt der Kirche die Versuche des Hildebrandismus, in dem katholischen Klerus den geistlichen Luxus, und brachte selbst bey ihm eine heilsame Veränderung der Sitten und der Lebensweise hervor: was er daher an Macht und Einkünften verlor, das gewann er an Sitten, Kenntnissen und Achtung. Das verminderte Ansehen der Geistlichkeit zog die Prälaten nach und nach aus den Cabinetten, in denen sie vorher so allgemein als Minister sassen, und sie verschwanden seit dem westphälischen Frieden immer mehr daraus, wobey freylich der Umstand mit einwirkte, dass seit der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die Cabinette mehr der Finanz- und Handelsgeist als die Religion beschäftigte. Das bey den Protestanten veränderte Verhältniss zwischen

Staat und Kirche reitzte auch katholische Mächte zur Auflehnung gegen den römischen Stuhl. In der katholischen Kirche selbst ward vieles anders.

Die protestantischen Staaten vermehrten ihre innere Macht. Ihre Fürsten erhielten die Kirchen-Jurisdiction; sie hielten die Reichthümer, die sonst nach Rom flossen, zurück; sie kamen in Besitz der geistlichen Güter, und erhielten von mehreren Seiten her neue Kräfte zu nützlichen Anstalten und zu ihren Unternehmungen im Krieg und Frieden. In Europa kam neues politisches Leben; in die Völker kamen neue, ihnen vordem unerhörte politische Ideen. Sie fingen an, ihren Werth und ihre Wichtigkeit zu fühlen und hörten auf, sklavische Heerden zu seyn, die ihren Fürsten zu passivem Gehorsam untergeben wären. Die Protestanten machten mit ihren Fürsten gemeinschaftliche Sache gegen die Unterdrückung der Geistlichkeit, die eine grössere, völlig neue Harmonie zwischen Regenten und Unterthanen hervorbrachte; aber dieselben Untersuchungen, welche der Hierarchie die Todesstreiche versetzten, führten auf der anderen Seite auch wieder zu Untersuchungen über Regentengewalt, über Staatsverfassung und Staatsverwaltung, und durch sie brachte die Reformation mehr Ordnung und Regelmäsigkeit in die gesellschaftlichen Verhältnisse.

Ganz Europa ward politisch neu. Das übermächtige Oesterreich ward in die Schranken der Mäfsigung, die es übermüthig zu überschreiten drohte, zurückgewiesen; Frankreich stemmte sich ihm entgegen und alle Mächte fühlten das Bedürfniss, sich gegenseitig, durch Bündnisse zu verstärken, wodurch Europa unvermerkt zu dem System des Gleichgewichts geführt wurde, von dem man vor jener Zeit keinen Begriff hatte. Schweden und die Pforte, zwey europäische Staaten, die ehedem für die übrigen so gut wie gar nicht vorhanden waren, nahmen einen wichtigen Platz in diesem System, und der Staat der vereinigten Niederlande, dem die Reformation erst sein Daseyn gab, bekam darin sogar einen überwiegenden Rang. Zum preussischen Staat und Nordamerika legte der Protestantismus den ersten Grund. In der Politik bildete sich ein allgemeiner Geist, der ganz Europa umfasste. Die Kunst der Unterhandlung ward vollkommener, freyer und gewisser; der Gang der öffentlichen Angelegenheiten überschaubarer und einfacher. Bey dem grösseren Umfang der Verbindungen und Berührungen wurden zwar die Kriege allgemeiner, aber auch früher geendiget und ihre Schrecklichkeit durch ein humaneres Völkerrecht gemildert. Holland und England erwarben sich den Welthandel und die Herrschaft auf den Meeren bey Gelegenheit ihrer Vertheidigung des Protestantismus, bey welcher sie die bisherigen Besitzer dieser reichen Quellen der Macht und des Wohlstandes, Portugal und Spanien, aus dieser ihrer Besitzung verdrängten.

Diess sind ohngefähr die politischen Resultate der Reformation, die der Vf. aber nicht bloss im Allgemeinen aufstellt. Um sie anschaulicher und in ihrer vollen Wichtigkeit darzustellen, geht er von Staat zu Staat, von den protestantischen zu denen, welche katholisch geblieben sind, und zeigt bey jenen, welche innere Veränderungen der Protestantismus gewirkt oder veranlasst, und bey diesen, was für innere Folgen ihre Beharrlichkeit beym Katholicismus gehabt habe, in zwar kurzen, aber sehr ausdrucksvollen Gemählden. Dieser zur Seite steht eine Schilderung der äussern Lage und Verhältnisse, in welche die europäischen Staaten untereinander durch die Reformation gekommen sind, oder die Geschichte des Gleichgewichts von Europa, das bis 1648 in drey Perioden (1) von 1520—1556, 2) von 1556—1603, 3) von 1603—1648) herabgeführt wird.

Mit gleicher Kürze und Vollständigkeit wird auch der Einfluss der Reformation auf den *geistigen* Zustand von Europa dargestellt. Durch sie der langen Vormundschaft, in welcher ihn die Hierarchie gehalten, und der Apathie, in welche ihn der Aberglaube geworfen hatte, entrissen, fing der europäische Geist nun erst den freyen Umschwung seiner Kräfte an. Die Urkunden der Religion und die Grundfesten der Hierarchie wurden einer strengen Kritik unterworfen; seitdem bekam das Studium der heiligen Schrift, der Kirchenväter, der Concilien, der Decretale, der Alterthümer, der Geschichte, der alten morgen- und abendländischen Sprachen, und der classischen Werke, die darin abgefasst sind, eine völlig andere Gestalt: von allen Seiten brach ein neues Licht hervor, das den Geist erleuchtete. Die scholastische Philosophie, die zur Unterstützung der scholastischen Theologie diente, ward von den Protestanten kräftig und nachdrücklich angegriffen, der vorgebliche Aristoteles entlarvt, und der wahre mit seinen wirklichen profunden Lehren wieder hergestellt. Die leere Casuistik musste der christlichen Moral den Ehrenplatz, aus dem sie letztere verdrängt hatte, wieder einräumen. Von der Theologie ging der Schwung des Geistes in andere Theile der menschlichen Erkenntniss, in Künste und Wissenschaften über. Es ist ein anziehendes Gemählde, das der Vf. von den Wirkungen und Gegenwirkungen der Reformation auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Reformation Stück für Stück in energischer Kürze entwirft, und das in seiner eleganten Sprache selbst genossen zu werden verdient. Dabey wird nicht geleugnet, dass die langen, zerstörenden und mörderischen Kriege, welche die neue Glaubensverschiedenheit erzeugte, oder denen sie zum Vorwand diente, den menschlichen Geist in seinem kräftigen Fortschreiten von Zeit zu Zeit aufgehalten und aufs neue zurückgeworfen habe. Aber sobald die Waffen wieder ruhten, raffte er auch in den Protestanten aufs neue seine Kräfte zusammen, um seine Schritte zu beflügeln und das Versäumte einzuholen. Zu beklagen war auch die verkehrte Wendung desselben zur Polemik, mit der man nicht bloss mit den Altgläubigen, sondern mit der sich auch die Partheyen, in welche sich die Protestanten getheilt hatten, unter einander befehdeten. Doch war ein Theil dieser Polemik nicht zu vermeiden;

auch

auch war sie heilsam und nützlich, so lange sie in den Muttersprachen geführt wurde. Durch sie kamen die grossen Fragen von den Rechten der Vernunft und der Menschen aus dem engen Kreis der Gelehrten vor das grosse Forum der Menge; durch sie erhielten die Muttersprachen, deren Cultur bisher unglaublich versäumt worden war, Bildung, Schwung und Kraft, indem die Energie des Kämpfenden auch auf seine Sprache überging, und ihr einen energischen Charakter eindrückte u. s. w.

Der Vf. vergisst nicht, die Wirkungen bemerklich zu machen, welche die der Reformation wegen gestiftete und geschlossene Gesellschaften auf den Fortgang und Rückgang der menschlichen Erkenntnisse hatten. Wenn man auch die geheimen Gesellschaften der Freymäuerer, Rosenkreuzer, Mystiker und Illuminaten, nicht hieher rechnet (weil sich darüber mit nicht ganz verwerflichen Gründen streiten läfst): so bleiben doch die Jesuiten, mit ihrer wichtigen Bestimmung, den Supremat aufrecht zu erhalten, und ihrem unermesslichen Einfluss und ihre Gegner, die Jansenisten, übrig, die sehr richtig gewürdiget werden.

„Eine wahre Lobrede auf den Protestantismus" werden Eiferer sagen. Allerdings eine Lobrede; aber eine wahre, durch die Jahrbücher der Geschichte beurkundet. Kann die treue historische Darstellung der Folgen einer so segenreichen Begebenheit, als die kirchliche Revolution des sechszehnten Jahrhunderts war, anders ausfallen? und hat der Vf. etwa die nachtheiligen Folgen, die sie zufällig hatte, verschwiegen? oder ist er partheyisch, wenn er die Kriege, und daraus entstandene temporäre Barbarey, die unselige Richtung der Polemik unter den Protestanten u. s. w. blos wie etwas Zufälliges betrachtet? brachte dieses alles etwa das Wesen der Reformation mit sich? und hätte nicht zu allen Zeiten auch das erlesenste Gute durch eine falsche Anwendung seine nachtheiligen Wirkungen gehabt? Sicher hat sich der Vf. durch eine solche Unpartheylichkeit das schönste Denkmahl gesetzt. Wir wüsten ihm selbst unter Protestanten kaum einen und den andern an die Seite zu setzen, der ein ähnliches Thema mit ähnlicher Unbefangenheit und Freymüthigkeit bearbeitet hätte. Und wenn man im Urtheilen über Kirchensachen zum Sprichwort erkohren hat, „je unpartheyischer und freymüthiger, desto protestantischer:" so hat sich der Vf., obgleich selbst Katholik, und doch so unbefangen und vorurtheilsfrey, einen gerechten Anspruch auf den Namen eines freymüthigen Protestanten erworben.

Es glänzen aber an ihm noch mehrere vorzügliche Eigenschaften. Eine solche Abhandlung musste aus dem Innern der Geschichte herausgehoben werden, und blos ihre Resultate aus einem bestimmten Zeitraum, und eine Philosophie über dieselben geben. Dazu gehörte nicht blos Bekanntschaft mit der Geschichte und richtige Auffassung, und, was oft so schwer ist, wenn es ohne Verlust der Treue, Deutlichkeit und allgemeiner Verständlichkeit geschehen soll, bündige Concentrirung langer Reihen von Begebenheiten, sondern auch philosophischer Geist in ihrer Auffassung, Geradheit im Denken bey ihrer Ansicht, Scharfsinn bey ihrer Beurtheilung: und daneben, Kenntnifs der politischen Wissenschaften, der Literatur, Moral u. s. w.: nur ein vielseitig gewandter, die Geschichte und mehrere Wissenschaften umfassender, durch Philosophie und allgemeine sowohl als specielle Kenntnisse ausgebildeter Kopf konnte über eine Materie dieser Art gründlich schreiben; kam noch Eleganz und Fülle der Sprache, und die Kunst der Darstellung hinzu, so konnte er darüber auch gut und anziehend schreiben: Und gerade in dem Vf. dieser Schrift kam die seltene Vereinigung dieser Eigenschaften zusammen. Als gewandter und seiner Muttersprache mächtiger Franzos, zugleich ein vielseitiger Gelehrter von lebendiger Phantasie, die durch den kalten Verstand in ihren Schöpfungen geleitet wird, ein Geschichtskenner von philosophischem Geiste, der einen historischen Gegenstand genialisch aufzufassen und ihm neue Seiten abzugewinnen weifs, war Er zur Behandlung dieses Thema's durch seine Talente und umfassenden Kenntnisse berufen. Ihm ist daher eine Schrift gelungen, die durch Materie und Form den Leser vom Anfang bis zum Ende fesselt.

Ihm kam dabey noch besonders zu statten, dass er eine ganze Reihe von Jahren in Deutschland meist unter Protestanten gelebt, und aus Erfahrung und Ansicht den Geist und die Wirkungen des Protestantismus kennen gelernt hat. Die Geschichte musste nun deutlicher zu ihm sprechen. Nächstdem ward ihm durch seinen langen Aufenthalt in Deutschland die deutsche Sprache und Literatur wie einem deutschen Gelehrten geläufig, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, jedem französischen Gelehrten, der mit ihm bey der Preisfrage concurriren wollte, die Palme zu entreissen, so wie ihm seine Bildung, die er sich als Franzos gegeben hatte, den Vorrang vor jedem deutschen Rival geben musste. Einen Franzosen von rein französischer Bildung mussten manche Eigenschaften abgehen, die zur glücklichen Bearbeitung des aufgestellten Thema's eine unerläfsliche Bedingung waren: ihm würde die lebendige Ansicht des Protestantismus, die vollständige genaue Uebersicht der ausländischen Geschichte, zu deren Erwerbung Deutschland reicher an gründlichen Hülfsmitteln ist, als Frankreich, ihm würde der Zugang zu den wichtigsten Quellen und Hülfsschriften über den Einfluss der Reformation, die gröfstentheils in deutscher Sprache geschrieben sind, gefehlt haben. Mögen nun auch für den deutschen Protestanten, der in diesem Theil der Geschichte zu Hause ist, keine neuen Facta an den Tag gefördert seyn: so sind desto mehrere für den katholischen Franzosen zum Theil zum erstenmal recht deutlich und ihm vernehmlich ausgesprochen. Daneben hat der Vf. seinen Lesern die Mühe, welche ihm seine Forschungen gekostet haben, durch das seinen Resultaten umgeworfene Gewand versteckt, und letztere mit so leichter Hand hingelegt, als hätte nichts von allem, was er giebt,

giebt, ihm Arbeit gekostet. Mögen nun auch die ältern Generationen der deutschen Geschichtsgelehrten, denen oft nur das *horride et jejune historiam scribere* ächte Gründlichkeit in der Geschichtsdarstellung heisst, an seiner Gründlichkeit zweifeln: desto grössern Eingang wird er bey seinen denkenden und unbefangenen Landesleuten finden. Man möchte sogar zweifeln, ob irgend ein deutscher Geschichtsgelehrter, auch von der jüngern *minder gründlichen* Generation, ob selbst einer der von dem Vf. angeführten und in der Vorrede genannten historischen deutschen Schriftsteller zu dieser für die Franzosen bestimmten Schrift über die Reformation geschickt gewesen wäre. Die ganze deutsche Behandlung der Geschichte ist von der französischen Manier in der Darstellung völlig verschieden, und ein noch so gut geschriebenes deutsches Geschichtsbuch kann in Frankreich nur erst dann dem grossen Haufen gefallen und auf ihn wirken, wenn es aus seinen deutschen Angeln herausgehoben und in die französischen eingehängt worden: und es wäre Misskennen seiner selbst und des Geistes der französischen Historiographie gewesen, wenn ein Deutscher den Gedanken hätte fassen mögen, bey einer nicht *bloss wissenschaftlichen* Frage, sondern bey einem Thema aus der Geschichte, dessen Behandlung auch einen ästhetischen Werth erhalten musste, als Wettkämpfer aufzutreten. Durch die gekrönte Preisschrift ist dagegen beiden Nationen ein wesentlicher Dienst geleistet worden: die Deutschen finden in ihr die Wirkungen der Reformation in einem Umfang dargestellt, wie sie noch keiner ihrer einheimischen Schriftsteller in einer eigenen Schrift umfasst hat; den Franzosen ist ihr Vf. mit einer Einkleidung und Darstellungsart entgegengekommen, die sie mit desto tieferer Wirkung auf die Nation zu einer französischen Nationalschrift macht.

Keinem mit den drey letzten Jahrhunderten in politischer und literarischer Hinsicht vertrauten Geschichtskenner wird es leicht an Materialien fehlen, wodurch er den Vf. noch hie und da ergänzen, vermehren, auch wohl bessern und berichtigen könnte; und so könnte nun auch eine Aufzählung der Stellen folgen, bey denen der Rec. etwas hinzu- oder hinweg- oder anders gedacht hat. Aber was soll bey einer solchen Schrift die individuelle Ansicht des Einzelnen? Auf das Ganze kommt es dabey an; auf die Umfassung aller Hauptmomente; auf den Totaleindruck. Und in dieser Hinsicht ist alles geleistet, was billiger Weise erwartet und gefodert werden konnte. Für den Totaleindruck hat schon die kurze Zeit, die seit der öffentlichen Erscheinung dieser Schrift verflossen ist, zum Vortheil ihres Vf's entschieden. Nach öffentlichen Blättern ist die Sensation, welche die Schrift in Frankreich gemacht hat, gross. Sie hat in den Kampf zwischen der sogenannten philosophischen und frommen Parthey neues Leben gebracht, der, wofern sich die Regierung nicht dazwischen stellt, zu den heilsamsten Folgen führen muss.

Endlich, was in dieser Schrift concentrirt ist, und nach ihrer Bestimmung in der gedrängtesten Kürze dargestellt werden musste, das möchte man wohl in einer ausführlichen historischen Darstellung ausgeführt wünschen. So sehr auch wir Deutschen längst Beruf gehabt hätten, die Wirkungen der Reformation, als einer Nationalbegebenheit, ausführlich zu würdigen, so haben wir doch in deutscher Sprache über sie weder etwas Vollständiges noch etwas mit kräftiger und eleganter Hand Gearbeitetes; selbst die einzelnen Beyträge dazu sind in Materie und Form höchst unvollkommen, matt, geist- und kraftlos. Es wäre ein schönes Thema für einen unserer jüngern Historiker, der neben den dazu nöthigen ausgebreiteten Kenntnissen zur Erforschung der Materie, auch die unentbehrliche historische Kunst und Kraft der Sprache besässe. Der Rec. möchte noch die Freude erleben, dass einem seiner deutschen Landsleute von der Muse der Geschichte der Kranz für ein solches Nationalwerk gewunden würde!

G. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Giessen*, b. Heyer: *Erster Unterricht in der Gottseligkeit.* Oder *Elementarunterricht des Christenthums für Kinder aller christlichen Confessionen.* Von *Fr. Hn. Chr. Schwarz*, Pfarrer zu Münster im Hessendarmstädtischen. 1804. 62 S. 8. (3 gr.) Ein nützliches Geschenk für Alle, welche Kindern den ersten Unterricht in der Religion zu geben haben, besonders für Aeltern, welche diess belehrende Geschäft selbst verrichten müssen, und dazu einer Anleitung bedürfen. Mit Recht dringt der gründliche Vf. darauf, dass dieses Geschäft *gelegentlich* vorgenommen — wie öffnen sich doch von selbst die Herzen der Kinder dazu, wenn man mit ihnen im Freyen sitzt, oder im Winter sie am Feyerabend um sich versammelt, wo sie so gern vernehmen, was man ihnen in sanfter Belehrung sagt — nur an die in den Herzen der Kinder schon vorhandenen, natürlichsten Empfindungen der Dankbarkeit, Ehrerbietung, Liebe und des Gehorsams gegen die Aeltern angeknüpft, aus ihnen, als aus dem Keime, *Frömmigkeit* entwickelt werde, die ja, nach der Lehre des Christenthums, auch nichts anders als kindliche Gesinnung gegen Gott seyn soll. — Nach diesem Grundsatz verfährt nun der Vf., und seine Arbeit unterscheidet sich auch dadurch, dass sie mehr für den Lehrer als für das Kind ist, von Rosenmüllers vortrefflichem *Religionsunterricht*, weil diese letzte Schrift bestimmt ist, gleich mit den Kindern gelesen zu werden. Wie sehr wäre es zu wünschen, dass *diese*, so wohlfeilen Bücher, so viele gänzlich abgeschmackte verdrängen möchten, woraus Kinder von 7—10 Jahren ihren ersten Religions-Unterricht noch immer in den meisten Dorfschulen erhalten!

SR.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 MAY, 1804.

OEKONOMIE.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Einleitung zur Kenntniss der englischen Landwirthschaft und ihrer neuern praktischen und theoretischen Fortschritte,* in Rücksicht auf Vervollkommnung deutscher Landwirthschaft für denkende Landwirthe und Kameralisten. Erster Band. Zweyte verbesserte Auflage von *Albrecht Thaer*, d. A. D. und königl. grossbritt. Leibarzt. *Erster Band.* XXXII u. 785 S. *Zweyter Band, erste Abtheil.* XX und 302 S. mit 6 Kupfertafeln. *Zweyter Band, zweyte Abtheil.* XVIII und 278 S. nebst 8 Tabellen. 1801. gr. 8. (5 Rthlr.)

Dieses für deutsche Landwirthschaft äusserst wichtig gewordene Werk bestätiget von neuem und auf eine sehr rühmliche Weise, wie sehr der Deutsche durch rastlose Thätigkeit sich mit ausländischen Kenntnissen zu bereichern, mit Scharfsinn aus allem das Beste auszuwählen, es zu seinem Bedarf anzuwenden, und seine Mitwerber an Ruhm und Gemeinnützigkeit zu übertreffen bestrebt sey. Kaum war dasselbe erschienen, so fand es eben so viele enthusiastische Vertheidiger der darin aufgestellten Grundsätze, als heftige und eifrige Gegner. Die letzten verdienen nicht weniger Achtung, als die ersten; weil nicht bloss der Geist des Widerspruchs, sondern weit öfter ein edler Nationalstolz, ein rühmlicher Patriotismus es war, welcher die Ehre und Vorzüge der deutschen Landwirthschaft durch möglichst untrügliche, aus evidenten Thatsachen hergeleitete Beweise zu rechtfertigen suchte. Und in der That; diese so merkwürdige Fehde, wie lebhaft sie auch begann, wie anhaltend und angestrengt sie noch immer fortdauert, wie mächtig beide Partheyen sich durch erfahrene Kämpfer zu verstärken bemüht sind, um ihre Kräfte gegen einander zu versuchen, hat zu so vielfachen Erörterungen und zu so tiefen Untersuchungen Anlass gegeben, dass dadurch der Wissenschaft nothwendig reicher Gewinn erwachsen muss. Hr. D. *Thaer* hat sich also schon dadurch, dass er dieses fruchtbare Reiben der Meinungen, diesen Umtausch der Ideen beförderte, und die Enthüllung mancher seither nicht genug entwickelter Begriffe veranlasste, ein unvergängliches Verdienst erworben, und wir dürfen den Vorwurf der Einseitigkeit oder Partheylichkeit nicht befürchten, wenn wir behaupten, dass sein Werk eine neue Thätigkeit und Regsamkeit sowohl unter unseren ökonomischen Schriftstellern, als selbst unter den praktischen Landwirthen bereits erweckt habe, welche in kurzem eine ganz neue mit den gesegnetesten Folgen begleitete Epoche für die Wissenschaft selbst herbeyführen muss.

Die Anzeige eines *solchen*, anderwärts verabsäumten, Werks ist daher doppelte Pflicht, zumal da der Zweck unseres Instituts zugleich dahin gehet, ein möglichst vollständiges Gemälde der Literatur des neuen Jahrhunderts zu liefern. Auch wird diese Anzeige dazu dienen, diejenigen praktischen Landwirthe, welche das Werk noch immer nur für eine, bloss die Neugierde befriedigende Geschichte englischer Landwirthschaft, oder für eine fruchtlose Theorie, halten mögten, auf die nähere Kenntniss desselben aufmerksam zu machen. Wir werden daher diesen Gesichtspunkt vorzüglich im Auge behalten, und einen gedrängten Auszug dessen geben, was hauptsächlich des weitern Forschens der praktischen Landwirthe werth zu seyn scheint, ohne auf die vielfachen Streitigkeiten, welche diese Schrift veranlasste, Rücksicht zu nehmen, da diese Fehden ohnehin nur auf den missverstandenen Titel des Buches zu beruhen scheinen. Denn dass es ganz und gar nicht die Meinung des Vf's gewesen, dieses treue Gemählde englischer Landwirthschaft als ein vollkommenes Ideal zur unbedingten Nachahmung für Deutschland aufzustellen, beweist sattsam die Schlussperiode des ersten Bandes, welche den Zweck des Unternehmens deutlich darlegt: „Du aber (sagt der Vf), geneigter Leser! der du mir bisher folgtest, bist einer von denen, die die Vorsehung in den Stand gesetzt hat, über die Vorurtheile weg zu sehen, welche oft benachbarte Nationen von einander trennen. Prüfe alles, was du siehest, und hörest, und das Gute, *was für deine Verhältnisse passt*, ahme nach! Nicht bloss um deines Vortheils willen, denn den brauchst du hoffentlich nicht ängstlich zu suchen, — sondern um deine Nachbarn zu belehren. Bringst du es nur dahin, dass in deinem Umkreise die *Saat Ein Korn mehr* giebt, wie vorhin: so bist du ewig der Wohlthäter unzähliger Menschen, wenn auch dein Verdienst verkannt, und von manchen verlacht würde."

Die Einleitung giebt die Veranlassung und den Zweck dieses Werks noch genauer an, und lässt über die Unpartheylichkeit und über die patriotischen Gesinnungen des Vfs. keine Zweifel zurück. Hr. T. hatte verschiedene Grundstücke gekauft, welche zusammen genommen eine kleine Wirthschaft bildeten. Diese veranlasste ihn, in Nebenstunden Landwirthschaftskunde zu studiren. Er durchlas alles, was

unſere ökonomiſchen Schriftſteller zu Tage gefördert hatten; aber er fand nirgends hinlängliche Befriedigung. Zwar fehlte es nicht an Syſtemen, an einzelnen Wirthſchafts-Beſchreibungen, an Anpreiſungen mancher Operationen u. ſ. w.; aber dem Verfaſſern ſchien das Weſentlichſte, nämlich Erfahrung und richtiger Beobachtungsgeiſt zu mangeln, und die Grundſätze und Vortheile deſſelben erſchienen daher oft unſicher und ſchwankend. Durch einen Zufall erhielt er endlich einige der neueren engliſchen Schriften dieſes Faches im Original, in denen er wirklich, — was er ſuchte, genaue Beobachtungen, ſorgfältig angeſtellte Verſuche, detaillirte Berechnungen, und eifrige Forſchungen nach Wahrheit anzutreffen glaubte. Seitdem hat er die engliſche Landwirthſchaft mit ſo viel Aufmerkſamkeit ſtudirt, daſs er, als treuer Referent, das Gute und Nachahmungswürdige, ſo wie das Unvollkommene derſelben, ſeinen Landsleuten darzulegen, ſich berufen fühlte. Und da bey den Engländern eine allgemein anerkannte höhere Landwirthſchaft, nach Lage und Boden modificirt, ausgeübt wird, und auf beſtimmten Grundſätzen beruht: ſo ging der Plan des Vf's dahin, deutſche Wirthſchaftskundige darauf aufmerkſam zu machen, um ihre Operationen nach genaueren Berechnungen zu prüfen, ihre Verſuche mit gewiſſenhafter Treue anzuſtellen, über allgemeine zuſammentreffende Erfahrungen ſich zu vereinigen, und ſich dadurch ſichere Grundregeln zu erwerben.

Die Materien des *erſten* Bandes ſind in 23 Kap. vertheilt. Das Erſte, zu dem ein Nachtrag gehört, ſchildert die gegenwärtige landwirthſchaftliche Verfaſſung in England. Die groſsen Beſitzungen des engliſchen Adels werden gewöhnlich von Pächtern bewirthſchaftet, welche ſolche lebenslänglich, oder auf einen Zeit-Pacht inne haben, der ſich öfters einem Erbpacht nähert. Weil der reiche Engländer in der Regel zu edel denkt, ſeinem Pachter das höchſte Pachtgeld abzuzwingen: ſo iſt dieſer dagegen ſeinem Pachtherren ſehr ergeben, und indem er ſich eines ſehr frohen Lebensgenuſſes erfreuen kann, ſo iſt er auch in die, für die geſamte Landwirthſchaft allerdings ſehr glückliche, Lage geſetzt, namhafte Summen auf die Verbeſſerung ſeines Pachtgutes zu verwenden, beſonders da er weiſs, daſs er für ſeine Kinder beſſert und arbeitet. Hier und da findet man Inhaber groſser Pachtungen, welche *Gentlemen Farmers* genennt werden: Leute von groſsem Vermögen und aufgeklärten Begriffen, welche die Landwirthſchaft oft nur aus Neigung, mit groſser Anſtrengung und groſsen Vorſchüſſen betreiben. Die gröſseren Landbeſitzer treibt ihr eigenes Intereſſe an, ihren Farmers Beyſpiele einer vollkommenen Bewirthſchaftungs-Art zu geben, und durch ſie iſt *in manchen Provinzen Englands* der Ackerbau zu der Höhe getrieben worden, auf der er ſteht. Möchte ſich doch unſer deutſcher Landadel, ſo — wie wirklich einige Glieder deſſelben es ſchon gethan haben — dieſe Patrioten zum Beyſpiel der Nachahmung wählen! — Die Urſachen und Mittel, wodurch die Landwirthſchaft in England als Wiſſenſchaft betrachtet in den neueſten Zeiten zu ſolcher Vollkommenheit geſtiegen, ſucht der Vf. im *zweyten* Kapitel vorzüglich in der merkwürdigen Parlements-Acte, die bereits unter der Regierung Karl's II gegeben worden, und wodurch alle Korn Einfuhr verboten, die Ausfuhr aber nicht nur erlaubt, ſondern auch durch anſehnliche Prämien begünſtigt wurde. — Dadurch muſste nothwendig der Werth der Ländereyen ſteigen, der Ackerbau emporkommen, und ein Gegenſtand des Nachdenkens werden. *Baco von Verulam*, und ſpäter *Tull* haben ihm unter den Wiſſenſchaften eine eigene Stelle angewieſen. Doch noch mehr hat er dem unermüdeten Fleiſs und Forſchungsgeiſt *Arthur Youngs* zu danken, der es gründlich bewies, daſs es noch viel zu ſehr an genau angeſtellten Verſuchen und an beſtimmten und zuverläſſigen Erfahrungen fehle, um die Landwirthſchaft *wiſſenſchaftlich* lehren zu können. Er zeigte aber auch den Weg, den man einſchlagen müſſe, dahin zu gelangen, und ging mit ungemeiner Anſtrengung voran. Durch ihn bekam beſonders die ökonomiſche Rechenkunſt einen neuen Schwung. Seinen Verſuchen ſieht man es ſogleich an, daſs ſie — ſo wie ſie angeſtellt, und der Erfolg beobachtet wurde, — auf der Stelle niedergeſchrieben ſind. Die vielen Societäten, die ſich zur Veredelung der Landwirthſchaft gebildet, die groſsen Unterſtützungen welche ihnen zu Theil wurden, die glänzenden Prämien, welche man austheilte, muſsten allerdings groſsen Einfluſs auf die Beförderung der Fortſchritte dieſer Wiſſenſchaft haben. Aber was ganz für ihren Flor entſchieden hat, und künftig mehr entſcheiden wird, iſt der berühmte *Board of Agriculture*, deſſen Stifter, *Sir John Sinclair*, ſich dadurch allein den Dank der engliſchen Nation verdient hat. Dieſer unter der höchſten Autorität der Regierung errichtete Bund ſollte alle edle und erfahrene Männer Englands vereinigen, um der Landwirthſchaft ihre möglichſte Vollkommenheit zu geben. Die Einrichtung deſſelben kann gewiſs für ganz Europa nutzbar werden. Der Stiftungsbrief dieſes groſsen Vereins iſt im J. 1794 ausgefertiget, und vom Könige beſtätiget. Die Mittel, wodurch er eine vorzüglich vollkommene Ausübung des Ackerbaues in allen Theilen des Reichs zu bewirken hofft, ſind von der Art, daſs ſie freylich nur bey ſo groſsen Unterſtützungen ausgeführt werden können, aber auch ihres Zweckes nicht verfehlen werden. Hier theilt der Vf. eine Idee zur Errichtung einer Akademie des Ackerbaues mit, welche für Deutſchland das werden könnte, was der *Board of Agriculture* für England iſt. Möchten doch unſere Fürſten, die es ſo gut wiſſen, daſs ein möglichſt vollkommener Ackerbau die Grundſäule eines glücklichen Staatsgebäudes iſt, dieſen frommen Wunſch aus dem Reiche der Phantaſie in das der Wirklichkeit herüberrufen, ſich ſelbſt dadurch einen unſterblichen Ruhm, und ihrem Lande bleibende Glückſeligkeit und immer zunehmende Bevölkerung bereiten! — Das 3te Kap. beſchreibt die in England üblichen Wirthſchafts-Arten.

ten. Im 17 Jahrh. wurde der trockene und bessere Boden zu Ackerland, der niedrige zu Wiesen, der übrige zur Weide, ganz nach der Art der in dem grössten Theile Deutschlands üblichen Drey-Felder-Wirthschaft benützt. In der Mitte des 18 fing man erst hier und dort an, die Ländereyen einzuschliessen, und bald darauf Wechselwirthschaft einzuführen. Inzwischen sehen sich noch jetzt viele Districte ausser Stand, diesen Beyspielen zu folgen, weil die hergebrachten Rechte der Brache und Stoppel-Behuthung schwer zu beseitigen sind. Unter Gemeintheilung und Verkoppelung denkt man sich in England auch Aufhebung des Natural-Zehenten; denn so zweckmäßsig auch die Abgabe des Zehenten zu seyn scheine, so unbillig sey doch der Natural-Zehent, da er den Fleiss belaste und hemme. Denn es werde ja nicht die Zehent-Garbe, die das Land producire allein entrichtet, sondern mit ihr müsse auch der Landwirth den zehenten Theil aller seiner darauf verwendeten Zeit und Arbeit, für die ihm nichts vergütet werde, hingeben. Diese Ideen scheinen uns so durchaus wahr und richtig zu seyn, dass wir sie allen den Gegenden, in welchen anstatt des Naturalzehenten, der auch dem Acker das Stroh, folglich den Dünger entzieht, nicht in Geld bezahlt wird, oder der Sackzehenten eingeführt ist, zur unpartheyischen Beherzigung empfehlen. — Unter Verkoppelung darf man sich in England keine vollkommen bestimmte Wirthschafts-Art gedenken; nur erhält jeder, der das Recht erlangt hat, sein Land einzuhegen, eben dadurch ein völliges ungetheiltes Eigenthum, es auf jede ihm vortheilhafte Art bestellen zu können. So wird wirklich noch in solchen Verkoppelungen Drey-Felder-Wirthschaft getrieben. Die gebräuchlichsten sind indessen: Korn oder Acker — Gras oder Weide —, Wechsel oder gemischte Wirthschaft. Natürlich muss diese Eintheilung nicht im strengsten Verstande genommen werden, indem bey der ersten Art allerdings nur hauptsächlich auf Getreidebau, so wie bey der zweyten auf Viehzucht Rücksicht genommen wird. — Ueberhaupt aber arbeitet England nach Maassgabe seiner Verhältnisse, und seines Bedarfs, hauptsächlich darauf hin, reichliches Futter für das Vieh zu gewinnen, und der Getreidebau ist nur untergeordneter Zweck der Landwirthschaft: wie denn der Vf. selbst gesteht, dass man vormals die Wirthschaften, wo alles durch den Pflug herausgebracht werden musste, für minder vortheilhaft gehalten, als wo der grössere Gewinn, aus Vieh, Molkenwerk und Fettweiden gezogen wurde. Wechselwirthschaft, die sich hauptsächlich auf Futterbau und behackte Früchte stützt, ist daher nur solchen deutschen Wirthen anzuempfehlen, deren Lage, an grossen Städten, einen guten Absatz von Fettvieh verspricht. Auch fodert die Einrichtung derselben einen grösseren Vorschuss, und weit mehrere Menschenhände, als die unter uns hergebrachte Drey-Felder-Wirthschaft. Befindet sich inzwischen ein Wirth in der glücklichen Lage, an letzteren keinen Mangel zu leiden, und kann er sein Kapital ein paar Jahre entbehren, ohne auf die Zinsen ängstlich warten zu dürfen: so wird er freylich auf diese Weise sein Landguth sehr verbessern, und eine merkliche Erhöhung seiner Renten hoffen dürfen. Dass übrigens selbst in England diese Art Wirthschaft nur in volkreichen Gegenden betrieben werde, will der Vf. selbst nach seiner lobenswürdigen Unpartheylichkeit nicht verhehlen (S. 83).

Die Beschaffenheit des Bodens ist bey jeder Wirthschaft die Grundlage des Ackerbaues. So wie überall, so hat man sich auch in England mit Untersuchung desselben noch nicht genugsam beschäftiget. Was hierin geschehen, und was noch zu thun übrig, untersucht das 4 Kapitel. Das 5te stellt eine Theorie des Düngers, nach den Grundsätzen der neuesten Chemie auf, von welcher der Vf. zum praktischen Theil dieses Gegenstandes übergeht. Wir bemerken hiebey nur kürzlich, dass bey jeder Art des Düngers, auch der Boden, auf welchen er gebracht wird, in Betrachtung gezogen werden sollte. *Backwells* Methode den Dünger ohne Vermischung mit Stroh zu gebrauchen, ist auch in Deutschland nicht unbekannt. Die Mischung, die in England *Compost* benannt wird, haben auch deutsche Landwirthe schon öfter versucht, aber sie verdient allerdings noch allgemeiner zu werden; da sie dem Acker nachhaltende Fruchtbarkeit gewährt. Der englische Gebrauch, die Saaten mit Dünger zu überstreuen, welches in England *Top dressing* genennt wird, ist nachahmungswerth. Dass in manchen deutschen Gegenden, die Hülsenfrüchte, der Flachs etc. mit Kalk oder Asche überstreuet werden, hat zwar einige Aehnlichkeit mit dieser Methode; allein die Erfahrung hat gelehrt, dass, um diese Art Fruchtbarkeit zu erzwingen, der Boden sehr ausgesaugt wird. Die Ueberstreuung mit *Compost* würde wahrscheinlich denselben Vortheil hervorbringen, ohne diesen Schaden zu stiften. Wir fügen hier die Erfahrung noch bey, dass die Begiessung der eben hervorkeimenden Gerste mit Mistjauche ebenfalls vortreffliche Wirkung gewährt.

Aus dem 6 Kap. über das Verbrennen des Rasens, wovon die übrigbleibende Asche als Düngmittel in England sehr häufig gebraucht wird, leuchtet wiederum die lobenswürdige Unpartheylichkeit des Vf's hervor. Nachdem er die Gründe für und wider den Vortheil dieses Rasen-Verbrennens angeführt hat; so schliesst er diese Untersuchung mit folgenden Worten (S. 215): „Wenn ich indessen Alles zusammennehme, was ich bey den Engländern über dieses Verfahren gesagt, und bemerkt finde: so werde ich solches doch keiner gut formirten Wirthschaft, wo hinreichender Dünger gemacht wird, empfehlen. Der in dem Rasen enthaltene Nahrungsstoff wird durch das Brennen schnell zerlegt, und zum Uebergang in neue Pflanzen tüchtig gemacht. Aber es scheint doch unleugbar, dass viele sehr nutzbare Theile, auch bey dem langsamsten Brennen in die Luft gehen." Wenn wir nicht irren, so hat die Methode vieler Gegenden Deutschlands, das verraste Land im Herbste umzubrechen, dem Frost des Win-

Winters Preis zu geben, dadurch das Zerfallen der Schollen zu bewirken, den Acker hernach im Frühling nochmals zu pflügen, zu eggen, und wenn es Noth thut, durchzuhacken, und dann mit Erdäpfeln zu bestellen, welche wiederum zweymal behackt werden, vor diesem Verbrennen des Rasens den Vorzug. Nach dieser Behandlung haben wir auf solchen Feldern, — ohne Dünger — eine, auch zwey sehr fruchtbare Aernten folgen sehen. In dem Kapitel *vom Pflügen*, werden mit gleicher Unpartheylichkeit die Fragen und die Meinungen der englischen Landwirthe: Soll man das Land vor oder nach dem Winter umbrechen? Wie oft soll man pflügen? Soll man tief oder flach pflügen? gewürdiget. Bey der Entscheidung der letzten Frage beruht wohl das Meiste auf dem Boden, und auf dem Vorrath des Düngers einer Wirthschaft. Denn je stärker man zu düngen im Stande ist, um so tiefer wird man auch pflügen dürfen. — Nach den Aeusserungen des Vf's (im 9 Kapitel) scheint es, als ob die Operation, Aecker trocken zu legen, und dieses durch Wasserleitungen unter der Erde zu bewerkstelligen, in Niedersachsen meist unbekannt sey. In andern Gegenden ist man längst damit bekannt. Gewöhnlich wird auf dem Ort, wo der Acker sein stärkstes Gefäll hat, eine Grube gegraben, solche mit Steinen ausgefüllt, und wieder mit Erde überdeckt. Nicht selten zieht sich dann ohne weitere Vorrichtung alle Feuchtigkeit dahin, und versenkt sich in die Tiefe; oft müssen aber auch Canäle gegraben, und mit Steinen ausgefüttert werden, um das Wasser hineinzuleiten. Das 10 Kapitel wird dieses Werk für deutsche Landwirthschaft am merkwürdigsten machen. Die Lehre *von der Brache und dem Fruchtwechsel* hat eben so viel Freunde, als Widersacher gefunden. Indem nun dieser Gegenstand durch den Vf. allgemein zur Sprache gekommen, nach jedem möglichen Gesichtpunkt, selbst nach den verschiedenen Localumständen beleuchtet worden, so wird es nicht fehlen, dass man sich endlich zu allgemeinen Grundsätzen erhebe, wodurch jeder denkende Oekonom Anwendung derselben auf seine individuelle Lage machen kann. Nur diese individuelle Anwendung allein ist es, welche noch manchen Schwierigkeiten unterworfen seyn könnte. Denn dass es höchst vortheilhaft wäre, den Ackerbau aller Orten so zu betreiben, dass niemals eine und dieselbe Frucht zweymal nach einander auf demselben Ackerstück folge, dass durch Abwechselung mit Grasbau, Hülsen- und gehackten Früchten der Boden von Unkraut gereinigt und locker gemacht werde, dass dadurch der ganze dritte Theil, des Feldes, der bis jetzt öde gelegen, benützt, zur alljährlichen Hervorbringung verschiedener Gewächse tüchtig gemacht, und also, anstatt keines, einen sehr ergiebigen Ertrag abwerfen möge — wird kein Vernünftiger ableugnen. Träte nicht die aus dem Mittelalter sich herschreibende Zwangbrache, die Huth- und Triftgerechtigkeit, welche selbst in England noch nicht ganz vertilgt werden konnte, dieser wohlthätigen Anordnung der Wirthschaft in den Weg: so sind wir überzeugt, dass sie bald überall statt finden würde. Einsichtsvolle Landes-Obrigkeiten können hier vieles zur Verbesserung, und zur Erleichterung dieses Drucks, beytragen. Auch erhellt aus der neuesten Gesetzgebung verschiedener Staaten, dass man die Hinwegräumung dieser Hindernisse einer besseren Landescultur ernstlich will. Die im vorigen Jahre in Bayern ergangenen Verordnungen sind in dieser Hinsicht so vortrefflich, dass sie gewiss bald zur allgemeinen Nachahmung reitzen werden. Möchte es doch dieser Regierung gefallen, auf einem grossen Domainengute, unter der Aufsicht und Leitung sachkundiger, aufgeklärter und thätiger Männer, eine vollkommene Wechselwirthschaft einzuführen, um durch ein praktisches Beyspiel eine Einrichtung zu bewähren, deren erspriessliche Folgen auf den Flor und den Wohlstand des ganzen Landes kaum zu berechnen seyn möchten — und möchte sie doch, um ihrem Verdienste die Krone aufzusetzen, mit dieser Anordnug eine Anstalt verbinden, in welcher thätige Jünglinge zur Führung einer solchen Wirthschaft theoretisch-praktischen Unterrricht erhielten! Würden unter diesen Jünglingen die Söhne reicher Güter-Besitzer seyn: so könnte man hoffen, dass sich in kurzem die reinsten und geläutertsten landwirthschaftlichen Grundsätze über das ganze Land verbreiten müssten. Man sage übrigens zur Vertheidigung der Drey-Felder-Wirthschaft, oder vielmehr der damit verbundenen *reinen* Brache (denn eine Drey-Felder Wirthschaft ohne Brache, wie wir dergleichen kennen, ist schon eine halbe Wechselwirthschaft) was man wolle: so bleibt es doch gewiss, dass der Erdboden zur beständigen Production geschickt ist; dass, wenn er mit Dünger und mit der gehörigen Bearbeitung unterstützt wird, er keiner Ruhe bedarf, und dass, wenn er überall zu dieser Fähigkeit erhoben würde, Deutschland nicht nur einen so grossen Ueberfluss an Getreide und Vieh erwarten dürfte, als hinlänglich wäre, um innerhalb seiner Grenzen nie Mangel oder Theurung befürchten zu lassen, sondern dass auch eine beträchtliche Ausfuhr statt haben könnte. Alles, was man für die Nothwendigkeit der Brache anzuführen pflegt, reducirt sich dahin, dass sie wegen Mangel an Dünger, und deswegen nicht wohl zu entbehren sey, weil nur durch dieselbe der Acker vom Unkraut rein, der Boden locker, und also fähiger würde, aus der Atmosphäre befruchtende Theile an sich zu ziehen. Wenn aber eine wohleingerichtete, dem Local angemessene Wechselwirthschaft eben die Mittel aus sich selbst schöpft, den Viehstand zu vermehren, den Dünger in genugsamer Menge zu erzeugen, und durch Grasbau den Boden rein zu machen: was sollte dann noch gegen die Möglichkeit ihrer Einführung eingewendet werden können? Möchte auch hier und da diese Einrichtung mit zu vielen Local-Schwierigkeiten verbunden seyn: so wird doch eine verbesserte Drey-Felder-Wirthschaft, d. h. eine solche, wo wenigstens die Hälfte der reinen Brache mit Futterkräutern angebauet wird, auch nach und nach zum Ziele führen. Denn sobald Ueberfluss an Dünger und Futter vorhanden ist, sobald muss auch die reine Brache von selbst aufhören.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 MAY, 1804.

OEKONOMIE.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Einleitung zur Kenntniss der englischen Landwirthschaft und ihrer neuern praktischen und theoretischen Fortschritte, etc.* von *Albrecht Thaer*, etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Nicht die Eintheilung der Felder in sechs, oder neun Bestellungsarten, ist der Grund, worauf ächte Wechselwirthschaft beruht; sondern sie beruhet auf Ueberfluss an Dünger und Futter, damit kein Feld an Cultur und Besserung nothleiden darf. Es wäre daher von einem denkenden Landwirth gar nicht zweckmässig gehandelt, wenn er bey Einführung der Wechselwirthschaft die Fruchtfolge, welche Hr. *Th.* im 10 Kapitel seines Werkes als Muster aufstellt, oder welche nach dem 11 Kap. in *Norfolk* gebräuchlich ist, sklavisch und unbedingt nachahmen wollte. Zu dieser Wirthschafts-Einrichtung gehört ein denkender Mann, der Plane für mehrere Jahre entwerfen, diese seinem Local anpassen, mit den Kräften seiner Wirthschaft abwägen, die Abwechselung der Früchte nach dem Boden und der dazu erfoderlichen Arbeit, so wie nach der individuellen Lage seiner Länder, berechnen und anordnen kann. Auch muss er in Hinsicht seiner geographischen Lage, ob er die Nähe eines Flusses oder einer grossen Stadt benutzen könne, oder von beiden in weiter Entfernung sich befinde, es beurtheilen können, ob er sein Hauptaugenmerk auf Getreidebau, Handelskräuter, oder Viehzucht zu richten habe. Im Anfang einer solchen neuen Einrichtung muss er nothwendig auf vielen Getreidebau hinarbeiten; damit es ihm ja nicht an Streustroh, folglich auch nicht an hinlänglichem Dünger gebreche. Wenn es aber an Kräften zu einer solchen Einrichtung mangelt, der suche sich einstweilen durch besser geordnete Dreyfelder-Wirthschaft ihr zu nähern. Er verbessere seine Wiesen mit angestrengter Sorgfalt, um von Jahr zu Jahr der Brache ein Stück Acker zu entziehen. Rec. kann aus eigener Erfahrung versichern, dass in Gegenden, in denen schon lange keine Brache mehr statt findet, immer Gerste und Korn, oder Gerste und Spelz nach einander gebauet worden, und sehr reichliche Aernten gewähren. Bey ziemlich gutem Boden, bey hinlänglicher Bedüngung und sorgfältiger Bearbeitung des Ackers, müssen zwey aufeinander folgende Getreideärnten eben so gut gerathen, als wenn Gras oder Hülsenfrüchte dazwischen gebaut würden; und wir sind überzeugt, dass der Vf. den Zweck der Wechselwirthschaft nicht eben in diese und keine andere Fruchtfolge, sondern darein setzt: den Erdboden zu einer alljährigen Erzeugung verschiedener Früchte fähig zu machen, und überhaupt die Wirthschaft so einzurichten, dass der möglichste Nutzen daraus gezogen werde. Auch darin besteht das Wesentliche der Wechsel-Wirthschaft nicht, dass alle Aecker umzäunt werden müssen; vielmehr werden offene Fluren vor den eingeschlossenen manchen Vorzug haben. Sollen diese Hegen von Pfählen und Flechtwerk gemacht werden: so verursachen sie grosse Unterhaltungskosten, und unsern Wäldern Schaden; will man sie aber von Buschholz, oder gar von schwarzem Holze anlegen: so werden sie einen ziemlichen Theil des Ackers vertäuben, durch ihre weittreibenden Wurzeln den Saaten die Nahrungs-Säfte entziehen, und zum gewöhnlichen Aufenthalt aller körnerfressenden Vögel dienen. Diesem dreyfachen nicht geringen Schaden kann durch Haltung eines Hirten, der auch bey der Dreyfelder-Wirthschaft nöthig war, vorgebeugt werden. — Die grosse Erfindung der Stallfütterung ist schon der erste Schritt zur Wechselwirthschaft gewesen, oder vielmehr Stallfütterung kann nie mit Nutzen, oder nur mit grossen Schwierigkeiten — ohne Wechsel-Wirthschaft eingerichtet werden. Nur durch sie allein kann es einem Wirthe gelingen, seinem Vieh reichliches Futter zu verschaffen. Es beständig im Stalle zu behalten, ist gerade die schlechteste Methode der Stallfütterung; aber es kann auch, ohne die Felder mit Hecken einzuschliessen, auf selbige getrieben werden.

Das 12 bis 16 Kapitel handelt von Rüben, Möhren, Kohl und Kartoffelbau, so wie selbiger in England betrieben, und die Früchte benutzt werden. — So viel lesenswürdiges auch die allgemeinen Bemerkungen im 17 Kapitel über die Getreidearten und deren Bau enthalten: so ist doch weniges eines Auszugs fähig, und mehr für den speculativen, als praktischen Oekonomen interessant. Auch ist man in Deutschland mit den verschiedenen Getreidearten, und deren zweckmässigem Anbau, der von jeher das vorzüglichste Augenmerk deutscher Landwirthschaft war, so bekannt, dass ihn nur bessere Bestellungsarten, verbunden mit Aufmerksamkeit einzelner Wirthe hier und da höher bringen könnten: so dass in dieser Hinsicht dem Engländer kein anderer Vorzug, als den ihm etwa sein vorzüglicher Boden giebt, zugestanden werden kann. Der Vf. scheint dem Einkalken des Weitzen, als Mittel gegen den Brand, kei-

keine Kraft zuzuschreiben. Wenn indessen vollkommen ausgewachsene Saamenkörner mehrere Vegetations-Fähigkeit in sich haben, um vollkommnere Pflanzen hervorzubringen; wenn der Brand doch wahrscheinlich eine Krankheit der Pflanze ist, durch das Einschwemmen in Kalk aber die leichtern, nicht ganz ausgereiften Körner leicht erkannt, und abgeschieden werden: so möchte diese in vielen Gegenden erprobte Methode doch immer verdienen, allgemeiner empfohlen zu werden. Die Hülsenfrüchte nennt der Vf. im 18 Kapitel die verbessernden, im Gegensatz des Getreidebaues, welcher den Boden mehr erschöpfe. Diefs ist auch in Deutschland von denkenden Wirthen als wahr anerkannt worden; und je allgemeiner es geschieht, desto mehr Hoffnung ist vorhanden, dass man für die Wechsel-Wirthschaft der Engländer empfänglicher werde. Diese pflegen ihre Bohnen und Erbsen zu behacken. Es ist auch nicht zu bezweifeln, dass der Ertrag dadurch vermehrt werde, doch möchte die Nachahmung nicht unbedingt statt finden. Jeder Landwirth muss auf seine Kräfte Rücksicht nehmen, und berechnen, ob der Aufwand einer solchen Operation nicht den dadurch erzielten Nutzen überwiege. Wicken bauen wir in Deutschland nicht allein zum grünen Futter, sondern häufiger der Körner wegen, die meist mit Roggen in gleichem Preise stehen, und für Schafe ein treffliches Mastfutter sind. Wir müssen hiebey bemerken, dass die kleine und grosse Pferdebohne in Deutschland, wie es scheint, hie und da von der Kartoffel verdrängt worden ist. Soviel wir auch der letzten Frucht zu verdanken haben, da sie zu so mannichfaltigem Gebrauch dient, selten misräth, und den Acker reiniget, folglich auch auf die folgenden Getreideärnten einen günstigen Einfluss hat: so wäre doch zu wünschen, die Bohne, welche eben auch reichlichen Ertrag gewährt, Jahre lang aufbewahrt werden kann, ungemein gutes Mehl giebt, — und welche, nach dem Gebrauch der Engländer gehackt, den Acker gleichfalls vom Unkraut reinigen würde, weniger zu vernachlässigen. Auf nassen Aeckern, die der Kartoffel gar nicht hold sind, schlägt sie am vortheilhaftesten an.

Das 18 Kapitel handelt *von der Drill- und Pferdehacken-Wirthschaft.* In England ist viel Streit darüber gewesen; in Deutschland aber ist sie meist unbekannt. Diese Ackerbestellung, welche von dem berühmten *Tull* A. 1733 in dem Werke: *Horse Hewing husbandry* bekannt gemacht, dann von *du Hamel de Monceau* in Frankreich, und von *de Chateauvieux* in der Schweitz nachgeahmt und vertheidiget wurde, und jetzt in England im Grossen ausgeübt, — in kleinern Wirthschaften mit der gewöhnlichen Handhacke, in grösern mit der Pferdehacke betrieben wird, bestehet darin: Man säet z. B. Weitzen drey Fuss von einander, oder in doppelte Reihen, die unter sich einen Fuss — jedes Paar aber vier Fuss Abstand von dem anderen Paare haben. Diese breiten Zwischenräume werden dann mit der Pferdehacke bearbeitet, und die Erde von den Reihen ab, und wieder angepflügt, wodurch diese breiten leerstehenden Räume von allem Unkraut gereiniget werden. Nun setzt man im folgenden Jahre die Kornreihen auf die Mitte des bearbeiteten Zwischenraums, und im dritten Jahre sucht man den Mittelstand zwischen den Saat-Reihen der beiden vorigen Jahre zu treffen. Obgleich auf diese Art nur die Hälfte des Feldes bebaut wird, und die andere in der Brache liegt: so soll doch der Ertrag so ergiebig seyn, als vorher der des ganzen Feldes gewesen. Der Vortheil, welchen diese Wirthschaft unbezweifelt bringt, ist die Ersparung des dritten Korns der Aussaat. Da diese vermittelst einer eignen Säemaschine geschieht: so wird in ganz gleichen Reihen und Zwischenräumen gesäet; kein Korn, das entweder auf der Oberfläche liegen geblieben, oder zu tief verscharrt wird, kann bey ihr verloren gehen, noch auch ein ungleiches Aufkeimen statt finden, wodurch so oft ungleiche Reife entsteht, und ein Theil der Aernte dahinschwindet. Weil es halbe Brache ist, so hat man weniger Dünger nöthig, und durch die Pferdehacke werden die Zwischenräume so gereiniget, dass kein Unkraut fortkommen kann, und das Ganze der Garten-Cultur sich nähert. Die Gegner dieses Systems hingegen behaupten, dass der Ertrag nur selten reich ausfalle; dass man mehr Anspann und Menschenhände haben müsse, weil auch den Pferdehacken nicht selten mit der Handhacke nachgeholfen werden müsse; dass die Arbeit des Pferdebehackens auf einmal, zu sehr ungelegner Zeit komme, wo Menschen und Vieh mit andern wichtigen Arbeiten beschäftigt wären. Dieses sey um so schlimmer, da mit dieser Arbeit nicht um einen Tag gesäumt werden dürfe; denn sobald man das Unkraut über Hand nehmen lasse, so sey die halbe Aernte vernichtet. In diesem Fall könne man die Pferdehacke in den Zwischenräumen gar nicht mehr anbringen: Würde vollends zur Zeit des Behackens nasse Witterung eintreten: so wäre die gedrillte Saat gänzlich verloren, und das Land auf mehrere Jahre verwildert; wogegen eine breitwürfige Saat doch noch immer eine mittelmäfsige Aernte geben könne. Der Vf. hat in diesem Abschnitt alles, was für und gegen diese Wirthschaft gesagt werden kann, genau und unpartheyisch angeführt, viele englische Berechnungen darüber, und die im Hannövrischen, wo diese Wirthschaft verschiedene Freunde gefunden, angestellten Versuche vollständig vorgelegt. Er selbst erklärt sie, mit seiner Wahrheitsliebe, für sehr nützlich und vorzüglich.

Es scheint uns jedoch zu hart, wenn der Vf. im 19 Kapitel *vom rothen Klee*, die Kunde, dieses Gewächs nach allgemein anerkannten Grundsätzen zu bauen, dem Deutschen beynah ganz abspricht, und dem Engländer hierin den Vorzug einräumen will. — Die Widersprüche unserer ökonomischen Schriftsteller in Hinsicht dieser Lehre, sind mehr scheinbar als wirklich. Auch darf man nicht vergessen, dass der Boden vielleicht nirgends so verschieden, als in Deutschland ist. Viele Oekonomen glaubten anfänglich, Klee müsse sich in jedem Boden gleich gut be-

stocken

stocken. Andere hingegen, dass der Klee keines, oder nur wenigen Düngers bedürfe. Wieder andere geizten mit dem Saamen, oder wollten ohne Rücksicht auf ihr Local, oder auf die schlechte Pflege, welche sie ihren Kleeäckern angedeihen liessen, gleichwohl zwey, oder drey Aernten davon nehmen, verdrüsslich, wenn der unschuldige Klee ihren überspannten Hoffnungen nicht entsprach. — Wenn man diese verschiedenen Voraussetzungen mit den Erscheinungen, die sie uns von dem Erfolg ihrer Aernten berichten, vergleicht: so werden die Resultate, die sie uns vorlegen, leicht zu berichtigen seyn. Im Ganzen genommen kann es also wohl unserem Vaterland nicht abzusprechen seyn, dass es den Kleebau zu betreiben verstehe, und dass die Cultur desselben bey uns auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit stehe. Die sprechendsten Beweise sind die fetten Klee-Fluren Frankens, Schwabens und der Rhein-Pfalz. Ohne einen wohlverstandenen Anbau dieses Futterkrauts, würde auch die Stallfütterung, welche Hr. Th. selbst irgendwo den Triumph der Deutschen nennt, nicht erfunden worden seyn, und dieses Factum allein beweiset, dass unser Kleebau den brittischen übertreffe. Die Behauptung des Hrn. *Medicus*, dass der Kleebau allein, und nicht mit dem Fruchtbau vermengt, am vortheilhaftesten betrieben würde; ist nicht bloss auf Erfahrungen gegründet, welche in regolten Garten-Boden angestellt wurden. Uns sind Gegenden bekannt, wo nicht wenig reiner Kleebau anzutreffen ist, der den ihm eingeräumten Platz reichlich bezahlt. Auch kennen wir keine Methode, welche die Aecker mehr vom Unkraut reinigt, als diese, und nach drey gewonnenen Aernten, das Feld zum Fruchtbau fähiger mache. Auf ganz schlechtem Sandlande freylich wird die Aernte kärglich ausfallen; indess haben wir doch die Erfahrung gemacht, dass die darauf folgenden Frucht-Aernten diese Besserung lange Jahre nachher empfanden, und den Schaden der magern Klee-Schnitte reichlich ersetzten. Will man aber die Vortheile, von denen Hr. *Medicus* spricht, wirklich erzielen: so muss der Saamen so dicht als Leinsaamen ausgestreut; und das Feld im Herbste, nach den ersten Aernten, mit kurzem Dünger überstreut werden. So wie er im ersten Jahr aufläuft, und einen Schuh hoch gewachsen, so muss er auch abgemäht werden. Da man auf diese Art im ersten Jahre zwey, im andern drey, im dritten wieder zwey Aernten erhält: so wird, gleich im ersten Jahr, das aufgeschoss'ne Unkraut zweymal im Wachsthum unterbrochen, das Wurzel-Vermögen erschöpft, und endlich theils durch das dichte Bestocken des Klees, theils weil kein Unkrautssaame reif wird und ausfallen kann, ganz erstickt und vertilgt. Selbst Aecker, die durchaus mit Quellen überlaufen waren, hat Rec. auf diese Weise ganz davon gereiniget. Auch rechnen wir es der deutschen Landwirthschaft zum Vorzug an, dass sie mehr nach Klee und Gras-Arten, als nach Rüben, Möhren und Kohlbau strebt. Hat man in reichen Jahren Ueberfluss von jenen erhalten; so kann man ihn für Hunger-Jahre aufbewahren, da hingegen diese der Fäulniss unterworfen sind, und bis gegen den Monat May rein aufgezehrt werden müssen. Dazu kommt, dass dürres, grünes Futter bey der Rindviehmastung weit mehr bewirkt, als Rüben und Kohl. Selbst Schweinen ist grüner Klee, nach welchem sie ohnehin lüstern sind, ein schnell zuschlagendes Fettfutter.

Der Anbau der Lucerne, der Esparcette, und der Gräser, welche im 20 Kap. beschrieben werden, ist dem unsrigen ziemlich gleichförmig. Auch das Säen der Lucerne in Reihen ist keine neue, oder unbekannte Bestellung. Da diese Methode aber viel Geduld, Arbeit, und bis ins dritte und vierte Jahr einen beträchtlichen Vorschuss fodert, auch schon das Ausjäten des Unkrauts bey der breitwürfigen Saat eben so beschwerlich als kostbar ist: so hat man den Saamen der Lucerne mit einem Drittheil rothen Klees vermischt, und sehr dichte gesäet. Dadurch wurden nicht nur in den ersten Jahren sehr gute Aernten erlangt, sondern auch die Aecker vom Unkraut gereinigt. Im dritten oder vierten Jahr, wo sich der Klee verliert, bekömmt die Lucerne Platz, um sich auszubreiten und bestocken zu können. Auf kleinen Aeckern hat man mit dieser Bestellungsart sehr glückliche Erfahrungen gemacht; und es wäre zu wünschen, dass sie auch im Grossen nachgeahmt würde.

Aus dem Abschnitt, welcher der *Esparcette* gewidmet ist, zeichnen wir nur die Erfahrung aus, dass sie schlechthin kalkigen Boden, oder wenigstens eine kalkartige Unterlage haben müsse, aus der ihre tiefgehenden Wurzeln Nahrung holen können. Die Gräser, welche man in England cultivirt, sind die nämlichen, die man bey uns des Anbaues werth achtet, der sich immer mehr zu verbreiten scheint. Es wäre zu wünschen, dass der Grasbau mit dem Klee wenigstens die Hälfte der, für den letztern bestimmten, Felder theilte, da das Trocknen des Grases doch immer leichter und sicherer ist, als das Dürren des Klees. Hr. Th. sagt, (S. 581.) „Die Engländer nehmen bey ihrer Grasaussaat mehr Rücksicht auf die „Weide, als auf die Aernte, *denn zum Mähen ziehen* „*sie die Klee-Arten vor.*" Heisst diess, sie verfüttern den Klee lieber im Stall, oder ziehen sie ihn des leichten Trocknens wegen vor? Wir wünschten, dass er sich darüber bestimmter erklärt, und wenn etwa neuerlich eine leichtere Methode des Dürrens erfunden worden, solche beschrieben hätte.

„In Ansehung der Benutzung der Wiesen (heisst es zu Anfang des 21 Kap.) herrschen in England sonderbare Meinungen und Vorurtheile, die keineswegs im allgemeinen empfehlungswürdig scheinen, und auch von den aufgeklärten Oekonomen bestritten und scharf getadelt worden sind." Diese Vorurtheile bestehen darin, dass man es für sündlich hält, in einem Jahre zwey Aernten von einer Wiese zu nehmen; dass man gewohnt ist, das Heu auf den Wiesen in Feimen zu schlagen, und es daselbst den Winter über mit dem Vieh verfüttert, wodurch vieles zu Grunde geht, und dass man die Maulwürfe den Wiesen für nützlich hält. Inzwischen sind die englischen Landwirthe

wirthe doch auch für das Bedüngen und Wässern der Wiesen eingenommen. Letzteres geschieht nicht nur im Frühjahr oder Sommer, sondern auch im Herbst, was in Deutschland wohl noch nirgends versucht worden ist. — Aus der ganzen Art und Weise, wie der Engländer seine Wirthschaft betreibt, da er hauptsächlich auf die Producirung vieler Futterkräuter, und auf fette Weideplätze für sein Vieh, Rücksicht nimmt, weniger aber auf Körnerbau hinarbeitet, ergiebt sichs, dass seine Oekonomie gerade die entgegengesetzte Tendenz der deutschen habe, und er aus seinen Viehställen grösseren Nutzen, als aus seinen Fruchtböden zu ziehen gewohnt sey. Wenn daher derjenige Landwirth der vorzüglichere ist, der aus seinem Gute nach der Berechnung seiner Lage und Verhältnisse den grösstmöglichen Nutzen zu gewinnen versteht; so verdient der Engländer allerdings in den ersten Reihen derselben zu stehen. Er wendet unglaublich grosse Summen in seine Wirthschaft, um wieder grosse Renten herauszuziehen; und da dieses hauptsächlich durch die Viehzucht bewerkstelligt werden kann, so zielt auch die ganze Einrichtung seiner Wirthschaft allein dahin ab, diese zu vervollkommnen. Deswegen empfehlen wir auch unsern Lesern das 23 Kap. von der *Rindviehzucht* der Engländer. Man traut kaum seinen Augen, wenn man liesst, dass in einer öffentlichen Versteigerung, ein Springochse um 400 Guineen (2400 Rthl.) ein fünfjähriger Bulle für 210, ein zweyjähriger für 200, eine Kuh, die freylich auch den Namen *brindled Beauty* trug, für 260 Guineen verkauft wurde. Bey solchen Preisen kann man schon die fruchtbarsten Felder mit Rüben zur Viehweide bepflanzen, oder die Lucerne in Reihen säen, sie mit Sorgfalt und Kosten drey Jahre lang pflegen, düngen, und die Zwischenräume, so oft es nöthig, behacken; um im vierten ihren reichlichen und fetten Ertrag — der bey solcher angestrengten Cultur vortrefflich seyn muss — dem Vieh vorzulegen, dessen Gedeihen nachher Zinse und Kapital mit einemmale vergütet. — Man kennt in England dreyerley Arten des Rindviehes: die *kurzhörnige*, von der durch Mastung das Stück auf 1000 bis 1400 Pfund kommt; die *langhörnige*, welche im Gewicht weniger hoch gebracht werden kann, aber derberes Fleisch hat; und eine Race, die *der Hörner gänzlich ermangelt*. (Auch, so viel wir wissen, in Schlesien anzutreffen.) Diese letzte erreicht zwar selten ein Gewicht von mehr als 7 bis 800 Pfund, aber das Fleisch wird am meisten geschätzt. Diese drey Arten immer mehr zu veredeln, ist das eifrigste Bestreben englischer Landwirthe. *Bakewell* zu Dishley in Leicestershire hat es in dieser Kunst sehr weit gebracht, und seine Finanzen befinden sich sehr wohl dabey. Seine Race stand in so hohem Werth, dass ihm A. 1792 für einen Bullen, welchen er auf 4 Monate, vom 1 May bis 1 September vermiethete — 152 Guineen bezahlt wurden. Er behauptet, man müsse bey allen Thieren jede Race nur in sich selbst veredeln; die vollkommensten Indiuiduen einer Race zur Zucht auswählen, und die Vorzüge eines Stücks, mit dem eines andern, aber immer von eben derselben Race, zusammenzusetzen suchen. Aus der besten Uebereinstimmung aller Verhältnisse eines Hausthiers zu dem Zwecke, wozu man es bestimmt, bildet er sich das Ideal von Vollkommenheit, welches er zu erreichen strebe. Dieses System scheint ganz der Natur abgelernt zu seyn; und wenn reichliches, nahrhaftes Futter in der Jugend, und keine Begattung vor dem vollendeten dritten Jahre bey der Kuh dazu kömmt: so ist dieses gewiss der sicherste Weg, die Verbesserung jeder Art zu bewirken. Unsere Landwirthe haben leider die Veredlung der Thier-Racen, die der Pferde ausgenommen, ganz vernachlässiget. Gleichwohl hat Deutschland so treffliches Rindvieh, dass sich auch bey einiger Geduld und Mühe, und bey einem mässigen Aufwand, der sich in der Folge reichlich ersetzen würde, eine der englischen ähnliche Veredlungsweise leicht bewerkstelligen liesse. Und wenn wir gleich unser Augenmerk nicht so sehr auf Schwere des Gewichts, oder auf Mastung zu richten haben: so würde doch ein vorzüglich grosses, und stärkere Arbeit ausdauerndes Zugvieh, wodurch auf manchen Gütern die kostbaren Pferde erspart werden könnten, einen allgemeinen, auf die ganze Wirthschaft wirkenden Nutzen gewähren.

Am Schlusse dieses Abschnitts wird noch die Methode der Engländer beschrieben bey der Mastung. Da alles darauf berechnet ist, so ist diese Beschreibung einer vorzüglichen Aufmerksamkeit werth. Indess wird doch manches vermisst, was in Deutschland zum Gelingen der Mastung unnachlässlich erfodert wird: z. B. die beständige Stallmastung, die Fütterung mit Salz, das Füttern der Treber, die in England häufig seyn müssen, und die eben so derbes Fleisch als zartes Fett bewirken, da hingegen die Mast mit Leinkuchen dem Fleisch einen unangenehmen und thranigen Geschmack mittheilt. Auch die Schaafzucht, wovon diess letzte Kapitel handelt, ist nur auf die Grösse der Art, nicht auf die Feinheit der Wolle berechnet. „Man fragt nicht (sagt der Vf. S. 37) was bringt mir ein Schaaf ein? sondern durch welche Art von Schaafen, bringt mir ein Acre meines Weidelands am meisten ein?“ Die beste Art soll die *Dishleysche* seyn; welche ebenfalls von *Bakewell* herstammt. Von den guten Arten soll das Stück, wenn es zweyjährig geschlachtet worden, im Durchschnitt 100 bis 120 Pfund wiegen. Diejenigen aber, welche auf Fettweiden gezogen werden, wiegen meist noch einmal soviel. Zu *Darlington* ward 1779 ein Hammel dieser Art geschlachtet, dessen vier Viertel zusammen 249 Pfund wogen, und 17 Pfund Talg hielten. Dieses scheint gegen die Summe des Fleisches zu wenig zu seyn. Böcke von der besten Art werden um unglaubliches Geld auf eine Springzeit verliehen. *Bakewell* und *Mr. Parkinson* vermietheten keinen unter 25 Guineen. Letzterer hat A. 1789 gar für drey Böcke 1200, und für 2 Böcke 2000 Guineen Pachtgeld erhalten!! Bis jetzt, sagt Hr. *Th.*, ist dieser Betrieb noch immer im Steigen. Die Zeit wird lehren, wie hoch er getrieben werden kann, und was am Ende herauskommen wird.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 28 MAY, 1804.

OEKONOMIE.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Einleitung zur Kenntniss der englischen Landwirthschaft und ihrer neuern praktischen und theoretischen Fortschritte,* etc. von *Albrecht Thaer*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *zweyte* Band dieses Werkes bestehet meist in Nachträgen und Erklärungen verschiedener, im ersten nur kurz berührten Materien. „Ich redete" (sagt der Vf. in der Vorrede des 1 Abschn.) „bisher nicht von der Agricultur und Production im Allgemeinen; nicht als Staatswirth, der das Ganze übersieht; sondern als Landwirth, der sich auf einzelne Wirthschaften einschränkt. *Sonst weiss ich nur zu gut*, dass der Grund und Boden in England im allgemeinen sehr schlecht benutzt wird; auch habe ich das im ersten Bande mehrmals angedeutet. In vielen Districten herrscht noch die Dreyfelder-Wirthschaft, mit gemeinschaftlicher Behütung der Brache und der Stoppel. Nur in den östlichen Grafschaften Englands, in einigen Districten der mittelländischen, und in den südlichen von Schottland findet man denjenigen energievollen Ackerbau, den man im Sinne hat, wenn von englischem Ackerbau die Rede ist."

Die *erste* Abhandlung lehrt die englische Art, die Aecker abzuwässern, und Sümpfe und Moräste durch Abfangung der Quellen auszutrocknen. Man sieht es ihr an, dass sie mit vieler Sorgfalt und Fleiss ausgeübt wurde; und wenn gleich in Deutschland viele Gegenden seyn mögen, wo die Noth gleichfalls diese Arbeiten zweckmässig zu veranstalten lehrte: so wird es doch jedem Landwirth, der sich in dem traurigen Fall befindet, sumpfigtes Land erst durch Austrocknen und durch Ableitung wilder Quellen zu besserm Ertrag vorzubereiten, angenehm seyn, diese Erfahrungen mit den seinigen zusammenzustellen. Die *zweyte* Abhandlung über die landwirthschaftliche Bauart der Engländer, ist nicht aus der Feder des Vf's geflossen; sondern er verdankt sie dem Hn. Oberamtmann *Westfeld*, der die Provinzen Englands in dieser Hinsicht bereist hat. Um sich vollständige Begriffe von der Landwirthschaft eines Landes zu bilden, ist es gewiss eben so nothwendig, als angenehm, auch die Einrichtung seiner Höfe, Stallungen und Scheunen zu wissen; da die Güte, Dauer und Bequemlichkeiten derselben, Einfluss theils auf die Gesundheit der Arbeiter, und des Viehs, theils auf Ersparniss der Zeit und der Kosten bey Betreibung des Ackerbaues, und der Aufbewahrung der gewonnenen Früchte, zu haben pflegt. Der Engländer, der nahe an der Stadt wohnt, und in jedem Augenblicke verkaufen kann, hat eben desswegen weniger nöthig, für grosse geräumige, vor jedem Ungestüm der Witterung, oder vor Nässe geschützte Scheunen und Fruchtböden zu sorgen, als etwa ein Deutscher, der von grossen Städten entfernt ist, und, bey schlechtem Wege, auf starren Winterfrost warten muss, um sein Getreide, mit dem möglich geringsten Aufwand zu Markte fahren und versilbern zu können. „Die Grundsätze der Engländer, sagt daher der Vf., welche sie bey ihrer Art zu bauen, befolgen, unterscheiden sich sehr von den unsrigen. Wenn sie bey allen ihren übrigen Einrichtungen das Princip der Sparsamkeit nicht zu beobachten scheinen, oder vielmehr die ersten Auslagen nicht scheuen: so thun sie es doch in diesem Stücke im Allgemeinen mehr, als wir. Ich will ihre Grundsätze im Ganzen und unbedingt nicht empfehlen. — Aber dennoch glaube ich, dass die Kenntniss derselben unter manchen Verhältnissen uns sehr nützlich werden könne. Da man immer mehr einsieht, dass Güter von grossem Umfange sich aus einem Punkte nicht aufs vortheilhafteste bewirthschaften lassen, und man sie daher unter mehrere Vorwerke vertheilt; da man ferner grosse Güter in Parcellen zerlegt, solche auf Zeit- oder Erbpacht ausgiebt, und sich hierin gewissermassen der englischen Einrichtung nähert: so fallen die Kosten unserer Bauart oft zu schwer, und mich dünkt, dass man in manchen Fällen dieser Art von den beträchtlich ersparenden Einrichtungen der Engländer, wenigstens in einem oder dem andern Stücke, nützlichen Gebrauch machen könnte."

Das letzte Kapitel dieses Abschnitts theilt uns ein Tagebuch mit, welches ein Pomeraner, vom 3 April bis zum 26 Sept. 1793, auf einer Farm in *Nottinghamshire* geführt hat. Es enthält blosse Thatsachen, ohne alle Bemerkungen, von einem Augenzeugen, der öfters selbst an der Arbeit Theil nahm, und ist ein schätzbarer Beytrag zu den Theorien des ersten Bandes.

Hierauf folgen noch drey lehrreiche Aufsätze: über Sechsfelder-Wirthschaft, im Mittelboden; über eine fünffeldriche im Klay — und über eine veränderte dreyfeldriche in ganz leichtem Boden, mit angefügten Tabellen oder Planen derselben; die auf der Stelle in verschiedenen Gegenden Englands beobachtet,

tet, und zur Erklärung des Ganzen, *sine ira et studio*, der Beurtheilung des Sachkundigen übergeben worden.

Der *zweyte* Abschnitt dieses Bandes beginnt mit einer Betrachtung über landwirthschaftliche Rechenkunst. Unter dieser wird hier nicht die gute Einrichtung unentbehrlicher Einnahme und Ausgab-Register, sondern die schwere Kunst des ökonomischen Calculs verstanden, welche lehrt, bey jeder einzelnen Operation, oder bey Abänderung einer gewohnten Wirthschafts-Methode, nicht auf ein Ohngefähr hinzuarbeiten, sondern seine Kräfte vorher zu prüfen, und sich sicher zu stellen. Die Behauptung des Vf's, dass in dem Mangel an den Grundsätzen dieser Kunst (die man fast in allen wirthschaftlichen Lehrbüchern vermisst) vorzüglich die Ursache liege, warum sich die Landwirthschaft theoretisch so schwer und unvollkommen erlernen lasse, ist sehr gegründet. Denn so wie dieses Studium jetzt betrieben wird, muss auch der belesene junge Landwirth erst eine Menge, meist nachtheiliger, eigener Erfahrungen machen, ehe er mit einigem Muth an Verbesserungen und Abänderungen gehen kann.

Der Vf. sagt in der Vorerinnerung: „die Art der Engländer, Ackerbau und Viehzucht zu betreiben, lässt sich ohne die Kenntniss der localen Verfassung der Landwirthschaft in England, und ohne die Kenntniss ihres Verhältnisses zum Staate nicht gehörig würdigen, und könnte uns entweder zu einer blinden, unsern Verhältnissen nicht angemessenen, Nachahmung verleiten, oder unsern eben so unbegründeten Tadel erregen." Diese Besorgniss hat ihn veranlasst, einen sehr interessanten Aufsatz von dem Unterschied der Stände in England in Bezug auf landwirthschaftliche Einrichtungen einzuschalten. An diese Abhandlung reihet sich die, von der individuellen Beschaffenheit der englischen Pachtungen. Eine sehr wichtige Verschiedenheit von den meisten deutschen besteht darin, dass jeder Pachter das nöthige Inventarium selbst mitbringen, oder anschaffen muss. Freylich muss der englische Pächter mehr Vermögen haben, als der deutsche; allein schon dieser Umstand lässt vermuthen, dass er auch in der Regel eine bessere Erziehung genossen, und mehrere Kenntnisse besitze. Die Landes-Cultur wird sicher dadurch befördert, dem wechselseitigen Betrug vorgebeugt, eine Menge Streitigkeiten bey der Rückgabe des Inventarii werden vermieden, und die Taxation, die mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, für den Gutsherrn und den Pachter gleich unsicher ist, dem einen oder andern aber immer zum Nachtheil gereicht, fällt nun ganz weg. Vielleicht dass diese, der Natur der Sache so ganz angemessene, Einrichtung auch in Deutschland allgemeine Nachahmung findet. Geschähe diess, so könnte der Gutsherr auf der einen Seite etwas vom Pachtgeld nachlassen, und auf der anderen wäre er wegen desselben um vieles gesicherter, als jetzt.

Die in England seit ein paar Decennien verschiedenemal eingetretene Getreide-Theurung gab Gelegenheit, im Parlament über Verbesserung der Landwirthschaft zu sprechen. Bey diesen Erörterungen kam auch die bekannte Streit-Frage zur Sprache: Ob die grösseren oder kleineren Wirthschaften in Rücksicht auf das Ganze vortheilhafter wären? Der Vf. hat im vierten Aufsatz, die (auch in Deutschland gewöhnlichen) Gründe für und wider sehr deutlich und vollständig auseinander gesetzt. Seine Meinung über diesen Streit kommt der Wahrheit sehr nahe, indem er am Schlusse hinzusetzt: dass die Wohlfahrt, die Stärke und der Reichthum des Staats, — wenigstens zum Theil grosse Wirthschaften erfodere.

Dass Freyheit oder Beschränkung des Kornhandels, wodurch entweder die Preise steigen, oder sehr herabfallen, auf den Anbau des Ackers — auf Vervielfältigung nützlicher Beschäftigung mehrerer Menschenhände, auf mehrern Verdienst der ärmern Classe, auf steigende Population, wachsende Industrie, und dadurch endlich auf National-Reichthum einen bedeutenden Einfluss habe, leidet keinen Zweifel. Wenn man daher eine pragmatische und für benachbarte Nationen bestimmte Geschichte des Ackerbaues irgend eines Landes entwerfen will: so ist es nothwendig, auch auf die Legislatur, und die wohlthätigen oder schädlichen Folgen der vorhandenen Gesetze oder Gewohnheiten zu sehen. Es war daher von dem Vf. sehr consequent, dass er uns in der 5ten Abhandlung mit einer Geschichte der Legislatur des Kornhandels, und in der 6ten mit einer Geschichte des Kornmangels und der Theurung in England beschenkte. Diese beiden Aufsätze sind die vorzüglichsten dieses Abschnitts, und verdienen die aufmerksamste Lectüre. *Arthur Young*, und *Sir John Sinclair*, *Lord Sommerville* und *Humphry Marshall* sind in der neuesten Geschichte der englischen Agricultur so berühmte Namen, dass es jedem Staats- und Landwirth, der sich für diese Wissenschaft interessirt, höchst angenehm seyn muss, im 7 und 8 Kap. den Charakter, die Verdienste und Schicksale dieser Männer treu geschildert zu lesen. Letzterer hat neuerdings einen Vorschlag zur Stiftung eines landwirthschaftlichen Instituts gemacht, aus dem ein lesenswürdiger Auszug geliefert wird, und der dem Vf. zu Vorschlägen eines ähnlichen in einem deutschen Staate Anlass giebt. Vielleicht, dass dieselben die Aufmerksamkeit deren, welche unseren Fürsten nahe sind, erregen! Uns hat es oft befremdet, dass jetzt, wo man überall Collegia und Institute fürs Forstwesen anlegt, was doch nur ein Zweig von Landwirthschaft ist, man noch nirgends daran zu denken scheint, nur *Eine* praktische Schule für Landwirthschaft zu stiften, als ob Brod der bürgerlichen Gesellschaft nicht gleich nothwendig als Feuerung wäre. Wo sollen denn, wir wollen nicht sagen unsere Landwirthe, wo unsere Cammerräthe gebildet werden? Wenn man die Revenuen immer vermehren, die Steuern der Grundstücke immer erhöhen will: so muss man doch auch dahin sehen, dass diese Quellen nicht nur unterhalten werden, sondern neuen Zufluss bekommen. Wie soll

denn

denn der Bauer zu einer Verbesserung seines alten Schlendrians aufgemuntert werden, wenn ihm der Staat gar keine Beyspiele aufstellt, nach denen er seine Wirthschaft umbilden kann? Jetzt, da so viele Kloster-Gebäude ausgeleert worden sind, unter denen die meisten für Landwirthschaft auf das trefflichste eingerichtet waren, kann man sich des patriotischen Wunsches nicht enthalten, dass jeder Fürst doch nur Eines, zu jenem, seinem Lande und am Ende hauptsächlich seiner Casse so ersprieslichen, Endzwecke benutzen möchte.

Wenn irgendwo der Ackerbau sich emporheben, und verbessern soll: so ist es unnachläfsliche Bedingung, dass der Landeigenthümer seinen Grund und Boden unbeschränkt benutzen darf. Der Gewinn ist es, der ihn anreitzt, sein Gewerbe mit möglichster Anstrengung zu betreiben; und indem er und alle seine Zunftgenossen sich beeifern, dieses zu thun: so wird dadurch genau das erreicht, was der allgemeine Staatszweck verlangt. Diese Bemerkung wird schon an sich für die Nützlichkeit der Aufhebung aller Gemeinheiten und aller Triftgerechtigkeit sprechen. Die Erfahrung hat aber, wie überall, so auch in England den Beweis gegeben, dass Freyheit der Landes-Cultur den Fleiss der Menschen, und den Ertrag des Feldes bedeutend vermehrt habe. Und in dieser Hinsicht steht die letzte Abhandlung über die Geschichte der Gemeinheiten, und ihre in England versuchte Aufhebung, hier ganz an ihrer Stelle. Sie wird jedem, der die Schwierigkeiten kennt, die mit solchen Gemeinheits-Abtheilungen verbunden sind, Muth machen, sie auch in Deutschland für möglich zu halten. Denn ungeachtet der vielen Hindernisse, welche in England im Wege standen, ist doch der gröfste Theil des englischen Ackerlandes im letzten Jahrhundert, meist unter der Regierung des jetzigen Königs, aus der Gemeinschaft genommen, und eingekoppelt worden. Die trefflichen Beyspiele, die auch in Deutschland vorhanden, werden in mehrern Provinzen zur Nachahmung reitzen, zumal wenn die dadurch zu erzielenden Vortheile dem Landmann bekannter, und ihn auf einer Seite zur Darbringung kleiner, oft nur scheinbaren Opfer, um dadurch auf der anderen grösern Gewinn zu erhalten, geneigter machen werden. Wenn einst Deutschland überall diese Aufhebung der Gemeinheiten mit der Arrondirung seiner Bauern und anderer Güter, und mit der dann so leicht einzurichtenden Stallfütterung vereiniget haben wird: dann wird es bald den Grund zu einem ausgezeichneten National-Reichthum gelegt haben.

Deutschland hat keinen Seehandel, und kann ihn nicht haben. Es muss daher eine Menge von Bedürfnissen von den Seemächten erkaufen. Nur ein der höchsten Blüthe nahgebrachter Ackerbau kann unserm Vaterland einen Activ-Handel verschaffen, der jenem Passiv-Handel die Waage hält. Vervollkommnung der Landwirthschaft muss daher das stete Bestreben jedes deutschen Patrioten seyn, und schon in dieser Hinsicht verdient der Vf. den wärmsten Dank, dass er nicht nur eine so treue Darstellung der englischen Landwirthschaft geliefert, sondern auch so manchen — deutsche National-Industrie betreffenden Punkt — zur Sprache gebracht hat. Uebrigens halten wir es für ganz unzweckmäfsig, darüber zu streiten: ob im Ganzen genommen, die englische, oder die deutsche Landwirthschaft einander übertroffen habe. Wohl uns, wenn die letzte den Sieg schon errungen hätte! Aber würde sie deswegen schon auf der höchsten Stufe ihrer möglichen Ausbildung stehen? Sollte sie deswegen nichts mehr von ihrer englischen Schwester zu erlernen haben? Sollte sie überhaupt deswegen stille stehen, und sich nicht mehr beeifern, immer und immer weiter vorzurücken? Hätte Hr. *Th.* diesen edlen Stolz, diesen rühmlichen Trieb eines rastlosen Bestrebens, die Wirthschaftskunde immer ihrer letzten Tendenz näher zu bringen, in unsern denkenden Landwirthen, und grofsen Güter-Besitzern angefacht; könnte er sie durch sein Werk aufeuern, mit einem *Arthur Young*, oder *Sir John Sinclair* in Eine Laufbahn zu treten: so würde dieses der schönste Lohn seyn, den er sich für seine Arbeiten und Aufopferungen hätte erringen können; uns aber sollte es freuen, wenn diess wichtige, in manchem kritischen Blatte vernachlässigte Werk vielleicht auch jetzt noch, durch diese Anzeige, in die Bibliothek reicher Landwirthe, gewiss zu wahrem Vortheile derselben, eingeführt würde.

S. H.

Leipzig, b. Rein: *Anwendung der englischen Landwirthschaft auf die deutsche, und Vergleichung beider mit einander*, nach des Hn. Leib-Arztes *Thaer* Einleitung in die englische Landwirthschaft, von *Lüder Herrmann Hans von Engel.* 1803. 279 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die unsägliche Schreibseligkeit des Vfs hat sich diessmal Hn. *Thaers* berühmtes Werk zum Thema gewählt, worüber er uns hier Rhapsodien vorleyert, ohne weder bestimmte Ansichten einzelner Theile, noch eine allgemeine Uebersicht des Ganzen zu geben. Er läfst Hn. *Th.* vieles sagen, was er gar nicht gesagt hat, und missversteht ihn fast allenthalben. Nicht alles, was jener von den Engländern erzählt, wollte er als musterhaft, als allgemein nachahmungswerth empfehlen; und eben so wenig gab er das, was einzelne Verbesserer gethan hatten, was in einzelnen Districten nach dem Locale mit entschiedenem Vortheil eingeführt war, für allgemein üblich in England aus. Dass die energievolle Wirthschaft eines Theils der Engländer da nicht passe, wo man Land überflüssig hat, wo seine Bearbeitung und Verbesserung nicht rentirt, versteht sich wohl von selbst. Wenn nach S. 101 „die grofsen Fluren, die jetzt fast jeder Wirth hat, ihm Spielraum genug lassen, ohne solche feuchte Stellen Getreide *genug* zu erbauen:“ so mag er wohl Grund haben, die vormals in der Gegend bekannten verdeckten Abzüge ausser Acht zu lassen.

lassen. Aber nach der genauen Beschreibung, die Hr. *Th.* von der Anlage dieser Abzüge und Abfangung der Quellen uns mitgetheilt hat, ist schon in vielen Gegenden, wo man nicht Aecker genug hatte, und nicht Korn genug bauete, erstaunlich viel gewonnen, und wird noch mehr gewonnen werden, da der grosse Nutzen so deutlich in die Augen fällt. Dass die Dreyfelder-Wirthschaft nach S. 105 „die vorzüglichste Art zu wirthschaften sey, in so fern Grund und Boden danach geeignet sind, für das Vieh entweder Holzweide, oder Sommerfutter vorhanden, an Wiesen kein Mangel und für das Zugvieh gute Weide ist," mag sich der Vf. leicht zu erweisen getrauen. Aber wie oft ist diess der Fall nicht? Und immer bleibt es nur die beste Art Wirthschaften für den Einzelnen, der diese Verhältnisse nicht abändern kann: sonst könnte ohne Zweifel der durch das Vieh zerstörte Forstgrund und die Anger-Weide, vielleicht auch die Wiesen, bey einem andern Wirthschafts-Systeme höher benutzt werden. Wenn es nach S. 109 „eine ausgemachte Wahrheit wäre, dass Deutschland bey schlechten Aernten die Nothdurft, bey mittelmässigen das zwiefache, und bey guten Aernten das vierfache Bedürfniss für seine Einwohner baue, und ausser dem Seekriege keinen Abzug habe:" so hätten wir freylich nichts so sehr, als eine Ueberschwemmung von Getreide zu besorgen, und wir müssten Hn. *Th.* und anderen, die Vorschläge zur Verbesserung unserer Wirthschaft thun, nur in dem Falle danken, dass es wahr wäre, was der Vf. und andere behaupten: sie lehrten uns ein Wirthschafts-System, wodurch weniger Getreide producirt würde; Hn. v. *Engels* Schriften, worin er so eifrig auf Verbesserung des Feldbaues dringt, müssten dagegen bey Strafe verboten werden. Aber in wenigen Staaten wird man jene ausgemachte Wahrheit des Vf's zugeben. Aus derselben Ursache glaubt er auch S. 272, dass es noch nicht Zeit zur Theilung der Gemeinheiten sey. Man stösst auf Stellen, wo man alle Geduld verliert. Z. B. S. 113 wo der Vf. den englischen Flächen-Inhalt nach seiner Einsaats-Quantität reducirt, und nun den Engländern auf seine Weise berechnet, wie geringen Körner-Ertrag, nach Körner-Vermehrung gerechnet, sie gehabt hätten, der dem seines Vaters — der im fünfjährigen Dünger nie weniger als das 6 bis 7te Korn, ja im Weitzen oft das 13 bis 18te Korn geärntet — gar nicht gleich käme. S. 113 ist es ihm unbegreiflich, was der Wirth, der 21 Jahr seinen Acker ohne zu düngen bestellt hatte, mit seinen Turnips, Klee und Wicken gemacht habe, obgleich *Th.* sehr bestimmt sagt, dass sie auf dem Felde verfüttert worden, und den Ertrag dieser Verfütterung angiebt. *Englische Landwirthschaft* I, S. 276. 2 Aufl. Doch eine Recension, welche die Stellen sämmtlich anführte, wo der Vf. den Text, den er commentiren wollte, übersehen und missverstanden hat, würde stärker, wie diess Buch selbst werden.

Auf manche einzelne gute Bemerkungen stösst man indessen, besonders wenn der Vf. die deutsche Industrie beschreibt, welche in einigen ihm bekannten Gegenden herrscht. Seine wiederholte Warnung, dass man bey Wirthschafts-Verbesserungen immer auf das Local und die Verhältnisse Rücksicht nehmen müsse, steht oft am rechten Orte, und ist den jungen Landwirthen, die sich das *Thaersche* Werk zu ihrem Lehrbuche gewählt haben, sehr zu empfehlen. Man sieht, dass der Vf. gut und nutzbar schreiben könnte, wenn seine Finger nur nicht seiner Ueberlegung voreilten.

E. LW.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Der deutsche Obstgärtner* oder *gemeinnütziges Magazin des Obstbaues in Deutschlands sämmtlichen Kreisen*, verfasset von einigen Freunden der Obstpflege und herausgegeben von *J. V. Sickler*, Pfarrer zu Klein-Fahnern in Thüringen. Mit ausgemahlten und schwarzen Kupfern. XIX Bandes I—VI Heft, 312 S. XX Bandes VII—X Heft, 205 S. 1803. gr. 8. (6 Rthlr. sächs. Courant der Jahrgang).

Was in diesem und den folgenden Jahrgängen an vermischten Abhandlungen über Wartung und Pflege der Obstbäume, weniger geliefert wird, will man dadurch ersetzen, dass jedem Hefte eine ausgemahlte Tafel der Obstsorten mehr, als man den vorigen Stücken angefügt hatte, beygegeben wird. Desshalb bleibt aber auch der bisherige Preis derselbe. Natürlich muss sich der Stoff der zu prüfenden Gegenstände über die Obstcultur mindern; dagegen wird das Werk durch die Vermehrung der Abbildungen sich schneller seiner Vollendung nähern. In den vorliegenden Heften sind mehrere interessante Abhandlungen eingerückt. Die Beschreibung des Weinbaus in Sachsen ist genau und pünktlich. Man erkennt bey der Ansicht die merklichen Unterschiede der Behandlung in Sachsen von jener am Rhein, Main, Mosel, Necker u. dgl. welche uns Sprengel, Forster, Nau u. a. beschrieben haben. — Die von *Parmentier* länger bekannten Beobachtungen über das Krümmen der Aeste der Bäume, statt des Beschneidens, sind hier im 2 Stücke abgedruckt: es wäre zu wünschen, das die Obstfreunde ihre darüber gemachten Erfahrungen dem Herausgeber zur Bekanntmachung mittheilten. — Mit Recht wird im 7 Hefte das Abpflücken der Blätter, um das Erfrieren der Obstbäume zu verhüten, verworfen. Der Anfang von Prof. *Wildenow's* gekrönter Preisschrift, über Arten und Spielarten, und über die Entstehung der Spielarten, ist im 9 und 10 Hefte eingerückt. Diese 10 Hefte enthalten übrigens 40 gut illuminirte Tafeln verschiedener Obstgattungen.

Sbst.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 MAY, 1804.

TECHNOLOGIE.

Weimar, b. Hoffmann: *Entwurf einer neuen durchaus festen Bauart mit gewölbten Decken und Dachungen.* Sämmtlichen höchsten und hohen Regenten und Fürsten Deutschlands so wie auch der ganzen Nation desselben in Ehrfurcht gewidmet von *Johann Friedrich Rudolph Steiner*, Herz. Sachs. Weim. Baumeister etc. 1803. Erster Theil m. 8 ill. K. u. 1 Vign. 41 S. Zweyter Theil. m. 8 ill. K. u. 1 Vign. 58 S. 4.

Alles zu vervollkommnen, ist die Tendenz des menschlichen Geistes. Führt sie auch zuweilen irre, so bleibt sie doch immer die edelste Eigenschaft des Menschen. Wer wird es daher dem Künstler verargen, wenn er auf Erfindungen geräth, die man dem ersten Anscheine nach unausführbar halten sollte? Die eben desswegen, ungeachtet ihres hohen Alters, immer noch den Reitz der Neuheit behalten, die segensreich in ihren Folgen, und doch lange nur noch fromme Wünsche bleiben können? — Unter allen Unvollkommenheiten, die man mit Recht an unsern jetzigen Wohngebäuden aufgefunden hat, ist die der geringen Feuersicherheit keine der unbedeutendsten. Die Feuerfestigkeit gehört, nach den Distinctionen eines alten Lehrers der Baukunst, unter die *essentialia aedificii:* wie sehr aber diess *essentiale* noch oft als *accessorium* angesehen wird, bezeugen die vielen Unglücksfälle, worauf sich unser Vf. mit Recht beruft. Wir haben zwar in unserm Vaterlande der Männer nicht wenige, die sich durch ihr redliches Bemühen, das Vermögen ihrer Mitbürger durch feuerfeste Wohnungen zu sichern, den Dank ihrer Zeitgenossen und Nachkommen erworben haben; aber keiner von ihnen hat seine Bemühungen so ausdaurend und mit so vielen Aufopferungen fortgesetzt, als der sel. *Steiner*. Ist gleich noch nicht alles geleistet, was man von Vorschlägen dieser Art erwartet: so liegt doch wahrlich die Schuld nicht an dem edeln Erfinder, sondern bloss an Umständen, die einen andern Mann, als ihn, völlig muthlos gemacht haben würden.

Die erste Idee: gewölbte Decken anzulegen, ist keinesweges neu. Der Vf. will sie auch nicht für eigene Erfindung ausgeben; dennoch gehört ihm in der Ausführung manches, z. B. das Verankern der Mauern mittelst der Fussbodenunterzüge, hauptsächlich aber das Wölben des Dachbogens. — Im ersten Theile beschreibt er die Verfertigungsarten der einzelnen Theile eines Hauses. Die erste Abtheilung handelt von gewölten Decken aus gebrannten Ziegeln. Alle Gewölbe werden sehr gedrückt, und erhalten so viele Zolle Sprengung als das Zimmer Fussbreiten hat. Diess Maass ist ganz willkührlich und scheint vielleicht einer anderen Bestimmung zu bedürfen. Wenigstens muss hiernach die Stärke der Mauren und Widerlagen ohne Rücksicht auf die Grösse des eingeschlossenen Raumes immer dieselbe bleiben. Diess verursacht begreiflich einen grossen Aufwand an Mauersteinen. Die Gewölbsteine sind gewöhnliche Ziegelsteine 6 Zoll breit und 11 Zoll lang, die flachliegend in doppelten Schichten übereinander im Verbande gelegt werden, aber mit Gyps vermauert werden müssen. Dieser letzte Umstand ist wirklich nicht so unerheblich, als der Vf. glaubt. Es hat auch in der That nicht an reisenden Architekten gefehlt, welche die *Espieschen* Decken in den Thuillerien zu Paris u. a. a. O. sorgfältig untersuchten, aber dennoch, wegen Mangel des nothwendigen Bindematerials, ihre Nachahmung nicht für alle Länder thunlich fanden. Der Vf. geht daher, unserer Meinung nach, in seinen harten Urtheilen, wie S. 11 u. a. über die jetzigen Architekten und den Zustand der Wissenschaft überhaupt, etwas zu weit. Es freuet uns indess der guten Sache halber, dass der Vf. im zweyten Abschnitte Unterricht über das Wölben seiner Decken mit Lehmziegeln ertheilt, wobey der Einwand des zu hohen Preises nicht statt finden kann. Sollten sich solche Decken wirklich halten können, was wir bis jetzt Hn. *St.* nur erst auf sein Wort glauben müssen: so könnte Deutschland stolz auf den Mann seyn, der ihm (um seine Worte zu gebrauchen) eine eigene Bauart gab. Zum Detail dieser *Steinerschen* Gewölbe gehört das Abgleichen derselben auf ihrer obern Seite, woselbst Fussbodenunterzüge angebracht werden. Ueber dem höchsten Stockwerke sind diese als Hauptbalken des Hauses anzusehen, und als solche ragen sie so weit über die Ebene der Frontmauer heraus, als es die Ausladung des Hauptgesimses erfodert. An diese Unterzüge sind die Umfassungsmauern geankert, aber mit so kleinen Ankern, dass sie in der Mauer verborgen bleiben. Der Einfall ist wirklich nicht übel, denn der grösste Druck, den die Mauer von dem flachen Gewölbe leidet, wird durch diese Anker geradezu aufgehoben. Das Dach wird mit einem gothischen Bogen zugewölbt in der Höhe des neuen deutschen Daches. Ueber diesen werden leichte Sparren gelegt, und das Dach auf die gewöhnliche Weise verlattet und gedeckt. (Nach S. 28 Th. II. sollen die Sparren zu einem Strohdache nur 3 Zoll

Zoll dick seyn; gar zu schwach können sie beym doppelten Steindache doch wenigstens nicht seyn? Die Zeichnung Tab. III. Fig. 16 stellt überdiess die Verbindung der Sparren mit den Unterhölzern gewiss nicht richtig vor.) Bey Gebäuden von 20 Fuss Tiefe wird dieser Bogen ganz übergewölbt; bey Hausern, die 40 Fuss und darüber breit sind, meint der Vf. nach den Regeln des gothischen Bogens ein Dach wider alle gesunde Vernunft und Verhältnisse zu erhalten, wenn ein Bogen über die ganze Breite ausgespannt werden sollte. Es scheint aus dem ganzen Vortrage des Vfs, dass ihm die, nun schon beliebteren, Bohlendächer damals noch nicht bekannt waren: bey diesen hat noch keiner sich Zweifel erlaubt gegen die Zulässigkeit eines einzigen Bogens über eine Hausbreite von 40 F. und darüber. Hat man gleich hiebey bisher noch nicht die gothischen Bogen vorgeschlagen: so würde doch ein parabolischer Bogen, der mit der Zeit bey Bohlendächern anzuwenden seyn möchte, auch hier nicht zu tadeln seyn. Dabey würde, wie leicht einzusehen, nicht wenig an Kosten und Baumaterialien erspart werden können. (Im zweyten Th. S. 3 f. 25 hat der Vf. selbst einen andern Ausweg gewusst.) Die Figuren 25 und 26 befriedigen überhaupt wenig. — Im zweyten Th. wird an dem Beyspiele einer Kornscheure, eines Waarenlagers, eines niedersächsischen Bauernhauses und eines bürgerlichen Wohnhauses die Anwendung der vorherbeschriebenen Decken und Dachgewölbe gezeigt. Hiebey kommt der Vf. auf manche genauere Erörterungen des Häuserbaues, deren er schon einige im ersten Theile mittheilte, und von denen wir hier einige ausheben wollen. S. 12 Th. I werden die steinernen Thür- und Fenstergewände mit Recht verworfen, weil sie das Rissigwerden der Mauern befördern, eben so die Bruchsteine an den Ecken des Gebäudes. Der Vf. läfst blofs hölzerne Thür- und Fensterzaugen zu, die in der Mitte der Mauer eingesetzt werden um die Zugluft besser zu verhindern. Die Bemerkungen S. 29 über das Streichen der Backziegel sowohl als der Lehmsteine machen dem erfahrenen Baukundigen Ehre. Bey der Scheure von 142 F. Länge und 50 F. Tiefe findet Hr. St. Th. II S. 3 acht gothische Bogen über die Bansen-Schützen nöthig, um dem Gebäude Haltbarkeit zu geben, dem alle Hauptbalken fehlen. Die Sparren sind in den Stichbalken eingezapft, und die hiezu nöthigen Wechselhölzer werden unmittelbar von der Mauer getragen, die der Zeichnung nach 7½ F. dick seyn mag (es wäre gut gewesen, wenn der Vf. die Dimensionen der einzelnen Theile oft genauer bestimmt hätte: so wie auch ein ungefährer Kostenüberschlag den Werth des Werkes gewiss erhöhet haben würde. Der Vf. vermeidet den speciellen Anschlag zwar aus guten Gründen, aber im gemeinen Leben ist man gewohnt, der neuen Erfindung erst dann einen Werth beyzulegen, wenn sie nicht mit sehr grofsen Kosten ausgeführt werden muss. 7½ F. Dicke für eine Scheurenmauer würde manchem übertrieben scheinen!) Die Einrichtung des Bauernhauses Fig. 47. 48 scheint recht gut zu seyn; nur müssten Menschen und Vieh von einander getrennt leben. Bey der Beschreibung der Anlage des bürgerlichen Wohnhauses erfahren wir S. 32, dass die Treppe bey diesen feuerfesten Häusern auch aus Steinen gearbeitet seyn muss. Diess verursacht beträchtliche Kosten; diese etwas zu mässigen, und selbst die Deckengewölbe leichter bearbeiten zu können, müssen wir dem Vf. in seiner Behauptung völlig Recht geben, wenn er Wendeltreppen den Vorzug vor den gebrochenen Treppen giebt. Im Allgemeinen bleiben jene immer unbequemer und hässlicher als diese, und werden in grofsen Gebäuden wohl schwerlich je als Haupttreppen geduldet werden können. Die Anwendung des Pythagorischen Theorems auf die Treppe ist zu natürlich, als dass man sie nicht schon längst gekannt haben sollte; wird es unterlassen, so geschieht hiebey nichts anders, als wenn man in vielen andern Fällen die Wichtigkeit der Theorie verkennt. Der Beweis aus dem Vitruv ist hier überflüssig. Die Regeln, die nach S. 33 beym Aufführen der Schornsteinröhren beobachtet werden sollen, weichen auffallend von den Vorschriften anderer Architekten ab: doch da sie sich auf vieljährige Erfahrung gründen, so sind sie ein neuer Beweis, wie weit wir noch in einer zuverlässigen Kenntniss dieses Gegenstandes zurück sind. Den Vorschlag, die Schornsteine zu schleifen, hätten wir aber von Hn. St. nicht vermuthet. Von S. 34 folgen Bemerkungen über die Decorationen der Wände und Zimmer überhaupt, die im allgemeinen richtig sind; aber die Façade Fig. 62 ist nicht schön. Das breite Fenster im Grundrisse Fig. 52. 53 macht einen unangenehmen Eindruck. Ueberhaupt aber vermissen wir noch einige Belehrungen, wie es mit den Deckenbogen zu halten sey, wenn gebrochene Treppen im Hause angebracht werden sollen. Die in der Figur vorgestellte Wendeltreppe durchschneidet gar kein Gewölbe. — Jedoch die ganze Schrift sollte, nach dem Plane des Vf's, blofs als Vorläuferin eines gröfseren Werkes betrachtet werden, welches wir nun leider, nach dem Tode desselben, nicht erwarten dürfen.

—r.

Leipzig, b. Hinrichs: *Neues Handbuch für Lackirer und Mahler*, welches eine Anweisung zur Bereitung aller Arten von Firnissen enthalt. Aus dem Französischen des Hn. von *Tingry*. Herausgegeben und mit einigen Verbesserungen versehen von D. *Christian Gotthold Eschenbach*, Prof. der Chemie in Leipzig. 1804. Erster Band mit einem Kupfer etc. XXXVI u. 282 S. Text. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Neues Handbuch für Lackirer etc. (1 Rthlr. 8 gr.)

Um den Inhalt vollständig anzuzeigen, können wir uns des Vf's eigener Worte bedienen. Er sagt S. 1: „Dieser erste Theil enthält fünf Kapitel, worin von den Eigenschaften der Substanzen, die dem Firnisse zur

zur Grundlage dienen, so wie von derjenigen Beschaffenheit derselben, welche die unter ihnen zu treffende Wahl bestimmen müssen, gehandelt wird. Es werden ferner die Flüssigkeiten, die diesen Substanzen zum Vehikel dienen, betrachtet, und allgemeine Regeln, welche das bey ihrer Zusammensetzung zu beobachtende Verfahren leiten, und Mittel, die unangenehmen Vorfälle zu verhüten, welche zuweilen dieses Verfahren begleiten, angegeben. Zugleich theile ich eine Classification der Firnisse mit, und rede zuletzt von der Auflösung des Copals, ohne Dazwischenkunft eines Mediums in Terpentingeist in Aether und in Alkohol." Alle diese Dinge sind in dem Werk selbst ziemlich klar vorgetragen, und unterhaltender, als bey dergleichen Büchern sonst der Fall ist. Handwerkern, welche nicht wissenschaftlichen Unterricht, sondern blofs Recepte verlangen, wird manches vielleicht zu gelehrt scheinen; doch gereicht dieses dem Werk eher zur Empfehlung als zum Vorwurf. Die vom Vf. angegebenen Verfahrungsarten den Copal aufzulösen, versprechen, beym Lackiren angewendet, wesentliche Vortheile.

Wenn die Einleitung S. X, wo von der Enkaustik gesprochen wird, eines *Rafelsteins* gedenkt: so ist damit ohne Zweifel der vor wenig Jahren zu Rom verstorbene Hofrath *Reifenstein* gemeint, welcher bekanntlich ein grofser Freund und Beförderer der Wachsmahlerey war.

Die Verbesserungen des Ueberfetzers bestehen in der zweckmäfsig abgekürzten Einleitung und einigen berichtigenden Noten.

—y—H.

FRANKFURT a. M., in d. Jägerischen Buchh.: *Die nöthigsten und wichtigsten Kenntnisse von Eisenwerken, besonders von Hütten-Schmelz- und Hammerwerken*, von einer Gesellschaft correspondirender Freunde zusammengetragen. 1803. Ein leichtfafslicher und gründlicher Unterricht für Hüttenleute, Hammerschmiede, Bergleute, Köhler etc. so wie überhaupt für jeden, der sich mit Eisenwerken abgiebt, mit 7 Kupfertafeln. Fortsetzung (oder II Abtheilung des ersten Theils) Pflichten der Officianten, sowohl auf der Schmelzhütte, als auf dem Hammerwerke, Nebst einem Anhang von den Pflichten eines Platz- oder Waagemeisters, eines Ober- und Untersteigers, und eines Platzknechts. Zweyter Theil. Fernere Pflichten des Hütten- und Hammerwerkspersonale, Beschreibung verschiedener Eisensteine oder Erze und deren Probirung im kleinen, mit 3 Kupfertafeln. 8.

Der Leser muss, so gut es auch die Vff. meinen mögen, auf Vollständigkeit des Unterrichts, auf wohl geordneten, wissenschaftlichen Vortrag, selbst aufs Fortschreiten mit dem Zeitalter in Wissenschaften, deren gründlichere Kenntnifs man Hüttenbedienten, welche sich zu Lehrern anderer aufwerfen, schlechterdings nicht erlassen kann, in Mineralogie und Chemie, Verzicht thun; die Vff. begnügen sich, so sehr sie sonst bey ihren Lehrlingen auf Erweiterung ihres Wissens dringen, noch mit dem Zustande beider Wissenschaften, wie er sich zur Zeit von *Wallerius* befand, setzen z. B. nicht nur Smirgel, sondern auch Braunstein und Wolfram noch unter die Eisenerze, Blutstein getrennt vom rothen Glaskopf, und beschreiben überdiess diese Erze insgesammt so mager, und geben bey der Lehre von der Köhlerey, so wie in derjenigen von dem Probiren der Erze solche Blössen, dass man erstaunen muss, wie wenig das Licht, welches *Werner* und *Lavoisier* angezündet haben, zu den eigentlichen Geschäftsmännern durchgedrungen ist.

Desto schätzbarer aber müssen, insbesondere Hütten- und Hammerherrn, die, wie es scheint, meist auf eigene Erfahrung gegründeten Vorschriften, die mancherley Betrügereyen, welche auf Hütten und Hämmern vorgehen, einzusehen, zu verhüten, und zu entdecken seyn.

GL.

HAMBURG u. MAINZ, b. Vollmer: *Die Branntweinbrennerey, hergeleitet aus, und dargestellt nach den neuesten Erfahrungen und Grundsätzen*, von *J. Ch. Gotthard*, der W. W. Dr. und der R. R. Dr., der Privat- und Staatsökonomie auf der Univers. zu Erfurt Prof. u. s. w. (Besonders abgedruckt aus dessen *Handbuche der praktischen Technologie, oder Manufactur-Fabrik- und Handwerkskunde*). 1803. VIII u. 184 S. gr. 8. (18 gr.)

Billig sollte über Branntweinbrennerey kein anderer schreiben, als der eine eigene Brennerey und also auch Erfahrung besitzt, und da es an Schriften dieser Art nicht fehlt, da *Westrumb*, *Neuenhahn*, *Weiss*, hier viel geleistet haben, und die Schriften dieser Männer von unseren schreibseligen Autoren schon zu ganzen Seiten geplündert worden: so darf man gewifs die meisten neuen Schriften über diese Materie für höchst überflüssig erklären. Zu dieser Art gehört auch die vor uns liegende, deren nochmaliger Abdruck aus des Vf's *Handbuche der praktischen Technologie*, gar füglich erspart werden konnte. Dieser Abdruck ist ohnedem nichts anders, als ein gedrängter Auszug aus dem im J. 1800, b. Rein erschienenen: *Das Ganze der Branntweinbrennerey* u. s. w. von *Philipp Franz Breitenbach*, 2 Theile, *durchgesehen und mit Anmerkungen untermischt*, vom Hn. Prof. *Gotthard*. Da der Vf. an diesem ganz compilirten Buche wohl etwas mehr Antheil hat, als die blosse Revision nebst einigen Anmerkungen, vielleicht wohl gar der alleinige Vf. ist: so haben wir nun von ihm drey Schriften über Branntweinbrennerey, alle einerley Inhalts, jede aber in einem andern Gewande: doch hat der vor uns liegende Abdruck einige neue abermals erborgte Zusätze erhalten, die in jenem *Ganzen der Branntweinbrennerey* nicht enthalten sind, und die wir nebst einigen Bemerkungen anzeigen wollen.

S. 6 wird in Ansehung der *Einrichtung des Malzhauses und der damit verbundenen Darranstalt*, auf den 14 und 15 §. des *Handbuchs der Manufactur-Fabrik- und Handwerkskunde* verwiesen; wo beym Bierbrauen diese Anstalt beschrieben ist. Wer also diese bey der Brennerey unentbehrliche Anstalt kennen lernen will, muss sich jenes grösere Werk, aus welchem diese Abhandlung genommen ist, gleichwohl anschaffen, ob schon der gegenwärtige Abdruck in der Absicht geschah, die Liebhaber der Brennerey mit jenem kostbareren Werke zu verschonen. — Der Vorschlag des Vf's S. 8, zwey Blasen zugleich, zu Ersparung des Brennmaterials, durch ein Feuer arbeiten zu lassen, ist aus *Simon* genommen, aber in fabrikmäsigen Brennereyen, die doch der Vf. annimmt und beschreibt, gar nicht anwendbar, weil hier alles nach abgemessenen Stunden vor sich gehen muss, die zweyte Blase aber unmöglich so schnell arbeiten kann, als die vorderste und grosse, unter welcher das Feuer befindlich ist. — Die Bestimmung der Stärke des Kupfers an der Blase, dem Helm und dem Schlangenrohre, S. 21 bis 24, ist aus *Weiss* sehr schätzbarer *Anweisung zum Fruchtbranntweinbrennen* genommen. S. 25 u. f. ist die neue Schottische Einrichtung der Blasen, und S. 25, die Norbergische Verbesserung der Branntweinbrennereygeräthe, beschrieben, die beide durch eigene Abhandlungen bekannt sind. — Ferner wird S. 51 noch eine neue Brennanstalt, aus Sprengers *ökonomischen Beyträgen zur Landwirthschaft*, beschrieben. — S. 57 empfiehlt der Vf., die Maischgefäse mit Deckeln, *so genau als möglich*, zu verschliessen; aber er vergisst, dass dadurch die atmosphärische Luft, welche auf die Gährung so wohlthätigen Einfluss hat, abgehalten wird. — S. 60 wird die seit 1771 bekannte Weigelsche Kühlanstalt beschrieben, die aber aus mehrern Gründen in grossen Brennereyen keine Nachahmer gefunden hat. — S. 64 ist aus Breitenbachs *Ganzem der Branntweinbrennerey*, die Gröse eines Branntweinfasses, durch einen Schreib- oder Druckfehler, stattt 57, zu 75 Stübchen angegeben, welcher Fehler hier beybehalten worden. — S. 72 wird der sehr zweckmäsige Vinometer oder Aräometer aus *Weiss Branntweinbrennerey* beschrieben. — S. 92 die daselbst erwähnten Runkelrüben, sind nicht *Beta cycla altissima*, sondern bloss eine Varietät von *Beta vulgaris rubra*. — S. 115 verlangt der Vf. die Bedeckung der gährenden Masse, so wie sich der ausdämpfende stechende Dunst zeiget, damit die starke Ausdünstung und *das Entweichen oder Verfliegen der geistigen Theile gehindert werde.* Aber nach Rec. Meinung wird der Weingeist erst in der Blase durch die Hitze ganz entbunden, und nicht in der gährenden Masse, wo nur Vorbereitung zur Entbindung ist. Das Zudecken der gährenden Masse ist nur desswegen nothwendig, damit selbige aus der atmosphärischen Luft nicht zu viel Sauerstoff anziehe, der im Anfange der in Gährung tretenden Masse allerdings sehr wohlthätig, aber in der Folge eben so schädlich ist, weil die Masse, allzusehr von Sauerstoff überladen, zu schnell in den zweyten Grad der Gährung, nämlich in die Essiggährung übergeht. — Der Rath des Vf's, S. 120 zu jedem Brannte eine besondere Maische anzustellen, ist noch vielen Zweifeln unterworfen, und wird hin und wieder bestritten: Rec. ist der Meinung, dass diese Procedur mehr Arbeit, mehr Brennmaterial, mehr Hefe, mehr Zeit koste, und auch mehr Gefäse; auch lehrt die Erfahrung, dass eine grosse Masse immer vollkommener gähre, als eine kleine. — Dass der Vf. gar keine Kenntniss von dem mechanischen Gang einer Brennerey habe, zeigt S. 123, wo er sagt: dass, wenn das Gut übergebracht sey, solle man Brennmaterial unter die Blase legen und es anzünden. Nein! das muss zuvor geschehen, ehe noch die Blase ausgeschöpft und mit Maische gefüllt ist, wo dann freylich das Feuer gedämpft werden muss, wenn die Blase halb ausgeschöpft ist; dadurch wird viel Zeit gewonnen, worauf in einer fabrikmäsigen Brennerey allerdings Rücksicht genommen werden muss. — S. 126 tadelt der Vf. die Methode des Weinmachens aus halbem und gutem Wein, und nennt es eine Zwitteroperation. Aber Rec. ist überzeugt, dass der Branntwein dadurch vom groben Pflegma befreyt werde, und einen reineren Geschmack erhalte, daher auch alle denkenden Branntweinbrenner diese sogenannte Zwitteroperation wohl nicht leicht verlassen dürften. — S. 151 ist die Berechnung des Vf's, wieviel ein Morgen Roggen, und ein Morgen Runkelrüben, Branntwein gebe, allerdings sehr auffallend. Aber er vergisst, dass der Ertrag eines Morgens Roggen, nach dem von ihm angegebenen Verhältnisse, in einer grossen Brennerey, mit einer Blase, in einem halben Tage consumirt werde, zu dem Ertrage eines Morgens Runkelrüben hingegen einige 70 Tage erfoderlich sind, um die darauf gewonnene Quantität Rüben in einer Blase zu verarbeiten, wo also die Differenz des Roggenbrennens und des Runkelrübenbrennens, in Rücksicht der Zeit und der Kosten, sich wie 1 zu 140 verhält, und dadurch begreiflich ist, dass die Kosten an Brennmaterial, Hefe, Brennerlohn, sich auf einen Morgen Runkelrüben 70 Mal höher belaufen müssen. — Die S. 165 mitgetheilte Bereitungsmethode Danziger Aquavite, ohne Feuer, welche der Vf. von einem Schweitzer für zwey Laubthaler erkauft hat, ist gar nicht neu; die Salze, die dazu verwendet werden, dienen bloss zur Extrahirung der Bestandtheile, aus welchen der Aquavit bereitet werden soll. Ist indessen der Branntwein dazu nicht sehr gut, so wird er immer nur geringen Anspruch auf guten Aquavit machen.

NN.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 30 MAY, 1804.

PÄDAGOGIK.

Fortgesetzte Beurtheilung der Schriften über Pestalozzi's Lehrmethode.

Es konnte nicht fehlen, dass eine Methode, die mit so vielem Geräusch anhub, und so schnell warme Anhänger gewann, (vgl. No. 98—100), auch Widerstand finden musste. Unter den Gegnern derselben finden sich einige Männer, deren Urtheil unter den Pädagogen mit Recht von nicht geringem Gewicht ist. Wir halten es für Pflicht, auf ihr Wort um so mehr zu achten, je gewöhnlicher der Verdacht ist, dass ungünstige Urtheile über eine Neuerung seltener aus reiner Wahrheitsliebe entspringen: denn wie oft ist ein gekränkter Ehrgeiz schon hinlänglich, um selbst die beste Sache zu verkennen; und ein voreiliges Lob aus Unkunde, kann oft auch den wahrheitsliebenden Mann verstimmen. Wir finden es daher — dies sey unser beyläufiges Urtheil über eine Menge flüchtiger Auffätze, die in zerstreuten Blättern gefunden werden — nicht wenig befremdend, dass einige Gegner auf ihr verkanntes Verdienst provociren; dass Andere sogar öffentlich äussern, es gebe in der Pädagogik in Deutschland nur wenig zu verbessern. Solche Urtheile verrathen nicht nur Mangel an tiefen Einsichten, sondern beweisen zugleich, dass sich ihre Fertiger noch nicht über diese Aermlichkeiten zu erheben wissen, und verdienen deshalb eine ernste Rüge. Wer sich seiner Verdienste bewusst ist, kann durch das Hervorthun Anderer nicht gekränkt werden, und wem es in Wahrheit nur um das Wohl des Geschlechts zu thun ist, der sucht das Bessere, wo es sich auch zeigen mag. Nur gegen erneuerten Missbrauch und selbstische Sectenstifter geziemt es Männern von Einsicht und Gewicht ein ernstes Wort zu sprechen. Gehört Pestalozzi zu diesen, ist seine Methode eine Charlatanerie, so sollte, so musste ihn dieser Pfeil treffen. Aber ein leidenschaftliches Bespötteln und Verhöhnen ist in jedem Fall entwürdigend, und allemal ein sicherer Beweis von Nebenabsichten.

Bey Schriften der Art ist daher ein völlig partheyloses Urtheil für Recensenten nie ein leichte Sache. Rec. hat bewiesen, dass er in keiner Hinsicht zu einer geschlossenen Schule gehöre, und er hält es hier um so mehr für seine Pflicht, alle Persönlichkeiten zu entfernen, da es ihm, im Namen dieses Institutes, um eine vollständige Uebersicht des Ganzen zu thun war. Damit uns nun das Erstere, wie das Letztere gleich gut gelinge, so trennen wir hier die *Gegengründe* von den *Gegenschriften*, beurtheilen zuerst diese, und stellen und beantworten dann jene zusammen.

Wir erhielten bisher folgende Gegenschriften:

1) Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Pestalozzi, seine Lehrart und seine Anstalt*, mit Bemerkungen und 4 Tabellen, von *A. Soyaux*. 93 S. 8.

2) Zürich, b. Füssli u. Comp.: *Bemerkungen gegen Pestalozzi's Unterrichtsmethode, nebst einigen Beylagen das Landschulwesen betreffend*, von *Joh. Rud. Steinmüller*. 1803. 224 S.

3) Erfurt, b. Rudolphi: *Beleuchtung der Pestalozzischen Grosssprechereyen, nebst genauer Uebersicht dessen ganzer voreilig gepriesener Methode.* Von einem Freunde des Reellen und Wahren. Erstes Heft. 168 S. 8.

Diesen fügen wir noch das Urtheil des verdienten *Wolke* bey, welches er in Num. 169, 248, 250 und 281 des Reichsanzeigers vom verflossenen Jahre niedergeschrieben hat.

In Num. 1 finden wir eine wohlgelungene Charakterschilderung Pestalozzi's. Wir heben nur eine Stelle aus, die zugleich ein Beyspiel der Schreibart des Vf's seyn mag. (S. 13): „Das Triebrad seiner (Pestal.) Gedanken ist in beständigem und heftigem Umschwunge; er lebt mehr in sich, als ausser sich, mehr in seiner Ideenwelt als in der Wirklichkeit. Ein Geist der Unruhe, ein innerer Drang treibt ihn manchen Tag aus einem Zimmer in das andere, von einem Hausgenossen zum andern. Es scheint dann, als ob er einen fliehenden Gedanken nachjagen und verwickelte Zweifel mit Gewalt ins Klare setzen wollte. Oft verführen ihn auch die unzähligen Fremden-Besuche zu dieser Unstätigkeit. Zu andern Zeiten harrt er Tage lang auf seinem Zimmer aus, denkt und schreibt in einer gänzlichen Vergessenheit seiner selbst und seiner Angelegenheiten. Ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen ist leicht; aber es festzuhalten und zu einem befriedigenden Resultate hinzuleiten, wird dem Fremden seltener gelingen. Nur auf Augenblicke zerreisst er den Faden der Meditation, spricht ein freundliches Wort und kehrt bald wieder in sich zurück. — Widerspruch reizt ihn nicht, aber er hat auch selten eine andere Wirkung, als ihn noch fester in seiner Meinung zu begründen". — Lehrart und die Anstalt werden so beschrieben, wie sie der Vf. fand. Von der ersteren sagt er, nachdem er einige Gegenbemerkungen gemacht hat, dass ihre Tendenz vor-

trefflich, sie selbst ein geschlossenes, höchst streng und consequent verbundenes Ganzes sey, und in ihrer Ausführung das Gesetz der Nothwendigkeit herrsche. Der letzteren wünscht er eine bessere Disciplin, rühmt aber die zwischen Lehrern und Schülern herrschende Traulichkeit. Die ganze Schrift wird man nicht ohne Interesse und Nutzen lesen.

Num. 2 ist von einem Prediger in der Schweitz abgefasst, der mit dem Gange der deutschen Pädagogik nicht unbekannt ist, und damit einen populären und lichtvollen Vortrag verbindet, der seine Schrift sehr vortheilhaft vor manchen anderen der Art auszeichnet. Ungeachtet sie bey weitem nicht tief genug eingeht, und nur bey Nebendingen sich aufhält, so müssen wir sie dennoch, anderer Hinsichten wegen, zur eigenen Lectüre empfehlen, vorzüglich weil man durch sie von der Lage und Beschaffenheit der niedern Schulen in der Schweitz einige Nachricht bekommt. Die Hindernisse, mit welchen leider eine jede Verbesserung des Schulwesens zu kämpfen hat, werden hier ebenfalls sehr wahr und richtig aufgezählt.

Num 3 ist das Erbärmlichste, was wir über Pestal. gelesen haben. Man sieht dem Vf. recht den Geifer an, mit welchem er gegen diesen Mann zu Felde zieht, und wie er die Worte desselben zu verdrehen und völlig zu entstellen weiss. Gleich als sey es darauf abgesehen, sich selbst recht in seiner Blöfse dem Publicum zur Schau auszustellen, schämt sich dieser Sudler nicht, sein Machwerk mit einer Menge von Sprachfehlern und sprachwidrigen Wendungen in die Welt zu senden. Wie ohne alle Ueberlegung (um am gelindesten zu urtheilen) das Buch geschrieben sey, davon nur einen Beweis. S. 7 heisst es „*Non multum, sed multa* sagten sonst unsere ehrlichen Alten, jetzt aber ist man klüger, da setzt man darin die gröfste Kunst und das Vollendete, über Weniges recht viel Worte zu machen u. s. w. S. 24 wiederholt er es noch einmal „*non multum, sed multa* sagten unsere einfältigen Alten, (ja wohl wären es einfältige Alte gewesen, wenn sie mit unserm Autor so gesprochen hätten) jetzt aber wird man klüger und der diesem *e contrario* entgegengesetzte Grundsatz soll durchaus wie Pestallozzi (so schreibt er Pestal. durch das ganze Buch) will, zur Tagesordnung gebracht werden." *Si tacuisses* etc. würde man dem Quartaner zugerufen haben!

Wie sehr stechen doch von dieser elenden Broschüre die zu gleichem Zwecke abgefassten Auffätze des Hn. Hofr. *Wolke* ab. Wolke's Verdienste um die Pädagogik sind vor der Vergesslichkeit in der Geschichte der Pädagogik längst gesichert, und ihm kam es zu, ein Wort zu seiner Zeit zu sprechen. Sollte es sich nun auch zeigen, dass er Pestalozzi's System nicht vollständig aufgefasst, und der Theorie nicht bis auf den Grund gesehen habe: so wird man doch in seinen Auffätzen einige treffende Fingerzeige für unberufene Ausposauner einer Methode finden, die sie nicht von zwey Seiten anzusehen verstehn.

Wir wollen nun die Gründe selbst hören, mit welcher man die Pestal. Methode zu bestreiten sucht, und die man derselben bisher entgegengesetzt hat, und sie ihrem Inhalte nach würdigen. Sie lassen sich auf sehr wenige zurückführen. Man wendet ihr nämlich ein:

1) *Dass sie mehr naturwidrig, als naturgemäss* sey; denn sie sey einerseits zu wenig interessant für das Kind, und andererseits zu abstract, nicht nur für das Kind, sondern auch für den Lehrer, der sie ausüben soll.

Es ist wahr, hier sticht Pestal. Methode von allen übrigen auffallend ab. Seit Rousseau und Basedow fing man an, den Unterricht mehr anziehend und gefällig zu machen. Was dem Kinde interessant war, das suchte man zur ersten Belehrung sorgfaltig aus. Bey Pestalozzi ist diess nicht der Fall; er spielt nicht, er tandelt nicht, er fragt nichts ab. Sein ABC der Anschauung, seine Anschauungslehre der Zahlenverhaltnisse sind rohe Skelette von Formen und Zahlen, die zum Theil ziemlich abstract behandelt sind. Wenn naturwidrig also so viel heissen soll, als den Wünschen und Neigungen des Kindes nicht gemass, so mag diess gelten. Aber in diesem Sinne nimmt es Pestal. nicht, und nach diesem Maassstabe sollte man es also auch nicht messen. Naturgemäss ist das, was nach den Gesetzen der Natur geschieht und geschehen muss. Der Unterricht also ist naturgemäss, wenn er den Menschen nach den Gesetzen der Entwickelung geistiger Anlagen entfaltet. Diess kann aber nicht geschehen, ohne ernste und planmässig eingeleitete Uebung derselben. Diese kann und darf nicht immer den Neigungen des Lehrlings gemäss seyn, sondern sie soll vielmehr erst rathen und zugeben. Der Lehrer *beherrscht* hier mehr die Zöglinge, als er sich von ihnen leiten lässt; er *bemeistert* sich ihrer mehr, als er sich vor ihnen herablasst. Welches von beiden mehr werth sey, das legen wir denkenden Pädagogen selbst zur Entscheidung vor.

2) Man sagt ferner: die Pestalozzische Methode *hemme die freye Geistesthätigkeit des Kindes.* Auch hier hätte man sich erst den Begriff der freyen Geistesthätigkeit verdeutlichen sollen. Soll die freye Geistesthätigkeit in dem regellosen Herumschweifen von einem Gegenstande zum andern bestehen? Dann wird jeder erfahrene Pädagog Pestalozzi beytreten. Aber gewöhnlich denkt man sich einen mehr zwanglosen Unterricht dabey, der nur zu verdeutlichen sucht, was der Zögling selbst wahrnimmt, selbst schon wissen kann. Allein P. thut dasselbe; nur giebt er allenthalben mit den Zeichen zugleich das Bezeichnete, mit den Sachen auch die Worte. Dadurch kommt zugleich ein logischer Zusammenhang der Kenntnisse in den Kopf des Kindes, und dieser ist sehr wesentlich. Es ist irrig, das ein Auswendiglernen, in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, zu nennen.

3) Man macht der Pestal. Lehrart den Vorwurf, dass sie *auf einem äusserst langweiligen Wege nur zu wenig Realkenntnisse bringe.* Unter Realkenntnissen denkt

denkt man sich dann wissenschaftliche Kenntnisse, und dahin rechnet man gewöhnlich, dass P. ein ganzes Buch über den menschlichen Körper geschrieben habe, ohne einmal des Magens, des Herzens, der Lunge u. s. f. zu gedenken; dass das Kind, durch die Anschauungslehre der Maassverhältnisse, am Ende nur mit einigen Linien, Winkeln und Quadraten bekannt werde, und in der Anschauungslehre der Maassverhältnisse auf beynahe 200 Seiten nichts weiter stehe, als ein ausgedehntes Einmal Eins. — Leser der als Einleitung vorausgeschickten Abhandlung werden die Unrichtigkeiten dieser Behauptung selbst gleich finden. Hier müssen wir nur noch erinnern, dass eine ängstliche Rücksicht auf das, was diese oder jene Uebung zu diesem oder jenem Behufe nützen werde, sich auf ein in der Pädagogik sehr schädliches Vorurtheil stützt. Das Buch der Mütter ist weit entfernt, eine physiologische Beschreibung des Körpers zu geben, das ABC der Anschauung ist kein Vorlaufer der Mathematik. Die Anschauungslehre der Zahlverhältnisse eine Prachtausgabe des Einmal Eins zu nennen, mag als ein witziger Einfall wohl gelten, der aber, wenn er ernsthaft gewendet wird, völlig ohne Bedeutung ist. Diess weitläuftiger zu beweisen, würde ohne Wiederholung des schon Gesagten nicht füglich geschehen können.

Der am häufigsten wiederholte Vorwurf, welchen man der Pestal. Methode macht ist, 4) dass sie *keinesweges eine neue Erfindung*, sondern *schon längst anerkannt und ausgeübt sey*. Dieser Vorwurf verdient nur insofern Beantwortung, als er zu dem Wahne führt, die Lehrart selbst schon ausgeübt zu haben, wenn man auch vielleicht ihren Geist kaum ahndet. In dieser Hinsicht nur ist er wichtig, und verdient eine genauere Erwägung.

Hr. *Johansen* in seiner angezeigten Schrift zeigt, dass Pestal. Lehrmethode ihrem Geiste nach ganz neu sey, und nur von stolzem Eigendünkel für alt gehalten werden könne. *Herbart, Himly* und mehrere Andere sind derselben Ueberzeugung. Wenn man das Wesen dieser Lehrart blos in der Versinnlichung des zu Erlernenden setzt, so ist sie nicht neu. Der Grundsatz, dass der anschauliche Unterricht dem symbolischen vorausgehen müsse, ist in Deutschland, besonders seit Basedows und Wolkens Epoche, längst anerkannt und ausgeübt. Es würde eine nicht geringe Unbekanntschaft mit den seit den letzten 30 Jahren erschienenen pädagogischen trefflichen Werken verrathen, wenn man das nicht anerkennen wollte. Aber es ist schon oben angedeutet, dass darin das Charakteristische der Pestal. Lehrart nicht zu suchen sey, sondern in der auf den nothwendigen Gang der Entwickelung berechneten Stufenfolge der Erkenntnisse, und der dadurch bezweckten und zu erreichenden intensiven Bildung. Von dieser Seite aus angesehen, ist diese Lehrart — diess bekennen wir nach reiflicher Prüfung und sorgfältiger Vergleichung mit allen wichtigen pädagogischen Werken, ohne die Verdienste der deutschen Pädagogen auch nur im mindesten zu verkennen, aber auch frey heraus und ohne Vorliebe weder für das Alte noch für das Neue — sowohl in Ansehung der ganzen Unterrichtskunst, als auch der Methodik insbesondere, *eine neue Reform der Pädagogik*, die lange zwar schon vorbereitet seyn konnte, aber wenigstens in *diesem Zusammenhange* und in *dieser Vollständigkeit* noch nicht vorhanden war. Denn wo wird eine so scharfe Bestimmung, wo eine so sichere Durchführung der Elementarpunkte des Unterrichts gefunden? Wo umschlang diese ein so festes Band, bey einem so innigen Zusammenstimmen in allen seinen Theilen? Wo findet sich der sichere Tact; die strenge Stufenfolge des Anschauens und Wahrnehmens, des Auffassens und Begreifens, des Lernens und Behaltens, des Erkennens und selbstthätigen Verarbeitens des Empfangenen zum wahrhaften *Wissen*, als einer reinen innern Anschauung? — Wir dürfen, ohne unbescheiden gegen denkende Pädagogen zu seyn, diess nicht im Einzelnen darthun. Sachkundige und partheylose Männer werden selbst prüfen und selbst urtheilen.

Dass aber die ganze Lehrart einerseits noch nicht tief genug begründet, anderer Seits noch nicht consequent und vollständig durchgeführt sey, werden unsere Leser aus dem ganzen Gange unserer Untersuchung selbst gefunden haben. Die Lehrart, wie wir sie kennen, ist also noch nicht vollendet, sie ist noch im Wachsthum, und steht, selbst in des Urhebers Seele, noch als eine durch Dornen hindurch schimmernde Blüthe, die gar mancherley Pflege noch bedarf, und nur mit vorsichtigen Händen in einen anderen Boden verpflanzt werden muss, wenn sie anders gedeihen, und nicht schnell wiederum verwelken soll.

Den Geist der Lehrart haben wir kennen gelernt: er gehe in unsere Volksschulen *geräuschlos* über. Ein jeder, der Beruf hat, Erzieher zu seyn, hat auch Beruf, das seine dazu beyzutragen.

Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Amtliche und gutachtliche Berichte und Abhandlungen über die neue Leselehrart des Hn. Prof. Olivier und die damit auf höhere Veranlassung in dem Landküster-Seminar angestellten Versuche.* 1803. in 8.

In dieser Schrift findet sich mehr Zusammenhang, als der Titel ahnen lässt. Sie besteht eigentlich nur aus einzelnen Abhandlungen, welche jedoch alle die gemeinschaftliche Tendenz haben sollen, die Oliviersche Lehrmethode unbefangen zu prüfen, und die Resultate dieser Prüfung dem Publicum vorzulegen. Diess sey nun auch der Maasstab, nach welchem dieselbe hier beurtheilt werden soll.

In der ziemlich weitläuftigen Einleitung wird unter der Rubrik: *Zur Vorgeschichte der Olivierschen Leselehrart*, gezeigt, dass die neue, so geräuschvoll angekündigte Leselehrart keine neue Entdeckung, sondern schon lange vor Olivier vorhanden gewesen sey. Zum Belege wird ein sehr artiger Vers aus dem 1735 anonym herausgekommenen Buche: *Nachsinners Lesekunst, in welcher das Zornerweckende Buchstabiren*

aus

aus dem Wege geräumt wird, angeführt. Allein die hier beschriebene Methode war keinesweges der Olivierschen, sondern vielmehr der bekannten Gedike'schen gleich, und der Grund, warum diese beiden Leselehrmethoden eben so wenig, als die noch ältere Venzky'sche Eingang fanden, lag theils in der Unbequemlichkeit ihres Gebrauchs beym öffentlichen Unterrichte, theils in den fast unübersteiglichen Hindernissen, welche sie der Rechtschreibekunst in den Weg legen. Näher der Olivierschen Methode kommt die in Frankreich jetzt mehr als vormals ausgeübte *Méthode pratique de lecture par François de Neufchateau*, welche wir hier (S. VI) in einem Aufsatze von dem verewigten Gedike, näher beschrieben finden. Allein so ganz gleich ist diese letztere der erstern keinesweges. Man findet in ihr immer nur einzelne Grundzüge von allerdings sehr vortheilhaften Verbesserungen; aber man vermisst den systematischen Zusammenhang derselben. Die Buchstaben sind nicht nach der Operation der Organen geordnet; die mannichfaltigen Modificationen derselben sind nicht vollständig aufgeführt. Hr. de Neufchateau weiss nichts von Hemmungen, nichts von demjenigen, was Olivier von den Momenten der Sprache lehrt, nichts endlich von einer auf diese Weise durchgeführten Wortanalyse. Mit Basedow's mehr spielender als ernster Methode, durfte die Oliviersche wohl kaum verglichen werden. Jetzt folgt (S. XIII f.) eine ausführliche Beschreibung der Olivierschen Methode. Bey der Aufzählung der Lehrmittel vermisst man die Sonderung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen. Sind z. B. die Bildertafeln durchaus unentbehrlich? Muss man beide Buchstaben-Tablaturen, die grössere und kleinere, *nothwendig* haben? Inwiefern gehört Oliviers Manual hieher, und wodurch wird es ersetzt werden? Scheint es doch, als sey die Menge der Lehrmittel hier absichtlich so specificirt. Unsers Bedünkens ist die kleine Buchstaben-Tablatur das allein unentbehrliche Lehrmittel. Der Analyse der Wörter wird (S. XVII) nicht so viel Werth beygelegt, als Oliv. ihr beyzumessen scheint (bleibt unerwiesen!) Bey der ausführlichern Beschreibung der grossen Buchstaben-Tablatur (von S. XLIII) rügt man es als einen bedeutenden Missgriff, dass die Olivierschen Zöglinge die Buchstaben nach dem Locale kennen lernen sollen; man glaubt, dass dadurch das Kind gehindert werde, auf die eigenthümlichen Merkmale jeden einzelnen Buchstaben zu achten. Diesen Einwand würde man Olivier nicht gemacht haben, wenn man der Methode selbst bis auf ihren *psychologischen* Grund nachgegangen wäre. Denn für den Mechanismus des Gedächtnisses, nach welchem alle Vorstellungen dann nur am sichersten haften, wenn wir sie an ein Locale (S. XXV) binden, ist dieser Umstand sehr bedeutend. Dagegen wird von Hn. Zimmermann gut bemerkt, dass der Weg durch Bildertafeln mehr ein Umweg sey. Zum Privatgebrauch mögen sie als zweckmässig unterhaltend empfohlen werden. — In dem dritten Abschnitte (S. LIV) der Einleitung finden wir eine *ausführliche Geschichte der Olivierschen Methodenversuche in Berlin*. Zuerst wird der imponirende Ton, mit welchem Oliv. auftrat, nicht ganz ohne Grund, getadelt. Allerdings muss man Olivier mehr Ruhe und Anspruchlosigkeit wünschen. Durch immerwährendes Imponiren wird am Ende nichts gewonnen, und die doch auch unläugbaren Verdienste anderer Pädagogen unseres Vaterlandes werden dadurch gekränkt. Indess ist es einseitig, wenn man sich deshalb gegen *die Sache* einnehmen lässt; einseitig, wenn es dem Deutschen zum Vorwurf gemacht wird (S. LXII), dass sie keinen gerechten Nationalstolz haben; einseitig, wenn man bey einer jeden wissenschaftlichen Angelegenheit nach dem *quis?* und nicht vielmehr ganz allein nach dem *quid?* fragt. Uebrigens werden einige Nachrichten, welche sich in der Berliner Zeitung und in dem ersten Hefte der von Hn. Prof. *Weiss* und *M. Tillich* herausgegebenen „Beyträge zur Erziehungskunst" finden, berichtigt.

Jetzt erst folgen die amtlichen Berichte, an deren Spitze das Rescript von dem königl. Oberschul-Curatorium des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums etc. an den Oberconsistorialrath Hecker, sich befindet. Der letztere beauftragt, in einem zweyten hier abgedruckten Schreiben, den Inspector Herzberg, die Oliviersche Methode sorgfältig zu beobachten, zu prüfen, und Bericht davon abzustatten. Diess war die Veranlassung des (ausführlichen) *amtlichen Berichts über die neue Oliviersche Methode, deutsch lesen und rechtschreiben zu lehren, und deren etwanige Anwendbarkeit für niedere Stadt- und Landschulen.* (Von Herzberg.) Dieser Bericht verdient eine um so ernstere Prüfung, je wichtiger von einer Seite sein pädagogisches Interesse ist, und je unbefangener und anspruchloser er hervortritt. Hr. Herzberg kündigt sich in der Einleitung desselben als einen denkenden und erfahrenen Pädagogen an, und es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn man seinem Urtheile ein (vielleicht zu) grosses Gewicht beylegte. Er will die Oliviersche Lehrmethode nach den eigenen Grundsätzen ihres Urhebers beurtheilen. Es ist diess um so mehr zu billigen, je erwiesener es scheint, dass Pestalozzi's praktisches Verfahren den Prüfstein seiner eigenen Theorie nicht aushalte.

Zuerst nimmt Hr. H. (S. 19) die gewöhnliche Benennung der Buchstaben gegen Hn. Oliviers Buchstabierart in Schutz, und sucht zu zeigen, dass sich die erstere auf keine anderen Gründe stütze, als die letztere. Diess wäre zu erweisen, nicht bloss zu beschreiben gewesen. Olivier giebt seiner Buchstabierart den Vorzug, weil er glaubt, dass man in ihr die einzelnen Buchstaben, und auch zugleich das ganze Wort vernehme. Ist diess gegründet, so muss man ihm allerdings beytreten. Es ist z. B. natürlicher, das Wort *Kopf* aufzulösen, *K' o pf*, als zu buchstabiren: *Ka o pe ef.*

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 MAY, 1804.

PÄDAGOGIK.

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *Amtliche und gutachtliche Berichte und Abhandlungen über die neue Leselehrart des Hn. Prof. Olivier* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn Hr. Herzberg behauptet, dass bey der gewöhnlichen Buchstabierart die Wörter in ihre letzte Elemente gesetzt werden (S. 15), so müssen wir gegen ihn erinnern, dass diess durchaus nicht der Fall ist. Vernimmt man denn wirklich Elemente, wenn man z. B. das Wort *Schutz* auflöset: *es ce ha u te zed?* Man sollte meinen, dass aus diesen hier einzeln genannt seyn sollenden Buchstaben abermals die eigentlichen Elemente abstrahirt werden müssen, und dass mithin das Buchstabiren seinen Zweck verfehle. Es wird auf diese Weise dem Kinde zwar *zugemuthet*, die Grundlaute beym Lesen zu abstrahiren, aber es wird ihm die *Regel* dieser Abstraction nicht gegeben. Daher geht es auch gewöhnlich sehr langsam von statten, und in der nachmals sich vorfindenden Schwierigkeit bey der Rechtschreibekunst, zeigt es sich, wie selten das Kind in dieser Hinsicht zur eigentlichen Gewissheit kommt. Ueberhaupt scheint Hr. H. hierin von seinem eigenen Standpunkt auszugehen, wo er sich schon längst den eigentlichen Laut der Buchstaben von den Namen abstrahirt hat; sich aber nicht in die Stimmung des Kindes zu versetzen, wo diess noch erst geschehen soll. Wenn nun ausserdem erwiesen werden kann, dass ein jeder Buchstabe einen ihm eigenthümlichen Laut habe, so sieht man in der That nicht ein, warum nicht dieser auch zugleich der eigenthümliche Name desselben seyn könne. Wenn daher der Vf. (S. 37) meint, diejenigen Vorwürfe, welche man der gewöhnlichen Buchstabierart schon lange vor Olivier gemacht hat, als grundlos widerlegt zu haben: so kann man diess für nichts anders als für eine Selbsttäuschung halten, wie er, nach genauerer Erwägung der Sache, leicht selbst finden wird.

S. 38 wird behauptet, dass die Oliviersche Methode, dem eigenen Grundsatze ihres Urhebers zuwider, nicht auf die Natur des Gegenstandes, d. i. hier auf die ächte hochdeutsche Aussprache und Orthographie gegründet sey. In der ersten Hinsicht wird bemerkt, dass die Oliv. Methode darauf ausgehe, die deutsche Sprache zu französiren, theils dadurch, dass er die combinirten Nasenlaute *en an* (in Engel, Anker u. s. f.) als rein deutsche Laute in seiner Tablatur mit aufnimmt; theils dadurch, dass Olivier in unserer Muttersprache, eben so wie in der französischen, ein dreyfaches *e* unterschieden wissen wolle. Diesen Vorwurf findet Rec. völlig ungegründet. Denn, ohne sich auf die hieher nicht gehörige Untersuchung über die Anzahl der Vokale einzulassen, darf man es sich keinesweges ableugnen, dass die genannten Laute wirklich in unserer Sprache vorhanden sind, und durch eine einfache Operation unserer Organe hervorgebracht werden. Was aber die Unterscheidung eines dreyfachen *e* anbetrifft, so wird es jeder Kenner der deutschen Aussprache Olivier zugeben, dass wir in derselben wirklich ein *hohes*, ein *offenes* und ein *tiefes e* (in der Endsylbe) unterscheiden. Das letztere will Hr. Herzberg nicht darin gefunden haben. Allein er wird uns doch nicht zumuthen wollen, nach Art vieler Dorfschulmeister, z. B. in *Leben* das *e* in der Endsylbe eben so auszusprechen, als in der Anfangssylbe? Wollte er dieses uns als die hochdeutsche Aussprache aufdringen, so würde er unser Ohr sehr beleidigen, und die Beyspiele unserer besten Redner gegen sich haben. Wir können in beiden Hinsichten hier keinen französischen Charakter entdecken; beides ist unserer Muttersprache eben so wohl, als der französischen, eigenthümlich. Man muss sich wundern, wie Hr. H. über diese vermeinten französischartigen Charaktere der Olivierschen Aussprache so viel Aufhebens machen konnte. Gegründeter dürfte der Vorwurf seyn (S. 47), dass das *pf* auf der Olivierschen Tablatur mit Unrecht als gleichlautend mit *f* aufgeführt sey. Aber zwischen dem *f* und *ph*, zwischen *dt* und dem einfachen *t* (nicht dem doppelten *tt*, z. B. in Stätte) findet, auch nach Adelungs Zeugniss, kein Unterschied statt.

Am wenigsten hat uns der letzte Theil dieses Berichts (S. 45) gefallen. Der Vf. will hier theils die Vernunft- und Zweckwidrigkeit der Olivierschen Lehrmethode, theils die Unanwendbarkeit derselben in niedern Stadt- und Landschulen zeigen. Man muss in der That diesen Theil der Schrift selbst lesen, um den hohen Grad von eitelen Declamationen und einseitigen Räsonnements zu begreifen. Besser und löblicher wäre es gewesen, wenn es Hn. Herzberg gefallen hätte, auf dem *geraden* Wege kaltprüfender und unbefangener Untersuchungen zu bleiben. Wer die Wahrheit, die in ihm selbst ist, zu verbreiten sucht, der weiss ihr auf zweckmässigeren Wegen Eingang zu verschaffen. Der grosse Haufen kann durch solche Mittel wohl geblendet werden; aber wer seine Augen aufthut, der sieht leicht durch

den Dunst hindurch, und wird dann nur allzuleicht geneigt zu glauben, dass man des Tages Helle scheue, oder wenigstens noch zurückhalten wolle. In jedem Falle vermuthet er hinter diesem Nebel ein helleres Licht, als er vorher gefunden hatte. Mit einem grofsen Wortreichthume wird unter andern (S. 49) behauptet, dass die richtige Aussprache der Wörter den ungeübten Organen der Kinder noch zu schwer falle. (Hat Olivier Unrecht, wenn er eben deswegen seinen Zöglingen solche Wörter in gehöriger Quantität vorspricht, um ihre Organe zu üben? Sind ausserdem die Organe des Kindes nicht um vieles flexibler, als diejenigen eines erwachsenen Menschen?) Eben so wird (S. 55) mit übergrofser Weitläuftigkeit, gegen die Weitläuftigkeit, der Olivierschen Buchstabentablatur declamirt, in welche sich Hr. H. weder hinein noch heraus gefunden zu haben scheint. Doch hat Olivier keine neuen Buchstaben erfunden; doch widerlegt man die Behauptung Oliviers nicht, nach welcher die deutsche Sprache gerade *soviel* unterscheidbare Laute haben soll; doch weiss man der Gründlichkeit der Tablatur nichts entgegen zu setzen! Gesetzt auch, das Kind brächte, gegen alle bisherigen Erfahrungen, auf diese Weise länger zu, so gebührte der Olivierschen Methode dennoch, schon der *Gründlichkeit* wegen, der Preis. Es ist befremdend, wenn Hr. H. diess gerade übersehen konnte, da er doch (S. 56) sehr richtig bemerkt, dass am Ende nicht so viel auf die längere oder kürzere Zeit ankomme; befremdend, wie er (S. 49), gegen eine bessere Pädagogik, die *Oberflächlichkeit* des ersten Unterrichts in Schutz nehmen konnte; befremdend, wie er glauben konnte, dass die feineren Nüancen (S. 63) der Sprache, auch inwiefern sie Sache des Organs sind, mehr für den nachmaligen, so unsicheren gelegentlichen Unterricht aufgespart werden müssen, da ein richtiges Lesen dieses schon offenbar voraussetzt; befremdend ferner, sehr befremdend, wie er der Olivierschen Buchstabentablatur diese Genauigkeit *zugestehen*, und dennoch (S. 57) behaupten konnte: dass sie der Rechtschreibekunst nachtheilig werden müsse, ohne nur im mindesten diesen Widerspruch zu fühlen; befremdend endlich, wie er (S. 58) meinen konnte, dass mit dem gewöhnlichen Namen der Buchstaben (z. B. *vau* statt *v*, *ef* st. *f*) auch schon ihr Gebrauch gegeben sey. — — Von S. 96 an wird noch Manches, theils gegen den allzuhohen Preis der Olivierschen Lehrmittel erinnert, theils werden die bisher vortheilhaften Zeugnisse entkräftet; und (S. 95) Bedenklichkeiten auf Bedenklichkeiten gehäuft, die jedoch nur in der Subjectivität des Vfs gegründet zu seyn scheinen. Das Leidliche, welches Hr. Herzberg (S. 105) der Oliv. Methode zugestehet, betrifft gerade keine *Eigenthümlichkeiten* derselben, und scheint ausserdem mit dem Vorigen, wissenschaftlich betrachtet, in keinem Zusammenhange, also auch hier am unrechten Orte zu stellen. — —

In der ganzen Schrift hat Rec. mit aller Mühe *keinen einzigen haltbaren* Grund gegen Olivier entdecken können, und er begreift nicht, wie die gegen denselben aufgestellten Gründe dem sonst so denkenden Vf. so vollkommen genügen konnten, dass er (S. 108) voll Selbstzufriedenheit glaubt, die Unbrauchbarkeit der neuen Lesemethode vollkommen gründlich dargethan zu haben. Er begreift nicht, wie Hr. H. in allen seinen Erörterungen nur bey der *Aussenseite* dieser Methode stehen bleiben, und sich bey *Nebendingen* aufhalten konnte, ohne nur ein einziges mal des Grundprincipes des Olivierschen Verfahrens, welches, seiner Erklärung zu folge, theils in dem Bau der Sprache, theils in dem Mechanismus des menschlichen Organs liegen soll, zu gedenken; ohne den Zusammenhang des ganzen Olivierschen Unterrichts, die streng psychologische Stufenfolge desselben, und das Bestehen des Einen durch und für das Andere, nur von ferne zu ahnden. Weit entfernt, Hn. Oliv. in allen Stücken beyzutreten, glaubt Rec. nur, dass durch solche oberflächliche, einseitige und noch dazu mit so vielen Declamationen durchwebte Rasonnements, durchaus nichts gewonnen ist. Ohne Hn. Herzberg nur im mindesten zu nahe treten zu wollen, muss Rec. zum mindesten gestehen, dass diese Schrift, trotz ihres anderweits ganz schätzbaren Urhebers, doch unverkennbare Spuren der Uebereilung an sich trage.

Dennoch ist dieser amtliche Bericht der bey weitem vorzüglichste Theil des ganzen Buches. Die folgenden Gutachten von Hn. *Zimmermann*, *Straube*, *Hensel* und *Hoffmann* sind überaus seicht und trivial, voller Unrichtigkeiten, und verrathen einen solchen Kleinigkeitsgeist, dass sich eine ernstere Kritik nicht mit ihnen beschäftigen kann. Wie konnte ein erfahrner Lehrer, wie Hr. *Zimmermann*, der sich durch seine (gar nicht so unbekannte, noch weniger verkannte) Anmerkungen zu dem Berliner ABC Buche mehreren Pädagogen schätzbar gemacht hat, sich entschliessen, eine Schrift drucken zu lassen, die durchaus ein sehr nachtheiliges Licht auf seine sonstigen Verdienste werfen muss? Wir wollen nur zu unserer Rechtfertigung zwey Pröbchen aus derselben herausheben. S. 113 heisst es: „Oft muss ein Kind; weil es krank ist, oder von Aeltern gebraucht wird (z. B. um Raff- und Leseholz suchen zu helfen), aus der Schule bleiben; wie soll nun der Lehrer einem solchen zurückgebliebenen Kinde nachhelfen, ohne die übrigen zu versäumen?" (es ist von dem Zusammen-Unterrichten die Rede). „Bey dem Unterrichte vermittelst eines Buches, kann das Kind die erlernten Buchstaben oder gelesenen Wörter zu Hause wiederholen, und sich das Vergessene, oder, wenn es sich vorarbeiten will, das Schwere und Unbekannte von andern sagen lassen. Es kann auch, wenn es wieder in die Schule kommt, in seinem Buche da fortfahren, wo es vor seinem Aussenbleiben stehen geblieben war. Auf diese Nach- oder Forthülfe kann aber ein Landkind, das vermittelst der Olivierschen Tafeln unterrichtet wird, eben so wenig rechnen, als sein Lehrer auf die Vertretung seiner Stelle von Andern, wenn er einmal krank werden sollte, oder noth-

nothwendig abwesend seyn müsste" etc. — In eben dem Geiste heisst es S. 111: „In den meisten Dörfern ist die Schulstube zugleich des Lehrers Wohnung und Arbeitsstube, Schlafgemach und Küche. Hier möchten die Tafeln von Rauch und Dampf und Dunst und Staub wohl in kurzer Zeit ganz unkenntlich werden," u. s. w. Das sind doch schöne und gründliche Sachen! Fühlte der Vf. nicht, dass kein einziger dieser tragi-komischen Gründe Oliviers Methode treffe? Ahndete ihm nicht, dass solche Hindernisse sich einer jeden Methode entgegensetzen! Wusste er nichts weiter gegen Olivier zu erinnern, als (S. 104) dass er *zu grosse Bestimmtheit* der Aussprache fodere? (Ist diess ein Tadel?), dass der Lehrer einer grössern Schule mit dem Buche in der Hand von einem Kinde zum andern gehen könne? (S. 113 Ist es nicht besser, er übersieht und beschäftigt immer alle zugleich? Wenn wir aber die Zusätze (S. 128), wo er seinem ABC Buche vielleicht doch zuviel eitle Lobsprüche macht, mit diesen Bemerkungen zusammenbuchstabieren, so scheint es als haben sich mehr diess ABC Buch mit der Olivierschen Tablatur, als die Vff. von beiden entzweyt), dass Hr. *Ol.* selbst gesagt habe, man müsse bey den Vorübungen zum Lesen den Kindern nur bekannte Wörter vorsprechen, deren aber ein gemeines Dorfkind nur sehr wenig habe. (S. 114 Konnte der Vf. hier nicht selbstständig urtheilen?); nichts weiter, als dass der bisherige glückliche Erfolg mehr den günstigen Umständen, als der Methode selber beyzumessen sey? (ist schon öffentlich *a posteriori* widerlegt.) — Diess, und was mit Hn. *Herzberg*, gegen die Orthographie bemerkt wird, sind die Gründe alle, mit welchen Hr. *Zimmermann* Oliviers Methode verurtheilen zu können vermeint. Wenn der Vf. übrigens den Olivierschen Zöglingen prophezeihet, dass sie in der Orthographie die Wörter unrichtig abtheilen werden, so möchte man doch wohl wissen, wie Er selbst dazu gekommen ist, sie richtig abzutheilen. Etwa durch Uebung im Sprechen? Da verbinden wir aber, wie der Vf. S. XXXVIII Anm. selbst bemerkt, ganz ohne Zweifel die Wörter so als Hr. *Ol.* sie theilt. Also doch wohl nur theils durch die Reflexion, dass ein jedes Wort gesondert von dem andern geschrieben werden müsse, theils durch Lectüre wurde diese Abtheilung eingeleitet. Ist diess beides dem Kinde durch Oliviers Methode entzogen? — und ist es ihm nicht vielmehr durch die Sprachübungen schon nahe gelegt?

Die noch übrigen drey Gutachten sind zu wenig geniessbar, als dass wir ihrer hier weiter gedenken könnten. Wir glauben recht gern, dass ihre Vff. nach einer vorgearbeiteten Methode ganz brav unterrichten mögen. Aber für urtheilsfähig über eine neue Methode können sie durchaus nicht gehalten werden. Man hätte daher ihren etwanigen Credit, den sie sich als praktische Lehrer erworben haben mögen, durch den Abdruck ihrer gehaltlosen und durchaus schief urtheilenden Aufsätze nicht schmälern sollen. Statt eines Beleges dazu ladet Rec. lieber jeden Lüsternen zum Selbstgenusse ein.

Das ganze Buch — um Alles nun in Ein Resultat zu fassen — hat einen *sehr geringen pädagogischen Gehalt.* Demungeachtet kann man ihm einen *historischen* Werth nicht absprechen. Denn man findet hier Alles, was gegen Oliviers Methode, in gedruckten und ungedruckten Schriften, bisher aufgebracht worden ist, mit einer seltenen Gewissenhaftigkeit gesammlet, und in dieser Hinsicht verdient es in die neuere Zeitgeschichte der Pädagogik aufgenommen und sogar empfohlen zu werden.

A*.

Prag, b. Calve: *Die Jesuiten als Gymnasiallehrer* in freundschaftlichen Briefen an den k. k. Kämmerer und Vicepräsidenten in Gallicien, Grafen von Lazanzky, von *Ignaz Cornova*, Mitglied der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1804. 159 S. 8.

Obgleich diese Schrift zunächst für Böhmen, und für solche Gegenden, wo noch der öffentliche Unterricht in den schönen Wissenschaften, in den Händen geistlicher Ordensstände sich befindet, bestimmt ist: so kann sie doch, nach Rec. Urtheil, auch auf eine allgemeinere Theilnahme rechnen. Der Vf., ehemals Jesuit, und lange Zeit Lehrer an den seinem Orden anvertrauten Gymnasien, erzählt die Art, wie die Gesellschaft Jesu ehemals so viele Candidaten erhalten, um in Stande zu seyn, alle ihr anvertrauten Schulen zu besetzen; ferner, wie diese Candidaten zum Lehramt gebildet, darin geleitet, von da aus weiter zu andern Aemtern des Ordens versetzt worden: er bemerkt Alles das Gute, so wie das Fehlerhafte, in der eingeführten Ordensmethode sowohl bey der Bildung und Leitung der Lehrer, als dem Unterrichte der Jugend mit einer unverkennbaren Unpartheylichkeit. Der Vf. verräth einen edeln und liebenswürdigen Charakter, so wie einen reinen, durch das Studium der Alten gebildeten Geschmack. Die Schreibart ist unterhaltend.

Ueberhaupt kann das Werk als ein nicht unbedeutender Beytrag zur Geschichte dieses berühmten Ordens, und als eine Apologie seiner Schulen angesehen werden. Wenn Institute dieser Art hätten perennirend seyn, und dem Geist der Humanität, der doch heute oder morgen allen Zwang der Ascetik, des Cölibats und des Mönchthums lösen wird, für immer widerstehen können: so hätte man, alles Uebrige abgerechnet, nichts so sehnlich zur Aufnahme der öffentlichen Gelehrtenschulen, zur Erhaltung und Verbreitung gründlicher Gelahrheit, und zur Bildung der Jugend wünschen sollen, als jedem Staate ein Institut der Gesellschaft Jesu ähnlich. Gebrechen würde es freylich immer auch haben; aber wo ist eine menschliche Einrichtung, welche durchaus und für immer vollkommen genannt werden könnte?

Man denke nur, dass es den Jesuiten ein Leichtes gewesen, die besten Köpfe unter ihren Schülern für ihren Orden zu gewinnen: dass oft neunzig und mehrere zusammen ins Noviziat — Rec. schreibt hier dem Vf.

Vf. nach — kommen: dort wenigstens ein ganzes Jahr lang die Humaniora repetiren musten, dazu die besten Lehrer hatten, einer den andern zum Fleiss ermunterte durch Beyspiele, und belehrte durch zusammengetragene Bemerkungen, gelehrte Unterhaltungen: dass alle diese, angestellt beym Lehramte, nach einer solchen Vorbereitung, von allen Sorgen frey, auch hinlänglich mit Büchern versehen, unter der Aufsicht eines bewährten Veteranen, wieder in Gesellschaft mehrerer Collegen, und älterer gelehrten Männer lebten, studirten und lehrten, etc. und man hat hier eine Menge von Vortheilen beysammen in einer kurzen Uebersicht, die ausser einem solchen Institute wohl nicht leicht ein anderer Lehrer haben kann. Es kam nun freylich auch viel darauf an, was die Obern, die Lectoren der Collegien, die Repetitoren, die Präfecten der Gymnasien für Männer waren. Hie und da kamen Männer zu diesen Posten, die sich nicht wohl dazu schickten. Aber man muss sie als Ausnahmen ansehen. Der Vf. nennt mehrere, denen man seine Achtung nicht versagen kann, und die er näher hätte beschreiben sollen, um sie auch jetzt noch als Muster vorstellen zu können. Rec. würde durch öftere *freundschaftliche* Conferenzen mit sämtlichen Lehrern, als Director eines Gymnasiums, das zu leisten suchen, was ein Präfectus leistete, und durch philologische Seminarien wie unter trefflichen Directionen einige blühen, die Repetitionen ersetzen, wodurch die Jesuiten ihre Lehrer vorbereiteten.

Ueber die Gymnasien geht der Vf. nicht hinaus, urtheilt also über die Jesuiten als Lehrer der Philosophie und der Theologie, so wenig, als über ihre Methode im Beichtstuhle und auf den Canzeln, oder überhaupt ihren Umgang mit Menschen. Wenn ein anderer es mit eben der Einsicht und Unpartheylichkeit thun würde, so sollte er gewiss bey allen Freunden der Kirchen-, Gelehrten- und Menschengeschichte, Dank dafür verdienen.

Sonderbar ist's, dass die künftigen Lehrer an den Gymnasien viel weniger im Griechischen als im Lateinischen geübt wurden; was sie der Regel nach zu Hause immer sprechen mussten, besonders in Böhmen, wo aus so verschiedenen Ländern Novizen zusammen kamen, welche sonst keine gemeinschaftliche Sprache, als die Lateinische kannten. Sonderbar auch, dass man ihnen für die Uebung in der lateinischen Sprache die Classiker derselben, für die griechische aber nur das N. Testament, in die Hände gab; dass man eines jeden Talente wenig nach andern, als nach dramatischen Aufsätzen beurtheilte und schätzte. Dergleichen Aufsätze musste jeder machen; und dass man den Werth des Dramas, das am Gymnasium aufgeführt werden musste, mehr nach den Decorationen, als dem Gehalte selbst datirte. Ob es räthlich sey, dramatische Vorstellungen auf den Gymnasien beyzubehalten, bezweifelt der Vf. mit Grund. Rec. glaubt, dass die Wirkungen, die man sich davon sonst versprach, leichter und zweckmässiger durch andere einfachere Surrogate erreicht werden können.

F.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Nürnberg*, b. Felsecker: *Versuch einer Schulordnung für das Land*, von *Jo. Heinr. With. Witschel*, 1803, 72 S. 8. In der Einleitung wirft der Vf. 4 Fragen auf, und beantwortet sie sogleich auf den nächsten 6 Blättern: I. *Was verlangt man von Landschulen?* — Hie und da zu viel; sagt der Vf., und hie und da zu wenig. Man sollte einen Mittelweg einschlagen und die Foderung nur auf — Lesen, Schreiben, Rechnen, Christenthum, und etwas Geographie einschränken. In der Folge giebt der Vf. aber doch zu verstehen, dass auch andere Kenntnisse nicht übersehen werden dürfen. II. *Was haben die Landschulen bisher geleistet?* Wenig! heisst die Antwort, und es wird darauf hingewiesen, *wie* gewöhnlich in Landschulen gelesen, und geschrieben werde. Im Rechnen gehe es etwas besser, meint der Vf. Allein dabey hat er allerdings nach einer sehr einseitigen Ansicht geurtheilt. Die Lehrmethode, schlechthin *nur* mechanisch rechnen zu lassen, ohne die Gründe der vorgeschriebenen Sätze zu erklären, ist sehr *gemein*. Der Vf. berührt diesen Fehler selbst, aber es sollte mehr mit Nachdruck hierüber gesprochen werden. Dass fast überall nur in Privatstunden Arithmetik docirt wird, rügt er mit Recht. Sie sollte durchgehends in den *öffentlichen* Unterricht aufgenommen werden. Die Lehre des *Christenthums* wird mit unrühmlicher Vernachlässigung vorgetragen. Man liest nur die Bibel her; unterscheidet nicht, was zum wahren Unterricht der Jugend dienlich ist, lässt nur ohne Sinn- und Verstand Aufgaben *herbeten*... III. *Was können Landschulen leisten?* Darüber äussert sich der Vf. sehr kurz. Was hie und da in *Nürnbergischen* Schulen wirklich geleistet werde, das könne allerdings überall wohl zu Stande gebracht werden, eine vernünftige Bildung sey gar wohl zu erzielen ... IV. *Auf welche Weise aber können Landschulen dieses leisten?* Antwort: Durch Anstellung gebildeter Lehrer, durch Versorgung derselben mit anständigen Gehalten, durch Bekanntmachung und gut entworfenen Schulordnungen, durch Anhalten im Schulunterricht, und ununterbrochene Lehrstunden (auch den Sommer hindurch) durch Einführung fasslicher Katechismen, welchen Lieder und gute Aufsätze über Rechtschreiben und über Rechenkunst angehängt wären.

Hierauf geht der Vf. zu der von ihm entworfenen *Schulordnung* selbst über. Er trägt diese in keiner methodischen Skizze vor, wenn man nicht etwa die letzten 2 Blätter im Buch dafür gelten lassen will, welche sehr kurze Schulgesetze enthalten. Er schreibt nur den Unterricht vor, welchen man, nach seinem Dafürhalten, an den einzelnenen Wochentagen geben soll. Alsdann folgt ein Commentar über diese Schularbeiten, welcher gute Erinnerungen enthält, über das einförmige Lesen, über Schreiben mit Fractur-Buchstaben; über das Auswendig-Lernen des Katechismus; und endlich über *Rechtschreibung*. Dabey concentrirt der Vf. viele grammatische Regeln gut. Hierauf folgen die vom Vf. vorgeschlagenen *Schulgesetze*: 1) die Gemeinde betreffend; 2) den Pfarrer; 3) den Schullehrer; 4) die Schulkinder. Diese sind kurz gefasst, begreifen aber doch das Wesentliche, was zur Emporbringung eines Schulinstituts auf dem Lande erfodert werden kann. Ueberhaupt ist zu wünschen, dass dieses nützliche Buch in die Hände recht vieler Landgeistlichen und Landschullehrer kommen möge, weil darin sehr viel zusammengestellt ist, was in grösseren pädagogischen Schriften zerstreut liegt, und weil alles einfach, ohne Wortgepränge, vorgetragen wird.

Ar.

Monatsregister

vom

May 1804.

I. Verzeichniss der im Monat May in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

Schu-

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des May.

Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Ankündigungen.

Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Tod-

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Oeffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JUNIUS, 1804.

THEOLOGIE.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kuſsler: *Lehrbuch der chriſtlichen Moral*, zu akademiſchen Vorleſungen von D. *Paul Joachim Siegmund Vogel*, Prof. der Theologie in Altdorf. 1803. XII u. 456 S. 8.

Der Vf., welcher dem Publicum als ein ſelbſtdenkender Theolog bekannt iſt, geht auch in dieſer Schrift ſeinen eigenen Gang. Treu ſeinem ſchon bekannten philoſophiſchen Syſtem, ſtellt er den Menſchenverſtand an die Spitze, und leitet aus ihm die Principien der Moral ab. Ohne mit dem Vf. über dieſe Ableitung zu ſtreiten, glauben wir, daſs alles hauptſächlich auf die Frage ankomme: ob die Principien ſeiner Moral rein ſind oder nicht? Sind ſie rein, ſo kann man ihm die Quelle derſelben ungeſtört nennen laſſen, wie es ihm gefällt; denn nur die reinpraktiſche Vernunft kann zu reinen Moralprincipien führen. Will er demnach dieſem Vermögen den obgleich nicht ganz bequemen Namen *Menſchenverſtand* beylegen: ſo mag ers thun. Rec. hält ſich an die Sache, und nicht an Worte, und eben in dieſer Rückſicht muſs er Hn. *V.* alles Lob ertheilen. Er ſtatuirt eine *unbedingte Geſetzgebung der Vernunft* §. 20, legt der reinen Moral ein *formales Princip* unter §. 22, iſt mit *Kant* der Hauptſache nach, in Abſicht des *höchſten moraliſchen Princips* §. 25, auch in Abſicht der *Willensfreyheit* eins, und hat von der Moralität richtige Begriffe §. 25. Kleine Abweichungen, deren ſich bey jedem Selbſtdenker mehrere finden, abgerechnet, kann man daher vom Vf. mit Recht ſagen, er gehe in der reinen Moral den ſichern, von *Kant* zuerſt vorgezeichneten Weg, und gehöre zu den moraliſchen Puriſten. So rein wie ſeine Principien, eben ſo beſtimmt ſind auch ſeine moraliſchen Begriffe überhaupt, ja durch das ganze Buch lernt man den Vf. als einen in philoſophiſcher ſowohl als theologiſcher Hinſicht unpartheyiſchen Forſcher kennen, der zu keiner Fahne ſchwört, ſondern ſelbſt unterſucht, auch freymüthig genug iſt, ſeine Meinung ohne Zurückhaltung zu bekennen. Zum Belege führt Rec. ein paar Stellen an. Z. B. S. 256 ſchreibt Hr. *V.* ſehr wahr: „Die ſpecielle Verwerfung des Gebets um irdiſche Güter iſt hier ganz übergangen worden, weil ſie augenſcheinlich ganz grundlos iſt, wenn man das Vergnügen an irdiſchen Gütern, und alſo auch den Wunſch nach ihnen, für erlaubt hält. Conſequenter aber iſt ſie im Fichte'ſchen Syſtem, nach welchem das Streben des Menſchen dahin gehen ſoll, daſs er aufhöre, ein Menſch zu ſeyn. Da aber dieſes Syſtem mit der chriſtlichen Moral ganz unvereinbar iſt, in welcher eine Widerlegung deſſelben keine Stelle finden kann; ſo muſs es in derſelben als unhaltbar vorausgeſetzt werden.“ Eben ſo iſt S. 426 die exegetiſche Bemerkung vollkommen richtig: daſs 3 Moſ. 18. 6. 25. 49. שאר בשר, die Erklärung des Hn. D. *Paulus* von שאר nicht gelten könne. Hr. *V.* ſchreibt: „Die Erklärung des Hn. D. *Paulus* von שאר, daſs es den Zuſtand, die Pflichten und Rechte der Verwandten, denen die Blutrache (Blutfreundſchaftsrache) oblag, bezeichne, und aus welcher gefolgert wird, daſs der Grund der Eheverbote die unnatürlichen Zerrüttungen geweſen ſeyen, die in den Familien entſtehen muſsten, wenn jemand eine Frau heyrathen durfte, deren Bluträcher einer ſeiner Blutsverwandten geweſen wäre (*Neues theol. Journ.* B. 10 S. 1190 ff.), kann wohl nicht angenommen werden; denn dieſer Grund paſst doch nicht auf alle verbotene Ehen, würde aber auch auf ſolche paſſen, die nicht verboten ſind, und nach 3 Moſ. 18, 13 müſste die Blutrache auch weiblichen Verwandten obgelegen haben.“

Wir haben bisher die Leſer mit der hellen Seite dieſes Buchs bekannt gemacht: es hat daſſelbe aber auch eine dunkle. Gleich die Anordnung des Ganzen iſt, da der Vf. ein Compendium für akademiſche Vorleſungen ſchrieb, nicht lichtvoll genug. Zwar geht er, welches lobenswürdig iſt, im Allgemeinen den in ſolchen Büchern gewöhnlichen Weg. Nach einer Einleitung, in welcher vom *Begriff der Moral*, der *theologiſchen*, *Vernunftmoral*, *chriſtlichen* ſowohl *populären* als *wiſſenſchaftlichen Sittenlehre*, insbeſondere aber vom *Werth der chriſtlichen Moral* ausführlich gehandelt, dann eine *ſyſtematiſche Eintheilung der Moral* aufgeſtellt, endlich auch noch eine kurze *Geſchichte der chriſtlichen Moral* beygefügt wird, geht er zur *allgemeinen Moral* und von da zur *menſchlichen Tugendlehre* über. Bey dieſer handelt er in der *Propädeutik* Abſchnitt I von der *moraliſchen Beſchaffenheit des Menſchen*, Abſchnitt II von ſeinen *Verhältniſſen in moraliſcher Hinſicht*, in der *menſchlichen Tugendlehre* ſelbſt aber, wird Abth. I die *allgemeine menſchliche Tugendlehre* und zwar erſt die *theoretiſche* dann die *praktiſche*, Abth. II die *ſpecielle menſchliche Tugendlehre* vorgetragen, in welcher man die einzelnen Pflichten nach der bekannten und für eine theologiſche Moral einzig brauchbaren Abtheilung, in *Pflichten gegen Gott*, *gegen uns ſelbſt*, und *gegen andere*

dere abgehandelt findet. In der Behandlung der einzelnen Materien ist aber seine Ordnung nicht zu loben; Rec. nimmt zum Beyspiel die Lehre von den *Pflichten gegen Gott*. Hr. *V.* macht §. 121 zur *Grundpflicht* aller Pflichten gegen Gott, *die Andacht*. Ohne mit ihm wegen des ungewöhnlichen Sprachgebrauchs zu rechten, da er *das Nachdenken über Gottes Allvollkommenheit und über sein Verhältniss zu den Geschöpfen* (§. 122) Andacht nennt; können wir dieses Nachdenken doch keineswegs geradezu als Grundpflicht, oder, welches beym Vf. einerley ist, als die Quelle der Pflichten gegen Gott annehmen: denn es ist ja immer noch sehr ungewiss, welches Resultat dieses Nachdenken hat. — Aus dieser Grundpflicht der Andacht, werden §. 123 als besondere Pflichten die *Verehrung Gottes*, die *Liebe Gottes* und die *Zufriedenheit mit Gott* abgeleitet. Diese Eintheilung ist nicht genau: denn ich verehre ja Gott auch durch Liebe zu ihm, und durch Zufriedenheit mit ihm. Bey der *Verehrung Gottes* redet Hr. *V.* erst §. 124 bis 126 von der Pflicht selbst, und den ihr entgegenstehenden Fehlern und Sünden, dann §. 127—132 von ihren Wirkungen. Eben so macht ers §. 133—135 mit der *Liebe zu Gott*, und §. 136—140 mit der *Zufriedenheit* mit Gott. Hierauf folgt noch in einem besondern Abschnitt: *Gemeinschaftliche Wirkung der drey Hauptpflichten*, die *Lehre vom Cultus.* Wie unbequem diese Anordnung sey, erhellet z. B. schon daraus, dass der Vf. sich nach ihr genöthigt sah, §. 128 bis 132 *vom Eide*, aber erst §. 149 ff. *vom Religionseid* zu reden; zwey Materien, die offenbar zusammengehören. Auch hat er, um vollständig seyn zu können, zu einer sehr unbequemen Abtheilung der Lehre vom Cultus seine Zuflucht nehmen müssen. Er disponirt: *Vom Cultus.* Erster Absatz. *Begriff des Cultus.* Zweyter Absatz. *Handlungen, welche nicht zum Cultus gehören.* Dritter Absatz. *Handlungen, welche zum Cultus gehören.* Der zweyte Absatz gehört, wenigstens nach der Ueberschrift, nicht hieher.

Eben so wenig wie mit der Anordnung kann man mit allen einzelnen Behauptungen des Vfs zufrieden seyn. Rec. hebt zum Belege nur eine aus. Hr. *V.* nimmt an ein *Begnadigungsrecht* in folgendem (§. 113): „Einem Menschen, der wirklich tugendhaft ist, darf sogar die Befugniss zugestanden werden, in Collisionsfällen seinem Gefühle, ohne scrupulöse Ueberlegung, gemäss zu handeln, weil zu erwarten ist, dass es ihn richtig leiten werde. Sollte es ihn irre führen, so dürfte er unbedenklich, nach einem dem Menschen zuzuerkennenden Begnadigungsrechte, für nicht strafwürdig erklärt werden. Dieses Recht gründet sich darauf, dass das Gefühl, nach welchem er seinen Willen bestimmt, kein anderes ist, als das vernünftige (§. 53), und dass er also gewissenhaft handelt, indem er demselben folgt." Allein 1) auch dem Tugendhaftesten kann es nicht erlaubt seyn, in irgend einem Fall anders als nach der strengsten Gewissenhaftigkeit zu handeln: liesse er sich in dem Fleiss in der Tugend irgend eine Nachlässigkeit zu schulden kommen, fehlte es z. B. wo er Zeit dazu hätte, bey ihm an der nöthigen Ueberlegung, so wäre er strafbar. Er kann sich nicht aggratiiren. Eine Moral, welche hierin dem Tugendhaften vor jedem andern Menschen etwas voraus gäbe, gleich als könne er sich wohl einmal etwas erlauben, was ein anderer nicht thun dürfe, wäre eine falsche Moral. 2) Im Collisionsfall jedoch, wo ein Tugendhafter nicht Zeit hat lange zu überlegen und sich über die Collision aufzuklären, gleichwohl aber handeln muss, folgt er ohne Bedenken dem, was der Vf. *vernünftiges Gefühl* nennt: denn er meint damit nach §. 53 nichts anders, als das moralische Gefühl. Dann aber bedarf es auch von Seiten des Menschen keiner Begnadigung seiner selbst, er handelte in der reinsten Absicht, und da nur die Absicht die Moralität der Handlung bestimmt, so handelte er gut.

—wb.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Nova opuscula theologica.* Scripsit *Christoph. Frider. Ammon.* 1803. 15 Bog. 8.

Eine Sammlung der in den letzten zehn Jahren erschienenen Programme des Vfs. I. *De prologi Johannis Evangelistae fontibus et sensu.* Zweifeln möchte Rec., ob λογος und σοφια, wie der Vf. behauptet, gleichbedeutend, und λογος vom Evangelisten Johannes für σοφια gesetzt, und er durch Jes. XI, 2 zu dieser Idee von Jesus Messiaswürde veranlasst sey. B. d. Weisheit 9, 1 beweiset nicht, dass λογος und σοφια für gleichbedeutend galt. Λογος bezeichnete Allmacht, Weisheit und Güte, als schaffendes Princip vereint, Ps. 33, 6. 9. 1 B. Mos. 1, 3 ff. σοφια hingegen deutet an allen Stellen, deren Rec. sich erinnert, auf Weisheit besonders. Die aus den Apokryphen angeführten Parallelen mit dem Johanneischen Prolog sind als Erläuterung schätzbar; aber kaum für völlig parallel zu achten. Für die Erklärung des Prologs ist es nicht gleichgültig, ob λογος für gleichbedeutend mit σοφια, oder für mehr umfassend gehalten wird. Allmacht und Güte Gottes leuchtete nach Johannes Ueberzeugung aus den Thaten und dem ganzen Geschäfte Jesu hervor, so wie Gottes Weisheit aus seiner Religionslehre. II. *Inquiritur in narrationum de vitae Jesu Christi primordiis, fontes, incrementa et nexum cum religione christiana.* Luk. 1, 3 kann ανωθεν wohl nicht, wie es S. 32 heisst, beweisen, dass Lukas gerade von der *Geburt* des Johannes und von Jesus *Geburt* die Erzählung anfangen wollte. Uebrigens findet sich hier noch manche Spur von Kantischer Philosophie, z. B. im Philosophem von der reinen Vernunftidee eines Sohnes Gottes, und in der Unterscheidung theoretischer und praktischer Vernunft; wenn gleich jetzt der Vf. dieser Philosophie entsagt hat. Besser vielleicht, der Vf. hätte diess zweymal hier vorkommende Philosophem gestrichen, da er es doch jetzt nicht mehr billigt! III. *Adscensus Jesu Christi in coelum historia biblica.* Ueber die Entstehung der verschiedenen biblischen

blischen Vorstellungsarten von diesem Gegenstande, und den nützlichen Gebrauch derselben im öffentlichen Religionsunterricht. IV. *De vestigiis theologiae Judaicae in epistola Pauli ad Romanos.* Ein Beytrag zur Erläuterung des N. T. aus den Rabbinen, bey deren Gebrauch man sich nur vor dem Irrthum hüten muss, dass Paulus alle die rabbinischen Ideen auch gehabt habe. Paulus hatte z. B. die rabbinische Meinung gewiss nicht, dass die Seelen der Nichtisraeliten durch Mitwirkung böser Geister entstanden seyen, denn nach Röm. 2, 15 hat ihnen Gott sein Gesetz ins Herz geschrieben. Rec. kann in vielen Stellen der Erklärung des Vf's nicht beystimmen, weil er die zur Auslegung gebrauchten rabbinischen Meinungen nicht für Paulinische Meinungen hält. Nur da, wo in den Worten des Apostels *deutlich* der Sinn sich ergiebt, welcher mit rabbinischen Meinungen übereinstimmt, erlaubt sich der Rec. das Urtheil, dass wirkliche Uebereinstimmung statt finde, und diess Urtheil darf er bey den wenigsten Stellen sich erlauben, die hier erläutert sind. V. *Ambigitur de argumentis, quibus ductus Johannes evangelista nativitatem Jesu Christi Bethlehemiticam silentio praetermiserit.* Nicht sowohl, weil der Evangelist Johannes die in den Evangelien des Matthäus und Lukas schon enthaltenen Nachrichten von der Geburt Jesu voraussetzte, und zu wiederholen nicht nöthig achtete; als vielmehr desswegen, weil er die Messiaswürde Jesu auf die Vereinigung des Logos mit demselben gründete, meldet er nichts von der Geburt Christi. Rec. stimmt hierin dem Vf. bey; aber seine auch in dieser Abhandlung wiederholte Behauptung, dass Johannes deswegen die Messiaswürde Jesu auf die Erscheinung des Logos in der Person Jesu gründe, weil nach der jüdischen Deutung des Orakels Jes. XI, 2 ff. der Geist der Weisheit auf dem Messias ruhen solle, hält Rec. nicht für erweislich. Wahrscheinlicher dünkt uns die Vermuthung, dass Johannes, Jesus geliebtester Schüler, durch die oft wiederholte Versicherung Jesu von seiner innigsten Verbindung mit dem Vater, zu diesen edleren Begriffen von der hohen Würde der Person Jesu geleitet sey; zumal da Johannes so oft in den Reden Jesu diese Versicherung Jesu angeführt hat, und überall die innigste Verbindung des Sohnes mit dem Vater, nie aber absichtlich die Verbindung *der Weisheit Gottes besonders* mit Jesu, in dessen Reden bey Johannes beschrieben wird. Auch Paulus soll nach S. 97 die Vereinigung der göttlichen Weisheit mit Jesu als Grund seiner Messiaswürde gedacht, aber seine Ideen nach Sprichw. VIII, 22 ff. gebildet, und Col. I, 15 auf Sprichw. VIII, 22 Rücksicht genommen haben. Rec. hingegen findet in Paulus Briefen die σοφια θεου, z. B. 1 Cor. 2, 7, Röm. XI, 33, 1 Cor. 1. 21. 24, Eph. 3, 9 von Christo unterschieden und dem Vater beygelegt, der das Reich Gottes durch Jesum stiftete. Auch Col. 2, 3 würde Rec. ἐν ᾧ auf μυστηριω und nicht auf Χριστω beziehen, da sonst immer Paulus σοφιαν θεου εν μυστηριω nennt, wenn er von der Veranstaltung Gottes durch Christum schreibt. Aber Gott *in Christo* verehren, Gott überall mit Christo in der innigsten Verbindung denken, lehrt Paulus in allen seinen Briefen. Col. I, 15 ist nicht mit Sprichwört. VIII, 22 ff. parallel, denn da ist die Weisheit nicht als *schaffend*, sondern Gott ist als Schöpfer, und die Weisheit, als seine älteste Tochter, oder als durch seine Schöpfung geoffenbart beschrieben. VI. *Illustratur locus difficilis* Matth. 23, 35. Der Vf. nimmt an, der griechische Matthäus, den wir haben, sey von einem unbekannten Hellenisten aus dem hebräischen Matthäus redigirt, und mit Zusätzen vermehrt, und in manchen Stücken geändert. Auch in dieser schwierigen Stelle habe dieser spätere Redacteur die Worte Jesu verändert, und auf Zacharias, Baruchs Sohn, bezogen, von welchem Josephus de B. J. IV, 6 erzähle. Dass auch diese Meinung ihre Schwierigkeiten habe, ist einleuchtend. Rec. nimmt lieber an, dass der Redacteur die Rede Jesu so gegeben habe, wie *die Sage* sie ihm überliefert, oder ein anderes Evangelium sie aufbehahalten hatte. Willkührliche Abänderung dessen, was Matthäus geschrieben hatte, dem Redacteur zuzutrauen, sieht Rec. keinen Grund. Wir kennen ja den aramäischen Aufsatz des Matthäus gar nicht. VII. *Disquiritur, quatenus disciplina religionis et theologiae christianae pendeat ab historia Jesu Christi.* Die Geschichte dient zur Bestätigung der Religionslehren, und ihre Wirksamkeit auf die Gemüther der Christen durch Vorträge zur gemeinschaftlichen Erbauung zu beleben. VIII. IX. *De notione miraculi.* Der Vf. definirt ein Wunder, als *factum insolitum, ad commendandum legatum divinum et doctrinam ejus eveniens;* bestimmter aber S. 162 *factum singulare vel memorabile, Deo procurante, ad commendandum legatum ejus ad homines eveniens;* und er zeigt, wie Wunder von bloss wunderbaren Begebenheiten an diesem Merkmal zu unterscheiden seyen. X. *Vindicatur morum doctrinae arbitrium liberum, rejecta libertate Stoica ethicae Kantianae.* Der Vf. versteht unter *Freyheit* im biblischen Sinne des Wortes, das Vermögen, entweder der Vernunft oder der Neigung zu folgen. Rec. glaubt nicht, dass diess der biblische Begriff der Freyheit sey, z. B. Joh. VIII, 32; aber in des Verfassers Bemerkungen wider die kantische Freyheitslehre ist er vollkommen mit ihm einig. XI. XII. *Brevis argumentationum pro summi numinis existentia recognitio.* Die Ueberzeugungsgründe werden nach ihrem verschiedenen Gewichte gewogen, und es wird gezeigt, wie sie zu gebrauchen seyen.

Die Gegenerinnerungen, welche Rec. bey einzelnen Sätzen dieser gelehrten Abhandlungen nach seiner Ueberzeugung mitzutheilen Ursache fand, sollen übrigens dem Werth derselben im Ganzen nichts entziehen. Rec. empfiehlt sie als sehr lehrreich und lesenswerth. Sie werden jeden nachdenkenden Leser zu neuer Prüfung mancher Sätze des Vfs veranlassen, und besonders auch dazu dienen können, junge Theologen auf den Unterschied aufmerksam zu machen, welcher zwischen der akroamatischen und der populären Lehrart immer bleiben muss.

HR.

KLEI-

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. 1) *Utrecht*, b. van Yzerworst: *Brief van G. Bonnet, aan een Friend by Gelegenheid van eene Aanteekening in de Bibliotheek van theologische Letterkunde, voor het Jaar* 1803 Nr. 3. Derde Druk. 1803. 15 S. gr. 8.

2) *Utrecht*, b. van Paddenburg: *Afgeperste Verdediging van Jodocus Heringa*, Eliza'sz. 1803. 32 S. gr. 8.

Dieses ist der Anfang einer neuen theologischen Streitigkeit, die in unsern aufgeklärten und toleranten Zeiten wirklich auffallend ist. Hr. *Bonnet*, Prof. der Theologie zu Utrecht, beschuldigt seinen Collegen, den Prof. *Heringa*, öffentlich, dass er sich der Irrlehre verdächtig gemacht habe, und hat ihn desswegen auch angeklagt. In dem herausgegebenen Schreiben an einen Freund erzählt er, wie er es selbst zu befördern gesucht habe, dass Hr. *H.* die 1793 erledigte Professur der Theologie erhielt. Allein seine Antrittsrede *de theologiae in scholis institutione, ad praesentem reipubl. Christianae conditionem, prudenter accommodanda*, missfiel schon Hn. *Bonnet*. Er erstaunte, als er hörte, mit welcher Geringschätzung Hr. *H.* von den Theologen redete, welche in ihrem Unterricht von der inwendigen Berufung, der Wiedergeburt, der Lebendigmachung u. s. w. zu handeln pflegen, und dass er zugleich äusserte, er habe nichts dagegen, wenn man die Lehre von dem dreyfachen Amt Christi auch zum Theil zu diesen Eigenheiten rechne. Es liefen nachher auch Briefe ein, welche die Denkart des Hn. *H.* über wichtige Lehrsätze der reformirten Kirche betrafen, und dieses alles wurde auch durch Hr. *H.* Predigten und Vorträge noch mehr bestätigt. Hr. *B.* hörte zwar selbst seit dem März 1795 Hn. *H.* nicht predigen; aber er bekam doch Nachrichten von andern. Alles dieses veranlasste ihn und den Prof. *Royaards*, dass sie sich vornahmen, dem Hn. *H.* ihre Beschwerden über seine Lehre und Denkart mitzutheilen. Dieses geschah im März 1800. In dem Gespräche fanden sie nun, dass Hr. *H.* in einzelnen Punkten und Bestimmungen noch mehr abweiche, als sie anfangs vermuthet hatten. Bald nachher wurde wieder eine Zusammenkunft veranstaltet. Man sprach über die Geheimnisse des Christenthums, und besonders über die Dreyeinheit und die Menschwerdung Christi. Hr. *H.* erklärt sich nach dem Bonnetischen Bericht, dass er Geheimnisse glaube, und zwar alles das, was davon in der Bibel deutlich gelehrt werde, aber dass er sich an menschliche Ausdrücke und Vorstellungen nicht halten könne noch wolle." Als man weiter in Hn. *H.* drang, ob er die Lehre von der Dreyeinheit so glaube und lehre, wie sie im Heidelbergischen Katechismus, im 8, 13 und 20 Sonnt. gelehrt, und in dem Niederländischen Glaubensbekenntnis Art. 8—11 vorgestellt werde, antwortete er darauf: „ja, das schriftmässige." Man fragte ihn darauf weiter, ob er die wahrhaftige und ewige Gottheit des Sohns, und eben dieses auch vom h. Geist, glaube. Nach dem Bonnetischen Briefe antwortete Hr. *H.* „dass er dieses nicht zu behaupten und zu sagen wagen dürfe, setzte aber hinzu, dass er die grössten und erhabensten Gedanken von Jesu habe, dass er diesen aber doch nicht beystimmen könne, und dass er von der Wirkung des h. Geistes alles Gute erwarte, aber doch ebenfalls so nicht sprechen könne." Als man ihm darauf sagte, dass er alsdann die wichtigsten Lehren des Christenthums verwerfe, soll er geantwortet haben: „Er könne das nicht annehmen, aber er lehre nicht dagegen." Man erwiederte ihm, das Verschweigen solcher Dinge, die gelehrt werden müssen, sey schon ein Entgegenlehren. Hr. *H.* sagte darauf: „Er lehre keine entgegenstehende Behauptung und bestimme nichts." Als man ihm zu Gemüthe führte, was es doch auf sich habe, die göttliche Herrlichkeit Jesu zu verläugnen und den Geist der Gnade zu entehren, soll er geantwort haben: „ich entnehme dem Herrn Jesus und dem Geist nichts, aber sehet wohl zu, dass ihr, indem ihr so etwas Jesu oder dem Geist zuschreibt, Gott nichts entnehmt." Man fragte weiter, wie er bey solchen Behauptungen taufen könne? Hr. *H.* antwortete „er taufe in dem Namen Gottes des Vaters, in dem Namen Jesu, als des Seligmachers, und des h. Geistes als der Ursache der Heiligmachung." In einer noch späteren Zusammenkunft legte man wieder folgende Frage Hr. *H.* vor: ob er sagen könne, dass er den Sohn Gottes für den wahrhaftigen ewigen Gott hielte, und ob er dieses auch vom h. Geist glaube? Ob er den Sohn und h. Geist für eines Wesens mit dem Vater hielte? Die Antwort, welche Hr. *H.* gab, war nach Hr. *B.* „von dem Sohn und Geist als Gott glaube er alles, was die Bibel davon sagte," damit war man aber noch nicht zufrieden. Man fragte also weiter, ob er die Antwort auf die 25 Frage des Heidelb. Katechismus für Wahrheit hielte. Darüber erklärte sich aber Hr. *H.* nicht näher, sondern sagte: „Er wolle allein mit der Bibel sprechen, aber in Geheimnissen möchte er nichts sagen, was die Bibel nicht sagte." Hierauf gaben die Professoren die Sache bey den vier ältesten Predigern, als Gliedern des Kirchenraths der Gemeinde zu Utrecht an. Darüber und über den Erfolg, mit welchem dieses geschehen sey, will nun Hr. *B.* in dem folgenden Brief nähere Auskunft geben.

Hr. *Heringa* hat nun in seiner *Afgeperste Verdediging* mit Ernst und Würde darauf geantwortet. Er erklärt, dass er bisher ruhig seinen Gang fortgewandelt habe, ohne auf die Kränkungen und Beschuldigungen zu antworten; jetzo könne und dürfe er aber nicht länger schweigen; er begnüge sich aber damit, theils den Leser zu versichern, dass er die Lehre von Gott, dem Vater, Sohn und h. Geist glaube, theils vorläufig zu sagen, was er im allgemeinen von dem Brief, der unter Hn. *B's.* Namen ausgegeben sey, zu sagen habe. In Ansehung des ersten erklärt sich Hr. *H.* so, dass wohl jeder billigdenkende Orthodoxe damit zufrieden seyn wird. Er sagt unter andern: „Ich bekenne, es ist ein einiger Gott. Dieser Gott ist der Vater, unser Schöpfer, und der Sohn unser Erlöser, und der h. Geist unser Heiligmacher; diese drey zusammen sind der einige, wahrhaftige, ewige Gott, und doch von einander unterschieden. Unser Erlöser ist der eigene, eingebohrne Sohn des Vaters, der Abglanz der Herrlichkeit Gottes und das ausgedrückte Bild seiner Selbstständigkeit, dessen Ausgänge von Ewigkeit sind. Er ist das Wort, das im Anfang bey Gott und das Gott selbst war. Er ist zugleich ein Mensch, empfangen vom h. Geist und gebohren von der Jungfrau Maria. Der h. Geist ist nicht der Vater oder Sohn selbst, noch auch eine Eigenschaft, Tugend, Kraft oder Gabe; sondern der Geist, der vom Vater und Sohn ausgehet, der gesandt von dem Vater und dem Sohn alles wirkt u. s. w. Er sagt dabey, ich begreife es nicht, aber ich nehme es als eine Verborgenheit an, die für den menschlichen Verstand unergründlich ist. Und desswegen enthalte ich mich bey dem Vortrag dieser Wahrheiten auch gern der näheren Bestimmungen und Erklärungen, gebrauche gern die eigenen Worte der h. Schrift, als Worte, die der h. Geist lehret 1 Cor. 2, 13. Aber anderer Worte, die die menschliche Weisheit ausgefunden hat, enthalte ich mich am liebsten, und ich wünschte wohl, dass sie nie wären gebraucht worden." Was den Brief selbst betrifft, so redet Hr. *H.* mit vieler Achtung von Hn. *B*, und sagt, dass er ihm auch in dieser abgenöthigten Vertheidigungsschrift für seine ehemalige Geneigtheit, die er gegen ihn bewiesen habe, danken müsse. Darauf fährt er fort: „Sollte ich nun einen solchen Mann unbillig, hart behandeln können? Das kann, das will ich nicht. O, dass ich es ihm ganz ersparen könnte! Dass ich meine Ehre und Lehre vertheidigen könnte, ohne Ihn zu nennen! Dass ich es auswischen könnte, was Er, unwürdig den Namen von *Bonnet* zu tragen, gegen mich geschrieben hat! Aber das, was von ihm geschrieben ist, ist geschrieben, und das, was ich schreibe, soll, wie ich hoffe, bloss Nothwehr seyn. Ich schreibe es unter den Augen Gottes, der mein Herz kennt, der es weiss, dass ich aus voller Ueberzeugung schreibe, und vor dem wir dereinst erscheinen sollen." Darauf wird nun erklärt, dass der erschienene Brief Unwahrheiten und falsche Beschuldigungen enthalte, dass darin die Worte verdrehet und aus dem Zusammenhang herausgerissen seyen, dass in dem Brief unvollständige und nicht genau erzählte Nachrichten vorkommen, dass manches verschwiegen sey, was zur Erzählung gehöre, dass er zugleich Ungereimtheiten und Unsinn enthalte. Alles dieses verspricht Hr. *H.*, wenn man ihn weiter dazu nöthigen sollte, ausführlicher darzulegen und auch zu beweisen. Nach der Lage der Umstände und nach dem Aufsehen, welches die Sache in Holland macht, war zu erwarten, dass die Streitigkeit hiemit nicht werde beendigt seyn. Inzwischen ist der Schritt, welchen die Professoren *Bonnet* und *Royaards* gethan haben, auf keine Weise zu rechtfertigen. In dem Verhältniss, worin sie mit Hn. *H.* stehen, hat die Sache wirklich ein gehässiges Ansehen. Joh. 18, 35. Jacob. 3, 16.

T. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JUNIUS, 1804.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Schwickert: *Christliche Kirchengeschichte*, von *Johann Matthias Schröckh*, ordentl. Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg. Dreyssigster bis fünf und dreyssigster Theil. 1800—1803. 8.

Was die Freunde der Geschichte einstimmig wünschten, dass diess Meisterwerk des deutschen Fleisses, der Gründlichkeit, Unpartheylichkeit, Treue und Bedachtsamkeit in einer würdigen Beschreibung der christlichen Kirchengeschichte, wenigstens bis zu dem Ziele, das der Vf. sich vorgesteckt hatte, bis zur Epoche der Reformation, fortgeführt werden möchte, das ist in diesen letzten Theilen erfüllt, welche die Geschichte des letzten Zeitalters vor der Reformation von 1303—1517, in acht Abschnitten enthalten; nämlich 1) einen Abriss der bürgerlichen Geschichte dieses Zeitalters; 2) Geschichte der Wissenschaften und Künste; 3) Geschichte der Ausbreitung des Christenthums; 4) Geschichte der Päpste, des Klerus und des Kirchenrechts; 5) Geschichte des Mönchslebens und der geistlichen Ritterorden; 6) allgemeine Geschichte der Religion; 7) allgemeine Geschichte der Theologie; und 8) Geschichte der Religionsstreitigkeiten. Zwar muss es dem nachdenkenden Leser von selbst einleuchten, und Rec. darf es zum Behuf der Wissenschaft nicht unbemerkt lassen, dass diese Zertheilung der Geschichte, und die Abhandlung derselben nach der Ordnung gewisser Hauptsachen, die pragmatische Entwickelung jeder Wirkung aus ihren Ursachen, und die vollständige und lichtvolle Darstellung des Zusammenhanges aller Begebenheiten, als eines, in der historischen Beschreibung so, wie in der wirklichen Welt, genau verbundenen Ganzen, vielfach erschwert, und Zurückweisungen und Wiederholungen in Menge nothwendig macht; Hindernisse, welche bey der *Anordnung nach der Zeitfolge* wegfallen! Aber eben so wenig ist zu verkennen, dass bey einer ausführlichen Geschichte der christlichen Kirche, welche eine vollständigere Beschreibung jedes wissenswürdigen Gegenstandes in dieser Geschichte erfodert, die Anordnung nach der Zeitfolge der Begebenheiten sehr grosse Schwierigkeiten haben würde. Auch in einer solchen Anordnung würden, nach der ausführlicheren Beschreibung des Denkwürdigen, hie und da, um den Faden wieder anzuknüpfen, Erinnerungen an das Vorhergehende, Zurückweisungen und Wiederholungen vielleicht unvermeidlich seyn, wenn der Leser nicht den bedeutenden Vortheil entbehren sollte, von einem merkwürdigen Gegenstande das Wichtigste in Verbindung mit einander übersehen zu können. Auch hat es in der That der Vf. nirgends an solchen, aus der angeführten Ursache nothwendigen Zurückweisungen fehlen lassen; so dass dieser Geschichte der Ruhm einer pragmatischen Abhandlung des Ganzen und jedes einzelnen Theils desselben nicht versagt werden mag. Mit so ruhiger und unermüdeter Forschung, mit so scharfsinniger und unpartheyischer Würdigung der Berichte von jeder Thatsache, mit so richtiger Auswahl und so vollständiger und lehrreicher Zusammenstellung alles Wissenswürdigen, und mit so reichhaltigen, meist ausreichenden literarischen Nachweisungen, ist noch in keinem Werke die Geschichte der christlichen Kirche bis auf die Reformation beschrieben, als in dem gegenwärtigen, auf welches jeder deutsche Patriot stolz seyn kann. Ist in demselben gleich die Kraft und Schönheit, zu welcher sich die historische Schreibart erheben kann, nicht überall erreicht: so ist doch die Darstellung, bey aller Simplicität, nicht nachlässig, sondern lebhaft und angemessen, würdig und edel.

Das Interesse der Geschichte der Kirche, während des Zeitalters vom Tode Bonifaz VIII bis auf Luther, wird in Vergleichung mit dem Interesse der Geschichte der vorhergehenden Zeitalter natürlich desto grösser, je grösser und unerwarteter die Veränderungen sind, welche mit den Päpsten und ihrem Verhältniss zur Kirche, und zu den Regenten der christlichen Staaten, und in den christlichen Staaten selbst, in diesem Zeitalter vorgingen; zumal wenn man alle diese Veränderungen als Vorbereitung auf die grosse Revolution betrachtet, welche unmittelbar auf dieses Zeitalter folgte. „Wenn im vorhergehenden Zeitalter, (diess sind des Vfs Worte) der Geist der abendländischen Christen auf einigen Seiten zu ungewohnten Forschungen über Religion und Wissenschaft neubelebt zu werden schien: so ist es in diesem Zeitalter eine beynahe allgemeine Regsamkeit lange erschlaffter, zurückgehaltener oder unterdrückter Kräfte; ein Streben nach bisher unerhörten, oder verbotenen Kenntnissen, nach verlorenen Rechten, nach Verbesserungen vom dringendsten Bedürfnisse, das alle kirchliche Schranken so vieler Jahrhunderte zu durchbrechen droht. Grosse und Hauptveränderungen im Zustande der Religion und der Wissenschaften, in der Gesetzgebung und in den Sitten; Erfindungen und Entdeckungen von der äussersten Wich-

Wichtigkeit; die erste Verbindung aller Welttheile und aller Menschengattungen; ein Freyheitssinn endlich, der selbst der furchtbarsten Macht zu trotzen versucht; alles dieses drängt sich so wunderbar durch einander, dass man oft Mühe hat, die Quellen, woraus es entsprungen ist, ausfindig zu machen. Grosse Männer von mehr als einer Art erheben sich immer zahlreicher über den gemeinen Haufen. Grosse Vorbereitungen, Hülfsmittel und Aufmunterungen vereinigen sich zur Erzeugung trefflicher Werke des Verstandes. Aber auch grössere Aussichten und Erwartungen kündigen eine Zukunft an, die glänzender und für Religion und Menschenwohl fruchtbarer werden kann, als alle verflossenen Zeiten. Man ist am Ende dieses Zeitalters gewiss, dass sich das Christenthum aus seinem langen und tiefen Verfall herausarbeiten werde; aber wie bald, durch welche Unterstützung, und in welchem Maasse diess geschehen werde? das bleibt noch schlechterdings ungewiss. Alles, was dahin führt, ist erst ein schüchterner Anfang und ein gefahrvolles Wagestück."

Diese Charakteristik des ganzen Zeitalters kann zugleich als Probe der Schreibart des Vf's dienen, und in unserem Zeitalter, bey so viel besseren und zahlreicheren Hülfsmitteln, Religion und Menschenwohl zu befördern, vielfaches Nachdenken über dasjenige, was in dieser Hinsicht geschieht, und was geschehen könnte und sollte, veranlassen!

Die 3 ersten Abschnitte der Kirchengeschichte dieses Zeitalters sind im 30 Th. abgehandelt. Im Abriss der bürgerlichen Geschichte zeichnet sich die Entstehung des Schweizerbundes, die so folgenreiche Entdeckung von Amerika, und in Deutschland das Reichsgrundgesetz der *güldenen Bulle*, welches den Vorrechten der Kurfürsten eine gesetzmässige Festigkeit gab, und Maximilians I Regierung durch die Einführung des ewigen Landfriedens und andere wichtigen Verbesserungen aus. Ueberhaupt aber waren die Nationen grösstentheils sich selbst überlassen. Fürsten, Gesetzgeber, Religionslehrer, die alles aus ihnen machen konnten, thaten wenig Erhebliches zu ihrer Vervollkommnung.

Ausführlicher ist die Geschichte der Wissenschaften und Künste in diesem Zeitalter beschrieben. Die Errichtung so vieler Universitäten, so fehlerhaft auch noch ihre Verfassung war, legte doch einen festeren Grund, auf welchen, unter günstigeren Umständen, künftig vortheilhafter zum Besten der Gelehrsamkeit gebaut werden konnte. Von *Paris* und *Wittenberg* ist hier am vollständigsten Nachricht gegeben. Nächstdem hat der Vf. dankbar der gelehrten Fürsten erwähnt, die sich durch Liebe zu den Wissenschaften, und freygebige Gewogenheit gegen die Lehrer derselben auszeichneten; gerade so, wie er in der bürgerlichen Geschichte das Andenken *der* Regenten der fortdauernden Verehrung der Nachwelt darstellt, die sich durch ächte Regententugenden gerechte Ansprüche auf den Namen eines *Vaters des Vaterlandes* erworben haben. Dann werden die Männer gerühmt, welche in diesem Zeitalter das Studium der classischen Schriften der Griechen und Römer beförderten. Griechen und Italiener wetteiferten im Aufsuchen und Sammeln der Handschriften griechischer und römischer Schriftsteller; aber noch erschwerte die Seltenheit und der theure Preis der Bücher, da man Plutarchs Biographien mit 80, die Briefe des Seneca mit 15—16, eine Concordanz mit 100 Ducaten bezahlte, und für eine Abschrift des Livius ein Landgut kaufen konnte (Th. 30. S. 170), die Anlegung grösserer Büchersammlungen; bis die unschätzbare Erfindung der Buchdruckerkunst, (Th. 30. S. 171 ff.) die Verbreitung aller gemeinnützigen Kenntnisse unendlich erleichterte. Die hier besonders merkwürdigen Männer, wie *Laur. Valla*, *Reuchlin* und *Erasmus*, sind durch eine ausführlichere Nachricht von ihrem Leben und Verdiensten ausgezeichnet; aber auch die übrigen Wiederhersteller der Wissenschaften der Griechen und Römer, die griechischen Sprachgelehrten, und die griechischen, lateinischen, deutschen, italienischen, französischen und muhammedanischen Geschichtschreiber nicht übergangen. *Aeneas Sylvius*, *Sabellicus* und *Bonfinius* sind wegen ihres Strebens nach Veredlung der Geschichtschreibung, *Joh. von Trittenheim* und *Albrecht Kranz* als Geschichtforscher gerühmt; aber auch *Joh. Annius von Viterbo* ist als Geschichtverfälscher ausgezeichnet. Die lateinischen, französischen, italienischen und englischen Dichter, die deutschen Meistersänger und Versuche in Uebersetzungen und Satyren, verdienten hier mit aufgeführt zu werden, um die Stufe zu bezeichnen, bis auf welche sich in diesen Künsten das Zeitalter erhoben hatte; ausführlicher aber ist der Zustand der scholastischen Philosophie, wegen ihres vielfachen Einflusses auf die Theologie des Zeitalters beschrieben, und dann kürzer von den Versuchen, die Philosophie zu verbessern, von dem durch *Pletho* veranlassten Streit über den Werth der platonischen und aristotelischen Philosophie, von den Platonikern und Aristotelikern des Zeitalters, vom Zustande der Naturkunde, Mathematik und Arzneywissenschaft, des römischen und deutschen Rechts, und des Criminalrechts besonders, und des abscheulichen Hexenprocesses, wobey der *malleus maleficarum* nicht vergessen ist, und der Mahlerey, Baukunst und Bildhauerkunst gehandelt. Auf diesen reichen Schatz interessanter Nachrichten macht Rec. alle Freunde der Geschichte und Wissenschaften aufmerksam.

Die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums im 3 Abschnitt beschreibt die Umstände der sogenannten Bekehrung der Litthauer, Lappen und Kumanen, die Ausbreitung des Christenthums im westlichen Afrika und Amerika, und unter den Mauren in Spanien, die Unterdrückung des Christenthums in Sina, und überall, wohin Timurs siegreiche Waffen drangen, die von neuem versuchten Kreutzzüge gegen die immer weiter vordringenden Muhammedaner, den Zustand der Juden, ihre Gelehrten, Talmudisten und Polemiker, die Beschuldigungen und Verfolgungen der Juden, und die Versuche, sie zu bekehren.

Der 31 und 32 Theil ist der so diesem Zeitalter so vorzüglich merkwürdigen Geschichte der Päpste gewidmet, und verbreitet, bey strenger Unpartheylichkeit, über manche Theile dieser Geschichte ein helleres Licht. Sehr angemessen ist diese Geschichte so abgetheilt, dafs die erste Hälfte den Zeitraum vom Tode Bonifacius VIII bis zum Tode Martins V, oder bis zur Ausschreibung des Concils zu Basel und die zweyte Hälfte den Zeitraum vom Anfange des Concils zu Basel bis zum Anfange der Reformation in sich begreift. Den Anfang des ersten Zeitraums zeichnet gleich die wegen ihrer Folgen höchst wichtige Verlegung der Residenz der Päpste von Rom nach *Avignon* aus. Zwar hoffte Philipp der Schöne wohl mehr dadurch zu gewinnen, dafs er Clemens V nur unter der Bedingung auf den päpstlichen Stuhl brachte, dafs er zu Avignon residiren solle, als er wirklich dabey gewann. Er brachte es zwar dahin, dafs die von Bonifacius VIII wider ihn erlassenen Befehle aufgehoben, und alle diejenigen mit der Kirche versöhnt würden, welche, wie Wilhelm von Nogaret zu Anagni, sich zur Vollziehung seiner Rache an jenem ihm wegen seines närrischen Uebermuths mit Recht verhafsten Päpste, hatten gebrauchen lassen. Aber seinen Wunsch, Bonifaz VIII noch nach seinem Tode als einen Ketzer verdammen zu lassen, und seinem Bruder, Karl von Valois, die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen, erfüllte Clemens V nicht. Auch während ihres Aufenthalts zu Avignon blieben die Päpste dem, ihnen durch die Bekleidung mit ihrer Würde übertragenen, und nach ihrer Ueberzeugung von Gott selbst ertheilten, Charakter treu. Einmal anerkannt als Statthalter Gottes auf der Erde, als über alle Fürsten, wie die Kirche über alle bürgerlichen Reiche erhaben, betrachteten sie das Streben, diefs Ansehen zu behaupten, und jedem ihrer Nachfolger wo möglich vergröfsert zu überliefern, als ihres Amtes unerläfsliche Pflicht. Darauf, und auf die Macht der öffentlichen Meinung, welche ja die Päpste für sich hatten, wie selbst Bonifacius VIII diefs zu Anagni noch kurz vorher erfahren hatte, rechneten auch, wie es scheint, die übrigen christlichen Regenten, als sie so ruhig zusahen, wie der König von Frankreich den Papst gleichsam in seine Gewalt brachte, da er ihn bewog, seinen Sitz in Avignon zu nehmen. Zwar klagen die italienischen Schriftsteller, wie der Vf. bemerkt, über diese Verlegung der päpstlichen Residenz, als über die Ursache der Abnahme des Ansehens der Päpste. Sie nennen den Aufenthalt der Päpste zu Avignon die babylonische Gefangenschaft derselben. Sie schildern die nachtheiligen Folgen davon für Rom, welches allerdings nicht wenig dadurch leiden mufste, dafs die aufwandreiche Hofhaltung der Päpste ihm entzogen wurde. Aber eben so richtig ist auch die Bemerkung des Vf's, dafs die Abnahme des Einflusses der Päpste nicht sowohl in ihrem Aufenthalt zu Avignon, und in der Macht, welche der König von Frankreich dort über sie erhalten, ihren Grund habe, als vielmehr in dem päpstlichen Schisma, welches ja nicht nothwendig aus der Verlegung des päpstlichen Sitzes entstehen mufste. Der Vf. hat S. 22—24 *Platina, Muratori* und besonders *Petrarca*, als Zeugen angeführt. Der letztere schildert vorzüglich das Sittenverderben, welches seit der Verlegung der Residenz der Päpste nach Avignon in dieser Stadt herrschte, als unbeschreiblich grofs. Er nennt sie das neue Babylon, die berüchtigte Hure, von welcher Johannes in der Offenbarung geweissagt habe. Aber nach S. 25 ff. haben die französischen Schriftsteller, wie besonders *Nicolaus de Clemangis* und *Mezeray*, eben so laut über das Verderben geklagt, welches aus Italien mit den Päpsten nach Frankreich gekommen sey. Ersterer schreibt: Die Kirche habe ihren nahen Verfall vorhersehen müssen, seitdem sie wegen ihrer verhafsten Hurereyen Rom verlassen habe, und nach Avignon geflüchtet sey. Denn je freyer, desto offenbarer habe sie dort sich ihrer Simonie und schaamlosen Aufführung überlassen. Sie habe mit ausländischen Sitten grofses Unglück nach Frankreich gebracht, wo bis dahin eine mäfsige Lebensart geherrscht hätte. Eben so hat Mezeray geklagt, dafs durch die Päpste die Simonie, die Chikane in Rechtshändeln, und unnatürliche Unzucht nach Frankreich gebracht sey, und *Baluzius*, in seiner Vorrede zu seinen Lebensbeschreibungen der Päpste, sucht auch zu beweisen, dafs Frankreich durch den Hof der Päpste zu Avignon viel gelitten habe. — Auch die Entstehung des Schisma ist vom Vf. in ein helles Licht gesetzt. *Urbans VI* Härte und gebieterisches Verfahren empörte die Cardinale so sehr, dafs sie sich von ihm trennten, und *Robert*, Bischof von Cambray, der den Namen Clemens VII annahm, und Avignon zur Residenz wählte, zum Papst ernannten. Da theilte sich seit 1378 die Kirche in zwey Partheyen, wovon die eine für Urban, die andere für Clemens war, und diefs war der Grund alles Folgenden. Hätte der eine dieser beiden Päpste ein allgemeines Ansehen zu erhalten, und die ganze Kirche zu bewegen gewufst, ihn allein als rechtmäfsigen Papst zu erkennen: so würde er seinen Gegner leicht unterdrückt haben. Aber nun hatte ein jeder eine mächtige Parthey für sich; die französische der eine, und der andere die Gegner Frankreichs. Nun suchte man umsonst, es dahin zu bringen, dafs einer von beiden freywillig seiner Würde entsagte; oder dafs beide sich der Entscheidung gewählter Schiedsrichter unterwürfen; oder dafs einer sein Cardinalscollegium aussterben liefse. Kein anderes Mittel, als ein ökumenisches Concil, blieb übrig. Das zu Pisa 1409 versammelte ernannte zwar *Alexander V*; aber die beiden anderen Päpste, Gregor XII, und Benedict XIII, unterwarfen sich demselben nicht. Erst zu Costnitz, da es den Fürsten nun einmal ein Ernst war, das Schisma aufzuheben, ward Alexanders V Nachfolger, Johann XXIII, seiner Würde entsetzt, Gregor XII, der freywillig resignirte, zur Würde des ersten Cardinals der Kirche erhoben, Benedict XIII abwesend abgesetzt, und Martin V als einziger rechtmäfsiger Papst ernannt, der 1431 starb, und den Anfang des von ihm ausgeschriebenen Concils zu Basel nicht erlebte, welches

ches seinem Nachfolger Eugen IV so vielen Verdruss machte. Aber am Ende wusste Eugen IV doch über das Concil zu Basel zu siegen. Er ward zwar vom Concilium, das über den Papst zu seyn behauptete, citirt, und als er nicht erschien, für abgesetzt erklärt, und Felix V zum Papst ernannt. Doch auch hier zeigte sichs, wie zu Pisa und Costnitz, dass auch die sogenannten allgemeinen Concilien nichts wider den Papst vermögen, ohne den Beystand der Fürsten. Eugen IV wusste diese für sich zu gewinnen, und hatte die Cardinäle grösstentheils auf seiner Seite. Er gewann den *Aeneas Sylvius*, der zuerst auf dem Concil die Vorrechte desselben sehr muthig gegen den Papst behauptete; hernach aber selbst für den Papst mit Kaiser Friedrich III unterhandelte, und durch die Aschaffenburger zu Wien abgeschlossenen Concordate der Hauptsache nach alles wieder aufheben liess, was zur Einschränkung der Macht der Päpste in Deutschland auf dem Concil zu Basel beschlossen war. Ja, Aeneas Sylvius brachte, als er selbst Papst geworden war, Ludwig XI von Frankreich dahin, dass er die von Ludwig IX errichtete pragmatische Sanction, welche der gallicanischen Kirche zum Schutze wider die Eingriffe der Päpste in ihre Rechte und Freyheiten, und besonders wider die Gelderpressungen derselben diente, fast unkräftig machte; bis endlich Leo X den König Franz I bewog, die pragmatische Sanction ganz aufzuheben, und ein sogenanntes Concordat an die Stelle derselben setzen zu lassen, welches die Gewalt der Päpste über die gallicanische Kirche eher erweiterte, als beschränkte. Der Vf. konnte daher mit Recht, in seiner trefflichen Schilderung der Macht der Päpste, am Schlusse des 32 Theils behaupten, dass es noch gar keinen Anschein zu einer so nahen Revolution hatte, als die war, welche seit 1517 den Päpsten einen so bedeutenden Theil ihres geistlichen Gebiets entriss. Es war von keinem grossen Einfluss, dass schon von so vielen heller sehenden und besser gesinnten Menschen die Unrechtmässigkeit der päpstlichen Anmassungen in der Stille erkannt und beseufzt, und von nicht wenigen kühneren Schriftstellern dieselbe sogar öffentlich bestritten war. Den grösseren Haufen konnte das alles noch nicht von der abergläubigen Meinung, der Papst sey von Gott selbst zu seinem Statthalter auf der Erde bestellt, zurückbringen, und die Politik der Fürsten, auf die am Ende das Meiste ankam, wollte zwar die Päpste wohl beschränken, aber doch ihr Ansehen nicht fallen lassen; weil sie dasselbe aus Irrthum für nothwendig hielten, um Ruhe, gesetzliche Ordnung und Unterwürfigkeit, mit Hülfe blinder Religiosität, bey ihren Unterthanen zu erhalten. Es mussten also erst die Völker, durch ein auf alle Stände wirkendes Belehrungsmittel, von ihrer abergläubigen Meinung befreyt, und Fürsten für die Sache der Wahrheit ganz gewonnen werden, wenn die gute Sache siegen sollte, und dazu war noch kein Anschein vorhanden! Der Vf. führt selbst, mit der ihnen schuldigen Achtung, im 33 Th. in der Geschichte des Kirchenrechts und des Klerus, die muthvollen Männer auf, welche, wie *Marsilius von Padua*, *Johann von Jandün*, *Wilhelm Occam*, *Johann von Paris*, u. a. die Rechte der Fürsten gegen die Päpste vertheidigten. Aber keiner hielt es doch auf die Länge für rathsam, das Oberhaupt der ganzen Christenheit zum Feinde zu haben; und wurden auch Versuche gemacht, der Kirche ihre älteren Freyheiten und Rechte wieder zu verschaffen: die Päpste wussten alle die Versuche zu vereiteln. Galt ja doch ihr Gesetzbuch in voller Kraft, zu welchem die *Clementinae* Clemens V, und die *Extravagantes* Johann XXII, und die *Extravagantes communes*, noch in diesem Zeitraum, als überall geltend, hinzukamen. Hingegen das siebente Buch der Decretalen im *Corpore Juris Canonici* erhielt nicht ein den übrigen gleiches Ansehen. Der Klerus selbst, so unzufrieden Bischöfe hie und da mit den Schmälerungen ihrer Rechte waren, schloss sich doch immer an den Papst an, und wollte, seines Vortheils halber, lieber von den Päpsten, als von den Fürsten abhängen. Traurig ist das Gemählde der Verdorbenheit der Sitten, und der Unwissenheit der Geistlichen. Empörend ist es, den Coelibat der Geistlichen ihnen unter dem Namen der Keuschheit so dringend empfehlen zu hören, indess überall die lautesten Klagen über ihre Unkeuschheit erschallten; indess die Bischöfe dem Pfarrer für einen gewissen Preis die Erlaubniss verkauften, sich eine Beyschläferin zu halten, und die Gemeinen zum Theil darauf drangen, dass der Pfarrer eine Concubine haben solle, damit nur ihre Weiber und Töchter vor der Verführung derselben mehr gesichert wären.

Im fünften Abschnitt, (Th. 33. S. 90—260) erzählt der Vf. die Geschichte der *Mönche* und der *Ritterorden* in diesem Zeitalter. Dankenswerth ist die Sorgfalt, womit er das Wissenswürdigste aus dieser traurigen Geschichte der menschlichen Thorheit und Religionsschwärmerey mit unbestechlicher Wahrheitsliebe aushob, und in einem ruhigen, wenn gleich missbilligenden, Vortrage darstellt. Giebt es doch noch heut zu Tage ähnliche Thorheiten, die den Freunden des Helldunkels in Religionssachen, wie allen unaufgeklärten religiösen Mystikern, nur zu gefährlich sind! Zudem ist die wahrhafte Geschichte dieser Thorheiten, und des Benehmens der Päpste bey den Streitigkeiten der Mönche, und ihre Grausamkeit gegen die Fraticellen und Spiritualen, charakteristisch für den Geist des Zeitalters. Die *Lollharden* oder *Alexianer* werden, wie billig, nach Mosheim, aus der Ketzerliste gestrichen; als gutherzige und mitleidige Niederländer, die sich der Sorge für Kranke und Sterbende, und für die Bestattung derselben widmeten, und freylich wohl den Kranken oft lieber waren, als ihr geldsüchtiger Pfarrer, so dass sie sich den Neid der Geistlichen zuzogen. Zuletzt ist sehr befriedigend und unterhaltend von den Schwärmereyen und Offenbarungen der heiligen *Brigitte*, und *Gersons* freyer Kritik über dieselben, Nachricht gegeben; wie auch von dem Orden der Johanniter, der Rhodiser, der deutschen Ritter und der Tempelherren, dessen Aufhebung auf Befehl des Papstes hier nach den neueren Aufklärungen als durchaus ungerecht in wahrem Lichte dargestellt wird.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JUNIUS, 1804.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Schwickert: *Christliche Kirchengeschichte* von *Johann Matthias Schröckh*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Hierauf folgt im sechsten Abschnitt die Geschichte der Religion (Th. 33, S. 269—586). Hier thut es dem wahrheitliebenden Leser wohl, schon die Morgenröthe des helleren Lichts zu erblicken, welches bald hernach aufging. Der Psycholog findet in dem Vorgange der vorurtheilsfreyeren Forscher die Ursachen, welche ihm die freyere Erhebung des Geistes Luthers und so vieler seiner Zeitgenossen erklären. Drang nicht schon *Peter von Ailly* darauf, dass die heilige Schrift als der Grund zu betrachten sey, auf dem die Kirche ruhe? Wenn *Joh. Gerson* gleich noch die Auslegung der Bibel der Tradition der Kirche unterwarf, und den Ursprung derselben unmittelbar von Gott ableitete; wenn gleich *Nicol. von Cusa* das Ansehen der Kirche über das Ansehen der Bibel erhob, weil ja die Kirche eher, als die Bibel, gewesen und die Auslegerin der Bibel sey; wenn Johann Gerson, bey aller seiner sonstigen guten Einsicht, gerade wegen seines blinden Glaubens an die kirchliche Tradition, die crassesten Vorstellungen vom Fegefeuer vertheidigte: so hing doch *Joh. Wessel*, auch *Hermann Gansport* genannt, nicht mehr an diesem Aberglauben, und stellte schon das Fegefeuer bloss als ein Bild der vollkommneren Besserung und Läuterung in jenem Leben dar; und *Joh. von Wesel*, dessen Schriften Luther vorzüglich studirt hat, erklärte sich über den Ablass fast ganz so wie Luther, und reformirte, wie *Joh. von Goch* die Theologie nach der Bibel. Aber im Ganzen blieb die Religion der Christen in diesem Zeitalter, was sie schon in den vorigen war, ein Gepränge eitler Cerimonien, ohne Kraft und Nutzen für die Veredlung des Geistes und Herzens. Von den Bibelübersetzungen, von den Lehren von sieben Sacramenten, von der Transsubstantiation, von der *communio sub una*, von Mariens unbefleckter Empfängniss, und dem Streit darüber, und von den neuen Heiligen, als Gegenständen des Cultus, und den ärgerlichen Legenden, von ihren Wundern, Visionen und Offenbarungen, und zuletzt vom elenden Zustande der Predigten, unter welchen die der Mystiker doch die besten, aber durchaus noch keine Proben eines durch classische Schriften des Alterthums gebildeten Geschmacks waren, ist in diesem Abschnitt ausführlich und gründlich gehandelt.

Die beiden letzten Abschnitte hat der Vf. im letzten Theile zusammengefasst, die Geschichte der Theologie, Th. 34, S. 1—339 und die Geschichte der Religionsstreitigkeiten S. 340—760. Je mehr Merkwürdiges von Verbesserungsversuchen im Fache der Theologie in der Geschichte dieses Zeitalters vorkommt, und je nothwendiger die Kenntniss dieser vorhergegangenen Verbesserungsversuche zur richtigen Würdigung der Theologie des folgenden Zeitalters ist, die sich aus jener entwickelte: desto schätzbarer sind die Nachrichten, welche der Vf. von den Versuchen, die theologische Methode zu verbessern, von den vorzüglichsten Theologen dieser Zeit, von den Fortschritten in der Kritik und Exegese der Bibel, von den Scholastikern dieses Zeitalters und ihren Schriften, und von der Bearbeitung der christlichen Sittenlehre und Casuistik, mitgetheilt hat. Ueber *Laurentius Valla*, *Erasmus*, *Reuchlin*, *Nicolaus von Lyra*, *Joh. Tauler*, *Joh. Gerson*, *Thomas von Kempen*, u. s. w. findet man hier leicht das Wichtigste für den Theologen und Forscher der Kirchengeschichte, in lichtvoller Kürze bey einander.

Da im Abschnitt von den Religionsstreitigkeiten keine allgemeinen polemischen Schriften anzuzeigen waren: so ist mit einem lehrreichen Auszuge aus *Marsilius Ficinus* Vertheidigung der Wahrheit der christlichen Religion der Anfang gemacht. Die auch nachher beliebteste Art, die Lehre von drey Personen in Gott vernunftmäsig darzustellen, findet man schon in diesem Buche gewählt. Gott hat einen ewigen Begriff von sich, als dem höchsten Gute, und das höchste Wohlgefallen an sich, als dem höchsten Gute, von Ewigkeit. Diess nennen die Theologen drey Personen. — Auch *Alphonsus de Spina fortalitium fidei*, und *Theophanes von Nicaea* Schriften wider die Juden beschreibt der Vf., und erzählt dann die vergeblichen Versuche, die griechische Kirche mit der abendländischen zu vereinigen, und die Streitigkeiten mit derselben und den Hesychastern, die Bemühungen um die Vereinigung der Armenier und Jacobiten mit dem Papste, die Geschichte der Inquisition gegen die Ketzer, die Verfolgungen, die man gegen die Waldenser erregte, die Geschichte Wiclefs und der Wiclefiten, am ausführlichsten aber und wirklich meisterhaft die Geschichte der hussitischen Streitigkeiten. Zuletzt ist noch eine allgemeine Uebersicht des Zustandes der Religion und Kirche am Schlusse dieses Zeitalters gegeben. Traurig genug war dieser Zustand, um das Verlangen nach Verbesserung zu erregen. Aber eben so klar lag es vor Augen,

gen, daſs eine Verbeſſerung von dem Klerus ſowohl, als vom Papſte, eher werde gehindert als befördert werden, und daſs nur ein ſehr muthvoller und mächtiger Widerſtand die Hinderniſſe der ſo nöthigen Reformen werde überwinden können.

Mit dem 34 Theile iſt alſo die Geſchichte der chriſtlichen Kirche bis zum Jahre 1517 geendiget, und der 35te enthält, auſser einer Vorrede, einem hiſtoriſchen Begriff der Religion Jeſu, ein vollſtändiges Regiſter der merkwürdigſten Perſonen und Sachen der ganzen älteren Kirchengeſchichte, und endlich Zeittafeln derſelben. In der Vorrede bemerkt der Vf. zuerſt, er habe die Abſicht gehabt, das Regiſter mit noch mehreren Zuſätzen auszuſtatten; aber theils habe ihn die *Menge* der neuen Muthmaſsungen, Erklärungsarten, Geſchichtsausſtellungen und Unterſuchungen, welche auch bloſs zu verzeichnen ſchon zu viel Raum eingenommen haben würde, ſeinen Vorſatz zu ändern bewogen; theils würde zu der nöthigen Prüfung der Gründe und Gegengründe im Regiſter nicht der rechte Ort geweſen ſeyn; theils ſey zu erwarten, daſs ein beträchtlicher Theil der neuen Hypotheſen bald mit anderen Ephemeren hinwelken werde. Indeſſen iſt das Regiſter doch mit manchen Zuſätzen bereichert, beſonders mit einer beurtheilenden Anzeige der merkwürdigeren neueren Geſchichtſchreiber der chriſtlichen Kirchengeſchichte, unter den Artikeln: *Kirchengeſchichte*, *Kirchenverſammlungen*, *Kirchenväter*, mit einer Nachricht von den *Johanniſchriften*, und mit literariſchen und anderen Nachträgen unter den Artikeln: *Abendmahl*, *Afra*, *Amulo*, *Anſchar*, *Auferſtehung*, *Bogomilen*, *Calliſtus I*, *Canon*, *Chiliasmus*, *Chriſtus*, *Decius*, *Dreyeinigkeit*, *Febronius*, *Felix II*, *Homeriten*, *Kirchenverfaſſung*, *Kyrkujolſu*, *Montaniſten*, *Nazaräer*, *Päpſtliches Reich*, *Paul Warnefried*, *Peter von Blois*, *Sittenlehre Jeſu* u. ſ. w.

Demnächſt bemerkt der Vf., daſs er in den 4 erſten Theilen ſeines Werkes, nachdem der Entwurf ſchnell gemacht, und die Ausführung bald hernach begonnen war, es noch nicht möglich gefunden habe, die Realmethode ſo mit der chronologiſchen zu verbinden, daſs die erſtere, ohne die andere zu verdunkeln, vorzüglich hervorgeleuchtet hätte. Erſt mit dem 5 Theile, oder dem zweyten Zeitraum, ſey es ihm gelungen, völlig die Bahn zu betreten, welche er ſich vorgezeichnet hatte, und ſpäter hoffe er auf derſelben ſo weit fortgerückt zu ſeyn, als nur ſeine Kräfte reichten. Ein Geſtändniſs, welches ſeiner Wahrheitsliebe und Beſcheidenheit Ehre macht.

Was der Vf. über ſeine Schreibart, und zur Vertheidigung derſelben ſagt, iſt freylich im Ganzen wahr. Wir haben davon ſchon oben geſprochen; es gereicht indeſs dem Vf. nicht zur Unehre, in der Schönheit, Kraft und Würde einer ächt-hiſtorichen Darſtellung, welche der Wahrheit nichts vergiebt, von anderen trefflichen Geſchichtſchreibern übertroffen worden zu ſeyn.

Schwer fand der Vf. die *Unpartheylichkeit*, welche zu erreichen er ſich beſtrebte, und er klagt, daſs ihm von katholiſchen Schriftſtellern, ungeachtet der Mäſsigung in ſeinen Urtheilen, Härte vorgeworfen ſey. Aber mit Recht bemerkt er, daſs dieſe ſcheinbare Härte nicht in einer Abſicht zu beleidigen, nur in dem Streben nach Wahrheit der Darſtellung, ihren Grund habe. Mit dem hiſtoriſchen Begriff der Religion Jeſu, den er am Ende des erſten und im Anfange des zweyten Theils gegeben hatte, war der Vf. jetzt am wenigſten zufrieden. Er geſteht, jener ſey mehr dogmatiſch als hiſtoriſch, behalte zu viel vom Syſtem bey, und halte ſich nicht genau genug an die Schrift. Deswegen hat er hier einen neuen hiſtoriſchen Begriff der Religion Jeſu, zuerſt nach den Reden Jeſu in den Evangelien, und dann nach den Briefen der Apoſtel nachgeliefert. Aber auch in dieſem Begriff hat er in vielen exegetiſch ſtreitigen Sätzen Parthey genommen, und faſt immer die Parthey der älteren Exegeſe und Philoſophie. Die natürliche Folge davon iſt, daſs er ſein Glaubensbekenntniſs jetziger Zeit in Abſicht der Religion Jeſu ablegt; anſtatt bloſs dasjenige als gewiſs zu derſelben zu rechnen, was exegetiſch erweislich iſt, und in Abſicht des Streitigen, wenn es überhaupt berührt werden muſste, eine hiſtoriſche Anzeige der verſchiedenen Urtheile darüber zu geben. Rec. hält es übrigens nicht, wie der Vf., für nothwendig, daſs der Kirchengeſchichtſchreiber einen auch in Abſicht der unter Theologen ſtreitigen Sätze vollſtändigen, Partheynehmenden Lehrbegriff voranſchicke. Genug, wenn er treu referirt, wie die neuteſtamentlichen Begriffe in der Folge verſchieden gedeutet und angewendet, dargeſtellt und umgebildet ſind, bis ſie nach und nach die Geſtalt annahmen, worin ſie jetzt den Chriſten erſcheinen. Wie der wahrheitliebende Vf. ſelbſt geſteht, daſs er vor 30 Jahren mehr, als jetzo, zur Religion Jeſu gerechnet habe, und daſs alſo ſeine Einſicht ſich geändert habe: ſo kann er es auch nicht für unmöglich halten, daſs Männer, die in Abſicht der Lehre vom Vater, Sohn und Geiſt, von den Teufeln, von Chriſtus Reich, Auferſtehung und Himmelfahrt, von den Beweiſen aus Weiſſagungen und Wundern, von der Natur des Menſchen u. ſ. w. anders urtheilen, als er, vielleicht zu einer richtigeren Einſicht gelangt ſind, weil ſie in den dreyſsig Jahren, die der Vf. hauptſächlich der Geſchichte widmete, ſich hauptſächlich mit der Exegeſe und Religionsphiloſophie beſchäftiget haben.

Die chronologiſchen Tabellen endlich ſind eine ſchätzbare Zugabe zu dieſem Werke. Sie ſind, ſo weit Rec. nach wiederholter Durchſicht davon urtheilen kann, vollſtändig, ohne mit Nebendingen überladen zu ſeyn. Es wäre zu wünſchen, daſs dieſelben auch beſonders abgedruckt und verkauft würden. Sie würden vorzüglich für die nach des Vf's Lehrbuch Unterrichteten ſehr nützlich ſeyn.

Die Fortſetzung der Kirchengeſchichte ſeit der *Reformation*, welche unlängſt zur Freude jedes gründlichen Hiſtorikers erſchienen iſt, wird nächſtens

stens von einem anderen Recensenten in diesen Blättern beurtheilt werden.

WA.

Brieg, b. Wohlfahrt: *Verzeichniss der jetzt lebenden evangelischen Geistlichkeit im preussischen Herzogthum Schlesien und der Grafschaft Glatz, so wie der seit dem Jahre 1801 Abgegangenen.* Zweyte Fortsetzung bis zum J. 1802 fortgeführt, oder dritte, ansehnlich vermehrte Auflage. 1802. IV u. 212 S. 8. (9 gr.)

Ein sehr verdienstliches Unternehmen des Herausgebers, (*Past. Krieg* in Zindel bey Brieg) welches überall und zwar ganz in der Form, wie hier, nachgeahmt werden sollte. Die Eintheilung in Departements, Fürstenthümer und Inspectionen, so wie in Stadt- und Land-Seniorate, in das Feld-Ministerium, in evangelisch-reformirte und zwar theils deutsche, theils böhmische Kirchen ist die zweckmässigste. Beygefügt ist ein dreyfaches Register, welches die Namen der Oerter und der Prediger enthält, und eine tabellarische Uebersicht über die Anzahl sämmtlicher evangelischen Parochien, Kirchen und Prediger im preussischen Schlesien giebt.

S. S. B.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Ausführlichere Predigt-Entwürfe über gewöhnliche sonntägige und über freye Texte von D. Johann George August Hacker,* kursächs. Hofprediger. Erstes Heft. 1804. 216 S. gr. 8. (18 gr.)

Diese zwanzig Predigt-Entwürfe verdienen zu den *besseren* gezählt zu werden. Die Themata sind zwar nicht neu und überraschend; aber doch fruchtbar und auf den grossen Zweck der Religion gerichtet. Die Anordnung und Entwickelung ist grösstentheils den Regeln der Homiletik gemäss, der Styl leicht, edel und angenehm. Vor ähnlichen Sammlungen hat diese noch den Vorzug, dass die Entwürfe ausführlicher sind, wodurch sie nicht nur an Brauchbarkeit für diejenigen Prediger gewinnen, welche von Zeit zu Zeit dergleichen Forthülfe bedürfen, sondern sich auch zur häuslichen Erbauung eignen. Doch kann Rec. den Wunsch nicht bergen, dass der Vf. die Predigten lieber ganz gegeben hätte; dann liesse sichs auch sicherer abnehmen, ob er die grosse Kunst zu individualisiren, wovon doch vorzüglich der Nutzen der öffentlichen Lehr-Vorträge abhängt, besitze.

B—G.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. 1) Utrecht, b. Yzerworst: *Tweede Brief van G. Bonnet aan een Vriend bij gelegenheid van eene Anteekening in de Bibliotheek van theolog. Letterkunde.* 1803. 17 S. gr. 8.

2) Ebendaselbst, b. van Paddenburg: *Vervolg der afgeperste Verdediging van Jodocus Heringa.* 1803. 116 S. gr. 8.

3) Ebendaselbst, b. Yzerworst: *Bijlagen tot de twee Brieven van Bonnet aan eenen Vriend.* 1804. 34 S. gr. 8.

4) Ebendaselbst, b. van Paddenburg: *Tweede Vervolg der afgeperste Verdediging van Jod. Heringa.* 1804. 42 S. gr. 8.

Die erste Schrift erzählt, wie die Professoren *Bonnet* und *Royaads* ihre Beschwerden gegen den Prof. *Heringa* den vier ältesten Predigern *Hinlopen*, *Seguar*, *Kortenhof* und *Walterbeek*, als Mitgliedern des Kirchenraths übergeben, und wie diese den ihnen geschehenen Auftrag ausgerichtet haben. Der Prof. *Rau* hat zwar auch die Anzeige mit unterschrieben, aber man siehet schon aus den Briefen von Bonnet, dass er wenig Antheil an der Sache genommen hat, und dass *B.* und *R.* eigentlich die Anklage betrieben haben. Die vier Prediger übernahmen es, über die gemachte Anzeige mit Heringa zu sprechen. Sie haben sich auch bey der Sache als vorsichtige und christlich denkende Männer benommen. Als der Ausgang der Unterredung der Absicht nicht entsprach, entwarfen die Professoren einzelne Fragen, die dem Prof. *H.* sollten vorgelegt werden, und verlangten zugleich, dass ihnen die Antworten darauf von den Predigern schriftlich mitgetheilt würden. Diese Fragen betrafen die symbolischen Schriften der reformirten Kirchengesellschaft überhaupt und insbesondere die Lehre von der Trinität und ihre Bestimmungen durch die Wörter Person, Wesen, eines Wesens seyn, Dreyeinheit. Als der Prediger *Walterbeek* darauf antwortete, dass der Prof. *H.* erklärt habe: er bleibe bey der vorher schon gegebenen Antwort und glaube von Herzen, dass die drey unterschiedenen, Vater, Sohn und h. Geist, der einige, wahrhaftige ewige Gott seyen, und nun sich noch näher erklärte, dass er glaube, dieser Unterschied liege nicht allein in den unterschiedenen Namen und Beziehungen, sondern auch in dem ewigen Bestehen des Vaters, Sohns und h. Geistes in der Gottheit; und was insbesondere den Sohn betreffe, dass er ihn für den eingebornen, ewigen und natürlichen Sohn Gottes halte, dergestalt von dem Vater unterschieden, dass er in der Fülle der Zeit eine wahre menschliche Natur angenommen habe; er verwerfe zugleich den Irrthum derjenigen, welche sagten, dass die Gottheit überhaupt die menschliche Natur habe angenommen; und von dem h. Geist glaube er, dass er von Ewigkeit von dem Vater und Sohn ausgehe, und verwerfe den Irrthum derer, welche sagen, dass er geschaffen oder geboren sey, und endlich dass er nicht unter diejenigen gehöre, von welchen Calvin sagt: *quod de verbis pertinaciter litigantes, occultum fovent virus:* so waren doch die Professoren *B.* und *R.* mit dieser Erklärung nicht zufrieden, argwohnten, dass *H.* etwas im Sinn behalte, und machten die Prediger darauf aufmerksam, dass in dieser Erklärung das Vornehmste in Beziehung auf die reformirte Kirche fehle, und dass es auch nicht genug sey zu sagen, ob er dieses glaube, sondern auch ob er es lehre. Die Prediger antworteten aber darauf, dass sie glaubten, ihr Geschäfte nach Matth. 18, 16. 17 ausgerichtet zu haben, und dass es nun die Sache der Professoren sey, wenn sie es nöthig fänden, ihre Beschwerden der Gemeinde vorzutragen. Die Professoren liessen nun die Sache ruhen. Inzwischen sucht Hr. *B.* in dem Verfolg des Briefs zu zeigen, dass die Erklärungen von *H.*, wenn sie aufrichtig und ohne etwas im Sinn zu behalten, gegeben seyen, demjenigen, was er vorhin über diese Sache geäussert habe, widersprechen, und dass überhaupt darin noch manches zweifelhaft und unbefriedigend sey. Zuletzt wird noch in einer Nachschrift die Antwort von *H.* auf den ersten Brief von *B.* kurz abgefertigt. Diese Antwort ist wirklich empörend. „Ich lasse mich, heisst es unter andern, über das mitgetheilte Glaubensbekenntniss nicht aus, aber erkläre öffentlich, dass ich mich mit einem, der ein wahrhaftiges Zeugniss, durch zwey oder drey bekräftiget, leugnet, nicht einlassen

lassen kann. Soll durch das Schreiben von H. und sein Glaubensbekenntniss etwas ausgerichtet werden, so muss es erst ausgemacht werden, dass er sich nicht einer vorsätzlichen Unwahrheit schuldig gemacht hat." So verdiente doch die männliche, aber in der That schonende Antwort von H. in seiner *afgeperste Verdediging* nicht abgefertigt zu werden.

In Nr. 2 vertheidiget sich H. ausführlich gegen die Beschuldigungen und Darstellung der Sache in den beiden Briefen von B.; und diess thut er in einem so ernsten und bescheidenen Ton und mit einer so genauen und gewissenhaften Aufstellung der einzelnen Umstände der Geschichte, dass der unpartheyische Leser dadurch in den Stand gesetzt wird, über die wahre Lage der Sache und den Grund derselben hinlänglich urtheilen zu können. Was er in dem ersten Stück der *afgeperste Verdediging* bloss angewinkt hatte, dass der Brief von B. falsche Beschuldigungen und eine mangelhafte und nicht genaue Erzählung der Sache enthalte, und dass manches, was dazu gehöre, verschwiegen sey, wird nun näher auseinander gesetzt. Zuerst redet H. von den Beschuldigungen, die B. aus der Introductionsrede von H. in seinem ersten Brief entlehnt. Er bemerkt nicht allein, dass B. ihm damals seine Zufriedenheit über diese Rede bezeugt habe, sondern zeigt auch, dass die daraus gezogenen Beschuldigungen in Ansehung des Charakters und der Denkart H. ganz ungegründet und falsch seyen. Zu dem Ende werden die Stellen aus der gedruckten Rede selbst angeführt und zugleich übersetzt, damit ein jeder die Worte H. mit den daraus hergeleiteten Beschuldigungen von B. vergleichen kann. H. sagt daher: Hat sich mein Amtsgenosse bey dem Anhören der Rede, die er nachgelesen hat, so geirrt, wie vielmehr kann er sich dann irren, wenn er Worte hört, die nur einmal gesprochen werden? Hat mein Amtsgenosse Worte aus einer gedruckten Rede, in welcher man dem Zusammenhang gemächlich nachgehen kann, aus dem Zusammenhang gerückt, und daraus unrichtige Folgen abgeleitet, wie viel leichter kommt er dann in Gefahr dieses in einem Gespräch zwischen dreyen zu thun, in welchem man leichter den Zusammenhang der Rede und die Absicht des Sprechenden verkehrt auffasst? Auch beklagt sich H. darüber, dass ihm sein College niemals etwas darüber gesagt habe, ob er gleich mehrmals mit ihm über die christliche Lehre und den Zustand des Christenthums gesprochen und ihn ersucht habe, ihm seine Bemerkungen mitzutheilen. Hierauf kommt H. auf die Beschuldigung: dass man Briefe erhalten habe, die beunruhigende Nachrichten von H. Denkweise über wichtige Lehrstücke enthielten, und dass diese von Zeit zu Zeit durch seine Lehrreden, Unterweisungen und Gespräche seyen bestätiget worden. H. klagt über solche unbestimmte Anklagen und fragt nun mit Recht: wie viele Briefe? wie erhielt man sie? von wem und wann empfing man sie? was enthielten sie besonders? Davon, sagt er, hängt das ganze Gewicht der Beschuldigung ab, zugleich erklärt er, dass, wenn man die Briefe offen darlegen wolle, er doppelt so viele Zeugnisse von seiner rechtsinnigen Denkweise von solchen, die darüber urtheilen könnten, beybringen wolle. Er fragt darauf ferner: welche Lehrreden? welche Unterweisungen? welche Gespräche? Wo und wann sind sie gehalten, und wer hat sie angehört? Welches war der Inhalt und die Art und Weise derselben? Welche Beweise von irriger Gesinnung lagen darin? u. s. w. Mit Recht beklagt er sich, dass B. der es selbst gestehe, dass er seit dem März 1795 die Predigten von H. nicht angehört habe, den Erzählungen ungenannter Personen Gehör gegeben habe, ohne die Sache selbst, als ein kundiger Mann, zu untersuchen, wozu er doch verpflichtet gewesen sey. In dem Verfolg der Vertheidigung wird manches in der Erzählung der verschiedenen Zusammenkünfte H. mit seinen Collegen und die Unterhandlung mit den vier Predigern ergänzt und berichtiget. Es kommen dabey merkwürdige Umstände vor, woraus manches mehr Licht bekommt. Auffallend ist auch die Bemerkung S. 81, dass Prof. *Rau* die Anzeige der Professoren mit der Einschränkung unterschrieben hat: *in so fern mir das obenstehende aus der letzten Zusammenkunft bekannt ist.* Wovon aber in dem Bonnetischen Brief nichts erwähnt wird; im Gegentheil hat nach dem Abdruck der Anzeige daselbst *Rau* ebenso wie die andern unterschrieben. Auf die Bedenklichkeiten, die B. in dem zweyten Brief in Ansehung der Erklärung von H. über die vorgelegten Fragen macht, ist auch S. 94 ff. hinreichend geantwortet. Zuletzt erkläret H., dass er keine Schwierigkeit mache, seine Meinung von der niederländischen Kirche offen darzulegen, und er mache sich desswegen verbindlich: wenn Prof. *Bonnet* sein theologisches System wolle ans Licht geben, so wolle er auch das seinige augenblicklich abdrucken lassen. Ueberhaupt hat Hr. H. sich offen erklärt, und seine Sache gründlich vertheidigt.

Nr. 3 ist von Hn. *Royaards*, worin er auf die Vertheidigung von H. zu antworten sucht. Die Antwort ist aber wirklich schlecht ausgefallen. Wenn er gleich anfangs sagt: Seine und *Bonnets* Absicht sey nicht gewesen, einen öffentlichen Streit anzufangen, sondern nur die Falschheit dessen, was in der theologischen Bibliothek gestanden habe, zu erweisen, und es bemerkbar zu machen, mit welcher *Sanftmuth* man die Sache von H. behandelt habe, so ergiebt sich doch wirklich das letztere gar nicht aus dem ganzen Verfahren, im Gegentheil zeugt alles von Bitterkeit mit Partheylichkeit. Auch ist es nichts gesagt, wenn es S. 2 heisst: Wir haben keine Lust, die Schrift von Prof. H. zu prüfen und zu widerlegen, wozu uns sonst jede Seite Anlass geben könnte. Unsere Zeit ist uns dazu zu kostbar. So pflegt man auch wohl zu reden, wenn man nichts erhebliches zu antworten weiss. Was auch gegen H. in Ansehung der aus seiner Introductionsrede abgeleiteten Beschuldigungen, und die Bemerkung von der Unterschrift des Prof. *Rau's* gesagt wird, ist wenig befriedigend, und auch die übrigen Erinnerungen sind unbedeutend. Zuletzt stützt sich Hr. R. hauptsächlich darauf, dass dasjenige, wessen man *Heringa* beschuldigt habe, durch zwey und drey Zeugen bekräftiget sey, und dass ein solches Zeugniss bey allen Gerichten als gültig müsse angesehen werden, folglich könnte das, was H. entgegenrede, er habe es so nicht gesagt, nichts helfen.

Auf diese Schrift hat nun Hr. H. in Nr. 4 wieder geantwortet. Er folgt seinem Gegner Schritt vor Schritt, und setzt alles in das gehörige Licht. Zuletzt zeigt er ausführlich, dass B. und R. auf ihr eigenes Zeugniss gar nichts bauen können, dass sie vielmehr nur als Ankläger und Beschuldiger anzusehen seyen; dass sie bey den vorgefallenen Unterredungen nicht im Stande gewesen seyen, recht zu hören und aufzumerken, theils wegen Harthörigkeit, theils wegen ihres Ungestüms; dass die Sache, welche durch das Zeugniss bestätiget werden solle, nicht eine Thatsache sey, da man mit Augen sieht, sondern Worte und Reden in einem stets abgebrochenen Gespräche, deren Sinn aus dem Zusammenhang und der Absicht des Sprechenden müsse beurtheilt werden; dass sie beide schon vorher gegen ihn eingenommen gewesen, und an seiner Rechtgläubigkeit und Aufrichtigkeit gezweifelt hätten; dass wenn das Zeugniss in einer Sache, wovon jemandes guter Name und Ehre abhängt, gültig seyn solle, man vorher keine entscheidenden Beweise gegeben habe, dass man ihm den guten Namen zu rauben suche u. s. w. Kurz, die ganze Beantwortung jener Schrift ist bündig und befriedigend. Rec. bemerkt noch, dass vor kurzem eine kleine Schrift unter dem Titel: *Vrede-Raad aan de Professoren der theologie te Utrecht door Eirenophilus* erschienen ist, worin der Vf. die streitenden Partheyen ermuntert, sich zu vertragen. Die ganze Streitigkeit betrifft wirklich eine Kleinigkeit, und es wäre zu wünschen, dass die Sache in Frieden beygelegt würde. Die Professoren *Bonnet* und *Royaards* haben sich kein rühmliches Denkmal gestiftet, dass sie ihren Collegen desswegen angeklagt haben, weil er sich gewisser Wörter und Terminologie enthalten will, die im Grunde betrachtet nichts aufklären und unbiblisch sind; und *Heringa* hat sich desswegen hinreichend gerechtfertiget.

T. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JUNIUS, 1804.

JURISPRUDENZ.

Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch eines civilistischen Cursus* vom Professor *Hugo* in Göttingen. Erster Band, welcher als allgemeine Einleitung die *juristische Encyclopädie* enthält. 1792. 198 S. 8. (Auch unter dem besonderen Titel: *Lehrbuch der juristischen Encyclopädie*). — Zweyter Band, welcher das *Naturrecht*, als eine Philosophie des positiven Rechts enthält. Ebend. 1798. 220 S. 8. (Auch unter dem besonderen Titel: *Lehrbuch des Naturrechts, als einer Philosophie des positiven Rechts*.)

Der erhöhte Einfluss, welchen die Philosophie, durch das System des Kriticismus belebt, in den letzten 20 Jahren auf so viele Wissenschaften gehabt hat, erstreckte sich auch auf die Rechtswissenschaft. Der Zustand der Gährung, welcher eine Folge von diesem Einflusse war, dauert noch jetzt in dieser Wissenschaft fort, und wenn schon nicht zu läugnen ist, dass sehr viele Früchte jenes philosophischen Geistes der nahen Vergessenheit entgegenreiften: so war doch dieser neue Umschwung schlechterdings erfoderlich, wenn nicht ein gänzlicher Stillestand in diesem Theile des menschlichen Wissens unter uns eintreten sollte. Die historischen Untersuchungen über die bestehenden Gesetze waren so ziemlich erschöpft. Einzelne Rechtsfälle und Entscheidungen waren zu tausenden in den Schriften der Rechtsgelehrten gehäuft worden.

Aus leicht begreiflichen Gründen musste sich die Reform, welcher auf diese Weise die Rechtswissenschaft unterworfen wurde, hauptsächlich auf die *Form* dieser Wissenschaft beziehen. Zuförderst bemerkte man, dass es der gesamten Rechtswissenschaft an einem wesentlichen Theile fehle, welcher die Verbindung des Ganzen, die gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen in Deutschland geltenden Rechte u. s. w. zu zeigen hätte; und so entstand die *juristische Encyklopädie*. Ferner konnte den Bearbeitern der Rechtswissenschaft nicht entgehen, dass nach der bisherigen Methode nicht selten Wissenschaften mit einander verbunden worden waren, die entweder ihren Quellen, oder ihrem Inhalte nach, von ganz verschiedener Art sind. Besonders die Handbücher über die Pandekten waren grossentheils ein wahres Chaos, in welchem die verschiedenartigsten Rechte in einem bunten Gemische durch einander liefen. Die *Trennung* der verschiedenen Rechtstheile war daher ein anderes Geschäft der neueren Rechtsgelehrten. Man fing wieder an, das römische Recht rein und ohne Rücksicht auf den heutigen Gerichtsgebrauch vorzutragen u. s. w. Endlich war auch *das System*, nach welchem man bisher die einzelnen Theile der Wissenschaft bearbeitet hatte, nichts weniger, als fehlerfrey; in dem Privatrechte folgte man gewöhnlich der Ordnung der Justinianischen Institutionen. Man warf nun diese Fesseln ab; obwohl freylich die Wissenschaft durch diesen freyeren Geist nicht selten eben so wenig gewann, als der Staat durch politische Revolutionen zu gewinnen pflegt.

Beschränkter war der Einfluss, den die Philosophie auf den *Inhalt* der Rechtswissenschaft hatte. Wenn die Heilkunde selbst ein Theil der Philosophie ist; wenn ferner positive Glaubensbekenntnisse, wenigstens nach dem Systeme des Protestantismus, den Grundsätzen der Vernunftreligion immer näher gebracht werden sollen: so hat hingegen der Jurist seinen festen unabänderlichen Maasstab für die Gegenstände, die in sein Gebiet gehören; und es würde daher sehr ungerecht seyn, wenn man die Fortschritte, die er in seiner Wissenschaft machte, nach denselben Regeln, wie z. B. die wissenschaftlichen Arbeiten des Theologen, beurtheilen wollte. Indessen war doch zuförderst für das Schicksal der *philosophischen Rechtswissenschaft* (des sogenannten Naturrechts) der Geist der Zeit entscheidend. Auf diese Wissenschaft waren vorzüglich die Bemühungen denkenden Juristen gerichtet. Das Recht wurde strenger von der Tugendlehre gesondert; das Ganze fester begründet; und selbst mit einigen bisher fast ganz vernachlässigten Theilen, z. B. dem Weltbürgerechte, bereichert. Nach einer Menge grossentheils missglückter Versuche über diese Wissenschaft, welche aus der Kantischen Schule hervorgingen, erschien das Werk des Meisters selbst, mit welchem die Nachwelt vielleicht eine neue Periode in dieser Wissenschaft beginnen wird. — Jedoch selbst an die Grundsätze des *positiven* Rechts wagte sich jener philosophische Neuerungs-Geist. Man versuchte die Grundsätze dieses Rechts aus philosophischen Principien abzuleiten, oder jene mit diesen möglichst in Uebereinstimmung zu setzen. Der eine, wie der andere Versuch fand, und nicht ohne Grund, seine Widersacher. Mit Recht fürchtete man, dass diese Methode den Schriftsteller sehr leicht verleiten könne, den wahren Sinn des Gesetzes zu übersehen, oder ihn gegen eine philosophische Hypothese zu vertauschen. Indessen brachten doch jene Versuche wenigstens den Gewinn, dass sie

sie theils auf die Möglichkeit und auf das Bedürfniss einer philosophischen Gesetzgebung aufmerksamer machten, theils selbst zur historischen Prüfung mancher positiven Rechtssätze mittelbar auffoderten.

Unter den neueren philosophischen Bearbeitern dieser Wissenschaft verdient auch Hr. Prof. *Hugo* eine ehrenvolle Stelle. Rec. wird nach und nach in diesen Blättern die Schriften anzeigen, die Hr. H. zur Vervollkommnung des juristischen Studiums, unter dem allgemeinen Titel eines *civilistischen Cursus*, theils schon herausgegeben hat, theils noch herauszugeben gedenkt. Zuförderst wird er eine jede dieser Schriften für sich beurtheilen, und am Ende aller dieser Anzeigen sein Urtheil über den Plan des ganzen Unternehmens hinzufügen. Bey der Beurtheilung dieser Schriften, einzeln betrachtet, wird es ihm hauptsächlich um die Idee eines jeden einzelnen Werkes zu thun seyn.

Der *erste Band* dieses civilistischen Cursus, die *juristische Encyklopädie*, kann hier nur beyläufig von uns berührt werden, da theils sein Erscheinen in zu frühe Zeiten fällt, theils, zu folge der uns zugekommenen Nachrichten, eine 2te Ausgabe dieses Bandes nächstens zu erwarten steht. — Die bisherigen Bearbeitungen der juristischen Encyklopädie kann man überhaupt auf zwey Classen zurückführen. Die eine ist die Classe der *philosophischen* Encyklopädien, die andere begreift die *historischen* unter sich. Die erstere hat die systematische Form der Wissenschaft zu ihrem Gegenstande, die letztere beschäftiget sich mit einer Beschreibung ihres gegenwärtigen Zustandes. Diese historisch-juristische Encyklopädie kann wiederum in die *äussere* und in die *innere* eingetheilt werden. Jene (die äussere) giebt den Begriff, die Theile, die Quellen, den Nutzen, und die Literatur eines jeden Rechtstheiles an; diese (die innere) enthält einen kurzen Abriss der Wissenschaft selbst. Die vorliegende Encyklopädie gehört zu dieser letzteren Gattung.

Es würde ein sehr undankbares Geschäft seyn, wenn Rec. manches Unbestimmte oder Falsche rügen wollte, was er in einzelnen Stellen dieser Schrift zu finden glaubte, um so mehr, da die neue Ausgabe wahrscheinlich diesen Mängeln grossentheils abhelfen wird. Nur folgende zwey allgemeine Bemerkungen will er über den Plan des Werkes machen. Fürs erste: diese ganze Gattung von juristischen Encyklopädien, zu welchen die gegenwärtige gehört, soll hauptsächlich den Zweck haben, dem Anfänger eine Uebersicht des Ganzen zu verschaffen. Allein dürfte nicht eben dadurch das Interesse an den einzelnen Theilen, der Trieb, in das Einzelne zu gehen, der Reitz der Neuheit, den sonst eine jede einzelne Wissenschaft für den Lernenden haben wird, geschwächt werden? Wenigstens glaubt Rec., welcher selbst akademischer Docent ist, bemerkt zu haben, dass gerade diejenigen Zuhörer die wenigsten Fortschritte auf Akademien machen, welche sich schon vorher, z. B. auf sogenannten akademischen Gymnasien mit einzelnen Theilen der Rechtswissenschaft beschäftiget hatten. — Fürs zweyte: Eine unnachlässliche Foderung, die man an eine jede juristische Encyklopädie machen kann, besteht darin, dass sie eine systematische Classification der verschiedenen Theile der Rechtswissenschaft enthalten muss. Aber gerade diese Foderung bleibt in der vorliegenden Schrift unbefriediget. Der Vf. kann sich zwar damit entschuldigen, dass er seinen Lesern mehr eine Nachricht von den gewöhnlichen juristischen Collegien, als einen systematischen Abriss der Wissenschaft geben wollte (*Einleit.* S. 4). Allein Rec. war von jeher der Meinung, die sich ihm auch durch die Erfahrung bestätigte, dass diejenige Methode, welche der objectiven Beschaffenheit der Wissenschaft am meisten entspricht, auch für den Lernenden die vortheilhafteste ist.

Der *zweyte Band* des civilistischen Cursus führt den Titel: *Lehrbuch des Naturrechts, als einer Philosophie des positiven Rechts.* Es ist nicht so leicht, den Zweck dieses Werkes bestimmt anzugeben, da der Vf. wohl selbst mit der Idee, deren Darstellung er versucht hat, noch nicht im Klaren seyn dürfte. Das Buch enthält nicht Naturrecht, und, so gleichgültig auch an sich Benennungen sind, so hätte sich doch der Vf. eines Namens enthalten sollen, der den Leser leicht zu einem irrigen Urtheile verleiten kann. Eben so wenig enthält es eine vollständige Philosophie des positiven Rechts; sondern nur einen einzelnen Theil derselben. Der Vf., nachdem er in der Einleitung die praktische Unbrauchbarkeit des bisherigen Naturrechtes gezeigt hat, stellt zuförderst einen Abriss einer juristischen Anthropologie auf, worin er den Menschen als vernünftiges Wesen, und als Bürger, seinen Anlagen, seinen Bedürfnissen, seinen Verhältnissen nach betrachtet; und philosophirt dann, nach den Principien, die er in diesem ersten Theile gefunden hat, in dem zweyten über die verschiedenen Theile der Rechtswissenschaft, das Privat- das öffentliche und das Weltbürgerrecht.

Die Idee des Vfs, der Philosophie des positiven Rechts besondere akademische Vorlesungen zu widmen, und ein Handbuch zu diesem Ende auszuarbeiten, ist unstreitig im höchsten Grade lobenswerth. So viel auch von der Nothwendigkeit, philosophische Juristen zu bilden, geschrieben und gesprochen wird; so konnte doch das Naturrecht allein, am allerwenigsten so, wie es gewöhnlich vorgetragen wird, schlechterdings nicht jene Foderung befriedigen. Denn die Principien der Gesetzgebung sind nicht bloss Rechts- sondern auch politische Principien; und diese letzteren sind theils aus der Anthropologie, theils aus der Geschichte zu entlehnen. Eben so wenig kann auch jene Foderung dadurch erfüllt werden, dass der Lehrer gelegentlich über das positive Recht bey dem Vortrage desselben philosophirt. Sondern eine Philosophie des positiven Rechts, als Gegenstand besonderer Vorlesungen, ist ein wahres Zeitbedürfniss. Nur können wir den Vf. des obigen Werkes selbst fragen: ob seine Schrift die Idee einer solchen Wissenschaft nur einigermassen erschöpfe?

schöpfe? Eine Philosophie des positiven Rechtes muss von Principien ausgehen; die Geschichte der Menschheit und der verschiedenen Gesetzgebungen ist nur eine Vorbereitung dazu; diese Principien sind möglichst vollständig aufzuzählen; ein jedes derselben durch Beyspiele zu erläutern; — und, mit einem Worte, wir müssten selbst eine Philosophie des positiven Rechtes schreiben, wenn wir alle Mängel des vorliegenden Versuches aufdecken wollten. Jedoch von einem so denkenden und thätigen Schriftsteller, als Hr. *Hugo* ist, lässt sich mit Gewissheit erwarten, dass er bey einer zweyten Ausgabe dieses Werkes ein Bedürfniss, auf welches er zuerst aufmerksam machte, vollständiger befriedigen werde.

G. d. T. T.

STUTTGARD, b. Steinkopf: *Friderici Roth de re municipali Romanorum* libro duo. 1801. 144 S. in 8.

Dieses aus zwey zusammengedruckten akademischen Streitschriften bestehende Werk enthält einen Grundriss der Geschichte des römischen Municipalwesens (S. 1—56), und eine Darstellung der Municipalverfassung (S. 57—144). Die *erste* Abtheilung enthält mehr als eine Sammlung von Notizen über die Entstehung der Municipien und ihr Verhältniss im römischen Freystaate, — auch mehr als ein blosses Räsonnement über die Politik der Römer bey Gründung der Municipien. Sie enthält eine vollständige Geschichte, nicht so wohl der Municipien, als der Municipalverfassung, bis auf die Zeiten des unglücklichen Politikers, Leo des Philosophen, herab, der die Municipalverfassung nicht sowohl, wie der Vf. (§. 21 S. 55) glaubt, umstiess, als umformte. Der Vf. stellt die einzelnen Verordnungen der Kaiser nach der Zeitfolge vollständig, grösstentheils mit untergelegten Beweisstellen aus den Classikern oder den Gesetzbüchern, jedoch eben nicht pragmatisch, und ohne erläuternde Bemerkungen dar. Auch liess er eine Lücke in Ansehung des Zeitraums von Justinianus bis auf Leo, angeblich „*quia certi nihil ex horrida et tenebrosa aetate*"; eine Behauptung, deren Wahrheit wir sehr bezweifeln. Ungern bemerken wir überhaupt, dass der Vf. die politischen Motiven des Leonischen Umstaltungs-Gesetzes und die eigentliche Beschaffenheit der neuen, dadurch bewirkten, Revolution unerörtert gelassen hat. Die *zweyte* Abtheilung, welche zur Nothdurft als ein kleiner, obschon nicht vollständiger und nicht hermeneutischer, Commentar der *zehn* ersten Titel des letzten Buches der Pandekten gelten kann, ist dogmatisch, und beschäftigt sich in *vier* Kapiteln 1) mit Darstellung der, den Municipien, als städtischen Gemeinden, zustehenden Gesellschafts- und Constitutionsrechte, 2) mit der *curia*, als dem Regierungs- und Policeycollegium eines Municipiums, 3) mit den Ehrenstellen und Aemtern und niedern Bedienungen der Municipien, und 4) mit der Regierung in den Municipien im Innern. So wird im zweyten Kap. von den Curien überhaupt, von der Aufnahme in dieselben, von dem *albo curiae*, von den Rechten derselben überhaupt und besonders von der Form des Beschliessens und Abstimmens über Curialangelegenheiten, von den besonderen Amtsverrichtungen der einzelnen Decurionen ausser der Curie, und von den eigenen Ehren, Rechten und Würden, auch Lasten und grossen Beschwerden des Decurionats gehandelt. Im dritten Kap. werden die einzelnen Municipalstellen, nach vorangehender Einleitung über Recht und Pflicht dazu beschrieben. Die einzelnen Beamten sind folgende: *Duumviri*, *Aediles*, *curatores reipublicae*, *defensor civitatis*, sodann *susceptor*, *irenarchae*, *curatores frumenti* und *calendarii*, andere niedere Municipalbediente zu geschweigen. Das vierte Kap. enthält Erörterungen über das Gemeindegut, über *munera* und die Gattungen derselben, über die Verbindlichkeit dazu und über Immunität, besonders über die *defensio reipublicae* und *legatio*, über gesetzmässige Verwendung und über Sicherstellung des Gutes gemeiner Stadt und Bürgerschaft. Auch in diesem zweyten Abschnitte wurden die wichtigsten Beweis-Urkunden aus den Gesetzen im Abdrucke dem Texte untergelegt. Nur sparsam sind hie und da kleine erläuternde oder berichtigende Bemerkungen eingestreut.

Ueberhaupt darf diese Schrift nicht zu den vorzüglich wichtigen Werken der Neuern über das Civilrecht gerechnet werden, da sie keine neuen historischen oder exegetischen Aufschlüsse und Bemerkungen enthält, überhaupt in das Detail der Untersuchungen nicht tief genug eindringt, und weil wir schon in den früheren bekannten Schriften *Spanheims*, *Otto's* und *Stegers* über die ältere Geschichte der Municipien, und in *Jo. de Wasseau* vortrefflicher und gelehrter Dissert. *de jure et jurisdictione municipiorum* (in *Oelrichs* thes. Vol. II. T. II.) über die ältere Verfassung der Municipien, den Unterschied derselben von Kolonien, ihre grossen Rechte und vorzüglich über die innere und äussere Verfassung der Curien, das Rechtsverhältniss der Decurionen und über alle und jede einzelnen Municipalbeamten aller Classen, die ausführlichsten, gründlichsten und mit classischer Alterthumskunde ausgerüsteten Untersuchungen vorfinden. Allein einiges Verdienst um seinen Gegenstand kann dem gelehrten Vf. dieser Schrift nicht abgesprochen werden. Vertraut mit den Quellen, ausgerüstet mit den nöthigen Kenntnissen der römischen Geschichte und Verfassung und vorbereitet durch das Studium seiner Vorgänger, lieferte er, der erste, in einer tadellosen, stellenweis römischen, durchaus aber würdigen Sprache, einen Versuch eines systematischen Ganzen über seinen Gegenstand, — er führte die Geschichte desselben, jene Lücke abgerechnet, durch, und gab im letzten Kapitel des zweyten Buches, eine anschauliche Uebersicht der Rechtsverordnungen über die Leitung des Gemeindewesens in den Municipien. Und in diesen Rücksichten verdient der Vf. allerdings Ermunterung und Lob.

V. z. B.

KLEI-

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Tübingen*, b. Fues: *Diss. inaug. jurid. de Consanguinitatis ratione ac indole ad eruendas notiones vocum juris germanici Sippe, Sippzahl, Sippzahlrecht*, quam — Praes. *J. Chr. Majer* — submittit Auctor *Christian Frider. Sick*, Stuttgard. 1802. 62 S. 8. In Erbverträgen und andern Urkunden, durch welche die Erbfolgsrechte erlauchter oder adelicher Familien bestimmt werden, kommen oft die Worte *Sippe*, *Sippzahl* vor. Es war daher ein verdienstliches Unternehmen, die Bedeutung derselben genauer als bisher zu untersuchen. Der Vf. führt, nachdem er einige wichtige Erläuterungen über die Verwandtschaft überhaupt, über ihre Verschiedenheit, und die Art sie zu beurtheilen und zu berechnen, mit vielem Scharfsinne vorangeschickt hat, zuerst den Sachsen- und Schwabenspiegel als den Hauptsitz dieser Worte, und dann Stellen aus den Glossarien an, welche Licht über die Bedeutung und den Gebrauch derselben verbreiten können. Das lateinische Wort *Parentela* ist, wie aus den Stellen erhellet, die aus dem kanonischen Rechte und aus den lateinischen Uebersetzungen der alten deutschen Gesetze angeführt werden, nur eine Uebersetzung des deutschen Wortes *Sippe*. Der Vf. findet, dass die Worte *Sippe* und *Parentela* bald in einer engeren, bald in einer weiteren Bedeutung vorkommen. In der engeren zeigen sie den Inbegriff derjenigen Personen an, welche in dem Verhältnisse als Aeltern und Kinder zusammenstehen, oder so angesehen werden, und welche durch das Band eines gänzlich gemeinschaftlichen, und desselben Blutes durch Zeugung verbunden sind. Wenn *Sippe* in dieser Bedeutung genommen wird, so machen nachfolgende Personen die Sippe aus: Aeltern, Kinder, diese Kinder und ihre Vater- und Mutter-Brüder und Schwestern; Brüder und Schwestern, welche von demselben Vater und derselben Mutter gezeugt wurden. Bey diesen allen ist keine Verschiedenheit des Blutes; nichts von dem Unterschiede, welcher bey anderen und weiteren Verwandten (*cognatis et agnatis ulterioribus, Angesippten*) daher entstehet, dass bey ihnen des gemeinsamen Blutes mehr oder weniger, oder des beygemischten fremden Blutes mehr oder weniger sich befindet. Daher hat Justinian unter jenen obengenannten Personen die Heirathen als blutschänderisch verboten, und denselben das Erbrecht vorzugsweise vor allen Seitenverwandten eingeräumt.

In der weiteren Bedeutung ist *Sippe* der Inbegriff mehrerer Sippen, die alle von einer ursprünglichen herkommen, und mit ihren Individuen unter sich durch das Band eines gemeinsamen Blutes verbunden sind. Eine solche Sippe begreift nicht nur die Aeltern und ihre Kinder, sondern auch noch alle anderen Angesippten, oder hinzugebohrenen, die aus dieser Sippe als der gemeinschaftlichen Quelle entweder durch die Kinder, oder durch die Vater- und Mutterbrüder und Schwestern, ihr Blut herleiten; und in Rücksicht auf diese gilt die bekannte Parömie: der nächste zur Sippe, der nächste zur Erbschaft.

Das Haupt dieses ganzen Körpers, der aus mehreren sich in einer Reihe an einander schliessenden Sippen besteht, ist die oberste oder ursprüngliche Sippe; die Quelle, aus welcher das gemeinsame Blut ausfliesst. Die Glieder derselben sind die auf einander folgenden Progressionen, deren Reihe eine Zahl ausmacht, und mit einer Zahl bezeichnet werden kann. Bruder- und Schwesterkinder sind die erste Progression der Sippe; Bruder- und Schwesterenkel die zweyte u. s. w. Jede dieser Zahlen ist eine *Sippzahl*. Von diesen Progressionen oder Zahlen der Sippe macht jede eine Einheit, eine Sippe von der ganzen in gerader Linie auf einander folgenden Sippenreihe aus, aus der der ganze Körper besteht. Aus einer solchen bestimmten Zahl kann man auch die Stelle erkennen, die jeder Anverwandte in dem Körper, das ist in der ganzen Reihe der Sippen einnimmt. Der ganze Körper lässt sich nach den einzelnen Zeugungen, oder den daraus entstandenen einzelnen Sippen abzählen, und so haben nach dem Schwabenspiegel die Geschwistrigten die erste Zahl in der Sippe, in der ausgedehnteren Bedeutung dieses Wortes, deren Kinder die zweyte u. s. w.

Da die Progression der Sippe, der Natur der Sache und den Gesetzen gemäss, nur vermittelst der Zuziehung einer nicht verwandten, d. i. auswärtigen Person, folglich nicht ohne Beymischung eines fremden Blutes geschehen kann; da ferner, wegen der eben hieraus folgenden Abnahme der Verwandtschaft, endlich bey einer gewissen Zahl das gänzliche Aufhören der Verwandtschaft angenommen werden muss: so ist es gewiss, dass die sämtlichen Rechtsverhältnisse nach dem gemeinschaftlichen Blute bestimmt, und durch die Sippzahl allein normirt werden konnten. Daher das *Recht der Sippzahl*. Dieses Recht bezieht sich hauptsächlich auf die Intestaterbfolge und auf die Eheverbote.

Die Sippzahl ist entweder *endigend* (*finalis*), oder nur *enunciativ*. Durch jene wird der Angesippte vom Auswärtigen; durch diese werden die Gesippten, Anverwandte, selbst unter einander, d. h. die näheren von den entfernteren unterschieden.

Ob es nun gleich damit seine volle Richtigkeit hat, dass die Erbfolgeordnung sich nach dem Recht der Sippzahl und nach dem Grundsatze, Je näher der Sippe, desto näher dem Erbe, richtet: so ist doch auch gewiss, dass durch dieses einzige Rechtsprincip noch nicht alles erschöpft ist, was in Rücksicht auf Erbfolgeordnung bestimmt seyn soll. Durch erwähntes Princip wird nur die Successionsordnung unter einzelnen mit einander concurrirenden Verwandten der nämlichen Sippe, keinesweges aber auch diejenige Erbfolgeordnung normirt, welche unter mehreren gemeinschaftlichen Sippen, die aus mehreren gemeinschaftlichen Sippen, oder aus mehreren und verschiedenen gemeinschaftlichen Hauptstämmen (*Stipitibus parentum communibus*), entsprungen sind, statt findet. Auch unter diesen hat eine gewisse Ordnung statt, von welcher die Erbfolgeordnung abhängt. Hier findet aber das Princip: Je näher der Sippe, desto näher dem Erbe, keine Anwendung, sondern es tritt ein besonderes Princip ein, das nicht auf die Qualität des gemeinschaftlichen Blutes oder die mehrere oder mindere Beymischung fremden Blutes, sondern auf dessen Quantität selbst Rücksicht nimmt, wo alsdann z. B. meines Bruders Enkel oder Urenkel mehr von dem gemeinschaftlichen von unserem beiderseitigen Stamme, nämlich meinen Aeltern, hergeleiteten Blute in sich hat, als mein Vatersbruder. Von der Ordnung, welche unter mehreren gemeinschaftlichen Agnationen verschiedener Stämme statt findet, schweigen der Sachsen- und Schwabenspiegel ganz stille. Nach dieser Ordnung geht die ganze Agnation aus dem näheren Stamme der aus einem entfernteren vor. Daher unterscheidet der Vf. zwischen der Linealsuccession und der Succession nach Sippen oder Parentelen, und sieht diese, bey der keine Rücksicht auf den näheren Grad der Verwandtschaft mehr genommen wird, wenn einmal von der Erbfolge unter gemeinschaftlichen Agnationen verschiedener Stämme die Rede ist, als in der Natur der Verwandtschaft gegründet an.

Es erhellet schon aus dieser kurzen Anzeige, dass die scharfsinnigen Erörterungen, welche in dieser kleinen Schrift vorkommen, alle Aufmerksamkeit verdienen.

A — B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JUNIUS, 1804.

JURISPRUDENZ.

Jena, b. Mauke: *System des Pandecten-Rechts* von *Anton Friedrich Justus Thibaut*, ordentl. Prof. des Rechts, Hofgerichtsassessor, und Beysitzer des Schöppenstuhls in Jena. B. I. 554 S. B. II. 396 S. ohne das Register. 1803. gr. 8. (3 Rthlr.)

Das vorliegende Werk, für das schon die Arbeiten des Vf's über einzelne Gegenstände desselben ein günstiges Vorurtheil erwecken müssen, hat Rec. mit Vergnügen studiert, nicht allein seines inneren Gehalts wegen, sondern vorzüglich in Hinsicht auf die Vorzeichen, die er darin zu noch mehrern Verdiensten um die glückliche Bearbeitung des gemeinen Rechts in Deutschland wahrzunehmen glaubt. Wie viel noch überhaupt, aller bisherigen Bemühungen ungeachtet, für eine richtige Darstellung dieses Rechts, für die Zurückführung auf die Grundsätze des positiven, für eine der Sache angemessene Ordnung der Materialien und für eine zweckmäfsige und allgemein verständliche Einkleidung, zu thun übrig geblieben sey, das ist für diejenigen kein Geheimnifs, welche sich nicht von der Vorliebe für das Hergebrachte und Gewöhnliche beherrschen lassen, sondern sich des Gegenstandes mit eigenem Nachdenken zu bemächtigen, und sich selbst eine freye und unbefangene Ansicht von demselben zu verschaffen wissen. Ihnen entgeht es nicht, dafs wir von dem gemeinen Rechte in Deutschland noch immer einen falschen Gesichtspunkt haben, und aus diesem Grunde auf eine ganz befriedigende Darstellung auch noch gegenwärtig nicht, wenn gleich die Philosophie in allen Zweigen des Rechts sich thätig zeigt, rechnen können. Um es in vollem Maafse zu fühlen, wie fehlerhaft der Standpunkt sey, aus dem man fortdauernd das gemeine Recht in Deutschland beurtheilt, darf man nur auf jene früheren Zeiten zurückgehen, wo noch kein fremdes Recht in Deutschland herrschend war, auf die Periode des Mittelalters, wo die Verfasser der Spiegel das damalige gemeine Recht Deutschlands aus den Reichsgesetzen, dem Gerichtsgebrauche und den Gewohnheiten sammleten und zu einem Ganzen bildeten. Ungeachtet man damals das römische und kanonische Recht kannte, auch schon benutzte: so machte doch das einheimische Recht den Hauptstoff und die Grundlage des Ganzen aus, welches bereits so reichhaltig war, dafs sich daraus ein den Bedürfnisse der Zeiten entsprechendes vollständiges Gebäude gar wohl bilden liefs. Das ausländische Recht, das man als eine nützliche Quelle zur Entwickelung der allgemeinen Sätze des einheimischen Rechts betrachtete, benutzte man zu diesem Endzwecke ganz nach den Regeln, wonach ein fremdes Recht nur allein schicklich benutzt werden kann, durch Auswahl des brauchbaren, und durch Einkleidung in die Landessprache, wodurch das entlehnte Recht aufhörte, ein fremdes zu seyn, und anfing, in Deutschland naturalisirt zu werden. So zog man schon durch eine zweckmäfsige Umarbeitung aus den ausländischen Schätzen Vortheile, ohne dabey den Charakter des deutschen Rechts zu verunstalten, und ohne die in dem Rechtssache so wichtige Originalität der Landessprache aufzuopfern. Man behielt bey diesem Gesichtspunkte die deutsche Welt, und zum grofsen Gewinn der Einfachheit, diese ganz allein vor Augen, ohne sich durch einen Blick auf die römische Welt, oder gar durch ein Studium derselben zu zerstreuen und zu verwirren; und so konnte man in der Theorie durch Anwendung der allgemeinen Grundsätze des Rechts auf die vorliegende deutsche Welt, auf deren Cultur, Sitten, Religion, Verfassung, Lebensarten und andere Eigenthümlichkeiten den Geist des gemeinen Rechts in Deutschland gar nicht verfehlen, und in der Praxis durch Streitigkeiten über den Sinn ausländischer Gesetze auf keine verderbliche Weitläuftigkeit und Abwege gerathen. Was, nach dieser Vorbereitung, den einheimischen Grundstoff des gemeinen Rechts in Deutschland durch die schon feiner entwickelten fremden Rechte, auf eine schickliche Weise zu bereichern und auszubilden, aus dem gemeinen Rechte mit der Zeit Vortreffliches hätte werden können, wenn man auf dem von den Verfassern der Spiegel eingeschlagenen Wege fortgefahren wäre, wenn die Philosophie der Nachkommen, mit Benutzung des Naturrechts und der Gesetzgebungswissenschaft, den nahen Stoff des Mittelalters bearbeitet, nach Grundsätzen geordnet, mit der Kenntnifs der fremden Rechte erweitert, und nach scharf bestimmten Begriffen ausgedrückt hätte, das wird sich ein Jeder, der diesen Gegenstand in Gedanken verfolgt, leicht selbst sagen. Gewifs würde die Rechtsverfassung Deutschlands gegenwärtig eine einfachere Theorie und eine glücklichere Praxis darbieten, ohne irgend einen erheblichen Vortheil, der ihm durch die Gültigkeit fremder Rechte zugeflossen, zu entbehren.

Warum diefs nicht erfolgte, und wie alles im deutschen Rechtsfache eine andere Gestalt erhielt, ist im Allgemeinen bekannt genug. Ohne Zweifel waren an dem neuen Zustande des Rechts in Deutschland

ſand die Gloſſatoren des Sachſen- und Schwabenſpiegels zunächſt Schuld, indem ſie die allgemeinen Sätze des deutſchen Rechts aus den fremden Rechten, mit einer Auskramung von Gelehrſamkeit, mit Nachweiſungen auf dieſe ausländiſchen Quellen, zu erläutern ſuchten. Als nun vollends die Richter auf hohen Schulen gebildet, und dort mit dem Studium der fremden Rechte ſelbſt beſchäftigt wurden, ſo fehlte zu einer völligen Umkehrung der Dinge nichts weiter. Die Rechtskundigen Deutſchlands lebten nun ganz in dem römiſchen und kanoniſchen Rechte, und fanden darin ſo viel Beſchäftigung, daſs das Studium davon gar leicht das Uebergewicht erhielt, und die Verehrung davon ſie zu der Ausſchweifung verleitete, nicht bloſs das einheimiſche, nur in Schatten geſtellte Recht zu vernachläſſigen, ſondern das römiſche an die Stelle deſſelben zu ſetzen, und, neben dem kanoniſchen, als die einzige Quelle der Geſetze zu betrachten. Daſs man bey dieſer völligen Verrückung der deutſchen Rechtsverfaſſung in ein Extrem verfallen war, leuchtete bald ein; auch fühlte man mit der Zeit, daſs dieſer Schritt falſch gethan ſey. Unvermerkt ging man wieder zurück, um den Fehler zu verbeſſern; man überging im Vortrage das augenſcheinlich unbrauchbare des römiſchen Rechts; man lieſs ſich auf den praktiſchen Gebrauch dieſes Rechts in Deutſchland ein; man ſchmolz ſeine einzelnen Theile in ein Ganzes zuſammen, und wagte dabey zum Theil eigene in Deutſchland gefundene Syſteme; man ſuchte auſserdem das Eigenthümliche des deutſchen Rechts wieder hervor; und leitete darüber einen beſondern Unterricht ein; man fing ſchon früh an, in den Rechtsſprüchen den Gebrauch der lateiniſchen Sprache zu verlaſſen, und ſich, ſo weit es ging, der deutſchen zu bedienen; dieſs erfolgte auch in den Vorleſungen auf den Univerſitäten, und endlich wagte man ſelbſt in Schriften, das Recht deutſch vorzutragen. So hat man ſich von dem Extrem, in das man unvorſichtiger Weiſe gerathen war, allmählich zurückgezogen, und ſich der erſten Anſicht, die man von fremden Rechten in Deutſchland hatte, wieder genähert.

Iſt aber das in dieſer Hinſicht Geſchehene hinlänglich? Iſt der begangene Fehler völlig verbeſſert? und wenn das nicht iſt, was muſs noch geſchehen? Das ſind die Fragen, die ſich ein jeder, der über das gemeine Recht in Deutſchland ſchreiben will, billig vorher vorlegen und gehörig beantworten ſollte. Rec. iſt der Meinung, daſs man ſich bey der jetzigen Behandlung des gemeinen Rechts nicht beruhigen kann, und daſs man den alten, unglücklicher Weiſe verlornen Geſichtspunkt von demſelben wieder zu gewinnen ſuchen muſs. Zwar kann, nachdem einmal die fremden Rechte in Deutſchland feſte Wurzel gefaſst, und unter öffentlicher Autorität ſelbſt in den Gerichten Gebrauch erlangt haben, es nicht mehr ſo vollſtändig geſchehen, daſs man ſie, nach einer Aushebung des brauchbaren, in der Manier der Vff. der Rechtsſpiegel aus dem Mittelalter, ganz ausſchlieſsen dürfte; es kann aber doch, und muſs auch, um das Fehlerhafte der deutſchen Rechtsverfaſſung nach Vermögen zu verbeſſern, noch ein Schritt weiter zurück geſchehen, um dem richtigen Geſichtspunkte hinreichend nahe zu kommen. Und da, bey der Beſchaffenheit der geſetzgebenden Macht in Deutſchland noch immer, wie in den vorigen Jahrhunderten, alle Verbeſſerung, deren das gemeine Recht fähig iſt, von der richtigen Theorie der Rechtsgelehrten ausgehen muſs: ſo verlohnt es ſich wohl der Mühe, über das, was hier noch geſchehen muſs, reiflich nachzudenken, um den Foderungen, die das Publicum an die deutſchen Rechtsgelehrten machen kann, baldmöglichſt ein Genüge zu leiſten, bevor die Feinde des Reichs, und die neuen Geſetzbücher der deutſchen Reichsſtaaten, dem Gebiete der Herrſchaft des gemeinen Rechts alle noch übrigen Provinzen entziehen.

Bey einem ſo wohlgerathenen Werke, als das hier zu beurtheilende iſt, ſchien es dem Rec. ſchicklich, ſeine Ideen und Wünſche über die Ausbildung des gemeinen Rechts zu eröffnen, um ſo mehr, da der Vf. nicht allein durch ſein Werk, bey einer weiteren Bearbeitung, zur Realiſirung derſelben beytragen kann, ſondern auch dem Uebergange zu der von Rec. gedachten beſſeren Rechtsverfaſſung Deutſchlands ſchon um vieles näher, als viele andere, gekommen iſt. Er will es daher, mit Rückſicht auf dieſen Umſtand, in Anſehung der Auswahl der Materialien, des Plans, und der Sprache, als der Punkte, die hiebey vorzüglich in Betracht kommen, etwas näher prüfen.

Was in dem Werke, unter dem Namen *Pandecten-Recht* geliefert werden ſollte, beſtimmt der Vf. ſelbſt in der Vorrede. Seine Abſicht war, im Weſentlichen das Materielle des bisherigen Pandecten-Vortrages beyzubehalten, aber alles in einer neuen ſyſtematiſchen Verbindung darzuſtellen. Auf reines römiſches Recht konnte er ſich nach ſeinem Plan nicht beſchränken, weil es kein Collegium giebt, worin die tauſendfältigen kleineren Abänderungen des römiſchen Rechts angeführt werden; aber eben ſo wenig hielt er es für räthlich, ſich über einheimiſche Rechts-Inſtitute zu verbreiten, worüber ſich eine ſelbſtſtändige Theorie in den gebräuchlichen Collegien über Lehnrecht, Kirchenrecht und deutſches Privatrecht aufſtellen läſst, oder ſich auf das, was den praktiſchen Collegien bleiben muſs, mit einiger Beſtimmtheit einzulaſſen. — Da ein Rechtslehrer ſelten freye Hand in der Anordnung ſeiner Collegien hat, ſondern gemeiniglich auf die Umſtände des Orts und auf die Bedürfniſſe der Zeit Rückſicht nehmen muſs: ſo läſst ſich gegen die gegebene Rechtfertigung der getroffenen Auswahl der Materialien zwar von dieſer Seite mit Grunde nichts einwenden: wenn es aber überhaupt auf die Wahl eines Gegenſtandes zum Behuf einer wiſſenſchaftlichen Bearbeitung ankommt; ſo laſſen ſich dagegen, wie Rec. glaubt, erhebliche Ausſtellungen machen. Denn was ſoll der gewählte Gegenſtand ſeyn? römiſches Recht, oder gemeines Recht in Deutſchland? Er iſt keines von beiden; nicht das

das erste, wegen der Weglassungen und Beymischungen, die sich hier zeigen, und selbst wegen des dem römischen Rechte nicht eigenen Plans; auch nicht das letzte, weil es an erheblichen Stücken aus dem einheimischen Rechte fehlt, um ein Ganzes vom gemeinen Rechte darstellen zu können, und wegen so vieler Erörterungen des römischen Rechts, die diesem nicht angehören. Der bearbeitete Gegenstand ist nichts als ein verstümmeltes römisches und ein unvollständiges deutsches Recht, ein aus beiden gemischtes Mittelding, das, genau genommen, einer wahrhaft wissenschaftlichen Behandlung, die nicht bloss in einem Scheiden des Allgemeinen vom Speciellen, und in einem Ordnen der einzelnen Stücke, sondern auch in einer Zurückführung auf seine Grundsätze besteht, im Grunde gar nicht fähig ist. Wenn die Bearbeitung des Gegenstandes den Namen einer *Wissenschaft* verdienen soll: so muss ein Einfaches und ein Ganzes bearbeitet werden, also entweder römisches Recht allein, oder auch bloss das gemeine Recht in Deutschland, ohne Einmischung römischer Ideen, Vorstellungen und Geschichte, so dass die allgemeinen Grundsätze des Rechts entweder auf die römische oder auf die deutsche Welt angewandt und darnach bestimmt erscheinen. Rec. begreift es sehr wohl, dass es für einen akademischen Rechtslehrer immer ein Wagestück ist, den auch noch so fehlerhaften Zuschnitt des Schlendrians zu verlassen, und dass es allerdings oft gerathener bleibt, lieber mit dem Strome zu schwimmen, als der hergebrachten Methode geradezu Trotz zu bieten. Seine Absicht aber geht nur dahin, das Ziel, wonach man in dieser Sache streben muss, und die dahin führenden glimpflichen Mittel anzugeben. Von dieser Art scheinen ihm zwey ganz nahe zu liegen. Entweder nehmen die Civilisten das sogenannte deutsche Recht in die Pandecten auf, oder die Germanisten verweben das praktisch brauchbare des römischen Rechts in das deutsche, und bilden so ein gemeines Recht in Deutschland, das alsdann als ein für sich bestehendes Ganzes wissenschaftlich bearbeitet wird. Zu dem erstern haben die Civilisten schon lange, durch Abhandlung des sogenannten *usus modernus*, den Grund gelegt, und *Hofacker* ist in seinen Pandecten schon bis zur Einverleibung völlig deutscher Rechtslehren in das Civilrecht fortgeschritten. Da hat man nun schon ein Muster, dem man nur folgen darf, und an dem Rec., ausser der Unvollständigkeit des Ganzen vom gemeinen Recht, nur das auszusetzen hat, dass darin in ganz verkehrter Ordnung das römische Recht zur Grundlage gemacht, und das deutsche sogar in die lateinische Sprache übertragen ist, da eigentlich das letztere die Basis im System des gemeinen Rechts ausmachen, und der Vortrag desselben billig nur in der deutschen Sprache geschehen muss. Weil der Vf. des vorliegenden Werks sich der deutschen Sprache bedient, und eine eigene Anordnung des Ganzen gewählt hat: so kann es ihm, ohne diesen Vorwurf fürchten zu müssen, nicht schwer fallen, durch Einverleibung der Materialien des deutschen Rechts, ein vollständiges gemeines Recht zu bilden. Rec. würde aber doch lieber wünschen, dass die Germanisten ein solches System des gemeinen Rechts zu Stande brächten, weil sie unstreitig zu einer richtigen Auswahl des fremden in Deutschland brauchbaren Rechts einen vortheilhafteren Standpunkt als die Civilisten haben, und er begreift nicht, warum noch keiner der Germanisten auf den Gedanken gekommen ist, anstatt der Fragmente des deutschen Privatrechts, durch Verbindung mit den brauchbaren und schon angenommenen Sätzen des römischen Rechts, ein vollständiges Ganzes zu bilden, so wie es *Hofacker* durch Aufnahme des einheimischen Rechts in das fremde gemacht hat. Freylich möchten die Civilisten, welche die praktisch-brauchbaren Stücke des römischen Rechts als ihre Domainen betrachten, scheel dazu sehen, wenn ihnen die Germanisten die bisherige Zurücksetzung ihrer Wissenschaft vergelten, und auf die angezeigte Art diese Stücke, gleichsam das Mark ihrer Wissenschaft, entziehen, und damit den Boden des deutschen Privatrechts fruchtbar machen, die Civilisten selbst aber, denen meistens nur das Eigenthümliche des römischen Rechts, gerade das in Deutschland unbrauchbare, mit der *Historia juris Romani* und den *Antiquitäten* verbliebe, um den Vortheil ihrer bisherigen Wichtigkeit bringen wollten. Allein die Wissenschaft des Rechts würde gewiss dabey gewinnen; der richtige, so lange verrückte Gesichtspunkt wäre so ganz wieder hergestellt; und was auch gegen diesen Schritt, als eine Anmasung der Germanisten, gesagt werden möchte, so dürfte es doch diesen nicht schwer fallen, zu zeigen, dass sie eigentlich ein ihnen lange vorenthaltenes, angehöriges Gebiet in Besitznehmen. Denn wenn gleich alles, was Erklärung des römischen Recht anbelangt, zum Ressort des Civilisten ausschliessslich gerechnet werden muss: so sind doch alle Fragen, was von dem römischen Rechte in Deutschland brauchbar sey, davon auszuschliessen, und billig in das Gebiet der Wissenschaft des deutschen Rechts zu ziehen. Im Grunde beruht die Gültigkeit des römischen Rechts auf einem Gewohnheitsgebrauche, und dieser letztere, worauf alle Aneignung der in Deutschland brauchbaren Materialien des römischen Rechts von den Germanisten gebauet werden kann, macht eine wichtige aber bis jetzt im deutschen Rechte vernachlässigte Classe von Gewohnheiten aus. Ohnediess sind die allermeisten Hauptsätze des römischen Rechts schon vor der Aufnahme desselben in Deutschland bekannt und Theile des gemeinen Rechts gewesen, und können daher von den Germanisten wenigstens eben so gut als von den Civilisten gelehrt werden, und was aus dem Begriffe und der Natur der Sache entwickelt wird, gehört keinem Rechtssysteme ausschliessend an, sondern bleibt gemeinschaftliches Gut. Um inzwischen alle Collisionen zu vermeiden, dürften nur Civilisten und Germanisten das gemeine Recht auf Deutschland, als ein vollständiges Ganzes, in Gemeinschaft lehren. Ein Vortrag über das deutsche Privatrecht hörte alsdann von selbst auf; das römi-

sche

sche Recht aber, als Hülfsquelle des gemeinen Rechts, wo das Resultat desselben nicht ausser Streit und bestimmt genug wäre, würde fortgesetzt, aber ungemischt und unverstümmelt, theils in historischer, theils in exegetischer Hinsicht, vorgetragen.

In der systematischen Anordnung des Ganzen, wodurch der Vf. eines Lehrbuchs über eine positive Wissenschaft sich noch am meisten auszuzeichnen Gelegenheit findet, hat der Vf. auch ein vorzügliches Verdienst seiner Arbeit gesucht. Aus Besorgniss, zu weitläuftig zu werden, hat sich derselbe bloss darauf eingeschränkt, Verstosse gegen das logische Decorum, wie er es nennt, in Betracht der den Lehrer der Pandecten beschränkenden Pflicht, den Zusammenhang der Lehren nicht zu zerreissen, zu entschuldigen, und auf die Unmöglichkeit, ein vollendetes System zu liefern, und auf den Erfolg seines Bemühens, dem Ideale möglichst nahe zu kommen, aufmerksam zu machen. Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. wenigstens über die Grundsätze, wonach er sein System bildete, sich ausgelassen hätte. Denn gewöhnlich liegen bey den Systemen, die neu aufgestellt werden, keine ganz deutlichen Begriffe zum Grunde, sondern die Erfinder derselben sind gemeiniglich von einem zufälligen Blicke auf das Ganze, das ihnen eine neue Ansicht zeigte, zur Darstellung eines Plans bewogen worden, welches dann gar leicht die Folge hat, dass jeder sein System für das einzig richtige hält, und dass darüber die Wissenschaft in gar ungleiche Formen gebracht, und mit vielen neuen beschwerlichen Kunstausdrücken bereichert wird. Wollte man nur erst alle wesentlichen Seiten, und hauptsächlich die allgemeinen, nach einander durchgehen, so würde man bald finden, dass sich mehrere, alle gleich nützliche Systeme, und die alle neben einander bearbeitet zu werden verdienen, und selbst einander unterstützen können, da keines alle Vortheile zusammen in sich vereinigen kann, bilden lassen; dass aber doch gewisse Hauptseiten die fruchtbarste Ansicht vom Ganzen geben, und dass diese zur Grundlage eines allgemein herrschenden Systems, auch zum Behuf einer Erleichterung für die Rechtsgelehrten, gemacht zu werden verdienen. Rec. hält sich aber überzeugt, dass, so lange kein gemeines Recht als ein vollständiges Ganzes geschaffen ist, bey der jetzigen falschen Ansicht der deutschen Rechtsverfassung, und bey der Verstümmelung und Mischung des römischen Rechts, ein dem Hauptzwecke entsprechendes System nicht gefunden werden, und wenn es gefunden ist, doch kein Glück machen kann. Ausserdem scheint es ihm nöthig, dass auf den Unterschied der Grundsätze, wodurch ein positives, und ein Naturrecht zu ordnen ist, Rücksicht genommen werde. Das letztere kann nach den herrschenden Maximen, allgemeine Grundsätze vorauszuschicken, und dabey von einem ersten Grundsatze auszugehen, gar wohl geordnet werden, nicht aber das erstere, das zugleich nach dem Gegenstande, den der Gesetzgeber bearbeitete, nach der vor ihm liegenden wirklichen Welt, und nach den bürgerlichen Verhältnissen dargestellt werden muss. Der vom Vf. gewählte Plan ist sehr einfach, und wie Rec. glaubt, der Ausbildung zu einem befriedigenden System für ein positives Recht sehr fähig. Er theilt das Ganze in Regierungsrecht und in Privatrecht ab, und schickt vor beiden einen allgemeinen Theil vorau. Bey dem letzten, der einem positiven Rechte nur wenig angemessen, und hier über die Gebühr weitläuftig geworden ist, scheint der Vf. von den gewöhnlichen, und der Behandlung des Naturrechts nur angemessenen, Ideen geleitet worden zu seyn. Der grösste Theil der allgemeinen Grundsätze verdient in die speciellen Theile an die gehörige Stelle zurückgezogen zu werden. Die Abtheilung in Regierungsrecht und Privatrecht, die ganz dem Charakter des positiven Rechts entspricht, verdient, mit Verdrängung des römischen Zuschnitts, in allen Systemen positiver Rechte die herrschende zu werden. Doch muss Rec. seinen Beyfall dahin beschränken, dass der Begriff und die Gränzen dieser Abtheilung noch erst besser bestimmt werden müssen. Gegen die §. 283—286 gegebene Zergliederung des Systems ist zu erinnern, dass es, um öffentliches und Privatrecht zu unterscheiden, nicht genug sey, den Regenten und den Unterthan, oder eigentlich den Staat und das Staatsglied, einander entgegenzustellen, sondern dass auch auf die Quelle der bey ihnen vorkommenden Rechte gesehen werden musste. In so fern Regent und Staat, in einem Zustande der Unabhängigkeit betrachtet, durch Verträge, es sey mit auswärtigen Staaten, oder mit der Landschaft, Rechte und Verbindlichkeiten für sich gründen, bilden sie ein ganz anderes Recht, als wenn sie als befehlender Theil durch Gesetze den Staatsbürgern Rechte beylegen und Pflichten vorschreiben. Das Recht der Gesetze und das Recht der Staatsverträge darf daher nicht mit einander verwechselt oder in eine Classe gesetzt werden, wenn das System nicht fehlerhaft ausfallen soll. Was der Vf. §. 285 als Constitutionsgesetze bezeichnet, fliesst mit dem Völkerrechte aus Staatsverträgen und Herkommen, und sollte daher billig beysammen bleiben, und als das Staatsrecht im Allgemeinen bildend, wie bisher, betrachtet werden. Was der Vf. *Regierungsrecht* nennt, und als den Inbegriff öffentlicher Gesetze, welche von dem Regenten selbst herrühren, und in so fern von ihm willkührlich widerrufen werden können, erklärt, ist nichts anders als das Recht positiver Gesetze, dem Recht der Staatsverträge entgegengesetzt. Ohne auf das Mangelhafte dieser Erklärung einzugehen, kann es doch nicht unbemerkt gelassen werden, dass, zur Bezeichnung des Rechts der Gesetze, der Name Regierungsrecht nicht nöthig ist; dass ferner wegen der Zweydeutigkeit, da die Regierung eben so gut aus Staatsverträgen als aus Gesetzen Rechte hat, dieser Name zu einer solchen Bezeichnung nicht taugt; dass endlich, da aus den Gesetzen nicht weniger die Unterthanen als die Regierung Rechte haben, dieser Name fehlerhaft und daher in jedem Betracht verwerflich ist.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JUNIUS, 1804.

JURISPRUDENZ.

Jena, b. Mauke: *System des Pandecten-Rechts von Anton Friedrich Justus Thibaut*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Beym Vortrage des aus Gesetzen fliessenden Rechts sollte überhaupt das Staatsrecht nicht eingemischt, sondern blofs das erste als der eigentliche Gegenstand des Vortrags zergliedert werden; und wenn davon ausgegangen wird, so hat der Vf. gar keine Abtheilung des Rechts gemacht. Denn sein sogenanntes Regierungsrecht erschöpft offenbar auch das aus Gesetzen fliessende Privatrecht. Soll aber das letztere nach §. 284 die Gesetze enthalten, welche das Verhältnifs des Unterthans zum Unterthan bestimmen: so bleibt noch in dem Rechte der Gesetze der Theil übrig, der das Verhältnifs des Unterthans gegen den Staat oder die Regierung bestimmt; und dieser war es wohl, den der Vf. mit dem Namen Regierungsrecht bezeichnen wollte, und in so weit ist die Abtheilung des positiven Rechts gut gemacht. Da aber in dieser Hinsicht das Privat- und das öffentliche Verhältnifs des Unterthans einander entgegengestellt werden, so würde der Name Privat- und öffentliches Recht schicklicher und verständlicher als der gewählte gewesen seyn. Was nun aber unter öffentlichem und unter Privatrecht eigentlich zu verstehen sey, das liegt noch ziemlich im Dunkeln, und mufs erst, um zu einem wissenschaftlichen Rechtssysteme zu taugen, besser ins Klare gebracht werden. Es giebt Gesetze, in denen ein alleiniges öffentliches, oder ein alleiniges Privatinteresse gleich einleuchtet, und die daher ohne Anstand gleich richtig classificirt werden können; dahingegen giebt es andere, in denen ein öffentliches und ein Privatinteresse gemischt vorkommt, und diese sind es, die für die bisherigen Systemschöpfer eine Klippe geworden sind. Indem sie, anstatt die Gesetze in beiden Theilen, im öffentlichen und im Privatverhältnisse des Unterthans, mit Rücksicht auf die in jedem eigenthümliche Seite, anzuführen, solche nur in einem derselben ausdrückten, sind sie auf Ungleichheiten verfallen und in Verlegenheiten gerathen. So liegt in den meisten Strafgesetzen ein öffentliches und auch ein Privatinteresse, das in einem wissenschaftlichen Systeme, ohne Rücksicht auf die Klagen vom Zerreifsen vermeintlich zusammengehöriger Materien, geschieden werden mufs. Der Vf. hat diese Klippe nicht vermieden. Wenn er gleich §. 286 das peinliche, Cameral- und Finanz-Process- und Polizeyrecht ganz richtig zum öffentlichen Rechte zählt: so hat er doch die dabey vorkommenden Seiten des Privatrechts nicht gehörig geschieden, und er wird daher dem Tadel nicht entgehen, dafs er das Recht der väterlichen Gewalt und ähnliche Materien in das öffentliche Recht, wohin sie nur zum Theil gehören, aufgenommen hat. Es ist nicht zu leugnen, dafs sich das öffentliche und das Privatinteresse, wo es bey einerley Gegenstand zusammentrifft, oft nur sehr schwer, oder doch nicht ohne Wiederholungen einer und derselben Sache, scheiden lasse. Es würde sich daher noch ein anderer an sich schon für den wissenschaftlichen Vortrag ergiebiger Theilungspunkt, nämlich nach der Quelle des Rechts, vortheilhaft benutzen lassen. Denn da die Rechte und Verbindlichkeiten des Unterthans theils unmittelbar aus den Gesetzen, theils aus Privatverträgen und andern Willenserklärungen fliesen: so können die aus der erstern Quelle kommenden Rechte und Verbindlichkeiten, ohne Unterschied, ob sie das alleinige öffentliche Interesse, oder zugleich ein beygemischtes Privatinteresse betreffen, ganz schicklich und ohne Schwierigkeit, zum öffentlichen Rechte, die aus der zweyten Quelle abgeleiteten aber zum Privatrechte gezogen werden, so dafs man also ein zweyfaches Privatrecht, ein aus den Gesetzen fliessendes und ein anderes durch Privatverträge gegründetes erhielte, eine Scheidung, welche erst das Privatrecht auf seine Grundsätze zurückzuführen Gelegenheit gäbe. So sehr übrigens Rec. der Abtheilung in öffentliches und Privatrecht Beyfall giebt, und deren Benutzung in dem gemeinen Rechte als eine reelle Verbesserung der wissenschaftlichen Behandlung desselben betrachtet: so würde er doch in dem Vortrage des römischen Rechts dem gewöhnlichen, von den Römern entlehnten Systeme auch schon um deshalb den Vorzug geben, weil dessen Kenntnifs den künftigen Rechtsgelehrten noch geraume Zeit bekannt bleiben mufs, wenn sie die juristische Literatur zu benutzen in Stande seyn sollen.

Was endlich den Gebrauch der deutschen Sprache bey diesem Werke betrifft, so hat sich der Vf. darüber nicht rechtfertigen wollen, weil er den Gegnern keine neuen Gründe anzugeben wufste. Rec. misbilligt es an sich nicht, dafs das Recht in deutscher Sprache vorgetragen wird, er hält selbst deren Gebrauch für nothwendig, wenn die Wissenschaft des Rechts, dem Bedürfnisse der deutschen Nation gemäfs, bearbeitet und vorbereitet werden soll. Nur in einem Pandecten-Rechte, sey es blofs auf reines rö-

römisches oder blofs auf das praktisch-brauchbare desselben, wie in diesem Werke, eingeschränkt, würde Rec. den Gebrauch der lateinischen Sprache unbedenklich vorziehen, weil sich darin dieses Recht am richtigsten vortragen läfst, auch die römische Kunstsprache, die doch dem künftigen Juristen noch immer bekannt bleiben mufs, durch lateinische Lehrbücher am besten nicht blofs bekannt, sondern auch geläufig gemacht werden kann. Ohnediefs können solche deutsche Lehrbucher über römisches Recht dem Laien nichts helfen, da sie noch zu voll von Kunstausdrücken und römischen Ideen sind. Würde aber der Vf. sein Werk zu einem gemeinen Rechte in Deutschland ausbilden, so könnte darin der Gebrauch der deutschen Sprache sehr zweckmäfsig seyn. Doch müfste es alsdann von allem Römischen durchaus entkleidet, und das Eigenthümliche des letztern besondern Vorträgen über dieses Recht überlassen werden: welche Foderung indefs nicht so leicht zu befriedigen ist, so lange nicht die deutsche Rechtssprache mehr ausgebildet wird. Da von Universitäten aus von dieser Seite das meiste hierin geschehen mufs, und es für die deutsche Rechtsverfassung kein gleichgültiger Gegenstand ist: so sollten die Bearbeiter des gemeinen Rechts in Deutschland diesem billig eine gröfsere Aufmerksamkeit, als es bisher der Fall war, widmen.

In die Beurtheilung der einzelnen Sätze des vorliegenden Werks kann Rec. hier nicht mehr eingehen, um nicht zu weitläuftig zu werden: auch findet er es aus mehreren Gründen nicht nöthig, und beschränkt sich daher blofs auf die allgemeine Bemerkung, dafs darin in gedrängter Kürze ein Reichthum von wohldurchdachten Rechtsätzen, mit Klarheit und Bestimmtheit ausgedrückt, enthalten ist.

Ff.

Leipzig, in d. Weidmannischen Buchh.: *Rechtliche Abhandlung über die Gesinde-Mieth- und Vermiethung* nach den in Kursachsen geltenden Gesetzen, von *Christian August Kunad*, kurf. sächs. Cammer-Commissions-Rathe und Justiz-Amtmann in Zwickau. 1803. XII u. 220 S. 8.

Der Vf. dieser nützlichen Abhandlung wurde durch die Wahrnehmung der übergrofsen Mangelhaftigkeit der Quellen des deutschen und sächsischen Gesinde-Rechts zu dem Entschlusse veranlafst, die Summe der gesetzlichen Anordnungen hierüber und die Resultate aus den Schriften bewährter Rechtslehrer, besonders für Rechtsunkundige, zusammenzustellen. Er wollte aber jetzt allein die Rechtslehre vom freyen Dienstgesinde abhandeln. Diese, und noch mehr als diese, findet man hier in 9 Kapiteln mit folgenden Ueberschriften abgehandelt: von der Verbindlichkeit zu dienen; vom Mieth-Contracte; vom Gegenstande des Gesinde-Contractes; von der Dauer desselben und dem Dienstantritte; von den Pflichten und Rechten des Gesindes; desgleichen der Herrschaft; von der Endigung des Dienstvertrages und ihren Folgen; und endlich vom Verfahren in Gesinde-Sachen. Die vorangeschickte Einleitung enthält blofs einige Bemerkungen über den Begriff und das Wort Gesinde, und über die Natur des Dienstvertrages, nebst einem Katalog der hieher gehörigen kursächsischen Gesetze. Ohne Erinnern bemerkt man nun, dafs diese Einleitung viel zu wenig, die Abhandlung selbst aber in jeder Hinsicht zu viel enthalte, und dafs es derselben ganz an zweckgemäfser Anordnung ihrer Theile gebreche. Der Vf. behielt die Classe von Lesern, denen er zunächst seine Schrift bestimmte, nicht unverrückt im Auge. Und die Wahrnehmung einer Menge von Discussionen, die allein dem praktischen Juristen wichtig sind, leitet uns zu der Vermuthung hin, der Vf. habe blofs aus Bescheidenheit oder Furchtsamkeit erklärt, nur für solche, die nicht Rechtsgelehrte sind, geschrieben zu haben. Auf jeden Fall bedurfte es aber 1) einer mehr pragmatischen Einleitung, in welcher die Grenzen der Anwendung des hier nicht ganz unfruchtbaren fremden Rechts zu bestimmen, die gemeinen Quellen dieser Rechtslehre überhaupt anzugeben und zu würdigen waren, und in welcher auch die Geschichte der sächsischen Gesetzgebung über diesen Artikel vollständig, pragmatisch, kritisch und politisch erzählt, deren Mängel und Lücken ausgestellt, und endlich ein kritischer Anzeiger der früheren Schriften über diesen Gegenstand gegeben werden mufste. 2) Dafs der Vf. in seiner Abhandlung vom freyen Dienstvertrage das Ganze der kursächsischen Gesinde-Polizey, die Theorie des Processes in Gesinde-Sachen, und überhaupt die gesammte kursächsische Gesinde-Rechtslehre einschlofs, war wenigstens planwidrig. Wollte er es aber dennoch thun, so heischte es die Regel der Ordnung, den ungleichartigen Stoff zu sondern, und mithin zuerst die Gesinde-Polizey, sodann das Recht des Dienstgesindes im Privatverhältnisse, und endlich das Procefsrecht in Gesindesachen darzustellen. Es bedurfte auch einer solchen Stellung der einzelnen Theile um so viel mehr, da die Vermischung des Polizey- und des Rechtsverhältnisses, die man in dieser sonst sehr nützlichen und mit Einsicht und Erfahrung geschriebenen Abhandlung wahrnimmt, eine durchgehende Verwirrung bewirken, welche der lichtvollen Ordnung nicht wenig nachtheilig werden, und zu manchen Wiederholungen Anlafs geben mufste. Ueberhaupt scheint der Vf. die Oekonomie seiner Schrift für die unbedeutendste Nebensache gehalten zu haben. Wie konnte er sonst Kap. 2 *vom Miethcontracte* überschreiben, da die ganze Schrift der Entwickelung desselben bestimmt ist? Und, wie konnte er sonst in diesem 2 Kap. a) von der Form dieses Vertrages, b) vom Miethgelde, c) vom stillschweigend geschlossenen oder verlängerten Miethvertrage handeln? Wie konnte er im 4 Kap. *vier Gegenstände* dieses Vertrages unterscheiden, Lohn, Kost, Livree und Dienste? Wie konnte er der Dauer der durch das Miethen begründeten Verbindlichkeit ein eigenes Kapitel widmen, und sodann von den Pflichten und Rechten der Interessenten beym Miethvertrage überhaupt sprechen? Wie konnte er im 7 Kap. eine Abhand-

handlung von der Endigung des Miethvertrages und ihrer Wirkung, und im 8 Kap. eine Abhandlung von den Folgen der aufgehobenen Miethe ankündigen? Den ganzen Umfang der Rechtslehre vom Gesindedienst scheint der Vf. auch nicht genug erwogen zu haben. Er schweigt ganz über das Rechtsverhältniss der Meister zu den Gesellen, welche bey vielen Handwerkern wahre Brödlinge und Dienstbothen sind. Es konnte auch die Erörterung dieses Gegenstandes um so weniger übergangen werden, je mangelhafter die Gesetze, je häufiger und verwickelter Rechtsstreite darüber sind, und je gröser die Vorsicht seyn muss, mit welcher Richter dieselben zu behandeln haben. Abweichend davon ist auch das Verhaltniss der Fabrikherrn zu den Fabrikarbeitern, welche nicht selten auch in Lohn und Brod stehen. Dieses Rechtsverhältniss hätte eben so wenig übergangen werden sollen, als die Angabe der Abweichungen, welche sich in Ansehung der eigentlich sogenannten Lohnbedienten bemerkbar machen. Ungern entdeckt man ferner einige irrige und ganz ohne Beweis hingeworfene Sätze und Behauptungen. Ein Römer konnte bekanntlich nicht, wie doch hier (S. 7) behauptet wird, auf seine Freyheit Verzicht thun, und nach freyer Willkühr in den Sclavenstand eintreten. Der (S. 46) gegebene Begriff eines Gesindemäklers ist zu enge, und das Verbot der Gesindemäkeley ist nicht so weit, als der Vf. that, auszudehnen, indem ausserdem die so nützlichen Versorgungsanstalten in einer Hinsicht für unerlaubte Einrichtungen angesehen werden müssen. Das Miethgeld ist kein Zeichen der zu Stande gekommenen Tractaten, wie es hier S. 24 genannt wird, sondern, der neuen kursächsischen Gesindeordnung Tit. 1 §. 10 zufolge, ein Zeichen des abgeschlossenen Dienstvertrages. — In der T. 25 §. 6 *D. loc. cond.* ist, wie sich aus dem Augenscheine ergiebt, von einer *redemtio operis* gar nicht die Rede. — Uebrigens kann man vorliegender Schrift das Lob einer gründlichen und lehrreichen durchaus nicht versagen. Besonders instructiv für kursächsische Gerichtsvorsteher sind die Abhandlungen über stillschweigende Dienstverlängerungen S. 28, über die Fälle, wo der Dienstherr wegen der von seinem Gesinde einem Dritten zugefügten Verletzungen in Anspruch genommen werden kann S. 99 ff., über die Gründe und Gränzen des häuslichen Züchtigungsrechtes S. 152 ff., über den Afterdienstvertrag S. 158, über die Endigung des Dienstvertrags wegen veränderter Umstände S. 160, 164, 171 u. ff., und endlich vom Rügen- und Civilverfahren in Gesindesachen, S. 201 ff. Der Vf. zeigt in diesen Ausführungen nicht allein eine seltne Vertrautheit mit den gesetzlichen Quellen, sondern auch eine ausnehmende Fertigkeit, analoge und aus dem Geiste der Gesetze abgeleitete Grundsätze treffend bey Entscheidung schwieriger Fälle zu benutzen. Wir wünschten übrigens, dass er, um seine Schrift für aussersächsische Juristen brauchbarer zu machen, mehr Rücksicht auf das, was als gemeines Recht hier anzusehen ist, genommen, und zu diesem Behuf, *Dorn's* bekannte Schrift, die ihm ganz unbekannt geblieben zu seyn scheint, benutzt hätte. Ausführungen, wie S. 95 ff. über *culpa* und ihre Grade, sind unnütze Abschweifungen, und weitläuftige Erörterungen, wie S. 130—146 über das Recht des kranken Gesindes auf Lohn und Kost, sind zweckwidrig. Die Sprache und die ganze Darstellung des Vf's entfernt sich nicht weit von der alten Acten- und Gerichtssprache. Und an Reinheit, Bestimmtheit, Kraft, Bündigkeit und Kürze gebricht es ihr gänzlich.

V. z. B.

JENA, b. Stahl: *Der deutsche Advocat, oder so ist der Schlendrian in den Gerichtshöfen*, mit Anekdoten und Beyspielen für Juristen und Nicht-Juristen, von *Chr. A. A. Slevogt*, Herzogl. Weimar. Hofadvocat und Stadtrichter zu Jena. Erstes Bändchen. 1803. XIV u. 186 S. Zweytes Bändchen. 1804. XII u. 140 S. 8. (1 Rthlr.)

Der etwas sonderbar gewählte Titel (dessen Wahl der Vf. II, S. 12 auf eine nicht befriedigende Art erklärt) lässt es kaum erwarten, dass hier der Plan zum Grunde liege, „jungen Rechtsgelehrten — sowohl denen, welche die Akademie verlassen haben, als auch denen, welche die akademische Laufbahn erst beginnen, — die aus (des Vf's) eigener Erfahrung entnommenen Lebensregeln bey so vielen Verhältnissen in ihrer praktischen Laufbahn und in ihrem politischen Verhalten, an das Herz zu legen, und sie zugleich mit den Missbräuchen, welche hie und da in den Gerichtshöfen noch herrschend sind, bekannt zu machen.“ Gleichwohl ist diese allerdings lobenswerthe Absicht, als Plan, dem Werke voran gedruckt, und es fragt sich daher nur, wie fern derselbe ausgeführt worden sey. Allerdings hat der Vf. eine Menge von Missbräuchen (nicht bloss der Gerichtshöfe, sondern auch der Staatsadministration, besonders bey Anstellung der Dienerschaft) gerügt, und grösstentheils mit Anekdoten belegt, deren Wahrheit er verbürgt. Auch enthalten seine Bemerkungen über das Benehmen der Studirenden auf der Akademie manches wahre, wenn es gleich nach unserer Einsicht und Erfahrung, weniger allgemein richtig ist, als der Vf. zu glauben scheint, und mehr den Ton, so wie er nur auf *einzelnen* Akademieen jetzt noch seyn mag, treffend schildert, als den Geist der studirenden deutschen Jugend *überhaupt* getreu darstellt. Endlich ist nicht zu verkennen, dass manche von den Rathschlägen, welche der Vf. dem angehenden Juristen, sowohl über Benutzung seines akademischen Aufenthalts und Vorbereitung auch Betragen beym Examen, als auch dem wirklichen Beamten, über Verwaltung seines Amts auch zweckmässige Einrichtung einzelner Handlungen z. B. der Subhastationen, Auspfändungen etc. besonders aber über die Ordnung seiner Geschäfte und namentlich des Amtsarchivs, Depositen- und Polizey-Geschäfte u. dgl. m. ertheilt und durch beygefügte Tabellen erläutert, eben so gut gemeint, als gegründet und der Sache angemessen sind. Erwägt Rec. dagegen aber, dass von allem dem, vielleicht nur dasjenige, was auf der eigenthümlichen Verfassung ei-

nes

nes einzelnen Landes hiebey beruhet, den Vorzug der Neuheit hat, indem alle übrigen Misbräuche schon oft und laut auch in einer interessanteren Zusammenstellung gerügt sind; dass der gute Rath über Einrichtung und Benutzung des akademischen Aufenthalts viel eindringender und mit mehr specieller Anweisung schon oft anderswo ertheilt worden ist; dass ferner angehende Beamte über ihre Amtspflichten im Ganzen sowohl, als in Beziehung auf einzelne Geschäftszweige und namentlich in Hinsicht der guten Anordnung ihrer mannichfaltigen Geschäfte, viel vollständiger und zum Theile auch besser, von *Claproth*, *Fredersdorf* u. a. belehrt sind: so kann Rec. der gegenwärtigen Schrift um desto weniger literarischen Werth zuschreiben, je mehr auch die bekannteren Sätze darin gedehnt, die Würde und Reinheit des Styls, besonders bey Erzählung der Anekdoten, vernachlässigt, viele matte Geschichtchen, viele kaum halb wahre Rathschläge darin aufgenommen, und oft ein dem vorgesetzten Plane nicht anpassender burlesker Ton angestimmt ist. Man lese nur die unanständige Auseinandersetzung der S. 164—167 Bd. I. erzählten Anekdote, ferner die faden Anekdoten S. 77, 103, 117 und 118 des ersten, und S. 41, 57, 82, 96 u. a. im zweyten Bändchen, so wird man Belege genug zu dem einen Theile dieses Urtheils haben; man höre den Rath (S. 46 des I. Bd.) an den Studirenden, „das *letzte* akademische *halbe* Jahr (?) präge er sich eine systematische Ordnung aller juristischen Wissenschaften in das *Gedächtniss*" (!!) und man lese des Vf's Abschieds-Compliment am Ende des ersten und folgenden Schluss des zweyten Bändchens: „Und so macht denn der deutsche Advocat sein Compliment im scharlachfarbenem Rock, Weste und Beinkleidern einfärbig. Die grünseidenen Strümpfe geben einen abstechenden Contrast. Seine Beutelperuque mit Lockerband fliegt convulsivisch auf dem Kopf umher, der *Chapeaubas* gleicht einem Barbierbecken — der Degen kömmt ihm zwischen die Beine, seine Verlegenheit wird sichtbarer, und — der Vorhang fällt:" Und man wird dem Rec. leicht in dem Wunsche beystimmen, dass *dieser* Vorhang nicht wieder möge aufgezogen werden.

— T —

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Jena*, b. Stahl: *Ueber das Begnadigungsrecht des Regenten und den richterlichen Ausspruch.* Zwey Versuche von *S.* 1802. XIV u. 80 S. 8. (6 gr.) Die praktische Wichtigkeit des Gegenstandes, worüber der Vf. im ersten Versuch philosophirt, wird es entschuldigen, wenn wir uns etwas umständlicher über diese kleine Schrift erklären, als ihr eigener Gehalt mit sich zu bringen scheint.

Der Vf. untersucht die Frage hier bloss nach Principien des natürlichen Staatsrechts, und spricht dem Regenten nicht nur das eigentliche Begnadigungsrecht, sondern auch das Recht die Strafen zu mildern ganz ab, weil er sich vermöge der Staatsgrundgesetze verpflichtet habe, jeden Störer des Staatszwecks nach den Gesetzen zu bestrafen. Nur wenn das gemeine Wohl, (nach S. 21 Geben und Sicherung des Gegebenen,) offenbar durch die Vollziehung der Strafe dergestalt leide, dass entweder der Staat zu Grunde gehen, oder doch die äusserste Gefahr der Zerstörung vorhanden seyn würde, dann trete die Begnadigung als *äusserstes* Recht, oder Staatsnothrecht ein. Mithin könne weder das Wohl des Regenten und seiner Kammer, noch Politik und Nutzen des Staats, noch die Menge der Verbrecher, und das grosse Verdienst eines Verbrechers um den Staat, noch die Anzeige der Mitschuldigen u. dgl. die Bewilligung der Straflosigkeit oder Milderung rechtfertigen. Endlich schliesst der Vf. seinen Versuch, auf den Fall, dass alles falsch seyn sollte, was er gegen das Begnadigungsrecht vorgebracht habe, mit dem guten Rath, dass man wenigstens nur *selten* Gebrauch von dem Begnadigungsrecht machen möge.

Der Vf., der das edle Recht zu verzeihen *ganz* aus der Welt schafft, muss stillschweigend die vollkommenste Gesetzgebung, die absolute Strafwürdigkeit der Verbrecher und die Unfehlbarkeit des Richters bey jeder Subsumtion des concreten Falles unter das Gesetz, voraussetzen. Man scheint sich auch bey solchen, auf blosse Speculation gegründeten, Theorien die Criminalgewalt des Regenten ganz ausser allem Verhältniss und Zusammenhang mit den übrigen Bestandtheilen und Wechselwirkungen des bürgerlichen Vereins zu denken, die doch in manchem, nicht eben den Hauptstaatszweck berührenden Falle der höchsten Aufsicht, eine solche Moderation der Strafgewalt zur Pflicht machen können, welche, mit dem Vf. zu reden, sogar von der reellen Majestät des Volks, wenn es nicht seine Rechte dem Regenten übertragen hätte, würde beliebt worden seyn.

Etwas neues enthält dieser Versuch nicht, da das Resultat, wie der Vf. selbst bemerkt, mit Hn. *Feuerbachs* Behauptung (*Lehrbuch d. P. R.* §. 63) im Wesentlichen übereinstimmt. Dass das Begnadigungsrecht nur mit grösserer Ueberlegung und Einschränkung gebraucht werden müsse, haben schon die ältern Juristen auseinander zu setzen gesucht, und da nimmermehr zu hoffen steht, dass sich unsere Fürsten das Begnadigungsrecht durch alle Versuche der Philosophie werden ganz und gar abstreiten lassen: so würde dem Staat mehr geholfen seyn, wenn man den Streit über die Existenz dieses Rechts lieber bey Seite setzen, und dagegen die Ausübung desselben, nach dem Beyspiel der Vorgänger, auf möglichst genaue Bestimmungen zurückführen wollte.

Im *zweyten* Versuch will der Vf. zeigen: wie der Richter, als solcher, sprechen; oder, wie er das Gesetz in Criminalfällen *in concreto* anwenden solle? Die Resultate sind folgende: der Richter muss, ehe er über die Strafe selbst reflectirt, erst darauf sehen, ob die Handlung *in concreto* unterm Strafgesetz stehe, und muss sie in diesem Fall, wenn ein bestimmtes Strafgesetz vorhanden, lediglich mit der gesetzlichen Strafe belegen; bey unbestimmten Strafgesetzen soll der Richter nicht nach Willkühr, sondern nach Gründen, die er aus dem Willen des Gesetzgebers nimmt, die Strafbarkeit bestimmen. — Auch dieser Versuch enthält nichts von Bedeutung, was nicht schon von einigen Criminalisten behauptet, und von andern bestritten worden. Da aber der Vf. Eifer für die wissenschaftliche Verbesserung des Criminalrechts zu verrathen scheinet, so würde ihm vorher ein anhaltendes, gründliches Studium dieses vielumfassenden Zweiges der Rechtswissenschaft anzurathen seyn, um künftigen Versuchen mehr Reife und Tiefe zu geben. Dann wird er auch vielleicht selbst die jugendliche Hitze verdammen, mit welcher er, nach jetzt beliebter Knabenweise, über verdiente Männer, wie *Koch*, *Klein*, *Globig* u. s. w. unbarmherzig den Stab zu brechen wagt, und das *bloss* auf Autorität anderer. Denn aus seinen Versuchen soll doch wohl nicht der Beweis hervorleuchten, dass er wenigstens jetzt schon im Stande sey, ihr Verdienst um die Wissenschaft vollständig zu übersehen und gründlich abzuwägen; ja, nur ihre Fehler zu begehen? Ist er aber, wie so viele Anfänger, Nachbeter der Verdammungsbullen: wessen Schuld ist es dann, als mancher Docenten, die im Jugendfeuer von ihrem Lehrstuhl, als vom Thron der Unfehlbarkeit, herabsprechen?

F. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 8 JUNIUS, 1804.

MEDICIN.

1) Königsberg u. Leipzig, b. Hartung: *Kurzgefasstes System der gerichtlichen Arzneywissenschaft.* Von *J. D. Metzger*, königl. Leibarzt und Prof. der Arzneywissenschaft. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1798. XVI u. 445 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Johann Dan. Metzgers, — gerichtlich-medicinische Abhandlungen.* Ein Supplement zu seinem kurzgefassten System der gerichtlichen Arzneywissenschaft. 1803. XVI u. 207 S. 8. (16 gr.)

Den ersten Platz unter den neueren Lehrbüchern der gerichtlichen Arzneywissenschaft verdient allerdings dieses System oder vielmehr dieses Aggregat medicinisch-rhapsodischer Sätze, welche zur Beurtheilung rechtlicher Fälle angewendet werden können. Zu oft haben es schon Aerzte und Rechtsgelehrte zu akademischen Vorlesungen und zum praktischen Gebrauch benutzt, als dass es nöthig wäre, die Vorzüge desselben hier weitläuftig auseinanderzusetzen, und auf mehrere Beweise des Scharfsinns, der Belesenheit und guter Erfahrungserkenntniss des Vf's aufmerksam zu machen. So geneigt aber auch Rec. ist, dieselben anzuerkennen, so vermag er doch eben so wenig das von *Sprengel* dieser Schrift ertheilte Lob ganz zu unterschreiben, als er zu behaupten wagt, dass es das Geschäft eines einzelnen Mannes seyn könne, die gerichtliche Arzneywissenschaft in allen ihren einzelnen Theilen gleich vollständig vorzutragen. Ob Ordnung, Klarheit, Bestimmtheit und Gründlichkeit wirklich die Eigenschaften sind, die dieses Buch auszeichnen, wird eine nähere Prüfung desselben lehren.

In der neuen Auflage hat der verdienstvolle Vf. von mehrern wichtigen Bemerkungen der Kunstrichter Gebrauch gemacht, und die Schrift von Fehlern, wozu ihn Egoismus und Partheysucht verleitet hatten, zu reinigen gesucht. Die Ordnung aber, in welcher er mehrere Gegenstände der gerichtlichen Arzneywissenschaft bey der früheren Auflage vom Jahre 1793 abgehandelt, hat er auch hier beybehalten. Z. B. das 7 Kap. des 2 Abschn. verbreitet sich über die Vergiftungen. Gehören diese aber nicht auch zu den Verletzungen, welche im 4 Kap. beschrieben worden? In dem Kap. von Erstickungen werden unter andern auch Personen, welche durch den Ausbruch einer heftigen Leidenschaft schleunig sterben, erwähnt. Gifte, die unter der Form der Dünste und Gas eingeathmet werden, sind nicht im 7 Kap. sondern in dem vorhergehenden angeführt worden. S. 204 stehen die Worte: ich sage nichts von der Einhauchung durch die Lungen, weil durch diesen Weg *nur Krankheitsgifte* in den Körper kommen." Zu den Vergiftungen rechnet der Vf. auch die unbefugten Curen der Afterärzte (alle?) In zwey besondern Kapiteln wird von unreifen und frühreifen Geburten, in zwey andern von todtgefundenen neugebornen Kindern und von den Todesarten neugeborner Kinder gehandelt. War es nicht schicklicher, alles dieses in zwey Kapiteln zusammenzufassen? Das 1 Kap. des 4 Abschn. enthält unter andern einige Gedanken über das Heimweh. Eine passendere Stelle würden unstreitig diese im Kap. vom Wahnsinne gefunden haben. — Dass die Schrift nicht frey von unbestimmten, schwankenden Begriffen ist, bedauert Rec. desto mehr, je leichter sie oft zu ungerechten Urtheilen Veranlassung geben können. Rec. will zwar mit dem Vf. nicht rechten, dass die Einwürfe, wodurch scharfsinnige Männer die Brauchbarkeit der Classification der Verletzungen in absolut für sich, und zufällig tödtliche bestritten haben, ihm immer noch nicht wichtig genug scheinen, um eine solche Eintheilung ganz zu verwerfen: zu missbilligen aber ist es, dass der Vf., statt bey der Beurtheilung der Verletzungen einzelner Theile des menschlichen Körpers auf diese festgesetzten drey Classen der Tödtlichkeit immer sein Augenmerk zu richten, sich oft der unbestimmten Ausdrücke, *gefährlich, minder gefährlich, bedenklich, im höhern Grade letal*, bedient, und so den Leser in Ungewissheit lässt, ob eine und die andere Wunde eine absolut oder für sich tödtliche zu nennen sey. Erinnert der Vf. nicht selbst an verschiedenen Stellen, der gerichtliche Arzt solle nie vergessen, dass er mit Rechtsgelehrten in Verbindung stehe, denen nur mit bestimmten Aussprüchen gedient ist, dass die Jurisprudenz, mit der die gerichtliche Arzneywissenschaft zu thun hat, eine auf positive und bestimmte Sätze beruhende Wissenschaft sey? — Die Gränzen der gerichtlichen Arzneywissenschaft und der Jurisprudenz bezeichnet Hr. *M.* eben so wenig mit Genauigkeit, als mehrere andere Lehrer der gerichtlichen Arzneywissenschaft; nicht immer unterscheidet er sorgfältig, was Sache des Juristen und was Sache des gerichtlichen Arztes ist. Z. B. die Frage: ob ein Testament überhaupt auf dem Sterbebette für gültig gehalten werden könne, wagt er S. 370 zu beantworten. Hingegen die Beantwortung der Frage, ob Zornige und Be-

Betrunkene als wahnsinnig anzusehen, und als solche, die ihrer Besinnungskraft nicht mächtig waren, der Imputation begangener Handlungen unfähig seyen, will er zwar den Rechtsgelehrten überlassen, glaubt aber nicht, dass Ausbrüche schädlicher Leidenschaften und grober Laster zur Entschuldigung eines großen Verbrechens dienen können. S. 432 sagt er: „Die männliche Impotenz ist bald heilbar, bald unheilbar, bald vorübergehend, bald fortdauernd, bald relativ, bald absolut. Welche nun als gültige Ursachen der Ehescheidung anzusehen sind, und welche nicht? diess müssen wir dem Ermessen der Rechtsgelehrten überlassen." Auch in dem Supplemente, welches unten näher beurtheilt werden soll, sagt er S. 174 „Oft ist dieses Unvermögen nur relativ und hat seinen Grund in der fehlerhaften Proportion zwischen den männlichen und weiblichen Geburtsgliedern (Geschlechtstheilen)." Hierüber kann der Arzt keinen Ausspruch thun, er muss die Sache den Gerichten überlassen. (?) Manche Widersprüche, die selbst denkenden Laien mehrere Grundsätze des Vf's verdächtig machen mussten, bemerkt man auch in dieser Auflage. Z. B. §. 223 „Die Vorschrift, alle Ueberbleibsel des Giftes von der Diele und aus den Winkeln des Hauses aufzusuchen, ist unnütz:" und in der Note: „eine gute Vorsicht ist es, alles, was von dem Gifte zerstreut seyn könnte, aufzusuchen." §. 350 „Im Uterus kann das Kind weder Harn lassen, noch Darmkoth ausleeren. Beides erfolgt erst nach der Geburt:" hingegen §. 352 „Die Ausleerungen aus der Harnblase und dem Mastdarm können schon während der Geburt durch Druck und Krämpfe bewirkt werden." Mit Recht sagt Hr. *M.* S. 399, dass gerichtliche Aerzte in Beurtheilung der Fälle, wo von ihnen Aussprüche über verfehrte oder unverfehrte Jungfrauschaft verlangt werden, behutsam zu Werke gehen müssen: demungeachtet aber lieset man S. 397: „Wenn Brüste und Geburtstheile schlapp, die Lefzen gross, der Eingang in die Mutterscheide weit, die Runzeln in derselben verstrichen, das Hymen nicht mehr sichtbar ist, so hat eine solche Person den Beyschlaf *zuverlässig öfter* zugelassen." — Nicht leicht verliert sich der Vf. in unfruchtbare Speculationen; zu subtil aber sind manche seiner Eintheilungen. Den Lauf des menschlichen Lebens theilt er z. B. in zu viele Perioden ein: 1) von der Empfängniss an bis zur Geburt; 2) die ersten drey Tage nach der Geburt; 3) das erste Jahr bis zum Ausbruch aller Milchzähne; 4) das kindliche Alter; 5) die reifere Jugend; 6) das männliche Alter; 7) das höhere Alter; 8) das sehr hohe Alter. Die Gifte theilt er in folgende Classen: 1) die ätzenden oder fressenden; 2) die betäubenden; 3) die die Lebens- und Nervenkraft unmittelbar angreifenden; 4) die einschnürenden, verdickenden oder austrocknenden Gifte. Hr. *M.* wird leicht selbst fühlen, wie fehlerhaft diese Eintheilung ist. Greifen etwa die betäubenden Gifte nicht auch die Lebens- und Nervenkraft unmittelbar an? Zur dritten Classe rechnet er die Krankheitsgifte, die Bisse der Vipern, der zornigen Thiere und des tollen Hundes. Wenn es wahr ist, was S. 207 gesagt wird, dass der Arsenik und der Grünspan eine einschrumpfende Kraft haben, so könnten diese Substanzen auch zur vierten Classe gezählet werden. Das grob gestossene Glas führt er noch immer unter den Giften der ersten Classe an. — Er tadelt die Juristen, dass sie einen Unterschied zwischen einem letalen und illetalen Instrumente machen. Müssen diese sich aber mit Recht nicht auch wundern, wenn sie finden, dass der Vf. einen Unterschied zwischen einem plötzlichen und schleunigen Tod bey Kopfverletzungen, zwischen Ansteckung und Mittheilung der Lungensucht macht? — Rec. will es zwar dem Vf. nicht zum Vorwurf machen, dass er sich nicht auf einen höheren Standpunkt hat stellen wollen, um mehrere Gegenstände der gerichtlichen Arzneykunde ins Auge zu fassen: es wäre aber doch zu wünschen, dass er sich nicht so oft als Anhänger alter physiologischer und pathologischer Theorieen gezeigt hätte. Er liebt noch immer die Eintheilung der Functionen in die Lebens- natürliche und animalische Verrichtungen. Er redet noch immer von der Beschaffenheit der festen und flüssigen Theile, *die mit Krankheitsstoffen angethan* sind u. s. w. — Mehrere hier aufgestellte Sätze leiden viel Einschränkung. Z. B. §. 103 „Mit Contusionen am Kopfe ist immer (?) die so sehr gefährliche Erschütterung des Hirns verknüpft." §. 139 „Eine Entzündung des Herzens könne nur nach einer Verwundung entstehen." §. 177 „Alle Verletzungen bey dem weiblichen Geschlechte sind im höhern Grade tödtlich." Ist aber nicht oft ein starker Blutverlust bey diesem weniger gefährlich, als bey dem männlichen? §. 316 „Die Lungenprobe müsse nur an gesunden Lungen angestellt werden." §. 390 „Sollte ein Betrüger eine Lähmung vorschützen, so könnte die schmerzlichste Curart der wirklichen Lähmung ein Mittel werden, die simulirte zu entdecken." Abgerechnet, dass auch dadurch nicht immer die Wahrheit erforscht werden kann, indem oft Boshafte bey den grössten Schmerzen unempfindlich zu seyn scheinen, so würde es in verschiedener Rücksicht meistentheils rathsam seyn, dass in dieser und andern simulirten Krankheiten schmerzhafte Mittel nur mit Genehmigung und in Gegenwart obrigkeitlicher Personen von gerichtlichen Aerzten und Wundärzten angewendet werden. Wenn schwarzer Staar vorgeschützt wird, *so soll* die Empfindlichkeit der Pupille, wie der Vf. §. 388 behauptet, bald den Betrug verrathen. Findet aber nicht zuweilen bey der wahren Amaurosis eine solche Beweglichkeit der Pupille statt, dass sie sich bey mässigem Lichte ungewöhnlich stark zusammenzieht? — Die Verwundung der äussern Carotis rechnet der Vf. zu den Kopfwunden, obgleich bekanntlich sie auch zum Theil dem vordern Theile des Halses bestimmt ist.

Rec. hält es für Pflicht, noch manche andere Unvollkommenheiten dieses Werkes aufzudecken. Bey der Bestimmung des Grades der Tödtlichkeit mancher Verletzungen hätte der Vf. verschiedene präexistirenden Krankheiten, mit denen sich diese vereinigen

gen können, namhaft machen; z. B. da, wo er von einer starken Quetschung am Halse redet, beyfügen sollen, dass, wenn sie bey einem mit einer Bräune behafteten Kranken geschehe, sie leichter tödtlich werden könne u. s. w. Oft, wenn von Verletzung eines wichtigen Theiles die Rede ist, hat er anzugeben vergessen, welche Theile gewöhnlich zugleich mit ihm verwundet werden, und wie viel darauf ankommt, ob eine Wunde einen Theil des Körpers von vorn oder von hinten her getroffen. Auch hätte er erinnern sollen, dass ein gerichtlicher Arzt bey Bestimmung der Tödtlichkeit verschiedener Verletzungen auf Temperament, Idiosynkrasieen und Gewöhnung vorzügliche Rücksicht zu nehmen habe; dass er dabey öfter, als gewöhnlich geschieht, untersuchen müsse, ob eine Person vor der Verletzung durch schnelles Wachsthum des Körpers, durch Anstrengung der Seelenkräfte, durch Onanie, durch öftere Niederkunft, durch häufiges Aderlassen u. s. w. geschwächt worden sey; ferner, dass er sich bey Verletzungen des weiblichen Geschlechts zu erkundigen habe, ob sie während des monatlichen Flusses erfolgt sind, oder nicht, da bekanntlich manche zu dieser Zeit wegen der grössern Reitzbarkeit und Empfindlichkeit leicht gefährlicher werden können. Mit Recht bemerkt der Vf. §. 240 dass nicht selten ein Mörder seine That hinter einem angeblichen Selbstmord verberge. Giebt es aber nicht auch Fälle, wo gewisse Beweggründe, als Ueberdruss des Lebens, Furcht vor schmerzhaften chirurgischen Operationen, die Vorstellung, dass ein Feind, der einen Mord unternehmen wollte, mit desto grösserer Strenge werde bestraft werden, je schneller der Tod auf seine That erfolge, u. dgl. m. einen Verletzten zum Selbstmord bestimmen? Je behutsamer und sorgfältiger Verletzungen in solchen Fällen untersucht werden müssen, desto mehr wünschten wir eine Erörterung derselben in diesem Lehrbuche. Zu wenig ist im §. 162 u. f. von den Verletzungen der äussern und innern Geburtstheile, von Fehlern der Hebammen, gar nichts von Fehlern der Geburtshelfer erwähnt worden. Ueberhaupt verdienten in dieser Schrift mehrere Fehler des Personale der Heilkunde, als wichtige Gegenstände der gerichtlichen Arzneywissenschaft, in besondere Betrachtung gezogen zu werden. — Im §. 205 sagt der Vf. dass die schleunige oder langsamere Wirkung der Gifte mehr von der grössern oder von der öftern wiederholten Dosis, als von der Beschaffenheit der Gifte abhänge. Warum setzte er nicht hinzu, dass dabey viel auch auf folgende Umstände ankomme: welcher Grad der Erregbarkeit, welche Beschaffenheit der Organisation bey dem vergifteten Körper statt finde, ob Gifte vermischt, oder unvermischt genommen worden, ob man sonst in gesunden Tagen gewohnt gewesen, ein Gift in kleinen Dosen zu gebrauchen, welche Mittel eher oder später nach einer Vergiftung angewendet worden? Auch vermisst man eine Untersuchung der Aehnlichkeit der Wirkungen mancher Krankheiten mit denen der Vergiftungen. Eben so wenig lehrt der Vf., unter welchen Bedingungen und mit welcher Vorsicht Gifte, die in Leichnamen gefunden worden, gewissen Thieren gegeben werden müssen. Unvollständig ist die Beschreibung der Erscheinungen, welche in den Leichnamen vergifteter Personen wahrgenommen werden. So wichtig auch unter andern die Untersuchung der Beschaffenheit der Leber in solchen Körpern ist: so ist doch §. 213 nichts davon gesagt worden. Von Päderastie und Sodomie handelt der Vf. im 3 Kap. des 6 Abschn.; aber die Onanie übergeht er. S. 164 im Supplementbande behauptet er, die uneigentlich sogenannte Onanie oder die eigentliche Masturbation könne weder durch sich selbst, noch durch ihre Folgen ein Gegenstand gerichtlicher Untersuchungen werden. Sollte also es nie Pflicht eines gerichtlichen Arztes seyn, auf dieses Hinderniss des Fortpflanzungsgeschäftes seine Aufmerksamkeit zu richten?

Aus einer näheren Betrachtung der zweyten Schrift erhellt, dass der Vf. mehrere in No. 1 angegebenen Lücken auch hier nicht ausgefüllt habe. Sie enthält folgende Aufsätze. Der erste: *über Ursprung und Ausbildung der gerichtlichen Arzneywissenschaft*, verdiente eher die Ueberschrift: *über einige Verhältnisse zwischen dem gerichtlichen Arzte und dem Rechtsgelehrten*, wovon schon eine Aufsatz in des Vf's *neuen gerichtlich-medicinischen Beobachtungen* (Königsberg 1798) handelt. Die Abneigung, die der Rechtsgelehrte oft gegen die Medicin, und der Mediciner gegen die Jurisprudenz äussert, gründe sich auf die Ungleichartigkeit beider Wissenschaften. Der Vf. widerräth dem Rechtsgelehrten das Studium der gerichtlichen Arzneywissenschaft: und doch soll dieser das Talent besitzen, nicht allein den streitigen Punkt, der vom gerichtlichen Arzte erörtert werden soll, genau zu bestimmen, sondern auch ein deutsches Protocoll zu entwerfen (?) Möchte nur nicht den Rechtsgelehrten das Studium der Anatomie und gerichtlichen Arzneywissenschaft von manchen Lehrern verleidet werden! — Mit Recht bedauert der Vf., dass der gerichtliche Arzt von den Defensoren bisweilen ungegründete und kränkende Vorwürfe und Plattheiten ertragen muss. Defensorische Insulten würden gewiss immer seltener werden, wenn die Mitglieder medicinischer Facultäten sich es mehr angelegen seyn liessen, die Ehre einsichtsvoller Physiker zu schützen. II. *Ueber die Tödtlichkeit der Verletzungen und ihre verschiedene Grade.* Zwey hier angeführte Fälle von unbedingt tödtlichen Verletzungen, wobey die Thäter von den Richtern wenig gravirt gefunden wurden, beweisen hinlänglich, dass bey der Bestimmung des Grades der Tödtlichkeit einer Verletzung auf den Grad der Strafwürdigkeit des Thäters nicht Rücksicht genommen werden kann und darf. So wenig der gerichtliche Arzt sich darum zu bekümmern hat, so wenig dürfe er auf den im Criminalrechte festgesetzten Unterschied zwischen einem tödtlichen und nicht tödtlichen Instrumente achten: — Anzeigen zur Anwendung des Trepans sind bloss Ergiessung unter dem Hirnschädel, Eindrücke in demselben und die davon losgewordenen Splitter, nicht

nicht aber Erschütterung des Hirns ohne Ergiessung, nicht die früher oder später sich einstellende Entzündung der Hirnhäute. Ist dieses aber auch unleugbar: so darf doch bey der Beurtheilung des Grades der Tödtlichkeit einer Kopfverletzung der angewandte oder unterlassene Trepan nicht in Anschlag kommen. — Die Heilbarkeit der Wunden des Herzens, wenn sie auch noch so gering sind, bezweifelt der Vf. Die Verletzungen des Stamms der *arteria carotis*, der *jugularis interna*, der *arteria* und *vena cruralis*, gleich unter dem Fallopschen Ligament, hält er für absolutletal. — III. *Ueber die verschiedenen in Leichnamen zu erforschenden Todesarten.* 1) *Ersti-ckung.* Mit *Roose* behauptet er mit Recht, dass die Flüssigkeit des Blutes in den Gefäßen kein zuverlässiges Merkmal des Ertrinkens sey, da sie auch bey anderen Todesarten gefunden wird, nicht bloss bey den vom Blitz Erschlagenen, bey allen Erdrosselten, bey den durch Opium Vergifteten, welche Hr. M. hier anführt, sondern auch bey den durch Leidenschaften Getödteten. 2) *Vergiftung.* Unter die Wirkungen der ätzenden Gifte, z. B. des Arseniks im dritten Grade, welcher noch oft eine Heilung durch passende Mittel gestattet, gehöre diese, dass bey den Geretteten sehr oft Ausschläge und andere Hautübel zurückbleiben. Möchte doch von einem anderen *Wichmann* die Beschaffenheit dieser Hautkrankheiten, die Aehnlichkeit derselben mit andern, näher untersucht werden! 3) *Hungertod.* Die Meisten von den zur Alimentation bey Miethlingen untergebrachten unehelichen Kindern sterben am Mangel hinreichender Nahrungsmittel, wozu noch mehrentheils auch die schlechte Beschaffenheit der wenigen kommt, die ihnen gereicht werden. Möchte doch künftig eine genaue Aufsicht der Polizey auf jene Miethlinge und die ihrer Sorgfalt anvertrauten unehelichen Kinder eine solche Todesart verhüten, wenigstens seltener machen! 4) *Verbrennungen menschlicher Leichname von innerlicher Ursache*, besonders von dem lange fortgesetzten Missbrauche geistiger Getränke. 5) *Selbstmord.* Wie behutsam der gerichtliche Arzt zu verfahren habe, um nicht auf Mord zu schliessen, wo Selbstmord Statt fand, oder umgekehrt, lehrt unter andern folgender Fall. Zwey Dienstmädchen wurden eines Morgens im Bette todtgefunden. Bey der Obduction fand es sich, dass beide sich mittelst eines Decocts aus Chinarinde, Meerzwiebel und Opium vergiftet hatten. In dem Uterus der einen ward ein Fötus von 2—3 Monaten gefunden. Wahrscheinlich war ihnen diese sonderbare Mischung von irgend einem alten Weibe, als Abortirmittel, in die Hände gespielt worden, und die nicht Schwangere glaubte vermuthlich dieses Mittels nicht minder zu bedürfen, als ihre Gefährtin. 9) *Verblutung aus der ununterbundenen Nabelschnur.* IV. *Ueber früh- und spätreife Geburten.* Bekanntlich schon in *Loders* Journal abgedruckt. V. *Ueber simulirte Krankheiten.* Nichts Neues und Wichtiges, als etwa die Nachricht, dass die Wiedemannin, die der Vf. schon in andern Schriften erwähnt hat, ihrer Methode, nach Willkühr in Zuckungen zu verfallen, bis in ihren Tod getreu geblieben ist. VI. *Ueber Geistesverirrungen.* Zuerst eine kritische Beleuchtung mehrerer von Philosophen und Aerzten aufgestellten Definitionen des Wahnsinns, dann eine neue von dem Vf. selbst: „Wahnsinn ist Symptom einer körperlichen, idiopathischen oder consensuellen Krankheit des Seelenorgans, welche sich mittelst einer haftend gebliebenen falschen Vorstellung durch die Verkehrtheit im Gebrauch der Seelenkräfte äussert." Dass diese Definition nicht alle Arten des Wahnsinns umfasse, ist leicht einzusehen. Die Taubstummen (vielleicht nur diejenigen, die der Vf. zu beobachten Gelegenheit gehabt hat), rechnet er zu den Blödsinnigen. S. 87 aber behauptet er gegen *Reil*, dass kein Wahnsinn von übelbeschaffenen Sinnorganen entstehen könne.

(*Der Beschluss folgt.*)

GÖTTINGEN, b. Schneider: *Anfangsgründe der Anatomie*, entworfen von *A. Fr. Hempel*, Dr. der Arzneyw. und Professor. 1801. XXIV u. 878 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Es fehlt zwar gegenwärtig durchaus nicht an brauchbaren anatomischen Handbüchern; allein die vollständigeren sind zu voluminös und zu kostspielig, als dass sie zu einem Leitfaden bey Vorlesungen über die Zergliederungskunde angewendet werden könnten. Vorliegende Anleitung ist weder zu weitschweifig, noch durch ihre Kürze unvollständig, und dem Anfänger um so brauchbarer, weil bey allen Theilen, die besten davon erschienenen Abbildungen mit den sie erklärenden Zeichen angeführt worden sind. Dadurch ist das Buch auch für die Besitzer der von Hn. *Loder* herausgegebenen Abbildungen sehr bequem. In Rücksicht der angeführten Schriftsteller ist eine zweckmässige Auswahl getroffen worden. Die Materien sind in der gewöhnlichen Ordnung vorgetragen. Osteologie und Syndesmologie hat der Vf. mit einander verbunden, von der Osteogenie kommt bey den einzelnen Knochen das Nöthigste vor. In der Myologie ist der *Musculus splenius colli* nicht angegeben; sonst sind die Beschreibungen der einzelnen Muskeln nach ihrer Bestimmung eingetheilt worden. In der Splanchnologie sind zuerst die Haut-, dann die Sinneswerkzeuge und die Eingeweide der grösseren Cavitäten beschrieben, das Gehirn aber in der Neurologie. Bey der Angiologie ist die unnöthige und ermüdende Verfolgung der Verzweigung der feineren Gefäse durch besondere Benennungen zweckmässig vermieden. Die Nerven hat der Vf. nach der älteren Eintheilung, aber mit Anführung der zweckmässigeren neuern, beschrieben. Die Beschreibungen aller Theile sind deutlich und genau. In Rücksicht des Ausdruckes würde der Vf. bey einer zweyten Ausgabe noch manches verbessern können. Dass er sich der lateinischen Benennungen bedient, ist sehr zu billigen, weil die deutschen nur zu leicht den Anfänger verwirren. Am Schlusse ist nur ein einziger Druckfehler angezeigt, es befinden sich aber dergleichen, wiewohl leichter in die Augen fallende, S. 29, 96, 101, 124, 139, 301, 859, 866 und an mehreren Stellen.

C. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JUNIUS, 1804.

MEDICIN.

1) KÖNIGSBERG u. LEIPZIG, b. Hartung: *Kurzgefasstes System der gerichtlichen Arzneywissenschaft.* Von *J. D. Metzger*, kön. Leibarzt u. Prof. d. Arzneywissenschaft etc.

2) KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Joh. Dan. Metzgers — gerichtlich-medicinische Abhandlungen etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

VII. Ueber *die Lungenprobe.* Enthält einige wichtige Beobachtungen, welche Manches, was der Vf. in seinem System der gerichtlichen Arzneywissenschaft über diese Materie gesagt hat, bestätigen und erläutern, unter andern einen Fall, in welchem die Lungenprobe durch das Einblasen der Luft in die Lungen eines bereits verstorbenen Kindes zweydeutig gemacht wurde. Vorzüglich hätte hier, so wie es in andern ähnlichen Fällen höchst nothwendig ist, genau untersucht werden sollen, ob die Versuche zur Wiederbelebung des Kindes mit der gehörigen Vorsicht, nach den Regeln der Kunst, angestellt, oder ob dabey die Brust und der Kehlkopf sehr gedrückt worden, u. s. f. In einem andern Falle, wo an dem Leichnam eines Kindes die Fäulniss zu einem beträchtlichen Grade gediehen war, hätte der Vf. angeben sollen, ob, ausser den Lungen und dem Herzen, auch andere Eingeweide auf dem Wasser geschwommen. VIII. *Ueber die Ploucquetsche Lungenprobe*, welche der Vf., wie man schon in *Loders* Journal B. II. 1 gefunden, für schwankend, ungewiss und nicht geeignet hält, die ältere zu ersetzen, oder auch nur zu ergänzen. Der Einwurf des Vfs, dass der Unterschied des männlichen und weiblichen Körpers ein Hinderniss der Anwendbarkeit jenes Versuchs sey, scheint Rec. nicht von grossem Belang zu seyn. Mit Recht lässt sich eher im Allgemeinen behaupten, dass in weiblichen Körpern die Rippenknorpel biegsamer, folglich die Brust ausdehnbarer, die Rippen beweglicher, als dass die Lungen im weiblichen Körper kleiner sind, als im männlichen. Warum hat Hr. M. auf den wichtigen Auffatz in *Roose's* Beyträgen zur gerichtlichen Arzneyw. über die Anwendbarkeit der Plouquetschen Lungenprobe bey Kindern, die an Verblutung starben, nicht Rücksicht genommen? IX. *Ueber den vagitus uterinus.* Unter 500 Geburten, welche seit 1793 im Königsberger Gebärhause vorgefallen sind, hat weder der Vf. noch sein Gehülfe, D. *Hirsch*, einen Fall wahrgenommen, der die Vermuthung eines *vagitus uterinus* hätte begründen können. X. *Ueber Löfflers Zeichenlehre: ob ein Kind lebendig oder todt zur Welt gekommen sey?* Manches, was der Vf. gegen Hn. *Löffler* und Hn. *Vogel*, den Herausgeber der Auffätze und Beobachtungen von jenem sagt, ist nicht unrichtig. Uebertrieben aber ist es, wenn er die ganze Lehre von Knoten in der Nabelschnur durchaus für lächerlich hält; gewiss, mehrere erfahrene Geburtshelfer werden ihm hierin nicht beystimmen. Gegen *Scheel* hält er es für unnütz, das Schafwasser in der Luftröhre aufzusuchen, um zu sehen, ob es schäumig sey, oder nicht. XI. *Ueber die Folgen des unehelichen und unnatürlichen Beyschlafs.* XII. *Ueber männliches und weibliches Zeugungsvermögen.* Wiederholung dessen, was darüber der Vf. selbst in seinen früheren Schriften, *Lentin*, *Thilenius* und andere gesagt haben. XIII. *Ueber Hermaphroditen. Maria Dorothea Derrier*, über deren Geschlecht bekanntlich die Meinungen berühmter Männer, die sie gesehen und beschrieben haben, so verschieden sind, scheint dem Vf. ein Geschöpf zweydeutiger Art, ein wirklicher Zwitter zu seyn, dergleichen man bisweilen unter den Thieren, besonders unter den Ziegen findet. XIV. *Ueber Hospitäler:* eine Rede, welche mehr in das Fach der medicinischen Polizey gehört, und folglich in dieser Schrift keinen Platz verdient. Die Mängel vieler Hospitäler sind von andern einsichtsvollen Männern schon längst geschildert worden. Wer wird aber deswegen es billigen, wenn der Vf. sagt: „Mächtige der Erde! Bauet keine neuen Hospitäler mehr. Reisset vielmehr die alten nieder, oder verwandelt sie in Manufacturen und Fabriken u. s. f. Noch habe sich kein gegen irgend ein besonderes Uebel in den Hospitälern versuchtes oder vermeintlich bewährtes Mittel, keine in gewissen Fällen geprüfte Curmethode in ihrem anfänglichen Credit erhalten. Die Hospitalärzte sollen zu jeder Zeit dem herrschenden System gehuldiget haben. Wir müssen Hn. M. fragen: Was können solche halbwahre Sätze nützen? — XV. *Neueste Literatur der gerichtlichen Arzneywissenschaft seit* 1798. Nicht ganz vollständig. Der Vf. hat selbst seine *neuen gerichtlich-medicinischen Beobachtungen 1sten Band* anzuführen vergessen. Sehr zu bedauern wäre es, wenn er diese nicht fortsetzen wollte, wenn er, wie er in der Vorrede versichert, seine schriftstellerische Laufbahn mit dieser Schrift schliessen würde.

Der Vf. erwähnt in verschiedenen Stellen der Schrift die *Gallische* Hirn - und Schädellehre, und hofft, dass sie künftig mehr vervollkommnet, zur Aufklärung mehrerer Gegenstände der gerichtlichen Arzneywissenschaft viel beytragen, dass sie unter andern das Daseyn der Geistesverirrungen, des männlichen und weiblichen Zeugungsvermögens in mehreren Fällen weniger zweifelhaft machen werde. Warum aber hat er die Aufmerksamkeit der Leser nicht auch auf den Galvanismus, der wahrscheinlich in vielen medicinisch-gerichtlichen Fällen wichtige Aufschlüsse geben kann, gelenket?

Dass der Vf. zu den Schriftstellern, die sich eines guten Stils befleissigen, gezählt werden muss, ist bekannt. Nur wünscht Rec., dass er, um manchen Missverständnissen vorzubeugen, von der Gewohnheit, anstatt *nicht einmal*, *nicht einst* zu sagen, abgewichen wäre.

eca.

Frankfurt a. M., in d. Andreäischen Buchh.: *Magazin für Physiologie und Medicin*, von D. *Andr. Röschlaub*, Professor etc. Ersten Bandes erstes Stück. 1804. 158 S. 8.

Mit diesem Stücke beginnt das bisherige Röschlaubische Magazin, zur Vervollkommnung der Medicin, eine neue Periode, welche zum Theil schon der Titel anzeigt; die aber mehr noch durch den Inhalt der künftigen Stücke der Zeitschrift sich zeigen soll. Es hat sich nämlich der Herausgeber derselben vorgesetzt, fernerhin Bearbeitungen von Gegenständen der Physiologie zu liefern, welches in den vorhergehenden Heften des Magazins nicht oder nur wenig geschehen sey. Diess ist bey dem gegenwärtigen Stande der Physik, von welcher aus auf die Physiologie, als einen Theil derselben, eine neue Bildung sich verbreitet, ein löbliches Unternehmen, und der Vf. wird durch die Ausführung desselben seine älteren Verdienste mit neuen vermehren. Das vorliegende Stück enthält: I. *Kritische Blicke auf meine früheren Arbeiten über und in Physiologie und Medicin mit steter Rücksicht auf Hn. Dr. C. J. Kilian's Urtheile über eben diese Arbeiten in desselben Schrift: Differenz der ächten und unächten Erregungstheorie.* Rec. will die Leser dieser Anzeige nicht mit der Darstellung des zwischen R. und K. vorwaltenden Streites beschweren, sondern bloss die sich daraus allenfalls ergebenden Resultate für Wissenschaft und Kunst mittheilen. 1) *Ueber die Untersuchungen über Pathogenie überhaupt, und die Veranlassung dazu insbesondere.* Theils Vertheidigung, theils auch Berichtigung, weitere Verfolgung und Erläuterung von Brown's Lehrsätzen, und „somit die Begründung einer wahren Erregungstheorie" seyen das Ziel gewesen, das sich R. bey seinen früheren Arbeiten und Untersuchungen über Pathogenie vorsteckte; es sey zwar manches Mangelhafte und Irrige in derselben enthalten, aber man müsse sie nach dem zur Zeit der Erscheinung jener Arbeiten bestehenden Stande des philosophischen und medicinischen Wissens beurtheilen. Rec. ist zwar hierin mit dem Vf. einverstanden; aber wenn dieser glauben sollte, dass wirklich eine wahre Erregungstheorie oder Theorie der Physiologie und Medicin zur Zeit begründet sey, so stimmt Rec. nicht bey. 2) *Ueber das Verhältniss der Physiologie zur Medicin und beider zur Hygieine.* Mit Recht wird behauptet, dass Physiologie, Pathologie oder Nosologie, und die Theorie des Heilungsprocesses, des Kreises der organischen Wirkungen, wodurch die Hebung der Krankheit geschieht, Theile und Zweige eines Stammes von Wissenschaft, nämlich der der Natur seyen; Hygieine bestehe in der Kenntniss und Kunst, die Gesundheit zu erhalten, und Medicin in der Kenntniss und Kunst, Krankheit zu entfernen: die erstgenannten Doctrinen sind zwar keine Theile dieser letzteren, aber diese setzt jene voraus, und ist nach unserer Meinung das künstliche Reflexum derselben für bestimmte Fälle. Man könnte den Kreis, der die Physiologie und Medicin umschlingt, folgendermassen sich vorstellen. Die Empirie betrachtet die mannichfaltigen Erscheinungen des thierischen Organismus im gesunden und kranken Zustande; die Wissenschaft construirt dieses Mannichfaltige zu einem theoretischen Ganzen; nun tritt die Kunst zwischen Natur und Wissenschaft, und reflectirt was sie in jener gesehen, in dieser erkannt hat, als Abstractum für den einzelnen Fall, und erhält dadurch entweder die Gesundheit, oder beseitigt die Krankheit. So greift in die Natur die Kunst, nachdem sie aus der Wissenschaft hervorgegangen, welche vorher selbst aus jener entsprang, und so ist Kunst, die höchste Vereinigung von Erfahrung und Erkenntniss, der Bund von Natur und Wissenschaft. 3) *Einiges über das nähere Verhältniss der Nosologie zur Medicin.* Die Nosologie gehe auf Construction des Uebelseyns, seiner Formen und Erscheinungen aus, aber durch diese habe der Arzt noch nichts für die Curmethode gewonnen. Diess ist nur einerseits wahr; denn wodurch bekommt der Arzt Einsicht in die Verhältnisse der Natur des Kranken, die zur Bewirkung der Heilung nothwendig sind? Woraus schöpft er sich eine Theorie des Heilungsprocesses (*Iatreusiologie* vom Vf. gräcisirend genannt) oder die medicinische Prognose, als durch die Erkenntniss der vorhandenen Krankheit, ihrer Form und einzelnen Erscheinungen, oder der Diagnose, wie der Vf. S. 41 wirklich selbst zugiebt? Drey geht freylich von zwey zunächst, und nicht geradezu von eins aus, aber eins muss doch da seyn, wenn drey von zwey ausgehen soll. Uns scheint in der Behauptung R's: „nicht auf der Diagnose, sondern Prognose beruhe der medicinische Curplan" Mikrologie zu herrschen, so wie sich dieser zu sehr als Sünder bekennt, wenn er sagt: dass er gefehlt habe, indem er in Hebung des Ursächlichen die Tendenz des Arztes setzte; da doch „nur die Umstände von aussen zu setzen, welche die Bedingungen enthalten, unter welchen die innere Natur den Heilungsprocess gehörig zu unternehmen vermag, und die Hindernisse, die

die ihr entgegen sind, zu entfernen, die einzigen Zwecke aller Cur seyen." Aber wird nicht eben dadurch, wenn wir die Bedingungen zum Gesundwerden setzen, das Ursächliche oder die Bedingungen der Krankheit gehoben? 4) *Ueber die hauptsächlichste Tendenz meiner bisherigen Schriften.* Was Brown in der Nosologie unbearbeitet gelassen, habe der Vf. in seinen Schriften zu bearbeiten unternommen (angefangen). 5) *Ueber den Gang meiner Untersuchungen über Pathogenie.* Der Vf. zieht hier kürzlich die Hauptsätze derselben aus, und bekennt, dass er gegenwärtig über manche dieser Untersuchungen ein nicht durchaus günstiges Urtheil fällen könne. 6) *Ueber den in den Untersuchungen über Pathogenie aufgestellten Begriff und die Gesetze der Erregbarkeit.* Der Vf. sucht hier zu zeigen, dass seine früheren Begriffe und gegebenen Gesetze von Erregbarkeit und ihren zwey Factoren mit Schellings später in dessen Entwurf eines Systems der Naturphilosophie gelieferten übereinstimmen, nur hätte er aus diesem ersehen, dass diese seine Erkenntniss nicht eine, wie er glaubte, durch Induction erlangte, sondern *wahre* Erkenntniss sey. 7) *Ueber die Erklärung (Deduction) der Erregbarkeit in meinen Untersuchungen über Pathogenie.* Ungeachtet er aber die zwey Factoren und viele Gesetze der Erregbarkeit und Erregung angegeben habe, so sey er doch durch Schelling aufmerksam gemacht worden, dass seine „gelieferte Darstellung des Grundes der Erregbarkeit ihres höheren Princips sowohl, als auch der Functionen derselben, theils ganz irrig, theils doch zu beschränkt, mithin sehr unvollkommen seyen." Bey einer künftig vorzunehmenden Umarbeitung seiner Untersuchungen werde er vom Standpunkte der Speculation ausgehen, nachdem er den „höheren Organismus, das Universum, das sich, nur in bestimmter Form in jedem lebenden Individuum ausgeprägt, darstellt, das Wesen desselben ist, zu erkennen aufmerksam gemacht worden" durch die Naturphilosophie nämlich. — Allein wirklich nicht naturphilosophisch ist, wenn S. 67 der Vf. sagt: „Als die drey Hauptfunctionen, welche in ihrer Vereinigung die Lebensfunction ausmachen, stellte ich mir von jeher die Erregung, Assimilation und Reproduction vor," u. s. w. Besteht denn Assimilation, Reproduction nicht selbst in Erregung? wie kann also diese als ein Theilungsglied jenen gleichgesetzt werden! Worin hingegen Erregung bestehe, will Rec. hier nur zu fragen. 8) *Ueber den von mir aufgestellten Begriff von Krankheit.* Es sey noch an des Vf's vormals gegebenem Begriffe von der Wesenheit der Krankheit manches auszusetzen und zu berichtigen, welchem Selbstgeständniss Rec. auch beypflichtet. Wenn S. 75 gefragt wird: worin eigentlich die Disproportion zwischen beiden Factoren der Erregbarkeit bestehe, wenn Krankheit vorhanden seyn soll? so antwortet Rec. hierauf: darin, dass das Steigen des einen oder Fallen des andern *andauernd* wird; im gesunden Zustande ist ein steter Wechsel von Steigen und Fallen beider Factoren, im kranken erhält aber der eine über den anderen ein anhaltendes Uebergewicht, wodurch die Harmonie der organischen Erscheinungen gestört wird, welches sich ausser dem allgemeinen dadurch hervorgebrachten Leiden vornehmlich in jenen Organen äussert, auf welche schadende Veranlassungen am ersten oder am meisten eingewirkt haben. 9) *Ueber die von mir aufgestellte Lehre von Hypersthenie und Asthenie der Erregung.* Die Darstellung S. 85 u. ff. von Erregung und Krankheit ist aus den neueren naturphilosophischen Untersuchungen genommen, und Rec. hat nur dabey auszusetzen, dass der Vf. S. 91 die ganze äussere Natur zum äussern Factor der Erregung macht, da doch nur die *wirkliche Aufnahme der Einwirkungen* der äusseren Natur den äusseren Factor der Erregung darstellt; bey einem Todten wäre also dieser Factor der Erregung nach *Röschlaub*, aber ohne Erregung, vorhanden. Der äussere Factor der Erregung ist eben so ein Eigenthum des lebendigen Organismus, wie der innere, und die äussere Natur ist nur die Veranlassung zur aufnehmenden Wirkung des äusseren. Was S. 93 unter *positivem* Erregen (Incitiren) und *negativem* Erregen (worin besteht dieses?) verstanden werden soll, hätte doch näher angegeben werden sollen. S. 95 wird von der Andauer der Disproportion gesprochen, auf die nämliche Art ungefähr, wie Rec. vorher davon sprach. Nicht genug auseinander gesetzt ist, wenn es S. 97 heisst," jedes Gebilde des Organismus wirke für jedes andere desselben als incitirende Thätigkeit," jedes Organ hat seine active und passive Seite, das eine Organ wirkt mit mehr Activität, Incitation, das andere ist mehr passiv, receptibel und wird von anderen bestimmt. 10) *Ueber die Eintheilung der Asthenie der Erregung in directe und indirecte.* Ausführlich wird gezeigt, wie die indirecte Asthenie entsteht, die an sich nicht, sondern nur durch die Art ihres Ursprungs von der directen verschieden ist. Mehr Deutlichkeit und Präcision in den Ausdrücken besonders in Rücksicht der Erregbarkeit wäre hiebey zu wünschen gewesen, so wie auch hätte bestimmter angegeben werden sollen, dass die indirecte Asthenie nur in einzelnen Organen, und nur vorübergehend existire, welches, aus dem Abgehandelten hervorgeht, aber nicht namhaft genug gemacht ist. 11) *Ueber die näheren Versuche einer Construction der Krankheit in meinen früheren Schriften.* Nicht scharf genug wird hier unterschieden, was von durchaus chemischer und mechanischer, dann von erregender Einwirknng der Einflüsse von aussen vorgebracht wird. Eine Schnittwunde (eine *durchaus* mechanische Einwirkung) wirkt doch auch erregend, oder bestimmt den Organismus zur Wirksamkeit nach aussen, wenn durch die wirkenden Kräfte der verletzten Organe die Ränder der Wunde zusammenkleben und vernarben u. s. w. Hier ist der Vf. noch nicht im Reinen; überhaupt enthält dieser ganze Absatz mehr Negatives, d. i. aufrichtige Angabe des Lücken- und Fehlerhaften, das sich in den bisherigen Behauptungen des Vf's befindet: die Verbesserung desselben wird mit lobenswerthem Eifer versprochen, indem der

der Vf. künftig ein Werk liefern will, welches Physiologie, Nosologie und die Theorie der Heilungskraft im Zusammenhange mit einander darstellen soll, worauf noch ein Werk folgen wird, welches eben so zusammenhängend allgemeine und specielle Iaterie (Therapie) und die Theorie der Iatrotechnik (der medicinischen Praxis) enthalten soll. In dieser Hinsicht und um der Wissenschaft willen sollte der Vf. sein „nun bald erscheinendes Lehrbuch der allgemeinen Iaterie", welches sich noch an sein älteres mangelhaftes Lehrbuch der Nosologie anschliessen soll, und deshalb nach seinem eigenen Geständniss noch einige Beschränktheiten an sich tragen muss, nicht eher ins Publicum kommen lassen, als bis er das versprochene physiologische Werk wird geliefert haben. Wäre es nicht ein Rückschritt, wenn der Vf. gegen seine Ueberzeugung ein Werk mit Beschränktheiten erscheinen liesse? II. *Einiges über den Werth der neuesten Schriften des Hn. D. Kilian, als Anhang zu meinen kritischen Blicken auf meine eigene.* Freylich ist Hr. K. ein unberufener Kritiker der Röschlaubischen Schriften, aber der Vf. dieser geht doch hier zu animos zu Werke, und da er selbst die Fehlerhaftigkeit derselben eingesteht, so kann man weder ihm, noch Hr. K. Recht geben. III. *Einige Worte über Hn. Loders anatomische Tafeln als Vorläufer einer künftigen detaillirten Recension derselben.* Diese Worte sollen nicht vom Herausgeber herrühren; sie enthalten auch gar nichts Bedeutendes, sondern nur Spott, der nicht zu billigen ist. Wäre dafür lieber der Anfang der besagten Recension geliefert worden, die allerdings belehrend und warnend genug ausfallen kann. Nicht viel versprechen, sondern leisten!

Rec. war in der Anzeige dieses Magazins etwas ausführlicher, als es sich sonst bey dergleichen Schriften gebührt; aber da der neue Anfang desselben eine neue Epoche in der Physiologie und Medicin begründen soll; so glaubte er sich berechtiget, einige Bemerkungen zu machen, welchen er Eingang wünscht, und ersucht zugleich den berühmten Herausgeber, die versprochenen Werke und die Fortsetzung dieses seines Magazins bald zu liefern, die Aeusserungen aber S. 134 unten, S. 141 und an mehreren Orten andern zu überlassen. Seine wahren Verdienste werden immer anerkannt bleiben.

W. A. S.

Hof, b. Grau: *Der menschliche Körper von seiner Entstehung an bis ins Alter.* Ein belehrendes Lesebuch für alle Stände des reiferen Alters, zunächst für Gymnasien und Schulen bearbeitet von D. *Georg Friedrich Kapp*, ausübendem Arzte in Bayreuth. 1803. XVI u. 208 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. rechnet, laut der Vorrede, mit Zuversicht auf die Nachsicht der Kritiker, aus dem Grunde, weil seine Arbeit für Laien, nicht für Aerzte bestimmt sey, welchen er hier etwas Neues weder habe sagen können, noch wollen. Es ist freylich sehr schwer, dem Laien eine richtige Ansicht von der Structur und den Verrichtungen des menschlichen Körpers in einer fasslichen Sprache zu geben, ohne weitschweifig und ermüdend zu werden, und in dieser Hinsicht dürfen wohl die Ansprüche an ein so schwieriges Unternehmen nicht übertrieben werden, vielmehr verdient schon eine Annäherung zu dem festgesetzten Ziele Dank. Dieser gebührt auch unserem Vf. Er besitzt die Gabe der Deutlichkeit in einem hohen Grade, und weiss seinen Vortrag unterhaltend zu machen. Auch der verfolgte Plan scheint dem Rec. zweckmässig zu seyn. Im 1 Kap. wird das Verhältniss der Menschen zu den übrigen Naturkörpern bestimmt. Das 2te enthält die Schilderung des menschlichen Körpers im Allgemeinen, und die beiden folgenden Kapitel, die Betrachtung des Kopfes und Rumpfes insbesondere. Das 3te und letzte Kapitel aber handelt von den wichtigsten Veränderungen des menschlichen Körpers, von seiner Geburt an bis zum Tode. Die Muskeln sind zwar in dem 2 Kap., so wie die Nerven und Gefässe, im Allgemeinen angezeigt worden, allein es hätten diese Theile doch, ihrer Bestimmung nach, etwas umständlicher angegeben werden sollen, wodurch alsdann auch die eigentliche Bestimmung der Extremitäten würde ins Licht gesetzt worden seyn, welche gar zu kurz abgefertigt worden sind. Statt der, bey jedem Sinnesorgane angeführten Stellen von Kant, war der Raum vielmehr zu vollständigeren Beschreibungen zu benutzen. Denn an einigen Stellen wird der Vf. durch die Kürze der Beschreibungen unverständlich. Bey der Nase hätten die Oeffnungen der Nasenhöhlen in den Rachen nicht übergangen werden sollen. Die Erwähnung einiger Augenfehler, bey der Beschreibung der Augen, hätte eher weggelassen werden können, als die Beschreibung der Augenlieder und Thränen-Organe, welche letztere nur flüchtig bey den Absonderungswerkzeugen berührt worden sind. Zu falschen Vorstellungen wird Anlass gegeben, wenn der Vf. von der Schnecke im Ohre sagt: — „sie hat eine Scheidewand. Der von der einen Seite durch diese Scheidewand abgetheilte Theil, geht zu einer runden Oeffnung der Trommelhöhle; der andere aber zu jener vorhin genannten Oeffnung des Vorhofs." Wer wird aus dieser Beschreibung lernen können, dass der gewundene Gang der Schnecke durch die *lamina spiralis* zu einem doppelten, gewundenen Kanale gemacht wird? Noch haben wir die Beschreibung der Speisesaftsröhre bey den Verdauungswerkzeugen vermisst.

C. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 11 JUNIUS, 1804.

MEDICIN.

Würzburg, b. Rienner: *Kritik der vorzüglichsten Vorstellungsarten über Organisation und Lebensprincip*, ein Beytrag zur Berichtigung und festern Begründung der Erregungstheorie, von Dr. *J. J. Dömling*, öffentl. Lehrer der Physiologie auf der Julius-Univerf. zu Würzburg. 1802. 111 S. 8. (6 gr.)

Diese Schrift hat, wie der nunmehr verstorbene Vf. in der Vorrede bemerkt, den Zweck, seine Gedanken über die Grundbegriffe der Naturlehre organischer Körper weitläuftiger zu entwickeln und in dieser Entwicklung zugleich die Vertheidigung der in der Schrift über die Säftekrankheiten geäusserten Ideen und den Beweis, dass diese mit der auf Principien der Naturphilosophie gegründeten Erregungstheorie in keinem Widerspruch stehen, dem Publicum vorzulegen. Dabey sollte sie auch noch als Einleitung und gleichsam als Grundlage seines Handbuchs der Physiologie betrachtet werden können.

Insofern nun die Principien, von denen der Vf. hier ausgeht, grösstentheils aus der *Schellingischen* Naturphilosophie entlehnt sind, darf die Kritik, der es an diesem Orte nicht zukommt, die Basis, worauf sich jene gründen, selbst anzufechten, oder ihren Ursprung aus derselben weiter zu verfolgen, sich nur allein darauf einlassen, die Art der Darstellung und die Anwendung der aufgestellten Grundsätze auf den eigentlichen Gegenstand der Schrift, zu beurtheilen, und Rec. freut sich, sie von dieser Seite als einen der gelungensten Versuche einer solchen Anwendung speculativer Sätze auf die Physiologie des menschlichen Körpers, der ihm bis jetzt noch zu Gesichte gekommen, allen denkenden Aerzten empfehlen zu können, die gewiss ohne Ausnahme mit ihm den Verlust beklagen werden, den die Bearbeitung der Theorie der Heilkunde durch den frühen Tod ihres Vfs. erlitten hat. Nachstehende gedrängte Darstellung des Inhalts möge das hier vorausgeschickte Urtheil des Rec. bekräftigen.

Die Einleitung giebt einen kurzen Umriss der hauptsächlichsten Formen des Philosophirens, welche in neuern Zeiten Einfluss auf die medicinische Theorie gehabt haben. Der Vf. theilt diese, mit Ausschluss des Skepticismus, von dem, wie sich von selbst versteht, hier nicht die Rede seyn kann, in drey Classen, durch welche sich eben so viele Stufen der philosophischen Cultur bezeichnen lassen. Diese drey Classen sind: die *Popularphilosophie*, die Philosophie der sogenannten *Puristen* oder *Kantianer* (nicht Kants, der, wenn er auch nicht bloss durch die rein-kritische Tendenz seines Philosophirens von dieser Classe ausgeschlossen seyn sollte, wie D. meint, sich doch durch den tieferen Geist, der, wie die inwohnende Seele des Ganzen, auch den heterogensten Theilen und der widersprechendsten Form Einheit und Haltung giebt, indem er das formelle Geschäft des Kritisirens sowohl, als den, bey Kant, der speculativen Ansicht immer zur Seite stehenden Empirismus, auf eine geheimnissvolle Weise mit der wahren Speculation in Beziehung bringt — rühmlich über die meisten seiner Nachfolger erhebt), und das System des *transscendentalen Idealismus*. Unter dem System der Popularphilosophen, wenn es anders den Namen der Philosophie verdient, versteht D. den Inbegriff aller, auf dem Gebiet der Erfahrung gemachten *Abstractionen* über den Menschen, als denkendes und handelndes Wesen. Nach diesem System werden Raum und Zeit, Kräfte und Vermögen der Materie als Accidenzen des unabhängig von unserer Vorstellung und schlechthin jenseits derselben existirenden *Dings an sich*, betrachtet. Aus seiner Anwendung auf die Medicin entstanden eine Menge grundloser Hypothesen, von denen hier der Vf. vorzüglich die Vorstellung von einem *materiellen* Grundstoff des Lebens anführt, wie sie unter andern in den Schriften von Girtanner, Ackermann Brandis, Darwin, Franck d. j., Markus und Autenrieth vorkommt.

Dem System des Purismus — welches, zwischen den *Dingen an sich* und dem diesen entsprechenden und unsre Vorstellungen von denselben integrirenden *Formen des Anschauens* schwebend, in einem unauflöslichen Dualismus befangen ist, und das, auf die Erklärungen der Naturerscheinungen angewandt, die widersprechende Vorstellung eines an sich rein *Idealen*, das aber dennoch, als solches, in dem gleichfalls rein und absolut gedachten *Realen* Causalität haben soll, mit sich führt — wird hier vorzugsweise *Röschlaub* beygesellt, und diese Behauptung dadurch bewiesen, dass R. in seiner Pathogenie die Erregbarkeit als das mit der Organisation verbundene Princip, durch dessen Beytritt der Organismus erst belebt wird, charakterisirt, dabey aber behauptet: Erregbarkeit sey nur ein von uns auf den Organismus übergetragener *Begriff a priori*; — denn, da jeder Begriff, ohne correspondirende Anschauung, leer sey, so werde hier ein leerer Begriff zur Ursache ei-

ner Wirklichkeit in der Erscheinungswelt gemacht. (Zu bedauern ist, dafs Dömling, hier, wie fast allenthalben in dieser Schrift, den Anhang ausgenommen, nur auf R's. frühere Schriften Rücksicht genommen, und dessen spätere Darstellungen der Erregungstheorie, die, wenn sie gleich den hier gemachten Vorwurf des herrschenden Dualismus weniger unterworfen sind, vielleicht der tiefer gehenden Kritik von einer andern Seite einen reichhaltigen Stoff dargeboten haben würden, gänzlich unberührt gelassen hat.)

In der nun folgenden Darstellung des Systems des transscendentalen Idealismus ist es dem Vf. sehr gut gelungen, die Form und Construction des ganzen Gebäudes in wenigen, treffenden Zügen darzustellen, und besonders, was hier eigentlich zu seinem Zwecke gehörte, die Constructionen des Schellingschen „Entwurfs eines Systems der Naturphilosophie" bis dahin fortzuführen, wo sich (nach Principien einer dynamischen Atomistik) das organische Product aus dem Streben der einfachen Actionen, in der innigsten Vereinigung die gröfste Freyheit jeder einzelnen, durch eine Reihe individueller, auf Ein absolutes Grundschema zu beziehender Producte, gegenseitig zu behaupten, — ableiten läfst. Eine Beurtheilung der hier aufgestellten Sätze gehört nicht in unsern Plan, da sich der Vf. genau an den Gang der Schellingschen Naturphilosophie hält, und nichts von dem Seinigen hinzuthut. Er konnte aber bey seiner Darstellung auch auf die späteren Versuche Schellings, die ideale sowohl als die reale Reihe aus der *absoluten Identität* als ihrem gemeinschaftlichen Indifferenzpunkt abzuleiten, noch keine Rücksicht nehmen, und neigt sich daher, wo ihn Schelling auf der eingeschlagnen Bahn verläfst, immer mehr zu der Fichteschen subjectiv-idealistischen Ansicht. Der, nach Fichte, aus dem Gegensatz mit dem Mechanismus abgeleitete (eigentlich blofs durch denselben *erklärte*) Begriff eines organischen Products, als eines solchen, „wo in keinem Theile des Ganzen ein Trieb sey, der nicht auf ein Seyn innerhalb desselben gehe, und kein Seyn, das nicht durch einen Trieb eines Theils des Totalproducts bestimmt sey" — wird hier durch die obenangeführte Idee eines organischen Products nach der Schellingschen Naturphilosophie erläutert, und letztere als gleichbedeutend mit Fichte's und Kant's Definition eines organischen Products, angenommen. — Es liefse sich dagegen mit Recht einwenden, dafs Fichte nur unter Begriffsform, mithin einseitig, darstelle, was Schelling aus den Principien der Naturphilosophie real und objectiv ableitet, und dafs folglich jene Gleichsetzung höchstens eine formale und äufsere seyn könne. Von dem hier aufgestellten Standpunkte aus sucht der Vf. die Begriffe anderer Philosophen und Physiologen über Organisation theils zu widerlegen, theils zu berichtigen. *Reils* Einwürfe gegen die kantische Bestimmung des Begriffs der Organisation, die von dem Bestehen desselben organischen Individuums beym Mangel einzelner Organe, und von dem selbstständigen Leben jedes organischen Theils des Gesammtsorganismus hergenommen sind, widerlegen nichts. Jeder Mangel eines Theils setzt Unvollkommenheit des Organismus; — mehr, wenn der Theil unmittelbar in die Organisation und Selbstreproduction desselben eingreift, weniger, wenn er mehr den Functionen der Articulation gewidmet ist, in welchem letztgenannten Falle, sein Einflufs auf das Wohl des Ganzen *nur* ein mittelbarer ist. (Sollte es einen *solchen* Theil und Organismus geben können?) Die Selbstbildung jedes Organs ist aber bedingt durch die Einheit der Functionen des ganzen Organismus. Uebrigens ist Reil dadurch, dafs er den Begriff der Organisation in die *Fähigkeit zu einer eigenthümlichen Bildung setzt*, der oben aufgestellten Bestimmung des Organismus noch am nächsten gekommen. Gegen alle diejenigen, die das Wesen der Organisation in die zweckmäfsige *Gestaltung* aller einzelnen Theile setzen, wird behauptet, dafs nicht die Zusammenstimmung der *Gestalt*, sondern die thätige *Wechselbestimmung* aller Theile unter einander, das Wesen der Organisation ausmache, und dafs, da es einerley sey, ob jene Wechselbestimmung auf dem *mechanischen Bau* jener Theile, oder auf gewissen, immer vor sich gehenden *Veränderungen* (Functionen) beruhe, worunter selbst Mischungsveränderungen der Flüssigkeiten verstanden werden können, der organische Körper eine zwiefache Art von Organisation, nämlich eine mechanische und eine dynamische, besitze, an sich betrachtet aber, eigentlich *mechanisch-dynamisch* organisirt sey. Die unmittelbarste Folge hieraus ist, dafs auch den *Flüssigkeiten* im organischen Körper Organisation zugeschrieben werden mufste. Gegen diese Vorstellungsart müssen wir, ehe wir in der Darstellung des Inhalts weiter gehen, folgende Einwendungen vorbringen: Allerdings kann das *Leben* des Organismus, und — da der Begriff des Lebens, wie sich erweisen läfst, nothwendig zu dem Begriff des Organismus gehört — der Organismus selbst, nur aus der Wechselverbindung continuirlich vor sich gehender *Functionen* (der Erscheinung der im Kreis der Selbstreproduction befangenen einfachen Actionen) erklärt werden. Das Streben der Actionen aber geht auf vollkommnes Gleichgewicht. Sollen die Functionen fortdauern, so darf das Gleichgewicht nie völlig eintreten, sondern mufs beständig wieder gestört werden, und diese Störung mufs sich, da sie ursprünglich nur örtlich seyn kann, *activ* dem Ganzen *mittheilen* können. Nun stellt aber das Flüssige dar die absolute Indifferenz oder das *völlige* Gleichgewicht der unter sich verbundenen Actionen, und folglich kann in ihm nie ein Anfang, weder einer mechanischen noch einer dynamischen, Bewegung liegen, wenn nicht, mittelbar oder unmittelbar, *starre* Theile die erste Differenz setzen. Eben so kann das Flüssige, an sich betrachtet, keine an irgend einem Punkt in ihm bewirkte, dynamische Veränderung anders, als mechanisch, *fortleiten*, und jede weitere Potenzirung desselben ist demnach im Organismus, wo die Säfte, so lange das Leben dauert,

dauert, sogar dem allgemeinen Gesetz der Schwere entrückt, werden, durch die *festen Theile bedingt.* Daraus folgt nun, dass die festen Theile, so wie sie schon auf der einen Seite die wahrhaft *organisirten* (zweckmäsig *gebildeten*), auch zugleich die *organisirenden*, der Erregung fähigen und in jedem individuellen Organismus alle Thätigkeit *anfangenden* Organe sind. Die Flüssigkeiten aber, die sich in dem organisirten Körper befinden, erscheinen gleichsam als Mittelglieder des Lebens, und bezeichnen, als solche, nicht nur den Grad der Indifferenz der Actionen, dessen das bestimmte Individuum fähig ist, sondern auch die demselben eigenthümliche Quantität von *potenzirbarer Materie*, oder, welches gleichviel bedeutet, von potenzirender Thätigkeit, insofern solche noch nicht in ihr Object versunken, sondern im freyen Produciren begriffen ist. Vielleicht war es blofs eine dunkle Vorstellung von diesem Verhältnifs der Säfte des organischen Körpers zu dem *rein* Flüssigen, was bisher so viele Physiologen antrieb, jenen Vitalität zuzuschreiben, und sie dadurch in ihrem Range, als Mittelglieder zwischen dem *Flüssigen* und *Starren*, welchen sie *nur* als integrirende Theile eines individuellen Organismus behaupten können, zu schützen. — Wir gehen nunmehr, nach dieser kleinen Abschweifung, wozu uns die hier abermals zur Sprache gebrachte Streitfrage über die Vitalität der Säfte, unter deren eifrigste Verfechter der Vf. gehörte, verleitet hat, zu unserem eigentlichen Gegenstande zurück, und werden uns bemühen, den Gang der vor uns liegenden Schrift, so viel es sich thun läfst, weiter zu verfolgen.

In dem folgenden Abschnitte, *über Lebensprincip*, beschäftigt sich D. damit, die beiden, sich als Pole verhaltenden Systeme der Physiologie, das *chemische System* und das *System der Lebenskraft*, nach Schellings Vorgange, einander gegenüber zu stellen, ihren Vertheidigern das Einseitige derselben nachzuweisen, und zugleich den Beweis zu führen, dass nur durch die Vereinigung beider in einem Dritten die Wahrheit zu finden sey.

Den Ausdruck, *chemische Physiologie*, nimmt der Vf. im weitern Sinne, als dasjenige System, „welches alle Erscheinungen im lebenden Körper auf Ursachen zu reduciren sucht, die auch in der todten Natur als Erklärungsgründe angenommen sind.“ Es gehören also, aufser dem *rein chemischen*, auch die *mechanischen* Systeme hieher, zu welchen Kramp (in seiner Kritik d. prakt. A. K. Leipz. 1795) Bruchstücke geliefert hat. Gallinis System ist ein Gemisch aus beiden. Den einzigen Versuch eines rein chemischen Systems hat Reil gewagt. La Metherie, Fourcroy, Girtanner u. a. gaben blofs Bruchstücke eines solchen Systems. Brandis vermischte die chemischen Erklärungsgründe mit dem System der Lebenskraft. Alle chemischen Systeme setzen das Leben, als *Ursache* der organischen Productionen, schon voraus. Was der Vf. bey dieser Gelegenheit, S. 70 gegen Schelling sagt, möchte bey genauerer Beleuchtung gerade als Schellings wahre Meinung, die er doch durch seine Behauptung zu bestreiten glaubt, erscheinen. (— Sie erklären das Leben selbst nicht, sondern geben nur *Thatsachen* über dasselbe an; da der chemische Procefs, durch welchen hier erklärt wird, als Thatsache, ebenfalls noch einer Ableitung aus höheren Principien bedarf, welche, als das Begründende desselben, in Bezug auf ihn ein rein Productives, nicht selbst wieder dem chemischen Procefs unterworfen seyn könne. Die chemische Theorie steht also nicht, wie Röschlaub meint, auf einem *höheren* Standpunkte, als die Erregungstheorie. — Auch für die Praxis gewährt die chemische Ansicht nichts; denn gesetzt, dass wir auch alle Mischungsveränderungen kennten, die gewissen Krankheitserscheinungen entsprechen, so kann dies doch in dem *bestimmten* Fall nicht durch chemische *Untersuchung* ausgemacht, sondern mufs blofs durch *Schlüsse* errathen werden. Und gesetzt, man wisse den fehlenden oder im Uebermaafs vorhandenen Stoff: so wäre noch immer derjenige chemische Stoff, der, nach dem Durchgang durch alle Assimilationsorgane, an der bestimmten Stelle, den bestimmten Verlust ersetzte, oder das Uebermaafs entzöge, nur durch Beobachtung und nach Analogie auszumitteln, eben so, wie diefs bey der Erkenntnifs der Mittel nach dem dynamischen System der Fall ist. Das Resultat des Vf's. ist: die chemische Physiologie hat völlig Recht, wenn sie behauptet, die Producte der Assimilation, Secretion und Nutrition seyen *chemische* Producte; denn jedes Naturproduct ist chemisch, d. h. es besteht aus Theilen, die in ein identisches Ganzes und in eine gemeinschaftliche Raumerfüllung übergegangen sind. *Nicht-chemisch* ist nur das rein Productive, als erste Ursache. Das *Entstehen* der *organischen* Producte aber ist nicht durch einen chemischen Procefs *erklärbar*, und nur das, was zwischen der ersten Ursache und dem Entstehen des Products mitten inne liegt, ist Etwas dem chemischen Product ähnliches, nämlich *gemeinschaftliche Raumerfüllung*, die sich aber noch besonders dadurch vom chemischen Product unterscheidet, dafs sie stets nur *einen* Moment andauert, und eigentlich nur *wird*, nie *ist*.

Die Anhänger des Systems der Lebenskraft lassen *entweder* 1) das Lebensprincip im organischen Körper erzeugen und zwar a) zugleich *mit* der organischen Materie als gemeinschaftliche Wirkung der nämlichen Lebensäufserung, durch welche die Organisation der Materie selbst bewirkt wird; b) *aus* der Materie selbst, mittelst schon vorhandener und gebildeter Organe: — oder 2) sie leiten das Leben aus einem mit der Materie verbundenen Lebensprincip her, auf welches alle äufseren Eindrücke zunächst wirken und wobey das Lebensprincip selbst a) als *abhängig*, b) als *unabhängig* von der organischen Materie betrachtet werden kann. Zur ersten Classe gehören alle *Nerven*fluidisten — Galen, Newton, Sanctorius, Joh. Tabor, Willis, Richard, Jones, Platner u. a. auch Darwin steht unter dieser Rubrik. Sie alle trifft der Vorwurf, dafs sie die Materie schon eine Function des Lebens, die Production

tion lebensfähiger Organe, ausüben lassen, noch ehe das Lebensprincip da ist. Die Materie wäre also schon belebt, noch ehe die belebende Kraft existirte, und folglich das Leben auch ohne letztere möglich. Zudem erklärt auch diese Theorie das Leben selbst gar nicht.

In die 2te Classe, und zwar unter a) gehören Haller, Hufeland, in den neuesten Zeiten Brandis, Roose und Röschlaub (insofern letzterer bloss nach seiner Pathogenie beurtheilt wird). Das System der von dem Organismus unabhängigen Lebenskraft betrachtet diese entweder als mit der Seele *identisch*, oder als ein von der Seele und dem Körper verschiedenes Princip. Das erstgenannte System vertheidigte *Stahl*, With (?), Sauvages, von Hoven, zum Theil auch Platner — zu dem zweyten bekannten sich Gorter, Gaubius, und am bestimmtesten Casimir Medicus. Es gehören auch hieher alle Nerven- und Solidarpathologen, die weder ein Nervenfluidum annehmen, noch ihre Lebenskraft, Reitzbarkeit, Empfindlichkeit, oder wie sie nun ihre einfache Grundkraft nennen, aus der *Mischung* und *Structur* der Organe hervorgehen lassen, z. B. *Schäfer*, *Girtanner*, *Brown*. — Des Vf's. Einwürfe gegen diese Systeme sind: 1) eine *einfache* Lebenskraft erklärt das Leben nicht. Jede einfache Kraft ist an sich unendlich. Keine Kraft ist beschränkt, als durch eine entgegengesetzte, die ihre unendliche Production hemmt. *Ausser* der Lebenskraft findet sich keine solche, und legt man die beschränkte Thätigkeit *in* die Lebenskraft hinein: so ist sie nicht mehr einfach, wie die Vertheidiger derselben doch annehmen, und man müsste sie aus ihren Factoren construiren. 2) Eine *einfache* Kraft reicht nicht hin, alle die mannichfaltigen Wirkungen hervorzubringen, welche das Leben constituiren. 3) Die Lebenskraft läfst sich nicht, wie z. B. die Attractionskraft der Newtonianer, auf die letzten Principien der Natur zurückführen, und ist demnach, als Erklärungsgrund der organischen Erscheinungen betrachtet, nichts weiter, als eine willkührliche Hypothese. Die hier aufgestellte Widerlegung des Systems des Lebensprincips vermag nichts gegen das Stahlsche System, daher *D.* hier noch besonders folgende Einwürfe gegen dasselbe vorbringt. Die Seelenthätigkeit hänge offenbar von der Thätigkeit des Gehirns ab, diese aber müsse, nach Stahl, wiederum als abhängig von der Seelenthätigkeit betrachtet werden. — Einen andern Einwurf gegen dieses System geben die *Monstra acephala* und die Pflanzen, die ohne Gehirn *leben*; zudem müsse, nach Principien der Naturphilosophie, das Denken selbst materialistisch, oder aus Natururfachen erst abgeleitet werden, und dürfe daher nicht als Erklärungsprincip einer Naturerscheinung vorausgesetzt werden.

Den, in dem *Nachtrag* enthaltenen, scharfsinnigen Einwurf gegen Schellings Behauptung, dass die unbekannte Ursache des Lebens nicht ohne Irritabilitätsäusserungen in Reproductionskraft übergehen könne, welcher von dem Leben der Pflanzen und Polypen hergenommen ist, und dessen endliches Resultat wieder auf das besondere Leben der Säfte angewandt wird, muss Rec., um nicht zu weitläuftig zu werden, hier übergehen. In dem Folgenden beantwortet *D.* noch die Frage: Wie verhält sich Schellings Ursache des Lebens zu der gewöhnlichen Lebenskraft? dadurch, dass, nach dem System der Lebenskraft, diese Kraft der aus einer andern Quelle entsprungene Materie *inhärire*, bey Schelling aber das Lebensprincip die Materie selbst *producire*. Ungefähr eben so verhält sich auch Röschlaubs System zu dem Schellingschen. Er unterscheide *Leben* und *Organisirtseyn;* ersteres müsse zu letzterem erst hinzukommen, und die Erscheinung des Lebens zu vollenden. Reitzbarkeit und Wirkungsvermögen, als Factoren der Erregbarkeit, schienen zwar den Schellingschen Factoren des Lebens zu entsprechen, würden aber von Röschlaub in keine richtige Beziehung zu der Reproductionskraft gebracht, und ausserdem erwähne R. noch eines, in den Säften herrschenden, und durch den Organismus der festen Theile *beschränkten* Chemismus, so, dass ihm Lebensprincip, Organisation und chemische Wahlanziehung unter den Händen zu drey, von einander ganz unabhängigen, Dingen zu werden schienen.

Rec. glaubt dem Andenken des verdienstvollen Verstorbenen diese ausführliche Darstellung seiner eifrigen Bemühungen um eine festere Begründung der Heilkunde durch ihre innige Verknüpfung mit den Resultaten der neuesten Philosophie, schuldig zu seyn, und sie zugleich dadurch am gewissesten allen denjenigen, die das Bedürfniss der Zurückführung der medicinischen Theorie auf die allgemeinen Principien der Natur fühlen, ohne sich doch in die speculativen Untersuchungen über diesen Gegenstand selbst einlassen zu können, als eine gelungene und fassliche Darstellung dessen zu empfehlen, was Schelling in seinen früheren Schriften für die Physiologie thierischer Körper geleistet hat.

* * s.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Würzburg*, b. Nitribitt: *De peripneumonia sthenica* commentatio, quam eruditorum examini submittit *Carol. Frideric. Majer*, Suevo-Hallens. Med. et Chirurg. Doctor. 1802. 43 S. 8. Man findet hier über Peripneumonie die wichtigsten, besonders neuerdings in Gang gekommenen Ideen eines Horn, Röschlaub etc., doch grösstentheils ohne eigenes Urtheil und ohne eigene Erfahrung, dargestellt. Auch Hr. *M.* betrachtet daher die Pneumonie nicht als Ursache des Fiebers, sondern als Product von diesem, nennt diese Krankheit ein sthenisches Fieber mit Localaffection der Lungen, hält es für unstatthaft, von den Symptomen auf die Verschiedenheit der Krankheiten zu schliessen, erklärt die Eintheilung der Pneumonie in ächte, unächte und bösartige, entzündliche, entzündlich-gastrische, nervöse etc. für grundlos. Im höchsten Grade sthenischer Pneumonie hält der Vf. zwar Aderlass für das vorzüglichste Mittel, Salpeter aber für schädlich.

S. P. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JUNIUS, 1804.

PHILOSOPHIE.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Grundsätze der allgemeinen Logik*, von *G. E. Schulze*, Hofr. und Prof. in Helmstädt. 1802. 234 S. gr. 8.

Die Meinung: dass die Logik des *Aristoteles* die ihrem *Wesen* nach feststehende und vollendete Wissenschaft *des Denkens* sey, war, nachdem sie lange unter den *Scholastikern* einem *Glaubensartikel* gleich gegolten hatte, nach und nach durch *Descartes*, *Leibnitz*, *Locke* und *Hume* entkräftet, und in Vergessenheit gebracht; als sie auf einmal durch den Philosophen *von Königsberg* wieder aufgeweckt, und durch den Gebrauch, den derselbe von ihr bey der *Begründung* seines *Kriticismus* gemacht hatte, unter die *Voraussetzungen* aufgenommen wurde, welche in der neueren Philosophie die Stelle der Axiomen und Postulate vertreten. Wirklich hat sie sich durch alle Schulen, welche aus der *kantischen* hervorgegangen sind, fortgepflanzt, und ist gegenwärtig das einzige Band, welches diese, sonst so durchaus mit sich selbst uneinige, Familie zusammenhält. Nachdem endlich durch den Ueberdruss und den Ekel an den Streitigkeiten dieser Schulen die Parthey der *Nichtphilosophen von Profession* im gelehrten Publicum so ansehnlich verstärkt und vergrössert worden ist, nachdem die *Trennung* der *Logik* von der *Philosophie*, in jenen Schulen und *ausser* derselben, immer ausdrücklicher ausgesprochen, und mit derselben das Ansehen der *allgemeingeltenden* Logik vollendet war; ist jene veraltete, und wiedererneuerte, Meinung von der, seit dem Aristoteles *unverbesserlichen*, Logik zum eigentlichen *Sprichworte* geworden.

Dass dieses Sprichwort auch im Eingange der *Vorrede* zu dem hier anzuzeigenden *Lehrbuche wiederholt* wird, hat Rec. darum befremdet, weil der Vf. bekanntlich weder zu irgend einem Zweige der Familie der *kritischen* Philosophen, noch zu den *Nichtphilosophen von Profession* gehört. Von dem Verfasser des *Aenesidemus*, und der *Kritik der theoretischen Philosophie*, welcher die *Principien* der Speculation in eine so langwierige und ausführliche Untersuchung gezogen hat, war zu erwarten, dass er diese Principien bis zu ihren *Prämissen* in der *Logik* selber verfolgen; dass er unbestrittene Sätze nicht sofort auch für unbestreitbar annehmen würde, und dass ihm die *allgemeingeltende* Logik eben durch den Umstand, dem sie ihr Allgemeingelten verdankt, nämlich dadurch, dass sie sich eben so gut mit der, durch *Herkommen* und *Gewohnheit* bestimmten, Vorstellungsart des sogenannten *gemeinen* Verstandes, als mit *jedem* der einander bekämpfenden Systeme der Speculation gleich gut verträgt, verdächtig werden müsse. Da er seine Bekanntschaft mit der Logik nicht, oder wenigstens nicht allein, in den *neueren* Schulen erworben hat: so sollte er wissen, dass es *vor Kant* eine Logik gegeben habe, welche eben so wenig von der *Einschränkung* der *logischen Gesetze* auf das *Bewusstseyn*, als von der *Unterscheidung* der *Wahrheit* in die *formelle* und *materielle*, geträumt habe, und dass daher schon durch diese Einschränkung und Unterscheidung allerdings eine *wesentliche* Verbesserung oder Verschlimmerung der Logik vor sich gegangen sey. Von ihm endlich, dessen Scharfsinn die *allgemeingeltende Verwechselung* der *Materie* mit der *Form*, in der gewöhnlichen Lehre von der *logischen Quantität*, *Qualität* und *Modalität* der Urtheile (S. 49, 52, 58) und insbesondere von dem *Afficirtwerden der Copula durch die Negation im negirenden Urtheile*, nicht entgangen ist, hätte man vermuthen sollen, dass ihm auch die sich über den *ganzen Inhalt* der bisherigen Logik erstreckende *Verwechselung des Psychologischen mit dem Logischen* nicht entgehen werde, welche *Aristoteles*, ganz gegen die Philosophie seines Lehrers *Platon*, aus dem *gemeinen* Verstande und der *gewöhnlichen* Dialektik seiner Zeit geschöpft hat; und welche durch die modernen Unterscheidungen der *transcendentalen Psychologie* von der *empirischen*, und der *allgemeinen Logik* von der *transcendentalen*, keineswegs aufgehoben, sondern recht eigentlich *vorausgesetzt*, und endlich in dem, *auf blosse Subjectivität* zurückgeführten, Charakter des *Logischen*, als solchen, für jedes hellere, und durch kein transcendentales Anschauen befangene, Auge des Geistes so auffallend sichtbar geworden ist.

Allein man kömmt von aller Befremdung völlig zurück, indem man durch jede Zeile dieses Lehrbuchs gewahr wird: wie sehr die Denkart des Vfs mit jener *gemeinen Verwechselung des Psychologischen mit dem Logischen* behaftet ist; wie ausdrücklich und unbedingt er das *Bewusstseyn* als das *Fundament* der Logik, und als die *Gränze* der *Gültigkeit* der logischen Gesetze anerkennt und aufstellt; und wie durchgängig er die *wahre Gewissheit* und *gewisse Wahrheit*, auf das sogenannte *Anschauen*, und die *ungewisse* Wahrheit und *scheinbare* Gewissheit auf das *Denken* als solches, und auf die „Realität der sich der menschlichen Anschauung entziehenden Dinge" einschränkt.

Wesen des schulzischen *Wissens* ausmacht, als eine *nicht grundlose* Sorglosigkeit hauptsächlich aus der Einsicht in die *Vollständigkeit* der Gründe hervor; und es frägt sich daher: was diese *Einsicht*, die zum Glauben und Wissen *vorausgesetzt* wird, und also kein Glauben und Wissen seyn kann, seyn möge? Ob die Vollständigkeit der Gründe eine *numerische Totalität* seyn, folglich *Mehrheit* enthalten müsse? Ob und wie der *unvollständige* Grund *als* Grund, *und als unvollständig*, denkbar sey? Ob es ausser der *Gegenwart der Nichtvorstellung*, d. h. des schulzischen *Objectes* in Bewufstseyn, und der *Aehnlichkeit* dieser Nichtvorstellung mit dem Inhalt der Vorstellung *oder* des Gedanken, *noch einen andern Grund* der *wahren Erkenntniss* gebe? Ob jene Vollständigkeit und Unvollständigkeit auf irgend *etwas anders* sich erstrecken könne, als auf die *Gegenwart* und die *Aehnlichkeit*? Endlich: Ob zum *Glauben*, als dem weniger starken, und darum ungewissen Fürwahrhalten, eine nur *nicht genug* vollständige Gegenwart und Aehnlichkeit, oder eine *vollständige Abwesenheit* und *Verschiedenheit* erfodert werde? Dieses letztere muss wohl bey *demjenigen* Glauben der Fall seyn, der in einem Fürwahrhalten von Vorstellungen *oder* Gedanken bestehet, „deren Gegenstände sich allem menschlichen Anschauen entziehen" folglich keine dem Bewufstseyn *gegenwärtigen Vorstellungen* seyn können.

Richtig genug wird von *der Vernunft*, deren *gewisse* und *wahre* Erkenntniss auf das Gewahrwerden der *Aehnlichkeit* des Inhalts der Vorstellung mit der im Bewufstseyn *gegenwärtigen Nichtvorstellung* beschränkt ist, ein ihr wesentliches *Bedürfniss* behauptet, um *ihrer Selbsterhaltung* willen, *über* jene Beschränkung hinauszugehen. Denn augenscheinlich bedarf jene Vernunft nichts geringeres *als der Vernünftigkeit selber*. Jenes Gewahrwerden der *besagten Aehnlichkeit* hat sie mit dem Vorstellungsvermögen *der blossen Thiere*, folglich mit der *Unvernunft* gemein; sie *erhält*, oder eigentlicher *gewinnt*, also erst *sich selbst* durch jenes *höhere* und *eigentliche Fürwahrhalten*, das mehr ist als ein *Aehnlichfinden mit dem Gegenwärtigen als solchem*. Aber leider läfst ihr die allgemeingeltende Logik keine andere Befriedigung zu als durch ein *blosses Glauben!* Zwar ist nur die *schulzische* Logik so consequent und aufrichtig, dieses Glauben gerade zu ein *ungewisses* Fürwahrhalten zu nennen, folglich ein Fürwahrhalten, das nicht weiss, ob nicht das, was er für wahr hält, *falsch* ist, ja, das sogar mit *dieser Besorgniss* verbunden ist. Aber auch derjenige *Vernunftglaube*, der diese Besorgniss ausschliesst, und auch nur *insofern Glauben* heissen kann, auch das *praktisch-vernünftige* Fürwahrhalten der *kritischen*, und jeder anderen aus der kritischen hervorgegangenen Schule, hat vor dem *schulzischen* Vernunftglauben nur die *scheinbare Gewissheit*, aber durchaus nichts an *Wahrheit* voraus. Beide sind *nur jenes Fürwahrhalten*, welches sich selber eingesteht: dass es nicht wisse, *was es thue, indem es für wahr hält* —; nicht wisse, *was die Wahrheit sey*, die es dem Fürwahrgehaltenen beylegt —; nicht wisse, was die Wahrheit *ausser* dem auf das Anschauen sich beziehenden Vorstellen, welches das *wahre* Wissen ist, sey; welches folglich, indem es gleichwohl ein anschauungsloses Vorstellen für *wahr* hält, dasselbe *für etwas hält, wovon der Gläubige nichts weiss, als dass er nichts davon wisse!!*

Die schulzische Logik schränkt ihren Vernunftglauben sehr bescheiden nur auf *zwey Ideen* ein; und „diese sind die Ideen von einer ursachlichen Verbindung der Begebenheiten *in der Sinnenwelt*, und von der *Freyheit* der menschlichen Entschliessungen." Man muss gestehen, dass es diesen beiden Glaubensartikeln an der zu dem schulzischen Glauben nöthigen *Ungewissheit*, sonach an *Glaubensbedürftigkeit* und *Glaubensfähigkeit* zu keiner Zeit gefehlt hat, und am wenigsten in unseren Tagen fehlt. Diese Ungewissheit ist indessen bekanntlich auch durch die Streitigkeiten der Speculation über den Inhalt beider Artikel nicht weniger unterhalten worden, als sie diese Streitigkeiten veranlasst hat; und der von ihr unzertrennliche *Glaube* hat unter den *Philosophen* eben so oft dem entschiedensten *Unglauben* Platz machen müssen, als derselbe unter den *Nichtphilosophen* in den entschiedensten *Aberglauben* übergegangen ist. Aber sollte nicht aus der gesamten älteren und neueren *Geschichte dieser beiden Artikel ein ganz anderes Bedürfniss* hervorgehen, als das eines *ungewissen*, oder auch nur *scheinbar* gewissen *Fürwahrhaltens des Uebersinnlichen* eines *blossen Glaubens* an das Uebersinnliche, bey einem *Fürwahrhalten des Sinnlichen*, das sich ausschliessend für *Wissen* hält? Sollte nicht daraus vielmehr das *Bedürfniss einer Umkehrung* dieser verkehrten Vorstellungsart angedeutet seyn? das Bedürfniss eines Fürwahrhaltens, welches nur die *Wahrheit*, als solche, *für wahr hält*, und also *weiss*, was die Wahrheit *als Wahrheit* ist? Das Bedürfniss der Unterscheidung des *Sinnlichen*, als des *Mischbaren* und *Trennbaren* von dem *Uebersinnlichen*, als dem *Unmischbaren* und *Untrennbaren*, durch welche Unterscheidung die *Mischung* und *Trennung* von beiden aufgehoben, und die *Unterordnung* des Sinnlichen *unter* das Uebersinnliche, des *Vorstellens unter* das *Denken*, der *Erscheinung unter* das *Seyn* zum *klaren* und *deutlichen* Bewufstseyn erhoben würde? Das Bedürfniss eines Erkennens des *Urgrundes* vom Erkennen *sowohl* als vom Seyn, folglich eines Wissens, welches *über* die *Gegenwart* und *Aehnlichkeit* im Bewufstseyn, ja *über* das Bewufstseyn, *als solches*, *über* das blosse Anschauen und blosse Vorstellen und somit auch *über* das *nichtdenkende* Vorstellen der von dem unveränderlichen *Jetzt* und *Hier abhängigen Möglichkeit* und *Wirklichkeit* hinausgeht — das Bedürfniss, mit einem Worte, von einem *blossen Genusse* der *noch nicht erkannten* Vernunft, in einem *blossen Glauben*, und einem mit sich selbst uneinigen, *angeblichen Wissen*, zur *Erkenntniss der Vernunft* in einem *eigentlichen Wissen* überzugehen?

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JUNIUS, 1804.

PHILOSOPHIE.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Grundsätze der allgemeinen Logik* von *G. E. Schulze*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Befriedigung dieses Bedürfnisses wird so lange *unmöglich* und folglich das Bedürfniss selber so lange nur ein *Eingebildetes* scheinen müssen, so lange *das Denken* für nichts anderes gehalten, und als nichts anderes gebraucht wird, als wofür es in der jetzt allgemeingeltenden *Logik* gebraucht wird, und wozu es nach und nach erst durch den *lockischen Empirismus*, und dann durch den *kantischen Kriticismus* geworden ist, wie die Vergleichung der besseren älteren Lehrbücher z. B. von *Wolf* und *Reimarus* mit dem besten der Neuesten, auffallend sichtbar macht. Unter der Voraussetzung der *Unverbesserlichkeit* einer Logik, welche das, was *insgemein* ein *Denken* genannt wird, sofort auch für das *eigentliche* Denken anerkennt, das Denken, *als Denken*, unbedingt und ausschliesend auf das *Bewusstseyn einschränkt*, und in einer blossen Modification desselben bestehen läfst, die *Gesetze des Denkens* sonach für *blosse Formen* des *blossen Vorstellens* ansieht, und dadurch, dass sie denselben keine andere Anwendung als auf *blosse Erscheinungen* einräumt (*ursachliche Verbindung der Begebenheiten in der Sinnenwelt*) alles *eigentliche Seyn* für den Menschen zur blossen *Erscheinung* herabwürdigt — unter der Voraussetzung einer *solchen* Logik ist keine Philosophie möglich, als eine solche, welche die *Wahrheit des Denkens* entweder in der blossen *Formalität* bestehen läfst, welche jetzt insgemein die *formelle Wahrheit* heisst, und welcher Hr. *S.* mit Recht den Namen und Charakter der *Wahrheit als solcher* abspricht — oder in der angeblichen *Realität*, welche die *Anwesenheit des Dinges* im Bewustseyn theils *ist*, theils *voraussetzt*, und durch welche sich Hr. *S.* genöthiget sieht, den Charakter *derjenigen Wahrheit*, die *über* jene *Anwesenheit* hinausgeht, in der *Ungewissheit* bestehen zu lassen.

Dass aber jenes angebliche und sogenannte *Denken* wirklich nichts anderes sey, als eine gemeine *Vermengung*, Verwechselung, Verwirrung des Mischens und Trennens *im Vorstellen*, mit dem Verknüpfen und Unterscheiden *im Denken* — das gemeine *In- und Durcheinanderwerfen* der blossen *Coalition* und *Composition* als solcher, mit dem *Nexus* als solchem, und der blossen *Solution* und *Decomposition* als solcher, mit der *Analysis* als solcher — dieses läfst sich durch *jeden Lehrsatz* der schulzischen Logik, die es in jenem *gemeinen* Vermengen und Durcheinanderwerfen wirklich bis zum *Ungemeinen* gebracht hat, erläutern, und soll hier wenigstens durch *Ein* auffallendes Beyspiel noch erläutert werden.

Hr. *Schulze* erkennt die *Unmöglichkeit des Widerspruchs*, wo nicht für *den*, doch wenigstens, für *einen*, *wesentlichen* Charakter des Denkens, *als Denkens*. Er behauptet „dass dasjenige Denken, welches einen Widerspruch enthielte, schlechthin unmöglich sey, denn der Widerspruch hebe *alles Denken* auf." Ein mit dem Widerspruch behaftetes Denken ist also auch ihm *ein Nichtdenken*, welches nur darum für ein *Denken* gilt, weil der *Widerspruch*, womit es behaftet ist, sich dem *Bewusstseyn verbirgt*. Das Denken, als Denken, kann ihm also nicht sowohl in dem *Begriffe*, *Urtheile* und *Schlusse*, als in dem *nicht scheinbaren*, sondern wirklichen *Nichtwiderspruch*, in *demjenigen* Nichtwiderspruch, welcher den *verborgenen* Widerspruch aus den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, *ausschliesst*, das *Verbergen* des Widerspruchs in denselben, und sonach dasjenige *Raisonniren*, das ein blosses *Versteckenspielen mit dem Widerspruch* ist, unmöglich macht. Wie erklärt sich nun aber die schulzische *Logik* über die *Natur*, das *Wesen*, das *Princip* des *Nichtwiderspruches* und des *Widerspruches?* Nicht anders als wie folgt: (§. 22) „Das Princip des Widerspruches läfst sich in folgender *Formel* ausdrücken: *Vorstellungen*, die einander *widersprechen*, *können nicht* mit einander *verbunden* werden, *das heisst: solche* Vorstellungen, wovon die Eine die *Negation* dessen enthält, was in der Anderen gesetzt worden ist, können nicht *als Merkmale auf einander* bezogen werden." Ohne das hinzugefügte: *Das heisst*, würde die *Erste* dieser Formeln das Wesen des Widerspruches in die gewöhnliche *Tautologie* einkleiden, oder eigentlicher, *verstecken*, welche, da ihr das *Widersprechendseyn* nichts anders heisst, als: sich *nicht verbinden lassen*, nichts anderes ausfagt, als: *Das Widersprechende ist Widersprechend!* — wobey nicht zu vergessen ist, dass in dem verworrenen Begriff von *Verbinden* — die Vereinigung durch *Coalition*, *Composition* und *Nexus* in- und durcheinander läuft. Allein die *zweyte* Formel hat in der That einen ganz anderen *Sinn*, oder eigentlicher, eine andere *Sinnlosigkeit*, als die erste; denn in derselben wird ein wirklicher *Nichtwiderspruch* für den Widerspruch genommen, und ausgegeben; und dieses läfst sich aus der schulzischen Theorie des Denkens selber nachweisen. §. 16 wird gelehrt: „Durch den Actus

Actus der Verbindung wird an der *Mehrheit* eine *Einheit*, aber von sehr *verschiedener* Art, hervorgebracht. Durch denselben nämlich *setzt* der Verstand *entweder* Vieles *als Theile* in ein Ganzes *zusammen; oder* er bezieht *eine* Vorstellung *als ein Merkmal* auf eine *andere* Vorstellung." Durch den ersten der beschriebenen Denkacte werden also Vorstellungen, welche *als Theile* einander *ausschliessen*, und also von denen doch wohl die Eine die Negation dessen, was in der Andern gesetzt wird, enthalten muss, in ein Ganzes verbunden, und folglich zwar nicht als Merkmale *auf einander*, aber *aufs Ganze* bezogen. Auch erklärt ja die schulzische Logik das Beziehen der Vorstellung auf eine andere Vorstellung *als Merkmal* derselben nicht für das *Denken überhaupt*, sondern nur für das *Urtheilen* oder den *zweyten Denkact*. Sonach wäre also der in der *zweyten* Formel angegebene Widerspruch, auch wenn er ein wirklicher Widerspruch wäre, doch *nur eine Eigenthümlichkeit* des *Nichtdenkens in einem Urtheile als* solchem. — Das *Hauptgebrechen* sowohl der schulzischen, als der *jetzt allgemeingeltenden* Logik überhaupt, ist der Mangel an der *klaren* und *deutlichen Vorstellung*, und folglich auch dem *richtigem* Begriffe vom *Widerspruch* und *Nichtwiderspruch*. Diese Logik weiss noch nicht, dass zwar zur *Vorstellung* des Widerspruchs, als solchen, wenn diese nicht selbst ein versteckter Widerspruch seyn soll, die Vorstellung des *Nichtwiderspruches*, als solchen, keineswegs aber auch wieder umgekehrt, zu *dieser* Vorstellung, auch *jene* vorausgesetzt werde. Sie setzt also beide *gegenseitig* voraus; postulirt den Widerspruch zur Denkbarkeit des Nichtwiderspruchs, und den Nichtwiderspruch zur Denkbarkeit des Widerspruches; *kennt* weder das Eine noch das Andere, und nimmt mit dem *Scheine* von Beiden vorlieb. Indem sie sich den *Nichtwiderspruch nicht ohne* den Widerspruch vorzustellen vermag, und *dieses* Vorstellen für *Denken* hält; und indem sie zu ihrem angeblichen *Denken des Nichtwiderspruchs* den Widerspruch zu Hülfe nehmen muss, denkt sie *nicht* nur *nicht ohne* Widerspruch, sondern *muss den Widerspruch denken*, und dieses Denken des Widerspruchs, folglich das *eigentliche Nichtdenken, für Denken* annehmen und gebrauchen. Ihr *Satz* des Widerspruches ist daher das eigentlichste *Setzen* des Widerspruchs; sagt *darum* auch nichts anderes aus, und kann nichts anderes aussagen als: der *Widerspruch ist der Widerspruch;* und hebt den Widerspruch auf keine andere Weise auf, als dass er denselben zum *beliebigen Gebrauch* im Bewusstseyn *aufbewahrt*, und nach Befinden der Umstände denselben bejahen *und* läugnen, als wirklich *und* als unmöglich annehmen, im Bewusstseyn auftreten *und* verschwinden läst! Daher ist auch *dieser* Logik der *Nichtwiderspruch*, als solcher, nichts weiter als die leidige *blosse Identität*, und ihr *Satz des Nichtwiderspruches*, ihr sogenannter *Satz der Identität*, sagt nichts anderes aus als: die *blosse Identität ist die blosse Identität*; und auch dieses läst sie nur *darum* gelten, weil sie unter den mancherley Bedeutungen, womit sie die *Leerheit* ihres sinnlosen *Satzes des Widerspruchs* ausfüllt, auch den Satz findet: *dass die blosse Identität nicht die blosse Nichtidentität ist;* ein Satz, der für sie so fruchtbar an Folgen ist! Darum weiss denn diese Logik auch nichts davon: Dass die *blosse* Identität *keineswegs* der Nichtwiderspruch, sondern *eben so sehr* der Widerspruch sey als die *blosse Nichtidentität;* — dass die Identität *nur als die Thesis in ihrer Antithesis und Synthesis mit der Nichtidentität als der Hypothesis* der *Nichtwiderspruch an sich*, und das *Denken*, als solches sey; — und dass endlich die *Identität und die Nichtidentität ausser* der, die Unmischbarkeit und Untrennbarkeit *an sich selber* ausmachenden, *Antithesis und Synthesis der Identität, als der Thesis, mit der Nichtidentität als der Hypothesis*, der *Widerspruch als solcher*, folglich die *Mischung* und *Trennung* des *Unmischbaren* und *Untrennbaren* sind, von welcher die allgemeingeltende Logik durch ihr *Verbinden und Trennen im Vorstellen*, oder durch ihr sogenanntes *Denken, Profession* macht.

Dr.

MÜNSTER, b. Waldeck: *Hauptmomente der kritischen Philosophie.* Eine Reihe von Vorlesungen, vor gebildeten Zuhörern gehalten. 1803. 366 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Unter den zahllosen Vorlesungen, welche schon, vor gebildeten sowohl als ungebildeten Zuhörern, über die Kantische Philosophie gehalten worden sind, mögen wenige dem *Buchstaben* der dabey zum Grunde gelegten Urschriften ihres Meisters so getreu geblieben seyn, als die gegenwärtigen. Der Vf. ist nämlich der Meinung, — von welcher man nun freylich heut zu Tage fast allgemein zurückgekommen ist, — dem Kantischen Systeme, als einem, wie ihm däucht, *fest und sicher in einander gegliederten Ganzen*, lasse sich weder etwas nehmen, noch könne man etwas Neues hinzuthun, und die ganze Pflicht eines Lehrers, welcher diese Philosophie vorzutragen gedenke, schränke sich daher bloss darauf ein, durch allerley Wendungen und Stellungen der Materien, oder auch durch Beyspiele, zu *erläutern*, keineswegs aber zu *erweitern*. — Diesen unüberschreitbaren Endpunkt, der also nun einmal dem gesammten Nachforschen der ganzen menschlichen Vernunft, durch die Kantische Kritik festgesetzt worden ist, behalten diese Vorlesungen, bis ans Ende, auch wirklich unausgesetzt vor Augen; und man erfährt daher durch sie schlechterdings nichts Neues, was nicht schon hundertmal gesagt, und eben so oft widerlegt worden wäre. Dass übrigens der Vf. seiner neuen Einkleidung eines alten Themas das Verdienst einer *besonderen* Anschaulichkeit zu geben wisse, erhellt aus der naiven Schilderung, welche er von den *Dogmatikern* unter den vorkantischen Philosophen macht. Diese werden von ihm als Menschen beschrieben, „die an einer Stadt Gottes, an einem übersinnlichen, himmlischen Jerusalem, bauten. Zur Bevölkerung ihrer Stadt,

Stadt, welche sie *Metaphysik* nannten, wählten sie aus Begriffen erzeugte, *einfache Wesen*, und *gaben ihr zum Präsident einen Gott, aus eben dem Zeuge, nämlich aus Begriffen gebildet!?* — Um in diese Stadt zu gelangen, zimmerten sie Leitern; alles wieder aus Ideen und Begriffen, auf welchen man hinaufsteigen sollte. Diese Leitern hingen zwar in ihren Sprossen, und mit der Stadt Gottes selbst sehr wohl zusammen, weil alles aus einerley Zeuge gemacht war. Allein ein schlimmer Umstand! — Sie reichten nirgends bis auf *menschlichen* Grund und Boden herab, weder im *Raume* noch in der *Zeit*." — Hätte hier dem Vf. nicht beygehen sollen, welch *ein Haupttrumpf*, — um in seiner Sprache zu reden, — ihm hiemit, gegen die *Menschheit*, *entwischt* ist. Ihm ist also der *menschliche* Verstand, die *menschliche* Vernunft, kein *menschlicher* Grund und Boden mehr! Wo wir uns, mit unseren Vorstellungen nicht, gleich den Thieren, bloss im Raume und in der Zeit umtreiben; wo unsere Vernunft, ihren höheren Ursprung ahnend, sich, durch einen richtigen Gebrauch ihrer eigenen Gesetze, über die Schranken des Raums und der Zeit erheben will, da verläfst sie den *menschlichen* Grund und Boden; ungeachtet mit dem Charakter der Vernunft, nach *Kant* selbst, der eigentliche Charakter unserer Wesenclasse erst anhebt. Würde es Rec. der ernsten und grofsen Bestimmung einer solchen Wissenschaft, dergleichen die Philosophie ist, nicht ganz unwürdig finden, ihren Lehrsätzen, ja ihrer ganzen Tendenz, durch Beziehung derselben auf Beyspiele, wie das vom Vf. angeführte ist, die Miene des Grotesken zu leihen: wie leicht wäre es ihm, die Misgestalt des, hier von den Bemühungen der gröfsten Geister gebrauchten, Bildes, Zug vor Zug, auch auf die Kantische Transcendentalphilosophie anzuwenden, deren Resultate bloss darin bestehen, der Menschheit eben die *metaphysischen* Wahrheiten vom Daseyn eines Gottes, u. f. w. welche sie ihr mit der einen Hand genommen hatte, mit der anderen wieder zurückzugeben; ohne zu bedenken, dass die Hemiplexie, von welcher sie die *theoretische* Seite der Vernunft, bey ihrer Zergliederung, getroffen werden läfst, eine Apoplexie dieses ganzen Vermögens, auch in seinen *praktischen* Wirkungen, nach sich ziehen müsse. Was die *Polemik* dieser Schrift anbelangt, so ist sie hauptsächlich gegen *Leibnitzische* Ideen gerichtet; indem *Leibnitz* die Welt der *Noumene* mit der *Phänomenalwelt* verwechselt, ja, nach S. 348, sogar *für einerley genommen haben* soll; indem er sich ferner durch die falsche Voraussetzung hintergehen liess: *was in einem allgemeinen Begriffe nicht enthalten sey, das sey auch in den besonderen nicht enthalten, die unter ihm stehen.* Diese letztere, das Besondere mit dem Allgemeinen gänzlich vermengende, Ungereimtheit, welche den Unterschied zwischen beiden im Grunde ganz aufheben würde, hätte Leibnitz allerdings behaupten müssen, wenn, zwischen *Noumenen* und zwischen blofsen *Phänomenen*, nicht gerade durch *seine* Philosophie wieder eben die scharfe Grenzlinie gezogen worden wäre, welche schon Platon für nöthig erachtete, wenn die Region des *Scheins* vom Gebiete der *Wahrheit* gehörig abgesondert werden soll.

P. P. M.

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Ueber das Alter der Philosophie, und des Begriffs von derselben; oder: Untersuchung, ob und in wie fern die Meinung derjenigen gegründet ist, welche dafür halten, dass man erst in unsern Zeiten zu wahrer Philosophie, und einem vollständigen Begriffe von wahrer Philosophie, gelangt sey.* Von Börge Riisbrigh, ord. öffentl. Lehrer der Phil. auf der Univers. zu Kopenhagen. Aus dem Dänischen übertragen, von *Joh. Ambros. Markussen.* 1803. 145 S. 8. (10 gr.)

Wie es noch jedem philosophischen Systeme, vom grauesten Alterthum an, bis zur Wiederauflebung einer Philosophie durch *Des Cartes*, *Spinoza* und *Leibnitz*, ergangen ist, dass der Urheber des Systems zuletzt sein eigenes Werk, in den vielfältigen, späteren Bearbeitungen desselben, wohl schwerlich mehr erkannt haben würde: so geht es nun auch der Kantischen Philosophie, je allgemeiner sie sich, seit einigen Jahren, verbreitet hat. Die *Firma* bleibt, weil die Waare durch sie empfohlen wird: wenn auch, von den ehemaligen Artikeln selbst, einer nach dem andern ausgeht. Man muss sich nach den Umständen richten. Der eine kann, nach seinen Absichten, *Kanten* besser als einen *Idealisten* brauchen; er beweist also, dass er dieses ist, und zwar gerade in dem Sinne ist, den er mit einem Idealisten verbindet. Der andere, — und zu dieser Classe gehört Hr. *Börge Riisbrigh*, — findet es gerathen, diesen Philosophen „*nicht zu dem Extrem gehen zu lassen, wozu die alten berüchtigten Idealisten ihre Meinung trieben, oder wozu es mit einigen Philosophen in den neuesten Zeiten gekommen zu seyn scheine*" (S. 130). Ihm ist es, wie er sagt, nun einmal nicht gegeben, zu begreifen, wie diese Nachfolger Kants dem *reinen Ich* reelle Objecte *entpressen?* — und einem *irrigen* Idealismus entgehen können. — In seinen Augen leugnet Kant bloss, *dass die Philosophie im engsten Verstande, von der Aussenwelt herstamme; eine angewandte Philosophie aber*, (die also in einem *weiteren* Verstande genommen werden müfste,) *und eine empirische Vernunftwissenschaft*, (ein Sidiroxylon), *läfst er einem noch;* folglich, schliefst der Vf., könne man mit Recht sagen, dass *Kant den ersten, — und bis jetzt einzig wahren (?) Begriff von Philosophie gefunden habe.* — Diefs ist, mit wenigen Worten, der Text zu dieser ganzen, übrigens sehr gelehrten, Abhandlung, von welcher die, durch Hn. *Markussen* in Kopenhagen, mit einem deutschen Gewande versehene, Urschrift das 1 Heft des 2 Theils der *Schriften der königl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften* daselbst für das J. 1801, eröffnete. Dass die unumgänglich nöthige *Bestimmtheit* der Begriffe in philosophischen Abhandlungen hier der beabsichtigten *Fasslichkeit* beynahe durchgängig aufgeopfert wurde, läfst sich unter anderen vielleicht auch dadurch entschuldigen, weil ein eigent-

eigentliches Product des reinen, abgezogenen Forschens nicht so ganz zur Dedication an eine *Dame* getaugt haben würde.

P. P. M.

MEDICIN.

Eisenach, in d. Wittekindischen Buchh.: *Ueber das Bad zu Ruhla* von D. *A. Z. Cunitz*, Fürstl. Sächsischem Bergrath und Brunnenarzt. 1804. 107 S. kl. 8.

Der Zweck des Vf's ist: die aus zehnjähriger Erfahrung gesammelten Thatsachen, nach seiner individuellen Ueberzeugung, der Publicität anheim zu stellen, um dadurch dieses gute, schon von *Kellner*, *Bertram*, *Kühn* und *Bucholz* beschriebene Bad bey Aerzten und Laien bekannter zu machen, oder wenigstens in ein frisches Andenken zurückzurufen. Wahr ist es, dieses Bad konnte bis jetzt bey weitem nicht den Ruf erhalten, den seine guten Eigenschaften verdienen; und es war sehr zweckmäfsig, dafs der darüber bestellte Brunnenarzt, der sich auch in dieser kleinen Schrift als einen sehr erfahrnen und mit seiner Zeit fortgehenden Gelehrten zeigt, das Geschäft der Ausbreitung über sich nahm. Es ist eins von den wichtigsten Naturgeschenken, wenn sich eine Gegend einer solchen Mineralquelle zu erfreuen hat. Vornehme und reiche Kranke können wohl ihrer Gesundheit wegen in die entferntesten Gegenden reisen; aber selbst dem Mittelstande und vorzüglich dem ärmern Theile der Menschen ist es, des grofsen Aufwandes halber, unmöglich. Also schon ein Bad, welches weniger wirksame Bestandtheile enthält, mufs der umliegenden Gegend von grofsem Werthe seyn; wie viel mehr verdient es das Bad zu *Ruhla*, welches schon so viele Beweise seiner vortrefflichen Heilkräfte abgelegt hat. Man findet zwar hier nicht jene grofsen und glänzenden Anstalten, wodurch mehrere Bäder ihre Gäste einzuladen pflegen, welche aber mehr auf den Gewinn des Besitzers und der Einwohner als der Kranken, mehr auf Zerstreuungen und Vergnügungen als auf Wiederherstellung der Gesundheit, berechnet sind; aber gleichwohl fehlet hier nichts, was dem Arzte zur Erreichung seiner Absicht, und dem Kranken zu seiner Bequemlichkeit nothwendig ist. Es hat in Gegentheil die weise Regierung zu Weimar nichts gespart, durch Anlegung von Spaziergängen, die in dieser schönen Waldgegend vorzüglich einladend sind, den Badegästen ihren Aufenthalt angenehm zu machen. Die anhaltenden Zerstreuungen und glänzenden Vergnügungen sind auch nicht immer für die Kranken von dem Nutzen, welchen die Aerzte gewöhnlich davon erwarten, und der Vf. sagt sehr richtig: „das aufgedrungene Vergnügen wird bald lästig, das gesuchte und aufgefundene erwünscht, das unverhoffte überraschend und belebend. Man bemerkt nur gar zu bald an solchen Anstalten, die die Fröhlichkeit zu ihrem Aushängeschilde machen, dafs sie aus merkantilischen Absichten unterhalten werden, und das Bittere unter dem Süfsen zu verstecken suchen. Der minder wohlhabende fühlt an einem solchen Orte, wo er sich zurückziehen mufs, oder zurückgesetzt wird, nächst seinem Leiden noch seine Armuth, und der Reiche wird oft veranlafst, seinen Zweck zu verfehlen."

Was die chemische Analyse betrifft, so hat der Vf. dieselben Bestandtheile in dem Ruhlaer Wasser gefunden, welche *Bucholz*, der zuerst diese Quellen nach neuern chemischen Grundsätzen untersuchte, entdeckte. Von den vier verschiedenen Quellen ist der Mühlbrunnen der reichhaltigste. Nämlich 7½ Pfund enthalten beynahe 4 Gran luftsaures Eisen, und 18 Kubikzoll kohlensaures Gas. Die übrigen Bestandtheile sind salzsaure Kalkerde, luftsaure Kalkerde, Selenit, Harzstoff.

Die vorzüglichsten Krankheiten, bey welchen der Vf. dieses Wasser wirksam fand, sind: 1) allgemeine Hauptschwäche mit davon abhängenden örtlichen oder allgemeinen Fehlern dieses Organs. Fehlende Ausdünstung oder zu copiöse Schweifse, Auswüchse, Geschwüre, chronische Ausschläge, als Krätze, Wasserfriesel, Sommersprossen, Leberflecken, Hitzblattern etc. wurden sehr oft durch das blofse Baden gehoben. 2) Schwäche nach überstandenen hitzigen Krankheiten. 3) Fett-Bleich- und Darrsucht. 4) Mehrere Gattungen widernatürlicher Ausflüsse, dahin gehören: passive Blutflüsse, Schleimergiefsungen, als Katarrhsucht, Blennorrhöen der Lungen, der Zeugungstheile und davon abhängende Unfruchtbarkeit. 5) Auch durch Schwäche zurückgehaltene und unterdrückte natürliche Blutflüsse. 6) Gicht und chronische Rheumatismen, wo der Vf. vorzüglich die guten Wirkungen dieses Bades bewundern mufste. Allgemeiner Hautdunst, starker und getrübter Harnabgang, erleichtertes Gefühl in allen bewegenden Organen, frieselartige Ausschläge an den leidenden Stellen waren die Vorboten der günstigen Wirkung. 7) Nervenkrankheiten. Hier übertraf oft der Erfolg die Erwartung; das Mittel, welches blofs lindern sollte, bewirkte oft gänzliche Heilung. Bey Hypochondrie, Hysterie, Krämpfen, wenn sie nicht von fehlerhafter Organisation der Eingeweide, abhingen, wurde mehr durch den Gebrauch dieses Bades ausgerichtet, als durch das ermüdende Einnehmen anderer Arzneyen.

Was den innern Gebrauch dieses Wassers betrifft, so liefs der Vf. nur selten seine Kranken davon trinken, und wenn es ja geschah, nur in kleinen Portionen; (der etwas geringe Antheil des kohlensauren Gases läfst nicht anders vermuthen, als dafs dieses Wasser dem schwachen Magen nicht ganz gut bekommen kann). Um aber diesen Mangel zu ersetzen, so liefs er gewöhnlich den Pyrmonter dabey trinken, bey dessen Gebrauch der Kranke sich jederzeit vortrefflich befand.

—nn—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 14 JUNIUS, 1804.

PHILOSOPHIE.

Erlangen, in d. Waltherschen Kunst- u. Buchh.: *Die Philosophie in ihrem Uebergang zur Nichtphilosophie,* von *C. A. Eschenmayer*, Physikus in Kirchheim unter Teck. 1803. 107 S. gr. 8.

Hr. *Eschenmayer* ist einer von den Wenigen, die an den neuesten Fortschritten der Philosophie, und vorzüglich an *Schellings* speculativen Bemühungen um dieselbe, auf einem eigenthümlichen Wege selbstthätigen Antheil genommen haben. Die eben genannte Schrift war daher für den Rec. eine sehr willkommene Erscheinung, da er im Voraus erwarten durfte, durch sie auf einen Standpunkt geführt zu werden, von welchem aus er nicht nur das Eigenthümliche der Eschenmayerschen Methode und den Gewinn, welchen die Speculation überhaupt von derselben hoffen darf, übersehen, sondern auch das letzte Ziel, an welchem des Vfs Bahn nothwendig endigen muss, voraussehen könne; worin zugleich die Bestätigung oder Widerlegung der Vorstellungen, die er sich aus den bisher erschienenen einzelnen Aufsätzen des Vfs über die eigenthümliche Richtung seines Geistes und die Beschränkung derselben durch den Fichteschen Idealismus gemacht hatte, liegen musste. Die Schrift selbst hat seine Erwartung befriedigt, indem sie ihn zu jenem letzten Ziele der Eschenmayerschen Speculation selbst hinführte, und seine Ahndungen über dasselbe völlig bestätigte. Das Folgende soll nun, als Resultat einer genauen Prüfung, das Urtheil des Rec. über den Gehalt der in dieser Schrift aufgestellten Grundsätze und die dadurch beabsichtigte nähere Bestimmung des ganzen Gebiets der Philosophie, zugleich auch über Eschenm. Philosophie überhaupt, enthalten: wobey wir nur bemerken, dass, da diese Schrift sich ganz auf den neuesten Idealismus und Schellings Identitätssystem stützt, deren Erweiterung und Berichtigung sie beabsichtigt, eine Recension darüber lediglich ihr Verhältniss zu jenen, und die Wichtigkeit der Gründe, mit welchen sie gegen dieselben auftritt und sich über sie zu erheben sucht, auszudrücken habe, mithin auch nur für diejenigen geschrieben oder deutlich seyn werde, die mit dem System der neuesten Philosophie hinlänglich bekannt sind, um die hier aufgestellten Beweise übersehen zu können.

Hr. E. hat Schellings System, von der *ideellen Seite* vollkommen gefasst; aber die *Idealität* verwandelt sich ihm unvermerkt wieder in *Subjectivität*. Es ist überhaupt sonderbar, dass alle, die aus einer früheren Bildungsepoche in die Schellingsche Philosophie eintraten, diesem Irrthum zur Beute wurden. Wenn sie von der Idee des Absoluten sprechen, sollte man glauben, sie hätten die intellectuelle Anschauung so klar und rein, als sie nur immer dem System selbst zum Grunde liegen kann: sobald sie aber eine Reconstruction der absoluten *Identität* zur *Totalität* versuchen, bleiben sie, meistens ohne es selbst zu wissen, wieder am ideellen Pole hängen, und ergreifen eine *relative* Totalität, statt der *absoluten*. Es ist hier nicht der Ort, von den Gründen dieser Täuschung zu reden. Sie leuchten zum Theil von selbst ein. Um aber das Gesagte auf Hn. E. zu beziehen, wird es dienlich seyn, den Grundgedanken der ganzen vor uns liegenden Schrift mit des Vfs eigenen Worten anzuführen, und dieser Stelle eine umständlichere Auseinandersetzung folgen zu lassen. S. 25 §. 33 heisst es, nach einer vorangeschickten Construction der drey Potenzen der Philosophie, in so fern sie sich im *Endlichen*, *Unendlichen* und *Ewigen* darstellt: „So weit das *Erkennen* reicht; so weit reicht auch die *Speculation;* das Erkennen aber erlöscht erst im Absoluten, wo es mit dem Erkannten identisch wird, und dieses ist mithin auch der Culminationspunkt für die Speculation. Was über diesen Punkt hinausliegt, kann daher kein *Erkennen* mehr seyn, sondern ein *Ahnden* oder *Andacht*. Was über allen Vorstellungen, über allen Begriffen und über allen Ideen und überhaupt jenseits der Speculation liegt, ist das, was die Andacht noch festhält, — *nämlich die Gottheit* — und diese Potenz ist das *Selige*, das unendliche Mal höher liegt, als das Ewige.“ Diese vermeinte Potenzirung des Absoluten, und seine Erhebung durch *Glauben* in die Potenz des *Seligen* ist nicht, wie Hr. E. glaubt, eine Potenzirung des *Absoluten*, in dem Sinne, wie Schelling es nimmt, sondern ein Ausdruck der verschiedenen Stufen der *Erkenntniss* des Absoluten und seiner Reflexion im endlichen Bewusstseyn. Diess wird uns ganz deutlich werden, wenn wir der oben schon erwähnten lichtvollen Darstellung der 3 Potenzen des Erkennens, des Endlichen, Unendlichen und Ewigen folgen, und dann beobachten, wie er von da aus weiter getrieben wird zur Annahme eines jenseits des Absoluten liegenden Reichs des Uebersinnlichen.

Aus dem In sich verschlossen Seyn des bloss *Empfundenen* des absolut bewusstlosen, objectiv gewordenen Producirens, oder des *Products* — der *relativen* Identität — (für das endliche Selbstbewusstseyn näm-

nämlich) reisst sich das *Ideelle* (S. 18 ff.) indem es über die Gränze hinausgeht, los, und erhebt sich auf die zweyte Potenz, die des *Verstandes* oder Bewusstseyns, auf welcher das zuvor in identischer Verschlossenheit Begrabene in der Duplicität von *Empfindung* (der Richtung nach Innen) und *Anschauung* (der Richtung nach Aussen) und in dem Schweben zwischen beiden, die Sphäre der *Reflexion* ausdrückt. — Die Reconstruction dieser Differenz zur *Totalität* ist das Product der *Vernunft*, die *absolute* Identität. Die Potenz dieser Stufe ist das *Ewige*. — Wer sieht hier nicht, dass die ganze Construction bis hieher blofs subjectiv-idealistisch geführt wurde? Dieses wird noch einleuchtender, wenn man die Stelle (S. 19), wo Hr. *E.* die Vernunft bestimmt als dasjenige, „was das *empirische* Bewusstseyn und das *Selbstbewusstseyn* — (also nur zwey Seiten des *Bewusstseyns*, nicht aber die gesammte reelle und ideelle *Welt*) wieder in einem Höhern verknüpft" — mit S. 46 vergleicht, wo der Uebergang vom absoluten Erkennen zum Glauben dadurch gemacht wird, dass das Absolute selbst wieder, um erkannt zu werden, *begränzt*, und über die Gränze *hinausgegangen* werden müsse: „Was dabey jenseits der Gränze zu liegen kommt, kann nicht mehr ein Erkennen seyn, und ist folglich — *Glaube*" — so schliesst Hr. E. aus dieser Prämisse. Diess würde richtig seyn, wenn das Schema des Selbstbewusstseyns, als *subjectiver* Subjectobjectivität, gleich wäre dem absoluten Erkennen *im Absoluten*. Jenes muss die Gränze überschreiten, um sich, als *begränzt*, anschauen zu können; aber eben dadurch wird es auch *endlich*, und mit einem absoluten *Jenseits* behaftet, welches nur in einem unendlichen Progress ins Bewusstseyn aufgenommen werden, mithin nie zur wahren Identität gelangen kann. Dieses über die Gränze Hinausgehen ist demnach nicht für die Idee überhaupt, noch weniger für die Idee des Absoluten, — denn in dieser ist das Begränzte und das Begränzende identisch gesetzt, — sondern nur für die in der Reflexion *auseinandergezogene* Idee. Das endliche Selbstbewusstseyn ist eben darum *endlich*, weil es für dasselbe noch ein Jenseits giebt; da hingegen in dem Absoluten Form und Wesen *absolut* gleich, mithin die Gränze selbst allenthalben und nirgends ist. Es ist eben so wenig nothwendig, dass man, um das Absolute anzuschauen, erst über das Absolute hinausgehen müsse, als es für das *unmittelbare* Selbstbewusstseyn, als concreten Act, oder auch für die Idee des Bewusstseyns, wie sie im Absoluten liegt, nöthig ist. Ist nicht die Idee stets das Erste, und die Gegensätze das Abgeleitete? Nach Schelling schaut der Philosoph das Absolute, nur in so fern *er sich im* Absoluten erblickt. Hr. *E.* macht es zu einem blofsen *Begriff*, indem er das Absolute *in sich* anschauen will.

Ist im Absoluten die Form dem Wesen gleich, die Form aber *unendliches Selbsterkennen:* so folgt daraus nothwendig die reine Durchsichtigkeit, das Schauen in ewiger Klarheit. Was sollte auch jenseits eines Absoluten seyn? — Nichts, als das *Nicht-Absolute* d. h. das *Endliche* und *Subjective*. Ein Solches ist der Glaube. Weit entfernt also, dass er über dem absoluten Erkennen stehe, ist er vielmehr unter demselben begriffen, doch ohne es zu wissen. Er verhält sich nämlich zur intellectuellen Anschauung, wie sich die Empfindung auf der Stufe der Reflexion zur sinnlichen Anschauung verhält. Er ist die *subjective* Erkenntniss des Absoluten, so wie die intellectuelle Anschauung *an sich* d. h. ohne Reflexion, die rein *objective*, die aber als solche erst durch die Reflexion des Philosophen Realität *im* endlichen Bewusstseyn, und *für* dasselbe, erhält. Das Absolute, in seiner unendlichen *Realität*, ist Gegenstand des *Glaubens*; — dasselbe, in seiner gleich unendlichen *Idealität*, ist Gegenstand des *Wissens*; aber es ist dieses für den Philosophen nur in so fern, als er sich durch einen continuirlichen Act der Spontaneität beständig in der *seligen* Mitte erhält, innerhalb deren Realität und Idealität, — Form und Wesen als Gegensätze, zusammengenommen, nur den einen, seinem Wesen nach mit dem Wesen des Absoluten völlig identischen Factor, — die, von dem an sich losgerissene, in ihrer Entzweyung fixirte, und in der Idee durch Gleichsetzung selbst wieder vernichtete *Form* — darstellen. So wie er sich auf der ideellen Seite fixirt, wird ihm, wider seinen Willen, das Absolute zu einem Jenseits, und, wenn er sich auch in Rücksicht seines *Wissens* noch über die Verwechselung der Gesichtspunkte täuschen kann; — weil nämlich diese Potenz, an und für sich, in ihrer Totalität, die *Form* des Absoluten selbst darstellt, wie sie das Wesen in sich aufnimmt, mithin die Idee derselben in der Wissenschaft das vollkommenste Ebenbild des Absoluten enthält, nur dass dieses, weil es mit dem Charakter der Idealität gesetzt ist, im Handeln und Glauben den Zwang (die Realität) nur von Etwas erhalten kann, was, ob es gleich an sich der absolute Indifferenzpunkt ist, und auch in dieser Potenz als die einzige Realität vorkommt, doch, von jenem Standpunkte angesehen, in einem Jenseits liegt: — so kommt doch der Irrthum ans Licht, sobald er nur einen Fuss auf das praktische Gebiet setzet. — Dieses Jenseits, nach Principien der Subjectivität zur Absolutheit erhoben — wie sich Hr. E. ausdrückt: die Asymptote des Seligen, die selbst nicht wieder die Tangente einer höheren Potenz ist, — (Warum sollten wir nicht auch hier wieder eine höhere Potenz *glauben* können, da der Glaube ja durch kein Wissen begränzt und mithin sein Spielraum nach dieser Behauptung die Unendlichkeit wäre — und zeigt nicht die alte Mythologie, besonders die indische, Etwas dem Aehnliches?) — angenommen als absoluter, frey - nothwendiger Richtungspunkt des ideellen Universums, ist — *Gott*. Wir sehen also: dem *Glauben* ist das *Gott*, was dem *Schauen* des Philosophen die Seele des Universum, das mit der absoluten Idee völlig Identische, in sich Reelle und durch seinen Begriff Seyende — das *Ewige* ist. Zur Erläuterung dessen, was Rec. in dem Vorhergehenden gegen den Vf. vorgebracht hat, soll hier nach dem Eschenmayerschen Schema der verschiedenen Zweige der Wissenschaft eine tabellarische Dar-

Darstellung der Potenzen der Philosophie im Idealen sowohl als im Realen, nach des Recensenten eigener Ansicht der Schellingschen Philosophie, zusammen gestellt werden: wobey, als bekannt, vorausgesetzt wird, dass die beiden sich selbst gleichen, und mit dem Absoluten, der Form nach identischen, Wurzeln des Absoluten, ideell angesehen, aus dieser Einheit hervorgehen, als zwey sich selbst entgegengesetzte Welten, welche beide, als Abbilder des Absoluten, sich wie Bild und Gegenbild zu einander verhalten, und zwar so, dass in der einen die Bilder der im Absoluten stehenden Einbildung des Wesens in die Form, in der andern die Bilder der gleichfalls im Absoluten stehenden Einbildung der Form in das Wesen, jene als *Natur* oder sinnliches Universum, diese als *ideelle Welt* sich gegenüber stehen, dass aber, da jede dieser Potenzen, für sich, d. h. im Absoluten angeschaut, die andere wieder in sich begreift, das weitere Potenziren jeder Potenz nur als ein Wiederholen der beiden ursprünglichen Factoren unter dem allgemeinen Schema der Potenz, innerhalb deren das Potenziren begriffen ist, vorgestellt werden kann.

Innere Organisation eines Systems der Philosophie nach Schellings Methode.

Potenz des Absoluten.

Höchster und letzter Indifferenzpunkt.

Gott. — *lebendiges Universum.*

A.	B.
Potenz der Reflexion.	*Potenz der Subsumtion.*
positiver Pol.	negativer Pol.
Schema des Endlichen.	Schema des Unendlichen.
Natur.	Intelligible Welt.

A. Natur.

a) Potenz der Reflexion. *Materie.*
- α) Potenz der Reflexion. *erste Dimension.* Expansivkraft.
- β) Potenz der Subsumtion. *zweyte Dimension.* Attractivkraft.
- γ. *dritte Dimension.* *Schwere.*

b) Potenz der Subsumtion. *Licht.*
- α) Potenz der Reflexion. *Magnetismus.*
- β) Potenz der Subsumtion. *Elektricität.*
- γ. *chemischer Process.*

C. *Organismus.*
- α) *reeller Pol.* Thierwelt etc.
- β) *ideeller Pol.* Vernunftwelt.
- γ. *Organismus des Weltbaus.* Durch welchen diese Potenz zu ihrem Anfangspunkte zurückkehrt.

B. Intelligible Welt.

a) Potenz der Reflexion. *Wissen.*
- α) Potenz der Reflexion. *Naturphilosophie.*
- β) Potenz der Subsumtion. *Idealismus.*
- γ. *Philosophie.* *Ideal-Realismus.*

b) Potenz der Subsumtion. *Handeln.*
- α) Potenz der Reflexion. *Recht.*
- β) Potenz der Subsumtion. *Pflicht.*
- γ. *sittliche Totalität.*

C. *Kunst.*
- α) *reeller Pol.* bildende Kunst.
- β) *ideeller Pol.* Dichtkunst *in specie.*
- Zunächst als Darstellung der menschlichen oder der Vernunftschönheit.

Tabellarische Darstellung der Eschenmayerschen Potenzen.

(Nach §. 95)

Stufe der Vernunft. — *Potenz des Ewigen.*

Philosophie überhaupt.

Ideal der Freyheit.		*Ideal der Nothwendigkeit.*
Moralphilosophie.		Naturphilosophie.
Pos. Pol der intelligibeln Welt.		Neg. Pol der Sinnenwelt.
	Indifferenzpunkt.	
Ideen. — Tugend.	Schönheit.	Wahrheit.
Wissenschaften. — Ethik.	Aesthetik.	Physik.

Stufe des Verstandes. — *Potenz des Unendlichen.*

Begriffe.	Recht.	Pflicht.	Organism d. Kunst.	Organism d. Natur.	Raum.	Zeit.
Doctrinen.	Rechtslehre.	Pflichtenlehre.	Poesie.	Plastik.	Mathematik.	Chemie.

Stufe der Vorstellungen. — *Potenz des Endlichen.*

In Hinsicht des Allgemeinen.	Naturrecht.	Naturpflicht.	Dichtkunst.	Astrognosie.	Analyse des Unendlichen.	Chemischer Process.
In Hinsicht des Besondern.	Staatsrecht.	Gesellschaftspflicht.	Artistik.	Geognosie.	Geometrie.	Elektricität. Galvanism.
In Hinsicht des Einzelnen.	Privatrecht.	Selbsterhaltungspflicht.	Mimik.	Organologie.	Arithmetik.	Magnetism.

Der

Der erste Blick auf diese beiden Tabellen zeigt, dass Hr. E. nur die eine Seite des Absoluten, nach Schellings Idee nämlich die *ideelle*, vor Augen gehabt, und, innerhalb der Schranken der noch immer bey ihm herrschenden subjectiv-idealistischen Ansicht die reelle Sphäre entweder ganz übersehen oder verkannt habe. Letztere Vermuthung scheint desshalb wahrscheinlicher, weil er einige *Doctrinen* aus der reellen Sphäre, wo sie eigentlich ihre Basis haben, herüber gespielt hat auf den ihnen fremden Boden der Wissenschaften, z. B. Chemie, Physiologie etc. Alle diese Doctrinen, deren Gegenstand das Endliche, als solches, ist, entstehen dadurch, dass sich aus der ideellen Welt in die reelle eben so viele ideelle Linien oder Strahlen herüberziehen, als in diesen Differenzen der ursprünglichen Potenz gesetzt sind, welche das Endliche auf *endliche* Weise an das Gebiet der Wissenschaft ketten. So entstehen auf der Stufe α etc. die Physik, Chemie etc. und ihre Zweige in c unter A aber, als dem Ausdruck der Einheit von a und b, die Physiologie. Treten wir nun auf den Standpunkt, auf welchem jedes endliche Vernunftwesen, als solches, steht, nämlich β unter c in A: so ist klar, dass von hier aus der Weg zum Absoluten ein gedoppelter sey. Der eine geht durch den relativen Indifferenzpunkt A, der andere durch B. Der erste steht unter dem Schema der Aufnahme des Wesens in die Form, der andere unter dem der Aufnahme der Form in das Wesen; dort wird das Absolute *empfunden*, durch das Gewissen, und *erkannt*, durch Offenbarung; — hier wird es *geschaut*, — sinnlich, in der *Kunst* — intellectuell, in der *Wissenschaft*. In diesem Entwurf liegt auch der Schlüssel zu den 4 Potenzen Eschenmayers, und wie überhaupt jeder, der nicht durch das Organ der Kunst in das Absolute blickt, das Absolute in einem Jenseits suchen muss. Da nämlich jeder der beiden relativen Indifferenzpunkte, A und B in sich das Ganze darstellt, und sich durch die Differenz der Reflexion zur Totalität reconstruirt: so muss der *Einzelne*, der von der Stufe β aus (unter A nämlich) durch die Potenz der Reflexion a und b, — unter A sowohl als B, — zum Absoluten fortgehen will; weil β für ihn die Sphäre der Endlichkeit, a und b aber die Sphäre der Unendlichkeit, oder des Verstandes sind, — nothwendig in A oder B das Ewige, oder die Vernunft selbst erblicken, das nun freylich das Absolute noch jenseits hat. (Diese 3 Stufen sind bey Hn. E. durch die *Potenz der Sinnlichkeit* $= 1$ der *Duplicität oder des Verstandes* $= \infty$, und der *Triplicität* oder *Vernunft* $= {}_{\infty}{}^{\infty}$ ausgedrückt.) — Der nächste und einzige Weg zum Absoluten aber, ist die *Kunst*, wie dieses gleichfalls durch obiges Schema deutlich wird. Da sie nämlich der unmittelbare Abdruck des Indifferenzpunkts B ist: so führt sie auch den, der sich ihr überläfst, ohne dass er das Gebiet der endlichen Reflexion zu passiren hätte, unmittelbar zu der Form des Absoluten A und B, welche hier die Potenz der Reflexion darstellt, durch diese aber zur Erkenntniss des Absoluten und Ewigen selbst, welches nach *dieser* Stufenfolge die Potenz der Vernunft und die wahre Asymptote ist, die nicht wieder die Tangente einer höheren Potenz vorstellt.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Frankfurt a. M.*, b. Eichenberg: *List und Liebe.* Ein Singspiel in zwey Aufzügen. Nach *Bouilly's une folie*, für die Frankfurter Bühne von *J. J. Ihlée*. 1804. 110 S. 8.

Paris, b. Huet: *Une Folie*, Comédie en deux Actes, mêlée de Chants; Paroles de *J. N. Bouilly*, membre de la Société Philotechnique, Musique de *Mehul*. An 10. 86 S. 8.

Das französische Original wurde zunächst für das Theater Feydeau in Paris geschrieben, und machte nicht allein dort, sondern auf allen Provinzial-Theatern, bald ein ungewöhnliches Glück. Die Oper verdient in Hinsicht auf Intrigue, Text und auf Musik diese Auszeichnung. Sie ist das Product eines reichen blühenden Witzes, in welchem eine überraschende Situation die andere erzeugt. So einfach die Handlung im Grunde ist, so gewinnt man doch für jede handelnde Person, von dem gewandten unternehmen Husaren-Officier an, bis zu dem einfältigen Piccarder Bauerjungen ein lebhaftes Interesse.

Die deutsche Bühne erhielt darauf schnell drey Uebersetzungen, von welchen die eine unter dem Titel: *Je toller, je besser*, zu Wien, die andern unter der sonderbaren Benennung: *Die beiden Füchse*, zu Prag, die dritte als *Vetter Jacob* zu Berlin und auf andern Bühnen erschien. Bey deren Unvollkommenheiten ist die vorliegende vierte aus der Feder eines bekannten Theaterdichters, nicht überflüssig. Sie ist mehr eine wohlgerathene Bearbeitung, als wörtliche Uebertragung, und macht die liebliche ausländische Frucht auf deutschem Boden heimisch. Der *Piccarder* Bauerjunge ist daher in einen *Tiroler* umgeformt, für welchen *Mehul's* charakteristische Musik ganz geeignet ist. Man erkennt darin, wie tief Hr. *I.* in den Geist des Originals eingedrungen, und zugleich seine grosse Geübtheit in dergleichen Arbeiten. In den Gesangstücken ist zwar hin und wieder etwas Härte und an mehreren Stellen zu viel Prose: allein, da es äusserst schwer ist, einer vorgeschriebenen Musik die Sylben einer andern Sprache anzupassen, wobey es nicht einmal bloss auf Sylben sondern vielfältig auf die Wahl einer Sylbe mit einem singbaren Vokal ankömmt, so verdient dieses wohl Entschuldigung. — Im Vergleiche mit der schnellen französischen Handlung möchte man diese Uebersetzung auch zu gedehnt finden. Dieses ist wohl der deutschen Sitte zuzuschreiben, nach welcher der Theaterabend gewöhnlich nur mit *einem* Stücke ausgefüllet wird. Nach Rec. Meinung würde es ein Gewinn, wo nicht für den Geschmack und die Bildung, doch gewiss für die Cassen seyn, wenn unsere dramatischen Schriftsteller nur auf die *Hälfte* des Abends rechneten, weil es, bey den überhandnehmenden gesellschaftlichen Zerstreuungen, ein zahlreicheres Publicum herbeyführen würde.

11 + 2.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 JUNIUS, 1804.

PHILOSOPHIE.

Erlangen, in d. Waltherschen Kunst- u. Buchh.: *Die Philosophie in ihrem Uebergang zur Nichtphilosophie*, von *C. A. Eschenmayer*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn sich Hr. E. die *Freyheit* und den *Willen* nicht anders als durch Vermittlung einer höheren Potenz erklären kann, deren Bindungsmittel mit der ideellen Welt jene darstellt: so ist diess nach Schellings Ansicht sehr gegründet, ohne dass wir nöthig hätten, zu einer Quadruplicität der Potenzen unsere Zuflucht zu nehmen. Der Wille erscheint als *frey*, weil er auf der Potenz der Einbildung der Form in das Wesen *den Charakter der Potenz für die Sphäre der Differenz selbst wieder ausdrückt.* Er erscheint also in Bezug auf das *Wissen* als das Höhere, welches, als der individuellste und reinste Ausdruck der Idealität, auf *dieser Potenz* kein Höheres mehr über sich haben kann, d. h. *als frey*. Wer nun in der Einheit des Wissens und Wollens, der Potenz B, die absolute Vernunft erblickt, muss nothwendig, um die Freyheit in ihrer Entstehung und ihre Verbindung mit der Nothwendigkeit zu begreifen, den ersten Ausfluss des Lebens ausser *seinem* Absoluten suchen. Diejenigen hingegen, welche in B nur eine *relative* Indifferenz erblicken, werden das, was man Freyheit nennet, gemeinschaftlich mit dem, ihm auf dieser Potenz entgegengesetzten, *Wissen*, durch das Medium der höhern Potenz B unmittelbar in dem Absoluten versenken, wo A und B, in der innigsten Durchdringung, jedem Wissen seine Wahrheit, jedem Handeln sein reelles Product dergestalt vermählen, dass, was *hier*, als Einheit der Freyheit und Nothwendigkeit, *weder* das Eine *noch* das Andere seyn kann, in dem Reflex der *erscheinenden* Welt als *Erkennen* der Wahrheit und als absolute *Causalität* der Freyheit sich abspiegelt. Rec. darf, nach den hier geführten Beweisen, von einem Vertheidiger der Eschenmayerschen Meinung noch zwey Einwürfe erwarten, die er um so mehr berühren zu müssen glaubt, weil ihre Beantwortung auf den Gang der ganzen Untersuchung noch einiges Licht werfen wird, und zugleich einen Beweis abgeben kann, dass er nicht ohne reifliche Erwägung auch der entgegengesetzten Gründe, sich gegen die Meinung des tiefdenkenden und um die Fortschritte der neuesten Philosophie so verdienten Vfs zu erklären wagte. — Der erste Einwurf könnte etwa folgender seyn: „Wenn die Philosophie, wie wir behaupten, im Absoluten ist; warum steht sie in dem voranstehenden Schema nur als Glied der ideellen Sphäre verzeichnet, die doch, eben so gut, als die reelle, nur *einen* Factor des Absoluten, mithin dieses nach einer einseitigen Anschauungsweise darstellt?" — Aber, was hier in der ideellen Sphäre unter $\alpha\ \beta\ \gamma$ (a) bezeichnet ist, ist wirklich auch nur die ideelle Seite derselben, wie solche unter Zeitbedingungen in endlichen Formen zum Vorschein kommt. Die Ausdrücke, durch welche man sonst nur das Ganze der Wissenschaften bezeichnet, sind hier zu dem Ende gewählt, um die Totalität des Wissens innerhalb dieser Sphäre desto anschaulicher zu machen, und zugleich die, hier ganz vorzüglich hervortretende, Identität des Wesens und der Form, und die Allgegenwart des Absoluten auf jeder Potenz, wenigstens anzudeuten. Leicht hätte man, statt der Benennungen der Wissenschaften selbst, andere, von dem allgemeinen Verhältniss der Anschauung und des Begriffs hergenommene, Ausdrücke wählen können, die zwar, einerseits, der möglichen Missdeutung vorgebeugt, andererseits aber die Vielseitigkeit der Ansicht mehr beschränkt haben würden. Dem Wesen nach also, oder in ihrem Princip steht die Philosophie (im absoluten Sinne nämlich, wie unter γ) im Absoluten selbst und dem höchsten Indifferenzpunkt; ihre beiden Glieder aber, Naturphilosophie und Idealismus, verhalten sich gleich den absoluten Wurzeln desselben, und begreifen in ihrer höchsten Allgemeinheit die Sphären A und B, nach ihrer Totalität, in sich. Der zweyte Einwurf könnte davon hergenommen werden, dass die Mathematik, die auf Hn. *Es.* Tabelle eine Stelle findet, in dieser gänzlich fehle, und dadurch die Unzulänglichkeit des aufgestellten höchsten Eintheilungsgrundes zum Princip einer allgemeinen Classification des gesammten Wissens, sowohl von der realen als idealen Seite, hinlänglich darthue. Hierüber noch Folgendes. Das unmittelbare Object der Mathematik, im Ganzen, ist Raum und Zeit und deren gemeinsamer Ausdruck, die Form der Unendlichkeit; so zwar, dass ins Besondere die Geometrie den *absoluten Raum*, die Arithmetik die *absolute* Zeit, und die Analysis des Unendlichen die unter *Begriffsform* gesetzte, relative Einheit beider darstellt, und in ihren Constructionen etc. ausdrückt. Nun sind aber Raum und Zeit selbst nichts anders, als die absoluten Schematismen der ursprünglichen Potenzen des Endlichen und Unendlichen, die wir oben durch den Gegensatz der Reflexion und Subsumtion bezeichnet haben. Die Mathematik ist also die

die Wissenschaft der objectiv gewordenen Schematismen oder Anschauungsweisen des Absoluten selbst, und als solche, in Bezug auf das Absolute, rein *formell*. Die Folge davon ist, dass sie in ihren drey Hauptgliedern allenthalben, wo eine Potenz vor der andern hervortritt, in den höchsten, wie in den niedersten, nur verschieden nach der Verschiedenheit des Verhältnisses der Potenz selbst zu dem *absoluten* Gegensatz, hervortritt. Daher ihre Unbedingtheit und Evidenz, ihr kaum genug gewürdigter Einfluss auf alle Zweige der Wissenschaft. Die eigentliche Sphäre der *Geometrie* ist das reelle Universum, wo sie auch, im Allgemeinen, in den Bewegungen der Weltkörper, mit der Zeit synthesirt — und in der Differenz, in den Dimensionen der Materie und in den Formen der Organismen sich ausprägt. Dass sie auch hier allenthalben die Zeit auf ihrem Wege finde, wie sie in den herrschenden Raum hinüberspielt, und sich, in den Erscheinungen des Lebens der Materie eingestaltet, versteht sich von selbst. In der ideellen Sphäre hingegen ist die Zeit das Herrschende — ihr reinster Ausdruck ist die *Geschichte*; aber allenthalben erscheint sie schon potenzirt, und die Arithmetik *begleitet* blos das ideelle Leben, ohne für sich hervorzutreten, wie in jener Sphäre. In der Wissenschaft finden Raum und Zeit ihre Wurzeln, und die beiden Zweige derselben breiten sich in ihrem Wachsthume aus *in* Raum und Zeit, statt dass in der Mathematik Raum und Zeit das *Construirte* selbst, in der Natur aber das *Construirende* sind.

Rec. glaubt, die Aufmerksamkeit, die in seinen Augen diese Schrift von *Eschenmayer*, der sich längst schon als einen der speculativsten Köpfe unserer Zeit bewährt hat, fodern darf, in der umständlichen Auseinandersetzung seines Urtheils über die vorliegende Abhandlung hinlänglich an den Tag gelegt zu haben, und schliesst mit dem Wunsche, dass sie von keinem übersehen werden möge, der mit dem Gange der neueren Philosophie vertraut genug ist, um die Aeusserungen des regen Zeitgeistes auch in den scheinbaren Widersprüchen zu erkennen, in denen er sich uns, nur von verschiedenen Seiten und gleichsam von dem Standpunkt verschiedener Zeitmomente zugleich, offenbaren will.

**s.

Halle, im Verlag d. Waisenhaus-Buchh.: *Versuch einer genauern Bestimmung des Streitpunktes zwischen Hn. Prof. Fichte und seinen Gegnern*, von *J. A. Eberhard*. 1799. 92 S. 8. (8 gr.)

Nicht sowohl um die in einer bekannten Zeitung unterlassene Recension dieser *Eberhardischen* Schrift, einer der vorzüglichsten, die seiner Zeit über den (angeblich) *Fichtischen* Atheismus erschienen sind, nachzuholen, noch viel weniger jenen nunmehr vergessenen Streit dem Publicum wieder ins Gedächtniss zu bringen, als vielmehr davon Anlass zu nehmen, seine Gedanken über einen gewissen wesentlichen Punkt der *Kantischen* Philosophie dem literarischen Publicum mitzutheilen, macht Rec. noch jetzt die vorliegende *Eberhardische* Schrift zum Gegenstand einer Recension.

Wer den Gang unserer speculativen Philosophie von der Erscheinung der *Kantischen* Vernunftkritik an, bis auf unsere Zeiten, aufmerksam beobachtet hat, wird bemerkt haben, dass sie sich beständig um die Frage herumdrehte: *wie unsere Vorstellungen mit den reellen Objecten übereinstimmen?* Die Art, wie *Kant* sie in seiner Vernunftkritik beantwortet, läuft offenbar auf eine Identification unserer Vorstellungen mit dem, was wir reelle Objecte nennen, hinaus, so wenig auch dieser berühmte Metaphysiker solches je hat auf sich kommen lassen wollen: denn die *Wirklichkeit* oder das *Daseyn*, so wie der Begriff der *Substanz*, sind nach der *Kantischen* Lehre von den Kategorien, *blosse Verstandesformen:* und wenn diese Formen mit Raum und Zeit (gleichfalls *blossen Formen der Sinnlichkeit*) verbunden werden, und noch die Data der Empfindung, (von denen man aber auch nicht weiss, woher sie kommen, und die gar wohl auch ein Product des Gemüths seyn können,) hinzukommen: so entsteht die sogenannte *substantia-phaenomenon*. Es ist klar, dass nach diesem Systeme, *Wirklichkeit, Daseyn, Substanz* nichts eigentlich-objectives, von den Formen unsers Verstandes unabhängiges, sondern lediglich *subjectives* ist, dass man wenigstens gar nicht nöthig hat, *aus dem Gemüthe hinauszugehen*, um es zu finden. Zwar spricht *Kant* hin und wieder von einem *Ding an sich*, das also unabhängig von unsern Vorstellungen vorhanden wäre; ja er hat sogar einen *Beweis* davon zu geben gesucht. Allein dieses *Ding an sich* hat in seiner Philosophie nicht nur keinen Grund, sondern es widerspricht den Principien derselben. Denn er könnte doch nur durch den *Satz des Grundes* auf ein solches *Ding an sich* kommen: dieser Satz führt uns aber, nach seiner Philosophie, nicht aus der Sinnen- und Erfahrungswelt hinaus. Das haben die scharfsinnigsten seiner ehemaligen Anhänger, besonders *Fichte* und *Schelling*, anerkannt, und daher seine Philosophie in diesem Punkte verlassen. Genau zu reden, haben sie solche nicht verlassen, sondern nur das *Inconsequente* aus derselben wegzuschaffen, und *Kanten* mit sich selbst übereinstimmender zu machen gesucht. Die Recensenten in der alten Allg. Literat. Zeit. die um den *Kantischen* transcendentalen Idealismus von dem *Fichtischen* und *Schellingischen* zu unterscheiden, immer noch von einem *Ding an sich* sprechen, und solches den Gegnern der *Kantischen* Philosophie entgegenhalten, geben dadurch blos einen Beweis, dass entweder ihr Verstand zu stumpf ist, um in den Geist der Kantischen Philosophie einzudringen, (wiewohl auch der Buchstabe über diesen Punkt an manchen Orten deutlich genug spricht;) oder dass sie aus einer sehr unphilosophischen Rechthaberey, das, was sie einmal behauptet haben, nicht zurücknehmen wollen.

Es giebt also in der *Kantischen* Philosophie keine eigentliche *Wirklichkeit*, kein (objectives) *Daseyn*, keine *Substantialität*, d. i. keine von unsern Vorstellungen und den Formen unsers Verstandes unabhängige Reali-

Realität; denn selbst das *Reale der Empfindung* kann nach *Kanten* füglich auch in das (sogenannte) Gemüth gesetzt worden. „*Der transcendentale Gegenstand ist bloss in euerem Gehirne*," sagt *Kant* ausdrücklich, und mit eben so viel Worten, in seiner Vernunftkritik (S. 512 2te A.) das ist doch deutlich genug!

Hieraus folgt aber von selbst, dass *Gott*, als transscendentaler Gegenstand, auch *bloss in unserm Gehirne ist*; dass er keine von den Formen unserer Sinnlichkeit und unseres Verstandes unabhängige Realität hat, und dass er, ohne diese Formen, *Nichts* seyn würde. Man muss entweder auf alle Consequenz Verzicht thun, oder diese Folge zugeben.

Nach allem diesen ist es freylich unbegreiflich, wie *Fichte* durch seine *moralische Weltordnung*, die er *Gott* nannte, so viel Aufsehen in Deutschland hat machen, ja selbst die *Kantianer* gegen sich hat aufbringen konnen, da doch *Kant* vor ihm, im Grund dasselbe gesagt hatte. Aber *Kant* hatte sich durch seine *Inconsequenzen* gedeckt.

Da die *Kantische* Vernunftkritik durch die Menge der in neuern Zeiten aufgekommenen philosophischen Systeme, und das Gedränge derselben, beynahe vergessen ist: so wird es nicht überflüssig, und vielleicht manchem unserer Leser willkommen seyn, wenn Rec. die hieher gehörigen Stellen aus derselben anführt: „Fragt man denn also erstlich: ob es etwas von der Welt Unterschiedenes gebe, was den Grund der Weltordnung und ihres Zusammenhangs nach allgemeinen Gesetzen enthalte; so ist die Antwort: *ohne Zweifel*. Denn die Welt ist eine Summe von Erscheinungen; es muss also irgend ein transcendentaler, d. i. bloss dem reinen Verstande *denkbarer Grund* derselben seyn. Ist zweytens die Frage: ob dieses Wesen Substanz, von der grössten Realität, nothwendig u. s. w. sey; so antworte ich: *Dass diese Frage gar keine Bedeutung habe*. Denn alle Kategorien, durch welche ich mir einen Begriff von einem solchen Gegenstande zu machen versuche, sind von keinem als empirischen Gebrauche, und haben gar keinen Sinn, als wenn sie auf Objecte möglicher Erfahrung, d. i. auf die Sinnenwelt angewandt worden: (also wird wohl auch die Kategorie des *Grundes* und der *Causalität*, auf den transcendentalen Gegenstand angewandt, auch keinen Sinn und keine Bedeutung haben, *Rec.*) Ist endlich drittens die Frage: ob wir nicht wenigstens dieses von der Welt unterschiedene Wesen nach einer Analogie mit den Gegenständen der Erfahrung denken *dürfen?* so ist die Antwort: *allerdings*, aber nur als *Gegenstand in der Idee*, und *nicht in der Realität*, nämlich so fern er ein uns unbekanntes Substratum der systematischen Einheit, Ordnung und Zweckmässigkeit der Welteinrichtung ist, welche sich die Vernunft zum *regulativen Princip* ihrer Naturforschung machen muss. Noch mehr; wir können in dieser Idee gewisse Anthropomorphismen, die dem gedachten regulativen Princip beförderlich sind (?) *ungescheut und untadelhaft erlauben*. Denn es ist immer nur eine Idee, die gar nicht direct auf ein von der Welt verschiedenes Wesen — (oben hiess es aber doch, dass wir schlechterdings *ein von der Welt verschiedenes Wesen* annehmen müssen; *Rec.*) sondern auf das regulative Princip der systematischen Einheit der Welt, aber nur vermittelst eines *Schema* derselben, nämlich einer obersten Intelligenz, die nach weisen Absichten Urheber derselben sey, bezogen wird. Was dieser *Urgrund* der Welteinheit an sich selbst sey, hat dadurch nicht gedacht werden sollen, sondern nur, wie wir ihn, oder vielmehr seine Idee, relativ auf den systematischen Gebrauch der Vernunft in Ansehung der Dinge der Welt, brauchen sollen." (S. 723—725). Und nun fährt *Kant* fort: „Auf solche Weise aber *können* wir doch (wird man fortfahren zu fragen) einen einigen weisen und allgewaltigen Welturheber annehmen? *Ohne allen Zweifel*; und nicht allein diess, sondern wir *müssen* einen solchen voraussetzen. Aber wir haben (alsdann) nur ein Etwas vorausgesetzt, *wovon wir gar keinen Begriff haben*, was es an sich selbst sey (einem bloss transcendentalen Gegenstand.) — Wollten wir diesem objective Gültigkeit ertheilen: so würden wir vergessen, dass es *lediglich ein Wesen in der Idee* sey" u. s. w.

Rec. muss aufrichtig bekennen, dass er in diesen Stellen der Kantischen Vernunftkritik keine Consequenz finden kann. Er kann schlechterdings nicht begreifen, wie, wenn *keine* der Kategorien auf Gott anwendbar ist, doch die Kategorie des *Grundes* und der *Causalität* auf ihn soll angewandt werden können. Er kann eben so wenig begreifen, wie ein Philosoph etwas *unrichtiges* und *sinnloses* zu denken *erlauben*, ja sogar es *gebieten*, und in diesem Fall von einem *müssen* sprechen kann. Warum soll ich denn, wenn ich einmal die Ueberzeugung habe, dass, was man *Gott* nennt, weiter nichts ist, als eine *regulative* oder *leitende Idee* von *der Welteinheit*, diese Idee *hypostasiren* und *personificiren?* Kann ich sie denn nicht, ohne eine solche *irrige* Hypostasirung und Personificirung, gebrauchen, um die Natur zu studiren, und Einheit in meine Erfahrungskenntnisse zu bringen? Wozu das *Schema* von einer weisen Intelligenz? Ist nicht ein solches Schema, das wenigste zu sagen, ganz überflüssig zu dem Zwecke, wozu ich es gebrauche? und scheint es nicht, dass der Philosoph, indem er etwas nach seinen Principien ganz grund- und sinnloses für *erlaubt*, ja sogar für *nothwendig* erklärte, nur einer gewissen Anklage habe vorbeugen oder entgehen wollen?

Der berühmte Vf. der Vernunftkritik ist jetzo todt: ihm kann alles, was man darüber sagt, nichts mehr schaden. Warum soll man sich nicht freymüthig über sein System, zumal was die so wichtige Lehre von Gott betrifft, erklären?

Also gerade heraus! — Ein Gott, der *bloss in meinem Kopfe* existirt, ist *kein* Gott. — Dass wir eine *Idee* von Gott haben, hat, so viel Rec. weiss, noch kein Atheist geleugnet: aber das leugnet er, dass dieser Idee ein *reelles*, *unabhängig von unserer Idee* existirendes Wesen entspreche. Mit Einem Wort, er leugnet die *Wirklichkeit*, die *Existenz*, die *Substantialität* Gottes.

Was ist aber *Wirklichkeit*, *Existenz*, *Substantialität?* Mit dieser Frage glaubt der transcendentale Idealist

ließt zu triumphiren: allein wenn wir auch die Merkmale der Wirklichkeit und Subſtantialität nicht deutlich anzugeben wüſsten, (wir wiſsen aber doch, daſs die Subſtanz etwas *für ſich beſtehendes*, und nicht eine *Beſtimmung von etwas anderm* iſt;) ſind wir uns doch unſerer eigenen Wirklichkeit und Subſtantialität ſehr gut bewuſst. Wer mit dieſem *unmittelbaren, klaren* und über alle Zweifel erhabenen Bewuſstſeyn nicht zufrieden iſt, der mag es verſuchen, weiter zu gehen. Rec. wenigſtens hat keine Luſt, ihm auf ſeinem dunkeln Wege in das Land der Chimären zu folgen.

Was Hr. Prof. E. in der vorliegenden Schrift S. 59, 62, 64, 66 hierüber ſagt, empfiehlt Rec. allen denen, die ſolche noch nicht geleſen haben. Es iſt nicht neu, nicht originell; aber es iſt deutlich und conſequent. Wer nur das Neue und Originelle in der Philoſophie liebt, dem glaubt Rec. *Fichtens* und *Schellings* Schriften noch mehr, als die Kritik der reinen Vernunft, mit gutem Gewiſſen empfehlen zu dürfen.

Es giebt kein Drittes. Man muſs entweder die Kantiſche Theorie von der menſchlichen Erkenntniſs, oder die gewöhnliche Vorſtellungsart von Gott aufgeben, ja dieſes Wort aus unſerer philoſophiſchen Sprache verbannen, und *Welteinheit*, oder *Weltordnung* (verſteht ſich, in der *Idee*,) dafür ſetzen. Wer beides für vereinbar hält, klebt am Buchſtaben der Kantiſchen Philoſophie, und hält ſich an einzelne Stellen, die mit andern contraſtiren, am allerwenigſten aber mit den eigentlichen Principien der Kantiſchen Philoſophie übereinſtimmen. Das behaupten *Fichte, Schelling, Schad*, und andere ſcharfſinnige Männer, die ehemals eifrige Anhänger der Kantiſchen Philoſophie geweſen ſind: und Rec., der es nie war, iſt in dieſem Punkte mit denſelben vollkommen einverſtanden.

R R.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Matzdorff: *Moraliſche Anekdoten*, von *S. C. Wagener*. Zweyter Theil. 1804. 8. (1 Rthlr.)

Dieſe Fortſetzung einer Sammlung, welche ſich durch die groſse Anzahl der darin befindlichen, nicht erdichteten, ſittlich guten Beyſpiele, die der Vf., ſtatt einer Ueberladung mit Reflexionen, gröſstentheils für ſich ſelbſt ſprechen läſst, empfiehlt, muſs auſser vielen andern Leſern, insbeſondre dem Volkslehrer und Jugenderzieher willkommen ſeyn, und man wird um der wirklichen Brauchbarkeit willen geneigt, dem Vf. nachzuſehen, was er für eine mögliche höhere zu thun unterlaſſen; daſs er, (wiewohl dieſe Foderung an ein Anekdotenbuch weniger ſtreng ſeyn kann, als an eine nach den Titeln der Pflichten verhältniſsmäſsig angelegte Beyſpielſammlung) ſtatt Geſchichten von ähnlicher Wendung und Tendenz zu willfährig anzureihen, und ſo das *Quantum* zu vermehren, nicht mehr noch auf die Vervielfältigung des *Quale* Bedacht genommen, nachdem für das nächſte Bedürfniſs des Publicums ſchon durch das erſte Bändchen geſorgt war. Des eigentlich Fremdartigen iſt wenig, aber ganz in den Grenzen, die ſich der Vf. in der Vorrede zum erſten Theile zog, hat er ſich nicht gehalten, und dann hätte manche, wiewohl äſthetiſch edle Handlung, die ſtatt reiner Achtung, eine nur damit gemiſchte Bewunderung erregt, und mit Beyſpielen wahrer Pflichtübung vermengt, auch dieſe als Erſcheinungen der Willkühr anzuſehen gewöhnen kann, wegbleiben, oder eher einen begleitenden Wink erhalten ſollen, als manches andere. Einigemal fällt der Vf. bey Erzählungen von noch lebenden Perſonen in einen panegyriſchen Ton, z. B. S. 29. da eine Dame einer Wittwe durch Fürſprache und eigene Freygebigkeit Hülfe geleiſtet hatte: „Tief verſunken in Kummer ſaſs eben die bedrängte Wittwe — als gleich dem Engel, der in Gethſemane den Erlöſer der Welt in ſeinem Leiden ſtärkte, die edle Freundin zu ihr hereintrat u. ſ. w." Der Erzählungston eines ſolchen Muſterbuchs muſs frey von anſcheinenden Nebenabſichten ſeyn, wie die Handlungen, die es aufſtellt; vielleicht benutzte aber der Vf. hier und anderwärts ſeine Quelle nur als zu wörtlicher Abſchreiber.

X.

Erfurt, in Commiſſion b. Rudolphi: *Das groſse Welttheater*, oder *Begebenheiten, wie ſie ſeyn ſollten*. 1803. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Manier eines Schattenſpiel- oder Guckkaſtencicerone beſchreibt uns der Vf., was es auf dem groſsen Welttheater zu ſehen giebt, d. i. allerley Vorgänge und Situationen des gemeinen Lebens und geſelligen Umgangs, als: eine Luſtparthie, eine Schlägerey im Wirthshauſe, ein Begräbniſs; auch geſuchtere Gegenſtände, z. B. eine muſikaliſche Lection, die ein Liebhaber ſeiner Schönen giebt. Der Vf. ſieht vielerley, beobachtet recht ins Detail hinein, aber nichts, was feinere Empfänglichkeit vorausſetzt; er knüpft an das Geſehene die praktiſche Reflexion unmittelbar an, die in ihrer Art ganz von gleichem Schrote iſt. Ein wahres Muſterbuch, ſollte man alſo meinen, für den Lehrer der ungebildeten Volksclaſſe, da man hier die gediegene Popularität findet; der Vf. brauchte ſie nicht durch Kunſt zu erzeugen, ſie iſt das unwillkührliche Product ſeiner eigenen Beſchränktheit. Nur Schade, daſs es ein noch beſſeres Exempelbuch der höchſten Plattheit iſt; der Vf. hat in ihrem Gebiete wahre Entdeckungen gemacht, und kein Stoff iſt für ſie ſo undankbar, über den er ſie nicht obſiegen lieſse; keinen Begriff von Einheit der Compoſition und verſtändiger Anordnung brachte der Vf. mit, der ſie noch einigermaſsen in Schranken halten konnte. Einem andern wäre es z. B. ſchon ſchwerlich begegnet, das Welttheater mit der Scene des Spieſsruthenlaufens ſogleich zu eröffnen. Der Vf. hat ſich über das Verhältniſs der gangbaren Gewohnheiten und Verfahrungsweiſen zum gemeinen Beſten zu unterrichten geſucht, und räſonnirt darüber beſſer oder ſchlechter; er ſucht auch Schulgelehrſamkeit zu zeigen, aber in Sprache und Orthographie giebt er ſtarke Blöſsen. Der Schluſsangabe zufolge iſt dieſs der erſte Theil; das Welttheater bietet endloſen Stoff dar; aber Rec. hofft, der Vf. werde ihn nicht weiter verfolgen.

B. d. Sz.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JUNIUS, 1804.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Versuch einer genaueren Bestimmung und Verdeutschung der für unsere Sprachlehre gehörigen Kunstwörter*, von *Joachim Heinrich Campe.* 1804. 96 S. 8.

Der um die Reinigung und Bereicherung unserer Sprache mit eigenen, aus ihr selbst gebildeten, Wörtern eifrig bemühete Vf. dieser kleinen Schrift legt in derselben seinen neuesten Versuch dar, statt der lateinischen Kunstwörter, die bisher in unserer Sprachlehre geherrscht haben, derselben eine bestimmtere, ihren Begriffen genau angemessene, deutsche Kunstsprache zu geben, und ist willens, dieselbe in einem nächstens herauszugebenden *Handwörterbuche der deutschen Sprache* (nicht der hochdeutschen Mundart), welches wenigstens 12000 gute brauchbare Wörter, die in dem gröseren Adelungischen Werke fehlen, nachtragen soll, zum künftigen Gebrauche einzuführen, wenn die Stimmen der deutschen Sprachforscher und Sprachkundigen diesem Versuche ihren Beyfall geben, und sich für die Annahme der darin vorgeschlagenen grammatischen Kunstwörter erklären sollten. Die Einführung deutscher Kunstwörter in unsere Sprachlehre liegt dem Vf. auch besonders darum sehr am Herzen, weil er fürchtet „er würde, nicht bloss als Verfasser des Wörterbuches zur Reinigung unserer Sprache, sondern auch als Deutscher überhaupt, über seine und seiner Sprachgenossen bittere Armuth vor sich selbst erröthen müssen, wenn auch er, so wie seine Vorgänger, sich dabey verurtheilt sehen sollte, auf der Bettlerkrücke der alten lateinischen Kunstsprache, die bekanntlich sehr unvollkommen, dem Gliederbau unserer Sprache zum Theil gar nicht angemessen, mit unter sogar seltsam sey, zum Hohngelächter der Ausländer einherzuhinken." Er wünscht deswegen, „dass sachkundige Männer seinen Versuch einer genauen Prüfung und Beurtheilung unterwerfen und dann erklären mögen, ob die darin von ihm versuchte Bestimmung und Bezeichnung der für unsere Sprachlehre gehörigen Kunstbegriffe angenommen oder verworfen zu werden verdienen, und im letzteren Falle, ob es nach wie vor bey dem Gebrauch der hergebrachten, wenn gleich noch so unvollkommenen, lateinischen Kunstsprache sein Bewenden haben solle; oder ob vielleicht irgend Jemand Kunstwörter für die deutsche Sprachlehre gebildet habe, die denen des Vf's vorgezogen zu werden verdienen." — Jeder Deutsche, der den Reichthum, die unbenutzten Schätze und die Bildsamkeit seiner Sprache kennt, und dem ihre Reinheit und höhere Ausbildung am Herzen liegt, wird dem Bestreben des Vfs, alles Fremdartige, was sich in dieselbe eingeschlichen, und die Vernachlässigung unserer eigenen reichen Sprachquellen bewirkt hat, durch eigenthümliche deutsche Ausdrücke wieder hinweg zu räumen, seinen Beyfall geben, und ihm, den weder die Gleichgültigkeit des deutschen Publicums gegen seine Bemühungen, noch die Gröse und Schwierigkeit einer solchen Unternehmung, noch die häufigen Spötteleyen, die er sich als Neuerer überhaupt, noch mehr aber durch eine Menge misslungener Wortbildungen zugezogen hat, von seinem Vorhaben abschrecken konnten, die wohlverdiente Belohnung eines glücklichen Erfolges wünschen. Bey dieser muthigen Gesinnung des Vfs ist es um so befremdender, das obige Bekenntniss der Furcht vor bloss eingebildeten Uebeln von ihm zu vernehmen. Hr. *Campe* hat, so viel Rec. weiss, sich nie bey dem Publicum anheischig gemacht, alle in unsere Sprache eingeführten fremden Wörter durch wohlgerathene deutsche zu ersetzen; er hat bloss das ernstliche und beharrliche Bestreben gezeigt, in dieser Unternehmung zu leisten, was seinen Kräften möglich war; und wenn auch jenes Streben nur zum Theil, selbst wenn es gar nicht gelänge, so ist es schon an sich verdienstlich und lobenswerth. Aber Hr. *Campe* hat nicht nur selbst viel Zweckmässiges wirklich geleistet, sondern, was vornehmlich in Betracht kommen muss, er hat diese für die Ausbildung unserer Sprache höchst wichtige Sache aufs neue ernstlich in Anregung gebracht, und durch seinen beharrlichen Eifer mehrere Sprachforscher zur thätigen Theilnahme an seiner Unternehmung vermocht. Der Vf. darf darum, weder als Deutscher überhaupt, noch als Vf. seines Wörterbuches, so wenig vor sich selbst, als vor dem Publicum erröthen, wenn er auch, so wie seine Vorgänger in der Bearbeitung der deutschen Sprachlehre, die bisher gewöhnlichen, freylich nicht immer ihren Begriffen ganz entsprechenden aber allgemein bekannten, und bey allen neueren Nationen eingeführten, Kunstwörter der lateinischen Sprache beybehalten müsste, ohne sie durch wohlgerathene und vom Publicum durch wirkliche Aufnahme als zweckmässig anerkannte, deutsche Kunstwörter verdrängen zu können. Ohne diese letztere Bedingung, die nur insofern in des Vfs Gewalt steht, als es ihm gelingt, annehmliche, dem Geschmack der Nation eben sowohl, als den unterliegenden Begriffen entsprechende, Wörter zu bilden, würde des Vfs Bestreben doch

bar ist, so darf man doch keine Verwechselung der Begriffe mehr befürchten, wenn derselbe einmal als Kunstwort für einen gewissen Begriff angenommen ist. Jene Einwendung würde auch manche vom Hn. C. gebildete Wörter treffen. So z. B. möchte wohl das für Particip von ihm gewählte *Zustandswort* treffender für Verbum zu brauchen seyn, da jedes Verbum irgend einen thätigen oder leidenden, handelnden oder ruhenden, Zustand des Subjects anzeigt. Das ebenfalls fremde Wort *Person* hat der Vf. unverdeutscht gelassen. S. 25 theilt derselbe die verschiedenen Modos des Zeitwortes in drey Classen, nämlich in *Grundformen*, in *abgeleitete* Formen und *Redeformen*. Zu den *Grundformen* zählt er die *gebietende* oder *Befehlsform* (*Imperativus*), die *abgezogene Grundform* (*Infinitivus*), und die *Zustandsform* (*Participium*); die *abgeleiteten* Formen sind die der verschiedenen Zeiten, die *gegenwärtige*, *kaumvergangene*, *ganzvergangene*, *längstvergangene*, *reinkünftige* und *künftigvergangene*. Die *Redeformen* sind die *bestimmte* oder *ungebundene* (*Indicativus*), und die *unbestimmte* oder *gebundene* (*Conjunctivus*). Wider diese Eintheilung sowohl, als wider die Benennung der Modi dürfte wohl manches einzuwenden seyn. Wenn man unter *Modus* die Weise versteht, wie in der Rede das Verbum mit dem Subject verbunden wird, so sind eigentlich nur Indicativ, Conjunctiv und Imperativ wahre Modi. Gewöhnlich zählt man auch den Infinitiv unter dieselben, etwa so wie man den Nominativ unter die Casus zählt. Weder die *tempora* noch die *participia* können mit Recht als Modi aufgeführt werden; denn jede der verschiedenen Zeiten kann im Indicativ und Conjunctiv gesetzt werden, und das Particip, wenn es als Verbum mit dem Subject verbunden werden soll, bedarf dazu eines Hülfsverbi, das bald in dem einen, bald in dem andern Modus stehen kann; oder wird es ohne Hülfsverbum mit einem Substantiv verbunden, so ist es ein Adjectiv, dem vom Verbo bloss die Bestimmung der Zeit anhängt. Der Imperativ gehört eben sowohl zu den Redeformen, als der Indicativ und Conjunctiv; denn was ist die befehlende Form anders als eine besondere Art der Redeformen? Da Indicativ, Conjunctiv und Imperativ *bestimmte* Modi sind, so würde der Infinitiv, wenn man ihn zu den Modis zählen will, am richtigsten der *unbestimmte* Modus zu nennen seyn; so wie die indicative Redeform am passendsten, die *unabhängige* oder *unbedingte*, die conjunctive hingegen die *abhängige* oder *bedingte* heissen würde. S. 27 u. ff. werden die verschiedenen Gattungen der Aussagewörter folgendermassen aufgeführt: 1) die *helfenden* oder *Hülfsaussagewörter* (*verba auxiliaria*); 2) die *überleitenden Aussagewörter* (*verba transitiva*), welche in *ächte* und *unächte* eingetheilt werden; 3) die *unüberleitenden Aussagewörter* (*verba intransitiva*), die auch *verba neutra*, auf deutsch *Mittelaussagewörter* genannt werden, und entweder *thätliche Mittelaussagewörter* (*neutra activa*), oder *leidentliche Mittelaussagewörter* (*neutra passiva*) sind; 4) die *rückdeutenden Aussagewörter* (*verba reciproca*); 5) die *unpersönlichen Aussagewörter* (*verba impersonalia*); 6) die *veröfternden* (*verba frequentativa* oder *iterativa*); 7) die *verkleinernden Aussagewörter* (*verba diminutiva*); und 8) die *verstärkenden Aussagewörter* (*verba intensiva*). Der Art nach endlich sind die Aussagewörter 1) entweder *einfache* (*simplicia*), oder *zusammengesetzte* (*composita*), und diese letzteren wiederum theils *ächtzusammengesetzte*, wenn die zusammengesetzten Theile unzertrennlich verbunden sind, theils *unächtzusammengesetzte*, deren Theile bey der *Umbildung* (*conjugation*) getrennt werden können; 2) entweder *regelmässige* (*regularia*) oder *unregelmässige* (*irregularia*): die unregelmässigen mit durchgängigen Abweichungen durch die ganze Umbildung oder den grössten Theil derselben werden *musterlose* (*verba anomala*), (warum nicht lieber *regellose*?) genannt; 3) entweder *vollständige* (*completa*) oder *unvollständige* (*defectiva*). Da die, für die verschiedenen Gattungen des Verbi neugeprägten Kunstwörter des Hn. C., in Hinsicht auf das Princip ihrer Bildung, alle von einerley Beschaffenheit sind, so wird Rec. sich hier bloss einige Betrachtungen über dieses erlauben, um zu sehen, in wiefern es mit dem Geiste ächter Wortbildung, der in der Sprache waltet, übereinstimmt, oder nicht.

Dieser Geist lebendiger Sprachbildung wirkt eigentlich nur durch den glücklichen Fund einer von ihrem Gegenstande erfüllten, und durch den Drang ihres Darstellungstriebes lebhaft erregten Einbildungskraft. Der Ausdruck, den man vielleicht stundenlang vergebens suchen würde, springt plötzlich auf die Zunge, und überrascht den Finder wie den Hörer. So erfinden genialische Schriftsteller, so der Dichter, der Philosoph, und das Volk, das beides ist, ohne es zu wissen; und solche Wörter sind immer treffend, energisch, von anschaulicher Klarheit und in Form und Klang ihrem Gegenstande angemessen; man kann sie im eigentlichen Sinne *erfundene* nennen. Anders verfährt der Verstand des Grammatikers, der gewöhnlich weder Dichter noch Philosoph ist, und die Fertigung neuer Wörter zu seinem Berufs- oder Erhohlungsgeschäfte macht. Mühsam sucht er die Elemente zu dem neu zu prägenden Worte, den Merkmalen seines Begriffes gemäss, aus den Fächern des Gedächtnisses hervor, und setzt sie regelrecht zusammen. Gewöhnlich sind auch so entstehende Wörter analogisch richtig gemacht, und was ihr Urheber ihnen an sinnlicher Energie nicht zu geben vermag, sucht er durch logische Bestimmtheit zu ersetzen; so werden es denn auch nur steife, logische Fabrikate, ohne Lebenskraft, sie drücken ihren Begriff zur Noth verständlich aus, aber ohne Evidenz; man versteht sie nur nach gegebener Erklärung, weil sie gewöhnlich nach den abstractesten, entferntesten Merkmalen des Begriffes gebildet sind, wo hingegen das lebendige Wort immer nach einem nahen sinnlichen Merkmale gebildet ist, welches seinen Gegenstand von anderen unterscheidet, so dass die Evidenz davon empfunden wird.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JUNIUS, 1804.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh.: *Versuch einer genaueren Bestimmung und Verdeutschung der für unsere Sprachlehre gehörigen Kunstwörter*, von *Joachim Heinrich Campe* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der ächten Wortbildung ist die productive Kraft der Seele, in der mechanischen bloss das Vermögen der Analogie unter Leitung des Verstandes wirksam. Da nun der Verstand bloss einseitig auf sein Bedürfniss, logische Bestimmtheit, Rücksicht nimmt, ohne auf das zu achten, was Geschmack und Gefühl, was Ohr und Zunge fodern: so läfst sich leicht einsehen, warum unter funfzig neugemachten Wortbildungen oft kaum *eine* annehmlich befunden wird, wenn man gleich keine einzige geradezu als unrichtig tadeln kann. Jede ächte Wortbildung ist eine Dichtung; und eben so wenig als ein regelrechtes Kunstproduct des Verstandes durch die äufsere poetische Form zu einem Gedichte wird, sind auch neugebildete Wörter schon darum zweckmäfsig und annehmlich weil sie richtig nach der Analogie gebildet sind. Diese Eigenschaft findet sich an den meisten neuen Wortbildungen des Hn. *Campe*, aber auch fast keine andere, die sie zur Aufnahme empföhle; denn ist gleich in den meisten auch die Bedeutung richtig angegeben, so ist sie doch nur selten mit einer solchen Evidenz ausgedrückt, dafs sie gleich in den Sinn fiele; denn sie ist fast immer von entfernten, nicht sinnlichen, sondern logischen Merkmalen hergenommen. Hingegen sind die meisten von einer schleppenden Länge, und, wie schon gesagt, wegen der fast durchgängigen Zusammensetzung mit *Wort* von einer widrigen Einförmigkeit. Hätte Hr. *Campe* gesucht, weniger Zusammensetzungen, und mehr Ableitungen zu bilden, so würde er diesem Uebelstande in vielen Fällen ausgewichen seyn. Aber seine zu grofse Pünktlichkeit, alles recht genau auszudrücken, und wo möglich den ganzen Begriff in dem Kunstworte zu umfassen und zu erschöpfen, raubte ihm alle Freyheit; und doch kann jedes, auch des passendsten Kunstwortes Bedeutung nur erst durch die umständliche Erklärung desselben gehörig verstanden und eingesehen werden. Darum hat ein Kunstwort, worin das höchste und allgemeinste Merkmal seines Begriffes angedeutet ist, vor einem andern, welches nur ein untergeordnetes Merkmal desselben angiebt, ja vor einem fremden ganz unverständlichen Kunstworte, keinen wesentlichen Vorzug; denn, dafs man den Begriff desselben richtig denke, anwende und mittheile, hängt lediglich von der richtigen Definition oder Erklärung ab. So z. B. bedarf jede der drey Benennungen *Verbum*, *Zeitwort*, *Aussagewort*, um verstanden zu werden, der Erklärung gleich sehr; ist diese richtig und vollständig gegeben, und gründlich gefasst, so wird es sehr gleichgültig seyn, ob dieser Redetheil *Aussagewort* oder *Zeitwort*, oder *Verbum* genannt wird. Ein Kunstwort kann bloss *Zeichen* oder *Bezeichnung*, nicht *Abbild* des wissenschaftlichen Begriffes seyn, der ihm unterliegt, weil dieser immer nur ein gedachtes, kein sinnliches Object hat.

Die zwey folgenden Classen der *Bestimmungs-* und *Verhaltungswörter* enthalten die Kunstwörter der übrigen Redetheile. Der Vf. theilt die erste in *Bestimmungswörter der Aussage* oder *des Aussagewortes*, und in *Bestimmungswörter der Sache* oder *des Sachwortes*, und nennt jene *Aussagebestimmer* (*adverbia*), und diese *Sachbestimmer* (*adjectiva*). Die *Aussagebestimmer* sind entweder *Beschaffenheitswörter* (*adverbia qualitatis*) oder *Umstandswörter* (*adverbia circumstantiae*). Die ersteren, welche eine *Beschaffenheit* ausdrücken und sich *steigern* lassen, werden durch *Zuwachs* (*concretion*), zu *Eigenschaftswörtern*, und können dann auch *Sachwörter* (*substantiva*) bestimmen. Von den letzteren, welche einen *Umstand* der Zeit, des Orts, der Zahl, Ordnung etc. ausdrücken, lassen sich einige in *Beschaffenheitswörter*, und aus diesen wieder durch *Zuwachs* (*Concretion*), in *Eigenheits-* (nicht *Eigenschafts-*) wörter verwandeln, z. B. *oben*, *obig*, *der obige*; *gestern*, *gestrig*, *der gestrige*. Wenn die Umstandswörter eine Zahl bezeichnen, heifsen sie *Zahlwörter*. Diese sind theils *Grundzahlwörter* (*cardinalia*), theils *ordnende* oder *Ordnungszahlwörter* (*ordinalia*), theils *wiederholende* oder *Wiederholungszahlwörter* (*numeralia*), theils *vervielfältigende* oder *Vervielfältigungszahlwörter* (*multiplicativa*). Aufser dieser hat unsere Sprache noch *Theilungszahlwörter*, als Drittel, Viertel etc. und *hälftende*, für mit aufzuzählende halbe Einheiten, als drittehalb, viertehalb etc. — Die *Sachbestimmer* theilt Hr. C. je nachdem sie dem Sachworte entweder etwas beylegen, oder bloss andeuten, dafs das Sachwort ein Einzelwesen angeben soll, in *Beylegungswörter* (*adjectiva*), und in *Deutewörter* (Artikel). Die Beylegungswörter sind entweder *Eigenschaftswörter*, wie z. B. grün, oder *Eigenheitswörter*, als gestrig, heutig etc. Die *Deutewörter* sind, je nachdem sie ein bestimmtes oder unbestimmtes Ein-

Einzelwesen angeben, entweder *bestimmende*, der, die, das etc. oder *unbestimmende Deutewörter*, ein, eine etc. — Die *Verhältnisswörter* dienen entweder das Verhältniss zweyer Begriffe anzugeben, und dann sind sie *Verhältnisswörter im eigentlichen engeren Sinne des Wortes* (*Praepositionen*), oder sie dienen ganze Redesätze und deren Glieder mit einander zu verbinden, und sind dann *Verhältnisswörter im engeren Sinne*, oder *Bindewörter* (*Conjunctionen*). Die *Interjectionen* nennt der Vf. statt des gewöhnlichen *Empfindungswörter*, richtiger *Empfindungslaute*, und räth, sie aus der Zahl der Wörter auszuschliessen, weil die meisten von ihnen bloss einfache durch lebhafte Gefühle erpresste Laute sind, die nichts Bestimmtes (keinen Begriff) bezeichnen. Die Eintheilung und Bestimmung der unter diesen beiden Classen enthaltenen Begriffe scheint dem Rec. im Ganzen und bis auf die Eintheilung der Zahlwörter richtig und zweckmässig. Die Unterscheidung zwischen *Eigenschafts-* und *Eigenheitswörter* ist im Grunde von keinem Nutzen, da der Umstand durch die Concretion und Beylegung gleichfalls zu einer Eigenschaft wird. Alle Eigenheiten sind ja nichts anderes als Eigenschaften. Ob aber die neuen Kunstwörter *Aussagebestimmer*, *Sachbestimmer*, *Beylegungswort* und *Deutewort* eine günstige Aufnahme finden werden, zweifelt Rec. aus bereits angegebenen Gründen. Ueberhaupt scheint der von Hn. C. und seinen Mitarbeitern gewählte Weg, ihre neuen Wortbildungen in die Sprache einzuführen, nicht der zweckmässigste zu seyn. Hr. C. bedient sich in andern Schriften öfter der Redensart: die fremden Wörter, welche unsere Sprache verunreinigen, seyen ihr *aufgedrungen* worden. Diess ist nur in einem gewissen Sinne wahr. Sie wurden ihr aufgedrungen; aber nicht von einzelnen Sprachverderbern, nicht durch anpreisende Auffoderungen, nicht durch Sprachlehren, Zeitschriften, öffentliche Ausstellungen und Wörterbücher, sondern von dem Zeitgeiste, unter dessen mächtigen Einflüssen sich damals unsere Sprache zugleich mit unseren Sitten befand. Schriftsteller und Publicum wetteiferten gleichsam, sich nach französischen Mustern zu bilden. Die französische Sprache ward die Lieblingssprache der Höfe und der höheren Stände, denen bald auch die mittleren nachahmend folgten. Man glaubte sich nicht fein und artig ausdrücken zu können, ohne Beyhülfe französischer Wörter, und so fanden tausende derselben in die Schrift- und Umgangssprache zugleich Eingang; und während die eleganten Schriftsteller ihre Werke mit französischen Ausdrücken und Redensarten ausschmückten, füllten die Verfasser wissenschaftlicher Werke die ihrigen eben so reichlich mit lateinischen Wörtern an. Die Aufnahme dieser Fremdlinge geschah also von beiden Seiten freywillig, ohne allen Zwang; und darum ging sie auch, zum Nachtheile unserer Sprache, so leicht und glücklich von statten. Im Gegentheile hat die Art, wie Hr. C. seine neugemachten Wörter einzuführen sucht, weit mehr den Charakter des Aufdringens. Statt das Bedürfniss des Publicums unvermerkt zu erregen, wird demselben vielmehr vorgegriffen. Die oft misslungenen, wieder zurückgenommenen, und aufs neue versuchten Verdeutschungen verwirren und erregen Misstrauen, und den neuen Wörtern mangelt meistens das Treffende, Evidente, welches eine glücklichgelungene Wortbildung auszeichnet; und hatten sie es auch, so wird es doch in dem isolirten Zustande, worin sie aufgestellet werden, nicht empfunden. Alle verbessernden Sprachneuerungen müssen, wenn sie ihr Glück machen sollen, ohne Geräusch und unangemeldet eingeführt werden; im Vertrauen auf ihre ächte Deutschheit müssen sie von dem Bürgerrechte Besitz nehmen, ohne vorher die Stimmen der Grammatiker und Lexikographen darüber einzuholen, und ihre Unentbehrlichkeit durch die That erweisen. Das kann nur in Schriften selbst, durch vorzügliche Schriftsteller geschehen, die mit productiver Kraft gründliche Sprachkenntniss und einen richtigen Geschmack verbinden; die nicht den todten Buchstaben allein, sondern auch den lebendigen Geist ihrer Sprache besitzen; und es lässt sich erweisen, dass fast alle neuen Wörter, mit welchen unsere Schriftsprache sich während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bereichert hat, und gerade die gelungensten und besten, auf diese Weise eingeführt worden sind. So haben unsere grössten Schriftsteller, ein *Klopstock*, *Lessing*, *Kant*, *Goethe*, *Wieland*, *Ramler*, *Voss*, *Bode* u. a. theils durch neue Bildungen, theils durch Wiedererweckung älterer vernachlässigter Wörter und Formen, theils durch passende Anwendung provinzieller Wörter, wo die Schriftsprache bisher keinen Ausdruck hatte, sich auch als Bereicherer unseres Sprachschatzes unsterbliche Verdienste erworben, und die meisten ihrer Sprachbereicherungen sind von dem Publicum der Leser und Schriftsteller mit Beyfall aufgenommen und in Umlauf gesetzt. Aber diese Schriftsteller bringen auch ihre neugewagten Wörter nicht schaarenweise in ihren Schriften an, wie unsere sprachreinigenden Grammatiker thun, welche, damit ihre neuen Fabrikate verstanden werden, genöthigt sind, das fremde bekannte Wort in Parenthesi daneben zu setzen. Leise und absichtlos wissen jene das neue Wort in eine passende Verbindung zu stellen, so dass der Leser, der bey Erblickung des unbekannten Wortes stutzt, ungewiss ist, ob es wirklich neu, oder ob es nur für ihn neu ist; da wohl wenige, auch die gebildetesten, sich zutrauen werden, den ganzen Schatz unserer Sprache zu kennen. Dass es verstanden werde, dafür sorgt der Schriftsteller durch den Zusammenhang, in den er es setzt, oder durch zweckmässige Wiederholung. Dieses Kunstgriffs hat sich besonders *Lessing* mit neuen, oder doch der Vergessenheit wieder entrissenen, also so gut als neuen, Wörtern bedient, und er ist ihm fast immer gelungen. Aber auch wenige haben das Talent besessen, immer so passend zu wählen, dass es scheint, der Begriff konnte einzig nur so ausgedrückt werden. Schwerlich werden die bisherigen Bemühungen unserer sprachreinigenden Grammatiker und Lexikogra-

graphen, sich je eines gleichen Erfolges zu erfreuen haben. Sie würden darum besser thun, das Geschäft der Sprachbereicherung durch neue Wortbildungen geistvollen und sprachkundigen Schriftstellern zu überlassen, und sich mit dem Ruhme zu begnügen, den sie eines Theils durch die philosophische Bearbeitung unserer Sprachlehre, durch genaue Bestimmung ihrer Begriffe, durch die vollständige Angabe aller ihrer Wortbildungs - und Constructionsformen, und anderen Theils durch Besorgung eines Wörterbuches der deutschen Sprache von der zweckmäsigsten Einrichtung und möglichsten Vollständigkeit, erwerben können. Dieses müsste jedoch bloss durch fleissiges und verständiges Sammeln aus den vorzüglichen älteren und neueren Schriftstellern unserer Nation, nie aber durch neue, noch nicht wirklich in die Schriftsprache aufgenommene, Wörter bereichert werden. Aber das bisher Gesagte galt der Einführung neuer Wortbildungen überhaupt. Vielleicht hat es mit Kunstwörtern eine andere Bewandnis? vielleicht darf der Grammatiker in seiner Wissenschaft, wie der Philosoph, der Naturforscher etc. in den seinigen, neue Kunstwörter bilden? Allerdings! insofern er productiver Schriftsteller in seiner Wissenschaft ist, und seine Bildungen bey dem gelehrten Publicum, nicht bloss bey einem kleinen Häuflein mitverbundener Wortbildner, Beyfall und Aufnahme finden. Erst wenn sie allgemein in die Lehrbücher der Sprache aufgenommen sind, darf er sie für gültig achten, und dem Wörterbuche der Sprache einverleiben. Neue Wörter der Schriftsprache erhalten ihre Sanction durch Annahme von den vorzüglicheren der Schriftsteller, die für das grosse gebildete Publicum schreiben; Kunstwörter erhalten die ihrige von dem eigentlich gelehrten Publicum, das sich mit der Wissenschaft, welcher sie angehören, beschäftigt; nie aber von dem Gutachten einiger weniger. Darum wird auch Hr. C. von den einzelnen lautertönenden Stimmen, die seinen Versuch prüfen, nicht zuverlässig erfahren können, was er über die Annahme der darin aufgestellten neuen Kunstwörter zu erwarten hat. Von einer werden sie mit Beyfall, von einer andern mit Tadel beurtheilt, von dieser für höchstnöthig, von jener für entbehrlich gehalten werden. Der Erfolg allein kann darüber belehren. Rec., der bloss nach seiner, durch Gründe bestimmten Ansicht, und daraus hervorgehenden Ueberzeugung urtheilen kann, bekennt, dass er die günstige Aufnahme fast aller von dem Vf. vorgeschlagenen Kunstwörter dieses Versuchs bezweifelt, auch wenig Hoffnung hat, dass, nach so vielen vergeblichen Bestrebungen, die Wünsche desselben, in unserer Sprachlehre keine andere als deutsche Kunstwörter gebraucht zu sehen, so bald, wenn überhaupt je, in Erfüllung gehen werden; ja er fürchtet, dass Hr. C., durch eine vorgreifende Aufnahme der von ihm neu geprägten, aber noch nicht in den Gebrauch übergegangenen Wörter, seinem Handwörterbuche nur schaden, die Brauchbarkeit desselben vermindern, und ihm das Zutrauen des Publicums rauben werde, ohne irgend einen Nutzen zu bewirken. Künftige Lexikographen würden unfehlbar alle auf diese Weise der Sprache aufgedrungenen Wörter wieder herausstossen, und so würde ihnen dasselbe Schicksal zu Theil werden, das die vielen, nie von der Sprache anerkannten, Wortbildungen der Sprachreiniger und Sprachbereicherer des 17ten Jahrhunderts gehabt haben: das Schicksal vergessen zu werden, und höchstens der Neugier künftiger Sprachforscher eine ergötzliche Unterhaltung zu gewähren.

Rec. ist ganz der Meinung, dass es besser seyn würde, für alle Wissenschaften, wenn es möglich wäre, deutsche Kunstwörter zu haben; aber er kann sich darum doch nicht überzeugen, dass das Bedürfniss derselben so dringend, oder der daraus hervorgehende Nutzen so gross sey, dass wir deshalb die fremden, aber allgemein bekannten, bey allen neueren Nationen eingeführten, Kunstwörter gegen neue, meistens unbequeme, durch gehäufte Zusammensetzungen schwerfällige, deutsche, vertauschen müssten, welche der Sprache eben so widerwärtig sind, als dem Geschmack. Im Gegentheil hält er dafür, dass es zweckmässiger sey, den fremden Kunstwörtern, wenn es nöthig ist, einige Gewalt anzuthun und sie in deutsche Formen zu zwingen, als unserer Sprache Wörter aufzudringen, die zwar regelrecht, aber nicht unter den belebenden Einflüssen ihres Genius gebildet sind. Wenn es widerstrebend und unleidlich ist, in deutscher Rede *verborum*, *nominibus*, *temporum*, *temporibus* etc. zu sagen, warum geben wir diesen Wörtern nicht eine Gestalt, in der sie nach unserer Weise declinabel sind, wie alle andern Sprachen, selbst die lateinischen Ursprungs, gethan haben? was hindert uns das *Verb*, die *Verben*; das *Nomen*, die *Nomen*, der *Nomen* etc. zu sagen? Diese Neuerungen sind auf jeden Fall erträglicher und bequemer, als *Aussagewort*, *Aussagebestimmer*, *Sachwortbestimmer* u. a. Dieselbe Bewandniss hat es mit den meisten übrigen neuen Kunstwörtern des Vfs. Wer wird sich entschliessen, zu sagen: *lieben* ist ein *überleitendes*, *schlafen* ein *unüberleitendes Aussagewort; gehen* ist ein *thätliches*, *sinken* ein *leidentliches Mittelaussagewort*; *sich schämen* ist ein *rückdeutendes Aussagewort* etc., wenn er weit kürzer und bequemer sagen kann: lieben ist *transitiv*, schlafen *intransitiv*; gehen ist *neutro-activ*, sinken *neutro-passiv*; sich schämen ist *reciprok*. Aber wir haben nicht einmal nöthig, die wenigen fremden Kunstwörter, die durch ihre undeutsche Endung der deutschen Declination widerstreben, jene Gewalt anzuthun, da wir längst deutsche Kunstwörter dafür haben, die bereits allbekannt und bequem sind, z. B. *Zeitwort*, *Nennwort*, *Fürwort*, *Zeitform*, und so auch für *genus Geschlecht*, für *numerus Zahl*, für *casus Fall*, für *modus Weise* oder *Redeform* etc. Wollte man dawider einwerfen, dass es ein Uebelstand sey, deutsche und lateinische Kunstwörter neben einander zu gebrauchen, so lässt sich erwiedern, dass dieser Uebelstand in den Kunstsprachen aller Wissenschaften auf gleiche Weise herrscht, wo nicht

nicht nur deutsche und lateinische, sondern überdiess noch eine Menge durch Zusammensetzung beider Arten gebildeter Kunstwörter gebraucht werden. Und die Abhelfung dieses Uebelstandes möchte wohl auch der muthigste und gewandteste Sprachreiniger und Wortmünzer nicht zu hoffen, geschweige zu unternehmen wagen.

Deutsche Kunstwörter würden vornehmlich den Vortheil gewähren, dass auch die Sprache der Wissenschaften gleichförmiger deutsch, und nicht, so wie jetzt, mit so vielen fremden, unserer Declinationsform nicht zu unterwerfenden, Wörtern überhäuft wäre. In Rücksicht auf Verständlichkeit hingegen dürfte der Gewinn nur unbedeutend seyn. Wer eine Wissenschaft erlernt, lernt ohne Schwierigkeit auch ihre Kunstsprache; und da auch das treffendste deutsche Kunstwort einer umständlichen, genauen und vollständigen Erklärung seines Begriffes bedarf, um verstanden zu werden, so ist es am Ende gleichgültig, wie seine Benennung lautet; denn wie an minderpassenden Benennungen im häufigem Gebrauche bald das Mangelhafte verschwindet, da wir bloss an den Begriff desselben denken: so wird auch das Vorzügliche treffender Kunstwörter bald gleichgültig und unbedeutend; und die bloss bezeichnende Benennung ist eben so geschickt, den Begriff in der Vorstellung zu erwecken, als die bedeutende. Erwägt man zugleich, dass die Sprachen des Alterthums, welche uns mit den Wissenschaften auch die Kunstwörter derselben überliefert haben, in der Bedeutung ihrer Wörter unwandelbar, die lebenden Sprachen hingegen, folglich auch die deutsche, manchfaltiger Veränderung unterworfen sind, dergestalt, dass ein Ausdruck, der gegenwärtig als der treffendste geachtet wird, vielleicht nach hundert Jahren schielend erscheint: so wird man geneigt, die keiner Veränderung unterworfenen, lateinischen und griechischen Kunstwörter, auch wenn sie nicht immer ganz zutreffend wären, den wandelbaren Benennungen aus lebenden Sprachen, zur Bezeichnung unwandelbarer, wissenschaftlicher Begriffe vorzuziehen; und der von allen neueren Sprachen einhellig angenommene Gebrauch derselben lateinischen Kunstwörter für die Grammatik legt für die fernere Beybehaltung derselben ein neues Gewicht in die Schale.

Diess sind die Gründe, welche Rec. bestimmen dafür zu halten, dass es nicht nur bey dem Gebrauche der hergebrachten lateinischen Kunstwörter unserer Sprachlehre sein Bewenden haben werde, sondern unter den obwaltenden Umständen auch haben müsse. Er hat seine Prüfung der Campeschen Wortbildungen, und seine Meinung über den wahrscheinlichen Erfolg derselben, so sehr auf die Natur des Gegenstandes und auf den natürlichen Bildungsgang der Sprache zu gründen gesucht, dass er den Vorwurf nicht befürchten darf, diess Resultat seiner Prüfung sey bloss aus seiner einseitigen individuellen Ansicht entsprungen; ja er schmeichelt sich vielmehr, dass im Wesentlichen der gröste Theil der unbefangenen Sprachfreunde ihm beystimme, welche zwar, so wie er, die Reinheit und höhere Ausbildung unserer Muttersprache lebhaft wünschen, und sich selbst, aus Liebe und Achtung für dieselbe, den leichtsinnigen Gebrauch fremdartiger Ausdrücke, in jedem Falle, wo ein zweckmässiges deutsches Wort vorhanden ist, verbieten, auch wohl selbst, wenn es gelingen will, die Bildung eines neuen Wortes versuchen; die es aber darum doch nicht billigen können, dass unserer Sprache eine Menge neugebildeter, aber von dem Publicum noch nicht aufgenommener, und in wirklichen Gebrauch gesetzter Wörter vorgreifend aufgedrungen werde.

R s.

STATISTIK.

Bremen, b. Meier: *Bremischer Staatskalender auf das Schaltjahr* 1804. 76—87 S. 8. (16 gr.)

Seitdem das halbe Hundert deutscher Reichsstädte bis auf sechs zusammengeschmolzen, gewinnt die Administration von diesen ein grösseres Interesse. Insbesondere verdient der Staatskalender der im letzten Reichsschlusse so sehr begünstigten Hansestadt *Bremen*, nachdem er, vermöge Rathschlusses vom 10 Aug. 1740, seit 63 Jahren regelmässig nach jedem Neujahr erscheint, wohl eine Stelle in den Journalen literarischer Kritik. Dieses um so mehr, da er in einer kleinen Schrift: *Beschreibung des Staatskalenders der kaiserlichen freyen Reichsstadt Bremen. Mit Anmerkungen.* 1803. 32 S. kl. 8, und in einem Aufsatze der *Zeitung für die elegante Welt* (1803. N. 119) nur einseitigen Tadel erfuhr. Er enthält das Personale der Reichsgerichte und den ganzen europäischen Gesandschafts-Etat, aber letzteren unvollständig und fehlerhaft. Dieses macht die erste Paginirung aus. Die Hauptrubriken der zweyten Abtheilung sind Senat, Justizverwaltung, Religions- öffentliche Unterrichts- und Bildungsanstalten, bey welchen eine neue Classe für den Elementarlehrer nach der *Pestalozzischen* Methode zu bemerken; bürgerliche Collegien und Deputationen nach dem Alphabet; fromme Stiftungen, öffentliche Versorgungsanstalten und Wittwencasse; ein Allerley von Aemtern, Societäten und Brüderschaften, und das Militär. Alles dieses ist mit ziemlich unverständlichen Benennungen aus dem Mittelalter durchspickt. Unter mehreren Sonderbarkeiten nimmt man wahr, dass die Aelterleute, die Officiere der Garnison (den Obersten ausgenommen), die ausserordentlichen Professoren am Gymnasium und die Lehrer am Pädagogium *ohne* das Prädicat *Herr*, und die Landprediger mit der veralteten Benennung, *Ehren*, aufgeführt sind. Dagegen contrastirt diese neue Ausgabe rühmlichst mit den 62 vorhergehenden, sowohl durch die Einfachheit des bisher ekelhaft überladenen Titels, als auch durch die Einheit der Lettern. Denn ehedem war das Personale nach Verschiedenheit des Ranges mit dreyerley Lettern abgedruckt; dieser Verschiedenheit entging sogar nicht ein und dasselbe Individuum, wenn es in mehreren Departements sass; die Vornamen der Gelehrten hatten eine lateinische Endigung, und die Schullehrer wurden durch das lateinische *Dominus* ausgezeichnet. Alles diess ist abgeändert.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 19 JUNIUS, 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Kleine Schriften artistischen Inhalts*, von *Johann Dominicus Fiorillo*, Prof. der Philosophie etc. zu Göttingen. Erster Band. Mit Kupfern. 1803. 358 S. 8.

Der durch seine Geschichte der Mahlerey rühmlichst bekannte Vf. liefert in dieser Sammlung verschiedene interessante Beyträge zur Kunstgeschichte, hauptsächlich der Deutschen im Mittelalter, und einige literarische und antiquarische. Der Aufsätze sind 12, von denen nur ein einziger *über eine Stelle des Plinius* 1787 im 2 St. d. Biblioth. d. alten Literatur und Kunst erschienen, aber hier vermehrt wieder aufgenommen ist. Der erste Aufsatz ist unstreitig der wichtigste und sein Inhalt verdient, dass wir am umständlichsten dabey verweilen. I. *Fragmente zur Geschichte der Mahlerey und Bildhauerey in Deutschland, von den Zeiten Karls des Grossen, bis zum Anfang des funfzehnten Jahrhunderts.* Karl der Grosse bemühte sich, die Baukunst in Deutschland zu heben, besonders durch die Palläste zu *Nimwegen*, *Achen* und *Ingelheim*, die er mit vieler Pracht ausschmückte. Letztern zierten hundert Säulen von Granit, die, wie Hr. F. glaubt, nicht aus *Ravenna* gebracht, sondern von italienischen Künstlern in Deutschland gearbeitet wurden. Leider! ist von diesen Pallästen nichts mehr übrig. Zur Bildhauerey aus Karls Zeiten gehört seine Statue in der Mauer des Doms zu Zürich, die aber ziemlich roh ist; zur Mahlerey vielleicht einige Frescogemählde unter dem hohen Chor der Stiftskirche zu S. Maria in Cöln, die wenigstens aus dem neunten Jahrhunderte herrühren; zur Steinschneiderey ein Achat am Deckel eines Evangeliumbuchs zu Trier mit *Pipin's* ganzer Familie. Die Mahler, Bildhauer und Silberarbeiter des 8 und 9 Jahrh. in Deutschland waren Mönche. Mit Ende des letztern hoben sich die bildenden Künste in Böhmen. *Mirobogius* zeichnete sich 912 in Prag als Steinmetz aus. (Dass die Künste in Böhmen fortan geübt wurden, beweisen auch die Münzen. Die meisten derselben, besonders von den Herzögen *Sobieslaus* und *Wladislaus* sind medaillenartig und stellen Begebenheiten dar; die Figuren sind freylich nicht sonderlich, aber der Vorstellungen wegen gehören diese Münzen zu den interessantesten des Mittelalters.) *Otto I* suchte die Metallgiesserey emporzubringen, wozu die entdeckten Harzbergwerke Gelegenheit gaben. Von Bildhauerarbeiten seiner Zeit sind noch seine Statue zu Pferde und die Statuen seiner beiden Gemahlinnen *Editha* und *Adelheid* in Magdeburg, aus Sandstein, freylich von roher Arbeit, übrig. Die Kriege unter *Heinrich IV* und *V* thaten den Künsten wieder Eintrag. In dieses Zeitalter gehört jedoch der Altar im Dom zu Bamberg mit verschiedenen biblischen Geschichten, in Onyx geschnitten, und verschiedene alte Tafeln auf Goldgrund gemahlt. In Bayern sah man 948 zu Mauerkirchen die Statuen Herzog *Heinrichs I* und seines Feldherrn *Ratho* zu Pferde in gebrannter Erde. Unter Bischof *Gebhard II* von Costanz wurden die Klöster in Schwaben mit Gemählden geschmückt. Zu Merseburg hatte Kaiser *Heinrich I* seinen Sieg über die Ungarn in Fresco mahlen lassen. Bischof *Bernward* von Hildesheim war nicht nur ein grosser Kunstsammler, sondern er that sich selbst in Mahlerey, Bildhauerey und musivischen Arbeiten hervor. Bischof *Meinwerk* zu Paderborn (1009—1036) begünstigte die Künste ebenfalls sehr. Die Bischöfe *Otto* und *Albuin* von Merseburg schmückten 1070 und zu Anfang des 12 Jahrh. die Domkirche und Sacristey mit Gemählden aus. In diese Zeit gehören die Bildnisse der Aebtissin *Walburgis* und ihres Vaters König *Richards* von England zu Hildesheim. Bekannte Mahler waren die Mönche *Immo*, *Tutilo* und *Notker* in St. Gallen. Abt *Thiemo* zu Salzburg war in mehr als einem Fache berühmt. Alles hieher gehörige auszuzeichnen, würde zu weit führen; Rec. begnügt sich also nur noch mit dem Wichtigsten. Im 12 Jahrh. fing der hohe Klerus an, sehr viel auf die Kirchen und Klöster zu wenden, welches der Kunst sehr vortheilhaft war. Die *Biblia pauperum* enthält viele Vorstellungen aus jener Zeit, so wie aus dem 13 Jahrh., in Holzschnitten. *Vitus* in Prag versah die Hauptkirche mit vielen Gemählden und Statuen. Zu den vorzüglichsten Bronze-Arbeiten des 13 Jahrh. gehören die Thürflügel der Marienkirche zu Mainz und die am Kreuzgang zu Augsburg; zu den Bildhauerarbeiten die Bildnisse der Erzbischöfe von Mainz im dasigen Dom, das Denkmahl des Herzogs *Heinrich* von Brabant und einige andere; zur Goldschmiede- und Emaillir-Kunst das prächtige Reliquienbehältniss der heiligen *Waltrudis* zu Hennegau und das Denkmahl der heiligen *Elisabeth* zu Marburg. In der Mitte des 13 Jahrh. war *Erwin von Steinbach*, der 1277 starb, als grosser Architect berühmt. Die meisten Basreliefs, Friesen und Statuen am Portal des Doms zu Strasburg sind jedoch von seinen Schülern und seiner Tochter *Sabina* nach seinen Zeichnungen ausgeführt. Von letzterer ist der heilige *Johannes* über dem Eingang des Doms.

Doms. Die Kirchen mit Gemählden zu versehen, wurde nun allgemeiner. 1350 wurden im Dom zu Meissen die heiligen drey Könige in drey besondern Bildern aufgestellt, und 1349 der Altar im Dom zu Cöln mit 14 silbernen Statuen verschönert. Dessen ungeachtet stieg die Kunst vor *Karl IV.* nicht höher. Aber von seiner Zeit an machte sie Fortschritte. Karl legte den Grund zu der prächtigen Prager Schlosskirche durch einen französischen Baumeister *Matthias von Arras*, und liess dann den Bau durch *Peter Arler*, einen Sohn *Heinrichs Arler* von *Bolonia*, der auch die Prager Brücke und andere Kirchen erbaute, fortsetzen. Das mosaische Gemählde an der Schlosskirche ist 1370 verfertigt. *Karls* Hofmahler waren *Nicolaus Wurmser* aus Strasburg, *Theodorich, Kunz* und *Dietrich. Karl* vereinigte auch die böhmischen *Schilderer* in eine Gilde. Um diese Zeit bekamen die Mahler und Bildhauer für die grossen Kirchen in Deutschland vollauf zu thun, und die Fresco-Mahlerey griff weiter um sich, während die Miniatur-Mahlerey noch immer ein Eigenthum der Mönche blieb. Für jene waren das jüngste Gericht und der Todtentanz beliebte Gegenstände. Schade nur, dass diese Mahlereyen zu oft wieder aufgefrischt sind. Merkwürdig sind die vielen äusserst unschicklichen und unzüchtigen Mahlereyen und Basreliefs in Kirchen und Klöstern, die der Vf. ins 13 Jahrh. setzt. (Die Geistlichkeit hatte zum Theil selbst ihre Freude daran, so wie *Leo X* über Holbeins Zeichnungen zu des *Erasmus Encomium Moriae*, die jetzt nirgends die Censur passiren würden.) Am Ende dieses Aufsatzes werden noch einige Künstler dieses Zeitraums namentlich angeführt. Die Angaben sind alle mit literarischen Beweisen belegt. II. *Ueber die Quellen, welche Vasari zu seinen Lebensbeschreibungen der Mahler, Bildhauer und Architecten benutzt hat.* Der Vf. findet in der Art, wie *Vasari* seine Kunstnachrichten gesammelt, eine auffallende Aehnlichkeit mit der des *Plinius*, zeigt die Quellen an, woraus er geschöpft hat, und vertheidigt jenes Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe gegen die Bezweifler derselben. III. *Literarisch-kritische Untersuchungen über die verschiedenen Ausgaben von Vasari.* Die älteste äusserst seltene Ausgabe ist von 1550 zu Florenz gedruckt. Hr. *v. Murr* scheint sie nicht gekannt zu haben. Die neueste Ausgabe von *Guglielmo della Valle* in Siena ist von 1797. IV. *Ueber die Nothwendigkeit des Studiums der Naturkunde für Mahler, Bildhauer und Architecten.* Ein lehrreicher Aufsatz, worin viel Gutes über die verschiedenen Säulenordnungen und andere Ornamente gesagt ist: Sie waren nicht bloss Geschöpfe der Phantasie, sondern vielmehr zusammengesetzte Formen von Naturproducten. V. *Ueber den Dominicaner Fra Francesco Colonna und sein berühmtes Buch: Hypnerotomachia.* Dieser seltsame architectonische Roman enthält zugleich die Liebesgeschichte des *Colonna* unter dem angenommenen Namen *Poliphilus*; denn seine schöne und geistreiche Geliebte hiess *Ippolita* oder *Polia*, und war die Nichte des Bischofs *Teodoro Lelio* von Treviso. Die älteste Ausgabe, die Hr. F. anführt, ist von 1499, die zweyte von 1545. Beide haben einerley Holzschnitte. Zur dritten, Paris 1561 soll *Raphael*, wie *de Marolles* behauptet, die Zeichnungen gemacht haben, welches Hr. F. widerlegt. Er berichtigt hiebey auch den Hn. *v. Heineken*, der die zweyte italienische Ausgabe mit der spätern französischen verwechselte. VI. *Ueber das Alter der Oelmahlerey. Vasari* stellte den *Johann van Eyck*, der 1441 starb, als Erfinder derselben auf. *Lessing* suchte aus einem Manuscript des *Theophilus Presbyter* zu erweisen, dass die Oelmahlerey weit älter sey: Hr. F. vertheidigt nun *Vasari* gegen *Lessing* und stellt folgende Sätze auf: 1) *Theophilus Presbyter* giebt keine Vorschrift mit Oelfarben zu mahlen, sondern redet nur von Farben, die mit Oel aufgelöset werden. 2) Alle Nachrichten, welche man von Oelmahlereyen hat, die älter als *Johann van Eyck* seyn sollen, sind verdächtig und beweisen nichts. 3) *Johann van Eyck* war nicht sowohl Erfinder der Oelmahlerey als vielmehr derjenige, der sie in grösserer Vollkommenheit in Ausübung brachte. VII. *Ueber eine Stelle des Plinius Hist. Natur. XXXV,* 10. Der Vf. erklärt die bekannte Anekdote von *Apelles* und *Protogenes*, die schon so viel Kopfbrechens verursacht hat, auf folgende Art: „*Apelles* deutete die ersten Regeln der Kunst mit wenig Strichen an, gleichsam wie jemand das Skelett einer Figur entwirft. *Protogenes* verbesserte an diesen Strichen nichts: da ihm aber diese Regeln geläufig waren, so fügte er mit anderer Farbe neue Unterabtheilungen hinzu, wie wir z. B. den Knochen Muskeln zusetzen können, und endlich bezeichnete *Apelles* mit einer dritten Farbe die Züge der Schönheit und Vollendung, bey deren Anblick *Protogenes* sich überwunden erkannte." Diese Ansicht ist Rec. nicht einleuchtend. *Protogenes* war, als grosser Künstler, mit diesen Eintheilungen und Verhältnissen gewiss so bekannt als *Apelles.* Auch ist der ganze Ausdruck des *Plinius* dagegen; denn es heisst ja dort ausdrücklich, dass in die Linie andere hineingezogen wurden. Der Sinn, den *Plinius* falsch aufgefasst oder unrichtig verstanden hatte, kann schwerlich ein anderer seyn, als dass *Apelles* den Contour einer Figur oder einer Gruppe durch zartere Andeutungen veredelt und verschönert habe, dass alsdann *Protogenes*, von dieser grössern Schönheit begeistert, an dieser edlern Form doch noch etwas zu verbessern gefunden, und dass *Apelles* nachher durch einige Nüancen derselben die höchste Vollkommenheit gegeben habe. *Hagedorn* hatte wohl Recht, nur musste er es nicht bloss von einem Profil verstehen. Unstreitig kann bey solchen Künstlern weder von einer Spielerey, noch Schul-Uebung, noch von irgend einem Zuge aus freyer Hand, noch auch von Eintheilungen und dazu gehörigen Verhältnissen die Rede seyn, sondern von einer vollendeten Schönheit der Form, worin *Protogenes* dem *Apelles* sehr wohl nachstehen konnte. Dieser Wettstreit wirft auch darum kein nachtheiliges Licht auf erstern. Wer erkennt z. B. *Coreggio* nicht für einen grossen Mahler, und wie viel Gelegenheit würde *Raphael* gefun-

funden haben, die Umrisse an seinen Figuren zu veredeln. Wie viel würden seine Gemählde dadurch an Schönheit gewonnen haben! VIII. *Bemerkungen über die sogenannte Agrippina in Dresden.* Der Vf. zeigt in viererley gestochenen Umrissen, wie die Statue vor der Ergänzung gewesen, wie sie ergänzt worden, wie sie vor *Wackers* und *Lipsius* Beschreibung steht, und wie sie eigentlich müsse vorgestellt gewesen seyn. Rec. enthält sich darüber alles Urtheils, und überläst die Bestätigung oder Berichtigung dieser Kritik dem Hn. Prof. *Becker*, der in seinem Werke über die Dresdner Antikengallerie ohne Zweifel darauf Rücksicht nehmen wird. IX. *Ueber die Statue des Arotino zu Florenz.* Der Aufsatz ist wegen der historischen Zusammenstellung interessant, und die Meinung des Vf's durch ein Kupferblatt mit Instrumenten erläutert; aber so wenig Rec. jene Statue für den Sklaven hält, der die Verschwörung des *Catilina* entdeckt, oder für einer Barbier, wofür ihn *Lanzi* gehalten, eben so wenig kann er ihn mit Hn. *F.* für einen Badediener nehmen, und hält daher die Meinung, dafs es der zur Gruppe des Apoll und Marsyas gehörige Scythe sey, noch immer für die wahrscheinlichste. X. *Ueber die Kenntniss der alten Künstler von der Perspective und ihrer Wiederauflebung in den neuern Zeiten.* Hier ist das *Pro* und *Contra* mit dem Geschichtlichen sehr gut zusammengestellt, und Rec. stimmt dem Urtheil des Vf's bey: „Die Perspective war den Alten nicht ganz unbekannt, und erhielt sich, zwar höchst unvollkommen, bis auf die Zeiten, da die Künste wieder auflebten, wo sie aber selbst von den ausgezeichnetesten Artisten vernachlässigt wurde. Im *Euklides* sind ihre ersten Principien, die auch späterhin *Vitruv* kannte, enthalten; im Zeitalter des *Giotto* gedenkt ihrer *Dante; Paolo Ucello* lehrte sie, vielleicht ohne für ihre grössere Gemeinnützigkeit durch schriftliche Ueberlieferung zu sorgen; *Leo Batista Alberti* war endlich derjenige, der ihre Grundregeln wieder bekannter machte und in seinen Werken ans Licht stellte." XI. *Ueber eine Stelle des Plinius Hist. Nat. Lib. XXXV, c.* 10. Sie betrifft den *Jalysus* des *Protogenes.* Der Vf. erklärt sich hier wider die Meinung des *Abbé Brotier* und wider den vermeinten Impasto des Grafen *Caylus*, und meint dagegen, dafs jenes Gemählde aus einer Art von Wachsmosaik (gefärbten Wachsstiften) bestanden haben könne, mit der er selbst einen Versuch gemacht hat, den er etwas näher angiebt. Der Gedanke ist wenigstens sinnreich. Rec. aber, der zwar wohl weiss, dafs sich *Plinius* nicht sehr auf Kunstsprache verstand, aber doch ungern von seinen gebrauchten, wenn auch vielleicht von ihm selbst nicht verstandenen Worten abgeht, findet die Worte: *Huic picturae quater colorem induxit*, mit Hr. *Fs.* Meinung nicht vereinbarlich. Auch scheint Rec. die Meinung des Grafen *Caylus* unzulässiger, als die nur nicht klar genug angegebene Vermuthung des *A. Brotier* von einer Mahlerey im *Herculanum* und einer alten Mahlerey, die *Antoine Galland* beschreibt. Beide waren Frescogemählde. Das erstere stellte den Centaur *Chiron* vor, welcher den jungen *Achill* auf der Cither unterrichtet. Dieser Gegenstand war auf ein Architecturstück gemahlt, und als es herabfiel, sah man oben das Gemählde noch immer auf dem Theile, wo das Herabgefallene gesessen hatte; und hieraus folgert nun *Brotier*, dafs die Alten eine Farbe über die andere getragen hätten. Auf das zweyte Gemählde, welches *Brotier* aus Galland anführt, kann keine Rücksicht genommen werden. Dieser sah ein altes Gemählde zu Smyrna von einer Figur, die auf eine Lage von Gyps, welche nur zwey geometrische Linien an Dicke betrug, in Oel gemahlt war. Man konnte von dieser Lage leicht etwas abbrechen, ohne das andere zu zerstören. Unter derselben war wieder eine zweyte und dritte Lage von gleicher Dicke, welche die nämliche Geschichte darstellt. Hr. *F.* hält alle diese Schichten für mehrmals übermahlt oder erneuert; aber so wie Rec. nicht einsieht, warum die Figur auf letzterm Gemählde *unstreitig* ein Märtyrer gewesen seyn müsse (es konnte ja wohl auch ein antikes Gemählde gewesen seyn, das G. für ein Oelgemählde hielt oder mit Oelfarbe übermahlt war), eben so wenig kann er annehmen, dafs bey dem herkulanischen Gemählde bloss die später übermahlten Farben abgefallen waren, denn wenn das untere Gemählde noch ganz zu sehen war, warum sollte es denn übermahlt worden seyn? Aber Rec. will darüber nicht rechten, sondern eine andere Hypothese aufstellen, die er dem Vf. zur Prüfung vorlegt. Die Hauptschwierigkeit bey Erklärung jener Stelle des *Plinius* ist, dafs weder er noch *Cicero* die Masse angegeben haben, auf welche der *Jalysus* des *Protogenes* gemahlt war. Vielleicht war es eine wirkliche Wachsmahlerey, die in nassen Gyps (Holz läfst sich schwerlich annehmen) gebeitzt war, und viermal aufgetragen werden musste, ehe die Farben tief genug eindrangen, ohngefähr wie die gebeitzten bunten Vorstellungen auf Holz, die man abhobeln kann und immer das nämliche Bild darstellen. Der Oberfläche konnte dann leicht noch ein Firniss von Wachs und nach vollendeter Härtung eine Art von Schliff gegeben werden, wodurch die Farben schöner hervorkamen und das Ganze einen frischen Glanz und eine Schönheit erhielt, die *Cicero* so sehr daran bewunderte. Diese einem Marmor ähnlich gewordene Gypstafel, welcher leicht ein matter Grund zu geben war, dafs auch die Masse nicht gleich in die Augen fiel, konnte eben sowohl in eine hölzerne mit einem Rande versehene Tafel gelegt werden, wie des Hn. *F.* musivische Wachsmahlerey. Was diese Art von Beitzung wenigstens nicht unwahrscheinlich macht, ist die Bemerkung, dafs die alte Frescomahlerey, wobey wahrscheinlich auch Wachs angewendet wurde, schon an sich ziemlich in den frischen Kalk oder Gyps eindrang, so dafs an solchen Gemählden, von welchen man wenig mehr sehen kann, wenn man sie befeuchtet, die verschwundenen Farben wieder ziemlich zum Vorschein kommen. Rec. giebt diess als eine blosse Hypothese, und will damit weder den *Plinius* für erklärt gehalten wissen, noch Hn. *F.* widerlegen. — Der letzte Aufsatz enthält: XII. *Bemerkungen*

gen über die alten Mahlereyen in den Kirchen zu Göttingen. Unverkennbar ist der Fleiss und die Mühe, welche der Vf. auf alle diese Abhandlungen gewendet hat, und von vorzüglichem Interesse sind die Aufsätze, welche die Kunstgeschichte des Mittelalters betreffen. Sie sind auch in literarischer Hinsicht wichtig und beweisen die grosse Belesenheit des Vf's. Der versprochene zweyte Band kann also nicht anders als willkommen seyn. — Schliesslich kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, dass man bey der neuen Ordnung der Dinge im deutschen Reiche, besonders in Stiftern und Klöstern, auf alle merkwürdigen Ueberbleibsel des alten deutschen Kunstfleisses, und besonders auf die Münzen des Mittelalters, ein wachsames Auge haben, und letztere doch lieber öffentlich oder im Stillen zum Verkauf ausbieten als den Schmelztiegeln der Juden oder den Münzstätten überliefern möge. So unbedeutend sie auch in Ansehung des Kunstwerths sind, so wichtig bleiben sie doch für die Geschichte, und verdienen daher in Hände zu kommen, die sie zu nützen wissen.

Rh.

FRANKFURT a. M., b. Körner: *Tobias* von *Joh. Friedr. v. Meyer*. 1800. 254 S. gr. 8.

Der Anfang dieses Gedichts lässt kaum mehr erwarten, als eine nicht sehr gerathene Abformung der jüdischen Erzählung in dem Modelle von Goethe's Herrmann und Dorothea, eine zu buchstäbliche und doch verfehlte Nachahmung von beiden. Nach aufmerksamer Lectüre des Ganzen sah jedoch Rec., dass der Vf. den Charakter des epischen Gedichts aus dem deutschen, und den vorgefundenen Stoff aus dem jüdischen Originale, wiewohl er diesem Schritt vor Schritt folgt, wenigstens zu freyerer Ausführung des Details sich anzueignen verstanden habe. Man findet im Fortgange des Gedichts mehr und mehr diejenige Simplicität und Natürlichkeit, die nicht von der unächten Art ist, und einen poetischen Bestandtheil enthält, eine, wenn nicht glänzende, doch Bemerkung verdienende Darstellungsgabe, die den Leser nicht bloss mit Sentimentalität oder abstracter Seelenmahlerey abfindet, sondern die von Moment zu Moment motivirte Handlung sogleich auch zur sinnlichen Erscheinung gestaltet. Von dieser Seite hat der Vf. am meisten Verdienst; hingegen hat er bey der treuherzigen Nacherzählung der jüdischen Dichtung zu wenig gethan, um die Phantasie des deutschen Lesers bald anfangs für das ihr so fremdartige, wohl gar widrige Wunderbare (wenn es nicht zum Theil zu entfernen, oder zu veredeln war) zu gewinnen, das ihr vielmehr der sonst regelmässige Gang des häuslichen Lebens und die anspruchlose Haltung seiner Darstellung noch fremder macht, bis es gegen das Ende hin sich mehr ins Interesse der Erzählung zu verweben, und auch diese etwas zu heben anfängt. In Ansehung der Versification bekennt sich der Vf. nicht zur stricten Observanz, und die Sprache hat manche nicht zu billigende Nachlässigkeiten und Idiotismen.

X.

1) LEIPZIG, b. Barth: *Armand und Angela* oder *das verkannte Geheimniss*. Nach dem Französischen. *Erster Band*. 1803. 328 S. *Zweyter Band*. 283 S. 8. (2 Rthlr.)

2) LEIPZIG, b. Rein: *Don Pedro und Seraphine*, oder *die geheimnissvollen Waltungen des Schicksals*. *Zwey Bände*. 1804. 252 u. 222 S. 8. (Mit einem Kupfer). (1 Rthlr. 16 gr.)

Ein Roman unter zwey verschiedenen Titeln. Vier ansehnliche Bände sind in zwey mässige zusammengeschmolzen. Der geistreichen Verfasserin ist es gelungen, den Kampf der Leidenschaften lebendig zu schildern, und bald rührende, bald tieferschütternde Situationen herbeyzuführen. Dass übrigens die Hauptingredienzien dieses interessanten Romans wahre Geschichten seyen, mag wohl auch Roman sey.

Rec. muss der zweyten Uebersetzung weit den Vorzug vor der ersten geben, nicht allein, weil in jener manche weitschweifige oder unbedeutende Reflexionen mehr weggelassen sind, sondern, weil überhaupt das Ganze viel runder, fliessender und deutscher vorgetragen ist. Warum aber die Episode: „*Pedro* und *Seraphine*" zum Schilde dienen musste, lässt sich wohl allein merkantilisch erklären. Nur weniges stört im Lesen, z. B. S. 53 Dich konnt' ich nicht *rathfragen*. S. 55 Das hat *sie Ihnen* bloss *eingebildet*. S. 61 Noch kann ich *mich mit* dem Glücke nicht *schmeicheln*. S. 109 Ach, *entschlagen*, *uns entschlagen* aller dieser marternden Erinnerungen, *lassen Sie uns!* S. 113 In Verzweiflung über den *Verlust*, welchen ich *gemacht* zu haben glaubte. S. 121 Ich liess sie in der *Ueberredung*, welche in wenigen Stunden *in Würklichkeit würde*. S. 222 Wenn Sie *für mich* Theil nehmen etc.

Auch in Hinsicht auf Papier und Druck steht die *Barthische* Ausgabe hinter der *Reinischen*, die schon dem Auge sich vortheilhaft ankündiget.

—am.

PARIS, b. Léger: *Almanach des Prosateurs, ou Recueil de pièces fugitives, en prose. Redigé par les C. C. Fr. Noel et P. B. Lamarc.* l'An X. T. I. 287 S. XI. T. II. 288 S. XII. T. III. 267 S. 12.

Warum sollte eine jährliche Blumenlese von kleinen, leichten prosaischen Versuchen weniger interessant seyn, als von poetischen? Wie Schade, wenn solche einzelne Blätter, Briefe, Dichtungen, Aufsätze entweder verloren gehen, oder im Pulte und in der Brieftasche verschlossen bleiben! Ein glücklicher Einfall der Herausgeber ist es, solche Stücke, die sich durch Originalität und Feinheit auszeichnen, mittelst öffentlicher Bekanntmachung aufzubewahren. Mehrere derselben zeichnen sich nicht nur durch Anmuth aus, sondern auch durch den Reitz der Neuheit. Nur hier und da stösst man auf einige, die theils weniger interessant, theils aus vielgelesenen Journalen entlehnt sind.

Lfr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JUNIUS, 1804.

LITERATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Zeh: *Annales typographici ab anno MDI ad annum MDXXXVI* continuati, post *Maittarii*, aliorumque doctissimorum virorum curas in ordinem redacti, emendati et aucti cura D. *Georgii Wolfgangi Panzer*, Capituli Eccles. Cathedral. ad S. Sebald. Norimberg. Praepositi, Societatis Florigerae ad Pegnesum Praesidis, *Volumen undecimum*. 1803. VIII und 639 S. gr. 4. (5 Rthlr. 12 gr.)

So ist denn dieses von *Maittaire* begonnene, und nach ihm von vielen anderen Bibliographen, besonders von *Denis* fortgesetzte und ergänzte Werk durch den unermüdeten Fleiss, und durch die ausharrende Geduld des ehrwürdigen *Panzer* glücklich beendiget. Viele tausend Bücher des typographischen, und des ersten Drittheils des darauf folgenden Jahrhunderts, die noch in Bibliotheken verborgen lagen, und welche weder *Maittaire* noch *Denis* kannten, hat er aufgesucht, und diejenigen, welche zwar schon durch die *Maittair*- und *Denisischen* Annalen, aber doch noch nicht vollständig genug bekannt waren, so genau beschrieben, dass er gewiss die Erwartungen und Foderungen aller Literatoren befriedigen wird. Er hat sein Unternehmen so ausgeführt, dass seine typographischen Annalen alle ihre Vorgänger in Ordnung, Bestimmtheit und Vollständigkeit weit übertreffen. Hätte es dem Vf. gefallen, auch noch einige in Kupfer gestochene Schriftproben von verschiedenen Typen der ältesten Drucker, wie er es in der Vorrede des schon 1793 herausgekommenen Vol. I. versprochen hatte, seinem Werke beyzufügen, und etwa jedem Bande ein Bildniss der ältesten und berühmtesten Typographen vorzusetzen, um seinen Annalen einen grösseren, äussern und unserm Zeitgeiste angemessenen, Glanz zu geben: so würde er wenig zu wünschen übrig gelassen haben. Gewiss, keine Nation in Europa kann ein Werk der Literatur aufweisen, welches dem Panzerschen an die Seite gesetzt zu werden verdiente. Aechte, geordnete Gelehrsamkeit, und deutsche, feste und ausdauernde Beharrlichkeit vermögen nur solche Werke zu Tage zu fördern.

Das vorliegende Vol. XI beendigt erst S. 1—200 das Register, in welchem die Namen der Schriftsteller und die Materien der Bücher von 1501—1536 aufgeführet werden, womit schon der Anfang im Vol. X war gemacht worden: dann folgt das zweyte Register nach den Druckörtern mit untergesetzten Druckern nach dem Alter ihrer Werkstätte S. 204—234. Das dritte enthält die Typographen nach ihren Vor- und Zunamen S. 237—308. Hierauf kommen wieder I Nachträge zu dem 15 Jahrh. von Büchern 1) mit den Druckörtern und untergeordneten Druckern; 2) mit dem Druckjahre, aber ohne Namen der Oerter und Drucker, und 3) ohne Jahrzahl, Druckort und Typographen S. 311—350. II. Zusätze zu 1501—1536 von Büchern nach ihren Druckplätzen S. 353—540, welchen wieder drey Register angehängt sind, und zwar a) nach den Namen der Schriftsteller und nach den Materien von Büchern, welche nachgetragen worden waren S. 543—604. b) nach den Druckörtern nebst den Typographen von Büchern des 15ten, und c) des 16ten Jahrhunderts, welche die letzten Supplemente enthalten S. 605—613. Das ganze Werk beschliesst ein Verzeichniss der Quellen, aus welchen der Vf. seine Nachrichten geschöpft, und welche er auch schon einzeln bey jedem Buche angegeben hat. S. 614—630, welche freylich nicht alle reichlich, rein und ungetrübt fliessen, besonders in den Katalogen von Privatbibliotheken, in welchen sehr oft die Titel der Bücher abgekürzt und die Jahrzahlen verfälscht sind. Die *Emendanda* und *Corrigenda*, welche die unermüdete Sorgfalt des Vf's dem Werke beygefügt hat, gehen nur bis zu Vol. IX. Im Vol. XI muss gelesen werden S. 200 S. 9 *Cinasso* f. Binasso. S. 212 Z. 34. IX 473 f. XI. 473. S. 219 S. 31 *Orthonae* f. Orthona. S. 220 Z. 1. 494 f. 493. S. 233 Z. 30. 64 f. 63 und Z. 32 64 f. 63. S. 607 Z. 12 VII f. X. Z. 16 VIII f. XII. S. 608 Z. 4. b) *Brunoniae* f. Brunoniae. Z. 13 XXVII f. XXVIII. S. 612 Z. 12 CLXXIV f. CLXXV. S. 622 stehet Z. 3 *Catalog. Bibl. Cizensis*, welcher aber S. 616 gesetzt werden muss.

Nur jetzt erst, da das ganze Werk vollendet ist, kann eine vollständigere, genauere und leichtere Uebersicht über dasselbe, wie auch über den Anfang und Fortgang der Typographie chronologisch, bibliographisch und ethnographisch gegeben werden, welche bisher die noch immer in den fortgesetzten Bänden nachgetragenen Supplemente verhindert hatten. Was diese Supplemente selbst betrifft, so werden wohl die meisten Literatoren wünschen, dass sie nicht in so vielen Bänden zerstreut, sondern bis zuletzt aufgespart und in einem Bande zusammengefasst worden wären. Von der ersten Periode, welche die Bücher des 15 Jahrh. in V Vol. umfasst, stehen nicht nur in Vol. IV drey Nachträge, sondern auch wieder einer im Vol. IX, und noch einer, Vol.

Vol. XI, welche Zerstückelung das Nachschlagen sehr oft erschweren, und zu Verirrungen verleiten wird, besonders da die Bücher des Nachtrags Vol. IX aus dem 15 Jahrh. in keinem Register nach ihren Materien und Druckörtern, wie es doch bey allen Nachträgen geschehen ist, verzeichnet sind. Hätten sie nicht auch in die Register, welche die Nachträge des Vol. XI enthalten, mit aufgenommen werden können? Und eben daraus ist noch eine andere Unbequemlichkeit hervorgegangen, dass sogar einige nachgetragene Bücher des 15 Jahrh. Vol. XI unter die Bücher des 16 Jahrh. in das Materialienregister Vol. XI gemischt worden sind, welche doch wieder abgesondert zu werden verdient hätten. So ist auch die zweyte Periode von 1501—1536 wieder durch zwey Supplemente in IX und XI vermehrt worden. Um alle Irrungen zu verhindern, würde es auch besser gewesen seyn, wenn der Vf. die Städte in dem Register der zweyten Periode nirgends anders als im Register der ersten genannt, oder, wenn die Namen derselben von den Druckern selbst, wie bisweilen der Fall ist, geändert worden wären, dieselben doppelt angegeben hätte, wie er es bey *Cunei* (Coni) beobachtet hat. Aber so findet man in dem Register der ersten Periode *Andegaui*, *Burci*, *Colle*, *Buscoducis*, *Trecis*, *Tusculani lacus Benaci*, *Turonis*, in dem Register der zweyten Periode aber heissen eben diese Städte: *Angers*, *Parii*, *Collibus*, *In Sylva Ducali*, *Troyes*, *Tusculani apud Benacum* und *Turonibus*. Hätten endlich nicht auch die Bücher des 16, so wie die des 15 Jahrh., welche der Vf. nach *Maittaire* und *Denis* aufgefunden hat, um ihre Anzahl bestimmen zu können, mit Sternchen und Buchstaben bezeichnet werden sollen?

Aus den ersten V Vol. und den Nachträgen dazu, welche die beiden Vol. IX und XI enthalten, ergiebt sich, dass in dem typographischen Jahrhunderte in 17 verschiedenen Ländern Europa's die Buchdruckerkunst ausgeübt worden ist. Diese Länder aber haben wirkliche Druckdenkmale mit Benennung des Orts und der Zeit in folgender Ordnung geliefert:

1) Deutschland 1457 Mainz. 2) Italien 1465 Rom. 3) England 1468 Oxford. 4) Frankreich 1470 Paris. 5) Spanien 1470 Valencia. 6) Böhmen 1470 Pilsen. 7) Niederlande 1473 Antwerpen. 8) Ungarn 1443 Ofen. 9) Schweitz 1475 Basel. 10) Schlesien 1481 Liegnitz *. 11) Schweden 1483 Stockholm. 12) Europäische Türkey 1484 Constantinopel *. 13) Dänemark 1486 Kopenhagen. 14) Mähren 1486 Brünn. 15) Portugall 1489 Lissabon. 16) Russland 1493 Tschernigow. 17) Polen 1500 Cracau.

Von Schlesien und der europäischen Türkey scheint es noch nicht genugsam bewiesen, dass daselbst schon im 15 Jahrh. Bücher gedruckt worden seyen. Der Geheimerath *Zapf* in Augsburg hat zwar in seiner literarisch-bibliographischen Abhandlung: *Ueber eine alte und höchst seltene Ausgabe von des Joannis de Turrecremata Explanatio in Psalterium*. (1803. Nürnb. 4) nach Denis aus der Unterschrift: *Cracis impressa* (Siehe *Annal. typogr.* Vol. XI, 319) wahrscheinlich zu machen gesucht, dass *Cracis* eben das bedeute, was *Cracoviae*, und dass also schon um 1465 dieses Buch in Cracau gedruckt, und daher Polen gleich nach Italien zu setzen seyn möchte. Rec. kann sich aber weder davon überzeugen, dass damals schon eine Druckerey in Cracau gewesen, da erst nach 35 Jahren 1500 ein daselbst gedrucktes Buch in den typographischen Annalen aufgeführt wird, noch auch, dass *Cracis* eben das, was *Cracoviae* seyn möchte. Wenn auch der erste bekannte Buchdrucker in Cracau, Haller, bey der Schrift: *Institutiones vitae* am Ende setzte: *Cracco in edibus Jo. Haller*, so ist das doch noch nicht *Cracis*, sondern der polnische Namen *Cracow*. Es ist ohne Zweifel ein Ort in Frankreich darunter verborgen, wohin sich ein deutscher Buchdrucker geflüchtet hatte. So wie aus *Troyes* lat. *Trecae* geformt worden ist, so kann doch aus *Cressy* oder *Croy*, wie verschiedene Orte in Frankreich heissen, *Cracae* gebildet, oder vielmehr verbildet worden seyn. Polen ist und bleibt also noch immer das letzte Land, wo im 15 Jahrh. Bücher gedruckt worden sind.

A) *Deutschland*. Von den 46 Druckörtern Deutschlands, welche die Annalen in diesem Zeitraume vom 1457 — 1500, nennen, zeichnen sich durch die Menge der Schriften folgende aus:

1) *Cöln* lieferte 659 Drucke; 2) *Strasburg* 574; 3) *Nürnberg* 411; 4) *Leipzig* 408; 5) *Augsburg* 272; 6) *Mainz* 133; 7) *Ulm* 93; 8) *Speyer* 83; 9) *Hagenau* 53; 10) *Reutlingen* 53. Die übrigen 36 Städte Deutschlands, welche meistentheils am Rhein oder der Donau, einige wenige aber in Ober- und Niedersachsen liegen; als: Merseburg, Erfurt, Zinna, Rostock, Magdeburg, Hamburg, Lüneburg und Münster, haben kaum den zehnten Theil zu der ganzen Summe, welche in 3112 Schriften bestehet, beygetragen. Unter diesen Druckplätzen, die des Raums wegen nicht genannt werden konnten, finden sich viele, die nur etliche, oft nur ein einziges Buch lieferten. Wie konnten aber die Typographen bestehen, welche nur etliche, oder wohl nur ein einziges Buch druckten? Ohne Zweifel wanderten sie mit ihren Pressen, wie man es aus den typographischen Annalen ersehen kann, so wie die Gelehrten dieses Jahrhunderts, von einem Orte zu dem andern, bis sie einen fanden, wo sie sich festsetzten. Die geschicktesten gingen, wie bekannt, nach Italien, wo sie mehr Ehre und auch mehr Brod fanden. Sollten nicht auch etwa schon einige Privatdruckereyen an diesen Oertern, wo so wenige Bücher gedruckt worden sind, angelegt gewesen seyn? Also in 43 Jahren nur 3112 Bücher! welche Menge, ja oft noch weit mehrere in unseren Zeiten nur ein einziges Jahr liefert. Will man ja noch einige hundert dazu rechnen, welche *sine loco et anno* in diesem Jahrhunderte herausgekommen sind, und die etwa noch in Bibliotheken verborgen liegen: so ist ihre Zahl noch immer sehr gering gegen diejenigen, welche unsere Zeiten liefern, denn noch nicht einmal 100 Bücher können auf ein Jahr gerechnet werden.

Der

Der Zeit nach ist *Mainz*, wie die Annalen bezeugen, und nun auch Hr. Prof. *Fischer* in seinem *Essai sur les monumens typographiques de Jean Guttenberg*, und in s. *Beschreib. typograph. Seltenheiten* unwidersprechlich bewiesen hat, die erste Stadt, welche mit beweglichen Typen gedruckt hat; dann folgen *Cöln*, *Augsburg*, *Nürnberg*, *Speyer* und *Strasburg*. *Merseburg* im Kurfürstenthum Sachsen hat die Ehre, Bücher zuerst gedruckt zu haben, der Stadt *Leipzig* entrissen, denn jene druckte schon 1473, diese aber erst 1481; doch ragt sie dafür mit der Menge ihrer Schriften weit über ihre Nebenbuhlerin, Merseburg, hervor.

Da in Deutschland nur erst eine schwache Dämmerung die Nacht der Barbarey aufzuhellen, und die classische Literatur hie und da ihr Licht zu verbreiten angefangen hatte: so wurden auch meistentheils nur Schriften gedruckt, welche dem Genius der Zeit angemessen waren. Fast aus allen Pressen gingen hervor: *Missalia*, *Obsequialia*, *Margaritae*, *Summae*, *Psalteria*, *Horologia*, *Diurnalia*, *Nocturnalia*, *Correctoria*, *Breviaria*, *Specula*, *Horti* und andere ähnliche kirchliche Bücher. Auch das römische Civil- und kanonische Recht, wie auch die lateinische aristotelische Philosophie, und einige neuere lateinische Dichter beschäftigten viele Druckereyen, die wenigsten aber römische Classiker, denn an griechische war noch gar nicht zu gedenken. Leipzig zeichnete sich auch da schon vor allen anderen Städten Deutschlands aus, und sorgte am besten für die classische Literatur; nach Leipzig aber Strasburg, Nürnberg und Cölln.

B) *Italien*. Aus Deutschland ging die Typographie über die Alpen nach Italien, und drang nach und nach, da sie zuerst ihren Sitz in Rom und Venedig aufgeschlagen hatte, in 75 Städte ein, davon die wichtigsten sind:

1) *Venedig* lieferte in diesem Zeitraume 2984 Schriften; 2) *Rom* 972; 3) *Mailand* 676; 4) *Florenz* 471; 5) *Bologna* 368; 6) *Pavia* 223; 7) *Brescia* 194; 8) *Neapel* 147; 9) *Padua* 107; 10) *Vicenza* 101; 11) *Ferrara* 84; 12) *Treviso* 71; 13) *Siena* 65; 14) *Parma* 54. Die übrigen 61 Städte haben kaum so viel als Florenz allein zu der Hauptsumme der Bücher, welche 6901 ausmacht, beygetragen. Italien hat also über 3000 Schriften mehr, als Deutschland in diesem Zeitraume gedruckt. *Venedig*, *Rom* und *Mailand* waren die ersten Städte Italiens, welche Druckereyen hatten; auf diese folgten *Fuligno*, *Savigliano*, *Trevi*, *Bologna*, *Ferrara*, *Neapel* und *Florenz*, welche von 1465 bis 1471 die ersten Schriften ausgaben; und bis zum Jahre 1474 zählen die typographischen Annalen schon 26 italienische Druckplätze.

Ob es gleich auch in Italien nicht fehlen konnte, dass *Petr. Lombardus*, *Duns Scotus*, *Thom. Aquinas*, *Bullaria*, *Breviaria*, *Formularia*, *Legenda* und andere Schriften gedruckt wurden, welche in die scholastische Theologie, Casuistik, aristotelische Dialektik und in das päpstliche Recht einschlagen, so wurden doch auch fast in allen Städten, besonders aber in Venedig, Mailand, Florenz, Rom, Bologna, Brescia, und einigen andern sehr viele lateinische, auch griechische Classiker, obschon weit mehrere lateinische Uebersetzungen derselben, als Originale gedruckt. In Italien war ein groser Vorrath von griechischen und lateinischen Manuscripten: die Liebe zur classischen Literatur, welche die eingewanderten Griechen rege gemacht, und viele grosse Mäcenaten unterhielten, war da wärmer als in Deutschland; und auf Schulen und Universitäten wurden griechische und römische Schriftsteller erklärt: und eben darum erschienen in Italien weit mehrere classische Bücher als in Deutschland. Die ersten Schriften, welche die berühmtesten Städte druckten, waren meistentheils lateinische Classiker, besonders *Cicero*, *Virgilius*, *Terentius*, *Horatius* und einige andere, wie denn nur in Venedig von *Virgilius* 35, *Terentius* 28, *Ep. Ciceron.* 25, und *Horatius* 20 Abdrücke gemacht worden sind. Zu Mailand ist das erste ganze griechische Buch, *Lascaris Grammatica Graeca* 1476, und nach ihr sind noch viele andere griechische Autoren gedruckt worden. Venedig und Florenz zeichneten sich vorzüglich durch griechische Schriften aus. Die erste hebräische Bibel wurde zu *Soncino* 1488 abgedruckt. Neapel, Brescia, Mantua, Ferrara, Bologna und Reggio machten sich vor den übrigen Städten um die hebräische Literatur verdient.

C) *England*. In England übten erst deutsche, dann auch inländische Typographen ihre Kunst, aber nur in den 4 Städten: *Oxford*, *Westmünster*, *London* und *St. Albani villa* (*Albons*), in welchen aber nur 142 Bücher, meistentheils theologische in englischer Sprache, herausgekommen sind. Aus der classischen Literatur hat England nur den einzigen *Terentius* geliefert. In Westmünster sind allein 99 Artikel gedruckt worden.

D) *Frankreich*. Ausser: 1) *Paris* wo 790, 2) *Lion* 298, 3) *Rouen* 32 Artikel gedruckt worden sind, haben die übrigen 23 Städte Frankreichs, denn die typographischen Annalen zählen in diesem Reiche 26 Druckörter überhaupt, sehr wenig Druckdenkmale aufzuweisen, denn die ganze Summe der gedruckten Schriften beträgt 1172. Ob schon in Paris und Lion während dieses Zeitraums eine grosse Anzahl Bücher gedruckt worden ist; so waren sie doch mehrentheils theologischen und politischen Inhalts, denn die lateinischen Classiker, unter denen Sallustius hier zuerst herauskam, stehen in gar keinem Verhältnisse mit denen, welche Italien, auch nicht einmal mit denen, welche Deutschland geliefert hat. Von griechischen Classikern aber findet man in den Annalen nicht einen in diesem Jahrhunderte.

E) *Spanien*. Die Annalen zählen in Spanien 21 Oerter, wo Druckereyen angelegt gewesen sind, unter welchen sich als die wichtigsten auszeichnen: 1) *Sevilla*, wo 82, 2) *Valencia* wo 38, 3) *Barcellona* 26, 4) *Salamanca* 21, 5) *Montserrat* 15, 6) *Burgos* 14, in den übrigen aber weit weniger Bücher herausgekommen sind. Die ganze Summe der Drucke ist 255. Ausser den theologischen und historischen Büchern, da-

davon die meisten in spanischer Sprache geschrieben sind, erschienen auch einige wenige lateinische Classiker, als: *Pomp. Mela* und *Sallustius*, mehrere aber, wie auch einige griechische in die Muttersprache übersetzt. Griechische Originale sind noch nicht, aber doch einige hebräische Bücher gedruckt worden.

F) *Böhmen.* 1) *Pilsen*, 2) *Kuttenberg*, 3) *Prag*, und 4) *Winterberg* lieferten 23 Bücher, meistentheils Bibeln, Psalteria in der Muttersprache.

G) *Niederlande.* Hier waren im 15 Jahrh. 20 Städte mit Druckereyen, aus welchen nach und nach 841 Bücher hervorgingen. Dazu trugen bey: 1) *Deventer* 197, 2) *Antwerpen* 168, 3) *Löwen* 163, 4) *Delft* 72, 5) *Gouda* 48, 6) *Zwoll* 47, 7) *Harlem* 27, 8) *Leiden* 20, die übrigen aber alle weit weniger. Auch hier überwiegt die Zahl der theologischen Bücher die übrigen aus andern wissenschaftlichen Fächern. *Gouda*, *Leiden* und *Delft* druckten viele Bücher in der Muttersprache; *Antwerpen* aber, *Deventer*, *Löwen* und *Zwoll* einige lateinische, aber nicht einen griechischen Classiker.

H) *Ungarn.* Die einzige Stadt *Ofen* druckte in diesem Jahrhunderte 3 Chroniken.

I) *Schweitz.* In *Basel*, *Burgdorf* und *Genf* sind 360 meistentheils theologische Bücher gedruckt worden, in Basel allein 341.

K) *Schlesien.* In *Liegnitz* soll ein einziges Buch gedruckt worden seyn, woran aber auch noch viele Bibliographen zweifeln.

L) *Schweden.* *Stockholm* druckte 5 theologische Bücher.

M) *Europäische Türkey.* *Constantinopel* und *Thessalonich* sollen 8 rabbinische Bücher geliefert haben.

N) *Dänemark.* In *Kopenhagen* wurde eine dänische Chronik und 2 Donate, in *Schleswig* nur 1 Missale gedruckt.

O) *Mähren.* *Brünn* lieferte 7 juristische und theologische Bücher; *Olmütz* nur 1 theologisches Buch.

P) *Russland.* *Tschernigow* druckte *Jo. Damasceni Octoichos* in Slavischer Sprache.

Q) *Portugall.* *Lissabon* und *Leiria* haben 16 rabbinische Bücher gedruckt.

R) *Polen.* In *Cracau* sind 6 Bücher herausgekommen, unter welchen auch *Ciceron. Rhetor. ad Herenn.*

In diesen 17 Ländern Europa's waren also im 15 Jahrh. 212 Druckplätze. Von 104 ist es, wie die Annalen angeben, ausgemacht, von 8 aber, nämlich: Arimini, Bergamo, Ortonna, Costnitz, Halle in Schwaben, Liegnitz, Constantinopel und Thessalonich noch ungewiss, dass sie Druckereyen gehabt haben. *Maittaire* aber und *Denis* kannten nur 182 Druckörter; die übrigen 30 sind erst durch *Panzer* an das Licht gebracht worden. In diesen 212 Städten sind zusammengedruckt worden 12853 Schriften. Rechnet man noch diejenigen Bücher hinzu, welche in diesem Jahrhundert erschienen sind, theils, wo nur die Jahre, aber nicht die Druckplätze und die Drucker, theils, wo auch nicht einmal die Jahre genannt werden, deren in Vol. IV, IX und XI 2187 verzeichnet zu finden sind: so steigt die Zahl der sämtlichen im 15 Jahrh. bis jetzt aus den typogr. Annalen bekannten Bücher auf 15045. Sollten auch in diesen Annalen noch nicht alle gedruckten Schriften dieses Jahrhunderts verzeichnet stehen: so werden sie gewiss die Anzahl derjenigen nicht übersteigen, welche *Panzer* nach *Maittaire* und *Denis* aufgefunden hat, deren Zahl, denn sie sind in den Annalen mit Sternchen, und in den Supplementen mit Buchstaben bezeichnet, 4621 beträgt. Rec. hat sich selbst noch einige alte Drucke, sowohl von diesem, als von dem folgenden Jahrhunderte angemerkt, welche er aber, da nun die Annalen geendigt, und sie also in denselben nicht nachgetragen werden können, wenn er noch mehrere wird gesammlet haben, selbst bekannt zu machen, nicht unterlassen wird.

Wir gehen nun zu der zweyten typographischen Periode über, welche in Vol. VI.-XI die Drucke von 1501–1536 in sich fasst. Die Zahl der Druckörter hat sich verringert, aber die Zahl der Bücher vergrössert, und wird ohne Zweifel durch Nachträge noch weit mehr, als in der ersten Periode, vergrössert werden können. Die Annalen zählen in dieser Periode 193 Druckplätze, also 19 weniger, als in der vorigen. In diesem Jahrhunderte haben 99 Oerter keine Druckdenkmale mehr geliefert, welche sie im vorigen geliefert hatten: 113 aber haben die Druckereyen fortgesetzt, und 80, welche in der ersten Periode noch nicht bekannt waren, sind in der zweyten durch Druckereyen bekannt worden. Russland hat wieder aufgehört, Schriften zu drucken, dessen Stelle aber nun Schottland eingenommen; und also ist die Zahl der 17 Länder, in welchen die Typographie geübt wurde, weder vermehrt noch vermindert worden.

A) *Deutschland.* In Deutschland hat sich die Anzahl der Druckörter, deren im vorhergehenden Jahrh. nur 46 waren, bis auf 59 vermehrt. 29 sind zu den 30, welche noch in diesem Jahrh. zu drucken fortfuhren, hinzugekommen. Die meisten Schriften sind gedruckt worden in 1) *Leipzig* 1174, vorher 403; 2) *Cölln* 1037, vorh. 659; 3) *Strasburg* 1022, vorh. 574; 4) *Hagenau* 461, vorh. 53. 5) *Nürnberg* 396, vorh. 411; 6) *Wien* 365, vorh. 28; 7) *Wittenberg* 365, vorh. 1. 8) *Augsburg* 326, vorh. 272; 9) *Mainz* 122, vorh. 138; 10) *Erfurt* 107, vorh. 14; 11) *Tübingen* 94, vorh. 14. In den übrigen allen viel weniger, doch in einigen auch noch mehr, als vorher: als in *Pforzheim* 41, vorher nur 1; in *Oppenheim* 29, vorher nur 3; in *Rostock* 26, vorher nur 7; in *Ingolstadt* 41, vorh. nur 8, in *Freyburg* 40, vorh. nur 7. In den neu hinzu gekommenen Städten haben *Landshut* 43; *Frankfurt* am Mayn 31; *Marburg* und *Seligenstadt* jede 24; und *Dresden* 12; die übrigen aber sehr wenige Schriften gedruckt. Die ganze Zahl der Drucke ist 5969, also 2857 mehr, als im 15 Jahrhunderte.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JUNIUS, 1804.

LITERATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Zeh: *Annales typographici ab anno MDI ad annum MDXXXVI* continuati, post *Maittarii* aliorumque doctissimorum virorum curas in ordinem redacti, emendati et aucti cura D. *Georgii Wolfgangi Panzer* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Obschon Leipzig mehr Bücher, als alle andere Städte Deutschlands gedruckt hat, so hat es, ausser den vielen theologischen und anderen Zeitschriften, doch immer noch wenige römische Classiker, wenn man einzelne Schriften des Horatius und Cicero ausnimmt, griechische aber gar nicht, ausser in lateinischen Uebersetzungen, und aus der hebräischen Literatur nur einen hebräischen Psalter geliefert. Wittenberg zeichnet sich in der griechischen wie auch hebräischen Literatur vor Leipzig aus. Cölln, Strasburg und Hagenau haben die meisten lateinischen und griechischen Classiker, Wien sehr wenige, aber mehrere mathematische und astronomische Bücher besorgt. Der Stadt Nürnberg haben wir die erste griechische Ausgabe der Novellen durch *Haloander* zu verdanken.

B) *Italien.* Aus Italien scheint die Typographie wieder in ihr Mutterland Deutschland zurückgekehrt zu seyn. Denn so wie in der ersteren Periode Italien an Menge der Druckschriften und Druckplätze alle andere Länder, also auch selbst Deutschland, übertraf: so behauptet Deutschland in der zweyten den ersten Rang nicht nur vor allen den übrigen Ländern, sondern auch selbst vor Italien. Die Druckörter haben sich in Italien vermindert, ja auch die wichtigsten und ersten, wie Venedig, Rom, Florenz, Mailand, Bologna und Pavia haben weit weniger gedruckt, als im 15 Jahrhunderte. Ihre Anzahl, deren zuvor 75 waren, ist bis auf 51 herabgefallen. Nur 36 fuhren fort, und 15 neue fingen an zu drucken. Die reichhaltigsten sind: 1) *Venedig* druckte 2227, vorher 2984; 2) *Rom* 337, vorher 972; 3) *Florenz* 294, vorh. 471; 4) *Mailand* 283, vorh. 676; 5) *Bologna* 211, vorh. 368; 6) *Neapel* 99, vorh. 147; 7) *Pavia* 69, vorh. 223; 8) *Brescia* 44, vorh. 194; von den übrigen einige mehr, als: *Pesaro* 38, vorher 6; *Perugia* 23, vorh. 14, und *Arimini* 13, vorh. 1; andere weit weniger. Unter den neu hinzugekommenen zeichnet sich *Fani* durch 24 und *Trino* durch 18 Artikel vor den übrigen Städten aus. Die ganze Summe beträgt 3907; also 2994 Artikel weniger, als im 15 Jahrh. Ob aber gleich die Anzahl der Bücher in dieser Periode weit geringer ist, als in der vorhergehenden: so hat doch Italien nicht weniger, sondern weit mehrere Ausgaben griechischer und lateinischer Classiker besorgt, als Deutschland, um welchen Zweig der Literatur sich besonders Venedig und Florenz, so wie um die hebräische auch Venedig und Pesaro verdient gemacht haben.

C) *England.* Von den 6 Druckplätzen Englands, wozu 4 neue gekommen, und 2 des vorhergehenden Jahrh. weggeblieben sind, hat London zu der um 33 verminderten Summen von 209 Artikeln das meiste, nämlich 198 beygetragen, welche aber meistentheils englische Bücher, ausser einigen Ausgaben von *Virgilii Bucolicis*, enthalten.

D) *Frankreich.* Die Anzahl der Druckörter sich zwar um 4 vermindert, wie denn in der vorigen Periode 26, in dieser aber nur 22 Städte Druckereyen hatten, und 15 alte zu drucken aufgehört, und 11 neue angefangen haben; aber die Zahl der Bücher hat sich um zwey Drittheile vermehrt. Die ganze Summe beläuft sich auf 4261, also 3089 mehr als vorher; aber doch immer noch weniger, als in Deutschland. Die meisten Bücher druckten: 1) *Paris* 3055, vorher 790; 2) *Lion* 1096, vorh. 298. 3 *Rouen*, 35, vorh. 32. 4) *Poitiers* 27, vorh. 2. Die 11 neuen Druckplätze haben nur 21 Artikel geliefert. So gross auch die Zahl der Drucke ist, so enthält sie doch weit weniger griechische und lateinische Classiker, als in Italien herausgekommen sind. Einige hebräische Drucke hat Paris und Lion; das letztere besonders viele lateinische Bibeln besorgt. Die meisten Schriften sind immer noch theologischen Inhalts.

E) *Spanien.* Auch in Spanien sind in dieser Periode 5 Druckörter weniger, als in der vorhergehenden, welche 21, diese aber nur 16 zählt: dazu 5 neue in ihre Reihe aufgenommen worden, und von den alten 10 aus derselben herausgetreten sind. Die Anzahl der Drucke, welche vorher 255 betrug, hat sich auch bis auf 210 vermindert. Alle Städte haben weniger gedruckt, sogar *Sevilla*, welches vorher 82, jetzt aber 60 Artikel ausgegeben hat. Von den neuen Druckplätzen hat *Alcala* oder *Complutum* allein 36, also die meisten Schriften nach Sevilla geliefert. In Sevilla sind mehrentheils Bücher in spanischer Sprache, in Alcala aber die bekannte *Polyglotte*, und einige Classiker in der vaterländischen Sprache übersetzt, abgedruckt worden.

F) *Böhmen.* *Küttenberg* und *Winterberg* haben zu drucken aufgehört, aber *Prag* hat 14 Artikel, unter

ter welchen einige aus der hebräischen Literatur, und *Pilsen* nur ein einziges theologisches Buch gedruckt, beide 15 Bücher, und also 8 weniger als im 15 Jahrhunderte.

G) *Niederlande.* Hier haben nur 11 Städte in dieser Periode die Druckereyen fortgesetzt, aber 9 eingestellt: die einzige Stadt *Amsterdam* ist unter die Druckplätze aufgenommen worden. *Antwerpen* hat 328, vorher nur 168, *Deventer* 197, vorher 67, und *Löwen* 150, vorher aber 163 Artikel, und mit den übrigen Städten zusammen 577, also 264 Artikel weniger als im 15 Jahrh. gedruckt. Die meisten in den Niederlanden gedruckten Bücher sind theologischen Inhalts, unter diesen auch viele Bibeln in der Muttersprache, einige wenige griechische, aber mehrere lateinische Classiker.

H) *Ungarn.* *Ofen* hat noch immer, wie im 15 Jahrh. nur allein in Ungarn eine Druckerey gehabt, aus welcher nur ein einziges Buch hervorgegangen ist.

I) *Schweitz.* *Burgdorf* hat aufgehört ein Druckplatz zu seyn; aber dafür haben *Lucern, Zürich* und *Neufchatel* zu drucken angefangen, in welchen Plätzen, nebst *Basel* und *Genf* 1340 Bücher in dieser Periode, und also 980 mehr als in der vorhergehenden erschienen sind. *Basel* hat allein zu dieser Summe 1250, also 909 Artikel mehr, als vorher, und *Zürich* 78 beygetragen. Basel förderte noch immer, wie im 15 Jahrh. die theologische Literatur, vorzüglich den Druck der *Patr. Ecclesiast.* wie auch die 5 Ausgaben des N. T. welches *Erasmus* besorgte, desgleichen viele andere Schriften dieses Gelehrten. Auch verschiedene lateinische und griechische Classiker, als *Athenaeus*, *Callimachus* und *Arati Astronom.* wurden hier gedruckt.

K) *Schlesien.* *Liegnitz* fällt in dieser Periode aus, an dessen Stelle haben *Breslau* und *Oels* 3 Bücher, unter welchen ein hebräischer *Pentateuchus* ist, gedruckt.

L) *Schweden.* Zu *Stockholm*, welches im 15 Jahrh. der einzige Druckort war, sind nun noch 4 andere hinzu gekommen, welche 19 blofs theologische Schriften geliefert haben, zu welcher Summe Stockholm allein 10 Artikel beygetragen hat.

M) *Europäische Türkey.* *Constantinopel* hat 84 und *Thessalonich* 21 und zwar lauter rabbinische Schriften, also haben beide 97 Artikel mehr als vorher geliefert.

N) *Dänemark.* Dänemark hat in 5 Städten, davon *Kopenhagen* schon aus der vorigen Periode bekannt ist, (denn *Schleswig* hatte zu drucken aufgehört,) 20, und also 16 Schriften mehr als vorher, meistentheils theologische in dänischer Sprache gedruckt.

O) *Mähren.* *Brünn* hat in dieser Periode kein Buch, aber *Olmütz* 3 theologische Bücher geliefert.

P) *Portugal.* Hier sind in *Lissabon* und *Ebora* 6 portugiesische Bücher, im 15 Jahrh. aber in *Lissabon* und *Leiria*, welches aber in dieser Periode weggefallen ist, 16 Schriften herausgekommen.

Q) *Polen.* Dieses Land zeichnet sich durch die vermehrten Drucke vor allen andern aus, denn in *Cracau*, welches noch immer der einzige Druckort geblieben ist, sind 293, vorher aber nur 16 Bücher abgedruckt worden. Sie enthalten Schriften aus allen Theilen der Wissenschaften, besonders aber theologische und historische, wie auch lateinische alte und neuere Dichter: auch die griechische Literatur ist nicht ganz vergessen worden, denn *Aristoteles de divinatione per somnum* und *Phocylides* sind ausser verschiedenen Uebersetzungen griechischer Schriftsteller, in der Originalsprache daselbst erschienen.

R) *Schottland.* In *Edinburg* ist nur ein einziges theologisches Buch, aber auch das erste in diesem Lande, gedruckt worden.

Also druckten 1) *Deutschland* 5969 Schriften; 2) *Italien* 9907; 3) *England* 209; 4) *Frankreich* 4261; 5) *Spanien* 210; 6) *Bohmen* 15; 7) *Niederlande* 577; 8) *Ungarn* 1; 9) *Schweitz* 1340; 10) *Schlesien* 3; 11) *Schweden* 19; 12) *Europäische Türkey* 105; 13) *Dänemark* 20; 14) *Mähren* 3; 15) *Portugal* 6; 16) *Polen* 293; 17) *Schottland* 1. Die Totalsumme ist 16939. Hiezu kommen noch die Bücher 1) mit dem Druckjahre, aber ohne Druckort und Drucker 547; 2) ohne Jahrzahl, Druckort und Drucker im Vol. IX 369. Mit der vorigen Summe zusammen 17855. In der ersten Periode von 1457—1500 sind gedruckt worden 14423. Also in der zweyten von 1501—1536 sind 3423 Schriften mehr erschienen.

Rec. schmeichelt sich, durch diese ausführliche Uebersicht der XI Vol. der *Panzerschen Annalen* Freunden der Literatur und Bibliographie die Mühe, es selbst zu versuchen, erleichtert, und die Verdienste des Vf's, welcher seine Vorgänger, *Maittaire* und *Denis*, gänzlich verdunkelt, und seinen Nachfolgern wenig nachzutragen und zu ergänzen übrig gelassen hat, vollständiger, als es bisher geschehen konnte, gewürdigt zu haben. Die Resultate, welche nun für die Wissenschaften überhaupt, besonders über ihre Cultur in den verschiedenen Ländern Europa's im 15 und 16 Jahrhunderte daraus gezogen werden können, und sich für diese Blätter nicht eignen, überlässt er andern Literatoren, welche sich mit der Geschichte der Wissenschaften beschäftigen.

H. i. k.

OEKONOMIE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Abhandlung von der Düngung und der zweckmässigen Behandlung derselben.* Zum Gebrauch für alle Oekonomen entworfen von *Joh. Car. Fischer*, Prof. der Philos. zu Jena. 1803. 160 S. Vorrede und Register VIII S. 8. (12 gr.)

Die bey uns leider gewöhnlich gewordene Gleichgültigkeit gegen den Grundstoff, aus dem alle Pflanzen ihre Nahrung, und also ihr mehr oder minderes Gedeihen erhalten sollen, lässt sich nur allein aus der

der fast allen praktischen Landwirthen fehlenden Kenntniss seiner Natur und Eigenschaften erklären. Hr. F. verdient daher den Dank aller Oekonomen, dass er diesen Gegenstand einer gründlichen und genauen Untersuchung würdigte. Noch mehr wird dieses Verdienst dadurch erhöht, dass selbst die chemische Entwickelung der Eigenschaften der Düngmittel, so wie die Art, wie sie auf die Nahrungsstoffe der Pflanzen einwirken, in einer ungemein fasslichen Sprache vorgetragen ist: ein neuer Beweis, dass man sich auch über die schwersten Gegenstände der Naturlehre deutlich ausdrücken, und dem Ungeweihten verständlich werden kann, wenn man sich nur selbst deutliche Begriffe davon erworben hat!

Die Abhandlung zerfällt in 10 Kapitel. Weil es nöthig ist, vorerst den Gegenstand zu kennen, auf den man wirken will, um nicht seine Absicht gänzlich zu verfehlen: so handeln die beiden ersten, von denjenigen Stoffen, aus welchen die Pflanzen bestehen, und aus denen sie ihre Nahrung erhalten. Das 3te lehrt die von selbst erfolgenden Mischungsveränderungen organischer Körper, oder die Theorie der verschiedenen Fäulnissarten, wo besonders der Unterschied von Fäulniss und Verwesung sehr richtig auseinander gesetzt wird. Das 4te handelt von den eigentlichen Düngungsmitteln, so wie das 5te von ihrer Wirkung. Da nothwendig ein für diese Wirkung empfänglicher Saame vorhanden seyn muss, wenn die Düngmittel ihre Absicht nicht verfehlen sollen: so empfiehlt der Vf. sorgfältige Auswahl desselben. Bey dieser Gelegenheit äussert er auch den Wunsch, dass das Einweichen des Saamengetreides in düngende, flüssige Substanzen, was unsere Vorfahren so nützlich befunden, auch Rec. aus Erfahrung als erprobt anrühmen kann, weniger vernachlässigt werden möchte. Im 6 Kap. wird von dem Boden, und von den verschiedenen Erdarten gehandelt, und die Merkmale, woran diese zu erkennen sind, sehr anschaulich erklärt. Das 7 Kap. ist den *uneigentlichen* Düngungsmitteln, dem Kalk, Mergel, Gyps, der Kreide, Asche, und den Ueberresten alter Lehmwände gewidmet. Das 8te lehrt die verschiedenen Düngermengungen, und die künstlichen Düngmittel kennen, denen aber der Vf., welchem wir beystimmen, keine besonderen Wirkungen zuschreibt; und sollten sie auch hier und da mit Nutzen gebraucht worden seyn: so wird dieses doch nie im Grossen geschehen können. Im 9ten geht er endlich zur zweckmässigen Behandlung der Felder, und dem Gebrauche der Düngung über, weil derselbe seine Wirkung nur dann vollständig äussern kann, wenn die ersten zu seiner Aufnahme zweckmässig vorbereitet sind. Im 10 Kap. wird endlich die wichtige Frage: Auf welche Art, mit dem geringsten Aufwand, der grösste Ertrag in der Oekonomie, rücksichtlich dessen, was zur Düngung gehört, erwartet werden kann, beantwortet; wo dann auch als vorausgesetzte Bedingung, von hinlänglicher Düngung gute Aernten zu erwarten, die Ausstreuungen eines guten Saamens anempfohlen wird. Das Ganze dieser Abhandlung ist so belehrend, und so reich an fruchtbaren Ideen und Bemerkungen, dass sie in jeder Handbibliothek ausübender Oekonomen einen Platz, und von jedem studirt zu werden verdient.

SH.

Breslau, b. Barth d. j.: *Das landwirthschaftliche Gleichgewicht*, von *Leupert*. 1803. XVI u. 192 S. kl. 8. (21 gr.)

Diess Buch hat der Vf. ohne Zweifel geschrieben, um sich ein recht gelehrtes Ansehen zu geben. Das mag ihm nun hie und da geglückt seyn; aber beym Publicum gehört doch auch jetzt in diesem Fache mehr dazu, als eine affectirte Schreibart, die noch überdiess mit dem platten Tone an andern Stellen und der Unbestimmtheit der Begriffe sehr contrastirt.

Hr. L. glaubt in dem Mangelhaften aller Systeme den Grund zu finden, warum die vielen Schriften über Landwirthschaft so wenig gefruchtet haben, und geht daher im 1 Kap. diese Systeme durch. Da er, wie er in der Vorrede sagt, diese Systeme nicht selbst studiren konnte, so legt er dasjenige zum Grunde, was *Gotthard* in seinem *Ganzen der Landwirthschaft* (Hamburg und Mainz 1802) darüber sagt. Dieser Schriftsteller hat sich der *Germershausischen* Aufzählung und Beschreibung (*der Hausvater in systematischer Ordnung* I. 382) dieser sogenannten Systeme bedient, manches, was in dieser unrichtig war, herüber genommen, manches richtige durch Verkürzung entstellt. Der Vf. missverstehet nun diesen wieder, und man bekömmt hier Carricaturen von Systemen im Schattenriss zu sehen. Es scheint ihm, als ob man mit dem Worte System einen sehr schwankenden Begriff oder wenig Sinn verbände. In Rücksicht der ökonomischen Systeme müsse man bald eine gewisse Wirthschaftsart, bald eine einzelne Methode, bald eine ökonomische Regel darunter verstehen. Wenn man das, was *Germershausen*, *Gotthard* und der Vf. Systeme nennen, als solche annehmen will, so läst sich freylich keine Definition von einem ökonomischen Systeme geben. Aber Schriftsteller von gesunder Logik haben auch nur das Verhältniss der einzelnen Theile der Wirthschaft zum Zweck des Ganzen *System* genannt; und da Viehzucht und Fruchtbau die Hauptzweige der Wirthschaft sind, so ist das Verhältniss derselben gegen einander, oder vielmehr das Verhältniss des zur Ernährung des Viehes bestimmten Grundes und Bodens, und des von demselben erfolgenden Düngers zum Fruchtbau, das, was die Verschiedenheit der ökonomischen Systeme ausmacht. Daraus sind die drey Hauptsysteme der deutschen Wirthschaft, nämlich das *Felder-System*, wo das Vieh, mehrentheils gemeinschaftliche, Aussenweide hat, das *Stallfütterungs-System* und das *Koppelwirthschafts-System* hervorgegangen, die sich wieder in manche Unterarten abtheilen lassen. System ist also ungefähr dasselbe, was sich der Vf. unter seinem *Gleichgewicht* denkt, und was er für eine ganz neue Erfindung zu halten scheint. Es ist eine Art das Gleichgewicht zu bewirken! Aber eine besondere Pflug- oder Säe-Art kann man nicht Wirthschafts-System nennen. Von jenen Haupt-Systemen

selbst

selbst, z. B. von der Koppelwirthschaft hat der Vf. gar keine Begriffe, ungeachtet diese doch in Schlesien an mehreren Orten existirt. Das 2te Kap. ist überschrieben: *Die Fehler*, und dessen Abschnitte sind: *schlechte Bearbeitung und Behandlung der Felder; Rindvieh; Schafvieh; die Grösse der Felder; Stroh und Streu; Kalk; Klee; Rührhacken;* so dass man glauben sollte, das alles seyen Fehler an sich. Beym Rührhacken fällt diess dem Vf. doch ein, und er fängt den Abschnitt so an: „Auch der Rührhacken ein Fehler? Nein! er selbst nicht, aber er hat einen Fehler.“ So hätte er jeden Abschnitt anfangen müssen, wenn er diese affectirten Ueberschriften haben wollte. Kap. 3: *Die wirthschaftliche Philosophie.* Durch diese Ueberschrift, sagt der Vf., wolle er nichts als das Bestreben anzeigen, durch seine Untersuchung, oder vielmehr Nachsuchungen den Grundsatz zu finden, welcher einen Oekonomen zum Leitfaden, wonach er sich bey der Eintheilung und Führung der Wirthschaft richten kann, dient. „Noch niemand hat, so viel ich weiss, sagt der Vf. S. 100, die Frage aufgeworfen und beantwortet: was muss die Eintheilung der Wirthschaft bestimmen?“ (!!) Und so macht er die grosse Entdeckung, dass es auf die Herbeyschaffung des nöthigen Futters für das zur zureichenden Bedüngung nöthige Vieh ankomme! und stellt diesen Satz S. 163 sogar in einer algebraischen Formel dar. S. 169 handelt er von den *Graden* des Gleichgewichts! — Der Vf. hätte doch etwas von den vielen guten Schriften, die wir über das Verhältniss der Viehzucht und des Futtergewinnes zum Fruchtbau haben, wissen sollen! Irgend eine neue, oder in ein helleres Licht gestellete Idee, irgend eine praktische Belehrung wird man in dem Buche vergeblich suchen. E.L.W.

Penig, b. Dienemann u. Comp.: *Oekonomisches Rechenbuch nebst Formularen zu allen Rechnungen, die man bey grossen Landgütern zu führen hat;* zum Gebrauch für Landwirthe, herausgegeben von einem Oekonomen *C. D. T.* 1804. 299 S. 4.

Es ist unbezweifelt, dass selbst bey den kleinsten Gütern Buch und Rechnung, wenigstens ein Diarium über Einnahme und Ausgabe, geführt werden muss. Ohne solche Aufzeichnungen kann man ohnmöglich am Ende des Jahres den Vortheil oder Schaden des Geschäftes berechnen. Bey den eigentlichen Bauern oder kleinen Gutsbesitzern ist aber dieses grosse Mittel wirthschaftlicher Ordnung so lange nicht allgemein einzuführen, als es in den mehresten Gegenden diesen Leuten noch an allen Fähigkeiten und Hülfsmitteln dazu gebricht. Bey grossen Gütern lohnt es sich um so mehr der Mühe, Buch und Rechnung genauer zu führen, je grösser das Capital ist, welches zur Vorlage und Unterhaltung erfodert wird. Hier muss die Berechnung in die einzelnen Rubriken übergehen, weil diese schon für sich einen beträchtlichen Nutzen abwerfen, oder zu einem wesentlichen Schaden führen können. Detaillirte Berechnungen geben daher dem Gutsbesitzer eine wahre Uebersicht des ganzen geführten Geschäfts, und diese Uebersicht muss ihm zur Grundlage der Verbesserungen für die künftigen Jahre dienen. — Die Tabellen und Berechnungen in dem hier vorliegenden Werke beziehen sich nicht bloss auf Acker- Wiesenbau und Viehzucht, d. h. man findet hier nicht nur Formulare für Acker- und Düngregister, Saat- und Aernteregister, Scheunen-, Dresch- und Bodenregister, aller Arten des Getreides, so wie Heu- und Viehregister über alle Gattungen häuslicher Nutzthiere etc., sondern auch alle Vorlagen und Entwürfe für Bierbrauereyen, Brantweinbrennereyen, Fischerey, Holzanbau, Ziegel- und Kalkbrennerey, Geld- und Getreidezinsen, Obstbau, zahme und wilde Baumzucht.

„Es werden gewiss“ (sagt der Vf. in der Vorr. S. V) wenige Landwirthschaften seyn, bey welchen man die Pflugart und die verschiedene Düngung der Felder aufschreibt, und gleichwohl ist diess eine sehr nothwendige und nützliche Sache; denn so kann man dadurch nicht allein den Unterschied und den Nutzen unter seichtem und tiefem Pflügen und unter Eineggen und Unterpflügen der Saat aus eigener Erfahrung lernen, sondern man wird dadurch zugleich auch belehrt, was Rind-, Pferd- und Schaafmist, Kalk u. d. m. in den verschiedenen Erdarten für Nutzen leisten, und wie man die eine oder andere Sorte von Dünger auf diesen oder jenen Ländereyen, mit mehrerem Vortheil als auf andern, gebrauchen könne, auch ob diese Düngmittel bey den darauf erbauten Körnerfrüchten, z. B. Weizen und Gerste, wie viele Landwirthe vorgeben, wirklich einen widrigen Einfluss auf die Güte dieser Getreidearten beym Backen und Brauen haben oder nicht, und ob die eine oder die andere Art Frucht, nicht durch die eine oder die andere Art von Dünger weit mehr und bessere Früchte liefern.“ Rec. unterzeichnet ganz des Vfs Bemerkung; es ist zu dem Ende nothwendig, an allen Registern und Tabellen am Ende einen beträchtlichen Raum für Bemerkungen zu lassen, die ein denkender Wirthschafter sich zur Notiz für die Zukunft bey Seite legen muss, um sie bey den künftigen Jahren in seinen früheren Rechnungen nachschlagen zu können. Besondere Tabellen in jeder Rubrik hierüber zu führen, wäre mit zu vielem Zeitaufwand verbunden, und machte entweder für besondere Arbeiter zu kostspielige Auslagen, oder raubte dem Verwalter zu viele Zeit, die er allenthalben zu den Localbesichtigungen nöthig hat. Eben so hätten auch *hier* die Schemata mit weniger Papieraufwand vorgelegt werden können; denn warum sind z. B. die *Dresch-* und *Bodenregister* für jede Fruchtgattung abgedruckt, da immer die *nämliche Registerform* bleibt? Die *Handwerkstaxe* ist ohne Nutzen; der Preis ist in jeder Gegend anders; der Anfänger und Unkundige muss über solche Gegenstände redliche Nachbarn zu Rathe ziehen, welche ihn die Taxen lehren. Bey Beschreibung der zum Reiten und Fahren gehörigen Geschirre und Kutschwagen, findet man hier und da nützliche Bemerkungen, aber der englische Sattel will dem Vf. nicht gefallen; „sein Sitz sey glatt wie ein gefrornes Stück Eis, ohne die geringste Haltung, hart wie ein Bret, und ohne alle Bequemlichkeit“. Die Brennereyregister sind gut eingerichtet: aber die Besoldung des Brenners und der Tagelöhner ist weder hier noch in der Rubrik von dem Gesindelohn verrechnet, der Quartalstatus sagt auch nichts davon. — *Thaers* Annalen hätte der Vf. bey seinen Entwürfen hier und da mit mehrerem Vortheile der Leser benutzen sollen. Bh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JUNIUS, 1804.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

London, b. Philips: *Pien Hoe-Te, or, of lateral Lines an interpretation.* An Explanation of the elementary Characters of the Chinese; with an analysis of their ancient symbols and hieroglyphics, by *Joseph Hager*, D. 1801. Ausser der Vorrede 119 S. Fol. *)

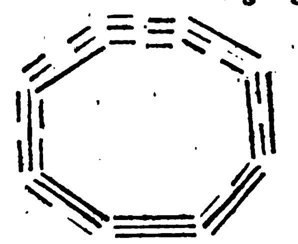
Dieses mit wahrer typographischer Pracht auf Velinpapier gedruckte, und überall mit den Originalcharakteren und mit saubern Kupferstichen und Holzschnitten versehene Werk, welches der Officin des T. *Bensley* in London Ehre macht, ist die Einleitung zu dem grofsen chinesischen Lexikon, an welchem Hr. Dr. *Hager* jetzt in Paris arbeitet.

Die chinesische Sprache und Schrift ist bisher wegen der mannichfaltigen dabey vorkommenden Schwierigkeiten in Europa fast gänzlich unbekannt geblieben. Zwar besteht seit langer Zeit, auf Kosten der römischen Propaganda ein chinesisches Collegium in Neapel; aber da die Absicht desselben blofs dahin geht, Missionare für China zu bilden, so hat die Verbreitung der chinesischen Sprachkunde wenig dadurch gewinnen können. Mehr ist für sie durch die sorgfältigen Untersuchungen eines *Deguignes*, eines *Amiot* und *Cibot*, eines *Bayer* und *Fourmont* geleistet worden; aber alle diese gelehrten Sprachforscher haben entweder das Chinesische nicht in den Originalcharakteren geliefert, oder doch keine Regeln, wie es gelesen werden soll, angegeben. Wir werden daher den Lesern der J. A. L. Z. einen Gefallen erzeigen, wenn wir ihnen einen getreuen Auszug aus diesem in Deutschland noch seltenen Buche mittheilen.

Fo-hi, der erste Kaiser von China, wird gemeiniglich für den Erfinder der Schrift in China gehalten; bis zu seiner Zeit wurden knotichte Stricke, so wie vormals in *Peru* und noch jetzt in *Chile*, zur Mittheilung der Gedanken an Abwesende gebraucht. Spuren derselben scheinen sich noch unter andern in der chinesischen Astronomie, und in den chinesischen Rechen-Instrumenten, *Suon-puon* genannt, erhalten zu haben; und es ist wahrscheinlich, dafs *Pythagoras* auf seiner Reise nach Indien den *abacus* von den Chinesen entlehnt habe. — Die ersten Charaktere waren zwey Linien, eine zusammenhängende und eine getheilte,

——— — —

welche die zwey chinesischen Principien *Yang* und *Yn*, oder das *Vollkommene* und das *Unvollkommene*, *Himmel* und *Erde*, das *Männliche* und das *Weibliche* vorstellten. Durch verschiedene Verbindungen dieser ersten Linien wurden das berühmte *Kua* oder die *acht Trigramme* hervorgebracht, welche die acht Elemente, vier männliche und vier weibliche, bezeichneten, und dem Volke auf den öffentlichen Plätzen in folgender Gestalt vor Augen gelegt wurden.



Diese bilden den Text des ersten classischen Buchs bey den Chinesen, welches unter dem Namen *Ye-king* bekannt ist. Nach der Einführung der *Trigramme* des *Fo-hi* erfand sein Nachfolger *Xin-nung* (liefs *Chin-nung*) 64 *Hexagramme*, wodurch er die Bedeutungen der *Trigramme* zu erweitern suchte, indem er aus jedem der *Trigamme* durch verschiedene Stellung der Linien acht verschiedene Zusammensetzungen machte. Diese *Hexagramme* sollen den ganzen Umfang des menschlichen Wissens enthalten, und werden für die ältesten Hieroglyphen der Chinesen angesehen. Sie wurden, nach der gewöhnlichen Meinung der Chinesen, ausschliesslich gebraucht, bis der nachfolgende Kaiser *Hoang-ti* an ihre Stelle andere Charaktere einführte. Von diesen Charakteren hat *Kircher* in seiner *China illustrata* P. VI. c. 3 einige, aber grobe, Zeichnungen geliefert. Mehrere Charaktere dieser Art sollen bey andern Veranlassungen erfunden, und theils in den kaiserlichen Befehlen, theils in öffentlichen Inschriften, theils in Heyraths-Contracten u. s. w. gebraucht worden seyn, von welchen

*) Wir erhielten zwey Beurtheilungen dieses seltenen Werkes, beide von berühmten Kennern der chinesischen Sprache und Literatur verfafst. Da der erste sich blofs auf eine zusammenhängende Relation des Hauptinhalts eingeschränkt, der zweyte hingegen mehr die Prüfung des Einzelnen zu seinem Zwecke gewählt hatte: so achteten wir es für Pflicht, beide Recensionen, welche die verschiedenen Zeichen am Schlufs unterscheiden, zu Einem Ganzen zu vereinigen.
Das Directorium der J. A. L. Z.

chen aber doch manche mit den erdichteten Alphabeten des Adam, Enoch und Seth in eine Classe zu setzen seyn dürften.' Aus der Aehnlichkeit, welche diese Charaktere mit den noch jetzt gebräuchlichen neuen chinesischen Schriftzügen haben, erhellt indessen, dass nicht alle erdichtet sind, so wie auch aus mehreren auffallenden Beyspielen sich ergiebt, dass sowohl die alten, als die neuen chinesischen Charaktere ursprünglich aus der natürlichen oder symbolischen Abbildung der Objecte, welche sie andeuten, entstanden sind. Bey dieser Gelegenheit liefert der Vf. eine Abzeichnung der ältesten in China bekannten Inschrift, die er den persepolitanischen in Ansehung ihres Alters an die Seite stellt, welche in einen Felsen bey der Quelle des Flusses *Hoang-hu* eingegraben ist, und nach der allgemeinen Tradition dem *Ta-yu* zugeschrieben wird.

Darauf prüft der Vf. die zuerst von *Kircher* in Anregung gebrachte, und nachher von mehreren Gelehrten, auch von *Deguignes* angenommene, von andern aber, besonders von *Cibot* in den *Memoires des Miss. de Pecking. Vol. IX*, *p.* 338 ff. widerlegte Meinung, dass die chinesischen Charaktere mit den ägyptischen Hieroglyphen verwandt seyen. Obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, dass eine Art von Verbindung in den ältesten Zeiten zwischen beiden Nationen statt gefunden habe: so beweiset doch nach dem Vf. die Vergleichung beiderley Schriftarten mit einander hinlänglich den Ungrund jener Behauptung. Wenn inzwischen die älteste chinesische Schrift nichts anders als eine Vorstellung der Objecte selbst gewesen ist, so ist eine Aehnlichkeit derselben mit den ägyptischen Hieroglyphen nicht abzuläugnen, wiewohl daraus allein noch nicht folgt, dass die eine Nation von der anderen ihre Schrift entlehnt haben müsse.

Nach den oben erwähnten ältesten Charakteren waren die gewöhnlich sogenannten *Chuen-tsu*-Charaktere im Gebrauch, welche noch jetzt in Inschriften, Titeln, Siegeln etc. zuweilen vorkommen. Sie stimmen mit der jetzigen chinesischen Schrift, wie das *Estrangelo* mit dem Syrischen, oder das *Kufische* mit dem Arabischen, überein.

Die neue, jetzt übliche, chinesische Schrift soll, wie man gemeiniglich annimmt, über 80,000 Charaktere enthalten, allein die Kenner derselben versichern, dass eine Bekanntschaft mit 10,000 Zeichen hinreichend sey, um jedes Buch zu lesen. Sonderbar contrastirt mit dem Reichthum an Schriftzügen die Armuth der Sprache, die nur 350 Wörter, lauter einsylbige, hat, aber eben dieser Mangel an Wörtern nöthigt die Chinesen, durch verschiedene Töne den Wörtern verschiedene Bedeutungen beyzulegen, und diese verschiedenen Töne durch besondere Schriftzeichen anzudeuten: daher denn die Zahl derselben zu einer so grossen Summe anwächst. Diese Schriftzüge, welche bekanntlich perpendicular geschrieben werden, sind auch den *Japanern* und mehreren andern Nationen eigen, obgleich sie eine andere Sprache haben, ja nach neuern Nachrichten erstreckt sich ihr Gebrauch bis nach *Pulo Condore*, so dass sie eine Art von *Pasigraphie* bilden. Indessen haben die meisten dieser Nationen neben den chinesischen Charakteren auch noch eine alphabetische Schrift, und die Japaner sogar dreyerley Alphabete. (So hatten auch die alten Aegypter neben ihren Hieroglyphen eine alphabetische Schrift, wovon man unter andern auf den Mumienbandagen noch Ueberbleibsel findet.) Die grosse Menge der chinesischen Schriftzüge lässt sich auf 214 Elementarcharaktere zurückführen, welche vermuthlich die ursprünglichen und ältesten Charaktere waren, und daher, da jeder ein Wort bezeichnet, als ein Denkmal des Umfangs der Cultur und Kenntniss der alten Chinesen angesehen werden können. Sowohl diese ursprünglichen, als die aus denselben zusammengesetzten Charaktere werden in den chinesischen Wörterbüchern nach der Zahl der Linien, die sie enthalten, classificirt. Beym Lesen muss man, wenn man sich zuvor mit den 214 Elementarzügen bekannt gemacht hat, diese in den zusammengesetzten Gruppen, wo sie bald zur Rechten, bald zur Linken, bald oben, bald unten, grösstentheils willkührlich, gesetzt werden, aufsuchen, dann die Linien sowohl des Elementar-Charakters, als der ganzen Gruppe zählen, um sie in die gehörige Classe bringen zu können: daher allerdings eine lange Uebung dazu gehört, ehe man mit einiger Fertigkeit das Chinesische lesen kann.

Nach dieser Einleitung theilt der Vf. die 214 Elementar-Charaktere nach ihren verschiedenen Classen von 6 bis 17 Linien, nebst ihren Bedeutungen, mit.

Eine solche Entzifferung der chinesischen Charaktere, mit Kenntniss unternommen und mit Gründlichkeit ausgeführt, wäre denn freylich eine sehr wünschenswerthe und erfreuliche Erscheinung. Wenn sich aber Unwissenheit und Anmassung hinter einem solchem Werke verbergen, in der Hoffnung, hier, wegen der Unbekanntschaft des grösseren Publicums mit dem abgehandelten Gegenstand, unerkannt zu bleiben, dann ist es Pflicht für jeden, der ihn beurtheilen kann, zum Nutzen der Wissenschaft dagegen zu sprechen. — Diese Bewandniss hat es mit vorliegender Erklärung der chinesischen Elementarcharaktere, die sammt der vorangeschickten Einleitung für nichts Besseres, als für die Arbeit eines in den ersten Anfangsgründen unerfahrenen Schülers, gelten kann. Nachstehende Beweise mögen den Leser von dieser Behauptung überzeugen. — Da Rec. es sich zur Pflicht gemacht hat, alles, was er über asiatische und vorzüglich chinesische Literatur sagt, mit Originalstellen zu belegen, so wird auch diess bey gegenwärtiger Beurtheilung geschehen; wenn es ihn aber zu weit von ihrem Zwecke abführen sollte, so wird er sich begnügen, die vorzüglichsten Wörterbücher anzuziehen, die fast in allen Editionen Seite auf Seite stimmen, und in den mehrsten grossen Bibliotheken zu finden sind.

Das erste Fehlerhafte, was sich in Hn. *H's.* Werke darbietet, sind die drey Charaktere des chinesischen

:hen Titels, die, so wie sie dastehen, alle drey gar ichts bedeuten, sondern diese Gestalt haben müssen:



. Lexicon Sinic. Çú-goéy Vol. XI yèu p. 97 b. — Vol. III ù p. 28 a. — Vol. XI yèu p. 28 b. — Aber diese Charaktere sind nicht allein falsch geschrieben, sondern haben auch einen ganz anderen Sinn, als ihnen Hr. H. unterlegt; denn der letztere yĕ bedeutet nicht, wie er meint, *an Explanation*, sondern wird n Wörterbuche *Çú-góey* (l. c.) durch die Worte *hiá chì yên ål chuèn kào chì yè* erklärt; d. i. *Exteranea et Sinica verba invicem explicare vel vertere.* Er bezeichnet also *übersetzen, dollmetschen*, und nicht *rklären.*

In der Vorrede giebt der Vf. zu erkennen, wie er schon *abundant materials for a Chinese dictionary* gesammelt habe, zu dem dieses Werk als Einleitung dienen soll. Was es aber mit diesen für eine Bewandniss hat, weiss man schon aus einem Briefe im *Asiatischen Magazin* (II. 79). „*Fo-hi, the first Emperor of China*, fängt Hr. H. seine Einleitung an, die eine höchst mangelhafte Geschichte der chinesischen Graphik enthält, (*who is not to be confounded with Foe, the religous sectary of India, otherwise called Buddha) is commonly said to have been the first inventor of writing in China; for until his time, knotted cords were used amongst the Chinese; as they also were amongst the Peruvians, when America was first discovered, and still are in Chile, where instead of lettres, cords of different colours and knots are sent, to indicate the business intended.... The first characters were two lines, an entire line and a divided one*" etc. — Diese ganze Erzählung ist höchst unvollständig und fehlerhaft, denn *Çang-kiĕ*, der nach einigen lange vor *Fŏ-hi* regierte, nach anderen ein Minister des *Hoáng-tí* war, (S. *Chou-king publ. par de Guignes. Disc. prélim.* p. LXXXV) und nicht *Fŏ-hi*, war der erste Erfinder der Schrift; die er nach den Fusstapfen der Vögel am Ufer eines Flusses bildete. Ferner sind auch die acht *kúa* keine wirkliche Schrift, sondern blosse Symbole der acht Elementarstoffe, und konnten also im gemeinen Leben nicht statt der Buchstaben gebraucht werden. *Fŏ-hi* erfand aber wahrscheinlich ausser diesen noch eine wirkliche Schrift, wenn gleich die ihn beygelegten *Lûng-shū* (S. *Kircheri China monumentis illustrata* p. 228) späteren Ursprungs sind; diess beweisen die *Lŏ-shū* oder sechs Regeln zur Bildung und Zusammensetzung der Charaktere, die von ihm herrühren und noch bis auf den heutigen Tag statt finden. Davon aber schweigt Hr. H. ganz, obgleich ihn eine bekannte Stelle aus dem *Kāng-mŏ* hätte darauf führen müssen. Sie lautet: FŎ-HĪ FORMAVIT OCTO KÚA, FECITQUE LITERAS LIBROSQUE. — *Tĕ Tái-háo virtus univit altum et imum; coelum conformatum erat avium ferarumque splendori; terra conformata erat τό Hô-tû et Lŏ-xū; inde erecto capite coelum, inclinato vultu terram et in medium omnium rerum naturam, intuens, incoepit octo kúa formare. Kuá consistunt tribus lineis, quae, cum duplicantur, faciunt LXVI kuá ad penetrandum spirituum praeclaram virtutem. — Fecit literas librosque in locum cordarum nodatarum ad leges statuendas. Harum literarum regulae sunt sex, scilicet* etc. — (*Tŏng-kién-kāng-mŏ. Çien-pien. Vái-ki* Vol. I *ù-ti-ki* p. 13 a. — S. *Yĕ-king* Vol. III *Hy-çú* *sect. ult. cap. I.* — *Mémoirs concernant les Chinois* Vol. IX p. 287).

Auch dieses Werk des Hn. H. ist voll der sonderbaren Hypothesen, die man in seinen Schriften zu finden gewohnt ist. So sucht er z. B. fünf Seiten hindurch zu beweisen, dass das *Hô-tû* und *Lŏ-xū*, das chinesische Rechenbret, die Gewohnheit die Kupfermünzen (*Catti's*) auf Schnüre zu ziehen, ja sogar die Art in den Sternbildern, die zu einer Constellation gehörigen Sterne auf den Himmelskarten durch gerade Linien zu verbinden, Ueberreste der oben erwähnten *geknoteten Schnüre* seyen. Bey dieser Gelegenheit giebt er wiederum seine wenige Kenntniss der chinesischen Charaktere zu erkennen, indem er (p. IX) den Charakter  *Y. ille. ipse. is. solus.* etc. durch *Stern* übersetzt; eine Bedeutung, die er nie gehabt hat, und dennoch citirt der Vf. in der Note *Ching-çi-tông* Trib. 2 N. 3! — Der Charakter  *Sing* bedeutet wohl *Stella, scintilla*, und wurde sonst so geschrieben , aber nie die eben angeführten drey Punkte. — S. *Çú-goéy* Vol. II *Çú* p. 6 und Vol. VI *xìn* p. 4, b. — *Chim-çú-tùm* Vol. III *Çù-xàng* p. 20 a. — und Vol. XV *xìn-xàng* p. 11 a. Von p. XII bis XIV vergleicht der Vf. die chinesischen Zahlen mit den römischen, und lässt sich durch eine mühsam ausgeklaubte Aehnlichkeit, die in der That nicht statt findet, zu grossen Hypothesen verleiten. Denn er sucht nichts Geringeres darzuthun, als, *dass Pythagoras seine Weisheit aus China geholt habe!* u. s. w. Diess möchte noch als eine curieuse Disquisition hingehen, allein p. XIII sagt er: „*The ancient character by with the Chinese expressed five is X or ten between two lines; indicating as it were, by it, that the number ten is divided in two, thus,*"  und in der Note citirt er *Çú-goéy*

goëy Vol. I. — So grundlos auch diese Behauptung an sich ist, denn sowohl der jetzige Charakter für *fünf* als auch der, den Hr. *H.* anführt, (welcher, beyläufig gesagt, bey weitem nicht der älteste ist, sondern zur Schriftart *Li-tse* oder *Li-shu* gerechnet wird, die einige hundert Jahre vor Christi Geburt erfunden wurde) ist nicht *so* zusammen gesetzt, indem das Kreuz in diesem ein liegendes Maltheserkreuz ist, welches nicht *zehn*, sondern *y*, *herbas praecidere* etc. bedeutet: so ist dennoch das Citat viel unrichtiger, weil im ganzen *Çû-goëy* nichts von dieser Erklärung zu finden ist, die allein in des Vf's Kopf entstanden. Das *Çû-goëy* giebt folgende Erklärung von dem Charakter 五 *gù*, fünf.

Juên kú çiĕ, gù xàng xing, (Xuĕ-vên) gù lìng yè. (Kuàng-yún) ſù yè. (Çéng-yún) chūng ſú yè. (Yĕ, hý çû) tiĕn ſú gù, tý ſú gù. — Yéu ſing. — Yéu tý gù fŏ ſing. — i. e. *Voces juên et kú dividendae, pronuncia gù cum accentu xáng (inde gù) Lexicon Xuĕ-vên ait: quinque ſunt elementa. Kuàngyún: eſt numerus. Çéng-yún: eſt medius inter numeros. Tractatus hý çû libro yĕ king annexus ait: Coelo ſunt quinque numerorum, terrae ſunt quinque numerorum. — Item eſt nomen proprium. — Item eſt quintae veſtis duplicatae verbum* etc. — Was der Vf. von p. XIX bis L über die älteren Charaktere beybringt, ist eigentlich die beste Partie des ganzen Buches; er liefert hier Proben von manchen bisher noch unbekannten Schriftarten, aus dem 15ten Band einer chinesisch-japanischen Encyklopädie, betitelt *Sān-çâi-tû*, die Hr. *Titsing* aus Japan mitgebracht hatte. Dennoch finden sich mehrere Unrichtigkeiten darin. So sind z. B. die Charaktere *poëy* (nicht *pi* wie der Vf. schreibt) und *mìng* (p. XXXVII) ganz falsch geschrieben. Diess ist auch der Fall mit dem Charakter



yù (dem Namen des Kaisers *yù*) der, so oft er vorkommt, auf verschiedene Art, und stets fehlerhaft, geschrieben ist. Man bemerkt überhaupt beym ersten Anblick, dass die mehrsten Charaktere, welche der Vf. selbst gezeichnet hat, viel unrichtiger ausgefallen sind, als die, welche der Schriftstecher aus anderen Werken kopirte. — Die Zeichnung der Hexagramme der *Xin-nûng* ist sehr fehlerhaft, da hingegen die alten Charaktere aus der japanischen Encyklopädie musterhaft schön sind. — Die Schriftarten *Hûng-nì-chuèn*, *Fāng-chĕ* und *Kuei-kiii-vên* sind dem Rec. bisher noch unbekannt gewesen; nur hätte er gewünscht, dass Hr. *H.*, der besseren Vergleichung wegen, einige bestimmte Charaktere in allen diesen Schriftarten geliefert hätte. — Das Siegel des Inselkönig's von *Lieû-kiêu*, hat ebenfalls für den Geographen Interesse, wenn gleich die Charaktere auf demselben bekannt sind; weil es beweiset, dass dieser noch jetzt unter chinesischer Botmäsigkeit steht, indem er sonst wahrscheinlich keine mandshurische Schrift neben der chinesischen auf seinem Reichssiegel brauchen würde. — S. XXXVII findet man auch die erste Kopie der wichtigsten chinesischen Inschrift, die auf unsere Zeiten gekommen ist. Sie wurden von *Yü* (wahrscheinlich 2278 v. Chr. Geb.) am Ufer des *Hoâng-hô* errichtet, nachdem er die Ueberschwemmungen, welche ganz China zu vernichten drohten, abgeleitet und den grosen Strömen neue Betten angewiesen hatte. Der Vf. hat diess wichtige Denkmal ebenfalls aus der obenerwähnten japanischen Encyklopädie *Sān-çâi-tû* entlehnt, und vor etwa einem Jahre noch zwey andere Kopieen davon publicirt, die er in einem Manuscript des *P. Amiot* auf der Nationalbibliothek in Paris vorfand, und die nur wenig von jener abweichen. — Die wunderbare Behauptung, dass die Sprache der *Mân-cheû*, *the language spoken at Pe-king*, sey, kann wohl nur durch die Geschwindigkeit, mit welcher der Vf. arbeitete, entschuldiget werden.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Camburg*, b. Rösler: *Die ersten Blüthen meiner Phantasie*, von *C. H. G. Koechy*. 1803. 48 S. 8. (30 kr.) Der *junge* Vf. begann vielleicht mit einem „*Phoebe fave!*" liess aber, will Rec. hoffen, dass „*novus ingreditur sacerdos*" wohlweise weg. Doch ist er bescheidner, als die Hn. *Kapf*, *Weizmann*, u. s. w. die frechmüthig mit einem *Bande* sogenannter Gedichte auftreten, und liefert nur Weniges. Voran steht *der blinde Hirt* in poetischer Prose. Er „sah immerdar ins herrliche (Sonnen) Feuer, *um das wohlthätige Himmelslicht zu ergründen*" (!) Apoll erzürnte darüber (?) und verfinsterte seine Augen etc. Dann folgen vier Gedichte, der *Schäfer*, die *Ungetreue*, welche er, „*als die dunkle Nacht entwich, noch an seiner Brust hielt*" die *Minnesänger* in *ottave rime*, und das *Lob des Pferdes*. Letzteres hätt' er schwerlich besungen, wenn das *Weissische* Loblied einer Amazone auf ihres Geliebten Pferd, und *Ständlin's* kraftvolles Lied, das *Ross*, ihm beygefallen wären. Neue Gedanken, Bilder, Gleichnisse sucht man vergebens. Er spricht von „*silberwolkner* Bahn, von Ruinen, die

„*mahnend sel'ger Zeiten Wehmuth weh'n*"

er bittet den *Minnesang*:

„Nenne mir die unbekannte Macht,
„*Welche dich im düster'n Schleyer hält umflogen*"

und muthet dem *Abendroth'* an, ihm zu *funkeln*, *ob die Minnesänger* auf immer geflohn seyen?

Der *Anhang*: „*die Ruinen des Gleisbergs* vom Hn. Dr. *E. L. Loebel* in *Naumburg*" kommt den Koechyschen Versuchen an Schlechtheit gleich. *Her* und *hehr*, *wand* und *Felsenwand* sind gereimt, dem *Morgen* ist süsser *Lebensfunken entsunken*. — Doch genug! *Par nobile fratrum!*

— am.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JUNIUS, 1804.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

London, b. Philips: *Pien Hoe Te, or, of lateral Lines an interpretation* etc. by *Joseph Hager*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was der Vf. von S. LI bis LIV über die fünf Accente (*ù xim*) der chinesischen Sprache sagt, ist höchst mangelhaft und dürftig; was um so unverzeihlicher ist, da er hier gerade gute Vorgänger benutzen konnte, und in London selbst gewiss Gelegenheit genug hatte, sich von Leuten, die in China gewesen, mündliche Aufklärung darüber zu verschaffen, die in diesem Fall der beste Lehrer ist. Diesem Mangel kann Rec. in kurzem durch folgende sehr genaue Bestimmung der fünf *xing*, oder Accente, abhelfen, die er von einem Manne erhalten, der sich lange Zeit in China aufgehalten, und zu Canton das Chinesische fertig sprechen gelernt hat. 1) *Xáng-ping-xing*, oder der *hohe*, *gleiche* (weder steigende noch fallende) *Ton*, ist eigentlich die natürliche Articulation irgend einer Sylbe, wobey man weder steigt noch fällt, sondern wie man angefangen hat den Ton etwas producirt, ohne eben lange auszuhalten. Mehrere Leute unter uns gebrauchen den *xáng-ping-xing* wenn sie etwas aufzählen, z. B. *ein's — zwey — drey* etc. Des Singens muss man sich aber ganz dabey enthalten; nicht einmal so wie die mehrsten Prediger darf man singen, denn diese und viele Leute, wenn sie lesen, bringen eine wirkliche Note hervor, die man auf dem Clavier genau angeben kann. Diess ist aber in der That nicht der Fall, wenn der Chinese spricht: er scheint freylich immer mit der Sprache zu steigen und zu fallen, aber diess hat nichts ähnliches mit dem Singen, *ob es gleich in mehreren Schriften (auch in vorliegender) behauptet wird.* — Das Zeichen für diesen Accent ist ein Queerstrich, z. B. *kāo*, *chūng*, u. s. w. — 2) *Hiá-ping-xing*. *Der tiefe gleiche Ton*, wird wirklich tiefer ausgesprochen, als ob jemand eine männliche Stimme affectirt: doch ist der Unterschied nicht gar zu gross. Es versteht sich, dass man weder steigen noch tiefer fallen muss. Der *hiá-ping-xing* ist immer in den Sylben, die sich aspiriren lassen, aspirirt. Das Zeichen dafür ist ∧ z. B. *lô*, *môei* — und aspirirt *pô*, *tô*, *chû* etc. — 3) *Xáng-xing*, *der hohe Ton;* fängt hoch an, und fällt ohne zu produciren; als ob jemand zornig wird und kurz abgebissen *nein!* sagt. Das Zeichen dafür ist \ und aspirirt \, z. B. *keù Hund* — aspirirt *keù Mund*, *pù flicken* aspirirt *pù überall*. — 4) *Kiú-xing*, der *steigende Ton*, fängt etwas tief an und steigt, so dass er länger als die anderen Töne producirt, und manchmal noch mit einem Nachdrucke oder Zusatz begleitet wird, als wenn sich jemand über eine Nachricht sehr wundert oder *so?* sagt; wobey etwas ausgehalten und steigend mit der Stimme nachgestossen wird. Z. B. *king Gränze*, *Ende* — aspirirt *king glückwünschen*. 5) *Jĕ-xing*, *der eingehende Ton*, kurz abgebissen, als wenn jemand aus Furcht, oder durch einen bekommenen Stoss ∧ den Laut nicht ausführen könnte, den er angefangen hat. — Das Zeichen ist ˘, und aspirirt ˘ z. B. *chŏ Licht*, *Kerze*, — aspirirt *chŏ Vieh*, *pĕ weiss*, aspirirt *pĕ Körper*.

Man hätte erwarten können, dass Hr. H., nachdem er von den fünf Accenten oder Sylbentönen gesprochen hatte, auch Einiges über die 36 *xĕ* (*Consonanten*) und 44 *yún* (*Vocale*) beybringen würde, welche die chinesischen Grammatiker, in Ermangelung der wirklichen alphabetischen Zeichen, annehmen; allein davon schweigt er ganz, setzt also den, dem kein nach den 214 *pú* geordnetes Wörterbuch zu Dienste steht, nicht in den Stand, ein nach den Tönen geordnetes zu benutzen. — So sehr sich auch Hr. H. das Ansehen geben will, als habe er grosse Kenntnisse von der chinesischen Graphik, die dann schon eine mächtige Bekanntschaft mit der Sprache voraussetzen lassen: so widersprechen doch solche Stellen wie diese, dem ganz und gar: (p. LV) „*The Chinese characters, as is well known, are commonly written in a perpendicular direction; not from the bottom to the top, as Acosta asserts of the ancient Mexicans, but from the top downward, like the Mongols, neighbours of China, whose lettres have so stricking a similarity to the Syriac, and, according to Bayer are even derived from them. Wether, however, this custom, were adopted by the Chinese themselves from the ancient Syrians, it is impossible at present to decide.*" — Diess ist ja aber gar nicht schwer zu entscheiden, denn wir haben ja chinesische Inschriften, welche eben so alt und älter, als die syrische Schrift sind, die perpendicular geschrieben wurde: und hätten wir sie nicht; so könnte man doch mit Gewissheit behaupten, dass die Chinesen die senkrechte Art zu schreiben nicht von jenen angenommen, sondern sie selbst mit ihren Charakteren, die schon durch ihre ganze Zusammensetzung den Anlass dazu gaben, erfunden ha-

dabey aber nicht aufhören, der noch grössern Schönheiten von dem ehemahligen Genusse sind zu erinnern.

Bey der beträchtlichen Anzahl der in diesem Werke enthaltenen Aufsätze, kann sich Rec. auf keine Würdigung jedes einzelnen, oder auch nur mehrerer, einlassen. Manche Erzählung läst sich unterhaltend lesen, manche andere dagegen hätte füglicher wegbleiben können, wohin Rec. z. B. Th. I S. 263 *den eyerlegenden Ehemann*, und S. 292 *die eifersüchtige Wuth* zählt.

Die Manier des Vf's ist bereits aus ähnlichen Erzählungen bekannt, die er schon ehemals in einigen Zeitschriften geliefert hat. Soll Rec. indessen sein aufrichtiges Bekenntnis über dergleichen Producte der Literatur ablegen: so gesteht er einmal, dass er Bedenken trägt, wenigstens einer grössern, sehr gemischten, Sammlung derselben viel Glück zu versprechen. Ist nämlich ihr innerer Gehalt nicht vorzüglich gross, ihre Einkleidung nicht besonders anziehend: so entschädigen sie den gewöhnlichen Leser für die Mühe nicht, welche er auf die Aneignung weit entlegener und höchst fremdartiger Sitten, Gebräuche, Ausdrücke und Namen sogar, verwenden muss. — Für's andere aber würde Rec. grossen Anstand nehmen, den Zwittergeschmack, der in solchen Erzählungen und ihrer Darstellung statt findet, zu empfehlen. Behüte der Himmel, dass er je der allgemeinere Geschmack unserer unterhaltenden Schriftsteller werde! Immerhin verlege man den Stoff seiner Erzählungen in den Orient, oder entlehne ihn aus diesem, aber man lasse ihm seine, nur dem Gelehrten verständliche, und dem Forscher merkwürdige Sprache. Vorzüglich unangenehm aber ist es, die höhere morgenländische Diction mit der einfacheren des Abendlandes, oft an einer Stelle, nicht in die anziehendste Mischung zusammenfliessen zu sehen.

Diess alles indessen sind Fehler der Gattung, nicht dieser Schrift insbesondere; vielmehr giebt ihr Vf. gute Erwartungen, im Gebiete der Erzählung etwas Vorzügliches zu leisten, wenn es ihm gefallen sollte, eine minder gesuchte Behandlungsart dabey zu wählen, und gewisse Mängel und Härten des Ausdruckes zu beseitigen. Hier nur einige Belege dazu aus dem I Th. S. 84 heisst es: *ihn hart zu behandeln*, (ihm) *rauhe Verweise zu geben.* S. 248 *Sie selbst nahm einen Sitz auf dem Sopha ein, welches neben dem stand, worauf* (auf welchem) *ich mich befand.* S. 233 *Eines Abends, wo* (als) *er seinen Pallast verlassen hatte.* S. 263 *Ein türkischer Bauer merkte, wie* (als) *er eines Tages ein Feld urbar machen wollte.* — *Er fühlte, dass er von diesem Augenblicke* (an) *ein reicher Mann sey.* S. 85 *Mit einem Mädchen, die* (das) *eine vollkommene Schönheit war, und deren* (dessen) *Wuchs ihren* (seinen) *Reitzen entsprach.* Eine vollkommene Schönheit muss ja an sich schon in dem Besitze auch eines reitzenden Wuchses seyn. S. 177 *Tausend verwirrte Vorstellungen, die alle auf dieses Abentheuer Bezug hatten, durchkreuzten sich in seinem Kopfe, als der Glanz einer Erscheinung, deren Anblick ihn verblendete, ihn aus seiner Verwirrung riss, und seinen Augen die Gebieterin dieses Pallastes glänzend, wie der Blitz, der den ganzen Horizont erleuchtet, mit einem Mal enthüllte.* Der Undeutlichkeit zu geschweigen, da man nur mit Mühe einsieht, dass *die Erscheinung* und *die Gebieterin des Pallastes* ein und dasselbe sind, so dürfte auch das hier gewählte Gleichniss schwerlich die Prüfung eines geschmackvollen Kunstrichters aushalten. — S. 178 *Er fand auf seinem Wege tausend Venusse* (!) *die zum Dienst und zur Belustigung der Dame bestimmt waren, welche alle übrige* (durch ihre Schönheit) *verdunkelte.*

Doch genug! Der Vf. verräth zu viel Geschmack, als dass er dergleichen Uebelstände einer schnellen Feder nicht berichtigen, und in Zukunft vermeiden sollte.

—z—

Wien, b. Camesina: *Grammatica linguae Persicae, accedunt dialogi, historiae, sententiae et narrationes Persicae.* Opera et studio *Francisci de Dombay.* 1804. 114 S. gr. 4. (1 Rthlr. 20 gr.)

Diese persische Grammatik ist dem Grafen *Tolna* dedicirt, weil er auf seine Kosten eine Ackerbauschule (!) errichtet hat. In der kurzen Vorrede giebt der Vf. selbst von seiner Arbeit Rechenschaft: *„ea omnia, quae in grammaticis institutionibus Meninskii, Jonesii, Gravii, Ignatii a Jesu, Castelli, Angeli a S. Josepho, Podesta, Ludovici de Dieu, Vieyra, Moises, Gladwin et celebris Ferhengii Schuuri, ac Wehebii scitu digniora invenire integrum erat, in hanc isagogem congerere, quamque licuit, excerptas regulas exemplis illustrare studui."* Bloss das Verdienst des Excerpirens schreibt sich also der Vf. zu, und man muss ihm das Recht wiederfahren lassen, dass er treu excerpirt und nicht leicht etwas von Bedeutung ausgelassen hat, das er in den Arbeiten seiner Vorgänger fand. Da diese aber von sehr verschiedenem Gehalt, manche schlecht, die meisten mittelmässig sind: so läst sich auch leicht der Schluss machen, dass die Arbeit des Hn. *v. D.*, so viel Mühe sie ihm gekostet haben mag, die Wünsche der Liebhaber der persischen Sprache nicht befriedigen könne. Er handelt in achtzehn Kapiteln nach alter Weise *de literis Persarum, de nomine, genere, et numero, de casu, de comparativo et superlativo, de pronominibus, de verbo, de verbo substantivo esse, de conjugatione, de verbis irregularibus, de verbo negativo et passivo, de specie nominum, de figura nominum, de numeralibus, de adverbiis et praepositionibus, de conjunctionibus et interjectionibus, de syntaxi nominum, de syntaxi verborum, de syntaxi particularum.* Ueberall fehlt es an lichtvoller Ordnung, und an philosophischem Geiste. Der Grammatik sind persische Gespräche, Anekdoten, Sentenzen, Erzählungen mit der wörtlichen lateinischen Uebersetzung und eine Fabel ohne Uebersetzung angehängt. Diese Stücke sind recht gut ausgewählt, sie würden aber zweckmässiger und brauchbarer zur eigenen Uebung in der Sprache seyn, wenn ihnen ein kleines Wörterbuch beygefügt wäre. Und ein noch grösseres Verdienst würde sich Hr. *v. D.* um die persische Literatur erworben haben, wenn er, statt der schon bekannten Stücke, auserlesene Stellen und Auszüge aus noch ungedruckten persischen Handschriften geliefert hätte, deren manche wichtige und schätzbare, besonders aus der von *Schwachheimschen* Sammlung sich in der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien befinden.

ᴥ

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JUNIUS, 1804.

PÄDAGOGIK.

Berlin: *Bemerkungen über Pestalozzi's Lehrmethode*, Schulprogramm vom Director *Snethlage* zu Berlin. 1804. 117 S. 8.

Ausser den No. 129 aufgeführten Gegenschriften, welche die Pestalozzische Methode zu bekämpfen suchten, verdient die vorliegende noch eine besondere Berücksichtigung. Hr. *Sn.* will den Verdiensten Pestalozzi's, wie er verspricht, zwar nicht zu nahe treten, und erkennt die edlen Absichten desselben gern an; aber demungeachtet glaubt er die ganze Lehrart misbilligen zu müssen. Jedoch gesteht er (S. 4), dass es eine eben so grosse Anmassung verrathen würde, sich gleich durch die ersten Versuche blenden zu lassen. In Sachen dieser Art, fährt er (S. 5) fort, wobey es so viel Rücksichten giebt, kann nur die Erfahrung allein entscheiden, ob der neue Weg, den man einschlägt, sicherer und besser ist, als der alte, den man verläst, und nicht die Erfahrung einiger Monate oder Jahre, sondern — wenigstens eines ganzen Menschenalters. Eine solche Erfahrung, heisst es (S. 6), ist aber für die Ungeduld der Menschen zu langweilig, theils auch zu schwer anzustellen, und, setzt Rec. hinzu, schlechthin unmöglich. Denn einerseits ist die wahre Cultur des Menschen, als etwas absolut Inneres, nicht so leicht zu erkennen, noch weniger zu taxiren; andererseits aber ist und muss sie ja immer des Menschen eigenes Werk bleiben, und läst sich mithin nie zuversichtlich von etwas Aeusserm ableiten. Auch bey der schlechtesten Methode kann sich ein guter Kopf bilden, und umgekehrt; nur der Unterschied findet statt, dass die Erziehung im ersteren Falle blofs das Werk eines blinden Ungefährs ist. Allein wer wollte auch diesen unsichern empirischen Weg einschlagen, um das gesuchte Resultat zu finden! Denn wenn auch keine innere Erscheinung sich nach äusseren Wirkungen berechnen, noch weniger durch eine äussere Veranlassung erzeugen läst, so hängen doch alle Erscheinungen nach Gesetzen einer absolut innern Causalität zusammen; und wenn nun auf diesen *innern Zusammenhang* eine Methode, oder das Entfaltungsmittel, psychologisch richtig berechnet ist; so läst sich wenigstens genau angeben, ob es der Natur angemessen sey oder nicht; und findet sich dieses, so wird auch die Wirkung nur in den wenigsten Fällen unerwünscht ausfallen. Von dieser Seite war Pestalozzi's Methode vornehmlich zu fassen. Nicht also die Erfahrung *allein*, sondern eine vertrautere Bekanntschaft mit der innern Organisation des Menschen kann der sicherste Probierstein ihres Werths oder Unwerths seyn.

Diesen Massstab scheint Hr. *Sn.* zwar gesucht zu haben, indem er (S. 18) Pestal. den Vorwurf macht, dass seine Methode nur einseitig das Erkenntnissvermögen des Menschen, mit Vernachlässigung aller übrigen Seelenkräfte, in Anspruch nehme, und dennoch seine Methode als eine Verbesserung des gesammten Erziehungswesens ausgebe. Und (S. 59), dass Pestal. nicht das Begehrungsvermögen berücksichtiget habe. Aber dennoch scheint er diesen Massstab nicht gefunden zu haben. Denn, indem er hier zu beweisen hatte, wie die innere Entwickelung durch ein solches Einwirken auf die intellectuellen Kräfte des Menschen nur einseitig und verderblich wirken müsse, greift er sogleich zu dem psychologisch-anatomischen Schneidemesser, das überhaupt ein Nothbehelf unserer Pädagogen, die den Menschen mehr aus Compendien als in den Schulstuben und im Leben studiren, geworden zu seyn scheint; anatomirt die Seelenvermögen, und will vorerst eine scharfe Scheidewand zwischen ihnen gezogen wissen, um sie einzeln zu bearbeiten. Daher müssen wir Hn. *Sn.* auch zugestehen, sein Compendium viel besser inne zu haben, als Pestalozzi; aber ob er sich auf die harmonische und allseitige Entwickelung aller Vermögen so verstehe, als es von einem Beurtheiler des Pestalozzischen Systems zu erwarten ist, das müssen wir dahin gestellt seyn lassen. So viel aber können wir uns nicht bergen, dass, wenn Hr. *Sn.* ein Elementarbuch nach einem solchen Muster bearbeiten wollte, wie er S. 22 und 23 angiebt, er sich wenig Dank erwerben, und höchst wahrscheinlich etwas sehr Mittelmässiges liefern würde. Denn ein Elementarbuch soll, nach seiner Ansicht, eine Sammlung von Erzählungen und Beyspielen enthalten, die allein die Weckung und Belebung guter Gefühle und Gesinnungen zum Zweck haben, dem verschiedenen Alter der Kinder ganz anpassend eingerichtet seyn, sich auf die Aeusserungen des Begehrungsvermögens beziehen, und davon über jede derselben etwa zwey Beyspiele, ein gutes nämlich, und ein schlechtes geben sollen, um durch diesen Contrast den Eindruck auf das Herz des Kindes zu verstärken. Dergleichen Elementarbücher hat die deutsche Pädagogik in ziemlichen Quantitäten, worunter, zur Ehre derselben, noch einige das hier gegebene Ideal übertreffen möchten. Aber wo bleibt alsdenn — muss man immer fragen

gen — die intensive Entwickelung des Menschen, die Richtung des Menschen auf das Objective, welche ganz eigentlich die erste und vorzüglichste Vorübung der Tugend ist? In dieser Hinsicht schrieb Pestal. seiner Methode eine moralische Wirksamkeit zu. Aber darauf scheint Hr. *Sn.* nicht geachtet zu haben; deswegen musste auch sein zu hart und schnell abgesprochenes Urtheil einseitig und schief werden. Oder glaubt etwa Hr. *Sn.*, Tugend und Laster seinen Zöglingen einräsonniren zu können? — — so gelte es einen Versuch! Aber Rec. ist der Meinung, dass er durch dieses Mittel schwerlich etwas mehr, als moralisch-religiöse — Papageyen bilden werde.

Uebrigens geben wir dem Vf. vollkommen Recht, wenn er (S. 62) bemerkt, dass man in den neueren Zeiten, bey der Bildung des Kopfes, das Herz zu sehr vernachlässiget habe. Allein wenn er das vorzüglich von der Pestalozzischen Methode befürchtet, wenn er (S. 63) Pestal. vorwirft, dass er seine Schüler nur in Auffassung der Verhältnisse übe, und nun glaube, dass der Schüler dadurch veranlasst werde, seine Verhältnisse mit denjenigen anderer Menschen zu vergleichen, und bey Ueberlegenheit der erstern vielmehr Unzufriedenheit und Egoismus zu unterhalten (!): so weiss man doch wirklich nicht, wie Hr. *Sn.* als ein denkender Schulmann einer solchen barocken Aeusserung fähig war. Ueberhaupt scheint er eben kein grosser Freund der Zahl- und Maassverhältnisse zu seyn. Denn S. 65 sagt er: „die Gewohnheit Alles zu berechnen und auf die kleinsten Theile zu bestimmen, giebt dem Menschen eine Einseitigkeit, die ihn unfähig macht, in einer Welt, worin tausend Zufälligkeiten, die sich gar nicht berechnen lassen, ihn umgeben, mit Muth, Entschlossenheit und Erhabenheit zu handeln, die sich über alle Berechnung der Verhältnisse hinaussetzen muss, wenn sie unsere Bewunderung erregen soll" u. s. w. Diess zeigt er in den folgenden durch Beyspiele aus der Geschichte, durch — die Schlacht bey Thermopylä und Salamis, durch die Treffen von Morgarten, Sempach und Wesen, durch das Beyspiel Luthers, Frankens und anderer grossen Männer, die alle darum gross wurden, weil sie — nicht ihre Verhältnisse berechneten, sondern nur mit Entschlossenheit handelten. Die allzufühlbare Einseitigkeit und Schiefheit wird noch frappanter durch die (S. 64) hingestellte Behauptung, dass dadurch ein schädlicher *Egoismus* genährt werde, der am Ende eine *Zerrüttung aller bürgerlichen Ordnung* (o weh!) zur Folge haben könne; (dennoch verstatteten, wie dem Vf. aus der alten Geschichte bekannt seyn muss, die griechischen Weisen ihren Lehrlingen nicht eher den Zutritt in ihre Hörsäle, als bis sie durch den Vorhof der Geometrie gegangen waren), und durch den seltsamen Wahn, mit einem frommen Bibelsprüchlein (S. 73) unendlich viel mehr wirken zu können, als mit Pestalozzi's ganzer Methode!

S. 81 sucht er darzuthun, „dass unsere (wessen?) bisher bestandene Pädagogik den Vorzug behaupte;" denn wir Deutschen suchen alle intellectuellen Fähigkeiten zugleich zu entwickeln, Pestal. schärfe vorzüglich das Auge und das Vermögen, die Verhältnisse zu bemerken". Es müsste interessant seyn, wenn der Psycholog Hn. *Snetlage* sonnenklar vor Augen legte, dass Hr. *Sn.* bey seinem Denken selbst nichts Anderes thue, als Verhältnisse bemerken und combiniren; und dass er gut Pestalozzianisch verfahren würde, wenn er dasselbe auf die rechte Weise lehrte. „Wir bemühen uns den Menschen schon früh für den Staat und die besonderen Verhältnisse, worin er künftig leben soll, recht brauchbar zu machen; Pestal. scheint einen solchen Unterschied nicht zu machen, sondern den einen wie den andern behandelt wissen zu wollen". Die Antwort hat Pest. bereits drey Jahre früher pränumerirt, denn S. 308 seiner Briefe an *Gesner* sagt er: „Ich bin es zwar nicht in Abrede, dass eine solche Methode (wie die nämlich, wovon Hr. *Sn.* spricht), gute Schneider, Schuhmacher, Kaufleute und Soldaten hervorbringen könne; aber das bin ich in Abrede, dass sie einen Kaufmann oder Schneider hervorbringen könne, der im hohen Sinn des Worts ein Mensch ist."

Uebrigens werden die vortheilhaften Zeugnisse mehrerer Männer von Einsicht hier noch durch den Machtspruch entkräftet, dass sie *voreilig* und *partheyisch* seyen. Damit ist aber nichts gewonnen, indem es ein jeder ja Hn. *Snetlage* auch wieder zurückgeben kann. In der ganzen Schrift ist Wahrheit, die jedoch seltener den eigentlich zu untersuchenden Gegenstand trifft, mit Irrthümern auf eine seltsame Weise verschmolzen. Es wäre gut, der Vf. wäre tiefer eingedrungen, und hätte sich durch eine unzeitige Wärme nicht zu Uebertreibungen und Schiefheiten verleiten lassen. Es liessen sich noch viele Stellen aufzählen, worin er sogar mit sich selber in dem auffallendsten Widerspruche sich befindet. *Sed jam satis.*

A[x].

NEU-STRELITZ, b. Albanus: *Ueber zweckmässige Einrichtung der öffentlichen Schul- und Unterrichtsanstalten, als eines der wirksamsten Beförderungsmittel einer wesentlichen Verbesserung der niedern Volksclassen*, mit vorzüglicher Rücksicht auf Mecklenburg. Von *Karl Wilhelm von Türk*, Herzogl. Mecklenburg. Strelitzischer Kanzeleyrath und Mitglied der Schulcommission. 1804. 271 S. 8. (1 Rthlr.)

Ob die Bildung des Menschen zum Bürger eine Angelegenheit des Staats sey, oder ob sie als ein entbehrliches Kunstwerk von ihm übersehen, dem Zufall oder dem Gutdünken des Menschen, etwa wie sein Gewerbe, überlassen werden könne: darüber, sollte man glauben, würde sich nur Eine Stimme hören lassen. Denn wo sollte sich wohl unter Staatsgelehrten auch nur Einer finden, der, abgesehen von den Pflichten des Staats, nicht Alles, was den Zuwachs an Kräften und innerem Vermögen des Menschen bewirkt, für eine Art der Vergrösserung des Staatsvermögens ansehen sollte? — Und

doch

doch, trotz den unzähligen Klagen, welche die Schriftsteller seit länger, als zwey Decennien, unaufhörlich geführt haben, noch immer so schlechte Schulen-Verfassung in so manchem deutschen Reichslande! Worin liegt der Grund dieses Uebels? Sollten unter den so vielen Staatsmännern, die sonst das Ruder so geschickt zu führen wissen, so wenige seyn, welche von dem Werthe eines Gegenstandes sich überzeugt hätten, den die menschliche Natur so laut, und mit so grossem Recht zum Wohl des Staats fodert? Oder sollte es an Kenntniss der Organisation fehlen? Oder an den äussern Hülfsmitteln zur Ausführung guter Plane mangeln? — Leider! liegt der Grund des Uebels in diesen drey Vermuthungen. Bald wird die Aufklärung (der Zuwachs an Kenntnissen und Gebrauch der Geisteskräfte!) als die politische Pest angesehen; bald fehlt es bey besserer Einsicht und bey guter Neigung zum Besseren, am Besten —; bey einigen mag es eigentlich an den zur Organisation des Schulwesens nöthigen Kenntnissen fehlen, indem ohne Eigendünkel schwerlich die Einbildung bestehen kann, dass nicht jeder deutsche Staat wenigstens Einen Mann besitze, der diesem Geschäfte völlig gewachsen wäre.

Wenn wir die Literatur der Schulpolizey überblicken, so findet sich, dass das Thema der Aufklärung fast erschöpft ist. Es ist kaum zu glauben, dass nach so unzähligen Versuchen in dieser Sache nun noch mit Schriften in die bisher verschlossenen Gemächer gedrungen werden könne: von der Dunkelheit leben manche Standespersonen zu gemächlich, als dass sie das beschwerliche Licht nicht auslöschen sollten. Weniger ist das Thema der Organisation, am wenigsten aber das der pecuniären Fundirung, der Eröffnung der Quellen, bearbeitet.

Was sich der Vf. der vorliegenden Schrift zum Zweck gemacht hat, lehrt ihr Titel; auf welchem Weg er zum Ziel hinschreitet, wird die Angabe ihres Inhalts, und was er Vorzügliches geleistet oder übergangen hat, werden unsere eingestreuten Bemerkungen zeigen.

Im 1 Abschnitt handelt er von dem gegenwärtigen Zustande des Bürgers und Landmanns im Stande der Kindheit und des erwachsenen Alters. In dieser Schilderung erscheint der Landmann als ein schmutziger, dummer, bösartiger Mensch: der Grund davon liegt (nach dem Vf.) theils in der verkehrten Erziehung der Aeltern und Lehrer, theils in dem Mangel des Interesse aller Behörden für dieses Geschäft, insbesondere des Staats. Der 2 Abschnitt giebt eine kurze Uebersicht über die Verbesserungsmittel, und diese sind in den folgenden Abschnitten einzeln betrachtet. Nämlich der 3 Abschnitt handelt von Anordnung eines General-Schulcollegiums und einiger untergeordneten Behörden. Das erste werde in der Hauptstadt des Landes errichtet, bestehe aus 3 Gliedern, geistlichen, weltlichen und pädagogischen Standes, welche (in kleinen Ländern) zugleich andere Staatsbedienungen haben können.

Ferner werde in jeder Provinzialstadt eine Schuldeputation angeordnet. Auf dem Lande habe der Geistliche die Inspection. Der Ressort einer jeden Stelle ist S. 45 ff. auseinandergesetzt: aber weder vollständig, noch völlig deutlich; denn viele Fragen über die Formen ihrer Geschäfte und über ihren Zusammenhang sind noch übrig geblieben. Der 4 Abschnitt spricht von der Bildung fähiger Lehrer, ihrer anständigen Versorgung und Aufmunterung. — Was hier von den Mängeln der bisherigen Bildung für Lehrstellen in den Gymnasien gesagt wird, und wie diesen abzuhelfen sey, reicht bey weitem nicht zu, es hätten noch viele andere Mängel gerügt werden sollen. Ist es wohl recht, dass man, wie gemeiniglich, *nur* auf Theologen oder höchstens Philologen Rücksicht nimmt, dass man so wenig darauf siehet, was diese für die Erziehungskunst gethan haben, wenn sie nur gute Sprachkenntnisse besitzen? In jedem gut eingerichteten Gymnasium sollte z. B. auch ein Lehrer seyn, der das Cameralwesen mit dessen Hülfswissenschaften studirt hat. Denn da schon an sich der Unterricht in dem Wesentlichen der Gewerbe jedem künftigen Staatsdiener mittel- oder unmittelbar nützlich seyn wird: so muss der Camerallehrer doch auch so viel von Mathematik verstehen, dass er den Schulunterricht auch in diesen Fächern ohne Anstand zugleich wird ertheilen können. Der Vf. war nahe daran, diesen Gedanken zu haben (S. 132). Nun kann auch einem grossen Mangel dadurch abgeholfen werden. Welch' ein Nachtheil war es nämlich bisher fast durchgehends, dass in den obersten Classen der Gymnasien keine Encyklopädien gelehrt wurden! Wie sollen sich denn die Zöglinge für ein oder das andere Fach aus richtigen Gründen bestimmen? wie ihr Studium überblicken und leiten? Auf Universitäten ist das alles meistentheils schon zu spät. — Auch von einer andern Seite übersiehet der Staat so oft Mittel zur Bildung der Lehrer. Werden nicht den Schule haltenden Candidaten der Theologie Grundsätze, wie Methode, völlig ihrer Willkühr überlassen? Ein doppelter Fehler, für Lehrer und Kinder! So wenig Rec. gemeint ist: diesen Candidaten Eintrag zu thun; so wenig würde er es nachlassen, dass jeder, der Schule halten, selbst den sogenannten Privat- oder Hausunterricht geben will, in den Fächern, in welchen er ihn geben will, seinen Kenntnissen sowohl, als seiner Methode nach geprüft werde. Das erste Examen muss die Kenntnisse, ein zweytes nach einiger Zeit die Methode betreffen. Was ist aber ein gewöhnliches theologisches Examen? — Ueber die Bildungsanstalt für Lehrer der Primärschule und der untern Classen in den Städten, sagt der Vf. mehr und vieles Gute. Er verwirft die Schullehrer-Seminarien: aber das, was sie ersetzen soll, ist unvollständig beschrieben. Es hätte hieher gehört: mit welchen wissenschaftlichen Zweigen sie sich besonders beschäftigen sollen, und in welcher Stufenreihe; worin der Unterricht, den sie ertheilen, bestehen solle; wie die Zweige dieses Unterrichts auf einander folgen sollen; wie die Lehrer

ter der Gymnasien und Stadtschulen dabey mitwirken, wie die Seminaristen einander ablösen könnten etc. Mit der anständigen Versorgung der Lehrer meint es der Vf. herzlich gut, und so wie er überhaupt einen vortrefflichen Charakter durch die ganze Schrift blicken läfst, so besonders hier. Er theilt gehörige Besoldungen und Emolumente aus (worunter Rec. die Steuerfreyheit nicht zählen möchte), und thut sonst sehr gute Vorschläge für die Aufmunterung der Lehrer. (Rec. hätte aber unter diesen auch Prämien gesucht. Diese Lehrer-Prämien sollten nach der Mehrzahl der erwünscht-unterrichteten Knaben, die Schüler-Prämien hingegen nach der persönlichen gröfsten Auszeichnung dieser ausgetheilt werden. Jene könnten in einem kleinen, von Allen zurückgehaltenen Theil, der ihnen eigentlich zugedachten Besoldung bestehen. Z. B. Statt dafs 3 Lehrern 1200 Rthl. gezahlt würden, könnten die fixen Gehalte 1150 Rthl. betragen, und eine Prämie von 50 Thalern demjenigen, der die meisten Verdienste im Examen gezeigt hat, ausgezahlt werden; bey gleichem Verdienst könnte auch gleiche Eintheilung statt finden, oder proportionirte etc. Um jedoch der Autorität der Lehrer keinen Abbruch zu thun, könnte öffentlich die allgemeine Zufriedenheit der Schulcommission mit den Lehrern geäufsert werden.) Nun wünschte Rec. für die reichliche Ausstattung der Lehrer auch die Quellen eröffnet zu finden; aber wie erschrak er, als er S. 79 las: „Man wird mir einwenden, woher die Fonds zu diesen beträchtlichen Ausgaben für Gehalt und andere Verbesserungen? Die Antwort davon liegt aufser den Grenzen meiner Schrift"! Sollte der Vf. wirklich glauben, dafs ohne Hebung dieses Hindernisses alle noch so schönen Vorschläge praktischen Werth haben? — Der 5 Abschnitt giebt eine dem Gang der Natur angemessene Methode und bestimmt die zweckmäfsige Wahl der Gegenstände. Jene ist im Ganzen eine glückliche Verbindung der *Olivierschen* mit der *Pestalozzischen;* die letzte erstreckt sich auf Sprachen, Kunstfertigkeiten und Religion. Der ganze Abschnitt ist Product eines scharfsinnigen Nachdenkens, und sehr Vieles zweckmäfsig: nur müssen aber freylich auch die Lehrer zu dieser Methode erst gebildet werden; besonders die in den niederstẹn Schulen. Vortrefflich ist, was der Vf. von den Kunstfertigkeiten vorbringt. Es ist gewifs, dafs das Kind dabey nicht verwildert, vielmehr wird die Richtung des Geistes frühzeitig praktisch, und die Verschrobenheit, welche blofse Theorie ohne Anschauung hervorbringt, vermieden. Im 6 Abschnitt wendet der Vf. jene Sätze mit einiger Beschränkung von einer, und von der andern Seite mit einiger Erweiterung auf die Landschulen an, und wünscht auch die Fortsetzung des Unterrichts während des Sommers. Er kennt aber die Schwierigkeiten dieses Wunsches (S. 173), und verlangt daher nur Sonntags Nachmittags für diejenigen Kinder einige Stunden Unterricht, welche von den Aeltern wirklich nicht entbehrt werden können. Der 7 Abschnitt giebt zweckmäfsige Mittel an, die Aeltern dahin zu vermögen, dafs sie ihre Kinder gehörig zur Schule schicken. Sie sind Zwang und wo es nöthig ist Freygeben der Schule; auch Aufsicht der Polizeydiener auf herumstreichende Kinder. Zwang, hofft der Vf., werde dann ohnehin wegfallen, wenn die Schulen gut würden und die Aeltern die Folgen *einsähen*: aber Rec. zweifelt *daran*. Den Vorschlag S. 190 ff. hätte der Vf. wohl besser überlegen sollen. Nicht nur Vorurtheile, sondern auch gegründete Besorgnisse stellen sich ihm entgegen. Erst müssen diese Besorgnisse *wirklich* gehoben seyn, bevor die Vermischung der Judenkinder unter die Christenkinder in den Stadtschulen statt haben dürfte.

Die Frage des Vf's in der Schlufsbemerkung: ob das, was er gesagt habe, grofsentheils richtig und zweckmäfsig sey? bejahet Rec. mit Vergügen. Die Frage aber: ob ausführbar? unterliegt, wie gezeigt worden, noch manchem Zweifel. Nun erlaube aber auch der Vf. dem Rec. eine Frage: wird er seinen Gegenstand noch ferner studiren, und ihn *von allen Seiten* kennen lernen wollen? Er beantworte diese Frage in der zweyten Auflage seiner schätzbaren Schrift. O.St.G.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

CAMBURG, in d. Röslerschen Buchh.: *Magazin für Freunde des deutschen Vaterlandes.* Eine Monatsschrift für den Bürger und Landmann insbesondere, dann aber auch für alle, die das Gute, Wahre und Nützliche lieben und zu befördern gedenken. In Gesellschaft vieler Volkslehrer herausgegeben von *Christoph Gottlieb Steinbeck* und *Ernst Bornschein.* Erster Band. 1—3 Stück. 1803. Ohne das Intelligenzblatt 180 S. kl. 8. (14 gr.)

Eine Volksschrift, die dem Bürger und Landmann manches Beherzigungswerthe in einem allgemein verständlichen Tone sagt. Dafs mitunter auch sehr bekannte Dinge, Auffätze, die den Verfassern nicht viele Mühe gemacht haben können, Uebertreibungen u. s. w. vorkommen, mufs man den Herausgebern nicht so sehr verübeln, da sie doch im Ganzen ihrem Plane, einer achtungswerthen Volksclasse Nutzen und angenehme Unterhaltung zu gewähren, treu geblieben sind. Unter andern enthält das zweyte Stück einen sehr ernsten „Beweis, dafs der Mühlenzwang und Mühlenraub in Deutschland, besonders in Kursachsen, eine himmelschreyende Sünde, und dafs es billig und recht sey, diesem Unfuge auf das baldigste zu steuern". Im 1 und 3 Stück steht einiges über Volksfeste und sonderbare Gewohnheiten. Die merkwürdige Entdeckung, dafs die Kuhpocken vor der Pest schützen sollen, wird nicht vergessen. Im Karl von Karlsberg wird ein Candidat *todt examinirt*, und S. 159 dieser Monatsschrift *raucht* sich ein eilfjähriger Knabe *todt!* Mit der S. 139 gegebenen Schilderung von O*taheite* contrastirt sehr der gegenwärtige traurige Zustand dieser einst so glücklichen Weltgegend, deren Bewohner, sonst so gutmüthige Menschen, sich jetzt mörderisch bekriegen. Müssen denn alle Naturmenschen verderben, sobald Europäer sich ihren Wohnungen nähern? —

Wi.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JUNIUS, 1804.

MATHEMATIK.

Berlin, b. d. Vf. und in Commission b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1806*, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten, von *J. E. Bode*, Astronom und Mitglied der Akademie. 1803. 270 S. gr. 8. mit 2 Kupfertafeln.

Diess ist der 31 Band oder im In- und Auslande so beliebten und gemeinnützigen Jahrbücher, durch welche die Astronomie bedeutende Erweiterungen, und die Freunde derselben ein fast unentbehrliches Hülfsmittel für ihre astronomischen Beschäftigungen erhalten haben. — Die tabellarische Einrichtung der monatlichen Berechnungen von den planetarischen Stellungen ist dieselbe wie in den vorigen Jahrgängen; aber die Belehrung über den Gebrauch des Jahrbuches ist für dieses Mal aus Mangel des Raumes weggeblieben. Statt derselben wünscht Rec., dass einige für die Reduction der Beobachtungen nothwendige Hülfstafeln, und ein kurzes Fixstern-Verzeichniss beygefügt seyn möchte, da das Jahrbuch auch auf Reisen um so bequemer und brauchbarer seyn würde.

Für 1806 trifft Ostern den 6 April, und es finden drey Finsternisse, eine Mond- und zwey Sonnenfinsternisse statt, wovon die Mondsfinsterniss von 9 Zoll 19' den 4 Januar, der Anfang um 11 Uhr 23 46", das Ende um 2 Uhr 15' 56" Berl. Z. und die partielle Sonnenfinsterniss von 1 Zoll 39 M. den 16 Junius, der Anfang zu Berlin um 5 Uhr 11' 42", und das Ende um 6 Uhr 10' 5" Abends eintrifft, sichtbar seyn werden. Die zweyte Sonnenfinsterniss ereignet sich in der Nacht vom 9—10 December. S. 89 sind kurze Ephemeriden für den Lauf der *Ceres* und *Pallas* im Jahre 1804 von 10 zu 10 Tagen eingerückt. Hierauf folgen die astronomischen Beobachtungen, die Hr. Prof. *Bode* auf der Berliner Sternwarte in den Jahren 1801 und 1802 angestellt hat, und zugleich beyner von der Aufstellung und Berichtigung der neuen astronomischen Instrumente auf der durch die unermüdeten Bemühungen des Vf's erneuerten, schöner und bequemer eingerichteten Sternwarte zu Berlin. Unter den fremden Aufsätzen stehen zuerst die *Wahrnehmungen über die Natur der Sonnenathmosphäre* von Hn. D. *Herschel*, Fortsetzung und Beschluss, worin über die *Rücken*, *Nieren*, *Narben*, *Einschnitte*, *Poren*, als Erscheinungen in der Sonnenathmosphäre, von der Region dieser Sonnenwolken, und deren fortwährenden Veränderungen gehandelt wird. Die niedern Wolken sind dunkel, wahrscheinlich denen unserer Planeten nicht unähnlich, und das Licht der obern selbst leuchtenden Wolken scheint nicht durch. Bewegung und Nutzen der planetarischen Wolken der Sonne. Die Sonne hat eine transparente sehr dichte planetarische Athmosphäre mit ähnlichen Bewegungen wie in der unsern durch Winde. Hieraus nun werden die gedachten Erscheinungen in der Sonne erkläret. — *Mechains* Beobachtungen des Kometen von 1802 und dessen Elemente; Beobachtung des Durchgangs des Merkurs; Fixsternbedeckungen, Schiefe der Ekliptik; und des Saturnusringes nebst astronomischen Nachrichten; Verlängerung des französischen Meridianes bis auf die balearischen Inseln. Dr. *Triesnecker* astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu *Wien* vom Jahre 1802. Astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu *Prag* von Hn. Can. *David* und Adjunct *Bittner*. Astronomische Beobachtungen zu *Mitau* von Hn. Prof. *Beitler* angestellt. Hn. Prof. *Wurm's* Versuch, die Masse der Venus- und Sonnenbeobachtungen zu bestimmen. Der Vf. hat, nach des Freyh. v. *Zach* Vorschlage, den umgekehrten Weg zu dieser Berechnung eingeschlagen. Wie man sonst zur Berechnung der Sonnenbewegung die Masse der Venus als bekannt voraussetzte: so berechnet er nun 93 *Greenwicher* Beobachtungen der Sonne die störende Masse der Venus; und findet daraus das Maximum der Venusgleichung = 11,6", folglich für die Masse derselben $\frac{1}{323381}$ der Sonnenmasse = 1, oder 1,0605 der Erdmasse 1. Aus ähnlichen Bestimmungen von *Delambre* und *Triesnecker* mit den seinigen im Durchschnitt genommen, findet Hr. *W.* zuletzt die Venusmasse = $\frac{1}{326849}$ der Sonnen = und 1,04922 der Erdmasse. Daraus ergiebt sich die grösste Venusgleichung = 11,4" und die 100jährige Abnahme der Schiefe der Ekliptik = 54,4. — Beobachtung des Durchganges des Merkurs den 9 Nov. 1802 von Hn. Justizrath *Bugge* in Kopenhagen. Hr. Can. *Derflinger* zu Kremsmünster astronomische Beobachtungen vom Jahre 1802. Hr. Dr. *Schröter* Nachricht von merkwürdigen Beobachtungen über den Saturnusring. Aus diesen Beobachtungen ergiebt sich, dass der Saturn nicht in 10 St. 32',15" nach *Herschel*, sondern entweder in 24 St. oder in 12, oder in 8 St. oder auch überall nicht rotiren dürfe, welches letztere Resultat als das zuverlässigste S. 163 angenommen, und endlich in die Alternative, entweder rotirt der Saturn über-

überall nicht, oder nur etwa in 30 Jahren während dem Umlaufe des Saturns auf ähnliche Art wie unser Mond, aufgelöset wird. — Hr. Prof. *Jungnitz* einige astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Breslau von 1800 und 1801. Dr. *Benzenberg* über den Sehungsbogen der Gestirne und astronomische Nachrichten. Hr. Inspect. *Hardings* Beobachtung des Durchgangs des Merkurs am 9 Nov. 1802 and die Wiederauffindung der *Pallas* im Febr. 1803. Dr. *Olbers* astronomische Nachrichten, und die Beobachtungen der *Pallas* vom 22 Febr. 1803 an. Dr. *Gaus* die Elemente der *Pallas* aufs neue berechnet. Hr. Past. *Fritsch* in Quedlinburg astronomische Beobachtungen und Bemerkungen. Hr. Dr. *Seifferts* Beobachtung der Bedeckung von den 3 Nov. 1802, und astronomische Bemerkungen in Betreff der Bergrücken des Mondes, wodurch der Stern 43″ bedeckt ward. Nachricht von der schwedischen Gradmessung in Lappland, von dem nun verstorbenen Prof. *Prosperin* in Upsal. Des Oberappellationsraths Freyh. *v. Ende* astronomische Beobachtungen und Bemerkungen. Sie betreffen vorzüglich Fixsternbestimmungen in Beziehung eines zu veranstaltenden genauen Kataloges. P. *Kautsch* die in den Jahren 1805 und 1806 in Europa sichtbaren Sonnen- und Mondsfinsternisse für verschiedene Orte berechnet, aus dessen Berechnung aller Sonn- und Mondsfinsternisse bis 1860. Astronomische Bemerkungen vom Collegienrath und Ritter *Schubert* in Petersburg. Hn. *Brandes* Formeln zur Berechnung der Bahn der Meteore, Sternschnuppen, Feuerkugeln etc. Des Erblandmarschalls Hn. *v. Hahn* Bemerkungen über die Sonnenflecken, bey Gelegenheit der Fleckengruppen zur Zeit des Durchganges des Merkurs 1802. Der Vf. sieht die glänzenden Stellen der Sonne für die Photosphäre dieses Weltkörpers, die minder hellen für den durch jene erleuchteten Sonnenboden, die schwarzen hingegen für Schatten der beträchtlichen Sonnengebirge an. — Ueber die schwedische Messung des Meridiangrades in Lappland aus einem Schreiben des Ritter *Melanderhielm* an Hn. Direct. *Bernoulli* aus Stockholm. Der Messungsbogen zwischen *Malorn* von 65° 31′ 32″, 4 Br. und *Pahtavara* von 67° 8′ 51″, 53 Br. ist also von 1° 37′ 19″, 39. Der Meridianbogen des *Maupertuis* betrug nur 57′ 28″, 67. Aus der gemessenen und rectificirten Grundlinie berechnete man den Meridiangrad unter 66° 20′ 12″ Br. zu 57209, 22 Toisen, der nach *Maupertuis* unter 66° 19′ 34″, und reducirt von *La Place* 57405 betragen sollte. Das giebt einen Unterschied von 196 Toisen. Aus dieser letzten schwedischen Messung folgt eine Applattung = $\frac{1}{313}$. Das dahingehörige Triangelnetz ist Fig. 4 Taf. I dargestellt. — Ueber das in den Abständen der Planetenbahnen sich findende Verhältnifs und über die Bestimmung der geographischen Länge aus Jupiters Mondfinsternissen, nebst einigen astronomischen Beobachtungen von Hn. Past. *Fritsch* in Quedlinburg. Der Vf. nimmt das bekannte Reihenverhältnifs der Distanzen der Planeten von 4 des Merkurs bis 100 des Saturnus, worüber unlängst in Zeitschriften disputirt wurde, in Schutz, und sucht darzuthun, dass man diese Hypothese nicht zum Naturgesetz im strengen Sinne, als Nothwendigkeit aus anerkannten Gründen, wohl aber in einem allgemeineren Sinne aufstellen könne, in wie fern uns die Bestimmungsgründe der wirklich statt findenden Distanzen in Beziehung auf jene Reihe unbekannt sind. — Genaue Beobachtungen der Trabantenverfinsterungen des Jupiters, geben oft genaue Resultate, wie Beyspiele es zeigen, und haben ausser ihrer Bequemlichkeit auch den Vortheil ihrer Menge, aus deren Durchschnitte hinreichend gute geographische Längenunterschiede gefolgert werden können; wiewohl genaue Beobachtungen der Occultionen der Fixsterne und Sonnenfinsternisse, bey der damaligen Genauigkeit der Tafeln allerdings den Vorzug verdienen. Gute Chronometer sind nur in wenigen Händen. — Hr. Prof. *Klügel* in Halle, Bemerkungen über den Ursprung der Sternbilder im Thierkreise. Hr. *K.* findet die in Aegypten von den Franzosen unlängst entdeckten Thierkreise aus wahrscheinlichen Gründen nicht so alt, als manche glauben, und vermuthet, dass sie gemäss ihrer Construction etwa vor 2500 Jahren gemacht worden seyen. Man dürfe nur mit Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die Aegypter die Sternbilder am Morgenhorizonte, wenn die Sonne unterging, und folglich die der Sonne entgegengesetzten Zeichen bestimmten, so fällt schon ein Zeitraum von mehr als 12,000 Jahren hinweg. Die frühere Bildung des Thierkreises, dessen Sternbilder sich auf die Oekonomie und die Naturbegebenheiten in Aegypten beziehen, dürfte etwa vor 3000 Jahren geschehen seyn. — Hn. Prof. *Klügels* neue Art die gröfste Mittelpunktsgleichung aus der Excentricität zu finden. Die Rechnung ist mit partiellen Differenzialen geführt. Hr. Prof. *Bode* Beobachtungen der *Ceres* und *Pallas* auf der K. Berl. Sternwarte im Jahre 1803. Hr. Dr. *Koch* in Danzig astronomische Beobachtungen und Bemerkungen von 1803. — Beobachtung der *Pallas*, der Sonnenfinsternifs und der veränderlichen Erscheinung des Saturnusringes im J. 1803 von Hn. Insp. *Harding* in Lielienthal. Bis zum 12 Junius standen die Lichtknoten auf beiden Ansen des Saturnusringes unverrückt, woraus Hr. *Harding* wiederum, (wie oben schon Hr. *Schröter*) die fixe Lage des Ringes folgert. Beschreibung eines astronomischen Kunstwerkes des K. Hoflackirers *Hecht* zu Berlin, von Hn. *Bode*. Dieses von Hn. *Dienel* sauber gearbeitete Kunstwerk ist ein Planetarium in Form einer Uhr, mit zwey Scheiben, auf deren einer die Zeitmaafse, auf der andern die Bewegungen der Himmelskörper dargestellt werden. Es wird des Jahres nur einmal aufgezogen. Die Kupfertafel II zeigt die äussere und innere Ansicht. — Unterschied von 36 Hauptsternen in ihrer mittlern geraden Aufsteigung nach den neuesten und genauesten Beobachtungen und Berechnungen des Hn. Dr. *Maskelyne* und in ihrer mittlern Abweichung nach den des Hn. Dr. *Piazzi* von den Angaben des zu Hn. *Bodes* Uranographie gehörigen Sternverzeichnisses. Hn. *Bodes* Fortsetzung der Anmerkungen zu seinem grossen Sternverzeichnifs.

nifs. Verzeichniss von 74 Sternen des flamsteedischen Sternkatalogs, von welchen keine Beobachtungen in dem II Tom. der *Hist. Coel. Brit.* vorkommen, von *Miss. Carol. Herschel.* — Noch verschiedene astronomische Beobachtungen und Nachrichten, unter andern, dass Dr. *Herschel* ein Verzeichniss von 500 neuentdeckten Nebelflecken liefert. Preise einiger astronomischer Instrumente zu London. Anzeige einiger astronomischer Bücher. — Die 1 Kupfertafel enthält Zeichnungen von Occultationen, Finsternissen, Sonnenflecken etc. Man sieht aus dieser kurzen Darstellung des Inhaltes, wie reichhaltig auch dieses Jahr die den Ephemeriden beygefügte Sammlung ist, welche für jeden Freund und Kenner der Astronomie das grösste Interesse hat.

Max. H.

TECHNOLOGIE.

BERLIN, b. Maurer: *Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten, die Baukunst betreffend; für angehende Baumeister und Freunde der Architektur.* Herausgegeben von mehreren Mitgliedern des Königl. Preuss. Oberbaudepartements. Fünfter Jahrgang. Erster Band. 1803. 136 S. 4. mit Kpfr. u. 1 Vign. (2 Rthlr.)

Dieser Theil eines schon seit 7 Jahren rühmlichst bekannten Werkes, zeichnet sich ebenfalls sehr vortheilhaft vor allen ähnlichen architektonischen Schriften aus, und berechtiget uns zu der Hoffnung, dass auch für die Zukunft diese Sammlung, durch die Veränderung des Redacteurs, an ihrem Werthe nicht verlieren werde. — Den Anfang der schönen Reihe eigener Abhandlungen macht eine Untersuchung des Hn. *Hirt: Ueber den zweyten Abschnitt des vierten Buches von Vitruv.* Diese Stelle betrifft bekanntlich den wichtigen Gegenstand vom Gebälke der Alten. Der Vf. vergleicht zuerst die Rhodische Uebersetzung mit dem Texte, wozu er hie und da Zusätze liefert; dann folgen Erläuterungen, die den Gegenstand im Allgemeinem betreffen, und die, wie man erwarten kann, manche treffliche Bemerkung enthalten, z. B. eine Widerlegung der Vitruvischen Meinung, dass nur in früheren Zeiten die Balkenköpfe auswärts Vorsprung gehabt hätten, da doch aus seiner eigenen Beschreibung des toskanischen Tempels folgt, dass die Balken hervorragen müssen. (Warum nennt Hr. H. *trabes* aber nicht lieber *Wandrahmen, Mauerplatten,* und *tigna* schlechtweg *Balken,* da doch bekanntlich der technische Ausdruck: Balken, keinesweges den vieldeutigen Sinn hat, in welchem diess Wort im gemeinen Sprachgebrauche genommen wird? Hauptbalken, wie Hr. H. *trabs* übersetzt, ist doch von Wandrahmen sehr verschieden, und diess letztere Holzstück hat Vitruv unleugbar bezeichnen wollen. Selbst in dem Ausdrucke *alternis trabibus* B. II. C. 2, wo freylich Vitruv die mehrfache Bedeutung dieses Wortes bey den Römern zu erkennen giebt, zeigt es sich doch, dass *trabes* nie das gewesen sind, was wir unter Hauptbalken verstehen.) Die Erklärung von der Entstehung der schrägen mutuli ist nach Vitruv schwierig, da er sie als die Sparrenköpfe ansieht; alles wird aber leichter, wenn man mit unserm Vf. diese Verzierungen als die untersten Enden der Dachbreter ansieht, womit man, ehe der Gebrauch der Schindel und Dachsteine bekannt wurde, die Dachungen überschlug. — S. 22 *Gilly über landwirthschaftliche Gebäude und Wirthschaftshöfe nach englischer und französischer Art, nebst Vergleichung mit den, in den mehrsten der preussischen Provinzen, üblichen Bauarten und Anlagen der ökonomischen Gebäude.* — Eine Abhandlung, die der A. L. Z. im J. 1801 beygefügt ward. Hr. G. hat die Einrichtung eines englischen Pachthofes durch eine Beschreibung und Abbildung zu verdeutlichen gesucht. — S. 35 *Dichte von Wiesenanlage durch Schwemmung.* S. 41 *Eytelwein Beytr. zur Construction der Bohlendächer.* Der Vf. hat Recht, wenn er die kleinste Fläche für die Dachfläche am vortheilhaftesten hält, und aus diesem Grunde flache Dächer den steilen vorzieht, zu deren Nachtheilen noch mehrere Umstände sich vereinigen. Ein Dach, dessen Höhe sich zur Balkenlänge wie 2 : 5 verhält, scheint dem Vf. nicht zu niedrig zu seyn. Hienach verfährt er nun bey seiner Construction der Bohlendächer, die darin von den bisher bekannten abweicht, dass die Bohlensparren nicht in die Forstbohle versetzt, sondern am Forste, durch ein eingelassenes Kreuzholz, nach der Länge des Daches befestiget werden. Die ganze äussere Dachseite wird eine völlige Ebene, indem am Forste Forstkappen aus 9 bis 10 Zoll breiten Bohlen mit eisernen Nägeln auf die Bohlensparren befestiget werden; auf der Mitte des Bogens stossen die Aufschieblinge mit diesen Forstkappen zusammen, und bilden so eine ununterbrochene gerade Linie. Diese Verfertigungsart hat unleugbar ihr Empfehlenswerthes, aber das Verdecken der Krümmung, die den Bohlensparren so sehr zuträglich ist, muss doch mehr Nachtheil als Nutzen bewirken; ja selbst der ziemlich spitze Winkel, unter welchem die hier gezeichneten flachen Bogen geneigt sind, kann nicht alle Vortheile der Bohlendächer gewähren. Das Abwechseln der Dachbalken ist darunter keiner der unbedeutendsten, welcher aber bey einem Neigungswinkel von 38° wegfällt. — S. 47 *Friederici Beschreibung zweyer Krahne.* Die Zusammensetzung dieser Hebezeuge ist durch die Anwendung der Rolle sehr vereinfacht. — S. 56 *Dunker über die Bearbeitung der Salzpfannen.* Diese Abhandlung ist ausführlich und recht gut geschrieben; aber wer wird sich nicht wundern, dass sie zur Auflösung der alten Aufgabe, flache Dächer über sehr grosse Haustiefen mit Eisenblech zu decken, hier mitgetheilt worden ist? Rec. ist eben so wenig von der vortheilhaften Einrichtung der sehr breiten Magazingebäude von 120 bis 130 Fuss überzeugt, als von der Anwendbarkeit der flachen Dächer überhaupt, obgleich freylich das erstere das letztere zur Folge haben müsste. — S. 61. *Ueber die Natur des Gypses von Simon.* — Der Vf. hat sich in den vorigen Theilen, durch seine Untersuchung über den Kalkstein, schon vortheilhaft bekannt gemacht. Auch die gegenwärtige Abhandlung zeugt von

von aufmerksamen Beobachtungen und sorgfältig angestellten Versuchen. Er befolgt seine alte Methode, indem er erst alle schwefelsauren Kalkarten mineralogisch und dann chemisch beschreibt. Hiebey kommt er auf die Regeln, die bey der Anwendung des Gypsmörtels zu beobachten sind, dass er z. B. vor dem Gebrauche nicht erhärten dürfe, also schnell nach seiner Bereitung verbraucht werden müsse. Auch die Maassregeln, die man beym Brennen des Gypses zu beachten hat, gehören hieher u. s. f. Die Untersuchung des Gipses selbst als Baumaterial wird in der versprochenen Fortsetzung folgen. — S. 90 *Kurze Darstellung der Geschichte und Verfassung des königl. preuss. Oberbaudepartements, von Zietelmann.* — Die Geschichte einer Anstalt, die so segensreich für ein ganzes Land geworden ist, wie das Oberbaudepartement in Berlin für den preussischen Staat, kann wohl nicht ohne allgemeines Interesse seyn; wäre es auch nur als ein neuer Beleg zu der Behauptung: dass wohl Verbesserungen im Bauwesen eines Landes durchgesetzt werden können, wenn man es nur ernstlich damit meint. Die wichtigsten Verdienste dieses Collegiums, das unter seinen Mitgliedern die schätzbarsten Architekten hat, bestehen vorzüglich in der allgemeinen gleichförmigen Verbreitung der bauwissenschaftlichen Kenntnisse, wodurch es z. B. möglich ward, alle holzverschwendenden Bauanlagen abzuschaffen, und den Massiv- und Lehmpatzenbau allgemein einzuführen; ferner eine genauere sorgfältige Abfassung der Bauanschläge allgemein zu machen; den Missbrauch des jungen Bauholzes abzustellen, überhaupt aber, durch die Bildung und wachsame Aufsicht über junge Baukünstler alles zur Vervollkommnung der Wissenschaft und der Kunst beyzutragen. Den Beschluss der Abhandlung macht ein Verzeichniss der ehemaligen und noch lebenden Mitglieder des Oberbaudepartements und ihrer Schriften. — S. 113 *Rollmann's historisch-technologische Beschreibung der königlichen Saline Königsborn bey Anna.* — Das Ende einer, bereits durch 2 Theile fortgesetzten ausführlichen und reichhaltigen Beschreibung dieser Saline. Unter den, von S. 126 folgenden, vermischten Nachrichten sind die Bemerkungen aus dem Reisejournal des sel. Pr. *Fr. Gilly* vorzüglich interessant. Dieser fand in der Schlosskapelle zu Leipzig eine Decke, die nach Art der Bohlendächer verfertiget und ordentlich ausgestackt war. — Hr. *Kinkelin* zu Lindau theilt ein sehr leichtes Verfahren mit, Eisen in Stein zu vergiessen mittelst verdünnten Gypses, worein Eisenfeilspähne gethan sind. — S. 128 Dr. *Gilly* theilt einen Auszug aus den *Mémoires sur les plus importans de l'Architecture* des Hn. *Patte*: über Bereitung der Steine aus den Brocken alter Mauern, mit, giebt indess doch den gestampften Lehmstücken den Vorzug. Diese machen das *pisé nouveaux* des *B. Cointereaux* aus. — Am Schlusse finden sich Anzeigen und Beurtheilungen einiger neuen architektonischen Schriften, die grösstentheils den Mitgliedern des Oberbaudepartements als Verfassern angehören.

K. j. R.

Leipzig u. Gera, b. Heinsius: *Der wohlerfahrne Mälzer und Brauer*, oder *die Kunst gutes und gesundes Bier aller Orten zu brauen.* Ein Handbuch für Obrigkeiten, Brauherrn und Brauer in der Stadt und auf dem Lande. Von *Johann Wilhelm Schneider*, Hochgr. Reuss. Pl. Hausverwalter zu Schleiz. 1802. 106 S. 8. Mit einer Kupfertafel.

Nach der Vorrede soll das Buch ein blosser Unterricht für gemeine Brauer seyn. Entweder widerspricht sich also der Vf. selbst, oder der Titel hat ausser seinen Händen eine andere Form bekommen. In Hinsicht auf den Titel ist die vorliegende Arbeit ein armseliges Product, das der Polizeydirection wenig lehrreiche Kenntnisse verschafft, wie sie die Güte des Biers untersuchen soll, und welche Verordnungen zu erlassen sind, damit die Brauer das Publicum mit gutem Bier zu gesetzlichen Preisen bedienen müssen. Der Brauherr wird auch Mühe haben, die Fehler des Biers zu zergliedern, und seinen Brauer auf den Grund dieser Fehler zurückzuführen. Dagegen findet ein *unwissender* Brauer über jeden Artikel die nöthige Belehrung, um ein gutes Bier zu verfertigen.

Bh.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Baumgärtner: *Beschreibung und Abbildung eines Autographs oder Selbstschreibers, oder einer Maschine, um Zeichnungen und Karten, wie auch Schriften in Handlungs-Häusern zu copiren. Desgleichen auch einer Drey-Schriftmaschine zum Stehendschreiben.* Mit zwey Kupfertafeln. Einzeln abgedruckt aus dem Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen, für Fabrikanten, Manufacturisten, Künstler, Handwerker und Oekonomen. (1803) 12 S. 4. (12 gr.) Der Autograph ist von *Brunel* erfunden, tragbar, und also auch auf Reisen zu transportiren, scheint aber sehr componirt, folglich auch sehr theuer zu seyn. Zu pomphaft heisst es, „man könne damit Zeichnungen oder geographische Karten mit einer Bestimmtheit und mit einer Genauigkeit abnehmen, welche das geübteste Talent (!!) nicht zu erreichen vermögend wäre." Die Drey-Schriftmaschine ist von *Sause*, und scheint weniger bequem und brauchbar zu seyn, als der Autograph. Versuche und Erfahrungen müssen über den Werth beider Maschinen entscheiden. Denn unglücklicher Weise sind die Beschreibungen derselben so undeutlich und kurz, zum Theil wirklich dunkel, und die Kupfer so klein und verengt, dass ein Handwerker schwerlich ein Exemplar darnach wird liefern können.

L. x. o.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JUNIUS, 1804.

GESCHICHTE.

Wien, b. Doll: *Geschichte der Cultur des Menschengeschlechts im Allgemeinen und jedes einzelnen welthistorischen Volkes insbesondere.* Von *Marc. Anton Gotsch*, vormals k. k. Professor der Rechts- und allgemeinen Geschichte am Lyceum zu Linz, dann der politischen Wissenschaften und der Statistik an der Universität zu Lemberg in Ostgalizien. Erster, zweyter und dritter Band. 1803. gr. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Werk rührt von zwey Verfassern her. Verfasser des ersten Theils ist der auf dem Titelblatt genannte Prof. *Gotsch*; Vf. der beiden letzten ein Ungenannter. Hr. G. starb bald nach der Vollendung des ersten Theils. Der Verleger suchte einen Fortsetzer. Die Hauptbedingung war, das Ganze in zehn bis zwölf Wochen zu vollenden. Der Fortsetzer selbst gesteht in der Vorrede zum zweyten Theile, dafs ihn diese Bedingung in keine geringe Verlegenheit gesetzt habe. Der Foderung des Verlegers zu genügen, sey ihm nichts anderes übrig geblieben, als sein Werk aus den vortrefflichen Schriften eines *Herder*, *Eichhorn*, *Iselin*, *Jenisch*, *Vierthalers*, *Mumelters*, *Goguet*, *Voltaire*, *Millot*, u. a. zusammen zu tragen. Die wörtliche Benutzung dieser Schriftsteller werde, meint er, um so mehr Verzeihung finden, da das ganze Werk, nach der Erklärung des sel. Vf's, nur für solche Leser bestimmt sey, die gerade nicht zur Classe der Gelehrten gehören, und da er kein Bedenken trage, sein Plagiat einzugestehen.

Man sieht schon hieraus, dafs diefs Werk als Culturgeschichte des Menschengeschlechts in sich selbst verfehlt ist, und durchaus verfehlt werden mufste. Kaum ist es der Mühe werth, darüber seine Meinung zu sagen. Da sich indefs Hr. G. in der Gelehrtenrepublik seines Vaterlandes einen gewissen Ruf erworben hatte, und man nicht umhin kann, einzugestehen, dafs er nicht ohne Talent war: so werden einige Bemerkungen über den ersten Theil dieser Culturgeschichte, ob sie gleich dem Verstorbenen nicht mehr zu Statten kommen können, nicht ganz unangebracht für diejenigen seyn, welche über kurz oder lang in seine Fufstapfen treten.

Eigentlich liefert der erste Theil nichts weiter, als Umrisse, welche in den folgenden Theilen ausgefüllt werden sollten. Diese Umrisse sind in so fern fehlerhaft, als sie der bezeichnenden Linien allzu viel enthalten. Doch ohne es hierüber sehr strenge mit dem Vf. zu nehmen, mufs man im allgemeinen die Bemerkung machen, dafs der ganze erste Theil gar nicht das enthält, was er enthalten sollte. Jene Geschichte der Cultur des Menschengeschlechts kann doch nie etwas anderes seyn, als eine Darstellung der allmälichen Entwickelung des menschlichen Geschlechts bis zu demjenigen Grad von Aufklärung, der uns gegenwärtig in den Stand setzt, einen Blick in die Vergangenheit zurückzuwerfen, um alle die Mittelstufen, durch welche wir gegangen sind, deutlich zu erkennen, und uns auf diesem Wege selbst begreifen zu lernen. Da nun diese Entwickelung, wenn wir einmal darüber einig sind, dafs sie wirklich statt gefunden hat, nach einem gewissen Gesetze erfolgen mufs: so kommt es bey jeder Culturgeschichte vor allen Dingen auf die Bestimmung dieses Gesetzes an. Hiervon aber scheint Hr. G. auch nicht die mindeste Ahnung gehabt zu haben. Seiner stillschweigenden Voraussetzung nach, hat die menschliche Vernunft alles gemacht; aber was ist die menschliche Vernunft? Es giebt nicht nur Individuen, sondern es giebt ganze Völkerschaften, denen wir den Charakter der Vernunft absprechen müssen, wenn wir ihnen gleich nicht den allgemeinen Charakter der Menschheit absprechen können. Will man sagen, dafs diese Individuen und Völkerschaften die Vernunft wenigstens in der Anlage besitzen; so entsteht die Frage, was Vernunft in der Anlage sey? Sehr naiv sagt Hr. G., er habe sich bemüht, den Geist der kritischen Philosophie in so weit mit der Geschichte zu verbinden, als es zur Abfassung einer Culturgeschichte in unseren Zeiten nothwendig gewesen sey. Im Grunde wollte er sich durch diese Methode seine Arbeit nur erleichtern. Die Resultate der kritischen und jeder anderen Philosophie unserer Zeiten sind ja noch immer einer neuen Revision unterworfen, durch welche ausgemittelt werden mufs, wie sie entstanden sind, und ob sie so ausgemachte Wahrheiten enthalten, als gemeinhin angenommen wird. Jede Philosophie ist eben so sehr das Werk der Analysis als der Synthesis. Ob nun die Resultate dieser Analysis und Synthesis zuverlässige Resultate sind, oder nicht, diefs ist etwas, das der Historiker, welcher es immer nur mit Facten zu thun hat, und dessen Analysis nicht anders als *in Facten* vor sich gehen kann, so unentschieden lassen mufs, dafs er selbst die ganze Philosophie nur als eine Erscheinung in der Zeit betrachtet, den Philosophen, wer er auch sey, immer nur als einen Künstler nimmt (der zwar schafft, aber sich selbst als Schöpfer nicht begreift), und so dem heiligen Vorrecht der Geschichte nicht entsagt, die Philosophie eines bestimmten Zeitraums zu *erklären*. In der That, die Ge-

Geschichte kann wohl die Philosophie, aber nicht die Philosophie die Geschichte aufhellen; es sey denn, dass der Philosoph ein Historiker ist, das Allgemeingültige, wonach die Philosophie ringt, durchaus verwirft, und (indem er sich damit begnügt, ein Gesetz für alle Erscheinungen gefunden zu haben) eine Laufbahn ins Unendliche eröffnet. Man sieht hieraus, dass Hr. G. vermöge seines ganzen Verfahrens nie dahin gelangen konnte, wohin er zu kommen wünschte, und seinen Zweck durch seine eigenen Mittel zerstörte. Was er bedurfte, konnte ihm die neuere Philosophie nicht geben, und indem er es ihr raubte, hörte er auf, Historiker zu seyn, und eine Entwickelungsgeschichte zu schreiben. Alles, was er geben konnte, war ein Aggregat von Notizen.

Hatte er, unabhängig von der Philosophie, ein Entwickelungsgesetz gefunden, so musste seine nächste Sorge dahin gehen, die grössere oder geringere Wirksamkeit dieses Gesetzes zu erklären. Man kann nämlich auf das Bestimmteste annehmen, dass, so wie jeder einzelne Mensch, eben so jede (grössere oder kleinere) Gesellschaft unter diesem Gesetze steht; nur muss man nicht aus der Acht lassen, dass nicht alle gleich sehr darunter stehen, indem die Gesellschaft für Individuen, und die Natur für Gesellschaften die Wirksamkeit des Gesetzes so bestimmt hat, dass hier nur ein geringer Grad von Entwickelung zum Vorschein kommen kann, während auf einem andern Punkt der Erde eine Entwickelung ins Unendliche möglich ist. Was ist denn der letzte Grund, dass der Afrikaner, auf heimischen Grund und Boden sich selbst gelassen, in der Entwickelung nicht von der Stelle rückt, und dass, so weit unsere Erfahrungen reichen, der Nordländer dieses Schicksal theilt? Und warum hat der Europäer in der Entwickelung über alle übrigen Erdbewohner den Ausschlag gegeben? Was Hr. G. über das Klima gesagt hat, ist nicht zureichend, und ist es deswegen nicht, weil er keinen Begriff von dem Verhältnisse des Klima's zu dem Entwickelungsgesetze hatte; denn nur durch die genauere Bekanntschaft mit diesem Verhältnisse lassen sich alle die Probleme lösen, welche die Physiologen bisher vergeblich zu lösen versucht haben.

Nur da, wo ein sehr zusammengesetzter gesellschaftlicher Zustand möglich ist; — welcher seinerseits nichts anderes ist, als das Product des Klima's zu dem in den Menschen gelegten Entwickelungsgesetz — nur da giebt es wahre Cultur; und wer mit der Beschaffenheit dieser Cultur bekannt werden will, ist schlechterdings genöthigt, in den Zusammenhang der Gesellschaft einzudringen, um die einzelnen gesellschaftlichen Verhältnisse aufzulösen, und die Architektur einer durch viele Jahrtausende aufgeführten und sich in gegenseitigen Bedürfnissen stützenden moralischen Welt zu studiren. *Herschel* hat nach den Gesetzen der Lichtbewegung bewiesen, dass es Sterne giebt, welche zwey Millionen Jahre früher vorhanden waren, als ihr Licht auf dem von Menschen bewohnten Planeten ein Auge finden konnte, durch welches man sich von ihrer Existenz überzeugte. Auf eine ähnliche Weise liesse sich nach den Gesetzen der menschlichen Trägheit eine ganz neue Chronologie entwerfen, worin das Alter des menschlichen Geschlechts aus den Erfindungen, die wir in der Gesellschaft antreffen, und deren Entstehungszeit wir schlechterdings nicht anzugeben wissen, ganz anders bestimmt würde, als es bisher geschehen ist. Dem sey indess wie ihm wolle, immer bleibt es die Angelegenheit des historischen Philosophen, hierüber nachzudenken. Annehmen, dass sich in der Gesellschaft alles so schnell gemacht habe, als es gewöhnlich dargestellt wird, diess lässt sich schwerlich verantworten. Welche Masse von Genie war erfoderlich, um so viel Mechanismus in die Gesellschaft zu bringen, als wir gegenwärtig darin antreffen! Denn alles, was uns jetzt mechanisch geworden ist, war ursprünglich Erfindung, Werk eines anhaltenden Nachdenkens und mannichfaltiger Versuche. Man nehme die einzige Schreibekunst, so wie sie gegenwärtig von uns ausgeübt wird, und man begreift ohne Mühe, dass in der Kunstfertigkeit des Individuums unzählige Generationen enthalten sind, durch welche sie allein hervorgebracht werden konnten. Doch von allem diesen hat Hr. G., seinem Werke nach, auch nicht die leiseste Ahnung gehabt; der gesellschaftliche Zustand, so wie er gegenwärtig in Europa ist, scheint ihm, seinem Wesen nach, vollkommen unbekannt gewesen zu seyn, so dass er also nicht einmal begriffen hatte, was er zu erklären sich unterfing. Er hat freylich zeigen wollen, wie ein Lebensgeschäft sich an das andere angeschlossen; aber, abgesehen davon, dass er hierbey mit keiner Genauigkeit zu Werke geht, hat er nie eingesehen, wie das letzte Lebensgeschäft das nothwendige Product der übrigen war.

Hr. G. war nicht der Mann eine Culturgeschichte des Menschengeschlechts zu schreiben; aber angenommen, sein Gemüth hätte dazu Umfang genug gehabt, so ward er durch Localverhältnisse, wie es scheint, allzu sehr beschränkt. Die Kapitel von den Regierungen, der Religion u. s. w. sind daher kaum berührt worden.

Die Vorrede kündigt einen patriotischen Zweck an, und die ganze Bearbeitung zeigt, dass dieser Zweck dem Vf. immer gegenwärtig geblieben ist. Seltsames Schicksal der Geschichte noch immer so verkehrt angewendet zu werden! Wir sind ja nicht, was unsere Altvorderen waren. Was für diese passte, dass passt ja nicht für uns. Warum, wenn ein solcher Pragmatismus einmal statt finden soll, nicht auch einmal verlangen, dass unsere Altvorderen ins Leben zurückkehren, und sich in unsere Formen hüllen sollen? Das letztere ist wenigstens nicht unsinniger, als das erstere. Wir stehen als Spätere (Moderne) in einer eben so bestimmten Nothwendigkeit da, als die früheren (Alten), und wenn wir diese Nothwendigkeit nicht anerkennen wollen, so bleibt uns ja nichts anderes übrig, als uns an ihr die Köpfe zu zerschellen. Wer auf irgend eine Weise zurück will, hat nie verdient, einen Blick in die Geschichte zu werfen.

Ein besonderer Fehler des vorliegenden Werks ist noch der, dass Hr. G. sich bisweilen die Freyheit nimmt,

nimmt, in der ersten Person zu sprechen; diess ist in einer Culturgeschichte des Menschengeschlechts durchaus nicht zu verzeihen; denn in einem solchen Werk muss das Gefühl der Persönlichkeit vollkommen untergehen, und jeder zum Vorschein kommende Ton der Laut irgend einer Muse zu seyn scheinen.

So viel von dem Skiagraphen dieser Culturgeschichte, der wenig Eigenes hatte, und durchaus nicht im Stande war, seinem Werk Einheit und Kraft zu geben.

Was seinen Fortsetzer betrifft, so ist von diesem eigentlich gar nichts zu sagen; denn wer bloss ausschreibt, ist ein Copist, welcher, *favente fortuna*, auch etwas drucken lässt, aber nie zu den Schriftstellern gerechnet werden kann. Er hat seinen Lohn dahin, ohne dass ein Recensent sich mit ihm zu befassen nöthig hat. Will man indess diesen ungenannten Herrn genauer kennen lernen, so beobachte man ihn in den Huldigungen, welche z. B. III B. S. 290 vorkommen, und ein herrliches Fragment zu einer Culturgeschichte Preussens liefern. Aber so sieht es allenthalben aus, wo der Fortsetzer genöthigt war, etwas von dem Seinigen hinzuzufügen. Vor allen Dingen ist die Culturgeschichte Oesterreichs ein Meisterstück der Darstellung. Schwerlich können in irgend einem Nomenclator die Namen mehr auf einander gepackt seyn, als es in diesem Abschnitt die Notizen sind. Der *deus ordinans* fehlt hier gänzlich, und mit Befremden fragt man sich, wie Oesterreich in allen Fächern zu so viel Schriftstellern und Künstlern kommt, von welchen von hunderten nur immer Einer im Auslande bekannt ist? Kurz: wenn der erste Theil des ganzen Werks noch immer mit weniger (wenn gleich schwacher) Erhebung geschrieben ist, so sind die beiden letzten das Product eines in den Sorgen des Lebens untergegangenen Gemüths, das wohl in irgend einem Büreau aber nicht in der Republik der Künste und Wissenschaften zu Hause gehört, und von allen neun Musen längst verstossen ist.

FG. LM.

Leipzig, b. Weigel: *Unterhaltende Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhunderte.* Vom Vf. der Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts für den Bürger und Landmann. *Drittes Bändchen.*

Auch unter dem Titel:

Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich: oder *Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieses Regenten.* Nebst einer Schilderung seines Hofs. 1803. X u. 224 S. 8. (16 gr.)

Viertes Bändchen. — Auch unter dem Titel:

Eugen und Marlborough: oder *Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieser merkwürdigen Männer.* 1803. IV u. 219 S. 8. (16 gr.)

Fünftes Bändchen. — Auch unter dem Titel:

Ludwig der Funfzehnte, König von Frankreich: oder *Erzählung des Merkwürdigsten aus dem Privatleben und der Regierung dieses Königs.* Von *Johann Christian August Bauer*, Prediger zu Güldengossa bey Leipzig. 1804. 298 S. 8. (16 gr.)

Da der Vf. in seinem früheren Werke: *Geschichte der merkwürdigen Begebenheiten des achzehnten Jahrhunderts*, von so vielen ausgezeichneten Begebenheiten und Personen des nächstverflossenen Jahrhunderts nur die Hauptpunkte, und nur wenige Züge von unmittelbarem Einflusse auf die Hauptbegebenheiten, angeben konnte: so versuchte er es, das Interessanteste von solchen Ereignissen und Personen, in einer besondern Sammlung, unter dem Titel: *Unterhaltende Anekdoten*, u. s. w. nachzuliefern.

Im dritten Bändchen dieser Sammlung sind die hervorstechendsten Züge in *Ludwigs XIV* Charakter, verbunden mit dem Wissenswürdigsten von denen, die zunächst um ihn waren und mit den wichtigsten Begebenheiten seiner Regierung, nicht in Form kleiner Bruchstücke, wie der Titel vermuthen lässt, sondern in einzelnen Erzählungen oder Schilderungen, so ausgehoben und dargestellt, dass ihr Ganzes eine unterhaltende und belehrende Lectüre gewährt. Ohne den Inhalt der einzelnen Kapitel anzugeben, heben wir bloss einiges Bedeutende aus.

Mit dem, was der Vf. im 4 Kap. von Ludwigs strenger Beybehaltung des Hofceremoniels sagt, möchte wohl zu vergleichen seyn, was über die Wichtigkeit der Etikette und ihrer gänzlichen Vernachlässigung, unter andern, von *Segur* bemerkt worden ist. Ludwig war übrigens ein Mann von sanftem Charakter, und vielfältig Augenzeuge von Schrecknissen des Kriegs; gleichwohl hielt ihn das alles nicht vom weitern Kriegführen ab. „Setzt das nicht — fragt der Vf. im Namen anderer Beobachter — viel natürliche Gefühllosigkeit voraus?" — Keinesweges! — antwortet er (S. 77). „Es war die *erkünstelte* Gefühllosigkeit, die der fühlende Weltbürger die *politische* Gefühllosigkeit nennen möchte" (oder auch, in weiterer Beziehung, die kosmopolitische, die das Herz, in Träumereyen über das Ganze und die Zukunft, gegen den Einzelnen und die Gegenwart verhärten). — Das 9 Kap. behandelt *L's Liebschaften — la Valière; Montespan; Maintenon.* Ein so vielfältig bearbeiteter, und dennoch immer neuer, immer anziehender Stoff! Wie es seyn musste, sind besonders hier die Briefe der Herzogin von Orleans benutzt. Ausgezeichnet zu ihrem Vortheil erscheint auch hier Aurora von Königsmark — doch Rec. wollte schreiben: die sanfte, bescheidene, gefühlvolle *la Valière.* Auch diese Aurora, im Nonnenschleyer (S. 93), zeigt sich hoch über ihren königlichen Verführer erhaben. Der Abschnitt über die *Constitution* ist vielleicht unter allen der gelungenste. Ein reichhaltiger, wohl durchdachter Commentar zu dem fruchtbaren Texte (S. 123): „Man könnte Ludwigs *religiöse Erziehung* nicht im Scherz, sondern im vollem Ernst, eine *Capitulation* zwischen dem künftigen Regenten von Frankreich und der hohen Geistlichkeit nennen, worin diese ihm zwar so viel einräumte, als sie ihm nicht wohl verweigern konnte, aber ihr eigenes Gebiet so verschloss, dass nicht leicht Angriffe zu befürchten, wohl aber Vortheile zu erwarten waren. *L.* war gelehrig und handelte immer nach Modificationen; er liess sich nie in Untersuchungen über religiöse Gegenstände ein; er beobachtete die kirchlichen Gebräuche gewissenhaft, und handelte gut, so lange es der Politik und seinen Neigungen nicht entgegen war. Er erlaub-

laubte sich aber Treulosigkeit, u. s. w. wenn ihn dazu Politik oder Neigung trieb; er bereute seine Sünden als Mensch, und beging sie ohne Zögern als Fürst. In den Fällen, wo er Handlungen begehen wollte, die seinem innersten Gefühle widersprachen — fragte er seinen Beichtvater um Rath; und da dieser sie ihm als Pflicht vorstellte, antwortete er: thue ich Unrecht, so habt ihr es zu verantworten" — (wie er auch noch in seinen letzten Stunden zu zwey Cardinälen sprach. S. 181). — Das 12 Kap. *Ludwigs Tod* sollte das letzte seyn, um den Eindruck, den es ohnfehlbar machen muss, in seiner ganzen Stärke zu erhalten. Doch vielleicht werden ohnehin nur wenig Leser oder Leserinnen vermögend seyn, von *diesem* Abschnitte, ohne allen Zwischenraum zur Sammlung neuer Kraft für andere Betrachtungen und Gefühle bey den nächstfolgenden drey Schlussabschnitten, zu denselben überzugehen. — Mit einem festen Rückblick auf Ludwigs Leben und Charakter, schildert der Vf. noch *Ludwigs tägliche Lebensordnung* und seinen *Hof*, und schliesst dann mit einem sehr ernsten Wort über *Ludwigs Verdienste um sein Volk*; d. h. über die Verdienste, die *L.* sich hätte erwerben können, aber nicht erworben hat. — Was er im Leben so eifrig gesucht hatte, Ruhm durch Krieg, wurde ihm, wie man weiss, besonders durch zwey talentvolle Anführer feindlicher Heere gar sehr verkümmert. Es ist daher der Sache sehr angemessen, dass ihm nun, im *vierten* Bande, diese beiden Anführer voll Geist und Muth, diese beiden Zerstörer seines zweyten Idols, eben so bedeutend gegenüber gestellt sind, wie es, im ersten und zweyten Bande, mit zwey Nebenbuhlern an Ruhm und Grösse mit Peter I und Karl XII, geschehen war.

Aber auch ganz abgesehen von dieser so genauen und so wichtigen Beziehung, erscheinen beide, und zwar *Marlborough* zuerst, auch in diesen Schilderungen, als ausgezeichnete Männer, mit ihren Vorzügen und mit ihren Mängeln nach der Wahrheit dargestellt. Dass dieses insonderheit bey *M.* eben nicht leicht gewesen sey, bedarf kaum einer Erwähnung. Am schwierigsten war es wohl in Absicht auf Darstellung seines Verhältnisses mit Jacob II, seinem Beschützer, Wohlthäter und Freunde, der aber zugleich auch als Regent so handelte, wie von jenem bekannt ist. Ob und in wie weit man aber dem Vf. in seinen *Urtheilen* über *M's* Benehmen beystimmen könne — das freylich ist eine Frage, deren Beantwortung mit *dem*, was S. 12 und 17—25 darüber gesagt ist, wohl nicht vollendet seyn möchte; sie führt tief in das Heiligste für den Menschen hinein.

Ungleich ausführlicher — vielleicht zu ausführlich und mit Einmischung fremdartiger Dinge — wird hierauf das thatenreiche Leben *Eugens*, dieses Geistesverwandten, Freundes und Siegesgenossen von Marlborough, beschrieben. Ein kraftvolles, anziehendes Gemählde! Aber leider verdüstert durch den Schatten, der darauf ruht: „*Eugen liebte den Krieg!*" — Wenn so eben gesagt wurde, dass auch fremdartige Dinge mit eingemischt sind, so ist damit z. B. das Detail vom Entsatze Wiens gemeint, der sehr umständlich erzählt wird, da doch hinreichend war, nur so viel davon zu berühren, als Eugens erste Auszeichnung und Belohnung betrifft. Die schauderlich-ekelhafte Anekdote vom Kopfe des türkischen Bassa's (zu Ende des 3 Kap.) gehörte nicht hierher; noch weniger aber die elenden Verslein, wodurch man damals das empörende Factum zu verherrlichen suchte. Ganz andere Dinge verspricht man sich in der Uebersicht des Lebens und des Charakters eines Mannes, der, wie sein letzter Gegner, im spanischen Erbfolgekriege (Villars), das Feldlager mit Anbau des Landes, diesen wieder mit dem Zelte und dieses eben so leicht und gewandt mit Arbeiten im Cabinet, zu wechseln verstand. — Vielleicht würde eine Vergleichung des Prinzen mit diesem manchen Lesern nicht unwillkommen gewesen seyn. — Obgleich übrigens der Vf. einen Schatten auf Eugens thatenreiches Leben fallen läfst: so hat er dennoch in den Lorbeerkranz, den er dem *Helden* windet, noch manchere andere Blume von schätzbaren Eigenschaften des *Menschen* einzuflechten gewusst. Diese heissen, unter anderen: Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe; Wohlthätigkeit und Dankbarkeit — er pflegte oft zu sagen: „*Leopold war mein Vater; Joseph mein Bruder; Karl mein Herr*" (S. 256). — Vergebsamkeit bis zur Grossmuth, und Religiosität.

Das *fünfte* Bändchen enthält eine gedrängte Darstellung des Wissenswürdigsten von einem Regenten, dessen Regierung die nächste Vorbereitung zu *dem* enthält, was man die französische Revolution zu nennen pflegt; gröfstentheils nach dem *Vie privée de Louis XV* und nach *Soulavie*.

Auch bey dieser Anzeige wird Niemand erwarten, dass wir der Darstellung von Schritt zu Schritt folgen. Etwas aber wird man doch erwarten, um zu wissen, wie der Vf. gewisse Dinge sieht und beurtheilt. — Bemerkenswerth scheint unter andern seine Meinung in Absicht auf die Marquise von *Pompadour* zu seyn. Dieser Meinung nach (S. 203) ist ihr *Charakter am Hofe besser geworden, als er war, da sie den Hof betrat.*" Wie dieses, gewiss seltene, Phänomen genauer entwickelt werde, muss man im Buche selbst nachlesen. — So scheint auch noch bemerkenswerth, was der Erzähler, nachdem er von den Unterhandlungen zwischen Frankreich und England nach dem Friedensschlusse zu Aachen bis zum siebenjährigen Kriege gesprochen hat, seiner Erzählung hinzufügt: „Es wäre (sagt er S. 164) nichts leichter gewesen, als sich zu vergleichen, weil Ludwig sowohl, als der König von England, persönlich den Frieden wünschten. Aber beide regierten nicht selbstständig genug, um den Eigennutz der Hof- oder Kaufleute des Generals und Admirals, des Gouverneurs und Commendanten, welche bey dem Kriege ihre Rechnung fanden, im Zaum zu halten; beide waren nicht edel genug, ihren Dienern selbst dann Unrecht zu geben, wenn sie die Einkünfte der Krone vermehrten und die Reiche erweiterten. Beide Theile glaubten nur in ihrer gegenseitigen Schwächung ihr Heil finden zu können, weil keines dem andern Gerechtigkeitsliebe genug zutraute, um sich in den durch die Friedensschlüsse gesetzten Schranken zu halten. Dazu kam noch das diplomatische Gewäsch und das Hin- und Herreisen der Unterhändler, welche immer etwas zu thun haben wollten, um sich zu bereichern und zu erheben, die alles unsicher machten, überall Misstrauen erregten, und sich nie eines sicheren Zwecks bewusst waren." — Man sieht, dass dem Erzähler, auf seinem ländlichen Wohnsitze, die Welt nicht unbekannt geblieben ist.

G. St... s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JUNIUS, 1804.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Richter: *Historisch summarische Darstellung der vorzüglichsten Staatsveränderungen, welche sich in den verschiedenen Völkerbeherrschungen, so weit die Geschichte reicht, ereignet haben. Als Erklärung der historischen Weltkarte nach der Englischen des Dr. Priestley.* Ein historisch-chronologisches, geographisches Gemälde aller Reiche und Freystaaten der Welt. *Zweyte Ausgabe,* fortgesetzt bis auf die neuesten Ereignisse von *C. P. Funke.* Nebst der historischen Weltkarte auf Leinwand und illuminirt. 1803. 59 S. und 4 S. Zusätze in 4. (4 Rthlr.)

Mit Unwillen hat Rec. bemerkt, dass Hr. *Funke* sich und seinen Namen zu einem literarischen Betruge gemissbraucht hat: denn das vorliegende Werk ist nichts weiter als die erste Ausgabe des Hn. Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. *Joseph Wilhelm Bayer,* welche 1798 in Wien und Leipzig erschien. Die ganze Verschiedenheit besteht bloss in einem neuen Abdrucke des ersten Bogens, welchen die Veränderung des Titels und die Hinzufügung einer neuen Vorrede von Hn. *Funke* nöthig machte, und in einigen Zusätzen am Ende, welche einen halben Bogen einnehmen. Um den eben so hinterlistigen als ehrsüchtigen Betrug in aller seiner Blösse darzustellen, will Rec. die Verschiedenheiten beider Ausgaben umständlich angeben. Auf dem *Titelblatte* sind die Worte: *Als eine Nachlese zu der historisch-chronologischen und geographischen Weltkarte, bearbeitet nach der berühmten englischen Karte des Doctor Priestley* mit folgenden vertauscht: *Als Erklärung der historischen Weltkarte nach der Englischen des Dr. Priestley,* welchen Namen das Buch in seiner jetzigen Gestalt durchaus nicht verdient. Statt der Anpreisung der Nützlichkeit des Werkes liest man jetzt die Worte: *Ein historisch-chronologisch-geographisches Gemälde* u. s. w. welche wohl auf die dazu gehörende Karte, aber nicht auf das Buch passen. Dann hat man den Namen des wahren Verfassers, Hn. *Bayer,* welcher einen vieljährigen Fleiss auf seine Arbeit verwendet hat, verdrängt, und dagegen Hn. *Funke's* Namen als Verf. einer zweyten Ausgabe hervorstechen lassen, welcher gewiss nicht so viel Tage an dem Werke gearbeitet hat, als der wahre Vf. Jahre. Endlich hat man statt der Worte: (*Der Preis ist 4 fl. 30 Kr.*) hingedruckt: *Nebst der historischen Weltkarte auf Leinwand* u. s. w. damit man genöthigt ist, alles zusammen zu lassen, und ungescheut 7 fl. 40 Kr. fodern darf. Die *Vorrede zur ersten Ausgabe* ist unverändert wieder abgedruckt, ausser dass man für gut gefunden hat, in der 4ten Zeile das Wort *brauchbare* vor *deutsche Uebersetzung* auszulassen. An die Stelle der *Tafel zur Verzeichnung der Territorialveränderungen u. s. w. als ein jährlicher Anhang zu der historischen Weltkarte* ist eine 10zeilige *Vorrede zur zweyten Ausgabe* getreten, worin sich Hr. *Funke* nicht scheut, die Karte des Hn. *Bayer* geradezu eine Karte des D. *Priestley* zu nennen, und wegen der stehen gebliebenen Fehler, wie es Hr. F. zu nennen beliebt, sich mit folgenden Worten zu entschuldigen: „*Die Berichtigung der etwanigen Druck- und anderer Fehler in dem Werk selbst — die ohnehin der Kenner leicht finden wird — lag ausser den Grenzen des mir gegebenen Auftrages*". Und doch soll die Fortsetzung des Werkchens vom Verleger gewünscht seyn, um es dadurch noch gemeinnütziger zu machen. Dass auch noch ein Anderer thätig gewesen sey, zur grösseren Gemeinnützigkeit des Werkes etwas beyzutragen, erhellet aus der verschiedenen Orthographie in dieser Vorrede und dem Titel, in den Zusätzen und dem eingeschobenen Verzeichnisse der in diesem Werke vorkommenden Artikel.

Dieses *Verzeichniss* hätte entweder umständlicher seyn oder ganz wegbleiben sollen, da das Werk selbst schon alphabetisch geschrieben ist. Es enthält ausser den Namen *Aragonien* und *Castilien, Bosnien, Croatien, Dalmatien, Rascien* und *Slavonien, Chili, Fetz* und *Marocco, Gallizien, Navarra, Golconda* und *Visapour* nichts als die Ueberschriften der einzelnen Materien. Das *Werk selbst* ist noch ganz das alte, ohne von neuem abgedruckt zu seyn, ungeachtet es von Schreib- und Druckfehlern wimmelt, die nichts weniger als unbedeutend sind, und eine so fehlerhafte Orthographie in den eigenen Namen hat, dass sich Hr. F. in den Zusätzen genöthiget sah, *Aegypten* zwischen *Deutschland* und *England* einzuschieben, weil die Vf. des Buches und des Verzeichnisses der Artikel *Egypten* schreiben, so wie *Ethiopien* und *Lacedemon.* Dabey hat der Vf. des Buches die seltsame Gewohnheit, ungewisse Jahrzahlen mit Auslassung der Einer auszudrücken. Z. B. Im J. 38 macht Trasibulus (sic) der tyrannischen Regierungsform ein End. Im J. 82 v. C. bildete sich Theben zu einem Freystaat. Im J. 71 v. C. führt Archias eine griechische Kolonie nach Syracus. Alles ist so fehlerhaft und unvollständig, dass Hr. F. in den Zusätzen bey England, Florida und Indostan diese Sünden eingestehen muss:

mufs: und wie schlecht oft die wichtigsten Artikel abgehandelt sind, davon nur eine einzige Probe:

„Rom und das Latium. „*Dieses Stück Land, so wie der übrige Theil von Italien, war wahrscheinlicher Weise bis auf Evanders Ankunft 964 v. C. von den Etruskern bewohnt. Evander erbaute in der Landschaft Latium die Stadt Palentium (sic). Um die Zeit des Trojanischen Krieges 904 v. C. (dieser Zeitpunkt ist nach Newton's systematischer Zeitrechnung) regierte Latinus in diesem Theile von Italien, und von ihm hat vermuthlich das Land seinen Namen bekommen. Während seiner Regierung landete Aeneas in Italien, heirathete des Latinus Tochter, die Lavinia, und erbaute die Stadt Lavinium. Sein Sohn Askanius baute Alba longa, und Romulus ein Abkömmling der Könige von Alba war der Stifter Roms 627 v. C. Er war der Erste von sieben Königen, wovon der letzte Tarquinius der Hoffartige war, mit welchem sich die königliche Würde nach einer Dauer von dritthalbhundert Jahren endigte. Auf das Königthum folgte die republikanische Regierung, während welcher die Römer 338 die Eroberung Latiums vollendeten* u. s. w." Um aber auch ein Beyspiel von der Genauigkeit des Hn. F. in den *Zusätzen* zu geben, will Rec. nur anführen, was er unter andern von *Deutschland* sagt: „*An die Stelle der zwey aufgehobenen geistlichen Kurfürstenthümer, Trier und Köln, traten zwey* (?) *neue weltliche, Würtemberg und Baaden*".

So wie das eben angezeigte Werk, so ist auch die dazu gehörige Karte noch ganz mit der alten Platte abgedruckt, mit dem Unterschiede, dafs bey dem letzten Jahrzehend einige Zusätze gemacht sind, welche Rec. jetzt, so genau als möglich, angeben will. Florida und Louisiana sind den Engländern genommen, und ein Theil von Florida 1783 an die Spanier abgetreten, das übrige aber zu den vereinigten Staaten 1776 gezogen, mit einem Theile von Louisiana, dessen anderer Theil den Franzosen zugetheilt ist. Aegypten ward 1798 von den Franzosen erobert und 1801 wieder geräumt. Bey Georgien ist die Unterwerfung unter russischen Scepter auf 1786 angedeutet, und bey der Crimm die Jahrzahl 1788 hinzugefügt, da sie russisch wurde. Bey Dalmatien sind Punkte gemacht, welche auf den Friedensschluss von Udine deuten sollen. Eben so ist das Entstehen der batavischen, helvetischen, ligurischen und römischen Republik, so wie der Untergang Venedigs, durch Punkte angedeutet. Dagegen ist Mailand, ein Theil von Venedig, Modena und ein Theil des Kirchen-Staates durch die beygefügten Sylben Cis-al-pi-nis zu einer Republik erhoben, wofür die Bezeichnung Cis-al-pin-Rep. besser gewesen wäre. In Toscana sind die Jahrzahlen 1758 und 1801 hinzugefügt, so wie bey Ludwig XVI die Worte *65ten König*. Rechnet man dazu noch, dafs vor der Unterschrift A. Amon sc. noch J. N. Champ etc. vorgestochen ist: so wird man alles kennen, was man an der Platte verändert hat. Was aber einmal auf der Platte stand, ist unverändert geblieben, die Unterschrift *Wien mit k. k. Censurfreyheit* nicht ausgenommen. So ist auch selbst bey Frankreich am Ende der Strich stehen geblieben, welchen der Vf. auf seinem Exemplare ausradirt hat. Dagegen ist die Illumination weniger genau als bey der ersten Ausgabe, welche Rec. vor Augen hat. Domingo z. B. ist gar nicht illuminirt; die Unterwürfigkeit Roms unter den fränkischen und sächsischen Kaisern bis auf Otto ist nicht angedeutet; der Kirchenstaat mit keiner Farbe an den Grenzen ausgezeichnet, und der Wechsel in den Regierungshäusern oft zu bezeichnen vergessen worden, z. B. Spanien-Bourbon, die Normänner und das Haus Anjou in Neapel und Sicilien, Wilhelm der Eroberer und Heinrich Plantagenet in England. Die vorgefallenen Fehler in den neuen Veränderungen wird ein jeder selbst bemerken; Rec. fügt nur noch hinzu, dafs die Besitzungen der Engländer in Ostindien nicht angemerkt sind.

Rec. hat mit aller Treue den literarischen Betrug des Hn. F. dem Publicum vor Augen gelegt: um aber zugleich zu zeigen, wie sehr die Karte, auch wenn man noch so wenig ändern wollte, einer Abänderung in der ältern Geschichte bedurfte, will er noch auf die wichtigsten Fehler derselben aufmerksam machen. Dr. Priestley hatte in seiner englischen Karte das Newtonianische System der Chronologie befolgt, welches erst seit Cyrus 536 J. vor C. G. mit dem allgemein angenommenen Systeme übereinstimmt. Dadurch sind folgende den übrigen widersprechende Angaben auf der historischen Weltkarte entstanden. 904 vor C. wird Troja belagert, 883 Carthago erbaut, und 708 giebt Licurgus (sic) seine Gesetze. Rom mufs sich zweymal, 753 und 627 erbauen lassen. 1095 v. C (am Rande erst 1080) wird Saul der erste König in Israel, und 804 stirbt Codrus, der letzte König der Athener: denn Athen wird erst 1080, gleichzeitig mit Sycion (sic), von Cecrops gegründet, so wie Sparta 1069 von Eurotas, und Tyrus 1050. Nach dem Buche gründete Cadmus Theben 1645 v. C. aber auf der Karte ist Thebens Erbauung um 1040 angegeben. So wie die älteste Geschichte Griechenlands, so ist die älteste Geschichte der Deutschen äusserst schlecht ausgefallen, dagegen unbedeutendere mit der gröfsten Genauigkeit behandelt sind. Was soll man dazu sagen, wenn man in Kleinasien Ionier oder Javaner liest, oder in Griechenland Ionier, nachher Pelasger, Hellenen und Griechen genannt, oder in Germanien Engländer, Tauricier u. dgl. angegeben findet? wozu noch die fehlerhaften Schreibarten kommen, z. B. Sycion, Licurgus, Lybier, Bythinien, Bosphorus, Sarracenen u. s. w.

F — G.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs: *Atlas der alten Welt.* Bestehend aus zwölf Karten, entworfen und gezeichnet von *G. U. A. Vieth*, und mit erklärenden Tabellen herausgegeben, von *C. Ph. Funke*. gr. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk, welches den Namen der Hn. *Vieth* und *Funke* an der Stirne trägt, müssen wir neben dem

dem angezeigten ebenfalls warnend nennen. Es hat vor dem 1799 in der Schulbuchhandlung zu Braunschweig erschienenen Schulatlas für die alte Erdbeschreibung wenig mehr als die Gleichheit des Formats und die beygefügten Tabellen voraus, während es in andern Rückfichten demselben an Brauchbarkeit bey weitem nachsteht. Aber die Gleichheit des Formates hat eine andere üble Folge gehabt, dass die Karten nicht nach einerley Projection gezeichnet find. Tab. I enthält die *Homerische*, *Dionysische* und *Eratosthenische Erdtafel*, die letzten aus *Voss* Uebersetzung der Virgilischen Idyllen genommen, mit dem Unterschiede, dass die Eratosthenische Erdtafel in einem kleinern Maßstabe gezeichnet, und an die Stelle der gemeinen Erdtafel nach *Geminus* die in gleiches Format verkleinerte Homerische Erdtafel aus *Voss* Uebersetzung der Odyssee gesetzt ist. Dass die letzte Karte von *Voss* entlehnt sey, wird in der Vorrede nicht bemerkt: wir sollten meinen, ohne ausdrückliche Genehmigung dieses Gelehrten hätte man sich eine solche Zueignung des Fremden überhaupt nicht erlauben sollen. Allein die Copien sind noch überdiess weder mit gleicher Genauigkeit, noch Feinheit gezeichnet als die Originale, und sind voll von Schreibefehlern, welche besonders die homerische Erdtafel, bey Auslassung nothwendiger Dinge, völlig unbrauchbar machen. Tab. II. *India et Persia*, ist mit abnehmenden Breitengraden, die in Verhaltniss der Sinus fortgehen, entworfen, wobey man sowohl die *d'Anvilleschen* als *Heeren's* Karte *Asia florente Persarum imperio*, welche zu dem zweyten Theile seiner Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt gehört, mit Ueberlegung benutzt hat. Tab. III. *Asia minor* ist als Abwickelung einer Kegelfläche nach der von *Murdoch* angegebenen Entwerfungsart gezeichnet, und hat vor allen früher erschienenen Karten den Vorzug, dass dabey die neuen Entdeckungen *Beauchamp's* beachtet sind. Auf derselben Karte befindet sich auch *Troja Homerica secundum d'Anville et le Chevalier;* aber die geringe Gröfse des Formats macht die Karte eines so wichtigen Landes wenig brauchbar. Tab. IV. *Palästina* nach *de l'Islescher* Entwerfungsart, wobey die nach *d'Anville* von *Paulus* verbesserte Karte zum Grunde gelegt ist, hat vor der Karte im angeführten Schulatlas auch den Vorzug, dass sie nicht so durch Schreibfehler entstellt ist. Tab. V. *Arabia et Aegyptus* mit *Aethiopia supra Aegyptum* ist, wie *India et Persia*, mit abnehmenden Breitengraden entworfen, aber mit einer ganz verschiedenen Bezeichnungsart der Gebirge. Wenn die Karte im angeführten Schulatlas zu sehr mit Namen überladen ist, so hat dagegen diese derselben zu wenig. Tab. VI. *Africa* nach *Lambert's* Projection, doch mit Benutzung desselben Originals, welches bey der vorhergehenden Karte zum Grunde liegt. Tab VII. *Graecia* mit *Epirus*, *Illyris Graeca*, *Macedonia* und *Thracia*, ist wieder, so wie alle übrigen Karten, nach *de l'Isle's* Methode als Abwickelung einer Kegelfläche entworfen, gehört aber, da so viele der wichtigsten Länder auf einen so kleinen Raum zusammengedrängt sind, unstreitig zu den unbrauchbarsten, was den Werth des ganzen Atlasses sehr heruntersetzt. Tab. VIII. *Italia* verdient wegen der Eingeschränktheit des Raumes denselben Vorwurf als Griechenland. Tab. IX. *Roma antiqua* ist so gut gezeichnet, als es bey dem kleinen Formate möglich war; aber das Format des ganzen Atlasses hätte gröfser seyn sollen. Tab. X. *Hispania et Gallia* verliert bey dem kleinen Format eben durch die Vereinigung beider Länder ihre Brauchbarkeit, wenn sie auch durch andere Fehler weniger entstellt würde. Tab. XI. *Insulae Britannicae*, sehr gut gezeichnet, dagegen dieselben Inseln im Schulatlas um einen halben Grad der Breite zu nördlich gezeichnet sind. Tab. XIII. *Germania et Dacia* nebst den angrenzenden Ländern hat denselben Fehler, welcher schon bey Griechenland und Italien gerügt ist.

Die *Tabellen* zu diesen Karten kann man in dreyerley Sprachen bekommen, in deutscher, französischer und lateinischer, worunter der Käufer der Karten die Wahl hat. Zu jeder Karte gehört eine besondere Tabelle; die Tabelle zur ersten ist überschrieben: *über die Erdkunde der Alten.* Die homerische Erdtafel ist darin nach den Vossischen Ideen erläutert, ausser dass Hr. F. schon Delphi als den Mittelpunkt der Erde betrachtet. Alles Uebrige auf dieser Tabelle ist bis auf die Nomenclatur von den Meeren und Ländern der Alten Welt ein kurzer Auszug aus *Mannert's* Einleitung in die Geographie der Alten. Die übrigen Tabellen führen alle die Rubriken *Geographie* auf der einen, *Geschichte* und *Alterthümer* auf der andern Seite, die Tabelle zum Grundrisse von Rom ausgenommen, welche die *Geschichte und Beschreibung der Stadt* enthält. Sie enthalten nach der Wichtigkeit der Länder bald mehr, bald weniger, in einer blossen Nomenclatur, ungefähr wie *Oberlin's Orbis antiqui monumentis suis illustrati primae lineae.* Ihr Gebrauch ist von keiner Bedeutung, da sie den Karten fast nur in den Ueberschriften angepafst sind; ja *Thracien* ist unter den angrenzenden Ländern Germaniens auf der letzten Tabelle aufgeführt, da doch das Land auf der Karte von Griechenland steht. *Macedonien* ist in den Tabellen ganz vergessen. Zum Commentar der Tabellen ist ein *ausführliches Handbuch der alten Erdbeschreibung und Geschichte* bestimmt, und eben so wird ein mit diesem Atlas in Verbindung stehendes *Wörterbuch der alten Erdbeschreibung* besonders verkauft.

F — G.

Paris, b. Courcier u. Denter: *Tableau du climat et du sol des états — unis d'Amérique.* Suivi d'éclaircissements sur la Floride, sur la colonie Française au Sciato, sur quelques colonies Canadiennes et sur les Sauvages. Enrichi de quatre planches gravées, dont deux cartes géographiques et une coupe figurée de la chute du Niagara. Par *C. F. Volney*, membre du Senat conservateur, de l'institut national de France etc. (An XII. 1803.) T. I. II. 532 S. 8. (3 Rthlr.)

Wir

Wir haben viele Werke über Amerika, in denen *Reisende* uns ihre vorübergehenden, *Kaufleute* ihre merkantilischen, *Reiselustige* ihre empfindsamen Ansichten, alle mehr oder weniger nach einem egoistischen Maasstabe, oder nach flüchtigen Eindrücken, mitgetheilt haben. Hier tritt ein, von Jugend an durch vielseitiges Reisen in entfernte Erdgegenden zur Beobachtung geschärfter, durch Erfahrung erprobter, und durch den Umgang mit vielen Völkern und Menschen fast entnationalisirter Weltbürger auf, und liefert genaue, vollständige Beschreibung. Er bohrt die Erde, misst die Höhen, folgt den Strömen und Gebirgen, wiegt die Luft, berechnet die Winde, beobachtet das Klima, beurtheilt den Boden und den Fleiss, den er verdient, so wie den Bewohner, den *ursprünglichen*, wahrlich kein Kind der Natur, sondern ein höchst verdorbenes Produkt ihrer Vernachlässigung, sowohl in den anerschaffenen Anlagen des Menschen, als den um ihn her dargebotenen Mitteln; und den *eingewanderten*, der in seltsamen Gemische aller Nationen und aller Charaktere überall neue Resultate darbietet.

So hat der durch seine *Ruinen* und sonst rühmlich bekannte Vf. ein Werk geliefert, welches nicht nur dem Geologen und Naturforscher zum Studium dienet, sondern jedem zu empfehlen ist, der einen Hang hat, sein Vaterland mit den Nordamerikanischen Freystaaten zu vertauschen. Für jene ist fast ausschliesslich der erste, für diese der zweyte Theil. Partielle Bemerkungen können da nicht eintreten, wo wissenschaftliche Uebersichten nöthig sind, die sich nicht fragmentarisch behandeln lassen. Wir können daher den ersten Theil bloss Männern empfehlen, wie *Humbold* und *Steffens*, deren Geist mit Energie über der Erde schwebt, und von ihrer Finsterniss Licht zu scheiden sucht. In dem zweyten Theile haben die Untersuchungen über das gelbe Fieber, über die Ursachen des Fortkommens und des Verfalls der Anbauer, über den Charakter und die Lebensart der Wilden, so wie die Beurtheilungen der Werke *Bernhard Romans* über die beiden Florida, *Samuel Williams* über Vermont, *Belknapp* über Newhampshire ein näheres Interesse für wissbegierige Leser oder auf Abentheuer ausgehende Wanderer. *Oldmixon*, sagt *Bernh. Romans*, ist der Einzige, der in seinem Werke des *British empire* über den Charakter der Wilden etwas Vernünftiges gesagt hat. Alle Europäer mit ihren Träumen einer schönen Natur haben nichts gesagt, als ungereimte Thorheiten.

GDZ.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Schleswig*, b. Seringhausen: *De Geographia Aristotelis.* Sectio prima *Mathematicam Philosophi Geographiam complexa*, qua explorationem juventutis et orationes — indicit *Bernh. Ludov. Königsmann*, Athenaei Flenopolitani Rector. 1803. 24 S. 4.

Ebendaselbst: *De Geographia Aristotelis.* Sectio altera *Physicam Stagiritae Geographiam complexa.* Particula prior 1803; Particula posterior 1804; qua explorat. et declamationes habendas indicit *B. L. Königsmann.* S. 25—80. 4.

Diese drey Programme, die, wie es scheint, nicht in den Buchhandel gekommen sind, verdienen eine öffentliche Anzeige, da sie rühmliche Beweise der Gelehrsamkeit eines Schulmannes sind, und sich auf einen Schriftsteller des griechischen Alterthums beziehen, der, wie im Mittelalter über Gebühr verehrt, jetzt fast eben so über Gebühr vernachlässiget wird. Hr. *Königsmann* hat den *Aristoteles* sehr fleissig gelesen, und wie die eingestreueten kritischen Bemerkungen und Conjecturen zur Wiederherstellung des oft verdorbenen Textes beweisen, nicht ohne Urtheil. Nur vermissten wir hin und wieder Deutlichkeit, z. B. S. 9—11 in der Auseinandersetzung der Meinungen über die besonderen Bewegungen der Planetenkreise, S. 13 warum der Südpol der obere heissen müsse, und an mehrern Stellen in der physischen Geographie. Wir glauben den Grund, ausser den Schwierigkeiten die in den Sachen liegen, zum Theil in dem lateinischen Ausdruck zu erkennen, der bey den astronomischen und physikalischen Begriffen und Verhältnissen zu weitläufigen befremdenden Umschreibungen seine Zuflucht nehmen muss, oder, schmiegt er sich den Worten des Aristoteles an, oft durchaus unverständlich bleibt, und der sich überhaupt bey unserm Vf. nicht mit der nöthigen Leichtigkeit fortbewegt. Wir wünschten daher wohl, dass Hr. *Königsmann*, wenn er diese Reihe von Abhandlungen vollendet hat, (die historische Geographie des Aristoteles soll noch folgen), ein Ganzes, aber deutsch daraus arbeitete. Denn so sehr wir die lateinische Sprache als einen Beweis gründlicher Gelehrsamkeit in Schul- und akademischen Schriften ehren: so thut hier doch die Sprache den Sachen zu grossen Eintrag, als dass ihre Aufopferung nicht baarer Gewinn werden sollte. Bey dieser Umarbeitung könnte dann auch die mathematische Geographie vollständiger erscheinen, die Hr. K. jetzt ein wenig zu kurz abgefertigt hat; und wenn es gleich sein Zweck ist, nur des Aristoteles Geographie darzustellen: so kann diese doch nicht ganz verstanden werden, ohne Vergleichung der früheren geographischen Vorstellungen, und die Untersuchung wird interessanter, fruchtbarer, wenn man sieht, wie Aristoteles die Vorstellungen der Vorgänger auffasste, berichtigte und den Nachkommen überlieferte. Auch die physikalischen Ideen des Aristoteles (denn der Vf. beschränkt sich nicht auf physikalische *Geographie*) werden auf die Weise deutlicher und unterhaltender werden; in ihrer gegenwärtigen Darstellung mögen sie bey Mangel an Klarheit und einer herrschenden Dürre den Leser nur selten anziehen. Dann haben wir nicht gefunden, dass Hr. K. auf die aristotelischen Ideen Rücksicht genommen habe, die, zwar nicht mehr in Aristoteles Schriften vorhanden, bey Plutarch, Diogenes von Laerte u. a. angeführt werden. Kritik muss hier freylich erst sichten: aber es kann sich doch mancher einzelne Gedanke finden, der, wo nicht als Eckstein das Gebäude gründen, doch als Füllstein es vollenden oder zieren hilft. — Alle diese Bemerkungen sollten zeigen, wie sehr wir einer Arbeit, die uns keinesweges gleichgültig ist, die höchste Vollendung wünschen, und wie fähig und willig wir Hn. K. achten, ihr diese Vollendung zu geben.

V. S. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 JUNIUS, 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göschen: *Die neuesten Entdeckungen französischer Gelehrten in den gemeinnützigen Wissenschaften und Künsten.* Ein Journal für Aerzte, Physiker, Technologen und Oekonomen. Herausgegeben von Dr. *K. H. Pfaff* in Kiel und Dr. *Friedländer* in Paris. Jahrgang 1803. 8. (Pr. des ganzen Jahrgangs 6 Rthlr. 18 gr.)

Unter allen Journalen, welche uns die Fortschritte auswärtiger Nationen in der Naturgeschichte, Physik u. s. w. mittheilen, ragt dieses hervor, und Rec. trägt kein Bedenken, dasselbe aus dem Grunde das wichtigste zu nennen, weil es uns mit mehrern Zweigen der Literatur Frankreichs bekannt macht, wo jene Wissenschaften bis zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gedeihen. Zuerst kam diese Zeitschrift unter dem Titel: *Französische Annalen für die allgemeine Naturgeschichte, Physik, Chemie, Physiologie und ihre gemeinnützige Anwendung* in Hamburg b. Perthes heraus; es erschienen aber davon nur vier Hefte. Jedes Stück dieses neuen Journales enthält drey Rubriken: I. *Abhandlungen*, welche grösstentheils Auszüge aus grösern Werken oder Zeitschriften sind, zum Theil aber als Manuscripte den Herausgebern mitgetheilt wurden. II. *Literatur*, kritische Anzeigen neuer Schriften. III. *Correspondenz, literarische und technische Nachrichten und Neuigkeiten, gelehrte und andere Gesellschaften und Unterrichtsanstalten, biographische Nachrichten.* Dieser Abschnitt wird vorzüglich durch die lehrreichen Briefe des Hn. Dr. *Friedländer*, der sich in Paris aufhält, interessant. Wir wollen jetzt, mit Uebergehung alles minder Wichtigen, den Lesern hauptsächlich diejenigen Abhandlungen und Mittheilungen, die sich entweder durch Neuheit der Gedanken oder ein besonderes Interesse der Behandlung auszeichnen, aufführen. Eine vollständige Anzeige des Inhalts der einzelnen Stücke verbieten uns theils Raum und Zweck dieser Zeitung; theils glauben wir auch, dass sich das Publicum sowohl durch eigene Lectüre, als durch die in den *Int. Blättern* mitgetheilten Inhaltsanzeigen hinlänglich damit bekannt machen werde.

I St. Januar. Nachtrag zu Cuvier's Abhandlung über die Würmer, die rothes Blut haben, im IV Hefte der französischen Annalen S. 60, nebst einer Abbildung des innern Baues und insbesondere der Circulationswerkzeuge des Lumbricus marinus (Arenicola Lamarck). Zwey Gefäse, welche an den Seiten des Darmkanales kriechen, machen, bey ihrer Verbindung mit der Lungenpulsader, zwey Anschwellungen, die man für ein paar Herzen ansehen kann. Kein Tropfen Blutes kann in den Körper zurückkehren, der nicht mit dem umgebenden Elemente in Berührung gebracht worden. *Cuvier* nennt dieses eine vollkommene Respiration. — *Bericht der Bürger Haüy und Vaucquelin über eine Abhandlung des Bürgers Leblank die Krystallisation der Salze betreffend.* Dieser würdige Gelehrte, dessen Werk auf Kosten der Regierung gedruckt wird, bemerkte, dass alle krystallisirten Salze eine primitive Form haben, die beständig ist, und die nur durch eine zahllose Menge von Ursachen sich abändert. — *Ueber die Arbeiten aus gebrannter Erde, und insbesondere über die Töpferwaaren und die Hygiocerames, eine neue Gattung derselben.* Vom Bürger *Fourmy.* Ein gedrängter Auszug aus der interessanten Schrift: *Memoires sur les ouvrages de terres cuites, et particulièrement sur les poteries* von *Fourmy*, der schon im Jahre IX eine neue Gattung von Töpferwaaren bekannt machte. Den Beschluss dieses Auszuges liefert das II St. Nr. III. Die hier genannten Arbeiten sind die Ziegel, Backsteine und die 6 verschiedenen Arten von Töpferwaaren, von welchen sich die *Hygiocerames* am meisten auszeichnen. — *Untersuchungen über die verschiedenen Gattungen der Ipecacuanha (Brechwurzel).* Vom Bürger *Decandolle.* Die gebräuchlichste Ipecacuanha gehöret zur Familie der *Rubiaceae*, ausserdem findet man noch unter den Veilchen und Apocineen mehrere Brechen erregende Wurzeln, die leicht mit der Ipecacuanha verwechselt werden. — *Note über den Aya-Pana, eine im Rufe eines Universalheilmittels stehende Pflanze Südamerikas, und ihre grosse Heilkräfte bey Schlangenbissen und Verwundungen, der Classe der physischen und mathematischen Wissenschaften des National-Institutes* vom Bürger *Ventenat* vorgelesen. Nicht blos im südlichen Amerika sondern auch zu *Isle de France* wird diese Pflanze als Gegengift gegen den Biss der Schlangen und Verwundungen von vergifteten Pfeilen, so wie auch gegen Wassersucht gebraucht. Unter der Rubrik *Correspondenz* zeichnet sich besonders ein *Schreiben des Dr. Friedländer an Prof. Pfaff* aus, welches reich an allerley Neuigkeiten aus der Mineralogie, Botanik, Naturgeschichte, Chirurgie etc. ist; eben so die kurzen Nachrichten von den neuen Erfindungen, welche vorzüglich die Verbesserungen der Fabriken betreffen. Auch glaubt Rec. auf eine Nachricht unter dem Titel: *Briefpost durch Meeresströme* aufmerksam machen zu müssen. Sie besteht darin, dass man Brie-

Briefe in versiegelten Flaschen ins Meer wirft, die dann am Ufer aufgefischt werden. Das hier vom Capitain *Bozel* erzählte Beyspiel ist sehr merkwürdig und lehrt, dass eine solche Flasche einen Weg von 200 französischen Meilen in 67 Tagen zurücklegen könne.

II St. Februar. Ueber die Luftreinigung und Zerstörung der Ansteckung durch die Räucherungen mit Mineralsäuren nach Anleitung der zweyten Ausgabe von Guyton-Morveaus Traité des moyens de désinfecter l'air etc. Paris Jahr XI. Carmichael Smyth's und *Guyton-Morveaus* Entdeckungen, Contagien epidemischer Krankheiten, und schädliche Miasmen der Luft durch Räucherungen mit Mineralsäuren, und insbesondere mit der Salpetersäure und der oxygenirten Salzsäure, zu zerstören, ist gewiss eine der herrlichsten Erfindungen, die durch neue Versuche immer mehr bestätigt zu werden verdient. Durch die Uebersetzung des Hn. *Pfaff* ist diese Schrift in Deutschland allgemeiner bekannt geworden. — *Ueber einige chemische Fabriken in Paris* von Hn. Dr. *Friedländer* und Hn. *Osterroth aus Danzig, nebst zwey Abbildungen.* Die Fabriken, welche diese Gelehrten gemeinschaftlich besuchten, waren das Arsenal, um die Reinigung des Salpeters zu sehen, dann eine neue Fabrike, wo man Salpetersäure, und Javelle, wo man Salmiak und Natrum bereitet. — *Untersuchungen über die Ausdehnung der Gasarten und der Dämpfe durch die Wärme.* Von *Gay-Lussac.* Eine sehr interessante Abhandlung, die mehreren unserer Leser vielleicht durch die Uebersetzung in *Gilberts Annalen* schon bekannt ist. — *Chemische Analysen mehrerer Mineralkörper.* Die hier untersuchten Mineralkörper sind der *Boracit*, der *Muriacit* von Salzburg, der *Diapore*, der *Oisit* oder *Anatase*, und die sogenannte reine Thonerde von Sachsen. — *Resultate des Feldzuges der Franzosen in Aegypten für die Arzneywissenschaft.* Aus *Deso Genettes Histoire medicale de l'armée d'Orient.* Die Hauptnachrichten betreffen die Pest, von welcher uns der Vf. sehr wichtige Bemerkungen mittheilet. — Unter der Rubrik *Correspondenz* findet man wichtige Nachrichten über *Knochenbouillon und Knochengelée, ein Geschenk für die häusliche Oekonomie.* Ein Pfund Knochen gab vier Pfund solcher Gelée, während ein Pfund Fleisch kaum fünf Unzen liefern würde. — Ferner *neue Erfahrungen im Grossen von der Schutzkraft der Kuhpocken in Paris gemacht.* Von 10000, welche überhaupt in Paris vaccinirt wurden, ist kein Einziger von den Blattern angesteckt worden.

III und IV St. März und April. Abhandlung über die Zahl, die Natur, und die unterscheidenden Charaktere der verschiedenen Materialien, welche die Steine, die Bezoarde und die verschiedenen Concremente der Thiere bilden. Von *A. F. Fourcroy.* Aus den *Annales du Museum II Cahier.* mit einer colorirten Kupfertafel. *Fourcroys* und *Vauquelins* Versuche haben gelehrt, dass man ausser der Urinsäure und der phosphorsauren Kalkerde, noch urinsaures Ammoniak, urinsaure Soda, ein dreyfaches Salz aus Phosphorsäure, Ammoniak und Kalkerde, säuerliche phosphorsaure Kalkerde, kleesaure Kalkerde, kohlensaure Kalkerde, bisweilen selbst Kieselerde, endlich ein besonders Fett, (*adipocire*) und eine harzige Materie in diesen verschiedenen Concrementen finde. — *Medicinische Geschichte der französischen Armee in St. Domingo* u. s. w. von *Gilbert.* Wenn gleich die Beschreibung des gelben Fiebers, mit welchem Hr. G. sich vorzüglich beschäftigt, manche Idee enthält, der wir nicht beypflichten konnen, so ist sie doch im Ganzen sehr lehrreich, und zeigt den Vf. als einen trefflichen Beobachter. — *Chaussiers Versuche über die Einwirkung des geschwefelten Wasserstoffgases auf Thiere.* Man sieht aus diesen Versuchen, dass das geschwefelte Wasserstoffgas eines der stärksten Gifte sey, welches schon durch die blosse äussere Einsaugung den Tod verursachen kann. — Die Correspondenz u. s. w. enthält auch die *Fortsetzung der galvanischen Neuigkeiten aus Paris. Gautherot* bemühte sich in der galvanischen Gesellschaft die Voltasche Theorie durch Versuche zu bekämpfen. *Robertson* zeigte einen äusserst sorgfältig gearbeiteten Condensator vor. Der Präsident *Nauche* machte galvanische Versuche an einem Gelähmten, dessen Besserung durch die Anwendung des Galvanismus täglich immer mehr erfolgte. — Ferner zeichnen wir aus: *Neues Mittel gegen den Bandwurm.* Der Kranke nimmt nüchtern des Morgens eine Drachme Schwefeläther in einer starken Abkochung der männlichen Farrenkraut-Wurzel, und eine Stunde nachher zwey Unzen Ricinusöl mit irgend einem Syrup zu einem Looch gemacht. — Unter den *Nachträgen* verdient bemerkt zu werden die *Abhandlung über die Theorie der Elektricitätserregung und über eine neue, durch die metallische Elektricität erzeugte Erscheinung* von *H. L. Tremery*, Bergwerks-Ingenieur. Vorgelesen im Nationalinstitute den 6 Pluviose des Jahres XI. Ein Auszug, vom Vf. selbst im Mst. den Herausgebern mitgetheilt. Um einen Körper zu elektrisiren, ist es, nach des Vf's Meinung, hinreichend, den kleinsten Theilchen desselben gewisse kleine Schwingungsbewegungen mitzutheilen.

V St. May. Beyträge zur Lehre vom Galvanismus, aus den neuesten Arbeiten französischer Naturforscher gesammelt. Zuerst findet man hier einen Auszug aus folgender Schrift: *Nouvelles Expériences Galvaniques, faites sur les organes musculaires de l'homme et des animaux à sang rouge* par *P. H. Nysten, Médecin.* Paris an XI. Bey einem Menschen, der um 2 Uhr 4 Minuten enthauptet wurde, war um 6½ Uhr, das Herz noch das einzige Organ, welches sich für den Reitz des Galvanismus empfänglich zeigte. Bey ein paar Meerschweinchen zeigte die Gebärmutter keine Spur von Zusammenziehung. Versuche an Hunde, die auf eine verschiedene Art getödtet wurden. Nachricht von *Vassalli-Eandes*, *Giulios* und *Rossis* galvanischen Versuchen, welche den 22 und 26 Thermidor des Jahres X an dem Kopfe und Rumpfe dreyer Menschen, kurze Zeit nach ihrer Enthauptung, angestellet worden waren. *Arcauds* Versuche über die Zusammenziehung der Blutfaser durch den Strom der Voltaschen Säule. — *Ueber den hydraulischen Widder, (Bélier hydraulique) und*

über

über die Art seine Wirkungen zu berechnen. Von *Montgolfier.* Nach einer handschriftlichen Mittheilung des Vf's. — *Chemische Untersuchung des Saftes der Carica papaya.* Vom B. *Vauquelin.* Er besitzt alle Eigenschaften, welche den thierischen Substanzen, und insbesondere dem Eyweisstoffe des Blutes angehören. — *Neue Versuche über die Reinigung des Nickels und seinen Magnetismus.* Sie widerlegen die Meinung einiger Physiker, dass der gereinigte Nikel gegen die Einwirkung des Magnetismus unempfindlich sey. — Unter der *Literatur* befindet sich auch: *Leichtes Mittel, das Wasser lange vor Fäulniss zu bewahren.* Von *Bertholet.* Es geschieht, dieses indem man die ganze innere Fläche der Fässer verkohlen lässt. — Dessgleichen *über den Monds-Ursprung der vom Himmel gefallenen Steine.* Nach *Biots* Hypothese sind diese Steine von der Oberfläche des Mondes ausgeschleudert worden.

VI St. Junius. Skizze der Geschichte des öffentlichen Unterrichts seit der Revolution und des jetzigen Zustandes desselben in Frankreich. Ein sehr interessanter Auffatz von Hn. Dr. *Friedländer*, von welchem der erstere Theil eine historische Skizze des öffentlichen Unterrichts in Frankreich bis zur Revolution 1789 liefert, der andere hingegen von dem öffentlichen Unterrichte in Frankreich vom Anfange der Revolution 1789 bis zum Brumaire des Jahres VIII handelt. — *Darstellung der Fortschritte der Wollenveredlung in Frankreich, durch Einführung der spanischen Schaafe, und Beschreibung der Nationalschäferey in Rambouillet,* von Hn. Landrath *v. Winke.* Die Oekonomen finden hier sehr wichtige Bemerkungen über die Wartung, Fütterung und Fortpflanzung der Schaafe, nebst allen andern zur Schaafzucht gehörigen Gegenständen. — *Bericht einer von der Classe der physischen und mathematischen Wissenschaften niedergesetzten Commission zur Untersuchung der Methode, durch die Kuhpocken für die wirklichen Pocken zu schützen.* Ohnerachtet dieser Bericht eben nicht viel Neues enthält: so trifft man doch manche Beobachtung und Bemerkung darin, wodurch die in Deutschland und andern Ländern gemachten Erfahrungen über diesen Gegenstand trefflich bestätigt werden. — Zu den interessanten *literarischen Nachrichten* dieses Heftes gehören: *Aehnlichkeit des Saamenstaubs der Pflanzen mit dem thierischen Saamen in seiner Mischung. Serum des Blutes, ein guter Excipient und Surrogat des Oels.* Der Erfinder ist ein spanischer Cheniker *Carbonel.* Man nimmt eine Portion pulverisirten Kalkes, rührt ihn mit Blutserum zusammen, bis sich eine etwas dicke Flüssigkeit die zum Mahlen tauglich ist, bildet; und nun trägt man sie mit einem Pinsel auf die Oberfläche, die man bemahlen will. Man mischt mit diesem Pigmente Mahlererden von allerley Farben, die aber von einer thon- oder kalkartigen Natur seyn müssen: denn Metalloxyde taugen nicht dazu. In Barcellona hat man die Brücke des *Palais Royal,* alle Thüren und Fenster eben desselben Pallastes, die Balcone des grossen Handlungshauses u. s. w. damit angestrichen.

VII und VIII St. Julius und August. Bericht der Central-Comite für die Kuhpocken, die in Paris durch Subscription zur Untersuchung dieser Entdeckung errichtet worden ist. Der Bericht selbst theilt sich in drey Hauptabschnitte; der erstere enthält die Geschichte der Verbreitung, der zweyte beschreibt die Wirkung der Kuhpocken genau, und der dritte untersucht die dagegen gemachten Einwendungen. — *Auszug aus den chemischen und medicinischen Untersuchungen und Erfahrungen des B. Nicolas,* Prof. der Chemie zu Caen, und *Gueudeville,* Arztes zu Caen, *über die Harnruhr.* (*Phtisurie sucrée*). Das Resultat dieser Untersuchung ist, dass der Urin der Harnruhrkranken, weder Urinsäure, noch Benzoesäure enthält, dass das Ammoniak und die phosphorsauern Salze sich nur in sehr geringer Menge darin befinden, dass er in die saure und spirituöse Gährung übergeht, und Schleimzuckerstoff enthält. Im Blute aber findet man keinen Schleimzuckerstoff wie *Rollo* behauptet, so wie der Faserstoff nicht seltener, und das Serum reichlicher als im gesunden Zustande, darin ist. — *Ueber die gasförmige Hauttranspiration.* Von *Trausset.* (*Annales de Chimie* N. 133). Die Luft, welche *T.* zur Untersuchung anwandte, wurde von Personen im Bade gesammelt, und hieraus erklärt sichs, dass *T.* bloss Stickgas und nicht auch wie *Abernethy* kohlensaures Gas erhielt. — *Chemische Beobachtungen über die Veränderungen verschiedener thierischer Flüssigkeiten, durch die Einwirkung des Galvanismus.* Angestellt von *Larcher, Daubencourt* und *Zanetti* dem Aelteren (*Annales de Chimie* N. 134). Unter mehrere Flüssigkeiten, welche der Einwirkung des Galvanismus ausgesetzt wurden, gehört auch der Urin, bey welchem aber keine eigentliche Zersetzung, sondern nur eine partielle Abtrennung seiner Salze statt findet. Die Vf. warnen daher den Galvanismus auf dieses Organ vor seiner Ausleerung anzuwenden. — *Beyträge zur pharmaceutischen Chemie.* Notiz von der Zusammensetzung und dem Gebrauche der Schokolate. Von *Parmentier* (*Annales de Chimie* N. 134). Ein sehr interessanter Auffatz, worin nicht allein die beste Bereitungsart gelehret, sondern auch die verschiedenen Verfälschungen, nebst den Mitteln dieselben zu entdecken aufs umständlichste gezeigt werden. *Parmaceutisch-chemische Abhandlungen über verschiedene Veränderungen, welche die salzsauren Queckfilbersalze, durch die Einwirkung verschiedener Körper erfahren.* Von *Bonallay,* Apotheker zu Paris, (*Annal. de Chimie* N. 131). Diese sehr lehrreichen Versuche beweisen, dass der *Mercur. Sublim. corrosiv,* ein sehr zersetzbares Salz sey, und dass man sehr vorsichtig in Rücksicht der Vehikeln seyn müsse, in welchen man denselben als Arzneymittel verschreibt, von denen das destillirte Wasser, das Gummi und der Zucker die besten sind. — *Ueber die chemische Natur der Ameisen, und über das gleichzeitige Daseyn zweyer Pflanzensäuren in diesen Insecten.* Von *H. F. Fourcroy* (*Annales du Muséum national d'histoire naturelle V Cahier*). Das Skelett der Ameisen besteht aus Kohle, Wasserstoff, wahrscheinlich Sauerstoff, mit phosphorsaurem Kalk gemischt. Ausserdem enthalten sie in Alkohol aufgelöstes Harz, Eyweisstoff, thierische Gallerte, und endlich Apfelsäure

säure und Essigsäure, die sehr concentrirt zu seyn scheinen. — *Versuche, welche die Gegenwart von vollkommen gebildeter Blausäure in einigen vegetabilischen Substanzen beweisen.* Von *Vauquelin*, (*Annal. de Chimie* N. 134). Diese Blausäure bildet mit dem Eisen einen grünen Niederschlag, woraus sich schliessen läſst, daſs sie oxygenirt sey. — Unter den *Correspondenz-Nachrichten* enthält der *Auszug aus einem Briefe des Dr. Friedländers an Dr. Pfaff*, (vom 22 März) kurze Nachrichten von *Guyton's*, aus Platina verfertigten Pyrometer, von dem neuen Metalle *Palladium* und *Thenots* Arbeit über die Weingährung. — Unter der Rubrik: *Zoologische Neuigkeiten* findet man einen Auszug aus einer gröſseren Abhandlung: *Anatomische Bemerkungen über das Nilkrokodil*, (*Annal. du Museum d'histoire naturelle VII Cahier.*) Diese lehren, daſs das Krokodil das einzige bekannte Thier ist, dessen obere Kinnlade, über der untern beweglich ist. Neue Krokodilspecies aus St. Domingo von *Geoffroy*. (Ebenfalls aus dem 7 Heft der *Annal. du Museum etc.*) *Tubicinella*, ein neues Geschlecht nach Lamarck. — Der so reichhaltige und jedem Physiker so interessante *Brief des Hn. v. Humboldt an Delambre*, beständigen Secretär des Instituts; (datirt Lima den 25 November 1802) leidet keinen Auszug. Die zu diesem Hefte gehörige Kupfertafel, stellt das *Eupatorium Aya-Pana*, in der Blüthe und in der natürlichen Gröſse vor.

IX St. *September*. *Neueste Arbeiten französischer Gelehrten den Galvanismus betreffend.* Auszug aus Aldinis bekannter Schrift: *Précis des expériences galvaniques faites récemment à Londres et à Calais*, welche die Versuche enthält, die er in London bey einem Gehenkten anstellte, und die er zu Fort Rouge über den Durchgang des Galvanismus durch einen Theil des Oceans machte. Die im *Journ. de Physique* (Ventose Jahr XI) in 2 Aufsätzen von *Lagrave* erzählten Versuche, beweisen weder die Verschiedenheit des Galvanismus von der Elektricität, noch daſs die Vitalität durch ein positives und negatives Fluidum hervorgebracht werden. *Delamethrie* galvanische Versuche über die Reitzbarkeit des Faserstoffes des Blutes, und über die Entfärbung des letztern. Im Germinalhefte des Jahres XI sucht *Lagrave* zu beweisen, daſs das Oxyd der Metallplatten, die Wirksamkeit des Galvanismus nicht hindere. Ebendaselbst findet man einen interessanten Bericht von *Vasalli Eandi*: über die Wirkung des Galvanismus, und über die Anwendung desselben und der Elektricität auf die Heilkunst. Am merkwürdigsten war die Heilung einer Wasserscheu von *Rossi*. — *Beyträge zur technischen Chemie.* Aus den *Ann. des Arts* etc. Nr. 33. *Primaire* An XI. Ueber die Bereitung des essigsauren Eisens (Eisenflüſsigkeit, *Liqueur de fer*), das in der Färberey und in den Cattunfabriken als Beitzungsmittel gebraucht wird. Methode den Copal gerade zu in Weingeist und Terpenthinöl aufzulösen. Ein holländischer Glasarbeiter *Demmeuil* lehrte dieselbe *van Mons*, und sie beruht darauf, daſs man die Dämpfe des Weingeistes auf den Copal wirken läſst. Methode, das Gelb des Waus (*Reseda Luteola*) für die Papiertapeten zu bereiten. — *Neues Pyrometer von Platina.* Von *Guyton Morveau*. Vermittelst dieses Instrumentes ist man fähig, die gröſste Hitze unserer Oefen zu messen. Alle Stücke des Instrumentes sind von Platina, und daher weder Oxydation noch Schmelzung zu befürchten. — *Statische Lampe, welche das Oel zu jeder beliebigen und sich gleich bleibenden Höhe hebt.* Eine Erfindung des Hn. *von Edelkranz*, welche hier sehr umständlich mitgetheilt wird. — *Auszug aus dem Berichte der Hn. Fourcroy und Berthollet über die Abhandlung des Hn. Thenard, die Weingährung betreffend.* Die Versuche der letzten Gelehrten zeigen den Unterschied der Wirkung des Gährungsstoffes im festen und flüſsigen Zustande, und führen auf ein Princip, das man bis jetzt vernachläſsigt, nämlich auf den Stickstoff. — *Chemische Untersuchungen über den Pollen oder Saamenstaub des ägyptischen Dattelbaumes* (*Phaenix dactylifera*). Von *Fourcroy*. (Aus den *Ann. du Museum d'histoire naturelle VI Cahier.*) Der Pollen des ägyptischen Dattelbaumes enthält Aepfelsäure, Phosphorsäure, Kalkerde und Talkerde, eine thierische und eine pulverigte Materie. — *Neueste Verhandlungen französischer Gelehrten über die vom Himmel gefallenen Steine.* Ein trefflicher Aufsatz, der zuerst eine kurze Uebersicht von dem liefert, was *Patrin*, *Sage*, und von *de Drée* in *Journ. de Physique*, und *Vauquelin* in den *Annales de Chimie* über diesen Gegenstand abgehandelt. Am ausführlichsten ist dieser Gegenstand in einer kürzlich herausgekommenen Schrift beschrieben, welche den Titel führt. *Des pierres tombées du Ciel* etc. par *Jos. Izarn*, Paris 1803. Am Ende dieser Schrift ist eine Tabelle, welche die verschiedenen Beobachtungen liefert. Die vom Vf. angegebene Erklärungsart dieses Phänomens ist sehr hypothetisch. — *Merkwürdiges Beyspiel eines sehr hohe Grade von Hitze ungestraft aushaltenden Menschen.* Ein 23jähriger Spanier tauchte in Gegenwart *Pinels* und *Huzards* seine Hände und Füſse in kochendes Oel, und rieb sich das Gesicht damit. Selbst seine Zunge bestrich er mit einem glühenden Spatel, ohne daſs sie versengt wurde, oder sich entzündete. — *Von einem neuerlich entdeckten Thiere in Neuholland*, welches von Hn. *Geoffroy Fascolomis* benannt ist, und zwar weil es zwischen dem Beutelthiere und Murmelthiere in der Mitte steht. In den *Annal. du Musée* wird derselbe eine Zeichnung davon liefern.

(Der Beschluſs folgt.)

Druckfehler. In N. 104 S. 204 Z. 21 u. 22 v. oben f. *tonici* l. *Ionici*. N. 105 S. 209 Z. 26 v. unten f. *ex vocale* l. *ex vocali*, S. 215 Z. 16 v. u. f. *Lujinus* l. *Rufinus*, S. 216 Z. 22 v. o. f. *εξαιομοιων* l. *ἐξ αιομοιων*. N. 106 S. 221 Z. 5 v. o. f. *Vers nicht einmahl* l. *Vers, nicht etwa nur Einmahl*, Z. 6 v. u. f. I, 15. 16 l. 36, S. 222 Z. 30 v. u. f. *die* l. *dir*, Z. 20 v. u. f. 544 l. §. 44. Z. 6 v. u. f. *Es wird nothig seyn* l. *Es wird kaum nöthig seyn*, S. 223 Z. 3 f. *immer* l. *nimmer*. N. 107 S. 228 Z. 4 v. u. f. *auf die dactylischen* l. *auf die trochäischen, dactylischen*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JUNIUS, 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göschen: *Die neuesten Entdeckungen französischer Gelehrten in den gemeinnützigen Wissenschaften und Künsten.* etc. Von Dr. K. H. *Pfaff* und Dr. *Friedländer* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

X St. *October. Ueber Berthollets chemische Statik, und die in derselben aufgestellten neuen Ansichten der chemischen Actionen.* Die atomistische oder Corpusculartheorie ist bey ihm zum Grunde gelegt, und von der wechselseitigen Anziehung der kleinsten Theilchen hängen alle chemische Erscheinungen ab, welche man Verwandschaft nennt. Als Basis der ganzen Affinitätslehre stellt er auf, dass die Verwandschaft der verschiedenen Substanzen, durch welche sie eine Verbindung einzugehen suchen, im Verhältnisse der relativen Energie, welche sie in jeder Substanz hat, und der Quantität jeder Substanz, welche sich in der Sphäre der Wirksamkeit befindet, stehe. Die Cohäsionskraft bestimmt die Verbindung selbst von ungleichartigen Theilchen, und wird eben dadurch in manchen Fällen Zusammensetzungs-Verwandschaft. Im 2 Kap. handelt der Vf. von der Auflösung, im 3ten von der wechselseitigen Action der Substanzen, welche in Auflösung erhalten werden, und im 4ten von der Verbindung (*de la combinaison*). — *Physikalische Untersuchungen über die Frage: welches ist der Einfluss der Oxydation auf die Wirkung der electrischen Säule des Volta?* Von *Biot.* Dieser zeigt durch sehr lehrreiche Versuche, dass Volta's Meinung, man könne bey der Elektricitätsentwickelung der Oxydation nichts zuschreiben, irrig sey. — *Versuche mit dem sogenannten Gummi Kino.* Von *Vauquelin.* Man nennt dasselbe sehr uneigentlich Gummi, da es keine Eigenschaft des Gummis besitzt. Es besteht gröfstentheils aus Gerbestoff, und schlägt eine Auflösung des Eisens grün nieder, welche Farbe durch die Berührung der Luft ins Schwärzlichbraune übergeht. — *Beobachtungen über das Bleichen mit Dämpfen* von *Bose.* (Aus N. VIII des *Bullet. de la societé d'encouragement de l'industrie nationale*). Der Vf. sucht das Bleichen mit Dämpfen in einem verschlossenen Gefässe in Aufnahme zu bringen. Die dazu erfoderlichen Operationen, nämlich das Kochen in weicher Seife, das Bad in der oxygenirten Flüssigkeit, die Dampflauge, und das saure Bad werden sehr umständlich beschrieben. — *Eine Weise, Schornsteine zu bauen und zu modificiren, um sie in gewissen Fällen für's Rauchen zu sichern,* von *Piault.* (Aus derselben Nr. desselben Journales). Durch eine Scheidewand ist der Schornstein in zwey Hälften getheilet, so dass zwey Theile der Seitenmauer sich durch die Scheidewand in rechte Winkel, doch in einander entgegengesetzter Richtung vereinigen. Von welcher Seite nun auch die Sonne oder der Wind kommt, so ist die andere geschützt. Eine beygefügte Abbildung macht alles deutlicher. — *Robertsons physikalische und physiologische Beobachtungen auf seinen beiden von Hamburg aus unternommenen Luftreisen, nebst einigen Anmerkungen.* Hr. *Robertson* hat dem Hn. Prof. *Pfaff,* die ausführliche Beschreibung seiner am 18 Julius 1803 in Hamburg unternommenen Luftreise, welche er an die Petersburger Akademie der Wissenschaften gerichtet, mitgetheilt, von welcher das Wichtigste in diesem Journale ausgehoben ist. Die ganze Beschreibung ist so reich an wichtigen Beobachtungen, dass wir sie der Aufmerksamkeit unserer Leser bestens empfehlen. Die zu diesem Aufsatze gehörige Kupfertafel stellt ein Instrument vor, durch welches man die Verdünnung der Luft in höhern Gegenden messen kann. — Die Rubrik: *Medicinische Neuigkeiten,* liefert bloss die Heilung einer Wasserscheu durch den Galvanismus von *Rossi,* deren schon im vorigen Stücke Erwähnung geschehen. Sehr richtig fragt hiebey Hr. *Pfaff:* welchen Beweis hat man, dass der Hund wirklich wüthend, und dass der Kranke kein Betrüger war.

XI St. *November. Ueber Delucs neuesten Angriff der antiphlogistischen Theorie.* Hr. *Pfaff* liefert hier eine treffliche Kritik des kürzlich herausgekommenen Werkes von *J. A. Deluc: Introduction à la physique terrestre par les fluides expansibles, precedée de deux Memoires sur la nouvelle Theorie chymique, considerée sous differens points de vue, pour servir de suite et de développement aux Recherches sur les Modifications de l'Atmosphère* 2 Bände. gr. 8. Paris Jahr XI.) — *Fernere Untersuchungen und Verhandlungen französischer Gelehrten über die meteorischen Steinmassen.* Man findet hier einen gedrängten Auszug aus der sehr interessanten Reisebeschreibung des Herrn *Biots,* welche er in der Absicht machte, die Realität eines zu L'Aigle den 6ten Floreal des Jahres XI beobachteten Meteors zu bestätigen. Der Titel dieser Schrift ist: *Relation d'un Voyage fait dans le Departement de l'Orne, pour constater la réalité d'un meteore, observé à l'Aigle le 6 Floreal an XI* par *J. C. Biot.* — *Auszug aus einer Abhandlung des Bürgers Seguin über das fiebervertreibende Princip der Chinarinde.* Hr. S. glaubt aus

aus sehr hypothetischen Gründen, dafs die Gallerte in ihrem reinen Zustande ein besseres fiebervertreibendes Mittel als die China sey. In dem Correspondenzblatte dieses Heftes ist *Cuviers Abhandlung über die fossilen Thierknochen, die auf dem Montmartre gefunden worden*, äusserst interessant. Höchstwahrscheinlich sind die Knochen von einem Thiere, das zwischen Rhinoceros und Tapir gehört, und welches er *Planoterium* nennt. Im *Jardin des Plantes* hat man zu dem weiblichen Elephanten einen männlichen gesellt. *Descontils* hat in der Platina ein neues Metall entdeckt. Von *Condier* haben wir zwey neue Reisebeschreibungen zu erwarten, wovon die eine über Teneriffa, die andere über Auvergne handelt. — *Palladium, eine Verbindung von Platina und Queckfilber.* Chenerix war so glücklich, durch einen synthetischen Versuch zu beweisen, dafs das Palladium kein eignes Metall, sondern aus Platina und Queckfilber zusammengesetzt sey. — *Neuestes aus Paris vom 21sten October.* Vauquelin und Hauy behaupten, dafs Hn. Trommsdorfs neue *Aguft-Erde* nichts als phosphorsaurer Kalk sey. Das Brown-Röschlaubsche System hat in Paris ein neues Journal erhalten, welches den Titel hat: *Vraie Theorie medicale.*

XII St. December. Nebst einem Anhang. (Mit zwey Kupfern.) *Neueste Abhandlungen französischer Gelehrten, den Galvanismus betreffend.* Das Mefsidor-Stück vom Jahre XI. Nr. 139, des XLVIIsten Bandes 1 St. der *Annales de Chimie* enthält einen merkwürdigen Auffatz von *Biot*, in welchem er die Frage untersucht: Welches ist der Einflufs der Oxydation auf die durch die Voltaische Säule entwickelte Elektricität? Er bediente sich zu seinen Untersuchungen einer elektrischen Wage, als dem vielleicht einzigen Mittel, um so seine Untersuchungen mit der gehörigen Genauigkeit machen zu können. Seine Versuche lehrten ihn, dafs gleiche Säulen, die aber verschiedene feuchte Zwischenleiter haben, bey der einfachen Berührung des Condensators sehr verschiedene Quantitäten von Elektricität geben. Hiedurch wird also Voltas Meinung, dafs die ganze Wirkung der Säule blofs von der Elektricitäterregenden Kraft abhänge, und dafs man die feuchten Zwischenkörper als blofse Leiter ansehen müsse, widerlegt. Im Floreal-Hefte des *Journal de Physique* sucht *Lagrave* durch Versuche zu beweisen, dafs das durch das Wasser fortgeleitete galvanische und elektrische Fluidum, sich wie der Schall durch die athmosphärische Luft communiciren. Im Thermidor-Stücke vom Jahr XI lehrt derselbe ebenfalls durch Versuche, dafs die Wirksamkeit der Säule unter dem Wasser, was die Wasserzersetzung betrifft, gleichfalls im Verhältnisse der Plattenpaare zunehme. Im Prairial-Stücke desselben *Journal de Physique* liefert Hr. *Gautherot* Untersuchungen über die Ursachen, welche die Elektricität in dem galvanischen Apparate entwickeln. *Hallé* beschreibt im Mefsidor-Stücke des *Journ. de Physique* vom Jahre XI einen neuen Apparat des Bürgers *Allizeau*. In Nr. 34 der *Decade philosophique* trifft man einige galvanische Versuche von *J. L. Moreau de la Sarthe*, die dazu dienen sollen, einiges Licht über die vitalen Eigenschaften der Geschlechtsorgane in den Weibchen der Säugthiere, und über die eigenthümliche Art von Reitzbarkeit der willkührlichen Organe zu verbreiten. II. *Ueber Ritters neueste Entdeckungen, welche dem Nationalinstitute von Hn. D. Oerstedt mitgetheilt worden sind.* Diese lehren uns, dafs die chemischen und physiologischen Wirkungen der Elektricität sich vollkommen trennen lassen. III. *Notiz über die Feuerleiter des Hn. Regnier.* (Aus Nr. XI des *Bulletin de la Soc. d'ind. nation.* für das Jahr XI.) Man findet hier die Beschreibung einer Maschine, durch welche man Personen, die an einem Orte, wo Feuer ausgebrochen ist, sich befinden, retten kann. Die Maschine ist auf einer Kupfertafel abgebildet. — *Notiz über die Ursachen verschiedner Farben, die mehrere Platinasalze hervorbringen.* Der Bergwerks-Ingenieur *Collet-Descotils* glaubte sich durch viele Versuche berechtigt, das Metall, welches die Platinasalze roth farbt, als eine neue Substanz anzusehen. — *Abhandlung über das Geschlecht Laplysia, gewöhnlich Lepus marinus, Lievre marin, Giftkuttel genannt, über seine Anatomie und einige Species desselben.* Von *G. Cuvier*. Ein sehr schätzbarer Beytrag zur vergleichenden Anatomie, die jeder Naturforscher mit wahrer Belehrung durchlesen wird. — *Guytons neue Beobachtungen über den Nutzen der sauren Räucherungen.* Hier werden zwey neue Apparate beschrieben, vermittelst welchen man die Räucherungen mit Bequemlichkeit machen kann. — *Leichtes Mittel, die Verfälschungen ätherischer Oele mit Weingeist zu erkennen.* Wenn ätherische Oele mit Weingeist vermengt sind, so bringen sie mit Wasser vermischt keine Erhöhung der Temperatur hervor. — *Eigenthümliches Salz des Opiums.* Das Opium enthält eine eigne Substanz, die man nach Desrosnes Untersuchungen, das wesentliche Salz des Opiums nennen könnte. Unter den *naturhistorischen Neuigkeiten* zeichnen wir aus: *Mineralogische Beschreibung der natürlichen kohlensauren Talkerde von Castella-Monte.* Die Bestandtheile dieses mehr stein- als erdartigen Minerals sind in 100 Theilen 26,3 Talkerde, 14,2 Kieselerde, 46 Kohlensäure, 12 Wasser, eine Spur von Eisen, und 1,5 Verlust. — Ueber die *Pennatula Cynomorium (Alcyonium epipetrum Gm.)* und über die *Corallen* überhaupt. Von *Cuvier*. Die *Pennatula Cynomorium* ist nur ein einziges Thier mit mehrern Mundöffnungen und Mägen, aber mit einem einzigen Ernährungsgefäfsnetze.

Der *Anhang* enthält den *Entwurf einer Geschichte der Armen und Armenanstalten nebst einer Nachricht von dem jetzigen Zustande der Pariser Armenanstalten und Hospitäler insbesondere im November* 1803. von Hn. Dr. *Friedländer*. Diesen trefflichen Auffatz empfehlen wir der ganzen Aufmerksamkeit unsrer Leser, da er die vollständigsten Nachrichten über diesen Gegenstand liefert, welche wir seit mehrern Jahren erhalten haben.

Es ist sehr zu bedauern, dafs ein so vorzügliches, von so einsichtsvollen Männern so reich ausgestat-

gestattetes Journal so wenig Unterstützung des Publicums gefunden hat, dass, wie wir hören, dieser erste Jahrgang zugleich der letzte ist.

M. H.

Leipzig, b. Kummer: *Unterhaltungen mit gebildeten Frauenzimmern über die wichtigsten Gegenstände ihres Nachdenkens.* Ein Beytrag zur Handbibliothek derselben von *Friedr. Erdm. Aug. Heydenreich*, Pastor, Senior u. Conf. Ass. zu Merseburg. 1803. XII u. 454 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Schrift ist aus den Unterhaltungen entstanden, welche der Vf. mit gebildeteren Frauenzimmern vor ihrer Confirmation angestellt hatte. Um sie gemeinnütziger zu machen, hat er einige mit Erwachsenen beygefügt. Und so bestimmte er dieses Buch nicht nur seinen ehemaligen Schülerinnen, sondern auch jedem Frauenzimmer, für welches Wahrheit und Tugend ein hohes Interesse hat. Die Absicht des Hn. *H.* verdient Lob und seine Herzlichkeit Achtung; aber um den gebildeteren Theil des weiblichen Geschlechts zu einer höheren Stufe der moralischen Cultur zu erheben, dazu fehlt dem Buche noch viel. Denn sollte es das, so musste es selbst sich erhebend über das Gewöhnliche, tiefere Blicke in das weibliche Gemüth mit genauerer Kenntniss der feineren Lebensverhältnisse verbinden, und gründlichere Belehrung in geschmackvollerem Gewande geben. Hier bleibt es aber durchaus bey dem Allbekannten, und bey den Regeln für das gewöhnliche Leben, die einzeln anderwärts besser gesagt sind, wobey auch der Vf. öfters, und nicht zu seinem Vortheile, auf andere Schriften verweilet; und das alles ist in dem bekannten Ermahnungstone vorgetragen. Zum Belege wählt Rec. die Unterhaltung, welche von dem hohen Gesichtspunkte redet, aus dem junge Frauenzimmer die Sorge für ihr körperliches Wohl betrachten müssen. Dieser ist nun hier: das kostbare Gut der Gesundheit ist zu einem frohen Lebensgenuss höchst nöthig; unsere künftige Brauchbarkeit für die Welt ist genau damit verbunden; nur durch sie kann man die Pflichten einer Gattin, Mutter und Hausfrau ganz erfüllen; unsere Selbstzufriedenheit hängt sehr davon ab; auch fördert die Gesundheit unsere Tugend. Wie viel einfacher, höher und bestimmender der Gesichtspunkt dieser Pflicht nach den bisherigen Fortschritten der Moral gefasst werden konnte, fällt in die Augen; und wie unbestimmt und trüglich ist die letzte Behauptung! Hier wird denn die Ermahnung gegeben: „Vermeiden Sie alles (?), was Ihre Gesundheit zerrütten könnte! thun Sie alles (?), um dieselbe zu erhalten und zu stählen! Man sagt, dass die Sorge für das Wohlseyn des Körpers keine höhere Pflicht verletzen dürfe, diess ist allerdings wahr; aber der Tugendhafte, welcher mit *Weisheit* recht handelt" (aber in dieser Weisheit wollte ja das gute Mädchen hier von seinem Lehrer unterrichtet seyn) — „dürfte schwerlich, wenigstens selten, in die Lage kommen, in welcher er höhere Pflichten der Gesundheit aufzuopfern so versucht würde, dass nicht beides, die Erfüllung der höheren Pflicht und die Sorge für die Gesundheit, mit einander bestehen könnte." — Diese Oberflächlichkeit, sich auf höhere Pflichten da zu berufen, wo die Unterordnung zum Ganzen des moralischen Lebens im bestimmten Falle gelehrt werden sollte, hat freylich der Vf. mit dem grossen Haufen der Sittenlehrer für das Volk gemein. Doch muss Rec. ausdrücklich erinnern, dass er in einigen der letzten Unterhaltungen, worin der Vf. auch einmal eine fehlerhafte Beschaffenheit in seiner Schülerin voraussetzt, und männlicher spricht, eben darum mehr Interesse und Wirksamkeit findet. Auch die Unterhaltung über die Wahl in der Ehe zeichnet sich vortheilhaft aus.

Ein anderer Mangel liegt in der Anordnung des Ganzen. Hier ist durchaus kein Plan; weder ein wissenschaftlicher, der auch hier nicht gesucht wird, noch ein pädagogisch-asketischer, den jedes Erbauungsbuch haben sollte, noch ein ästhetischer, der in Schriften für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts nicht fehlen darf. Daher auch eine Menge Wiederholungen, statt dass vieles einleuchtender dastehen würde, wenn es unter einen Gesichtspunkt gefasst und folglich auch kürzer abgehandelt wäre. — Mit Recht ist Hr. *H.* der Meinung, dass die vielen Lesereyen nichts taugen; aber er giebt selbst seinen Schülerinnen so vieles und so ohne Auswahl zu lesen, und empfiehlt eine so bunte Menge von Büchern in Text und Noten, dass er dadurch zum mindesten nicht genugsame Kenntniss der jetzigen Culturstufe, worauf der gebildete Theil des weiblichen Geschlechts steht, darlegt. — Jedoch alle diese Rügen gelten einer ganzen Classe von Schriftstellern, auch von solchen, die man noch zu den besseren dieses Faches rechnen muss. Gerade für den gebildeten Theil des weiblichen Geschlechts ist die Bearbeitung der speciellen Moral das Schwerste, weil hier die kunstvollste Darstellung der zärtesten Verhältnisse des höheren moralischen Lebens gefodert wird.

Ngr.

Gotha, b. Ettinger: *Gothaischer Hofkalender zum Nutzen und Vergnügen* auf d. J. 1804. m. K. Ohne Inhaltsanzeige und eigentliche Kalendernachrichten 110 S. 12. (roh 20 gr., geb. 1 Rthlr., in Seide 1 Rthlr. 12 gr., in Maroquin 2 Rthlr., in Seide und gestickt 2 Rthlr. 12 gr.)

Noch immer rechtfertiget diess Taschenbuch durch den Inhalt die Aufschrift, indem es das Angenehme mit dem Nützlichen in lieblicher Vereinigung zu gatten weiss. Noch immer kann man es als das Organ betrachten, durch welches die Resultate gelehrter Forschungen in allgemeinern Umlauf gesetzt, und interessante Notizen aus grössern Werken der Länder- und Völker-, der Erd-, Himmels- und Alterthumskunde und der Naturwissenschaft unter einer Classe von Lesern verbreitet werden, die sie dort schwerlich zusammengesucht haben würde. Auch für dieses Jahr gewährt es eine vollständige Uebersicht, nicht blos der jetztlebenden Regentenfamilien Deutsch-

Deutschlands und Europens, sondern auch ihres diplomatischen Corps an auswärtigen Höfen; es bietet dem Beschauer, auf den Monatskupfern von *Senf, Kaiser, Thormeyer* gezeichnet, und von *Grünler* und *Bartel* gestochen, gelungene Ansichten alter und neuer, theils durch ihre Lage anziehender, theils durch die Geschichte merkwürdig gewordener Werke der Baukunst dar; es führt vor dem Leser die abgeschiedenen Tage der beiden letzten Jahre mit ihren merkwürdigsten Begebenheiten in einer gedrängten Chronik freundlich vorüber; es leitet ihn hin in die geheime Werkstätte der Natur, und zurück in die vielbesungenen Tage des Alterthums; es theilt ihm die fruchtbarsten Resultate der neuesten in Gotha angestellten astronomischen Berechnungen in vollständigen Tabellen mit, und stellt interessante Sitten und Gebräuche der Vorwelt und des Mittelalters in eine unterhaltende und lehrreiche Parallele mit den Gewohnheiten moderner Nationen. Niemand wird die Artikel: *Regenbogen, die Stierkämpfe ein Sieg des Alterthums über die Modernen, Beschreibung und Verfassung der Insel St. Domingo* u. s. m. ohne Interesse lesen, und niemand ohne Vergnügen auf den Ansichten von *Pillnitz*, der *Börse zu Lissabon* und des alten Schlosses *Marienburg* in Preussen (nach den kostbaren Blättern von *Frick* und *Gilly* ins Kleine gezeichnet) verweilen. Manchem Gelehrten wird auch der Grundriss der Sternwarte zu Seeberg ein willkommenes Geschenk seyn.

—p—

Frankfurt u. Leipzig: *Jancher, des Pachters Ernst Sohn.* Eine ländliche Familiengeschichte. 1804. 143 S. 8.

Der Gedanke, die Geschichte einer ländlichen Familie, und besonders eines gutgearteten Knaben, der in seiner schönsten Blüthe dahin welkte, zu erzählen, und dabey manche moralische und pädagogische Maxime anzubringen, war nicht übel; die gegenwärtige Ausführung dieses Gedanken aber läfst noch manches zu wünschen übrig. Es fehlt dem Erzähler nicht an allem Talent, aber desto mehr an der so nöthigen philosophischen und ästhetischen Bildung, die auch dem kleinsten Kunstwerke das Gepräge der Vollendung aufdrücken muss. Er scheint sich *Heinrich Stillingen* zum Muster gewählt zu haben, dessen Romane er auch am Ende dieses Schriftchens seinen Lesern empfiehlt; in Absicht auf religiöse Aufklärung steht er mit seinem Vorbilde so ziemlich auf einer Stufe, in Absicht auf Darstellung hingegen, steht er demselben offenbar nach. In Hinsicht auf Stil, Rechtschreibung und Wahl der Ausdrücke läfst der Vf. das Meiste zu wünschen übrig. Die Substantiven schreibt er nicht selten mit kleinen, und die Adjectiven mit grofsen Anfangsbuchstaben. Er schreibt: *warn's, voll Händeln*, eine Musik *anstehen, des* Välten *sein* Konrad, *das* Sprössling, st. *der* Sprössling, besonders *war dem so* an dem Kirchweihfeste etc. Das Wörtchen *vorab* ist eins seiner Lieblingswörter. Auch macht er das Wort *Ausheimische ad modum* des Wortes Einheimische. Er hat von einer „Maria aus *Magdala* gebürtig" gehört, und daraus macht er S. 43 eine weinende *Magdala* u. s. w.

Der Schluss des Schriftchens, welcher das allmähliche Hinwelken und den schönen Tod des hoffnungsvollen Christian erzählt, ist dem Vf. am besten gelungen, und Rec. hat ihn nicht ohne Rührung gelesen.

U.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Breslau*, b. Korn: *Wzory do Pisania W iezyku polskim francuskim i Lacińskim dla ukształcenia reki — Modeles d'Ecritures en Polonois, francois et latin, pour former la main.* 4 Bog. 4. (1 Rthlr.) Diese Bogen entsprechen der Absicht des Vf's; sie geben dem Schüler hinlängliche Beschäftigung, besonders demjenigen, welcher sich schon etwas mit den Regeln der Schönschreibekunst bekannt gemacht hat. Anfängern hingegen dürfte es schwer fallen, bald zum Zwecke zu gelangen. Die in Pohlnischer Sprache geschriebene Vorrede bezeugt den guten Willen des Verlegers, sich um die polnische Nation durch Herausgabe dieser Vorschriften verdient zu machen, und führt die Regeln an, die beym Schreiben zu beobachten sind. Die pohlnischen Blätter selbst liefern mehr englische als lateinische Schriftzüge, welche, da sie auch im Französisch-Schreiben, ihrer gefälligen Lage wegen, beliebt geworden, des Studiums werth sind. Die einzelnen Buchstaben sind gut, besonders sind die bezeichneten, oder gestrichenen ganz regelmäfsig, als ą Ą ę Ę ł Ł u. s. w. Aber der Pohle hat auch zusammengesetzte Buchstaben *cr, dr', dr', rz, sz, ch, ks, ks'*, und diese kommen nicht vor. Taf. 7 ist Z. 2 *zapach*, Z. 4 *niewydrze*, Z. 7 *może*, Z. 8 *zaginie* mit ʒ anstat z geschrieben; es ist dies eine unnöthige Aufnahme eines fremden Buchstaben. Eben so gewähren die französischen Blätter Interesse, und sind der Nachahmung werth, obwohl bey einigen dieser Lettern etwas mehr Druck in ihrer Stärke, nach Proportion ihrer Höhe, zu wünschen wäre. Die mehr stehenden als liegenden Buchstaben der letzten zwey Blätter sind, wie Rec. glaubt, hauptsächlich für die lateinische Schrift geeignet, und verdienen allen Beyfall. — Zu noch gröfserem Nutzen hätte es aber gereichen können, wenn diesem Hefte noch einige Alphabete von Initialbuchstaben, nach verschiedenen Lagen und Stellungen, bey deren Uebung besonders die für diese Schriftzeichen so nöthige Leichtigkeit der Hand erlangt wird, beygefügt worden wären.

Av.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Monatsregister

vom

Junius 1804.

I. Verzeichniss der im Monat Junius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

Ueber

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Junius.

Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Ankündigungen.

Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Pasteur

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Oeffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

